ARCHIV FÜR GESCHICHTE DES BUCHWESENS

Herausgegeben von der
Historischen Kommission des Börsenvereins
des Deutschen Buchhandels e.V.

Redaktion: Bertold Hack und Bernhard Wendt

Band I

Buchhändler-Vereinigung GmbH Frankfurt am Main

Die Mitglieder der Historischen Kommission des Börsenvereins:

Horst Kliemann, München, Vorsitzender

Dr. Annemarie Meiner, München

Dr. Josef Benzing, Mainz

Bernhard Wendt, Buch am Ammersee

Dr. Hans Widmann, Tübingen

DK 082 : 002(091)

Gesamtherstellung: Johannes Weisbecker, Frankfurt am Main

Klischees: Delta, Frankfurt am Main, und Riegger, Karlsruhe

Printed in Germany

Inhalt

Verzeichnis der Beiträge nach der Dezimal-Klassifikation

Zum neuen Archiv

Wenn wir mit der Herausgabe dieses neuen »Archivs für Geschichte des Buchwesens« beginnen, dann wollen wir zunächst etwas über ein älteres Unternehmen sagen, an das wir bewußt anknüpfen.

Am 8. April 1875 stellte Dr. Eduard Brockhaus an den Vorstand des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler den Antrag, eine »Geschichte des Deutschen Buchhandels« ins Leben zu rufen. In der Hauptversammlung des Börsenvereins wurde zu Cantate 1876 beschlossen, eine Kommission zu ernennen, die der nächsten Versammlung einen Plan zur Verwirklichung dieses Vorschlages vorlegen solle. Daraus entstand dann nach vielen Vorarbeiten und nach Überwindung vieler Schwierigkeiten die von Friedrich Kapp und Johann Goldfriedrich bearbeitete »Geschichte des Deutschen Buchhandels« (4 Bde. und 1 Registerband 1886–1923).

Schon für die ersten Verhandlungen machte August Schürmann den Vorschlag, zunächst ein »Archiv« zu gründen, um in diesem Material zu sammeln und größere monographische Arbeiten zu veröffentlichen. Am 4. Oktober 1876 beschloß die Kommission, dem Vorstand des Börsenvereins zu empfehlen, die Herausgabe dieses Archivs in Angriff zu nehmen.

In den Jahren 1878 bis 1898 erschienen dann im Verlag des Börsenvereins als »Neue Folge« der Publikationen des Börsenvereins 20 Bände des Archivs mit 5948 Seiten Text und einem abschließenden Register von 346 Seiten. Unter den zahlreichen Mitarbeitern finden wir so bedeutende Namen wie Heinr. Ed. Brockhaus, Konrad Burger, Oskar von Hase, K. Th. Heigel, Friedrich Kapp, Albrecht Kirchhoff, Karl Lohmeyer, Karl Stehlin, Wilhelm Stieda, Robert Voigtländer: Historiker wie historisch interessierte Buchhändler in schöner Arbeitsgemeinschaft. Nach dem ersten Weltkrieg wurde versucht, das Archiv fortzuführen. Es erschien zwar ein 21. Band (231 S.) im Jahre 1930, doch fiel dieser Plan der Ungunst der Zeit zum Opfer.

Dieses Archiv enthielt Materialien und Vorarbeiten zu der großen »Geschichte des Deutschen Buchhandels«, die von den Anfängen bis 1890 reicht. Man darf aber darauf hinweisen, daß zu vielen Einzelfragen die Fülle dieses Materials längst noch nicht ausgeschöpft ist.

Heute stehen wir vor einer ähnlichen Aufgabe wie 1875. Wir müssen uns ein Organ schaffen, das Materialien und Einzeluntersuchungen zur Geschichte des Buchhandels sammelt, wozu auch Untersuchungen gehören sollen, die für die künftige Geschichtsschreibung dokumentarischen Aussagewert über den Buchhandel unserer Zeit besitzen. Seit dem Erscheinen des 20. Bandes des alten Archivs sind zahlreiche buchhandelsgeschichtliche Arbeiten an sehr verstreuten Stellen veröffentlicht worden. Neues Quellenmaterial auch der älteren Zeit ist noch unerschlossen, vieles blieb ungedruckt, weil es keine Publikationsmöglichkeit gab.

Die Aufgaben des neuen »Archivs« werden weiter als früher gespannt sein. Eine Beschränkung auf den deutschen Buchhandel erscheint heute nicht mehr gerechtfertigt. Auch sollen Arbeiten aufgenommen werden, die über das Buch*handels*geschichtliche hinausgehen; die Geschichte des Buches, der Buchdruckerkunst, der Buchbinderei, der Schrift, des Papiers usw. werden berührt werden, wenn auch der Schwerpunkt bei der Geschichte des Buchhandels liegen soll.

Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels hat sich entschlossen, wieder eine Sammelstätte für alles buch- und buchhandelsgeschichtlich wertvolle Material zu schaffen. Er tut dies, um damit die Forschung anzuregen und in der Hoffnung, daß seine Bitte, ihm Untersuchungen wie Quellenmaterial zur Veröffentlichung zu geben, bei allen Forschern und Freunden des Buchwesens ein starkes Echo findet.

HISTORISCHE KOMMISSION

DES BÖRSENVEREINS DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS

Der Vorsitzende

Horst Kliemann

G. A. E. BOGENG

Der Bucheinband in seiner Entstehung und Fortbildung

EINE TECHNISCH-HISTORISCHE SKIZZE

INHALTSÜBERSICHT

I.

Unter »Buchform« versteht man die Anordnung einer längeren Bilderreihe, eines für seinen Einzelleser bestimmten längeren Schriftwerkes, welche in ihrer richtigen Abfolge sich über eine Anzahl von »Seiten« erstrecken. Im Unterschied von anderen bildlichen oder schriftlichen längeren Aufzeichnungen ist also das Buch als eine für seinen einzelnen jeweiligen Benutzer bestimmte Zweckform gekennzeichnet, die ihm noch ausreichend zwischen gewissen maximalen und minimalen Grenzen handhabbar und übersehbar bleiben soll: eben in der Buchseite als der Keimzelle aller Buchformen-Gestaltungen. Wie überall ist auch hier das Maß seiner Dinge der Mensch. Er muß die Buchform frei bewegen können, und er muß – was ausführlicher in den physiologischen und physio-psychologischen Beziehungen zu erläutern sein würde – das Bild, die Schriftzeilen, ohne seine Lage zu verändern noch visuell erfassen können. Woraus sich theoretisch die Berechenbarkeit der Seite ergibt. Der Praxis folgen die Theorien nach; durch bestimmte Bedürfnisse hervorgerufen, haben sich auch die Buchformen aus praktischen Erfahrungen und Erprobungen herausgebildet. Zuerst begnügte man sich mit der für den einmaligen Fall hinreichenden Lösung, weiterhin technisierten sich durch andauernden Gebrauch solche Lösungen, das heißt, sie wurden bestimmten Zweckerfüllungen bewußt zugerichtet; schließlich faßten die Betrachtungsweisen der Theorie Erreichtes und für erreichbar Gehaltenes zusammen, nachdem die Zwecke sich immer mehr differenziert, die genügenden Zweckerfüllungen sich immer mehr spezialisiert hatten. Will man in starken Verkürzungen ein bibliotechnisches Kapitel historisch skizzieren, so ist vorweg daran zu erinnern, daß die einfachen Grundformen sich mannigfach durch die Vielfältigkeit von nicht allzu selten sich durchkreuzenden Aufgaben und Lösungen aufgeteilt haben.

Die Ausformungen der Buchseiten zum »Buch« sind in zwei nebeneinander verlaufenden, hernach auseinanderführenden Richtungen vor sich gegangen, welche sich vereinfacht als die der eingebundenen und die der einbandlosen Bücher kennzeichnen lassen. Damit ist dann nicht allein ein bibliotechnisches Konstruktionsprinzip bezeichnet, vielmehr sind es zwei, weil miteinander unvereinbar deshalb einander ausschließende Zweckformen, die sich ihrerseits jede für sich verzweigten. Die

materielle Grundform der Seite ist das Blatt, ein hinreichend biegsames, trotzdem festes, leichtes, natürliches oder künstliches Gebilde, das doppelseitig benutzt werden kann. Konstruktionstechnik und Materialtechnik verflechten sich miteinander. Nicht allein das Blatt muß bestimmte erwünschte Eigenschaften haben, es müssen sich auch bestimmte Erfordernisse für seine Verwendbarkeit und für die es verarbeitenden Werkzeuge ergeben, z.B. für Farbschriften oder für Ritzschriften. Schon dieser eine Umstand wirkte auf die Ausbildung der Buchformen ein, und mancher andere wäre noch zu erwähnen.

Die primitiven Buchformen hatten manche Nachteile; sie ließen mancherlei Vorzüge vermissen, den des dauernden Verbleibens der Seiten in einer bestimmten Reihenfolge etwa durch Verfestigung der Einzelblätter, so daß die Blätter sich ineinander zusammengefaßt hielten, gleichviel wie man sie aufbewahrte oder handhabte. Damit war dann aber auch das Einzelblatt aus seiner ein für allemal fertigen Bindung nicht mehr zu entfernen, auszuwechseln, durch andere Einzelblätter zu ergänzen oder zu ersetzen. Wer das wollte, der mußte auf Bindungen für seine Lose-Blatt-Buchformen verzichten und sich für deren Aufbewahrung mit festen Kästen oder leichten Umschlagumhüllungen zufriedengeben, aus denen er sie für jedesmaligen Gebrauch auszupacken, danach wieder einzupacken hatte. Eine Unbequemlichkeit, die man durch mehr oder minder brauchbare Verschlüsse der Aufbewahrungsformen, nicht der Buchformen selbst, zu beseitigen suchte, wofür moderne Buchnebenformen Beispiele geben (wie die der Briefordner, der Kartothekkarten und andere), ebenso wie in frühen Zeiten solcher Buchgestaltungen die Scharniere der durch ihre Naturformate begrenzten indischen Baumblatt- oder chinesischen Bambustäfelchen-Bücher, beide ursprünglich nicht für Farbschriften, sondern für Ritzschriften verwertet, beide nicht in einem Buchganzen verwachsene Bücher, und beide nicht beliebig für längere schriftliche Aufzeichnungen auszudehnen, wie die für solche längeren Texte immer unbequemer werdende Gewebe-, Leder-, Pergament-, Papyrusrolle.

Anscheinend ist in China als Bemal- und Beschreibstoff das Pergament ungenutzt geblieben, obschon Eselspergament bekannt war und für Dekorationen und Figuren des Schattenspieles verwertet und sogar seine Transparenz ausgewertet worden ist, um farbig getönte Schattenbilder zu erzeugen, indem man die Dekorationen und Figuren in teilweiser Durchbruchsarbeit durchsichtig kolorierte. Man hat sich also eindringlich genug auch mit diesem Material befaßt und es erprobt, um seine Vorzüge zu erkennen. Das chinesische volkstümliche Schattenspiel ist sehr alt, genaue, gesicherte Zeitbestimmungen sind nicht zu geben. Immerhin war es nicht in rohen Anfängen steckengeblieben, ein noch erhaltenes Schattenspiel aus kaiserlichem Besitz besteht aus rund 3000 Teilstücken. Damit ist wenigstens andeutend eine chronologisch-genetische Problematik der Ausbildung eines Schrift- und Buchwesens, der Buchformgestaltung und der Entstehung von Einbindebehelfen berührt. Bedürfnisse des behördlichen und kaufmännischen schriftlichen Verkehrs erwecken das Verlangen nach einer verregelmäßigten Ausformung, die in die Formung des eigentlichen Buches literarischen Charakters hinüberführt. In China ist deutlich noch die eine Fortbildungsrichtung aus der Epigraphik verfolgbar, verschwommen die in den chinesischen Quellennachrichten betonte aus der Geweberolle. Jedenfalls ist das Eindringen der buddhistischen Tempelliteratur für die Reformen oder doch die Regulierungen des chinesischen Buchwesens wichtig geworden, wie es ja auch die ersten mißglückenden Versuche einer Alphabetisierung der chinesischen Schriftsprache veranlaßt hatte.

Die chinesische kostspielige Seidenrolle verweist durch die Schriftseitenfolge noch auf ihre Herkunft aus dem schwergewichtigen Stäbchenbündel, sie bildet ein auseinandergelegtes Stäbchen ab, auf ihr folgen auch die einzelnen, voneinander durch Striche getrennten Wortzeichen von oben nach unten, von rechts nach links in der Zeilenrichtung; so ist sie Vorbild und Vorläufer der gefalzten und gehefteten, wie auch der einseitig beschrifteten chinesischen klassischen Papierbuchform geworden. Erst ein geeigneter Beschreibstoff brachte diese Buchform zustande, die das Format des Blattes und das der Seite hinreichend kongruent werden ließ, was für die Buchhandhabung wichtig ist und bei der europäischen Buchformausgestaltung für die Raumausnutzung durch doppelseitige Beschriftung des Blattes noch wichtiger werden sollte. Es ist für ein menschliches Gerät nicht gleichgültig, ob seine Benutzung beide Hände beansprucht oder nur eine oder keine Hand, wie es denn heute noch zu den Anforderungen an einen Einband gehört, daß er das aufgeschlagene Buch (auf einer entsprechenden Unterlage) gut auflegbar macht. Die beim Lesen auf- und zuzurollende Rollenform ist mit beiden Händen festzuhalten oder aber – wie etwa eine Bilderrolle im Hochformat – aufzuhängen. Allmählich ist die Altform der Rolle einer anderen sich neu einführenden chinesichen Buchform gewichen und nur für die kaiserlichen Edikte bis zum Ende der Kaiserzeit beibehalten worden. Einbandvorrichtungen hatte sie nicht erforderlich gemacht, man steckte sie einfach in eine andere Rolle, ursprünglich in ein Bambusrohr, wie jetzt noch in Lolo in Südchina, später in ein Starkpapier-Rollenfutteral. Wenn auch das Bambustäfelchen-Buch in der Hochrichtung nicht unangemessen die chinesische Schriftzeile vorzeichnete, so hatte es doch wie alle Buchformen aus einem dicken, schweren, unbiegsamen Beschreibstoff den Nachteil, daß ein Buchbündel nicht allzuviele dieser steifen »Blätter« umfassen konnte. Bei Tafelbüchern, die nicht mit Wortzeichen, sondern alphabetisch, mit der Einzellautschrift geschrieben wurden, würde noch hinzugekommen sein, daß für sie die lange Querzeile zwangsläufig werden mußte, um die allzu vielen Trennungen, Unterbrechungen auf einer zu schmalen Schriftzeile zu vermeiden. Mit den Erfindungen, die schließlich auch den Bambus in ein Papierfabrikat umwandelten, mit dem Kamelhaarpinsel und der Tusche, die der chinesischen Schriftzeichnung die ihrem Charakter gemäßen Werkzeuge schufen und mit dem Holzschnitt eine ihm adäquate Reproduktionstechnik, konnte sich das chinesische Buchwesen frei entfalten, in dem sich um die Jahrtausendwende, in der Zeit der Sung-Dynastie (951-1276), die Metamorphose der Rollenform in die durch Einzelblattbindungen, Heftungen erzielte Buchform vollzogen hatte. Die Datierung dieses allmählichen Vorganges ist etwa ein Halbjahrtausend früher anzusetzen: die erste Nachricht vom Druck umfangreicherer Schriftwerke ist unter dem

Jahre 594 verzeichnet, in dem auf kaiserlichen Befehl eine Anzahl umfangreicherer Werke in Holz geschnitten und gedruckt werden sollten; danach muß das Verfahren schon früher verwertet worden sein; älteste erhaltene Holzschnittbücher stammen ungefähr aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts, bald danach ist das Verfahren auch in Korea und Japan ausgeübt worden. Das älteste erhaltene japanische Holzschnitt-Druckblatt, eine buddhistische Gebetsformel, datiert 770.

Das offizielle Datum der Papiererfindung reicht bis 105 zurück, in welchem Jahr ein hochgestellter Beamter, Tsai Lun, nach den amtlichen Han-Annalen dem Kaiser Ho Ti vermelden durfte, daß er dessen Auftrag erfüllt habe, einen zweckmäßigen Beschreibstoff herzustellen. Er hatte als Rohstoff für den neuen Werkstoff auf Maulbeerbaumrinden, die Lumpen von Schreibgeweben, die Hanfabfälle, wie sie in der Netz- und Seilmacherei übrigblieben, zurückgegriffen, also nicht auf einen einzigen Rohstoff. Vermutlich wird das wahrscheinlich aus der Filzwalkerei abgeleitete neue Verfahren des Papierschöpfens erst nach geraumer Zeit sich so weit vervollkommnet haben, daß es dem Buchwesen hinreichende Papierqualitäten zu gleichbleibenden Preisen in ausreichenden Mengen zuführte – ein sehr beachtenswerter und im Hinblick auf die folgenden Ausführungen nicht unerheblicher Umstand. Chronologische Vergleichungen verweisen darauf, daß ungefähr gleichzeitig unabhängig voneinander die für die Buchformfragen wichtigen Lösungsversuche der Einbindefrage in China und in den Übergangszeiten zum europäischen Mittelalter eingesetzt haben werden, als für die erstrebte Buchform konstruktionstechnisch besonders brauchbare Materialien zur allgemeineren Anwendung gelangten, dort das Papier, hier das Pergament.

Ein Gewebe ist zu weich, um scharfkantig umbrochen zu werden, das dünne und zähe chinesische und japanische Papier aber ließ sich so falten, falzen und damit die Papierrolle unter den mancherlei Falzmöglichkeiten in die Form bringen, die nach der meistangewendeten deutschen Bezeichnung seit dem 19. Jahrhundert unter dem Namen »Leporello-Album« bekannt ist; der deutsche Buchbinder nennt sie die des Zickzack-Buches. Sie bleibt noch die eines langen, zusammenhängenden Streifens, dessen Hochformat sich durch Falzen auf ein handliches, umzublätterndes Querformat bringen läßt und in dem sich eine andere Buch-Hauptfalzform bereits vorzeichnet: wenn man ein Einzelstück als Blatt ausschneidet und als Doppelblatt faltet, kann man vier im Falzbruch zusammenhängende Seiten erhalten, eine Falzlage. An und für sich wäre auch das Leporello-Album nach dem Umkehren des Buches doppelseitig zu beschriften gewesen und ist derart auch in Ostasien verwertet worden, um z.B. in einer Laufrichtung des Streifens Text, in der anderen Bilder zu drucken. In diese Querform gebracht, war die Rolle für den Übergang von ihrer Vorder- zu ihrer Rückseite und umgekehrt immerhin etwas wendiger gemacht. Indessen blieb der Nachteil, daß sie leicht aus der Form geriet und auseinanderfiel; sie dürfte eine spätere Sonderform insbesondere des japanischen Bilderbuches, nicht aber die Vorform des chinesischen Papierbuches geworden sein, das von der Doppelblatt-Faltung des Einzelblattes ausging, jedoch die beiderseitige Beschriftung nicht ausnutzte. Wenn auch die ältesten Papierfabrikate noch sehr unvollkommen gewesen sein mögen, so sind doch die Jahrhunderte nach dem Erfindungsdatum produzierten Papiere aus zentralasiatischen Funden ausreichend dünn und undurchsichtig genug, um sie beiderseitig mit Farbe zu beschriften. Mag auch die Macht der Gewohnheit zunächst noch auf die Beibehaltung der einseitigen Beschriftung eingewirkt haben: ausschlaggebend dürfte für sie weiterhin die durch das Anreiben der Holzstöcke (ohne Presse) scharfe Ausprägung der Holzstöcke auf der Rückseite des Blattes gewesen sein, die bei doppelseitigem Druck durch den Gegendruck ein schmutziges, unklares Schriftseitenbild verursacht haben würde. Einseitig bedruckte Blätter – »Schimmeldrucke« in unserer Buchdruckersprache – ergeben, wenn sie zum Doppelblatt gefalzt und diese Blätter zu Lagen aufeinandergeschichtet werden, um sie dann am Falzbruch zusammenzuheften, eine Seitenfolge, in der eine bedruckte mit zwei unbedruckten wechselt. Dem wurde abgeholfen, indem man die Bruchfalte des Doppelblattes zum Vorderschnitt machte, ihn, auf die Ausnutzung der leeren Seiten verzichtend, geschlossen hielt und seine offenen Enden dem Rücken zukehrte, die eine durch ihn geknüpfte Schnur schloß und zusammenhielt, ein Verfahren, das in der deutschen Buchbindersprache Blockbuchheftung heißt; der gesamte Buchblock ist einmalig mit einer Faden- oder Schnurzunge durchgeheftet. So bildete sich mit geringfügigen technischen Verbesserungen ein durch Lagenheftung hervorgerufener chinesischer Buchblockverschluß aus und verharrte in diesem Stande teilweise auch nach der europäischen Technisierung des chinesischen Buchwesens; vom europäischen Standpunkt aus gesehen müßte man von einer »Broschur« sprechen. Unsere moderne Verlagsbroschur ist allerdings, chronologisch-historisch gekennzeichnet, eher die Rückbildung vereinfachter und verschlechterter Bindeverfahren und günstigenfalls die Vorform einer eigentlichen Einbandherstellung. Den Bezeichnungen chinesischer Buchformen, die hier nicht ausführlich berücksichtigt werden können, entsprechen die sino-japanischen Einteilungen in Rollen-, Falt- und Klebebücher.

Dieses chinesische »Schmetterlingsbuch« – mit einem seiner chinesischen Namen bezeichnet – gleicht aufgeschlagen einem Schmetterling, dessen Körper aus den durch einfache in ihn eingelassene in vertikaler Richtung geführten Verknotungen, Verschnürungen besteht, die einen vierkantigen, rückenartigen Wulst bilden. Einen Bandschutz braucht es nicht, und nach seinem geringen Umfange ist es ein dünnes Heft ohne Umschlag. Wie man wohl gelegentlich ein Zwischenblatt zwischen ein zu durchscheinendes Doppelblatt einschob, so hat man sich auch damit beholfen gehabt, daß man mehrere Anfangs- und Schlußblätter zu einer Pappe zusammenklebte, sie mit Gewebe überzog oder ihnen Holzdeckel anklebte, die mit Gewebe überzogen wurden. Von der losen Aufbewahrungsweise der Schriftstücke in einem Kasten, wie sie die Holzkisten der Loulan-Funde zeigen, gelangte man zu einer äußerlichen Betonung der Buchwerk-Einheit, man legte ein aus mehreren Heften bestehendes Werk zwischen zwei mit Bandstreifendurchzug versehene Deckel, die es gestatteten, ihre Entfernung voneinander jedem Umfang anzupassen. Sie sind schließlich schon in der Sung-Zeit (960-1276) zu der Spezial-Futteral-Konstruktion mit blauem Papierüberzug und einem beinernen einfachen kleinen Riegelverschluß vereinheitlicht worden als

nicht mehr dem Einband selbst angehörende Hilfsmittel zur Aufbewahrung und Ordnung der Bücher – die chinesischen wurden aufeinandergeschichtet –; der Einband soll ja überall, wo größere Büchermengen raumsparend unterzubringen sind, die Ordnung zweckmäßig erleichtern und ermöglichen. Bedingt durch die nächste Verwandtschaft der Bild- und Schriftzeichnung, gehört das langsam und leise gelesene chinesische Buch der visuellen Sphäre an, das Aussehen seiner Buchseite ist auf die volle optische Wirkung eingestellt, es konzentriert so auf sich selbst seinen selbständigen ästhetischen Eigenwert, im Dienst der Schrifthochsprache gewinnt es seine literarischen Stilisierungen.

Im Gegensatz hierzu trat das Buchwerk der griechisch-römischen Kultur in der auditiven Sphäre in seine literarische Erscheinung, wurde laut gelesen oder vorgelesen und war für die rhetorisch Gebildeten auf seine akustischen Wirkungen eingestellt. Als ein Vermittler solcher Wirkungen fand sein eigenes Aussehen nur geringere, sekundäre Beachtung, wie etwa die unserer Rundfunkgeräte. Das geredete Buch verlangte eine andere Anlage als das für sich vom Einzelleser gehandhabte, und es entbehrte noch der vielen Vorzüge, die auszuwerten der Übergang von der Rollenform in die des Blätterbuches zuließ, sobald erst einmal die Bindung loser Blätter zu einer konventionellen Gebrauchsform sich verdichtet hatte.

II.

Konstruktionsprinzipien gehen von den Zweckformen und deren Zweckerfüllungen aus; sie werden mitbedingt vom hierfür brauchbaren Material, das in sich gleichbleibenden Güten und Mengen, hinreichend billig und auch günstig verarbeitbar vorhanden sein soll. In den Jahrhunderten, in denen im ostasiatischen Raum Schrift- und Buchwesen sich vereinfachten, vereinheitlichten, verwirtschaftlichten und im mundartlich zerspaltenen chinesischen Reiche den kulturellen Zusammenhalt des geistigen Güterverkehrs sicherten, den die nun typisierte, gemeingültig gewordene Buchform trug, ging eine solche gemeingültig gewesene Buchform, die Rolle, im Verlauf der Umgestaltungen des antiken griechisch-römischen Buchwesens in das aus ihm herauswachsende europäische verloren. In China hatte die Papiererfindung die neue Buchform ausgelöst und ermöglicht. Dank dieser Erfindung gelangte sie auf eine erste Übergangsstufe auf dem Wege zur Bindung durch Falzen und Heften, auf der sie verblieb: die Stufe der »Broschüre«, bei der umfangreichere Werke – unseren »Lieferungen« vergleichbar – zerlegt werden mußten. Die äußere Vereinigung des Buchkörpers mit seiner Seele, dem Inhalt des Schriftwerks, durch ein konstruktionstechnisch entwickeltes Einbindeverfahren war noch nicht erreicht. Die Vorteile, die sich durch diese Vereinigung für den Buchgebrauch gewinnen lassen, fehlen so lange, wie Buchgehalt und Buchgestalt noch auseinanderklaffen. Solange ein literarisches Buchwerk ein beliebig teilbares Ganzes ist, bleibt die Buchform unvollendet.

Im alten griechisch-römischen Buchwesen wurde das ägyptische Papyrusfabrikat – ein Importartikel – der vom Buchgewerbe-Buchhandel verarbeitete Werkstoff. Gleichviel, von woher die Aneignung des Alphabetes für die griechische Schrift erfolgte, das Papyrusfabrikat war aus Ägypten zu beschaffen gewesen, und sein geregelter Vertrieb war schließlich in Rom bis zu einem Groß- und Kleinhandel mit allerlei Schreib- und Packpapyrussorten gediehen, nachdem sich das ägyptische agrarische Papyrusmonopol – der Anbau der Papyruspflanze – zu einer für den Fiskus ergiebigen Einnahmequelle des Staatsmonopols erweitert hatte, die dann noch auf das Gebiet der Stempelsteuer (mit dem »Protokoll«) hinübergeleitet wurde. Der Fiskus hatte kein Interesse daran, Bestrebungen zu fördern, die den von ihm kontrollierten Papyrusverkauf durch einen anderen Beschreibstoff zu ersetzen wünschten.

Die übliche Buchform für die Veröffentlichung literarischer Produkte war auch in Rom die Rolle geblieben; man hatte sie in Griechenland dem ägyptischen Vorbild nicht zu entlehnen brauchen, denn die Lederrolle war überall im antiken Orient bekannt gewesen und dürfte als das Gebrauchsübliche auch für die ägyptische Papyrusrolle ursprünglich vorbildlich gewesen sein. Ungeachtet aller ihrer Mängel war sie als der uniforme Typ des Buches in der Mittelmeerregion zu internationaler Geltung gelangt. Die Rolle war raumsparend aufzubewahren, das Convolut schützte mit seiner unbeschriebenen Rückseite die beschriftete Vorderseite, sie war leicht zu transportieren und genügte deshalb Bedürfnissen, die sich bei einem allgemeinen Buchgebrauch von selbst ergeben.

Aber die Unzulänglichkeit der Rollenform für längere im festbleibenden Zusammenhange zu haltende schriftliche Aufzeichnungen ist »handgreiflich«; sie ist allein als Längsrolle im Querformat zu verlängern, ihre beliebige Vergrößerung im Hochformat ist schon dadurch verhindert, daß sie, sofern sie aus schmiegsamen, weichen Werkstoffen besteht, von beiden Händen gehalten nicht in dieser Hochform bleibt, sondern von oben nach unten umschlägt. Die Unzuträglichkeiten, die sich aus der immer schwerfälliger werdenden Handhabung einer allzulangen Rolle ergaben, ließen sich allein dadurch – obschon nicht völlig – beheben, daß sie einseitig beschriftet und als Einzelrolle nicht allzulang angefertigt wurde. In beiden Fällen versagte sich durch diese Verkürzungen der Beschreibfläche die Rollenform bibliotechnisch einer weiten Ausdehnung des Textes; man mußte ihn durch Einteilungen den üblichen Rollenlängen anpassen und insoweit literarisch stilisieren. An sich war das Papyrusfabrikat beiderseitig beschriftbar gewesen, und während man die Lederrolle nicht scharfkantig umbrechen konnte, so daß sie dauernd diese ihre Falzung beibehielt, konnte man ein frisches, gutes Papyrusfabrikat – allerdings nur sehr eingeschränkt – umbrechen. Im alltäglichen schriftlichen Verkehr der römischen Kaiserzeit schnitt man sich aus der Papyrus-Fabrikrolle ein Stück in gewünschter Länge ab, legte es wohl auch als Doppelblatt gefalzt in das Diptychon, in die für Ritzschrift bestimmte Holztafel mit Wachsüberzug, um außer dem »Notizbuch« einen Beschreibstoff für Farbstift mit sich zu führen (obschon nicht Farbstifte, die sich für das Papyrusblatt geeignet hätten, möglicherweise aber einige Rohrfedern und Federhalter in einem Stück [Calami], doch keine Schreibfarbe [Tinte]). Hier wird die Aufspaltung des antiken Schreibwesens in die Meißel- und Ritzschriften und die Farbschriften, denen auch die Buchschriften zugehörten, als dessen einheitliche Entwicklung hemmend, an einem Beispiel ersichtlich.

Ein Codexmodell hatte man also tagtäglich vor Augen. Aber das Polyptychon mit seinen an Scharnieren beweglichen starken Deckeln war doch nicht viel mehr als ein Wegweiser zur Codex-Gestaltung, allein schon das dicke und schwere Material (Holz- oder Elfenbeintafel) verbot jede Formatgrößen- und Umfangvermehrung. Dagegen war der Zuschnitt von Papyrus — oder nach deren Bekanntwerden auch Pergamentblättern – einfach genug zu regeln: Schichtete man diese als Doppelblätter gefalzt aufeinander oder steckte sie ineinander, so sah man den noch unfertigen Codex vor sich, für den noch das Verfestigungsverfahren zu erfinden und zu erproben war, das wir heute als das buchbinderische Grundverfahren die Heftung nennen. Es war ja naheliegend genug gewesen, Versuche mit Nadel und Zwirn anzustellen, die erwiesen hätten, daß es so einfach mit dem Aneinandernähen von Heftlagen nicht ging, um aus ihnen ein Blockgebilde herzustellen, das als Buchform mannigfache neue Vorzüge bot. Rückblickend im genetischen, vereinfachten Schema gesehen, war nichts weiter nötig, als Papyrus oder Pergamentlagen miteinander zu verknüpfen und ihnen kräftige Deckel anzubinden. Eine naive Ansicht, die mit ihren Beschreibungen komplizierte Techniken jedes Buchbinderei-Lehrbuches unserer Gegenwart widerlegt.

Von den ersten Schritten auf dem Wege zur Ausbildung des Codex, der europäischen modernen Buchform, bis zum Erreichen ihrer ersten Ziele war eine jahrhundertelange Strecke zurückzulegen, wobei allerdings nicht allein bibliotechnisch-praktische Hemmungen die restlose Verwirklichung des Codex-Konstruktionsprinzips aufhielten. Nicht nur die Außenform des Buches, auch seine literarische Binnenform war umzudenken. Der Leser rollte die Papyrusrolle so weit auf, daß er von den eng aneinanderschließenden Kolumnen nur die eine Schriftseite vor sich sah. Diese Anschauung der Schriftseite und die Folgerung daraus, die Schriftseitenteile als solche aus der Rolle auszuschneiden, mußte noch deutlicher erkennbar sich abzeichnen, wenn man die auf Pergamentrollen gemalten Bilderreihen besah, gewissermaßen die Bildanhänge, die Bilderwerk-Ergänzungen der Papyrus-Schriftrollen. Doch nicht, daß sich Textillustrationen in die Papyrusrolle schlecht einzeichnen ließen, hat diese Trennung veranlaßt, vielmehr der Gang der Abschrift-Auflagen-Herstellung und vor allem der Gebrauch der Schriftrolle lediglich als Mittel, sie sich selbst laut vorzulesen oder durch einen anderen vorlesen zu lassen. Es fehlte noch die allgemeine konventionelle optische Einstellung der Schriftrolle.

In der römischen Kaiserzeit war auch das Pergament als ein vorzüglich geeigneter Beschreibstoff genutzt. Der Rohstoff, die nicht gegerbte, sondern nach einem anderen Verfahren verwendungsfertig hergerichtete tierische Haut — vorzugsweise die der Schafe und Ziegen, deren Jungtiere die feinsten Pergamente gewinnen ließen, die der Esel, Rinder, Schweine nur grobe — war nichts Unbekanntes, und die Pergament-Fabrikation hat spätestens im zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung begonnen, als, wie der ältere Plinius nach Varro berichtet, König Eumenes von Pergamon zum Ersatz für Papyrus-Schriftrollen Rollen aus Pergament anfertigen ließ; vermutlich war dieser Eumenes der zweite seines Namens gewesen, der 197–182 regierte. Das Wort — pergamene — taucht freilich für uns zuerst im Diokletian-Edikt von 301 auf; die im 20. Jahrhundert entdeckten spärlichen antiken beschrifteten Pergamentfragmente sind sämtlich Urkunden, und das älteste aus dem Dura-Fund im oberen Euphrat-Gebiet datiert 190–189 vor unserer Zeitrechnung. Auch ohne die Entfernung des Fundortes von Pergamon in Betracht zu ziehen, beweisen diese Dokumente, daß Pergament jedenfalls schon vor der Regierungszeit des zweiten Eumenes bekannt war und als Beschreibstoff verwendet worden ist, und der König könnte es als Ersatzstoff beim Ausbleiben des ägyptischen Papyrusimportes für reguläre Buchrollen verwertet haben, wie es nach mehreren Jahrhunderten noch einmal aus gleicher Veranlassung dazu verhelfen sollte, den früher üblichen Beschreibstoff – diesmal jedoch in der neuen Buchform des Codex — durch einen anderen zu ersetzen. (Wenn ein ägyptischer Text aus dem 7. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung richtig interpretiert worden ist, würde schon damals in Ägypten ein der Pergamentherstellung ähnliches Verfahren bekannt gewesen und dieses Pergament als schwingende Membran eines metallenen Musikinstrumentes verwendet worden sein.)

Ungewißheit über die Benutzung des Pergaments als Beschreibstoff in der römischen Kaiserzeit besteht aber darüber, ob die Römer auch für das Buch ihrer Literatur den Pergament-Codex verwendet haben und ob er vielleicht dem Papyrus-Codex vorangegangen ist. Man hat — kaum mit Recht — einige Martial-Verse dahin auslegen wollen, daß der Dichter Luxus-Miniatur-Codices erwähnt habe, doch ist hier eher zu mutmaßen, daß lediglich einige wenige leicht aneinandergeheftete Pergamentblättchen gemeint gewesen sein werden, beschrieben mit kurzen epigraphisch-epigrammatischen Texten, wie man sie unter den Saturnalien-Festgaben zu verteilen pflegte. Umfangreiche Werke werden in dieser einfachen Bindeweise als Codex nicht herzustellen gewesen sein. Dagegen haben die antiken Autoren, wie es auch die modernen tun, für ihre mit Farbschrift gemachten Notizen, Skizzen, Handzettel, Vorarbeiten, ihre pugillaria und tabellae, Pergament-Einzelblätter gebraucht, die sich bequem umordnen, umschnüren, in Kästen aufbewahren ließen, und nach denen dann die endgültige Werkfassung in die übliche Rollenform umgeschrieben wurde. Der jüngere Plinius berichtet von seinem Onkel, der sogar im schüttelnden Reisewagen diktierte, exzerpierte und schrieb, daß er eine große Anzahl solcher Notizen hinterließ, für die Pergament sich besser als Papyrus eignete.

Papyrus und Pergament sind heute noch unmittelbar zu vergleichen. Beide haben ein Naturformat, das beim Papyrus durch Klebungen vergrößert wurde, beim Pergament für Buchgrößen ausreicht. Ebenso wie ein Papierbogen läßt sich ein großes Pergamentblatt in horizontaler und vertikaler Richtung falten, und wenn es gefaltet wird, erhalten in den Falzformaten — Folio 4 Seiten, Quart 8 Seiten, Oktav 16 Seiten usw. — die durch sie aufgeteilte Vorder- und Rückseite als geteilte, verkleinerte Buchseiten eine verschieden wechselnde Lage zueinander, worauf noch ausführlicher zurückzukommen sein wird. Dagegen war ein Papyrusblatt nur in einer Richtung zu falten und nicht mehrfach, weil es dann absplitterte oder zerriß. Dementsprechend ließ sich das Papyrusblatt nur zum Doppelblatt einmal mit dem Faltbruch in der Blattmitte und in der Hochrichtung falzen, wenn man aus einer hinreichenden Anzahl Doppelblatt-Lagen einen Buchblock formen wollte; — die Papyri-Codices

verharrten, als Falzformate gekennzeichnet, im »Folio«-Format. Oder anders gesagt, wenn man, von diesen Doppelblättern ausgehend, sie zusammenzuheften gedachte, konnte man entweder die Blätter aufeinanderschichten oder sie ineinanderstecken. Beides ist versucht worden und erwies sich als untunlich. Die Rolle war ein ungeteiltes Ganzes, von vornherein in ihrem Umfange ausmeßbares und so für die Zeilenzahl berechenbares Ganzes geblieben; der beliebig auszudehnende Codex sollte erst durch die Heftung in sich verfestigt zu einem Ganzen gemacht werden. Legte man 50-60 Doppelblätter – gleich 100-120 Seiten – aufeinander und heftete sie in dieser Lage aneinander, dann brach beim Buchgebrauch, wenn nicht schon vorher, diese Heftung auseinander, der Codex löste sich wieder auf. Der Rollenbuchschreiber war daran gewöhnt, bequem Seite nach Seite fortzuschreiben, von 1-4, von 4-8 usw.; steckte man vor der Beschriftung die Doppelblätter ineinander und verband sie in der Mitte, im Bundsteg, durch einen Heftfaden, um durch ihn der Bindung einen festeren Halt zu geben, gleichviel in welcher Heftungsweise das geschah, so war das nicht nur für die nachträgliche Beschriftung unbequem, es war auch von vornherein zu bedenken oder zu berechnen, wie viele Seiten für die Niederschrift gebraucht werden würden, denn bereits bei zwei ineinandergelegten Doppelblättern folgte auf Seite 1, 2 auf dem ersten Doppelblatt, Seite 3, 4 auf dem zweiten Doppelblatt. Außerdem ergab sich bei einem solchen Verfahren, daß, je mehr einander gleiche Doppelblätter ineinandergesteckt wurden, desto mehr sich von innen nach außen die beschreibbare Fläche verminderte, und um dem abzuhelfen, hätte man entsprechend die Blätterbreite zunehmen lassen müssen. Je mehr Blätter ineinandergelegt werden, desto mehr widerstreben sie dem Zusammenhalten des aufgeschlagenen Buches und reißen ein, es schließt nicht, desto straffer wird der Heftfaden angezogen, desto stärker wird die Blattmitte von ihm angespannt. Frühzeitig hat man deshalb, um den Heftfaden am Zerreißen des Blattes zu hindern, Pergament- oder Lederstreifen eingelegt, und da man auch erkannte, daß die Biegung bei dem einzelnen Blatt, je weiter es nach außen liegt, einen um so größeren Teil seiner Fläche beim Schließen des Codex beansprucht, begann man, den Codex aus kleinen Heftlagen, höchstens bis zu etwa zehn, zwölf, zusammenzusetzen. Damit gewann man für die Ausbildung der Heftweisen, für die Bindung, buchbinderische Vorteile – um ungefaltete Einzelblätter zu binden, muß der Buchbinder durch Sonderverfahren Heftlagen bilden oder sie als »Tafeln« anhängen –, und auch die Aufteilung der Doppelblätter, von denen jedes die doppelte Größe des geschlossenen Buches hatte, trat als Maßeinheit eines Codex-Modelles nun schärfer hervor, für das mit sich gleichbleibenden Seiten und nun auch mit sich gleichbleibenden Verhältnissen der beschrifteten Seite zu den unbeschrifteten Seitenrandflächen zu rechnen war. Die Rollenform war noch dem literarisch-rhetorischen Stil zugewendet geblieben, die Transformation vom auditiven in den visuellen Stil, von der Bandbuchform ermöglicht, erlaubte es, das Buchwerk als ein optisch einzustellendes Gerät herzustellen, um Einteilungen, Gliederungen, Übersichtlichkeit der literarischen Binnenform auch einer umfangreichen Buchwerkgestaltung in einheitlich verbleibender Ansicht aller Seiten zusammenzuhalten, durch Präzisionsmechanik der beweglichen und unbeweglichen Bandteile, wie sie die konstruktive Form des Codex angab. Allein aus der Ausbildung der Bindeverfahren konnte sich diese, ihre Hauptaufgabe lösen, um aus noch ungebundenen Blattlagen eine allseitig brauchbare Buchform anzufertigen, die erst durch ihren »Einband« zu erzielen war.

III.

Die Umwandlung des aus nur einer einzigen Doppelblätter-Lage gebildeten und gehefteten Codex in den aus Kleinlagen von etwa einem Halbdutzend bis zu einem Dutzend zusammengefügten Lagen ist im zweiten bis vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung vorgenommen worden; ungefähr gleichzeitig mit den Umstellungen des Papyrus- in den Pergamentcodex: eine chronologisch ungefähre Datierung, da Zeitangaben hier lediglich nach den noch erhaltenen, für uns heute ältesten Codices und Codex-Fragmenten zu machen sind; aber auch deshalb, weil diese Konstruktions- und Materialumstellungen im Nebeneinander alter und neuer Buchformen zugleich mit den Umbildungen des griechisch-römischen Schrifttums in das neu werdende christliche verflochten sind. Statistische Vergleichungen scheinen die Annahme zu bestätigen, daß für das christliche Schrifttum bereits im zweiten Jahrhundert die geltend werdende normale Buchform der Codex gewesen ist, für das griechisch-römische nicht vor dem dritten Jahrhundert, um dann im vierten unter den Einflüssen der nunmehrigen christlichen Staatsreligion allgemein verwendet zu werden und unter den Einwirkungen der aussetzenden Papyrusbeschaffung zum Pergament-Codex weiterzuführen, eine Abänderung lediglich des Beschreibstoffes (nicht auch noch der Buchform wie in China), die indessen infolge der Materialverarbeitungsmöglichkeiten nicht unerheblich auf das Bindeverfahren zurückwirkte. Ein wesentlicher Anlaß, dieses auszugestalten, entsprang dem Bedürfnis, in einem festgefügten Bande umfangreiche Buchwerke zusammenzuhalten, so wohl schon spätestens seit dem zweiten Jahrhundert die vier kanonisch werdenden Evangelien, weiterhin das später »corpus iuris« benannte Gesetzgebungswerk. Dafür war der technisch unzulängliche Codex von höchstens 50-60 Doppelblättern nicht hinreichend, sondern die durch Kleinlagenbildung technisch erreichbare Umfangvergrößerung der sich anbahnende gangbarste Weg. Allmählich ist so der Codex als die für literarische Werke übliche Buchform in selbständige Erscheinung getreten und hat durch die technische Ausformung des in schriftlichen Aufzeichnungen geborgenen menschlichen Gedankengutes dem geistigen Buchwerkgehalt die ihm brauchbarste körperliche Gestalt verliehen.

Wir bezeichnen die abgeschlossene, durch den Einband verschaffte Außenform und die durch ihn abgeschlossene und begrenzte Binnenform eines schriftstellerischen Werkes als »Band« oder »Buch«. Auch das ist eine Bereicherung des Begriffes »Buch«, der so nicht mehr das Convolut in nur technische Abschnitte aufteilt, sondern Außen- und Binnenform in eine innere Verbindung bringt. Und bei der Betrachtung des »Buches«, eines der wichtigsten Werkzeuge des menschlichen Geistes in der bibliotechnisch-historischen Retrospektive, erweist es sich immer wieder, daß keiner seiner Einzelteile nebensächlich oder überflüssig ist, daß der Einband kein überflüssiger

Zusatz, sondern unter den Lösungen der Problematik des Buches ein für dessen Formgebung unentbehrlicher Teil ist.

Wenn das Buch als Träger der Überlieferung sich einen andauernden Bestand ausbedingt, so wird er nicht allein für die Werkstoffe gefordert, sondern ebenso für die unverrückbare Abfolge seiner Blätter und damit der Seiten seines Textes. In einem jahrhundertelangen Zeitraum änderte sich zugleich der Charakter des literarischen Produktes Buchwerk: das abendländische christliche Schrifttum – aufgestiegen aus den mit ein paar losen Stichen zum Papyrus-Codex gehefteten Rundschreiben und Sende-Briefen – übernahm die Führung in seinem Buchwesen; die alten griechisch-lateinischen Bibliotheken, die Reservoirs der hellenistisch-römischen Bildung verschwanden; sie konnten auch deshalb in eine bessere neue Buchform nicht umgeschrieben werden, weil im auseinanderfallenden römischen Weltreich die Papyrus-Versorgung stockte und mit ihr, nachdem Ägypten 642 der arabisch-islamischen Kulturregion angeschlossen war, die Voraussetzung eines sich ausbreitenden und zu erhaltenden Schrifttums verlorenging: ein regulärer und zu regulierender Beschreibstoff, der den Bestand eines Buchgewerbes sichert. Dieser Mangel schränkte auch das christliche Schrifttum ein. Die Araber verfügten bereits um 750 über das Papierfabrikat, das dem Abendlande noch nicht erreichbar war, und ließen den Papyrusanbau verkümmern. Als ein kostspieliger Ersatz bot sich allein das Pergament.

Einstweilen bevorzugte man in den mönchischen Schreibstuben die Buchwerke der eigenen Richtung. Aber die Bücher wurden nun seltener und mit ihnen die Fertigkeiten des Bücherlesens, der Analphabetismus verengerte den Kreis der literarisch Gebildeten, die vom Pergament ermöglichten Vorzüge der neuen Buchform konnten sich praktisch nur in einer starken quantitativen Verringerung der Buchherstellung ausgestalten. Andererseits begünstigte das ihre qualitative Veredelung; man hat nicht nur die Pergamentanfertigungsverfahren verfeinert, sondern auch das Binden in die Codexform vervollkommnet, das bei einer Buchherstellung das Einbinden zu einer sich verselbständigenden Tätigkeit des Buchbindens machte.

Dem antiken Buchgewerbe der Buchrollenzeit war der Buchbinder als solcher unbekannt geblieben, weil es ihn nicht brauchte. Und wenn der mönchische Schreiber für seine Arbeit sich zunächst noch selbst die Werkstoffe angefertigt haben mag, bis er sein Schreibwerk-Erzeugnis durch den Einband vollendete, allgemach durfte der Kleriker dem Laienbruder das Einbinden überlassen, der, wie er, um Gottes Lohn seiner Arbeit diente und unbehindert durch Rücksichten auf eigenen materiellen Gewinn oder Zeitaufwand die ihm gestellte Aufgabe zu lösen suchte. Das arabische Papier war vortrefflich, doch es war bei der scharfen Scheidung zwischen Okzident und Orient keine im Abendlande erhältliche Handelsware. Noch vor 1100 im maurischen Spanien erzeugt, war es wahrscheinlich von hierher 1260 als europäische Papierproduktion im christlichen Spanien aufgenommen worden, 1276 in der italienischen Mark Ancona, um dann im 14. Jahrhundert zu einem europäischen Gemeingut, zur Voraussetzung und zum Vorläufer der europäischen Druckerfindungen in der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts zu werden.

Die antike literarische Technik hatte sich an und in der Buchrolle ausgebildet, Verfasser und Leser waren an sie gewöhnt. Und waren die ästhetisch formalen Anforderungen an die »Seite« in der Buchrolle auch nur gering und war für ein bequemes Lesen wenig gesorgt, so bestand doch – für den Buchschreiber maßgebend – eine gewisse Regelmäßigkeit, wenigstens für die sorgfältige Niederschrift von Buchwerken des Buchhandels. Mit den Umstellungen in den Codex änderte sich nicht unerheblich die unmittelbare Anschauung der Buchseite, an die man sich erst gewöhnen mußte. Deshalb ist das nicht nur ein bibliotechnischer Umbau gewesen, vielmehr ein Neubau geworden, für den mit anderen als den bisherigen Verhältnissen der Seiten zueinander sich rechnen ließ, sogar gerechnet werden mußte, wenn ein Buchwerk in die Bandform aus der Rollenform übertragen wurde.

Der Leser einer einseitig beschrifteten Rolle rollte sie nur soweit auf, daß er nur eine Kolumne (Schriftseite) vor sich hatte. In der Rolle folgten sich aus der Buchform und der Handhabung die voll beschriebenen Schriftseiten von selbst. Auch der Codex war für voll ausgefüllte, aber auf der Vorder- und Rückseite des Blattes beschriftete Seiten bestimmt. Daraus ergab sich, daß der Codex den doppelten Textumfang der Rolle umfaßte, in Ansehung des größeren Codexformates sogar noch mehr. Die Codexformate waren nicht wie die der regelmäßigen antiken klassischen Rolle normiert, sondern sie variierten, weil die Schriftseiten des Codex in ihren Abmessungen sich aus der Konstruktionstechnik des Codex ergaben, vom Schreiber jeweilig bestimmt wurden, der aber nicht beliebig viele Doppelblätter ineinanderstecken konnte, sondern eine Kleinlagenbildung vornehmen mußte. Bei Umschreibungen eines Schriftwerks aus der Rolle in den Codex entsprachen dann meist die Kolumnen der Rolle nicht mehr denen des Codex; um dessen Schriftseiten voll auszufüllen, mußte der Schreiber den fortgehenden Text aus der nächsten Kolumne der Rolle ergänzen, deren Text dann noch weniger für die folgende Schriftseite des Codex ausreichte, usf. Um den sich daraus ergebenden Verwirrungen in den Berechnungen eines Textes etwas abzuhelfen, teilte man die Schriftseite des Codex in zwei oder mehrere nebeneinanderlaufende Spalten auf. Das war anfänglich wohl nur ein künstlicher Behelf, denn es widersprach der Forderung, ein einfaches, einheitliches Seitenbild herzustellen. Erhalten haben sich solche Aufteilungen der Seite im Kommentarsatz der Wiegendruckzeit bis zum modernen Spaltensatz, hier allerdings aus der Erfahrung, daß er bei großen Formaten in kleinen Schriftgraden gedruckter Bücher eine leichtere, übersichtlichere Lesbarkeit vermittelt, weshalb er auch in den Zeitungen des 20. Jahrhunderts weiterlebt.

Der Buchschreiber des Codex machte selbst das Format, das der Rollenschreiber schon fertig vor sich hatte, bevor er seine Schreibarbeit anfing. Vergleichungen der erhaltenen Papyri sind hier nicht schlechthin aneinanderzureihen, weil sie teils nach buchgewerblich-buchhändlerischen Regeln, teils aber auch, die sogenannten Privatpapyri, recht und schlecht (zumeist schlecht) geschrieben worden sind. Im erstgenannten Falle hatte man an der üblichen Fabrikrolle einen Längsmaßstab der Einzelrolle, nach dem sich auch die Autoren und die Herausgeber kritischer Textrezensionen für Umfangseinteilungen der

mehrere »Bücher« umfassenden literarischen Rollenreihe richteten; beim Codex brauchte man diese Rücksicht nicht so genau zu nehmen, die Rolle gestattete praktisch nur eine begrenzte Ausdehnung; wenn durch Hinzuklebungen der Rollenstreifen verlängert wurde, entstand ein unförmliches, unhandliches Convolut, während der Codex ohne Einbuße seiner bequemen Gestaltung, mit der Normalrolle verglichen, die verdoppelte Beschreibfläche eröffnete. Um die beschreibbare Fläche voll auszunutzen, hatte der Rollenschreiber mit kargen Randabmessungen und schmalen Zeilenzwischenräumen gewirtschaftet; darin konnte man beim Codex freigebiger verfahren und mußte es sein, um mindestens die Randbreiten an seinem Rücken-Bruch am Bundsteg entsprechend der Heftung auszurichten. Bei einigen der erhaltenen Papyri-Codices ist das übersehen worden, und die Heftlöcher sind in den Text hineingeraten. Im Verhältnis zu ihrer Höhe war die Rolle ein sehr langer, zusammenhängender Streifen, der Codex besteht aus einer Anzahl Doppelblätter gleichen Formates, die zwar dieselbe Höhe wie die Rolle haben können, die in ihrer Breite jedoch nicht beliebig auszudehnen sind, wenn die Seite dem Leser noch übersichtlich bleiben soll. Der Codex gestattet mit Rücksicht auf den Leser keine beliebige Ausdehnung des Querformates, das er durch das Hochformat ersetzt. Die Abfolge der Seiten ist in der Rolle ohne weiteres gegeben, beim Codex müssen sie in ihrer Folge noch so befestigt sein, daß sie dauernd in ihr verbleiben, wofür die Heftung unentbehrlich wird; die Beschriftung geht hier unmittelbar, zwangsläufig in die Buchformherstellung durch oder für den Schreiber über, der sein eigener Buchbinder wird, wenn er selbst sich die Blattlagen, sie der Codex-Mechanik zurichtend, zuschneidet und dabei das Format des Blattes dem der von ihm gewünschten Seite anpaßt, soweit es sein Beschreibstoff zuläßt. Dabei geht er von dessen äußerster verwertbarer Einblattgröße aus, vom »Bogen«, die beim Papyrusfabrikat in diesem Falle nur gering veränderlich war, weil es mehrfachen Faltungen oder solchen in verschiedenen Richtungen widerstrebte, während der Pergamentbogen sie ermöglichte und ein bogenweises Falzen gestattete, ebenso wie später der Papierbogen. Dann ergaben sich für Hälfte und Achtel eines Bogens, die Falzformate Folio und Oktav, die 4 und 16 Seiten-Lagen, schlanke Formen, für die Viertel-Quart, die 8 Seiten-Lage, breite Proportionen – es sei hier auf die daraus sich ergebenden ästhetischen und praktischen Probleme (Normalformat) hingewiesen; ästhetische Probleme im Hinblick auf die Harmonie der schönen Schriftseite und ihre Verhältnisse zum leeren Rande sowie auf breitere oder schmälere Buchformen, praktische infolge der Faserlaufrichtungen bei vegetabilischen Beschreibstoffen, der dickeren oder dünneren Blattstärken im Verhältnis zu den Buchgrößen und dem Buchumfang; eine Problematik, mit der sich die Ausgestaltungen der Bindeverfahren auseinanderzusetzen hatten und heute noch haben, in den ästhetischen Beziehungen durch die Abmessungen des Beschnittes, in den praktischen vor allem durch die Beachtung der Faserlaufrichtungen. Die Kleinlagenbildung durch Zurechtschneiden der Doppelblätter hatte der Pergament-Codex vom Papyrus-Codex übernommen. Da immerhin auch jener beiderseitig beschreibbar war, wurde es keine technische Hemmung, ob man die Lagenbildung so einrichtete, daß beim Papyrus-Codex die Klebeseiten des Fabrikates wechselten oder sich gegenüberstanden, beziehungsweise beim Pergament-Codex die Haar- und Fleischseiten. Die Kleinlagenbildung sollte auch ein flaches, sich gleichbleibendes Aufliegen der Blätter des Buches herbeiführen helfen, das beim Heften der Lagen und ihrem Zusammenheften bewahrt bleiben mußte und durch weitere Bindearbeiten wieder aufgehoben werden durfte.

Das hygroskopische Pergament aber widerstrebt dem flachbleibenden Aufliegen, weil es leicht wellig wird und dann so bleibt. Man muß es deshalb durch einen starken Deckeldruck zusammengepreßt halten. Dafür versagte sich ebenso der dünne Pergamentumschlag, wie er sich auch einer Versteifung durch Klebemittel versagte. War der Papyrus-Klebedeckel nur eine Aushilfe gewesen, der wuchtige Deckel des aus dekorativen Motiven entstandenen kirchlichen Prachtbandes von vornherein schwergewichtig, so mußte nun auch beim einfachen Pergament-Codex der Deckel, für den sich das Holz anbot, diese Belastung übernehmen, hiermit zu einem funktionellen, auf das Heftverfahren zurückwirkenden Einbandbestandteil werden. Der Einband konnte und sollte jetzt nicht allein das materielle Buch und mit ihm seinen unversehrten Schriftinhalt gegen äußere Einwirkungen schützen, sondern auch das Gefüge des Textes konservieren, wenn er zwischen seinen beiden Deckeln geistige Welten umspannte. Hatte man sich beim kleinen Ein-Lagen-Codex noch damit begnügen dürfen, daß man mehrere der vordersten und der letzten Seiten unbeschrieben ließ, um sie als Deckel unzureichend zusammenzukleben oder ihn mit einem unverstärkten Leder- oder Pergamentstück lose zu umhüllen, beim Kleinlagen-Pergamentcodex war das nicht mehr angängig. Man mußte an das Anbringen beweglich bleibender starker Deckel an den Buchblock denken, da als Klebepappe Pergament unverwendbar war und man den einfachen leichten Pergamentumschlag entweder durch Einfügen weniger feuchtigkeitsempfindlicher Stoffe verstärken, oder überhaupt durch ein gegen Feuchtigkeits-Einwirkungen widerstandsfähigeres Material ersetzen mußte.

Die Deckel, die das bequeme Aufbewahren und Handhaben des Bandes gewährleisten, schließen das Buch auf und zu, das durch seine von der beiderseitigen Beschriftung ermöglichte Umfangverdoppelung schwergewichtiger geworden ist, das allseitig durch mit dem Schriftwerk verbundene literarische Hilfsmittel (Foliierung, Paginierung, Register) ohne Zeitverlust zugänglich ist, das den Inhalt komprimiert, indem es durch Verweisungen die Wiederholungen wörtlicher Anführungen erspart, das sich nach Seiten und Zeilen genau zitieren läßt; Vorzüge der neuen Buchform, die allerdings in einer Handschriftenzeit nicht voll ausnutzbar waren, da nur ausnahmsweise ein Manuskript ganz genau einem anderen desselben Werkes glich. Daß das Bedürfnis des Zitates bestand, beweist das Eindringen von Hilfsmitteln in die literarische Technik, die das sichere, schnelle Auffinden einer bestimmten Stelle erleichterten, wie die Verwendung der Paragraphen als Zeichen der Teilungen und Unterteilungen in der Abfolge der Anordnung eines Textes; doch wenn vereinzelt in der Handschriftenzeit die Lagen zahlschriftlich numeriert wurden, geschah es lediglich, um deren Verwechslungen zu vermeiden, als Vorarbeit für die Einbandherstellung, die um so haltbarer werden mußte, je häufiger die Blätter ge-

wendet, etwas nachgelesen, kurz je mehr alle Einbandteile strapaziert wurden. Soweit das der Beschnitt des Buches zuließ, hat der Buchbinder später die verschiedenen Arten der Registerschnitte ersonnen, über die Schnittfläche des Vorderrandes hinausragende Köpfchen, Streifen oder stufenförmige Einschnitte in dem Vorderrand, Buchweiser für das sofortige Aufschlagen einer bestimmten Seite am noch geschlossenen Bande, die ein suchendes Herumblättern ersparen. Die griechischen Alphabetzahlen und die römischen Strichzahlen waren dem raschen Erfassen des Zahlenbildes ungünstig gewesen und das Alphabetisieren und Numerieren noch ungewohnt, als die von den Arabern übernommene Zifferschrift mit der o aufkam. Manches, das heute selbstverständlich erscheint, bezeugt keineswegs Unbeholfenheit der älteren Buchbinder, die noch vielerlei »Kleinigkeiten« zu entdecken und erfinden hatten, um sie als etwas in einem Einbandgefüge Wichtiges zu erkennen, das sich in ihm günstig oder ungünstig auswirkte.

IV.

Nicht deshalb, weil im abendländischen Mittelalter die antike Codex-Technik in Vergessenheit geraten war und die lang andauernden Unterbrechungen einer ausreichenden europäischen Beschreibstoffversorgung die technische Tradition gänzlich unterbrochen hätten, sind die voneinander abweichenden mannigfachen mittelalterlichen, häufig sich verwickelnden Heftweisen in einer einheitlichen Entwicklungsrichtung schwer verfolgbar, sondern auch deshalb, weil, ähnlich wie die römischen Schriftformen sich regional in die der klösterlichen Schreibschulen, Schreibprovinzen zersplitterten, sich auch die Bindeverfahren in ihren Einzelheiten lokalisierten. In China hatte der neue Beschreibstoff unmittelbar die neue Buchform veranlaßt, in Europa ist durch den Übergang vom Papyrus-Codex zum Pergament-Codex und von diesem zum Papier lediglich der Beschreibstoff gewechselt, nicht die Buchform abgeändert worden, doch nicht so, daß nun plötzlich der alte Beschreibstoff den neuen ersetzte, weshalb denn als retardierendes Moment technische Traditionen der Handschriftenzeit bis über die Frühdruckzeit hinein sich in den Buchdruckwerkgestaltungen auswirkten, die nun erst alle Vorteile, die der Codex ermöglichte, durch den Auflagendruck voll auszunutzen gestatteten.

Die Entstehung und Fortbildung eines besonderen buchbinderischen Heftverfahrens und seiner Heftweisen ist von der Aktenheftung ausgegangen, worunter hier nicht die späteren und jetzigen Verfahren verstanden werden sollen (Akten der Behörden usw. aneinandergeheftet unter einem Mappendeckel aufzubewahren), sondern auf den Unterschied hingewiesen wird, der zwischen solchen Aktenheftungen und den beginnenden Buchheftungen sich zeigte, die in der Codexform einen Buchblock zum Bucheinband ausformen sollten. Der Aktenheftung, wie man sie wohl bereits in der Antike für die geschäftlichen, wissenschaftlichen oder sonstigen Aufzeichnungen auf Papyrus- oder Pergamentblättern geübt haben wird, kommt es lediglich darauf an, nach und nach Schriftstücke, die in ihren Beschreibstoffen, Beschriftungen, Größenabmessungen von verschiedener Art und Form sind, so aneinander zu befestigen, daß sie bis zum mehr oder minder breiten Rande der Schriftseite lesbar bleiben; bei ihr ist jede unregelmäßig gebildete Heftlage, soweit sich überhaupt von einer solchen sprechen läßt, für sich abgeschlossen, und es kann sogar erwünscht sein, rasch einzelne Schriftstücke herauszulösen, was die Buchheftung gerade vermeiden will. Die Aktenheftung bleibt eine lose Heftung; um die Abfolge und den Bestand der Schriftstücke in ihr zu sichern, bedarf es besonderer gesetzlicher Schutzvorschriften; die Buchheftung sichert sich selbst — auch sie soll die bis zum Bundsteg, bis zum Rand der Schriftseite lesbar bleibende Schriftseite wahren, deren unbeschriebene Ränder mit ihren Abmessungen durch den Beschnitt eine technische Funktion zu erfüllen haben: die Schriftseite selbst vor der Hand des blätternden Lesers zu schützen und sie gegen das Eindringen von Feuchtigkeit und Staub abzuschirmen. Das ist erst möglich, wenn alle Blätter in der Verteilung der Rand- und Schriftseitenflächen gleichförmig, gleichgroß sind, und zwar für alle in ihren Abmessungen gleichmäßig gestalteten Kleinblattlagen. Diese Voraussetzungen werden erforderlich mit Rücksicht auf den Codex in seiner endgültig fertigen Form und auf deren aus labilen und stabilen Elementen auszubildende Funktionen, die bisweilen für das Buch in der Aufbewahrung, in der Ruhelage, und für das Buch in der Handhabung durch den Leser nicht einfach miteinander auszugleichen sind.

Es kam also darauf an, daß diese Gleichförmigkeit im beliebigen Gebrauche der Buchform aufrechterhalten blieb, nicht nur die der Einzellage als Heft, sondern auch in dessen Verbindung mit den anderen Einzellagen zum Buchblock und schließlich mit den Einbanddeckeln, die den Band durch ihre den Buchblock überragenden Deckelkanten erst standfest machten, so daß er nicht, allein auf seinem Buchblock-Unterschnitt stehend, auseinandergequetscht wurde und der Codex beim Hantieren mit ihm auseinanderbrach.

Damit wurde die Buchheftung aus einem Nur-Heft-Verfahren zum Konstruktionsprinzip der Einbandfertigung, damit erhob sie sich von der deckellosen »Broschur« zur »Bindung«, zum Einband, dessen Deckel nicht nur die ersten und letzten Seiten des Buchblocks verstärken sollten, vielmehr auch ihn erst konstruktiv vollendeten, wenn sie ihn mit sich zusammenschlossen. Buchheftungen waren und sind in verschiedenartiger Weise zu bewerkstelligen und auch im Verlaufe von Jahrhunderten von den Buchbindern ausgeprobt worden, in einem durch die praktisch gemachten Erfahrungen so lange sich erweiternden Gesichtskreise, bis erkannt wurde, daß die Buchblockheftung nicht allein für sich Bestand hat, sondern erst in ihrem Zusammenhalt mit den Einbanddeckeln. Mit der regulierten Kleinlagenbildung war die erste Hemmung der Buchheftung überwunden worden, aber noch nicht die Aufgabe gelöst, die Kleinlagen so aneinander zu befestigen, daß sie sich insgesamt zu einem Buchblock verfestigten, in dem sich beliebig alle Blätter umwenden ließen, »blättern« ließen, ohne daß der entstehende Buchkörper lose, schief oder wackelig wurde. Die Heftlagen selbst und in ihnen die inneren Blätter durften vor den äußeren nicht vorspringen, jedes einzelne Blatt mußte dauernd in der ihm gegebenen bestimmten Lagenstellung verharren und die verfestigte Buchblockgestalt wahren, obschon

es zugleich beliebig aufschlagbar bleiben sollte; anscheinend ein Verlangen, dessen Verwirklichung unschwer erreichbar gewesen sein sollte, tatsächlich das Erfordernis einer komplizierten Mechanik des Buchblocks, wenn es allein durch ihn, ohne anderweitige Ausgleichungen, Stützpunkte und ausschließlich durch Heftverfahren erfüllt werden sollte, die dann durch diese die beiden einander sich entgegensetzenden Funktionen des Buchblocks in ihm zu vereinen hätte: stetig, also lückenlos ohne Unterbrechungen fest, und gleichfalls stetig beweglich zu sein. Die Doppelblätter waren entweder durch den Falz oder quer durch den Buchblock zu heften. Die Heftung quer durch den Buchblock wäre, als ideale Konstruktion betrachtet, die einfachste, schnellste, nicht verwickelte – weil sie alle Blätter und Heftlagen auf einmal zusammenbindet –, wenn sie, um es paradox zu sagen, ihren Stützpunkt in der freien Luft hätte, ihr Bundsteg da liegen würde, wo der äußerste Buchblockrückenrand aufhört. Die Blätter sind bis an ihren Falz umzuwenden; je näher an ihm eine Heftung liegt, desto beweglicher bleiben sie, und nur bei einer Heftung durch den Falz mit ihrer Längsbindung ist es möglich, sie bis zum Falz zu öffnen. Deshalb bevorzugt die Handbuchbinderei diese Art der Heftung auch heute noch. Die geschichtlichen Heftweisen hatten sich mit dem Umstand auseinanderzusetzen, daß die Bindung durch den Falz lediglich die Blätter einer einzelnen Heftlage verbindet, aber nicht noch mehrere Heftlagen aneinander. Um auch das zu erzielen, hat man hinreichend kräftige Querverbindungen zwischen den einzelnen Heftlagen herzustellen, die jetzt Bünde genannt werden (Querverbindungen, für welche die sogenannten Fitzbünde allein sich als zu schwach erwiesen). In Übergängen ist man auf Umwegen dem konstruktionstechnischen Ziel näher und näher gekommen, die Blätter bis zum Falz aufschlagbar zu halten – was im übrigen nicht allein von der Heftung, sondern auch von der jeweiligen stofflichen Beschaffenheit des einzubindenden Buches mitbedingt wird.

Die Beobachtung, daß bei dicken Büchern, je mehr die Blätter zur Buchmitte hin liegen, ihre Bewegungsfreiheit abnimmt, weil ihre Abbiegung zunehmend höher in den Bundsteg rückt, hat zur Ausbildung des beweglichen Buchrückens hingeführt, mit dessen Hilfe beim Öffnen der Buchblock eine Gegenrundung annimmt, durch die die Bewegungsfreiheit der Binnenblätter zurückgewonnen wird: Ausgleichungen, die zwischen den beiden nicht völlig aneinander aufhebbaren Extremen vermitteln, die Beweglichkeit der Blätter im Buchrücken und ihren festen Zusammenschluß so weit wie möglich zu steigern. Neuzeitliche Heftweisen vereinen die Längs- und Querverbindungen, indem sie die Bünde zu einem Gerüst gestalten, gewissermaßen zu einer Art Buchblock-Rückengelenk, das stark genug ist, den ganzen Buchblock zu tragen und dazu noch ihm anzufügende Deckel zu halten. Längsbindungen sind so haltbar wie der für sie verwendete Heftungszwirn, die jeweilig am zweckmäßigsten bemessene Länge und Verteilung der Heftstiche. Von der Zwirndicke ist die jeweilig angemessenste Steigung des Buchblockrückens abhängig und diese nach der gewollten Rückenrundung auszurichten. Ebenso ist die Anzahl der die Querverbindung verstärkenden Bünde und deren Verteilung der Bandhöhe anzupassen.

V.

Die ältesten Bindeverfahren sind die einfachsten, leichtesten und am wenigsten zureichenden gewesen. Wenn auch der kirchliche Prachtband des abendländischen Mittelalters durch seine massige, wuchtige Erscheinung das Bild einer »soliden« Technik zu geben scheint, so dürfte das doch im Hinblick auf die Technik täuschen. Er war in seiner zeremoniellen Handhabung durch den Geistlichen oder in Aufstellung auf dem Altar ein Schaustück, dessen Deckel zwar durch ihre Edelsteine und Goldschmiedearbeiten glänzten (und auf dem auch die Consulardiptychen mit ihren Elfenbeinschnitzereien nur als aufgesetzte Zierstücke dienten), aber er war an sich keine eigentliche Fortbildung der Bindeverfahren. Er ist eher als ein Futteral zu bezeichnen. Der Buchblock konnte aus den kostbaren Deckeln herausgenommen, diese konnten gesondert aufbewahrt werden, wie auch der Buchblock in seinem Buchkasten. Den Kirchenschatz in unruhigen Zeiten rasch bergen zu können, war eine vorsorgende Maßnahme gewesen, die nicht der festen Einfügung des Buchblockbundes in seinen Deckelschutz gegolten, sondern im Gegenteil bezweckt hatte, ihn rasch aus den Deckeln herauszulösen. Als dann der »Klostereinband«, der »Mönchsband«, wie man ihn nach seinen hauptsächlichen Herstellungsstätten genannt hat, den Pergament-Codex auch zu einem Gebrauchsbuch gemacht hatte, war man für ein solches mit einfachen, mitunter noch mit Geweben überzogenen Leder- oder Pergamentdeckeln zufrieden, die aber dauerhaft mit dem Buchblock verfestigt bleiben sollten.

Dafür sind zunächst für diesen verwickelte Heftweisen ausgeprobt worden. Anscheinend war dabei anfänglich der Leitgedanke gewesen, um ihn kurz zu umschreiben, die gesammelte Kraftentfaltung in den Buchblock zu verlegen und ihm allein die Aufgabe zuzuweisen, auch die Deckel festzuhalten, bis man dann mit einer entscheidenden Wendung zu einem neuen Prinzip: dem der Ergänzung der Längsbindung durch die Querbindung, erkannte, daß es vorteilhafter sein würde, den Buchblock so auszugliedern, daß die Bünde die Deckel hielten und er sie: Abänderungen der Heftweisen, die dazu verhalfen, sie zu entlasten, sie miteinander zu kombinieren und auch zu spezialisieren, und die Anordnung und Zusammensetzung der Heftlagen als die Ausbildung des Buchrückgrates eines Bandes zu betrachten.

Allmählich verlieh der Aufbau des Einbandes vom Buchblockinnern her ihm ein neues, vereinfachtes und vereinheitlichtes Aussehen. Die offen gelassenen starren Buchblock-Rükkenversteifungen verschwanden, und der Bandrückenüberzug verhüllte den Buchblockrücken; aber nicht diese Änderungen der äußeren Erscheinung gebundener Bücher war konstruktionstechnisch das am meisten Wesentliche, sondern daß sich die Auffassung einer das eigentliche Bindeverfahren abschließenden, isolierten Buchblockherstellung aus den bisherigen Erfahrungen in eine Erkenntnis umwandelte, welche als Leitgedanken die neuzeitliche Buchbinderei von der mittelalterlichen schied, wenn sie den Einband in einer konstruktionstechnischen Gesamtansicht zeigte, an der nichts entbehrlich und nichts überflüssig sein sollte: Anforderungen an die technische Einbandgüte, die sich verfeinert und vervielfacht hatten wie die Be-

dürfnisse der Buchnutzung und deren Zweckerfüllungen. Durch eine ideale Universalkonstruktion waren sie nicht mehr ausreichend zu befriedigen, zumal sie nicht allein die der Handbuchbinderei mögliche, ihr noch im 20. Jahrhundert verbliebene optimale Qualitätstechnik betrafen, sondern diese noch von anderen Faktoren abhängig machten, insbesondere von der Verwirtschaftlichung der Buchherstellung. Mit den konstruktiven verflochten sich ökonomische Tendenzen, die für die Abwandlungen der absoluten in die relativen Qualitätstechniken nicht zu übersehen sind, wenn technische Eigenschaften historischer und moderner Einbände gewertet werden.

Als die älteste Heftweise hatte sich am ägyptisch-christlichen, weiterhin koptischen Papyrus-Codex ein Verfahren ausgebildet, den Heftfaden drei-, viermal vom Lagen-Innern nach außen zu führen und ihn mit dem vorhergehenden Faden durch einen Kettenstich zu verbinden, wodurch fortgehend auf dem Rücken der zusammengefügten Lagen eine Art Bund entstand, der zum Anschnüren des Buchblocks an die Deckel gebraucht wurde, indem von den Schlingen der Kettenstichbünde der Schnürfaden zu einer parallel der Deckelkante verlaufenden Rille wechselnd hin- und zurückgeführt wurde. Diese koptische Technik des Kettenstiches und der seitlichen Verschnürung der doppelten Deckel, von denen der obere den unteren überdeckte und so die Anschnürung schützte, war für leichte Papyrusklebepappen ausreichend gewesen und mit der ihn kennzeichnenden Rille in technischer Tradition noch beibehalten geblieben, als für den Pergament-Codex das eine verstärkte Heftweise voraussetzende Beschwerungsmittel gleichmäßig kräftigen Deckeldruckes erforderlich wurde. Anstatt eines einzigen durchzuziehenden Heftfadens nahm man nun eine doppelte oder dreifache Schnur für jeden Bund; man überklebte die Rille mit einem Leinenstreifen, durchstach bei den als leichte Einbandform etwa seit dem 13. Jahrhundert aufkommenden Pergamentbänden das Pergament gleich mit, griff zur Buchblock-Rückenversteifung auf das von alters her geübte Verfahren zurück, Leder- oder Pergamentstreifen als Schutzmittel gegen das Zerreißen einzulegen. Man probte und behielt sich Bewährendes bei, ohne doch zu einer Unwesentliches von Wesentlichem scheidenden klaren technischen Gesamtansicht der konstruktiven Elemente des Einbandes im Zusammenwirken ihrer mechanischen Funktionen vorzudringen.

In einer solchen noch unsicheren Gesamtauffassung der vom Bindeverfahren zu lösenden technischen Problematik griff man zu Aushilfen. Man beseitigte, wie man es gewohnt war, nicht das bei der Kettenstichheftung auftretende Offenliegen der Lagen am Buchblockrücken, sondern verzierlichte ihn, indem man die Stiche stufenweise anbrachte oder den Buchblockrücken noch weiter dekorativ ausarbeitete; die Lederverarbeitungen der koptischen Schuhmacherei wirkten hier nach. Durch einen Belag mit Horn-Leder-Pergament-Blättchen, durch Verdichtung der Heftstiche, Verdickung der Heftfäden den Buchblockrücken zu versteifen, blieb bei der Langstichheftung ein technisch unzureichendes Verfahren, das sie mehr oder weniger als Verzierung bekundete, auch wenn die Lagen über oder gelegentlich unter dem Buchblockrücken geheftet und die äußeren Heftfäden zu dicken Schnüren verflochten wurden. Zu einer Verbindung der Längsheftung mit der Querheftung ist man erst – soweit die bisherigen Forschungen es nachweisbar machen – in der Karolingischen Zeit gelangt, noch in unausgebildeten Ansätzen verwickelter Heftweisen. Aber man hat damals doch die Bünde entdeckt, erfunden oder gefunden: das Halten des Buchblocks von der Lagenheftung frei zu machen und es in kräftige Querstreifen zu verlagern, um die nun der Heftfaden herumgeführt wurde, in die Bünde, die auch die Deckel halten konnten. Seit dem 12./13. Jahrhundert ist das Verfahren der Heftung auf (echte) erhabene Bünde vervollkommnet worden. Die Bünde aus Leder- oder Pergamentstreifen wurden in der Rückenbreite zu Doppelbünden aufgeschlitzt, die Leder- und Pergamentstreifen später durch Hanfschnüre ersetzt. Die Heftung der Lagen auf einer Heftlade wurde nun vor dem Ansetzen der Deckel vorgenommen, die Bünde durch einen ausgestemmten Falz von der Falzkante auf die Deckelvorderseite geführt und verpflockt. Im endenden Mittelalter wurden die Deckel zweckmäßiger bearbeitet, auf beiden Seiten nach dem Rücken hin abgeschrägt, die Bünde außen herumgeführt, durch eingebohrte oder eingestemmte Löcher auf die Deckelinnenseite gebracht und auf ihr verteilt, Befestigungsarten, die mit Klebungen auskamen, seitdem der Holzdeckel vom Pappdeckel ersetzt war.

Wenn auch mit dem gedruckten Papierbuch die Heftweisen sich veränderten und wendiger wurden, so sind damit die des späteren Mittelalters nicht als die einer Periode des technischen Primitivstadiums gekennzeichnet. Die Kunstfertigkeit der alten Meister in der Auswertung ihrer Verfahren ist nicht zu unterschätzen; um die Mitte des 20. Jahrhunderts hat, an ihren musterhaften Leistungen geschult, ein namhafter amerikanischer Handbuchbinder und Restaurator, Franck, sein Verfahren der Rundbogenheftung entwickelt. Aber die altertümlichen Heftweisen beruhten auf dem Konstruktionsprinzip des starren Buchrückens, während die neuzeitliche Heftweise der Handbuchbinderei das für das Aufschlagen eines Bandes vorteilhaftere Prinzip des beweglichen Buchrückens auszunutzen sucht; sie soll immer Durchaus-, keine Wechselheftung sein, wenigstens grundsätzlich.

Den beiden Hauptarten neuzeitlicher Heftweisen, der Heftung auf (echte) erhaben liegende, einfache oder doppelte Bünde (Hanfschnüre) und der Heftung auf versenkt liegende eingesägte Bünde, kommen als weitere abgewandelte Heftweisen noch hinzu: die auf (gewebtem) Band, auf dem Rücken flach aufliegenden Bünden, auf aufgefaserte Hanfschnur, auf Pergamentstreifen. Sie gestatten dem Buchbinder, qualitätstechnisch im Sonderfall den Anforderungen, die an Einbandleistungen gestellt werden, durch die Auswahl der gerade geeignetsten Heftweise sich anzupassen, was schon deshalb erforderlich ist, weil die Heftweise unter anderem von der Qualität des Buchpapieres mitbedingt wird. Solange er in den Jahrhunderten des Pergament-Codex sich nur für einen einzigen, bis zu einem gewissen Grade qualitativ gleichwertigen Beschreibstoff einzurichten hatte, mußte er ausschließlich dessen Eigenart berücksichtigen, mochte sie ihm gefallen oder nicht. War es nicht mehr angängig, den regelmäßig gehefteten, größer und schwergewichtiger gewordenen Buchblock in Auf-

bewahrung oder Handhabung sich selbst zu überlassen und beispielsweise ihm irgendwelche Deckel irgendwie anzuschließen, dann war die technische Ansicht eines Bandes als die eines funktionierenden Gesamtheitsgebildes zu gewinnen und dieses so zu gestalten, daß es funktionierte, selbst wenn der Buchstoff dem widerstrebte.

Alles an einem Bindeverfahren hatte miteinander im Einband-Werdegang mitzugehen. Die Kleinlagenbildung hatte einzelne Störungsfehler ausschalten wollen, um ein flaches, gleichbleibendes Aufliegen der Buchseiten herbeizuführen, das auch durch das Heften der Lagen und ihr Aneinanderheften aufrechterhalten blieb; aber ebenso durften auch die Deckel nicht von selbst aufgehen. Wenn durch sie einem Buchverfall vorgebeugt werden sollte, mußten auch sie sich fest und flach der Buchblockform anschließen, unter der Voraussetzung, daß nicht schon der entstehende Buchkörper lose, schief oder wackelig war, zugleich aber unter der anderen, daß das einzelne Blatt in der ihm bestimmten Lagenstellung frei beweglich blieb, selbst dann noch, wenn starke Deckel den Buchblock zusammenpreßten. Als Achse, an der sich der Buchkörper aufrecht erhielt, an der er hing und um die sich die Blätter um mindestens 180 Grad drehten, wenn der Band auf- oder zugemacht, hin und her gewendet wurde, trat augenscheinlich der Bandrücken hervor, der den beiden einander behindernden Funktionen angeglichen werden und mit ihnen ausgeglichen werden mußte, um eine dauernd ineinander verfestigte Buchform zu erhalten, die sich beliebig, bequem, schnell an jeder der drei offen zu haltenden Buchstellen aufmachen ließ, ohne daß Buchblock oder Deckel sperrten; das Buch mußte dann die Schriftseite glatt aufliegend weisen, und wenn der Band geschlossen wurde, mußten sich die Blätter wieder zu dicht aneinanderliegenden Flächen zusammenfügen, einzelne Blätter durften aus dem Ober-, Vorder-, Unterschnitt nicht heraustreten oder steigen.

Beachtete und beobachtete der Buchbinder im Fortgang seiner Arbeiten das Verhalten seiner Werkstoffe, so fand er, daß auch durch von ihnen ausgehende strukturelle Veränderungen unter äußeren Einwirkungen, nicht durch konstruktionstechnische Fehler, so unliebsame Folgen wie z. B. das Deckelsperren verursacht wurden, und damit erkannte er, daß er seine Konstruktionstechnik zu einer Materialtechnik erweitern müsse. Ein schwierig zu behandelndes, widerspenstiges Material wie das Pergament nötigte ihn, dessen unberechenbar sich verändernden, vermehrenden oder vermindernden Zugkräften von vornherein konstruktionstechnisch entgegenzuwirken. Ein empfindlich hygroskopisches Material dehnt sich aus und zieht sich wieder zusammen. Pergament, das unter den Einwirkungen wechselnder Kälte und Wärme, insbesondere unter denen der Feuchtigkeit und des Wiederaustrocknens wellig wird und dann so bleibt und deshalb das flache Aufliegenbleiben des Buchblocks behinderte, war nur konstruktionstechnisch und materialtechnisch zu bändigen. Deshalb ist gerade der Pergament-Codex zur Hohen Schule der europäischen Buchbinderei geworden, in der sich praktisch studieren ließ, wie das Ineinandergreifen eines Komplexes seiner durch die Bindungen formierten Teile auf die Konstruktionen der Mechanik des Einbandskelettes zurückwirkte und wie die Klebemittel zu verwenden waren.

Wenn man früher durch Leder- oder Pergamentriemen die Deckel leichterer Bände beim Nichtgebrauch zusammenknüpfte, durch Metallklammern und -schließen die großen und schweren Bände zum Zusammenhalten zwang, so war das eine Behelfsmaßnahme, die sich erübrigte, als seit dem 16. Jahrhundert die in der Reihe aneinandergestellten Bände sich gegenseitig stützten. In ihren Zeiten sind diese überalterten Einbandkleinteile kein überflüssiger Zierat, sondern ein konstruktiver Zusatz gewesen. Es verdeutlicht sich an solchen geschichtlichen Hinweisen, daß auch schon deshalb in der neuzeitlichen Buchbinderei ausschließlich aus Bindeverfahren und Bindeweisen selbst die eigentlichen Einbandleistungen zu erzielen sind, weil nach der Beendigung der Bindearbeiten bereits unter dem Einbandüberzug die Deckel mit ihm eine ebenmäßige glatte Fläche aufweisen und behalten müssen. Hatte man anfänglich die Deckel und ihren Überzug ausschließlich danach bewertet, durch welche ihrer stofflichen Eigenschaften sie die Außenseite des Buches schützten und sie entsprechend lediglich von außen her hinzugefügt, so wurde es späterhin der Handbuchbinderei unumgänglich, sie der Einbandfertigung bereits konstruktionstechnisch in deren Fortgang einzubeziehen, wobei die Deckeneinzelteile nach und nach dem Buchblock hinzugefügt werden, indessen die maschinelle moderne Technik sich damit begnügt, eine aus Rückeneinlage, Deckeln und Überzug fertige Decke mit dem fertigen Buchblock zu verbinden: ein Unterschied, auf den vorwegnehmend hingewiesen sei, weil er an fertigen Einbänden Unkundigen nicht auffällt – und auch deshalb, weil an manchen verbilligten Einbänden manueller Technik auf das qualitätstechnisch bessere Verfahren verzichtet ist.

VI.

Wenn der Handbuchbinder des 20. Jahrhunderts die Buchblockheftung abgeschlossen hat, um zur Bearbeitung des gehefteten Buchblocks durch dessen Zurichten zum Leimen des Buchrückens, zum Beschneiden, zur Buchrundung durch Abpressen, zum etwaigen Hülsen überzugehen, dann soll ein sorgfältig gearbeiteter Buchblock so beschaffen sein, daß – nach F. Wiese – er in sich gerade und rechtwinklig beschnitten ist. »Die Steigung des Buchrückens schützt die Rundung ausreichend, so daß sie nicht wieder zurückgehen kann. Die Buchrundung steht im richtigen Verhältnis zur Buchdicke und weist keine Stufen auf. Die gleichmäßig tiefen Fälze entsprechen der Deckeldicke. Die aufgefaserten Bünde sind durch einen schmal vorgeklebten Versatzstreifen geschützt. Dicke Bünde dagegen stehen unaufgefasert vom Buchblock ab.« Und als das Ergebnis seiner Bearbeitung soll der rohe Einband vor dem Deckenmachen und dem Fertigmachen diese Beschaffenheit aufweisen: »Die Rückeneinlage ist eben und schließt ringsum geradlinig ab. Form und Umfang der Bünde stehen im richtigen Verhältnis zur Buchdicke, dasselbe gilt von der Deckeldicke. Die Deckel liegen fest am Buchblock und schlenkern nicht hin und her. Die Deckelkanten sind gleichmäßig breit und liegen parallel zum Buchblock. Die Deckelecken sind kaum merklich gebrochen, die Kapitale treten gegen die Deckelkanten um rund 1 mm zurück. Der Buchschnitt ist geschützt. Der Buchblock liegt in sich gerade.« Merkmale eines Handeinbandes moderner Qualitätstechnik, die nicht zufällig entstanden, die das Ergebnis

einer überlegten Einbandherstellung sind und als solche lediglich äußere Kennzeichen dafür, daß der Einband bestimmte für ihn erforderliche funktionelle Leistungen erfüllen wird. Aber bei allen Vergleichungen manueller und maschineller Produkte kommt es nicht darauf an, zu wissen, ob sie Handarbeit herstellte oder eine Maschine, sondern darauf, welche Leistungen und weshalb sie gerade so bezweckt wurden.

Um zu unterscheiden und zu verstehen, ob manuelle oder maschinelle Technik Gleichwertiges leisten oder nicht, hat man sich an den Maßstab gleicher oder ungleicher Güteleistungen in dieser oder jener Beziehung zu halten. Nach dem Heften, das schon die angemessene Steigung des Buchrückens hervorbrachte, geht der Handbuchbinder unserer Tage zur Leimung über, die den Buchblock und seine Heftung verfestigt und ihn auch staubdicht abschirmt. Die Rückenleimung ist ein Beispiel dafür, wie viel es neben der Erfahrung, der Kunstfertigkeit in Beherrschung der technischen Mittel und der Werkstoffe in der handwerklichen Buchbinderei auch auf das »Fingerspitzengefühl« ankommt, wenn ein Arbeitsgang im Übergang zum anderen am entstehenden Werkstück ineinandergreifen soll. Blieb die Heftung zu locker, so dringt der Leim tiefer ein als er darf, und ein zu dick aufgetragener Leim würde dem Geschmeidigbleiben der Blätter unzuträglich sein; der Klebstoff darf auf sie keinen oder nur einen sehr schwachen Zug ausüben und muß doch fest genug kleben. Das hier vorerst lediglich anzudeutende am meisten moderne Kapitel in der Geschichte des »Kleister und Leim«-Handwerkes ist sein allerältestes, sofern man im antiken glutinator, dem Papyruskleber, seinen frühesten Vorläufer sieht. Die Auswahl der Klebemittel ist jetzt reichhaltiger, als sie die alte Unterscheidung von »Kleister« und »Leim« zusammenfaßt; geblieben ist die Rücksichtnahme auf stark oder schwach geleimtes Papier, auf alles, was sich in einem Welligwerden der Blätter eines Papierbuches auswirken würde. Auf das Leimen ist nicht zu verzichten; wenn es die sogenannten vorläufigen Einbandarten noch auslassen, dann nur deshalb, um das gute Leimen der endgültigen nicht zu behindern. Vorläufige Einbände, die lediglich das Buch so lange konservieren sollen, bis es seinen endgültigen Einband erhält, bleiben auch unbeschnitten, um der Entscheidung nicht vorzugreifen, ob es unbeschnitten erhalten, nur mit einem Oberrandschnitt (Kopfschnitt) oder ebenso mit einem Vorderrand- und Unterrandschnitt versehen werden soll. Bei einer sorgfältigen Einbandarbeit hatte der Buchbinder bereits vor dem Beschneiden der Ränder durch Vorrunden und Geradestoßen dafür gesorgt, daß er eine glatte Rundung des Vorderschnittes erhält. Wenn nur der Nutzwert des Beschneidens bewertet wird, ist zweifellos der glatte Beschnitt aller drei Ränder der zweckmäßigste als bestes Schutzmittel des Buches gegen das Eindringen von Feuchtigkeit, Staub, pflanzlichen und tierischen Schädlingen in das Buchblockinnere, das der rauhe Papierrand oder die Rauhschnitte erleichtern. Ästhetisch motiviert ist der (echte) »Büttenrand«, das unbeschnittene Buch. Indessen hat schon der Drucker das Format so regeln müssen, daß sich die Kolumnen auf der Vorder- und Rückseite eines Blattes überdecken und daß die unbedruckten Randflächen in gefälligen Größenverhältnissen vom schmalsten (Bundsteg-) Rand aufsteigend zum Ober-, Vorder-, Unterrand harmonisieren. Registerhaltend hatte der Buchbinder die Bogen falzen müssen, um sie dann genau, gerade, und nicht übermäßig – ein nicht mehr zu bessernder Fehler – zu beschneiden. In dieser Beziehung leistet ein richtig bemessenes, gerades, nicht schartiges oder schiefes, gleichmäßiges, nicht vorpressendes Beschneiden mehr, als daß es nur das Beschmutzen der beschrifteten Seite durch die blätternde Hand des unachtsamen Lesers verhütet, es schont auch dessen Augen durch ein abgestimmtes, klares, nicht blendendes Verhältnis der beschrifteten zur unbeschrifteten Seite, erleichtert die optische Orientierung auf ihr. Das Beschneiden, so geringfügig es manchem erscheinen mag, ist jetzt zu einer manuellen oder maschinellen Präzisionstechnik vervollkommnet. Ehedem, solange die Lagen über dem Rand geheftet waren, hatte man den Schnitt nur mit dem Messer glattgeschabt, nachdem sie vorher mit Hilfe des Lineals auf Größe geschnitten waren. Später, als die Lagen nicht mehr überstochen wurden und die Fitzbünde aufkamen, wurden sie in der Deckelhöhe beschnitten, und das Schnitzmesser wurde im 16. Jahrhundert durch den Scheibenhobel ersetzt. Zur einfarbigen Bemalung der Schnittflächen im 14./15. Jahrhundert kam ihre Metallisierung (Goldschnitt und andere Metallschnitte), nach ihrem Nutzzweck das technisch wirksamste Schnittschutzmittel, nicht allein eine Verzierung des Schnittes.

Kommt in seinem Arbeitsgang nun der Buchbinder zur Buchrundung, so kommt er zugleich auch zur Entscheidung der Frage, ob er einen geraden oder einen runden Rücken herstellen soll; die Antwort fällt ihm nicht schwer, da ein gerader Rücken ausschließlich bei einer sehr geringen Buchdicke noch zweckmäßig ist. Je weiter das Buch geöffnet wird, desto enger wird die federnde Rückeneinlage zusammengedrückt. Bereits bei der Heftung hatte sich die Buchblockrückenrundung durch die Rückensteigung vorgebildet, die vorteilhaft ist, weil allein die – richtige – Rundung es ermöglicht, einen Band flach aufzuschlagen und ihn, ohne daß er seine Form verliert, wieder zu schließen. Da die Bandform, die bei der Benutzung des Buches ein Vorgang wird, kein Zustand bleibt, der Bewegung der Rückeneinlage auch durch die elastische Heftung nachgibt, die Rundung sich gerade legt oder in die Gegenrundung übergeht, verstärkt die biegsame Rückeneinlage ihre Rundung, je weiter ein Band geöffnet wird, eine Bewegung, die eine gerade Rückeneinlage nicht aushält; sie bricht, oder der Falz der Deckel und des Vorsatzes werden übermäßig angespannt, und ein dickes Buch mit geradem Rücken verändert seine Form und wird zum Vorderschnitt hin rund. Eine leicht anzustellende Beobachtung erweist, daß der Buchrücken erst seine volle Geschmeidigkeit durch achtsamen Gebrauch allmählich gewinnt. Buchfalz und Deckel müssen mit der Rückenrundung genau zusammenpassen; diese Ausgleichung zwischen Buchblockdicke und Einbandrundung ist nach bequemen Faustregeln nicht ausrechenbar, nur im Einzelfalle gefühlsmäßig vom Handarbeiter so zu bestimmen, daß der Buchrücken eine hinreichend hohe Steigung bewahrt und andererseits nicht in eine zu lockere verfällt. Die Beurteilung der Eigenschaften des Papiers wird, zumal in Hinsicht auf unsere modernen vielartigen Papierqualitäten, hierbei wichtig: Weiche Papiere dürfen nicht zu stark gepreßt werden, die Vorsatzlagen nicht zu dick gewählt sein, um das Schießen gerade der ersten und der letzten Lagen

zu vermeiden, das von zu dicken oder ungleich dicken Heftlagen begünstigt wird und bei hartem, bei querlaufendem Papier sich nahezu unvermeidlich einstellt, so z.B. bei vielen unserer Kunstdruckpapiere, wenn die technischen Anforderungen des Bilddruckers und des Buchbinders sich widersprechen.

Eine unscheinbare, indessen für ihr Gelingen sehr wesentliche Bindearbeit bleibt immer das Abpressen des sogenannten Buchfalzes, der die vom Heftzwirn bewirkte Steigung des Buchblockrückens beseitigen und ihm seine dauerhafte Formung verleihen soll. Größtenteils unterstützt die Steigung die Rückenrundung, teilweise verbleibt sie im Falz. Aus der Heftung ist die Steigung hervorgewachsen, und das Abpressen soll ihre technische Harmonisierung mit der Rundung im Verhältnis der Deckeldicke zur Falzhöhe herbeiführen, derart, daß, wenn noch das Buch aufgeschlagen wird, der Buchblock sich damit aus der Rundung heraushebt und in eine Gegenrundung umkehrt, die stabilen und die labilen Einbandteile im Gleichgewicht bleiben, mit jeder Blattwendung der ausgerichtete Buchblock gleichsam automatisch – doch es ist kein ruckartiger, sondern ein stetig sich vollziehender Vorgang – das jeweilig ausgeglichenste Verhältnis zwischen Rundung und Gegenrundung annimmt, bis mit dem Schließen der Banddeckel unverändert die ursprüngliche Rückenrundung wieder hergestellt ist. Nicht immer ist ein auf die Dauer derart vollkommen funktionierendes Bandgelenk jedem Bande eigen, weil hier mancherlei ökonomisch-technische Rücksichten mitbedingend werden, denen der Handbuchbinder Rechnung trägt, indem er, je nach der Einbandart, entscheidet, ob er mit einem zumeist auch äußerlich an der Falzrille sichtbar bleibenden »schrägen Falz« auskommt, oder ob er einen »tiefen Falz« ausformt, um die hier allein dem Handbuchbinder erreichbaren konstruktionstechnischen Höchstleistungswerte zu erreichen. Hierauf ist der Rücken sorgfältig zu hinterkleben. In der manuellen Technik wird das Abpressen des Buchfalzes unter der Presse mit Hilfe des Hammers vorgenommen. Bei dem in der manuellen Technik meist verwerteten schrägen Falz wird er im Verhältnis der sich nach der Buchdicke richtenden Deckeldicke verschrägt ausgeformt, beim tiefen Falz der Franzbände rechtwinklig. Der ebene Falz der Bücher mit biegsamen Karton- oder Papierdeckeln ist mehr dem beibehaltenen Namen nach ein echter Buchfalz, was ebenfalls für eine hier abweichende maschinelle Technik gilt, die den echten Falz nicht ersetzt. Das bei Einbänden einer reicheren Ausführung handgestochene Kapital aus Seide oder Leder, auch in Verbindung mit Leder- oder Pergamenthäubchen, und ebenso das angeklebte Kapitalbändchen für einfachere, hat heute keinen eigentlichen konstruktionstechnischen Sonderwert, ebenso wie die das Hinterkleben nicht ersetzende Hülse, die als Arbeitsbehelf das Einhängen des Buchblocks in die Decke erleichtert und in diesem Falle – insbesondere dem des industriellen Einbandes – immerhin eine etwas festere Verbindung zwischen dieser und jenem herstellt.

Da mit dem Deckenmachen die Anfertigung der sichtbar bleibenden Außenteile des Einbandes beginnt – das Vorsatz war bereits beim Vorrichten zum Einbinden den Buchlagen angepaßt worden, so daß es jetzt nur noch den Deckeln angefügt werden muß –, hat der Buchbinder auch das schöne Aussehen eines Einbandes zu berücksichtigen, ohne über solchen Ausstattungsfragen zu vergessen, daß er ihn von innen her und in einem konstruktionellen inneren Zusammenhange aufbaute, der zwar verhüllt, aber trotzdem an den einzelnen Einbandleistungen erfaßbar wird. Ästhetische Wertungen sind Gefühlswertungen, und es ist einem Einbande nicht überall an seiner Außenseite anzusehen, welchen Anforderungen er entsprechen wird. Trotzdem erweist die Einbandumkleidung als Abschluß des Einbindens, daß sie den Band und mit ihm das Buch konservieren hilft und aus diesem Blickpunkte ersichtlich zeigt, was an ihm »Aufmachung«, was Ausstattung mit erwünschten oder mit notwendigen konstruktionellen Werten ist, selbst wenn sie bezweckt, den Einblick in das Bandinnere zu verhüllen und zu verwehren wie das schlichte Kapitalbändchen. Ähnlich wie es an einem Brückenbogen architektonisch-konstruktionstechnisch gleichgültig sein mag, ob er sich nach oben oder unten abrundet, und bei nicht wenigen Betrachtern, die ihn von unten her sehen, das Gefühl geweckt wird, der nach unten sich abrundende sei am Einsinken, nicht solid genug, – so erweckt der Einblick in den offenen Rücken die Vorstellung, er sei brüchig, unfertig. Der handfeste Band darf indessen selbst das täuschende Gefühl nicht aufkommen lassen, er sei zu fragil, oder irgend etwas in seinem Aussehen, in seiner Ausschmückung hemme seine sichere Handhabung und hindere den Leser, das Buch unbekümmert anzufassen.

Die beiden Einbanddeckel sind in der Handbuchbinderei techno-logisch aus dem Buchblock hervorgewachsen; nachdem der einfache Umschlag des Papyrus-Codex aufgegeben war, die konstruktiven Elemente der Lagenheftung sich entfaltet hatten und der Buchblock ein kompliziertes Gebilde geworden war, das nicht nur einen Rückenschutz verlangte, sondern auch beim Pergament-Codex die andauernd gleichmäßige Beschwerung der Buchblock Vorder- und Rückseite, wie sie am besten und billigsten auch in der Verarbeitung der gewichtige Holzdeckel bot, hatte man die Deckelformgebung mit den Heftweisen zusammengestimmt. Als dann, um 1500, in Konsequenz der Verkleinerungen der Buchformate und damit der Gewichtserleichterungen der völlige Aufbau eines Buchdruckwerkes und seines Einbandes aus Papierstoffen erleichtert und der Ersatz des Holzdeckels durch den Pappdeckel ermöglicht war, dem jener nach und nach wich, war im Konstruktionsprinzip des Deckelanbringens entbehrlich geworden, was allein für den schweren Holzdeckel erforderlich gewesen war, nicht das, was für eine starke Verfestigung des Buchblocks mit den Deckeln notwendig war oder mindestens nach der jeweiligen Bindeweise für unerläßlich gehalten wurde. Der Wechsel des Werkstoffes hatte nicht nur die Deckel leichter gemacht, er hatte auch ihr Verhalten abgeändert: aufquellendes oder eintrocknendes Holz verblieb einigermaßen in seinem Formgefüge, Pappe war ein atmosphärisch weit empfindlicherer Stoff, an dem die Eigenschaften des Papiers zu berücksichtigen waren. Der Abschluß der konstruktiven Bindearbeit durch die Anfertigung der Einbanddecke(l), ihr Zurichten, Zuschneiden, Zusammenhängen, Runden, Vorsatzanfügen, wird jetzt in mehr oder minder unterschiedlichen Arten und Abarten, in mehr oder weniger abweichenden Arbeitsweisen geübt, die insgesamt durch eine Kurzformel sich schon deshalb nicht zusammenfassen lassen, weil die jeweilige Bewertung ökonomischer oder technischer Vorteile im Einzelfalle diesen oder jenen Nachteil hinnehmen muß.

Grundsätzlich wenigstens ist in der manuellen Technik das Zusammenfügen des Buchblocks mit zwei Deckelteilen beibehalten worden, die ihm über dem gebrochenen Rücken nacheinander »angesetzt« werden, indessen er in der maschinellen Technik der gesondert fertiggestellten, bereits mit dem Überzug versehenen Decke »eingelegt« wird. Diese in der Buchbindersprache gemachten Unterscheidungen haben sich auch in der handwerklichen Buchbinderei praktisch verwischt, auch in ihr wird neben dem »Deckelband« der »Deckenband« genutzt. Man pflegt hier in bezug auf die Qualitätstechnik eine scharfe Trennungslinie zwischen der manuellen und der maschinellen Technik zu ziehen, allgemein gefaßt wird damit nur gesagt: der Handbuchbinder kann einhängen oder einlegen; nach dem heutigen Stand seiner Maschinentechnik muß der industrielle Einband eingelegt werden. Der schroffe Gegensatz würde hier zu betonen sein, sofern nicht auch die Arbeitsweisen der Werkstatt sich sehr differenziert hätten, die mit dem sorgfältigen Ansetzen über ein aus der historischen Technik abgeleitetes veredeltes Verfahren verfügen, das sich dem industriellen Einband versagt. Dieser muß sich ohnehin als Sparband auf das gerade noch Nötige beschränken, er hat die Deckenanfertigung auf das gerade noch Unentbehrliche reduziert. Die dauerhafte Falzverstärkung aus Papier oder Karton macht die Deckel haltbar, ihre Verbindung mit dem Buchblock haben das Vorsatz und die Bünde zu sichern. Der Handbuchbinder setzt den gehülsten Einband an, den ungehülsten legt er ein; er hat die Decke konstruktiv verstärkt, indem er sie mit Papier, Karton oder noch mit einem (zurecht)gebrochenen Rücken versah, um dann die Deckel zusammenzuhängen. Auch ohne auf die verschiedenen Methoden in der manuellen und in der maschinellen Technik näher einzugehen, kann man meinen, daß sie in der maschinellen Technik sehr vereinfacht worden sind, womit keineswegs auf einen konstruktiven Vorzug hingewiesen wird. Die Spiegelblätter werden »angepappt«, das heißt auf die Innenseite der Buchdeckel geklebt, wobei es auf den Klebstoff ankommt – der übliche ist Kleister –; das Vorsatz soll eine stärkere Zugkraft erhalten als der Deckelüberzug. Davon unterscheidet die deutsche Buchbindersprache, daß beim »Franzband« das Vorsatz »einkaschiert« und der »Spiegel eingesetzt« wird. In dergleichen altertümlich anmutenden Bezeichnungen einer geschichtlich langen Überlieferung haben sich nicht allein verschiedene Arbeitsweisen und wechselnde Beziehungen zu einem Kurzwort verdichtet, sie haben es auch überlebt, daß sich ihre Bedeutung in der konstruktionstechnischen Terminologie gewandelt hat.

Im 18. Jahrhundert unterschied man in der deutschen Buchbindersprache den »englischen« vom »franz(ösischen)« Einband, der auch »welscher« Einband genannt wurde, obwohl mit »welscher« Einband in früheren Jahrhunderten der italienische Pergamentband bezeichnet wurde. Sowohl der englische wie der französische Einband waren Ganzkalblederbände, nur daß bei jenem das Leder so blieb wie es war, während es beim »Marmorband« durch Sonderverfahren eine marmorartige Schattierung erhielt oder auch nur mit Farbpunkten gesprenkelt wurde. Entsprechend wurden für Halbfranzbände in derselben Art »Franzpapiere« angefertigt. Die Bezeichnung »englischer Einband«, in Vergessenheit geraten, erneuerte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nun für gewisse Gewebeüberzüge von Verlagseinbänden, die des Franzbandes änderte sich ungefähr gleichzeitig in die Bezeichnung der jetzt in der Handbuchbinderei konstruktiv höchstwertigen Einbandart um, die ihn und auch den Halbfranzband vom Halblederband trennt und vor allem vom industriellen Einband der Großauflagenherstellung. Die Deckel eines Franzbandes sitzen am tiefen Falz, die Heftbünde liegen zwischen Deckel und Lederüberzug, und der Franzband besitzt dank dieser Konstruktion unleugbare Vorzüge gegenüber gewöhnlichen Lederbänden: die Deckel sind mit dem Buchblock innig verbunden, besonders wenn die Bünde durch die Deckel gezogen sind, sie sitzen unmittelbar am Falz und stützen das stehende Buch, so daß es nicht absacken kann. Alle diese Vorzüge gehen dem gewöhnlichen Lederbande ab, dessen Deckel an einem mehr oder weniger stark geschrägten Falz sitzen, dessen Heftbünde in jedem Falle zwischen Deckel und Vorsatz liegen (Wiese). Abweichende Ansatzweisen sind als deutsche und als französische unterschieden, danach, ob bei der sogenannten deutschen die Pappdeckel auf die Bünde angesetzt oder nach der französischen die Bünde durch die Pappdeckel gezogen werden.

Als die konstruktionstechnisch wesentliche Gegenüberstellung der beiden Hauptverfahren, mit dem Buchblock die Deckel oder die Decke zu vereinen, mag man die in der historischen Tradition verbliebene ansehen, daß die Bünde auf dem Deckel liegen, wie es der auf tiefem Falz angesetzte Franzband zeigt, während die modernen Ansatzweisen des auf annähernd tiefen Falz angesetzten Leder- und Halblederbandes der handwerklichen Buchbinderei und auch die des industriellen Lederbandes sie unter den Deckel legen, eine die Qualitätstechnik herabsetzende Umstellung, die wahrscheinlich durch Rückwirkungen der maschinellen auf die manuelle Technik veranlaßt worden ist, durch ökonomisch bedingte Anpassungen dieser an jene. Aus wirtschaftlichen Rücksichten sind in der Buchbinderei die vielen Einbandspielarten herabgesetzten technischen Wertes entstanden; auch der Ganzlederband ist zu einer Ausnahme geworden, der vielleicht noch als »Aufmachung« mit einem edlen Überzugstoff und bei ihm konstruktiv überflüssigen, aufgesetzten, mit der Bündezange ausgeformten falschen Bünden sich dem Franzband in seinem Aussehen anzuähneln sucht. Der auf echte Bünde oder Doppelbünde gearbeitete Franzband kann in konstruktionstechnischer Konsequenz nur einen »festen«, nicht einen »hohlen Rücken« erhalten, das heißt, beim Überziehen (»Insledermachen«) wird das unmittelbar auf den Buchblock geklebte Leder mit ihm fest verbunden, eine haltbarere Verbindung als die durch den hohlen Rücken, auch deshalb, weil er zu einer sehr genauen Arbeitsweise zwingt. Unvermeidlich ist, daß – da das fest auf dem Rücken klebende Leder, beim Öffnen oder Schließen des Bandes der Rückenbewegung nachgebend, sich auf die Dauer, wenn es weich ist, in feine, wenn es dick und hart ist, in stärkere Falten legt – diese Falten es allmählich brüchig machen können. Das sucht der hohle Rücken zu vermeiden, bei dem das Leder (oder der sonst verwendete Überzugstoff) unmittelbar den Buchblock unberührt läßt. Wenn dann Einlage und Leder der Bewegung des Buchrückens nachgeben, dann geschieht es in entgegengesetzter Richtung: der Buchblock hebt sich aus der Einlage und biegt sich in Gegen-

rundung, das Überzugsleder schlägt keine Falten. Als eine Ausgleichung zwischen Dekoration und Konstruktion hat man mitunter auch Einbände auf echten Bünden mit hohlen Rücken versehen, um massige Rückenverzierungen zu schonen, deren Vergoldung vom festen Rücken leichter abbröckelt. Der hohle Rücken ist am halbbiegsamen italienischen Pergamentband des 16. Jahrhunderts ausgebildet, richtiger gesagt: durch ihn beispielgebend eingeführt worden, um dann in der Arbeitsweise des gespannten Pergamentbandes, bei der man den Pergamentüberzug nicht unmittelbar auf die Deckel klebte, sondern ihn nur um die Deckelkanten spannte, allgemein auch für die deutschen Pergamentbände seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verwertet zu werden: »War nämlich beim Überziehen das gefütterte Pergament mit den Rückenbrüchen versehen ums Buch gelegt, und waren die Bünde durchgezogen, dann schmierte man nur die umgebrochenen Einschläge an und klebte sie auf den Innendeckel fest. Damit lag der Überzug auf den Deckeln hohl gespannt; er wurde nur von den Einschlägen und den durchgezogenen Bünden sowie Kapitalriemchen gehalten.« (A. Rhein.)

Ältere Arbeitsweisen des Pergamentbandes hatten sich hier in andere umgestaltet, durch die die Heftung auf Pergamentriemchen zum Vorläufer der heutigen, nicht nur für Pergamentbände verwendeten Bandheftungen wurde. Bei den Pergamentbänden des 16. Jahrhunderts standen die Pergamentrücken noch vom Buche ab; soweit sie erhabene, keine eingesägten Bünde hatten, konnte sich das Pergament auch nicht eng an den Rükken anlehnen. Schnitt man die Bünde aus dem dünnen Pergament und machte sie etwas breiter, so mußte man, da sich der bandartige Bund nicht in voller Breite durch das Gelenk ziehen ließ, einen schmalen Streifen von ihm abteilen und ihn durchführen; dann kam der Bund in voller Breite wieder auf dem Innendeckel zusammen. Die Heftweisen und ihre Stichfolgen wichen – nach A. Rhein – aus manchen, auch von der Lagenbildung durch die Buchdrucker veranlaßten technischen Rücksichten teilweise ab von den für Bandheftungen im 19. Jahrhundert üblich gewordenen.

Als ein nicht zu übersehender Unterschied zwischen Franzband und Lederband verbleibt, daß bei jenem mit seinen am tiefen Falz sitzenden Deckeln die Heftbünde zwischen Deckel und Lederüberzug liegen, bei diesem mit seinem geschrägten Falz zwischen Deckel und Vorsatz. Das abgebundene Lederhäubchen am Kapital des Franzbandes vereinheitlicht seine Außenseite und seine Innenseite, der Lederüberzug geht ohne Unterbrechungen durch Falzrillen von den Deckeln in den Rücken über, die abgeschlossene Erscheinung des Einbandkörpers nach außen und nach innen ist durch das Verbindungsstück zwischen Buchblock und Deckel, das Vorsatz, lückenlos vermittelt, zumal wenn der Lederüberzug mit Einschlägen, Lederfalz in tadelfreier Arbeit vom Spiegel – es können auch Lederspiegel (Doublüren) sein – zum fliegenden Blatt, von ihm zum Buchblockpapier weiterleitet. Wie sich in der Handbuchbinderei konstruktionstechnisch die Einbandgüten abstufen, so die Anbringungsarten des Vorsatzes, denen in der technischen Beziehung gemeinsam ist – mag es ein vorgeklebtes oder ein umgeklebtes oder ein als selbständige Lage geheftetes Vorsatz sein –, daß sie ein Falz, der sich nach außen nicht abzeichnen soll, im Gelenk verstärken muß. Nur der Franzband mit seinen Lederfälzen, den Spiegelrahmen, zeichnet sich als eine sichtbare Unterbrechung des Vorsatzes ab. Beständig wechseln Brechung und Dehnung bei der Buchhandhabung im Falz des Vorsatzes, dessen empfindlichste Stelle er bezeichnet. Ist das Vorsatz falsch angefertigt oder falsch angebracht oder das Vorsatzpapier ungeeignet, so versagt konstruktionstechnisch das Vorsatz; daß es schadhaft wird, braucht keineswegs immer an einem minderwertigen Papier ohne hinreichende Reißfestigkeit zu liegen. Da sich dekorative und technische Anforderungen beim Vorsatz durchkreuzen, kann unter Umständen ein qualitativ hochwertiges, dekorativ vortreffliches Vorsatz technisch ungeeignet sein. Das Vorsatz ist ein Beispiel dafür, daß Konstruktionstechnik und Materialtechnik, weil einander wechselseitig unterstützend, als eine höhere Einheit zusammenzusehen sind. Moderne Papiere bekunden vielerlei Eigenschaften, die der Buchbinder – und auch der Drucker – von Fall zu Fall technisch auswerten müssen. Eine Haupteigenschaft des Papieres ist, sich, und damit auch das Buch und seinen Einband, zu konservieren. Das gilt für alle Buchbinderei-Werkstoffe.

In den ästhetischen Beziehungen sollen Überzug und ein dem Buchpapier sich angleichendes Vorsatz den rohen Einband verschönern, in den technischen ihn als Schutzmittel gegen von außen her andringende Einwirkungen abschirmen. So schließt bereits die Forderung, daß Überzug und Vorsatz dauerhaft sein sollen, allerlei Möglichkeiten ein, so z. B. diese, daß der Überzug lichtecht sein soll. Der aus einem unzertrennten Stück bestehende Überzug des Ganzbandes ist den aus wirtschaftlichen Rücksichten zweierlei Überzugsstoffe zusammenstückenden Halbbänden vorzuziehen. Ein bestgeeigneter Werkstoff kann seine guten Eigenschaften voll nur erweisen, wenn ihn andere oder weniger leistende Stoffe nicht wieder abschwächen.

VII.

Vergleicht man die alten und die neuen für Bücher und Einbände gebrauchten Materialien, so findet man, daß sie dieselben geblieben sind; pflanzliche und tierische Rohstoffe, neben denen den mineralischen nur eine untergeordnete Bedeutung zukommt – die durch chemische Erschließung gewonnenen künstlich erzeugten Stoffe sind meist erst im 20. Jahrhundert hinzugekommen. Allen diesen alten Buch- und Einbandwerkstoffen bleibt ihre mehr oder minder hygroskopische Natur gemeinsam, was, ebenso wie bei den Klebstoffen, für die konstruktive Ausgestaltung des Einbandes nicht unwesentlich wurde. Auch in der Buchbinderei ist der ideale Werkstoff, der alle gewünschten guten Eigenschaften in sich vereint, alle überflüssigen oder unerwünschten ausschließt, noch zu erfinden, und so ist denn auch in ihr das Konstruktionsprinzip zu einem Ausgleichen mit ihren Materialien geworden, in der Richtung, daß nach Möglichkeit von der Konstruktion bezweckte Leistungen vom Material mit übernommen werden durch eine jeweilig geeignete Materialtechnik.

Alle genannten buchbinderischen Werkstoffe wurden und werden vielartig auch für sonstige Zwecke benötigt, bei der Verarbeitung dieser Materialien konnte die entstehende Buchbinderei mannigfach die bereits mit ihnen gemachten Erfahrungen nutzen. Weniger günstig war das in den wirtschaftlichen

Beziehungen; mit allgemein benutzten Werkstoffen mußte man sparen, da sie teurer waren als andere. In den ästhetischen Beziehungen werden lediglich die äußerlich sichtbaren Einbandteile bewertet, das gefällige Aussehen der Überzugstoffe, als welche von alters her Gewebe, Leder, Pergament verwendet worden sind, deren Farbe und Oberflächenreize. Die verschönernde Bearbeitung dieser Werkstoffe, das Färben von Hand, das Glätten oder Hochtreiben der Ledernarbungen, hat sich den buchbinderischen Zierkünsten angereiht, weil der Überzug den Untergrund für die verschiedenen buchbinderischen Dekorationstechniken hergab. Da solche Techniken sich erst dem konstruktionstechnisch fertigen Einband anschlossen, ist dieser von vornherein mitbedingend gewesen; die Anforderungen, die an die Dauerkräfte eines Einbandes gestellt wurden, bedingten die Auswahl der Überzugstoffe. Der Halbband als Sparband, der nur die am meisten im Gebrauch beanspruchten Einbandteile, Rücken und Ecken, schützte, folgte der ökonomischen Tendenz, geringere Bindeverfahren anstatt der hochwertigeren zu verwenden, um den zeitlichen Arbeitsaufwand zu verringern und die Einbandherstellung zu verbilligen. In diesem Zusammenhange wurde es mitentscheidend für das Absinken der qualitativen Konstruktionstechnik von der Seite der Materialtechnik her, daß der Arbeitsaufwand, den die Einbandverarbeitung von Leder und Pergament erforderlich macht, erheblich größer ist als der für Gewebe und Papier benötigte. Wenn diese Überzugsstoffe jetzt – obschon fast ausschließlich für Ganzbände verwertet – unter den technischen Einbandarten sich auf den untersten Stufen befinden, so liegt das nicht allein an dem aus einem Material im Verhältnis zu seinem Preise zu ziehenden »Nutzen«.

Der Pappband, der eigentlich Papierband heißen sollte, da sein Überzug nicht aus Pappe, sondern aus Papier besteht, hat Buch und Einband in einem Material vereinheitlicht. Als Gewebeband hat sich mit Hilfe vervollkommneter Textilfabrikate in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der moderne Verlagseinband ausgestaltet, um damit auch einer maschinellen Produktion seit der anderen Jahrhunderthälfte entgegenzukommen. Es gilt als grundsätzlich für die handwerkliche Buchbinderei, jeweilig nur bestgeeignete Werkstoffe zu benutzen, auch bei den Teilen des Bandes, die, im Blockinneren verborgen, ihm eine unveränderliche Dauerhaftigkeit verleihen sollen. Ein Grundsatz, der in der Praxis mancherlei Einschränkungen erfährt; einmal dadurch, daß bestimmte verlangte Eigenschaften eines Werkstoffes so vollkommen nicht oder noch nicht vorhanden sind; sodann dadurch, daß das Verhalten der Werkstoffe zueinander abzustimmen ist; Vorzüge eines Werkstoffes können sich in der einen konstruktionstechnischen Beziehung als vorteilhaft, in einer anderen als nachteilig erweisen, und die Ausgleichungen sind konstruktionstechnisch zu finden, ein in den buchbinderischen Werkstoffkunden sehr ausgedehnt erörtertes Thema, und ein im Hinblick auf die Klebemittel sehr aktuelles. Außerdem können Abnutzung sowie äußere Einwirkungen – Feuchtigkeit, Hitze, Klima, substantielle Veränderungen organischer Werkstoffe – auch bestgeeignete Werkstoffe verschlechtern.

In England, in Deutschland, in anderen Ländern haben sich im 20. Jahrhundert, als man auf den sogenannten Lederverfall aufmerksam wurde, von den großen öffentlichen Bibliotheken gebildete Kommissionen mit der Überprüfung der in der Buchbinderei verarbeiteten Werkstoffe beschäftigt und Regeln aufgestellt, die für ihre Einbände zu beachten sind. Diese Regeln bezeichnen Mindestanforderungen, nicht die überhaupt wünschenswertesten oder noch zu erreichenden optimalen Eigenschaften buchbinderischer Werkstoffe.

Leder und Pergament werden seit der mittelalterlichen Buchbinderei – der okzidentalischen wie der orientalischen – als Einbandüberzüge verwertet. Während das Pergament in einigen wenigen, nach den Haustieren, aus deren Haut es gewonnen wurde, benannten Sorten sich ungefähr gleichgeblieben ist, haben nicht nur die Leder, sondern auch ihre Benennungen, bald nach den Tieren, bald nach den Herkunftsorten importierter Leder, bald nach den Gerbeverfahren usw., bis zu willkürlichen kommerziellen Phantasienamen, in der historischen wie in der modernen Terminologie so verschiedenartige Benennungen erhalten, daß eine nur aufzählende Liste von einem Kommentar begleitet sein müßte, der im einzelnen die Verwertungsmöglichkeiten der Einbandleder in der Buchbinderei erörtern würde. Deshalb sei hier lediglich angemerkt, daß um 1500 mit dem Leichterwerden der Bücher man sich den feineren von den gröberen Ledern zuwandte, diese noch vertreten durch die Schweinsleder, jene durch die Kalbleder und die Ziegenleder, die letztgenannten ein orientalischer Importartikel; die erste Gerberei für feine Ziegenleder auf europäischem Boden wurde erst am Ausgang des 18. Jahrhunderts gegründet. Rind- und Wildleder wurden in der Buchbinderei der Neuzeit nur wenig verwendet, in der das Pergament sich mit dem Aufkommen des Pergament-Codex vom gegebenen Pergamentumschlag etwa seit dem 13. Jahrhundert, zunächst nach dem Muster gewichtiger Lederbände, in den Pergamentband umwandelte, späterhin in die leichteren Einbände mit Ketten- oder Langstichheftung und durch Horn- oder Lederplattenbelag versteiften Rücken, bis dann im 16. Jahrhundert, zunächst in Italien, am Pergamentband sich der hohle Rücken ausbildete und damit zum Prototyp erleichterter Bindeweisen wurde.

Da die feinen hochwertigen Ledersorten mit der um 1500 allgemeinen neu aufgekommenen Dekorationstechnik der Handvergoldung vortrefflich zusammenstimmten, dienten insbesondere sie den buchbinderischen kunsthandwerklichen Ausführungen reicher Bände, und das Pergament blieb hier weit hinter ihnen zurück, der edle Ziegenlederband wurde der Prototyp buchbinderischer Prunkentfaltung. Als Fabrikate aus organischen Rohstoffen haben Leder und Pergament eine der Längsrichtung der Hautfasern entsprechende Laufrichtung, die wie die Rippenlagerung quer zum Fell liegt, aber in ihren Richtungen weit weniger einheitlich ist als die durch mechanische Einwirkungen entstandene Laufrichtung des Maschinenpapiers. In dieser ihrer Laufrichtung reißen Leder leichter, gegen die Laufrichtung gelten sie als beinahe unzerreißbar; richtig laufend verarbeitete Leder bleiben geschmeidiger als querlaufend verarbeitete. Die ungleichmäßige Laufrichtung des Leders erschwert auch sein Ausschärfen – in der Handbuchbinderei mit dem Schärfmesser –, durch das zu dicke Leder formbar gemacht werden, aber auch wiederum nicht so dünn, daß sie ihre Haltbarkeit verlieren, die den minderwertigen

»Spaltledern« von vornherein abgeht. Soweit die Lederoberflächenreize noch dadurch künstlich verfeinert, vermehrt werden, daß die natürliche Narbung hoch ausgeprägt oder ausglättend niedergedrückt wird, hat das eine den Nachteil, daß zwischen den starken Körnungen sich Staub einnistet und ein staubgraues Aussehen entsteht, das andere den, daß sehr glatte Leder höchst kratzer- und risseempfindlich sind. Um den Lederband vor dem Austrocknen und damit Brüchigwerden zu bewahren, muß er erforderlichenfalls von Zeit zu Zeit leicht nachgefettet werden.

Allgemein darf Einbandpergament als ein dem Einbandleder ebenbürtiger Überzugsstoff gekennzeichnet werden; es ist durch die mannigfachsten Färbungs- und Musterungsschmuckverfahren abzutönen, in seinem Aussehen zu verändern, es ist nicht weniger dauerhaft als Leder, aber billiger. Es ist zäher als die spröde Lederhaut, unzerreißbar, brennt nicht, wird nicht brüchig und wird von tierischen Bücherschädlingen nicht so leicht angefressen. Die Oberfläche des Pergamentes ist abschleifbar, wodurch der Nachteil, daß es stellenweise durchsichtig ist, sich dekorationstechnisch ausnutzen läßt, indem es ganz durchsichtig gemacht wird, um auf der nach außen geschützten Deckeninnenseite Malereien anzubringen (»vellucent binding«). Da im Unterschiede vom Leder Pergament nicht gegerbt ist, ist es auch keinem Umwandlungsverfahren seiner natürlichen Struktur unterzogen worden; es hat sich die natürlichen Eigenschaften der Haut erhalten, so die für eine bequeme Buchhandhabung wichtige seiner Scheuerfestigkeit. Das Herstellungsverfahren des Pergamentes – als eine Säuberung der glatten Haut von allen ihren Unreinigkeiten zu umschreiben – ist durch die Jahrtausende nahezu unverändert geblieben, nur verfeinert worden, fast nur Handarbeit auch heute noch, da die Maschinentechnik nur geringfügig anwendbar zu machen ist. In diesem Verfahren werden industriell von den modernen Pergamenten Kalb-, Schaf-, Ziegen- und auch (von Unkundigen bisweilen mit Schweinsleder verwechselt) Schweinspergamente verfertigt, von denen aber nur die drei erstangeführten als Einbandüberzugstoffe verwertet werden, an der »Narbung« zu unterscheiden, nämlich an der verschiedenartigen Gruppierung der Fellhaare, dem Stand der Hautporen. Schafpergament zeigt beinahe unsichtbare viele Pünktchen, Ziegenpergament deutlich wahrnehmbare schärfer ausgeprägte Punkte, Kalbpergament eine geschlossene völlig glatte Oberfläche. (Das durch den Borsten-Dreierstand gekennzeichnete Schweinspergament ist als Einbandüberzug ungeeignet, da zu fett und hart.) Antikpergament wird im Handel die pergamentierte Haut von verendeten Tieren genannt, deren Blut nicht wie das geschlachteter Tiere ausgelaufen, sondern in den Adern gestockt ist, die sich als feine dunkle Verästelungen abzeichnen, während die Felle mit großen dunklen Flecken von gefleckten Tieren herrühren. Obschon das eigentlich Fehler eines reinen Pergaments sind, haben doch diese natürlich entstandenen Maserungen bei Einbandüberzügen ästhetisch bewertet einen eigenartigen Stoffreiz. An allen Pergamenten ist die rechte und die linke Seite deutlich erkennbar, die Rückseite ist etwas heller, an manchen Stellen fettig glänzend, die Vorderseite einheitlich matt und an manchen Stellen etwas dunkler. Man beläßt jetzt meist dem Pergament seine Naturfarbe und begnügt sich mit einer schwach gelblichen Abtönung der Handelsware oder damit, daß manche Felle, besonders Schaffelle, geschönt, d.h. leicht weiß gestrichen werden. Das schließt nicht aus, daß Pergament auch im ganzen sich färben läßt, daß es sich farbig beizen läßt, der Handvergoldung sich nicht entzieht und auch nicht der plastischen Verzierung durch (schwierig auszuformende) erhabene Bünde und durch Prägungen.

Beispiele aller dieser Dekorationstechniken bieten die Pergamentbände früherer Jahrhunderte, die bisweilen, wie die Bemalungszierverfahren die Durchsichtigkeit, einen sonst anders nicht auszugleichenden Mangel des Pergamentes zu einem Vorzug wenden oder konstruktionstechnisch bedingte Arbeitsweisen, wie die durch den Falz gezogenen Pergament-, Heft- und Kapitalstreifen, auch als Ausschmückungsmittel ausnutzten. Denn neben seinen vielerlei Vorzügen hat Pergament noch die dem Buchbinder unerwünschte Eigenschaft, ungemein »lebendig« zu sein, will sagen, höchst anfällig für atmosphärische Veränderungen der Feuchtigkeit und Trockenheit, der Hitze und Kälte. Es verhält sich wie ein meteorologisches Instrument, angefeuchtet oder in feuchter Luft dehnt es sich aus, um dann während des Austrocknens mit starken Störungen das Einbandgefüge in Mitleidenschaft zu ziehen; die Deckel krümmen und werfen sich usw., Imponderabilien, mit denen nicht wie bei einem Material mehr konstanter Struktur exakt-konstruktiv zu rechnen ist. Diese nicht berechnungsmäßig vorwegzunehmende, zufällige Zugkraft des Pergamentes widerstrebt auch seiner Feuchtverarbeitung, verlangt langwierige, mühsame Arbeitsweisen, die von der ökonomisch-technischen Durchbildung des Pergamentbandes abschreckten. Im 17. und 18. Jahrhundert hat man in Holland und in den angrenzenden deutschen Gebieten versucht, den Pergamentband durch Polieren (mit Schellack) gegen die Einwirkungen der Temperatur unempfindlicher zu machen. Dieses »Hornband«-Verfahren war äußerst umständlich und daher unwirtschaftlich; es gelangte nicht zu allgemeiner Anwendung. Um ein glattes Pergament zu erzielen, ist mit mechanischen Mitteln rauhes Pergament nicht abzuschleifen, ohne Beschädigungen seiner Oberfläche zu verursachen. Immerhin: Das Hornbandverfahren verschönte nicht nur den Pergamentband, es schützte auch ihn und seine etwaigen Verzierungen gegen Verschmutzungen.

Wenn hier ausführlicher beim Pergamentband verweilt wurde, dann nicht nur deshalb, weil er ein geschichtlich gewordenes Beispiel konstruktionstechnischer und materialtechnischer Ausgleichungen gibt, sondern auch, weil er aus manchen Gründen für die Handbuchbinderei in der Zukunft eine sich steigernde Wertschätzung zu gewinnen scheint. Die ihn und seine Spezialtechniken angehende Problematik betrifft nicht allein ihn, es ist die des Ersatzes der Feuchtkleber durch die Trockenkleber in der Buchbinderei. Erwägt man die mannigfachen chemischen und physikalischen Vorgänge, die sich bei jeder Klebung abspielen und sich langsamer oder schneller am fertigen Einband auswirken, so versteht man, daß von alters her die Klebungen eine buchbinderische Sorge gewesen sind und daß die Buchbinder ihre altbewährten Klebemittel, Kleister und Leim, auch durch Zusätze den Bedürfnissen der konstruktiven Einbandherstellung anzugleichen suchten: Klebekünste, die aus den Erfahrungen vieler Jahrhunderte sich bereichert hatten, bei

denen jede Neuerung sich durch ihre vielartige, vieljährige praktische Erprobung zu bewähren hatte. Von der chemischen Industrie sind in den letztverflossenen Jahrzehnten manche neue Klebemittel eingeführt worden, deren Aneignung durch die Buchbinderei sich noch in einem Experimentierstadium befindet. Das ist zu unterscheiden von der sogenannten Klebebindung, die konstruktionstechnisch die bisherige Einbandherstellung im Lagenheftungsverfahren ersetzen will und, vom Einzelblatt ausgehend, die Verbindung und Verfestigung der Einzelblätter zum Buchblock in der äußeren Buchformgestalt derart herbeizuführen sucht, daß Einzelblatt nach Einzelblatt ganz gleichmäßig und festbleibend, in dem durch ein elastisches Klebemittel gebildeten, beweglichen, so gewissermaßen angewebten, Buchrücken befestigt wird. Ob die jetzt schon praktisch verwerteten Klebebindungen insbesondere eine dauerhafte Buchform gewährleisten, und wieweit sie dieses konstruktionstechnische Ideal verwirklicht haben, soll ausführlich hier nicht erörtert werden. Sie sind ebenso in der manuellen wie der maschinellen Technik anwendbar, ihre Fortbildung dürfte in die Richtung der letztgenannten führen. Nach und nach ist veraltendes in der Buchbinderwerkstatt zum besseren, mehr leistenden Werkzeug umgebildet worden. Im Mittelalter mußten die Pergamentlagen schon vor dem Heften mit Messer und Winkel auf genaue Größe zugeschnitten werden, wenn man sie nicht nach dem Heften mit dem zweihändigen Messer beschnitt. Die kräftigen Holzdeckel schnitt man mit der Säge zu; Kanten wurden mit dem Fausthobel formiert und geschrägt, dann die Durchzugslöcher eingebohrt und geschrägt, dann schließlich die Durchzugslöcher für die starken Bünde eingebohrt und die Rillen ausgestemmt, in denen sie vertieft lagen. Mit keilförmig zugeschnittenen Pflöken verpflökte man die durchgezogenen Bünde. Ebenso ging das Heften ganz anders vor sich als späterhin. Bei dem festen, glatten Rücken der Kettenstichbände zum Beispiel kann man feststellen, daß sie noch keine richtige Buchbinderheftung haben. »Auf dem geraden Rücken kann der Buchbinder nicht mit seinen jetzt verwendeten Nadeln verfitzen, das mußte mit der gebogenen Sattlernadel geschehen« (Adolf Rhein). Die Papierbogenfalzung entband den Buchbinder davon, sich seine Heftlagen noch selbst zuzuschneiden, die Bogenformate hatten sich einigermaßen im Druckpapierhandel geregelt, der in der Handschriftenzeit nur an seiner Oberfläche geleimtes und dann ausgeglättetes Schreibpapier vertrieb.

Mit der Ausbildung und Ausbreitung der Buchdruckerei verlangten die Drucker ungeleimtes oder nur schwach geleimtes Druckpapier, die ausgedruckten Bogen waren noch nicht bindereif, sie mußten noch durch Leimwasser gezogen, »planiert« und dann mit dem Hammer geglättet werden, wenn die Blätter des Buches glatt anliegen, das Buch keine Falten schlagen und sein Körper geschmeidig werden sollte. Um 1500 hatte der Buchbinder auch diese Arbeit auf sich zu nehmen, die mühsam war, schlecht bezahlt, deshalb für billige Einbände häufig unterlassen oder nachlässig ausgeführt wurde. Bis über das 18. Jahrhundert hinaus ist das Planiergerät mit seinem Hauptstück, dem Schlaghammer, dessen Handhabung eine nicht geringe Kunstfertigkeit sich ausbedang, dann aber auch mit vortrefflichen Ergebnissen lohnte, in der Buchbinderwerkstatt verblieben und erst aus ihr verschwunden, seitdem im 19. Jahrhundert Illig die Harzleimung eingeführt hatte und in der Papierfabrikation die vervollkommneten Satiniermaschinen arbeiten. Es sind nur an bestimmten Daten erkennbar zu machende Einzelheiten, deren stetigem Wechsel der Buchbinder mit seiner Technik zu folgen hatte, aber sie summten sich sie begünstigend oder ihr beschwerlich, sie hemmend, auf. Zwar rollten schon im 19. Jahrhundert die von den Giganten der Papierfabrikation entlassenen Bahnen »endlosen« Papieres in den riesigen Rotationsmaschinen einer in diesem Jahrhundert zur Entwicklung gebrachten Schnellpressenzeit, aber gleichzeitig hatte auch die Erfindung des holzhaltigen Papieres, die vorerst den Rohstoffmangel beseitigte, eine allgemeine Verschlechterung des meistgebrauchten Druckpapieres herbeigeführt, die mit anderen Neuerungen noch den Buchbinder zwang, sich vom fertigen Buchdruckwerk her seine Technik einzurichten, sie so variabel, wendefähig zu machen, daß er, der Letzte in der Reihe der Buchherstellung, wenigstens aus seiner Praxis theoretisch die Richtlinien ziehen konnte, die – als vermeidbare Fehler seiner Vorgänger in der Buchherstellung – eine vollwertige buchbinderische Technik ausschlossen.

Um nur ein Beispiel anzuführen und beim Papier zu bleiben: Der Buchbinder muß, um das Ergebnis seiner Arbeit in ihrem Fortgange zu sichern, ständig Konstruktion und Material zusammenhalten, also die besonderen Eigenschaften des von ihm verarbeiteten Materials berücksichtigen, je nachdem er mit ihm statische oder dynamische Effekte erzielen möchte. Die Auswahl seiner Werkstoffe ist nicht unbeschränkt, deren Eigenschaften sind nicht nur abhängig von denen ihrer Rohstoffe, vor allem auch von der Herstellungsweise der Werkstoffe. Auch die bestgeeigneten, qualitativ höchstwertigen buchbinderischen Werkstoffe sind mit ihren Eigenschaften immer nur sich ungefähr gleichbleibend, weshalb im Einzelfalle eine Überprüfung verlangter und vorausgesetzter Eigenschaften, je nach der anzuwendenden manuellen oder maschinellen Technik, vorzunehmen ist. So wird der Buchbinder (nach F. Wiese) fragen, welche Eigenschaften das Papier eines zu bindenden Buchdruckwerkes hat, nach der Stoffqualität, der Dicke, der Härte, dem Gewicht, der Zusammensetzung, Reinheit, Beimengung oder Beschwerung, dem Leimgehalt, der Festigkeit, dem Klang, dem Griff, der Durchsichtigkeit, der inneren und äußeren Struktur, der Farbe, Laufrichtung, Dehnungsfähigkeit, Neigung zum Werfen, glattem oder fügsamem Liegen, Verarbeitungsfähigkeit in der Buchbinderei. Solche Fragestellungen praktisch beantworten kann der Buchbinder lediglich, soweit es sich um das für seinen Einband selbst verwendete Papier handelt und soweit diese Antwort ihm nicht bereits vom Buchdrucker oder Verleger vorweggenommen wurde, sonst bleibt ihm nur übrig, ihm unbehebbare, durch falsche Papierwahl und Papierverarbeitung verursachte Mängel zu belassen wie sie sind und, ohne daß ihn daran ein Verschulden trifft, einen technisch minderwertigen Einband zu liefern. Es wäre überflüssig, so langatmig bei dieser Problematik zu verweilen, wenn nicht allzu viele Einbandmängel auf eine unzureichende Druckpapierwahl zurückzuführen sein würden. Obschon es z. B. allgemein bekannt ist, daß Laufrichtung und Dehnrichtung konstante Papiereigenschaften sind, daß Faserlauf und Lauf der Papierbahn sich gleich-

richten und die Dehnrichtung quer zur Laufrichtung liegt, hat bereits bisweilen der Drucker nicht daran gedacht, daß die Laufrichtung des Papiers parallel zum Buchsteg liegen muß, wenn das Buch seine ursprüngliche Form, das Papier seine Schmiegsamkeit bewahren und nicht wellig werden soll. Auch die Papierdicke muß in einem richtigen Verhältnis zur Buchgröße und Buchdicke stehen, das Papier darf nicht zu dick oder zu steif sein, wenn die Blätter des geöffneten Buches flach liegen bleiben sollen, — ein ebenfalls durchaus nicht immer bei der Druckpapierwahl richtig abgeschätztes Verhältnis.

VIII.

Unmittelbar aus den Bindeverfahren sind auch die buchbinderischen Dekorationstechniken entsprossen, die mit dem Blinddruck auf Leder bis auf die koptischen Einbände des 6. Jahrhunderts zurückführen. Die ästhetische Tendenz trat zuerst in dem Bemühen hervor, unschön aussehende Heftungsteile zu überdecken, und auch in dem Bestreben, die aus der Konstruktionstechnik sich ergebende plastische Gesamterscheinung des Bandes an dessen für sein Funktionieren wesentlichsten Stellen dekorativ zu überhöhen oder wenigstens das Zierwerk nicht in Widerspruch mit ihr zu bringen. Von vornherein ist aber auch die später vorherrschende Auffassung der Ausschmückung der Deckelfläche durch ornamentale Muster vorhanden gewesen, die Auszierung nur der Bandaußenseite, der die Innenteile des Einbandes verhüllenden Überzugsdecke. Von den konstruktiven Elementen der Dekoration ist das Kapital vor allem erhalten geblieben, ursprünglich der Heftungsabschluß, der aus dem Buchblockrücken herausragte, dann eine Heftungsverstärkung am Buchkopf und -schwanz, die mit zierlichem Abschluß die Heftung verknüpft hatte und schließlich – seitdem sie nicht mehr freilag, überflüssig geworden – zum angeklebten Kapitalbändchen abgesunken, ein technisch zweckloses Überbleibsel. Entbehrlich sind die feinen Verzierungsformen des Kapitals, das handgestochene Kapital in seiner Verbindung mit dem Leder- oder Pergamenthäubchen; sie sind aber trotzdem ein nicht ganz unnützer Beitrag, um den am meisten der Abnutzung ausgesetzten Einbandteil zu verstärken. Die glatten Schnittflächen waren bereits ein Schutzmittel gegen das Verstauben gewesen; färbte man sie, so verschmutzte der weiße Außenrand des Papieres nicht so rasch, überdeckte man ihn mit einer Metallschicht, insbesondere mit dem nicht oxydierenden Gold, so vergrößerte sich noch diese technische Sicherung, welche als solche sich noch immer in den zahlreichen Arten und Abarten der Zierschnitte auswirkt, in denen sie als ein mitunter gar nicht mehr beachtetes und beabsichtigtes Schutzmotiv zurückblieb.

Den Abwandlungen der Bindeweisen hatten sich auch die eigentlichen buchbinderischen Verzierungsverfahren angepaßt, mit denen der Buchbinder seine Schmuckmuster »blind« oder in Gold druckt. Das »Streicheisen« hatte beim Binden mitgeholfen, es lag nahe, mit ihm dekorativ-konstruktiv zu unterstreichen; noch heute werden mit ihm gerade Linien im Blinddruck gezogen, im Golddruck vorgezogen. Die Deckelfläche proportioniert mit dem Streicheisen aufzuteilen, war zugleich ein praktischer Behelf für den Einzelstempeldruck, den die Buchbinder sich angeeignet hatten – der koptische Einband hatte noch keine Flachstempel gekannt –, und um genauer und sicherer von Hand mit Hilfe einer solchen linearen Orientierung in der gewünschten Anordnung sehr viele angewärmte Einzelstempel mit ihren mannigfachen Mustern nach- und nebeneinander auf dem angefeuchteten weichen Leder einzudrucken. Anscheinend hat man nach dem 10. Jahrhundert auf reichen Stempeldruck verzichtet, ihn um so reicher zwei Jahrhunderte später bei den sogenannten romanischen Bucheinbänden wieder aufgenommen; man hat geschätzt, daß einzelne Werkstätten über rund 100 Stempelmuster verfügten, und auf einzelnen Bänden über 700 Stempelabdrücke gezählt.

Das Ursprungsgebiet dieser buchbinderischen Zierkunstentfaltung sind mutmaßlich Klöster in Nordfrankreich und Paris gewesen, die wahrscheinlich auch die für sie benötigten vielen Stempel noch von eigenen Kunsthandwerkern anfertigen lassen konnten. Hier zeichnet sich die Wendung aus wirtschaftlichen Rücksichten ab, die zum gotischen Blinddruckband mit Einzelstempelverzierungen und auch zur massiven Plattenpressung weiterführte. Die Anfertigung der Einzelstempel und dann auch der Prägeplatten war keine buchbinderische Arbeit. Als dann in der Hochburg scholastischer Studien, in Paris, und in anderen Ländern das Buchwesen der Gelehrsamkeit verweltlichte, wurden an Stelle der Kleriker Laien dessen handwerkliche Träger; die aber mußten sich die Stempel kaufen und beschränkten deren Anzahl. Die Stempel mußten zudem möglichst vielseitig und mit geringem Arbeits- und Zeitaufwand anwendbar sein. Von hier an datiert eine ökonomische Tendenz im buchbinderischen Stempeldruckverfahren, das sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts aus dem Blinddruck zur Handvergoldung ausweitete. Diese ist jedenfalls nicht der islamischen, orientalischen Technik entlehnt, vielleicht aber durch die von den Malern ausgeübte Miniaturtechnik mit ihren Goldauflagen gefördert worden, wie denn mittelbar auch der Blinddruck auf Zeug, Pergament, Papier im Hochdruck (Holzschnitt) und Tiefdruck (Kupferstich) nicht nur stilistisch, auch technisch mannigfach Einbandverzierungen hätte anregen können, möglicherweise angeregt hat. Nur eine Episode waren die Schnitzmesserzeichnungen auf hartem Rindsleder geblieben, das seit der Renaissance feineren einheimischen und eingeführten Ledern wich.

Zur Abkürzung der langsamen und mühsamen Arbeit des Einzelstempeldruckes war (seit dem 15. Jahrhundert) die Buchbinderrolle dem Zierwerkzeug hinzugefügt worden, die fortlaufend Linien oder breitere Ziermuster rasch abdruckte, seit dem gleichen Jahrhundert, jedoch anfänglich wenig benutzt, der Linien- und Bogensatz, mit dem sich aus Teilstücken gerade oder gekrümmte Linien im Abdruck zu einem Gesamtbild zusammensetzen ließen, seit dem 17. Jahrhundert die Filete, als man (wofür sie besonders geeignet ist) auch den Buchrücken auszuschmücken begann, wozu sich die wegen ihrer leicht gewölbten Oberfläche besser nur auf dem Deckel eben abzudruckenden Stempel nicht recht eigneten. Als Werkzeug in einer Mittelstellung zwischen Stempel und Filete haben die Linien- und Bogensätze dem Buchbinder ein Freihandzeichnen ermöglicht und ihn unabhängiger von den Stempelmustern dadurch gemacht, daß er aus Kleinstteilchen seine Zeichnung

zusammenstückte, eine Bestrebung, die auch im Stempeldruck hervortrat; man suchte die Stempel in möglichst einfache, so vielseitig anwendbare Grundformen aufzuteilen.

Allen diesen Zierwerkzeugen gemeinsam war, daß sie noch handhabbar (durch Handkraft aufzudrucken) bleiben mußten, – auch die großen »Stöcke«, mit denen die Deckel-Mittelbilder aufgeprägt wurden, die, obschon in einer andersartigen Technik, eine Vergröberung der Bildwiedergaben der Leder-Ritz-Schnitz-Treibverfahren waren. Diese Stöcke beschränkten die Bildzeichnung auf das einmalige Bild; so viele Bilder angebracht werden sollten, so viele Stöcke wurden gebraucht, und wenn die Handkraft nicht ausreichte, dann mußte die Prägung unter Stockpreßdruck vorgenommen werden. Die bisweilen auch zweiseitig gravierten Messingstöcke waren verhältnismäßig dick, die sehr dünnen flachen Metallplatten, die nach dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts in Verbindung mit der neuen Vergoldepresse verwendet werden, hätten auf den weichen Klebepappendeckeln (nach A. Rhein) auch noch die Druckplatte der Stockpresse mit abgepreßt. Ein Beispiel dafür, daß der gleiche technische Vorgang immerhin im Zeitenverlaufe beträchtlichen Modifikationen unterlag.

Ebenso hat sich die Handstempelvergoldung als technisch rationalisierte Vorarbeit geändert. Der Handvergolder zeichnet jetzt, seitdem es Pauspapier gibt, auf einer Pause vor und druckt nach ihr vor, pinselt mit Eiweiß aus, – eine Beschleunigung der Handvergoldweise, die ihm außerdem Bewegungsfreiheit für Umänderungen seiner Entwürfe bis zum endgültigen gibt. In den klassischen Epochen der Handvergoldung, im 16. und 17. Jahrhundert, wurden die Stempel freihändig unmittelbar auf das Leder gedruckt, nachdem die Skizze der Dekoration nur in Hilfsbogen und -linien mit Zirkel und Lineal und der Stempeleinsatz auf dem Leder angegeben war. Mit Eiweiß und Schwamm wurde grundiert, das Gold wurde aufgelegt, und die Stempel wurden abgedruckt, eine rasche Arbeitsweise auch für reiche Vergoldungen, die aber eine sehr sichere Beherrschung des Freihanddruckes erforderte. Die feinsten Reize des Handstempeldruckes beruhen auf der von ihm hervorgerufenen leichten Reliefierung und deren Licht- und Schattenwirkungen, die beim trockenen Blinddruck eintöniger, gleichmäßiger bleiben, beim feuchten sich verdunkeln, verfärben, die Schmuckzeichnung des Golddruckes zum glitzernden Aufleuchten bringen Abtönungen, die durch die gewählten Metallfarben noch zu nuancieren sind, so daß in Verbindung mit der Deckeluntergrundfarbe die Palette der buchbinderischen Handdruckzierverfahren reichhaltig besetzt ist. Weiterhin werden noch zahlreiche andere, farbige oder unfarbige Zierverfahren der Handbuchbinderei zugänglich gemacht, so die Lederauf- und -einlagearbeit. Sie alle hier aufzuzählen erübrigt sich, weil sie nicht ausschließlich und ursprünglich buchbinderische Dekorationstechniken sind, wie ja auch die buchbinderischen Handdruckverfahren adaptierte und modifizierte Techniken sind, die als Edelverfahren kunsthandwerklich der Buchbinder nicht allein für Einbände, sondern auch für sogenannte Portefeuillerarbeiten nutzt, deren industrielle Fabrikation mehr oder weniger maschinalisiert worden ist, zur mechanischen Reproduktion einer Schmuckzeichnung, die sie gleichartig auf einer Vielzahl (»Auflage«) gleichförmiger Objekte abdruckt. Als ein solches Vervielfältigungsverfahren – insoweit sich dem Buchdruck gleichrichtend – ist seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Zierverfahren des industriellen Auflageneinbandes ausgebildet worden, das gewissermaßen, obschon nicht in allen seinen technischen Einzelheiten, als gedankliche Weiterführung der alten buchbinderischen Plattenpressung angesehen werden kann: Machte man die Platte so groß, daß sie in einem Zuge die ganze Deckelseite bedruckte, so konnte man die Überlegung anstellen, daß, wenn der ganze Deckel aus einer ebenen Druckfläche bestände, ihm auf einmal die Deckelzeichnungen und die des (später zu rundenden) Rückens aufzudrucken sein würden. Dafür war die gesonderte Herstellung des Buchblocks und des (überzogenen) Buchdeckels eine technische Voraussetzung, in der die dekorative und konstruktive maschinelle Einbandherstellung zusammentrafen, sich zusammenfanden.

Der Buchdrucker hat sich erst nach und nach von seinem unmittelbaren Vorbild, dem handgeschriebenen Codex, freigemacht, als er ihn in der Frühdruckzeit in das gedruckte Papierbuch umgestaltete. Um 1500 ist das der literarischen Technik maßgebend werdende neue Buch einigermaßen typographisch normalisiert und reguliert, der Buchbinder ist längst nicht mehr in der Verlagswerkstätte, in der er ein Halbjahrhundert vorher, als Rubrikator mithelfend, die letzte Hand an ihre ausgedruckten Erzeugnisse zu legen hatte. Er erhält sie jetzt in rohen Bogen mitsamt einem besonderen Titelblatt, die Blätter oder Seiten sind schon vom Drucker foliiert oder paginiert und von diesem mit Hilfszeichen für die richtige Bogenfolge (Signaturen und anderen) versehen; der Buchbinder hat es nicht mehr nötig, sich aus dem Druckvermerk auf dem Schlußblatt darüber zu unterrichten, wie er die von ihm noch zu falzenden Bogen zusammenzusetzen hat. Nicht er bestimmt jetzt das Format, das haben Papierer und Drucker vor ihm besorgt. Erleichterungen und Erschwerungen seiner Arbeit zugleich, da er, der Letzte in der Buchherstellerreihe, die ausgedruckten fertigen Bogen hinnehmen muß, wie sie sind, auch dann, wenn seine Vorgänger, von denen er abhängig wurde, ihm die technisch gute Ausführung seiner Buchbinderarbeiten erschwerten oder behinderten. Eine gewisse Regelmäßigkeit der vom Buchdrucker festgestellten Formate, der Verhältnisse der bedruckten zur unbedruckten Seitenfläche hat sich vereinheitlicht; durch den Beschnitt kann der Buchbinder lediglich in den ästhetischen Beziehungen Randgrößen verkleinern. Die Buchgestalt unterliegt nicht mehr den willkürlichen Schwankungen zwischen den hochgestellten Rechtecken oder Quadraten; jene sind nun die Regel, diese die Ausnahme. Die Buchgrößen haben sich verkleinert, die Buchgewichte verringert, obschon nicht allgemein, wenigstens für einzelne Büchergruppen. Technisch konsequent folgte dem der Buchbinder, indem er die Holzdeckel mit Pappdeckeln vertauschte, und – ökonomisch, rationaltechnisch Arbeit, Kosten, Zeit sparend – verbilligende Bindeweisen anzuwenden suchte, auch um dem vom Drucker angegebenen Tempo der Buchherstellung nachzukommen.

Im abendländischen Mittelalter war in den Zeiten des Pergament-Codex auch die einzelne Handschrift ein Wertstück geblieben; man hatte alte Texte mühsam abgeschabt, um sie neu zu beschreiben (Palimpseste); damals verfügten auch die vereinzelten größeren Büchersammlungen nur über wenige Band-

hunderte, indessen die islamischen Bibliotheken, bereits im Besitz des Papiers, in ihren Beständen weitaus reicher waren. Als dann die europäischen Papiermühlen die Papierversorgung erleichtert hatten, behielt man das Pergament als Beschreibstoff für wichtige Dokumente bei – denn man traute noch lange nicht der Lebensdauer des Papiers – und für Luxusmanuskripte; das Papier verbilligte die Buchherstellung, die sich zuerst an den Hochschulen verweltlichte, schließlich zu einem städtischen Berufsstand hinüberführte. Obschon diese Umgestaltungen des Buchwesens im 13., 14., 15. Jahrhundert weder allgemein noch plötzlich vor sich gingen, bestimmten sie doch die entstehende Auffassung einer Buchware, die Gegenstand des Handels wurde, seit der Buchdruckzeit mit den gleichartigen und gleichwertigen Stücken, denn alle Abzüge eines Auflagendruckes waren einer wie der andere (oder sollten es sein) und wurden zum selben Preise vertrieben. Das Druckwerk hatte so seine Einschätzung als Einzelstück eingebüßt, nicht aber der Einband; dem Ermessen des Käufers blieb es nun überlassen, ob und wie er seine Bücher binden lassen wollte. Der Buchdruck hatte der Buchform ihren individuellen Charakter genommen, der mehr oder weniger jedem manuellen Produkt anhaftet, dafür um so schärfer die Züge ausgeprägt, die der typographischen Buchgestaltung von ihren noch im Handwerk verbliebenen Herstellern verliehen wurden: vom Schrift-Stempelschneider, auch vom Setzer und den beim Drucken an der Presse Tätigen, einer anonym bleibenden Gesamtheit. Die Abwandlungen sind an der Ausbildung des Titels zu verfolgen, der in der Handschriftenzeit, als Benennung, Überschrift des Buchwerkes selbst, häufig nicht vom Verfasser herrührt, jedenfalls willkürlich angebracht wurde, aus den Herstellervermerken auf der letzten Buchseite im 16. Jahrhundert auf die erste vorgerückt ist und jetzt im Regelfalle genau die Namen des Verfassers und Verlegers außer dem von ihnen bestimmten Werktitel angibt. – Übersichtlich waren auch die größten Büchereien der Handschriftenzeit, allgemeiner gültig werdende Regelmäßigkeit für die Beschriftung eines Einbandes bestand nicht; wenn man wenige Bände mit nach vorn gerichteten Schnittflächen aufeinanderschichtete, beschriftete man diese, und die Aufbewahrungsarten der Bücher verursachten, daß der Bandrücken unbeachtet blieb, obwohl er eine Beschriftung hätte aufnehmen können. Das auf dem Pult aufgestellte, das in der Truhe verwahrte Buch wiesen zunächst die Vorderdeckelfläche, an der der Band aufgeschlagen wurde. Aus der Verpackung in Kapseln und in Kästen, in denen sich die Bücher auch über Land mitnehmen ließen, hatten sich als Kombinationen von Einband und Einbandhülle einige mittelalterliche Sonderformen ausgebildet, die Buchsäcke – Reisetaschen könnten sie heute genannt werden – der irischen Mönche des 11./12. Jahrhunderts, und die Hüllenbände, wenn man zwischen weicher Hülle und steifer Hülse (oder Futteral) unterscheiden will, diese mit einem ungefütterten weichen Leder, das, über den Schnitt hinausreichend, am Buchblock befestigt war und umgeschlagen ihn umhüllte: Beutelbücher, Lappenbände.

Von jeher diente der Gürtel in taschenlosen Trachten zur Befestigung kleiner Dinge, die man mit sich führen wollte, ohne sie in der Hand zu tragen, so auch das Beutelbuch, das einem weichen, sehr weiten Umschlag so eingefügt war, daß er es gegen Regen und Straßenstaub schützte. Aus dem Buchbeutel hat die Gebetbuch-Luxusindustrie des 15./16. Jahrh. eine Kostümmode gemacht, bis zu seiner modischen Abstimmung mit dem Gebetkissen, auf das der Buchbeutel in der Kirche gelegt wurde, ein frühes Beispiel für die Verschwisterung des Buchbinderhandwerkes mit dem Gewerbe der Feinlederarbeiten, dem »Portefeuiller«, dem es bereits in der Epoche des koptischen Papyrus-Codex wichtige Entlehnungen verdankt hatte. Die Faltbücher des 15. Jahrhunderts sind ebenfalls Gürtelbücher gewesen, Vorboten einer anders werdenden Zeit, in der man die Geldrechnungen mit arabischen Ziffern aufzuschreiben begann und den astrologischen Kalender bei seinen Geschäften konsultierte. Die Faltbücher waren überwiegend Tageskalender, in ihrem Aussehen vergleichbar dem auseinandergebreiteten Bambusbündel, aber durch die Art ihrer Falzung aus einem Stück eine buchbinderische Arbeit, ein Hochstreifen, der auf $^1/_3$ bis $^1/_6$ seiner Breite zu einer Schmalform zusammengefaltet war, durch eine einfache Zungenvorrichtung sich bequem handhaben ließ. Das Buchbinderhandwerk hat mit seinen Falz- und Klebeverfahren sich mancherlei Nebenarbeiten herangezogen, die ihm Nebenverdienste verschaffen sollten, so die Anfertigung von Kasten und Kästchen, »Futteralen« (ein deutsches Wort) und von Mappen, das Aufziehen von Landkarten und andere Arbeiten, die mittelbar aber auch in der Technik des Einbindens wieder durch die Arbeitsweisen, die sich hierbei ausbildeten, nutzbar und zweckdienlich wurden.

In der Druckzeit ist der aus regelmäßigen Schriftseiten-Lagen gebildete Buchblock durch ihm einzuverleibende Buchteile erweitert worden, so durch Bildtafeln, die ihm konstruktiv einzubeziehen waren. Alte, längst bekannte Techniken waren neu entstandenen Bedürfnissen anzupassen, wie die des Beschriftens von Einbänden mit Buchstaben-Einzelstempeln, das in der Buchbindersprache heute »Lettern« genannt wird. Durch das Aufprägen von Buchstaben-Einzelstempeln, die metallvertieft graviert waren, im Relief auf einer dazu geeigneten Unterlage Wörter zusammenzusetzen, war eine schon in der Antike – so von den römischen Ärzten und Bäckern – verwertete Technik, und wenn die Buchbinder mindestens seit 1433 (der Dominikaner Konrad Forster in Nürnberg) sie ebenfalls brauchten, hat das nichts mit einer auf anderen Voraussetzungen beruhenden »Vorbildung« der erst durch das Gießinstrument ermöglichten Type des Buchdrucks zu tun. Und ebensowenig lassen sich in den auch von den Buchbindern genutzten Kurzwortstempeln häufig sich wiederholender Wörter, wie z. B. »Ave Maria«, »Deo gratias«, Vorläufer von Abbreviaturen- oder Ligaturentypen und von Logotypen sehen. Ähnlich wie der Buchschreiber die beendete Arbeit mit einer Dank- oder Segensformel beschloß, sie wohl auch mit seinem Namen »signierte«, verfuhren die alten Buchbinder, wenn sie die ihre auch mit auf den Deckeln dekorativ angeordneten Sprüchen versahen. Die Verwertung von Metallschriftverfahren war ein Gedanke, auf den man leicht geraten konnte, selbst wenn in ihm keine koptischen Traditionen nachwirkten (Papyrus-»Protokoll«). Und erst nach dem Vorbild der Schriftgießerstempel sind auch die Buchbinderstempel mit ihren Schrift- und sonstigen Bildern erhaben auf die Stempel geschnitten worden. Nur ganz ausnahmsweise ist in die Beschriftungen der Buchbinder der Werktitel neben-

her aufgenommen worden, auf manchen Bänden von Drucken der Koberger-Werkstätte am oberen Deckelrande im Blinddruck, später auch im Golddruck. Es bestand noch kein Bedürfnis für den dann verkürzt den Angaben des Titelblattes zu entnehmenden Buchbinder-Rückentitel, der als Quertitel oder, bei sehr dünnen Bänden (von unten nach oben, vom Rückenschwanz zum Rückenkopf hochführend), als Längstitel aufgedruckt wird. Dieses Bedürfnis stellte sich erst ein, als die alten Aufbewahrungsarten sich in die raumsparende Aufstellung von Bändereihen umwandelten.

Im 17. Jahrhundert waren die größeren Sammlungen schon so umfangreich, daß sie ungeordnet unübersichtlich geworden wären. Ungebundene Bücher in großer Anzahl aufzureihen verbot sich, weil sie dadurch in ihrer Erhaltung, und nicht nur durch den Gebrauch, gefährdet wurden. Der Einband, der im Verhältnis zu verbilligten Buchpreisen teurer geworden war, erwies hier, daß er sich neue Nutzwerte erschlossen hatte. Die Beherrschung großer Büchermassen war nur durch ihre Aufteilung, durch bibliothekarische Methoden erreichbar. Der das Buch konservierende Einband hatte es leicht transportabel gemacht, in der Bändereihe sollte er standfest bleiben und der Einzelband in ihr sofort erkennbar und von allen anderen unterscheidbar; in der Reihe war aber nur der Bandrücken zu sehen. Die Beschriftung leicht lesbar zu halten war insofern auch eine technisch zu lösende Aufgabe, als der bereits fertig überzogene Einband auf dem Überzugsstoff zu beschriften ist, bei den buchbinderischen Handdruckverfahren auf einem gerundeten Rükken, während, wenn der Buchblock in die von ihm gesondert angefertigte, aus einem Stück bestehende Decke eingehängt wird – das Beispiel bietet die Maschinentechnik seit dem 19. Jahrhundert –, die noch flache Decke von der die ganze Decken-Bild- oder Schriftzeichnung tragenden Preßplatte abgedruckt wird. Im alten Handstempel-Druckverfahren sind die Buchstaben-Stempel ebenso wie die Zierstempel nach dem Augenmaß freihändig gedruckt worden, man markierte die Zeilenhöhe mit dem Goldmesser am aufgelegten Gold und druckte die Stempel nacheinander ab; erst im 18. Jahrhundert kamen in der Buchbinderei die Druckschriften auf, die mit dem Schriftkasten zeilenweise abgedruckt wurden. Als Einbandschmuckverfahren der Maschinentechnik ist seit dem 19. Jahrhundert die Presse-Prägung weitgehend ausgebildet worden, in der kunsthandwerklichen Buchbinderei das »Lettern« in Verbindung mit dem Linien- und Bogendruck neu belebt worden. Ihrem ästhetischen Charakter nach sind beide Verfahren verschieden: der glatte Pressendruck bedingt, auch wenn er in die Reliefprägung übergeht, die gleichmäßig bleibende Linie oder deren ebensolche Verbreiterungen, der immer etwas unregelmäßige Handstempeldruck nuanciert mehr die schwellende Linienführung; gleich der Handzeichnung wirkt er lebendiger, ist im Blind- und Golddruck feiner abzustimmen, um aus den ihm gemäßen Überzugstoffen – Leder und Pergament – die ihnen eigentümlichen Schmuckwirkungen herauszuholen, während die Pressendruckplatte, am Gewebeband entwickelt, die Dekorationstechnik des modernen Verlagseinbandes wurde.

Daß man neuerdings wieder auf die kalligraphischen Beschriftungen der Pergamentrückentitel zurückgreift, ist vor allem durch das im 20. Jahrhundert von der Buchkunstbewegung neugeweckte Schriftformengefühl veranlaßt worden. Die Meister des Handstempeldruckes in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hatten die von anderen entworfenen Ornamentstempel immer mehr durch eigene Grundformen – Teilstempelformen – ersetzt, um ihrem Einbandschmuck einen persönlichen Stil zu wahren; mit den veralteten und wenigen sogenannten Buchbinder-Druckschriften ließen sich Angleichungen an die künstlerischen Druckschriften der Bücher nur schlecht vornehmen.

IX.

War alles, was zur buchbinderischen Anfertigung eines Druckwerkes gehörte, ein Bedürfnis geworden, eben weil ohne die buchbinderische Arbeit das Buch noch unfertig blieb, so konnte sich in eine solche Bedarfsbefriedigung auch der Buchbinder als Buchführer, als reisender Zwischenhändler mit Buchware einschalten, indem er seinen Vorteil daraus zog, daß nicht überall Buchbindereiwerkstätten vorhanden oder leicht erreichbar waren, sondern zuerst zunächst nur an den Plätzen, an denen der regelmäßigste, regste Umsatz der Buchware vorhanden war. An den großen Handelsorten mit ihren guten Verkehrsverbindungen siedelten sich die Verlagswerkstätten an und die der Buchbinder an den Orten, an denen sie sich die meiste Nachfrage nach ihrer Arbeit versprechen durften, so in den Universitätsstädten. An diesen Orten war das Einbindenlassen der rohen Bogen den Bücherkäufern leicht gemacht, schwierig anderswo, wo es im weiteren Umkreise weder Buchbinder noch Buchdrucker noch Zwischenbuchhändler gab, keine Gelegenheiten, sich einzelne neue Bücher anzuschaffen.

Der Wander-Buchbinder ist neben dem Wanderdrucker und dem Reisebuchhändler als selbständiger Unternehmer, als wandernder Sortimenter, wie man heute sagen würde, anfänglich eine zeitgeborene Erscheinung gewesen. Es lag ja nahe, daß der Buchbinder sich für seinen verkäuflichen Vorrat gebundener Bücher eine Anzahl gleicher Bücher gleichmäßig einband, und daß sich ähnlich auch der wandernde Sortimenter mit gebundenen Büchern versorgte. Damit ergaben sich auch von dieser Seite her Vorstufen zum Auflageneinband, für den es kennzeichnend ist, daß die ganze Auflage oder doch ein größerer Teil von ihr fertig, in der Regel gleichartig gebunden in den Handel kommt. Wenn alle Bücher der Auflage eines Druckwerkes oder doch eine quantitativ für hinreichend gehaltene Menge von ihnen in originalen uniformen Einbänden unmittelbar vom Verlag ausgehen, spricht man seit dem 19. Jahrhundert von einem »Verlagseinband«. Diese Bezeichnung ist zunächst keine buchgewerbliche, sondern eine buchhändlerische. Sie besagt, daß ein Verlag, der ein Verlagswerk gebunden veröffentlicht, es im eigenen oder fremden Betriebe – was seine geschäftliche Angelegenheit bleibt – einbinden ließ; sie besagt nichts über die technische Ausführung des Verlagseinbandes, der, solange es allein die Bindeverfahren der Handbuchbinderei gab, auch nur in ihnen vorgenommen werden konnte. Auch heute noch mit der Gleichsetzung der industrialisierten Großbuchbinderei und deren Fabrikationsmethoden der Maschinentechnik schließt es die weder aus, daß Verlagseinbände ausnahmsweise als Werkstätteneinbände angefertigt werden, noch daß sie notwendig in nur einer Ausstattung hergestellt

werden, noch daß ein Verlagswerk nur gebunden und nicht auch broschiert, also für einen späteren Einband gedacht, ausgeliefert wird. Man sollte, wenn auf die Verlagseinband-Vorbildungen früherer Jahrhunderte hingewiesen wird, an der Überlegung nicht vorübergehen, daß sie keine buchgewerbliche, sondern lediglich eine buchhändlerische Sonderform der Einbandausführung und -ausstattung gewesen sein können. Man meint denn auch nur, schon seit der endenden Wiegendruckzeit hätten die großen Verlagswerkstätten ihre Bücher auch gebunden vertrieben, und zwar so, daß diese Verlagsbände gleichartig nach einem bestimmten Muster verziert waren, also mindestens der Anteil dieser Verlage, der Aldus-, der Koberger und anderer Verlags-Werkstätten an der Ausbildung bestimmter Dekorationsteile anzunehmen sei. Eine Annahme, die durch genauere Untersuchungen eher widerlegt als bestätigt worden ist. Die Versendung in rohen Bogen oder allenfalls in gefalzten, lose gehefteten, blieb noch im 18. Jahrhundert das Übliche. Damit rechnete der buchhändlerische Büchertausch, das »Verstechen«. Deshalb, und auch wegen der orts- und handelsgesetzlich scharfen Abgrenzungen der groß- und kleinhändlerischen Berufe, der kaufmännischen von den buchgewerblichen, der buchgewerblichen untereinander, konnte die aus der Verlagswerkstätte hervorgegangene Offizin des Typographen, die immer häufiger nicht mehr für eigene, sondern für fremde Rechnung, für Verleger, ihre Erzeugnisse lieferte – abgesehen vielleicht von den ersten Frühdruckzeit-Jahrzehnten, in denen die Umbildung der handschriftlichen in die druckerischen Vervielfältigungsverfahren in mancherlei Beziehungen eine engere räumliche Zusammendrängung der Gesamtherstellung in der Werkstätte empfehlenswert machte – mit ihrem Betriebe die Einbandherstellung nicht verbinden, sondern mußte sich von ihr lösen. Gelegentlich mochte durch geschäftliche Querverbindungen, kaufmännische, personale oder familiäre Unionen eine Vereinigung mehrerer Werkstätten vorhanden gewesen sein, aber sie blieb dann nach außen hin verdeckt; das Regelmäßige war jedenfalls, daß, wann und wo das Bedürfnis sich herausstellte, gebundene Bücher in den Handel zu bringen, der Verleger die Bindearbeiten einer Buchbinderei möglichst an seinem Orte zuwies, und wenn er dann seine Aufträge nur einer Werkstätte gab, was keineswegs immer der Fall war, entstanden so formale Typen eines Verlagsbandes, das heißt, die eben dieser Buchbinderwerkstätte.

Der Verlagsband setzt den »Verlag« voraus, die Einpassung in die durch den Geldhandel sich ausbildenden neuartigen Großhandelsfirmen, die für das europäische Buchwesen durch die Erfindung der Typographie, die uniforme Großauflagenherstellung von Buchwerken ermöglicht worden ist. Als die ersten Verlagswerkstätten ihre Arbeit aufnahmen, war bereits der Bilddruck (Bildzeugdruck, Holzschnitt, Metallplattendruck) vorhanden, der aber für den Handschriften gleichwertige, umfangreichere Schriftvervielfältigungen nicht hinreichte. Immerhin hätte man versuchen können, die Deckelverzierungen des Einbandes durch Bilddruck – also reproduktionstechnisch – vorzunehmen, soweit der Überzugsstoff das zuließ. Vereinzelt, völlig zufällig, ist ein gerade vorhandener Bildstock wohl so abgedruckt worden, während die Benutzung der Metalltechniken sich zu eigenen buchbinderischen Zierverfahren umbildete. Als ein metalltechnisches Produkt war die Type entstanden; die Xylographie, ohnehin unerheblich für die Schriftvervielfältigung, verschwand, abgesehen vom Buchbild, um 1500 aus dem Buchwesen. Doch einige wenige Blockbücher aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts haben sich erhalten, die bedruckte Buchumschläge aufweisen, wohl der Einfall des einen oder des anderen Formschneiders, eine Art Einbandersatz zu liefern: Umschläge, die sich auf Pappe aufziehen, in die sich primitiv ein dünnes Blockbuch einheften oder einkleben ließ. Wenn ein solcher bedruckter Umschlag die ornamentale Dekoration eines Lederbandes abbildete, nachbildete, war das nicht als Muster für den Buchbinder gedacht gewesen, der über dieselben oder ähnliche Stempel hätte verfügen müssen; wohl aber darf man die »dekorierten Originalkartonagen«, die »bedruckten Verlagsumschläge« immerhin vom 15. Jahrhundert an datieren, wenn sie auch seltenste Ausnahmen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts waren, als die Verlagsbroschur regelmäßiger und üblicher wurde. Ein Buchumschlag ist dem Verschmutzen und Zerreißen ausgesetzt, er soll nur einen vorläufigen Buchschutz, ehe ihn der endgültige Einband ersetzt, geben, weshalb man ihn billig und einfach wählte, die Bogen nur mit leichten Stichen aneinanderheftete, sie unbedruckt, unbeschnitten ließ, dünne, dunkle, einfarbige, blaugraue und ähnliche Papiere wählte. Zuerst werden wohl die Sortimenter sich ihre Buchware so haben herrichten und sie auch mit Buntpapierumschlägen versehen lassen, um sie anziehender, auffälliger zu machen. Blieben die Umschläge gleichartig, waren sie nicht schnell aus den Reihen gebundener und ungebundener Bücher der Fächer des Ladens herauszufinden, so mußte man ihnen einen Rücktitel geben; das geschah durch ein auf den Rücken der Broschur aufgeklebtes bedrucktes Rücktitelschildchen. Auch Unterscheidungszeichen der Vorzugsausgaben auf feineren Papieren von den gewöhnlichen wurden erforderlich, so erhielten z. B. die Luxuseditionen französischer Kupferstichwerke des Rokoko des öfteren einen verstärkten Umschlag aus »papier étoilé«, aus weißem Papier mit einem Goldsternchen-Streumuster.

Der noch spärlich ungefähr gleichzeitig einsetzende, mit Text bedruckte Umschlag ging vom Verlag aus. Auf der ersten Umschlagseite konnte man das Titelblatt wiederholen, dazu auch die anderen Umschlagseiten für das Buch betreffende Texte oder Verlagsmitteilungen ausnutzen; den stärksten Antrieb dazu gaben die Periodica, die in Abteilungen erscheinenden Lieferungswerke, und insbesondere die Zeitschriften, die vorläufige, aber den Werktext nicht störende Orientierungen über ihre Zusammenordnung erforderlich machten. Und schließlich begann man den Umschlagdruck auch der Werbung für einen Werkinhalt sowie der für andere Verlagsveröffentlichungen zuzurichten. Das verdeutlichte sich wohl am frühesten an der Almanachliteratur, deren Absatzzeit sich auf Jahresende, Jahresanfang zusammendrängte, deren volle Auflage kurz- und rechtzeitig fertig sein mußte. Mit den dekorierten und illustrierten Originalkartonagen – Pappbänden mit einem Bilddruck-Papierüberzug – wurde der Verlagsband auch zu einer eigentlichen buchbinderischen Ausführung gebracht und mit der übrigen Druckausführung eines Werkes vereint, also, da vom Verlage für die Gesamtauflage vorher bestimmt, ein Verlagsband im vollen

Sinne des Wortes. G. Bodoni veröffentlichte seine vielfach dünnen, aber in großen Formaten hergestellten Drucke unaufgeschnitten und unbeschnitten in sich gleichbleibenden leichten Pappbänden, »vorläufigen« Kartonagen, wohl in der praktischen Absicht, die kostspieligen Stücke insbesondere bei der Einzelversendung zu schützen, dazu wohl noch in der, ihnen das Aussehen eines »Markenartikels« zu geben, ihre Provenienz äußerlich zu markieren. In England und in Frankreich sind in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ganze Auflagen in billigen, einfachen Lederbänden von den Verlagen vertrieben worden. Meist waren es Bücher in kleinen Formaten. Die uniformierende Serienfabrikation verbilligte den Einbandpreis; die Buchbinderwerkstatt, die solche Großaufträge erhielt, konnte, selbst wenn sie technische Vereinfachungen noch vermied, mit den Anschaffungskosten der Materialien, der Fertigung in Partien, Einsparungen machen, – eine ökonomische Tendenz, die derartigen Verlagsbänden den Charakter des Sparbandes gab. Bei den englischen, unansehnlichen, unverzierten Schaflederbänden ist oft bereits auf dem Titelblatt angegeben, wieviel das gebundene Buch kostete, das ungebunden nicht mehr erhältlich war. Eleganter waren die Bändchen des Pariser Cazin-Verlages mit sich gleichbleibenden Stempelverzierungen, die deshalb hier besonders erwähnt werden, weil die Nachahmer und Nachdrucker wie die übrige Ausstattung der Cazin-Reihe auch deren Einbandverzierungen imitierten: wenn nicht das erste, so doch eines der frühesten Beispiele für die Rechtsfrage, inwieweit die Nachbildung eines Verlagseinbandes zulässig ist, die den Käufer täuschen soll, wofern nicht, wie späterhin, die Handelsmarke, das aus dem Druckersignet verzweigte Verlagssignet, den Einband schützte.

Die mannigfachen Bestrebungen, die in der Begriffsbildung »Verlagseinband« zusammentrafen, waren nicht zum wenigsten auf eine wirtschaftliche Erwägung zurückzuführen. Die Spannung zwischen Buchpreis und Einbandpreis hatte sich stetig vergrößert, verglichen mit billigeren Büchern waren deren Einbandpreise unverhältnismäßig gestiegen, die Buchbinder suchten den Ausgleich in der Verringerung der Einbandgüten, die Bücherkäufer, indem sie sich ihre Einbände so einfach wie möglich anfertigen oder sie ungebunden ließen, was wiederum den Verleger veranlaßte, der Ausstattung des Verlags-Umschlages eine erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen, da er damit zu rechnen hatte, daß die rohen Bogen nicht mehr wie im 15. Jahrhundert einen Übergang zur Buchvollendung durch den Einband kennzeichneten und auch die broschierten Exemplare möglicherweise lange im Handel verblieben. Kaufmännische Erwägungen: Verlagsbroschur oder Verlagseinband meldeten sich und schlossen sich der kommerziellen, ökonomischen Problematik an, die um 1800 im gesamten Buchgewerbe die Ablösung der Handpressenzeit durch die Schnellpressenzeit bezeichnete. Es wurden mehr Bücher gekauft, mehr Bücher gelesen, mehr Bücher gedruckt und vertrieben als im 15. Jahrhundert, in dem kleine Auflagen von einigen hundert Stücken den Bedarf befriedigen konnten. Jetzt aber waren auch Großauflagen absetzbar geworden; in England brachte es ein neues Werk eines Autors in der Mode, wie Walter Scott, am Anfang des Jahrhunderts schon zu einer Auflage von 20000, wenn auch die hohen Auflagen des belletristischen Buches der Saison sich erst zum Jahrhundertende zeigten. In Buchgewerbe und Buchhandel war unter den Faktoren ihrer Verwirtschaftlichung nach der Qualität ihrer Produkte und nach deren Quantitätsproduktion nun auch das Tempo, die Zeitausnutzung, die Beschleunigung einer einmaligen Auflagenherstellung ein wesentlicher kommerzieller Faktor geworden. Dem Verleger mußte es wichtig sein, die Auflage eines neuen Buches, soweit die Nachfrage reichte, auf einmal fertig sogleich ausliefern zu können und sich auch möglichst die Herstellung in allen ihren Beziehungen berechenbar zu halten; der rasche Absatz einer hohen Auflage verbilligte die Herstellungskosten und dadurch den Buchpreis. Der Buchdruck ist von vornherein als Massenschnellvervielfältigungsverfahren entstanden, um dem Erfordernis zu entsprechen, daß alle Abzüge eines Auflagendruckes einander gleich sein sollten. Und von vornherein war er auch eine kombinierte, rationalisierte Maschinentechnik, in der sich bereits deutlich die moderne Entwicklungslinie abzeichnet: Wie ehedem ein Werkzeug andere Werkzeuge schuf, so nun eine Werkzeugmaschine die Arbeitsmaschinen. Für die genaue Maßarbeit der Reproduktion der Typen war die Präzisionsmechanik des Gießinstrumentes erfunden worden, das die Grundform für die Druckformen lieferte, und um den Druckvorgang zu beschleunigen und zu verregelmäßigen, war eine schon bekannte Maschine, die Presse, dem besonderen Zwecke angepaßt und dadurch das Gesamtverfahren in einem Komplex manueller und maschineller Techniken zu Arbeitsteilungen zwischen Mensch und Maschine verbunden worden, wobei es dann darauf ankam, wie sich das Tempo dieser Arbeitsteilungen unter ihnen ausglich.

In den Jahrhunderten der Handpressen aus Holz konnte man schneller setzen als drucken; wollte man das ausgleichen, blieb nur übrig, die Druckformen und die Pressen zu vermehren. Aber diese räumliche Ausdehnung der Manufaktur hatte nahe Grenzen, abgesehen auch davon, daß die Druckformenvermehrung durch mehrfachen Satz den Vorteil aufhob, einen technisch völlig vereinheitlichten Auflagendruck zu erhalten, um eine einheitliche Massenauflage, und nicht mehrere Auflagenmengen herzustellen und aus dem einheitlichen Nacheinander in der Fertigung des vereinheitlichten Produktes wieder in ein Nebeneinander der Produktion wie in den Handschriftenzeiten zurückzufallen. Die Entwicklung der Maschinen (des 19. Jahrhunderts) aus Eisen und Stahl brachte das typographische Produkt ins Rollen; nachdem das Papierfabrikat als laufendes Band lieferbar geworden war, wandelten auch die Druckpressen den bisherigen Arbeitsvorgang vertikaler Richtung in einen horizontalen Arbeitsvorgang um, dem abschließend in einer Buchherstellung sich die Einbandherstellung hätte anschließen müssen. Kombinationen der Maschinentechnik haben das bis zu einem gewissen Grade erreichbar gemacht, wenn sie die unbedruckte Papierrolle in gefalzte, geheftete, gezählte Bücher verwandelten, aber der eigentliche Einband entzog sich diesem bis zur bedruckten Umschlagsbroschur gelangten, mit Arbeitsmaschinen-Kupplungen automatisierten mechanischen Prozeß. Arbeitsteilungen in der Einzelbände fertigenden Handbuchbinderei zwischen Facharbeitern und unter ihnen zwischen Spezialisten, ungelernten Hilfskräften, manueller und maschineller Technik, sind schon deshalb erheblich einge-

schränkt, weil sie ebenso wie der Auflageneinband eine wirtschaftlich hinreichende Anzahl in Einbandart, Größenabmessungen, Umfang gleichartiger oder nahezu gleichartiger Bücher voraussetzen, ein Aufbinden von Partien; sonst ist die Einzelband-Ausführung ökonomisch und technisch vorteilhafter. Manuelle und maschinelle Technik trennen sich in der Buchbinderei, die von alters her Pressen benutzte, an sich nicht deshalb, weil die eine das Edelverfahren, die andere das Grobverfahren ist, sondern deshalb, weil die maschinelle erst bei ihrer ständigen Ausnutzung für die Anfertigung von Auflageneinbänden von einer gewissen Auflagenhöhe an wirtschaftlich auswertbar wird. Gewisse Arbeitsteilungen hat es in der Buchbinderei immer gegeben; um nur eine zu nennen, die zwischen Binden und Vergolden. Um das Nacheinander der Arbeitsgänge in ein Nebeneinander zu zerlegen, hatte auch der Handbuchbinder Verfahrensmöglichkeiten der gesonderten Herstellung des Buchblocks und der Decke, in die jener eingehängt wird. Das ist als konstruktionstechnische Sparmaßnahme aus der Handbuchbinderei, in der es ein geringwertiges Verfahren war, vom industriellen Einband als ein notwendiges übernommen worden. Es erleichterte zugleich das Bedrucken und Prägen der Decke. Immerhin kennzeichnet sich das Decken-Einhängen des Handbuchbinders als ein sorgfältigeres Verfahren. Konstruktionstechnisch ist der industrielle Einband möglichst sparsam vereinfacht, das heißt um konstruktionstechnische Werte vermindert worden, eine ökonomische Tendenz, die ähnlich in der Handbuchbinderei jetzt mehr und mehr hervortrat. Als Stärke der maschinellen Technik gilt die berechenbare, exakte Mechanik. Die Ausmessung des normierten Probebandes begrenzt die Einstellungen der Maschine, schließt Änderungen des Decken-Einpassens in den bestimmten Buchblock aus, die sich beim Einzeleinband leicht vornehmen lassen. Und damit ist – angenommen, daß mehrere tausend Decken genau auszumessen waren, völlig gleichartig ausfielen und unberührt vom Material ausgehenden Veränderungen blieben – jede Abänderung des vom Verlag vorherbestimmten Fassungsvermögens der originalen Decke ausgeschlossen, so das Mitbinden von Beilagen, Umschlägen usw. Ungünstig macht sich das besonders bei den von den Verlagen gelieferten Decken für Lieferungswerke oder Zeitschriften bemerkbar, die nachträglich mit einer erheblichen Verteuerung der Einbandkosten vom Buchbinder als Buchblock einzuhängen sind.

Die Ausbildung des Verlagseinbandes begann im 19. Jahrhundert mit den Erzeugnissen der seit dem 18. Jahrhundert industrialisierten Textilfabrikation, mit den Gewebeband-Ausstattungen, die die früheren Samt-, Seiden-, Stickereieinbände handfester, aber auch nüchterner machten. Konstruktionstechnisch zum Produkt der Maschinentechnik ist der Verlagseinband allmählich seit der anderen Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgestaltet worden. Die Cazin-Bände sind als Beispiel dafür erwähnt worden, daß ein Verlag durch die sich gleichbleibende Einbandausstattung die Einheitlichkeit einer Buchreihe und auch die Herkunft aus einem bestimmten Verlage markieren wollte. Vereinzelt seit dem 15. Jahrhundert, dann besonders im 17. und auch im 18. Jahrhundert hatte eine Verlagsübung den Verlagseinband wünschenswert gemacht, wenn mehrere an sich selbständige Bücher sowohl einzeln unter eigenen wie auch unter sie vereinigenden Gesamttiteln verkauft wurden. Kamen dann noch neue Vorstücke und andere geänderte Zwischenschaltblätter zu solchen Gesamtausgaben hinzu oder voneinander abweichende Titelblätter bei geteilten Verlagen, so war aus manchen Gründen der Verlagseinband von der Verlagsseite aus gesehen praktisch. Als in England in den Erstjahrzehnten des 19. Jahrhunderts die Novitäten einiger Autoren in kurzen Abständen bald der Fortsetzung einer Dichtung, bald deren geänderten Neuauflagen einander folgten, waren die Sortimenter dazu übergegangen, in gefälligen Einbänden mehrere solcher kurzen Werke oder Teilstücke von längeren unter Buchbindertiteln sich für ihren Ladenverkauf zusammenfassen zu lassen. Denn die originalen rohen Verlagskartonagen mit ihren hellbräunlichen, olivgrünlichen oder sonstwie unbestimmten Tönungen, in denen sich beschnitten oder unbeschnitten diese Ausgaben befanden, waren nicht nur, weil als einstweilige Übergangsform zum Einband gedacht, höchst unansehnlich, sie wurden auch bald zerrissen und zerstoßen, wogegen auch ein aus dünnem Gewebe bestehender Rückenüberzug nicht viel half. Am Anfange der 1820er Jahre führte sich in England das Clothbinding ein, wohl zuerst für die in einem sehr kleinen Schriftgrade gedruckte »Diamantklassiker«-Reihe des Pickering Verlages. Obschon die Bezeichnung »Leinenband« allgemein üblich geworden ist, bleibt der allgemeinere Name »Gewebeband« ihr sowohl in den historischen wie in den praktischen Beziehungen vorzuziehen, da die benutzten verschiedenwertigsten Textilfabrikate durchaus nicht immer Leinen waren oder sind. Auch Byrons Hauptverleger, Murray, nutzte für von ihm veranstaltete Byron-Gesamtausgaben den Ganzgewebeband mit den bedruckten Rücktitelschildchen; an der sechzehnbändigen 1832–33 erschienenen Ausgabe ist die Aufnahme des Golddruckes für den Verlagseinband verfolgbar. Der erste im Januar 1832 dieser grünen, mit einem Schmuckvorsatz versehenen Leinenbände hat noch das Papierrückschildchen, auf das die Krone und der Rücktitel in Gold aufgedruckt sind, die vom zweiten Bande so unmittelbar auf den Überzugsstoff gedruckt wurden.

Behelfsmäßig waren »Leinenzeug« sowie irgendwelche Gewebe seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts gelegentlich auch für Einbandüberzüge verwendet worden, die man dann irgendwie präparieren mußte, so daß der Klebestoff nicht durchschlagen konnte, etwa indem man sie mit Kleister bestrich, wie es wohl auch von englischen Werkstätten ausgeprobt worden ist. Um 1830 hatte der Kaliko-Fabrikant Archibald Leighton seine Erzeugnisse, appretiertes, jedoch noch nicht geprägtes Baumwollgewebe in den Handel gebracht. Die auf diesem Material zu befestigenden Rückentitel-Schildchen mußten auf Papier gedruckt und aufgeklebt werden, weil der Einbandrücken noch nicht vergoldefähig war; das wurde erst seit den 1830er Jahren durch die Ausbildung der Schraubenpressen-Vergoldung ermöglicht, nachdem auch die Kalikoprodukte geprägt als Handelsware geliefert wurden. Ungefähr gleichzeitig hatten Sherwin und Cope Hebelarmvergoldepressen gebaut, vermutlich eine Art Falzniederdruckpressen mit noch sehr unzureichender Kniehebelwirkung; zum Erhitzen der Gravuren benutzte man eiserne Plätteisen-Bolzen, die über offenem Kohlenfeuer erhitzt wurden. Über Leuchtgas verfügte man in London zwar schon seit 1822, aber nur für die Straßenbeleuch-

tung, anzuwärmende Gerätschaften wurden über offenem Kohlenfeuer temperiert, und bei der Preßvergoldung war ein genau zu regelnder Hitzegrad nötig, denn beim Golddrucken gerinnt das Eiweiß entsprechend der Erwärmung der Werkzeuge und wird durch Wasser unlöslich. Je nach den zu vergoldenden Stoffen – Leder, Pergament, Gewebe – sind die Hitzegrade abzustufen. Ein Vierteljahrhundert später (1856), als die Innenbeleuchtung durch Gasflammen in London schon gemeingebräuchlich geworden war, erwähnte Nicholson in seinem Buchbindereihandbuch, daß viele Londoner Werkstätten ihre Pressen mit Gas beheizten, viele aber noch immer die über Kohlenfeuer erwärmten Plätteisen-Bolzen beibehalten hätten.

Das hier vorweggenommene Beispiel soll nicht durch ungefähre Datierungen Erfindungen auf Jahr und Tag festlegen, zumal die alten englischen Patentschriften lediglich die Neuartigkeit einer Erfindung bescheinigten, nicht ob sie überhaupt gebrauchsfähig war; es verweist darauf, daß die Abhängigkeit von den jeweiligen örtlichen Gegebenheiten seit den Zeiten, in denen die Papiermühlen nach den ihnen geeignetsten Gewässern suchten, auch in unserer Gegenwart der buchgewerblichen Maschinentechnik nicht in eine völlige Unabhängigkeit von den ausgenutzten Naturkräften und natürlichen Stoffen umgewandelt worden ist. Es verweist darauf, daß die Fortbildung technischer Verfahren und ihrer Hilfsmittel, die einander wechselseitig bedingten, sich weder für die Konstruktionstechnik noch für die Materialtechnik fortlaufend gleichmäßig vollzogen hat, weshalb die Anfänge einer technischen Neuerung und ihrer praktischen Verwendbarkeit nicht allzuselten zeitlich beträchtlich auseinanderliegen.

Die alten Preßvergoldungen waren noch zu langsam, zu umständlich, zuwenig lohnend gewesen, selbst wenn man die Beharrlichkeit technischer Traditionen im Handwerk in die Rechnung zieht, das Abwarten, ob das Neue sich bewähren wird. Es kam auf die Verwirtschaftlichung einer Neuerung ebenso in der Werkstätte wie in der Fabrik an, und diese erstrebte sie durch Herstellungszeitgewinne im kleinen und im großen, durch Organisation und Rationaltechnik; man rechnet seit der Buchdruckerfindung nicht mehr mit der Einzelware, sondern mit dem Massenvertrieb einer durch Massenschnellerzeugung hergestellten Buchware, einem merkantilen Produkt, dessen Fabrikation ihr Tempo bestimmte – hinter dem die Buchbinderei im 19. Jahrhundert immer weiter zurückgeblieben war. Tempo – das heißt nicht die Geschwindigkeitssteigerung als solche, sondern die wirtschaftliche Ausnutzung der Zeitgewinne, die Buchverbilligungen herbeiführen, um einen merklich sich vergrößernden Abstand zwischen Buch- und Einbandpreisen zu verringern. Die Lösung lag in der Richtung der Massenauflagen-Schnellherstellung des Einbandes, den das Buch konstruktiv erforderte, der kein technischer Luxus war.

Um 1800 setzten die Übergänge von der Handpressenzeit in die der Maschinentechnik ein: die Manufaktur wird mechanisiert und industrialisierenden Fabrikationsmethoden zugeführt – allmählichen, dann sich immer rascher beschleunigenden Umwandlungen; sie beginnen mit Veränderungen des Buchstoffes Papier, die auf dessen buchbinderische Verarbeitungsweisen zurückwirken. Nicht als Ganzes gesehen ändert sich das Herstellungsverfahren des Papieres, aber die einzelnen Neuerungen fassen sich zu Gesamtwirkungen zusammen, die Papiersorten werden teils verfeinert, teils minderwertiger, seitdem (1798) das Erzeugnis der Handbüttenfertigung durch das des Maschinenpapierproduktes ersetzt wird. Der Hadernmangel und die Minderwertigkeit vieler Hadernstoffe hatten schon im 18. Jahrhundert die Experimente mit Hadernersatzstoffen und Füllstoffen veranlaßt; mit der Chlorbleiche (1789) erhielt man ein Verschönerungsmittel, das auch geringeres Hadernpapier ansehnlicher machte, dazu aber auch Papierverfallserscheinungen hervorrief, die den frühen Büchertod in sich trugen. Bedeutete die Harzleimung (von Illig schon vorher erfunden, aber erst um 1828 der Industrialisierung zugänglich gemacht) noch insofern eine Verbesserung der buchbinderischen Arbeit, als sie nun dem Buchbinder die bogenweise Druckpapierleimung ersparte, so zeigten doch Holzschliff (1844) und Zellstoff (1866, 1868) an, daß man nun zwischen Dauerbüchern und Verbrauchsbüchern zu unterscheiden wissen müsse, die Werkstoffkunde nach wissenschaftlichen Grundsätzen ebenso für die buchbinderische Konstruktions- wie Materialtechnik unentbehrlich werde, sofern man auf der Höhe der Zeit bleiben wollte. Die Werkstoffe wurden nun für ihre Anwendung durch den Buchbinder spezialisiert: 1797 hatte die erste Pariser Maroquin-Manufaktur sich vom orientalischen Import unabhängig gemacht, um 1900 begann man bibliothekarisch die Eignung der Serbeverfahren, überhaupt die der Werkstoffe für Einbände zu überprüfen, um sie gegen den Buch- und Einbandverfall zu sichern. Längst hatten sich die Schnellpressen zur Rotationspresse umgestaltet, für die riesige Papiermaschinen das Rollenpapier lieferten, das seinerseits nicht ohne Einwirkungen auf die Buchformate blieb, während andererseits die mannigfaltigsten neuen Bilddruckverfahren, von der Lithographie bis zur Autotypie und den im 20. Jahrhundert folgenden Verfahren, die Drucker und auch die Buchbinder zur aufmerksamen Beachtung der Papierqualitäten zwangen. Im 20. Jahrhundert war die buchbinderische Materialtechnik von der Konstruktionstechnik nicht mehr zu trennen, das Ausmessen und Berechnen, wie es die exakte maschinelle Perfektion verlangte, nicht mehr durch Schätzen ersetzbar.

Wer sich heute in den Maschinensälen einer Großbuchbinderei umsieht, glaubt ein gänzlich anderes Bild vor sich zu sehen, als es noch die Werkstättenbilder der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufzeigen. Trotzdem sieht er nichts anderes als die Übertragung der alten Arbeitsgänge und Arbeitsverfahren des Handeinbandes in die Maschinentechnik. Der Gedanke, die bisherigen Grundformen der Konstruktionstechnik des Einbandes durch andere zu beseitigen, keimte erst am ausgehenden 19. Jahrhundert auf. Das Durch- und Nebeneinander der Maschinalisierungen in der Buchbinderei ist nicht in ein chronologisch einfaches Nebeneinander zerlegbar, es ist aber übersichtlicher zu machen, wenn man es in Perioden aufteilt, um sich bequemer in den Datierungen der Ersterscheinung maschinentechnischer Arbeitsleistungen zurechtzufinden.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beginnen sich Ansätze zur Maschinalisierung auch buchbinderischer Techniken deutlicher abzuzeichnen. Wesentlicher bleiben die Übergänge aus dem gebundenen Handwerk in die Gewerbefreiheit, die der technischen Tradition die Lösung aus dem Zunftzwang er-

leichtern. Zugleich bilden sich kaufmännische Betriebsformen der in der anderen Hälfte des 19. Jahrhunderts entstehenden Großbuchbinderei heraus, für die die Einbeziehung rational technischer Betriebsformen nun zu einer sich aufdrängenden Forderung geworden ist. Die Übergänge aus dem gebundenen Handwerk und dessen Zunftzwang in die Gewerbefreiheit erleichtern in der anderen Jahrhunderthälfte das Aufleben in den Großbuchbindereibetrieben. Die Industrialisierungen und Spezialisierungen auf ausschließlich für die Einbandherstellung gefertigte Maschinen und Materialien gewinnen so feste Zielepunkte für einen sich rasch ausdehnenden Markt, der die Ausgestaltung der Maschinentechnik nach den Erfordernissen der Großbuchbinderei orientiert, auch deshalb, weil die handwerklichen Klein- und Mittelbetriebe noch zögern, die Maschine nach lediglich technischen Leistungen als vergrößertes Werkzeug zu bewerten. Man muß mit einem neuen Werkzeug erst umzugehen lernen, ehe man deren Arbeitsergebnissen vertraut. Die Maschine bleibt damit zugleich Werkzeug, indem sie mit Hilfe mechanischer Mittel die Kraftentfaltung und die Geschwindigkeit einzelner menschlicher Arbeitsleistungen steigert, die ein einzelner nicht so rasch und nicht so stark vollbringen kann. Da die Klein- und Mittelbetriebe der handwerklichen Buchbinderei sich nur langsam der Auswertung der Maschinenkräfte zuwandten, zuwenden konnten, hatte das zunächst auch diese Folge, daß die Ausbildung der Buchbinderei-Maschine sich weniger auf all- oder doch vielseitige Anwendbarkeit richtete, vielmehr entstanden aneinander anschließende Spezialtypen, die für ihre wirtschaftliche Ausnutzung Großbetriebe voraussetzen.

Standen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Heftmaschinen als die Hauptmaschinen im Mittelpunkt, so kommt in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die praktische Fortführung des Ersatzes der Heftung durch die Klebebindung hinzu, die von den Klebemitteln abhängig ist. Chronologisch ist diese Entwicklung an den Folgen der Datenstichwort-Tabelle weiter unten abzulesen. In den einzelnen Ländern ist sie ungleichartig verlaufen, wie es die buchhändlerischen Statistiken des Verhältnisses der auch »broschiert« und der nur fast ausschließlich in Decken mit Gewebeüberzug »gebunden« in ihnen ausgegebenen Buchware verdeutlichen würde; die letztgenannte kennzeichnet in Beziehung auf den Konsumenten das lesefertige Buch, das der Verlagsband repräsentiert. Wahrscheinlich würden derartige Statistiken in Beziehung auf das Buchbinderei-Gewerbe ergeben, daß das Verlangen nach dem Einzeleinband sich erheblich gemindert hat. Zu bemerken ist zu der folgenden Tabelle, daß sie die Einführung der industrialisierten Maschinentechnik in den einzelnen Ländern nicht verzeichnet, sondern sie lediglich für den Bereich der deutschen Länder mit einigen Daten andeutet. Auffällig ist die lange Vorherrschaft der englischen Maschinen und der ihr folgenden amerikanischen, der man sich meist in zeitlich langen Abständen auf dem europäischen Kontinent anschließt, was auf die gesamte buchgewerbliche Maschinentechnik zutrifft. Internationale Patente gab es nicht, nur einzeln erteilte nationale Privilegien, die regional ausschließliche Benutzungsrechte verliehen. Entscheidend war jedoch, daß die alten Buchdruckpressen und Buchbinderpressen Holzgeräte gewesen waren, die neuen Maschinen waren alle aus Eisen; um sie zu bauen, benötigte man nicht nur Eisen, auch Werkzeugmaschinen, weil eine Maschine die andere hervorbrachte und fachgeübte Maschinenbauer erforderte. Da war der Vorsprung bereits bestehender englischer Industrien nicht so rasch einzuholen.

1813 Englisches Patent für Edward Cowper: Papierschneidemaschine (Zungenhobel)

1821 T. B. Crompton: Querschneidevorrichtung für Papierschneidemaschine

1823 Einführung der Walzenpresse zum Glätten der Druckbogen in der englischen Buchbinderei als Ersatz des Schlaghammers

1828 englisches Patent für T. B. Crompton und E. Taylor für einen Kreismesser-Längsschneider für Papierschneidemaschinen

um 1830 Konstruktion eines Schlagwerkes zur Mechanisierung des Glättens durch den Buchbindermeister J. Bauer in Blankenburg (Havel)

1832 Konstruktion der ersten Heftmaschine durch Philipp Watt, London

1832 Konstruktion der ersten geheizten Prägepresse für Buchbinder durch Thomas de la Rue

1835 Einführung der hydraulischen Pressen in der englischen Buchbinderei

1837 Konstruktion einer Schneidemaschine mit feststehendem Messer durch Thirault (Frankreich)

1842 Englisches Patent auf eine Buchheftmaschine für den Buchbinder Thomas Richardson in Liverpool

1843 Einführung der Dampfmaschine im deutschen Buchbindereigewerbe durch die Dessauersche Aschaffenburger Buntpapierfabrik, die sie als Motor ihrer Glättmaschinen und Pressen aufstellt

1844 gründet der Buchbinder Julius Hager in Leipzig seine Werkstatt, die rasch Großbetriebsformen annimmt. Beginn der Industrialisierung des deutschen Buchbindereigewerbes.

1844 – 1852 französische Patente auf einfache Hebel- und Radschneidemaschinen für Guillaume Massiquot

um 1845 Karl Ludwig Hensel, Leipzig: Schneidemaschine

1845 Amerikanisches Patent für ein »backing machine« (Buchblock-Abpreßmaschine)

1848 englisches Patent für Henri Archer auf eine Perforationsmaschine

1849 amerikanisches Patent für Edward Smith auf eine Falzmaschine (Messer mit Walzen und Bändern)

1850 amerikanisches Patent für George Snow auf eine Falzmaschine ohne Bänder

1850 amerikanisches Patent auf eine Kreissägemaschine

1851 englisches Patent für Black auf eine Falzmaschine in Kastenform

1852 – 1855 Richard Hartmann, Chemnitz, Schneidemaschine mit feststehendem Messer und nach oben drehbarem Tisch

1855 Buchbeschneidemaschine von Karl Krause, Leipzig

1856 amerikanisches Patent für Cyrus Chambers jun., Philadelphia, auf eine Bogen-Falzmaschine
1856 amerikanisches Patent für David McConnel Smith in Hartford (Connecticut) auf eine Fadenheftmaschine
1856 Glätt- und Packpresse Karl Krause, Leipzig
1857 Verbesserte Kniehebelpresse für Blinddruck und Vergoldung von Karl Krause, Leipzig
1858 Schneidemaschine mit Doppelhebel von Johann August Fromm, Leipzig
1859 Hensel, Prägepresse
1859 Krause, Leipzig, Schneidemaschine mit schräger Schnittrichtung
1864 Krause, Leipzig, Zusägemaschine
1865 Krause, Leipzig, Abpreßmaschine
1867 Krause, Leipzig, Golddruck-Prägepresse

Mit der Einführung der Gewerbefreiheit in Sachsen (1862) verfestigt sich in der buchgewerblichen und buchhändlerischen Messestadt Leipzig die Ausdehnung ihrer industriellen Großbuchbinderei. Hier zentralisieren sich nun auch die deutschen Fabriken für Buchbindereimaschinen, die vor allem der Heftmaschinen-Leistungssteigerung sich zuwenden.

1872 amerikanisches Patent für Hugo Brehmer in Philadelphia, einem gebürtigen Lübecker, auf die erste Drahtheftmaschine, 1875 und 1876 Patente auf ihre zu einer Buchdrahtheftmaschine vervollkommnete Konstruktion, die 1878 in Deutschland eingeführt werden.
1875 Patent für Stephen D. Tucker auf den rotierenden Falzzylinder der Rotationsmaschine
1875 Patent für J. T. Ashley auf einen durch Saugluft wirkenden Bogenanleger
1877 Krause, Leipzig Buchblockbeschneidemaschine, in den vervollkommneten Konstruktionen, Vorläufer der Dreimesserautomaten
1878 Die von W. F. Heim in Offenbach konstruierte Papiermaschine mit selbsttätiger Einspannvorrichtung kennzeichnet den Übergang zur Schnellschneidemaschine
1879 Gründung der Maschinenfabrik Gebrüder Brehmer in Leipzig
1880 Fadenheftmaschine von David McConnel Smith erstmalig in Deutschland eingeführt
um 1880 Krause, Leipzig viersäulige Vergolde- und Farbdruckpresse
1880 das Baumfalk-Verfahren, in diesem Jahre dem Buchbinder Baumfalk, Esens (Ostfriesland), patentiert, das erste, das die Fadenheftung durch eine Klebebindung ersetzen will
1883 die erste deutsche Falzmaschine der Maschinenfabrik Preuße & Co. in Leipzig
1884 Fadenbuchheftmaschine der Maschinenfabrik Gebrüder Brehmer, Leipzig
1888 Schnellschneider »Rapid« der Maschinenfabrik Karl Krause, Leipzig
1892 Zusatzpatent für Gustav Kleim, Leipzig, auf seinen Bogenzuführungsapparat »Universal« mit Bogentrennung
1893 Deckenmachmaschine in Amerika eingeführt
1893 Patent für Gustav Kleim, Leipzig, auf eine vollautomatische Schwertfalzmaschine
1899 erste amerikanische Zusammentragmaschine
1901 Falzmaschinen der Maschinenfabrik Gutberlet & Co., Leipzig
1904 Falzmaschine mit halbautomatischer Bogenzuführung und selbsttätiger Ausrichtung. Maschinenfabrik Gebrüder Brehmer in Leipzig
1907 und 1908 komplette Falzautomaten der Leipziger Maschinenfabriken Bremer und Gutberlet.

Die in Amerika um 1925 erteilten Stauchfalzerpatente werden 1931 von Gebrüder Brehmer übernommen. Aus Bibliothekaren und buchgewerblichen Fachleuten gebildete Kommissionen hatten in England (1901) und in Deutschland (1910) die Einbandherstellung, deren Verfahren und Werkstoffe überprüft, um den Anteil der Buchbinderei an der materiellen Erhaltung des Kulturproduktes Buch zu sichern, das die »Bugra« in Leipzig mitsamt seinen buchgewerblichen und buchhändlerischen Vertretern auf einem internationalen Höhepunkt zeigten. Seitdem ist der Fortgang auch der technischen Entwicklungsreihe durch die ihn unterbrechenden Sturmzeiten mannigfach gestört gewesen. Daten – die hier meist der Hellwigschen »Zeittafel« im »Falzbein« entlehnt wurden – dienen lediglich einer ersten flüchtigen Orientierung, man muß auch wissen, was die Maschinentechnik in der Buchbinderei leistet und wie sie es leistet.

An den Konstruktionsprinzipien einzelner Maschinentypen ist das in aller Kürze nicht zu demonstrieren, allein an einigen Hauptbeispielen anzudeuten. Die Erscheinung der Beschneidemaschine an einer frühesten Ausgangsstelle ist nicht unmittelbar von der Buchbinderei hervorgerufen, sie war eine aus dem endlos gewordenen Papier von der gesamten papierverarbeitenden Industrie gezogene technische Folgerung, wie denn in der Buchbinderei der Beschneidemaschine die ihr technisch nicht verwandte Falzmaschine sich zugesellt, um durch Kombinationen maschineller Techniken die – sich noch immer in die Abfolge von Einzelverfahren zerlegende – Arbeit des Bücherbindens zu verkürzen. Wenn man das berechenbare, exakte Meßbild maschineller Perfektion rühmt, so ist zu bedenken, daß diese Annäherungen an verfeinerte Maßstäbe nicht nur ein genaues, sorgfältiges Hantieren mit der Maschine voraussetzen, sondern auch für deren Einstellung im Einzelfalle den Schätzungen immerhin einen weiten Spielraum lassen, so z. B. bestimmter, nur ungefähr berechenbarer Eigenschaften der Werkstoffe, wie deren dauernde Festigkeit auch unter äußeren Einwirkungen, der Temperaturbeständigkeit wie der Verarbeitung des Materials und dessen Wetterfestigkeit in der Aufbewahrung. Der Buchbinder zerschneidet nicht den fertigen Buchblock – außer bei den Klebebindungen –, er schneidet ihn nur auf, beschneidet ihn nach seiner jeweiligen Arbeitsweise. Wenn eine Maschine, ob Hebel-, Rad-, Schnellschneider, ein schief eingesetztes Buch beschneidet, wird der Beschnitt schief. »Spitzen« können aus mancherlei Ursachen das Buch verderben, so etwa die schadhaft gewordene Pappschere einer Werkstatt, eine scharfe Absonderung fehlerhafter Arbeit der manuellen und der maschinellen Techniken ist generell nicht aufzeigbar.

Für eine solche Scheidung dürfte vielleicht weniger die Beschleunigung einzelner Arbeitsvorrichtungen kennzeichnend sein als überhaupt die Motorisierung, die eine beliebig einsetzbare, sich gleichbleibende Kraftausnutzung der arbeitenden Maschinen ermöglichte. Und wenn man auch die geeignetsten Maschinentypen für größere oder kleinere Betriebe – in der Buchbinderei: solche für die Fabrik einer reinen Maschinentechnik und einer gemischten in der sich als Handbuchbinderei charakterisierenden Werkstätte – sondert, so bleibt doch für die Verwirtschaftlichung einer Maschinentechnik wesentlich, ob und welche Verrichtungen ihr nicht allein qualitativ, ebenso quantitativ abverlangt werden sollen. Ob, wie bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, mit langsamem und ungleichmäßigem Fußbetrieb, ob mit der Hand und dem Buchbindermesser, der Schere, dem Schärfmesser oder sonstigen Sonderwerkzeugen noch auszukommen ist, wenn Druckbogen geteilt, Papier oder Pappe zugeschnitten, Bücher beschnitten werden sollen. Die Bauarten der Beschneidemaschinen lassen sich nach deren Verwendungszwecken einteilen in die Pappscheren (zum Pappenzuschneiden von Hand), die Querschneider (zum Bogenabschneiden von der Rille), die Kreisscheren (zum Schneiden von Karton oder Pappe mit Kreismesser-Scherenschnitt), die Längs- und Querschneider (zum Bogenzuschneiden von der Rolle), die Papierzuschneidemaschinen (zum Durchschneiden und Beschneiden von Papier und Papiererzeugnissen). Die letztgenannten sind die hauptsächlich in der Buchbinderei verwerteten. Nach ihren Funktionen und Konstruktionen lassen sich als Maschinentypen unterscheiden: die Hebelschneidemaschinen, die Räderschneidemaschinen (Hand- und Kraftbetrieb), die Schnellschneidemaschinen (mit Schnellpressung oder Selbstpressung), die dreiseitigen Beschneidemaschinen (Dreischneider, mit einem oder drei Messern), die Vierseiten-Beschneidemaschinen (Planschneider, Schneidemaschinen mit drehbarem Hinterstück), Schneidemaschinen mit vorliegendem Sattel und Preßbalken (sog. Schnellteiler), senkrechte Schneidemaschinen für Fassonschnitt (Muster- oder Tütenschneider).

Das ist nur ein Einzelbeispiel der Vielartigkeit und Vielseitigkeit der Maschinentechnik in der Buchbinderei. Wer sich im Maschinenpark eines modernen Großbetriebes umsieht, kann den Eindruck erhalten, aus dem Sonderfach der manuellen Buchbinderei habe sich nicht nur ein Sondergebiet abgezweigt, sondern die Ausgestaltung und das Erlernen der Handbuchbinderei sei allmählich durch die Maschine überflüssig gemacht worden, zumal da die zusätzlichen Nebenmaschinen, die die Hauptmaschinen ergänzen, sich rasch vermehren und sich ihrerseits wieder spezialisieren. Das Gegenteil dieser irreführenden Meinung wäre richtig: je komplizierter der technische Charakter der Buchbindereimaschine geworden ist, desto mehr bedarf der Buchbinder zur Beherrschung der mechanisierten Systeme der Konstruktionsprinzipien des Handeinbandes und der Erfahrungen und Erkenntnisse der vergangenen Jahrhunderte, die ihn schulten, seiner technischen Tradition, er muß Handbuchbinder sein und Techniker, um die Maschine zu verstehen und sie richtig zu verwenden.

In der zeitlichen Entwicklungsrichtung gesehen ist die Heftmaschine erst nach und nach so weit gelangt, daß sie verwendbar wurde, um die Buchblockfestigung zu sichern und Nebenmaschinen heranzuziehen, denn die ersten Fadenheftmaschinen wie der Instant Binder (1825) waren eher technische Wunschbilder als deren Erfüllung. Auch die seit dem Ende der 1870er Jahre sich empfehlenden Fadenheftmaschinen versagten, ihre Heftung blieb zu locker, die Bogen mußten vor dem Heften von Hand eingesägt werden – eine Arbeit, die späterhin die Einsägemaschinen mit Kreissägemaschinen ausführten. Die von den Nähmaschinenfabrikanten auf den Markt gebrachten Heftmaschinen hefteten nicht das Papier, sondern steppten es wie ein Gewebe. Erst als man in den 1880er und 1890er Jahren die Einzelfadensysteme zu Doppelfadensystemen fortgebildet hatte, konnte man um 1900 diejenigen Konstruktionen auffinden, die geeignet waren, um die Vollheftung dicker Lagen und die Heftung dünner Lagen mit versetztem Stich zu leisten. Im folgenden Halbjahrhundert führten sie zu mancherlei Verbesserungen und Vervollkommnungen weiter, und damit zeichnete sich im Grundriß der Maschinensäle klar die Abfolge der Arbeitsgänge in der Anordnung der Haupt- und ihrer Hilfsmaschinen ab. Wenn auch ein Buch sich aus Einzelheiten zusammensetzt, so hat doch die Einzelanfertigung, insbesondere die des Buchblockes, gewisse Grenzen zu weit gehender konstruktionstechnischer Zerlegungen. Die Drahtheftung bleibt damit für die Einbandherstellung insofern eine Episode, als sie nicht für das dauerhafte Gebrauchsbuch, sondern nur für sich rasch verbrauchende Bücher geeignet ist. Die Konstruktionen der Buchdrahtheftmaschinen sind dafür nicht verantwortlich zu machen, sondern ihr Material: Metall und Papier passen nicht zusammen. Draht rostet, auch ein dünner Zinn- oder Zinkschutzüberzug, wenn er bei der Klammernbildung beschädigt wird, und der Rost steckt das Papier an; die Drahtklammern lädieren für sie ungeeignete Papiere, wie z. B. die Kunstdruckpapiere, sie brechen aus, die Blätter lockern sich bereits nach kurzzeitigem Buchgebrauch. Auch ist die Fadenheftung vorzuziehen, weil sie eine größere Spannweite zuläßt. Für Drahtheftungen geeignet ist lediglich der Runddraht (Flachdraht zerquetscht das Papier unter dem Druck der Preßbalken der Beschneidemaschine), er darf jedoch nicht zu stark auftragen. Wie der Handbuchbinder heftet auch die Fadenheftmaschine auf Band, auf Gaze, auf Gaze und Band. Den Arbeitsverrichtungen und den Konstruktionsprinzipien, obgleich nicht in manchen Einzelheiten, sucht die Maschinentechnik nahezukommen, sie hat sich, mit Ergänzungs- und Hilfsmaschinen, nach allen Richtungen hin spezialisiert, um den Arbeitsverlauf in eine Fließarbeit aufzuteilen. Für eine so einfache Verrichtung wie das Falzen von Hand haben sich die Maschinen vervielfacht in der einfachen Stauchmaschine, der Schwertmaschine, der kombinierten Schwertmaschine, der nur Taschenfalzmaschine und anderen; die Heftmaschinen reichen von der einfachen $7^1/_2$ bis zum Sammelhefter; die Schneidemaschinen arbeiten schnell und schnellstens als Dreischneider und Dreimesserschneider; der Deckelfertigung, dem Kaschieren dienen die verschiedenartigsten Anschmiermaschen, Deckelmache, Deckelrundermaschinen oder mechanische Vorrichtungen, von den Zusammentrage- bis zu den Fertigmachemaschinen. Das Kapitel Buchbindereimaschinen ist längst nicht mehr auf ein paar Seiten zu schreiben.

Mit der Klebebindung, die ihre Apparaturen ausbildet, machte sich wieder das Loseblatt-Buch geltend, sie bricht im Prinzip radikal mit der bestehenden Form des auf Bogen gedruckten, deshalb nicht nur auf-, sondern auseinander zu schneidenden gefalzten und gehefteten Buches, das sie in anderer Art mit einem dauerhaften festen Einband versehen will, um die richtige Steigung des Buchblockes durch Klebemittel so herbeizuführen, daß sie vollkommen wird. Damit wird sie von den Vervollkommnungen der Klebemittel abhängig, die aber ebenso gut wie die neuen synthetischen Stoffe auch den Konstruktionsmethoden des gehefteten Buchblockes zugutekommen könnten. Einstweilen liegt solche Idealkonstruktion, bei der 1 bis 2 mm vom Blattrandrücken abgeschnitten werden, ebenso in der manuellen wie in der maschinellen Buchbinderei noch im Gebiet der Prophezeiungen. Wenn man meint, das leicht ausreißende Papierblatt wäre gegen den verfaulenden Heftfaden besser gesichert, wenn dieser durch den viel widerstandsfähigeren Kunstharzfilm ersetzt wird, ist das gewiß eine Übertreibung – in alten Bänden sind die Heftfäden in langen Jahrhunderten nicht verfault, und das Papier ist nicht zerrissen –. Der heutige Klebeband entspricht solchen Erwartungen für die Konservierung des Buches noch nicht und die mit der Draht-, also mit der Metallheftung gemachten Erfahrungen waren ebenfalls bisher nicht günstig. Für das eigentliche Loseblatt-Buch mit auswechselbaren Blättern kann man auf einen Vorzug hinweisen: es benötigt keinen falzbaren Bedruckstoff, wie etwa unser »Ringbuch«, für dessen Herstellung hier die Lochungsmaschinen zu nennen wären. Das bedruckbare dünngewalzte Metallblatt liegt schon im Bereich technischer Möglichkeiten. Die Mikrobuchrolle ist noch keine selbständige Buchform, sie setzt für ihre Herstellung und Nutzung ihre eigene Apparatur voraus, sie ist eine sekundäre photographische Reproduktionstechnik, da sie gedruckte oder geschriebene Vorlagen vervielfältigt, doch sie könnte mit der photographischen Setzmaschine auch ein primäres Buchwertherstellungsverfahren werden, ein Zukunftsbild, das den Aufstieg von einer Maschine unseres Maschinenzeitalters zur ihr nächstnötigen anderen erläutern würde.

Erwägt man, daß die Umwandlungen von Rohstoffen in Werkstoffe, die speziell für ihre buchbinderische Verwendung oder von vornherein für diese angefertigt werden, auch ihre Maschinen haben, kann man die große Anzahl der in der (oder für die) Buchbinderei arbeitenden Maschinen bei einer vollständigen Aufzählung noch beträchtlich vermehren. Eine nicht abwegige Erwägung. Mehr denn je ist die Konstruktionstechnik in die Materialtechnik verflochten. Und die Schmuckzwecke sind nicht völlig von den Nutzzwecken zu sondern. Die Bunt- und Zierpapierfabriken mit ihren Anstreiche- und sonstigen Maschinen müssen die Schutzzwecke des Einbandüberzuges berücksichtigen und verstärken, der Goldschnitt ist Schutz- und Schmuckmittel zugleich. So reichen die technischen Abwandlungen der Blattgoldherstellung der Goldschlägerei und deren Mechanisierungen von den altägyptischen bis in die heutigen Zeiten.

Vielfach sind spätere Schutzmittel aus ursprünglichen Schmuckmitteln formal umgebildet worden, doch auch umgekehrt. Die moderne Industrialisierung der Chemie bereicherte auch die Werkstoffkunde der Buchbinderei. Hatte gerade die Maschinentechnik die Konstruktion auch des Bucheinbandes in einer sie vereinheitlichenden wissenschaftlichen Auffassung, Praxis und Theorie verbindend, aufgehellt, indem sie zeigte, daß alle mechanischen Gebilde den Gesetzmäßigkeiten der Naturvorgänge unterworfen sind, so wurden nun die chemischen Vorgänge bei der Anfertigung und dem Gebrauch sowie der Aufbewahrung eines Buches untersucht, Materialprüfungen, die nicht allein seine Dauerhaftigkeit erhöhen, es vor vorzeitigem Verfall bewahren sollten, sondern die auch von vornherein davon ausgingen, verarbeiteten Werkstoffen leistungsfähigste Eigenschaften zu verleihen, um nach den Gebrauchszwecken deren Zweckformen ausgestalten zu können, synthetische Stoffe aufzufinden, die nur für bestimmte Gebrauchsformen und Gebrauchszwecke bestgeeignete Eigenschaften, keine überflüssigen, das Material verteuernden oder gar für diese Gebrauchsformen und Gebrauchszwecke ungeeignete aufwiesen.

Die Maschinentechnik der Einbandfertigung hat ihren eigenen technischen Stil ausgebildet, der sie im Verlaufe ihrer Ausgestaltung durch rigorose Vereinfachungen und Vereinheitlichungen in eine immer schroffer werdende Gegensätzlichkeit zur handwerklichen Qualitätstechnik zu bringen schien. Die Übergänge vom noch gehandhabten Handgerät zum schon mechanisierten und von diesem zur Kleinmaschine wurden auch in den Werkstätten immer zahlreicher, womit sich manuelle und maschinelle Techniken wieder einander annäherten. So hat Hermann Nitz eine kombinierte Einbandform vorgeschlagen, die die Vorteile der Fadenheftungsmaschine, der Abpreßmaschine und der Prägepresse mit dem handwerklichen Ansetzen auf tiefem Falz kombinieren wollte. Mit dem Verlagsband sind auch die buchbinderischen Dekorationstechniken in den Bereich der Maschinentechnik gelangt und zuerst für ihn in den ästhetischen Beziehungen erweitert worden, allerdings zunächst in einer mißverstandenen Auffassung durch die Verwechslungen von Dekorationsstil und Dekorationsstil.

Wie damals in der Handbuchbinderei die historischen Stile kopiert wurden, kopierte man nun einfach auch in den maschinellen Techniken deren Muster, ohne zu bedenken, daß die Handverzierungsverfahren als andersartige Techniken auf anderen Überzugsstoffen, also auch mit anders beabsichtigten künstlerischen Werkstoffwirkungen ausgebildet waren, ohne zu erkennen, daß die maschinellen Dekorationstechniken einen Einbandentwurf vervielfältigende Reproduktionstechniken sind, die damit, daß auch sie die Verzierungen dem Auflageneinband aufdrucken, die Druckvervielfältigung eines Werkes in ein Verfahren technisch vereinheitlichen und damit eine einheitliche künstlerische Gesamtausstattung eines Buches zulassen, zumal wenn in einer Künstlerpersönlichkeit der Schriftzeichner, der Illustrator, der Zeichner des Einbandes und auch des Vorsatzschmuckes sich vereinten. Gelegentlich wurden auch in früheren Jahrhunderten Verlagseinbände gleichartig ausgeschmückt. Wenn aber z. B. die der Generalpächterausgabe der »Contes« von Lafontaine (Paris, 1762), für die einer der beteiligten Buchkünstler, Choffard, die Stempel entworfen hat, oder die der »Hermann und Dorothea«-Ausgabe des Vieweg-Verlages (1822), welche in der Braunschweiger Buchbindereiwerkstätte von J. J. Selenka ausgeführt wurde, durch größere Prägestempel, wie sie

der Dekorationstechnik jener Zeiten entsprachen, bis zu einem gewissen Grade mechanisiert waren, so blieben sie doch noch immer Einzelbände in Handarbeit. Konstruktionstechnisch ist der Auflageneinband industrialisierter Technik ein auf das gerade noch Notwendige vereinfachter Sparband. Die Anwendung kostspieliger Überzugsstoffe und überreichliche Verzierungen widersprachen solchen ökonomischen Tendenzen von vornherein. Wenn man einerseits den Verbilligungsstrebungen des industrialisierten Auflageneinbandes folgte, andererseits allein noch in Ermangelung eines eigenen, den neuartigen Dekorationstechniken angemessenen Dekorationsstiles die allein dem Handeinband angehörigen historischen Dekorationsstile unbefangen kopierte, so lag das vor allem auch daran, daß man das Material-Surrogat, die Kopie eines echten, wertvolleren Materials durch ein wertloseres anderes verwechselte. Vom ästhetischen Standpunkt aus lehrte erst die am Jahrhundertende aufkommende buchgewerbliche Kunstbewegung dergleichen Unterscheidungen anzustellen und richtiger zu verstehen, den Schein nicht mit dem Sein zu verwechseln. Sie betonte, daß das Material nicht gleichgültig, vielmehr selbstbedeutend sei, daß von den Stoffgattungen die ästhetisch zu bewertenden Wirkungen ausgingen.

Die manuellen Techniken hatten die Buchgestalt in deren Funktionen vorgeformt. Hatte der alte Meister sein Planierwerkzeug beiseite gelegt, nachdem er das stark auftragende, ungeleimte Druckpapier nicht mehr zu leimen brauchte, dröhnte kein Schlaghammer mehr in den Werkstätten, so hatten inzwischen doch Papierer und Drucker das Satinieren zu einer maschinellen Fertigung durch Satiniermaschinen gemacht, die sich zu riesigen Kalandern auswuchsen, um den Druckmaschinen das maschinenglatte Druckpapier anzuliefern, und den Beschneidehobeln waren Beschneidemaschinen auch in die Werkstätten nachgefolgt. Dagegen hatten die alten Einbandüberzugstoffe, die den außenseitigen Untergrund der Einbandausschmückungen vermittelten, sich lediglich für den Gewebeband vervielfacht. Insgesamt waren die Überzugsoffe, die durch die Stoffreize ihrer materiellen Struktur sich ästhetisch auswirkten, die gleichen geblieben. Das Material bestimmt die Form beim freien Künstler, er wählt es sich nach seinen künstlerischen Absichten, Grundsätzen, Wünschen. Bei einer Gebrauchsform wird das Material durch seine technische Leistung für den Gebrauchszweck mitbestimmt, und wenn die neuen synthetischen Einbandüberzugstoffe auch durch ihre sie ausschmückende Ausstattung sich empfehlen, so bleibt diese doch nur ein gefälliger Zusatz; sie sollen materialtechnische Qualitäten der alten Überzugstoffe erreichen oder sie sogar noch vervollkommnen.

Von dem Endziel einer absoluten Materialtechnik, eines jeweilig idealen Materials ist bei den maschinalisierten Dekorationstechniken nicht zu sprechen, höchstens von einem relativen, sofern die ästhetischen Qualitäten eines Überzugstoff-Untergrundes und die auf ihm möglichen Verzierungsverfahren seinen reinen Nutzwerten vorangestellt werden. Das ästhetische Gefallen oder Mißfallen seiner Farbe, seiner Stoffreize sind eine Frage der geltenden Geschmacksrichtungen, der herrschenden Stile, der Abwechslung suchenden Mode-Strömungen. Auch das ökonomische Moment spielt eine wichtige Rolle; es ist nicht dasselbe, ob für einen Auflagenband oder einen Einzeleinband das Material unzweckmäßig gewählt wurde. So hält sich der Verlagseinband an die älteren und neueren Muster des Gewebebandes, die schon sehr reichhaltige Nuancierungen zulassen, obschon er ein auffällig werbendes ungewöhnliches Material auch nicht verschmäht, aber die Kostengrenze eines verteuernden Deckelüberzugstoffes ist ihm viel enger gezogen als dem Einzeleinband; neuerdings ist der in der Handbuchbinderei gelegentlich verwertete Fischhaut-Band auch für den norwegischen Verlagseinband als billiger Überzugsstoff empfohlen worden. Entscheidend bleibt, daß die mechanisierten Dekorationstechniken Reproduktionstechniken sind, das heißt Vervielfältigungsverfahren einer bestimmten Vorlagenzeichnung, eines Modellbandes, die mit dem Bild- und Buchdruck die Presse als ihre Maschine gemeinsam haben. Aufdrucken, Aufprägen, Aufpressen im Flach-, Hoch- oder Tiefdruck ist eine universelle Technik, die voraussetzt, daß man einen dafür sich eignenden Untergrund-Werkstoff und eine für diesen geeignete Auftragmasse hat. Um alle drei zum Zusammenwirken zu bringen, hat man die Pressen in den verschiedenartigsten Gebrauchspresseformen entwickelt, in der Buchbinderei die sogenannte Vergoldepresse, die aber nicht nur vergoldet, sondern auch im Blinddruck einfarbig prägt, farbige Zeichnungen aufdruckt. Während man sich in der handwerklichen Buchbinderei meist mit der für Großauflagen unwirtschaftlichen Kniehebelpresse begnügte, sind für die Großbuchbinderei die Maschinenpressen spezialisiert worden, die ein Motor antreibt, deren Schlitten automatisch ausläuft oder die einen feststehenden Auflagetisch mit sich schräg öffnendem Druckkopf haben, und für Farbendrucke ein Farbwerk. Wenn nach der gemeinüblichen Vorstellung auch der Automat das übrige allein besorgt, sobald er nur in Bewegung gesetzt wird, so verlangen doch auch diese Maschinen, je leistungsfähiger sie geworden sind, eine um so überlegtere Einrichtung. Mag das Arbeiten mit ihnen auch keine künstlerische Tätigkeit sein, so bedingt es doch nicht geringe technische Kunstfertigkeiten, auch in der Auswahl und Beurteilung der im Druckbild sich zusammenfassenden Werkstoffe. Oder anders gesagt: wer einen Einbandentwurf fertigt, muß sich von vornherein über dessen technisch erreichbare Wirkungen im klaren sein. Die recht eigentlich erst im 20. Jahrhundert für die Maschinentechnik des Verlagseinbandes verwendungsfähig gemachten Folien – die auch in der Handbuchbinderei verwertbar sind – haben fast gänzlich die Verarbeitung von Blattgold, Blattsilber, sonstigen Blattmetallen für den Verlagsband zurückgedrängt, sie bieten als Echtgold-, Bronze-, Farbfolien, je nachdem als Kreidefolien, Pergaminpapier, Cellophanpapier ein Material, das ein scharfes, nicht schmierendes Drucken gestattet. Folien haften auf jedem Bedruckstoff. Um dem unter Feuchtigkeitseinwirkungen raschen Oxydieren der Bronzefolien entgegenzuwirken, sind die Antioxyd-Folien entwickelt worden; sie können kalt, oder auch heiß aufgeprägt werden. Farbdrucke mit der rasch trocknenden sogenannten Buchbinderfarbe werden in der heißen Presse blind vorgedruckt, in der kalten nachgedruckt. Die Pressen ermöglichen Übergänge vom Flach- zum Hoch- oder Tiefdruck, dem entsprechen die Pressungsformen einer Relieftechnik, deren drukkendes Bild entweder positiv – in der Gravur hervortretend –

oder negativ – in ihr zurücktretend – sein kann, je nachdem man ein hohes Relief ausprägen will oder ein hohles, das sich in den Werkstoffuntergrund vertieft. Die Auswahl der druckenden Formen läßt sich vermehren, neben Messing- oder Stahlgravuren und Messingschriften sind ausnahmsweise auch Galvanos und Zinkätzungen verwendbar, und – nur für den Farbendruck – Holzschnitte und Linoleumschnitte. Da meist nur die Patrizen geliefert sind, stellt sich der Buchbinder die Matrizen aus Preßspan, Holz, Linoleum, Kunststoff, Plastik selbst her. Die sich mehrenden Neustoffe – den Allerweltsstoff Schaumgummi nicht zu vergessen – befruchten auch seine Dekorationstechniken und veranlassen neuartige Zierverfahren. Die Grenzen zwischen manuellen und maschinellen Dekorationstechniken sind in den Kombinationen, die sich überschneiden, verwischt. Seit langem werden für die industrielle Buntpapierherstellung auch Maschinen eingesetzt, mechanisierte Hilfsgerätschaften sind auch von der kunsthandwerklichen Buchbinderei nicht verschmäht worden wie die der Lederbrandmalerei, die Imprägnierungstechniken haben mit ihren Spritzverfahren älteren Zierweisen neue Anregungen vermittelt. Vielleicht ließe sich meinen, auch in der Handbuchbinderei könnte das mechanisierte Hilfsgerät noch eine langsame, mühsame Verzierungsarbeit erleichtern, ohne die Handarbeit ersetzen zu wollen, wie etwa das Pausen, wenn das Verlangen nach solchen Verzierungsweisen wieder aufkommen sollte. Als in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts das Kunsthandwerk den Lederschnitt und die Ledertreibarbeit wieder aufnahm, ahmte es den Imitationsstil des maschinellen Verlagseinbandes nach, ein künstlerisches Mißverständnis, das aber mit seiner Relieftechnik selber auf die Vermehrung der Deckelformungsmaschinen zurückwirkte. Beseitigen die Stilimitationen des Verlagsbandes die dünne flache Decke, genügte das Handverfahren der Rückenrundung mit dem Hammer nicht mehr, weil es zuviel Zeit in Anspruch nahm; man mußte es durch Rückenrundmaschinen ersetzen. Der Blinddruck hat zum Stockdruck mit der Presse sich umgewendet, der alte Blinddruck vom Streichen mit dem Streicheisen zum Drucken von Schmuckbändern mit der Dessinrolle, dann ist, angeblich um 1650 von Gaillard, die Filete zum Drucken über den Rücken erfunden worden. Unsere für das Drucken gerader Linien bestimmten Fileten sind nur leicht gekrümmt. Die Meister der Renaissance verwandten neben ihren altgewohnten Vergoldestempeln auch kleine Linienstempel für die verbindende Ornamentik, die sich schließlich im 17. Jahrhundert in die Punktstempel auflösten, kleine Stempel für kurze, gerade oder gekrümmte Linien, anders als die massige Filete. Unser Bogensatz druckt nicht nur gekrümmte, sondern auch gerade Lineamente. Den Verkleinerungen der Verzierungsmittel entsprechen ihre sich vervielfachenden Verwendungsmöglichkeiten nicht nur für den Aufbau geometrischer Schmuckformen, im Gegensatz zu den vergröberten und vergrößerten Verzierungsmitteln, die wie der Druckstock nur ein einmaliges Bild hergeben. Wenn sich die kunsthandwerkliche Buchbinderei zu einer Präzisionstechnik des Zeichnens beliebiger Schmuckformen aus kleinsten Schmuckmitteln wandelte, ist hiermit die unterschiedliche technische Zielsetzung manueller und maschineller Dekorationstechniken umschrieben, die letzten Endes durch künstlerische Zielsetzungen bestimmt werden. Mit der Fragestellung, ob die Handdruck-Schmuckmittel des Buchbinders noch Handzeichnung blieben, oder ob sie, je exakter sie in ihrer Anwendung als Deckenschnittmittel sich »mechanisierten«, mit der Art ihrer künstlerischen Stichführung dasselbe Ziel ihrer künstlerisch möglichen Wirkungen erst erreichen wollen, das die maschinelle Dekorationstechnik erreicht hat, ist auf problematisch gewordene Grenzfestlegungen hingewiesen. Wird von Fall zu Fall diese Frage bejaht, dann dürfte der Unterschied zwischen der manuellen Dekorationstechnik und der maschinellen nur darin bestehen, daß der einzelne Einband gekennzeichnet ist durch die einmalige Ausschmückung, der Auflageneinband dagegen durch vielfache Wiederholung.

Unberührt von allen Zukunftsmöglichkeiten der bewußten Verwendung des Materials besteht eins, die Grundform des optischen, des visuellen Buches, und sein Konstruktionsprinzip aus doppelseitig beschrifteten, ausreichend dünnen und leichten Blättern, das auch Klebebindungen nicht ändern können, wohl aber eine andersartige Substanz der Blätter, etwa dünn gewalztes Metall, modifizieren könnte. Damit würden sich auch die Bindeverfahren noch in der Richtung ändern, daß die Verarbeitung dieser Materialien auch ohne kostspielige Maschinen möglich wäre. Einstweilen besteht der Buchgrundstoff noch aus Papier, das mit seinen verschiedenwertigen Sorten das dauernd zu erhaltende Wertbuch vom vergänglicheren Verbrauchsbuch trennt, bestehen die konstruktionstechnischen Differenzierungen zwischen Auflageneinband und Einzeleinband, die sich aus wirtschaftlichen Rücksichten schieden. Eine einzige ideale Konstruktion aus einem einzigen idealen Material gibt es nicht mehr, weil die Bucharten in ihren Buchzweckgestaltungen allzu verschiedenartig geworden sind und die jeweilig zu befolgenden sonstigen mitentscheidenden Rücksichten sich häufig widersprechen. Als William Morris am Ende des 19. Jahrhunderts die Buchkunst in die Werkstättengemeinschaft zurückrief, dachte er an das Kunsthandwerk, das auch mit seinen technischen Höchstleistungen den erreichten Höchststand für das gesamte Buchgewerbe sichern soll. Nur anscheinend ist die alte noch räumlich Hand in Hand arbeitende Werkstättengemeinschaft immer weiter auseinandergespalten. Sie ist geblieben als geistige Gemeinschaft der Güteleistung, für die alle Beteiligten an einer Buchherstellung voneinander abhängig –, deshalb miteinander verantwortlich und miteinander geistig verbunden sind; weshalb der eine über die technischen Voraussetzungen der Arbeiten der anderen soweit unterrichtet sein sollte, daß er sie so weitgehend wie möglich berücksichtigen kann.

X.

Eine Gesamtdarstellung der historischen Techniken der Buchbinderei gibt es nicht. Adolf Rhein hat seine vielen Einzeluntersuchungen in einem bisher noch unveröffentlichten Werke zusammengefaßt. Von seinen Vorgängern unter den Buchbindern sei hier wenigstens Léon Gruels und Paul Adams gedacht. Daß gerade die Buchbinder die berufensten sind, alte Arbeitsweisen und Bindeverfahren zu prüfen, ergibt sich aus ihrer Praxis heraus. Immerhin ist das literarische Material jetzt schon verhältnismäßig angewachsen, wenn auch in kleineren Notizen

zerstreut, die häufig schwer zugänglich sind und zudem einer kritischen Sichtung bedürfen. Die Fragestellung nach der technischen Entwicklung der Handeinbandverfahren ist nahezu als letzte in den Gesichtskreis der Einbandforschung gelangt; ihrer methodischen Erforschung, der jetzt auch die modernen chemischen und physikalischen Prüfungsverfahren zu Hilfe kommen, ist nicht wenig hinderlich, daß das originale Material mehr zufällig zugänglich ist: ein alter, gut erhaltener Einband ist nicht ohne weiteres auseinanderzunehmen und wieder zusammenzusetzen. Der Anteil der Restauratoren an der Erkundung von Einzelheiten ist deshalb groß, nur daß er immer den Einzelfall betrifft und ein systematisches Absuchen der Entwicklungsrichtungen sehr erschwert bleibt.

In dem seit dem 19. Jahrhundert fast unübersehbar gewordenen Buchbindereifachschrifttum bieten seit der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts die buchgewerblichen Fachzeitschriften, die alle technischen Neuerungen erörtern, die zahlreichsten Notizen. Fachlehrbücher, die ausführlich die jeweilige Technik beschreiben, geben seit dem 18. Jahrhundert literarische Auskünfte; ihre Vorläufer waren im 17. Jahrhundert Ornament-Vorlagenwerke für Zierschnitte und die auch Buchbindern nützlichen Formatbüchlein für Drucker. Ebenfalls erst seit dem 18. Jahrhundert befaßte man sich mit der Einbandgeschichte eindringlicher, der »alte« Einband als solcher fand die Beachtung der Büchersammler, die ihn zunächst als Erkennungszeichen für Provenienzen bewerteten, wobei sie auch auf Buchbindernamen und Buchbindersignete aufmerksam wurden. Allerdings mit noch recht vagen Bezeichnungen und Vermutungen bog die Einbandgeschichte in die Einbandkunstgeschichte ein, in die ästhetischen Betrachtungsweisen reichgeschmückter Einbände, womit auch technische Details der Einbanddecke, ihre Überzugstoffe und Zierverfahren, also die der Bandoberfläche, einer eingehenderen und richtiger werdenden Beschreibung sich einfügten, gefördert von den photographischen Bilddruckverfahren, neben denen die Abreibungen unentbehrlich bleiben. Die Kunstwissenschaft, die den alten Handeinband als ein Erzeugnis des alten Kunsthandwerkes stilgeschichtlich periodisiert, ist mit ihren Gesamtdarstellungen und Monographien auch zur Erörterung der Konstruktions- und Materialtechnik vorgedrungen, ein Mosaik wertvoller Ergebnisse, zu dessen Fertigstellung und inneren Verbindung indessen noch viele Steinchen fehlen. Die seit einem Jahrhundert bestehende Maschinentechnik des Verlagseinbandes, die sich schließlich auch in technischen Lehrbüchern abspiegelte, hat man bisher noch nicht recht als etwas geschichtlich Gewordenes in Perioden zerteilt, ihre Fortbildung ist noch im raschen Flusse und manches von dem, was in die Vergangenheit zurückzuweichen schien, könnte zukunftsheischend gewesen sein. Technische Traditionen lassen sich am zweckmäßigsten nach der genetischen Methode ermitteln, indem man aus dem Gewordenen das Werdende zu erkennen sucht.

Ältere bildliche Darstellungen hantierender Buchbinder und Ansichten von Buchbindereiwerkstätten sind mit Vorsicht zu benutzen, da deren Zeichner bisweilen nicht hinreichend sachverständig Richtiges vom Unrichtigen, Wichtigeres vom Unwichtigeren zu unterscheiden wußten. Im 18. Jahrhundert bildete man vorzugsweise die in der Buchbinderei verwendeten Gerätschaften ab, im späten 19. Jahrhundert konnte man die Momentphotographie, auch das Bewegungsbild mit Zeitlupe und Zeitraffer verwerten, um die Arbeitsphasen und Handgriffe zu zerlegen. Zur eigentlichen technischen Zeichnung ist man verhältnismäßig spät im Buchbild der Buchbinderei-Fachwerke gelangt, zunächst mit den statistisch aufzählenden und den vergleichenden Tabellen und Diagrammen, schließlich zu den abstrakten Darstellungen in den Formulierungen der sogenannten graphisch-mathematischen Darstellungsweise.

Der Aufstieg im deutschen Fachschrifttum der Buchbinderei des 18. Jahrhunderts wird gekennzeichnet von Johann Christoph Zeidler's noch verworrener »Buchbinder-Philosophie« (Halle 1708) über die Beschreibungen einer Werkstattpraxis von Christoph Ernst Prediger in seinem »Wohlmeinenden Buchbinder« (Teil I Frankfurt und Leipzig, Teil II Frankfurt, Leipzig, Anspach 1741-1749) bis zu des Dr. med. J. I. H. Bücking technologisch angelegter »Kunst des Buchbinders« (Stendal 1785), einem von ihm gemeinsam mit dem Braunschweigischen Hofbuchbinder Friedrich Wilhelm Bartholomaeus Widemann verfaßten Werk, dem ersten in deutscher Sprache, das eine systematisch geordnete Gesamtdarstellung der üblichen Buchbindereiverfahren methodisch erstrebte.

Die Anzahl auch der deutschen Buchbinderei-Lehrbücher ist im 19. Jahrhundert stark angewachsen, einzelne von ihnen, die in immer erneuerten, eingearbeiteten Auflagen erschienen, zeigen so mittelbar mit diesen die technischen Neuerungen; es waren indessen meist elementare Unterrichtswerke, in denen die ausländische Literatur und Praxis nur wenig berücksichtigt war, auf die bereits 1802 der Technologe Joh. Chr. Hüttner »Über einige bequeme Vorteile und Handgriffe der Buchbinderei in England« (Stuttgart, Cotta) aufmerksam gemacht hatte. Das Aufkommen der Buchbinderei-Fachzeitschriften in der zweiten Jahrhunderthälfte führte auch eine straffere Zentralisierung und mit ihr Ausbreitung des Fachschrifttums durch eigene Fachverlage herbei; die Schriften Paul Adam's leiteten seit etwa 1890 die moderne Literatur über die inzwischen beträchtlich internationalisierten Techniken der Bindeverfahren ein, von denen manche in einigen Einzelheiten der Bindeweisen variieren.

Wolfgang Mejer's »Bibliographie der Buchbindereiliteratur« (Leipzig 1925, fortgesetzt von Herbst, Leipzig 1933, Nachträge 1927/28, 1928/29 von Hermann Herbst im: Jahrbuch für Einbandkunst M P E Leipzig) umfaßt die ganze Buchbindereiliteratur bis 1932, auch Ausstellungsverzeichnisse, Zeitschriftenaufsätze usw. und ist damit erklärlicherweise unvollständig; eine bibliographisch neutralisierte Titelregistrierung macht jedoch Überaltertes und Unerhebliches vom wichtigsten schwer unterscheidbar; die amerikanische Bibliographie von Thompson und Thompson ist bisher nur als Mikrofilm vorhanden. Zur Ergänzung der fortgesetzten Bibliographien des Buchwesens öffnen die gelegentlichen Referate über einbandgeschichtliche Neuerscheinungen in den bibliothekswissenschaftlichen Zeitschriften den bequemsten Zugang zu diesem monographisch arg zerklüfteten Schrifttumsgebiet. Daß die kunstwissenschaftlichen Arbeiten über alte verzierte Einbände auch auf die jeweiligen Dekorationstechniken eingehen, braucht kaum ausdrücklich hervorgehoben zu werden, wohl aber, daß sie nicht

selten aufschlußreich auch für die durch die Einbandformungen sich ausweisenden formalen Auffassungen des Buchkörpers sind sowie für die mancherlei Wechselbeziehungen zwischen Bindeverfahren, Werkstoffen, Schmuckweisen alter Einbände, die jedoch oft unabhängig voneinander sich ausgestaltet haben. Bahnbrechend für die wissenschaftlichen Betrachtungsweisen der alten Buchbinderei wurde unter den hierher gehörigen Arbeiten in deutscher Sprache die Dresdener Habilitationsschrift von Richard Steche »Zur Geschichte des Bucheinbandes« (Dresden 1877 und im »Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels« Band I, Leipzig 1878, S. 120-75). Hans Loubier verdanken wir die erste Gesamtdarstellung: Der Bucheinband in alter und neuer Zeit (Bln. u. Lpz. 1910. 2. Aufl. u. d. T. Der Bucheinband von seinen Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Lpz. 1926, Monographien des Kunstgewerbes Bd. 21/22); eine dem derzeitigen Forschungsstande sich anpassende Neubearbeitung von Ilse Schunke wird vorbereitet. Die einschlägigen Abschnitte der noch im Erscheinen begriffenen 2. Auflage des »Handbuches der Bibliothekswissenschaft« Wiesbaden, Harrassowitz, sind auch durch ihre bibliographischen Hinweise wertvoll. A.R.A. Hobson »The Literature of bookbinding« (The Book. Number 2. National Book League) verzeichnet die wesentlichsten Werke zur Einbandkunstgeschichte. Von den Darstellungen der modernen Technik der Handbuchbinderei nach ihrem derzeitigen Stande seien nur neueste genannt: Fritz Wiese »Der Bucheinband« (3. Auflage, Stuttgart 1953), »Sonderarbeiten des Buchbinders« (2. Auflage, 1948), Jules Fache »La dorure et la décoration des livres« (Paris 1953); Edith Diehl »Bookbinding, its background and technique« (2 vols. 1946). Zur Geschichte der Einbandüberzugsstoffe und der der Vorbeugung ihres Verfalls: »Report of the Committee of Society of Arts on Leather Bookbinding« (London 1901/1905); »Vorschriften für Bibliothekseinbände, beschlossen vom Verein deutscher Bibliothekare« (Leipzig 1911). Karl Ihm und Felix Frohknecht »Leder für Bucheinbände und seine Haltbarkeit« (Stuttgart 1911), H. J. Plenderleith »The Preservation of Leather bookbinding.« (London [British Museum] 1953) Printing industry Research Association »The causes and prevention of the decay of bookbinding leather« (London 1933). Über die Anfänge des Gewebe-Verlagseinbandes – die Schriften von John Carter und von Douglas Leigton. Chronologische Querschnitte der industriellen-technischen Entwicklung des Verlagseinbandes bieten auch die Firmengeschichten einiger deutscher und ausländischer Betriebe des 19./20. Jahrhunderts. »Ein Jahrhundert Buchbindereimaschinenbau (1855-1955)« (VEB Buchbindereimaschinenbau, Leipzig) bildet einige alte Modelle der Leipziger Firma Krause ab. Zu erwähnen bleibt noch Kersten, »Verzierungstechniken des Bucheinbandes« (Berlin 1922); Peter Franck »A lost link in the technique of bookbinding« (Gaylordsville [Connecticut] 1941 [deutsch: Die Rundbogenheftung, Stuttgart 1944]). Jan Tschichold »Die Proportionen des Buches« in: Der Druckspiegel, Folge 1, 10. Jg., Jan. 1955 (erscheint in den nächsten Monaten als Buchveröffentlichung bei der Bauerschen Gießerei in Frankfurt am Main).

Die zahlreichen Veröffentlichungen zur Papiergeschichte von Armin Renker geben vielfach wertvolle Aufschlüsse über die qualitätstechnischen Eigenschaften der älteren und neueren Druckpapiere. Die Anfänge der Buntpapiere, der »Türkischen« Papiere, der chinesischen und japanischen buntbedruckten Briefpapiere, der buchbinderischen Marmorierkünste, der beiden javanischen Batiktechniken usw., sind noch wenig geklärt; über die der Buntpapierherstellung in Deutschland im 16. Jahrhundert: Alfred Schulte, Vom Machen der Sachen. Wiesbaden 1955 S. 162 ff (mit weiterer Literatur).

HILDEGARD STARP

Das Frankfurter Verlagshaus Schönwetter
1598-1726

INHALT Seite

I.
HERKUNFT, FAMILIENVERHÄLTNISSE

Johann Theobald Schönwetter, der Begründer des Schönwetterschen Verlages in Frankfurt, stammt aus Mainz.

Sein Vater, der »ersame und vornehme« Hans Schönwetter, war dort als Bender und Bierbrauer zu Wohlstand und Ansehen gekommen. Er war Besitzer der Häuser »Eckenstein« am Dietmarkt (dem heutigen Schillerplatz) und »Rodomar« am Stephansberg und des Bierhauses »Starckenberg« in der Betzelsgasse sowie einiger Weingärten[1]. Das Haus »Eckenstein« bewohnte Heinrich Euler »umb Zins«; Schönwetter wohnte mit seiner Familie im Haus »Starckenberg«, zu dem »Haus, Hof und Scheuern und Stall« gehörten[2]. Dem Haus am Dietmarkt gegenüber lag ein »gemeiner Brunnen«, dessen Beaufsichtigung zwei Brunnenmeistern unterstellt war, und zwar Velten Ettersdorfer und Hans Schönwetter[3].

Zwei andere Ämter lassen erkennen, daß Schönwetter am weltlichen und geistlichen Leben seiner Vaterstadt Anteil nahm. Jahrelang war er Ratsherr[4], und außerdem bekleidete er das Amt eines Brudermeisters der St.-Anna-Bruderschaft zu den Predigern[5]. Diese Stellung wie auch seine und seiner Familie enge Beziehungen zu der Geistlichkeit von Liebfrauen und von St. Emeran[6] sprechen eindeutig dafür, daß Schönwetter der katholischen Lehre angehörte.

Seiner ersten Ehe mit Katharina entstammten zwei Töchter: Katharina, die spätere Ehefrau des Kaspar Eckel[7], und Margreth, die den Bäcker Johann Jerger oder Jorger heiratete[8].

---

[1] St. A. Mz. Borg. B. 2. 6. 1549; 1. 5. 1571; 28. 12. 1583; 29. 12. 1586; 15. 10. 1587; Jan. 1588; 22. 4. 1588; 4. 9. 1588.

[2] Heinrich Schrohe, Die Mainzer Stadtaufnahmen des 16. bis 18. Jahrhunderts. Mainz 1930 Bd. I 214/1974 u. 1975

[3] Schrohe I, 252b

[4] St. A. Mz. Borg. B. 28. 12. 1583; 12. 5. 1584; 29. 12. 1586; 5. 10. 1587; Jan. 1588; 25. 2. 1589; 30. 8. 1589

[5] ebd. 3. 10. 1573

[6] ebd. 2. 6. 1549; 24. 6. 1573; 30. 6. 1574; am 28. 12. 1583 bedachte er in seinem Testament die Pfarrkirche von St. Emeran mit einer Perlenkette und einer silbernen Scheide.

[7] ebd. 2. 6. 1549

[8] ebd. 6. 5. 1574

Nach dem Tode seiner Frau Katharina ging Hans Schönwetter eine neue Ehe ein. Seine zweite Frau Maria oder Merga[9] ist die Mutter seiner dritten Tochter Anna Maria[10] und seines Sohnes Theobald. Ob dieser Ehe außerdem noch mehrere Kinder entsprossen, läßt sich nicht feststellen.

Am 30. August 1589 verkaufte Schönwetter das Bierhaus »Starckenberg« an Hans Strauss. Alter oder Krankheit mögen ihn an der Ausübung seines Berufes gehindert haben, denn sehr bald darauf muß er verstorben sein; am 9. März 1590 wurde seine Hinterlassenschaft gerichtlich unter seine Erben aufgeteilt[11].

Seine Witwe heiratete den Bierbrauer Johann Lautz[12].

Da die Kirchenbücher dieser Zeit nicht erhalten sind, lassen sich weder die genauen Heiratsdaten noch die Geburtsdaten und die Zahl der Kinder ermitteln.

So ist auch der Tag der Geburt des Johann Theobald Schönwetter nicht festzustellen. Man kann nur vermuten, daß er um 1575 geboren wurde. Am 6. Mai 1574 machte Hans Schönwetter sein Testament (er starb ja erst 1589/90), wobei die drei Töchter namentlich erwähnt werden[13], während Johann Theobald nicht genannt ist. Wahrscheinlich lebte er also zu diesem Zeitpunkt (1574) noch nicht. Andererseits darf man sein Geburtsdatum wohl nicht viel später als 1575 ansetzen, denn im Jahre 1596 schloß er seine erste Ehe[14].

Um die Mitte der neunziger Jahre widmete sich Johann Theobald wissenschaftlichen Studien in Würzburg und Mainz. Am 9. August 1595 wurde Johannes Theobaldus Schönwetter Moguntinus als »Rhetorices studiosus« an der Würzburger Universität immatrikuliert[15]. Zweifellos hat er außerdem auch in Mainz studiert [16]; in der Widmung seiner Ausgabe der Biblia sacra von 1609 (Anhang Nr. 57) an den Erzbischof Johann Schweikard bezeichnet er sich als ehemaligen »Catholicae Religionis, & Liberalium Artium Studiosus«, der, wie auch die Patria Academia Moguntina, von dem Erzbischof Wohltaten empfangen habe. Auch in der Widmung an Johann Schweikard, die den Annales sacri des Spondanus (1614; Anh. Nr. 78) vorangestellt ist, weist er auf seine Studien in Mainz hin: »Cum enim in flore iuventutis meae, Moguntiae (quae Dulcissima atque exoptatissima patria mihi existit) Minervae sacra facerem ...«

Welches Berufsziel dem jungen Schönwetter vorgeschwebt haben mag, und wie lange er studierte, ist nicht erkennbar. Jedenfalls nahm sein Leben bald schon eine andere Wendung: Am 29. 11. 1596 wurde er in Frankfurt mit Anna Maria Spiess getraut[17].

Sie war die Tochter des Frankfurter Druckers Johann Spiess[18]. Dieser war seit 1579 selbständig tätig und gab zunächst hauptsächlich humanistische Schriften heraus. Als Anhänger eines streng lutherischen Protestantismus wanderte er 1581 nach Heidelberg aus, wo er auch theologische Schriften herausbrachte. 1585 kehrte er nach Frankfurt zurück, nachdem sich auch dort die lutherische Richtung gegenüber der des Melanchthon durchgesetzt hatte. Bald gehörte er dort zu den angesehensten Verlegern. Er war der Freund und Verleger des gelehrten lutherischen Theologen Aegidius Hunnius und des bedeutenden Humanisten Nicodemus Frischlin. Frischlins Lieblingsschüler Hieronymus Megiser heiratete Katharina, die Tochter des Spiess (der 8 Kinder hatte). Alljährlich erschienen im Meßkatalog rund zwanzig Neuerscheinungen der Spiesschen Pressen. U. a. wurde Spiess als Herausgeber der ersten Ausgabe der »Historie von D. Johann Fausten« (Herbstmesse 1587) bekannt. Über seinen Tod besteht keine Klarheit; wahrscheinlich starb er um 1610 außerhalb Frankfurts. Seine drei Pressen und 35 Zentner Schrift kaufte der Drucker Johann Wolff, der sich mit Erasmus Kempffer assoziierte[19]. Beide führten das Unternehmen erfolgreich weiter.

Schönwetters Hochzeit mit Anna Maria Spiess wurde festlich begangen, nachdem der Rat der Stadt Frankfurt auf Spiessens Bitte, »mehr Personen vf seiner Dochter Hochzeit zu laden, dann die Ordnung[20] zuegibt« erlaubt hatte, »12 Par Volcks« dazu einzuladen[21].

Als Schwiegersohn des Johann Spiess wurde Schönwetter auf seinen Antrag am 12. Januar 1598 vom Rat das Bürgerrecht in Frankfurt zuerkannt. Er hatte dafür eine Gebühr von 1 Gulden 4 Batzen zu zahlen[22].

Über Schönwetters Konfessionszugehörigkeit bestehen bisher verschiedene Meinungen. Dietz erklärt ihn zum Protestanten[23], während Baader[24] ihn für katholisch hält. Tatsächlich war Schönwetters Verhalten in religiöser Beziehung zwiespältig. Zweifellos ist er als Sohn einer katholischen Familie in Mainz katholisch getauft und erzogen worden. In zahlreichen Widmungsschreiben an katholische geistliche Würdenträger bezeichnet er sich in seinen Verlagswerken immer wieder als treuen Sohn der katholischen Kirche[25]. Andererseits ließ er

[9] ebd. 1. 5. 1571

[10] ebd. 6. 5. 1574; 12. 5. 1584; 23. 4. 1615.

[11] ebd. 9. 3. 1590

[12] ebd. 23. 5. 1592; 12. 1. 1605; 28. 4. 1609.

[13] ebd. 6. 5. 1574

[14] Die Angabe von Dietz, Handelsgesch. III S. 130, Joh. Theobald Schönwetter stamme aus einer alten kurmainzischen Buchhandlung, die er von Mainz nach Frankfurt verlegt habe, entbehrt jeder Grundlage. Ein Drucker oder Verleger Schönwetter ist um diese Zeit in Mainz nicht nachweisbar. Vergl. Benzing-Presser S. 98

[15] Merkle, Die Matrikel der Universität Würzburg. 1. Teil; 1. Hälfte. In: Veröffentlichung der Ges. f. fränk. Gesch. 1922

[16] Da die Mainzer Universitätsmatrikel dieser Zeit im Hess. Staatsarchiv Darmstadt während des letzten Krieges vernichtet wurde, läßt sich Genaueres nicht nachweisen.

[17] STA Ffm Heir. Reg. 1596 Fol. 213

[18] Vergl. Gerber.

[19] Vergl. Pallmann, Feyerabend, S. 19

[20] Seit der Frankfurter Reformation von 1578 wachte das sog. »Sentenamt« darüber, daß kein überflüssiger Aufwand getrieben wurde und bestimmte die Zahl der Gäste bei Familienfeiern entsprechend dem Stand des Gastgebers. Vergl. Schnapper-Arndt S. 231.

[21] STA. Ffm Rats Prot. 23. 11. 1596

[22] ebd., Bürgerm. B.; Bürgerb. 1598 Fol. 180 Johann Theobaldus Schönwetter von Mentz, duxit filiam civis, juravit den 12. January a. y. 98, dedit 1 f 4 b.

[23] Handelsgesch. III S. 130

[24] S. 104/5

[25] z. B. in der Vorrede zur Biblia sacra, 1609 (Anh. Nr. 57); in der Widmung an Joh. Schweikard in »Annales sacri« des Spondanus, 1614, (Anh. Nr. 78); in der Widmung an den Fuldaer Fürstabt Johann Friedrich v. Schwalbach in »In Isaiam prophetam commentarii« des Sanchez, 1616 (Anh. Nr. 89) usw.

sich mit seiner protestantischen Frau nach evangelischem Ritus trauen, und sein erstgeborener, nach ihm benannter Sohn wurde protestantisch getauft[26]. Schönwetter selbst hatte in der protestantischen Barfüßerkirche in Frankfurt einen ständigen Platz inne[27].

Dieser Widerspruch mag darauf zurückzuführen sein, daß Spiess als strenger Protestant die Einwilligung zur Heirat nur unter der Bedingung gegeben haben wird, daß der Mann seiner Tochter sich der neuen Lehre anschloß. Schönwetter scheint dagegen keine Bedenken gehabt zu haben. Offenbar war er mehr auf seinen geschäftlichen Vorteil bedacht als auf eine eindeutige religiöse Entscheidung. Einerseits wollte er sich wahrscheinlich die Protektion der einflußreichen katholischen Kreise, besonders die Gunst des kurfürstlichen Hofes zu Mainz nicht verscherzen, andererseits werden ihm die beruflichen und wirtschaftlichen Vorteile, die ihm eine Verbindung mit der Firma Spiess bot, wichtiger gewesen sein als die Treue zur katholischen Kirche. Außerdem hatte er bei der Bewerbung um das Frankfurter Bürgerrecht als Katholik von vornherein mit der Ablehnung des Rates zu rechnen[28]. Daher wird er es vorgezogen haben, in Frankfurt selbst als Protestant zu gelten, während er in der weiteren Öffentlichkeit seinen katholischen Glauben herausstellte. Eine solche Haltung war in der damaligen Zeit nichts Außergewöhnliches[29].

Schönwetters Ehe nahm bereits im Jahre 1601 ein frühzeitiges Ende: seine Frau Anna Maria beging mit dem Schulmeister Balthasar Korb »zu dreien underschiedtlichen mahlen« Ehebruch. Als dies an den Tag kam, wurden die beiden Ehebrecher vom Frankfurter Rat »in schwer Verhafftung zur Red gesetzt« und der Stadt verwiesen[30]. Wiederholte Eingaben der Familie Spiess[31], in denen dem Rat zu bedenken gegeben wurde, daß Anna Maria »neben ihrer Jugent ... vilmehr durch Übelhalten ihres Hausswirths, mit Schlagen, Hadern, vnd dergleichen, nicht aber amore libidinis, zu solcher Misshandlung aus Unmuth vnnd Thorheit beweget worden,« vermochten den Rat nicht umzustimmen; die Übeltäterin mußte auswandern und scheint im Exil bald verstorben zu sein (spätestens zu Beginn des Jahres 1607, bevor Schönwetter sich wiederverheiratete). Der 1598 geborene Sohn Johann Theobald und ein »unmündiges Töchterlein«[32] scheinen ebenfalls verstorben oder nach dem Tode der Mutter bei fremden Pflegeeltern verblieben zu sein; in Frankfurt sind sie jedenfalls späterhin nicht nachzuweisen.

Schönwetter hat den Unterhalt seiner ehebrecherischen Frau in der Verbannung mindestens zum Teil noch bestritten. In einer Abrechnung seines Geschäftspartners Konrad Meul über Gelder, die er für Schönwetter vorgestreckt hatte[33], taucht unter dem 20. Januar 1603 folgender Posten auf: »zahlt dem Wirt zu Seckbach[34] wegen seiner Frauwen« 17 Gulden 2 Kreuzer. Hieraus ist auch der einzige Hinweis auf den Verbleib der Anna Maria zu entnehmen.

Aus derselben Abrechnung geht hervor, daß Schönwetter in der Folgezeit Kostgänger bei dem Verleger Peter Kopf war, der an »Tischgeld« im Jahre 1602 vierzig Gulden und zur Fastenmesse 1603 zwanzig Gulden erhielt.

Am 4. Mai 1607 schloß Johann Theobald Schönwetter eine zweite Ehe mit Anna Rosenzweig[35], der Tochter des verstorbenen Frankfurter Bürgers Johann Rosenzweig. Als einziges Kind und Erbe wurde ihnen am 5. September 1609 der Sohn Johann Gottfried geboren[36] und, da auch seine Mutter dem evangelischen Bekenntnis angehörte, evangelisch getauft. Sein Pate war der Verleger Gottfried Tambach.

Johann Theobald Schönwetter erreichte nach einem teils unruhevollen Leben ein gesegnetes Alter. Er starb, nachdem er wohl das achtzigste Lebensjahr überschritten hatte, im Jahre 1657 und wurde am 30. 11. in der kath. Karmeliterkirche begraben[37], wo seine Frau Anna bereits zwei Jahre vor ihm, am 11. 3. 1655, beigesetzt war[38].

Die Tatsache, daß nicht nur Theobald Schönwetter, sondern auch seine protestantische Frau (wie alle ihre in Frankfurt verstorbenen Nachkommen) dort ihre Ruhestätte fanden, läßt darauf schließen, daß er dem Karmeliterkloster eine namhafte Stiftung zukommen ließ.

Über die Ausbildung des Sohnes und Erben Johann Gottfried ist nichts bekannt. Schon frühzeitig taucht sein Name im Impressum Schönwetterischer Verlagswerke auf[39]; wenn es sich dabei auch z. T. um fingierte Angaben handelt, hinter denen sich Johann Theobald zu verbergen trachtete, so scheint es doch darauf hinzudeuten, daß der Vater den jungen Johann Gottfried von vornherein zum Mitarbeiter und Nachfolger ausersehen hatte.

Johann Gottfried Schönwetter verheiratete sich am 4. 6. 1632 mit Elisabeth Tambach, der Tochter des Druckers Nikolaus Roth und Witwe desselben Gottfried Tambach, der ihn einst aus der Taufe gehoben hatte[40]. Geschäftsinteressen werden den Ausschlag bei dieser Wahl gegeben haben, denn Tambachs Verlag war ein blühendes Unternehmen, das Jahr für Jahr eine

[26] StA Ffm 5. Kinderbuch 1597–1605 Fol. 75

[27] Dafür hatte er 30 Gulden gezahlt, die sein Enkel Joh. Martin sich nach 1685 zurückzahlen ließ. HHStA. Wien Den. ant. 808

[28] Vergl. Bothe, Frankfurter Katholiken, S. 19

[29] Auch der bekannte Frankfurter Verleger Sigmund Feyerabend war lt. Pallmann (S. 63) von Hause aus Katholik, gab sich aber in Frankfurt als Protestant aus. Bei seinem Tode (22. 4. 1590) verlangte er nach dem Beistand eines katholischen Priesters und bekannte, er sei alljährlich zur Erfüllung seiner religiösen Pflichten nach Nürnberg gefahren und habe dort die Sakramente empfangen.

[30] StA Ffm Ratsprot. 19. 5. 1601; Bürgerm. B. 14. 5. u. 28. 5. 1601

[31] ebd. Suppl. 4. 6. 1601; Bürgerm. B. 27. 7. 1602

[32] ebd. Suppl. 27. 7. 1602 (Bd. III)

[33] StA. Ffm Reichskammerger. D 730

[34] Heutiger Vorort von Frankfurt

[35] StA. Ffm Heir. Reg. 1607 Fol. 306

[36] ebd. Geb. Reg. 5. 9. 1609

[37] ebd. Totenb. 1657, Fol. 23·

[38] ebd. Totenb. 1655, Fol. 825

[39] in: Lundorp, Politische Schatzkammer, 1617 (Anh. Nr. 94) Chokier, Epimetron, 1619, (Anh. Nr. 95); Lundor , Breviarii historici continuatio, 1620, (Anh. Nr. 101); Lundorp, Breviarii ... continuatio, 1620 (Anh. Nr. 102); Paponius, Decisionum ... corpus, 1624, (Anh. Nr. 120); Lundorp, Historicae Relationis ... continuatio, 1625, (Anh. Nr. 124).

[40] StA. Ffm. Heir. Reg. 1632, Fol. 180

Anzahl Werke herausbrachte[41]; es ging mit der Heirat an Gottfried Schönwetter über.

Aus seiner Ehe mit der schon betagten Witwe gingen anscheinend keine Kinder hervor. Der Todestag der Frau Elisabeth ist unbekannt, jedoch muß sie vor 1639 gestorben sein.

In zweiter Ehe heiratete der protestantische Gottfried Schönwetter am 10. Januar 1639 zu St. Quintin in Mainz die Tochter des Doktors der Medizin Johann Georg Thein, Anna Maria, eine Katholikin[42]. Ihre drei Kinder Johann Gottfried (geb. am 6. 1. 1641[43], gest. am 13. 4. 1641[44]), Johann Baptist (geb. am 14. 9. 1642[45]) und Maria Katharina (geb. am 25. 10. 1643[46]) wurden nach katholischem Ritus getauft.

Auch seine zweite Frau verlor Gottfried Schönwetter bald; sie starb 1645 in Mainz, wo sie am 7. August begraben wurde. »Dum enim hic sanitatem quaerit, invenit mortem«[47].

Johann Gottfrieds dritte Hochzeit am 15. Mai 1646[48] war wohl der festlichste Tag, den die Familie Schönwetter gesehen hat, und ein Höhepunkt gesellschaftlichen Erfolges. Die Braut, Maria Elisabeth Faber, war die Tochter des Laurentius Faber, »der Rechten doctor vnd Churfürstl. Meyntzischen ... Residenten« in Frankfurt, und als Hochzeitsgäste hatte man geladen »sametliche Churfürstliche Räthe, alss seine Herrn Collegen und Ahnverwanthen, sondlich aber Ihro Gnadten den Freyhern von Schenck Herrn jetziger Zeit Churfürstlichen Grosshoffmeister«. Da die »Herrn Räthe« mit »Reichs vnndt offentlichen Geschäfften« so überlastet waren, daß sie an einem Kirchgang nicht teilnehmen konnten, fand die Trauung auf Gottfrieds zweimaligen Antrag »privatim inter parentes« in seinem Hause statt[49], »Testibus praeclarissimis Dominis et viriis tam de Urbe quin de aula Moguntina quamplurimis«[50].

Auch Anna Elisabeth Faber war katholisch, und die zahlreichen Kinder dieser Ehe wurden katholisch getauft: Johann Theodor[51], Johann Ludwig[52], Anna Katharina[53], Johann Martin[54], Maria Katharina[55], Magdalena Katharina[56], Maria Alexandrina[57] und Franz Niklas[58]. So waren die Enkel des Johann Theobald alle wieder zu dem Religionsbekenntnis ihres Vorfahren zurückgekehrt. Von den genannten Kindern dritter Ehe blieben nur drei, nämlich Anna Katharina, Johann Martin und Magdalena Katharina am Leben, die übrigen starben im Kindesalter.

Nachdem Johann Gottfried Schönwetter dem vom Vater ererbten Verlagsunternehmen fast drei Jahrzehnte lang vorgestanden hatte, starb er siebenundvierzigjährig und wurde am 16. 10. 1656, ein Jahr vor seinem Vater, in der Karmeliterkirche begraben[59].

Seine Witwe Maria Elisabeth heiratete am 15. 6. 1663 den aus Köln stammenden Buchhändler Johann Cholin, dem sie zwei Söhne, Johann Ehrmund[60] und Johann Vinzenz, schenkte[61]. Sie starb in Frankfurt und wurde am 23. 12. 1680 in der Karmeliterkirche beigesetzt[62].

Cholin verließ seine Kinder noch im selben Jahre und galt eine Zeitlang als verschollen[63]. Er starb in Fürth, wo er ein Haus besaß, im Jahre 1683[64].

Der Grund für das Verschwinden Cholins wird darin zu suchen sein, daß er in Mißhelligkeiten mit der jungen Generation der Schönwetter geriet, die ihn möglicherweise aus dem väterlichen Geschäft verdrängte. Denn inzwischen war Johann Baptist, der Sohn Gottfried Schönwetters aus zweiter Ehe (mit Anna Maria geb. Thein) seit etwa 1663 als selbständiger Verleger tätig. Er hatte sich mit Maria Katharina Leux von Leuxenstein verheiratet, während seine Schwester Maria Katharina 1663 Vinzenz Martinengo, den Sohn einer Frankfurter Kaufmannsfamilie, heiratete[65]. Johann Baptists Ehe entstammten die drei Kinder Margareta (geb. am 19. 7. 1666)[66], Johanna (geb. am 14. 7. 1669)[67] und Johann Baptist (geb. am 18.10. 1671)[68]. Johann Baptist I starb, noch nicht dreißigjährig, und wurde am 14. 1. 1672 an der Seite seiner Vorfahren in der Karmeliterkirche bestattet[69].

Seine Witwe Katharina schloß 1673 eine zweite Ehe mit dem Frankfurter Bürger und Buchhändler Johann Peter Zubrod[70], und nach dessen Tode (im Jahre 1682)[71] heiratete sie den aus Köln stammenden Buchhändler Johann Melchior Bencard[72]. Zubrod und Bencard führten die ererbte Verlagshandlung ihres Vorgängers Johann Baptist Schönwetter unter ihrem eigenen Namen weiter.

Seit 1677 trat auch der zweite Sohn Johann Gottfried Schönwetters (aus dritter Ehe mit Maria Elisabeth geb. Faber), Johann Martin, als selbständiger Verleger hervor, nachdem er schon vorher in der Handlung seines Stiefvaters Cholin als Mitarbeiter tätig gewesen war. 1680 kaufte er Cholin die Hälfte seines Buch-

[41] u. a. die Astronomiae instauratae progymnasmata u. die Epistolarum astronomicarum libri von Tycho Brahe, ferner von Johan Kepler: Ad epistolam Sethi Calvisii; Eclogae chronicae; Epitome astronomiae Copernicanae; Prodromus dissertationum Cosmographicarum; von Jacobus Bornitius: Aerarum, Sive Tractatus politicus; auch die Gebete der Kaiserin Anna unter dem Titel: Schild der Andacht ...
[42] StA. Mz Heir. Reg. St. Quintin
[43] Ffm Dom Taufreg.
[44] ebd. Sterbereg.
[45] ebd. Taufreg.
[46] ebd. Taufreg.
[47] StA. Mz Sterbereg. St. Quintin
[48] Ffm Dom Heir. Reg.
[49] StA. Ffm Suppl. 23. 4. 1646
[50] Ffm. Dom Heir. Reg.
[51] ebd. Taufreg. 1. 4. 1648
[52] ebd. Taufreg. 2. 10. 1649, Totenb. 8. 6. 1650
[53] ebd. Taufreg. 25. 11. 1650
[54] ebd. Taufreg. 21. 8. 1652
[55] ebd. Totenb. 20. 6. 1654
[56] ebd. Taufreg. 24. 7. 1654
[57] ebd. Totenb. 22. 5. 1657
[58] ebd. Totenb. 10. 2. 1657

[59] StA. Ffm Totenb. 1656 Fol. 881
[60] Ffm Dom Taufreg. 6. 5. 1664
[61] Frankfurter Blätter f. Familiengesch. Jg. 2/1909 H. 10 S. 154
[62] Ffm Dom Sterbereg.
[63] HHStA. Wien Impr.
[64] HHStA. Wien Den. ant. 808
[65] StA. Ffm Prokl. B. 1663 Fol. 147
[66] Ffm Dom Taufreg.
[67] ebd.
[68] ebd.
[69] ebd. Sterbereg.; StA. Ffm Totenb. 1672 Fol. 691
[70] Ffm Dom Heir. Reg. 10. 1. 1673
[71] ebd. Sterbereg. 3. 2. 1682
[72] Dietz Handelsgesch. III S. 131 f

handels ab[73] und verstand es, nach und nach das ganze Unternehmen an sich zu bringen[74]. Er heiratete im Oktober 1677 Katharina Martinengo[75], die Tochter des Frankfurter Handelsmannes Johann Nikolaus Martinengo, aus dessen Familie auch der Ehemann seiner Stiefschwester Maria Katharina stammte. Seine Schwester Magdalena Katharina aus gleicher Ehe verheiratete sich etwa 1680 mit dem kurfürstlichen Regierungs-Sekretär Johann Heinrich Nebel in Mainz[76]. Gegen diesen Schwager führte Johann Martin einen jahrzehntelangen Erbschaftsprozeß, der ihm nicht zu Unrecht den Ruf eines Querulanten einbrachte[77]. Das Verhältnis der verschwägerten Familien Schönwetter-Martinengo-Leux scheint dagegen stets ungetrübt herzlich gewesen zu sein, da sie sich öfters als Trauzeugen und Paten gegenseitig aushalfen[78].

Johann Martin Schönwetter wurde im Jahre 1701 zum kurpfälzischen Hofkammerrat ernannt[79]. Er übersiedelte mit seiner Familie nach Heidelberg, wo er im Januar 1718 starb[80]. Er hatte vier Kinder, darunter einen Sohn die »Mercuratam Librariam erlernen lassen«[81]. Nach Johann Martins Tod führte seine Witwe von Heidelberg aus das Geschäft noch weiter. Sie hoffte wohl, daß der Sohn die alte Frankfurter Handlung wieder übernehmen könne, die sie stolz, wenn auch nicht zutreffend als den »ältigste(n) Buchhandell in Franckfurth« bezeichnete, der »nahe bey die 200 Jahr« existiere[82]. Ihre Hoffnungen erfüllten sich jedoch nicht. Ihre Kinder verkauften die Frankfurter Handlung am 3. 12. 1726 an den Wiener Buchhändler Georg Lehmann[83].

Auch der Sohn Johann Baptist des gleichnamigen ältesten Sohnes von Johann Gottfried Schönwetter hatte Frankfurt um 1700 verlassen, um nach Wien zu gehen, wo er als Hof- und Universitätsbuchdrucker zu Ehren kam. Er starb in Wien am 7. 4. 1741[84].

Mit dem Zuzug Johann Theobalds in Frankfurt 1598 seßhaft geworden, hatte die Familie Schönwetter zur Zeit von dessen Sohn Johann Gottfried dort ihre glänzendste Zeit. In seinen Söhnen Johann Baptist I und Johann Martin verzweigte sich der Mannesstamm und bildete zwei Äste. Johann Baptist I starb früh, sein Sohn Johann Baptist II wanderte nach Wien aus. Johann Martin ging nach Heidelberg, und auch seine Nachkommen wurden nicht mehr in Frankfurt seßhaft.

---

[73] HHStA. Wien Den. ant. 808

[74] HHStA. Wien Impr.

[75] StA. Ffm Prokl. B. 99. 1677, Fol. 29

[76] HHStA. Wien Den. ant. 808. Ihr erstes(?) Kind Philipp Franz wurde am 30. 6. 1681 geboren. Mz. Geb. Reg. St. Emeran

[77] HHStA. Wien Den. ant. 808

[78] Ffm Dom Taufreg. 20. 6. 1654; 24. 7. 1654; 26. 5. 1677; 25. 7. 1684; Heir. Reg. 10. 1. 1673

[79] LA. Karlsruhe 77/8555

[80] StPfr. A. Heidelberg, Sterbereg. 28. 1. 1718

[81] HHStA. Wien Impr.

[82] ebd.

[83] ebd.

[84] Vergl. Castle S 71 ff

II

DAS VERLAGSUNTERNEHMEN UNTER JOHANN THEOBALD SCHÖNWETTERS LEITUNG

1. Die Anfänge.

Am 12. Januar 1598 wurde Johann Theobald Schönwetter vom Rat der Stadt Frankfurt das Bürgerrecht gewährt (siehe oben Seite 39).

Um diese Zeit tritt er als selbständiger Verleger in Erscheinung.

Allerdings reichen unsichtbare Spuren der verlegerischen Tätigkeit Johann Theobalds noch weiter zurück. Höchstwahrscheinlich gab seine eheliche Verbindung mit der Tochter des Druckers Johann Spieß den Ausschlag, daß Schönwetter sich dem Buchhandel zuwandte; vorher läßt sich jedenfalls kein Anhaltspunkt für eine solche Absicht finden. Somit wäre das Jahr seiner Eheschließung (1596) für seine berufliche Entscheidung maßgebend.

Im Messkatalog 1598 finden sich erstmals Verlagsankündigungen unter Johann Theobald Schönwetters Namen, und im selben Jahr erschienen seine ersten Verlagswerke auf der Frankfurter Messe[85]. Daß ein Zwischenraum von zwei Jahren zwischen dem mutmaßlichen Beginn seiner verlegerischen Tätigkeit und dem Erscheinen seiner ersten Verlagswerke liegt, läßt sich leicht erklären: die Herausgabe eines mehrere hundert Seiten starken Folianten erforderte sorgfältige Vorbereitungen, und zwischen dem Entschluß, ein Werk zu veröffentlichen, und seinem endlichen Erscheinen lag ein weiter Weg. Auch in späteren Jahren verstrichen von der ersten Ankündigung eines Werkes im Messkatalog durch Schönwetter bis zu seinem tatsächlichen Erscheinen meist ein bis zwei Jahre. In den Jahren 1596-1598 hat Theobald Schönwetter sich zweifellos mit der Planung und Herstellung seiner ersten Verlagswerke beschäftigt.

Es erhebt sich die Frage, ob Schönwetter von vornherein ausschließlich als Verleger oder etwa auch als Drucker tätig gewesen ist. In den Impressa und Dedikationen seiner Werke spricht er in den ersten Jahren seines Unternehmens wiederholt von einer eigenen Offizin und von eigenen Typen. In der Widmung an Erzbischof Wolfgang von Dalberg, die den Decisiones ... et Causarum Rotae Lucensis von Josephus Ludovicus und Hieronymus Magonus (1598; Anh. Nr. 2) vorangestellt ist, heißt es: »Decisiones Reipub. Lucensis certum erat in lucem dare *meis typis*, & sumptu ...«, und ferner bittet er darin den Erzbischof: »... accipiet, inquam, sub umbra nominis & auxilii sui Reverendissima & Illustrissima C. T. *primam typorum meorum prolem* ...« In den Quaestiones von Fuscus und der Centuria von Gomez, 1600 in einem Band erschienen (Anh. Nr. 13), sagt Schönwetter in der Vorrede an den Leser: »Accipies igitur candido animo, quae tibi ex *nostra typographia* offerentur ...« Auch von der »officina Joannis Theobaldi Schönwetteri« oder der »officina Schönwetteriana« ist im Impressum der Medicina practica des Mercurialis von 1601 und 1602 (Anh. Nr. 21 und 25) bezw. den Annales sacri des Spondanus von 1614 (Anh. Nr. 78) die Rede, und in der Widmung des letzteren Werkes an Kurfürst Johann Schweikard sagt er wiederum, es sei »*typis* et

---

[85] Siehe die im Anhang beigefügte Bibliographie

sumptibus meis« entstanden. In der Dedikation der Hackelmannschen Disputationes (1602; Anh. Nr. 23) spricht Schönwetter von »proelo meo«, in der Widmung der Praecepta Genethiaca des Pezelius (1607; Anh. Nr. 47) an den Dechanten von St. Bartholomä und St. Leonhard in Frankfurt, Georg v. Erstenberg, von »officina mea«.

Diese Angaben könnten zu dem Schluß verleiten, Schönwetter habe eine eigene Druckerei betrieben. Trotzdem müssen wir sie in Frage stellen.

In fast allen Urkunden wird Schönwetter als »Buchführer« oder »Buchhändler«, nur in einem Falle aber als Drucker bezeichnet; im Ratsprotokoll vom 8. 5. 1599 wird er als »Buchtrucker alhier« erwähnt im Zusammenhang mit einer Beschwerde des Administrators von Sachsen über den Druck der Consultationes Saxonicae. Das in Frage kommende Werk hat aber nicht Schönwetter gedruckt, sondern Spiess. Wahrscheinlich beruht die Bezeichnung »Buchdrucker« in diesem Fall auf einer Unkorrektheit; denn ein solches Prädikat hätte Schönwetter sich nach den Bestimmungen der Frankfurter Druckerordnung[86] auch nicht offiziell zulegen können. Die Eröffnung einer Druckerei hätte er beim Rat beantragen müssen; einen solchen Antrag hat Schönwetter aber nie gestellt[87]. *Wenn* er wirklich selbst gedruckt haben sollte, dann könnte es nur in einer gewissen Abhängigkeit von Spiess geschehen sein. Es wäre denkbar, daß Spiess vielleicht seinem Schwiegersohn in seiner Offizin eine Presse und einen Typensatz überließ, womit er möglicherweise auf eigene Rechnung schalten und walten konnte. Auch die beiden andern Spiesschen Schwiegersöhne, Megiser und Magister Georg Beatus, und sein Sohn Martin waren ja zeitweise Mitarbeiter der blühenden Druckerwerkstatt. Aber auch dann, wenn Schönwetter zusammen mit Spiess oder für Spiess gedruckt haben sollte, könnte es sich nur um einige wenige Fälle handeln; denn die Schönwetterschen Verlagswerke tragen, soweit sie mir bekannt geworden sind, gerade in den ersten Jahren mit nur vier Ausnahmen den Vermerk eines anderen Druckers. Auffallenderweise ist das sogar bei vier der obengenannten fünf Werke der Fall, in deren Widmung Schönwetter den Druck für sich in Anspruch nimmt: im Impressum werden sie als Drucke der Frankfurter Offizinen Sauer (Ludovicus/Magonus u. Hackelmann), Becker (Fuscus/Gomez) oder Richter (Pezelius) bezeichnet. Eine ähnliche Unstimmigkeit tritt in einer Ankündigung im Herbstmesskatalog 1599 auf: die Practica civilis des Johann Emmerich v. Rosbach (Anh. Nr. 8) wird angezeigt als »apud Latomum *in officina* Schonwett.« Hierbei kann Schönwetter nur als Verleger mitgewirkt haben, während Latomus den Druck ausführte. So weist es auch das Werk selbst in seinem Impressum aus, in dem es heißt »Excudebat Sigismundus Latomus«, während Schönwetter gar nicht erwähnt ist.

Diese auffallenden Widersprüche und ferner die Tatsache, daß der Frankfurter Rat der Eröffnung oder Übernahme einer eigenen Druckerei seine ausdrückliche Genehmigung hätte erteilen müssen, lassen erhebliche Zweifel an der Glaubwürdigkeit von Schönwetters Vermerken über eigene Typen aufkommen. Wahrscheinlicher ist, daß es sich dabei um eine Art von Großsprecherei handelt, die nicht auf Tatsachen beruht. In den Widmungen, die damals die Autoren, Drucker oder Verleger ihren Werken vorauszuschicken pflegten, geschah es nicht gerade selten, daß aus Prahlerei oder Lobrednerei die Wahrheit entstellt wurde.

Seine Tätigkeit als Verleger begann Schönwetter mit großem Unternehmungsgeist. In den ersten fünf Jahren bis 1602 kündigte er laut Schwetschke[88] in den Frankfurter Messkatalogen insgesamt nicht weniger als 63 Verlagswerke an. Ein großer Teil davon wird indessen überhaupt nicht erschienen sein, ein anderer Teil erst in den folgenden Jahren, und mehrfach handelt es sich um wiederholte Ankündigungen ein und desselben Werkes; andererseits sind jedoch auch nicht alle erschienenen Werke im Messkatalog angezeigt. Jedenfalls muß man dieser Zahl mit Vorsicht begegnen. In dem betreffenden Zeitraum konnte ich 27 Schönwettersche Verlagswerke nachweisen.

Wie groß nun auch die wirkliche Zahl seiner Veröffentlichungen gewesen sein mag, so scheint das Geschäft sich jedenfalls vielversprechend angelassen zu haben; denn bereits im Jahre 1601 kaufte Schönwetter von Philipp Fleischbein ein Haus in Eschersheim für 1950 Gulden, wovon er allerdings 700 Gulden schuldig blieb[89]. Diese 700 Gulden blieben aber keineswegs seine einzigen Schulden, im Gegenteil ging er in kurzer Zeit bei Christen und Juden so hohe Verpflichtungen ein, daß er in eine höchst gefährliche geschäftliche Situation, ja an den Rand des völligen Ruins geriet.

2. Druck und Verbot der »Consultationes Saxonicae.«

Unter den ersten Verlagswerken, die Theobald Schönwetter herausbrachte, erregte eines erhebliches Aufsehen, nämlich die »Illustres aureae Quaestionum variarum apud juris utriusque interpretes controversarum Decisiones et Discussiones« etc. (Anh. Nr. 9)[90]. Während seine Ankündigung im Herbstmesskatalog 1598 unbeachtet blieb, rief sein Erscheinen auf der Fastenmesse 1599 sofort große Erregung bei der Juristenfakultät in Leipzig und am kursächsischen Hof hervor. Es handelte sich nämlich um eine Veröffentlichung der Vorberatungen und Gutachten der Rechtsgelehrten über das Gesetzgebungswerk des Kurfürsten August von Sachsen, das einen Teil der sog. »Constitutiones electorales« vom Jahre 1572 bildet, welche als »Consultationes Saxonicae«, um mehrere Teile erweitert, in der sächsischen Rechtsgeschichte einige Bedeutung erlangten. Die Gutachten

[86] vom 12. 3. 1588. Darin hatte der Rat neben anderen Verordnungen, die die Buchdruckergesellschaft betrafen, festgelegt, daß nicht mehr als 8 Druckereien in Frankfurt zugelassen werden sollten.

[87] Jedenfalls enthalten weder Ratsprotokolle noch Bürgermeisterbücher, die aus dieser Zeit vollständig im Frankfurter Stadtarchiv vorliegen, einen derartigen Vermerk. Ein entsprechendes Gesuch hätte im übrigen sofort den heftigen Widerspruch sämtlicher Frankfurter Drukker heraufbeschworen, die aus Konkurrenzangst nachdrücklich darauf bestanden, daß die Zahl von 8 Druckereien, die die Druckerordnung vorsah, nicht überschritten wurde.

[88] Codex nundinarius

[89] StA. Ffm Reichskammerger. D 730

[90] Vergl. H. Schletter, Das Verbot der »Consultationes Saxonicae«. Aktenstücke eines Presseprocesses aus dem Jahre 1599. In: Bericht vom Jahre 1848 an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft etc. in Leipzig. Hsg. v. Karl Aug. Espe. Lpz. 1848. Schletter veröffentlicht den Wortlaut der in der Leipziger UB. erhaltenen Akten.

fußten auf einer Reihe von geheimen Verordnungen, die den Professoren nur zu diesem Zweck vertraulich mitgeteilt worden waren. Durch die Veröffentlichung wurden nicht nur die Geheimbestimmungen bekannt, sondern auch die oft sehr weit von einander abweichenden Meinungen der Gelehrten darüber, was bei diesen wie auch bei dem kursächsischen Administrator, Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen, großes Mißfallen erregte.

Unmittelbar nach dem Erscheinen des Werkes, am 18. April 1599, richteten daher die Juristenfakultät und der Schöppenstuhl zu Leipzig ein Schreiben an den Herzog, worin sie ihn darauf aufmerksam machten, daß »diesen Franckforder Marcktt von einem Buchführer vnd Burger zue Franckforth, Theobaldus Schönwetter genant, ein Buch, des Titul »Aureae et solemnes Decisiones« genendt, in Truck verfertiget, Darinnen nicht allein die Consultationes vnd Bedencken der Lipsensium vnd Witebergensium über die Churf. S. Constitutiones, sondern auch Quaestiones in Ehesachen, so sie in Schrifften zusammengetragen vnd vertraulich gehalten, dessgleichen Resolutiones vnd Decisiones quaestionum der alten Schöppen alhier, mit Benennung der Parteyen vnd Votis der Doctorn begriffen, So wohl die geschriebenen sonderlichen Constitutiones, welche Churf. Augustus hochlöbl. christmild. Gedechnis den Faculteten vnd Schöppenstuelen insonderheitt vertrawlichen überschickt vnd aus hochwichtigen Ursachen heimlich gehalten haben wollen, vnd dann ebenso andern Resolutiones, über welche sich die Lipenses vnd Wittenbergensses zu Meissen Ao. 72 verglichen, von der Landschafftt aber wiedersprochen worden, mit eingemischt sein.«

Die Schreiber baten den Herzog zu veranlassen, daß der Frankfurter Rat Schönwetter die weitere Verbreitung des Buches untersage, von ihm die Einziehung der schon verkauften Exemplare verlange und die namentliche Nennung der Person, die ihm das »Verum authenticum« zum Druck verschafft habe, ferner solle der Rat Schönwetter mit einer namhaften Geldstrafe belegen und daran verhindern, die angekündigten Fortsetzungen des Werkes zu drucken.

Am 24. April 1599 wandte sich der Herzog mit einem entsprechenden Ersuchen an den Rat der Stadt Frankfurt, der wiederum von Schönwetter einen schriftlichen Bericht anforderte, worin er sich zur Sache äußern solle.

Schönwetter hielt sein Verhalten für einwandfrei. Hatte er doch für das Werk ein kaiserliches Privileg erhalten und es dann sogar unbedenklich mit einer Widmung an Herzog Friedrich Wilhelm versehen. In einem längeren Schreiben an den Rat führte er aus, daß die Decisionen ihm »von vielen ansehnlich Jure Consultis, sowohll teutscher als anderer Nation, vnd damit man dieselbige . . . ordentlich haben möge, auch seithero von vielen desideriret vnd begehrett, zu drucken gerathen«. Er habe dagegen keine Bedenken gehabt, zumal die Decisionen bereits vorher von Jakob Thoming und Daniel Moller veröffentlicht worden seien, und besonders, da ihm die kaiserlichen Räte und Verordneten den Druck genehmigt und ein kaiserliches Privileg erwirkt hätten. Ohnehin seien die Decisionen unter Studenten und Rechtsgelehrten im Umlauf. Es sei auch nichts darin enthalten, was verheimlicht werden müsse; sollte sich Kursachsen aber in irgend einer Weise benachteiligt fühlen, so sei er bereit, entsprechende Teile des Werkes wegfallen zu lassen. Etliche vornehme Herren Doktores und fürstliche Räte hätten ihm die Zusicherung gegeben, bei dem Herrn Administrator, den Regierungsräten und Schöppenstühlen einen Consens für das Werk zu erwirken, hätten es aber im Drange hochwichtiger Reichsgeschäfte bisher versäumt. Zudem sei ihm, Schönwetter, nach der Vorankündigung im Messkatalog, die ja auch den kursächsischen Räten bekanntgeworden sein müsse, der Druck nicht untersagt worden. Endlich würden auch höhere und wichtigere Sachen, die das ganze Heilige Römische Reich beträfen und vor dem kaiserlichen Kammergericht beratschlagt würden, publiziert und zum Druck freigegeben. Er habe das Exemplar der Decisionen von dem Herrn Anthonius Columbinus, beider Rechte Doktor und Advokat zu Speyer, für einen teuren Preis gekauft und für den Druck bisher schon über 2000 Gulden aufgewandt und bitte, daß man ihm »gemeinem Nutzen zum besten . . . und damit ich mich beneben andern inn diesen teuren gefehrlichen Zeiten mit Gott vnd Ehren durchbringen vnd ernehren möchte« die weitere Verbreitung gestatte.

Der Rat mochte insgeheim auf Seiten Schönwetters stehen, wollte sich aber wahrscheinlich die Gunst Friedrich Wilhelms nicht verscherzen. Man teilte am 11. Mai dem Herzog mit, die noch bei Schönwetter vorgefundenen Exemplare seien in Verwahr genommen, und Schönwetter selbst sei durch Handgelübde verpflichtet worden, keine weiteren Exemplare zu veräußern und die schon verkauften möglichst wieder herbeizuschaffen. Die gebührende Bestrafung behielt der Rat sich vor. Er betonte ausdrücklich, daß der Druck vorher Schönwetters Schwiegervater Johann Spiess abgeschlagen worden sei. Ob dies den Tatsachen entspricht, sei dahingestellt; denn dann hätte der Rat es wohl nicht stillschweigend hingenommen, daß Spiess das Werk dann doch druckte[91]. Wahrscheinlicher ist, daß der Rat sich vor dem Herzog von dem Vorwurf reinigen wollte, den Druck geduldet und dadurch nicht in Friedrich Wilhelms Interesse gehandelt zu haben.

Die Beschlagnahme der Decisionen führte der Rat gar nicht oder zumindest nur für kurze Zeit durch. Man bestand auch nicht streng darauf, daß Schönwetter das Handgelübde erfüllte. Auf den Ostermessen 1604 und 1605 war das Werk eines der meistverlangten Bücher. Er hatte es sogar um einen zweiten und dritten Band vermehrt. Den zweiten Teil ließ er vorsichtshalber in Mainz und Oberursel drucken, während der dritte 1606 wieder in Frankfurt erscheinen konnte[92].

Auch in Sachsen konnte man die Beschlagnahme des Werkes angesichts des kaiserlichen Privilegs nicht aufrechterhalten, und nur das Vertriebsverbot blieb bestehen. In Leipzig hatte nämlich die Angelegenheit noch ein kurzes Nachspiel[93].

Die Leipziger Verlagshändler Henning und Friedrich Gross hatten in Frankfurt 1599 fünf bezw. drei Exemplare des um-

[91] Im Impressum ist angegeben, daß es »ex Officina Johannis Spiessy« stammte, »Sumptibus Johannis Theobaldi Schönvvetteri«.

[92] Vergl. Dietz, Handelsgesch. III S 85

[93] Kirchhoff, Die kurf. sächs. Bücher-Commission zu Leipzig S. 158f Anm. 30

strittenen Werkes gekauft. Außerdem hatte Schönwetter dem Henning Gross den Transport von 20 Exemplaren anvertraut, die für Barthel Voigt in Leipzig bestimmt waren. Sämtliche 28 Exemplare wurden in Leipzig konfisziert. Daraufhin wandten sich Henning Gross und dessen Sohn Friedrich am 25. August 1599 an den Administrator mit der Bitte, er möge veranlassen, daß die gekauften und anvertrauten Bücher ihnen wieder ausgehändigt würden; sie beriefen sich darauf, daß das Buch auf der Frankfurter Messe »ins gantze Römische Reich offendtlich ist verhandelt worden«, und daß Schönwetter, wie auf dem Titelblatt eigens vermerkt, ein kaiserliches Privileg darüber erhalten habe. Sie hätten daher auch nicht erwarten können, daß in Sachsen gegen das Werk ein Verbot erlassen würde. Nun wolle Barthel Voigt die für ihn bestimmten 20 Exemplare nicht annehmen. Um ihren Kontrakt mit Schönwetter einhalten zu können, müßten sie die Bücher entweder bezahlen oder nach Frankfurt zurückschicken.

Trotz der einmal ausgesprochenen Beschlagnahme erteilten daraufhin die kurfürstlichen Räte dem Rat zu Leipzig unterm 1. September 1599 den Befehl, die Bücher freizugeben und den Antragstellern wieder auszuhändigen.

So verlief der Streit um die Consultationes Saxonicae praktisch im Sande.

In seinem Rechtfertigungsschreiben an den Frankfurter Rat hatte Schönwetter behauptet, er habe die Decisionen von dem Speyrer Advokaten Dr. Columbinus erhalten. Damit gab er nicht die ganze Wahrheit wieder. Wahrscheinlich wollte er denjenigen nicht bloßstellen, von dem er sie tatsächlich bekommen hatte, vielleicht war dieser auch nur der Vermittler zwischen Schönwetter und Columbinus. Tatsache ist jedenfalls, daß Schönwetter die Consultationes von dem Doktor juris Anthoni Deublinger käuflich erwarb und mit diesem einen Kontrakt wegen ihrer Überlassung zum Druck geschlossen hatte[94]. Dies war die erste geschäftliche Berührung mit einem Manne, der Schönwetter im weiteren Verlauf ihrer Geschäftsbeziehungen bald darauf ins Gefängnis brachte.

3. Geschäftslage 1602 – 1606

Am 28. März 1604 verklagte Dr. Anton Deublinger[95] Johann Theobald Schönwetter beim Frankfurter Schöffenrat, weil er der Versicherungen und Pfänder nicht habhaft werden könne, die Schönwetter ihm verschrieb, nachdem er, Deublinger, über 11 000 Gulden für ihn ausgelegt habe. Er bat, Schönwetter »in Verhafftung zu neemen«, bis er sich mit ihm ehrlich und aufrichtig auseinandergesetzt habe, da er befürchte, daß »er, Schönwetter, flüchtig Fuss setze, vnnd mich in solchen höchsten Beschwerniss vnnd Schuldenlast stecken lasse«[96].

Diesem Schritte Dr. Deublingers ging eine längere Vorgeschichte voraus. Schönwetter hatte am 13. September 1602 den Buchhandel des Konrad Meul zu Frankfurt gekauft und darüber mit ihm folgenden Vertrag geschlossen:

»Johann Theobaldt Schönwetter hat Conradt Meulen seinen Buchhandel, wie er anietzo ist, oder inskunfftig werden vnd erfunden wird, vmb 3000 f (Gulden) für 300 Ballen abgekaufft. Papier versetzt, zu bezalen die Helfft in der Ostermess Anno 1603. vnd die ander Helfft in der darauf volgenden Herbstmess, ohn Pension. Dieser Zusatz ist durch Conradt Meuln, als wol bezaltt, cassirt worden. 6. Oct. Anno 1603.«

Den gesamten Kaufpreis für den Meulschen Handel konnte Schönwetter jedoch nicht selbst aufbringen; zu den jeweiligen Terminen war er nicht imstande, die vereinbarten Teilzahlungen zu leisten. Er befriedigte Meul daher vorerst, indem er ihm eine Bürgschaft seiner Mutter über 3000 Gulden verschaffte und ihm den halben Handel wieder verpfändete. Er war inzwischen auch Verpflichtungen gegenüber mehreren Juden eingegangen, denen er ebenfalls nicht nachkommen konnte. Darum wandte er sich an Dr. Deublinger, dem er bereits 1006 Gulden schuldete (teils noch von der Überlassung der Consultationes Saxonicae herrührend), mit der Bitte, ihm in seiner mißlichen Lage auszuhelfen. Deublinger ging auf seine Bitte ein, verlangte aber Sicherheiten, und so gingen die beiden am 14. August 1603 einen Vertrag ein, in dem sich Deublinger verpflichtete, folgende Schulden Schönwetters zu übernehmen und zu bezahlen:

an Konrad Meul	2600 Gulden	(Über die Zahlungstermine sollte ein besonderer Vertrag geschlossen werden)
an Philipp Fleischbein	700 Gulden,	davon 400 zu der bevorstehenden Herbstmesse, die übrigen 300 zur Fastenmesse 1604
an Mosche Juden den Lautenschläger	1528 Gulden	
an Isaak Juden zum Krebs	600 Gulden	
an Hirtz Juden zur Sonne	136 Gulden	
an Hieronymus v. Holzhausen	200 Gulden	(die er bei einem Juden aufgenommen hatte)
an Hayum Juden z. halben Mond	173 Gulden	
an verschiedene ungenannte Personen	39 Gulden 6 Batzen	
	5976 Gulden 6 Batzen	
dazu kam noch der Betrag, den Schönwetter Deublinger selbst schuldete:	1006 Gulden 11 Batzen	
	6982 Gulden 17 Batzen	

Schönwetter verpflichtete sich, diesen Betrag jeweils zu den folgenden Messen samt Zinsen ratenweise zurückzuzahlen. Er lieferte Dr. Deublinger als Sicherheit die Bürgschaft seiner Mutter über 3000 Gulden aus, die ursprünglich Meul von Schönwetter erhalten hatte. Seine Mutter sollte zwei weitere Bürgschaften übernehmen, und zwar eine über 1500 Gulden gegenüber Dr. Deublinger und eine für 600 Gulden gegenüber Isaak zum Krebs. Zudem verpfändete Schönwetter dem Dr. Deublinger seinen »gantzen Buchhandel in specie, dann auch, wo

---

[94] StA. Ffm Reichskammerger. D 730

[95] Deublinger, Anthonius, der Rechten Doctor, filius civis juravit den Burger Eydt Sabbati den 28. July Ao. y. 1599. (StA. Ffm Bürgerb. 7 Fol. 207)

[96] Die Ausführungen dieses Abschnittes gehen sämtlich, soweit nicht anders angegeben, auf die im Frankfurter Stadtarchiv aufbewahrten Reichskammergerichtsprozeßakten D 730 zurück

derselbe nicht genugsam, in genere alle vnd jede . . . andere Haab vnd Gueter, liegende vnd fahrende, bewegliche vnd unbewegliche, gegenwertige vnd zukünfftige, nichts zumal daruon aussgenommen«.

Nach diesem Vertrag war Schönwetter nun nicht mehr Herr in seinem Haus und Geschäft. Das hinderte ihn aber nicht, ohne Wissen Deublingers drei Wochen später, am 7. September 1603, einen weiteren Vertrag mit Johann Sartor[97] einzugehen und diesem den vierten Teil seines Handels zu verkaufen. Sartor erhielt

75 Ballen Bücher »was altern Truck ist«, den Ballen zu 14 fl = 1050 fl
44 Ballen »was neuer Truck ist«, den Ballen zu 22 fl = 968 fl
Summa: 2018 fl

Dafür übernahm Sartor 5264 Gulden Schönwetterscher Schulden bei Hayum zum halben Mond und Hengen zum roten Schild, die Schönwetter dem Dr. Deublinger verheimlicht hatte. Ferner übernahm Sartor einen Betrag, dessen Gesamthöhe nicht genannt wird, den Schönwetter laut einem besonderen Kontrakt Meul noch schuldig war, davon Sartor zur bevorstehenden Herbstmesse vorab 400 Gulden an Meul zu zahlen hatte. Sartor wurde ein zweiter Schlüssel zum Laden zugesprochen. Er sollte alles, was während der Messe an alten Schulden eingenommen würde, allabendlich an Schönwetter abliefern, bis auf die 400 Gulden, die Meul zu fordern hatte. Von den Bargeldeinnahmen sollte Sartor ein Viertel, Schönwetter ein Drittel erhalten. Alle Unkosten für Papier und Druckerlohn hatte Schönwetter für die bevorstehende Messe allein zu tragen.

Sein unkorrektes Verhalten suchte Schönwetter Deublinger gegenüber zu verschleiern, indem er behauptete, er habe Sartor nur zum Faktor bestellt, und die von Sartor übernommenen Schulden rührten nicht von ihm selbst her, sondern von Meul. Meul hingegen eröffnete dem Doktor nun, daß er als Teilhaber Schönwetters weitere Geschäftsschulden habe, die sich zusammen mit Sartors Forderung auf 6600 Gulden beliefen.

Wohl oder übel übernahm Deublinger auch diese 6600 Gulden zu seinen Lasten und schloß darüber am 1. November 1603 einen Vertrag mit Sartor und Meul, worin beide von ihrem halben Anteil an Schönwetters Handel abstanden, Sartor gegen eine Abfindung von 140 Gulden, die Deublinger und Schönwetter je zur Hälfte zu tragen hatten. Meul nahm aus dem Abstand ausdrücklich zwei Beträge aus, die ihm Deublinger laut besonderer Obligation schuldig sei, nämlich 2600 Gulden (die noch aus dem ersten Vertrag zwischen Schönwetter und Deublinger stammten; damals hatte Meul seinen Anteil an dem Handel nur so hoch beziffert) und weitere 495 Gulden (dies ist möglicherweise die Summe, die Schönwetter »laut einem besonderen Kontrakt« Meul schuldig war und die Sartor in dem zwischen ihm und Schönwetter ausgehandelten Vertrag übernommen hatte). Einen weiteren Schuldbetrag von 400 Gulden, die von den beiden letzten Messen stammten, übernahm Deublinger ebenfalls von Meul, wofür Meul und Sartor ihm Bücher verpfändeten. Nach ihren Angaben handelte es sich um 450 Ballen, die je 30 Gulden wert sein sollten und Deublinger je Ballen zu 24 Gulden angerechnet wurden.

Es liegt auf der Hand, daß Schönwetter sich ganz unreeller Machenschaften bediente, um sich seiner Schulden zu entledigen, und daß Meul sich an diesen Manipulationen beteiligte. Die Abzahlungen, zu denen Schönwetter sich Dr. Deublinger gegenüber verpflichtet hatte, hielt er nur zum kleinsten Teile ein. Zur Herbstmesse 1603 waren fällig gewesen:

400 Gulden (von den 700, die er Fleischbein schuldete) und
1100 Gulden als Rate auf die bei den Juden eingegangenen Schulden,

und zur Fastenmesse 1604 wurden fällig:

300 Gulden (Fleischbeins Restforderung) und
1100 Gulden weitere Abschlagszahlung für die jüdischen Forderungen.

Sämtliche Beträge waren samt Zinsen an Dr. Deublinger zu entrichten. Dazu sah sich nun Schönwetter nicht in der Lage und schloß mit ihm am 10. Januar 1604 einen weiteren Vertrag, nach dem Deublinger statt einer Barzahlung das Haus in Eschersheim übergeben wurde, unter Anrechnung der von Schönwetter an Fleischbein gezahlten 1150 Gulden. Es wurde abgemacht, daß Schönwetter der Wiederkauf des Hauses gestattet sein solle, falls er zur Fastenmesse 1604 den gesamten bis dahin fällig gewordenen Betrag an Deublinger bezahlen würde.

In dem sich nach Deublingers Klage gegen Schönwetter im März 1604 entwickelnden Prozeß tritt nun noch deutlicher hervor, wie unbedenklich Schönwetter in der Wahl seiner Mittel war und daß er selbst vor Betrügereien nicht zurückschreckte.

Deublinger brachte folgendes gegen Schönwetter vor:

Durch Schönwetters und Meuls gemeinsamen Betrug habe er, Deublinger, sich übermäßig mit Schulden belastet. Dazu habe Schönwetter ihn mit falschen Vorspiegelungen verleitet, und zwar habe er vor der Verpfändung seinen Handel »allso hochgerümpt, daß er sich bey Teufelhohlen vermessen, er were zwantzig tausend Gulden werth, mit dissen formalibus: ‚das Händelge, das Händelge ist zwantzig taussend Gulden werth, oder hohl mich – – Und wann ich nicht den Würtzhandell hette, wolt ich denselbigen selbsten behaltten'«. (Daß Schönwetter wirklich einen Gewürzhandel neben dem Buchhandel betrieben hätte, ist nirgends nachzuweisen. Wohl handelte Meul auch mit Gewürzen, jedoch ist kein Anzeichen dafür vorhanden, daß Schönwetter sich daran beteiligt hätte. Auch hier scheint es sich um eine Vorspiegelung zu handeln, mit der er den wahren Grund der Verschreibung verbergen wollte.)

Außer Meuls Ansprüchen habe Schönwetter ihm, Deublinger, die sonstigen Schulden verschwiegen, mit denen der Handel belastet war. Z. B. seien von den von Meul an ihn verpfändeten angeblichen 450 Ballen Büchern nur ungefähr 300 Ballen wirklich vorhanden, die übrigen seien schon von Buchdruckern einbehalten oder an Juden verpfändet gewesen, und diese habe er erst mit über 1000 Gulden einlösen müssen. Außer den Beträgen, die Meul und Sartor noch nachträglich forderten,

[97] Sartor, Johann, filius civis, juravit 28. Marty 1595 (StA. Ffm Bürgerb. 7 Fol. 139). Zunächst »Schreiber«, später zum Buchhandel übergegangen, verlegte auch selbst (1606: Felicius, Tractatus . . . De Communione seu Societate etc. Mainz St. B.)

habe auch Mosche Jud zum Schlüssel noch etliche Schuldverschreibungen in Händen gehabt, die von 1599 ab datierten und sich auf rund 1300 Gulden und 160 Königstaler[98] bezifferten.

Anlaß zu einem weiteren schweren Vorwurf gab Schönwetter seinem Gegner, als er das Haus in Eschersheim, das er diesem im Januar 1604 vertraglich übergeben hatte, im August gleichen Jahres an Dr. Johann Friedrich Faust von Aschaffenburg, einen Angehörigen des Geschlechtes der »Limburger«, verkaufte. Um diesen Schritt zu entschuldigen, erklärte Schönwetter etwas leichtfertig, er habe das Haus zwar dem Dr. Deublinger versetzt, aber nachdem dieser seinerseits die Verpflichtungen dieses Kontrakts und die der sonstigen Verträge nicht eingehalten habe, fühle auch er sich nicht mehr daran gebunden.

Überhaupt war Schönwetter um Entschuldigungen für sein unkorrektes Handeln nicht verlegen. Er suchte sich mit zum Teil recht fadenscheinigen Argumenten zu rechtfertigen, indem er erklärte, er habe Deublinger den Handel lediglich für seine eigenen Schulden versetzt, und was Deublinger gegen Meul und Sartor vorzubringen habe, gehe ihn nichts an. (Tatsächlich handelte es sich ja um Schulden der verschiedenen Teilhaber desselben Handels, den Schönwetter unter Verschweigung des größten Teils der schweren Belastung an Deublinger verpfändet hatte.) Die Schulden bei seinen jüdischen Gläubigern bestritt er plötzlich bis auf einen Betrag von 600 Gulden. Er behauptete, die Juden hätten seine Notlage ausgenutzt und ihm höhere Schuldbriefe abgefordert, als seinen tatsächlichen Schulden entspräche, sie hätten besondere finanzielle Zuwendungen von ihm verlangt und auch höheren Wucher genommen als erlaubt und dann den Wucher rechtswidrig zum Kapital geschlagen. Die Anwürfe Deublingers erwiderte er mit Beschuldigungen, Deublinger habe wohl die als Pfand übernommenen Bücher verkauft, aber die von ihm übernommenen Gläubiger nicht mit dem eingenommenen Geld bezahlt, sondern es für andere Zwecke verbraucht. (In Wirklichkeit kann Deublinger erstmals in der Fastenmesse 1604 überhaupt Einnahmen aus dem Handel erzielt haben, die natürlich nicht zur Befriedigung der Gläubiger ausreichten, zumal Schönwetter die Zahlungen, die er vertragsgemäß an Deublinger zu leisten hatte, schuldig geblieben war, wodurch natürlich Deublinger in eine sehr schwierige Situation geriet.) Wenn Deublinger ihm vorwerfe, der Handel sei höher belastet gewesen als angegeben, so spiele das überhaupt keine Rolle, denn er sei nicht verpflichtet gewesen, die genaue Höhe seiner Schulden vorher anzugeben. Außerdem habe Deublinger trotz allem noch ein gutes Geschäft dabei gemacht, denn während er insgesamt 11000 Gulden Schulden übernommen habe, sei der Handel, der ihm als Gegenwert übertragen sei, mehr wert. In der Bezifferung dieses Wertes war Schönwetter nicht allzu genau und gab ihn jeweils mit 13000, 14000 oder sogar mit 20000 Gulden an. Im übrigen handele Deublinger nur aus Böswilligkeit gegen ihn, um ihn in »gegenwertige stadt vnd landtkundige Difficultet vnd extremum malorum« zu bringen, und wenn die Schöffen ihm nicht Einhalt geböten, »werd der Handell vnndt wir (Schönwetter, Meul und Sartor) mit demselbigen in grundt vnnd boden verdorben«.

[98] 1 Königstaler = 1 fl 20 Kr.

Seit der Fastenmesse 1604 war Sartor im Einverständnis der streitenden Parteien als Faktor eingesetzt. Nach der Messe gab es neue Streitigkeiten darüber, wie die Einnahmen verteilt werden sollten. Da griff im September der Schöffenrat in die Auseinandersetzungen ein und setzte Schönwetter und Dr. Deublinger in Haft. Der Buchhandel wurde sequestriert. Zu Sequestratoren ernannte der Schöffenrat die Buchhändler Johann Sartor, Valentin Will und Christoph Bruder.

Bis zur Fastenmesse 1606 einschließlich wurde der Handel von den Genannten verwaltet. Über Einnahmen und Ausgaben führten sie Buch und übergaben dem Schöffenrat nach jeder Messe eine genaue Abrechnung und den Erlös, der dann unter den Gläubigern aufgeteilt wurde.

Wann man die beiden Inhaftierten wieder entließ, kann nicht genau festgestellt werden. Anscheinend wurde Deublinger nach einiger Zeit auf freien Fuß gesetzt, während Schönwetter erst Mitte des Jahres 1606 entlassen wurde. Selbst im Gefängnis gab er seinen Gläubigern noch Anlaß zur Klage darüber, daß er darin fröhlich lebe und sich zu ihrem Spott und Nachteil übermäßig auftischen lasse. Sie beantragten daher, daß man ihm nicht mehr zukommen lassen möge, als der Ordnung entspräche[99]. Im Panzerhaus, wo man Schönwetter in Haft hielt, benahm er sich dem Türmer gegenüber so ungebärdig, daß man ihn in den Katharinenturm, ein Verlies für Schwerverbrecher, überführte. Dorthin bestellten er und ein Mitgefangener heimlich einige Schlossergesellen, die die Tür aufbrechen sollten. Dies erfuhr und verhinderte der Schöffenrat jedoch rechtzeitig, während die Schlossergesellen aus Frankfurt entflohen[100]. Ein anderes Mal beschwerte sich Schönwetter darüber, daß man ihn auf Deublingers Betreiben nicht ausreichend mit Nahrung versorge, wogegen Deublinger zu Protokoll gab, er habe dem Häftling sein Wochengeld zu rechter Zeit zugesandt, der habe es aber jedesmal verweigert und durch den Türhüter zurückschicken lassen[101]. Offenbar hat Schönwetter sich also auch im Gefängnis nicht gut geführt.

Nach der Fastenmesse 1606 waren die Schulden des Schönwetterschen Handels zum größten Teil abgetragen. Über den Rest einigten sich die Parteien in einer Übereinkunft, die die endgültige Bereinigung festlegte. In allseitigem Einvernehmen wurde Schönwetter aus der Haft entlassen gegen eine von dem Verleger Jonas Rosa bereitgestellte Kaution[102]. So hatte der jahrelange Rechtsstreit zwischen Dr. Deublinger und Schönwetter endlich ein alle Teile befriedigendes Ende gefunden.

Wie aber ist es zu erklären, daß Schönwetter überhaupt in eine derartige, fast ausweglose Lage geraten war? Welche Gründe mögen dazu geführt haben, daß die Firma unter der hohen Schuldenlast beinahe zusammenbrach? Absatzschwierigkeiten kann es nicht in nennenswertem Maße gegeben haben, und die Einnahmen waren so hoch, daß die Sequestratoren im Verlauf von fünf Messen (Fastenmesse 1604 – Fastenmesse 1606) fast den ganzen Schuldbetrag abbezahlen und das Geschäft sanieren konnten. Die Schuld an der verworrenen Situation

[99] StA. Ffm Ratsprot. u. Bürgerm. B. 1. 11. 1604

[100] StA. Ffm Ratsprot. u. Bürgerm. B. 13., 18. u. 20. 12. 1604

[101] StA. Ffm Schöffenger.-Prot. 2. 2. 1605

[102] ebd. 19. 9. 1606

trifft zweifellos Schönwetter selbst. Wenn Deublinger mehrfach erklärte, Schönwetter habe »durch sein vbbiges, leichtfertiges Leben vnd Wessen, auch Costspilungen, Pracht vnndt Vbermuth, Fressen vnndt Saufen« den Ruin herbeigeführt, so wird das nicht ganz aus der Luft gegriffen sein. Der Prozeßverlauf läßt deutlich erkennen, daß Schönwetter ein Mann war, der unbedenklich auch unlautere Mittel und Wege wählte und Maß und Ziel oft nicht einzuhalten wußte.

4. Lieferanten und Kunden des J. Th. Schönwetter

Die nähere Beschäftigung mit dem Katalog der bei Schönwetter erschienenen Verlagswerke sowie mit einigen Abrechnungen, die in den Akten des Prozesses gegen Dr. Deublinger enthalten sind, gestattet einen Einblick in die engeren geschäftlichen Beziehungen des Schönwetterschen Verlagsunternehmens. Wenn diese Abrechnungen auch nur einen verhältnismäßig beschränkten Zeitraum umfassen – aus den späteren Jahren sind derartige Zeugnisse nicht erhalten – so geben sie doch als Ausschnitt aus dem größeren Ganzen einen Eindruck von dem geschäftlichen Leben in einer Firma, die zu ihrer Zeit mit zu den bedeutendsten Unternehmen des deutschen Buchhandels gehörte. Als Verleger trat Schönwetter mit einer grösseren Zahl anderer Unternehmer in Verbindung, besonders mit Druckern, Papierherstellern und -händlern und mit Buchbindern als seinen hauptsächlichen Lieferanten. Auf der anderen Seite stand er in regem Geschäftsverkehr mit Druckern und Buchhändlern, die seine Verlagserzeugnisse einhandelten. Sowohl unter seinen Lieferanten wie unter seinen Kunden taucht eine Reihe von Namen auf, die in der Geschichte des Buchdrucks und des Buchhandels bekannt geworden sind.

a) Lieferanten

Als Verleger hatte Schönwetter die gesamten Kosten, die bei der Herstellung eines Buches entstanden, zu tragen. Darunter fiel neben der Beschaffung eines korrekten Textes, der dem Druck zugrundegelegt werden konnte – also der mehr wissenschaftlichen Seite seiner Arbeit – an erster Stelle der Einkauf des Papiers, der Druck, vielfach Holzschnitte und Kupferstiche zur Illustration, und endlich das Binden. Meistens wurde jede Teilarbeit von einem anderen Meister ausgeführt. Über Schönwetters Bezugsquellen und über die Preise bzw. Löhne, die er zu zahlen hatte, gibt eine Abrechnung Meuls Aufschluß, worin er eine Summe spezifiziert, die er Schönwetter von Juni 1602 bis August 1603 geliehen hatte, mit einigen Nachträgen, die Meuls und Sartors Vereinbarungen mit Deublinger betreffen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß diese Aufstellung wohl nur einen Teil der Geschäftsunkosten wiedergibt und auch daher kein Gesamtbild ergeben kann, sondern nur einen Ausschnitt.

Danach bezog Schönwetter in der genannten Zeit das *Papier* aus verschiedenen Quellen. Als Lieferanten werden genannt »der Papierer von Frankenberg«, »der Reudlinger«, Jakob Fennerer von Speyer, Nikolaus Roth, Cornelli von Wesel, Hieronymus Braun, Nikolaus von Türckheims Erben in Straßburg, Jakob Delatter. Wie in der damaligen Zeit allgemein üblich, deckte Schönwetter seinen Papierbedarf demnach hauptsächlich beim Zwischenhandel. Bei dem »Papierer von Frankenberg« handelt es sich jedoch zweifellos um den Hersteller selbst, und zwar um den Meister Mathey, der von 1592 bis 1611 die städtische Papiermühle in Frankenberg in Hessen als Pächter betrieb[103]. Ob mit dem »Reudlinger« einer der Besitzer der vier zur fraglichen Zeit in Reutlingen unterhaltenen Papiermühlen[104] zu verstehen ist, oder ein aus Reutlingen stammender Zwischenhändler, ist fraglich. Der Papierhandel des Nikolaus von Türckheim und seiner Erben zu Straßburg spielte eine bedeutende Rolle auf dem Papiermarkt seiner Zeit[105]. Er nimmt der gelieferten Menge nach in Meuls Abrechnung die zweite Stelle ein. Den Hauptanteil des Papiers lieferte Nikolaus Roth, der in Frankfurt eine Druckerei betrieb. (Möglicherweise stand Schönwetter zu ihm in engeren freundschaftlichen Beziehungen; Roths Tochter Elisabeth verw. Tambach wurde, wie oben erwähnt, die erste Frau von Schönwetters Sohn Johann Gottfried). Hieronymus Braun von Nürnberg lebte als Beisasse in Frankfurt und war (wie wohl auch die übrigen Lieferanten) als einer der zahlreichen kaum zu identifizierenden Papierhändler von minderer Bedeutung tätig.

Die folgende Aufstellung gibt einen Überblick über die Beträge, die in der fraglichen Zeit an die genannten Lieferanten gezahlt wurden:

Nikolaus Roth	912 fl
Nikolaus v. Türckheims Erben	300 fl
Jakob Delatter	291 fl 1 B
Jakob Fennerer	220 fl
»der Reudlinger«	200 fl
»der Frankenberger«, (Mathey)	72 fl
Hieronymus Braun	67 fl 3 B
Cornelli v. Wesel	19 fl 3 B
ungenannte Lieferanten kleinerer Mengen zus.	137 fl 5 B 7 Alb.

Wann und zu welchen Büchern das Papier verbraucht wurde, ist bis auf eine Ausnahme nicht ersichtlich; denn es ist wahrscheinlich, daß es sich bei den Zahlungen zum Teil um rückständige Schulden handelt, daß also die Lieferung schon zu einem früheren Termin erfolgt war. Bei verschiedenen kleineren Posten ist vermerkt, daß das Papier »für den Platina« benutzt wurde, das ist die von Albin gedruckte, 1604 erschienene Päpstliche Chronica (Anh. Nr. 37).

Der Preis, den Schönwetter im allgemeinen für das Papier bezahlte, betrug je Ballen[106] 8 Gulden. Besondere Papiersorten für bestimmte Zwecke, z. B. für ein Titelblatt, bezog er meist nur riesweise. Je nach der Qualität kostete das Ries 12 Batzen (für die normale, meistgebrauchte Sorte), 13 Batzen (für Sachsenschild-Papier, zum Titel gebraucht), 19 Batzen (für Schreibpapier) oder 2 Gulden 7 Batzen (für Großpostpapier).

---

[103] Vergl. Friedr. v. Hössle, Alte Papiermühlen der hess. Länder. In: Der Papierfabrikant, Heft 23 Jg. XXVI/1928 S. 351ff

[104] ders., Württembergische Papiergeschichte. In: Wochenblatt für Papierfabrikation Nr. 49/1921, S. 4044 ff

[105] Lt. Pallmann (S. 46, 91f, 145) war er der Hauptlieferant Feyerabends und seiner Company und auch des Feyerabendschen Erben Carl Sigmund. U. a. belieferten die Erben Türckheims auch in größerem Umfang die Albin-Stroheckersche Druckerei in Mainz (Benzing-Presser S. 100 f, 107)

[106] 1 Ballen = 10 Ries = 200 Buch = 5000 Bogen

Einen größeren Umfang nehmen in der Abrechnung die *Druckerlöhne* ein. Darunter werden hauptsächlich die Namen Johann Sauer, Matthes Becker, Wolff Richter, Fabritius, Latomus, Melchior Hartmann und Johann Albin genannt. Die Beträge sind aufgeteilt in Druckerlohn und Kostgeld. Beide zusammen ergeben insgesamt die höchste Summe unter allen Teilbeträgen, die für die einzelnen Abschnitte der Buchherstellung aufgebracht werden mußten. Schönwetter zahlte nach der Abrechnung, mitunter in mehreren Teilbeträgen:

an Wolff Richter	770 fl
an Johann Sauer	332 fl
an Johann Albin von Mainz	234 fl
an Sigismund Latomus	214 fl
an Matthaeus Becker	168 fl
an Nikolaus Basses Witwe	65 fl
an Melchior Hartmann von Speyer	50 fl
an Peter Fabritius	45 fl

Zieht man zu dieser Aufstellung den Verlagskatalog hinzu, so ergeben sich einige Anhaltspunkte, immer allerdings unter dem Vorbehalt, daß beide Auskunftsquellen unvollständig sind.

In den ersten Jahren seiner Verlegertätigkeit arbeitete Schönwetter vorwiegend mit Matthaeus (oder Matthias) Becker zusammen, der, von Magdeburg eingewandert, seit 1573 Bürger in Frankfurt war. Um 1597 war er als Geselle bei Johann Sauer beschäftigt. Bald darauf muß er sich selbständig gemacht haben. Im Jahre 1599 druckte er in seiner Offizin die Hälfte der 8 im Anhang nachgewiesenen Schönwetterschen Verlagsartikel, in den folgenden Jahren je zwei, bis 1604 insgesamt 13. Nachdem er nach mehrjähriger Unterbrechung im Jahre 1610 noch einmal zwei Drucke ausführte, riß die Zusammenarbeit ab, denn Becker wurde wegen eines Ehebruchs aus Frankfurt ausgewiesen. Seine Frau führte das Geschäft weiter.

Neben Becker bevorzugte Schönwetter in den ersten Jahren auch Johann Sauer unter den Frankfurter Druckern. In der Meulschen Abrechnung nimmt er den ersten Platz ein. Seit 1591 mit der Tochter des Druckers Martin Lechler verheiratet, betrieb Sauer eine der größten Druckereien Frankfurts. Im Jahre 1599 stellte er allein 4 Drucke für Schönwetter her. Nach dem Deublingerschen Prozeß tritt der Name Sauer nicht mehr in Erscheinung. 1608 ging seine Druckerei in Konkurs und wurde versteigert. Zwischen ihm und Schönwetter war das Verhältnis schon vorher getrübt gewesen; es spielte sich eine gerichtliche Auseinandersetzung ab, deren Ursache jedoch nicht mehr erkennbar ist[107]. 1612 eröffnete Sauer von neuem eine Druckerei mit 5 Pressen, wurde aber bald darauf wegen seiner Beteiligung am Fettmilchaufstand aus Frankfurt verbannt[108].

Außer Becker und Sauer druckten in den Anfangsjahren auch Johann Collitius oder Kollitz, dessen Schwiegersohn Sigismund Latomus und Johann Spieß für Schönwetter. Auffallend ist der hohe Anteil Wolfgang Richters an den Druckkosten. Nach dem Katalog setzte die Zusammenarbeit mit ihm im Jahre 1603 ein, als Richter einen der Fortsetzungsbände der Gylmannschen Symphoremata (Anh. Nr. 28) und den Tractatus novus des Nicander Jossius (Anh. Nr. 29) für Schönwetter druckte. Der in der Abrechnung aufgeführte Betrag von 770 Gulden dürfte in der Hauptsache von dem Druck dieser Werke herrühren. Nach Schönwetters Haftentlassung verstärkte sich ihre Zusammenarbeit; in den folgenden Jahren druckte Richter jährlich mehrere Werke für Schönwetter. Beide waren seit Schönwetters zweiter Ehe verschwägert (ihre Frauen waren Schwestern[109]). Neben seinem Schwager Richter war es hauptsächlich sein früherer Schwiegervater Spieß, der Schönwetter nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis einen neuen Beginn ermöglichte. Im Jahre 1607 druckte er für ihn nach dem Katalog drei Auflagen der von Goldast von Haiminsfeld gesammelten Reichskonstitutionen (Anh. Nr. 42, 43 u. 45).

In diesem Jahr war Schönwetter naturgemäß auf fremde Hilfe angewiesen. Zwar konnte er nach dem Zusammenbruch seines Geschäftes und seiner fast zweijährigen Inhaftierung einen fast schuldenfreien Neuaufbau beginnen, da fremde Hände aus den Trümmern seines Unternehmens ein neues Fundament errichtet hatten; aber es fehlte ihm an Kapital und wahrscheinlich auch an Vertrauen bei den Druckern, die bisher für ihn gearbeitet hatten, und so konnte er auf die Hilfe seiner Verwandten nicht verzichten. Neben seinem Teilhaber Konrad Meul, mit dem er auch in den Jahren 1607 und 1608 noch zusammenarbeitete, tritt auch der Frankfurter Verleger Johann Jakob Pors bei den genannten Reichskonstitutionen als Teilhaber in Erscheinung. Hier handelt es sich wahrscheinlich um eine außergewöhnliche Maßnahme Schönwetters aus seiner Notlage heraus.

In der Abrechnung Meuls über die Druckerlöhne steht der Höhe des Betrages nach an dritter Stelle Johann Albin aus Mainz. Dabei handelt es sich um den Druck von Platinas Päpstlicher Chronik, die 1605 erschien (Anh. Nr. 37). Dies war die erste nachgewiesene Veröffentlichung Albins und Schönwetters, der von 1607 ab noch eine größere Anzahl folgte. Von diesem Jahre an setzte eine rege Zusammenarbeit zwischen ihnen ein, die ein Ausmaß hatte, wie es bei keinem sonstigen Drucker in Schönwetters Verlagsgeschäft nachzuweisen ist[110], und aus der bis 1631 37 gemeinsame Veröffentlichungen hervorgingen. Man kann, wie Baader es tut, ohne Bedenken alle Mainzer Drucke aus Schönwetters Verlag bis zu diesem Jahr Albin zuweisen, denn ein anderer Mainzer Drucker ist nicht als sein Mitarbeiter nachweisbar. So kennzeichnet es das enge Geschäftsverhältnis zwischen Schönwetter und Albin, wenn Baader den ersteren als den »Hausverleger« der Albinschen Offizin bezeichnet.

Neben Albin druckten hauptsächlich Frankfurter Offizinen für Schönwetter. Außer den schon genannten waren es in den Jahren bis 1632 Johann Bringer, der 1608 die Sauerschen Pressen aufgekauft hatte, Egenolph Emmels Erben, Paul Jakobi, der 1614 die Witwe Matthaeus Beckers heiratete, Hartmann Palthenius, Johann Friedrich Weiss und Erasmus Kempfer, der Nachfolger des Johann Spiess. Einige Werke wurden außerhalb Frankfurts gedruckt: so eine Ausgabe des Platina von 1603 in Freiburg (Anh. Nr. 32), ein Band der Continuatio Colloquiorum des Maioli von 1608 in Köln (Anh. Nr. 51), sowie drei

[107] StA. Ffm Schöffenr.-Prot. 28. 2. 1607

[108] Vergl. Dietz, Handelsgesch. III, S. 85f

[109] StA. Ffm Bürgerb. VII Fol. 157. Vergl. Pallmann, Feyerabend S. 116 Anm. 163

[110] Vergl. Baader S 104f

weitere Publikationen in den Jahren 1619 und 1620 in Ursel (Anh. Nr. 96, 100 u. 102).

Es liegt auf der Hand, daß im allgemeinen der Druck in den Frankfurter Druckereien für Schönwetter am günstigsten war, da die Buchherstellung durch Transporte, Zoll, Botenlöhne usw. verteuert wurde, wenn sie an verschiedenen Plätzen erfolgte. In der Meulschen Abrechnung sind denn auch eine Reihe solcher Nebenkosten aufgeführt für Fracht zu Schiff und zu Wagen und für Boten. Auch Reisen Schönwetters selbst, z. B. nach Mainz und nach Speyer, sind angegeben. Überhaupt bestanden in den ersten Jahren recht lebhafte Beziehungen zum Speyrer Buchhandel; diese Stadt wird öfters in der Abrechnung genannt[111].

An zwei Stellen sind in der Abrechnung *Buchbinderkosten* aufgeführt. Beide Male handelt es sich um den »Buchbinder zu Speier«, dem Schönwetter zur Herbstmesse 1602 insgesamt 116 Gulden zahlen mußte. Mit seiner Person darf man wohl den von Roth[112] angeführten Kaspar Gerum identifizieren, der als Buchbinder und Händler mit gebundenen Büchern von 1577–1605 in Speyer tätig war.

Da Schönwetter seine Verlagswerke oft mit kleineren *Holzschnitten* und öfters mit *Kupferstichen* schmückte, entstanden ihm auch hierdurch Kosten. Für beide Illustrationsarten erscheint in der Abrechnung je ein Posten. Ein Reisser bekam, um einen Holzschnitt »von einem Stock zu reissen«, 3 Gulden 1 Batzen. Die Kupferstiche wurden meist von Georg Keller, Merian oder Eberhard Kieser ausgeführt. Von dem ersteren befindet sich ein Brief in den Prozeßakten, in dem er für die Gestaltung eines Titelblattes 15 Gulden anfordert:

»Insonders gunstig Herr Schönwetter es ist mein freudtlich Bitt an Euch wöllet mir die 15 f von wegen des Tittels so ich euch gemacht bey diesem meinem Jungen schickhen da ich sein bedurfftig bin. E. D. W. Georg Keller Maller.«

Vermerk: »Ist bezalt worden in der Fastenmess 1604«

Auch ein Beispiel dafür, was ein *Manuskript*, das gedruckt werden sollte, kostete, läßt sich aus den Prozeßakten beibringen. In der mehrfach angeführten Abrechnung Meuls ist zur Fastenmesse 1603 ein Betrag von 4 Gulden 3 Batzen verzeichnet für den Boten »so er nach Wolffenbidel schickt«. Dieser Bote war, wie man annehmen darf, beauftragt, dort ein Manuskript zu holen. Denn in der Abrechnung Sartors über die Ostermesse 1604 erscheint der Vermerk: »Nicolaus Thesmar von Wolffenbüttell 25 Exemplare vom 2. tomo laut mit ihme getroffenen Contracts, wegen des Originals, zugeschickt 93 f 15 b.«[113]. Der genannte Thesmar lieferte Schönwetter also einen Text, für den er als Gegenleistung 25 Freiexemplare erhielt, die in der Abrechnung mit ihrem Geldwert angegeben sind. Noch ein anderer Posten gibt Aufschluß über die Höhe eines Autoren-Honorars, das Schönwetter zu zahlen hatte: Eine Sammlung der Sententiae Camerae Imperialis, die er im Herbstmesskatalog 1602 ankündigte, war von dem kaiserlichen Kammergerichtsassessor Dr. Christian Barth bearbeitet, vermehrt und fortgesetzt. Dieser erhielt nach der Messe die Summe von 302 Gulden 12 Batzen[114].

Die angeführten Beispiele aus dem Bereich der Buchherstellung lassen erkennen, wie viele Verbindungen Schönwetter unterhalten mußte, damit durch das Zusammenwirken der verschiedenen Einzelunternehmen als Endprodukt das Buch entstehen konnte. Das geschäftliche Risiko hatte er als Verleger allein zu tragen. Er mußte in jedem Falle seine Lieferanten befriedigen, ganz gleich, ob das Werk einen guten oder schlechten Absatz fand. Diese wichtigste Frage entschied sich auf den Buchmessen, wenn die Buchhändler aus ganz Deutschland und aus dem übrigen Europa in Frankfurt zusammenströmten, um ihren Bedarf an Neuheiten zu decken.

b. Kunden

Unter den Akten des Prozesses Deublinger gegen Schönwetter befinden sich zwei von dem Faktor Johann Sartor bzw.

---

[111] 1602 versuchte Sch., in Speyer einen Buchhandel zu begründen. Er gab ihn aber, da er sich finanziell nicht lohnte, wieder auf und trat ihn an Melchior Hartmann ab (StA. Ffm. Judicialia C 87). Vermutlich bestanden auch Beziehungen zu zwei anderen Speyrer Unternehmen: Johann Philipp Spiess und Nikolaus Schönwetter. Der erstere war Bürger zu Speyer und in den Jahren 1602 und 1603 dort als selbständiger Drucker tätig. Über ihn liegen keinerlei persönliche Nachrichten vor. Daß er zur Frankfurter Familie Spiess gehört, geht daraus hervor, daß er die Eingabe an den Frankfurter Rat betr. Begnadigung von Sch.s erster Frau Anna Maria Spiess vom 4. 6. 1601 mitunterzeichnete. Vergl. Roth S. 275 f und Gerber S. 34. Möglicherweise handelt es sich um einen Schwager Sch.s. Noch ungeklärter ist das Verhältnis des Nikolaus Schönwetter zu Johann Theobald. Auch Nikolaus stammte aus Mainz, wo er eigene Häuser besaß (vergl. Schrohe a. a. O. Bd I S. 90/896, 899; S. 91/906 S. 95/941). Es ist nicht ausgeschlossen, daß es sich um einen jüngeren Bruder Johann Theobalds handelt. Auch er muß von Mainz nach Frankfurt verzogen sein, von wo aus er am 23. Januar 1602 beim Speyrer Stadtrat um das Bürgerrecht nachsuchte, um in Speyer eine Druckerei und einen Buchhandel zu begründen. Der Speyrer Rat verlangte von ihm daraufhin, falls er »Inwohner« werden wolle, müsse er jährlich 25 Gulden für die damit verbundenen Freiheiten bezahlen sowie Wein- und Mahlungsgeld und Schoss, ferner habe er an der Torwache teilzunehmen; wenn er aber Bürger werden wolle, dann solle er wegen der Umzugskosten 1 Jahr von allen Steuern befreit werden. Gleichzeitig wurde ihm die Errichtung eines Buchhandels jedoch untersagt, damit kein zweites Unternehmen dieser Art in Speyer das schon bestehende schädige (gemeint ist wahrscheinlich Joh. Ph. Spiess). Es ist nicht bekannt, ob Nikolaus Sch. daraufhin überhaupt nach Speyer zog. Weder in Mainz noch in Frankfurt noch in Speyer sind weitere Nachrichten über ihn vorhanden, noch sind Drucke von ihm bekannt. (vergl. Roth S. 276f) Der Herbstmesskatalog verzeichnet im selben Jahr (1602) eine Evangelienharmonie von Meschius Halopotamius »Spirae Nemetum Schonwetter«. Ob es sich aber hierbei um Nikolaus handelt oder etwa um Johann Theobald (von dem sonst keine Speyrer Drucke bekannt sind), ist fraglich.

[112] S. 289

[113] Siehe Anh. S. 87

[114] Diese Summe erscheint ungewöhnlich hoch im Vergleich zu den im 17. u. bis ins 18. Jahrh. üblichen Gepflogenheiten. Ein anderes Beispiel: Arnold Weickard bekam vom Frankfurter Rat, dem er seinen Thesaurus pharmaceuticus (Anh. Nr. 132) widmete, dafür lt. handschriftlicher Eintragung im Innendeckel des in der Frankfurter Stadtbibliothek befindlichen Exemplars einen vergoldeten Becher mit dem Stadtwappen für 35 Reichstaler. Selbst wenn Barths Honorar vielleicht das Entgelt für ein mehrbändiges Werk oder verschiedene andere unbekannte Arbeiten umfassen sollte, wurde er außergewöhnlich reichlich entlohnt. Kapp teilt mit, daß Peter Kopf, der bekanntlich ein Freund Schönwetters war, sich 1594 weigerte, dem Dr. Gregorius für 40jährige Verfasserarbeit an einem Werk die verlangten 100 Gulden zu zahlen, worauf dieser sich mit der Hälfte und 10 Freiexemplaren begnügte. Hohe Honorare wurden von den Verfassern als schimpflich betrachtet. Vergl. Kapp S. 315f

den Sequestratoren Will und Bruder verfertigte Abrechnungen über Einnahmen und Ausgaben auf den Fastenmessen 1604 und 1605[115]. Über die Einkäufe jedes Kunden ist genau Buch geführt, so daß die beiden Register einen Einblick in den Kundenkreis des Schönwetterschen Verlagshandels gewähren. Käufer aus den verschiedensten deutschen und europäischen Städten sind aufgeführt: aus Frankfurt selbst die meisten der Drucker, die Schönwetter auch belieferten, wie Latomus, Richter, Spiess, Kopf, Sauer, Roth u. a. sowie der gelehrte Geograph, Mathematiker und Schriftsteller Levin Hulsius aus Gent, der sich, nachdem er seit 1590 in Nürnberg als Sprachlehrer tätig gewesen war, im Jahre 1603 in Frankfurt niederließ und dort ein schon in Nürnberg begonnenes Verlagsunternehmen weiterführte; sodann der Magister Georg Draud, Verfasser der 1625 erschienenen Bibliotheca Classica, einer weltberühmten, bis 1624 reichenden Bibliographie des zeitgenössischen Schrifttums und Bearbeiter der 1603 bei Schönwetter erschienenen Memorabilia mundi des Solinus (Anh. Nr. 33); aus Mainz erschien neben Christoph Dürr der bedeutende katholische Verlagsdrucker Johann Albin, der, wie schon aufgeführt, bald mit Schönwetter in rege Geschäftsbeziehungen trat; aus Speyer kamen Michael Berwig und Melchior Hartmann; letzterer druckte 1601 und 1602 in Frankfurt (u. a. für Nikolaus Basse »Von Reinicken Fuchss« von Michael Beuther, 1602) und übersiedelte 1602 nach Speyer, wo er ebenfalls einige Werke verlegte[116]; aus Köln waren die Verlagshändler vertreten, die dieser Stadt das Ansehen eines Zentrums des katholischen Buchhandels verschafft hatten: Arnold Mylius, der 1585 die Tochter Johann Birckmanns geheiratet und dieses berühmte Unternehmen in dem Kölner Buchhändlerviertel »Unter fetten Hennen« übernommen hatte; ferner Arnold Quentel, dem von 1595 bis 1621 neben Mylius der bedeutendste Anteil an der katholischen Publizistik zukam; außer den beiden Genannten Anton Hierat, Johann Gymnicus und Goswin Cholin, der Großvater Johann Arnold Cholins, der später in die Firma Schönwetter einheiratete; aus Stuttgart kamen Hans Jakob Funk und Andreas Großkopf, aus Ulm Peter Aschbach und der Verleger Konrad Eberken, aus Augsburg die Buchhändler Tobias Lutz und Georg Willer, der Sohn des ersten deutschen Großsortimenters und Herausgebers des ersten Messkatalogs; aus Ingolstadt kam der bedeutende katholische Verleger und Buchhändler Johann Hertzroy, aus Basel Ludwig König und Hieronymus Gemuseus, der mit seinem Bruder Polykarp und Balthasar Han die alte, seit 1567(8) verkaufte Oporinsche Druckerei weiterführte; aus Zürich erschien Zacharias Wolf, aus Straßburg kamen die Verleger Paul Ledertz und Lazarus Zetzner; von Lyon kam Bartholomä Vincentz, von Genf Johann Vignon; aus Antwerpen kamen Johann Nutius und Johann Moretus, der Sohn des mit Plantin assoziierten Begründers eines der berühmtesten der niederländischen Verlagshäuser; aus Leyden kam Ludwig Elzevier, einer der bedeutendsten holländischen Buchhändler und Begründer einer Dynastie von Druckern, die bis 1712 bestand; von Amsterdam erschienen Zacharias Hins und Cornelius Nicolai, von London François Bovier und der Verleger Johann Norton, von Edinburg Richard Lason und Andreas Hart. Auch namhafte Vertreter des norddeutschen Buchhandels fehlten nicht unter Schönwetters Kunden: so aus Rostock Joachim Segenbade, aus Lübeck Lorenz Albrecht, aus Hamburg der Verleger Georg Ludwig Froben, der dort bis 1643 191 Verlagswerke herausbrachte, und aus Wittenberg Paul Helwig. Von Magdeburg erschienen die Verlagsdrucker Ambrosius Kirchner II, der als Verleger von 1588 bis 1622 268 Werke herausbrachte, und der ihm zeitweise assoziierte Johann Francke, Verleger von ungefähr 500 Werken, deren einige er auch selbst druckte; von Erfurt war Heinrich Birnstiel vertreten, der dort und in Jena etwa 110 Werke verlegte; von Jena erschienen der Sortimentsbuchhändler Martin Brehme und der Verleger Leonhard Wipprecht; von Leipzig fehlte keiner der Verlagsbuchhändler, die mit dazu beitrugen, ihrer Vaterstadt nach Frankfurt den bedeutendsten Platz im internationalen Buchhandel zu erobern: Henning und Friedrich Gross, Barthel Voigt, Clemens Berger, Thomas Schürer und Gotthard Vögelin.

Neben den genannten taucht noch eine Reihe weiterer Namen auf, die einzeln aufzuzählen zu weit führen würde; eine Zusammenstellung der bekannteren Namen genügt aber schon, um zu zeigen, wie weitverzweigt der Schönwettersche Verlagshandel war, und daß er Beziehungen zu den namhaftesten Unternehmen seiner Zeit unterhielt.

Der beste Kunde der Fastenmesse 1604 war Simon Günther, Notar, juristischer Schriftsteller und Verleger zu Speyer; er kaufte Bücher für 142 Gulden 19 Batzen. Ihm folgten

die Compagnia Venetia	mit	103 fl	
Georg Willer von Augsburg	„	93 fl	3 B
Vinzenz Steinmeyer aus Frankf.	„	68 fl	11 B
Johann Mondschein von Mainz	„	52 fl	8 B
Johann Thieme von Frankfurt/O.	„	49 fl	3 B
Paul Egenolf von Marburg	„	44 fl	3 B
Joh. Daniel Jobin v. Strassburg	„	35 fl	14 B
Henning Gross aus Leipzig	„	34 fl	5 B

Unter den Einkäufern der geringsten Posten befinden sich die beiden Schotten Lason und Hart mit je 2 Gulden und einigen Batzen, die sie erst auf der folgenden Messe bezahlten.

Das auf der Fastenmesse 1604 am meisten verlangte Buch war der soeben erschienene zweite Band der Decisionen etc., eine Zusammenstellung von Reichskammergerichtsentscheidungen von Johannes Meichsner[117]. Davon wurden verkauft:

47 Exple des 1 und 2. Bandes zus.
114 Exple des 2. Bandes apart
19 Exple des 1. Bandes apart

Als wahllos herausgegriffene weitere Beispiele seien angeführt:

Platina, Päpstliche Chronica[118]		44 Exple
Victorius, Empirica[119]		32 Exple
Solinus, Memorabilia mundi 1. Band[120]		3 Exple
–,	2. u. 3. Band	20 Exple
–,	3 Teile kompl.	25 Exple

[115] Siehe Anhang S. 84ff
[116] Vergl. Roth S. 276

[117] Anh. Nr. 31 bzw. 36
[118] Anh. Nr. 37
[119] Anh. Nr. 4
[120] Anh. Nr. 33

Über die Preise, die Schönwetter für seine Verlagswerke erzielte, geben die im Anhang angefügten Register Auskunft. Die Preise sind auf den beiden Messen jeweils die gleichen. Die Bücher, die schon etliche Jahre lagerten, mußten, wie aus den Registern ersichtlich, zu erheblich billigeren Preisen abgesetzt werden als die Neuerscheinungen. Ein fester Ladenpreis wurde ja erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts zur Regel. Auch die Gewährung des Rabatts an Sortimentsbuchhändler war noch nicht allgemein eingeführt[121], wurde jedoch in Frankfurt meist beachtet, so auch von der Firma Schönwetter: soweit ihre Kunden Buchhändler waren, zahlten sie beim Barkauf »lauter«, d. h. netto unter Abzug eines Rabatts.

Die Bareinnahmen der Fastenmesse 1604 betrugen 949 Gulden 10 Batzen 1 Kreuzer. Hinzu kam der Verkauf von »verschriebenen« Büchern im Werte von 1422 Gulden 1 Batzen, die aber, da die Käufer sie erst während der folgenden Messen bezahlten, noch nicht als Einnahme verbucht wurden. Ferner blieb in dieser Summe ein Betrag von 280 Gulden unberücksichtigt, den verschiedene Käufer gegen Lieferungen verrechneten, die Schönwetter von ihnen bezogen hatte[122]. Rechnet man diese Beträge zusammen, so ergibt sich für die Fastenmesse 1604 ein Umsatz in Höhe von 2651 Gulden 11 Batzen 1 Kreuzer.

Von dem Barbetrag wurden u. a. die Geschäftsunkosten bezahlt, worunter z. B. der Ladenzins (26 fl 15 B 1 Kr), Löhne für Bedienstete, die Dienstbesoldung für den Faktor (40 fl), ein Besen, eine Kohlenschaufel, auch ein neuer Hut für Schönwetter fielen; alles übrige Geld wurde zur Abtragung der auf dem Handel ruhenden Schuldenlast verwandt.

Das Ergebnis der Fastenmesse 1605 fiel bedeutend schlechter aus. Einschließlich der von der vorhergehenden Messe herrührenden Beträge für »verschriebene« Bücher, die erst jetzt bezahlt wurden, kam ein Barbetrag von 548 Gulden 2 Batzen 1 Kreuzer ein. Der Gesamtumsatz (einschließlich der neu verschriebenen und erst auf den späteren Messen zu bezahlenden Bücher) belief sich auf 1117 Gulden 6 Kreuzer, also weniger als die Hälfte des vorjährigen Abschlusses. Das ist daraus zu erklären, daß wegen Schönwetters Inhaftierung die Produktion ins Stocken geraten war und der Verkauf sich daher im wesentlichen auf die alten Titel beschränken mußte, ohne daß den Kunden eine zugkräftige Neuheit geboten werden konnte. Außerdem erklären die Sequestratoren am Schlusse der Abrechnung, das schlechte Ergebnis sei z. T. darauf zurückzuführen, daß viele Käufer Gegenforderungen an Schönwetter stellten, die sie durch Verrechnung ausgleichen wollten, und aus diesem Grunde eine Barzahlung verweigert hätten.

Der Umfang des Schönwetterschen Verlagshandels verlor trotz des Rückschlages, den die Jahre 1604–06 brachten, nicht an Bedeutung als eines der wichtigsten und bedeutendsten Frankfurter Unternehmen. Ein bezeichnendes Beispiel der Verbreitung Schönwetterscher Verlagserzeugnisse überliefert Kirchhoff[123]: In der Konkursmasse des Leipziger Buchhändlers Heinrich Osthausen, dessen Geschäft 1603 unter den Hammer geriet, stellten Schönwetters Verlagswerke nächst denen Feyerabends den größten Anteil.

Die verhängnisvollen Jahre des finanziellen Zusammenbruchs überwand Schönwetter überraschend schnell; schon 1607 hatte seine Verlagsproduktion wieder ein normales Ausmaß.

5. Beteiligung am Fettmilch-Aufstand

Schönwetters finanzielle Situation in den Jahren 1604–1606 läßt die Frage auftauchen, wie weit die verworrenen Zustände in seinem Geschäft als eine Begleiterscheinung der allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Frankfurt anzusehen sind; denn sein Fall ist keine Einzelerscheinung. Die Verschwendungssucht der Frankfurter Bürger war allgemein berüchtigt[124]. Viele Geschäftsleute hatten sich in finanzielle Abhängigkeit von Juden begeben, die gegen hohe Zinsen Geld verliehen und sich damit einen immer größeren Einfluß verschafften, was die Bürgerschaft sehr gegen sie aufbrachte. Der Rat mußte sich heftige Angriffe gefallen lassen wegen seiner finanziellen Mißwirtschaft. Auch die Vertreter der Justiz wurden schwerer Ungerechtigkeiten und der Bestechlichkeit bezichtigt. Der Rat, der sich nur aus Angehörigen der sog. »Geschlechter«, d.h. der Patrizierfamilien, zusammensetzte, stand den Beschwerden und Forderungen der Bürger unnachgiebig gegenüber. So bedurfte es nur eines äußeren Anlasses, und die Wut und Verzweiflung der Bürgerschaft machte sich in einem offenen Aufstand gegen die Obrigkeit Luft. Anführer der Erhebung war der Lebkuchenbäcker und ehemalige Söldner Vincenz Fettmilch[125].

Die berechtigten Wünsche der Bürger richteten sich vor allem darauf, die Bevormundung durch den Rat abzuschütteln, Vertretern der Bürgerschaft im Rat Sitz und Stimme zu verschaffen und die Finanzwirtschaft zu kontrollieren. Außerdem wehrten sich die Katholiken dagegen, daß man ihnen bestimmte Rechte vorenthielt, wie die ungehinderte Erlangung des Bürgerrechtes und die Mitgliedschaft im Rat[126]. In einem Bürgerausschuß, der über diese Forderungen mit dem Rat verhandelte, waren u. a. Schönwetters Freunde Peter Kopf, Jonas Rosa, Gottfried Tambach und Konrad Meul vertreten. Auch Schönwetter selbst spielte während der ersten offenen Auseinandersetzungen zwischen Rat und Bürgerschaft im Jahre 1612 eine gewisse Rolle.

In einer Beschwerdeschrift, die der Führer der Aufständischen, Vinzenz Fettmilch, im August 1612 den sich vermittelnd einschaltenden Städtegesandten übergab und die im September den Bürgern öffentlich verlesen wurde[127], wird Schönwetter neben einigen anderen als Beispiel dafür angeführt, daß der Rat Straf-

[121] z. B. gab Feyerabend keinen Rabatt an Buchhändler (Kapp S. 305)

[122] Siehe Anh. S. 90

[123] Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels XII/1889, S. 132–142: Heinrich Osthausens Konkursmasse

[124] Auch Schönwetters Freund Peter Kopf, der Schwiegersohn des Druckers Nikolaus Basse, einer der bedeutendsten Frankfurter Verleger dieser Zeit, richtete sein Unternehmen durch seine zu üppige Lebensweise zugrunde; es geriet 1633 unter den Hammer. Vergl. Dietz, Handelsgesch. III S. 82f

[125] Vergl. Diarium historicum; Kriegk, S. 237–417; Bothe, Fettmilchaufstand; Speyer.

[126] Vergl. Bothe, Frankfurter Katholiken

[127] Bothe, Fettmilchaufstand S. 389 f

sachen nicht vor der Öffentlichkeit verhandelt habe, und daß »mancher ehrliche Bürger, ehe dann er gehöret, und ohne alle Ursache, nach Affektionen der Regenten mit Strafen belegt worden« sei. Gegen den Stadtsyndikus Dr. Schacher, der auch in Schönwetters Prozeß maßgeblich mitgewirkt hatte, richteten sich besonders schwere Vorwürfe. Seine und seiner Kollegen Bestechlichkeit sei »leider fast im ganzen Römischen Reich bekannt, beklagts die ganze Ehrbare Bürgerschaft und betrauerns viele ehrliche Leute, beweinens arme Wittiben und Waisen mit heißen Zähren und bezeugts das Kaiserliche Kammergericht zu Speyer«.

Ist Schönwetters persönliche aktive Beteiligung an dieser Schrift auch nicht direkt nachzuweisen, so liegt die Vermutung doch sehr nahe, daß er den Verfassern zumindest die Angaben dazu geliefert hat, eine willkommene Gelegenheit ergreifend, seinen Richtern zu vergelten, daß sie ihn monatelang in der Haft hielten.

Ein anderes Mal trat Schönwetter persönlich in die Erscheinung. Am 30. August 1612 überreichte er zusammen mit Vinzenz Fettmilch, einem Notar und einigen anderen Abgeordneten der Bürgerschaft den Städtegesandten eine weitere Beschwerdeschrift gegen den Rat[128]. Auch darin wurde sein Fall wieder ausführlich als Beispiel für die Mißwirtschaft der Frankfurter Justiz herangezogen.

Der Bürgermeister habe ihn, heißt es, abends vom Tisch weg verhaftet. Zeitweise habe man ihn aus dem Schuldturm und dem Panzerhaus weggeführt und in ein Diebsgefängnis geworfen. Auf Veranlassung der Juden habe man ihm täglich für nur zwei Albus Speise zugebilligt und ihm das von seiner Mutter zugeschickte Essen und Trinken vorenthalten. Die Syndici Dr. Caesar und Dr. Schacher hätten sich von beiden Parteien Geld und Geschenke geben lassen. Letzterer habe dem Ratsschreiber gegenüber geäußert, er habe von Schönwetter 2-300 Gulden und mehr gezogen. Für die Zensur der Constitutiones Imperii des Goldast habe Schacher sich von Schönwetter 120 Gulden zahlen lassen usw.

Der so heftig angefeindete Dr. Schacher legte 1614 sein Amt als Stadtsyndikus nieder. Inzwischen hatte sich die Lage in Frankfurt weiter zugespitzt. Während die einsichtigeren Bürger ein gemäßigtes Programm der Reformen anstrebten und ihre Ziele mit einem im Januar 1614 nach mancherlei Unruhen feierlich beschworenen Kompromiß, dem sog. Bürgervertrag, im wesentlichen als erreicht ansahen, setzten sich radikale Elemente, an erster Stelle Vinzenz Fettmilch, Gerngross und Schopp, an die Spitze von aufgeputschten Aufrührern und suchten die Herrschaft in der Stadt an sich zu reißen. Die gemäßigten Teilnehmer des Aufstandes wandten sich von ihnen ab, darunter auch der Drucker Johann Sauer, der bis dahin eine führende Rolle an der Seite Fettmilchs gespielt hatte. Erst im Jahre 1616, nach vierjährigen blutigen Unruhen, konnte der Rat mit bewaffneter Macht die Ruhe wieder herstellen. Die Rädelsführer Fettmilch, Gerngross und Schopp wurden öffentlich hingerichtet, Johann Sauer wurde aus Frankfurt verbannt. Schönwetter und seine Freunde hatten sich rechtzeitig aus den Händeln zurückgezogen und blieben ungeschoren.

[128] Bothe, Fettmilchaufstand S. 411 ff

6. Schönwetter als Zeitungsverleger

Über die Anfänge des Zeitungswesens in Frankfurt haben andere[129] ausführlich gehandelt. Es dürfte trotzdem angebracht sein, die bekannten Tatsachen noch einmal zusammenzufassen unter besonderer Berücksichtigung der Rolle, die Schönwetter darin spielte[130].

In Frankfurt konkurrierten damals drei Zeitungsunternehmen miteinander. Das älteste, von dem Drucker Egenolf Emmel begründete ging im Jahre 1627 unter dem Titel »Wochentliche Zeitung« in den Besitz der Witwe Latomus über.

Von 1617 an gab auch der Postmeister von Birghden eine Zeitung heraus, deren erste erhaltene Nummer aus dem Jahre 1621 den Namen »Unvergreiffliche Postzeitung« trägt; seit 1623 nannte sie sich »Wochentliche Zeitungen«.

Die Herausgeber der beiden Zeitungen, Egenolf Emmel und der Postmeister Johann von Birghden, gerieten in einen Streit, da einer dem anderen sein Unternehmen mißgönnte und das Recht zur Herausgabe einer Zeitung bestritt. Der Frankfurter Rat verbot zunächst Birghdens Zeitung, die dann vorübergehend in Höchst gedruckt wurde, bis der Rat beide Zeitungen nebeneinander duldete. Nach einem kaiserlichen Verbot der inzwischen in den Besitz der Witwe Latomus übergegangenen früheren Emmelschen Zeitung erreichte der Rat schließlich einen Vergleich zwischen der Witwe und dem Nachfolger Birghdens, dem neuen Postmeister Georg Vrintz, nachdem beiden eine Einigung untereinander empfohlen worden war. Anscheinend haben aber beide ihr Unternehmen in der Folge nicht mehr weitergeführt.

Inzwischen war in Frankfurt eine dritte Zeitung erschienen. Unter dem 16. September 1619 erteilte der Kaiser ein Privilegium Impressorium an Johann Theobald Schönwetter für das »Diarium hebdomale, Item Breviarium sive Relationem Historiam rerum gestarum cum continuatione a nundinis ad nundinas in deutscher und lateinischer Sprach«[131].

Natürlich fiel auch auf diese Zeitung die Mißgunst der Konkurrenten, und die Latomusschen Erben beschwerten sich beim Kaiser darüber, daß Schönwetter das Privileg durch »ungleiche narrata expracticirt« habe. Schönwetter hatte jedoch einen Fürsprecher in dem Mainzer Kurfürsten Johann Schweikard, der sich beim Kaiser für seine Zeitung und für ein Verbot der Zeitung des Postmeisters v. Birghden einsetzte.

Birghden, der die Herausgabe der Zeitungen als ein ausschließliches Vorrecht der Post ansah, schwärzte dagegen Schönwetter beim Kaiser an, indem er vorbrachte, daß er die kaiserliche und katholische Sache in seiner Zeitung schädige. In einem Schreiben vom 5. November 1620[132], das der Protestant v. Birghden nach Wien richtete, heißt es »...vnd damit ers

[129] Schwarzkopf; Opel; Goldfriedrich II S. 42; Dietz Handelsgesch. III S. 95 ff; Mori.

[130] Die von Opel und Mori benutzten Quellen im Stadtarchiv Frankfurt/M. wurden im letzten Krieg vernichtet.

[131] HHStA. Wien Ant. Fasc. 639/2,3

[132] ebd.

desto scheinbahrer fortbringe, publicirt er selbige sub priuilegio Caesareo, ja er rüehmet sich, dass er selbige von Kayserlichen Khöniglichen vnd Fürstlichen Höuen vnd deren Rathen erhalte, vnd offerirt es den Vncatholischen, damit sy dadurch der Catholischen Geheimnussen wüsten…« Zur näheren Erläuterung fügte Birghden einen »Extract auss Schönwetters Schreiben vom 17. July 1620« an. Dieses Schreiben richtete Schönwetter offenbar zu Werbezwecken an eine unbekannte Standesperson. Es heißt darin: »So der Herr der Geschriebenen bedürfftig wer, auch neben allen Particulariteten, deren ich dan von Kayserlichen, als auch Königlichen vnd fürstlichen Höfen, vnd deren Räthen, off Secreta bekomme, sonderlich von den Catholicis, so bissweilen den Correspondirenden gutte Nachricht geben können, ihme darmit gratificiren, vnd off sein Begehren jederzeit zukommen lassen, jährlichen alle Zeitungen Ober- vnd Niederländisch, Italianisch, Frantzösisch vnd Englisch pro 20 fl.« Darauf verfaßte der Reichshof-Fiskal Immendorfer in Wien am 21. April 1621 ein Rechtsgutachten über die Angelegenheit[133], in dem er feststellte, daß »Schönwetter solche Kayl. gn. vnd priuilegium zu nit geringer Verkleinerung Eur Maytt. H. selbsten vilmahlen abutirt vnd missbraucht hat, auch noch teglich missbrauchen thuet, in dem nit allein falsa pro veris vel alia mixta calumniis ohn alle discretion durch solche getruckhte communication hin vnd wider spargirt vnd aussgebreitet, sondern auch iehweilen durch corruptiones expracticirte secretiora dem gemeinen Wesen gantz gefehrlich vnd hochschedtlich entdeckht vnd offenbart werden, zugeschweigen das es wass schimpfflich, das vnter Eur. Kay. Maytt. gn. privilegio vnd Freyheit zu mehrere confirmation vnd Bestettigung, dasjenig, wass von jeden gemeinen Zeitungsschreiber oder pasquillanten auss privatischer affection ohn Verschönung Eur Maytt. Chur vnd Fürsten vnd andern ansehnlichen Reichsstenden hochstrafflich fingirt vnd ertricht wirt, für warhaffte Geschicht aller Orthen durch den Truckh publicirt, offentlich failgehabt, vmgetragen verkaufft vnd per consequentz dadurch nit ein geringers Misstrauen causirt vnd verursachet werden solle. Vnd dann rechtens das durch dergleichen hochschedtliche dem menti sine intentioni concedentis gestrackhs zuwider lauffende abusus oder Missbrauch die privilegia nit allein verwürckht werden, vnd dannenhero zu cassirn annullirn vnd uffzuheben; sondern auch die Privilegyrten in gebürliche Straff billich zunemben sein…« Daraufhin wurde das Privileg am 31. Juli 1621 vom Kaiser kassiert.

Schönwetter veröffentlichte neben den Relationes historicae noch ein zweites ähnliches Werk. Dies hatte eine längere Vorgeschichte.

Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts gab der Frankfurter Buchhändler Paul Brachfeld sog. Messrelationen heraus, die von dem entlassenen Heidelberger Pfarrer Konrad Lautenbach unter dem Pseudonym Jakobus Francus redigiert wurden. Sie faßten die Geschehnisse mehrerer Monate zusammen und erschienen jeweils zu den Messen. 1599 gingen diese Relationen an die Druckerei Latomus über. Diese Firma veröffentlichte seit 1609 ein zweites Fortsetzungswerk ähnlicher Art, den »Mercurius gallo-belgicus«, unter der Redaktion des Magisters Gotthard Arthus. Mitarbeiter beider Latomischer Zeitschriften war der Historiograph Michael Kaspar Lundorp. Dieser ließ nun unter seinem Namen selbständig ein entsprechendes Werk bei Schönwetter erscheinen, das den Titel »Mercurius austro-bohemo-germanicus« führte[134].

Diese Messrelation erschien zu den Herbstmessen 1620 und 1621 und auch noch 1622 (Anh. Nr. 103 u. 110). Sie brachte in lateinischer Sprache eine Übersicht über die Neuigkeiten des vergangenen Jahres.

Eine Fortsetzung des Werkes unter demselben Titel scheint nicht erschienen zu sein. Jedoch gewann Schönwetter den entlassenen Gymnasiallehrer Lundorp zum ständigen Mitarbeiter seines Verlages, und sie veröffentlichten gemeinsam, trotz des kaiserlichen Verbots, weiterhin eine Zeitung unter dem Titel: »Historicae Relationis semestralis continuatio. Jacobi Franci historische Beschreibung aller gedenckwürdigen Historien… Durch Mich. Casp. Lundorpium… beschrieben« (Anh. Nr. 124). Es dürfte eine Maßnahme der Vorsicht gewesen sein, daß Schönwetter diese Zeitung unter dem Namen seines Sohnes Johann Gottfried erscheinen ließ, der damals 16 Jahre alt war[135].

Kein Wunder, daß der Postmeister v. Birghden alles daransetzte, das Schönwettersche Unternehmen zu beseitigen. Birghden selber wurde jedoch am 23. März 1627 auf Betreiben des Grafen v. Thurn und Taxis vom Kaiser seines Postens enthoben. 1628 verbot der Kaiser, wie erwähnt, die Latomische Zeitung und gestattete den Zeitungsdruck nur noch dem Grafen Leonhard v. Thurn und Taxis.

Die weitere Entwicklung ist nicht klar zu verfolgen. Anscheinend erschienen in der Folge nur noch die »Ordentliche Wochentliche Postzeitunge« des Grafen Thurn und Taxis.

Hatte Schönwetter in der Zwischenzeit seine Zeitung fortgesetzt, so sah er auch jetzt eine günstige Gelegenheit in der Zusammenarbeit mit dem Grafen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Schönwetter der Herausgeber der »Ordentliche Wochentliche Postzeitungen« war. Das geht aus zwei Schreiben hervor, die seine alten Konkurrenten, die Witwe Latomus und der abgesetzte Postmeister v. Birghden, gegen ihn verfaßten. Die erstere beschwerte sich über das kaiserliche Verbot ihrer Zeitung beim Frankfurter Rat und bestritt, daß der Zeitungsdruck ein Privileg der Post sei. Habe doch der Kurfürst Johann

[133] ebd.

[134] Vergl. Ernst Fischer S. 17 ff

[135] Trotzdem nimmt es wunder, daß anscheinend kein Einspruch gegen die Veröffentlichung erfolgte. Zu anderer Zeit hatte die kaiserliche Bücherkommission die Befolgung des Verbotes strenger beaufsichtigt: Kurz, nachdem Sch. das Privileg für die Zeitung entzogen worden war, schrieb der Kommissar v. Hagen an den Frankfurter Rat wegen der von Sch. im Messkatalog angekündigten Acta publica. Er wies darauf hin, daß das Zeitungsprivileg kassiert sei und Sch. nun trotz des Verbots ein ähnliches Werk herausbringen wolle, und forderte den Rat auf, das Werk zu verbieten und Sch. die Druckerlaubnis zu entziehen. Der Rat ergriff jedoch Sch.s Partei und führte in einem Antwortschreiben an den Kommissar von Hagen am 1. 10. 1621 aus, die Acta publica seien keine Zeitung, Messrelation oder ein Diarium oder dergl., auch seien sie von andern Autoren verfaßt. Es handele sich um Akten, die auch anderweitig verschiedentlich veröffentlicht würden und in denen der kaiserlichen Majestät kein Abtrag geschehe. Darum sehe der Rat auch von einem Verbot ab, auch wolle er Sch. seinen Broterwerb nicht nehmen. (StA. Ffm Zens. Buchdr. Presse 28 f. 16,17)

Schweikard sich ausdrücklich für die Zeitung des Buchhändlers Schönwetter beim Kaiser eingesetzt, und Schönwetter drucke bis heute noch zu nicht weniger Verringerung aller kaiserlichen Dekrete seine Zeitung. Alle Korrespondenzen gingen an ihn; Schönwetter habe den Grafen v. Thurn und Taxis dazu überredet, damit er unter dessen Namen sein Werk fortsetzen und den Leuten die Augen verkleben könne.

Der ehemalige Postmeister v. Birghden richtete eine Beschwerde an eine nicht bezeichnete Person[136], möglicherweise den kaiserlichen Bücherkommissar v. Hagen, der mit der Durchführung der Dekrete beauftragt war. Birghden beklagte sich darüber, daß dem Grafen allein das Zeitungdrucken gestattet sei und nannte es »ein repractisirt vberstrichenes Färblein«, wohinter sich Schönwetter verberge: »Der Schönwetter bekombt die Auisen bey dem Herrn Graven, gestalt dan des Schönwetters Sohn freytags den 7. dieses, vmb Mittagszeit die Zeitungen vmb in Truck zu geben bey der newbestellten Post abgeholet, aber dieses ist vnlaugbar, dass Schönwetter... die Zeitungen trücken läßt, Author, vnd Director der selben ist«. Birghden nannte das Unternehmen ein »angelegtes Werck« zwischen dem Grafen und Schönwetter; er könne Zeugen dafür beibringen, daß nicht der Graf, sondern Schönwetter die Zeitung drucken lasse, und das geschehe zur Täuschung, weil er, Birghden, dem Kaiser schon früher das unbotmäßige Verhalten Schönwetters angezeigt habe, und er werde auch jetzt nicht »feyern noch stilstehen, bis so lang Ihrer Kay. May. gegebenes Dekret in schuldigster obacht genommen« und der Betrug aufgedeckt sei.

Trotzdem gelang es Schönwetter, sich als Herausgeber dieser Zeitung zu behaupten, die als kaiserlich privilegierte Postzeitung einen gewissen offiziellen Charakter trug. Nach Mori läßt sie sich bis Ende des Jahres 1631 verfolgen. Sie verschwand, als mit dem Einmarsch der Schweden im gleichen Jahr in Frankfurt Birghden wieder in sein früheres Amt eingesetzt wurde. Ob er die Zeitung dann wieder übernommen hat, ist unbekannt.

Auch Schönwetter, der trotz aller Widerstände und trotz mehrerer kaiserlicher Verbote sein Unternehmen zäh verfolgte, hat es in der Folgezeit, als er sich mehr und mehr aus dem Geschäftsleben zurückzog, wohl nicht wieder aufgenommen.

7. Letzte Jahre der Verlagstätigkeit des J. Th. Schönwetter

Im Verlauf der Verlegertätigkeit Theobald Schönwetters gibt es keinen Abschnitt, der nicht durch Auseinandersetzungen mit Geschäftspartnern oder Behörden oder durch finanzielle Schwierigkeiten beunruhigt wurde. Einige derartige Krisen lassen sich nur noch in undeutlichen Umrissen erkennen, ohne daß es möglich wäre, greifbare Konturen nachzuziehen. Aber auch die wenigen erhaltenen Spuren bieten Anhaltspunkte, aus denen insgesamt ein Bild des Schönwetterschen Unternehmens und seines Begründers gewonnen werden kann.

Das Zeugnis der Unzuverlässigkeit und der Maßlosigkeit, das Dr. Deublinger seinem Prozeßgegner Theobald Schönwetter ausstellte, findet eine Bestätigung in einer Zeugenaussage innerhalb eines Prozesses, der sich im Jahre 1615 kurz nach dem Tode des Verlagsdruckers Jakob Fischer abspielte[137].

Wahrscheinlich aus finanziellen Gründen hatte Schönwetter den Genannten an der Herausgabe einiger seiner Verlagswerke beteiligt; so war die 1609 erschienene Bibel (Anh. Nr. 57) ein gemeinsames Werk des Mainzer Druckers Albin und der beiden Verleger Schönwetter und Fischer. Auch an den beiden letzten Bänden der Gylmannschen Symphoremata (der letzte Band wurde von Wehner verfaßt) war Fischer beteiligt (Anh. Nr. 60 u. 79), was sicherlich deshalb geschah, damit er einen Teil der Unkosten übernahm.

Fischer kam bei dem Kompaniegeschäft jedoch nicht auf seine Rechnung. Schönwetter war ihm über 2000 Gulden schuldig geblieben, die Fischer durch einen Arrest des Schönwetterschen Buchhandels einzutreiben gedachte, woran er durch seinen plötzlichen Tod jedoch gehindert wurde. Seine Erben verfochten ihre Rechte vor Gericht. Aus dieser Auseinandersetzung ist nur die Zeugenaussage des bei der Witwe Matthaeus Beckers beschäftigten Druckergesellen Hans Friedrich Weiss erhalten; dieser gab eine Äußerung zu Protokoll, die der verstorbene Jakob Fischer ihm gegenüber gemacht habe, und die ein bezeichnendes Licht darauf wirft, in welchem Ansehen Schönwetter bei diesem Geschäftspartner stand. Auf die Frage nämlich, ob Fischer bereit sei, sich an der Herausgabe einer Fortsetzung des Sleidan zu beteiligen (der erste Band erschien 1614, Anh. Nr. 75, der 2. Band 1615, Anhang Nr. 81; ein 3. Band erschien dann 1619 unter Mitwirkung der Fischerschen Erben, Anh. Nr. 97) habe dieser geantwortet: »Nein, er wolte solches nit uebrig haben... Er habe sich vorher zu tief hinder den lossen Man (ihn Schönwetter vermeynent) gesteckt, er wolte dass er von ime wehre vnd were bezahlt von ime. Derselb were ime auf die etzlich vnd zwantzig hundert Gulden schuldig, er wolte ime diesse Mess solchen Bosses tun, den er ime nit zugetrauwet hette. Der solte ime auch kein Buch aus seinem Laden verkauffen, er hette ihn dan zuvorderst befriediget. Derselb gebe ihm alzeit gute Wortt, vnd es were noch alles, was er sagte, erlogen...«

Aus dieser Aussage geht hervor, daß Schönwetter an erster Stelle seine eigenen Bedürfnisse befriedigte, ehe er, wie es einem reellen Unternehmer ansteht, die Verpflichtungen seinen Geschäftspartnern gegenüber einlöste. Es scheint, daß er mit Fischer ähnlich verfuhr, wie er es zehn Jahre zuvor in größerem Umfange dem Dr. Deublinger gegenüber getan hatte. Eine mehrfache Wiederholung von Fällen geschäftlicher Unkorrektheit (ein weiteres Beispiel dafür wird im folgenden noch angeführt) bestätigt die Ansicht, daß Schönwetters Geschäftsgebaren nicht immer einwandfrei war.

Ein Blick auf den Verlagskatalog läßt erkennen, daß das Unternehmen auch in den Jahren von 1617 bis 1620 von einer ernsthaften Bedrohung oder sogar einer offenen Krise heimgesucht wurde, für deren Ursachen aber keine Anhaltspunkte gegeben sind. Es kann nicht auf einem Zufall beruhen, daß in den genannten Jahren allein sechs der nachgewiesenen Schönwetterschen Verlagswerke mit fiktiven Verlagsangaben oder aber in Ursel erschienen. In den Jahren 1617 und 1619 gab Theobald Schönwetter je ein Werk unter dem Namen seines acht-

[136] Wien Ant. 639/2,3

[137] StA. Ffm Requ. u. Vorschr. 1615 Nr. 6

bzw. zehnjährigen Sohnes Gottfried heraus, im Jahre 1620 weitere zwei (Anh. Nr. 94, 95, 101, 102). 1619 und 1620 ließ er drei Werke in Ursel drucken (Anh. Nr. 96, 100 u. 102). Diese Vorkehrungen deuten darauf hin, daß Schönwetter irgendeine gegen ihn gerichtete Maßnahme befürchtete, der er zu entgehen versuchte, indem er diese Werke nicht unter seinem Namen bzw. nicht in Frankfurt erscheinen ließ. Die Vermutung, daß vielleicht der Frankfurter Rat oder, was wahrscheinlicher ist, die Bücherkommission tatsächlich gegen ihn vorging, verstärkt sich, wenn man beachtet, daß für das Jahr 1618 überhaupt keine Schönwetterschen Verlagswerke nachgewiesen werden können. Allerdings läßt sich weder für diese Vermutung ein weiterer Anhaltspunkt finden noch für Ursache, Urheber und Umfang der gegen Schönwetter gerichteten oder zumindest von ihm befürchteten Maßnahme.

Aus dem Jahre 1626 stammt das erste Zeugnis dafür, daß er mit dem Notariatsamt betraut wurde. Dem »Östreichischen Lorbeerkrantz« (Anh. Nr. 130), erschienen 1626 und 1627, schickte Schönwetter eine Widmung an die Reichsstädte Strassburg, Nürnberg, Frankfurt und Ulm voraus, die er unterzeichnete als »Johan Theobaldt Schönwetter, Keys. Notarius, Bürger und Buchhändler zu Franckfurt«. Ein Notariatsinstrument von Liebfrauen in Frankfurt beurkundete er am 4. 11. 1633 als »Apostolica et Imperiali Auctoritatibus Notarius Publicus«. Irgendwelche Anhaltspunkte über den Zeitpunkt seiner Bestallung liegen nicht vor[138].

Von 1628 an trat der damals neunzehnjährige Gottfried Schönwetter neben seinem Vater selbständig als Verleger auf, bis im Jahre 1632 Johann Theobald seine Tätigkeit als Verleger aufgab. Von diesem Zeitpunkt ab bis zu seinem Tode, also volle fünfundzwanzig Jahre, lebte der Begründer des Verlages als Privatmann, ohne noch aktiv Anteil an den Geschicken seiner Firma zu nehmen. Allerdings hatte er seinem Sohn und Erben kein blühendes Unternehmen übergeben, vielmehr war die Lage wieder einmal ziemlich verworren, als sich Johann Theobald von den Geschäften zurückzog.

Im Jahre 1627 hatte Theobald Schönwetter sich erneut mit so hohen Schulden belastet, daß er seinen Handel zum zweiten Male verpfänden mußte, und zwar für den Betrag von 1060 Reichstaler, die ihm Johann Polster vorgestreckt hatte[139]. Er schloß mit diesem folgenden Vertrag:

»Johann Theobaldt Schönwetter, für sich vnd Annae uxoris hatt versetzt Johann Polstern Handelssmann, Johannae uxoris, ...zweyhundert Ballen getruckter Bücher, in einer Cammer in dem Carmeliter Closter liegendt, sambt seinem gantzen Buchhandel, wie solcher anitzo ist, vnd inskünfftig vermehrt, vnd verbessert werden möchte, welcher sonst niemandt verpfendet oder verlegt ist in keine Weise. Vnd der Insatz geschehen vmb tausendt vnd sechtzig Reichsthaler baar vorgeliehenen Geltts, zu bezahlen von dato an vbr zwey Jahr, sambt geburender järlicher Pension, fünff Thaler vom Hundert.«

Über die Gründe, die dazu führten, daß Schönwetter sich finanziell wieder in so hohem Maße übernommen hatte, ist nichts bekannt. Man darf wohl annehmen, daß die Schuldsumme im Laufe mehrerer Jahre nach und nach angewachsen war, bis er sein gesamtes Inventar, bestehend aus 200 Ballen Büchern, seinem Gläubiger versetzen mußte. Auch diesmal gelang es ihm nicht, sich aus eigener Kraft aus der gefährlichen Situation zu befreien. Nicht nur, daß er nicht im Stande war, die im Vertrag vorgesehene Rückzahlung des Betrages innerhalb von zwei Jahren zu leisten; darüber hinaus belastete er sich vielmehr noch um weitere 200 Taler, die er am 3. Juli 1630 von Polster lieh, so daß die Gesamtsumme auf 1260 Taler anwuchs.

Johann Polster verlängerte diesen sog. »Insatz« mehrmals. Am 27. Juni 1632 transponierte er 500 Taler auf Jakob Vignolt und Johann Herpf als die Vormünder der Kinder des Peter Syrolt, die damit um diesen Betrag an dem Pfand beteiligt wurden. Den Rest in Höhe von 760 Talern zedierte Johann Polster am 20. Juli 1633 seinem Bruder Andreas, Handelsmann zu Amsterdam. Dieser war damit zum Hauptgläubiger Schönwetters geworden. Er verlängerte den Insatz wiederholt, insgesamt bis zum Jahre 1639.

Polster schätzte den Wert seines Pfandes auf 10 Taler je Bücherballen, also auf 2000 Taler insgesamt. Er hoffte wohl auf ein gutes Geschäft für den Fall, das Schönwetter das Pfand nicht einlösen würde. Aber darin sah er sich getäuscht. Inzwischen hatte sich nämlich Gottfried Schönwetter in die Angelegenheit eingemischt und sie zum Nutzen seines Vaters in die Hand genommen. Er bezahlte die Syroltschen Vormünder, die mit 500 Talern an dem Insatz beteiligt waren, nach der Fastenmesse 1634 aus und brachte dadurch einen Teil der verpfändeten Bücher wieder in den Handel. Polster, dessen Anteil bis zur Herbstmesse 1639 prorogiert war, erfuhr dies und fühlte sich schwer geschädigt, weil Gottfried Schönwetter, wie er den Schöffen anzeigte, das Pfand weit über seine Befugnis angegriffen und bis auf einen Rest von 15 Ballen verkauft habe. Nach einem längeren Rechtsstreit setzte das Gericht in seinem Urteil vom 6. September 1641 fest, daß der verbliebene Rest der verpfändeten Ballen inventiert und von zwei Buchführern abgeschätzt, darauf so teuer wie möglich verkauft werden solle. Für den Fall, daß die Bücher nicht verkauft würden, solle Schönwetter seinem Gläubiger die fehlenden Ballen ersetzen. Bei diesem Urteil blieb es, auch nachdem Schönwetter Berufung eingelegt und an das Reichskammergericht appelliert hatte.

Die Auseinandersetzungen mit Polster waren möglicherweise der Anstoß dazu, daß Theobald Schönwetter von nun an seinem Sohn die Leitung des Verlages überließ. Er selbst hatte, wie vor Jahren schon einmal, fast den Untergang des Unternehmens herbeigeführt, als das Dazwischentreten Johann Gottfrieds die Situation rettete. Der Wechsel in der Leitung brachte eine Wende in den bisher so bewegten Geschicken des Verlages mit sich.

[138] StA. Ffm Liebfrauen 937. In der Ernennung zum Notarius Publicus, die ein kaiserliches Reservatrecht darstellte, welches meist der Hofpfalzgraf ausübte, lag in der damaligen Zeit keine besondere Ehre oder Auszeichnung. Das Amt des Notars wurde von zahlreichen Bürgern ausgeübt, auch ohne juristische Vorkenntnisse.

[139] StA. Ffm Reichskammerger. 739

III.
DIE ZWEITE GENERATION
JOHANN GOTTFRIED SCHÖNWETTER
UND SEINE FRAU MARIA ELISABETH
JOHANN ARNOLD CHOLIN

Als Johann Gottfried Schönwetter das väterliche Geschäft übernahm, umfaßte die Verlagsproduktion 156 (nachgewiesene) Werke. Im Verlaufe seiner rund zwanzigjährigen Verlegertätigkeit wuchs die Zahl der Schönwetterschen Verlagswerke auf 235 (nachgewiesene) an, die seine Witwe Maria Elisabeth um weitere 38 auf insgesamt 273 (nachgewiesene) Werke vermehrte.

Standen die Anfangsjahre für den zweiten Inhaber des Schönwetterschen Verlages auch unter einem ungünstigen Stern, so war die Fortführung doch vom Glück begünstigt. Ausschlaggebend für die nun einsetzende ruhige Entwicklung des Geschäftes waren die Eigenschaften seines neuen Besitzers. Johann Gottfried Schönwetter unterschied sich im Charakter grundlegend von seinem Vater. War jener unbesonnen, voreilig, heftig und maßlos, so zeichnete sein Sohn sich durch Überlegung, Ruhe und Stetigkeit aus. Hatte der Vater auch verbotene Wege nicht gescheut, um seine Ziele zu verfolgen, so hielt sich der Sohn auf der Bahn eines ehrenhaften, pflichtbewußten Mannes. Liebte der Vater Wohlleben und Verschwendung, so erwarb der Sohn einen geordneten und ansehnlichen Wohlstand. Stand der Vater in den Augen seiner Mitbürger nicht immer tadelfrei da, so stieg der Sohn in den Jahren seines Wirkens zu einem sehr angesehenen und geachteten Bürger und Unternehmer auf. Sowohl seine häuslichen als auch die geschäftlichen Verhältnisse lenkte Gottfried Schönwetter zielbewußt zum Besseren.

Die ständigen Auseinandersetzungen mit unbefriedigten Gläubigern, die bei Theobald Schönwetter an der Tagesordnung gewesen waren, nahmen nun ein Ende. Weder der Rat noch die Schöffen brauchten sich in den nächsten Jahren zu bemühen, um, wie es bisher immer wieder erforderlich war, Streitfälle zu schlichten und Übergriffe abzuwehren. Gottfried Schönwetter genoß das Vertrauen seiner Mitbürger und seiner Kollegen unter den Druckern und Buchhändlern; als Sprecher und »Ältester« der Frankfurter Buchhändler, Verleger und Drucker trat er in den Auseinandersetzungen um die Büchertaxe im Jahre 1656 auf[140]. Sein Verhältnis zu dem kaiserlichen Bücherkommissar war ausgezeichnet. Nicht nur, daß er dessen Schrift Stella notariorum (Anh. Nr. 182 und 227) verlegte; er wählte Hörnigk auch zum Paten seines Söhnchens Johann Ludwig[141]. Die guten Beziehungen zum Mainzer Hof, die schon sein Vater unterhalten hatte, verbesserte Gottfried noch weiter. Der kurfürstliche Kanzleidirektor Mollstedter übernahm die Patenschaft seines erstgeborenen Sohnes[142]; ein enges Band zwischen ihm und dem Hof zu Mainz wurde schließlich durch seine dritte Ehe mit der Tochter des kurmainzischen Residenten in Frankfurt geknüpft.

[140] Vergl. Kapp S 677

[141] Ffm Dom Taufreg. 2. 10. 1649

[142] ebd. 6. 1. 1641

Auch zur katholischen Geistlichkeit unterhielt Gottfried Schönwetter, obwohl er protestantisch getauft war, die besten Beziehungen. Betrachtet man den Katalog seiner Publikationen, so könnte man ihn für einen katholischen Verleger halten; die berühmtesten katholischen Theologen seiner Zeit gehören zu seinen Autoren. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er zum katholischen Glauben übertrat; denn er wurde, wie schon erwähnt, von den Karmelitern in deren Kloster, das seinem Hause »Wetterhahn« in der Mainzer Gasse gegenüberlag, beerdigt. Möglicherweise ging dies aber auch auf einen Wunsch seiner katholischen Witwe zurück.

Allem Anschein nach wurde Gottfried Schönwetter von früh auf im väterlichen Unternehmen beschäftigt. Schon in den Auseinandersetzungen um das Schönwettersche Zeitungsunternehmen wird er erwähnt; damals war er neun oder zehn Jahre alt und hatte schon die Dienste eines »Laufburschen« zu versehen. Seit 1628, also von seinem 20. Lebensjahr an, erschienen eigene Verlagswerke[143]. Die eheliche Verbindung mit der Witwe Tambach (1632) und die Übernahme des Tambachschen Verlages werden ihm die Mittel eingebracht haben, die es ihm ermöglichten, die väterliche Verlagsbuchhandlung zu sanieren. So gewann er ein moralisches und finanzielles Übergewicht über seinen Vater und konnte die Geschäftsführung allein in die Hand nehmen.

Nachdem in den Jahren 1628, 1629 und 1630 die ersten Werke unter Gottfrieds Ägide erschienen waren, setzte nach dem Verlagskatalog eine Unterbrechung ein, die bis 1635, also volle fünf Jahre, währte. Hatte Theobald Schönwetter 1631 und 1632 noch etliche Bände erscheinen lassen, so trat in Gottfrieds Verlagsproduktion anscheinend ein vollständiger Stillstand ein. Über die Gründe läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Höchstwahrscheinlich waren die Kriegsereignisse daran schuld.

Frankfurt in seiner heiklen politischen und wirtschaftlichen Lage[144] hatte sich bisher nicht in die Händel eingemischt, sondern es als seine Aufgabe angesehen, »vornehmlich dahin zu trachten«, daß »bey allen Theilen favor erhalten« werde[145]. Bis 1631 konnte es seine Neutralität wahren. Als nach der Schlacht bei Höchst Gustav Adolf mit seinen Truppen in die Stadt einmarschierte, mußte Frankfurt ihm den Treueid schwören. 1635 gab es die Sache der bei Nördlingen geschlagenen Schweden auf und schloß sich dem Prager Frieden an. Die schwedische Besatzung wurde von dem kaiserlichen General Gallas vertrieben.

Es fällt auf, daß die Zeit der kriegerischen Unruhen mit dem Stillstand der Verlagsproduktion Gottfried Schönwetters zusammenfällt. Es erscheint daher nicht ausgeschlossen, daß Schön-

[143] Die schon im Vorhergehenden aufgeführten fiktiv unter seinem Namen erschienenen früheren Werke sind, wie dargelegt wurde, Johann Theobald zuzuschreiben.

[144] Als Freie Reichsstadt und Messeplatz lag es in unmittelbarer Nachbarschaft des schwedischen Armeehauptquartiers in Mainz; gegen die Franzosen hatte es seine Handelsinteressen im linksrheinischen Gebiet zu wahren; mit Hilfe der protestantischen Seite hoffte es, seinen Beitritt zur Reformation aufrechtzuerhalten; dem Kaiser gegenüber endlich hatte es seine ständischen Freiheiten und die Messprivilegien zu behaupten.

[145] Vergl. Jaeck.

wetter mit seiner ersten Frau Frankfurt verließ und sich auf eines seiner Landgüter zurückzog[146].

Die laufende Produktion setzte 1635 zögernd wieder ein. In den Jahren bis 1644 weist der Katalog jährlich meist nur ein bis zwei Werke nach. Erst von 1645 ab verstärkte sich die Verlagstätigkeit wieder zu einem normalen Umfang. Erschwerend haben sich wohl auch die Pestjahre auf den Handel ausgewirkt; nachdem die Seuche im Jahre 1635 einen Höhepunkt erreicht hatte, erlosch sie auch in den folgenden Jahren nicht und wirkte sich hemmend auf das wirtschaftliche Leben der Stadt aus.

Unter den Druckern, die für Gottfried Schönwetter arbeiteten, findet man altbekannte, aber auch neue Namen. In Frankfurt druckten für ihn Johann Friedrich Weiss, der bereits in den zwanziger Jahren im Auftrag Theobald Schönwetters den Druck der Erstauflage der Acta publica besorgt hatte, ferner Anton Humm, der auch selbst gelegentlich verlegte, sodann Matthaeus Kempfer und Wolfgang Hoffmann, der Schwiegersohn von Matthaeus Becker. Wieder bestanden, wie zu Theobalds Zeit, sehr lebhafte Beziehungen zu einer Mainzer Offizin. Nun war es aber nicht mehr die Albinsche Druckerei, die bekanntlich Theobald Schönwetter einen großen Teil ihrer Drucke geliefert hatte; von ihr bezog Gottfried nur noch zwei seiner Verlagswerke, und zwar noch zu der Zeit, als sein Vater noch im Geschäft mitarbeitete. Eine ähnlich umfangreiche Zusammenarbeit, wie sie früher mit Albin bestanden hatte, entwickelte sich jetzt zwischen Gottfried Schönwetter und dem Mainzer Universitäts- und Hofbuchdrucker Nikolaus Heil, dessen Drucke in den nächsten Jahren innerhalb des Schönwetterschen Verlagshandels den Hauptanteil ausmachten. Außer Frankfurt und Mainz sind für diese Zeit keine anderen Druckorte nachzuweisen.

Bei den meisten Veröffentlichungen handelt es sich um umfangreiche wissenschaftliche Werke. Nur selten finden sich darin Illustrationen. Die mit einem Kupferstich gezierten Titel stammen meist von dem Frankfurter Kupferstecher Sebastian Furck.

Als Papierlieferant für Gottfried Schönwetter ist nur der Frankfurter Papierhändler Paul Meyer bekannt[147].

Obwohl die Verlagsproduktion nicht mehr den Umfang erreichte wie zu Johann Theobalds Zeit (wovon noch eingehender zu sprechen sein wird), verbesserten sich die geschäftlichen Verhältnisse unter Gottfrieds Leitung erheblich. Bei seinem Tode hinterließ er ein Bücherlager von 1240 Ballen. 175 in- und ausländische Kunden schuldeten ihm insgesamt 11000 Gulden, während seine eigenen Schulden sich nur auf 2000 Gulden beliefen[148, 149].

Der Umschwung, den die Schönwetterschen Geschäftsverhältnisse unter Gottfrieds Leitung genommen hatten, zeigt sich auch in einer wesentlichen Vergrößerung des Privatvermögens an Haus- und Grundbesitz. In Mainz war Gottfried durch Erbschaft das Elternhaus seiner Frau Maria Elisabeth geb. Faber zugefallen[150]. Außerdem besaß er ein Haus in Sachsenhausen[151] und ein Haus mit Garten an der Bockenheimer Landstraße[152]. Dazu kaufte er ein Weingut in Laubenheim[153] und ein weiteres Gut in Sindlingen[154]. Durch Erbschaft kam ein Haus in der Fischergasse in Frankfurt an seine Witwe, das der Familie seiner Mutter gehört hatte[155]. Wohnung und Geschäft verblieben weiterhin im Hause Wetterhahn in der Mainzer Gasse gegenüber dem Karmeliterkloster. Im Kloster selbst hatte Gottfried wie auch schon sein Vater zwei Kammern als Bücherlager gemietet[156].

Als Johann Gottfried Schönwetter 1656 starb, hinterließ er seinen Erben einen reichen Besitz, ein blühendes Geschäft und einen hochangesehenen Namen.

Ein Jahr nach Gottfrieds Tod starb auch Johann Theobald. Nach einer jahrelangen Erbauseinandersetzung ging ein Teil des Buchhandels an Gottfrieds Sohn zweiter Ehe Johann Baptist über, ein Teil verblieb seiner Witwe Maria Elisabeth. Sie führte das Geschäft tatkräftig und umsichtig weiter. Welchen Ansehens sie sich unter den Frankfurter Buchhändlern erfreute, zeigte sich, als diese für sie Partei ergriffen gegen ihren Kollegen Philipp Weiss, der versucht hatte, ihr finanziellen Schaden zuzufügen, indem er ihr die beim Druck der Memorabilia des Panciroli (Anh. Nr. 249) verbrauchte Papiermenge zu hoch berechnete[157].

Wie sehr sich Maria Elisabeth Schönwetter um den Bestand des Geschäftes bemühte, geht daraus hervor, daß sie einen normalen Geschäftsgang aufrechterhalten konnte, ohne daß ein wesentlicher Rückgang in der Produktion eintrat. Bis zu ihrer Wiederverheiratung gab sie 38 Werke heraus. Das deutet auf eine ungewöhnliche Tatkraft zu einer Zeit, als es noch etwas Ungewöhnliches war, wenn eine Frau sich nicht auf den häuslichen Bereich beschränkte. Daß sie von dem geschäftlichen Wohlstand auf ihre eigene frauliche Weise Gebrauch machte, zeigt das Vorhandensein von »Gold, Silber, Edelgestein, Perlen,

[146] In diesem Falle ließe es sich auch erklären, daß der Todestag seiner ersten Frau in den Frankfurter Sterberegistern nicht verzeichnet ist. Möglicherweise verstarb sie ausserhalb Frankfurts.

[147] Dietz Handelsgesch. III S. 109

[148] Vergl. Dietz Handelsgesch. III S. 131 f

[149] Ein Zeugnis ausländischer Handelsbeziehungen blieb im Frankfurter Archiv erhalten, während alle von Dietz ausgewerteten Nachlaßinventare usw. vernichtet wurden. Im Jahre 1650 beschweren sich Johann Beyer, Johann Pors, Jonas Rosas Witwe und Johann Gottfried Schönwetter in einem undatierten Schreiben bei dem Rat von Rotterdam, daß dort die Buchhändler Johann Blaeuw und Ludwig Elzevier von Amsterdam und Bonaventura und Abraham Elzevier von Leyden 8 Fässer mit Büchern mit Arrest belegen ließen, die von den Beschwerdeführenden an den Londoner Buchhändler Thomas Witacker verkauft wurden und für den Bürgermeister von London bestimmt waren. Die Beklagten wollten auf diese Weise Forderungen eintreiben, die sie an den inzwischen verstorbenen Witacker zu stellen hatten. Da aber die Bezahlung der strittigen Bücher noch ausstand, wurden durch die Arrestierung die Frankfurter Lieferanten geschädigt, in deren Interesse auch der Frankfurter Rat sich am 15. 6. 1650 mit einer Interzession an den Rat von Rotterdam wandte, um die Freigabe zu erreichen. Über den Ausgang des Streites ist nichts bekannt. Schönwetter war an der Lieferung mit Büchern im Werte von 272 fl 12 b. beteiligt. (StA. Ffm Ugb D 27 Nr. 33)

[150] HHStA. Wien Dent. ant. 808

[151] StA. Ffm. Schöffenr. Prot. 28. 5. 1660

[152] StA. Ffm Reichskammerger. 739

[153] HHStA. Wien Den. ant. 808

[154] ebd.

[155] StA. Ffm Schöffenr. Prot. 27. 2. 1660

[156] HHStA. Wien Den. ant. 808

[157] StA. Ffm Zens. Buchdr. Presse 1660 Nr. 227

Diamanten, Granaten, Ohrgehänge, Haltzzierde, Ärmlein Ring«, ein Besitz, dessen sich damals wohl nur wenige Frauen des Bürgerstandes in solchem Umfang erfreuen konnten.

Als sie im Jahre 1663 wieder heiratete, traf sie in dem Buchhändler Johann Arnold Cholin eine Wahl, die sehr im geschäftlichen Interesse lag. Aus einer alten katholischen Kölner Druckerfamilie stammend[158], brachte er die Fähigkeiten mit, den Schönwetterschen Verlagshandel weiter auszubauen. Ihm fiel von nun an die Leitung des Anteiles zu, der seiner Frau geblieben war nach der Abteilung der Ansprüche ihres Stiefsohnes Johann Baptist Schönwetter. Von diesem Zeitpunkt an teilte sich der Schönwettersche Verlag in zwei Zweige, die unabhängig voneinander weiterbestanden: das Verlagsgeschäft des Johann Baptist und seiner Nachfolger und das Unternehmen, das nun für fast zwei Jahrzehnte in den Händen Cholins war.

Als Kölner Buchhändler war Cholin mit anderen Handelsmethoden vertraut, als sie bisher im Schönwetterschen Verlag ausgeübt worden waren. Einer alten festgefahrenen Gewohnheit entsprechend, wurden die Frankfurter Buchläden in der Buchgasse und der Mainzer Gasse nur während der Messen geöffnet, während der Handel das ganze übrige Jahr ruhte. Daß man diesen Brauch zur Vorschrift machte, von der man nicht abgehen wollte, war mit ein Grund dafür, daß der Frankfurter Buchhandel gegen Ende des 17. Jahrhunderts gegenüber dem Leipziger ins Hintertreffen geriet. Cholin suchte dem schädigenden Einfluß dieser rückständigen Gepflogenheit zu entgehen, indem er an mehreren anderen Plätzen »Filialen« einrichtete. Er gab seine Verlagswerke anderen Buchhändlern in weit voneinander entfernten Orten in Kommission. Zu seinen Kommissionären gehörten die Buchhändler Ketteler von Köln, Andreas Schütz in Kassel, Lukas Blum in Münster, Luxer in Prag sowie ungenannte Buchhändler in Fürth und Salzburg[159]. Cholin legte also ein weitverzweigtes Netz von Kanälen an, durch die er seine Ware auch außerhalb der Messen in die Hände der Käufer brachte.

Bis zur Übernahme des Geschäftes durch Cholin hatte der Schönwettersche Verlag seine Struktur nicht gewandelt. Theobald und Gottfried Schönwetter hatten das in Frankfurt übliche System des Messbuchhandels beibehalten. Obwohl hier und anderswo auch der Kommissions- und Sortimentsbuchhandel schon frühzeitig eine Rolle spielte[160] und den Großverkehr an den Messplätzen, wie Frankfurt, Leipzig, Nürnberg, Strassburg, Basel, Augsburg usw. mit der Zeit immer mehr bedrohte, fand man in Frankfurt lange nicht den Übergang vom Messhandel zu moderneren Handelsmethoden, und auch die Schönwetter blieben allesamt bei den altgewohnten Gepflogenheiten des Platzhandels. Cholin jedoch gab sich nicht damit zufrieden und beschritt neue Wege. Er unterhielt mit seinen Autoren, Geschäftspartnern und Kunden einen regen Schriftwechsel[161].

Auf dem Gebiet des reinen Handels scheint allerdings seine größte Stärke gelegen zu haben; die verlegerische Seite des Geschäfts war ihm nicht in gleicher Weise vertraut, denn durchweg sind es die alten Schönwetterschen Titel, die er weiterhin in den Handel brachte, teils auch in neuen Auflagen, die er vor allem in Mainz, Aschaffenburg und Bamberg drucken ließ. Darunter befand sich eine Anzahl theologischer Werke[162].

Ob die Erweiterung des Geschäftes bis zu weit entlegenen Orten den erwarteten Erfolg brachte, läßt sich nicht beurteilen. Sicherlich brachte es erhebliche Vorteile, wenn die Ware nicht nur an einer Stelle und während einer kurzen Zeitspanne zum Verkauf angeboten, sondern an verschiedene Plätze gebracht wurde. Andererseits waren die Bücher, wenn sie fremden Händen anvertraut wurden, der größten Unsicherheit ausgesetzt: sowohl auf dem Transport wie durch Nachlässigkeit, Unachtsamkeit und Laxheit der Händler. Von dem Kommissionär Ketteler aus Köln ist überliefert, daß er sich eines Betruges gegen Cholin schuldig machte[163]. Bei den in der damaligen Zeit schwer zu überwindenden Entfernungen mag der eine oder der andere Kommissionär, sobald er seinem Lieferanten den Rücken gekehrt hatte, mit der ihm anvertrauten Ware willkürlich geschaltet und es mit der Abrechnung nicht sehr genau genommen haben. Cholins Nachfolger Martin Schönwetter führte den kommissionsweisen Handel jedenfalls nicht weiter.

Im Jahre 1680, nach dem Tode seiner Frau, gab Cholin das Frankfurter Geschäft auf und verließ Frankfurt[164]. Er muß sich mit der Familie seines Stiefsohnes Johann Martin Schönwetter, dessen unverträglicher Charakter auch anderweitig von sich reden machte[165], überworfen haben, denn eine Zeitlang wußte man nichts über Cholins Verbleib und konnte »über vielfältiges Nachfragen von demselben nichts sichers in Erfahrung bringen«. Er ließ sich in Fürth nieder, wo er ein eigenes Haus besaß und schon über Handelsbeziehungen verfügte[166]. Er begründete dort einen neuen Buchhandel, der nach seinem Tode (1683) in die Hände Martin Schönwetters überging und von ihm eine Zeitlang weiterbetrieben wurde. Aus den drei Fürther Jahren sind keine Cholinschen Verlagswerke bekannt. Cholin fühlte sich wohl zeitlebens mehr zum Buchhandel hingezogen als zur Verlagsarbeit und kehrte gegen Ende seines Lebens wieder zu diesem seinem eigentlichen Berufe zurück.

Rund fünfzig Jahre, nachdem der Begründer des Verlages, Johann Theobald Schönwetter, sich zur Ruhe gesetzt hatte, war die folgende Generation, die sein Werk fortsetzte, von der Lebensbühne abgetreten. Dieser Generation, die auf einem mit

[158] In Köln druckte von 1555–87 sein Urgroßvater Maternus Cholin, ein Geschäftsfreund Plantins. Bis 1606 führte sein Sohn Goswin das Unternehmen weiter. Dessen Sohn Peter, Johann Arnolds Vater, war bis 1636 als kurfürstlicher Hofdrucker tätig. Vergl. Kapp S. 106 u. 229

[159] HHStA. Wien Den. ant. 808

[160] Schon die Frühdrucker Peter Schöffer in Mainz und Anton Koberger in Nürnberg richteten auswärtige Filialen ein. Im 17. Jahrh. betrieb der bekannte Augsburger Buchhändler Georg Willer einen ausgedehnten Buchgroßhandel neben seinem Sortiment. Vergl. Kapp S. 265 ff

[161] Soweit er erhalten ist, veröffentlichte ihn Georg Buchwald in: Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels XX/1898 S. 86–108

[162] U. a. Theologia scholastica des Becanus, Mainz 1663; Juglaris, Hortus quadragesimale, Mainz 1667; Laymann, Theologia Moralis, Bamberg 1669; Kisel, Corona stellarum duodecim, Bamberg 1672.

[163] HHStA. Wien Den. ant. 808

[164] ebd. Siehe auch Impr.

[165] HHStA. Wien Den. ant. 808

[166] ebd.

schwungvollem Unternehmungsgeist errichteten, aber noch schwankenden Fundament weiterbauen mußte, gelang es, ein Verlagshaus zu errichten, das sich mit den bedeutendsten Frankfurter Unternehmen messen konnte. Gottfried Schönwetter, der früh verstorbene zweite Inhaber, führte das Verlagsgeschäft aus dem ruinösen Zustand ständiger finanzieller Krisen heraus. Seinem Wirken ist an erster Stelle zuzuschreiben, daß nach dem Auf und Ab der ersten Jahrzehnte eine stetige Entwicklung einsetzte und das Geschäft in wenigen Jahren ein solides Gefüge erhielt. Er baute dem Verlag nicht nur ein stattliches Haus, sondern brachte auch eine reiche Ernte ein. Durch Klugheit und zielbewußte Arbeit gelang es ihm, seiner Firma ein gutes Ansehen zu gewinnen und eine dauerhafte Blütezeit herbeizuführen. Seine Frau führte sein Lebenswerk während der Jahre ihrer Witwenschaft mit viel Geschick fort und konnte es in seinem Stand erhalten. Sein Nachfolger in der Ehe und im Geschäft, Johann Arnold Cholin, weitete endlich den Handel über Frankfurt hinweg aus durch die Begründung von Filialen an weit entfernten Plätzen.

IV.

ZWEI LINIEN DES HAUSES SCHÖNWETTER: JOHANN BAPTIST UND JOHANN MARTIN

Johann Gottfried Schönwetter hinterließ zwei Söhne. Der eine, Johann Baptist, war seit 1664 als selbständiger Verleger tätig; der andere, Johann Martin, arbeitete zunächst in dem Verlagshandel seiner Mutter mit, der von seinem Stiefvater Cholin geführt wurde, bis er dieses Unternehmen selbständig unter seinem Namen weiterführte.

1. Johann Baptist Schönwetter und seine Nachfolger

Aus der zweiten Ehe Gottfried Schönwetters mit der Mainzerin Anna Maria Thein stammend, war er dessen ältester überlebender Sohn. Bei dem Tode des Vaters (1656) war er 14 Jahre alt und wurde wie auch seine jüngere Schwester Maria Katharina der Vormundschaft des Mainzer Ratsherrn Emanuel Kummert und des Frankfurter Barbiers Johann Stollhofen unterstellt. Die Auseinandersetzungen über die Erbteilung des väterlichen Handels zogen sich bis zum Jahre 1662 hin[167]. Zwei Jahre darauf konnte Johann Baptist dann seine ersten Verlagswerke erscheinen lassen, die wieder mit dem alten Verlegernamen versehen waren.

Er entfaltete eine rege verlegerische Tätigkeit. Es scheint, als hätte sich in ihm der wagemutige Unternehmungsgeist seines Großvaters Johann Theobald mit der überlegenen Planung seines Vaters Gottfried gepaart. Die durchschnittliche Zahl der jährlich herausgebrachten Schönwetterschen Verlagswerke erreichte unter seiner Geschäftsführung einen zweiten Höhepunkt. Theologische Werke nahmen in seiner Produktion den ersten Platz ein. Meist ließ er sie bei dem Mainzer Hof- und Universitätsdrucker Nikolaus Heil drucken. In Frankfurt druckten vor allem Matthaeus Kempfer und Balthasar Christoph Wust für ihn. Letzterer führte, z. T. in Gesellschaft mit David Zunner, eine letzte Blüte des Frankfurter Buchhandels herbei, bevor die alte Buchhandelszentrale ihren Rang endgültig an Leipzig abtreten mußte. An diesem Aufschwung nahm Johann Baptist Schönwetter tätigen Anteil. Er ließ auch das von jeher bevorzugte Hauptwerk seines Hauses, die Veröffentlichung der Acta publica, in großem Umfang wiederaufleben, deren Druck zunächst von Wust, später von Wilhelm Serlin in Frankfurt ausgeführt wurde.

Katholische Gelehrte und Geistliche zählten, wie Dietz[168] an Hand des Nachlaßinventars feststellen konnte, zu seinen Hauptkunden. Lebhafte Beziehungen entwickelten sich zu Abnehmerkreisen in Wien. Wie sein Vater, so betrieb auch Johann Baptist Schönwetter hauptsächlich Verlagshandel. Seine vielversprechende Wirksamkeit war auf ein kurzes Jahrzehnt beschränkt; im Alter von 31 Jahren setzte der Tod seinem Schaffen ein Ende, nachdem er 38 nachgewiesene Werke herausgebracht hatte.

Im folgenden Jahre, 1673, heiratete seine Witwe den katholischen Frankfurter Buchhändler Johann Peter Zubrod. Dieser erfreute sich beim Mainzer Hofe eines so großen Ansehens, daß der Kurfürst ihn 1679 zu seinem Unterbibliothekar in Frankfurt ernannte mit dem Auftrag, das erzkanzlerische Interesse am Buchhandel wahrzunehmen[169]. Seine Treue zur katholischen Kirche veranlaßte ihn aber, das geschäftliche Interesse zu vernachlässigen, indem er seinen geistlichen Kunden, die zum großen Teil in Wien saßen, zu hohe Kredite einräumte. Als er nach einem Jahrzehnt starb, hinterließ er katastrophale Zustände. Wie Dietz[170] dem Nachlaßverzeichnis entnehmen konnte, hatten sich unter seiner Geschäftsführung Schulden in Höhe von 34265 Talern angesammelt, davon die Hälfte bei einheimischen Juden. Ihnen war ein Teil seines Bücherlagers verpfändet, ein anderer Teil dem Händler Jakob Herss[171]. Zur Tilgung der Schulden wurde seine Hinterlassenschaft liquidiert, wobei die Vormünder seines Stiefsohnes Johann Baptist Schönwetter II Mühe hatten, für ihr Mündel das ihm zustehende Erbteil zu retten. Das gesamte Eigentum Zubrods und seiner Witwe wurde veräußert[172]. Zu seiner Hinterlassenschaft gehörten auch 1500 meist Wiener Kommissionsbücher[173]. Zubrod betrieb also neben dem Verlag auch einen regen Sortimentsbuchhandel. Seine Verlagstätigkeit erstreckte sich auf theologische, medizinische und juristische Werke[174]. Seine nur ein knappes Jahrzehnt währende Geschäftsführung erwies sich als so verderblich, daß das Unternehmen sich davon nicht wieder erholte. Als die zweimalige Witwe 1683 den Buchhändler Johann Mel-

[167] St. A. Ffm Schöffenratsprot. 1659–62

[168] Handelsgesch. III S. 130

[169] StA. Ffm Zens. Buchdr. Presse 30 Ugb A 95 D

[170] Handelsgesch. III S. 132

[171] HHStA. Wien RHR. Ant. 938/24

[172] ebd.

[173] Dietz Handelsgesch. III S. 132

[174] u. a. von dem Mainzer Augustinermönch Bruno Neusser eine Ausgabe des hl. Augustinus und den Tractatus de horis canonicis; die Steganographia des Joh. Trithemius (1676); den katholischen Katechismus des Dietrich v. Münster (1677): Ars christianae perfectionis opera von Pallavicini (1677); Historischer Processus Juris von dem Nürnberger Advokaten Jakob Ayrer (1680); De maligna febre paroxisante opus consultationes von Moraeus (1670); Specimen Medicinae sinicae von Andr. Cleyer (1682).

chior Bencard heiratete, hofften beide wohl, mit Hilfe seiner Dillinger und Augsburger Verwandtschaft ein neues Unternehmen aufbauen zu können. Bencard verlegte sich hauptsächlich auf den Sortimentsbuchhandel. Daneben gab er jährlich Fortsetzungsbände der Acta publica heraus und führte damit das Werk Johann Baptist Schönwetters weiter. Wie Dietz[175] angibt, befanden sich unter seinem Nachlaß 26000 Sortimentsbücher und 121 Verlagswerke in 12400 Exemplaren. Es gelang Bencard aber nicht, den Handel zu seiner alten Bedeutung zurückzuführen.

Johann Baptist Schönwetter II blieb darum auch nicht in Frankfurt. Die umfangreichen Geschäftsbeziehungen, die sein Vater und seine beiden Stiefväter zu ihren Handelspartnern in Wien unterhielten, werden ihn veranlaßt haben, in dieser Stadt ein günstigeres Fortkommen zu suchen. Darin hatte er sich auch nicht getäuscht[176].

Er verstand es, die Gunst und die Unterstützung des Wiener Hofes zu gewinnen. Am 10. 2. 1702 wurde ihm ein Privileg erteilt für die Herausgabe der »k. k. Staats- und Standeskalender mit Inserirung aller hohen und niederen Dicasterien, Raths-Collegien und Instanzen, Hofstäbe als die Wappen-, Stand- oder Tafel-Kalender« und des »Wienerischen Andachtsbüchls oder Festcalenders mit allen vorfallenden Hof- und Kirchenfesten, sambt allen denkwürdigen Ceremonien und Solemnitäten mit oder ohne Kupfer« und ferner des »wochentlichen Wienerischen Diariums, Enthaltend alles Denckwürdige, so von Tag zu Tag so wohl in dieser Kayserl. Residentz-Stadt Wienn selbsten sich zugetragen, als auch von andern Orthen auss der gantzen Welt allda nachrichtlich eingetroffen«.

Diese Wochenzeitung, die seit dem 8. August 1703 zweimal wöchentlich erschien und die verschiedensten Lokalnachrichten vermittelte, brachte Schönwetter ein ansehnliches Vermögen ein, dessen Höhe er selbst mit 134000 Gulden bezifferte. Dazu gehörten mehrere Häuser und Landgüter.

Im Jahre 1715 kaufte er die Hofbuchdruckerei der Erben Cosmerovi, die sich früher wegen Nachdruckes über ihn zu beklagen hatten. Im folgenden Jahre (1716) erhielt er den Titel eines Universitäts- und Hofbuchhändlers, und 1719 wurde er zum Kaiserlichen Hofbuchdrucker ernannt. Die Druckerei versah ein Faktor; außer diesem beschäftigte Schönwetter im Jahre 1721 einen Translator und Korrektor, einen Sollizitator, sieben Gesellen, sieben Jungen und einen Tabellarius und Heizer. Die Druckerei befand sich zunächst im Haus zum »Roten Igel« und später im Regensburger Hof. Neben dem Wienerischen Diarium, das seine beste Einnahmequelle war, druckte er hauptsächlich zeitungsähnliche Berichte über Zeitereignisse, Kriegshändel und Staatsaktionen.

Nachdem Schönwetter sich innerhalb von zwei Jahrzehnten eine glänzende Position verschafft hatte, brachte er sich durch »Unmanier« und Halsstarrigkeit um die Gunst des Hofes und schließlich vollends um Hab und Gut. Als eine kaiserliche Kommission, um den Neubau der Hofbibliothek zu finanzieren, eine Steuer auf Zeitungen und Kalender legte, verweigerte Schönwetter die Zahlung. Daraufhin wurde ihm 1721 das einträgliche Privileg für das Wienerische Diarium entzogen. Damit begann ein geschäftlicher Rückgang, der damit endete, daß die Universität auf Drängen seiner Gläubiger die Druckerei versteigerte (28. 1. 1741). Schönwetter starb bald darauf, am 7. April 1741.

Das Schicksal Johann Baptist Schönwetters hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem seines Urgroßvaters Johann Theobald. Beiden fehlte es nicht an Initiative und Geschäftsgeist, und beide begründeten ein Unternehmen, das zu außergewöhnlichen Hoffnungen berechtigte. Aber beiden wurde ihre Maßlosigkeit zum Verderben.

Dem Zweig des Hauses Schönwetter, der mit Johann Baptist I begann, war keine lange Lebensdauer beschieden. Als nach seinem frühen Tode das Geschäft in fremde Hände kam, war sein Schicksal besiegelt. Damit hatte es in Frankfurt aufgehört zu bestehen. Nach einer neuen, aber kurzen Blüte in Wien ging es vollends zugrunde.

2. Johann Martin Schönwetter.

Das Ende des Frankfurter Verlaghauses

Der zweite lebende Sohn Gottfried Schönwetters, Johann Martin, fand in der Literatur bisher kaum Beachtung, obwohl er einer der interessantesten Vertreter seiner Familie ist.

Im Geschäft seines Stiefvaters Cholin aufgewachsen, ließ er sich dessen Bevormundung nicht lange gefallen. Von seinem 25. Lebensjahr ab, seit 1677, ließ er unter seinem Namen eigene Verlagswerke erscheinen, von dem Ehrgeiz beseelt, dem Namen Schönwetter neuen Glanz zu verleihen: »Cum enim familia Schönvvetteriana plurimis iam annis rei tractatione librariae inclaruerit: Ego illius sicut nominis, ita & Artis negotiationisque haeres laudabilibus antecessorum meorum vestigiis insistendi cupidus« heißt es in seiner Widmung der Neuauflage von Hörnigks »Stella notariorum« an den Erzbischof von Mainz, mit der er einen alten Gönner seiner Familie ehrte.

Die Zusammenarbeit mit Cholin verlief nicht reibungslos. Den weitverzweigten Buchhandel, den dieser betrieb, billigte Martin möglicherweise nicht; jedenfalls führte er ihn nicht weiter, als er alleiniger Eigentümer des Geschäftes wurde, sondern widmete sich wieder ausschließlich dem Buchverlag, wie es der Schönwetterschen Tradition entsprach. Seiner starken Neigung zur Rechthaberei entsprechend, wird er auf seine Rechte als Erbe seines väterlichen Unternehmens gepocht haben; anders kann man es sich jedenfalls kaum erklären, daß Cholin im Jahre 1680 den Handel an seine Stiefkinder abtrat und, ohne über seinen Verbleib Nachricht zu hinterlassen, von Frankfurt verschwand.

Nach dem Tode Cholins im Jahre 1683 entwickelte sich sofort ein Wust von Prozessen um die Erbschaft, einerseits zwischen den Schönwetterschen und Cholinschen Erben, andererseits zwischen Martin und dem Mann seiner Schwester Magdalena Katharina, dem kurmainzischen Regierungssekretär Johann Heinrich Nebel. Im Interesse einer erfolgreichen Prozeßführung gegen die beiden Söhne Cholins verglichen sich Schönwetter

[175] Handelsgesch. III S. 133

[176] Vergl. Castle S. 71 ff

und Nebel einstweilen und erreichten, daß ihre jugendlichen Gegner sich mit einer Zahlung von je 200 Reichstalern für abgefunden erklärten und alle Dokumente und Akten auslieferten[177]. Diesem im Jahre 1688 zustande gekommenen Vergleich folgte die weitere Auseinandersetzung zwischen Schönwetter und Nebel, die den Himmel bis 1712 bewölkte, also volle 29 Jahre währte. Einiger hundert Taler wegen, um die Schönwetter zu kurz gekommen zu sein glaubte, bemühte er alle Gerichtsinstanzen bis zum Reichshofrat. Nach dem ersten Vergleich zwischen ihm und seinem Schwager im Jahre 1685 fällte das Mainzer Hofgericht sein Urteil im Jahre 1699, nach dem die Hinterlassenschaft, soweit sie bekannt war, unter beide aufgeteilt wurde und Schönwetter das Juramentum manifestationis über evtl. noch zurückgehaltene Werte schwören sollte. Dagegen legte er Berufung ein; das Mainzer Appellationsgericht bestätigte das 1. Urteil aber im wesentlichen, ebenfalls dann das Revisionsgericht, das die Liquidation anordnete. Auf dessen Verfügung hatte Schönwetter eine genaue Spezifikation der gesamten verteilten und unverteilten Hinterlassenschaften anzufertigen, die durch seine unverhohlenen Äußerungen von Hohn und Spott zur Farce wurde. So benannte er als unverteilte Erbschaft nur wertlosen Kleinkram, wie z. B. 10 leere Kisten, »zwei Armbrüste mit einem Kästlein darinnen 11 Pfeil, welches von 60 undt mehr Jahren fasthero in des Vatter seel. Schies Schannz auf dem Graben gelegen« sowie alte Kapitalbriefe aus großväterlichen Zeiten. Im Verlaufe der Liquidation erhob er erneut Protest gegen die Kommission, die in ihren Handlungen sich nicht nach dem Urteil richte, sondern nach Willkür verfahre, um ihn zu schädigen. Seine Argumente suchte er durch ein Gutachten der Juristenfakultät von Tübingen und Heidelberg zu stützen. Er wandte sich an den Reichshofrat in Wien, der eine nochmalige Prüfung der Angelegenheit anordnete, wodurch die Geduld der Mainzer Richter, die sich jahrzehntelang mit dem leidigen Fall befassen mußten, auf eine harte Probe gestellt wurde. So beklagten sie sich denn auch in einer Eingabe an den Kaiser darüber, daß man dem Kläger immer wieder Gehör schenke, nachdem der Prozeß durch drei Instanzen gegangen und immer gegen Schönwetter entschieden sei, der als Querulant bekannt und nur darauf aus sei, Unruhe und Ärgereien zu verursachen. Der Reichshofrat schloß sich denn auch den Mainzer Urteilen an und wies Schönwetter endgültig ab.

Die väterlichen Besitzungen wurden zum größten Teil veräußert. Das Cholinsche Haus in Fürth bezog Martin Schönwetter vorübergehend und erwarb dort auch das Bürgerrecht. Einen Teil der Frankfurter Bücher schaffte er dorthin. Was ihn dazu veranlaßte, läßt sich nur vermuten. Entweder hatte er die Absicht, seinen Schwager hinters Licht zu führen, indem er sein und Cholins Eigentum durcheinanderbrachte und überhaupt die Nachlaßverhältnisse verwirrte, oder er betrachtete den von Cholin hinterlassenen Handel als so lohnend, daß er ihn fortführen wollte. Wie dem auch sei, nach einiger Zeit kehrte er Fürth wieder den Rücken; im Jahre 1688 war er jedenfalls wieder in Frankfurt ansässig, behielt aber das Haus in Fürth bei.

[177] Diese und die folgenden Ausführungen beziehen sich, soweit nicht anders angegeben, auf die Reichshofratsakten Den. ant. 808 im HHStA. Wien

Die endlosen Streitigkeiten taten seinem verlegerischen Schaffen keinen Abbruch. Neben theologischen brachte er vor allem auch zahlreiche naturwissenschaftliche Werke heraus, besonders die des Jesuiten Kaspar Schott. Beim kurfürstlichen und am kaiserlichen Hof erfreute er sich, entsprechend der alten Familientradition, eines hohen Ansehens. Am 14. März 1697 gab Kaiser Leopold in einem Dekret seine Ernennung zum Assessor bei der kaiserlichen Bücherkommission in Frankfurt bekannt[178] Dabei wurde ihm aufgetragen, seine besondere Aufmerksamkeit auf die Ablieferung der Pflichtexemplare und die Eintreibung der Frachtkosten zu richten. Aber auch um den protestantischen pfälzischen Hof in Heidelberg erwarb er sich Verdienste, die den Kurfürsten Johann Wilhelm veranlaßten, ihn auf sein Gesuch im Jahre 1701 zum Hofkammerrat cum voto et sessione zu ernennen[179]. Diese ehrenvolle Berufung hatte zur Folge, daß Schönwetter seinen Wohnsitz nach Heidelberg verlegte, während das Geschäft weiterhin in Frankfurt verblieb.

Nach seinem Tode (1718) übernahm seine Witwe Katharina geb. Martinengo den Verlag. Da sie aus einem Frankfurter Handelshaus stammte, war sie wohl imstande, die Geschäfte auch ohne männliche Hilfe weiterzuführen. Allerdings dürfte es sich nicht als sehr günstig erwiesen haben, daß sie es von Heidelberg aus tat. Sicherlich erwartete sie, daß ihr Sohn sich wieder in Frankfurt niederlassen würde, den sie zu seiner buchhändlerischen Ausbildung nach Strassburg und Venedig geschickt hatte[180]. Es kam jedoch anders.

Die Geschwister verkauften nach dem Tode ihrer Mutter, der Katharina Schönwetterin, die Verlagshandlung am 3. Dez. 1726 an den Wiener Buchhändler Georg Lehmann, worüber sie folgenden Vertrag abschlossen:

»Monsieur, Nachdem unser Bruder dermahlen die Handlung fernerhin fortzuführen, nicht mehr intentioniert; Deß haben wir uns unanimiter verabredet, auf folgende Conditionen und Preißen sothane Handlung dergestalten zu verkauffen, und abfolgen zu lassen, daß zu jedem Stückh so die Preißen angesetzt, so viel ausgeworffene Stückhe vor denen gegenüber specificirten Büchern durch und durch, jedes Stück à 15 Kr. anzunehmen übergeben wird, solte aber der Herr zu ein und andern Privilegien etwas mit uns sich verstehen wollen, so seyen wir ebenmäßig mit ihme zu contrahiren erbiethig, womit nebst dero ertheilende Specification unter beygesetzten couvert durch extra Post erwarttend, mit schönster Salutation beharren Monsieur votres affectiones Letteritiers Schönwetter«[181].

Damit war der Schlußpunkt unter eine über hundertjährige Verlagsgeschichte gesetzt. Johann Martin Schönwetter, der letzte Verleger seines Namens in Frankfurt, hatte dem Hause, gemäß seinem Vorsatz in jungen Jahren, neues Ansehen und hohe Ehren erworben. Mit ihm schwand der alte Ruf dahin. Während seine Witwe noch versuchte, das Unternehmen zu

[178] St. A. Ffm 360 Ugb. A 95 Z 5

[179] LA. Karlsruhe 77/8555. Über die »Commissionen«, die Sch. für die Hofkammer übernommen hatte, läßt sich nichts Näheres feststellen.

[180] HHStA. Wien, Impr.

[181] ebd.

erhalten, das sie als Frankfurterin mit Stolz erfüllte, gingen seine Kinder, dem alten Stammsitz der Familie entfremdet, eigene Wege.

Überblickt man die dreizehn Jahrzehnte der Verlagsgeschichte, so kann man nicht umhin festzustellen, daß die Schönwetter hervorragende Verlagsbuchhändler waren. Keinem von ihnen kann man die besondere Qualifikation für seinen Beruf absprechen.

War Johann Theobald der wagemutige Begründer, der aus dem Nichts eine umfangreiche Produktion hervorbrachte, so wußte sein Sohn Johann Gottfried das Erbe zu vergrößern und dem Geschäft durch seine Untadeligkeit Vertrauen und Ansehen zu erwerben. Seine Söhne Johann Baptist und Johann Martin standen ihm an Tüchtigkeit nicht nach. Leider war dem ersteren nur eine kurze Frist vergönnt, innerhalb deren er seine Fähigkeiten beweisen konnte. Das von ihm in jungen Jahren aufgebaute Werk ging durch die Unfähigkeit seiner Nachfolger zugrunde. Sein Halbbruder Johann Martin brachte es durch seinen und seiner Familie verlegerischen Ruf zu einem kaiserlichen Amt und zum kurpfälzischen Hofmann.

Alle diese eindrucksvollen Erfolge entsprangen nicht der Begünstigung durch die Bücherkommission und den kaiserlichen Hof. Sie waren nur möglich durch ein besonderes Können und außergewöhnliche Tatkraft. Wo menschliche Schwächen allzu deutlich zutage traten, versagte sich auch der geschäftliche Erfolg, und wo der Tod dem Wirken vorzeitig ein Ende setzte, gab es schwere, z. T. nicht wiedergutzumachende Rückschläge. Immer aber, wenn ein Schönwetter seinen Weg als Verleger begann, führte er ihn aufwärts wie die Schwingen den Adler in Johann Theobalds Signet.

V.

DIE VERLAGSKAPAZITÄT IM LAUFE VON DREIZEHN JAHRZEHNTEN

Im folgenden Abschnitt soll der Versuch unternommen werden, an Hand des im Anhang beigefügten Katalogs eine Verlagsstatistik aufzustellen. Bei ihrer Auswertung ist zu berücksichtigen, daß der Katalog nur die nachgewiesenen Schönwetterschen Verlagswerke enthält und daher unvollständig bleiben mußte. Trotzdem läßt sich doch ein ungefähres Bild vermitteln, da man annehmen darf, daß sich die nicht nachgewiesenen, d. h. unbekannten Titel einigermaßen gleichmäßig auf den behandelten Zeitraum verteilen, so daß zwar die für die einzelnen Jahre angegebenen Zahlen im allgemeinen zu niedrig sind, das Gesamtergebnis aber nicht wesentlich verzerrt sein dürfte.

Der Katalog benennt für

Johann Theobald	von 1598-1632	156 Werke =	rd. 4,6 im Jahr
Johann Gottfried	von 1628-1656	79 Werke =	rd. 2,8 im Jahr
Joh. Gottfr. s Witwe	von 1657-1663	38 Werke =	2 im Jahr
Johann Baptist I	von 1664-1673	39 Werke =	3,9 im Jahr
Johann Martin	von 1677-1716	23 Werke =	1,8 im Jahr
Joh. Martins Witwe	von 1720-1723	4 Werke =	1´ im Jahr

Setzt man anstelle dieser Zahlen diejenigen ein, die laut Schwetschke dem Meßkatalog entnommen sind, so ergibt sich dagegen folgender Jahresdurchschnitt:

Johann Theobald	440 Werke =	12,9 im Jahr
Johann Gottfried	249 Werke =	rd. 8,9 im Jahr
Joh. Gottfrieds Witwe	58 Werke =	3,5 im Jahr
Johann Baptist	93 Werke =	9,3 im Jahr

Johann Martin und seine Witwe wurden hier nicht berücksichtigt, weil der Meßkatalog ihre Werke nur noch gelegentlich verzeichnet. Überhaupt sind die Zahlenangaben, die Schwetschke dem Meßkatalog entnahm, nicht unbedingt zuverlässig, da manche Titel mehrfach, andere gar nicht im Katalog veröffentlicht wurden. Im großen und ganzen ergibt sich aber aus dem Vergleich der beiden Tabellen eine annähernde Übereinstimmung in dem Auf- und Abstieg des Jahresdurchschnitts, auf den hier das besondere Augenmerk gerichtet werden soll.

Es zeigt sich also, daß Theobald in bezug auf die Produktionshöhe der erfolgreichste Verleger war und von seinen Nachfahren darin nicht mehr erreicht wurde. Sein Sohn Gottfried fiel demgegenüber erheblich zurück. Nachdem seine Witwe einen weiteren Abfall nicht aufhalten konnte (die Zeit nach der Geschäftsübernahme durch Cholin ist nicht berücksichtigt), brachte es Johann Baptist I zu einem erheblichen Aufschwung, der sich dem alten Stand unter Theobald wieder näherte. Johann Baptists vorzeitiger Tod beendete womöglich eine weitere Aufwärtsentwicklung. Dagegen setzte zur Zeit Johann Martins ein beträchtlicher Rückgang der Produktion ein, der auch unter seiner Witwe nicht zum Stillstand kam.

Die aufgezeigte Entwicklung entspricht in großen Zügen derjenigen des Frankfurter Buchhandels überhaupt. Johann Theobald Schönwetters erfolgreiche Verlagstätigkeit von der Jahrhundertwende bis etwa 1630 fiel in eine Zeit, in der der Frankfurter Buchhandel seine größte Ausdehnung und Bedeutung hatte[182]. Während der folgenden Jahre wirkten sich zunächst die Kriegsereignisse schädigend auf den Frankfurter Büchermarkt aus, besonders in der Zeit von 1630–1636, als die Stadt selbst in die Auseinandersetzungen verwickelt und von den Schweden besetzt wurde. Jedoch kam Frankfurt vergleichsweise wohlbehalten davon[183]. Johann Gottfried Schönwetters Produktion lag während der Zeit der schwedischen Besetzung ganz still. Nach dem Kriegsende erreichte sie wieder einen normalen Stand, was wieder der Entwicklung im Großen entsprach; denn nach dem Friedensschluß erholte sich der Buchhandel überraschend schnell, und Frankfurt erlebte von 1649–1660 einen neuen Höhepunkt seiner Bedeutung als Buchhandelsmetropole[184]. Daß die inneren Ereignisse des Verlagshauses Schönwetter (Tod Johann Gottfrieds 1656) einen entsprechenden Aufschwung zunächst verhinderten, ist erklärlich. Johann Baptist nahm aber dann wieder Anteil an der allgemeinen Aufwärtsentwicklung. Die zahlenmäßig auffallend schlechten Ergebnisse der Produktion Johann Martins endlich entsprechen

---

[182] Vergl. Dietz Handelsgesch. III S. 72 f; Kapp S. 791–95

[183] Vergl. Jaeck S. 289

[184] Vergl. Dietz Handelsgesch. III S. 115; Dietz, Büchermesse S. 23 f; Kapp S. 791–95

ebenfalls der Entwicklung der örtlichen Frankfurter Druckereien, die in der Zeit von 1680–1690 von einem katastrophalen Rückschlag heimgesucht wurden[185]. Auf Johann Martin Schönwetters Verlagstätigkeit mag es sich abträglich ausgewirkt haben, daß er mehrfach seinen Wohnsitz änderte (wie gesagt, verzog er vorübergehend nach Fürth und später nach Heidelberg) und sich außerdem dem Dienste des pfälzischen Hofes widmete. So bedeutet das letzte Jahrzehnt der Verlagsgeschichte bis zum Verkauf durch Martins Witwe im Jahre 1626 nur noch ein langsames Verlöschen des alten Glanzes.

Erstaunlich ist die Diskrepanz zwischen der Produktionsziffer Johann Theobalds und Johann Gottfrieds einerseits und ihrer jeweiligen finanziellen Lage andererseits. Zur Zeit der größten Bücherproduktion unter Theobald befand sich das Unternehmen in beständigen finanziellen Schwierigkeiten, während sein Sohn Gottfried ein namhaftes Vermögen erwarb, obwohl er durchschnittlich nur fast die Hälfte produzierte. Theobalds außerordentliche verlegerische Rührigkeit brachte zwar ein gutes Produktionsergebnis zustande; den finanziellen Ertrag aber muß eine allzu üppige und verschwenderische Lebensführung aufgezehrt haben.

Das Auf und Ab der Schönwetterschen Produktionskurve hing von zwei verschiedenen Faktoren ab: auf der einen Seite wurde sie bestimmt durch die persönliche Leistung des jeweiligen Verlagsinhabers und die Gunst oder Ungunst seines persönlichen Schicksals (Gottfried und Johann Baptist I konnten sich infolge ihres vorzeitigen Todes nicht voll entfalten). Auf der anderen Seite spielte die allgemeine Lage und die Gesamtentwicklung der Frankfurter Messe eine entscheidende Rolle. Zeiten eines allgemeinen Niederganges konnten an einem Unternehmen nicht spurlos vorübergehen, das als Teil eines größeren Gesamtorganismus untrennbar mit den Geschicken des großen Ganzen verflochten war. Aber auch die Phasen allgemeinen Wohlstandes und rege flukturierender Handelsgeschäfte wirkten sich auf das Einzelunternehmen aus, indem es sich die Konjunktur zunutze machen konnte, wie es z. B. bei Theobald und Johann Baptist I der Fall war.

VI.
VERLAGSPROGRAMM UND AUTOREN

Der Katalog der Schönwetterschen Verlagswerke läßt einen Überblick über das Schaffen der verschiedenen Verlagsinhaber zu[186].

Eine summarische Übersicht über ihre Produktion veranlaßte Dietz[187] zu der Bemerkung, die Verlagshandlung verdiene »insofern besondere Beachtung, als sie unter den Frankfurter Buchhandlungen die einzige gewesen ist, welche immer mehr in das Fahrwasser der katholischen Propaganda geriet und schließlich einer der wichtigsten Stützpunkte der Jesuiten am kaiserlichen Hof geworden ist«. Mit dieser Bemerkung trifft Dietz z. T. das äußere Erscheinungsbild, aber nicht den Kern der Sache.

Wenn man sich vor Augen hält, welche Bedeutung die religiösen Auseinandersetzungen in der Öffentlichkeit zur Zeit der Gegenreformation hatten, wird man sich nicht wundern, daß in der Schönwetterschen Produktion theologische Schriften einen breiten Raum einnahmen. Unter allen Wissenschaften war die Theologie an erster Stelle zur Entscheidung gerufen. Das fand seinen Niederschlag in der religiösen und theologischen Literatur, deren Ausmaß alle anderen Wissenschaftsgebiete weit übertraf[188]. Katholiken, Lutheraner und Kalvinisten lieferten sich mit der Feder ebenso erbitterte Kämpfe wie mit dem Schwert. Durchweg veröffentlichten Drucker und Verleger die Werke der Theologen ihres eigenen Bekenntnisses.

Das Schwergewicht des katholischen Buchhandels lag in Köln, wo besonders die alten Verlagsdruckereien Quentel und Mylius für die katholische Lehre eintraten[189]. Auch Mainz hatte in den Druckereien Albins und Lipps hervorragenden Anteil an der katholischen Publizistik. In Frankfurt dagegen war der zugewanderte Mainzer Theobald Schönwetter unter den Verlegern der einzige Anhänger der alten Lehre. Dieser Umstand allein brachte es schon mit sich, daß er auf die Zusammenarbeit mit protestantischen Druckern angewiesen war. So bietet denn auch der Katalog seiner Veröffentlichungen ein anderes Bild als das der ganz katholisch ausgerichteten Albinschen Offizin in Mainz. Der Schönwetterschen Produktion liegen offensichtlich liberalere Tendenzen zugrunde, wobei die katholische Grundhaltung gewahrt bleibt.

Bei Theobald Schönwetter fällt es schwer zu entscheiden, ob er überhaupt ein überzeugter Katholik war, wiewohl er das, wie oben gesagt, in zahlreichen Widmungsschreiben an katholische Würdenträger immer wieder versicherte. Jedenfalls stellte er das geschäftliche Interesse im allgemeinen höher als seine religiöse Überzeugung; zumal bei seinem Zeitungsunternehmen handelte er dem katholischen Interesse zuwider, und der Hauptmitarbeiter seines Verlages war Protestant. Die Reihe der theologischen Verlagswerke setzte erst mit dem Beginn der Zusammenarbeit zwischen Schönwetter und Albin ein, und höchstwahrscheinlich baute Schönwetter diese Zusammenarbeit aus wegen ihrer geschäftlichen Vorteile, weniger aber um der Verbreitung des katholischen Glaubens willen. Außer den Albinschen Drucken ist kein theologisches Werk in Theobald Schönwetters Produktion zu finden.

In den ersten Jahren seiner verlegerischen Tätigkeit bis 1606 überwog auffallend das juristische Schrifttum, so daß sich Schönwetter 1607 in seinem Antrag auf ein kaiserliches Privileg für den Druck seines juristischen Kommentars von Hermann Vultejus rühmte, daß er »nuhn eine Zeithero allerhandt guete Auctores vnd Scribenten sonderlich an der Juristenfakultet, nicht ohne schwehren Uncosten und Müehe, im offenen Truckh

[185] Dietz, Büchermesse S. 25

[186] Die biographischen und erläuternden Angaben zu den Autoren sind folgenden Werken entnommen: Christ. Gottl. Jöcher, Allgemeines Gelehrten-Lexicon, Bd. 1–4, Lpz. 1750/51, Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 1–56, Lpz. 1875 ff, Bernhard Duhr, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge, Bd. 1, Frbg. 1913. Lexikon für Theologie und Kirche, herausg. v. Michael Buchberger, Bd. 1–10, Freiburg 1930 ff.

[187] Handelsgesch. III S. 130

[188] Vergl. Kapp S. 796 ff

[189] Vergl. Kapp S. 93 ff

gegeben, vnd derohalben bey Gelährten hin vnnd wider, im guten bekandt worden« sei. Diese ausgesprochene Vorliebe für die Jurisprudenz, die in den späteren Jahren ganz in den Hintergrund trat, geht möglicherweise auf den Einfluß seines Schwiegervaters Johann Spieß zurück, der neben theologischen vorwiegend juristische Werke druckte.

Besonders in den ersten beiden Jahren (1598 und 1599) verzeichnet der Katalog fast ausschließlich juristische Literatur, und zwar vor allem verschiedene Sammlungen von Gerichtsentscheidungen. Neben den Schriften von Ambrosinus (Nr. 1), Ludovicus (Nr. 2 und 6), Mariliani (Nr. 3), Personalis (Nr. 7), Rosbach (Nr. 8), Sichard (Nr. 10), Valascus (Nr. 11) usw. verlegte Schönwetter auch einige mehrbändige Werke, wie die vom kursächsischen Hof bekämpfte Ausgabe der »Consultationes Saxonicae« (Nr. 9), die der Wittenberger Rechtsgelehrte Schneidewin, ein Schüler Martin Luthers, besorgt hatte, ferner die »Symphorema supplicationum« des Speyrer Advokaten Adrian Gylmann in fünf Folianten, (Nr. 19, 29, 38, 60) die in den Jahren bis 1610 mehrfach aufgelegt und 1614 um einen sechsten Band von Paul Mathias Wehner vermehrt wurden (Nr. 79), einem fruchtbaren Publizisten und Freund des Goldast, den er beim Sammeln kostbarer Bücher, Miniaturen und Manuskripte unterstützte; außerdem eine vierbändige Folioausgabe von Entscheidungen des Reichskammergerichts, besorgt von Johannes Meichsner (Nr. 31, 35, 36, 39). Aus der späteren Zeit (1628) ist noch der Kommentar des römischen Rechts des Heidelberger Gelehrten Bachofen v. Echt (Nr. 157) zu nennen, den Gottfried Schönwetter 1643 (Nr. 176) und seine Erben 1661 (Nr. 260) neu auflegten.

In Theobald Schönwetters Verlagskatalog sind auch medizinische Abhandlungen in größerer Zahl vertreten. Daß sie auf einen großen Käuferkreis rechnen konnten, zeigt die lebhafte Nachfrage nach diesen Büchern auf den Fastenmessen 1604 und 1605. Unter den Autoren finden sich in der Überzahl italienische Gelehrte der Universitäten Padua, Pisa und Bologna, die sich z. T. eines großen Ansehens erfreuten, wie die medici Victorius und Sassonia, Mercurialis, Augenius und Rossi. Befaßten sich ihre Werke mit der medizinischen Praxis, so setzten andere sich mit Fragen der galenischen und chemischen Pharmazie auseinander, so die Tractate der Leibärzte des französischen Königs, Quercetanus (Nr. 85) und Renodaeus (Nr. 86), der Thesaurus pharmaceuticus des Seniors des Frankfurter Collegium medicum Arnold Weickard (Nr. 132) und eine Abhandlung des Cornacchinus (Nr. 141). Die darin abgehandelten Streitfragen bewegten die Gelehrten und Ärzte in einer Zeit, als die empirische Methode der Wissenschaft neue Wege eröffnete und dadurch manche alte Lehre als Aberglaube entlarvt wurde.

In diese Richtung führte auch Roger Bacons Traktat »De arte Chymiae« (Nr. 28), den Schönwetter 1603 herausbrachte, und ein Werk des hochangesehenen und bewunderten Marburger Physikers Rudolf Göckel (Nr. 49), der neben seinem Freund Vultejus als der glänzendste Gelehrte seiner Universität galt. Auf dem weiten Gebiet der Naturwissenschaft mischten sich jedoch exakte Forschung und krasser Aberglaube, und ganz unkritische Veröffentlichungen und Wunderbücher fanden weithin einen großen Absatz. So konnte Schönwetter die von Maioli verfaßten Gespräche über die Elemente, Pflanzen und Tiere und über Naturerscheinungen aller Art und in allen Teilen der Welt immer wieder auflegen (Nr. 15, 46, 51, 58, 61, 70, 76 usw.). Dem Wunsche vieler Gebildeter nach Kenntnis ferner Länder diente auch eine Arbeit Kirwitzers über Kometenerscheinungen in Ostindien (Nr. 100) und ferner des Solinus Memorabilia mundi (Nr. 33). Das Gebiet der okkulten Wissenschaft war mit der »Daemonologia« des Torreblanca (Nr. 121) vertreten; im Meßkatalog 1604 kündigte Schönwetter einen »Ausszug der Secreten, Geheimnissen vnnd verborgenen Künsten« von Fioravanti an.

Der Bereich der klassischen Philologie und der Philosophie wurde nur wenig berücksichtigt. Das von Goldast bearbeitete Hauptwerk des Titus Petronius, das Satiricon, erschien 1610 bei Schönwetter (Nr. 63). Ein Lehrbuch der lateinischen Sprache von dem Augsburger Lehrer und Jesuiten Jakob Pontanus (Nr. 140) war für den Schulgebrauch bestimmt. Zwei philosophische Kommentare des an verschiedenen italienischen Universitäten lehrenden Philosophen Francesco Piccolomini (Nr. 26) und eine Abhandlung des Schweizer Philosophen Scherbius über die aristotelische Staatslehre (Nr. 64, Neuaufl. Nr. 150) bilden das ganze Repertoire philosophischer Schriften, die der Katalog aufweist.

Dagegen nimmt, wie schon erwähnt, die Theologie in Schönwetters Verlagskatalog einen hervorragenden Platz ein, seit sich die Zusammenarbeit mit Albin immer besser einspielte. Ihr bedeutendstes gemeinsames Werk war der Vulgata-Druck von 1609[190].

Diese Ausgabe war die erste in Deutschland, die nach den offiziellen Richtlinien des Tridentinum und nach Ablauf eines 1598 vom Vatikan erlassenen zehnjährigen Druckverbotes für ausländische Druckereien herausgebracht wurde. Diese Tatsache hob Schönwetter in der Widmung an Erzbischof Johann Schweikard besonders hervor: »Cum primus ego in Germania, Reuerendiss. et Illustriss. Elector, execudenda et iuxta Romanam editionem Sanctissimi Domini Clementis VIII. auctoritate et privilegio munitam repetenda, in me suscepissem, bonum factum fore Ecclesia et Reipub. speravi, si quibusdam quasi ornamentis et aemarum figurarum phaleris Lectorum pietatem prouocaverem, et aduersantes stomachos, qui nisi delitiis et oblectamentis conciliare non possunt, hisce veluti condimentis ad coeleste hoc pabulum adducerem«. Die frommen Männer, die ihm bei diesem Werk beigestanden hätten, könnten bezeugen, daß er weder Kosten noch Mühe gespart habe, um die Herausgabe durchzusetzen. Um sein Werk vor böswilligen Gegnern und Konkurrenten zu schützen, stellte er es unter den mächtigen Schutz des Fürsten, der den erzbischöflichen Stuhl seiner Heimatstadt inne hatte, und gedachte dabei vieler Wohltaten, die er von ihm und an der Mainzer Universität empfangen hatte.

Die Bibel wurde prächtig ausgestattet mit 140 Kupferstichen von Robert Boissard, Georg Keller, Theodor de Bry und Jakob de Zetter. Anscheinend war Schönwetter nicht in der Lage, den

190 Vergl. Falk, Der Mainzer Vulgata-Druck von 1609. In: »Der Katholik« Jg. 79, 1. Hälfte, S. 448-455

Druck allein zu finanzieren, denn er beteiligte den Frankfurter Verleger Jakob Fischer an der Ausgabe.

Die Kontroverstheologie, die in der Zeit starker religiöser Auseinandersetzungen sehr in den Vordergrund trat, war mit den mehrfach aufgelegten Schriften des Mainzer Dominikanerpriors und Heidelberger Generalpredigers Johann Andreas Coppenstein vertreten (Nr. 122, 125, 126, 127, 128, 133, 134), der auch ein exegetisches Werk (Nr. 144) zu der Schönwetterschen Produktion beisteuerte. Weitere alttestamentliche Kommentare verdankte der Verlag Petrus von Posen (Nr. 71), dem spanischen Jesuiten und Lehrer zu Salamanca und Alcala Christophorus Castro (Nr. 87, 88) und seinem Ordensbruder Caspar Sanchez (Nr. 89). Von einiger Bedeutung waren auch die in den späteren Jahren (ab 1626) herausgebrachten Schriften des Würzburger Universitätslehrers und späteren Kölner Predigers Sandäus (Nr. 131, 137, 138, 142, 147, 149, 154, 155), dessen Erklärungen der Mystik dem Angelus Silesius als Quelle für den Cherubinischen Wandersmann dienten.

Bildeten die theologischen, von Albin in Mainz gedruckten Werke einen Hauptteil von Theobald Schönwetters Produktion, so standen ihnen an Zahl die politischen und historischen Schriften doch nicht nach. Es scheint, als habe er dieses Gebiet besonders bevorzugt, da er sich ihm, unabhängig von einem bestimmten Drucker, besonders eifrig widmete. Sowohl in der Berichterstattung der politischen Tagesereignisse wie auf dem Gebiet der Geschichtschreibung leistete Theobald Schönwetters Verlag Bedeutendes.

Auf die Zusammenarbeit mit dem namhaften Publizisten und Historiographen Michael Kaspar Lundorp, der auch der Redakteur von Schönwetters Zeitung war, wird noch an anderer Stelle besonders einzugehen sein. Die politischen und religiösen Tageskämpfe zeitigten eine Flut von Flugschriften, in denen der Schreiber die Argumente seiner Partei verfocht, während er die Gegenpartei mit allen Mitteln herabzusetzen suchte. In diesen Streitigkeiten sahen Drucker und Verleger die Gelegenheit zu einem glänzenden Geschäft, und es ist kein Wunder, daß Schönwetter um seines Vorteils willen in der Wahl der Partei nicht eben standhaft war, wenn er einen guten Verdienst erhoffte. Hatte er doch, wie früher ausgeführt, seine geschriebenen und gedruckten Zeitungen besonders den Protestanten angeboten mit dem Hinweis, daß er über die geheimen Vorgänge an katholischen Höfen besonders gut informiert sei, was den Kaiser bald veranlaßte, ihm das Zeitungsprivileg zu entziehen. In der Folge verfochten Schönwetters politische Publikationen dann mehr und mehr das kaiserliche Interesse.

Ganz entschieden war das der Fall in den Flugschriften, die Schönwetter drucken ließ. Einige traten für Ferdinands II. böhmische Erbfolge ein (Nr. 99, 104, 105, 111), eine andere beschrieb seine Krönung zu Frankfurt (Nr. 96), andere griffen in die religiösen Auseinandersetzungen ein, wie z. B. die »Anhaltische Kanzlei«, eine Veröffentlichung von geheimen Dokumenten der Union, die man lange dem Jesuiten Jakob Keller zuschrieb [191]. Produkte ähnlicher Art dürfte Schönwetter in noch größerer Zahl auf den Markt gebracht haben, jedoch bedurfte es im allgemeinen besonders glücklicher Zufälle, damit diese Eintagsware nicht unterging.

Aber auch die anspruchsvollere politische und historische Literatur gehörte zu Schönwetters bevorzugten Verlagsobjekten. Der Schweizer gelehrte Vielschreiber Melchior Goldast von Haiminsfeld, ein Literat, der trotz seiner zahlreichen Veröffentlichungen auf theologischem, juristischem, philologischem und historischem Gebiet zeitweise in solcher Armut lebte, daß er »einmal neun gantze Tage ohne einen warmen Bissen« bei Wasser und Brot zubringen mußte, lieferte Schönwetter während seines Frankfurter Aufenthaltes eine Sammlung der Reichskonstitutionen, die 1607 mehrfach aufgelegt wurden (Nr. 42, 43, 44, 45). 1609 und 1612 erschien je eine Auflage der Dissertationes politicae des italienischen Historikers Ammirato (Nr. 56 und 68). Zweimal, 1613 und 1615, wurde auch der Thesaurus politicorum Aphorismorum des Lütticher Kanonikers Johannes a Chokier aufgelegt (Nr. 72 und 80). Die Historiopolitographie der Brüder Botoreus (Nr. 59) schilderte die politischen Ereignisse der Zeit der Jahrhundertwende.

Auf dem Gebiet der Geschichtschreibung veröffentlichte Theobald Schönwetter ein bedeutendes Werk, das »ab orbe condito« bis in seine Zeit reichte. Es handelte sich zunächst um die von Torniellus, Baronio und Spondanus verfaßten Annalen. Den ersten Teil bildeten die von Baronio bearbeiteten Annales sacri et profani (Nr. 67) des Ordensgenerals der Barnabiten, Augustus Torniellus, eine Art von Kommentar zu den historischen Büchern des Alten Testamentes von der Weltentstehung bis zur Zeit Christi. Diesem 1611 erschienenen Band folgten 1614 drei Auflagen der Annales ecclesiastici bzw. Annales sacri des Baronio, bearbeitet von dem Kirchenhistoriker Heinrich Spondanus, Bischof von Pamiers, der vom Kalvinismus zur katholischen Kirche übergetreten war. In diesen Annalen wird auf über tausend Folioseiten die Geschichte bis zum Jahre 1400 weitergeführt. Daß dabei die Geschichte der Kirche im Vordergrund stand, ist der Absicht des Kardinals Baronio zuzuschreiben, dem Flacius Illyricus eine Antwort auf seine Magdeburger Centurionen zu erteilen, worin dieser die Schändlichkeit des Papsttums und der Kirche anprangern wollte. Baronio konnte als Präfekt der Bibliotheca Vaticana auf ein reiches Quellenmaterial zurückgreifen und ein Monumentalwerk schaffen, das in chronikalischer Abfolge den Stoff bis zum Jahre 1198 umfaßte. Baronios Objektivität verdient noch heute Bewunderung; von seinen Zeitgenossen wurde er ihretwegen teilweise heftig befehdet. Als um die Jahrhundertwende die Bände nach und nach erschienen, wurde ihr Verkauf in Neapel unter Androhung der Galeerenstrafe verboten; denn der unparteiische Geschichtschreiber hatte darin die Spanier verärgert, indem er ihre Ansprüche auf Sizilien bestritt. Auch über die Unechtheit der Konstantinischen Schenkungsurkunde ließ er keinen Zweifel und brachte damit ihre Verteidiger für immer zum Schweigen[192].

Dieses von Torniellus, Baronio und Spondanus geschaffene vierzehn Jahrhunderte umfassende Geschichtswerk fand eine Ergänzung bis in die Gegenwart durch das Werk des Michael Kaspar Lundorp, so daß der Schönwettersche Verlag eine vollständige Weltgeschichte vorlegen konnte.

[191] Vergl. Koser, Kanzleienstreit, 1874, S. 5 ff; 5 6ff

[192] Vergl. Schnürer S. 108 f

Neben diesen gelehrten Werken für einen gebildeten Kundenkreis veröffentlichte Schönwetter eine große Zahl sonstiger Schriften, die der Katalog aufweist. Viele Dinge erscheinen darunter dem heutigen Betrachter als Kuriosa. Für die gebildeten Leser der Barockzeit gehörten diese Gegenstände aber ebenso zur Allgemeinbildung wie die Wissenschaften, Sprachen, Künste und der Okkultismus[193]. So ist auch die Vielseitigkeit von Theobald Schönwetters Verlagsprogramm zu erklären, der allen Interessen seiner gebildeten Kunden gerecht werden mußte. Dabei erhebt sich allerdings die Frage, ob man von einem Verlagsprogramm im eigentlichen Sinne überhaupt sprechen kann. Das würde nämlich voraussetzen, daß sich klar ein ausgewähltes Fachgebiet, etwa die Rechtswissenschaft oder die Theologie oder beides, abzeichnete, dem sich der Verleger mit ganz besonderem Nachdruck widmete, während zu diesem Grundtenor die übrige Produktion nur eine Art von Begleitung, vielleicht aus finanziellen Rücksichten mit eingestimmt, bilden würde. Dem ist bei Theobald Schönwetter aber nicht so. Seine Produktion war umfassend und läßt kein besonderes Spezialgebiet erkennen, wohl eine gewisse Hinneigung zur Historie und Politik. Ein Verlag ist eben hauptsächlich ein Geschäftsunternehmen, und es werden nur wenige Inhaber eines solchen sich mehr von ideellen als von praktischen Erwägungen leiten lassen, wenn es um die Frage geht, was produziert werden soll. So hat wohl auch bei Schönwetter der Gedanke den Ausschlag gegeben, welche Werke voraussichtlich den besten Absatz finden würden. Eine solche Haltung charakterisierte Immanuel Kant treffend, als er 1798 schrieb: »Ein erfahrener Kenner der Buchmacherei wird als Verleger nicht erst darauf warten, daß ihm von schreibseligen, allzeit fertigen Schriftstellern ihre eigene Ware zum Verkauf angeboten wird. Er sinnt sich als Direktor einer Fabrik die Materie sowohl als die Fasson aus, welche mutmaßlich... die größte Nachfrage, oder allenfalls auch nur die schnellste Abnahme haben wird.«[194]

Entsprechend verhielt sich auch Theobalds Nachfolger Gottfried Schönwetter. Allerdings kann man bei ihm einschränkend vermerken, daß er im allgemeinen eine strengere Wahl seiner Verlagswerke traf. Die Produktion bis zum Jahre 1630 wird man noch auf die Direktiven seines Vaters zurückführen müssen. Von 1635 an zeichnet sich klar die überlegte Planung im Schönwetterschen Verlagswerk ab, die auch in der Geschäftsführung zutage trat, als Gottfried den Verlag übernahm. Der Katalog der von ihm herausgebrachten Schriften zeigt, daß er sich von allzu geschäftiger Effekthascherei, aber auch von einer Vernachlässigung der kommerziellen Seite seines Unternehmens fernhielt, und daß er mit einem guten, ausgewogenen Verlagswerk den finanziellen Erfolg zu verbinden wußte. Er hielt seinen Standpunkt ein an jenem Grenzpunkt, wo geistige und wirtschaftliche Belange sich begegnen, wo der Verleger beiden gerecht werden muß als ein Teilnehmer an der Auseinandersetzung der Geister und als ein klug abwägender Geschäftsmann, der seinen finanziellen Vorteil zu wahren hat.

Seine Verlagsproduktion umfaßt die Gebiete der Historie, der Rechtswissenschaft, der Medizin, der Naturwissenschaft und der Theologie. Neuauflagen aus seines Vaters Produktion brachte er nur in beschränktem Umfang heraus. Dagegen nahm er eine Reihe z. T. umfangreicher Werke neu in sein Verlagsprogramm auf.

Hervorragende Geister seiner Zeit gehörten zu Gottfried Schönwetters Autoren. Die Naturwissenschaft war durch die Astronomen Johann Kepler (Nr. 163) und Tycho Brahe (Nr. 172) vertreten, ferner durch den Marburger Gelehrten Johann Hartmann, der dort den ersten Lehrstuhl für Chemie in Europa inne hatte. Auch ein Gegner der Kopernikanischen Lehre, der in Parma und Bologna lehrende Jesuit Riccioli ist mit einem Werk vertreten (Nr. 189). Er war zusammen mit dem Astronomen Grimaldi um einen Ausgleich zwischen der alten und der neuen Astronomie bemüht.

Pharmazeutische Streitfragen behandelten der westfälische Arzt Theodor Corbeius (Nr. 233) und Johann Daniel Horst, Professor in Marburg und Gießen und Physicus senior der Stadt Frankfurt. Der neapolitanische Arzt und Universitätslehrer Severinus lieferte ein medizinisches Werk (Nr. 225).

Wie sein Vater, so verlegte auch Gottfried Schönwetter eine Anzahl juristischer Werke, jedoch nicht mehr in so reichhaltigem Umfang. Neben einem Notariatshandbuch von Nikolaus Stein (Nr. 166) gab er ein ähnliches Buch des Bücherkommissars v. Hörnigk, mit dem Titel Stella notariorum (Nr. 174), heraus, ferner einen juristischen Kommentar des Marburger Professors Hieronymus Treutler (Nr. 207).

Gottfried Schönwetter trat auch mit einer Reihe von Geschichtsbüchern hervor. Statt der bändefüllenden Annalen wählte er übersichtliche zusammenfassende Werke, wie die Universalis historae profanae medulla des Pareus (Nr. 173) oder das Melleficium historicum des Heidelberger Historikers und Theologen Johann Lampadius (Nr. 193) und das gleichnamige Lehrbuch des Bremer Gymnasialprofessors Christophorus Pezel (Nr. 209). Das Theatrum Historiae von Helwig erschien in zwei Auflagen (Nr. 171 und 180). Eine Verherrlichung der Habsburger erschien 1653, verfaßt von Joh. Peter Lotichius (Nr. 221), der zeitweise als Arzt in Frankfurt tätig gewesen war und später als Professor in Rinteln und Marburg wirkte. Ein Geschichtswerk, in dem gezeigt werden sollte, »wie nun diese dess heiligen Römischen (Reichs), Desolation, vnnd täglich zugenommenen Untergangs die in der Christlichen Religion herfür gebrachte Irrungen, Ketzereyen, vnd jrrige Opiniones... die fürnehmbsten Ursachen gewesen«, steuerte Sigismund Freyberger bei (Nr. 234), worin er zeigte, wie religiöse Auseinandersetzungen oft zu kriegerischen Verwicklungen geführt hatten; in einem Nachwort verwahrte er sich vor der Kritik mit der Erklärung, »dass alles mich nicht angehet, vielmehr deren Scribenten Sach ist, die ihre Relationen in die Welt ausgestreuet: darumb wolle nicht mit deinem eygenen Schatten fechten: ich geh auss dem Streich vnnd Streit, biss wir wieder ein nagelnewen Krieg bekommen denn die Welt kann doch nicht ruhig seyn«.

Eine ironische Glossierung der Politik brachte Gottfried Schönwetter in dem Florilegium politicum Christoph Lehmanns heraus (Nr. 169 und 172), in dem der Speyrer Stadtschreiber und Schullehrer ein von vielen Zeitgenossen hochgeschätztes

---

[193] Vergl. Eckehard S. 32

[194] Kants Werke, Akademie-Ausgabe, Bd. 8 S. 436

Lexikon politischer Sentenzen, mit viel Witz kommentiert, zusammenstellte.

Ein zeitkritisches Werk verlegte Gottfried Schönwetter mit dem Somnium von Hans Michael Moscherosch, das er 1646 (Nr. 186) und 1649 (Nr. 206) herausbrachte. Moscherosch, bedeutend als Schriftsteller[195] und als Bibliophile[196], rückte mit dieser freien Bearbeitung der Suenos des Spaniers Quevedo den Schwächen seiner Zeitgenossen mit grimmigem Spott zu Leibe.

Die Dichtkunst war ferner mit einem Band des englischen Epigrammatikers John Owen (Nr. 200) vertreten, ferner mit einer Zusammenstellung von Gedichten deutscher und ausländischer Jesuiten (Nr. 229). Weiterhin brachte Gottfried eine Übersetzung des Decamerone heraus (Nr. 184), um 33 neue Novellen vermehrt (nicht um 100, wie auf dem Titelblatt angegeben ist).

Sehr umfangreich war die theologische Verlagsproduktion Gottfried Schönwetters. In mehreren Auflagen erschien die fünfbändige Moraltheologie Laymanns, des berühmtesten Moraltheologen unter den deutschen Jesuiten (Nr. 165 und 228). Auch mehrere Werke des Kontroversisten Martin Becanus, der in Würzburg, Mainz und Wien lehrte, wurden aufgelegt (Nr. 202, 203, 204). Nennt man daneben noch die Werke des Münchener Hofpredigers Jeremias Drexel (Nr. 174, 181), des spanischen, 1645 mit dem kurmainzischen Hof nach Frankfurt geflohenen Abtes und zeitweiligen Mainzer Weihbischofs Caramuel Lobkowitz (Nr. 185, 196, 197, 216, 226, 230) und des westfälischen Jesuiten und berühmten Moraltheologen Busenbaum (Nr. 220), so hat man mit diesen Schönwetterschen Autoren die einflußreichsten Theologen ihrer Zeit vereinigt.

Die Liste dieser und anderer theologischer Werke, sämtlich von dem Mainzer Nikolaus Heil gedruckt, legen den Gedanken nahe, daß Gottfried Schönwetter zur katholischen Kirche übergetreten war, der auch sein Vater und seine zweite und dritte Frau angehörten. Anders ist es auch kaum erklärlich, daß der Jesuitenorden ihm Druckprivilegien erteilte[197]. Eine für die damalige Zeit so weitgehende Toleranz wäre schwerlich von den Vertretern der katholischen Kirche geübt worden, wenn er der evangelischen Lehre angehört hätte.

Nach Johann Gottfrieds Tode beschränkte sich seine Witwe nicht darauf, die vorhandenen Bestände auszuwerten und in Neuauflagen herauszubringen, vielmehr erweiterte sie die Schönwettersche Produktion um etliche neue Titel. Daß sie das Verlagsgeschäft persönlich in die Hand nahm, geht aus einer Vorrede hervor, die sie dem deutsch-italienischen Wörterbuch des Levin Hulsius (Nr. 236) voranstellte und in der es heißt: »Alss hat jetzige Verlegerin, Schönwetterische Fraw Wittib, nach dem sie solch Buch erlaubter massen an sich bracht vnd ein Newes Kayserliches Privilegium darüber erhalten... dieses Dictionarium... in zuenen Truck kommen lassen.«

[195] Vergl. Flemming, Das Jahrhundert des Barock. In: Annalen der deutschen Literatur, herausg. v. H. O. Burger. Stuttgart 1952. S. 361 f

[196] Vergl. Bogeng, Die großen Bibliophilen. 1. Bd., Leipzig 1922, S. 254

[197] Für alle Werke von Ordensangehörigen war ein Privileg des Ordensprovinzials erforderlich

Eine Neuauflage von Guevaras Opera Historico-politica (Nr. 261), die schon Gottfried herausgegeben hatte, stand neben den »Drei Tractätlein« desselben Verfassers (Nr. 256), der als Bischof von Mondonedo und Hofprediger Karls V. in seinen Schriften eine Verbindung zwischen christlicher und stoischer Lebenshaltung zu gewinnen suchte, ein Ideal, dem in der Barockzeit viele hervorragende Gebildete nachstrebten. Neu erschienen verschiedene Abhandlungen des spanischen Jesuiten Molina (Nr. 249, 250, 251), der in der Kirchengeschichte eine bedeutende Rolle spielt als Begründer der von seinem Orden gegenüber den Dominikanern vertretenen Gnadenlehre. Sowohl Molinas als auch Guevaras Werk wirkten in der Geistesgeschichte des Abendlandes nach, wie man es wohl nur bei wenigen ihrer berühmten Zeitgenossen verfolgen kann[198].

Neu erschienen auch die Werke des Jesuiten Kaspar Schott (Nr. 238, 239, 245, 253, 254, 263, 268, 269, 271, 272), der physikalische Probleme abhandelte, aber auch magische Phänomene in unkritischer Weise schilderte. Zu nennen ist ferner noch das Sprachlehrbuch des Comenius (Nr. 264), dessen Bedeutung noch heute unbestritten ist.

Während der Jahre der Cholinschen Geschäftsführung änderte sich der Charakter der Verlagsproduktion nicht wesentlich. Ein anderes Bild bietet dann freilich das Werk Johann Baptist Schönwetters. Er gab fast nur theologische Werke heraus. Entgegen der bisherigen Schönwetterschen Gepflogenheit muß bei ihm eine Neigung bestanden haben, sich auf dieses eine Gebiet zu beschränken. Damit bildet er unter sämtlichen Vertretern seines Namens, die sich als Verleger hervortaten, eine Ausnahme. Denn die Mannigfaltigkeit des verlegerischen Werkes erscheint geradezu als ein Charakteristikum dieses Verlages zu einer Zeit, als das strenge Beharren auf der Tradition einer konfessionell bestimmten Verlagsarbeit gang und gäbe war. Da das Werk Baptist Schönwetters nur ein Jahrzehnt umfaßt, läßt sich im übrigen nicht absehen, ob er auf die Dauer seine Produktion nicht doch weiter ausgebaut hätte. Bemerkenswert unter seinen Titeln und aus dem Rahmen fallend sind die Opera omnia von Francis Bacon (Nr. 279), dem Begründer der empirischen Methode, die er in seinem Werk »Novum organon« zur Grundlage aller wissenschaftlichen Arbeit erklärte. Der Sonderfall Johann Baptists und das in diesem Sinne fortgesetzte Werk seiner Nachfolger Zubrod und Bencard veranlaßten Dietz zu dem eingangs dieses Abschnitts erwähnten Fehlschluß, er habe es hier mit einem Unternehmen zu tun, das im »Fahrwasser der katholischen Propaganda« und im Schlepptau der Geistlichkeit und der Bücherkommission vorübergehend zu einer gewissen Bedeutung gelangt sei. Daß Zubrod und Bencard die Tradition ihrer Vorgänger auch in anderer Beziehung unterbrachen, wurde schon in anderem Zusammenhang dargelegt, so daß man sie als typische Vertreter des Schönwetterschen Verlagsschaffens nicht gelten lassen kann. Zu dessen Bild gehört seit Theobalds Zeit bis zum Tode Martin Schönwetters, daß viele Wissensgebiete darin Platz fanden, und daß die Stimmen der verschiedensten Geister darin zum Ausdruck kamen.

Zubrod und Bencard veröffentlichten wie ihr Vorgänger Johann Baptist vorwiegend theologische Schriften. Sie gingen,

[198] Vergl. Schnürer S. 150 ff und 175 f

wie schon früher dargelegt, vom reinen Verlagshandel ab und richteten ihr Hauptinteresse auf den Sortimentsbuchhandel. Darum sei auf ihr verlegerisches Schaffen hier auch nicht näher eingegangen.

Johann Baptist Schönwetter II wandte sich in Wien, wo er als Hofbuchhändler und -drucker über die besten Informationsquellen verfügte, vorwiegend dem Druck und Verlag von kaiserlichen Mandaten (Nr. 337) und zeitungsähnlichen Schriften zu. Sensationsberichte, wie der Empfang eines türkischen Botschafters (Nr. 338, 346) oder die Strangulierung des Großwesirs (Nr. 340) vermittelten weiten Volkskreisen eine beliebte Lektüre.

Das verlegerische Schaffen Johann Martin Schönwetters läßt wiederum die Absicht erkennen, den Ansprüchen der verschiedenen Wissenschaften wie auch dem Lesebedürfnis des schlichten Volkes zu genügen. Dabei legte er nicht so großen Wert darauf, Novitäten zu verlegen, als vielmehr die bewährte Produktion seines Vaters und Großvaters in Neuauflagen herauszubringen. Auf theologischem Gebiet waren es Laymann (Nr. 312, 323, 330), Drexel (Nr. 319) und Guevara (Nr. 332), auf naturwissenschaftlichem Maioli und Kaspar Schott (Nr. 313, 314, 315, 316, 317, 327), auf juristischem Ludwig von Hörnigk (Nr. 310), auf deren Werke er vor allem zurückgriff. Auch ein beliebtes Hausbuch, die »Oeconomia ruralis« des Landwirtschaftslehrers Colerus aus Parchim, worin für alle Fragen des Haushalts, des Garten- und Ackerbaus, der Viehzucht, der Jagd und Fischerei usw. Anleitung und gute Ratschläge erteilt wurden, gab Martin Schönwetter in einer verbesserten Ausgabe heraus (Nr. 326). In Martins Verlagsproduktion lebte im Gegensatz zu der seines Halbbruders Johann Baptist I die alte Schönwettersche Tradition wieder auf, den Kunden ein vielfältiges Repertoire zu bieten. Anscheinend erkannte Martin Schönwetter, daß darauf die eigentliche Bedeutung des Unternehmens beruhte, das er in der dritten Generation zu einer neuen Blüte führen wollte.

Der Überblick über das Schönwettersche Verlagswerk seit seinen Anfängen zeigt wie ein Spiegel das Abbild der geistigen Strömungen des 17. Jahrhunderts. Er zeigt, daß der Verleger nicht nur ein geschickter Kaufmann sein mußte, sondern darüber hinaus durfte er es an Verständnis für die geistigen Bedürfnisse und Liebhabereien seiner Kunden nicht fehlen lassen. So charakterisiert es auch die Situation des Verlagshauses Schönwetter, wenn der Verleger Martin Hürlimann schreibt: »Die Stellung des Verlegers im Kultur- und Wirtschaftsleben war nicht immer die gleiche. Während der Dichter und Gelehrte seit erdenklichen Zeiten ihren festen Platz in der menschlichen Gesellschaft einnehmen, und während der Drucker, so sehr auch Technik und Geschmack sich fortwährend verändern mögen, seit Gutenberg grundsätzlich dieselbe handwerkliche Aufgabe erfüllt, schwankt das Bild des Verlegers von Generation zu Generation, von Land zu Land, von Firma zu Firma: Er ist selbst Drucker, Autor, Gelehrter, Buchhändler, Illustrator, Buchbinder, er ist Handwerker, Industrieller, ein feinfühliger Liebhaber, ein großspuriger Unternehmer, ein vornehmer Herr, ein armer Schlucker[199].« Damit trifft Hürlimann alle die Züge, die auch das Bild des Schönwetterschen Unternehmens kennzeichnen. Wenn auch das Niveau in den einzelnen Zeitabschnitten, entsprechend den Intentionen und Fähigkeiten der jeweiligen Inhaber, schwankte, so bewahrte das Verlagshaus doch stets Ansehen und Bedeutung als eines der hervorragendsten deutschen Unternehmen.

[199] Buch und Verlag. In: Atlantis, Heft 7/1954, S. 281

VII.
MICHAEL KASPAR LUNDORP ALS MITARBEITER DES SCHÖNWETTERSCHEN VERLAGES

Dem Publizisten und Historiographen Michael Kaspar Lundorp, der von etwa 1620 ab ein Hauptmitarbeiter Theobald Schönwetters wurde, hat Ernst Fischer eine eigene Arbeit gewidmet. Lundorps Veröffentlichungen sind darin eingehend und sehr sorgfältig beschrieben. Eine zusammenfassende Übersicht und einige Ergänzungen seien hier angefügt, um das Bild des Schönwetterschen Verlages abzurunden.

Lundorp (dessen Geburtsjahr nicht bekannt ist) war auf die Erträgnisse aus seiner schriftstellerischen Arbeit angewiesen, nachdem der Frankfurter Rat ihn 1607 wegen Unfleißes und Halsstarrigkeit aus seinem Amt als Praeceptor quintae classis der Lateinschule entlassen hatte. Die Unzufriedenheit der Behörde hatte er sich wohl dadurch zugezogen, daß er seine Zeit mehr für nebenamtliche Liebhabereien verwandte als für den Schuldienst. Er hatte sich nämlich dem seit 1606 in Frankfurt weilenden Gelehrten Melchior Goldast als Mitarbeiter bei der Bearbeitung und Herausgabe des Titus Petronius (1610 bei Schönwetter erschienen, Nr. 63) zur Verfügung gestellt. Nach seiner Entlassung gab er seine Wohnung bei dem Rektor des Gymnasiums auf und übersiedelte in das Karmeliterkloster in der Buchgasse gegenüber von Schönwetters Wohnsitz.

Zwei Werke waren es, die Lundorps Namen berühmt gemacht haben, nämlich die Continuatio Sleidani und die Acta publica. Beides sind Urkundensammlungen, in denen wichtige Dokumente, Verträge, Bündnisabmachungen, politische Streitschriften, gewechselte Noten und Depeschen veröffentlicht wurden.

Die Fortsetzung des Sleidan gehörte am Ende des 16. und im 17. Jahrhundert zu den meistgelesenen Büchern in Deutschland und über seine Grenzen hinaus. In einer französischen Broschüre über »la politique de la maison d'Autriche« (Paris 1658) wird sie als Beleg zitiert, und Waitz leitete in seiner Bearbeitung von Dahlmanns Quellenkunde der deutschen Geschichte (Göttingen 1869) den Abschnitt über die Wiederherstellung des Katholizismus (S. 157) mit Lundorps Arbeit ein. Zu seiner Zeit wurde sie in fast alle Sprachen übersetzt und immer wieder veröffentlicht, z. T. in gekürzten Auszügen, von verschiedenen Historikern bearbeitet und fortgesetzt. U. a. hatte auch Michael Beuther den Sleidan vor Lundorp herausgegeben, und Gotthard Arthus, Lundorps früherer Lehrer, brachte bei Latomus in Frankfurt eine Ausgabe heraus, die von 1609 bis 1683 dort erschien.

Die erste Ausgabe, die Theobald Schönwetter herausgab, erschien 1610 unter dem Titel: Commentariorum de statu religionis et republicae, Carolo V. Caesare, libri XXVI...« (Nr. 65).

Der Bearbeiter ist nicht bekannt. Dieser Ausgabe folgte im Jahre 1612 ein »Ernewerter Sleidanus«, von Michael Beuther von Karlstadt in deutscher Sprache bearbeitet[200], bei Wolfgang Richter gedruckt (Nr. 69). Eine dritte, erweiterte Ausgabe umfaßte drei Oktavbände, die von Lundorp bearbeitet waren und in den Jahren 1614 (Nr. 75), 1615 (Nr. 81) und 1619 (Nr. 97) erschienen. An dieser Ausgabe waren Jakob Fischers Erben mit der Herausgabe des dritten Bandes beteiligt. Dieses in lateinischer Sprache verfaßte Werk führte den Titel »Johannes Sleidani De Statu religionis ac Reipublicae Continuatio...« Schönwetter widmete es dem Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt. Nachdem Lundorp eine deutsche Continuatio Sleidani, die Gotthard Arthus für Fischers Erben und Nikolaus Roth besorgt hatte, bis zum Jahre 1621 fortgeführt hatte, ließ er im Jahre 1622 eine weitere lateinische Bearbeitung des Werkes in drei Quartbänden wiederum bei Schönwetter erscheinen (der dritte Band erschien 1623), und zwar unter dem veränderten Titel: Bellum sexennale civile Germanicum. Sive: Annalium et commentariorum historicorum nostri temporis de statu religionis et reipublicae libri II (liber III)... (Nr. 114 bzw. 116). Die beiden ersten Bände enthalten die Übersetzung des deutschen Sleidan mit geringfügigen Veränderungen, der dritte Band wurde neu zusammengestellt und führt die Sammlung bis zum Jahre 1623 fort.

Dieses umfangreiche, aus Urkunden, Flug- und Streitschriften zusammengestellte, z. T. auch aus anderen Historikern abgeschriebene Werk erfüllte die Aufgabe eines Geschichtsbuches und eines Mitteilungsblattes zugleich. Die Leser wurden darin über die Vorgänge in der Reichspolitik unterrichtet, über die Ursachen der Kriege, die Bedingungen der Friedensschlüsse und die politischen Verhandlungen, die den Ereignissen vorausgingen oder folgten. Natürlich war das Interesse des Publikums daran groß, da es wenig andere Verbreitungsmöglichkeiten für derlei Nachrichten gab. So ist es zu erklären, daß die Drucker und Verleger, um die große Nachfrage zu befriedigen, in der Auswahl und Bearbeitung nicht gerade sehr wählerisch und genau vorgingen. So scheute denn auch Lundorp nicht davor zurück, andere Historiker, wie z. B. den Thuan, den sein Freund Goldast 1608 herausgegeben hatte, und auch Chytraeus und Botoreus, z. T. wörtlich abzuschreiben. Den Mangel an historischer Zuverlässigkeit suchte er dadurch wettzumachen, daß er, wie es dem Zeitgeschmack entsprach, seinen Text reichlich mit Zitaten aus der Bibel, den Kirchenvätern, den antiken Klassikern und mit Versen humanistischer Dichter würzte. So haben für uns diese Werke als historische Quelle kaum einen Wert; gehen sie doch nicht selten auf bloße Gerüchte zurück. Jedoch sind sie als Sammlungen zeitgenössischer Urkunden auch heute noch eine ergiebige Fundgrube und vermitteln darüber hinaus in vielen nebensächlichen und unbedeutenden Nebenschilderungen, denen der Verfasser dieselbe Mühe widmete wie den Hauptereignissen, ein lebendigeres Bild der Vergangenheit, als es eine streng sachliche Abhandlung vielleicht vermöchte.

Einige andere historische Schriften veröffentlichte Lundorp bei Schönwetter z. T. unter dem Pseudonym Nicolaus Bellus, was Fischer übersehen hat. Zu der Wahl eines Decknamens wird sich Lundorp entschlossen haben, da er in Frankfurt mit seinen ganz im kaiserlich-katholischen Sinne gehaltenen Publikationen wahrscheinlich Anstoß erregte. Zu den genannten Schriften gehören die Dissertationum Politicarum Tomi IV (Nr. 82), die Politische Schatzkammer (Nr. 94), Emporium emporiorum (Nr. 117), der Östreichische Lorbeerkrantz (Nr. 130), dasselbe Werk in lateinischer Fassung als Laurea austriaca (Nr. 136) und der Kaiserliche Triumphwagen (Nr. 156), die alle entschieden das Interesse des Kaisers und der Liga verfochten.

Eine bedeutendere Aufgabe, die Lundorp in Schönwetters Auftrag besorgte, war die Herausgabe der Acta publica. Diese Veröffentlichungen entsprechen etwa unseren heutigen offiziellen Gesetzes- und Verordnungsblättern. Schönwetter war damit der mit kaiserlichen Privilegien ausgestattete Herausgeber der von höchster Stelle veröffentlichten Reichshandlungen, Vertragstexte, Gesetze, Achtserklärungen und der sonstigen vom Kaiser und vom Reichstag erlassenen Bescheide und Verordnungen. Mit Lundorps Hilfe baute Schönwetter diese Sammlung zu seinem wichtigsten Verlagswerk aus.

Die obrigkeitlichen Verfügungen wurden der Bevölkerung bekanntgegeben, indem man sie an vielbesuchten Plätzen anschlagen oder nach den Gottesdiensten von der Kanzel oder aber vom Rathaus herab verlesen ließ. Auf den Reichs- oder Landtagen übergab man den versammelten Vertretern der Stände meist ein gedrucktes Exemplar der vereinbarten Beschlüsse und Abschiede. Geschäftstüchtige Drucker suchten dieser Exemplare habhaft zu werden, um sie nachzudrucken. Die kriegführenden Parteien veröffentlichten darüber hinaus politische Streitschriften, um die Öffentlichkeit von ihrem guten Recht zu überzeugen und die Sache des Gegners als ungerecht zu entlarven. Mit dieser Aufgabe betrauten die Kriegsherren meist einen geschickten und gebildeten Schreiber, der die ent- oder belastenden Dokumente veröffentlichte und kommentierte. Auf diese Weise entstand die Flut von politischen Apologien und Diskursen in der Zeit des dreißigjährigen Krieges, die noch anschwoll durch die Tätigkeit privater Schreiber, die sich aus Gewinnsucht an dem Streit der Landesfürsten beteiligten und den Lesern empfahlen, welche Stellung sie den streitenden Parteien gegenüber einnehmen sollten.

Auf diesen verschiedenen Wegen erhielt die Öffentlichkeit Kenntnis von den offiziellen Urkunden, Bündnisverträgen und Wechselschreiben. Auf die eine oder andere Weise verschaffte sich auch Schönwetter das Material zu den von Lundorp bearbeiteten Sammlungen. Die Acta publica setzten sich zusammen aus Flugschriften, in denen Dokumente und Aktenstücke veröffentlicht werden. Solche Schriften sammelte Lundorp und reihte sie aneinander, so daß Schönwetter in den Jahren von 1621 bis 1625 fast zu jeder Messe einen neuen Band veröffentlichen konnte.

Eine gewisse Ähnlichkeit verbindet dieses Werk mit den ebenfalls periodisch erscheinenden Kontinuationen der Messrelationen, die ebenfalls zu gleicher Zeit von Lundorp bearbeitet wurden. Mit diesen Veröffentlichungen hatte Schönwetter aber ein Fiasko erlitten, als ihm nach einjähriger Dauer des Unternehmens das kaiserliche Privileg wegen seiner antikatholi-

[200] Fischer hält irrtümlich Arthus für den Bearbeiter.

schen Tendenzen entzogen wurde. Diese Tatsache scheint auf Schönwetter einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, denn er hütete sich in der Folge, beim kaiserlichen Hof Anstoß zu erregen. Hatten die Acta publica, die Lundorp in den nächsten Jahren bearbeitete, zunächst einen streng neutralen Standpunkt gewahrt, so bezogen sie in späteren Auflagen immer mehr die Stellung der kaiserlichen Partei. Dies geht zweifellos nicht etwa auf die kaisertreue Einstellung des Protestanten Lundorp zurück, sondern es kann nur auf eine persönliche Einwirkung Schönwetters auf Lundorp zurückgeführt werden. Der abgesetzte Lehrer lebte in finanziellen Nöten und mußte es sich gefallen lassen, daß sein Verleger ihm über die politische Ausrichtung seiner Publikationen Vorschriften machte. Möglicherweise bezog Lundorp von Schönwetter sogar feste Einkünfte und war durch besondere Abmachungen eng an ihn gebunden, denn es fällt auf, daß er seit 1621 ausschließlich für diesen Verlag beschäftigt ist, was eine gewisse Abhängigkeit vermuten läßt. Schönwetter sah in dem fleißigen Sammler und Schreiber sicherlich eine wertvolle Stütze, mit deren Hilfe er sich immer mehr seinem bevorzugten Lieblingsgebiet, der historischen und politischen Publizistik, widmen konnte. Die Nachfrage nach solchen Schriften war groß und kaum zu befriedigen, wie die immer wiederholten Auflagen beweisen. Allerdings durfte, wie Schönwetter an einem drastischen Beispiel erfahren hatte, das Interesse des Kaisers nicht verletzt werden. So verlangte Schönwetter von seinem »Angestellten« Lundorp, ohne Rücksicht auf dessen eigene Überzeugung, die Partei des Kaisers zu ergreifen. Darin ging er so weit, daß er Lundorp nach dessen Tode gegen die Vorwürfe der Protestanten in Schutz nehmen mußte, die den Verfasser der Acta publica für einen parteiischen Katholiken hielten. In der Vorrede des ersten Bandes der zweiten Auflage von 1629 (Nr. 145) betont Schönwetter darum ausdrücklich: »...wer den Authorn dess ersten Tomi dieser Handlung gekant hat, der wird bekennen und sagen müssen, dass er nicht catholisch, sondern evangelisch geboren, erzogen und gestorben ist«. Lundorps so weitgehende Selbstverleugnung läßt sich nur verstehen, weil er um seines täglichen Brotes willen schreiben mußte, eine Situation, die sich der geschäftstüchtige Schönwetter zweifellos zunutze machte.

Die erste Ausgabe der Acta publica umfaßte zwölf Quartbände. Der vollständige Titel der zwei ersten Bände lautete: Der römischen Keyserlichen, auch zu Hungarn und Böhmen Königlichen Majestät, weilandt Matthiae, hochlöblichsten Andenkens, und Ferdinandi II. jzo regierenden Römischen Keysers, vnd dess heiligen römischen Reichs, Geistlicher und Weltlicher Chur und Fürsten und anderer Reichsständ Acta publica. Handlung und Ausschreiben, Bedenken, Rahtschläge, propositiones, declarationes, Anbringen, resolutiones, protestationes, reputationes, monitoria, Erinnerungen, Achtserklärungen, Ableinungen, Verträgen, compositiones vnd anderer dess H. Reiches, so wol in Frieden als Kriegswesen, vnd dessen schweren Obliegen halber, gegen einander ansehnliche gewechselte Schriften, Apologien vnd Fundamentaldeduktionen mehr, von Anfang und Krönung der jetzigen Röm. Key. May. Ferdinandi II. zum Böhmischen vnd Hungarischen König, vnd darauf erfolgten Böhmischen vnd Teutschen Kriegs, dessen Vrsachen, Fortgang vnd vervrsachtes Misstrauen, biss auff das 1621. Jahr ordentlich beschrieben.

Der dritte Band trägt den etwas geänderten Titel: Acta publica Das ist: Der Römischen Keyserlichen, auch zu Böhmen und Hungarn Königlichen Majestät... vnd dess heiligen römischen Reichs Geistlicher vnd Weltlicher Fürsten vnd anderer Reichsständ, Reichshandlungen und Schrifften dritter (vierdter usw.) Teil, darinnen alle Handlungen, Ausschreiben... vnd gewechselte Schrifften begriffen. Diesen Titel behalten auch die folgenden Bände bei.

Das gesamte Werk erschien nach und nach in folgenden Abständen:

Band I und II	Ostermesse 1621
Band III	Herbstmesse 1621 »Biss auff den ultimum Augusti dieses 1621. Jahres continuirt«
Band IV	Ostermesse 1622 »Biss auff die Ostermess 1622. Jahres continuirt«
Band V und VI	Ostermesse 1623 »Biss auff die Ostermess 1623. Jahres continuirt«
Band VII und VIII	Ostermesse 1624 »mit Angehenckten Appendicibus biss auff das 1624. Jahr continuirt
Band IX und X	Herbstmesse 1624 »Biss auff die Herbstmess 1624. Jahres continuirt«
Band XI und XII	Herbstmesse 1625 »Biss auff die Herbstmess 1625. Jahres continuirt«

Die gesammelten Flugschriften wurden ziemlich willkürlich aneinandergereiht, wobei der sachliche Zusammenhang überhaupt, die chronologische Abfolge fast ganz vernachlässigt blieben. Eine Ausnahme bildet nur der erste Teil, dessen streng chronologische Ordnung aber darauf zurückzuführen ist, daß Lundorp dafür den Text der sog. Acta bohemica, einer von einem unbekannten Verfasser im Jahre 1619 veröffentlichten Schrift, wörtlich übernahm. Nur einige für die katholische Partei anstößige Bezeichnungen, Randglossen und Überschriften ließ er wegfallen oder änderte er ab. Auch einen Abschnitt über das Treiben der ligistischen Soldateska in Böhmen ließ er aus.

Da meist zu jeder Messe zwei Bände erschienen, teilte Lundorp das Material und stellte in dem einen Band die Urkunden und Dokumente zusammen, in dem anderen längere Abhandlungen, die er politischen Diskursen entnahm. Dabei fiel es ihm anscheinend oft nicht leicht, den zweiten Teil dem Umfang des ersten einigermaßen anzugleichen, weshalb er in der Auswahl des Stoffes großzügig war und auch Dinge einflocht, die eigentlich mit dem Werk nichts zu tun hatten. Der achte Band enthält z. B. die »Widerlegung der Spanischen Kantzelei«, der zehnte Band die »Böhmische geheime Cantzley« sowie die »Holländische Bundsverwandtnuss«, der elfte Band die Acta Mansfeldica, eine Schmähschrift auf den Heerführer der Union, Grafen von Mansfeld. Diese als Appendices angefügten Schriften ließ Schönwetter nicht etwa neu drucken, sondern er übernahm sie, wie sie auf den Messen angeboten wurden, veränderte die Titel

und ließ sie dann mit den von Lundorp verfertigten Teilen zusammenbinden.

Sämtliche Bände lassen erkennen, daß die Arbeiten in aller Eile und ohne Sorgfalt zusammengestellt und auch sehr nachlässig gedruckt wurden. In dieser Auflage nennt sich Schönwetter nicht ausdrücklich als Verleger; daß er es tatsächlich war, geht aber daraus hervor, daß er sich im Vorwort der zweiten Auflage darauf als seine Verlagswerke bezieht.

Die beiden ersten Bände übertrug Lundorp auch in die lateinische Sprache. Diese Übersetzung erschien in zwei Ausgaben 1621 und 1622 unter verschiedenen Titeln, und zwar:

De statu Bohemico perturbato, hoc est, de belli Bohemo-Germanici initio, causa et progressu inter glorisissimum imperatorem Ferdinandum secundum et Fredericum quintum Palatinum gesti Tractatio publica... (Nr. 109) und Acta publica inter invictissimos et gloriosissimos Imperatores Mattiam felicissimae recordationis et Ferdinandum II. Rom. Imp. atque Fridericum ejus nominis V. Sac. Rom. Imperii Elect. aliosque ejus Imp. Ordines (Nr. 113).

Eine zweite Ausgabe der Acta publica ließ Schönwetter Neujahr 1627 erscheinen (Nr. 135). Die zwölf bisherigen Bände im Quartformat faßte er in einen Folianten zusammen, nachdem Lundorp den Stoff neu bearbeitet, geordnet und verbessert hatte. In der Vorrede an den Leser bemerkt Schönwetter dazu: »Weil dann dazumal von uns bey Edirung solcher Acten, wegen Kürtze der Zeit, vnd dass wir auch nicht alles auff einmal bey der Hand gehabt, vielleicht nicht alles in gute Ordnung gebracht hat werden können, als haben wir solche Acten nicht allein auff ein newes übersehen, in ein newe richtige Ordnung gebracht, und in zehen Bücher abgetheilet, sondern auch an vielen Orten mit schönen gedenkwürdigen Particulariteten, Schrifften und Discursen gemehret.«

Er widmete dies Werk dem Bischof Philipp Adolf von Würzburg als Dank für »vnlangst mir widerfahrenen Gnaden Gutwoltaten vnd Fürstlicher Liberalitet«[201].

In dieser Ausgabe trat die kaiserliche Gesinnung ihres Herausgebers noch deutlicher zutage. Alle Schriften, die, wenn auch ganz objektiv, den Standpunkt der Union erläuterten oder ihn gar verteidigten, wurden weggelassen. Einige Dokumente, wie z. B. ein Bericht über Verhandlungen des Kaisers mit englischen Gesandten, wurden sogar verfälscht.

Da diese Methoden auf protestantischer Seite lebhaften Widerspruch wachriefen, entschloß Schönwetter sich 1629 zu einer neuen Auflage dieser Ausgabe (Nr. 145), in der er den Schaden auszugleichen suchte, indem er nun eine Anzahl der Schriften der Unionspartei wieder aufnahm. In der Vorrede wies er die Behauptung zurück, Lundorp sei ein Katholik und daher nicht unvoreingenommen gewesen.

Dieser Ausgabe ließ Schönwetter im Jahre 1630 noch einen Ergänzungsband folgen (Nr. 145), den er, wie auch den ersten Band, dem Mainzer Erzbischof Anselm Kasimir widmete.

[201] Der Text der Widmung entspricht fast wörtlich der an den Mainzer Erzbischof gerichteten Widmung des Östreichischen Lorbeerkrantz

Inzwischen war Lundorp, Schönwetters eifriger Mitarbeiter, 1629 gestorben. Der Verleger verdankte ihm ein umfangreiches und einträgliches Werk, das er und seine Nachfolger auch nach Lundorps Tode noch wiederholt herausgaben. Wer der neue Bearbeiter und Fortsetzer war, ist unbekannt.

In den Jahren 1640 und 1641 ließ Gottfried Schönwetter eine neue, vierbändige Ausgabe der Acta publica erscheinen (Nr. 170). Die beiden ersten Bände stimmen fast vollständig mit der Ausgabe von 1630 überein. Der dritte Band ist offensichtlich dem Werk erst angefügt, nachdem er zunächst einen anderen Titel führte, wie aus der Vorrede des 4. Teiles hervorgeht, wo es heißt, der Verleger habe zur Vervollständigung der Acta publica im Jahre 1640 »den dritten Tomum Actorum, oder primum Tomum de statu imperii Romani perturbato Caesareo-Sueco, in offenen Truck aussgehen lassen«. Hierbei handelt es sich wahrscheinlich um ein noch lagerndes Werk Lundorps, wie denn auch die beiden ersten Bände anscheinend aus alten Restbeständen der früheren Ausgabe zusammengestellt wurden. Auf dem Titelblatt des eingefügten dritten Bandes wurde der ursprüngliche Titel mit einem Zettel überklebt, der den neuen Titel verzeichnete. Das Werk ist heute sehr selten, seine Auflage scheint nur beschränkt gewesen zu sein.

Als ein Einzelgänger unter den Lundorpschen Sammlungen erschien 1659 bei Gottfried Schönwetters Witwe eine Continuatio Actorum publicorum Vom Augusto 1658 biss 1659 einschliesslich, eine nur 68 Seiten starke, von J. A. Pastorius verfaßte Broschüre (Nr. 252). Sie steht zwar sachlich, aber nicht zeitlich mit der Lundorpschen Arbeit in Zusammenhang.

Eine vierte, vierbändige Folioausgabe gab Johann Baptist Schönwetter im Jahre 1668 heraus (Nr. 290). Sie geht zwar auf Lundorps Arbeit zurück, wurde aber von vielen nebensächlichen, unsachlichen und ungehörigen Bestandteilen gesäubert und chronologisch und sachlich geordnet. Wer sie bearbeitet und fortgesetzt hat, ist nicht bekannt. In seiner besseren Zusammenstellung macht das Werk den Eindruck einer Dokumentensammlung, die aus archivalischen Quellen stammt. Bis zum Jahre 1670 ließ Baptist Schönwetter Jahr für Jahr einen Fortsetzungsband folgen (Nr. 296, 301). Dann trat eine Pause ein bis zum Jahre 1686, als Bencard die Veröffentlichung wieder aufnahm. In seiner Familie verblieb sie dann und erschien mit einigen Unterbrechungen noch bis zum Jahre 1721.

Von den zahlreichen Bearbeitern, die Lundorp folgten, sind nur wenige bekannt geworden, nämlich Dr. Christophorus Leonhard Leucht (Band XIV/1716 und XV/1717) und Johann Joachim Müller (Band XVI–XVIII–1718-21).

Genau hundert Jahre lang konnte das Verlagshaus von dem Werke zehren, zu dem Lundorp den Grundstock zusammengetragen hatte. Hiermit und mit seinen zahlreichen anderen Werken hat er sich um den Schönwetterschen Verlag Verdienste erworben wie kein anderer von dessen Mitarbeitern. Wenn er auch oft nachlässig und leichtsinnig bei seiner Arbeit verfuhr, so hat er der Nachwelt doch eine Fülle von zeitgenössischen Dokumenten erhalten, die noch heute der Stolz der großen Bibliotheken sind.

VIII
NACHDRUCK UND PRIVILEGIEN

1. Nachdruck

Welche schlimmen Folgen das Unwesen des Nachdruckens bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein für Autoren, Drucker und Verleger gebracht hat, ist allgemein bekannt[202]. Kein Drucker war davor sicher, daß ein mit großen Kosten und Mühen hergestelltes Werk nicht auch einem Kollegen als ein lohnendes Objekt erschien und von ihm rücksichtslos nachgedruckt wurde, wodurch der Erstdrucker nicht selten seinen erhofften Verdienst teilweise einbüßte. Immer wieder stellte es sich auf den Messen heraus, daß der eine oder andere Drucker mit gestohlener Ware handelte, wenn er ein Werk anbot, das, vielleicht unter einem anderen Titel, ein anderer auf der vergangenen Messe herausgebracht hatte. In der Zwischenzeit hatte der Nachdrucker das Werk in aller Ruhe abgedruckt und erschien mit einer großen Auflage auf der nächsten Messe, so daß die Restbestände des Geschädigten liegenblieben als Makulatur.

In dieser mißlichen Lage befanden sich die Frankfurter Buchdrucker oft. Auswärtige Besucher der Messen kauften ihre neuen Bücher und erschienen bald darauf selbst als Verkäufer derselben Werke. Besonders die mittel- und ostdeutschen Drukker waren der Schrecken der Frankfurter Buchhändler. Im Jahre 1607 erbaten sie in einer Eingabe an den Rat, die von Nikolaus Roth, Vinzenz Steinmeyer, Johann Spiess, Johann Beyer, Johann Treutel, Claudius de Marne, Valentin Pors, Peter Kopf, Jonas Rosa, Johann Sauer und Theobald Schönwetter unterzeichnet ist, die Unterstützung der Obrigkeit: »So erfordert unsere hohe Notturfft uff Mittel vnnd Wege bedacht zu sein, wie gedachten vnns schadlichem verderblichem vnnd dem siebenden Gebott nicht wenig zuwiederlauffendem Nachtrucken, vnnd Missbrauch der Privilegien, dadurch vnns vnnsere Nahrung abgetrucket, vnnd das Brodt vor dem Maul abgeschnitten wirdt... gewehret werden möge«, und es sei ein großer Schaden, Schimpf und Spott, wenn die fremden Buchdrucker in Frankfurt nachgedruckte Bücher verkauften[203].

Allerdings trugen auch manche Frankfurter Drucker und Buchhändler keine Bedenken, denselben Schaden andern zuzufügen. Auch die verschiedenen Schönwetter waren gelegentlich in derartige Auseinandersetzungen verwickelt. Schon im Jahre 1602 erregte Theobald Schönwetter den Unwillen des Mainzer Druckers Albin, der später sein bevorzugter Geschäftspartner wurde, weil er eines von dessen Verlagswerken, die Disquisitiones magicae von Del-Rio, nachdrucken ließ. Del-Rio verschaffte sich daraufhin ein kaiserliches Privileg, das er Albin übertrug[204].

Der Stadtsyndikus Dr. Schacher verklagte Theobald Schönwetter und Goldast v. Haiminsfeld, daß sie die 1607 herausgegebenen Constitutiones Imperii unter falschem Titel hätten nachdrucken lassen, und daß Schönwetter außerdem eine in Antwerpen gedruckte Bibel unter dem falschen Druckort Köln in 600 Exemplaren nachgedruckt habe[205]. Der hierüber angeordneten Untersuchung ging Schönwetter aus dem Wege, indem er Schacher durch eine Zuwendung von 120 Gulden zum Schweigen brachte. Ein anderes Mal dagegen konnte er sich nicht freikaufen, als 1629 der Kaiser sich selbst zugunsten des Wiener Druckers Kaspar von Rath an den Frankfurter Rat wandte mit dem Ersuchen, Schönwetter an dem Nachdruck des dem Kaspar vom Rath privilegierten Cursus philosophicus Complutensis, einer Veröffentlichung des Karmeliterordens, zu verhindern[206].

Ein größerer Prozeß entwickelte sich zwischen Gottfried Schönwetter und den Erben des Wittenberger Buchhändlers Paul Helwig um den Druck des Hausbuches des Colerus. Bei Helwig war dies Buch mehrfach erschienen (1599, 1607, 1612, 1627). Seine Erben wandten sich am 30. 11. 1641 an den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen mit der Bitte, beim Kaiser die Verlängerung ihres 1630 erhaltenen Druckprivilegs zu erwirken[207]. Ihr Vater sei, behaupteten sie, schon über 50 Jahre im Besitz des immer wieder erneuerten Privilegs und auch allezeit »unperturbirt geblieben«, er habe »solch Buch zum öftern mit grossen Nutzen vieler Haussväter... drucken lassen, wie denn noch 1632 geschehen«. Sie fahren dann fort: »So müssen wir doch mit Schmerzen vnd höchsten Verderben erfahren, das der böse Feindt Leuthe angetrieben, die mit Hindansetzung ihres Gewissens, sich den Geitz leithen zu lassen, vnns vnser weniges bisslein Brodts vollents auss dem Munde, ja aus dem Hertzen zu reissen, in deme er in verblichenen Jhare zu Franckfurth am Mayen, nahmens Johann Beyer vnd Johann Gottfried Schönwetter, sich vnterstanden, dieses vnser mit Gott vnd Ehren wolerworbenenes Buch, vnter ihren Nahmen drucken vnd vnter dem Titul, Colerus Rediuiuus, heraussgehen zu lassen, da doch das gantze Buch, von Wortt zu Wortt, nach vnserm zuletzt gedruckten Exemplar lautet, ausser dass sie an gar wenig Orthen, sonderlich in letzten Theil, auss andern Autorn etwas genohmmen vnd hinein geflickelt, welches doch nicht viel ist, darzu ist ihr Verlagk mit schlimmen Schrifften, so einem Haussvater nicht wol dienlich zu lesen gedrucket... vnd wir nun... anhalten... diese Verbrechern... zu hoher Strafe zu ziehen...«

Die Erben Helwig konnten sich in einer späteren Eingabe, die sie direkt an den Kaiser richteten, darauf berufen, daß er ihnen im Jahre 1623 ein Privileg über den Druck des genannten Buches erteilt habe. Andererseits war das Privileg, als sie ihre neue Auflage 1632 herausbrachten, abgelaufen und nicht erneuert, während auch Schönwetter mehrere Privilegien über das Buch nachweisen konnte. Bereits 1607 hatte Theobald Schönwetter sich den Druck für die Dauer von sechs Jahren privilegieren lassen, im Jahre 1630, also zwei Jahre vor der Helwigschen Neuauflage, war sein Privileg verlängert und 1639 wiederum erneuert worden. Er brachte in seiner Verteidigungsschrift an den Kaiser außerdem zum Ausdruck, daß das Helwigsche Privileg aus dem Jahre 1623 an die Bedingung geknüpft gewesen sei, daß das Buch nichts enthalte, was »ärgerlich oder der catholischen Religion vnd dess Kays. Reichs Constitutionisbus

---

[202] Vergl. Kapp S. 736–756
[203] StA. Ffm Suppl. I 19. 3. 1607
[204] Vergl. Baader S. 70 f
[205] St. A. Ffm Ratsprot. u. Bürgerm. Buch 16. 2. 1609
[206] St. A. Ffm Zens. Buchdr. Presse 28 1629 Bl. 78–79
[207] HHStA. Wien Ant. 60/3

zuwider oder auch guter Sitten«. Das Buch halte diese Bedingung aber keineswegs ein, und schon darum sei das Privileg verwirkt. Auch zeitlich sei es bei seiner, Schönwetters, Neuauflage im Jahre 1638 bereits lange erloschen gewesen. Er selbst habe übrigens nicht dieselbe sittengefährdende Ausgabe, sondern eine gereinigte und verbesserte Neubearbeitung herausgebracht. Zu aller Vorsicht beantragte Theobald Schönwetter 1642, der Kaiser möge das auf seinen Namen laufende Privileg von 1638 auf seinen Sohn Gottfried, den Beklagten, übertragen.

In einem gemeinsamen Schreiben an den Kaiser legten Theobald und Gottfried Schönwetter und Johann Beyer ihre edlen Absichten dar, indem sie ausführten, der Helwigsche Colerus habe antikatholische Teile enthalten, und darum hätten sie, als Helwigs Privileg abgelaufen war, die günstige Gelegenheit benutzt, als gute Katholiken einzuschreiten und endlich einen von allem Ungehörigen gereinigten neuen Colerus herauszugeben, nicht ohne sich vorher zu vergewissern, daß Helwig eine Verlängerung des Privilegs nicht beantragt habe und restliche Exemplare bei den Buchhändlern nicht mehr vorrätig gewesen seien. Namhafte Katholiken hätten sie mehrfach zu dem Druck aufgefordert.

Von Wien aus ließ man nun genaue Erhebungen zu dem Fall anstellen. Der Frankfurter Notar Will wurde beauftragt zu klären, wann Helwigs letzte Ausgabe erschienen sei, ob davon zu der Zeit, als Schönwetter seine Ausgabe herausbrachte, noch Exemplare vorhanden gewesen seien und ob Helwig diese trotzdem noch habe verkaufen können, ferner, ob ein Neudruck überhaupt erforderlich gewesen sei. Diese Fragen legte Will mehreren Frankfurter und auswärtigen Buchhändlern vor, die übereinstimmend aussagten, Helwigs Ausgabe sei im Druck erheblich besser ausgefallen als diejenige Schönwetters, und daher habe Helwig restliche Exemplare, falls solche noch vorhanden gewesen seien, sicherlich noch ohne Schwierigkeiten absetzen können. Die Aussagen der Zeugen wurden in einem Notariatsinstrument vom 20. 8. 1644 niedergelegt.

Obwohl sich bei diesen und weiteren notariellen Erhebungen nichts für Schönwetter Nachteiliges herausgestellt hatte, fiel die Entscheidung doch nicht zu seinen Gunsten. Sein Privileg wurde kassiert, und das der Helwigschen Erben erneuert.

Schon wenige Monate später erschien eine neue Colerus-Ausgabe, die Gottfrieds enger Geschäftsfreund Nikolaus Heil in Mainz gedruckt hatte. Auf dem Titelblatt bezeichnete sich Heil nicht nur als Drucker, sondern ausdrücklich auch als Verleger des Werkes, das gegenüber den bisherigen Ausgaben grundlegend verbessert sei: »Hiebevor zwar von M. Joanne Colero beschrieben, Jetzo aber der catholischen Posteritet zum besten von einem Patre Societatis Jesu in Coll. Mog. corigirt, vbersetzt, zum ersten mahl in eine neuwe Form gebracht.«

Für diese Ausgabe, die 1645 erschien, hatte Heil durch die Vermittlung und Fürsprache des Erzbischofs Anselm Kasimir am 26. 7. 1644, also noch während der Auseinandersetzungen zwischen Schönwetter und Helwig, ein Privileg erhalten. Heil lieferte dem Kaiser mit seinem Antrag eine Bescheinigung des Mainzer Jesuiten Andreas Wigard, worin dieser erklärte, er habe das Werk genau durchgesehen und sorgfältig von allem gereinigt, was dem rechten Glauben und den guten Sitten widerspreche. In einer Liste führte er über 140 abgeänderte Textstellen auf.

Über die wahre Urheberschaft dieser Auflage kann kaum ein Zweifel bestehen. Es erscheint sehr fraglich, daß Heil die Freundschaft zu seinem engen Geschäftspartner Gottfried Schönwetter mit einem Konkurrenzdruck aufs Spiel gesetzt hätte. Viel wahrscheinlicher ist, daß Heil im Einvernehmen mit Schönwetter handelte und nur seinen Namen für ihn hergab. Man darf vermuten, daß Heil und Schönwetter gemeinsam eine Neuauflage fertiggestellt hatten, daß aber Schönwetter wegen des ungeklärten Gerichtsverfahrens es nicht wagen konnte, sich als ihr Verleger zu bekennen, zumal mittlerweile sein Privileg aufgehoben war. So rettete Heil die Situation für sie beide. Außerdem trat der Bücherkommisar v. Hagen beim Kaiser für Schönwetter ein, um die Zahlung eines von den Erben Helwig geforderten Schadenersatzes von mehreren Tausend Reichstalern von ihm abzuwenden.

Kein Wunder, daß die Helwigschen Erben das Spiel um das Colerus-Privileg durchschauten und sich im Januar 1645 erneut mit einer Beschwerde gegen Heil und Schönwetter an den Kaiser wandten. Aber Heil wies jeden Vorwurf einer Zusammenarbeit mit Schönwetter zurück. In seiner Erwiderung, die er bis in das Jahr 1649 verzögerte, erklärte er, jeder Angriff auf ihn sei unstatthaft, da damit gleichzeitig das Andenken des verstorbenen Kurfürsten Anselm Kasimir, der sich für ihn um das Privileg bemüht habe, beleidigt und der Kaiser selbst, der das Privileg verliehen habe, angegriffen werde. Dabei verblieb es einstweilen.

Aber auch von anderer Seite war inzwischen gegen Schönwetter Anklage erhoben worden, und zwar von Johann Beyer, mit dem zusammen Theobald Schönwetter seine erste Colerus-Ausgabe herausgegeben hatte. Beyer betrachtete das Schönwettersche Privileg als sein Eigentum und beklagte sich beim Rat darüber, daß Schönwetter seine 1638 erschienene Ausgabe ohne seine, Beyers, Mitwirkung bei dem Mainzer Drucker Nikolaus Heil habe neu auflegen lassen. Dieser Streit zog sich über Jahre hin und wurde erst lange nach Johann Gottfrieds Tode im Jahre 1665 zugunsten seines Nachfolgers Cholin entschieden[208], dem der Kaiser ein neues, auf zehn Jahre befristetes Privileg über das vielumstrittene Werk erteilte, das im Jahre 1684 und 1693 dem Martin Schönwetter erneut verlängert wurde. Ein jahrzehntelanger Kampf war damit endlich zum Vorteil der Firma Schönwetter entschieden.

2. Privilegien

Zum Schutze gegen die Unsitte des Nachdruckes ließen Autoren, Drucker oder Verleger ihre geplanten oder schon gedruckten Werke vom Kaiser oder von ihrem Landesfürsten privilegieren[209]. Ein solches Druckprivileg untersagte für die Dauer seiner Gültigkeit, die meist auf sechs oder zehn Jahre befristet war, unter Strafe den Nachdruck des betreffenden Werkes. Als

[208] HHStA. Wien Impr.

[209] Vergl. Kapp S. 494 ff

Gegenleistung hatte der Privilegierte eine Gebühr und eine im Laufe der Jahre wechselnde Anzahl von Pflichtexemplaren abzuliefern[210].

Der Schutz, den ein Privileg dem Drucker bot, war nur bedingt wirksam. Immer wieder kam es vor, daß ein Konkurrent sich darüber hinwegsetzte und auch vor dem Nachdruck eines privilegierten Werkes nicht zurückschreckte. Immerhin bot es dem Geschädigten doch eine Handhabe, gegen den Nachdrukker einzuschreiten und seine Bestrafung zu veranlassen, vorausgesetzt, daß der Kaiser oder der Landesfürst, der das Privileg erteilt hatte, sich an dem Ort des Nachdrucks Respekt zu verschaffen wußte, was in den Zeiten des deutschen Partikularismus durchaus nicht immer der Fall war.

Trotz dieser Mängel und Schwächen bemühten sich Drucker und Verleger immer wieder um kaiserliche oder landesfürstliche Privilegien als einzige Schutzwaffe gegen den Diebstahl ihres Eigentums. Besonders die sehr umfangreichen und daher entsprechend kostspieligen Werke ließ man sich schon vor der Drucklegung privilegieren, um möglichst gesichert zu sein. Gerade auf den Schutz solcher Bücher mußte man bedacht sein, die beim Publikum besonders beliebt waren und daher zum Nachdruck reizten. So ist der Streit um das Privileg über den Druck der Frankfurter Postzeitung, in den, wie bereits früher ausgeführt wurde, auch Theobald Schönwetter verwickelt war, ein typisches Beispiel dafür, wie verschiedene Konkurrenten sich ein lohnendes Objekt zu sichern suchten. Der Streit um das Zeitungsprivileg war lange nach dem Eingehen der Schönwetterschen Zeitung noch nicht aus der Welt geschafft.

Als dritter Zeitungsverleger in Frankfurt neben der Post und der Firma Latomus hatte Schönwetter, wie bereits dargelegt, 1619 ein Privileg erhalten, das ihm wegen seiner antikaiserlichen Einstellung im folgenden Jahre wieder entzogen wurde. Ein Latomischer Erbe, Johann Steindecker, erhielt noch lange danach, im Jahre 1693, ein auf 8 Jahre befristetes Privileg über die »Halbjährige Franckfurther Relation, sonst Mercurius genant«. Theobald Schönwetters geschäftstüchtiger Urenkel Johann Baptist II nun machte seine vermeintlichen Ansprüche wieder geltend, indem er 1698, unter Berufung auf das Unternehmen seines Vorfahren und unter Umkehrung der Tatsachen, ein neues Zeitungsprivileg beantragte: »Weilen aber erfahr, daß primo meine Vorfeter schont über obbesagtes Buch von... Ferdinando II.. privilegirt gewesen, auch würcklich vermög des Kayl. Impressory die Relation gedruckt gehabt, sie aber in den dazumahl eingefallenen Krieg wegen des cathol. Glaubens (!) den Verlust vieler Haab- und Güeter sondern auch diese Kayl. Privilegy, Gott erbarm es, ausstehen müssen. Wir dem Publico zum besten schont unterschiedliche nützliche Bücher mit schweren Kosten und großer Mühe herausgegeben, und noch ferners zu thun beflissen, absonderlich mit Edir- und Continuirung des Londorpy Actae publicarum, von welchem opere sowohl, alss auch dessen Authore mehrgemelte Relation ihren Ursprung, und anjetzo gleichsam ein Annexion mit selben hat, massen der Steindecker unterschiedliche acta publica in selbige zu mischen kein Scheu tragen thut, obwohlen wir von Ewer Kayl. Mt. über dieselben schont längstens allergdst. brivilegiert worden. So seindt noch die Latomische Erben noch der Steindecker Buchhändler, vielweniger catholisch, sondern evangelisch, und si folglich wie erweislich schont gedachte Relation niemahlen von dem ordinario censore zu Mayntz censuriren, sondern schier jedesmal ex innata passione entweder was Scandaloses von der cathol. Religion, oder was Odioses wieder dieselbe, inseriren lassen...«

Tatsächlich fand Schönwetter Gehör und erhielt das gewünschte Privileg über die Frankfurter Relation auf sechs Jahre, allerdings mit der Einschränkung, daß es erst im Jahre 1702 in Kraft treten solle, wenn das Steindeckersche Privileg abgelaufen sei[211]. Inzwischen hatte Johann Baptist aber seinen Wohnsitz nach Wien verlegt, wo er das Zeitungsgeschäft mit größtem Erfolg von neuem betrieb.

Daß ein Privileg sich vom Vater auf den Sohn vererbte, entsprach dem allgemeinen Brauch. Manche Privilegien blieben während mehrerer Generationen in derselben Firma. So verhielt es sich auch mit einer Anzahl Schönwetterscher Druckprivilegien. Als Beispiel sei hier nur auf das Privileg für die Acta publica hingewiesen. Am 19. 6. 1626 erteilte der Kaiser es dem Theobald Schönwetter, der sich schon im folgenden Jahre gegen einen Nachdruck wehren mußte, den Peter Brachel und Abraham Hohenberg unter dem Titel »Fama austriaca« herausgebracht hatten. Nachdem auch Gottfried Schönwetter das Privileg erneut verliehen war, kam es 1667 an Johann Baptist I und den Drucker Balthasar Christoph Wust[212]. Auch Baptists Nachfolger Zubrod ließ sich das Privileg im Jahre 1678 wieder verlängern[213]. Von ihm übernahm es dann die Familie Bencard.

Es kam auch vor, daß ein Privileg durch Verkauf in andere Hände kam. Den von den Mainzer Jesuiten verfaßten Thesaurus Synonymorum druckte zuerst Nikolaus Heil, der sein Privileg am 30. 4. 1664 für 50 Gulden an Johann Arnold Cholin verkaufte. Durch Erbschaft fiel es sodann an Martin Schönwetter, der das Werk verschiedentlich auflegte. Seiner Witwe wurde das Privileg 1718 auf zehn Jahre verlängert, ebenfalls noch einmal im Jahre 1728. Zu diesem Termin war das Geschäft aber schon in Händen des Nachfolgers Georg Lehmann, der offenbar der Einfachheit halber das Privileg unter dem alten Firmennamen erneuern ließ, denn noch im Jahre 1739 und 1742 wurde es den »Haeredes Schönwetteriani« aufs neue erteilt, obwohl die leiblichen Erben Martin Schönwetters die Handlung nicht mehr innehatten[214].

Ein Privileg über den Druck der Reichsabschiede war 1612 an Johann Albin in Mainz verliehen worden. Sein Nachfolger Strohecker verkaufte es nach über zwanzig Jahren an Gottfried Schönwetter, der das Werk mehrfach herausbrachte. Zuletzt ließ seine Witwe es 1660 bei Nikolaus Heil in Mainz drucken, worauf sich ein Streit mit Johann Sievert Heil entspann, der sich das Werk bereits 1659 hatte privilegieren lassen. Nachdem Sievert Heils Privileg verfallen war, brachte der Mainzer Drucker Chri-

[210] In den Jahren 1608–09 waren es 3 Exemplare. Die Zahl wurde 1624 auf 4, 1651 auf 5 und 1678 auf 7 Exemplare erhöht.

[211] HHStA. Wien Impr.

[212] HHStA. Wien Impr.

[213] HHStA. Wien Impr. Zubr.

[214] HHStA. Wien Impr.

stoph Küchler es 1675 an sich. Er machte aber keinen Gebrauch davon und verkaufte es 1684 für 100 Reichstaler an Martin Schönwetter. Dieser ließ es sich 1692, 1702 und 1713 für je zehn Jahre verlängern, und noch 1722 beantragte seine Witwe Katharina die nochmalige Verlängerung, die ihrem ältesten Sohne zugute kommen sollte: »zu einem unaussprechlichen Trost... und zu dem Ende, damit der Schönwettersche Buchhandel, welcher allerdings einer von den ältigsten in Franckfurt ist, und nahe bey die 200 Jahr gestanden, von ihme, als leiblichem rechtmäßigen Erben, zum Ruhm seines sel. Vaters, Gross- und Uhr-gross-Eltern, annoch weiter fortgesetzt und manuteniret werden, er auch von sothaner Profession die gantze Lebens-Zeit hindurch, mit Zuthuung Göttl. Gnaden reichen Segens, sein nötiges ehrliches Stücklein Brods haben mögte[215].«

An den genannten Beispielen, die aus der großen Anzahl der an die Firma Schönwetter verliehenen Privilegien herausgegriffen wurden, ist ersichtlich, welche Bedeutung dieser zwar unzulänglichen, aber trotzdem wichtigen Einrichtung zukam. Sie gab dem Drucker und Verleger das einzige Rechtsmittel in die Hand, mit dem er sich gegen den Diebstahl seines Eigentums durch Nachdruck wehren konnte, als jeder andere Urheberrechtschutz noch unbekannt war.

IX.
DIE AUSSTATTUNG DER SCHÖNWETTERSCHEN VERLAGSWERKE

Die Ausstattung der Schönwetterschen Verlagswerke fällt nicht aus dem Rahmen der im siebzehnten Jahrhundert üblichen handwerklichen und künstlerischen Arbeit, die im allgemeinen keine große Ehre einzulegen vermag[216].

Auf die ausschlaggebende Rolle, die die Schönwetter als Verleger bei der Herstellung ihrer Verlagswerke im einzelnen spielten, wurde schon im Kapitel II, 4 (S. 48 ff) hingewiesen. Dabei war bereits die Rede davon, daß von der Papierbeschaffung bis zum Bucheinband die handwerkliche Herstellung meist unter ihrer Leitung stand. In verschiedenen Fällen allerdings war es auch anders; manche Drucker wahrten eine größere Selbständigkeit, wie Baader es z. B. für die Albinsche Offizin in Anspruch nimmt[217]. Andere Drucker dagegen überließen die Umständlichkeiten der Materialbeschaffung dem Verleger.

Die Qualität des Papiers, in dem der Schönwettersche Verlag seine Produkte vorlegte, war unterschiedlich, durchweg aber schlecht. Das fällt besonders bei den Verlagswerken Joh. Theobalds aus dessen Anfangsjahren ins Auge. Durchgehend ist sehr dünnes Papier gewählt, das stark vergilbte, z. T. sogar eine dunkelbraune Färbung annahm. Im Laufe der späteren Jahre besserte sich die Güte des Papiers im allgemeinen, besonders zur Zeit des Joh. Gottfried nach der Beendigung des dreißigjährigen Krieges. Das Papier wird fester und dicker und ist nicht so stark vergilbt.

Auf die typographische Ausstattung ihrer Verlagswerke hätten die Schönwetter nur insofern Einfluß nehmen können, als sie einen bestimmten Drucker damit betrauten oder die Erzeugnisse einer bestimmten Offizin bevorzugten. Bei dieser Wahl war aber nicht nur die Ausstattung maßgebend, so daß der Verleger ohne weiteres demjenigen Drucker die Arbeit übergab, dessen typographische Fertigkeit und dessen Geschmack und Formgefühl ihm am meisten zusagten; ausschlaggebend bei der Wahl des Druckers waren vielmehr an erster Stelle andere Gesichtspunkte, wie z. B. die Lieferzeit oder der geforderte Druckerlohn. Auf die Qualität der typographischen Ausstattung legte der Schönwettersche Verlag demgegenüber nicht so großes Gewicht.


FRANCOFVRTI,
Typis MATTHIÆ BECKERI, Sumptibus vero IOANNIS THEOBALDI SCHÖNVVETTERI.
M. DC. X.

Abbildung 1

[215] HHStA. Wien Impr.

[216] Vergl. Kapp S. 500 f; Schottenloher S. 174ff; Rodenberg

[217] S. 37ff



Abbildung 2

Sowohl die Genauigkeit der Textwiedergabe wie auch eine korrekte und formschöne Anordnung des Satzspiegels wurden vielfach außer acht gelassen. In vielen Fällen kam es mehr auf eine rasche Herstellung an als auf einen textlich und typographisch sauberen, einwandfreien Satz; denn bei der nächsten Messe mußte das Werk in den Verkauf gebracht werden. So erklärte Theobald Schönwetter selbst im Vorwort der zweiten Auflage der Acta publica, die Fehler und Mängel in Satz und Druck der ersten Auflage des Werkes seien auf die Kürze der damals verfügbaren Zeit zurückzuführen. Im Verlauf der früher erwähnten Auseinandersetzung um den Druck des Hausbuches von Colerus stellten die Frankfurter Buchhändler ihrem Kollegen Gottfried Schönwetter ein schlechtes Zeugnis aus, als man ihre Meinung über die Ausstattung und den Druck des Schönwetterschen

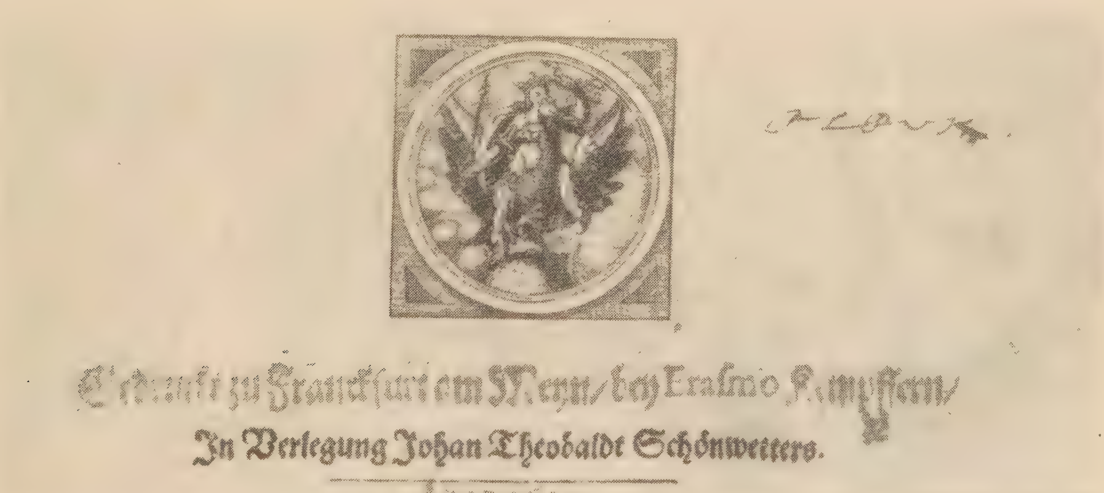


Abbildung 3



FRANCOFVRTI,

Impenſis Ioannis Godofredi Schönvvetteri,

M. DC. XXVIII.

Abbildung 4

Werkes im Vergleich zu dem Konkurrenzdruck des Wittenbergers Paul Helwig einholte: Alle erklärten einstimmig, der Helwigsche Druck sei typographisch von besserer Qualität gewesen.

Tatsächlich lassen die Schönwetterschen Verlagserzeugnisse durchweg erkennen, daß auf ihr Äußeres wenig Wert gelegt wurde. Der Druck ist vielfach von orthographischen Fehlern durchsetzt, die in Druckfehlerverzeichnissen am Schluß berichtigt werden. Weder auf das Registerhalten noch auf ein ausgewogenes Satzbild im Zusammenspiel von Satzspiegel und Stegen wurde Sorgfalt verwandt. Mit welcher Unachtsamkeit die Ränder oft selbst bei den Titelblättern beschnitten wurden, zeigt das Beispiel der Abbildung 3, wo am unteren Rand die Jahreszahl fast noch dem Schnitt zum Opfer gefallen wäre.

Alle Merkmale der typographischen Verwilderung dieses Jahrhunderts, die vielfach beschrieben und auf ihre Ursachen zurückgeführt wurden, finden sich in den Schönwetterschen Verlagserzeugnissen wieder.

Maßen also die Schönwetter dem rein Typographischen im allgemeinen wenig Wert bei, so suchten sie diesen Mangel oft durch eine gewisse Prachtentfaltung in der Illustration auszugleichen, wobei allerdings äußerliche Aufmachung und wirkliche Qualität sich nicht entsprachen. Auf die für die Typographie negativen Auswirkungen, die der Kupferstich, ein Lieblingsschmuck des Buches dieser Zeit, mit sich brachte, machten schon Schottenloher[218] und Rodenberg[219] aufmerksam. Der Kupferstich spielt denn auch in der Illustration der Schönwetterschen Verlagswerke eine charakteristische Rolle.

Für zwei namhafte Frankfurter Kupferstecher lassen sich persönliche Beziehungen zu dem Verlag direkt nachweisen: Georg Keller und Sebastian Furck.

Georg Keller (1568-1634)[220] begegnete uns bereits als Urheber eines Schönwetterschen Titelblattes, für das er 15 Gulden

[218] S. 158

[219] S. 546f

[220] Vergl. Thieme-Becker, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, Leipzig 1908ff, Bd. 20 S. 101



Cum gratia & Privilig. S. Cæſareæ Maieſtatis:

ET

Regis Hiſpaniarum.

FRANCOFVRTI,

Sumptibus JOANN. GODOFREDI SCHÔNWETTERI,

M. DC. LIV.

Abbildung 5

berechnete (S. 50). Nach Heitz[221] entwarf Keller das Schönwettersche Verlagssignet. In einem Falle (Titelblatt des Platina von 1604, Anhang Nr. 37) steuerte er als Titelschmuck einen Holzschnitt bei, andere Titel (wie Nr. 51, 58, 68) verzierte er durch Kupferstiche. Er hatte auch einen großen Anteil an der Ausschmückung der Vulgata von 1609, besonders von deren zweitem und drittem Teil. Außer ihm waren an der Illustration dieses Prachtwerkes der aus der Valence stammende Zeichner und Kupferstecher Robert Boissard, Joh. Theodor de Bry d. J., Schwiegersohn und Geschäftsnachfolger des Mathäus Merian, und der Frankfurter Jakob de Zetter beteiligt.

[221] Paul Heitz, Frankfurter und Mainzer Drucker- und Verlegerzeichen bis in das 17. Jahrhundert. Straßburg 1896. S. XV

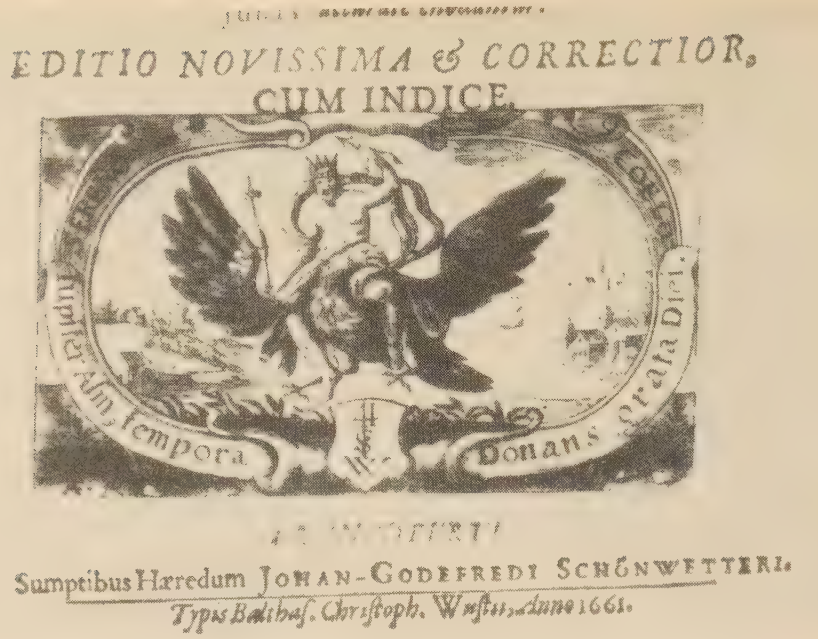

EDITIO NOVISSIMA & CORRECTIOR,
CUM INDICE.
Sumptibus Hæredum JOHAN-GODEFREDI SCHÖNWETTERI.
Typis Balthas. Christoph. Wustii, Anno 1661.

Abbildung 6

Merian selbst ist mit dem Porträt des Frankfurter Arztes Arnold Weickard in dessen Thesaurus (Nr. 132) vertreten.

Ein weiterer Titel (Nr. 73) wurde von Eberhard Kieser, dem Lehrmeister des Sebastian Furck, hergestellt, einem Lehrling Georg Kellers, der sich neben seinem Beruf als Goldschmied und Kupferstecher auch selbst dem Verlagsgeschäft widmete[222].

Einer der namhaftesten der Frankfurter Kupferstecher dieser Zeit war Sebastian Furck, der sich 1628 in der Stadt niederließ und hier bis zu seinem Tode 1655 tätig war, z.T. in Zusammenarbeit mit Mathäus Merian d. Ä.[223]. Für Gottfried Schönwetter lieferte er verschiedene Kupfertitel (Nr. 165, 187, 212, 227) und einige Stiche (Nr. 218).

Karl Dieterichs verzeichnet einen Stich Furcks, der eine Drukkerwerkstatt abbildet, als »Darstellung einer Druckerei durch den Kupferstecher Sebastian Furck für den Frankfurter Drukker (!) und Verleger Schönwetter aus dem Jahre 1646«, leider ohne Quellenangabe[224]. Immerhin läßt sich auch aus der relativen Häufigkeit, mit der Furcks Arbeiten aus den zahlreichen unidentifizierbaren Stichen in den Schönwetterschen Verlagswerken aufzufinden sind, mit Sicherheit auf eine persönliche Beziehung zwischen ihm und Gottfried Schönwetter schließen. Man darf sogar vermuten, daß Gottfried seine dritte Frau von ihm porträtieren ließ. In den Auseinandersetzungen zwischen seinem Sohn Martin und seinem Schwiegersohn Nebel ist unter anderen Kupferstücken »ein Contrefait unserer seel. Mutter« erwähnt, das leider sonst nicht bekannt ist. Da Furcks besonderer Ruf und seine größte Stärke in seiner Porträtkunst lagen (er fertigte, wie Müller in einem Oeuvrekatalog angibt, eine große Anzahl von Bildnissen berühmter Zeitgenossen wie auch von vielen Frankfurter Bürgern an), liegt die Annahme sehr nahe, daß Gottfried Schönwetter den Porträtauftrag diesem allseits geschätzten Künstler erteilte, den er, wie erwähnt, auch anderweitig mit Aufträgen betraute.

Die 1677 erschienene Neuauflage des Stella notariorum von dem Bücherkommissar Ludwig v. Hörnigk ist mit einem Bildnis des Autors versehen, das ebenfalls von Furck stammt. Wie Müllers Oeuvrekatalog (S. 233 Nr. 63 u. 64) angibt, existieren ein Kniestück und ein Hüftbild Hörnigks ebenfalls von Furcks Hand. Bei dem genannten Stich handelt es sich jedoch offenbar um ein von Müller nicht verzeichnetes weiteres Porträt, ein Brustbild Hörnigks mit der Unterschrift: Honoris et debitae observantiae ergo dedicavit Sebastianus Furck, Chalcograph. Francf.

Auch ein Angehöriger der von Antwerpen nach Frankfurt eingewanderten Kupferstecherfamilie Sadeler ist mit einem Werk, nämlich den Symbola divina et humana (Nr. 219), unter den Schönwetterschen Illustratoren vertreten. Es handelt sich um Ägidius Sadeler, einen der drei Söhne des Johann Sadeler, der sich 1586 in Frankfurt niederließ.

Über die Qualität der Kupferstiche der genannten Künstler und derjenigen der anderen, namentlich nicht bekannten Illustratoren, die für das Verlagshaus Schönwetter arbeiteten, kann man mit den sachverständigen Beurteilern[225] nur ein gerechtes Urteil fällen, wenn man sie in den Zusammenhang der Zeit und ihres künstlerischen Ausdruckswillens stellt. Unserm heutigen Empfinden erscheinen die Titelumrandungen dieser barocken Kunst als schwulstig und überladen, z. T. gar als sinnlos, da die verborgenen Allegorien heute vielfach schwer enträtselbar sind. Wir haben es hier nicht mit großer, nicht einmal mit zweitran-

[222] Vergl. Bernhard Müller, Sebastian Furck, Kupferstecher und Contrafaiter von Frankfurt a. M. In: Archiv f. Frankfurts Geschichte u. Kunst, 3. Folge, 6. Bd., Frankfurt 1899

[223] Thieme-Becker Bd. 20 S. 274

[224] Die Buchdruckerpresse von Johannes Gutenberg bis Friedrich König. Mainz 1930. Abb. 24

[225] Thieme-Becker; Zülch; Müller

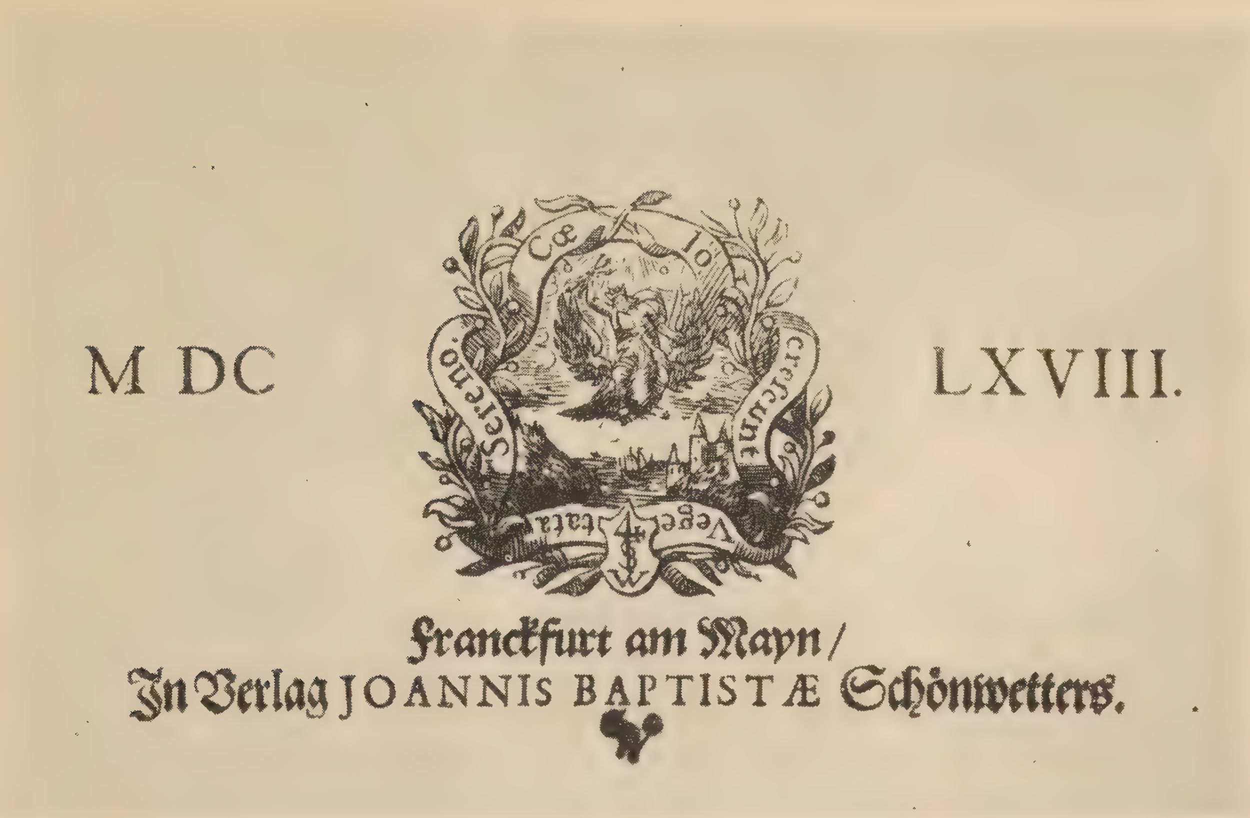


Abbildung 7

giger Kunst zu tun, sondern meist mit geschickter Handwerkerarbeit. Auch die zahlreichen Textillustrationen verschiedener Werke (z.B. in der Fons animae des Valentin Leucht, Nr. 168, oder in Helwigs Theatrum historiae, Nr. 171, oder der Laurea austriaca von Lundorp, Nr. 136) sind kunstlos, meist plump naturalistisch verfertigt, wie etwa in dem letztgenannten Werk eine »wahre Contrefactur, wie die Kays. Räthe (in Prag) zum Fenster hinauss geworffen worden seindt«, uns ob der naivhandgreiflichen Darstellung des für die Zeitgenossen erregenden Geschehens nur ein Lächeln abnötigt. Diese unmittelbar-sinnliche Darstellungsweise äußert sich auch in einem Titelkupfer, der in verschiedenen Werken Guevaras wiederkehrt, und auf dem dargestellt wird, wie ein Engel dem Autor den Text diktiert.

Allegorische Darstellung und Prachtentfaltung, beides bis zur Übertreibung, sind die charakteristischen Kennzeichen dieser Graphik, für die der Holzschnitt keine genügenden Ausdrucksmöglichkeiten mehr bot, und die darum fast ausschließlich den Kupferstich verwandte; er ließ eine reichere Farbschattierung und eine stärkere Bewegtheit zu, wie es der Zeitgeschmack erforderte. So ist auch in den Schönwetterschen Verlagswerken der Holzschnitt fast verschwunden. Den Umschwung vom Holzschnitt zum Kupferstich führten in Frankfurt die für Schönwetter arbeitenden Graphiker herbei, vor allem die Familien de Bry und Sadeler und Georg Keller.

Wie bereits erwähnt, stammt von letzterem der Entwurf des Schönwetterschen Signets. In seiner ursprünglichen Fassung zeigt es Jupiter auf einem Adler aufwärts reitend. Dieses Motiv dürfte in Anlehnung an das Signet von Theobald Schönwetters Freund, dem Verleger Peter Kopf, entstanden sein, das einen Vorwurf ganz ähnlicher Art darstellt, nämlich die Entführung Ganymeds durch den Adler, wobei Ganymed ebenfalls auf dem fliegenden Adler sitzt. Auf diese Motivik bezieht sich ein Vers aus dem »Marckschiffer-Gespräch«, einem zeitgenössischen Gedicht über die Frankfurter Messe[226], in dem die verschiedenen Drucker- und Verlegersignete zur Sprache kommen, darunter die folgenden.

> Schaw was der Spiesse mit sich bringt:
> Der Hirsch, so sich in dLüffte schwingt,
> Dessgleichen auff dem Rad die Fortun,
> Der *Adler*, der fleuget davon.

Das Schönwettersche Signet wandelte sich im Laufe der Jahrzehnte mehrfach. Soweit die verschiedenen Formen mir bekannt wurden, sind sie abgebildet[227]. Theobald Schönwetter führte als Spruch gelegentlich in seinem Signet den Satz: Grata diei Jupiter almus temporà donans.

Sein Sohn Gottfried führte in der Zeit, als sein Vater noch neben ihm tätig war (1628-1632), ein eigenes Signet (Abb. 4), das in einem breitausladenden, mit allegorischen Figuren geschmückten Rahmen eine Abbildung der Jupiter-Tochter Ceres zeigt, mit den Attributen, die die Göttin des Ackerbaues kennzeichnen, dazu ein Buch als Hindeutung auf die von dem Verlag gepflegten Geistesfrüchte. Der Signetspruch lautet: Ora, labora et fruere.

---

[226] Ernst Kelchner, Sechs Gedichte über die Frankfurter Messe. In: Beiträge zur Frankfurter Geschichte. Frankfurt 1881. S. 49–127

[227] Vergl. auch Heitz, Tafel XXIV, XXV, Abb. 167–171



FRANCOFURTI,
Sumptibus JOANNIS BAPTISTÆ SCHONWETTERI.
M. DC. LXXII
Cum Gratia & Privilegio Sacr. Cæsar. Majest.

Abbildung 8

Als Gottfried alleiniger Inhaber des Verlages wurde, übernahm er das väterliche Signet mit einigen Abwandlungen (Abb. 5 u. 6) und änderte den Spruch wiederum, wohl mit Bezug auf seinen Familiennamen: Sereno coelo Jupiter almus tempora donans grata diei.

Auch unter Joh. Baptist I blieb das Zeichen des Jupiter auf dem Adler als Signet erhalten, mit dem nochmals abgewandelten Spruch: Coelo sereno crescunt vegetata. (Abb. 7 u. 8). Die Umrandung des Zeichens ändert sich in einigen Zügen. Auch Zubrod führte das Schönwettersche Signet (Abb. 9), umgab es mit einer Landschaft und setzte seine Initialen hinzu. Joh. Martin Schönwetter endlich gab das Jupitermotiv auf und schloß sich dem inzwischen in Mode gekommenen Brauch an, die ineinander verschlungenen Initialen des Namens als Signet zu verwenden (Abb. 10).

Das Signet findet sich auf der unteren Hälfte des Titelblatts zahlreicher, aber nicht aller Schönwetterscher Verlagsprodukte. In vielen Fällen blieb für das Signet kein Platz, da der Titel selbst, entsprechend der allgemeinen Gepflogenheit, oft in einer wortreichen, manchmal zweisprachigen Ausführlichkeit einer kurzen Inhaltsangabe gleichkam. Dem Titel folgten in den meisten Fällen Vorreden und Widmungen, sowohl des Autors als des Verlegers, die in langatmigen Wendungen die Schwierigkeiten und schweren Unkosten schildern, von denen die Herausgabe begleitet war, und das glücklich fertiggestellte Werk einem hervorragenden Zeitgenossen, meist einer geistlichen oder weltlichen Fürstlichkeit, als Ehrengabe anbieten, wofür der Dedizierende dem Brauch entsprechend ein Geldgeschenk erwarten durfte.

Diesen einleitenden Vorreden folgte in vielen Fällen ein Register (oft findet es sich auch am Schluß). Die Seitenzählung beginnt dann erst mit dem eigentlichen Text.

Der Einband der in allen üblichen Formaten vom Folianten bis zum Sedezbüchlein herausgebrachten Werke bestand in den weitaus meisten Fällen aus Pergament, gelegentlich auch aus Schweinsleder. Einzelne Bücher sind auch in Teile von alten Handschriften gebunden. Ein besonderes Charakteristikum weisen die Schönwetterschen Bucheinbände nicht auf; die Bücher sind typische Kinder ihres Jahrhunderts und äußerlich von den gleichzeitigen Frankfurter Erzeugnissen anderer Häuser in ihrer lieblosen Massenfabrikation nicht zu unterscheiden.



FRANCOFURTI,
Sumptibus JOHANNIS PETRI ZUBRODT
& Hæred. JOH. BAPTISTÆ SCHÖNWETTERI

M. DC. LXXIII.

Abbildung 9

Cum
ELENCHO COLLOQUIORUM IN FRONTISPICIO LIBRI EXHIBITO.
SUPERIORUM PERMISSU
Prælo denuo submissum.



OFFENBACI AD MOENUM,
Sumptibus JOHANNIS MARTINI SCHÖNWETTERI, Bibliopol. Francofurt.
Typis Bonaventuræ de Launoy, Illustrissimi Comitis ab Ysenburg & Budingen Typographi
Aulici & Cancellariæ ordinarii.

M DC XCI

Abbildung 10

ANHANG

REGISTER DER FASTENMESSEN 1604 UND 1605

Register der Fastenmesse 1604

Register den Schönwetterischen Buchhandell betreffent, vber Einnahm vnnd Ausgab: Wie auch ausgesetzte Bücher, in der Ostermess Anno 1604. Johannes Sattorius, Factor.

Volget erstlichen, was in der Ostermess Anno 1604 ist ausgesetzt vnnd verschriben worden.

Johann Norten v. Lunden

		fl.	b.	kr.
6	Vergilius Maronis	3	12	
2	Practica Fauentini		10	
1	Templum Judicum	1	10	
2	Dies Caniculares	2	13	1
6	De voluptate	1	4	
1	Memorabilia Solini complet	2		
1	Practica Mercurialis	1	15	
	Summa	13	4	1

Jacob Apell v. Leiptzig

		fl.	b.	kr.
3	Quaestiones Saxonic. 1. tom.	4	10	
4	2. tom. Quaestionum	4		
3	Polydorus Vergilius	1	7	
2	Memorabilia Solini complet	4		
3	Platina	6		
3	2. tom. Decisio Meichsneri	11	5	
	Summa	31	2	

Johann Albin v. Mayntz

		fl.	b.	kr.
1	3. tom. Symphorematis	1	10	
6	1. tom. Disquisitio Delry in 8	2	14	
	Summa	4	4	

Martin Brehm v. Ihena

		fl.	b.	kr.
1	Process Ambrosiny		5	
1	Quastion Saxonicae, complet	2	10	
1	2. 3. 4. & 5. tom. Symphor.	7	15	
1	Symphorema complet	11		
1	2. & 2. tom. Decis. Meichsneri	6	15	
6	Quaestiones Hackelmans	4	16	
1	Disquisition Delry in fol.	2	15	
	Summa	35	16	

Johann Thüm v. Franckfurt an der Oder

		fl.	b.	kr.
1	Thomatus De muneribus		10	
1	1. tom. Quaest. Saxonicae	1	10	
4	Disquisitiones Delry in fol.	11	5	
3	1 tom. Decis. Gilmanni	6	15	
1	Dies Caniculares	1	6	2
6	Memorabilia Solini Complet	12		
2	Priuilegia	1	12	
10	De perfecto principe	4		
2	2. tom. Decis. Meichsneri	7	10	
1	Platina	2		
3	Quaestiones Hackelmanni	1	4	
	Summa	49	3	2

Henning Gros v. Leiptzig

		fl.	b.	kr.
3	2. tom. Decis. Lipsensium	3		
1	Gilkenius de rer. acqrendo dominio		2	
2	Consilia Sichardi	2	16	
1	Speculum testamentorum	1	10	
1	Solinum complet	2		
2	Decisiones Vigelii		14	
1	Consilium peregrini	1	8	
5	2. tom. Meichsneri	18	15	
1	1. tom. Meichsneri	3		
1	2. & 3. tom. Memorab. Solini	1		
	Summa	34	5	

Friederich Großen Erben

		fl.	b.	kr.
1	Quaest. Saxonic. complet	2	10	
1	Solinum complet	2		
1	Consilium Vigelii		7	
1	2. tom. Decis. Meichsnery	3	15	
1	Quaest. Hackelmans complet		16	
	Summa	9	8	

Clemens Berger v. Leiptzig

		fl.	b.	kr.
3	De perfecto principe		18	
2	De voluptate		8	
3	Polydorus Vergilius	1	7	
1	Disquisitiones Delry	2	15	
2	Disquisitiones Delry in 8 3. tom	1	7	
2	2. tom. Decis. Meichsneri	7	10	
	Summa	14	5	

Johann Franck v. Magdenburg

		fl.	b.	kr.
2	Thomatus De muneribus		10	
1	1. 2. & 3. tom. Symphor.	7		
4	2. tom. Decis. Meichsnery	15		
1	5. tom. Symphoremae	2		
	Summa	24	10	

Arnoldus Mylius v. Cöln

		fl.	b.	kr.
1	Practica Mercurialis	1	15	
1	Memorabilia Solini complet	2		
1	3. tom. Symphoremat.	1	5	
1	Proceß Ambrosiny		5	
1	1. tom. Symphoremat.	3	5	
1	2. 3. 4. & 5. tom. Symphoremat.	7	15	
1	1. & 2. tom. Meichsneri	6	15	
	Summa	23		

Joannes Gimnicus v. Cöln

		fl.	b.	kr.
1	Conclusiones Ludovici		10	
1	De perfecto principe		8	
1	Practica Fauentini		5	
	Summa	1	3	

Sigismundus Latomus Burger alhie

		fl.	b.	kr.
1	1. tom. Decis. Camerae	2	5	
	1l. per se			

Peter Kopff, Burger alhie

		fl.	b.	kr.
1	Platinam	2		
1	3. tom. Symphoremat.	1	5	
1	1. & 5. tom Symphor.	5	5	
1	1. & 2. tom. Decis. Meichsnery	6	15	
1	Decisiones Camerae complet	4	10	
1	Variarum Juris Quaestionum	1		
1	Quaestiones Saxonicae complet	2	10	
	Summa	23	5	

Andreas Groskopff v. Stutgart

		fl.	b.	kr.
2	Mermorabilia Solini complet	4		
2	2. tom. Decis Meichsnery	7	10	
1	1. 2. 3. 4. & 5. tom. Symphoremat.	9	15	
1	Platinam	2		
1	2. & 3. tom. Symphoremat.	3	15	
1	Praegymnasmata Ferrary		6	
	Summa	27	6	

Joan Aubri v. Hanaw

		fl.	b.	kr.
4	Practica Fauentini	1		
	per se			

Johann Vignon v. Genff

		fl.	b.	kr.
3	Disquisitiones Delry in 8 Complet	4	1	
2	Disquisitiones in fol.	5	10	
	Summa	9	11	

Vincentius Steinmeyer Burger alhie

		fl.	b.	kr.
1	Templum Judicum	1	10	
1	Symphorema complet	11		
1	5. tom. Symphoremat	2		
1	Decision. Camer. complet	4	10	
1	2. tom. Decis. Meichsnery	3	15	
2	2. & tom. Solini	2		
2	Symphorema complet	22		
1	Dies caniculares	1	6	2
5	Priuilegia	4		
2	Phrases Manuty		6	
1	Memorabilia Solini complet	2		
5	Polydorus Vergilius	3		
2	De voluptate		8	
3	Rogerus De arte chymica		4	
5	Platina	10		
1	Saxonic. De fefribus		4	
	Summa	68	11	2

Zacharias Schürer v. Wittenberg

		fl.	b.	kr.
1	Progymnasmata Ferrary		6	
1	Symphorema complet	11		
3	Phrases Manuty		12	
1	1. tom. Decis, Meichsnery	3		
2	2. tom. Decis, Meichsnery	7	10	
1	Piccolomineus De Anima	1	10	
2	Flores poeticarum		10	
2	Polydorus Virgilius		10	
4	Quaestiones Saxonicas	6		
3	2. tom. Quaestiones Saxonicas	3		
4	Harmonia Euangelica		8	
1	Decisiones Mariliani		2	
	Summa	25	2	

Hans Jacob Funck v. Stutgartt

		fl.	b.	kr.
2	2. tom. Decis. Meichsnery	7	10	
1	Consilium Peregrini	1	8	
2	Polydorus Vergilius		8	
2	De perfecto principe		12	
2	De voluptate		8	
	Summa	10	16	

Bartel Voigt v. Leiptzig

		fl.	b.	kr.
5	2. tom. Decisio. Meichsnery	18	15	
1	1. tom. Symphor.	3	5	
2	Quaestiones saxonicas complet	5		
1	1. tom. Quaestiones Saxonicas	1	10	
3	De voluptate		12	
1	Singularia Fusci		16	
2	Priuilegia	1	12	
	Summa	31	10	

Melchior Müller v. Wolffenbüttell

		fl.	b.	kr.
1	Faber De Erroribus		16	
1	Quaest. Saxonic. complet	2	10	
1	Gilkenius De acqrento rerum dominio		4	
1	Conclusiones Ludovici		10	
1	Consilium Sichardi	1	8	
1	1. tom. Symphoremat	3	5	
2	2. tom. Decis. Meichsnery	7	10	
1	Variarum Juris quaestionum	1		
2	De perfecto principe		10	
2	Consilia Sichardi	2	16	
1	Platina	2		
	Summa	22	11	

Martinus Nucius v. Antorff

		fl.	b.	kr.
12	Vergilius Maronis	7	4	
4	Vergilius Maronis	2	8	
	Summa	9	12	

Peter Aschbach v. Vlm

		fl.	b.	kr.
2	Priuilegia			
1	5. tom. Symphor.	1	12	
1	2. tom. Decis. camer.	2		
1	1. tom. Decis. Meichsnery	2	5	
2	2. tom. Decis. Meichsnery	3		
2	Platina	7	10	
		4		
	Summa	20	7	

Johann Orles v. Leuden

		fl.	b.	kr.
1	Polydorum Vergilium		9	
1	Speculum testamentorum	1	10	
1	Conclusion. Ludouici		10	
	Summa	2	9	

Paull Letteris v. Strasburg

		fl.	b.	kr.
2	Decisiones Lipsensium 1. tom	3		
3	Platina	6		
1	Memorabilia Solini complet	2		
1	Dies caniculares	1	6	2
1	Templum Judicum	1	10	
5	2. tom. Decis. Meichsnery	18	15	
1	1. tom. Decis. Meichsnery	3		
1	2. tom. Decis. Meichsnery	3	15	
1	Consilium Sichardi	1	8	
1	1. tom. Quaest. Saxonic.	1	10	
	Summa	42	4	2

Haeredes Comilini

		fl.	b.	kr.
1	Symphorema complet	11		
	per se			

Riechardt Lason v. Edinburg

		fl.	b.	kr.
1	Disquisition Derly	2	15	

Andreas Hardt v. Edimburg

		fl.	b.	kr.
4	Vergilius Maronis	2	8	

Michael Berwig v. Speyer

		fl.	b.	kr.
2	1. & 2. tom. Decis. Meichsnery	13	10	

Ludwig Elseuier v. Leuden

		fl.	b.	kr.
1	Speculum testamentorum	1	10	
1	Disquisition Delry in fol.	2	15	
2	Practica Mercurialis	3	10	
1	Artzney Buch Victory		12	
	Summa	8	7	

Christoff Dürr v. Mayntz

		fl.	b.	kr.
1	2. tom. Decis. Meichsnery	1	15	
	per se			

Leonhardt Wieprecht v. Jhena

		fl.	b.	kr.
2	5. tom. Symphoremat.	4		
2	Polydorus Vergilius		18	
2	Flores poeticarum		10	
1	Faber De erroribus		16	
	Summa	6	4	

Wolff Richter, Burger alhie

		fl.	b.	kr.
1	1. & 2. tom. Decis. Meichsnery	6	15	
	per se			

Johann Sauer Burger alhie

		fl.	b.	kr.
1	1. & 2. tom. Decis. Meichsnery	6	15	
1	Decis. camerae complet	4	10	
1	3. tom. Symphor.	1	10	
	Summa	12	15	

Joannes Kirbergius v. Antorff

		fl.	b.	kr.
4	Practica Mercurialis	7		
	per se			

M. Georgius Traudt

		fl.	b.	kr.
4	2. & 3. tom. Memorabilium Solini	4		
1	Gilkenius De acqrento rer. dominio		3	
1	Flores poeticarum		5	
	Summa	4	8	

Johan Roschlet & Consors v. Prang

		fl.	b.	kr.
1	Decision Gilmanni complet	4	10	
1	2. tom. Decisiones camerae	2	5	
2	1. & 2. tom. Decis. Meichsnery	13	10	
2	Symphorema complet	22		
1	Memorabilia mundi complet	2		
2	2. tom. Decis Meichsnery	7	10	
10	Phrases Manutii	2		
	Summa	53	15	

Zacharias Palthenius Burger

		fl.	b.	kr.
1	1. & 2. tom. Decision Meichsnery	6	15	
1	3. tom. Symphorema	1	5	
1	Decision. Camer. complet	4	10	
1	Consilium Peregrini	1	8	
1	1. & 2. tom. Decis. Meichsnery	6	15	
	Summa	20	13	

Nicolaus Steinius, Burger alhie

		fl.	b.	kr.
1	Phrases Manuty		4	
1	1. & 2. tom. Decision. Meichsnery	6	15	
	Summa	6	19	

Leuinus Hulsius, Burger alhie

		fl.	b.	kr.
4	Consilia Peregrini	5	12	
1	1. & 2. tom. Decis. Meichsnery	6	15	
1	De voluptate		8	
2	Consilia Peregrini	2	16	
2	Thomatus De muneribus	1		
2	Practica Fauentini		10	
1	Memorabilia Solini complet	2		
2	Templum Judicum	3		
1	Decisiones Camer. complet	4	10	
1	3. tom. Symphoremat.	1	5	
	Summa	27	16	

Simon Gunter v. Speyer

		fl.	b.	kr.
11	1. tom. Symphoremat.	35	15	
4	2. tom. Symphoremat.	10		
10	5. tom. Symphoremat.	20		
6	1. Tom. Decis. Meichsnery	18		
8	2. tom. Decis. Meichsnery	30		
4	Consilia Peregrini	5	12	
1	Progymnasmata Ferrary		6	
1	Obseruation Mariliani		10	
1	Proceß Ambrosiny		5	
1	Symphorema complet	11		
1	1. & 2. tom. Decis. Meichsnery	6	15	
1	Decision. Camer. complet	4	10	
1	Progymnasmata Ferrary		6	
	Summa	142	19	

Johann Daniel Jobin v. Strasburg

		fl.	b.	kr.
1	Symphorema complet	11		
1	Platina	2		
1	Decision Camerae complet	4	10	
1	1. & 2. tom. Decis. Meichsnery	6	15	
1	Polydorum Vergilii		9	
1	Symphorema complet	11		
	Summa	35	14	

Gotthardt Vögelin v. Leiptzig

		fl.	b.	kr.
2	2. tom. Decis. Meichsnery	7	10	
1	Practica Mercurialis	1	15	
1	Corona Quaestionum		8	
1	Memorabilia Solini complet	2		
1	Artzney Buch Victory		9	
2	1. tom. Decis. Camer.	4	10	
1	2. tom. Decis. Camer.	2	5	
1	1. & 2. tom. Decis. Meichsnery	6	15	
1	Consilium Peregrini	1	8	
1	Vergilius Maronis		12	
1	Decis. Meichsnery complet	6	15	
	Summa	34	2	

Johann Moneschein v. Mayntz

		fl.	b.	kr.
1	Flores Poeticarum		5	
1	Phrases Manuty		4	
2	Polydorus Vergilius		10	
1	Rogerus De arte chimia		3	
1	Platina	2		
1	Dies caniculares	1	6	2
1	Symphorema complet	11		
1	Decis. Meichsnery complet	6	15	
1	Decis. Camer. complet	4	10	
4	Dies caniculares	5	6	2
	Summa	52	8	4

Johann Spies, Burger alhie

		fl.	b.	kr.
1	Consilium Peregrini	1	8	
1	Symphorema complet	11		
	Summa	12	8	

Heinrich Bock v. Trier

		fl.	b.	kr.
2	Dies caniculares	2	13	1

Auff die Bibliothec alhie verehrt

		fl.	b.	kr.
1	Disquisition Delery in fol.	2	15	
1	Memorabilia Solini complet	2		
1	Dies caniculares	1	6	2
1	Consilium Peregrini	1	8	
1	Symphorema complet	11		
1	Decision Camerae complet	4	10	
	Summa	22	19	2

Sebastian Müller v. Augspurg

		fl.	b.	kr.
1	Quaestion Saxon complet	2	10	
2	2. tom. Symphor.	5		
1	3. tom. Symph.	1	5	
3	2. tom. Decision. Meichsnery		5	
	Summa	20 (!)		

Paull Egenolff v. Marpurg

		fl.	b.	kr.
1	2. tom. Decis. Camer.	2	5	
1	Symphorema complet	11		
1	1. tom. Symphor.	3	5	
1	5. tom. Symphor.	2		
1	2. tom. Decis. Camer.	2	5	
1	1. tom. Symphor.	3	5	
2	2. tom. Symphor.	5		
3	5. tom. Symphor.	6		
2	4. tom. Simphor	4		
1	2. tom. Decision. camerae	2	5	
1	De perfecto principe		8	
11	3. tom. Symphor.	2	10	
	Summa	44	3	

Zacharias Hins v. Ambsterdam

		fl.	b.	kr.
2	Piccolomineus De anima	3	10	
1	3. tom. Symphoremat.	1	5	
	Summa	4	15	

Johannes Wolffius

		fl.	b.	kr.
1	Empirica		9	

Joann Strasser v. Freiburg

		fl.	b.	kr.
1	2. tom. Decision. Meichsnery	3	15	
1	Platinam	2		
1	1. 2. 3. & 5. tom. Symphor.	9		
	Summa	34	12	

Claudi de Marne, Burger

		fl.	b.	kr.
1	1. & 2. tom. Decis. Meichsnery	6	15	
2	5. tom. Symphoremat.	4		
2	Corona Quaestionum		16	
1	Memorabilia Solini complet	2		
1	Responsa Vigely		7	
3	1. & 2. tom. Decision Meichsnery	20	5	
1	Polydorus Vergilius		9	
	Summa	34	12	

Zwischen der Meß ihme weiter geliefferdt

		fl.	b.	kr.
1	1. tom. Symphor.	3	5	
1	2. tom. Symphor.	2	10	
1	Consilium Peregrini	1	8	
	Summa	7	3	
	Summa beyder Posten	41	15	

Tobias Rüels Erben

		fl.	b.	kr.
1	Decision Camerae complet	4	10	
1	Consilium Sichardi	1	8	
1	3. tom. Symphoremat.	1	5	
1	Templum Judicum	1	7	
	Summa	8	10	

Joannes Sartorius Burger

		fl.	b.	kr.
1	1. tom. Decision. Meichsnery	3		
1	1. tom. Symphoremat.	3	5	
5	Flores poeticarum	1		
1	Explication in Genesin	2	15	
1	Lunenburgische Chronica	3	15	
1	2. tom. Decis. Meichsnery			
	Summa	13	15	

Nicolaus Thesmar v. Wolffenbüttell

		fl.	b.	kr.
25	Exemplaria vom 2. tomo laut mit ihme getroffenen Contracts, wegen des Originals, zugeschickt	93	15	

Compagnia de Venetia

		fl.	b.	kr.
7	Disquistion Delry in fol.	19	10	
8	Consilii Peregrini	25	4	
18	Practica Fauentini	4	10	
9	De voluptate	1	16	
12	Rogerus De arte chymiae	1	16	
12	Piccolomineus De anima	18		
16	Memorabilia Solini 2. & 3. tom.	6		
2	Decisiones Gaily complet	9		
3	Consilia Sichardi	4	4	
3	Dies caniculares	4		
2	Decisiones Gaily complet	9		
	Summa	103		

Bernhard Wolters v. Cöln

		fl.	b.	kr.
1	Decision Camer. complet	4	10	
4	Empirica Fauentini	1	12	
2	De conjecturata mente		16	
2	Decision Camer. complet	9		
3	Consilia Peregrini	4	4	
3	Consilia Peregrini	4	4	
	Summa	24	6	

Cornelius Nicolai v. Ambsterdam

		fl.	b.	kr.
1	Speculum testamentorum	1	10	
	per se			

Wilhelm Peter Zimmermann v. Augspurg

		fl.	b.	kr.
3	Polydorus Vergilius	1	16	
1	Priuilegium		16	
3	Artzney Bücher Victory	1	16	
1	Platinam	2		
	Summa	6	8	

Peter Landri v. Lugdunum

		fl.	b.	kr.
6	Practica Mercurialis	10	10	
4	Dies caniculares	5	6	2
	Summa	15	16	2

Conradt Bauer v. Nurmberg

		fl.	b.	kr.
1	2. tom. Symphoremat.	2	15	
2	Priuilegia	1	12	
	Summa	4	7	

Mattes Schmitz v. Cöln

		fl.	b.	kr.
1	Symphorema complet	11		
	per se			

Johann Schütz v. Cassell

		fl.	b.	kr.
2	Platina	4		
4	2. tom. Meichsnery	15		
1	1. tom. Meichsnery	3		
1	Practica Fauentini		5	
1	Memorabilia Solini complet	2		
	Summa	24	5	

Joannes Moretus

		fl.	b.	kr.
1	Memorabilia Solini complet	2		
2	Thomatus De muneribus	1		
2	Practica Mercurialis	3	10	
1	1. & 2. tom. Decision. Meichsnery	6	15	
	Summa	13	5	

M. Sebastian Brenner Burger

		fl.	b.	kr.
1	1. & 2. tom. Decisi. Meichsnery	6	15	
1	Quaest. Saxonic. complet	2	10	
	Summa	9	5	

Hermann Hupert v. Cöln

		fl.	b.	kr.
1	Platinam	2		
1	2. tom. Meichsnery	3	15	
	Summa	5	15	

Elias Helmann v. Würtzburg

		fl.	b.	kr.
1	1. & 2. tom. Meichsnery	6	15	
1	2. tom. Meichsnery	3	15	
	Summa	10	10	

Joannes Bellerus v. Antorff

		fl.	b.	kr.
4	Vergilius Maronis	2	8	
	per se			

Johann Ludwig Pietschburger

		fl.	b.	kr.
2	1. tom. Quaest. Saxonic.	3		
1	2. tom. Quaest. Saxonic.	1		
6	Platina	12		
	Summa	16		

Johann Hertzroy v. Ingolstatt

		fl.	b.	kr.
1	Templum Judicum	1	10	
1	1. & 2. tom. Decis. Meichsnery	6	15	
	Summa	8	5	

Herr D. Caspar Schacher

		fl.	b.	kr.
1	Symphorema complet	11		
1	1. tom. Symphor.	3	5	
1	2. tom. Symphor.	2	10	
1	1. & 2. tom. Decision Camer.	4	10	
	Summa	21	5	

Herr D. Fuldaeus zu Marpurg

		fl.	b.	kr.
1	Memorabilia Solini complet	2		
1	2. tom. Decision. Meichsnery	3	15	
	Summa	5	15	

Summarum aller dieser Ostermeß 1604 verborgten

	fl.	b.	kr.
Bücher ertragen zusammen	1538	15	2
Von dieser Summen gehen	22	19	2
wegen der Bücher vf die Bibliothecam vnnd 25 Exemplar von 2. tomo so	93	15	
machen laut fol. 10 fac. 2 herunder			
Bleibdt noch im Rest	1422	1	

Verzeichnis der Bucher, welche in der Ostermeß 1604 verschrieben vnd in derselbigen bezahldt worden.

Ambrosius Kirchner von Magdeburg

		fl.	b.	kr.
4	Decision. Meichsnery	12		
5	5. tom. Symphor.	10		
1	Memorabilia Solini complet	2		
1	Symphorema complet	11		
1	3. tom. Symphor.	1	5	
2	Polydorus Vergilius		18	
7	2. tom. Decision. Meichsnery	26	5	
1	Thomatus De muneribus		10	
1	De conjecturata mente		8	
	Summa	64	6	
	An dieser Summa hat er	32		
	für Bücher so Schönwetter ausgesetzt			
	abgezogen. Zahlet lautter in allem	24		

Nicolaus Rodt Bürger alhie

		fl.	b.	kr.
11	1. tom. Syphoremat.	35	15	
1	Memorabilia Solini complet	2		
6	1. tom. Decision. Meichsnery	18		
3	Dies caniculares	4		
2	Consilia Peregrini	2	16	
3	1. tom. Memorabilia Solini	3		
5	2. & 3. tom. Memorabilium	5		
1	Practica Fauentini		5	
2	Decisiones Saxonicae complet	5		
1	Memorabilia Solini complet	2		
1	2. tom. Meichsnery	3	15	
1	Platina	2		
2	1. tom. Symphor.	6	10	
2	De voluptate		8	
1	2. & 3. tom. Memorabilium	1		
1	1. & 3. tom. Symphor.	4	10	
1	2. tom. Meichsnery	3	15	
1	5. tom. Symphor.	2		
2	Platina	4		
4	Platina	8		
1	Quaest. Saxon. complet	2	10	
2	Dies caniculares	2	13	1
1	Consilium Peregrini	1	8	
	Summa Lat.	120	5	1

Nicolaus Rodt Burger alhie

		fl.	b.	kr.
2	Decisiones Delry in fol.	5	10	
2	3. tom. Symphoremat.	2	10	
2	5. tom. Symphoremat.	4		
1	1. & 2. tom. Symphor.	5	5	
	Summa Lat.	17	5	
	Summarum	137	10	

Nach Vergleichung deßen so Schönwetter ihme schuldig, vnd er Rodt Schönwettern laut dieser Verzeichnus per resto verbleiben, hat er Rodt 2 fl 15 b 1 kr. herauszahlt. Dieweil aber die 2. Disqsitiones Delry so lauter 4 fl 14 b machen vnder dieser Summa begriffen vnd Meuln zustendig, alß seindt negsgedachte 2 fl. 15 b 1 kr. zu ab Kürtzung der 4 fl 14 b gewandt worden, vnd bleibt Schönwetter ihme noch heraußer schuldig 1 fl. 19 b.

Joann Mylius

		fl.	b.	kr.
5	2. tom. Decis. Meichsnery	18	15	
	den April 604. lauter zaltt	15		

Ludwig König v. Basell

		fl.	b.	kr.
2	1. tom. Symphorem.	6	10	
1	1. tom. Decision. Meichsnery	3		
2	2. tom. Decision. Meichsnery	7	10	
2	Colloquia Maioli	2	13	1
1	Platinam	2		
1	Priuilegium		16	
2	Platina	4		
4	Colloquia Maioli	5	6	2
2	Practica Mercurialis	3	10	
1	5. tom. Symphor.	2		
	Summa	37	6	2

Ist lauter den 7. April 604 mit 28 fl zaltt worden

Peter Marischal v. Heydelberg

		fl.	b.	kr.
1	1. 3. & 5. tom. Symphoremat.	6	10	
1	1. tom. Quaest. Saxonic.	1	10	
2	2. tom. Meichsnery	7	10	
1	2. & 3. tom. Memorabilia Solini	1		
	Summa	16	10	
	Ist lauter den 7. April 604 zahltt worden	12	18	

Tobias Lutz v. Augsburg

		fl.	b.	kr.
1	Disqsition Delry in 8 complet	1	7	
1	Polydorus Vergilius		9	
1	De coniecturata mente		8	
3	De voluptate		12	
1	Consilium Peregrini	1	8	
3	2. tom. Decision. Meichsnery	11	5	
1	Corona Quaestionum		8	
	Summa	15	17	
	Zahltt den 7. Aprill. 604 lauter	11	17	

Ludwig Konig v. Basell

		fl.	b.	kr.
2	1. tom. Symphorem.	6	10	
1	1. tom. Decision. Meichsnery	3		
2	2. tom. Decision. Meichsnery	7	10	
2	Colloquia Maioli	2	13	1
1	Platinam	2		
1	Priuilegium		16	
2	Platina	4		
4	Colloquia Maioli	5	6	2
2	Practica Mercurialis	3	10	
1	5. tom. Symphor.	2		
	Summa	37	6	2

Ist lauter den 7. April 604 mit 28 fl zaltt worden

Peter Marischal v. Heydelberg

		fl.	b.	kr.
1	1. 3. & 5. tom. Symphoremat.	6	10	
1	1. tom. Quaest. Saxonic.	1	10	
1	2. & 3. tom. Memorabilia Solini	1		
	Summa	10	10	

Ist lauter den 7. April 604 zahltt worden

Tobias Lutz v. Augspurg

		fl.	b.	kr.
1	Disqsition Delry in 8 complet	1	7	
1	Polydorus Vergilius		9	
1	De coniecturata mente		8	
3	De voluptate		12	
1	Consilium Peregrini	1	8	
3	2. tom. Decision. Meichsnery	11	5	
1	Corona Quaestionum		8	
	Summa	15	17	
	Zahltt den 7. Aprill. 604 lauter	11	17	

Georg Willer v. Augspurg

		fl.	b.	kr.
1	Templum Judicum	1	10	
4	Proceß Ambrosiny	1		
2	Consilia Sichardi	2	16	
2	Practica Mercurialis	3	10	
1	Prognostica	2	15	
6	Priuilegia	4	16	
15	2. tom. Decis. Meichsnery	56	5	
2	Decisiones Camerae complet	9		
1	1. tom. Symphorem.	3	15	
1	1. tom. Quaest. Saxon.	1	10	
6	Consilia Peregrini	8	8	
	Summa	95	5	
	Thut lauter	74	8	
	Hat Schönwetter erhoben gehabdt			

Paulus Khaufmann

		fl.	b.	kr.
5	Phrases Manuty	1		
1	Polydorus Vergilius		9	
1	Platina	2		
1	Dies caniculares	1	6	2
1	1. & 2. tom. Decision Meichsnery	6	15	
1	3. 4. & 5. tom. Symphorematis	5	5	
	Summa	16	15	2
	Nach aller Vergleichung derer Bucher so von der Ostermeß 602. biß vf Fastenmeß 604 bey ihm ausgesetzt worden, zalt er den 7. Aprill. 604 diesen Posten lauter mit	7	10	

Bartholme Vincentz v. Lyon

		fl.	b.	kr.
3	Proceß Ambrosiny		15	
1	De coniecturata mente		8	
2	Thomatus De muneribus	1		
2	Conclusiones Ludouici	1		
2	Consilia Peregrini	2	16	
1	Disquisition Delry in fol.	2	15	
2	Disquisitiones Delry in 8	2	14	
14	Pract Mercurialis. Zwischen der Meß geschickt	24	10	
	Summa	35	18	

Diese Summam hat Schonwetter den 6. Aprill. 604. eingenommen. 26 fl 16 b lauter

Hans Stern v. Lunenburg

		fl.	b.	kr.
2	Platina	4		
2	5. tom. Symphorema	4		
1	2. tom. Decis. Meichsnery	3	15	
	Summa	11	15	
	Ist den 29. Mertz 604 mit lauter zalt worden	9	7	

Konradt Eberken von Vlm

		fl.	b.	kr.
2	2. tom. Decis. Meichsnery	7	10	
2	Polydorus Vergilius		18	
	Summa	8	8	
	Den 3. April 604. Ist lauter mit zalt worden.	6	13	

Antonius Hierat v. Cöln

		fl.	b.	kr.
2	Practica Mercurialis	3	10	
1	Responsa Vigely		7	
1	Hackelmann Complet		16	
1	Practica Fauentini		5	
	Summa	4	18	
	Ist die Ostermeß lauter mit zalt worden.	4		

Lazarus Zetzner v. Strasburg

		fl.	b.	kr.
4	2 tom. Meichsnery	15		
1	1. & 2. tom. Meichsnery	6	15	
1	1. & 2. tom. Meichsnery	6	15	
1	Decision Camerae complet	4	10	
	Summa	33		
	Ist in der Ostermeß 604 lauter mit zalt worden.	22		
4	2. tom. Decision Meichsnery	15		
4	Symphorema complet	44		
	Summa	59		
	Hat Schönwetter lauter mit bezalt genommen.	41	6	

Joachim Segenbade v. Rostock

		fl.	b.	kr.
2	Decisiones Saxonicae complet	5		
2	Obseruationes Mariliani		16	
	Summa	5	16	
	Ist den 31. Mertz Ay 604 lauter zahlt	4	12	

Johann Schrimpff v. Schweinfurtt

		fl.	b.	kr.
1	Symphorema complet	11		
	per se			
	Ist den 3. April 604. mit lauter zahlt worden.	8	12	

Thomas Schürer v. Leiptzig

		fl.	b.	kr.
3	Quaestiones Saxonicas complet	7	10	
1	Memorabilia Solini complet	2		
1	Vergilius Maronis		12	
1	Decision Vigely		7	
	Summa	10	9	
	Ist den 6. Aprill 604 mit lauter zahlt.	7	12	

Michael Kilsaner v. Nurmberg

		fl.	b.	kr.
1	1. tom. Quaest. Saxonic.	1	10	
1	De voluptate		4	
3	Priuilegia	2	8	
1	Practica Mercurialis	1	15	
1	Practica Fauentini		5	
1	1. tom. Symphorematis	3	5	
	Summa	9	7	
	Ist den 10. Aprill. 604. lauter zahlt worden mit	7		

Arnoldt Quendell v. Cöln

		fl.	b.	kr.
1	1. tom. Decision. Meichsnery	3		
2	Practica Fauentini		10	
3	2. tom. Decis. Meichsnery	11	5	
2	2. tom. Decis. Meichsnery	7	10	
	Summa	22	5	
	ist mit lauter den 7. Aprilis 604. zahltt.	15	16	

Summarum der in der Ostermes 604 ausgesetzten vnd in derselbigen bezalten Bücher thut zusammen	464 fl 17 b
Van nun die Summa, so Schonwetter in derselbigen empfangen, vnd theils alsbaldt abgezogen, daruon kommen, als erstlich fol. 14 fac. 2 fol. 19 fac. 1 bey Niclaus Rodten	137 fl 10 b
Item bey Georg Willer fol. 16 fac. 1	74 fl 8 b
item bey Bartolme Vincentz fol. 16 fac. 2	25 fl 16 b
item bey Zetznern fol. 17 fac 2	41 fl 6 b
Thut zusammen abgezogen wirtt.	280 fl
Bleibt noch lauter so gelieffertt worden	184 fl 17 b

Volget der Hand-Kauff vnd was bahr bezahlt worden Ostermeß Anno 1604.

		fl.	b.	kr.
1	Practica Mercurialis	1	14	
1	5. tom. Symphoremat.	1	12	
	ohnrecht ausgesetzt worden ausgetauscht auf empfangen		14	
1	Practica Fauentini		6	
1	Priuilegium		15	
1	Symphorema complet	10	6	
1	Faber De erroribus		20	6
1	1. & 2. tom. Meichsnery	5	4	6
1	Decision Camerae &. 5. tom Symphor.	3	8	
1	1. & 2. tom-Decis. Meichsnery	5	4	6
1	1. 2. 4. & 5. tom. Symphor.	9	18	
1	1. & 2. tom. Meichsnery	5	4	6
1	1. & 2. tom. Gilmanni	3	14	3
1	Phrases Manuty		4	
1	1. & 2. tom. Meichsnery	6	18	
1	Consilium Sichardi	1	6	
1	Saxonicae De fefribus		4	6
1	Rogerus De arte chymiae		2	6
	Lat.	56	9	6

Einnahm Gelt am Handkauff

			fl.	b.	kr.
1	Practica Fauentini			4	
1	Consilium Peregrini		1	6	
1	Practica Fauentini			4	6
1	1. & 2. tom. Meichsnery		5	9	5
1	Decision. Saxonic.	} Zusammen in ein Gebundt verkaufft, thun	10	10	7
1	Obseruatio Mariliani				
1	Conclusion Ludouici				
1	Consilium Sichardi				
1	Singularia Fusci				
1	3. tom. Symphor.				
1	Memorabilia 1. tom.				
2	Disqsitio Delry fol.				
1	De Voluptate				
1	Conclusio Ludouici				
1	2. & 2. tom. Decision. Meichsnery		5	9	5
2	2. tom. Decision. Meichsnery		7	6	
1	quaesti Saxonic. Complet		2		
1	5. tom. Symphoremat.	}	3	7	
1	Consilium Sichardi				
1	Priuilegeium				
1	Pract. Fau.			4	6
1	Platina		1	14	3
1	1. & 3. tom. Symphoremat.		4	3	1
	Lat.		41	7	8

Einnahm Geltt am Handt-Khauff

			fl.	b.	kr.
1	Polydorus Vergilius			12	
1	De principe			1	5
1	5. tom. Symphoremat.		1	14	3
1	1. & 2. tom. Decision. Meichsnery		6		
1	Priuilegium			18	
1	Polydorus Vergilius			8	3
28	Symphorema				
10	Decisiones Meichsneri	} thun 9 ballen jeden zu 20 f verkauft thun	180		
20	Decisiones camerae				
50	consilium peregrini				
1	Polydorus Vergilius			12	
1	Phrases Manuty			3	
	Lat.		189	21	2
	Summarum des Handt Kauffs in dieser Ostermeß 1604. Ist zusammen an Buchführer Schilling gerechnet		287	12	4

	fl.	b.	kr.
Summarum aller Einnahm aus den dieser Meß verschriebenen vnd also balde bezahlten Buchern wie auch des Handkauffs von Frembden, ist zusammen	471	9	4

Verzeichnus wegen der in der Oster- vnd Herbstmeß Ay 1603 verborgten, vnd in dieser Fastenmeß 1604. bezahlten Buchern.

	fl.	b.	kr.
Ostermeß 603			
Johann Franck zalt lauter	50	10	
Heinrich Birnstill, von Erffurtt	12	13	
Clemens Berger von Leipzig	10	8	
Jacob Apell von Leipzig	7		2
Hans Jacob Funck v. Stutgartt	18	7	
Peter Kopff alhier	3	8	
Zacharias Wolff von Zurich	2	4	
Elias Helmer v. Wirtzburg	18	12	
Herbstmeß 603			
Ambrosius Kirchner zalt lauter	43		
Zacharias Schurer v. Leiptzig	29	8	
Heinrich Bock v. Trier	2	7	
Hans Jacob Funck	17		
Christoff Dürr von Mayntz	6	13	
Ludwig Konig von Basell	17	13	
Andreas Großkopff von Stutgartt	21		
Antonius Hierat v. Coln	33	8	
Lat.	293	11	2
Bartel Voigt von Leiptzig	50	10	
Henning Gros von Leiptzig	25	8	
Peter Aschbach von Vlm	18	13	
Johann Schütz von Basell	11	6	
Clemens Berger von Leiptzig	8	10	1
Martinus Nucius von Antorff	15	12	
Franz Faber	2		
Bernhardt Volters von Cöln	6	8	
Hermann Hupertt von Cöln	21	4	
Johann Strasser von Freiburg	11	1	
Andreas Hart von Edinburg	2	15	
Mattes Schmitz von Cöln	5	6	
Gerhart Greuenbruch	5	16	
	189	9	1

	fl.	b.	kr.
Summa aller alten verborgten vnnd in dieser Meß bezahlten Schulden, seindt, wie auff diesem Bladt verzeichnet,	478	1	
Summa Summarum aller Einnahm an Geltt, so wol altter, als neuwer Schulden, so diese Ostermeß 604. gefallen, ertragen zusammen	949	10	1

Volget nun die Ausgab so diese Ostermeß zahlt vnd ausgelegt worden.

	fl.	b.	kr.
für 2 Fartt Bucher in Laden		10	6
2 Tagloner zalt		4	
für Gebott Gelt zalt		1	7
für ein Behsen			4
für ein Feuwerschiebbe in Laden		3	1
Georg Keller Malern zalt	15		
Schönwettern für ein Hudt so er gekhaufft zaltt	2	16	
von 650 fl. Capital halbjarige Pension zaltt	26		
Hans Borlochen Secklern zalt	15		
Hans Ludwig Remblin zalt für Papier	50	6	
Dem Herrn D. laut Zettels gelieffert	172	21	8
Conradt Meuln l. Zettels gelieffert	274		
Johann Theobaldt Schonwettern geben		13	5
Meinem Herrn des Markgelt zalt		2	
Lat.	557	7	4
für ein Buch Papier		2	3
Claus Stalburgern Laden Zinß zalt	26	15	1
Thomassen dem Ladendiener	6		
Johan Webern	3	12	
Meinem Jungen vnd Magde, daß sie 8 Tag Bücher gebunden vnd in die Cammer halffen tragen, auf Bevelch verehrt	1	12	7
Samuel Juden zur weisen Rosen zaltt	60		
Nachdem ich beneben Schönwetters im weißen Closter zwo Cammern laßen verfertigen so zusammen 10 fl Vncosten vnd also jedem die Helftt gebüren, diweil aber der Herr Doctor hernach sein Gemeiner worden, schreib ich mein Halbtheil dem Herrn Doctor zu nemblich	5		
Johan Theobaldt Schönwettern, als ich ime die Helfft des Buchhandels erstmals abkhaufft, vnd der Herr D. mich wieder von solchem abgewichen, habe ich ihme ein grobgrün zahlen müssen, hat kost	20		
Meine Dienstbesoldung, laut Contracts	40		
Lat.	162	18	2

Ausgab Geltt Ostermeß 604	fl.	b.	alb.	kr.
Balthasar Aichlen von Reutlingen vf des eltern Herrn Burgemeister ertheilten Bescheidt, dieweil kein Gelt in der Caße gewesen, laut fol. 20 fac 1 in Einnahm Gelt, 9 Ballen Bücher verkhaufen vnd ihme bezahlen müssen	180			
Ist die ganze Meß vber für allerhandt Ohnkosten im Laden vfgangen vnnd bezaldt worden	11	1		8
Lat.	191	1		8
Summa Summarum aller Ausgab Geltt in dieser Fastenmeß ist zusammen	911	2	2	1
Hergegen ist die Einnahm laut fol 22 fac 1	949	10		1
Diese hiernegst gesetzte Einnahm der von der Ausgab der	911	2	2	1
Ausgab abgezogen, bleiben in Handell zu bezalen im Rest	38	7	1	2½
Dieweil ich aber laut der Obligation so Henge zum Roten Schildt vnder Handen 650 fl in Handel bezaldt, vnd mir noch hinderstendig, als bin ich erbietig angeregte 38 fl 7 b 1 alb. 2½ kr. von gedachten 650 fl abzukurtzen				
Bleibt mir noch an Hauptsumma hinderstendig	611	12	1	1

Joannes Sartorius
Factor

Register der Fastenmesse 1605

Fastenmeß 1605
Register der vber den Schonwetterischen Buchhandell
von Herrn Schultheiß vnd Schöffen verordneten Sequestratorn
Valentinus Willius, Christoff Bruder
Volgen erstlich die Bucher, so dieser Meß verschrieben aber noch nicht bezahlt worden

Henningius Groß

	fl.	b.	kr.
1 Quaestiones Saxonic. Tom. 1	1	10	
2 Tom. 2	2		
1 Decision. Camerae Tom. 1 & 2	4	10	
1 Symphorema Tom 2	2	10	
1 Respons. Vigely		7	
1 Observat. Marili.		18	
Summa	11	5	

Peter Aschbach von Vlm

	fl.	b.	kr.
1 Platina	2	4	
1 Polydorus Vergilius		9	
1 Privilegium		16	
Summa	3	5	

Johan Franck von Magdeburg

	fl.	b.	kr.
2 Decisiones Meichs. 1. et 2. Tom	13	10	
Sa. p. sc			

H. D. Johan Ruppell

	fl.	b.	kr.
1 Decis. Meichs. Tom 1 et 2	6	15	

Peter Kopff alhie

	fl.	b.	kr.
1 Symphorema complet	11		
1 Singularia Fusci		16	
1 Corona quaestionum		8	
1 Symphorema complet	11		
Summa	23	4	

Georg Willer von Augspurg

	fl.	b.	kr.
4 Consilia Peregrini	5	12	
4 Decis. Meichs. Tom 2	15		
4 Dies caniculares	5	6	2
2 Platina	4		
4 Polydorus Virgilius	1	16	
1 Consilia Peregrini	1	8	
Summa	33	2	2

Franciscus Raphelingius

	fl.	b.	kr.
1 Practica Mercurialis	1	15	
4 Dies caniculares	5	6	2
Summa	7	1	2

Paulus Letterus von Straßburg

	fl.	b.	kr.
2 Symphorema complet	22		
1 Tom 1 Symphorematis	3		5
1 Tom 2 eiusdem	2	10	
6 Calvin De principe			8
Summa	28		3

Andreas Großkopff von Stuttgartt

	fl.	b.	kr.
1 Decis. Meichs. Tom. 2	3	15	

Melchior Harttmann v. Speyer

	fl.	b.	kr.
2 Decis. Meichs. Tom. 2	7	10	
3 Privilegia	2	8	
2 Symphoremat. 4 pars	4		
2 Decis. Gilmanni 2 pars	4	10	
2 Fuscy De voluptate		8	
2 Dies caniculares	2	13	1
1 Speculum testamentorum	1	10	
1 De coniecturata mente		8	
2 Observat. Marilianae		16	
1 Symphoremat. 2 pars	2	10	
Summa	26	13	1

H. D. Johann Rulandt

	fl.	b.	kr.
1 Decis. Meichs. Tom 1 et 2	6	15	
1 Consilia Sichardi	1	8	
2 Flores poetarum		10	
Summa	8	13	

Ludwig Elzevier

	fl.	b.	kr.
1 Practica Mercurialis	1	15	
2 Specula Testamentorum	3		
1 Virgulius Maronis		12	
Summa	5	7	

Ludwig Konig v. Basel

	fl.	b.	kr.
12 Colloquia Maioli	16		
2 Privilegia	1	12	
2 Platina	4		
1 Thomatus De muneribus		10	
1 Symphorema complet	11		
4 Dies caniculares	5	6	2
Summa	38	8	2

Barthell Voigt

	fl.	b.	kr.
1 Decision. Lipsens. Tom 2	1		
2 Decision. Camerae complet	9		
Summa	10		

Johannes Albinus von Meintz

	fl.	b.	kr.
1 Dies caniculares	1	16	12

Hieronymus Gemuseus von Basell

	fl.	b.	kr.
1 Responsa Vigely			7

Joannes Rhodingius Schultheis zu Frankenthall

	fl.	b.	kr.
1 Symphorema complet	11		

Levinus Hulsius

	fl.	b.	kr.
1 Decision, Camerae Tom. 2	2	5	
1 Practica Mercurialis	1	15	
3 Consilia Peregrini	4	4	
Summa	8	4	

Anthonius Hierath v. Collen

	fl.	b.	kr.
1 Memorabilia Solini complet	2		
2 Dies caniculares	2	13	1
2 Gilckenius De acpr. rer. dom.		6	
1 Symphorematis Tom. 1 et 2	5	15	
1 Symphorematis Tom. 3	1	5	
1 Symphorematis Tom. 5	2		
Summa	13	19	1

Henrich Birnstill von Erffurt

	fl.	b.	kr.
1 Symphorematis complet	11		
2 Quaest. Saxon. complet	5		
2 Virgilius Maronis	1	4	
1 De coniecturata mente		8	
1 Decis. Gilmanni Tom. 1	2	5	
1 Decis. Gilmanni Tom. 2	2	5	
1 Platina	2		
Summa	24	2	

Zacharias Schürer

	fl.	b.	kr.
1 Templum Jud. Lancelotti	1	7	
1 Platina	2		
Summa	3	7	

Michael Berbich v. Speyer

	fl.	b.	kr.
1 Symphorema complet	11		
1 Decis. Meichs. Tom. 1	3		
1 Decis. Meichs. Tom. 2	3	15	
Summa	17	15	

Martinus Nutius von Antorff

	fl.	b.	kr.
1 Decis. Meichs. Tom. 2	3	15	
2 Dies caniculares	2	13	1
2 Memorabilia Solini	4		
2 Speculum Testamentorum	3		
Summa	13	8	1

Sigismund Latomus

	fl.	b.	kr.
1 Tom. 2 Decis. Meichsneri	3	15	
1 Symphorema complet	11		
Summa	14	15	

Bartholome Vincentz von Leon

	fl.	b.	kr.
2 Thomatus De muneribus	1		
1 Consilia Sichardi	1	8	
2 De coniecturata mente		16	
1 Consilia Sichardi	1	8	
Summa	4	12	

Christoff Bruder

	fl.	b.	kr.
1 Symphoremat. Tom. 4 et 5	4		
1 Decis. Meichs. Tom. 1	3		
1 Decis. Meichs. Tom. 2	3	15	
1 Symphoremat. Tom. 3	2		
Summa	12	15	

Arnoldus Mylius

	fl.	b.	kr.
1 Dies caniculares	1	6	2
1 Singularia Fusci		16	
1 Decis. Gilmanni Tom. 1	2	5	
1 Dies caniculares	1	6	2
1 Decis. Meichsneri Tom. 1	3		
1 Decis. Meichsneri Tom. 2	3	15	
12 Virgilius Maronis	7	4	
Summa	19	13	2

Felix Hugel v. Leiptzig

	fl.	b.	kr.
2 Memorabilia Solini	4		
2 Practica Mercurialis	3	10	
Summa	7	10	

Claudius de Marne

	fl.	b.	kr.
1 Virgilius Maronis		12	
1 Consilia Sich.	1	8	
2 Responsa Vigely		14	
Summa	2	14	

Johann Schütz von Cassell

	fl.	b.	kr.
1 Consilia Sichardi	1	8	
1 Quaestion. Saxon. Tom. 1 & 2	2	10	
Summa	3	18	

Zacharias Palthenius

	fl.	b.	kr.
1 Decis. Meichsneri Tom. 2	3	15	

Compagnia Venetiana

	fl.	b.	kr.
18 Consilia Peregrini	25	4	
9 Piccolomineus Deaia	13	10	
3 Memorabilia Solini	6		
15 Empyrica Faventini	3	15	
4 Consilia Peregrini	5	12	
Summa	54	1	

Joswinus Colinus von Collen

	fl.	b.	kr.
1 Observat. Marilianae		8	
1 Responsa Vigely		7	
1 Quaest. Saxon. complet	2	10	
1 Dies caniculares	1	6	2
Summa	4	11	2

Joannes Monschein von Meintz

	fl.	b.	kr.
2 Dies caniculares	2	13	1
2 Gilckenius		6	
1 Decis. Meichs. Tom. 1 et 2	6	15	
1 Practica Mercurialis	1	15	
1 Illustres Quaest. Tom. 1 et 2	2	10	
1 Piccolom. De aia	1	10	
1 Coes conclus. Josephi		20	
1 Rogerus De arte chimiae		3	
1 De perfecto principe		6	
2 Flores poetar		16	
1 Privilegium		16	
2 Empyrica Faventini		10	
1 Polyd. Virgilius		9	
1 De voluptate		4	
1 Artzney Buch		12	
2 Phrases Aldi Manuty		8	
Summa	19	17	1

Heredes Comilini

	fl.	b.	kr.
2 Practica Mercurialis	3	10	
Summa per se			

Paulus Weinmann v. Schweinfurtt

	fl.	b.	kr.
3 Dies caniculares	4		
1 Symphor. pars 5	2		
2 Rogerus De arte chim		6	
4 Phrases Manuty		16	
2 Flores poetar.		10	
1 Decis. Meichsn. Tom. 2	3	15	
Summa	11	7	

Joannes Bellerus von Antorff

	fl.	b.	kr.
4 Memorabilia Solini complet	8		
4 Dies caniculares	5	6	2
Summa	13	6	2

Paulus Helwig von Wittenberg

Ist Burg dafür Ambrosius Kirchner

	fl.	b.	kr.
1 Decis. Saxon. complet	2	10	
1 Piccolom De anima	1	10	
Summa	4		

Josiae Rihely Erben

	fl.	b.	kr.
1 Consilia Peregrini	1	8	

Johan Hertzroy von Ingolstatt

	fl.	b.	kr.
1 Consilia Sichardi	1	8	
2 Templum Judicum Lancelotti	2	14	
2 Dies caniculares	2	13	1
Summa	6	15	1

Wolfgangus Ketzelius

	fl.	b.	kr.
1 Quaestion. Sax. Tom. 1 et 2	2	10	
1 Variarum Quaestionum	1		
1 Symphorema complet	11		
1 Decis. Meichsn. Tom. 1 et 2	6	15	
1 Decis. Lipsens. Tom. 1 et 2	2	10	
1 Decis. Camerae Tom. 1 et 2	4	10	
Summa	28	5	

Gotthard Voglin von Leipztig

	fl.	b.	kr.
1 Tom. 3 Symphorematis	1	15	

Joannes Strasser von Freiburg

	fl.	b.	kr.
1 Decis. Meichsneri Tom. 2	3	15	

Balthaßar Hoffmann

	fl.	b.	kr.
1 Symphorematis Tom. 1. 2. 4. 5	9	15	
1 Decis. Gilmanni Tom. 2	2	5	
Summa	12		

Elias Helmer v. Würtburg

	fl.	b.	kr.
1 Symphorema complet	11		
1 Decis. Meichsnery Tom. 2	3	15	
Summa	14	15	

Peter Landri

	fl.	b.	kr.
1 Consilia Sichardi	1	8	

Joannes Sartorius

	fl.	b.	kr.
1 Symphorema complet wegen Arnoltt Quendels, vermög Registers Herbstmeß 1604	11		
Item wegen Melchior Hartmanns vor einem halben Jahr ausgesetzter Bücher	24	11	
Item wegen Claudi de Marne so er vor einem halben Jahr eingenommen vnd empfangen hat	21	2	

Cornelius Nicolai von Absterdam

	fl.	b.	kr.
2 Practica Mercurialis	3	10	

Volgen nun dieße Meß verschriebene vnd alßo baltt bezahlte Bucher.

Lazarus Zetzner von Strasburg

	fl.	b.	kr.
1 Consilia Sichardi	1	8	
1 Symphorematis pars 1 et 2	5	15	
1 Decis. Gilmanni 1 et 2 Tom.	4	10	
1 De voluptate Fusci		4	
Summa	11	17	
Zahlt alsbaldt lauter mit	9	10	

Ambrosius Kirchner

	fl.	b.	kr.
1 Memorabilia 2. et 3. pars	1		
1 Platina	2		
2 Symphor. 1. pars	6	10	
1 Symphor. 1. pars	2	10	
1 Symphor. 5. pars	2		
3 Decis. Lips- 2. Tom	3		
1 Decis. Gilmanni 2. Tom	2	5	
1 Decis. Meichsneri 2. Tom	3	15	
Summa	23		
Zahlt den 28. Marty lautter mit 17	17	5	

Arnoltt Quendell von Collen

	fl.	b.	kr.
4 Dies caniculares	5	6	2
1 Templum Judicum Lancelotti	1	10	
2 De acpr. rer. dom.		6	
1 Dies caniculares	1	6	2
Summa	8	9	1
Zahlt den 29. Marty lautter mit	6	15	

Francoys Bovier von Londen

	fl.	b.	kr.
4 ? Aldobrandi	1	4	
2 Memorabilia Solini complet	4		
1 Dies caniculares	1	6	2
2 Virgilius Maronis	1	4	
3 Piccolomineus De aia	4	10	
4 Rogeri De arte chimiae		12	
4 Empyrica Faventini	1		
Summa	13	16	2
Zahlt den 26. Marty lautter mit	11	4	

Tobias Lutz von Augspurg

	fl.	b.	kr.
1 Coes conclus, Ludovici		10	
1 De voluptate Fusci		4	
1 Coes conclusiones		10	
Summa	1	4	
Zahlt den 28. Marty mit	1		

Clemens Berger

	fl.	b.	kr.
2 Artzney Buchlin	1	4	
1 Symphor. pars 3. 4. et 5.	5	5	
1 Decis. Meichsney Tom. 1 et 2	6	15	
Summa	13	4	
Zahlt alsbalt lauter mit	10		

Thomas Schürer

	fl.	b.	kr.
3 Platina	6		
1 Flores poetarum		5	
1 Conclusiones Ludovici		10	
Summa	6	15	
Zahlt den 29. Marty lautter mit	5	1	

Johann Norton

	fl.	b.	kr.
5 Virgilius Maronis	3		
1 Memorabilia Solini complet	2		
Summa	5		
Zahlt d. 29. Marty mit	3	15	

Conrad Ebercken von Vlm

	fl.	b.	kr.
1 De coniecturata mente		8	
zahlt alsbaldt		6	

Georgius Ludovicus Frobenius

	fl.	b.	kr.
3 Virgilius Maronis	1	16	
2 Platina	4		
1 Hercules Saxonia		4	
Summa	7	7	
Zahlt den 29. Marty lautter mit	5	18	

Peter Marischall von Heidelberg

	fl.	b.	kr.
1 Symphorematis Tom. 5	2		
Zahlt den 26. Marty mit	1	12	

Bernhartt Woltter von Collen

	fl.	b.	kr.
4 Virgilius Maronis	2	8	
5 Virgilius Maronis	3		
Summa	5	8	
Zahlt lauter mit	4	5	

Jacobus Brechtanus

	fl.	b.	kr.
4 Consilia Peregrini	5	12	
2 Empyrica Faventini		10	
Summa	6	2	
Zahlt alsbaltt lauter mit	4	18	

Michaell Kilßaner von Nurnberg

	fl.	b.	kr.
1 Symphorematis Tom. 1	3	5	
4 Virgilius Maronis	2	8	
3 Privilegia	1	16	
Summa	7	9	
Zahlt lauter den 28. Marty mit	6		

Johan von Linden

	fl.	b.	kr.
1 Quaest. Saxon. Lib. 2	1		
zahlt den 27. Marty mit		16	

Andreas d. Venetianer Diener

	fl.	b.	kr.
1 Dies caniculares	1	6	2
zahlt alsbaltt	1	2	
dieses Buch ist wieder in Laden geliefert worden			

Samuel Selfisch

	fl.	b.	kr.
3 Decis. Lipsens. complet	7	10	
2 Symphor. 1. pars	6	10	
1 Symphor. 4. pars	2		
3 Symphor. 5. pars	6		
3 Polyd. Virgilius	1	7	
3 Fuscius De voluptate		12	
Summa	23	19	
Zahlt den 28. Marty lauter mit	19	3	

Lorentz Albrecht von Lubeck

	fl.	b.	kr.
1 Decis. Meichsn. Tom. 1	3		
1 Decis. Meichsn. Tom. 2	3	15	
1 Symphoremat. Tom. 2	2	10	
1 Tom. 4	2		
2 Tom. 5	4		
Summa	15	5	
zahlt den 28. Marty lauter mit	11	10	

Barthell Schmidt

	fl.	b.	kr.
1 Consilia Peregrini	1	8	
1 Conclusion. Ludovici		10	
Summa	1	18	
zahlt den 28. Marty mit	1	10	

Joannes Paulus Dellius von Rom

	fl.	b.	kr.
2 Dies caniculares	2	13	1
1 Speculum Lancelotti	1	10	
2 Corona Quaestionum		16	
1 Singularia Fusci		16	
1 De principe		1	1
Summa	5	16	2
zahlt alsbaltt lauter mit	4	4	

	fl.	b.	kr.
Summa Summarum der diese Meß verschriebener vnd noch vnbezahlte Bucher ist		(fehlt)	
Summarum diese Meß verschriebenen und alsbalt bezahlten Bucher ist	124	12	1

Volgett nun waß von denen von vorigen Meßen verschriebenen Burgen an itzo eingenommen vnd bezahlt worden.

	fl.	b.	kr.
Johann Schütz von Basell Herbstmeß 1604	13		
Peter Aschbach Herbstmeß 1604	8	12	
Bernhart Wolter Herbstmeß 1604	7		
Jacob Apell Herbstmeß 1604 und dann noch von voriger	24		
Joh. Gymnicus Herbstmeß 1604	8	18	
Paulus Weinmann Herbstmeß 1604	6	1	1
Sebastian Mylius Hebstmeß 1604	11	4	
Clemens Berger aliter	12		
Johan Franck	26		
Paul Lettaris Herbstmeß 1604	16		
Lenhartt Wyprechts Diener hat vff Rechnung geben	20		
Summa	152	15	1

	fl.	b.	kr.
Elias Helmer Herbstmeß 1604	18	11	
Joannes Muretus	4	5	
Arnoldus Mylius	13	12	
Barthell Vogt	5	15	
Gerhart Greffenbruch	1	2	2
Joannes Orles	3	18	
Francois Bovier aliter	10	8	
Andreas Hart von Edenburg	2	2	
Johan Straser	7		
Ludewig Konig	16		
Joannes Ludovicus Frobenius	24		
Martinus Nutius	11	4	
Johan Hertzroy	15	10	
Henning vnd Friderich Groß	13	16	
Michell Berwich von Speyer	12	11	
Summa	159	14	2

	fl.	b.	kr.
Matthes Schmid von Collen	9	4	
Gotthardt Voglin von Leiptzig dedit vff Rechnung	27		
Levinus Hulsius	24		
Summa latonis	60	4	
Summarum der alten Schulden ist	372	14	

	fl.	b.	kr.
Handtkauff	·	4	1
1 Practica Faventini			
1 Symphorema complet	13	10	
· Decis. Meichsnery 1. et 2. tom			
1 Symphorema complet	9	16	
Consilia Peregrini			
1 Symphoremat. Tom. 1	2	10	
1 Symphoremat. Tom. 4	1	12	
1 Polydorus Virgilius		8	
1 Dies caniculares	1	1	1
1 Precessus Ambrosini		4	
1 Decis. Meichsneri Tom. 2	3		
1 Dies caniculares	2	10	
1 Memorabilia Solini			
1 Practica Faventini		4	
1 Dies caniculares	1	4	
Summa	36	10	

	fl.	b.	kr.
1 Decis. Ludovici		9	
1 Symphorem. 3. 4. et 5. Tom	4	5	
1 Fusci De voluptate		4	
1 Fasciculus ad Tom. 1 Symphor. et	5	8	
1 Decis. Camerae 1			
1 Virgilius Maronis		9	
1 Illustr. quaestr. 1. & 2. Tom.	2	8	
variarum resolut			
3 Polydor Virgilius	1	3	
Summa lat	14	6	

	fl.	b.	kr.
Summarum des Handkauffs ist	50	16	
Summa Summarum alles Einnehmens so wol alter als neuer Schulden wie auch des Handkauffs thun zusammen	548	2	1

Volgett nun die Ausgabe was diese Meß vber ist ausgelegt worden

	fl.	b.	kr.
Hellermannen für der Juden Bücher aus dem Weißen Frawen Closter zu führn geben		5	
die Decisiones aus gn. Closter heraus zu führen		2	4
Marck Geltt den Herrn		1	4
etzlichen armen Verbrannten		1	2
dem Wechter so die Meß vber in der Buchgassen gewacht		3	
den Richtern für Gebiet Geltt vnnd etzliche arresta anzulegen		6	
pro alemosinis den Armen zu vnderschiedlichen Mahlen vff		4	
Summa	1	1	10

für ein Besen			4
für etzliche Vncosten so die Meß vber in Laden vffgewendet worden	4		
J. Stalburgern Laden Zins	26	9	
Adam N. so die Meß vber im Laden mit Einsetzung der Büchern . . . vnd sonsten bedienet geweßen	5		
uns beeden Sequestratorn vermog Bescheidts pro nostro salario	40		
für ein Register zu dieser Rechnung		3	
Summa lat.	75	12	4
für Bind Garn			7
für Säck zum Geltt		3	
Summa lat.		3	7

	fl.	b.	kr.
Summarum aller Außgaben diese Meß vber ist	77	8	7
Also diese Außgabe von den	548	2	1
abgezogen pleibt noch pro resto	470	9	4
Ferner ist noch von Zacharias Schürern von Wittenbergk von Herbstmeß 1604 erlegt worden	11		
Ist also die gantze Summe des depositi	481	9	4

Vnnd ob wol nicht, ohne das noch ein ziembliche Summa hette einbracht werden konnen, so ist jedoch der Mangell an dem gewesen, daß sich der mehrer Theill daruff beruffen, daß ihnen Schonwetter noch mit einer mehren Summen verhafftet sein soll, daß dene Meinung vnnd daß sie also zu ihrer Bezahlung gelangen möchten, sie die Zeit hero, sonderlich auch tempore sequestrationis Bucher ausgesetzt hetten, wie sie sich dan auch austrücklich ercleret, daß sie nichts aus Handen zu geben gedachten es werde ihnen dan mit recht auferlegt.

Volgett waß dieße Meß vber von den Juden ist abgeholet vnd in Laden gegeben worden.

von Isaac J. z. Krebs

70 Memorabilia Solini 1. & 2. pars
10 Tom. 2. Symphorematis
50 Tom. 3. Symphorematis
30 Tom. 4
30 Tom. 5
15 Templum Judicum
12 Decisiones Camerae Tom. 2
25 Qauest. Saxon. Tom. 2

Samuell vnd Beer J. z. Cronen haben gelieffert

80 Dies can.
45 Artzney büchlin
110 Virgilius Maronis
36 Piccolomineus De aia
30 Corona quaest.
30 Privilegia

H. Johann Cast hat gelieffert

62 Decisiones Meichsneri Tom. 2

VERZEICHNIS DER SCHÖNWETTERSCHEN VERLAGSWERKE

Vorbemerkung

Die im folgenden aufgeführten Titel der mir bekanntgewordenen Werke des Verlagshauses Schönwetter sind gekürzt, soweit es bei der zeitentsprechenden Länge nötig erschien. Der Zeilenschlüssel blieb unberücksichtigt.

Soweit die Werke mir im Original vorlagen, wurde der Besitzer verzeichnet, im anderen Falle die bibliographische Quelle.

Das Verzeichnis ist unterteilt nach den verschiedenen Verlagsinhabern; außerdem sind die Werke in chronologischer Folge aufgeführt, wodurch ein besserer Überblick über die jeweilige Jahresproduktion ermöglicht wird.

Abkürzungen:

A D B	Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 1-56. Leipzig 1875 ff
Apponyi	Sàndor Gróf Apponyi, Hungarica. Bd. II: 17. und 18. Jahrhundert. München 1903
Baader	Peter Baader, Das Druck- und Verlagshaus Albin-Strohecker zu Mainz. Diss. Mainz 1953
B.-S.	Augustin et Aloys de Backer – Carlos Sommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jesus. Bruxelles, Paris 1890-1909
Castle	Ed. Castle, Geschichte einer Wiener Buchdruckerei 1548-1948. Wien 1948
Cat. gén.	Catalogue générale des livres imprimés de la Bibliothèque Nationale. Paris 1896 ff
Cless	Johannes Clessius Wineccensis, Unius saeculi eiusque virorum literatorum ab 1500 ad 1602 elenchus. Francofurti. 1602
Ferguson	John Ferguson, Bibliotheca Chemica Bd. I. London 1954
Fischer	Ernst Fischer, Michael Caspar Lundorp. Berlin 1871
G K	Deutscher Gesamtkatalog. Herausgegeben von der Preußischen Staatsbibliothek. Bd. 1/1931–14/1939, Berlin
Graesse	Jean George Théodore Graesse, Trésor de livres rares et précieux ou nouveau dictionnaire bibliographique. Tome premier. Milano 1950
Hartzheim	Josef Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis. (1747)
Hohenemser, Disc. pol.	Paul Hohenemser, Flugschriftensammlung »Discursus politici« des Johann Maximilian zum Jungen. Frankfurt/M. 1930
Hohenemser, Flugschr. Slg. G. Fr.	Paul Hohenemser, Flugschriftensammlung Gustav Freitag. Frankfurt/M. 1925
Kraus	Antiquariats-Katalog H. P. Kraus, New York, Nr. 66
v. d. Linde	Antonius v. d. Linde, Die Nassauer Drucke der königlichen Landesbibliothek in Wiesbaden, Bd. I 1647-1817. Wiesbaden 1882
Neufforge	Ferd. v. Neufforge, Über den Versuch einer deutschen Bibliothek als Spiegel deutscher Kulturentwicklung. Berlin (1940)
v. Someren	J. F. van Someren, Pamfletten. Utrecht 1915-1922

I. VERZEICHNIS DER VERLAGSWERKE JOH. THEOBALD SCHÖNWETTERS.

1598

1. AMBROSINUS, Tranquillus: Processus informatiuus... Francofurti, Joannis Saurij typis, impensis vero Joannis Theobaldi Schonvvetteri. M.D.XCVIII. 8° 307 S. + Ind. Wien N. B.

2. LUDOVICUS, Josephus. MAGONUS, Hieronymus: Decisiones vtiles et practicabiles, et Causarum Rotae Lucensis... Francofurti, Joannis Saurij typis, impensis vero Joannis Theobaldi Schonvvetteri. M.D.XCVIII. 8° 8 Bl. + 829 S. + Ind. Wien N. B.

3. MARILIANI, Hieronymus: Obseruationes et decisiones aureae. Francofurti, Joannis Saurij typis, impensis vero Joannis Theobaldi Schonvvetteri. M.D.XCVIII. 8° 8 Bl. + 468 S. + Ind. Mainz St. B. Wien N. B.

4. VICTORIUS, Benedictus Faventinus: Medicationis Empeiricae libri tres. Francofurti, Typis Joh. Collizij, sumpt. Joh. Theob. Schönvvetter. 1598. 8° 5 Bl. + 384 S. Titelkupfer und Signet. Ffm. St. B.

1599

5. ALUARADUS, Rodericus: De coniecturata mente defuncti ad methodum redigenda, libri IIII. Francofurti, Ex officina Matthaei Beckeri, impensis Johannis Theobaldi Schönvvetteri. 1599. 8° 622 S. + Ind. Wien N. B.

6. LUDOVICUS, Josephus: Commvnes conclvsiones ivris. Francofvrti ad moenum, Ex officina Typographica Matthaei Beckeri, Sumptibus Joannis Theobaldi Schoenvvetteri. Anno M.D.XCIX. 8° 466 S. + Ind. Mit Signet. Mainz St. B.

7. PERSONALIS, Franciscus: Corona quaestionum judicarum... Francofurti, Ex Officina Typographica Matthaei Beckeri, sumptibus Joannis Theobaldi Schönvvetteri. 1599. 4° 4 Bl. + 286 S. + Ind. Mit Signet. Ffm. St. B.

8. ROSBACH, Joannes Emericus a: Practica ciuilis seu Processus Judiciarius... Francofurti, Excudebat Sigismundus Latomus. 1599. 8° 7 Bl. + 630 S. + Ind. Herbst-Messkat. 1599: in officina Schonwett. Wien N. B.

9. SCHNEIDEWIN, Augustus: Illustres aureae Quaestionvm variarvm apvd ivris vtrivsqve interpretes controversarvm Decisiones & Discussiones... Francofurti ad Moenum, Ex Officina Johannis Spiessy: Sumptibus Johannis Theobaldi Schönvvetteri. 1599. 2° 24 Bl. + 55 S. + 203 S. + Ind. Mit Signet. Mainz St. B. Wien N. B.

10. SICHARDUS, Joannes: Responsa Juris... opera et studio J. Gg. Gödelmanni publicata... Francofurti ad Moenum. Excudebat Joannes Spiesivs, Svmptibvs Joannis Theobaldi Schönvvetteri. 1599. 2° 4 Bl. + 236 S. + Ind. Mit Signet. Wien N. B.

11. VALASCUS, Alvarus: Jvris consvlti lvsitani... Qvaestiones ivris emphytevtici. Francofurti, Apud viduam Joannis Colizij, Impensis Joan. Theobaldi Schönvvetteri. 1599. 8° 4 Bl. + 508 S. + Ind. Mit Signet. Wien N.B.

12. VASQUIUS (Vasquez), Fernando: Controuersarium vsu frequentium libri tres. Francofurti ad Moenum, Ex Officina Typographica Matthiae Beckeri, Sumptibus Joannis Theobaldi Schoenvvetteri. 1599. 8° 8 Bl. + 729 S. + Ind. Mit Signet. Wien N. B.

1600

13. FUSCUS, Paulus: Singularia in ivre caesareo atqve pontifico... Item GOMEZ, Leo: Decisionvm Singvlarivm et conclvsionvm Centuria vna. Anno 1600. Francofvrti ad Moenvm, Typis Matthaei Beckeri, sumptibus Joannis Theobaldi Schönvvetteri. 4° 4 Bl. + 644 S. + 12 Bl. Mit Signet. Mainz St. B.

14. LANCELLOTUS, Conradus: Templum omnium Judicum. Impensis J. Theobaldi Schönvvetteri. 1600. 4 + 11 Bl. + 928 S. + Repert. Mit Signet. Mainz St. B.

15. MAIOLI, Simone: Dies caniculares, Hoc est, Colloquia tria et viginti physica... Ursellis, In Archiepiscupatu Moguntinensi, apud Cornelium Sutorium, Impensis Theobaldi Schönwetteri. M.DC. 4° 4 Bl. + 824 S. + 58 Bl. Mainz St. B.

16. SASSONIA, Ercole: Tractatus triplex, de fefrium putridarum signis et symptomatibus... redactus... a Petro Uffenbachio... Francofurti, Typis Sigismundi Latomi, impensis Joan. Theobaldi Schönvvetteri. 1600. 8° 8 Bl. + 344 S. + Ind. Wien N. B. Cat. gén. 163.439 Paris B. N.

17. VICTORIUS, Benedictus Faventinus: Arzneybuch. Franckfurt Joann Theob. Schönwetter 1600 Cless S. 191

1601

18. GRANA, Nicolaus a: Perspicuae disquisitiones in quinque Porphyrii universalia, suprema Aristot. rerum genera, vulgo praedicamenta dicta... Francofurti, sumptibus J. T. Schönwetteri. 1601. 8° 5 Bl. + 869 S. + Ind. Paris B. N. Cat. gén. 63.373

19. GYLMANN, Adrian: Symphorema svpplicationvm, pro processibvs, svper omnibvs ac singvlis imperii romani constitutionibus, in supremo Camerae Imperialis auditorio impetrandis.. Anno M.DCI. Francofurti, Apud Matth. Becker, Impensis Jo. Theob. Schönvvetter. 2° 17 Bl. + 560 S. Mit Signet. Mainz St. B.

20. GYLMANN, Adrian: Dvbiorvm sev qvaestionvm aliqvot in ivre controversarvm... Decisiones... Francofurti ad moenum, Ex Officina Typograph. Matthaei Beckeri, Sumptibus Johannis Theobaldi Schönvvetteri. M.DCI. 2° 4 Bl. + 355 S. + 31 Bl. + 359 S. + 178 S. + Ind. Mit Signet. Mainz St. B.

21. MERCURIALIS, Hieronymus: Medicina practica... libri V. Editi studio Petri de Spira. Francofurti ad Moenum, In officina Joannis Theobaldi Schönvvetteri, 1601. 2° 3 Bl. + 652 S. + Ind. Mit Signet. Ffm. St. B. Wien N. B.
Handschriftlicher Zusatz auf dem Titel des Frankfurter Exemplars: Sum(ptibus) Joannis Hartmanni Beyeri, Francofurtensis.

22. QUETTA, Antonius: Centvm Consilia sive Responsa Jvris. Francofurti, Excudebat Johannes Saurius, impensis Joannis Theobaldi Schönvvetteri. M.DC.I. 2° 4 Bl. + 449 S. + Ind. Mit Signet. Mainz St. B. Wien N. B.

1602

23. HACKELMANN, Leopold: Dispvtationes selectissimae, ex ivris canonici materiis... ita in schola et foro... conscriptae... Editio secunda. Francofurti, Typis Joannis Saurii, Impensis Joannis Theobaldi Schönvvetteri. MDCII. 4° 227 S. Mainz St. B.

24. HACKELMANN, Leopold: Illustratores et selectiores quaestiones tam in foro quam in schola usum insignem habentes... Ed. 8. Francofurti, Typis Joannis Saurii, Imp. Joannis Theobaldi Schönvvetteri. MDCII. 4° 4Bl. + 310 S. + Ind. Ffm. St. B.

25. MERCURIALIS, Hieronymus: Medicina practica... Francofurti ad Moenum, In Officina Joannis Theobaldi Schönvvetteri. M.DC.II. 2° 4Bl. + 594 S. + Ind. Mit Signet. Mainz St. B. Cat. gén. 112.795 Paris B. N.

26. PICCOLOMINI, Franciscus: Commentarii duo... Francofurti ad Moenum, Ex Officina Typographica Matthiae Beckeri, sumptibus Joannis Theobaldi Schönvvetteri. 4° 3 Bl. + 1019 S. Mit Signet. Wien N. B.

27. VICTORIUS, Benedictus Faventinus: New Artzney Büchlein. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, durch Matthes Becker, in Verlegung Johannis Theobaldi Schönwetters. M.DC.II. 8° 12 Bl. + 857. S. Mainz St. B. Wien N. B.

1603

28. BACON, Rogerus: De Arte Chymiae, scripta: cum opusculis eiusdem autoris. Francofurti, Typis Joannis Saurij, Sumptibus Joannis Theobaldi Schönvvetteri. M.DC.III. 12° 408 S. Wien N. B.

29. Gylmann, Adrian: Symphorematis Tom. V & vlt. Svpplicationvm ... Anno M.DC.III. Francofurti, apud Wolfg. Richter. Impensis Jo. Theobal. Schönvvetteri. 2° 4 Bl. + 327 S. + 4 Bl. Mit Signet. Mainz St. B.

30. Jossius, Nicander: Tractatus novus ... de voluptate et dolore, de risu et fletu, somno et vigilia, deque fame et siti ... Libri duo. Francofurti, Typis Wolffgangi Richteri, sumpt. Joannis Theob. Schönwetteri. 1603. 8° 446 S. Ffm St. B.
Cat. gén. 79.50 Paris B. N.

31. Meichsner, Johannes: Decisiones diversarvm cavsarvm in camera imperiali ivdicatarvm adivnctis relationibvs Actorum. Francofurti ad Moenum, Ex officina Matthiae Beckeri, Impensis Joh. Theobaldi Schonwetteri. M.DC.III. 2° Band I: 5 Bl. + 858 S. + 115 S. Mit Signet. Nürnberg St. B.
Wien N. B.

32. Platina, Bartolomeo: Päpstliche Chronica, Das ist ... Beschreibung aller ... Römischen Päpst, Leben, Geschlecht, Ankunfft, Regierung, Constitutionen ... in ... Teutsche Sprach verfertiget, Durch Johannem Bentzium. Getruckt zu Freyburg, in verlegung Theobaldi Schönwetters. Im Jahr: M.DC.III — Rom Vaticana

33. Solinus, Cajus Julius: Memorabilia mundi ... aucta a M. Georgio Draudio. M.DC.III. Francofurti, apud Joannem Saurium, impensis Theobaldi Schönwetteri. 4° 16Bl. + 678 S. + 5 Bl. + 4 Bl. + 276 S. + 4 Bl. Mainz St. B.
Cat. gén. 174.909 Paris B. N.

1604

34. Augenius, Horatius: De febribus ... libri septem. Francofurti ad Moenum, Ex Officina Matthaei Beckeri, sumptibus Jo. Theobaldi Schönwetteri. M.DC.IV. 2° 7 Bl. + 443 S. + 7 Bl. Mit Signet.
Wien N. B.

35. Meichsner, Johannes: Decisiones diversarvm cavsarum in camera imperiali ivdicatarvm adivnctis relationibus Actorum. Band II: Francofurti ad Moenum, Ex officina Matthiae Beckeri, Impensis Joh. Theobaldi Schonwetteri. M.DC.IV. 2° 5 Bl. + 983 S. + 264 S. + Ind. Mit Signet. Nürnberg St. B.
Wien N. B.

36. Meichsner, Johannes: Decisiones diversarvm cavsarvm in camera imperiali ivdicatarvvm adivnctis relationibus Actorum. Band III: Francofurti ad Moenum, Ex Officina Typographica Wolfgangi Richteri, Imqens. Johannis Sartorii. M.DC.IV. 2° 4 Bl. + 1070 S. + Ind. Nürnberg St. B.
Wien N. B.
Die vierbändige Ausgabe (Nr. 31, 35, 36 und 39) ist von Schönwetter begonnen und nach seiner Inhaftierung von dem Faktor des Schönwetterschen Buchhandels, Joh. Sartor, fortgesetzt.

37. Platina, Bartolomeo: Päbstliche Chronica ... Getruckt zu Maintz in Verlegung Johan. Theobaldi Schönwetteri. Anno M.DC.IV. 2 Bl. + 764 S. + 96 S. (unvollst.?) Mit Titelholzschnitt (sign. G. Keller) u. kl. Kupferstichbrustbildern aller Päpste. Mainz Pr. Sem.

1605

38. Gylmann, Adrian: Symphorematis Tom. II svpplicationvm... Anno M.DC.V. Francofurti, Apud Jo. Saurium, Impensis Jo. Theobaldi Schönvvetteri. 2° 8 Bl. + 176 S. + 221 S. + 24 Bl. + 399 S. + 5 Bl. Mit Signet. Mainz St.B.

1606

39. Meichsner, Johannes: Decisiones diversarvm cavsarvm in camera imperiali ivdicatarvm adivnctis relationibus Actorum. Band IV: Francofurti ad Moenum, Ex Officina Typographica Wolfgangi Richteri, Impens. Johannis Sartorii. M.DC.VI. 2° 2 Bl. + 1071 S. + Ind. Nürnberg St. B.
Siehe Anmerkung zu Nr. 36 Wien N. B.

40. Tractatus de statutis diversorum authorum... Francofurti, Ex Officina Wolffgangi Richteri, curante Johanne Theobaldo Schönwettero & Conrado Meulio civibus. M.DC.VI. 2° 1100 S. + Ind. Mit Signet. Mainz St. B.

1607

41. Camerarius, Joh. Rudolf: Horarum natalium centuria una... Francofurti, typis Richteri, imp. J. T. Schönwetteri et C. Meulii. 1607.
Cat. gén. 22.1029 Paris B. N.

42. Goldast v. Haiminsfeld, Melchior: DD. NN. Imperatorum, caesarum augustorum, regum et principum electorum s. roman. Imperii statuta et rescripta imperialia, a Carolo Magno... usque ad Carolum V... Francofurdiae ad Moenum, imp. J. Porsii et J. T. Schönwetteri, apud J. Spiessium. 1607. 2° 228 S.
Cat. gén. 61.870/1 Paris B. N.

43. Goldast v. Haiminsfeld, Melchior: DD. NN. Imperatorum, caesarum augustorum, regum et principum electorum s. roman. Imperii statuta et rescripta imperialia, a Carolo V imp... adusque D. N. imp. Caesarem Rudolphum II... Francofurti, impensis Joannis Jacobi Porssii et Joan. Theobaldi Schönvvetteri Civium Francofurd. apud Johannem Spiessium. M.DC.VII. 2° 7 Bl. + 228 S.
Wien N. B.
Cat. gén. 61.871 Paris B. N.

44. Goldast v. Haiminsfeld, Melchior: DD. NN. Imperatorvm Caesarvm Avgvstorvm, Regvm et Principvm Electorvm S. Roman. Imperii Statvta et Rescripta Imperialia. Francofurti, Impensis Joannis Jacobi Porssii & Joan. Theobaldi Schönvvetteri. 1607. 2° 4 Bl. + 226 S. + 4 Bl. + 120 S. Wien N. B.

45. Goldast v. Haiminsfeld, Melchior: Dess heyligen röm. Reichs Keyser, Künig vnnd Churfürsten Constitution, Reformation, Ordnungen vnnd Ausschreiben, von Anbeginn der Regierung Keyser Karle des Grossen... bis auff Carolum den Fünfften... Franckfurt am Mayn, in Verlegung Johann Jacob Porssen vnd Joh. Theobald Schönwetter, beyder Bürger daselbsten, Gedruckt bei J. Spies, 1607. 2° 4 Bl. + 228 S. Wien N. B.
Cat. gén. 61.871 Paris B. N.

46. Maioli, Simone: Dies caniculares, hoc est colloquia tria et viginti physica... Editio altera... Moguntiae, Ex officina Joannis Albini, curante Joanni Theobal. Schönwetter & Conrado Meulio. M.DC.VII. 4° Bd. I: 7 Bl. + 780 S. + Ind. Bd. II: 3 Bl. + 548 S. + Ind. Bd. III u. IV ersch. in Ff. Mainz St. B.
Cat. gén. 103.1077 Paris B. N.

47. Pezelius, Christophorus: Praecepta Genethiaca, siue de prognosticandis hominum natiuitatibus commentarius eruditissimus. Francofurti Typis Wolfgangi Richteri, impensis Johan. Theobaldi Schonvvetteri et Conradi Meulii, consortum. M.DC.VII. 4° 4 Bl. + 124 S. Mit Titelumrandung und Figuren. Wien N. B.

1608

48. Bellus, Julius: Hermes Politicus, Sive De Peregrinatoria Prudentia... Libri Tres. Francofurti, Apud Jo. Theobald. Schönvvetterum. Anno M.DC.VIII. 12° 13 Bl. + 233 S. Mainz St. B.
Wien N. B.

49. Goclenius (Göckel), Rodolphus: Uranoscopiae, chiroscopiae... contemplatio... Francofurti, imp. J. T. Schönwetteri 1608. 12° 296 S.
Cat. gén. 61.481 Paris B. N.

50. Lancelotus, Conradus: De iure publico personarum. Francofurti, Ex Officina Typographica Wolffgangi Richteri, Sumptibus Conradi Meulii, 1608. 4° Wien N. B.

50. MAIOLI, Simone: Colloqviorum sev dierum canicvlarum continvatio & supplementum, septem colloquiis physicis... Pars secunda. Coloniae, Impensis Joannis Theobaldi Schönvvetteri. M.DC.VIII. 4° 4 Bl. + 548 S. + Ind. Mit Titelumrandung, sign. G. Keller. Wien N. B.
Cat. gén. 103.1077 Paris B. N.

52. MANGINI, Giovanni Antonio: Ephemerides coelestium motuum... ab anno Domini 1608 usque ad annum Domini 1630 Francofurti, typis W. Richteri, sumptibus J.T. Schönwetteri. 1608. 4° 2 T. in 1 Bd.
Cat. gén. 103.383 Paris B. N.

53. ROSSI, Pietro Matteo: Observationes med., Chirurgicae & Practicae ... nunc primum ed ... Francofurti, Impensis Joh. Theobaldi Schönwetteri, Typis Wolffgangi Richteri. M.DC.VIII. 8° 12 Bl. + 199 S. + Ind. + 12 Bl. + 167 S. + Ind. Mainz St. B.
Wien N. B.
Cat. gén. 156.413 Paris B. N.

54. THESAURUS, Cas. Antonius: Quaestionum & Decisionum Forensium seu Practicarum liber singularis. Francofurti, Typis Wolfgangi Richteri, sumptibus Joan. Theobaldi Schönvvetteri. 1608. 4° 4 Bl. + 515 S. + Ind. Mit Signet. Wien N. B.

55. WEHNER, Paul Matthias: Practicarum juris observationum... camerae imperialis liber singularis. Francofurti, Typis Wolffgangi Richteri, sumpt. Joh. Theob. Schönwetteri. 1608. 4° 10 Bl. + 392 S. Mit Signet. Ffm. St. B.

1609

56. AMIRATUS, Scipio: Dissertationes Politicae. Helenopoli, Impensis Joannis Theobaldi Schönvvetteri, Praelo Richteriano. M.DC.IX. 4° 9 Bl. + 393 S. + 12 Bl. + 104 S. + 3 Bl. Mit Titelkupfer.
Nürnberg St. B.
Wien N. B.

57. Biblia sacra vulgatae Editionis Sixti V. Pont. Max. Jussu recognita Et Clementis VIII ... edita. Moguntiae apud Jo. Albinum, imp. Joannis Theobaldi Schonwetteri et Jacobi Fischeri. 1609. 4° 4 Bl. + 574 S. + 226 S. + 263 S. + 47 Bl. 140 Kupfer von Robert Boissard, Georg Keller, Theodor de Bry, J. de Zetter. Mainz St. B.
Wien N. B.

58. MAIOLI, Simone: Colloqviorvm sive diervm canicvlarvm Continuatio, seu Tomus tertius... Helenopoli, Imp. Joh. Theo. Schönwetter, prelo Richteriano. 4° 4 Bl. + 564 S. Mit Titelumrandung, sign. G. Keller. Wien N. B.

1610

59. BOTOREUS, Rudolf und Petrus Matthaeus: Historiopolitographia... ab Anno... MDXCIV vsq. ad annum praesentem MDCX. Francofurti, Typis Matthiae Beckeri, Sumptibus vero Joannis Theobaldi Schönvvetteri. M.DC.X. 4° 8 Bl. + 352 S. + 304 S. + 567 S. + 6 Bl. Mainz St. B.

60. GYLMANN, Adrian: Symphorematis Tom. IIII. Svpplicationvm... Francofurti, Ex Officina Matthiae Beckeri, Impensis Jacobi Fischeri, M.DC.X. 2° 5 Bl. + 351 S. + 27 Bl. + 123 S.
Mainz St. B.
Mit Widmung Schönwetters an Moritz v. Hessen.

61. MAIOLI, Simone: Dies caniculares, hoc est Colloquia tria et viginti physica... Editio nova. Moguntiae, àpud J.T. Schönvvetter, 1610. 4° 8 Bl. + 558 S. + Ind.
Cat. gén. 103.1077 Paris B. N.

62. MAGINI, Giovanni Antonio: Ephemerides coelestium motuum... Editio secunda. Francofurti, typis W. Richteri, sumptibus J. T. Schönwetteri. 1610. 4° 2 T. in 1 Bd.
Cat. gén. 103.383 Paris B. N.

63. PETRONIUS Arbiter, Titus: Satiricon, cum Petroniorum Fragmentis, Noviter recensitum... Helenopoli, Pro bibliopoleo Joan. Theobaldi Schönvvetteri, excudit Joannes Bringerus. Anno CIϽ IϽC X. 8° 8 Bl. + 4 leere Bl. + 2 Bl. + 239 S. 2. Teil: Sylloge Annotationum & obseruationum in T. Petronii Arbitri Satiricon & Fragmenta... Collecta ac digesta a Georgio Erhardo Franco. 4 Bl. + 784 S. Mainz St. B.

64. SCHERBIUS, Phil.: Discursus Politici in Aristitelis de Republica libros. Francofurti qrelo Bringer impensis Schönwetter. 1610. 368 + 384 S. Mit Kupfertitel. Nürnberg St. B.

65. SLEIDANUS, Johannes: Commentariorum de statu religionis et reipublicae, Carolo V. caesare, libri XXVI. Francofurti, apud Joan. Th. Schönvvetterum. 1610. 8° 6 Bl. + 805 S. + Ind. Mit Kupfertitel. Nürnberg St. B.
Wien N. B.
Cat. gén. 173.1143 Paris B. N.

66. VENTURA, C.: Thesoro politico... Francofurti, imp. J. T. Schönwetteri 1610-11. 600 + 292 S. London Br. Mus.

1611

67. TORNIELLUS, Augustus: Annales sacri et profani, ab orbe condito, ad... Christi passione redemptum... Opus eximium... Cardinalis Baronii... nunc primum ed. Francofurti apud Joannem Theobaldum Schönwetterum. 1611. 2° 5 Bl. + 484 + 352 S. Mit Kupferstichen. Mainz St. B.
Ffm. St. B.
Nürnberg St. B.

1612

68. AMIRATUS, Scipio: Dissertationes Politicae... Francofurti, Impensis Joannis Theobaldi Schönvvetteri. M.DC.XII. 4° 9 Bl. + 393 S. + 13 Bl. + 104 S. + 3 Bl. Mit Titelkupfer, sign. G. Keller.
Wien N. B.

69. SLEIDANUS, Johannes: Ernewerter Sleidanus, das ist: Historische Beschreibung der fürnemsten Geschichten und Händel... Durch Joannem Sleidanum u. Michaelem Beutherum beschrieben... Franckfurt a. M. bey Wolfgang Richtern, 1612. Vorrede von Joh. Theobald Schönwetter. Mit Titelkupfer. 2° Nürnberg St. B.

70. MAIOLI, Simone: Colloquiorum sive Dierum canicularium continuatio, seu tomus quartus, quinque colloquiis physicis novis... Francofurti, J. T. Schönwetter, 1612. 4° 5 Bl. + 363 S.
Cat. gén. 103.1088 Paris B. N.

71. PETRUS v. Posen: Commentaria in primum librum sententiarum... Joh. Duns Scoti. Moguntiae, impensis J. T. Schönwetteri, 1612. 4° 1034 S. Mit Titelkupfer.
Cat. gén. 135.272 Paris B. N.

1613

72. CHOKIER, Johannes a: Thesaurus politicorum Aphorismorum in sex libros divisus... Moguntiae, sumptibus Joh. Theob. Schönvvetteri. 1613. 4° 10 S. + 352 S. + 4 Bl. Wien N. B.
Cat. gén. 28.790 Paris B. N.

1614

73. BARONIO, Cesare: Annales ecclesiastici ex 12 tomis... redacti, opera Henrici Spondani. Moguntiae, impensis Joannis Theobaldi Schönwetteri. 1614. 2° 11 Bl. + 1080 S. + Ind. Mit Titelkupfer, sign. Eberh. Kieser.
G. K. 11.8442 Mainz St. B.

74. BARONIO, Cesare: Annales ecclesiastici ex 12 tomis... redacti, opera Henrici Spondani. Moguntiae, impensis Joannis Theobaldi Schönwetteri. 1614. 2° 1986 S.
G. K. 11.8443 Mainz St. B.

75. LUNDORP, Michael Caspar: Joannis Sleidani De Statv Religionis ac Reipublicae Continvatio... Tom. I. Francofurti, Ex officina Typographica viduae Matthiae Beckeri. M.DC.XIV. 4° 4 Bl. + 1056 S. + Ind.
Mit Widmung Schönwetters an Ludwig von Hessen.
Wien N. B.

76. MAIOLI, Simone: Dierum canicularium Tomus V et VI, hoc est Colloquia physica nova... Moguntiae, impensis Joannis Theobaldi Schönvvetteri, 1614. 2° 2 Bl. + 249 S. + Ind. Mit Signet.
Wien N. B.
Cat. gén. 103.1078 Paris B. N.

77. MAIOLI, Simone: Dies caniculares... Opus hac tertia editione revisum... Moguntiae, impensis Joannis Theobaldi Schönwetteri, 1614. 2° 4 Bl. + 1060 S. + Ind. Mit Titelkupfer. Wien N. B.
Cat. gén. 103.1078 Paris B. N.

78. SPONDANUS, Jacobus: Annales sacri a Nativitate Christi, vbi Augustinus Torniellus suorum Annalium finem imposvit, vsque ad annum millesimvm qvadringentesimvm continvati et in Epitomen ex Annalibus Cardinalis Baronij redacti. Habentur Venales Francofurti in officina Schönwetteriana. M.DC.XIV. 2° 13 Bl. + 1080 S. + Ind. Wien N. B.

79. WEHNER, Paul Matthias: Symphorematis svpplic. Tomus VI. Sev tractatus de modo appellandi in camera imperiali... Moguntiae, Typis Joannis Albini; sumptibus Jacobi Fischeri. M.DC.XIV. 2° 8 Bl. + 271 S. Mit Schönwetters Signet. Mainz St. B.

1615

80. CHOKIER, Johannes a: Thesaurus politicorum Aphorismorum... Moguntiae, sumpt. Joh. Theob. Schönvvetteri. 1615. 4°
Cat. gén. 28.790 Paris B. N.

81. LUNDORP, Michael Caspar: Joannis Sleidani De Statv Religionis ac Reipublicae Continvatio... Tom. II. Francofurti, Ex officina Typographica viduae Matthiae Beckeri. M.DC.XV. 4° 2 Bl. + 968 S. + Ind.
Siehe Anmerkung zu Nr. 75. Wien B. N.

82. LUNDORP, Michael Caspar (unter Pseudon. Nicolaus Bellus): Politicarum Dissertationum... Tomi IV... Prostant Francof. apud Schönwetter. 1615. 8° 909 S. + Ind. Mit Kupfertitel.
Mainz St. B.
Nürnberg St. B.
Wien N. B.
Cat. gén. 101.941 Paris B. N.

83. MAIOLI, Simone: Dies caniculares... Hoc est, Colloquia physica... Opus hac vltima editione reuisum... Moguntiae. Impensis Joannis Theobaldi Schönwetteri. 1615. 2° 4 B.l + 1248 S. + Ind. Mit Titelkupfer. Mainz St. B.
Wien N. B.

84. MAGINI, Giovanni Antonio: Ephemerides coelestium motuum... Francofuti ad Moenum, Typis Wolfgangi Richteri, Sumptibus Joan. Theobald. Schönwetteri. MDCXV 4° 8 Bl. + 311 S.
Cat. gén. 103.383 Paris B. N.

85. QUERCETANUS, Joseph: Pharmacopoea dogmaticorum restituta... Francofurti, Apud Paulum Jacobi, Impensis Joannis Theobaldi Schönvvetteri. M.DC.XV. 4° 3 Bl. + 229 S. + Ind. Mit Signet.
Ffm St. B.

86. RENODAEUS, Johannes: Dispensatorium Medicum, continens institutionum pharmaceuticarum libros V... de materia medica libros III... Ed. nova. Francofurti, apud Paulus Jacobi, imp. Joh. Theob. Schönwetter. 1615. 4° 24 Bl. + 538 S. Mit Signet u. Titelumrandung. Ffm. St. B.
Cat. gén. 149.404 Paris N. N.

1616

87. CASTRUS, Christophorus S. J.: Commentariorum in Jeremiae Prophetias, Lamentationes, et Baruch, Libri sex... Moguntiae apud Joh. Theob. Schönwetterum. 1616. 2° 527 S.
B.-S. II.860 Mainz St. B.

88. CASTRUS, Christophorus S. J.: Commentariorum in XII Prophetas libri XII. Moguntiae Apud Joh. Theob. Schönwetterum. 1616. 2° LVI + 542 S.
Cat. gén.. 24.1027 Paris B. N.

89. SANCHEZ (Sanctius), Gaspar S. J.: In Isaiam prophetam Commentarii cum paraphrasi... Moguntiae, apud Joannem Theobaldum Schönwetterum. Anno M.DC.XVI. 2° 8 Bl. + 736 S. + 7 Bl.
Mainz St. B.
Cat. gén. 162.347 Paris B. N.

90. SCRIBIANUS, Carolus S. J.: Amor divinus. Moguntiae apud J. T. Schönwetter. 1616.
B.-S. VII.985,10

1617

91. BARONIO, Cesare: Annales ecclesiastici ex 12 tomis redacti. Postrema editio. Moguntiae, Schönwetter 1617. 2° 1086 S.
G. K. 11.8446

92. BARONIO, Cesare: Annales ecclesiastici... P. [1.] 2. Moguntiae, Schönwetter 1617. 2°
G. K. 11.8447

93. EFFEREN, Wilhelm Ferdinand v.: Notwendige Abgedrungene Ehrenrettung Wider Einen bösshafften Calumnianten... publicirt, den 15. 6. Anno 1617 Franckfurt 1617. Theobald Schönwetter. 4° 8 S.
Hohenemser, Flugschr.Slg. G. Fr. S. 310 Wien N. B.

94. LUNDORP, Michael Caspar (unt. Pseudon. Nicolaus Bellus): Politische Schatz Cammer oder Form zu regieren... Franckfurt Im Verlag Johan Godtfrid Schönwetters. Im Jahr 1617. 4° 4 Bl. + 120 S. + 164 S. Wien B. N.

1619

95. CHOKIER, Johanne a: Epimetron sive Auctarium »Thesauri aphorismorum politicorum«. Moguntiae impensis J. G. Schonwetteri. 1619. 4°
Cat. gén. 28.791 Paris B. N.

96. Ferdinand II Wahl und Krönungshandlung, das ist Beschreibung, welcher Gestalt Ferdinand der Ander zu Franckfurt 1619 gekrönet worden. Ursel, J. Th. Schönwetter. 1619. Wien N. B.

97. LUNDORP, Michael Caspar: Joannis Sleidani De Statv Religionis ac Reipublicae Continvatio... Tom. III. Francofurti, Sumptibus hhaeredum Jacobi Fischeri, 1619. 4° 2 Bl. + 993 S. + Ind.
Siehe Anmerkung zu Nr. 75 Wien N. B.

98. MAIOLI, Simone: Tomus septimus, Quinq. Colloquiis nouis Physicis... Prostat Francofurti, Apud Joannem Theobaldum Schönvvetterum. Anno M.DC.XIX. 2° 2 Bl. + 289 S. + 2 Bl. Mit Druckersignet von Peter Kopf. Mainz St. B.

1620

99. Ferdinandi II Jura Successionis in Bohemiam. Francofurti, Johan. Schonwetter. 1620 4° Wien N. B.

100. KIRWITZER, Wenceslaus Pantaleon: Observationes cometarvm anni 1616 in India orientali factae... Ursellis, exdud. Joan. Theobald Schönwetter, 1620. 8° 24 S. Wien N. B.
Cat. gén. 81.954 Paris B. N.

101. LUNDORP, Michael Caspar: Breviarii historici continuatio... Francofurti, impensis J. G. Schönwetteri. 1620. 8° 279 S.
Cat. gén. 101.938/9 Paris B. N.

102. LUNDORP, Michael Caspar: Breviarii sive Relationis Historicae Semestralis Continuatio, Das ist... Beschreibung aller... Sachen, so sich... von 1619... zugetragen... biss auff diese Ostermess 1620 continuirt... Ursel, Joh. Gottfr. Schönwetter. 1620. 8°
Ffm St. B.
(vernichtet)

103. LUNDORP, Michael Caspar: Mercurio Austro-Bohemo-Germanicus, hoc est, rerum memorabilium inter... Ferdinandum II et Fridericum II Palat. Rheni... totoque terrarum orbe gestarum. Annus primus, ad... 1620 continuatus. Frankfurt, Johann Theobald Schönwetter. 1620. 127 S.
Fischer S. 19

104. SCHMID V. SCHMIEDEBACH, Augustin: De statu bohemico, Das ist: Der Röm. Kayserlichen Mayestat, Ferdinandi Secundi, Fundamental-Deduction und... Erb Gerechtigkeit... Franckfurt am Mayn, bey Theobald Schönwetter. 1620. 4° 48 S. Wien N. B.

105. SCHMID V. SCHMIEDEBACH, Augustin: Informatio fundamentalis super hodierno Bohemiae statu . . . Francofurti 1620. Theobald Schönwetter. 4° 40 S.
Hohenemser, Flugschr. Slg. G. Fr. S. 330

1621

106. LUNDORP, Michael Caspar: Der Römischen Keyserlichen... Mayesat weilandt Matthiae... vnd Ferdinandi II... Acta publica... Gedruckt zu Franckfurt am Meyn, bey Johann Fridrich Weiss, 1621. 4° 6 Bl. + 506 S. — Mainz St. B.

107. LUNDORP, Michael Caspar: Ander Theil, Der Römischen Keyserlichen... Mayestat weilandt Matthiae... vnd Ferdinandi II Kriegshandlungen, Ausschreiben, Bedencken, propositionen vnd declarationen... Gedruckt zu Franckfurt am Meyn, bey Hartmanno Palthenio, Anno 1621. 4° 4 Bl. + 267 S. Mit Schönwetters Signet. — Mainz St. B.

108. LUNDORP, Michael Caspar: Acta publica Das ist: Der Römischen Keyserlichen... Majestät... Reichshandlungen und Schrifften dritter Theil. Franckfurt am Meyn, bey Johann Fridrich Weiss. 1621. 4°
Fischer S. 27/28

109. LUNDORP, Michael Caspar: De statu bohemico perturbato, hoc est de belli Bohemo-Germanici initio... Francofurti apud Joann-FridericumWeissium,Impensis Schonwetterianis Anno M.DC.XX.I
Fischer S. 30

110. LUNDORP, Michael Caspar: Mercurius austro-bohemo-germanicus. Francofurti ad Moenum. Schönwetter 1621-22
Cat. gén. 101.939 — Paris B. N.

111. SCHMID V. SCHMIEDEBACH, Augustin: De statu bohemico, Das ist: Der Röm. Kayserlichen Mayestät, Ferdinandi Secundi, Fundamental-Deduction und... Erb Gerechtigkeit... Franckfurt am Mayn, bey Theobald Schönwetter. 1621. 4° 48 S. m. ein. Randleisten.
Hohenemser, Flugschr. Slg. G. Fr. 5141 S. 338/9
Disc. pol. 72/73

1622

112. LUNDORP, Michael Caspar: Der Römischen Keyserlichen Mayestät weilandt Matthiae... vnd Ferdinandi II... Acta publica... biss auff das 1622. Jahr... beschrieben. Gedruckt zu Franckfurt am Meyn, bey Johann Friderich Weiss, Im Jahr 1622. 4° 8 Bl. + 456 + 246 S. — Mainz St. B.

113. LUNDORP, Michael Caspar: Acta publica inter invictissimos et gloriosissimos Imperatores Mattiam... et Ferdinandum II... Francofurti ad Moenum 1622. litteris Joann Fr. Weissii. 4°
Fischer S. 31

114. LUNDORP, Michael Caspar: Bellum sexennale civile germanicum... 1617-1622. Francofurti, apud J. Th. Schönwetterum. 1622. 4°
Cat. gén. 101.938 — Paris B. N.
Ffm St. B.
(vernichtet)

1623

115. LUNDORP, Michael Caspar: Der Römischen Keyserlichen Mayestät weilandt Matthiae... vnd Ferdinandi II... Acta publica 5. u. 6. Theil... Frankfurt [Johann Theobald Schönwetter] 1623. 4°
Fischer S. 27/28

116. LUNDORP, Michael Caspar: Bellum sexennale civile germanicum, Sive: Annalium et commentariorum historicorum... de statu Religionis & Reipublicae. Libri III... An. M.DC.XVII vsq. ad Annum M.DC.XXIII. Francofurti, Apud Joannem Theobaldum Schönwetterum, M.DC.XXIII. 8° 4 Bl. + 570 S. + 190 S. + Ind. — Mainz St. B.
(3. Teil fehlt)
Wien N. B.
Cat. gén. 101.939 — Paris B. N.

117. LUNDORP, Michael Caspar: Emporium emporiorum, hoc est de Statibus hominum... Francofurti, imp. J. T. Schönwetteri 1623. 4° Mit Titelkupfer.
Cat. gén. 101.939 — Paris B. N.

1624

118. LUNDORP, Michael Caspar: Der Römischen Keyserlichen Mayestät weilandt Matthiae... vnd Ferdinandi II... Acta publica... 7. u. 8. Theil. Frankfurt [Johann Theobald Schönwetter] 1624. 4°
Fischer S. 27/28

119. LUNDORP, Michael Caspar: Der Römischen Keyserlichen Mayestät weilandt Matthiae... vnd Ferdinandi II... Acta publica... 9. u. 10. Theil. Frankfurt [Johann Theobald Schönwetter] 1624. 4°
Fischer S. 27/28

120. PAPONIUS, Johannes: Decisionum et rerum indicatarum corpus. Francofurti, Imp. Joannis Godofredi Schönvetteri, Typis J. Fr. Weissii 1624. 2° 4 Bl. + 680 S. + Ind. — Ffm St. B.
Mainz St. B.
Mit Widmung Johann Theobald Schönwetters an den Erzbischof von Trier.

121. TORREBLANCA, Franciscus: Daemonologia, sive de Magia naturali, Daemoniaca... libri qvatvor... Moguntiae, Impensis Joh. Theobaldi Schönwetteri. Anno Christi M.DC.XXIIII. 4° 12 Bl. + 76 S. + 632 S. + 21 Bl. Mit Titelkupfer. — Mainz St. B.
Nürnberg St. B.

1625

122. COPPENSTEIN, Joh. Andreas: Controversarum omnium huius aevi Luthero-Calvinisticarum libri tres ex... cardinali Bellarmino... redacti... Tom. II: Moguntiae, Impensis Joannis Theobaldi Schönwetteri. Anno M.DC.XXV. 4° 8 Bl. + 285 S. Mit Titelkupfer. — Mainz St. B.
Wien N. B.

123. LUNDORP, Michael Caspar: Der Römischen Keyserlichen Mayestät weilandt Matthiae... vnd Ferdinandi II... Acta publica 11. u. 12. Theil. Frankfurt [Johann Theobald Schönwetter] 1625. 4°
Fischer S. 27/28

124. LUNDORP, Michael Caspar: Historicae Relationis semestralis continuatio: Jacobi Franci Historische Beschreibung aller Historien, so sich... von jüngst verblichener Herbstmess biss auff gegenwertige Fastenmess... 1625... zugetragen haben... jetzo per Joh. Godofredum Continuirt. Franckfurt am Mayn, bey Johan Godtfridt Schönwettern zu finden. Anno M.DC.XXV. 4°
van Someren II.27/609

1626

125. COPPENSTEIN, Joh. Andreas: Controversarum omnium huius aevi Luthero-Calvinisticarum libri tres ex... cardinali Bellarmino... redacti... Moguntiae, impensis Joannis Theobaldi Schönwetteri. Tom. III: 1626. — Mainz St. B.
Wien N. B.
Cat. gén. 31.1097 — Paris B. N.

126. COPPENSTEIN, Joh. Andreas: Coppensteinischer Christ Und Antichrist... Maintz. Im Verlag Johann Gottfried Schönwetters. 1626. 4° 16 Bl. + 224 S.
G. K. 4.6855 — Mainz Pr. Sem.
Hohenemser, Disc. pol. 96

127. COPPENSTEIN, Joh. Andreas: Spongia Concordiae Papae-calvinisticae... contra D. Joannem Himmelium. Moguntiae, Joan. Theob. Schönwetteri sumptibus Anno N.DC.XXVI. 8 Bl. + 88 S. + 4 Bl.
Baader Nr. 467 — Tübingen U. B.

128. COPPENSTEIN, Joh. Andreas: Secularis Indicis... continuatio, sive controversarum epitome. Tomus tertius. Moguntiae, Impensis Joh. Theobaldi Schönwetteri. Anno M.DC.XXVI. 4° 63 S. + 6 Bl. + 78 S.
Sondertitel: Castigatio Apologiae... — Mainz St. B.

129. Siebender Theil geheimber Cancelley, das ist: Gründtliche Widerlegung, nicht allein der ohnelangst von D. Ludovico Camerario wider die Litura oder Strich durch die Spanische Cancelley, aussgesprengter Apologia, sondern auch der vornembsten, biss dahero, wider die Catholische publicirter Schmehecarten... beständige refutation. Frankfurt a. M. Schönwetter. Anno 1626. 4° 158 S. Titelvignette, ein. Randleisten.
Hohenemser, Disc. pol. S. 99

130. LUNDORP, Michael Caspar: Östreichischer Lorbeerkrantz Oder Käyserl. Victori. Das ist: ... Beschreibung aller gedenckwürdigen Sachen... so sich... bey Regierung weiland Keysers Matthiae... und der jetzigen... Majestät Ferdinando II... zugetragen... biss... 1625... continuirt... Franckfurt am Mayn, Durch Erasmum Kempffern, In Verlegung Johann Theobald Schönwetters Buchhändlers. 1626-1627. 2° 5 Bl. + 957 S. + 10 Bl. + 3 Bl. + 170. S. + 4 Bl. Mit vielen Kupferstichen.
Mainz St. B.
Wien N. B.
Cat. gén. 101.940 — Paris B. N.
Ffm. St. B. (vernichtet)

131. SANDÄUS, Maximilian (van den Sanden) S.J.: Symbolica ex omni antiquitate sacra, ac profana... Moguntiae, Impensis Joannis Theobaldi Schönwetteri. 1626. 4° 8 Bl. + 716 S. + 20 Bl.
B.-S. VII.559.21 — Mainz St. B.
Cat. gén. 162.527 — Paris B. N.

132. WEICKARDUS, Arnoldus: Thesaurus pharmaceuticus sive tractatus practicus. Francofurti, Johan. Theobaldi Schönwetteri et Johannis Friderici Weys. M.DC.XXVI. 2° 4 Bl. + 642 S. + 11 Bl. + 198 S. + 4 Bl. Mit Titelkupfer und Porträt des Verf., sign. Merian.
Ffm. St. B.
Mainz St. B.

1627

133. COPPENSTEIN, Joh. A.: Controversiarum omnium huius aevi Luthero-Calvinistarum libri tres ex... cardinali Bellarmino... redacti. Editio altera. Moguntiae, imp. J. T. Schönwetter, 1627. 4°
Mainz St. B.
Cat. gén. 10.247 — Paris B. N.

134. COPPENSTEIN, Joh. Andreas: Discursus reales In Adventales Ferias... Pars Prima. Moguntiae, Sumptibus Joannis Theobaldi Schönwetteri. 1627. 4° 6 Bl. + 280 S.
... Pars secunda Hyberna... 4 Bl. + 680 S.
... Pars tertia Verna 2 Bl. + 751 S.
Baader Nr. 470 — Tübingen U. B.

135. LUNDORP, Michael Caspar: Der Römischen Keyserlichen vnd Königlichen Mayestät Weilandt Keysers Matthiae... vnd jetzo regierender Keys. May. Ferdinandi II... Acta Publica vnd Handlung... von Anno 1617 biss das 1627. Jahr... geführt... Getruckt zu Franckfurt am Mayn bey Erasmo Kempffern, In Verlegung Johann Theobaldi Schönwetters, im Jahr 1627. 2° 59 Bl. + 1578 S. Mit Titelkupfer und vielen Porträts. — Mainz St. B.
Wien N. B.

136. LUNDORP, Michael Caspar: Laurea austriaca, hoc est, Commentariorum de statu Reipublicae nostri temporis... sive de bello germanico... libri XII. Francofurti, Typi Erasmis Kempfferi, sumptibus Joh. Theobaldi Schönwetteri, 1627. 2° 4 Bl. + 880 S. + Ind. Mit vielen Kupfern, Kartenskizzen usw. — Mainz St. B.
Cat. gén. 101.940/1 — Paris B. N.

137. SANDÄUS, Maximilian S. J.: Aviarum Marianum, sive Orationes ad sodales in festivitatibus Deiparae habitae, desumpta materia ab avibus... [Moguntiae!, impensis J. T. Schönwetteri, 1627. 473 S.
Cat. gén. 162.524 — Paris N. B.

138. SANDÄUS, Maximilian S. J.: Theologia mystica, seu Contemplatio divina... Moguntiae, impensis J. T. Schönwetteri. 1627. 4° 663 S. Titelumrahmung.
Cat. gén. 162.527 — Paris B. N.

139. VORBURG, Wolfgang Sigismund a: Trismegistus canonicalis seu Tractatus tripartitus iuris canonici. Aschaffenburgi, Typis Quirini Botzeri, An. 1627, Reperitur Francof. apud Jo. Theobald. Schönvvett. 8° 529 S. + 16 Bl. — Aschaffenburg (Stadelmann)
Berlin S. B.
München S. B.

1628

140. BACHOFFEN V. ECHT, Reinhard: In Institutionum iuris Divi Justiniani libros quatuor commentarii. Francofurti. Impensis Joan. Theobaldi Schönvvetteri, Typis Haeredum Egenolphi Emmelij. Anno M.DC.XXVIII. 4° 4 Bl. + 1092 S. + 6 Bl. — Ffm. St. B.

141. CORNACCHINUS, Marcus: Methodvs, qva omnes hvmani corporis affectiones... chymice & Galenice curantur. Francofvrti, Impensis Johan. Theobaldi Schönwetteri, Anno M.DC.XXVIII. 8° 146 S. + 11 Bl. Mit Signet. — Mainz St. B.

142. SANDÄUS, Maximilian S. J.: Aviarum Marianum sive Orationes ad Sodales in festiuitatibus Deiparae habitae... Moguntiae Impensis Joh. Theobaldi Schönwetteri. 1628. 473 S.
Cat. gén. 162.524 — Paris B. N.

143. VICTORIUS, Benedictus Faventinus: De curandis morbis ad tyrones practica magna... opus per Petrum Uffenbachium... in lucem emissum. Francofurti, Joh. Theob. Schönwetter, Typis Erasmi Kempfferi. 1628. 8° 8 Bl. + 1006 S. + Ind. — Ffm. St. B.
Wien N. B.

1629

144. COPPENSTEIN, Joh. Andreas: Bibliotheca concionatorum, sive Discursus exegetici et reales in dominicas per totum annum et singulas ferias... Moguntiae, imp. J. T. Schönwetteri. 1629. 4°
Cat. gén. 31.1097 — Paris B. N.

145. LUNDORP, Michael Caspar: Acta publica, Das ist, Der Römischen Keyserlichen Majestät Matthiae... und... Ferdinandi II. Reichshandlung... von Anno 1617 biss auff das 1629. Jahr... geführt... Franckfurt, Schönwetter 1629–1630
G.K. 1.7903

146. Ordentliche Wochentliche Postzeitungen. Num. LII. Anno 1629.
Ffm. St. B.

147. SANDÄUS, Maximilian S. J.: Theologia iuridica, Seu conciones morales... Moguntiae, Impensis Joannis Theobaldi Schönwetteri. 1629. 4° 20 Bl. + 693 S. + 10 Bl. Mit Titelkupfer.
B.-S. VI.560.27 — Main St. B.

1630

148. PONTANUS, Jacobus S. J.: Progymnasmatum Latinitatis, Sive dialogorum Libri Quatuor. Francofurti, Impensis Joan. Theobaldi Schönwetteri Moguntini. M.DC.XXX. 8° Bd I: 16 Bl. + 250 S. + 23 Bl. + 436 S. + 15 Bl. Bd II: 8 Bl. + 280 S. + 28 Bl. + 591 S. + 22 Bl. — Mainz St. B.

149. SANDÄUS, Maximilian S. J.:...Maria Patrona Orationes Ad Sodales habitae... Moguntiae, Impensis Joanni Theobaldi Schönwetteri. 1630. 23 Bl. + 570 S. + 5 Bl. — Mainz St. B.

150. SCHERBIUS, Phil.: Discursus politici in Aristotelis de Republica libros... Francofurti prelo Bringer impensis Schönwetter 1630. 8° 368 S. + 384 S. — Nürnberg St. B.

151. VORBURG, Wolfgang Sigismund a: Aphorismi Althusiani universi iuris civilis. P. 1 (A-L) Francofurti, Joan. Schönwetter. Aschaffenburgi, Typis Quirini Botzeri, 1630 8° 12 Bl. + 539 S. P. 2 (M-V) Francofurti 1630 apud Joh. Schönwetter. 8° 491 S.
Wiesbaden L. B.

1631

152. ALBERTI, Nicolas S. J.: Manuale controversiarum Martini Becani. Becanus redivivus, dass ist dess... Martini Becani... Handbuch... Bey Johan Theobald Schönwettern von Maintz, Buchhändlern, zu Franckfurt zu finden. Im Jahr 1631. 4° 548 S.
B.-S. I.126

153. FINETTI, Giacomo: Motetti, Concerti, et Psalmi... Francofurti ad Moenum, Sumpt. Theob. Schönwettern Bibliopol., Typisque Erasm. Kempfer. M DC XXXI. 4° — Ffm. St. B.

154. SANDÄUS, Maximilian S. J.: Maria Gemma mystica... Moguntiae, Impensis Joann. Theobaldi Schönwetteri. 1631. 23 Bl. + 1 leer. Bl. + 706 S. + 13 Bl. Mit Titelkupfer u. 6 Kupferstichen. — Mainz St. B.
Cat. gén. 162.526 — Paris B. N.

155. SANDÄUS, Maximilian S. J.: Mundus Fallax... Moguntiae, Impensis Joanni Theobaldi Schönwetter. XXXI. 12°. 36 Bl. + 617 S. Mit Titelkupfer. — Mainz St. B.
Cat. gén. 162.527 — Paris B. N.

1632

156. LUNDORP, Michael Caspar (unt. Pseudon. Nicolaus Bellus): Kayserlicher Triumpffwagen und Victoria... Gedruckt zu Franckfurt am Meyn, bey Erasmo Kempffern, In Verlegung Johan Theobaldt Schönwetters, Anno 1632. 4° 4 Bl. + 512 S. Mit Signet. — Mainz St. B., Wien N. B.
Cat. gén. 101.939/40 — Paris B. N.

2. Verzeichnis der Verlagswerke Johann Gottfried Schönwetters und seiner Erben

1628

157. BACHOFFEN V. ECHT, Reinhard: Observationes et notae practicae... Ad Joannis Paponii... Decisionum et Rerum judicatarum corpus. Francofurti, Impensis Joannis Godofredi Schönvvetteri, M.DC.XXVIII. 2° 4 Bl. + 680 S. + Ind. Mit Signet. — Mainz St. B., Wien N. B.

158. MYLIUS, Johann Daniel: Pharmacopoea spagyricomedica... Francofurti, imp. J. G. Schönwetteri. 1628. 8° 989 S.
Cat. gén. 122.373 — Paris B. N.

1629

159. Pacis compositio, Das ist,... Tractat von dem Religionsfrieden: wie... derselbe in Anno 1555... auffgericht. Getruckt im Jahr 1629. unnd zu Franckfurt, bey Johann Godtfried S. W. zu finden. 4° (20) + 48 + 448 S.
Hohenemser, Disc. pol. S. 109
Für dieses Werk erhielt Joh. Theobald Schönwetter am 7. 5. 1629 ein kais. Druckprivileg.

160. SANDÄUS, Maximilian S. J.: Flos Mysticus, sive Orationes Ad Sodales in festiuitatibus deiparae... Moguntiae apud Godefridum Schonwetterum. 1629. 12° 382 S. Mit Titelkupfer. — Tübingen U. B.
Cat. gén. 162.526 — Paris B. N.

1630

161. EFFEREN, Wilhelm Ferdinand v.: Manuale Politicum de Ratione Status seu idolo principum... Prostat Francofurti apud Joannem Godef. Schönvvetterum. M.DC.XXX. 12° 13 Bl. + 960 S. Mit Titelkupfer — Nürnberg St. B., Wien N. B.

1635

162. CROLLIUS, Osvvald: Crollius Redivivus. Das ist, Hermetischer Wunderbaum. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, bei Anthoni Hummen. In Verlegung Johann Gottfried Schönwetters. M.CC.XXXV. 4° 10 Bl. + 66 S. + 30 Abb.
Ferguson I.185/6

163. KEPLER, Johann: Epitome Astronomiae Copernicanae... Francofurti, impensis Joannis Godefridi Schönwetteri excudebat Fridericus Weissius Anno 1635. 8°
Cat. gén. 81.112 — Paris B. N.

1636

164. CLARUS, Julius: Opera omnia, Sive practica civilis atque criminalis... Fracofurti Impensis Johannis Gothofridi Schonvvetteri, Typis Anthonij Hummi. M.DC.XXXVI. 2° 14 Bl. + 904 S. + Ind. — Mainz St. B.

1637

165. LAYMANN, Paul: Theologiae moralis compendium... in V libros partitum. Moguntiae, imp. Johan Godofredi Schönwetteri. 1637. 8° 1344 S. Mit Titelkupfer, sign. Seb. Furck.
B.-S. IV.1587/88

166. STEIN, Nicolaus: Manuale notariorum Bipartitum. Notariat-Handbüchlin... Getruckt zu Franckfurt, bey Anthoni Hummen, In Verlegung Johan Gottfried Schönwetters. Anno M.DC.XXXVII. 8° 12 Bl. + 935 S. + 16 Bl. — Mainz St. B.

1638

167. LUNDORP, Michael Caspar: Commentariorum de bello germanico ejusque causis inter... Matthiam, divum Ferdinandum II et... Ferdinandum III... Francofurti, impensis Schönwetterianis, 1638. 2° 880 + 50 S.
Cat. gén. 101.941 — Paris B. N.

1639

168. LEUCHT, Valentin: Fons animae. Seelen Bronn oder volkomenes Catholisches betbuch Für alle Ständt... Maintz. In Verlegung Johan Gottfriet Schönwetter. 1639. 16° 863 S. + Reg. — Mainz Gutenb.-Museum

1640

169. LEHMANN, Christoph: Florilegium Politicum Auctum. Franckfurt, Schönwetter 1640. 1. Theil. 1362 Spr. 12°
ADB 18.136

170. LUNDORP, Michael Caspar: Actorum publicorum tomi IV... Franckfurt, J. G. Schönwetter. 1640–41. 2°
G.K. 1.7904 — Straßburg St. B.
Cat. gén. 101.937/8 — Paris B. N.

1641

171. HELWIG, Nicolaus: Caesar Victoriosus, sive Theatrum historicae universalis... Francfurt a. M. Schönwetter 1641 — Ffm. St. B. (vernichtet)

172. LEHMANN, Christoph: Ander Theil florilegii politici aucti. Das ist: Ernewerten Politischen Blumen-Gartens Continuatio. Franckfurt. In Verlegung bey Johann Theobald Schönwetter. M.DC.XLI. 12° 2 Bl. + 560 S. — Mainz St. B.

173. PAREUS, Daniel: Universalis historiae profanae medulla, 2 tomis... restituta... Francofurti, imp. Schönwetterianis. 1641. 12° 672 S. + 20 Bl. — Mainz St. B., Wien N. B.
Cat. gén. 130.273 — Paris B. N.

1642

174. DREXEL, Jeremias S. J.: Christliche Andächtige Betrachtungen vnd Vbungen... Maintz, Nic. Heylius und J. G. Schönwetter. 1642 — Wien N. B.

175. MAIOLI, Simone: Dierum canicularum tomi septem, colloquiis quadraginta sex... Francofurti, Imp. Joannis Godefredi Schönwetteri. 1642. 2° 4 Bl. + 960 + 164 S. + Ind. Mit Titelumrandung — Wien N. B.
Cat. gén. 103.1078 — Paris B. N.

1643

176. BACHOFFEN V. ECHT, Reinhard: In institutionum juris Justiniani libros quatuor Commentarii. Francofurti, Typis Matthaei Kempfferi, Impensis Joan. Godefredi Schönwetteri. M.DC.XLIII. 4° 9 Bl. + 907 S. — Wien N. B.

177. COPPENSTEIN, Joh. Andreas: Aurora concionatorum, hoc est Conceptus, sive Discursus tripartiti... Francofurti apud J. G. Schönwetterum. 1643. 4°
Cat. gén. 31.1097 Paris B. N.

1644

178. GUEVARA, Antonio de: Horrologium principum, Das ist: Fürstliche Weckuhr vnd Lustgarten. Getruckt zu Franckfurt am Mayn, bey Mattheo Kempffern, In Verlegung Johann Gottfried Schönwetters. Anno M.DC.XLIV, 4° 3 Bl. + 388 S. Mainz St. B.

179. GUEVARA, Antonio de: Opera omnia Historico-Politica. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, bey Mattheo Kempffern, In Verlegung Johann Gottfried Schönwetter. Anno XLIV. 4° 8 Bl. + 750 S. Mit Kupfertitel. Mainz St. B.

180. HELWIG, Nicolaus: Theatrum Historiae vniversalis Catho-Protest. Das ist... Beschreibung aller... Historien... welche sich... von dem 1517. Jahr... biss uff das 1644 zugetragen... Franckfurt am Mayn, bey Mattheo Kempffern, in Verlegung Johann Gottfridt Schönwetters, 1644. 2° Mainz St. B. (unvollst.)

1645

181. DREXEL, Jeremias S. J.: Christliche Andächtige Betrachtungen vnd Vbungen... Ander Theil. Möguntiae, impensis Joh. Godofr. Schönwetteri apud Nicolaum Heyllium. 1645. 4° Bd I: 4 Bl. + 1079 S. Bd II: S. 1001-1944 Bd III: 4 Bl. + 795 S. + 418 S. + 145 S. Wien N. B.

182. HÖRNIGK, Ludwig v.: Stella notariorum... in teutscher u. lat. Spraach verfertiget. Franckfurt, in Verlegung Johann Gottfried Schönwetters. 1645. 12° 821 S. + Ind. Ffm. St. B.

183. ROSIGNOLO, Bernardino S. J.: De Actionibus vitutis... libr. duo... Moguntiae, apud J. G. Schönwetter. 1645. 8° 796 S. + Ind.
Cat. gén. 156.52 Paris B. N.

1646

184. BOCCACCIO, Giovanni: Ducento Novella. Zwey hundert Newer Historien... (Frankfurt) In Verlegung Johann Schönwetters Anno 1646. 12° 980 S. + 2 Bl. Mit Titelkupfer
Graesse I.452

185. CARAMUEL LOBKOWITZ, Juan: Theologia regularis, hoc est, in SS. Basilii, Augustini, Benedicti, Francisci... regulas commentarii... Francofurti, apud T (u. J. G.) Schönwetterum 1646-1648. 4°
Cat. gén. 23.738 Paris B. N.

186. MOSCHEROSCH, Hans Michael (unt. Pseudon. Philander von Sittewalt): Somnium sive Itinerarium historico-politicum. Von Wundergeschichten der Welt... Franckfurt, Schönwetter 1646. 8° 807 S. + Reg. Mit Titelkupfer. Mainz St. B.

187. PANCIROLLI, Guido: Rerum memorabilium sive Deperditarum Pars Prior... commentariis ab Henrico Salmuth. Francofurti Sumptibus Godefridi Schonwetteri. 1646. 4° 4 Bl. + 350 S. + 11 Bl. + 313 S. + 8 Bl. Mit Titelkupfer, sign. Sebastian, Furck. Mainz St. B.

188. PANCIROLI, Guido: Rerum Memorabilium Pars posterior commentariis illustrata... ab Henrico Salmuth. Francofurti, sumptibus G. Schönwetteri. 1646. 4°
Cat. gén. 129.701 Paris B. N.

189. RICCIOLUS, Joh. Baptist S. J.: Prosodia Bononiensis. Moguntiae, Ex Typographejo Nicolai Heyll, sumpt. Joannis Godefridi Schönvvetter. Anno M.DC.XLVI. 12° 130 S. + Anhang Mainz St. B.

1647

190. CROLLIUS, Osvvald: Hermetischer Probier Stein, darauff... alle... in des Osvvaldi Grollii intitulirten Alchymistischen Königlichen Kleynod befindliche process vnd Chymische Artzneyen examiniret... Franckfurt am Mayn, In Verlegung Johann Gottfried Schönwetters. M.DC.XXXXVII. 4° 8 Bl. + 392 S. + 16 Bl.
Ferguson I.186

191. Crollius, Osvvald: Chymisch Kleinod... durch... Johann Hartmannum M. D. gemehrt verbessert... Francofurti, Impensis Godefridi Schönwetteri. 1647.
Ferguson I.186

192. HARTMANN, Johann: Praxis chimiatrica. Ed. a Joh. Michaelis et Gg. Eberh. Hartmanno. Moguntiae ex typis Nic. Heyll. sumpt. Joh. Got. Schönwetter. 1647. 4° 11 Bl. + 246 S. Wien N. B.

193. LAMPADIUS, Johann: Melleficium historicum... Francofurti, impendio J. G. Schönwetteri. 1647. 2° 1331 S. + Ind.
Cat. gén. 87.836 Paris B. N.

194. MOSCHEROSCH, Johann Michael: Satyrische Gesichte. 7. u. letzter Teil. Frankfurt: Johann Gottfried Schönwetter. 1647
Neufforge S. 127

1648

195. BRAHE, Tycho: Opera omnia, sive Astronomiae instauratae progymnasmata... Francofurti, impensis Joannis Godofredi Schönwetteri. 1648. 4° 470 S. + 5 Bl. + 217 S. Mit Figuren. Wien N. B.
Cat. gén. 18.862 Paris B. N.

196. CARAMUEL LOBKOWITZ, Juan: Sac. Rom. Imperii pacis licitae demonstratae... prodromus et syndromus... Francofurti, apud Joan. Godofridum Schönvvetterum, 1648. 4° 59 + 300 + 47 S. + Ind.
Hohenemser, Disc. pol. 245 Mainz St.B. Wien N. B.
Cat. gén. 23.737 Paris B. N.

197. CARAMUEL LOBKOWITZ, Juan: Sac. Rom. Imperii Pax, variis olim consiliis agitata... Francofurti, Apud Joan. Godofridum Schönvvetter Anno 1648. 4° 300 S. Wien N. B.

198. HELWIG, Nicolaus: Theatrum Historiae vniversalis Catho-Protest. Das ist... Beschreibung aller... Historien... welche sich... von dem 1517. Jahr... biss uff das 1644 zugetragen... in 3 Theil abgetheilet... 4ter Theil, von Anno 1643 biss 1648... fortgeführt durch Georgium Engelsüss... Franckfurt am Mayn, in Verlegung Johann Gottfridt Schönwetters, 1648. 2° 592 + 538 + 119 S. + Ind. Mit vielen Kupferstichen. Wien N. B.
Cat. gén. 70.318 Paris B. N.

199. Tractat von Commissarien und Commissionen, Wie Dieselben an dem... Keyserlichen Kammergericht... in Gebrauch... Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, In Verlegung Johan Godtfried Schönwetters. Im Jahr Christi, 1648. 8° 8 Bl. + 184 S. Mainz St. B.

1649

200. AUDOENUS, Johannes (Owen, John): Epigrammatum, Libri X. Editio nova. Moguntiae, Typis Nicolai Heyll, Impensis Joan. Godofr. Schonwet. Anno M.DC.XLIX. 12° 190 S. Mainz St. B.

201. BECANUS, Martinus S. J.: Opera omnia. Moguntiae: imp. Joan. Godefridi Schönvvetteri, Typis Nicolai Heil. M.DC.XLIX. 2° 15 Bl. + 1581 S. + 92 S. Mit Titelkupfer.
G.K. 14.2341 Wien N. B.

202. BECANUS, Martinus S. J.: Analogia vetris et novi Testamenti... Moguntiae, Typis Nicolai Heyll, Impensis Joannis Godofridi Schonwetteri. M.DC.XLIX. 2° 92 S. Wien N. B.

203. BECANUS, Martinus S. J.: Summa Theologia Scholastica... Pars secunda. Francofurti, Joan. Godefr. Schönwetter. 1649.
B.-S. I.1100

204. BECANUS, Martinus S. J.: Opuscula Theologica sive Controversia Fidei inter Catholicos et Haereticos huius temporis... Francofurti, Joan Godefr. Schönwetter. 1649. 2°
B.-S. I.1097

205. FREYLINCK, Johannes: Homiliae quadragesimales R.D.P.F. Hieronymi Baptista de Lamutza. Ed nova ex lingua Hispanica translata. Moguntiae, Joan. Godefr. Schonwetteri. 1649.
Hartzheim S. 170

206. MOSCHEROSCH, Hans Michael (unter Pseudon. Philander von Sittewalt): Somnium sive Itinerarium historico-politicum. Von Wundergeschichten der Welt... Franckfurt, Schönwetter 1649. 12° 807 S. + 16 Bl. + 588 S. Mit Titelkupfer Wien N. B.

207. TREUTLER, Hieronymus: Selectarum disputationum ad Jus civile Justinianeum. Francofurti ad Moenum, Typis Johannis Friderici Weissii, Sumptibus Johannis Godofredi Schoenwetteri. M.DC.XXXXIX. 4° 274 + 288 S. + Ind. Mainz St. B.

208. La Nuza, Geronimo Batista de O.P.: Homiliae quadragesimalis... Bd 1-4 (T. 1-5) Ed. Joh. Freylinck. Moguntiae, imp. J. G. Schönwetteri, 1649-1650.
Cat. gén. 88.630 Paris B. N.

209. PEZEL, Christophorus: Melleficium historicum... Francofurti, Typis exscriptum Wolfgangi Hoffmanni, Impendio Joan-Godefridi Schönwetteri. M.DC.XLIX. 2° 7 Bl. + 1331 S. + Ind. Mit Signet. Mainz St. B.
Wien N. B.

1650

210. NISSEN, Diego: Opera omnia... latinis... donavit R.P.F. Johannes Freylinck... Moguntiae, J. G. Schönwetterus. 1650-1651. 4°
Cat. gén. 124.1042 Paris N. B.

1651

211. DREXEL, Jeremias S. J.: Opera spiritualia... Moguntiae, imp. Joh. Godefr. Schönwetteri, apud Nicolaum Heyllium. 1651. 1362 + 1325 S. 4°
B.-S. III.203

212. HORSTIUS, Joh. Daniel: Pharmacopoea Galeno-Chemica... Francofurti ad Moenum, Impensis Joannis Godofredi Schönwetteri, M.DC.LI. 2° 8 Bl. + CCLXIII S. + 11 S. + 614 S. + 32 Bl. Mit Signet. Titelkupfer, sign. Seb. Furck. Ffm. St. B.

213. JORDAN, Hieronymus: De eo quod divinum aut supernaturale est in morbis humani corporis eiusque curatione liber... Francofurti ad Moenum, imp. J. G. Schönwetteri. 1651. 4° 43 Bl. + 270 S. + 25 Bl. Titelkupfer. Wien N. B.
Cat. gén. 78.1111/12 Paris B. N.

214. REINKINGK, Theodor: Tractatus de regimine et ecclesiastico.. editio quinta... Francofurti ad Moenum, Impensis Joannis Godofredi Schönwettri. M.DC.LI. 8° 16 Bl + 1120 S. + Ind. Mit Signet. Titelkupfer, sign. A. Aubry. Mainz St. B.
Cat. gén. 148.741 Paris B. N.

215. STRADA, Famiano S. J.: De Bello belgico decades duae ab excessu Caroli V... imp. usque ad initium praefecturae Alexandri Farnesii... Moguntiae, impensis J. G. Schönwetter. 1651. 4° 4 Bl. + 778 S. + Ind.
Cat. gén. 179.125 Paris B. N.
B.-S. VII.1610/11

1652

216. CARAMUEL LOBKOWITZ, Juan: Theologia moralis fundamentalis... Francofurti, impendio J. G. Schönwetteri, 1652-1653. 4°
Cat. gén. 23.738 Paris B. N.

217. LABATA, Francisco: Thesaurus moralis... Coloniae, imp. J. G. Schönwetteri, 1652. 4° Titelkupfer.
Cat. gén. 84.240 Paris B. N.

218. Reginae Palatium eloquentiae ed. a RR.PP. Societatis Jesu Mogunt. Moguntiae, Typis Nic. Heilii, imp. Joan. Gottfr. Schönwetteri, 1652. 892 S. + Ind. Mit Kupferstichen von Seb. Furck. Mainz St. B.

219. TYPOTIUS, Jac.: Symbola Diuina et Humana Pontificum Imperatorum Regum. Francofurti, apud Godefridum Schönwetterum. M.DC.LII. 2° 141 S. + 4 Bl. + 183 S. + 3 Bl. + 176 S. + 2 Bl. Mit vielen Kupfern von Ägidius Sadeler. Mainz St. B.
Wien N. B.

1653

220. BUSENBAUM, Hermann S. J.: Medulla Theologiae moralis... Ex variis... authoribus concinnata. Editio nova. Veneunt Francofurti in officina Schönwetteriana. M.DC.LIII. 8° 566 S.
B.-S. II.445

221. LOTICHIUS, Joh. Peter: Avstrias parva, id est Gloriae avstriacae... compendiaria. Francofurti Anno 1653. Apud Joan. Gottfridum Schönwetterum. 12° 4 Bl. + 308 S. Wien N. B.
Cat. gén. 100.474 Paris B. N.

222. REINA, Thomas S. J.: Quadragesimale sive Conciones XL in singulas totius quadragesimae dominicae et ferias 2 tomis distinctae... Francofurti, imp. J. G. Schönwetteri. 1653. 4° 936 S. + Ind.
Cat. gén. 148.498 Paris B. N.

223. Relation und Information Dessen wass sich... zwischen dem König, Parlamenten, und Printzen, der Cron Frankreich, Vom Jahr 1648, bis ins 53. Jahr zugetragen... Franckfurt 1653. Matthaeus Kemffer, In Verlegung Johann Gottfried Schönwettern. 4° 62 S. Hohenemser, Flugschr.Slg.G.Fr. S. 390.5827

224. Relation und Information... auss dem Frantzösischen ins hohe Teutsch versetzet. Franckfurt 1653. Matthaeus Kemffer, In Verlegung Johann Gottfried Schönwettern. 4° 62 S. u. 3 Tafeln. Hohenemser, Flugschr.Slg. G. Fr. S. 390.5828

225. SEVERINUS, Marcus Aurelius: Τρίβογητος ἡ τριδέρειδτος Trimembris chirurgia... Francofurti, impensis Joannes Godefridi Schönwetteri. M.DC.LIII. 4° 6 Bl. + 268 S. + 5 Bl.
Cat. gén. 171.489 Mainz St. B.
Paris B. N.

1654

226. CARAMUEL LOBKOWITZ, Juan: Metalogica, disputationes et operationibus continens... Francofurti, sumptibus Joann. Godofredi Schönwetteri, 1654. 2° 452 S. Mit Signet. Mainz St. B.
Cat. gén. 23.735 Paris B. N.

227. HOERNIGK, Ludovico v.: Stellae notariorum novae pars I. Francofurti ad Moenum. Impensis Joannis Godofredi Schönvvetteri. Typis Nicolai Heyl. M.DC.LIV. 8° 8 Bl. + 366 S. + Ind. Mit Titelkupfer, sign. Sebastian Furck. Mainz St. B.

228. LAYMANN, Paul S. J.: Theologia moralis in V Lib. partita... Moguntiae, imp. Joannis Godefride Schönwetteri. 1654. 2° 548 + 107 S. Titelkupfer.
B.-S. IV.1585

229. Parnassus Societatis Jesu, hoc est, Poemata Patrum Societatis, quae in Belgio, Gallia, Germania, Hispania, Italia, Polonia & c... excusa sunt... Francofurti, Sumptibus Johan Godofredi Schönvvetteri, M.DC.LIV. 4° 6 Bl. + 758 S. (unvollst.) Mainz St. B.

1655

230. CARAMUEL LOBKOWITZ, Juan: Praecursor logicus complectens grammaticam audacem... Francofurti, sumptibus Johan. Godofredi Schönwetteri. 1655. 2° 503 + 452 + 258 S. Mit Titelkupfer. Mainz St. B.
Wien N. B.
Cat. gén. 23.736 Paris B. N.

1656

231. ALLATIUS, Leo: Dissertatio... De purgatorio. Edidit Bartholdus Hihusius. Francofurti, Impensis Joan. Gottofredi Schönwetteri Anno Domini M.DC.LVI. 12° 8 Bl. + 221 S. Mainz St. B.

232. CALAMATO, Alessandro: Stella concionatorum, seu... Auctarium absolutissimum... Moguntiae, apud N. Heyll (impensis J. G. Schönwetteri) 1656. 4°
Cat. gén. 22.557 Paris B. N.

233. CORBEIUS, Theodorus: Pharmacia bipartita... Francofurti, sumptibus Johannis Godofredi Schönwetteri. 1656. 4° 4 Bl. + 672 S. Mit Titelumrandung. Mainz St. B.
Cat. gén. 31.1216 Paris B. N.

234. FREYBERGER, Sigismund: Historico-politica dedvctio hodierni statvs Franciae Angliae Poloniae Das ist... Information... von den... Kriegs vnd Friedens Handlungen... Vierdter Theil. Franckfurt, Bey Johann-Gottfried Schönwettern, M.DC.LVI. 4° 4 Bl. + 167 S. Mainz St. B.

235. FURTTENBACH, Joh. Friedrich: Metamorphoses Regnorum et Rerumpublicarum. Das ist: Von Auffnamb, Erhaltung vnd Vntergang, der Kayserthumb, Königreich, Fürstenthumb vnd Landen. Getruckt zu Franckfurt, In Verlegung Johan Godtfried Schönwettern, Im Jahr 1656. 4° 5 Bl. + 164 S. + 8 Bl. Mainz St. B.

1657

236. HULSIUS, Levin: Dictionarium Teutsch-Italiänisch vnd Italiänisch-Teutsch. Francofurti prostat apud haeredes Joannis Godofredi Schönwetteri. getruckt in Mäyntz durch Nicolaum Heyll, Typ. Acad. 1657. 8° 4 Bl. + 48 + 286 + 470 S. Ffm. St. B.

237. LAUBENBERGER, Timotheus: Warumb wiltu nicht Catholisch werden? Das ist... Beweissthumb Dass die besambte Evangelische Ständ Vhrsach nicht gehabt Sich von der Römischen Catholischen Kirchen im Glauben vnd Ceremonien abzusonderen. Getruckt zu Mäyntz bey Johann Wilhelm Heyll. In Verlegung der Wittwe Johann Gottfriedt Schönwetterin. 1657. 4° 88 S. Mainz Pr. Sem.

238. SCHOTT, Caspar S. J.: Mechanica Hydraulico-pneumatica... opus bipartitum. Sumptu Heredum Joannis Godefridi Schönwetteri Bibliopol. Francofurtens. Excudebat Henricus Pigrin Typographus Herbipoli. M.DC.LVII. 4° 15 Bl. + 488 S. + Ind. Mit Titelkupfer und Figuren. Mainz St. B.
Wien N. B.

239. SCHOTT, Caspar S. J.: Mechanica hydraulico-pneumatica... Frankfurt, Sumpt. Haered. J. G. Schönwetteri. 1657. 4° 448 S. + Ind. Wien N. B.

240. SCHOTT, Caspar S. J.: Magia universalis naturae et artis... Opus quadripartitum. Bd II: Herbipoli, sumptibus haeredum Joannis Godefridi Schönwetteri, Bibliopol. Francofurtens. Excudebat Jobus Hertz Typographus Herbipolensis. 1657. 4° 16 Bl. + 432 S. + Ind. Titelkupfer. Mainz St. B.
Wien N. B.
Cat. gén. 167.404 Paris B. N.

241. STEIN, Nicolaus: Manuale notariorum bipartitum. Ernewertes vnd verbessertes Notariat-Hand-Büchlein. Getruckt zu Franckfurt am Mayn, bey Johann Philips Weissen, in Verlegung Joh. Gottfried Schönwetters Seel. hinterlassenen Erben. Anno M.DC.LVII. 8° 12 Bl. + 935 S. + 15 Bl. + 30 S. Mainz St. B.

1658

242. CALAMATO, Alessandro: Stellae concionatorum, hoc est... Auctarii continuatio... Moguntiae, imp. haeredum J. G. Schönwetteri. 1658. 4° 3 + 725 S. + Ind.
Cat. gén. 22.557 Paris B. N.

243. FREYBERGER, Sigismund: Germaniae perturbatae et restauratae, sive... Theologo-Politicorum Discursuum, Völlige Erzehlung, von Auffnehmen vnd Abgang dess Christenthumbs... von Kayser Constantino Magno... biss in diss Jahr 1658... Franckfurt am Mayn, Bey Johann-Godtfried Schönwetters Erben. M.DC.LVIII. 4° 4 Bl. + 245 S. + 2 Bl. + 236 S. Mainz St. B.

244. MARX, Joh. Reinhard: Typus Gloriae Austriacae a Rudolpho I... ad... Leopoldum... Francofurti, Sumptibus Auctoris Prostat apud Viduam J. Gotofredi Schonvvetteri, Typis Balthasari Christophori Wustii, M.DC.LVIII. 4° 2 Bl. + 104 S. Mainz St. B.

245. SCHOTT, Caspar S. J.: Magia universalis naturae et artis pars III et IV. Sumptibus Haeredum Joannis Godefridi Schönwetteri, Bibliopol. Francofurtens. Herbipoli, Excudebat Jobus Hertz Typographus Herbipolensis. Anno M.DC.LVIII. 4° 11 Bl. + 815 S. + 8 Bl. Titelkupfer, sign. A. Frölich. Mit Fig. Mainz St. B.

1659

246. Abschied der Rö. Kaÿ. Mt. und gemeiner Ständ auff dem Reichstag zu Regenspurg im Jahr Christi 1654 uffgericht. Mayntz, bey Nicolao Heyll in Verlegung Syberti Heyll vnd Schönwetters seel. hinterlassenen Wittib. 1659. 2° 102 S. + Reg. + 44 S. + 10 Bl.
G.K. 1.4940

247. — — Ebd. 1659. 102 S.
G.K. 1.4941

248. — — Ebd. 1659. S. 1-36, 1067-1102, 73-102
G.K. 1.4942

249. MOLINA, Luis de S. J.: Tomi sex... disputationum, locorum sacrae Scripturae et rerum memorabilium copiosis. Moguntiae, Sumpt. Johannis Godofredi Schönwetteri viduae et Haeredum. 1659.
B.S. V.1177

250. MOLINA, Luis de S. J.: Tomus primus complectens tractatum primum, et ex secundo Disputationes CCLI... Moguntiae, Excudebat Nicolaus Heyll, Sumpt. Haeredum Joannis Godofredi Schönwetteri. 1659. 2° 1084 S.
B.-S. V.1178

251. MOLINA, Luis de S. J.: De Justitia et jure... Moguntiae, sumptibus haered. Joh. Godofredi Schönwetteri Bibliopolae Francofurtensis, Excudebat Nic. Heyll. 1659. 2° Bd I: 7 Bl. + 1084 Sp. + Ind. + 4 Bl. + 150 Sp. + Ind. Bd II: 4 Bl. + 576 Sp. + Ind. + 1180 Sp. Bd. V: 2 Bl. + Sp. 1186-1878 + Ind.
B.-S. V.1177/8 Wien N. B.
(Bd I, II u. V)
Cat. gén. 116.874 Paris N. B.

252. PASTORIUS, J. A.: Continuatio actorum publicorum Vom Augusto 1658 biss 1659 einschliesslich. Regensburg vnd Franckfurt, Bey H. Schönwetters Seel. Wittib. M.DC.LIX. 4° 7 + 68 S. Mit Signet. Mainz St. B.

253. SCHOTT, Caspar S. J.: Magia universalis naturae et artis... Opus quadripartitum. Bd I: Herbipoli, sumptibus haeredum Joannis Godefridi Schönwetteri, Bibliopol. Francofurtens. Excudebat Henricus Pigrin Typographus Herbipolensis. 1659. 4° 22 Bl. + 538 S. + Ind. Mit Titelkupfer. Mainz St. B.
Wien N. B.
Cat. gén. 167.404 Paris B. N.

254. SCHOTT, Caspar S. J.: Magia universalis naturae et artis... Opus quadripartitum. Bd. IV: Herbipoli 1659. 4° 17 Bl. + 670 S. + Ind.
Cat. gén. 167.404 Paris B. N.

1660

255. Abschiedt der Kö. Kaij. Mt... auff dem Reichstag zu Regenspurg im Jahr Christi 1654 uffgericht. Getruckt in der Churfürstl. Residentz-Stadt Mayntz: bey Nicolao Heyll. Joannis Godefredi Schönwetters seel. hinterlassenen Wittib. M.DC.LX. 2° 12 Bl. + 18 S. + 11 Bl. + 1030 S. Mit Titelkupfer.
G.K. 1.4944 Wien N. B.

256. GUEVARA, Antonio de: Drey schöne Tractätlein... Gedruckt zu Franckfurt am Mayn bei Mattheo Kämpffern, In Verlegung Johann Gottfrid Schönwetters s. Erben. 1660. 4° 207 S. + 2 Bl.
Wien N. B.

257. PANCIROLI, Guido: Rerum memorabilium sive Deperditarum Pars Prior (-posterior-) commentariis illustrata... ab Henrico Salmuth. Francofurti, sumptibus G. Schönwetteri viduae et haer. 1660. 4° 4 Bl. + 350 S. + Ind. + 313 S. + Ind. Mit Titelkupfer.
Wien N. B.
Cat. gén. 129.701 Paris B. N.

258. PANCIROLI, Guido: Rerum Memorabilium sive Deperditarum Pars Prior (-posterior-) commentariis illustrata... ab Henrico Salmuth. Francofurti, sumptibus J. G. Schönwetteri haeredum. 1660. 4° 4 Bl. + 350 S. + 10 Bl. + 314 S. + 9 Bl. Mit Titelkupfer.
Cat. gén. 129.701 Paris. B. N.

259. RICCIOLUS, Joh. Baptist S. J.: Prosodia reformata. Moguntiae, Excudebat Nicolaus Heyll, Sumptibus Haeredum Joannis Godefridi Schönwetteri. M.DC.LX. 8° 11 Bl. + 488 S. + Ind. Mainz St. B. Wien N. B.

1661

260. BACHOFFEN v. ECHT, Reinhard: Commentarii in quatuor Institutionum iuris Divi Justiniani libros. Ed. novissima. Francofurti. Sumptibus Haeredum Johan-Godefredi Schönwetteri, Typis Balthas. Christoph. Wustii, Anno 1661. 4° 8 Bl. + 904 S. Mit Signet. Ffm St. B.

261. GUEVARA, Antonio de: Opera omnia Historico-Politica... Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, bey Mattheo Kempffern, In Verlegung Johann Gotfried Schönwetters Wittib vnd Erben. M.DC.LXI. 4° 8 Bl. + 750 S. + 388 S. Titelkupfer. Wien N. B.

252. OLDENDORP, Johannes: Actionum Forensium Progymnasmata. Ed. ultima. Francofurti, Sumpt. Haeredum Joannis Gottofredi Schönwetteri. 1661. 8° 20 Bl. + 1220 S. + Ind. Ffm St. B.

263. SCHOTT, Caspar S. J.: Cursus mathematicus... Herbipoli, sumpt. haeredum J. G. Schönwetteri. 1661. 2° 660 S. + Ind. Cat. gén. 167.403 Paris B. N.

1662

264 COMENIUS, J. A.: Janua aurea quinque linguarum reserata... Francofurti, Impensis Haeredum Joh. God. Schönvvettteri. M.DC.LXII. 8° 12 Bl. + 505 S. + Ind. Vocabularum. Mit Signet. Mainz St. B.

265. EFFEREN, Wilhelm Ferdinand v.: Manuale Politicum de Ratione Status seu idolo principum... Prostat Francofurti, Apud haeredes Joh. Godofr. Schönwetteri Anno M.DC.LXII. 12° 4 Bl. + 631 S. Titelkupfer, sign. F. H. Mainz St. B. (unvollst.)

266. LEHMANN, Christoph: Florilegium Politicum Auctum. Das ist: Ernewerter Politischer Blumengarten... Franckfurt, Bey Anton Hummen, In Verlegung Joh. Gottfr. Schönwetters sel. Erben. 1662. 12 954 S. + Reg. + 506 S. Mit Titelkupfer. Ffm. St. B.

267. LEHMANN, Christoph: Florilegium Politicum Auctum. Das ist: Ernewerter Politischer Blumen-Garten. Franckfurt. In Verlegung Johann Gotfridt Schönwetters sel. Erben. 1662. 12° 954 S. + 2 Bl. Mit Titelkupfer. Mainz St. B. Ffm St. B.

268. SCHOTT, Caspar S. J.: Mathesis caesarea, Sive amussis ferdinandea. Herbipoli. Sumptibus Viduae & Haeredum Joannis Godefridi Schönwetteri Bibliopolae Francofurtensis, Excudit Jobus Hertz Typographus Herbipolensis. Anno M.DC.LXII. 4° 21 Bl. + 464 S. + 12 Bl. Mit Titelkupfer u. Figuren. Mainz St. B.

269. SCHOTT, Caspar S. J.: Arithmetica practica generalis ac specialis... secunda editione. Herbipoli, sumpt. Viduae J. G. Schönwetteri. 1662. 8° 216 S. Cat. gén. 167.403 Paris B. N.

1663

270. MORRONUS, Matthias: Directorium medicopracticum, sive Indices duo praeternaturalium Affectuum... Opera et Studio Sebastiani Scheffer. Francofurti ad Moenum, Sumpti bus Viduae Joannis Godofredi Schönwetteri. Typis Matthaei Kempfferi. Anno M.DC.LXIII. 4° 12 Bl. + 494 S. + 8 Bl. Mainz St. B.

271. SCHOTT, Caspar S. J.: Arithmetica practica generalis ac specialis. Secunda editione. Herbipoli, sumptibus Viduae Jo. Godofr. Schönwetteri, Bibliopolae Francofurtensis. Excudit Jobus Hertz, Bibliopola & Typographus Herbipolensis. M.DC.LXIII. 8° 6 Bl. + 210 S. + 3 Bl. Mainz St. B. Cat. gén. 167.403 Paris B. N.

272. SCHOTT, Caspar S. J.: Anatomia physico-hydrostatica fontium ac fluminum libris VI... Sumptibus Viduae Jo. Godefridi Schönwetteri Bibliopolae Francofurtensis, Herbipoli. Excudit Jobvs Hertz Bibliopola & Typographus Herbipolensis. Anno M.DC.LXIII. 8° 11 Bl. + 433 S. + 7 Bl. Mit Titelkupfer. Mainz St. B. Cat. gén. 167.403 Paris B. N.

ohne Jahr

273. MOLINA, Luis de S. J.: Tomus secundus. De contractibus... Sumpt. Hared. Godofredi Schönwetteri. 1508 S. B.-S. V.1178

3. VERZEICHNIS DER VERLAGSWERKE JOHANN BAPTIST SCHÖNWETTERS I UND SEINER ERBEN

1664

274. CORNAEUS, Melchior S. J.: Hexameron Marianum Panegyricum... Francofurti, Sumpt. Joann. Bapt. Schönwetteri, Typis Matthaei Kempfferi. Anno M.DC.LXIV. 12° 340 S. B.-S. II.1471

275. GUEVARA, Antonio de: Horologium principum... sexta ed. Francofurti ad Moenum, imp. Joh. Baptistae Schönwetteri, Typis Matthaei Kempfferi. Anno M.DC.LXIV. 4° 30 Bl. + 754 S. + Ind. Mit Kupfertitel. Wien N. B. Cat. gén. 65.1134 Paris B. N.

276. SCHUSTER, David: Mahomets und Türcken Grewel... Franckfurt am Mayn, In Verlegung Johann Baptista Schönwetters. Getruckt bey Matthaeo Kempffern. Anno M.DC.LXIV. 4° 6 Bl. + 418 S. Mit Titelkupfer. Mainz St. B. Wien N. B.

277. SCHUSTER, David: Newe Ungarische und Siebenbürgische Chronik, Continuation des... Türcken Greuels... Franckfurt am Mayen, In Verlegung Johann Baptist Schönwetters, Getruckt bey Mattheo Kempffern. Anno M.DC.LXIV. 4° 2 Bl. + 296 S. Mit zahlr. Kupfern. Mainz St. B.

278. SURDUS, Joh. Petrus: Decisiones universae... Ed. nova. Francofurti, imp. Joannis Baptistae Schönwetteri, Typis Matthaei Kempfferi. 1664. 2° 4 Bl. + 642 S. + 49 Bl. + 63 S. + 4 Bl. Mit Signet. Ffm St. B.

1665

279. BACON, Francis: Opera Omnia. Francofurti a. M. Joh. Bapt. Schonwetter 1665. Mit Titelkupfer. GK 9.5301

280. FLISCUS, Mauritius de: Decas de fato, annisque fatalibus tam hominibus quam regnis mundi. Francofurti, apud Joann. Baptistam Schönwetter. 1665. 4° 259 S. Mit Signet u. Autorenporträt. Nürnberg St. B. Wien N. B.

281. THESAURUS, Emanuel und JUGLARIS, Aloys: Elogia patriarcharum et Christi Jesu dei hominis... Moguntiae, Sumptibus Joannis Baptistae Schönwetteri. 1665. 8° 4 Bl. + 216 S. Wien N. B.

282. VOLUSIUS, Adolf Gottfried: Aurora pacis religiosa divina veritati amica. Moguntiae, Sumptibus Joh. Baptistae Schönvvetteri Bibliopolae Francofurtensis, Ex Typographejo Nicolai Heyll, Typographi jurati. Anno M.DC.LXV. 4° 8 Bl. + 168 S. Mainz St. B.

1666

283. Armamentarium terrestricum cherubinorum... Moguntiae, Schönwetter 1666. 743 S. G.K. 6.6758

284. SANCTIUS, Leo S. J.: Floridorum libri tres Opuscula varia Theologica... Moguntiae, sumpt. Joannis Baptistae Schönwetteri. Anno 1666. 8° 200 S. + 278 S. + 227 S. B.-S. VII.593.21

285. VOLUSIUS, Adolf Gottfried: Pars prima (— altera) Castigationis Catholicae. Moguntiae, Ex Typographejo Nicolai Heyll, Universitatis Typographi jurati, Sumptibus Joannis Baptistae Schönwetteri. Anno M.DC.LXVI. 4° 4 Bl. + 24 S. + 22 S. Mainz St. B.

1667

286. WALLENBURG, Adrian und Petrus: De Traditionibus. Moguntiae, sumpt. Joh. Bapt. Schönwetteri. 1667. 4° Mainz Pr. Sem.

1668

287. BIGNAMI, Innocenzo O. P.: Dominicalis annualis Pars Prima, hoc est discursus praedicabiles super festum S. Pentecostes et sequentes dominicas usque ad adventum... nunc latinitate donati opera R.P.F. Brunonis Neusser. Moguntiae, sumpt. J. B. Schönwetteri. 1668. 4° 4 S. + 632 S. + Ind.
Cat. gén. 13.155 Paris B. N.

288. BUSSIERES, Jean de S. J.: Joannis Pauli Olivae... Conciones... Moguntiae, Sumptibus Joannis Baptistae Schönwetteri, M.DC.LXVIII. 4° 789 S.
B.-S. II.461

289. FOURNIER, Georg S. J.: Geographica orbis notitia. Per litora maris et ripas fluviorum. Francofurti. Sumptibus Joannis Baptistae Schönvvetteri. M.DC.LXVIII. 12° 8 Bl. + 752 S. Mainz St. B.

290. LUNDORP, Michael Caspar: Der römischen Kayserlichen Majestät... Acta publica Und Schrifftliche Handlungen... MDCLXVIII. Frankfurt am Mayn Im Verlag Joannis Baptistae Schönwetters, Drucks Balthasar Christoph Wustens. 2° 4 Bde. Mit Signet.
Mainz St. B.
Wien N. B.

291. LUNDORP, Michael Caspar: Der Römischen Kayserlichen Majestät... Acta publica und schrifftliche Handlungen... T. V. Franckfurt a. M., J. B. Schönwetter. 2° Mainz St. B.
G.K. 1.7906 Paris B. N.
Cat. gén. 101.941/2

292. LUNDORP, Michael Caspar: Der Römischen Kayserlichen Majestät... Acta publica und schrifftliche Handlungen... T. VI. Franckfurt a. M., J. B. Schönwetter. 2°
G.K. 1.7906 Mainz St. B.
Cat. gén. 101.941/2 Paris B. N.

293. VASQUIUS, Fernandus: Illustrium controversarium aliarumque usu frequentium libri sex. Ed. nova. Francofurti, Sumptibus Joannis Baptistae Schönwetteri. 1668. 2° 4 Bl. + 439 S. + 10 Bl. + 276 S. + 4 Bl. Mit Signet. Ffm St. B.
Wien N. B.

1669

294. ALBRIZIO, Luigi: Concionum Opus tripartitum... ex Italico factum Latinum, studio ac labore Brunonis Neusser. Moguntiae, Schönwetter 1669. 486 + 474 + 224 S.
G.K. 2.11461

295. BEUVELET, Mathieu: Considerationes, seu Sermones praedicabiles... latine prodeunt labore... Bonaventura Coffa... Moguntiae, sumptibus J. B. Schönwetteri. 1699. 4°
Cat. gén. 12.899 Paris B. N.

296. LUNDORP, Michael Caspar: Der Römischen Kayserlichen Majestät... Acta publica und schrifftliche Handlungen... T. VII. Franckfurt a. M., J. B. Schönwetter. 1669. 2°
G.K. 1.7906 Mainz St. B.
Cat. gén. 101.941/2 Paris B. N.

297. NEUSSER, Bruno: Tractatus de horis canonicis, seu Revolutiones omnium quaestionum quae circa Horarum et Breviarii lectionum moveri solent... Moguntiae, sumptibus B. Schönwetteri. 1669. 8° 30 + 332 S.
Cat. gén. 123.911 Paris B. N.

1670

298. ANTONIUS a Matre Dei: Praeludia Isagogica ad sacrorum Bibliorum intelligentiam... Moguntiae, sumptibus Joannis Baptistae Schönwetteri. Anno M DC LXX. 522 + 108 S.
G.K. 5.4567

299. BREVING, Johann: Judicium poenitentiale Ante judicium finale... Moguntiae, Sumpt. Joan. Baptistae Schönwetteri. M DC LXX. 8° 12 Bl. + 342 S. + 1 Bl. Mainz St. B.

300. DANIEL a Virgine Maria: Phönix seculorum, gratiae et naturae miraculum, S. Elias propheta, religiosae monasticae conversationis princeps, patriarcha ordinis Carmelitani... Francofurti, apud Joannem Baptistam Schönvvetterum, Anno M.DC.LXX. 8° 612 S. + Ind. Mainz St. B.
Wien N. B.
Cat. gén. 25.653 Paris. B. N.

301. LUNDORP, Michael Caspar: Der Römischen Kayserlichen Majestät... Acta publica und schriffliche Handlungen... T. VIII. Franckfurt a. M., J. B. Schönwetter. 1670. 2°
G.K. 1.7906 Mainz St. B.
Cat. gén. 101.941/2 Paris B. N.

302. MANSI, Giuseppe: Locupletissima bibliotheca moralis praedicabilis... Moguntiae, sumpt. J. B. Schönwetteri, 1670. 2° 1064 + 52 S., mit Tafeln.
Cat. gen. 105.389 Paris B. N.

303. PATRES a S. Jacobo, Ordinis Carmelitarum Mog.: Vita seraphicae virginis S. Mariae Magdalenae de Pazzis Florentinae. Francofurti ad Moenum. Sumptibus Joannis Baptistae Schönwetteri. M.DC.LXX. 4° 8 Bl. + 318 S. + 10 Bl. Signet. Mainz St. B.

1671

304. GUEVARA, Antonio de: Epistolae ac Dissertationes, in quibus multa s. Scripturae loca explicantur, antiquitates illustrantur... Francofurti, Sumptibus Joannis Baptistae Schönwetteri, M.DC.LXXI. 4° 4 Bl. + 311 S. Mit Signet. Nürnberg St. B.
Wien N. B.

305. GUEVARA, Antonio de: Opera historico-politica... Francofurti Imp. Joh. Bapt. Schönwetterj. 1671. 4° 754 S. Mit Titelkupfer.
Nürnberg St. B.

1672

306. FRANCHIS, Vincentius de: Decisiones sacri regii consilii Neapolitani... Ed. nova. Francofurti, sumpt. Joannis Baptistae Schönwetteri. 1672. 2° 23 Bl. + 736 S. + 372 S. + 44 S. + Ind.
Ffm St. B.
Wien N. B.

1673

307. TACKE, Johann: Triplex phasis sophicus, solis orbe expeditus humanaeque fragilitati et spei resurrectionis rerum consecratus. Francofurti, Sumptibus Johannis Petri Zubrodt & Haered. Joh. Baptistae Schönwetteri. M.DC.LXXIII. 4° Mit Signet.
Cat. gén. 181.761 Paris B. N.

308. TACKE, Johannes: De auro, saccharo, et quinta essentia vini, Phasis I. Medicus. Francofurti, Sumptibus Johannis Petri Zubrodt, & Haered. Joh. Baptistae Schönwetteri. M.DC.LXXIII. 4° 40 S. Mit Signet. Mainz St. B.

309. TACKE, Johannes: Chrysogonia animalis et mineralis, Sive Phasis II. Chemico-physicus. Francofurti, Sumptibus Johannis Petri Zubrodt, & Haered. Joh. Baptistae Schönwetteri. M.DC.LXXIII. 4° 5 Bl. + 190 S. Mit Signet. Mainz St. B.

4. VERZEICHNIS DER VERLAGSWERKE JOHANN MARTIN SCHÖNWETTERS UND SEINER WITWE

1677

310. HÖRNIGK, Ludwig v.: Stellae notariorum novae Pars prima et secunda. Francofurti, Sumptibus Joannis Martini Schönwetteri Typis Joannis Haasii. M.DC.LXXVII. 4° 26 Bl. + 346 S. + 8 Bl. + 846 S. + Ind. Autorenbildnis mit Inschrift: Honoris et debitae observantiae ergo dedicavit Sebastianus Furck, Chalcograph. Francf. Mainz St. B.
Nürnberg St. B.
Wien N. B.

311. KIRCHNER, Athanasius S. J.: Joco-seriorum naturae et artis, Sive magiae naturalis, Centuria tres: Das ist, Drey-Hundert Nutz- und Lustige Sätze... Auss der Kunst und Natur. Bamberg, In Verlegung Johan Martin Schönwetters, M.DC.LXXVII. 4° 4 Bl. + 330 S. + 4 Bl. Mit Titelkupfer. Mainz St. B.

312. LAYMANN, Paul S. J.: Theologia moralis. Ed. sexta. Bambergae. Martin Schönwetter 1677. 2° 512 + 558 + 107 S.
B.-S. IV.1585

313. SCHOTT, Caspar S. J.: Cursus Mathematicus... Bambergae, sumpt. Joh. Martini Schönwetteri, Bibliopolae Francofurtensis. M.DC.LXXVII. 2° 23 Bl. + 660 S. + Ind. Mit Titelkupfer, sign. And. Frölich Mainz St. B.
Wien N. B.
Cat. gén. 167.403 Paris B. N.

314. SCHOTT, Caspar S. J.: Magia universalis naturae et artis... P. I-IV. Bambergae, sumpt. Joh. Martini Schönwetteri. 1677. 4° 20 Bl. + 432 S. + Ind. Mit Titelkupfer und Figuren. Wien N. B.
Cat. gén. 167.404 Paris B. N.

315. SCHOTT, Caspar S. J.: Magiae universalis naturae et artis... Pars Tertia. Bambergae, Sumpt. Joh. Martini Schönwetteri. 1677. 4° 10 Bl. + 670 S. + Ind. Mit Titelkupfer und Figuren.
Mainz St. B.
Wien N. B.

316. SCHOTT, Caspar S. J.: Magiae universalis naturae et artis. Pars tertia et quarta. Bambergae, Sumpt. Joh. Martini Schönwetteri, Bibliopolae Francofurtensis. 1677. 4° 10 Bl. + 732 S. + 6 Bl. + 16 Bl. + 670 S. + 10 Bl. Mit Titelkupfer u. Figuren.
Mainz St. B.
Wien N. B.

317. SCHOTT, Caspar S. J.: Magia optica, Das ist, Geheime doch Naturmässige Gesicht- und Augen-Lehr. Bamberg, In Verlegung Johann Martin Schönwetters, 1677. 4° 15 Bl. + 512 S. + Reg. Mit Titelkupfer und Figuren. Wien N. B.

1680

318. COLERUS, Johannes: Oeconomia Ruralis et Domestica. Darin das gantz Ampt aller trewer Hauss-Vatter und Hauss-Mütter... Frankfurt. Johann Martin Schönwetter. 1680. 2° Mit zahlreichen Holzschnitten von Pfianzen und Tieren.
Kraus 66.297

319. DREXEL, Jeremias S. J.: Opera omnia in duos tomos opuscula XXVI distributa... Moguntiae, Sumptibus Joan. Martini Schönwetteri, 1680. 4° 60 Bl. + 1362 S. + Ind. + 60 Bl. + 1352 S. + Ind. Mit Titelkupfer.
B.-S. III.204 Wien N. B.

1685

320. ADRIAN a S. Francisco: Excursus par Aenetici, historico, morales, ascetici &. Francofurti ad Moenum, Sumptibus Joannis Martini Schönwetteri, Typis Joh. Dieterici Fridgenii. M.DC.LXXXV. 4° 23 Bl. + 512 S. + 22 Bl. Mainz St. B.

321. HUGO v. St. Charo: Sacrorum bibliorum... Concordantiae... Moguntiae, Sumptibus Johannes Martini Schönwetteri. Anno M.DC.LXXXV. 4° 16 S. Konkordanz unpaginiert. Mit Signet.
Mainz, Gutenb. Mus.

1686

322. HULSIUS, Levin: Dictionarium Teutsch-Italiänisch vnd Italiänisch-Teutsch. Franckfurt, in Verlegung Joannis Martini Schönwetteri, Druckts Johannes Hass. 1686. 8° 373 + 488 S. Ffm St. B.

1688

323. LAYMANN, Paul S. J.: Theologia moralis V libros complectens. Moguntiae, Schönwetter 1688.
B.-S. IV.1585

1691

324. MAIOLI, Simone: Dierum canicularum tomi VII, colloquiis XLVI physicis novis... Offenbaci ad Moenum, sumpt. Johannis Martini Schönwetteri, Typis Bonaventurae de Launoy. M.DC.XCI. 2° 9 Bl. + 1006 S. + Ind.
Cat. gén. 103.1078 Paris B. N.

1692

325. Aller dess Heiligen Römischen Reichs gehaltenen Reichs-Täge, Abschiede und Satzungen... Als Caroli IV Güldene Bull... und Münsterischer Frieden-Schluss, wie die vom Jahr 1356. biss... 1654 auffgericht... Mayntz, In Verlegung Johann Martin Schönwetters. 1929. 2° 7 Bl. + 1156 S. + Reg. Mit Titelkupfer.
Wien N. B.

326. COLERUS, Johannes: Oeconomia ruralis et domestica. Darinnen das gantze Ampt aller treuer Haus-Vätter und Haus-Mütter... Franckfurt am Mayn, In Verlägung Johann Martin Schönwetters. Druckts Balthasar Christoph Wust. Im Jahr M.DC.XCII. 2° 4 Bl. + 500 S. + 15 Bl. + 327 S. + 6 Bl. Mit Titelkupfer, Sign: Caspar Teyman fecit ffurt. Mainz St. B.

1699

327. SCHOTT, Caspar S. J.: Cursus mathematicus... Francofurti ad Moenum, Sumptibus Joannis Martini Schönwetteri. Anno M.DC.XCIX. 2° 7 Bl. + 621 S. + Ind. Mit Titelkupfer.
Mainz St. B.

328. STRADA, Famiano S. J.: De Bello belgico decades duae ab excessu Caroli V. imp. usque ad initium praefecturae Alexandri Farnesii... Ad annum 1678. Francofurti ad Moenum, Imp. Joannis Martini Schönwetteri, Anno M.DC.XCIX.
B.-S. VII.1611 Mainz St. B.

1707

329. Aller des Heiligen Römischen Reichs gehaltenen Reichs-Täge, Abschiede und Satzungen... Wie die vom Jahr 1356. biss... 1654 auffgericht... Franckfurt am Mayn, In Verlegung Johann Martin Schönwetters, 1707. 2° 7 Bl. + 1156 S. + Reg. Wien N. B.

1709

330. LAYMANN, Paul S. J.: Theologia Moralis in V libros... Ed. novissima. Moguntiae, sumpt. Joh. Martini Schönwetteri. 1709. 2° 335 + 437 S.
B.-S. IV.1586

331. LAYMANN, Paul S. J.: Editio novissima... cum Quaestionibus Canonicis... Moguntiae, Sumpt. Johannis Martini Schönwetteri. 1709. 2° 435 + 437 S.
B.-S. IV.1586

1716

332. GUEVARA, Antonio de: Opera omnia historico-politica...Franckfurth am Mayn, In Verlegung Johann Martin Schönwetters, Gedruckt bey Anton Heinscheit, 1716. 4° 8 Bl. + 695 S. Mit Titelkupfer: Autorenporträt. Wien N. B.

1720

333. Novus Synonymorum, epithetorum et phrasium poeticarum Thesaurus latino-germanicus... auctore anonymo e soc. Jesu. Francofurti ad Moenum. Sumpt. Viduae Joh. Mart. Schoenwetteri. Typis Johannis Philippi Andreae. Anno M.DCC.XX. 8° 8 Bl. + 942 S. Mainz St. B.

1723

334. LAYMANN, Paul S. J.: De Apostasia a Religione Quaestio. Moguntiae, Sumpt. Viduae Johannis Martini Schönwetteri. 1723. 2° 435 + 437 S. + Repert.
B.-S. IV.1586

335. Laymann, Paul S. J.: Theologia moralis... Ed. nova. Moguntiae, sumpt. Viduae Joh. Martini Schönwetteri. 1723. 2° 435 + 437 S. B.-S. IV.1586

ohne Jahr

336. Laymann, Paul S. J.: Operum Tomus Tertius. Quaestiones canonicae... Moguntiae, Schönwetter. 2°
B.-S. IV.1585

5. Verzeichnis der von Johann Baptist Schönwetter II in Wien verlegten Werke

1702

337. Leopold I: Kayserliches Mandatum... gegen die in Chur-Bayrischen Kriegs-Diensten sich befindende Generalen, Obristen, und andern Officiern, wie auch gemeine Soldaten sambt Copia dess Erklärungs-Schreiben an den Churfürsten in Bayrn von der Stadt Memmingen. Wien, zu finden bey Johann Baptist Schönwetter. 1702. 4° 4 Bl. Wien N. B.

338. Umständlicher Bericht von denen röm. Kays. und Ottomanischen Grossbottschaften wo der Stillstand zwischen Kays. Leopold I und Mustapha III. am 26. Jän. 1699 zu Carlowitz... geschlossen worden. Wien 1702. Joh. B. Schönwetter. 2° Wien N. B.

1703

339. Kurtzer und eigentlicher Bericht von der in Ungarn den 31. Octobris, An. 1703. von denen Kayserlichen gegen die Rebellen erhaltener Victorie, und der wieder eroberten Stadt und vesten Schloss Löventz... Wienn, Zu finden bey Johann Baptista Schönwetter, Universitätischem Buchhandlern im rothen Igel. 4° 4 Bl.
Apponyi, II.1473

340. Bericht von der tartarischen Zusammenziehung und der türkischen Armierung... wie auch von der den 26. Jän. 1703 geschehenen Strangulierung des Grossveziers... bei Joh. B. Schönwetter. 4° Wien N. B.

341. Copia-Schreiben von Nördlingen, worinnen der... Bericht enthalten der blutigen Action, so zwischen dem... General-Feld-Marschallen Grafen von Styrumb, und dem Churfürsten von Bayrn, wie auch den zwey französischen Generalen Villars u. d'Usson, den 20. Sept. 1703 ohnweit Höchstadt vorbey gegangen... Wien, J. B. Schönwetter. 4° 2 Bl.
Rosenthal-Kat. 89.523

342. Relation alles dessen, was sich sowohl bey der vom Kayser an Erzherzog Karl geschehenen Cession und Declaration wegen der Succession zur Spanischen Monarchie... zugetragen. Wien 1703. J. B. Schönwetter. 4° Wien N. B.

1716

343. Wienerische Beleuchtigungen, Oder Beschreibung Derjenigen Sinn-Bildern, Welche bey denen, Zu Ehren der Geburt Des Durchleuchtigsten Erz-Herzogs zu Österreich Und Prinzen von Asturien Den 14. 15. und 16. April 1716 angestellten Freuden-Bezeugungen... Zusammengetragen und verlegt von Johann Baptist Schönwetter, Kaiserlichem Hof-Buchhandler, Wien, getruckt in der Kaiserlichen Reichs-Hof-Buchtruckerey.
Castle S. 218

1717

344. Bensa, Franz Xaver: Historica Relatio pestis anni huius saeculi XII, XIII et XIV Austriam et conterminatas partes infestantis, exibens causas, differentias, signa... Viennae Austriae, J. B. Schönwetter 1717.
Cat. gén. 10.1011 Paris B. N.

345. Hilleprand, Gerhard S. J.: Politica Austriaca in Imperatoribus Austriacis... Viennae ex Typographia Caesarea Imperiali Aulica. Penes Joannem Baptistam Schönwetter, Sac. Caes. et Cathol. Majestatis Aulae Bibliopolam Anno M.DCC.XVII. 2° 5 Bl. + 187 S. + 6 Bl.
Castle S. 174 Nr. 78

1719

346. Ausführliche Beschreibung Des... Empfangs, Und Einbegleitung wie auch Einzugs, welchen Der Türkische Gross-Botschafter, Vizier Mückerem, Rümeli Valesi Bajesile Taja-Sade, Ibrahim Bassa &c. Dahier, In die kaiserliche Residenz-Stadt, Wien, den 14. Augusti, 1719. gehalten. Zusammengetragen und verlegt von Johann Baptist Schönwetter, Kaiserlichen Hof-Buchhandler. Getruckt in der Kaiserlichen Reichs- und Hof-Buchtruckerey. 4° 29 Bl.
Castle S. 174 Nr. 79

1722

347. Ausführlicher u. gründlicher Ursprungs-Bericht mit vorstellenden Kupfern des in schärfeste Feuers-Flammen unversehrt gebliebenen Marianischen Gnaden-Bilds, welches aus Böheim in Hungarn nacher Wien überführet, über 100. Jahr von d. Franciscanern zu S. Hieronoymo verehret wird. Abermal in Druck verfertiget. Wien, Reichs- u. Hof-Buchdruckerey, 1722. Kl.-8° 96 S. + 24 Kupfer.
Castle S. 174 Nr. 80

ohne Jahr

348. Dufour, Philippe: Traites nouveaux et curieux Du Cafe, Du The et du Chocolate... a Vienne, dans L'Imprimerie Imperiale Aulique Chez Jean Baptiste Schönwetter, Marchand Libraire de la Cour de S. M. Catholique. 2 Bl. + 284 S. + 1 Bl. Berlin S. B.

STAMMTAFEL DER FAMILIE SCHÖNWETTER

Katharina (1) oo Johann Schönwetter † etwa 1590 in Mainz oo Maria (2)

- Aus der Ehe mit Katharina (1):
  - Katharina oo Kaspar Eckel
  - Margreth oo Joh. Jerger
  - Joh. Theobald Schönwetter *etwa 1575 † 1657 oo Anna Maria Spiess (1) † vor 1607 oo Anna Rosenzweig (2) † 1655
    - Aus der Ehe mit Anna Maria Spiess (1):
      - Joh. Theobald * 1598
      - ein Töchterlein
    - Aus der Ehe mit Anna Rosenzweig (2):
      - Joh. Gottfried Schönwetter *1609 †1656 oo Elisab. Roth verw. Tambach (1) † vor 1639 oo Anna Maria Thein (2) † 1645 oo Maria Elis. Faber (3) † 1686
        - Aus der Ehe mit Anna Maria Thein (2):
          - Joh. Gottfried * 1641 † 1642
          - Joh. Baptist Schönwetter I * 1642 † 1672 oo Katharina Leux v. Leuxenstein
            - Margareta * 1666
            - Johanna * 1669
            - Joh. Baptist Schönwetter II * 1671 † 1741 in Wien
        - Aus der Ehe mit Maria Elis. Faber (3):
          - Joh. Theodor * 1648
          - Joh. Ludwig * 1649 † 1650
          - Anna Katharina * 1650
          - Joh. Martin * 1652 † 1718 oo Katharina Martinengo
            - 4 Kinder, darunter 1 Sohn
          - Maria Katharina † 1654
          - Magdalena Katharina * 1654 oo Joh. Hch. Nebel
          - Maria Alexandrina † 1657
          - Franz Niklas † 1657
      - Maria Elis. Faber (3) oo Joh. Arnold Cholin (2) † 1683 in Fürth
        - Joh. Vinzenz Cholin
        - Joh. Ehrmund Cholin
- Aus der Ehe mit Maria (2):
  - Nikolaus Schönwetter (?)

BENUTZTE ARCHIVALIEN

1. Stadtarchiv Mainz (zit. StA. Mz)
Borgationsbücher 1549–1609 (zit. Borg. B.)
Urkunden 1589
Kirchenbuch St. Quintin, Heiratsregister 1639 (zit. Heir. Reg. St. Quintin), Sterberegister 1645 (zit. Sterbereg. St. Quintin)
Kirchenbuch St. Emeran, Geburtsregister 1681 (zit. Geb. Reg. St. Emeran)

2. Dompfarramt Frankfurt/M. (zit. Ffm Dom)
Tauf-, Heirats- und Sterberegister St. Bartholomä 1632-1682

3. Kath. Stadtpfarramt Hl. Geist (Jesuitenkirche) Heidelberg (zit. St. PfrA. Heidelberg) Sterberegister Januar 1718

4. Stadtarchiv Frankfurt/M. (zit. StA. Ffm)
Bürgerbücher 1595–1680 (zit. Bürgerb.)
Proklamationsbücher 1596, 1607, 1632, 1663, 1677 (zit. Prokl. B.)
Heiratsregister 1596, 1607, 1632 (zit. Heir. Reg.)
Geburtsregister 1579–1607, 1609 (zit. Geb. Reg.)
Totenbücher 1641–1672 (zit. Totenb.)
Ratsprotokolle 1598–1680 (zit. Ratsprot.)
Bürgermeisterbücher 1598–1609 (zit. Bürgerm. B.)
Rats-Supplikationen 1601, 1602, 1607, 1646 (zit. Suppl.)
Schöffengerichts-Protokolle 1605–1662 (zit. Schöffenger. Prot.)
Zensur, Buchdruck, Buchhandel, Presse (zit. Zens. Buchdr. Presse): 30 Ugb A 95 D; 28 1621, F. 16, 17; 28 1629 F. 78-79; 1660 Nr. 227
Requisitionen und Vorschreiben 1615 Nr. 6 (zit. Requ. u. Vorschr.)
Ugb D 27 Nr. 33, 1650 (Bürger wider Fremde)
360 Ugb A 95 Z 5
Reichskammergerichtsakten D 730 Deublinger contra Schönwetter (zit. Reichskammerger. D. 730)
Reichskammergerichtsakten Hf. 739 S Nr. 7478 Joh. Gottfr. Schönwetter contra Andreas Polster (zit. Reichskammerger. 739)
Liebfrauen, Notariatsinstrument Nr. 937, 4. 11. 1633 (zit. Liebfr. 937)
Judicialia C 87

5. Badisches General-landesarchiv Karlsruhe
Akte 77/8555 (zit. LA. Karlsr. 77/8555)

6. Österreichiscles Staatsarchiv Wien, Abt. 1: Haus-, Hof- und Staatsarchiv (zit. HHStA. Wien)
Antiqua Fasc. 60/3 (Helwig contra Joh. Beyer u. Joh. Gottfr. Schönwetter) (zit. Ant. 60/3)
Antiqua Fasc. 639/2,3 (Birghden contra Joh. Th. Schönwetter) (zit. Ant. 639/2,3)
Reichshofrat Denegata antiqua Karton 808 (Schönwetter contra Nebel) (zit. Den. ant. 808)
Reichshofrat Antiqua Fasc. 938/24 (zit. Ant. 938/24)
Reichshofrat Impressorien Schönwetter Fasc. 63 (zit. Impr.)
Reichshofrat Impressorien Zubrod Fasc. 80 (zit. Impr. Zubr.)

7. Unveröffentlichtes Katalogmaterial aus dem Besitz von Herrn Bibliotheksrat Dr. Josef Benzing, Mainz.

LITERATURVERZEICHNIS

Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels, Band 1–20, Leipzig 1878ff

BAADER, Peter: Das Druck- und Verlagshaus Albin-Strohecker zu Mainz. Phil. Diss. Mainz 1953

BENZING, Josef: Buchdruckerlexikon des sechzehnten Jahrhunderts (Deutsches Sprachgebiet). Frankfurt 1952.

BENZING, Josef, und PRESSER, Helmut: 500 Jahre Mainzer Buchdruck. Festgabe zum 70. Geburtstage von Aloys Ruppel. Mainz 1952 (zit. Benzing-Presser)

BOTHE, Friedrich: Geschichte der Stadt Frankfurt am Main. Frankfurt 1913

BOTHE, Friedrich: Erzbischof Johann Schweikart von Mainz und die Frankfurter Katholiken zur Zeit des Fettmilchaufstandes. In: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, 5. Folge, 1. Bd., III. Heft. Frankfurt 1951 S. 9–40 (zit. Bothe, Frankfurter Katholiken)

BOTHE, Friedrich: Frankfurts wirtschaftlich-soziale Entwicklung vor dem dreißigjährigen Kriege und der Fettmilchaufstand (1612–1616); In: Veröffentlichungen der historischen Kommission der Stadt Frankfurt am Main, Bd. VII, 2. Teil: Statistische Bearbeitung und Belege. Frankfurt 1920 (zit. Bothe, Fettmilchaufstand)

BÜCHER, Karl, und SCHMIDT, Benno: Frankfurter Amts- und Zunfturkunden bis zum Jahre 1612. 1. Teil: Zunfturkunden bis zum Jahre 1612. Bd. 1 In: Veröffentlichungen der historischen Kommission der Stadt Frankfurt am Main, Bd. VI, Frankfurt 1914

CASTLE, Ed.: Geschichte einer Wiener Buchdruckerei 1548–1948. Wien 1948

Diarium historicum, Darinnen Deß Heyligen Reichs Statt Franckfortt am Mayn gefährlicher Vffstandt vnnd schwüriges Vnwesen ... ordentlich verzeichnet ist. Frankfurt 1615

DIETZ, Alexander: Frankfurter Handelsgeschichte, Bd. III. Frankfurt 1921 (zit. Dietz, Handelsgesch. III)

DIETZ, Alexander: Zur Geschichte der Frankfurter Büchermesse 1462/1792. Frankfurt (1921) (zit. Dietz, Büchermesse)

ECKEHARD, Gabriele: Das deutsche Buch im Zeitalter des Barock. Berlin 1930

FISCHER, Ernst: Michael Caspar Lundorp. Der Herausgeber der Acta publica. Ein deutscher Publicist aus dem Anfange des XVII. Jahrhunderts. Berlin 1870

FISCHER, Walter: Die Abwanderung des Buchhandels von der Frankfurter Messe nach Leipzig. Frankfurter Dissertation. Bottrop 1934.

FLEMMING, Willi: Das Jahrhundert des Barock. In: Annalen der deutschen Literatur. Stuttgart 1952

FLEMMING, Willi: Deutsche Kultur im Zeitalter des Barock. Potsdam 1937

Der Statt Franckfurt am Mayn erneuerte Reformation. 1578/1611.

GERBER, Harry: Johann Spies; um 1540 – um 1610. In: Nassauische Lebensbilder, Bd. 4 1950. S. 29–35

GOLDFRIEDRICH, Johann: Geschichte des deutschen Buchhandels, Bd. II. Leipzig 1908

HACK, Bertold: Von der »Buchgass« zum Hirschgraben. In: Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, Frankfurter Ausgabe, 9. Jahrg. Nr. 34 S. 190–205

HASSE, Ernst: Notizen zur Geschichte des Verfalls der Frankfurter Büchermesse. In: Archiv f. Geschichte d. deutschen Buchhandels Bd. IV/1879 S. 221–223

JAECK, Karl Peter: Frankfurt und der Westfälische Frieden. In: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, 4. Folge, 1. Bd. Frankfurt 1925, S. 215–289

KAPP, Friedrich: Geschichte des Deutschen Buchhandels bis in das 17. Jahrhundert. Leipzig 1886

KELCHNER, Ernst: Die Frankfurter Buchhändlermesse. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde in Frankfurt a. M. Bd. 6/1881 S. 85–96

KREBS, Richard: Die politische Publizistik der Jesuiten und ihrer Gegner in den letzten Jahrzehnten vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. Halle 1890

KRIEGK, G. L.: Geschichte von Frankfurt am Main in ausgewählten Darstellungen. Frankfurt 1871

KUHNERT, Ernst, und WIDMANN, Hans: Geschichte des Buchhandels. In: Handbuch der Bibliothekswissenschaft, begründet von Fritz Milkau, 2. Auflage, Herausg. v. Georg Leyh. 1. Bd.: Schrift und Buch. Wiesbaden 1952. S. 849–1005

LORENZ, Karl: Die kirchlich-politische Parteibildung in Deutschland vor Beginn des dreißigjährigen Krieges im Spiegel der konfessionellen Polemik. München 1903

LOTZ, Arthur: Die neue Formenwelt im Buchschmuck des 16. Jahrhunderts: Maureske und Rollwerk. In: Philobiblon, Zeitschrift für Bücherliebhaber, Jahrg. 8/1935 S. 233ff

LÜBBECKE, Fried: 500 Jahre Buch und Druck in Frankfurt am Main. Frankfurt 1948

MORI, Gustav: Die Entwicklung des Zeitungswesens in Frankfurt am Main; Teil II. In: Archiv für Buchgewerbe, 49/1912, Heft 6 S. 167–170

OPEL, Julius Otto: Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse 1609–1650. In: Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels Bd. III/1879; 4. Kapitel: Die Frankfurter Zeitungen. S. 65–115

PALLMANN, Heinrich: Sigmund Feyerabend, sein Leben und seine geschäftlichen Verbindungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Frankfurter Buchhandels im 16. Jahrhundert. Frankfurt 1881 (zit. Pallmann, Feyerabend)

PALLMANN, Heinrich: Vortrag über die Entwicklung des Buchgewerbes in Frankfurt am Main. In: Gedenkschrift zur Erinnerung an die 450jährige Jubiläumsfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in Frankfurt am Main. Frankfurt 1890. S. 13–39

v. RATH, Erich: Buchdruck und Buchillustration bis zum Jahre 1600. Bearbeitet von Rudolf Juchhoff. In: Handbuch der Bibliothekswissenschaft, begr. von Fritz Milkau, 2. Aufl., Herausg. von Georg Leyh. 1. Bd.: Schrift und Buch. Wiesbaden 1952. S. 388–533

v. RATH, Erich: Zur Entwicklung des Kupferstichtitels. In: Buch und Schrift. Jahrbuch des deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum, Jahrgang 3/1929. S. 51–56

RECKE, Bruno: Die Frankfurter Büchermesse. Frankfurt (1951)

RODENBERG, Julius: Der Buchdruck von 1600 bis zur Gegenwart. In: Handbuch der Bibliothekswissenschaft, begr. v. Fritz Milkau, 2. Aufl., herausg. v. Georg Leyh. 1. Bd.: Schrift und Buch. Wiesbaden 1952. S. 534–681

ROTH, F. W. E.: Geschichte der Verlagsgeschäfte, der Buchdruckereien und des Buchhandels zu Speier im XVII. Jahrhundert bis zur Zerstörung der Stadt Speier 1689. Nebst Bibliographie der Druckwerke dieses Zeitraumes. In: Mitteilungen des historischen Vereins der Pfalz Bd. XX. Speier 1896. S. 259–331

SCHNAPPER-ARNDT, Gottfried: Studien zur Geschichte der Lebenshaltung in Frankfurt am Main während des 17. und 18. Jahrhunderts. In: Veröffentlichungen der historischen Kommission der Stadt Frankfurt am Main, Bd II, Frankfurt 1915

SCHNÜRER, Gustav: Katholische Kirche und Kultur in der Barockzeit. Paderborn und Wien 1937

SCHOTTENLOHER, Karl: Das alte Buch. Berlin 1919

v. SCHWARZKOPF, Joachim: Über politische und gelehrte Zeitungen in Frankfurt am Main. Frankfurt 1802

SCHWETSCHKE, Gustav: Codex Nundinarius Germaniae Literatae Bisecularis. Meßjahrbücher des Deutschen Buchhandels von dem Erscheinen des ersten Meß-Katalogs im Jahre 1564 bis zur Gründung des ersten Buchhändler-Vereins im Jahre 1765. Halle 1850

SPEYER, Otto: Die Frankfurter Revolution unter Vincenz Fettmilch 1612–1616. Frankfurt 1883

ZÜLCH, Walther Karl: Frankfurter Künstler 1223–1700. Frankfurt 1935

*

Die vorliegende Arbeit wurde von der Philosophischen Fakultät der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz im Jahre 1955 als Dissertation angenommen.

F GELDNER

Unbekanntes vom ältesten Straßburger Buchdruck und Buchhandel

HANS, EIN BUCHFÜHRER HEINRICH EGGESTEINS, UND JOHANNES EHENMAYR, EIN BUCHFÜHRER JOH. MENTELINS

Straßburg und Bamberg waren die beiden einzigen Städte, in denen außer in Mainz noch im sechsten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts Buchdruckereien arbeiteten. Während aber die erste Bamberger Offizin nur wenige Jahre tätig war und außer der umfangreichen Sechsunddreißigzeiligen Bibel dort nur kleinere, meist deutschsprachige Werke hergestellt wurden[1], gewannen die Straßburger Pressen Mentelins und Eggesteins[2], denen sich bald weitere zugesellten, immer mehr an Bedeutung und entwickelten sich rasch zu sehr ernsthaften Konkurrenzunternehmen der Fust-Schöfferschen Prototypographie in Mainz.

Während man alles über Mentelin Bekannte in dem erschöpfenden, wenn auch nicht von Irrtümern völlig freien Werk von Karl Schorbach[3] finden kann, vermißt man ein ähnlich zusammenfassendes Werk über H. Eggestein. Infolge eines chronologischen Fehlers hat man ihn bis vor kurzem in der Reihe der Straßburger Erstdrucker erst an die dritte Stelle (nach Mentelin und dem R-Drucker = Adolf Rusch) gesetzt[4]. Es war wohl Nachahmung des Mainzer Vorbildes, wenn sowohl Mentelin wie Eggestein ihre Druckertätigkeit mit einer lateinischen Bibelausgabe eröffneten; die beiden Bände des Freiburger Exemplars der 49zeiligen Mentelinbibel tragen die Rubrikationsvermerke 1460 bzw. 1461 (GW 4203) und waren möglicherweise – was bisher nicht beachtet wurde – schon vor der 36zeiligen Bibel[5] vollendet, die erste lateinische Bibelausgabe Eggesteins verließ wohl schon Ende 1465 die Presse, denn ein in der Bayerischen Staatsbibliothek verwahrter Abzug trägt das Rubrikationsdatum: 24. Mai 1466[6]. Eggestein ließ dieser Ausgabe bald 2 weitere folgen (GW 4206 und 4208), Berthold Ruppel, der Bechtolf aus Hanau des Helmasperger-schen Notariatsinstrumentes und Erstdrucker Basels, brachte um 1468 (GW 4207), Adolf Rusch, der Schwiegersohn Mentelins, spätestens 1470 (GW 4209) und Konrad Sweynheim und Arnold Pannartz brachten 1471 (GW 4210) in Rom lateinische Bibelausgaben heraus, während Peter Schöffer eine Neuauflage seiner 48zeiligen Bibel erst am 23. Februar 1472 (GW 4211) vollendete. Wenn nun auch die bedeutendsten Drucker dieser Frühzeit im Bibeldruck wetteiferten, so stand Eggestein doch mit 3 Ausgaben innerhalb von fünf Jahren an der Spitze; überdies druckte er die erste deutsche Bibel Mentelins (GW 4295 – das Münchener Exemplar weist den Kaufeintrag des Augsburgers Hector Mülich vom 27. Juni 1466 auf) sehr rasch nach (GW4296), so daß man eine besonders hitzige Rivalität zwischen den beiden Straßburger Meistern (Mentelin und Eggestein) annehmen könnte. Eine Übersicht über die zahlreichen und umfänglichen weiteren Erzeugnisse der beiden Druckereien zeigt uns aber, daß Mentelin überwiegend theologische und philosophische Werke druckte, während Eggestein Schriften kanonistischen Inhalts bevorzugte und damit der schärfste Konkurrent Peter Schöffers wurde. Da die Fust-Schöffersche Druckerei die ältere war, hatte sie zunächst einen Vorsprung; so stammen die erste, zweite und vierte Ausgabe der »Constitutiones«-Clemens' V. (von 1460, 1467 und 1471 – GW 7077, 7078 und 7080) und die erste und eine weitere Ausgabe des »Liber Sextus« des Papstes Bonifaz VIII. (vom 17. Dez. 1465 und vom 17. April 1470 – GW 4848 u. 4850) aus der Mainzer Werkstatt, während Eggestein die 3. und 5. Auflage der »Constitutiones« (um 1470 und 21. Nov. 1471 – GW 7079 u. 7081) und die 2. oder 3. Ausgabe des »Liber sextus« (um 1470/72 –

[1] A. Dresler, Hat Gutenberg in Bamberg die 36zeilige Bibel gedruckt? (»Aus dem Antiquariat« 1954, Nr. X ff.) (mit Übersicht über Literatur); F. Geldner, Gutenberg, der Erfinder u. Druckherr. 7: Wer hat die 36zeilige Bibel gedruckt? (Ebda. 1955, Nr. XIV).

[2] Das neueste Werk, das den Straßburger Buchdruck behandelt, Franz Ritters »Histoire de l'Imprimerie Alsacienne aux XV e et XVI e siècles« (Publications de l'Institut des Hautes Etudes Alsaciennes. 14.) 1956, bekam ich erst in die Hand, als diese Zeilen schon geschrieben waren; über die »Anfänge des Buchdrucks in Straßburg« schrieb Erich von Rath im ZfB 57 (1940), S. 240-247.

[3] Karl Schorbach, Der Straßburger Erstdrucker Johann Mentelin (Veröffentlichungen der Gutenberg-Gesellschaft 22.) 1932; dazu Kurt Ohly in »Beiträge zur Inkunabelkunde. N. F. I.« 1935, S. 116-120.

[4] So auch im »Catalogue of Books printed in the XVth Century now in the British Museum.« I, 1908, S. 59 ff.; Berichtigung bei E. v. Rath, a.a.O., S. 245; trotzdem noch die alte Reihenfolge bei J. C. T. Oates, A Catalogue of the Fifteenth Century printed Books of the University Library Cambridge. 1954.

[5] Der Gesamtkatalog der Wiegendrucke setzt die 36zeilige Bibel vor die 49zeilige Mentelins; das einzige bekannte Rubrikationsjahr der 36zeiligen Bibel ist 1461.

[6] 2 Inc. s. a. 202°; ein weiteres aus dem ehemaligen Zisterzienserkloster Raitenhaslach stammendes Ex. ist ebenfalls 1466 rubriziert.

GW 4849) lieferte. Eggestein druckte auch rasch (nicht nach dem 15. September 1472 – GW 5781) die Institutionen Justinians, die bei Schöffer am 24. Mai 1468 (GW 7580) erschienen waren, nach. Schöffers 2. Ausgabe erschien bald darauf (29. Oktober 1472 – GW 7582). Die »Constitutiones« Clemens' V. und der »Liber sextus« Bonifaz' VIII. sind die jüngeren und kürzeren Teile des »Corpus iuris canonici«; es ist nun als ein beredtes Zeugnis für den Wagemut Eggesteins anzusehen, daß er mit dem Druck der weit umfangreicheren beiden älteren Canones-Sammlungen, des »Decretum Gratiani« und des »Decretale« des Papstes Gregor IX. sogar die Führung ergriff: in rascher Folge brachte er 1471 und 1472 den voluminösen Gratian heraus (Hain 7883 und 7884); Schöffer vollendete seinen Druck am 13. August 1472 (Hain 7885), Eggesteins Decretaliensammlung Gregors IX. wird um 1470/72 angesetzt (Hain 7996), der Druck Peter Schöffers wurde am 23. Nov. 1473 vollendet (Hain 7999).

Da Einrichtung und Betrieb einer Druckerei recht kostspielig waren[7] und da die frühesten Buchdrucker nicht über große Betriebskapitalien verfügten (auch der europäische und zumal der deutsche Kapitalismus hatte damals noch seine »Wiegenzeit«), waren sie auf einen möglichst raschen Verkauf ihrer Druckerzeugnisse angewiesen; es gibt genügend Beispiele im Buchdruck des 15. Jahrhunderts, daß Fehlspekulationen unweigerlich zum Bankrott führten; mancher Drucker hat Schulden halber bei Nacht und Nebel den Ort seiner Wirksamkeit verlassen müssen. Ein eingehender Vergleich der Produktion Schöffers, Mentelins und Eggesteins zeigt nun, daß die fahrenden Buchhändler (»Buchführer«) Eggesteins und Schöffers gut daran taten, wenn sie nicht die gleichen Absatzgebiete aufsuchten, daß aber die fahrenden »Knechte« Mentelins und Eggesteins wegen der verschiedenen Richtung, die die beiden ältesten Straßburger Druckereien – wohl bewußt und verabredungsgemäß, wie noch ausgeführt werden soll – genommen hatten, ruhig versuchen konnten, in den gleichen Landstrichen ihre imposanten Folianten an den Mann zu bringen.

Wenn auch die »Buchhändleranzeigen« dieser frühesten Zeit nur recht sporadisch erhalten sind, erscheint es doch als ein sprechendes Symptom, daß die drei ältesten erhaltenen von Schöffer, Mentelin und Eggestein stammen[8] und daß man ihre chronologische Reihenfolge nicht kennt und infolgedessen nicht angeben kann, wer als erster seinen Buchführern gedruckte Prospekte mitgegeben hat. Sie geben auch die Absatzgebiete an; der Schöffersche Buchführer wohnte in einem Gasthaus »Zum wilden Mann« (zu Nürnberg, Bamberg oder Aschaffenburg), der Mentelinsche bei »Wilhelm Sautreiber« (in Landshut/Bayern)[9] und der Eggesteinsche im Hause des Johannes Lüpold »neben dem Salzhause«[10]. Karl Schorbach[11] hat schon darauf hingewiesen, daß *Mentelin* einen sehr lebhaften Buchhandel im heutigen Bayern betrieben haben muß, daß er in Nördlingen, Füssen und Reichenhall »nachweisbare Wanderlager« besaß und daß auch die Exemplare der beiden ältesten Bücheranzeigen Mentelins in Bayern aufgetaucht sind und daß die Bayerische Staatsbibliothek den absolut und relativ reichsten Besitz an Mentelindrucken ihr eigen nennt. Bei den *Eggesteindrucken* verhält es sich ganz ähnlich, von den größeren Druckwerken Eggesteins fehlt keines, viele sind in 2, 3 oder noch mehr Stücken vorhanden; fast alle stammen aus ehemaligen bayerischen Klöstern und Stiften. Die relativ größte Anzahl ist aus *Freising* und dem nahe gelegenen Kloster *Weihenstephan* gekommen und hat dort auch den Einband erhalten; es kann kaum ein Zweifel bestehen, daß sich ein Buchführer Eggesteins (wahrscheinlich wiederholt) in Freising aufhielt. Als Karl Schottenloher vor über vierzig Jahren die von dem Ingolstädter Universitätspedell *Jerg Wirffel* gebundenen Incunabeln der Bayerischen Staatsbibliothek und der Universitätsbibliothek München zusammenstellte[12], fand er mit einiger Überraschung, daß von den insgesamt 53 von Wirffel gebundenen Werken, die er aufgeführt hat, 16 in Straßburg (zwischen 1472 und 1478), 13 in Basel (zwischen 1476 und 1481), aber nur 6 in Augsburg (zwischen 1475 und 1479) und gar nur 3 in Nürnberg (zwischen 1473 und 1479) gedruckt sind[13]. Bei den 16 Straßburger Druckwerken sind wieder die Eggestein-Drucke mit 6 am stärksten vertreten. Schottenloher vermutet auch zu Recht, daß Jerg Wirffel sich auch mit »dem Handel von Büchern abgegeben« hat, zumal da er um 1477 Bücher von Rihel in Basel bezog. Ein Exemplar des von Eggestein 1472 gedruckten Decretum Gratiani (Hain 7884) weist heute noch den Eintrag des Magisters Sigmund Tömmlinger auf, daß er diesen Riesenwälzer 1475 in Ingolstadt um 15 Gulden gekauft hat[14]. Es kann somit nicht zweifelhaft sein, daß die Straßburger Erstdrucker und unter diesen wieder besonders H. Eggestein zur jungen Universitätsstadt Ingolstadt (die Universität wurde am 26. Juni 1472 feierlich eröffnet) engere buchhändlerische Beziehungen hatten als die ebenfalls tüchtigen und unternehmenden Erstdrucker der viel näher gelegenen Städte Augsburg und Nürnberg. Das in seiner Art einzigartige Dokument aus dem frühesten Buchhandel, das im folgenden bekanntgemacht wird, muß wohl auch aus dem bayerischen Raum stammen.

---

[7] Noch im Jahre 1472 kam die Ersteinrichtung der Druckerei des Klosters St. Ulrich u. Afra in Augsburg auf über 700 Gulden.

[8] Abgebildet bei Konrad Burger, Buchhändleranzeigen des 15. Jahrhunderts. 1907, Nr. 1, 2 u. 7 (alle 3 um 1469/70).

[9] F. Geldner im ZfB 57 (1940), S. 290.

[10] Dieser Johannes Lüpold konnte noch nicht nachgewiesen werden; er war aber wohl Bürger einer bayerischen Stadt.

[11] A.a.O., S. 143 ff.

[12] K. Schottenloher, Buchgeschichtliche Funde aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. 3: Jörg Wirffel im ZfB 29 (1912), S. 148 ff.

[13] Ebda., S. 158; von den italienischen Drucken stammen 5 aus Venedig, die übrigen aus 7 weiteren Städten; die inzwischen noch bekanntgewordenen Einbände Wirffels (vgl. Ernst Kyriss, Verzierte gotische Einbände im alten deutschen Sprachgebiet. 1951, S. 55, Nr. 69) werden das Bild in dieser Hinsicht kaum wesentlich ändern.

[14] Ein von Wenßler in Basel 1482 gedrucktes Decretale Gregors IX. (Hain 8012) wurde von Dr. Georg Part beim Universitätsbuchbinder Wirffel für 5 Gulden gekauft (Bayer. Staatsbibliothek: 2 Inc. c. a. 1212a).

Ein eigenhändiges Dokument des Mentelinschen Buchführers Johannes Ehenmayr

Vor kurzem wurden der Bayerischen Staatsbibliothek von privater Seite 2 einseitig bedruckte Blätter übergeben, die als Deckelspiegel eines alten Einbandes gedient hatten. Der Einband umschloß 2 Wiegendrucke: die um 1470 von Günther Zainer in Augsburg gedruckte »Expositio canonis missae« (Hain 6795 – GW 5983) und die von dem Drucker des Henricus Ariminensis in Straßburg um 1476 gedruckte »Expositio officii missae sacrique canonis« (Hain 6808). Die beiden einseitig bedruckten Blätter, die offenbar einem Buchführer als Makulatur mitgegeben waren[15], enthalten einen Text aus der »Legenda aurea« des Jacobus de Voragine, gedruckt in der Type 4 Heinrich Eggesteins[16].

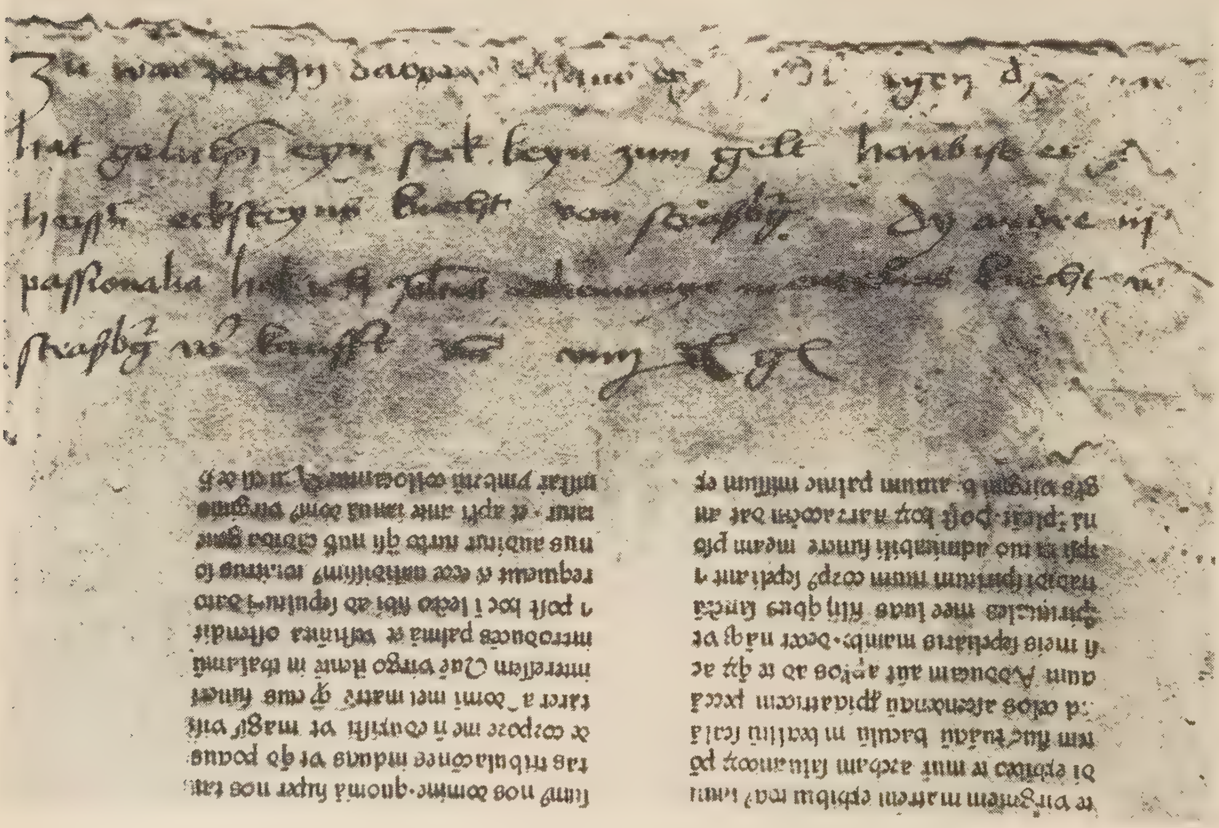
Leider wurde die erste Zeile beim Ablösen beschädigt; sie kann auch nicht vollständig ergänzt werden. Doch fallen die Leselücken sachlich wohl nicht stark ins Gewicht. Der Text lautet:

[15] Das läßt sich auch für einen Buchführer Mentelins nachweisen (vgl. ZfB 57 (1940), S. 288 f.). Die Verwendung von Makulatur bei einem Einband ist also noch lange kein Beweis für einen »Verlagseinband«.

[16] Es handelt sich um 2 einseitig bedruckte Blätter, also um Probedrucke, die auch abweichenden Satz aufweisen; der Text reicht auf dem Blatt mit der Notiz des Buchführers von »Tempus . . .« bis ». . . cum de hoc« (= in der vollständigen Ausgabe, Cop. 6393, Bl. 165a α, Z. 31 bis Bl. 165b α, Z. 35).

»Zu war zeichen das . . . Hans einem (?) sol sagen daz er mir hat gelichen eyn seckleyn zum gelt. Hans ist er geheissen, Ecksteins knecht von Straßburg die andre III passionalia hab ich Johannes Ehenmayr, Mentelins knecht von Straßburg, verkaufft vmb 8½ rheinische gulden.«

Man kann wohl mit Sicherheit annehmen, daß Johannes Ehenmayr ein Nominativ (nicht ein Dativ) ist und daß Johannes Ehenmayr, Mentelins Knecht (= Buchführer), den Text eigenhändig geschrieben hat. Die Notiz soll wohl dem Hans X, einem Buchführer Eggesteins, als eine Art Quittung dienen, daß er dem Hans Ehenmayr »eyn seckleyn zum gelt« geliehen hat. Möglicherweise geht aber noch ein längerer Text vorher, der auf einem anderen Blatt stand, das leider nicht erhalten ist; denn es ist von 3 »anderen passionalia« die Rede, ohne daß vorher etwas von den übrigen gesagt wurde. Die Notiz läßt sich zeitlich ziemlich gut festlegen, da Johannes Mentelin und Heinrich Eggestein, die beiden Erstdrucker Straßburgs, noch als lebend genannt werden. Mentelin starb am 12. Dezember 1478; dieses Datum ist der Tag ante quem für unsere Notiz. Zeitlich fügt sich somit alles gut zusammen. Eggesteins »Passionale« (»Legenda aurea« des Jacobus de Voragine) wird um 1472–74 angesetzt; nun sind zwar bis 1478 in rascher Folge 8 lateinische und einige deutsche Ausgaben des Jacobus de Voragine erschienen, es besteht aber kein Zweifel, daß es sich um den Verkauf von 3 Exemplaren der Eggesteinschen »Passionale« handelt, nachdem die Notiz auf Makulatur aus diesem



Eigenhändiger Eintrag des Mentelinschen Buchführers Johannes Ehenmayr

Druck geschrieben ist. Die Vereinigung des Augsburger und des Straßburger Druckes zu einem Sammelband erfolgte wohl auch um 1477/78. Wer der Binder war, auf welchem Wege das Dokument in seine Hände gelangte, läßt sich nicht mehr feststellen. Wir wissen aber, daß Günther Zainer, der Erstdrucker Augsburgs (ebenso wie sein Bruder Johann Zainer, der Erstdrucker Ulms), die Buchdruckerkunst in Straßburg erlernt hatte und daß enge Beziehungen zwischen den Straßburger und Augsburger Druckern bestanden: Johann Schüßler, der als Drucker, Binder und Buchhändler tätig war, verkaufte auch Drucke Mentelins[17], und Johann Bämler rubrizierte den Abzug der 2. lateinischen Bibelausgabe Eggesteins, der heute in der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel verwahrt wird[18].

Abgesehen davon, daß die wenigen Zeilen als originales Dokument aus dem frühesten Handel mit gedruckten Büchern eine gewisse Beachtung verdienen, scheint die Mehrung unserer Kenntnisse recht bescheiden zu sein; wir erfahren den Namen eines bisher völlig unbekannten Buchführers Mentelins und den Vornamen (leider ist es noch dazu der häufigste Vorname der Christenheit) eines Buchführers Eggesteins[18a]. Wer aber weiß, daß unser Bild vom ältesten Buchdruck und Buchhandel mosaikartig aus anscheinend recht unbedeutenden Einzelnachrichten zusammengesetzt ist, wird auch derartige unscheinbare Funde als neue Ansatzpunkte zu weiteren Nachforschungen in Archiven und Bucheinträgen begrüßen.

Johannes Ehenmayr hat die drei Passionalia um $8^1/_2$ Gulden verkauft, also wohl für 2 Stück je 3 Gulden und für 1 nur $2^1/_2$ Gulden erhalten; das bestätigt wieder die altbekannte Tatsache, daß die Buchführer dieser frühesten Zeit keine Festpreise kannten, und daß die Preise zunächst »noch ganz willkürlich und keineswegs gleichmäßig« waren[19]. Gerade deshalb ist es wichtig, alle Angaben über Bücherpreise vor allem aus der Zeit vor etwa 1480 ausnahmslos zu sammeln und sorgfältig zu prüfen und durch Vergleich der einzelnen Umstände einiges Grundsätzliche über die Preisgestaltung, vor allem auch die Unterschiede in den Forderungen der einzelnen Drucker herauszufinden[20]. Hier mag der Hinweis genügen, daß ein Preis von $2^1/_2$ bis 3 Gulden für einen 286 Blätter in Kleinfolio umfassenden Druck um 1475/78 jedenfalls keine Überforderung darstellt; auch andere Preisangaben von Eggestein-Drucken weisen in diese Richtung. So wurde die 459 Bl. in Großfolio umfassende Zweitausgabe des »Decretum Gratiani« Eggesteins von 1472 (Hain 7884) in Ingolstadt um 15 rh. Gulden, das um 1470/72 von Eggestein gedruckte Decretale Gregorii (385 Bl. in Großfolio – – Hain 7996) 1475 um 8 rheinische Gulden gekauft. Die von Peter Schöffer 1470 gedruckten Briefe des Hieronymus (408 Bl. in Großfolio, ebenfalls auf Papier gedruckt – – – Hain 8553) kosteten im Dezember 1470 in Regensburg noch 24 rheinische Gulden), also um 60% mehr als das 50 Blätter mehr umfassende Decretum Gratiani aus der Druckerei Eggesteins.

Wie kam der Buchdruck nach Strassburg?

Wie unser Dokument zeigt, haben die Buchführer Mentelins und Eggesteins eng zusammengearbeitet. Man kann daraus wohl den Schluß ziehen, daß auch zwischen den beiden Druckherren selbst geschäftliche Beziehungen und Vereinbarungen bestanden; daß sich ihre Druckerzeugnisse von etwa 1470 ab nicht gegenseitig den Markt streitig machten, wurde schon oben betont. In diesem Zusammenhang verdient nun die Nachricht des Hieronymus Gebwiler von einem Vertrag zwischen Mentelin und Eggestein über die Geheimhaltung der Buchdruckerkunst[21] erneut Beachtung. Schorbach, der sich mit Johannes Mentelin sehr eingehend befaßt hat, hält die Mitteilung Gebwilers für kaum anfechtbar, lehnt aber die weitere Annahme, daß Eggestein die Drucktechnik bei Mentelin erlernt habe, ab und kommt zur Vermutung, daß Eggestein den Buchdruck unabhängig von Mentelin kennengelernt habe.

Zwar ist nach neuerer Auffassung Straßburg nicht die einzige Stadt, in der außerhalb von Mainz vor 1460 schon der Buchdruck geübt wurde, da sich immer mehr die Anschauung durchsetzt, daß die 36zeilige Bibel in Bamberg gedruckt wurde und da diese Druckerei spätestens seit 1459 gearbeitet haben muß; über die Einführung des Buchdrucks in Straßburg hat man aber kaum mehr Vermutungen, nachdem die Hypothese von einem Aufenthalt Mentelins in Mainz (Zedler wollte in Mentelin sogar den Verfasser des »Türkenkalenders« sehen) kaum mehr aufrecht erhalten wird[22]. Die Eggestein und Mentelin betreffenden urkundlich gesicherten Tatsachen sind kurz zusammengefaßt: der aus Rosheim im Elsaß stammende Heinrich Eggestein wurde nach 1427 Siegelträger der Straßburger Propsteikurie, erwarb 1442 das Bürgerrecht und wurde bei den »Nach-Constofflern« (bei denen auch Gutenberg diente) eingeschrieben, wurde 1455 als Insiegler entsetzt, gab 1457 sein Straßburger Bürgerrecht auf, erwarb es 1459 zurück, wurde am 18. Juni 1461 erneut als Insiegler ernannt und 1464 wieder abgesetzt, erhielt am 31. März 1466 für den Buchhandel einen Schutzbrief des Pfalzgrafen Friedrich I., aus dem hervorgeht, daß er sich schon länger mit dem Buchhandel befaßt haben muß[23], und war spätestens seit 1464 Inhaber einer eigenen Druckerei, da ein Exemplar

[17] Schorbach, a.a.O., S. 145.

[18] Ebda., S. 122.

[18a] In Regensburg sind außer Johann Beckenhub noch ein Johann u. ein Hans von Straßburg im 15. Jh. als Buchführer nachgewiesen (K. Schottenloher, Das Regensburger Buchgewerbe im 15. u. 16. Jh. Mainz 1920, S. 9). Ob einer von diesen mit dem Eggesteinschen oder Mentelinschen Buchführer identisch ist, läßt sich nicht nachweisen. Die Handschrift auf der ältesten Mentelinschen Bücheranzeige (»Zum Wilhelmum Sautreiber«) ist mit der des Johannes Ehenmayr nicht identisch; vielleicht stammt dieser Eintrag von Wilhelm Sautreiber selbst.

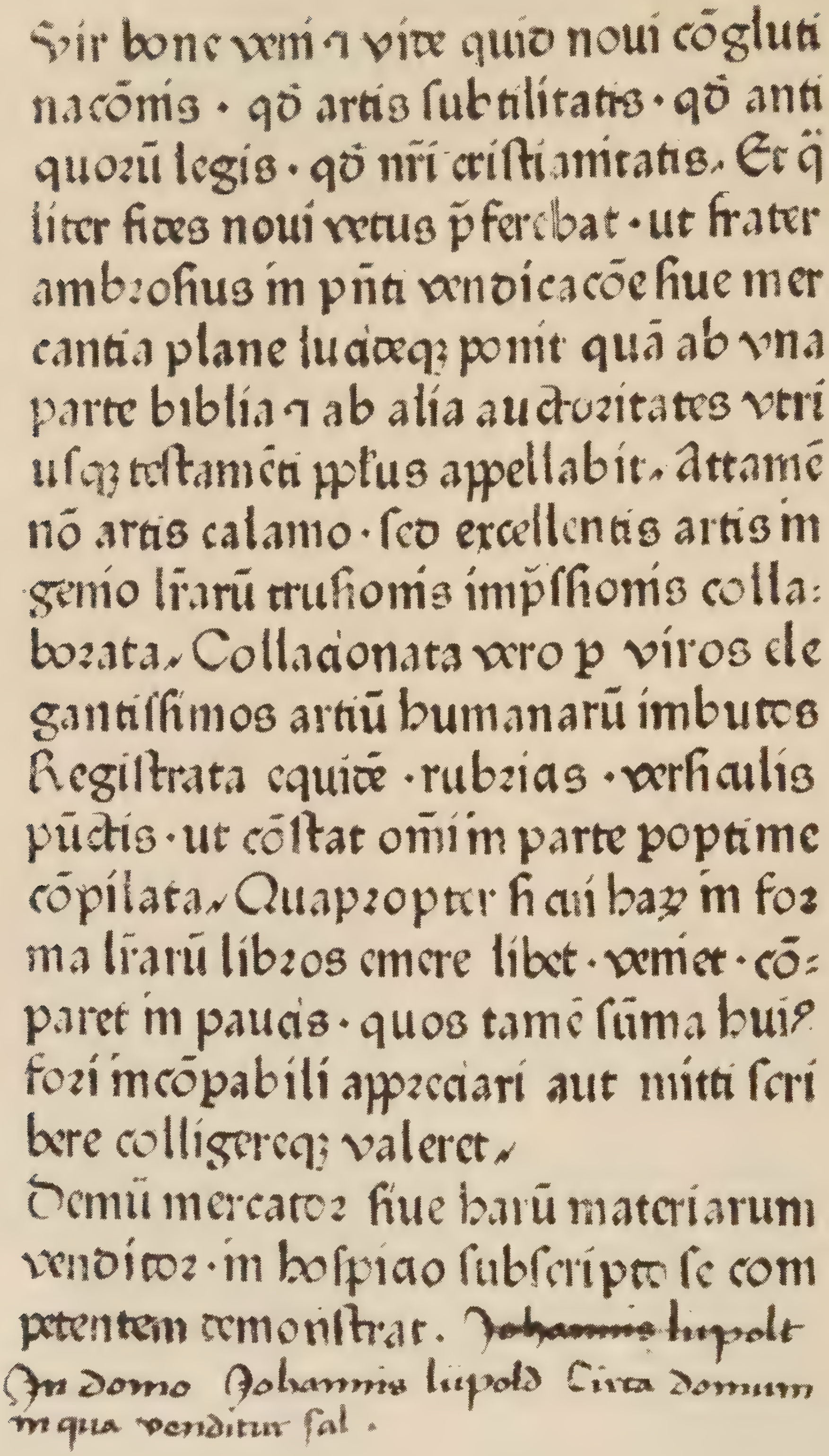
[19] Konrad Haebler, Handbuch der Inkunabelkunde. 1925, S. 149.

[20] Vom Günther Zainerschen »Catholicon« sind z. B. dreimal Verkaufspreise bekannt, die zum Teil stark differieren (F. Geldner in »Festschrift Eugen Stollreiter zum 75. Geburtstage gewidmet 1950«, S. 37 ff.).

[21] K. Schorbach, a.a.O., S. 38 f. u. 118.

[22] Ebda., S. 35; Fr. Ritter (S. 31) scheint anzunehmen, daß Mentelin den Buchdruck von Gutenberg in Straßburg übernommen hat (um 1447/48); war aber Gutenberg damals noch in Straßburg und warum hätte Mentelin dann noch 10 Jahre gewartet, bis er seine Kenntnisse praktisch verwertete?

[23] Abgedr. bei Karl Molitor: Zur Druckgeschichte des XV. Jahrhunderts (Beiträge zum Bibliotheks- und Buchwesen, Paul Schwenke zum 20. März 1913 gewidmet. Berlin 1913, S. 205).



Vir bone veni et vide quid novi cōgluti
nacōnis · qđ artis subtilitatis · qđ anti
quorū legis · qđ nr̄i cristianitatis. Et q̄
liter fides novi vetus p̄ferebat · ut frater
ambrosius in p̄nti vendicacōe sive mer
cantia plane luciteq; ponit quā ab vna
parte biblia et ab alia auctoritates vtri
usq; testamēti pplus appellabit. Attamē
nō artis calamo · sed excellentis artis in
genio lr̄arū trusionis impssionis colla:
borata. Collacionata vero p viros ele
gantissimos artiū humanarū imbutos
Registrata equitē · rubrias · versiculis
pūctis · ut cōstat omī in parte poptime
cōpilata. Quapropter si cui hāc in for
ma lr̄arū libros emere libet · veniet · cō:
paret in paucis · quos tamē sūma hui9
fori incōpabili appreciari aut mitti scri
bere colligereq; valeret.
Demū mercator sive harū materiarum
venditor · in hospicio subscripto se com
petentem demonstrat. ~~Johannis lupolt~~
In domo Johannis lupold Circa domum
in qua venditur sal.

Einzige Bücheranzeige H. Eggesteins (Unicum im Bes. der Bayer. Staatsbibliothek – GW 9245), um 1468/70 gedruckt. Die Beschriftung stammt möglicherweise von der Hand des »Hans« unseres Dokumentes

seiner ersten lateinischen Bibelausgabe schon am 24. Mai 1466 rubriziert war. Johannes Mentelin, der bischöflicher Notar war (bis 1468) und das Straßburger Bürgerrecht 1447 erwarb, hat dieses, soweit unsere Kenntnis reicht, nie aufgegeben, also wohl auch Straßburg nicht für längere Zeit verlassen. Als »Meister der Buchdruckerkunst« wird er zum ersten Male im Vorwort zu der um 1465 gedruckten Schrift des Augustinus »De arte praedicandi« (GW 2871) genannt. Das erste mit Mentelinischen Typen gedruckte Werk ist die »49zeilige Bibel«, die 1460 bzw. 1461 vollendet war. Die erste Straßburger Druckerei muß also spätestens 1459 eingerichtet worden sein.

Damit ist aber weder gesagt, daß Mentelin von Anfang an der alleinige Besitzer dieser Straßburger Erstdruckerei war, noch daß er selbst 1459 überhaupt die Drucktechnik beherrschte. Einrichtung und Betrieb einer Druckerei erforderten so hohe Kosten und so vielseitige Kenntnisse und Fähigkeiten, daß wir es als im höchsten Grade wahrscheinlich ansehen können, daß die Straßburger Erstdruckerei, wie die Gutenberg-Fust-Schöffersche in Mainz oder die Sensenschmidt-Keffer-Rummelsche in Nürnberg und viele andere, ein Gemeinschaftsunternehmen war[23a]. Jedenfalls ist nach dem heutigen Stand unserer Kenntnisse Heinrich Eggestein mit großer Wahrscheinlichkeit der erste Straßburger Bürger gewesen, der die Buchdruckerkunst beherrscht hat. Mentelin und Eggestein waren beide bischöfliche Beamte; man kann wohl vermuten, daß ähnlich wie andere Kirchenfürsten[24] sich auch Bischof Rupprecht von Straßburg (1440–1478, er stammte aus der Linie Simmern-Zweibrücken-Veldenz der pfälzischen Wittelsbacher und war ein naher Verwandter des Pfalzgrafen Friedrich I., der den ältesten Schirmbrief für Eggestein ausstellte) für den Buchdruck interessierte und die Einführung in Straßburg förderte. In Straßburg war man sicher über die Mainzer Unternehmungen und auch über den Prozeß Gutenberg-Fust und seinen Ausgang gut unterrichtet (wohl viel besser als wir es heute sind)[25], da konnte der unternehmende bischöfliche Siegler, der die Universität besucht hatte und mit dem Erfinder zweifellos persönlich bekannt war, als der rechte Mann erscheinen, an Ort und Stelle die neue Kunst zu erlernen und auch Kräfte aus der ersten Schar der Gutenberg-Jünger für Straßburg anzuwerben. Wie sich Heinrich Keffer (und wohl auch einige andere) mainaufwärts wandte[26], so zog Berthold Ruppel wohl schon 1458/59 rheinaufwärts und war wohl maßgeblich an der Einrichtung der ersten Straßburger Offizin beteiligt. Jedenfalls verfügte weder der Kalligraph und Notar Mentelin noch der Insiegler Eggestein über die vielseitigen technischen Fähigkeiten, die die Ingangsetzung einer Druckerei erforderten. Man kann aber vermuten, daß Mentelin selbst seine Typen entworfen und daß Eggesteins Bruder Sifrid, ein Goldschmied, die ersten Stempel geschnitten hat.

1463/64 muß die Auflösung dieser Straßburger Druckergemeinschaft erfolgt sein; Eggestein verlor 1464 sein Sieglerамt endgültig und richtete sich eine eigene Druckerei ein, die spätestens 1465 zu arbeiten begann; Mentelin bezeichnete nun sich selbst als Buchdruckermeister und Berthold Ruppel siedelte wohl um die gleiche Zeit nach Basel über[27]. Wohl erst in diesen Jahren wurde der vielberufene Vertrag über die Geheimhaltung der Kunst zwischen Mentelin und Eggestein geschlossen, denn solange sie Partner des gleichen Unternehmens waren, war ja das selbstverständlich. Eggestein hat sich in Typengestaltung und Schlußschriften mehr an das Mainzer Vorbild gehalten und wurde als Drucker kanonistischer Schriften schärfster Konkurrent Peter Schöffers. Eggestein, der bisher unverdient stark im Schatten Mentelins stand, hat wohl das Geheimnis der neuen Kunst vor diesem gekannt und muß als einer der ersten Pioniere des Buchhandels und des Buchdrucks gleichermaßen gewürdigt werden. Wenn wir auch über die Persönlichkeiten sehr wenig wissen, die ältesten Bücheranzeigen verraten doch einiges über den Charakter der beiden Straßburger Erstdrucker, die Mentelins sind nüchtern und trocken-sachlich formuliert, die Eggesteinsche: »Vir bone, veni et vide, quid noui conglutinacionis, quid artis subtilitatis...« ist zwar nicht in einwandfreiem Latein abgefaßt, erinnert aber in ihren Phrasen an den Stil italienischer Humanisten und weist ausdrücklich darauf hin, daß die Korrektur »per viros elegantissimos artium humanarum imbutos« ausgeführt worden sei. Wahrscheinlich rechnete Eggestein sich selbst zu diesen außerordentlich feingebildeten, der humanistischen Doctrinen kundigen Männern. Daß es ihm an Selbstgefühl nicht fehlte, zeigte er ja schon durch seinen Dienst bei den »Nach-Konstofflern«, zu denen die von auswärts stammenden Patrizier Zugang hatten.

Die Untersuchung dieses Dokumentes und einiger damit zusammenhängender Fragen hat gezeigt, daß es auf dem Gebiete der ältesten Buchdruckgeschichte gerade im Heimatland des Buchdrucks noch unendlich viel zu tun gibt. Gewiß steht die Fortführung des »Gesamtkataloges der Wiegendrucke« unbedingt an der Spitze der Wünsche; daneben empfindet man aber den Mangel an Katalogen der größeren und mittleren deutschen Wiegendrucksammlungen sehr schmerzhaft. Während der GW die einzelnen Drucke genau beschreibt, Ort, Jahr und Drucker feststellt, aber naturgemäß die erhaltenen Stücke nur kurz aufführen kann, haben die Wiegendruckkataloge der einzelnen Bibliotheken die Aufgabe, gerade das Individuelle ihrer Stücke der weiteren Forschung bekanntzugeben: Vor-, besonders Erstbesitzer, Rubrikations-, Kauf- und Preiseinträge, Angaben über die Einbände, Wappenstempel, eingemalte Wappen (die Vorläufer der Exlibris), Miniaturen und Makulatur, hand-

[23a] Fr. Ritter nimmt an, daß Eggestein nur kurze Zeit Mitarbeiter (Korrektor) Mentelins war (1459–61), mit diesem in Streit geriet und deshalb 1461 wieder das Insiegleramt annahm.

[24] Kardinal Nicolaus von Kues, Bischof Georg v. Schaumberg in Bamberg; von seinem Vetter, dem Augsburger Bischof Kardinal Peter von Schaumberg wird im Schlußgedicht des Zainerschen »Catholicon« gesagt: »... qui libro preludia dedit«. Über Bischof Rupprecht v. Straßburg vgl. auch Fr. Ritter, a.a.O., S. 22.

[25] Über die engen Beziehungen zwischen Straßburg und Mainz vgl. A. Kirnberger, Neues über Gutenberg und die Gutenberghäuser in Mainz (1952).

[26] F. Geldner im »Gutenberg-Jahrbuch« 1950, S. 105 ff.

[27] A. Ruppel, J. Gutenberg. 2. A. 1947, S. 103; Kurt Ohly, Die Anfänge des Buchdrucks in Basel (ZfB 57, S. 247 ff.); nach Ohly hat allerdings »die neue Technik erst *Ende* der sechziger Jahre ihren Eingang in Basel gefunden«.

Volentes emere Epistolas Aurelij Augu-
stini Ypponensiū presulis dignissimi. In
quib⁹ nondū humane eloquētie facundia
sonat. verū etiam plurimi sacre scripture
passus difficiles et obscurissimi: lucide ex-
ponūtur. Hereses q̊z et errores a recta fide
deuij: quasi malleo solidissime veritatis cō
terunt͛. et totius vite agēde norma in ipīs
pstringit͛. virtutū monstrātur insignia.
et vicia queqz ad ima mergētia: iusta ra-
cōne culpātur.
Fortaliciū fidei.
Item Epistolas q̊z btī Ieronimi.
Iosephū de antiquitatib⁹ & bello iudaico.
Virgiliū. Terenciū.
Scrutiniū scripturaꝝ.
Librū ꝯfessionū beati Augustini.
Valeriū Maximū.
Veniāt ad hospiciū Zu dem

Zweite Bücheranzeige Johannes Mentelins (gedr. 1471. Schorbach Nr. 21. Unicum im Bes. der Bayer. Staatsbibliothek); kam vielleicht durch Johannes Ehenmayr nach Bayern

schriftliche Bogensignaturen, Foliierung und Paginierung, Rubrizierung und Register[28]. Dann wird es möglich sein, Übersichten über die Erzeugnisse wenigstens der ältesten und bedeutendsten Druckereien nach der Art Seymour de Riccis zu bearbeiten, die Wege des Buchhandels im einzelnen zu verfolgen und die Buchgeschichte des 15. Jahrhunderts, die doch auch ein Teil der allgemeinen Geistesgeschichte ist, soweit zu klären, als es auf Grund des erhaltenen Materials noch möglich ist.

HELLMUT ROSENFELD

Die ältesten Spielkarten und ihre Farbzeichen

Die wenigsten derer, die die üblichen Spielkarten in die Hand nehmen, ahnen, welche alte und ehrwürdige Geschichte die Spielkarte hat, und daß sie schon viele Jahrhunderte lebte, bevor mit Johann Gutenbergs Erfindung des Gießinstrumentes der Buchdruck zu einem der größten Kulturfaktoren der Welt wurde. Die Spielkarte lebte schon lange vorher als handgefertigte Volksware, und sie lebte auch noch Jahrhunderte nach Gutenbergs Erfindung als Holztafeldruck unabhängig von Letterndruck und Druckpresse als bloßer Reiberdruck kleiner Spielkartenmacher weiter.

Wenn wir nach der Herkunft der Spielkarte fragen, kommen wir tief nach Asien hinein und zurück bis in älteste Zeiten[1], in Zeiten, in denen Schach, Halma und andere Brettspiele zusammen mit dem Kartenspiel aus einer Wurzel entstanden. Daß Indien der Ausgangspunkt aller dieser Spiele sei, wird bestritten, aber unbestritten ist, daß man schon in sehr alter Zeit, vielleicht schon im 2. Jahrtausend vor Christus, in Indien das Tchaturangaspiel nachweisen kann, das als ältester nachweisbarer Abkömmling des Urschachspieles gelten darf. Das Tchaturangaspiel, auch Tchaturaispiel »Vierkönigespiel« genannt, ist eine Art Schach mit vier Parteien, deren Bewegung auf dem Spielbrett durch Würfeln geregelt wurde. Die vier Parteien sind durch die Farben Rot, Grün, Gelb und Schwarz voneinander unterschieden, und jede von ihnen hat gemäß der Gliederung altindischer Heere Elefantentruppe, Reiterei, Kriegswagen und Fußvolk, also ein kleines Heer aus vier Armee-Einheiten (daher tchatur-anga genannt), an dessen Spitze ein raj, ein König, steht. Figuren freilich im Sinne des späteren Schachspieles waren es nicht, sondern kreisrunde Scheiben aus Elfenbein oder anderen Stoffen, unseren Mühlesteinen vergleichbar, die durch Bemalen als das gekennzeichnet wurden, was sie in diesem Vierkönigespiel vorstellen sollten. Aber in diesem Kriegsspiel entschied nicht Feldherrngenie und logische Denkarbeit, sondern, dem Fatalismus der Urzeit entsprechend, das allgewaltige Schicksal oder, wenn man so will, der Wille einer Gottheit, von modernem Geiste aus gesehen: der blinde Zufall, da ja die Augen der Würfel den Fortschritt der Heere und damit den Sieg entschieden.

Aus diesem Vierkönigespiel entwickelte sich nun wahrscheinlich durch Reduzierung auf zwei Parteien (das bedeutete eine Verdoppelung der Figuren und eine Degradierung jeweils des einen von zwei Königen zum Wesir, dem allmächtigen Minister) das eigentliche Schachspiel. Als kriegerisch-strategisches Denkspiel hat es sich die Welt erobert, seit in ihm nicht mehr der Zufall und der Würfel, sondern Kombination und logische Denkkraft den Sieg entschieden. Dieses Schachspiel kam wahrscheinlich im Gefolge der Kreuzzüge nach Europa und wird schon im hohen Mittelalter zu dem königlichen Spiel vornehmer Kreise, die in dem kostbar und künstlerisch hergestellten Brettspiele nicht nur Kurzweil fanden, sondern auch die Möglichkeit, das sonst so gefährliche und unglückbringende Spiel der Waffen auf eine ungefährliche und menschenwürdigere Art zu treiben!

Aus denselben runden Täfelchen des Vierkönigespieles, die zu Ahnen der Schachfiguren wurden, entwickelten sich aber auch, und bereits in Asien zu ältester Zeit, die vom Spielbrett losgelösten Spielkarten. Anstelle der runden Elfenbeintäfelchen nahm man runde Karten aus Leder oder anderen Stoffen, bis dann z. B. in Persien die runde Form durch eine rechteckige abgelöst wurde. In Asien erhielt sich aber auch die kreisrunde Form der Spielkarte zum Teil bis heute, und auch die Aufgliederung in kriegerische Einheiten wurde hier sehr lange beibehalten. Mit dem durch die Kreuzzüge intensivierten Orienthandel und wohl gleichzeitig mit der Verbreitung der Papierfabrikation wanderten die Spielkarten, wie es scheint, nach Italien und von hier nach Spanien. In Italien heißen sie Naibi, in Spanien Naipes. Das ist gewiß kein europäisches Wort, mag es

---

[28] Die Kataloge von Berlin, Trier, Leipzig sind reine Besitzübersichten; die Beschreibung der Drucke, wie sie der einzigartige Inkunabelkatalog des Britischen Museums bringt, wird ja bei Fortführung des GW überflüssig; vorbildlich ist jetzt der Inkunabelkatalog der Cambridge University Library (von Oates, 1954).

[1] Hier kann die Vorgeschichte und Geschichte des Kartenspieles nur angedeutet werden. Ausführlich befaßten sich damit Fritz Rumpf: Spielkarten, Jahrbuch für historische Volkskunde 3/4 (1934) S. 311–347, und Kurt Bachmann: Zur Entwicklung der Spielkarten und Kartenspiele und deren Beziehungen zur Skatstadt Altenburg, Beiträge zur Sprachwissenschaft und Volkskunde, Festschrift für Ernst Ochs, Lahr 1951, S. 308–373. – Die netten kleinen Bildbände von Otto Reisig: Die Spielkarten, Leipzig 1935, und Kurt Bachmann: Die Spielkarte, ihre Geschichte in 15 Jahrhunderten, Altenburg 1932, sind in Einzelheiten überholt. Einen gut bebilderten kurzen Überblick bietet Eberhard Pinder: Zur Geschichte der europäischen Spielkarten, Graphis 1955 S. 242–257, 279.

nun arabischer oder anderer Herkunft sein. Am wahrscheinlichsten ist die Herleitung von arab. la^{c}ib – al – waraq »Kartenspiel« oder von arab. la^{c}ib – al^{c}qimar »Glücksspiel«[1a]. Wenn aber das Wort aus dem Arabischen stammt, so müssen Araber auch die Vermittler des im fernen Orient beheimateten Spieles selbst gewesen sein. An dieser arabischen Vermittlung liegt es wohl auch, daß (von den Farbzeichen abgesehen) die Bildkarten orientalische ikonographische Elemente nicht enthalten und die Zählkarten »leer«, d. h. ohne jegliche Bilder, sind: Mohamed hatte ja, um jeden Rückfall in Götzendienst zu verhindern, alle bildlichen Darstellungen der Menschengestalt verboten. Soweit man in Europa also die arabischen Spieltermini durch Bildfiguren wiedergeben wollte, mußte man diese aus europäischer Bildvorstellung neu erschaffen.

Die Herkunft aus dem alten Vierkönigespiel beweist das Kartenspiel noch durch die vier Farben und dadurch, daß die Bildkarten neben dem König zunächst noch die Waffengattungen durch einen Ritter (cavallo) und einen Fußsoldaten (Fante) andeuten. Während das Schachspiel im Turm noch die Elefantentruppe, im Springer die Reiterei, im Läufer den schnellen Kriegswagen, in den Bauern die Masse der Fußsoldaten des alten Vierkönigespieles zeigt, ist die kriegerische Vielfalt des alten Spieles in den Spielkarten auf ein Minimum reduziert. Sobald dem König eine Königin an die Seite gestellt wurde, mußte sich die kriegerische Herkunft des Kartenspieles immer mehr verwischen. Wenn auch nicht mehr gewürfelt wurde wie beim alten Vierkönigespiel, so war doch offensichtlich das blinde Greifen der Karten noch viel stärker im Schwange, als es die moderneren Spielregeln vorsehen. Sämtliche alten Darstellungen Kartenspielender zeigen auch eindeutig, daß stets um Geld gespielt wurde, da jeder der Spieler ein Häufchen Münzen neben sich liegen hat. So versteht es sich, wenn ein hochwohlweiser Rat der Stadt Florenz bereits 1377 das Kartenspiel als verderbliches Glücksspiel verbieten zu müssen meint – sicher ohne jeden Erfolg. Da den 12 oder 16 Bildkarten 40 und mehr »leere« Zahlkarten gegenüberstehen, verliert sich das Gefühl für die kriegerische Vergangenheit des Spieles, nur die Verflechtung des Menschen in Zahlenkombination und die Fallstricke des Zufalles bleiben. Aber auch von hier aus blieb die Möglichkeit menschlichen Bezuges als Abbild eines von den Launen des Schicksals hin- und hergeworfenen Menschenlebens. Wo man das noch greifbarer und einhelliger machen wollte, fügte man den eigentlichen Spielkarten vielfach noch 21 Trumpfkarten mit den Schicksalsmächten und Zufällen bei, die das Menschenleben bedrohen oder fördern: Sonne und Mond, Tod und Teufel, Liebe und Fortuna, Tugenden und Laster, Galgen und jüngstes Gericht (Tarokspiel). So wurde das Unterhaltungsspiel zugleich zu einer tiefsinnigen Widerspiegelung des Menschenschicksals, und es mag für das Mittelalter typisch sein, daß kurzweiliges Glückspiel und sinnhafte Schicksaldeutung eine so enge Gemeinschaft eingingen.

Die vier Farbunterscheidungen verloren eigentlich ihren Sinn, wenn sie nicht mehr wie im alten Vierkönigespiel die vier Spielpartner und ihre Parteien schieden. Trotzdem haben die Kartenspiele die vier Farben wenigstens in den bildhaften Farbzeichen zäh bewahrt und, da sie ihren Sinn als Parteibezeichnung verloren, in das System der Wertung einbezogen, da nun je nach der Einzelregel die eine Farbe die andere »sticht«. Da die eigentlichen Farben nur noch eine Nebenrolle spielen, sind es die Farb*zeichen*, die uns das Ineinander von zäh festgehaltener Tradition und Wandlung oder Neuerung sehr eindrücklich zeigen. Das beigegebene Schema der Farbzeichen zeigt dies sinnfällig und sei im folgenden näher erläutert.



Spanien und Italien sind die beiden Einfallstore des orientalischen Spieles nach Europa. So mögen die Farbzeichen, die hier Wurzeln schlugen, bereits den fremdländischen Mustern entstammen. Die Bezeichnung dieser Farbzeichen ist in beiden Ländern ebenfalls gleich. In Italien heißen sie spade, bastoni, coppe, denari, in Spanien espadas, bastos, copas, dinaros und meinen also Degen (einst wohl krumme Sarazenensäbel, dann die christlichen Kreuzschwerter), Stäbe, als Keulen ausgedeutet[2],

[1a] Das arabische *l* wird so stark an den Zähnen gebildet, daß es von anderen Völkern, z. B. von den Kabylen in Nordafrika und von den europäischen Völkern, meist als *n* wiedergegeben wird. Vgl. auch A. A. Fokker, Zeitschr. f. roman. Philologie 38 (1917) S. 484 f. – Im Rumänischen ist, offenbar von unglücklichen Spielern, aus ital. naibe »Karte« rumän. naiba »Teufel« gemacht worden.

[2] Die abgebildete Cavallo-Karte mit der Keule in der Rechten des Reiters ist Nachzeichnung einer spanischen Karte von 1791 im Besitz des Spielkartenmuseums in Bielefeld (Katalog »Spielkarten aus 5 Jahrhunderten«, Bielefeld 1954, Abb. 27).



Kelche und Münzen. Diese Namengleichheit erweist wohl, daß die Übernahme des fremdländischen Spieles nicht unabhängig voneinander erfolgte. Dann kann wohl Spanien nur der nehmende Teil gewesen sein, Italien aber der Ruhm zukommen, das orientalische Spiel erstmals aufgenommen und in Europa heimisch gemacht zu haben. Die Farbzeichen aber, die wir vom 15. Jahrhundert bis zum 30-jährigen Krieg auf *deutschen* Spielkarten finden, sind zweifellos eine Umdeutung der italienischen Farbzeichen. Aus dem Schwert wird die Eichel[3], aus der Keule das



Blatt, aus dem Pokal ein Herz, aus der Münze eine Schelle, wie sie an höfischen und volkstümlichen Kleidungsstücken gleichermaßen beliebt war. Damit werden die fremden Zeichen aus der heimatlichen Sphäre umgedeutet und den Spielkarten alles Fremdartige genommen. Wenn wir diese Farbzeichen als »deutsch« buchen, so deshalb, weil sie für mehrere Jahrhunderte Kennzeichen deutscher Spielkarten sind. Wahrscheinlich waren sie jedoch ursprünglich Deutschland und Frankreich gemeinsam, und es wäre müßig, sich darum zu streiten, wo sie ihre erste Gestaltung erfuhren. Jedenfalls sind die Farbzeichen, die in Frankreich dann neu aufkommen, nur als Umbildung dieser sogenannten deutschen Farbzeichen zu verstehen: die Eichel wird zum Kleeblatt (tréfle)[4] (später stärker stilisiert als Kreuz), das



Blatt oder Laub wird zur Pike (pique) stilisiert, das Herz beibehalten (coeur); aber von der Schelle wird nur der Unterteil, also ein Halbmond (demi-lune) übernommen, aber bald wird daraus ein carreau (deutsch: Raute, Eckstein, schließlich Karo). Es handelt sich also um eine Stilisierung zu eleganterer Gestalt, und man mag dahinter den französischen Esprit sehen und seine Fähigkeit, zur schönen Form zu finden. Deshalb ist der Siegeszug dieser französischen Farbzeichen seit dem 30jährigen Kriege über die ganze Welt sicher nicht unverdient.

Zur Zeit, als diese französischen Farbzeichen aufkamen, stand ihr Triumphzug durch die Welt sicher noch nicht in den Sternen geschrieben. Sobald bildende Künstler von Format sich der Spielkarten annahmen und für Fürsten und reiche Bürger Spielkarten malten, entwarfen oder in Kupfer stachen, wurden nicht nur die Bildkarten und die bloßen Zahlkarten kunstreich komponiert, sondern auch die Farbzeichen selbst nach Lust und Laune völlig willkürlich gewählt. Jost Amman entwarf ein Kartenspiel, das 1588 als Holzschnittbüchlein herauskam und wohl nie als wirkliches Spiel diente. Hier sind Silberbecher, Buckelkrüge, Drucker-Einfärbballen und aufgeschlagene Bücher als Farbzeichen verwandt und dabei meist so in die Bildszenen und Ranken verwoben, daß sie gar nicht ins Auge fallen. Jahrzehnte vorher waren in Köln (ca 1477) kreisrunde Spielkarten gestochen worden, deren Szenen die als Farbzeichen dienenden Papageien, Hasen, Akeleien und Nelken völlig in die Bildkomposition ein-

[3] Der abgebildete Eichel-König entstammt einem von mir aufgefundenen Münchener Kartenspiel von ca. 1520 im Besitz der Bayer. Staatsbibliothek; vgl. Anm. 11.

[4] Der abgebildete Kleeblatt-König ist im »Katalog der im germanischen Museum befindlichen Kartenspiele und Spielkarten«, Nürnberg 1886, S. 5 Nr. 1 (Sp. 2875) bzw. Taf. 1 auf 1450-1470 datiert und als »Laubkönig« bezeichnet.

bezogen[5]. Andere Künstler (z. B. der Meister E. S.) verwandten die »wilden Leute« der Volkssage und höfischer Aufführungen[6] oder lauter vierfüßige Tiere (Löwen, Bären, Hirsche, Elche, Einhörner) oder die verschiedenartigsten Vögel als Farbzeichen[7]. Diese künstlerischen Spielkarten zwischen 1400 und 1500, meist »Phantasie-Karten« genannt, gehören zu den ästhetisch schönsten, die es überhaupt gibt, zu den Kostbarkeiten, um die sich Kunstsammler und Liebhaber streiten. Man gewinnt aber nicht den Eindruck, daß diese Spielkarten tatsächlich für den Tagesgebrauch bestimmt waren. Sie wurden wohl von vornherein für den Kunstliebhaber geschaffen, der an der künstlerischen, ja oft künstlichen Form seine Freude hatte, aber sie waren für das praktische Spielen wenig geeignet, da man die Farben- und Zahlenwerte nur bei genauerem Betrachten erfassen konnte. Auf schnelles Erfassen der Werte kommt es doch aber beim Spielen an. Deshalb blieb die massenhaft hergestellte Alltagsware im wesentlichen bei den eingebürgerten und leicht überschaubaren alten Farbenzeichen.

Eigenwillig ist in dieser Beziehung fast nur die Schweiz. Wie sich die Schweizer in Heimatstolz und Freiheitsdrang von ihren Habsburger Landesfürsten und dann auch von der Bindung an das deutsche Reich loskämpften und ihre Freiheit auch gegenüber Ritterheeren mannhaft und mit Erfolg zu verteidigen wußten, so sind sie auch bei den Spielkarten eigene Wege gegangen und haben darin auch auf das benachbarte Elsaß eingewirkt. Als der Straßburger Dominikaner Meister Ingold um 1432 sein »Goldenes Spiel« verfaßte[8], vergaß er bei dieser seiner christlich-moralischen Ausdeutung der verschiedenen Spiele das Kartenspiel nicht. Er legt dabei ein Spiel mit 52 Karten zugrunde, d. h. mit 40 »leeren« Zahlkarten und mit 12 Bildkarten, die König, Ober und Unter in 4 Farben darstellen. Wenn er anmerkungsweise auf Spiele verweist, die darüber hinaus noch Königin, Jungfrau, Ackermann, Edelmann, Wucherer, Pfaff, Täppelweib, Riffian, Wirt und Weinmann umfaßt hätten, so scheint das teils auf Kunde von französischen Spielen und Tarokspielen zu fußen, teils auf Verwechslung mit dem Totentanz oder anderen Ständerevuen. Wichtiger für uns ist, daß die von ihm genannten Farbzeichen völlig von den bis dahin bekannten abweichen; es sind Krone, Rose (Heckenrose), Fingerring und Pfennig (man vergleiche die letzte Zeile unseres Farbzeichenschemas). Der Pfennig weist natürlich auf das italienische Vorbild mit seinen denari, während der Fingerring eine selbständige Umdeutung des Kelches (ital. coppa) sein dürfte. In Krone und heraldischer Rose können wir aber schwerlich einfach eine Umbildung von Schwert und Keule sehen, es handelt sich vielmehr um eigenwilligen Ersatz dieser Farbzeichen durch heraldische Bilder. Die Sammlung der Lady Charlotte Schreiber in London besitzt ein späteres Spiel, das Krone und Rose bewahrt, jedoch als drittes Farbzeichen (für das vierte fehlen die Karten) eine volle Weintraube bringt[9]. Sonst finden wir in den Schweizer Karten um 1500 den Einfluß der deutschen Farben wirksam. Statt der Krone tritt wie in Deutschland die Eichel, statt des Pfennigs die deutsche Schelle; dagegen bleibt man gegenüber dem deutschen Laub bei der Schweizer Rose. Der Fingerring wird zwar aufgegeben, aber nicht zugunsten des Herzens, wie es Deutschland und Frankreich bieten, sondern in eigenwilliger Umbildung des Herzens zu einem Wappenschild[10]. Wir denken an die Wappenfreude der Schweizer Stadtgeschlechter, wie sie schon in den Wappen der Dichterporträts in der Manesseschen Minnesängerhandschrift und in Konrads v. Mure lateinischen Wappenreimen »Clipearius teutonicus« zum Ausdruck kam und wie sie sich besonders sinnfällig in der Schweizer Chronik des Johannes Stumpf von 1546 mit ihren zahllosen Wappenholzschnitten dokumentiert.

Diesen bisher bekannten eigenwilligen Schweizer Farbzeichen kann ich nunmehr einen *neuen Fund* an die Seite stellen. Meist sind ja die Spielkarten einem schnellen Verschleiß anheimgegeben und werden dann verworfen. Erhalten haben sie sich fast nur, wo ein Buchliebhaber sie in ein Buch einklebte oder wo sie, zur Aufbewahrung in die Ritze der Wandvertäfelung hineingesteckt, in die Vertäfelung hineinrutschten und erst Jahrhunderte später beim Abbruch des Panneels zutage traten. Eine dritte und wohl die ergiebigste Quelle liegt allen Buchfachleuten und Buchliebhabern sehr viel näher. Die Spielkarten wurden ja in Holztafeln geschnitten, die jeweils ein halbes oder ganzes Kartenspiel enthielten. Die davon gemachten Abdrucke wurden in Einzelkarten zerschnitten und aufgeklebt. Fehldrucke oder unmodern erscheinende Restbestände aber übernahm der Buchbinder als Makulatur (vielleicht haben auch z. T. die Kartenmacher selbst zugleich das Buchbindehandwerk betrieben). Sie fanden dann beim Bucheinband Verwendung. Soweit nicht noch Holzdeckel benutzt wurden, mußte ja der Papp-Deckel eben aus Makulaturblättern zusammengeklebt werden, und hierbei fanden auch die Spielkartenblätter gerne Verwendung. Man findet in Foliobänden deshalb gelegentlich fast unverletzte Kartenspielbogen, wie es auch mir beschieden war[11]. Heute soll jedoch nur von einem Kartenspiel*fragment* die Rede sein, das aus einem kleinen Oktavband zutage trat. Es handelt sich um eine Baseler Caesar-Ausgabe in der Bayerischen Staatsbibliothek (8 A. lat. b. 97) aus dem Besitz der Franziskaner zu St. Anna in München. Die beim Einband benutzte Rolle mit Köpfen und kriegerischen Emblemen[12] weist am ehesten auf

[5] Henry-René d'Allemagne: Les cartes à jouer du XIV. au XX. siecle, Paris 1906, T. 1, S. 41-43 (Abbildungen); ebenda 1, S. 49, 51, 53, Proben aus dem Spielkartenbüchlein des Jost Amman.

[6] d'Allemagne 1, S. 33-34 (Abbildungen).

[7] d'Allemagne 1, S. 30-37 (Abbildungen).

[8] Herausgegeben von Edward Schröder, Straßburg 1882, S. 61-69 »Vom Kartenspil«; S. 63 f.: »Nun sind auf dem kartenspil fier küng mit iren wauppen, und hat ieglicher under im 13 karten, das macht an ainer sum 52, und hat ieglichü das zaychen irs küngs... Nun hat das kartenspil der unküsch fier küng gemainclich... küng von den rosen, ...von der kron, von dem pfennig, ...von dem fingerlin.«

[9] d'Allemagne 1, S. 63 (Abb.).

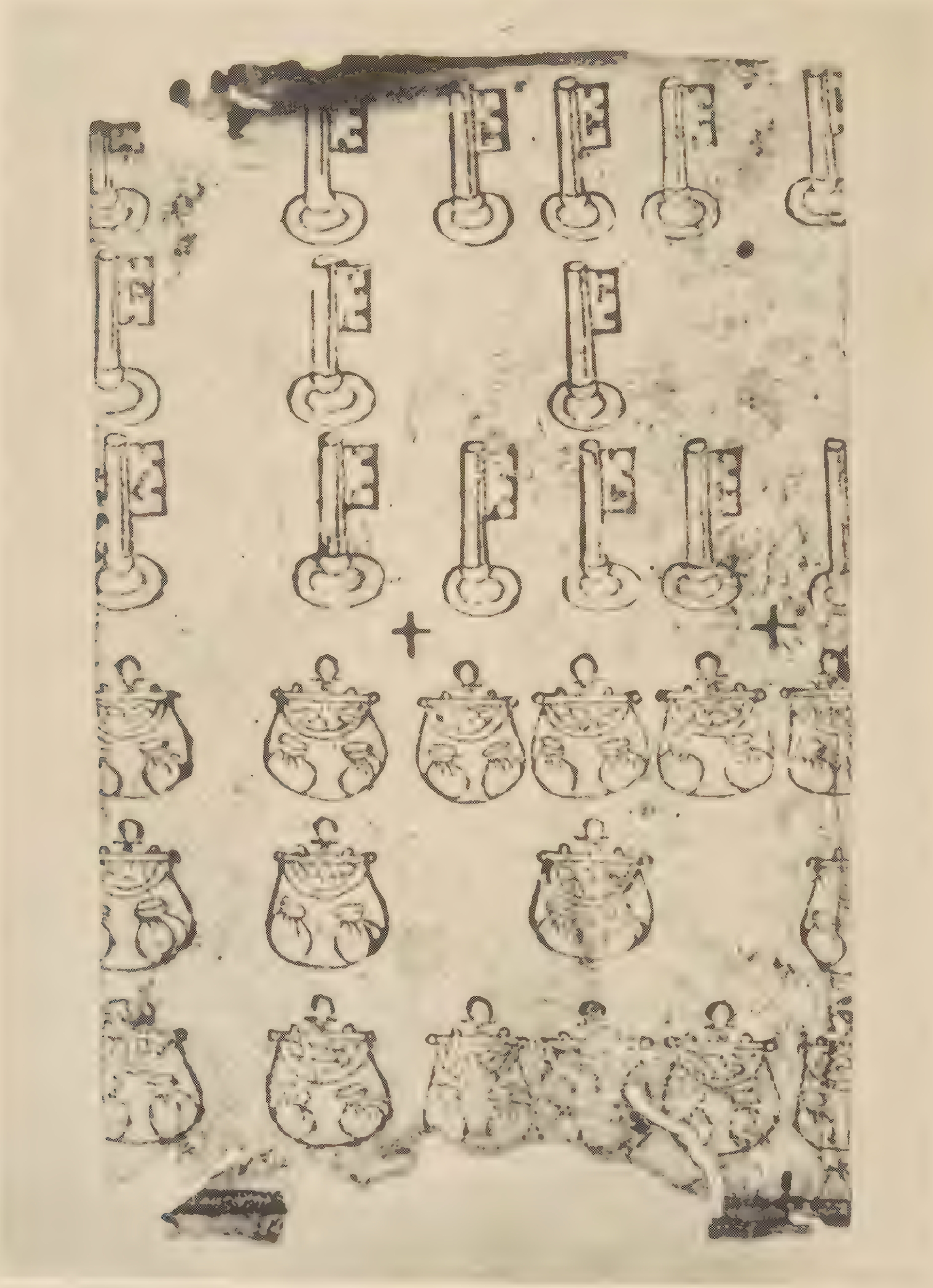
[10] d'Allemagne 1, S. 207-211 (Abb.).

[11] Ich fand in ca. 1520 gefertigten Einbänden zweier Foliobände fünf fast unverletzte Kartenspielbogen, deren Publikation mit erläuternden Betrachtungen und Vergleichen geplant ist. Vielleicht kann ich jedoch auch an dieser Stelle später über die Ergebnisse für die Fragen der Datierung von Spielkarten des 16. Jahrhunderts berichten.

[12] Unter der obersten Porträtbüste, die im Gegensatz zu den folgenden mit Kopfbedeckung versehenen Porträtbüsten barhäuptig ist, zeigt der Rollstempel die Jahreszahl 5271. Es soll also wohl Adam und das Datum der Weltschöpfung nach jüdischer Zeitrechnung sein (3760 v. Chr.). Dann wäre das Fertigungsjahr des Rollstempels 1511 (5271 – 3760).

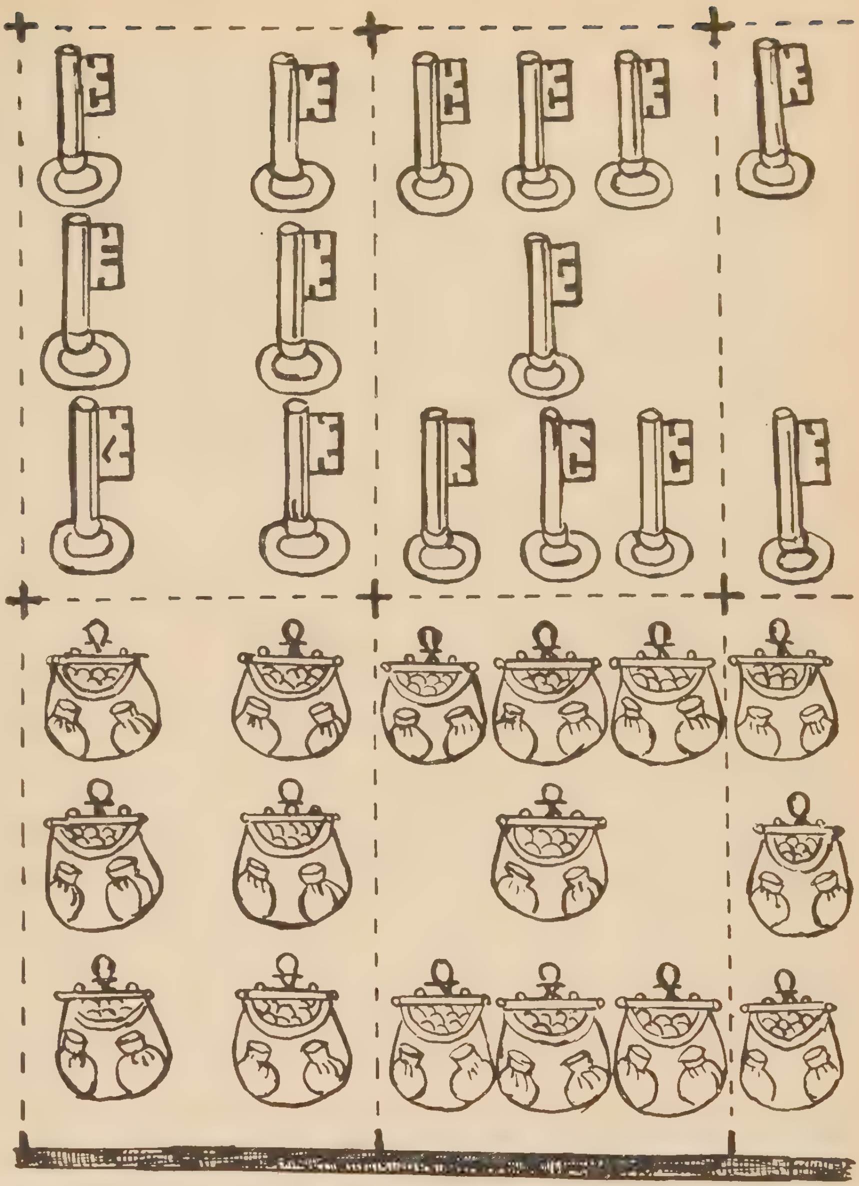
die Schweiz, und wir dürfen annehmen, daß wie der Druck so auch der Einband in Basel erfolgt ist. Dann muß es sich um das Fragment eines Schweizer Kartenspieles um 1531 handeln.

Dieses hier in Faksimile und in ergänzter Durchzeichnung wiedergegebene Fragment (9,7 × 15,3 cm groß) ist insofern ein um »leere« Spielkarten handeln kann, also Zahlkarten, die wir als Schlüssel- und Beutel-Sechs, und als Schlüssel- und Beutel-Sieben bezeichnen müssen, ferner um den Rand einer als Schlüssel- und Beutel-Acht anzusprechenden Karte (die Größe der Einzelkarte beträgt 4,6 × 7,6 cm). Ähnliche Funde sind



Unikum, als es bisher meines Wissens noch nie aufgetauchte Farbzeichen bietet. Da Trennungslinien zwischen den Einzelkarten entgegen sonstigem Brauch fehlen (stattdessen werden nur die Karten*ecken* durch ein kleines Kreuz gekennzeichnet), so könnte man in Zweifel sein, ob hier überhaupt ein Kartenspiel vorliegt. Die Durchzeichnung verdeutlicht deshalb durch gestrichelte Linien die Abgrenzungen der Einzelkarten. Dadurch zeigt sich deutlich, daß es sich nach der Anordnung nur vielleicht als wertlos verworfen, weil sie nicht als Spielkarten erkannt wurden. Anstelle der heraldischen Schweizer Farbzeichen haben wir hier Handwerkerembleme, nämlich Schlüssel und Geldtaschen. Die Geldtasche ist keine der einfachen, wie man sie häufig auf Bildern der Zeit sieht, sondern ein wahres Musterstück der Beutler-Kunst, trägt sie doch auf der Vorderseite noch zwei kleinere aufgenähte Beutel für Kleingeld. Zeigt der Münchner Kupferstich des Hans Paur unter anderen

Gebrauchsgegenständen eine Geldtasche derselben Form, aber ohne die aufgenähten Geldbeutel[13], so finden wir doch beinahe dieselbe komplizierte Geldtasche bei dem Kaufmann in Holbeins »Totentanz« und bei einer vornehmen Dame auf Holbeins Kostümzeichnungen von 1520[14]. Jost Ammans »Beschreibung aller Stände auf Erden« von 1568 bietet uns hier die schlagendste Parallele[15]. Er läßt uns einen Blick in eine Beutler-Werkstatt tun, wo auf einer Stange verkaufsfertige Geldtaschen aufgereiht sind, darunter auch unsere Geldtasche, und überdies ist der Beuteler gerade dabei, zwei Geldtaschen mit solchen aufgenähten Geldbeuteln den Kunden vorzuführen (vgl. Faksimile). Möglicherweise hat die Schelle der deutschen Spielkarten, die die Schweizer übernahmen, unseren Kartenmacher veranlaßt, diesem Erzeugnis des Schellenmachergewerbes mit Schlüssel und Geldtasche die Embleme zweier weiterer Gewerbe als Farbzeichen an die Seite zu stellen (vgl. die abgebildete Schellen-Sieben). So sind diese Schweizer Spielkarten das Erzeugnis eines bodenständigen Bürgerstolzes und Selbstbewußtseins des freien Schweizers, der hier im kleinen wie gegenüber Fürsten und Herren im großen die Freiheit bewahrte und mit dem realistisch-nüchternen Sinn des Schweizers den Spielkarten eine eigene Note gab. Wenn diese Schweizer Spielkarte sich doch nicht durchzusetzen vermochte, so wohl deshalb, weil eben



Der Beutler.



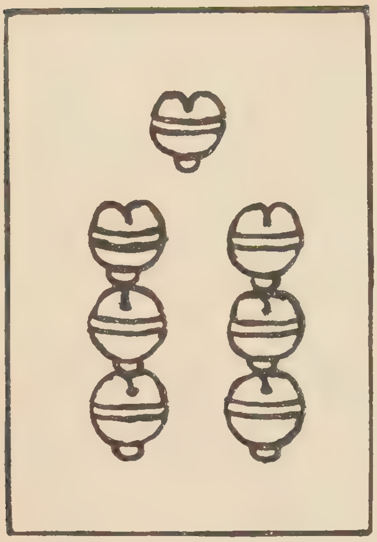
um 1530 auch die Schweiz von schwersten politischen und religiösen Kämpfen erfüllt war, die Handel und Wandel beeinträchtigen mußten, und weil mit dem siegreichen Fortschritt der Reformation der Spielkarte ein unerbittlicher Gegner erstand, galt doch den sittenstrengen Schweizer Reformatoren Zwingli und Calvin das Kartenspiel wie andere weltliche Vergnügungen als verwerflich und sündhaft.

Die für den Alltag bestimmten Spielkarten in Art der hier abgebildeten und besprochenen sind so recht eine Kunst des kleinen Mannes, eine billige Ware für weiteste Kreise, von der man keine große Kunst erwartete. Es kam nicht auf die künstlerische Gestaltung an, sondern auf klar erkennbare Bilder und Zahlzeichen. Um diese Alltagsspielkarten herzustellen, brauchte man keine große Werkstatt oder umfangreiche Apparaturen. Wenn die Holzplatte, das Holzmodel, geschnitten war, so brauchte man nur Farbe, Einfärbballen, Papier und Reiberballen,

[13] Paul Herre: Deutsche Kultur des Mittelalters in Bild und Wort, Leipzig 1912, S. 62, Abb. 139.

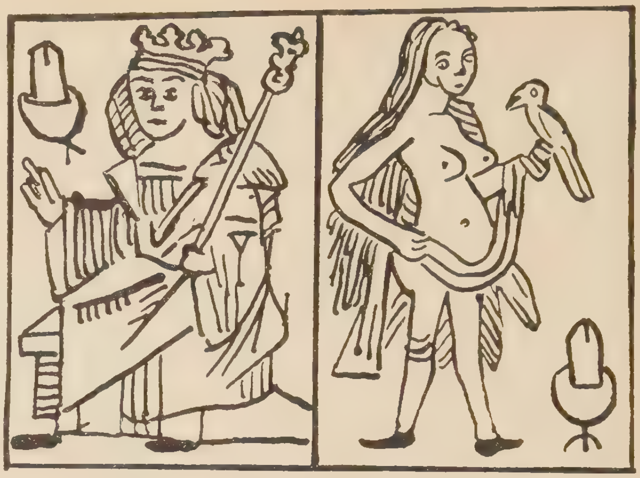
[14] Wolfgang Bruhn: Die Mode in fünf Jahrhunderten, Leipzig 1936, Abb. S. 21.

[15] Vgl. das beigegebene Faksimile nach der Neuausgabe in der »Liebhaber-Bibliothek alter Illustratoren in Facsimile-Reproduktion«, Bd. 7, München 1896.



um das aufgelegte Papier zum Aufnehmen der Farbe von dem eingefärbten Holzmodel zu bringen. Zum Kleinverkauf mußten die Einzelkarten dann noch aus dem großen Bogen ausgeschnitten und auf Pappe aufgeklebt werden. Diese Kartenmacherei war, wie wir wissen, oft genug nur Nebenbeschäftigung. Selbst Magister, Maler, Sekretäre, Gastwirte und Frauen werden als Verfertiger genannt, und wenn man namentlich bekannte Kartenmacher oft nicht in den Steuerlisten findet, so kann das nur so erklärt werden, daß der Betreffende die Kartenmacherei als Nebenbeschäftigung neben einer anderen untergeordneten Tätigkeit betrieb. Dementsprechend wird in diesen Kreisen auf die Form der Bilder und auf künstlerische Anordnung kein großer Wert gelegt. Das Vorbild wird mehr oder weniger ungeschickt nachgeschnitten und nach Bedarf neu geschnitten, und oft geschieht dies Jahrhunderte lang ohne größere Abwandlung. Es scheint mir deshalb nicht berechtigt, die Spielkarten als ein Mittel der Publizistik und der Ständekritik zu sehen[16]. In der Sphäre, in der diese Spielkarten heimisch waren, hat man kaum noch eine Verbindungslinie zwischen den drei Bildkarten (König, Ober und Unter) und der großen Politik und zu den oberen Ständen ziehen können. Es waren eben Zeichen, die außerhalb sozialer Auseinandersetzungen standen.

Etwas anders war es in den größeren Städten wie Nürnberg, Augsburg, Frankfurt und Ulm, wo die Kartenmacher nicht nur für den Kleinbedarf arbeiteten, sondern auch für den Export. Aber noch 1477 und 1482 wird den Nürnberger Kartenmachern das beantragte Innungsrecht verweigert mit der Begründung, das Kartenmachen stehe jedermann frei[17]. Auch bei diesen Kartenmachern im großen darf man keine publizistische Tendenz erwarten, aber hier besteht natürlich das Bestreben, durch kleine oder größere Neuerungen Interesse zu erwecken und auf diese Weise andere Spielkartenfabrikanten auszustechen und neue Märkte und Kunden zu gewinnen. Wenn zum Beispiel dem König nicht wie in Frankreich eine Königin (Dame) beigesellt wird, sondern eine völlig nackte »Dame«[18], so spekuliert das auf primitive Instinkte einer sozialen Unterschicht und zielt



demgemäß auf Ausweitung des Käuferkreises. In anderen Fällen hat offensichtlich die Rücksichtnahme auf landschaftliche Sonderwünsche zur Variation und damit zur Bereicherung der Spielkarten geführt, ja oft hat man die Embleme einer fremden Landschaft (Landes- und Städtewappen oder Handwerksabzeichen wie die gekreuzten Berghämmer) auf einer Karte des Spieles angebracht, um nach dieser fremden Landschaft besser exportieren zu können.

Überblickt man die Versuche, durch Variation der Farbzeichen ein abwechslungsreicheres Kartenbild zu erzeugen, so drängt sich einem doch der Eindruck auf, daß die Spielkarten, je künstlicher die Farbzeichen gestaltet wurden, desto ungeeigneter für das praktische Spiel des Alltags wurden. Deshalb waren alle künstlerisch hochstehenden Spiele gewiß eher Sammel- und Prunkstücke als täglich gebrauchte Spielkarten. Aber auch alle gegenständlichen Farbzeichen, wie wir sie auf unserem neu veröffentlichten Schweizer Fragment und auch auf anderen deutschen und Schweizer Karten sahen, waren auf die Dauer einem schnellen Aufnehmen der Farbzeichen und Farbwerte nicht sehr förderlich. Hier hatte der französische Esprit mit seinem Sinn für das Abstrakte und für elegante Form schon früh den entscheidenden Schritt getan, indem er die eigentlichen Farben (schwarz, grün, gelb, rot) einerseits auf zwei (schwarz, rot) reduzierte, andrerseits die gegenständlichen Farbzeichen zu abstrakten Bildern vereinfachte. So stehen sich die beiden schwarzen Farbzeichen Treff und Pike ebenso scharf profiliert gegenüber wie die beiden roten Herz und Karo. Solche Wendung ins Abstrakte war der Abstraktheit des flachen Kartenblattes im Gegensatz zu der gegenständlichen Welt von Brettfiguren gemäß. Wenn deshalb diese französischen Farbzeichen sich seit dem 30jährigen Kriege fast überall durchsetzten, so ist dies – mag man solche Nivellierung an sich bedauern – doch ein Sieg der überlegenen Form über die der Spielkarte nicht gemäße Gegenständlichkeit. Umso interessanter ist es, daß immer noch und eigentlich völlig unmotiviert in den Bildkarten von König, Ober und Unter oder König und Bube ein atavistischer Rest jenes kriegerischen Vierparteien und Vierheereseinheiten-Brettspieles durchschimmert, das mehrere Jahrtausende vorher in Asien ausgebildet war und zum Ahnherrn des Schachs und anderer Brettspiele und auch der europäischen Kartenspiele wurde.

[16] So Albert Timm: Zur Entwicklung der Publizistik im Spätmittelalter, Forschungen und Fortschritte 29 (1955) S. 265.

[17] W. L. Schreiber: Die ältesten Spielkarten, Straßburg 1937, S. 131.

[18] Vgl. die Durchzeichnung von Eichel-König und Eichel-Dame eines Kartenspieles im Besitz der Bayerischen Staatsbibliothek (Geschenk einer Budapester Bibliothek, die es in einem aufgelösten Einband fand). Eine Probe dieses Spiels bildete W. L. Schreiber S. 170 (ohne Herkunftangabe, mit der Datierung »um 1500«) ab.

RUDOLF STÖWESAND

Seltenere Themen der Gutenbergforschung

Es ist höchst reizvoll zu beobachten, wie die moderne Gutenbergforschung, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von Karl Dziatzko neu entfacht, von bedeutenden Gelehrten geförderte, von Aloys Ruppel in dem 1955 bereits zum dreißigsten Mal vorliegenden Gutenberg-Jahrbuch heimisch gemacht und nach dem Kriege wiederum emsig betrieben[1], in jüngster Zeit Themen aufgreift, die, weil Vorgänge jenseits des technischen Druckvorganges behandelnd, dem nur *Gutenberg*forscher fremder geblieben sind. Weil aber so, gleichsam von außen her angestrahlt, auch Gutenbergs Werk neue Lichter empfängt, sind derartige Arbeiten nicht minder wichtig und aufmerksamer Beachtung wie eines besonderen Hinweises wert. Es handelt sich dabei um Aufsätze über den Text, die Illuminierung und die alten Einbände der Gutenbergbibel.

Der Text der Gutenbergbibel

Schon früh war aufgefallen, daß nicht alle der vorhandenen Exemplare der Bibel dieselbe äußere Text*formung*, d. h. jene 42 Zeilen je Seite aufweisen, nach der sie ihren wissenschaftlichen Namen erhalten hat; es gibt auch Exemplare, die auf ihren ersten neun Seiten 40, auf ihrer zehnten 41 und erst von der elften Seite ab 42 Zeilen durchgehend bis zum Schlusse tragen. Der scharfäugige Dziatzko machte eine weitere Entdeckung, und Schwenke[2] verfolgte sie aufmerksam und baute sie aus: man erkannte nämlich, daß manche Textstücke des einen Exemplares von dem gleichen Text eines anderen Exemplares in einzelnen Worten abweichen, und vermochte durch immer neues Vergleichen festzustellen, daß gewisse Stücke nicht nur zweimal, sondern sogar dreimal gesetzt und ausgedruckt worden waren. Gutenberg hatte also bei seinem großen Werke sowohl in der Schriftbildgestaltung als auch in der Textgestaltung einen mehrfachen Anlauf genommen, gewiß, um immer noch Besseres zu leisten.

Noch niemals aber war der Text auf seine *Herkunft* hin untersucht worden. Welche der mancherlei Handschriften der Vulgata Gutenberg seinem Druck zugrunde gelegt hatte, das hatte noch nicht interessiert, war freilich auch noch kaum festzustellen gewesen, weil es noch keine große kritische Vulgata-Ausgabe mit einem Zeugenapparat gab. Sie ist nunmehr seit vielen Jahren im Erscheinen, von 1926 bis 1954 sind von der *Biblia sacra iuxta latinam vulgatam versionem ad codicum fidem* die Geschichtsbücher des Alten Testamentes und von den Lehrbüchern der Hiob und der Psalter in Rom herausgekommen. Auf sie gestützt und, da die neue Ausgabe das 13. bis 15. Jahrhundert nur mit wenigen Vertretern berücksichtigt, unter Hinzuziehung weiterer dort nicht nachgewiesener Handschriften hat jetzt der Mainzer Theologe und Bibliker Heinrich Schneider die Herkunft des Gutenbergbibeltextes geklärt[3]: Gutenberg hat nach einer rheinischen aus dem 14. Jahrhundert stammenden Handschrift gedruckt, die jenen Einheitstext aufweist, der im 13. Jahrhundert in Paris für den Gebrauch der Studierenden an der Sorbonne geschaffen und auf Grund des wissenschaftlichen Ansehens der Pariser Gelehrten zu einer gern benutzten Vorlage der Handschriftenhersteller geworden war. Da aber keineswegs *alle* Theologen mit *allen* kritischen Neuerungen des Pariser Universitätstextes einverstanden waren, sondern an Hand älterer Handschriften wie neuerer Korrektorien an vielen Stellen anders lasen und schrieben und schreiben ließen, entstanden Mischtexte. Auch die Gutenbergbibel ist nach Schneider ein Mischtext, der die Pariser Rezension teilweise mit älterem Material durchsetzt bietet.

Selbst die Frage, wie sich der Text der Gutenbergbibel zu seiner handschriftlichen Vorlage verhält, ob dem Meister also bereits ein Mischtext vorlag, nach dem sozusagen stur abgesetzt wurde, oder ob der Mischtext erst in seiner Werkstatt entstand, hat Schneider zu lösen vermocht[4]. Es war nicht schwer zu merken, nachdem schon Dziatzko gezeigt hatte, daß manche Textstücke mehrmals und zwar in Einzelheiten abweichend gesetzt worden waren. Ein Vergleich ergab, daß im zweiten Druck

[1] Ich erinnere nur an die Aufsätze von Adolf Dresler und Ferdinand Geldner in den Spalten des Frankfurter Börsenblattes: Aus dem Antiquariat 1954: X, XI, XIII und 1955: XIV.

[2] Karl Dziatzko, Gutenbergs früheste Druckerpraxis. Sammlung bibliothekswissenschaftl. Arbeiten 4, Berlin 1890. – Paul Schwenke, Untersuchungen zur Gesch. des ersten Buchdrucks, Festschr. zur Gutenbergfeier hg. v. d. Kgl. Bibl. Berlin 1900, S. 12; ders., Joh. Gutenbergs 42zeil. Bibel, Ergänzungsbd. z. Faksim. Ausg. Leipzig 1923, S. 22 ff.

[3] Heinrich Schneider, Der Text der Gutenberg-Bibel... Bonner biblische Beiträge 7, Bonn 1954.

[4] Heinrich Schneider, Der Text der 36zeil. Bibel und des Probedrucks von ca. 1457. In: Gutenberg-Jahrbuch 1955, S. 57 ff.

»Fehler« des ersten ausgemerzt sind, ein Verfahren, das, wie Schneider an Beispielen überzeugend dartut, auf die Heranziehung einer Handschrift deutet, die stärker von den Korrektorien abhängig ist als die mit dem Pariser Text, der die Hauptgrundlage des Druckes bildete.

Das sind erfreuliche Ergebnisse, da sie uns genauer in Gutenbergs Werkstatt hineinsehen lassen, als es uns bisher möglich war. Für den mehrfachen Anlauf in der Formung des *Schriftbildes* war sicher kein anderer verantwortlich als Gutenberg selbst. Was aber und wer veranlaßte ihn zu dem mehrfachen Anlauf in der Gestaltung des *Wortlautes* des Textes? Der einstige Goldschmied und in seinen technischen Erprobungen und Praktiken lebende und webende Erfinder war im Theologischen Laie und bedurfte auf diesem Gebiete fachmännischer Beratung.

Ich sehe die Situation so und meine mich nicht zu täuschen.

Da war zu Gutenberg der Kleriker Peter Schöffer gestoßen, der, aus dem damals kurmainzischen Gernsheim stammend, in Paris Handschriftenschreiber gewesen war, ein geweckter und gescheiter Bursche, des Lateinischen gewiß nicht ganz unkundig und ebenso wenig unkundig des Inhaltes dessen, was er in dem Zentrum der abendländischen Wissenschaft abzuschreiben gehabt hatte. Sollte *er* es nicht gewesen sein, der die Kenntnis von der fast normativen Geltung der Pariser Vulgatarezension Gutenberg übermittelt hat, so daß ihn dieser, als er das große Wagnis des Bibeldruckes auf sich nahm, nach dem Pariser Normtext den Satz beginnen ließ!

Genau um diese Zeit muß Heinrich Günther aufgetaucht sein, der, aus dem östlich von Mainz gelegenen Höchst stammend, damals, wie ich nachgewiesen habe[5], noch ein stellenloser vermutlich eben erst von der Universität gekommener Theologe war; er wird, noch ganz im Banne anderer als der Pariser Autoritäten, den Meister vor der Rezension der Sorbonne als einer zu freien und vielfach angefochtenen gewarnt haben, so daß Gutenberg – und das wäre wiederum ein Zeichen seiner großen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, auf welchen Gebieten auch immer – dem bloßen Handschriftenschreiber die Verantwortung für die wissenschaftliche Seite des Druckes nahm und sie dem jungen Theologen als dem besseren und eigentlichen Fachmann übertrug, der dann die Fehler des ersten Druckes wieder und wieder tilgte und in den etwa drei Jahren der Weiterführung des umfangreichen Werkes im Hause des Erfinders blieb und den Druck überwachte, indem er den Text bestimmte, der zu setzen war, und den gedruckten korrigierte.

Ist es zu sehr Phantasie, zu vermuten, daß es diese Zurücksetzung war und gar nicht in erster Linie Christine Fust, die den ehrgeizigen und keineswegs unbegabten Schöffer in dem beklagenswerten und schlimmen Zerwürfnis zwischen dem Erfinder und seinem Geldgeber in das Lager der Gegner Gutenbergs getrieben hat?

[5] Rudolf Stöwesand, Heinrich Günther und Gutenberg. Das Problem des etwan im Protokoll des Fust-Eides. In: Gutenberg-Jahrbuch 1956 (im Druck, noch nicht erschienen).

Die Illuminierung der Gutenbergbibeln

Weit karger als auf dem Felde der Texterforschung reifen Früchte auf dem der Erforschung des Illuminationsschmuckes der Bibeln. Das hat seinen ersten Grund darin, daß, wie bereits eingangs gesagt, die *Ausstattung* des gedruckten Werkes mit Gutenberg unmittelbar *nichts* zu tun hatte; die Illuminierung geschah außerhalb seiner Offizin von ganz anderen Männern in ganz anderen Werkstätten und interessierte darum den eigentlichen Gutenbergforscher nur am Rande. Zum anderen ist die Buchmalerei lange ein Stiefkind der Forschung geblieben, und das hängt mit dem dritten zusammen: die codices, die untersucht werden müssen, sind in alle Welt zerstreut, und es ist zumal bei den Gutenbergbibeln außerordentlich mühsam, sie zu untersuchen, denn nicht eine von ihnen ist genau wie die andere handschriftlich ergänzt und handgemalt, jede zeigt da ein anderes Gesicht, und wie soll man erkennen, was zusammen *gehört*, wenn man es nicht zusammen *sehen* und *b*esehen und miteinander vergleichen kann, da es ja unmöglich erscheint, die 46 noch vorhandenen über Europa und Amerika verstreuten Exemplare[6] in *einem* Raume zu vereinigen! Ein corpus imaginum täte not, dann käme man leichter voran. Solange das nicht existiert, gibt es nichts als systematisch ein Exemplar nach dem anderen auf seinen malerischen Schmuck hin zu untersuchen, um so erst einmal die Steine zusammenzutragen zum Baugerüst.

Was weiß man darüber bisher? Wenig genug.

Man kennt nur einen einzigen der Illuminatoren mit Namen und Stand, Heinrich Alb(i)ch alius Cremer, Vikar des Stiftes St. Stephan in Mainz; er hat dort das seit 1792 der Nationalbibliothek in Paris gehörende arg fragmentarische Papierexemplar, wie er selbst handschriftlich eingetragen hat, rubriziert, illuminiert und gebunden, so daß es im Sommer 1456 fertig war und zwar der erste Band am 24. August, der zweite schon etwas vorher am 15. August. Darüber ist bereits so viel geschrieben und veröffentlicht worden, daß dieser Hinweis hier genügen mag.

Hat auch das Exemplar, das seit 1944 der Harvard-Universität in Cambridge (Massachusetts, USA.) gehört, in Mainz seine Illuminierung erhalten? Da es Maiblumen in seinen Initialen hat, wie sie für das Rheinland typisch sein sollen, möchte man ihren Urheber am liebsten in Gutenbergs nächster Nähe, also wenn nicht in Mainz selbst, so doch wenigstens in der Umgebung von Mainz suchen. Er könnte freilich auch etwas nördlicher zu Hause gewesen sein, da wir aus einer handschriftlichen Ein-

[6] Nachweisbar sind 48 Exemplare. Zwei davon sind leider in unserem Jahrhundert von amerikanischen Antiquaren zerschnitten worden. Das eine ist das ursprünglich der Hofbibliothek des kunstsinnigen Kurfürsten der Pfalz und von Bayern Karl Theodor (1742-1799) in Mannheim gehörende, das der New Yorker Antiquar Gabriel Wells seit 1921 in Einzelbüchern und -Blättern verkauft hat, das andere, das früher dritte Exemplar der Stadtbibliothek Trier, das, freilich sehr fragmentarisch, 1953 an Scribner's in New York gelangt, gleichfalls zerschnitten, einzeln veräußert wird. Man kann also nur noch 46 Gutenberg-Bibeln zählen, unter denen sich noch weitere Torsen befinden. Eine Untersuchung der Illuminierung müßten selbstverständlich auch die aus den zerschnittenen Exemplaren stammenden Stücke berücksichtigen wie alle sonst noch vorhandenen Einzelbücher und -blätter.

tragung am Schluß eines jeden der beiden Bände dieser Bibel wissen, daß sie schon vor 1471 das Eigentum eines Priesters an der Kathedrale zu Utrecht war.

Von einem dritten Exemplar weiß man, daß es im Stil seiner Ausmalung völlig von sämtlichen sonstigen abweicht. Es ist das der Nationalbibliothek von Schottland in Edinburgh. Für die daraufhin vage geäußerte Vermutung, daß die Illuminierung hier nicht wie in den sämtlichen übrigen festländischen Ursprungs sei, sondern schottischen oder zumindest britischen, das Exemplar also bereits in den Rohbogen die Reise über den Kanal unternommen habe, fehlen freilich alle Unterlagen.

Zwei weitere Exemplare, das des Buchmuseums in Leipzig und das aus dem Besitz von Edwin Troß in Paris stammende der Morgan-Bibliothek in New York (sie ist ja die glückliche Eigentümerin von nicht weniger als drei Gutenberg-Bibeln), zeigen – bei Abweichungen im einzelnen – die gleiche reiche Ausstattung, wie sie für das französische Burgund charakteristisch ist, so daß Künstler dieser Schulung und dieses Raumes als ihre Hersteller gesichert sind. Es lohnte sich sehr, die beiden Exemplare näher zu untersuchen und mit den üppigen Schöpfungen in Beziehung zu setzen, wie sie die »Millionäre« jener Zeit an Einkommen und Bildung, der freigebige Philipp der Gute (1419–1467), der tragisch endende Nimmersatt Karl der Kühne (1467–1477) und sein stolzer Halbbruder Anton, der Große Bastard von Burgund, veranlaßten, die in ihren prunkvollen Hofhaltungen die begabtesten Buchmaler beschäftigten und teuer bezahlten. Viele von ihnen sind namentlich bekannt, Franzosen und Flamen, ein Jean de Tavernier, Loyset Lyédet, Jean Hennecart u. a.[7] Wie schön, wenn es gelänge, das Heimatrecht der Illuminationen in den beiden Bibeln von Leipzig und New York in Burgund näher und enger zu umgrenzen und intimer zu umschreiben!

Das ist es und nicht mehr, was bisher von dem Jlluminationsschmuck der Gutenberg-Bibeln bekannt war. Nur fünf Exemplare lassen sich leidlich herausheben aus 46 oder 48, fürwahr ein kärgliches Ergebnis.

Um so dankbarer dürfen wir Wieland Schmidt sein, daß er uns jetzt einige Schritte vorwärts führt auf dem so mühsamen Wege dieser Forschung und in einer kürzlich erschienenen neuen Arbeit[8] vorbildlich exakt und sorgsam abwägend zwei weitere Exemplare als zusammengehörig erweist, das der weiland Preußischen Staatsbibliothek in Berlin und das der Huntington-Bibliothek in San Marino, Kalifornien, USA., ein überraschendes und um so erfreulicheres Resultat, als es ihm gelungen ist, Herkunft und Entstehung der Ausmalung beider Bibeln stilistisch zu klären und zu lokalisieren.

Zwei Erkenntnisse und Überlegungen halfen ihm dazu.

Das erste, was er sah, war, daß sich die Illuminierung auf Schmuckinitialen und Randleisten beschränkt, d. h. einer bloßen Ornamentik verhaftet ist, der auch die Füllungen und Beigaben von Blüten, Tieren und gelegentlich Menschen dienen; *nicht* eingegangen wird von dieser Malerei auf den *Inhalt* des Schrifttextes. Schmidt zieht daraus mit Recht den Schluß, daß hier ein Stilwille am Werke war, der nicht für das Volk schuf, dem ja der *Inhalt* der Schrift mehr illustriert als illuminiert werden mußte, wenn mir dieser Ausdruck gestattet ist, sondern ein gewissermaßen darüber gelagerter, der, wie er selber im Ästhetischen wurzelte, sich auch an ästhetisch gebildete und empfindende, also höher gestellte Besitzer oder Käufer wandte.

Das zweite, was Schmidt zu entdecken vermochte, waren zwei im entsprechenden Sinne und Geiste illuminierte Handschriften, eine in der Anhaltischen Landesbücherei Dessau aus dem Jahre 1446 und eine in der Stadtbibliothek Leipzig von 1461. Sie müssen, weil gleichen *Stiles*, auch in der gleichen *Werkstatt* ihre Ausmalung erhalten haben wie die Gutenberg-Bibeln von Berlin und San Marino. Und nun kommt ein Glücksumstand: die Schlußschrift der Dessauer Handschrift nennt nicht nur als das Jahr der Entstehung das Jahr 1446, sondern auch als Auftraggeber den Fürsten Georg I. von Anhalt († 1474) und als Schreiber einen sonst unbekannten Nikolaus Kurssener aus Pirna, Notar im Meißnischen oder, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, *offinbarer screiber Missinsches Bisschoffthums von keyhserlicher macht wegen.*

Natürlich sind Buch*schreiber* und Buch*maler* nicht identisch; daß aber die Buchmalerwerkstatt, in der wie die beiden Handschriften auch die zwei Gutenberg-Bibeln ihre Ausschmückung erfahren haben, nur in der Nähe des Herrn Amtsnotarius Nikolaus Kurssener gesucht werden kann, d. h. in Obersachsen, das liegt auf der Hand. Schmidt denkt an die stolze Zentrale der Bildung wie des Handels, die reiche Kaufmanns- und Universitätsstadt Leipzig; sie war in der Tat am ehesten imstande, Buchmalern lohnende Arbeits- wie Absatzmöglichkeiten zu bieten.

Blicken wir aus der Sicht dieser Kenntnis noch einmal auf den Stil der Malereien zurück, so ist er nun ganz erhellt: es ist der Stil der böhmischen höfischen Kunst, wie sie der hochgebildete Luxemburger, Kaiser Karl IV. (1347–1378), nicht unbeeinflußt von dem buchkunstsinnigen Hofe Frankreichs, an dem er seine Erziehung erhalten hatte, in Prag, der Hauptstadt seines Erblandes, inauguriert und die Kaiser Wenzel und Sigismund, die Söhne Karls, weiter zu pflegen verstanden hatten. Daß dieser Stil, der in der Folgezeit alle Nachbargebiete in seinen Geltungs- und Wirkungsbereich einbezog, am ehesten das nahe Sachsen eroberte und behauptete, versteht sich von selbst.

Was hat sich nun alles in allem ergeben?

Zwei Exemplare des großen Bibelwerkes des großen Mainzers gerieten nach Westen in den Bannkreis der Kunstübung des reichen *Burgund*, zwei andere aber nach Sachsen in den *Gegenbereich* der von *Böhmen* ausstrahlenden höfischen Kunst, eins fuhr über den Kanal, und wie viele empfingen am heimischen Rhein ihren malerischen Schmuck?

Hier vermag gewiß ein kleines Heft weiter zu helfen, das, der Universitätsbibliothek Göttingen gehörend und nur elf Blätter dick oder vielmehr dünn, den Titel trägt: »Laupp-Werck, Anleitung ein gerolltes Blatt zu bemalen.« Es ist ein Leitfaden für angehende Illuminatoren, in dem ein Meister seines Faches an Hand von ausgeführten Einzelbeispielen und

[7] Literatur darüber bei Karl Schottenloher, Bücher bewegten die Welt, Stuttgart 1951, Bd. 1, S. 92 f.

[8] Wieland Schmidt, Das Berliner Exemplar der Gutenberg-Bibel. In: Edwin Redslob zum 70. Geburtstag, Berlin 1955, S. 96–123.

Einzelfiguren die Regeln und Praktiken weitergibt, die man nutzen und anwenden muß, um Initialen und Ornamente (Laubwerk) auf Pergament zu malen. Die leider anonyme Anleitung ist in der rheinischen Sprache des 15. Jahrhunderts geschrieben, stammt also aus der Gutenberg-Zeit und aus der Gutenberg-Gegend, und die ihr eingefügten Beispiele ähneln frappant den Initialen und dem Rankenwerk der in der gleichen Bibliothek liegenden Gutenberg-Bibel, für deren Illuminierung damit rheinische Herkunft oder doch zumindest rheinische Schulung gesichert wäre. Edmund Will, vordem stellvertretender Direktor der Göttinger Universitätsbibliothek und jetzt im Ruhestande, hat das Büchlein entdeckt, die Schriftzüge gelesen und in die Lesbarkeit übertragen, den Inhalt aus dem Mittelhochdeutsch in unser heutiges Deutsch übersetzt, nach den dort gegebenen Anweisungen und Beispielen selber die Initialen und Ornamente genetisch nachgezeichnet und nachgemalt, das Ganze kommentiert und sucht nun den Verleger, der das eminent wichtige Werk mit seinen Erläuterungen herausbringt. Der allezeit rührige und tatenfrohe Ruppel, der schon so viele Schwierigkeiten gemeistert hat, setzt sich energisch dafür ein und hat das Geld zur Drucklegung des Textes auch schon zusammen, doch fehlen noch einige tausend Mark für die unentbehrlichen Abbildungen. Es sollte mich freuen, wenn einige jener kühnen deutschen Verleger, die mit Wägen, Wagen und Gewinnen die erstaunlichsten Leistungen vollbracht haben, beim Lesen dieser Zeilen die Verpflichtung spürten, einen Beitrag dazuzugeben, und so der Druck in einer Gemeinschaftsleistung bald zustande käme. Ich zweifele nicht daran, daß die Erforschung der Buchmalerei der Gutenberg-Bibeln mit Hilfe des einzigartigen rheinischen Illuminierungswegweisers ein großes Stück vorankommen wird.

Acht Bibeln wären so leidlich eingeordnet, acht von 48; noch bleibt ein weites Feld.

Die alten Einbände der Gutenberg-Bibeln

Die Arbeit von Wieland Schmidt bereichert unsere Kenntnis aber nicht nur auf dem Gebiete der Illuminierungen, sondern bringt auch neues Material bei in bezug auf die alten Einbände der Gutenberg-Bibeln.

Mit Debure, seit er 1763 die Gutenberg-Bibel als das edelste und kostbarste Buch der Welt gepriesen und damit einer bis dato vielfach verachteten scheinbaren alten Scharteke einen unüberbietbaren Wert zugemessen hatte, beginnt ihre Geschichte als das begehrteste aller bibliophilen Sammelobjekte. Leider aber wußten die Herren, die sie nunmehr erwarben, ihrer Hochschätzung meist keinen besseren Ausdruck zu verleihen als den, daß sie ihrer teuersten Zimelie den alten gotischen Einband auszogen, weil er ihnen barbarisch vorkam, um ihr stattdessen ein modisches Prachtgewand anzulegen. Diese Manie trägt die Hauptschuld daran, daß sich heute nur noch wenige Gutenberg-Bibeln in ihrem ursprünglichen Kleide präsentieren.

Unglücklicherweise zählt zu den verlorenen auch der freilich schon vor dem Unfug des Umkleidens abhanden gekommene Einband der Cremer-Bibel, d. h. jenes Exemplares, das der schon oben unter den Illuminatoren genannte Vikar an St. Stephan in Mainz Heinrich Cremer seinem handschriftlichen Eintrag zufolge 1456 eingebunden hatte; die Nationalbibliothek in Paris hat das Erhaltene, einen Stapel loser und z. T. arg zerrissener Blätter, jahrzehntelang in zwei Kapseln aus rotem Maroquin aufbewahrt und erst 1954, auf das sorgsamste konserviert, ansprechend schlicht neu binden lassen.

In einer ersten monographischen Zusammenfassung 1928/29[9] zählte ich noch *neun* Exemplare in alten Einbänden. Drei der neun, so resümierte ich, erhielten in Mainz, vier in Erfurt und je eins in Lübeck und Leipzig ihre Gewandung, und zwar in Leipzig das der Huntington-Bibel. Zwei der Binder hatten Namenstempel verwendet, der Erfurter Johannes Fogel auf dem Deckel des seit 1841 dem Eton College gehörenden Exemplars und der Lübecker Heinrich Coster auf dem des 1833 an das Bischöfliche Priesterseminar in Pelplin gekommenen; die Binder der übrigen sieben Exemplare waren namentlich unbekannt.

In diese Lücke stieß 1940 Heinrich Schreiber[10] vor, meine Angaben von 1928/29 zwar nicht durch einen weiteren *Einband*, deren Zahl blieb die gleiche, wohl aber durch einen weiteren *Namen* ergänzend, indem er nach Abreibungen von Stempeln der Huntington-Bibel, die sich Schwenke von ihrem Vorbesitzer, dem großen amerikanischen Sammler Hoe, vor 1900 hatte schicken lassen[11], als Hersteller des Einbandes Johannes Wetherhan feststellte[12], den Inhaber einer der bedeutendsten damaligen Buchbinderwerkstätten Leipzigs, der, seit 1466 als Buchbinder für die Universität genannt, demnach in der Stadt selbst wohl schon vor 1466 tätig war.

Wieland Schmidt ist nun in seiner Arbeit von 1955 zu der Überzeugung gelangt, daß hier ein Irrtum obwaltet. In der Hoffnung, daß ihm der alte Einband der Hoe-Huntington-Bibel auf irgendeine Weise zur Lokalisierung ihrer Illuminationen dienen könne, hatte er sich auch um ihn gekümmert und auf eine Anfrage aus San Marino die unerwartete Antwort erhalten: »Der Einband ... ist wahrscheinlich 18. Jahrhundert, Stempelabdrücke befinden sich nicht auf dem Einband[13].« Die Auskunft ist wahrlich verblüffend. Bisher galt in jeder Veröffent-

[9] Rudolf Stöwesand, Der heutige Bestand der Welt an Gutenberg-Bibeln mit besonderer Berücksichtigung derer in den alten Einbänden. In: Archiv für Schreib- und Buchwesen Jg. 2 (1928), S. 63-72 und 99-112. Dann verbessert und um einige Abbildungen vermehrt als Sonderheft 2 des genannten Archivs, Wolfenbüttel 1929.

[10] Heinrich Schreiber, Die alten Einbände der Gutenberg-Bibel. In: Zentralbl. f. Bibliothekswesen, Jg. 57 (1940), S. 511-523.

[11] Paul Schwenke, Untersuchungen zur Gesch. des ersten Buchdrucks, Berlin 1900, S. 67: »Leider ist bei diesem Einband die Ledernarbe so abgeblättert, daß die Stempel sich nur schwer erkennen lassen. Doch glaube ich in der Durchreibung, die mir Herr Hoe übersandt hat, dieselben Stempel wieder zu erkennen, die ich von einigen Handschriften aus dem Besitz des Magisters Marcus Scultetus aus Gr. Glogau kenne. Dieser wurde 1447 in Leipzig immatrikuliert und starb ebenda als Prof. d. Theol. 1502. Die fraglichen Handschriften stammen aus der Zeit von etwa 1450-1460 (der Text hat hier den Druckfehler 1550-1560).«

[12] Schreiber a.a.O. S. 517: »Die charakteristischen Stempel dieser (Scultetus-) Einbände sind die des Leipziger Buchbinders, der manchmal den Namenstempel Wetherhan anbringt.«

[13] Schmidt a.a.O. S. 106: »The binding (rebacked) of pigskin over wooden boards, with large metal bosses, and claps, is probably 18th century. There are no stamped impressions on the binding.«

lichung der Einband als zeitgenössisch[14], hier wird er ins 18. Jahrhundert versetzt; bisher waren Stempel bekannt, hier wird ihr Vorhandensein schlankweg verneint. Das schlug dem Faß nicht nur den Boden aus, da es Schwenkes und Schreibers Folgerungen die Basis entzog, es stieß auch das Faß selbst von der Szene, so daß Schmidt nichts anderes übrig blieb, als die Huntington-Bibel aus der Zahl derer in alten Einbänden zu streichen.

Und in der Tat, die Ansichten: Hie Stempel, da keine Stempel, scheinen in einem unvereinbaren Gegensatz zu stehen, nur eine von ihnen scheint richtig sein zu können.

Wie sollen wir die Divergenz erklären?

Schmidt hält eine Verwechslung für das wahrscheinlichste. Ihm will es so vorkommen, als ob die Stempelabreibungen, die Hoe vor 1900 an Schwenke geschickt hatte, nicht von Hoes Gutenberg-Bibel, sondern von Hoes Koberger-Bibel von 1478 stammen, zumal deren Einbandbeschreibung im Hoeschen Verkaufskatalog von 1911/12 ganz der Beschreibung entspricht, die Schwenke 1923 von dem Einband der Hoe-Huntingschen Gutenberg-Bibel gibt[15].

Ist aber nicht auch eine andere Erklärung möglich?

Schwenke faßte seinen Eindruck von den ihm von Hoe übersandten Abreibungen in die Worte: »Leider ist bei diesem Einband die Ledernarbe so abgeblättert, daß die Stempel sich nur schwer erkennen lassen[16].« Seitdem sind über 50 Jahre vergangen. Könnte die Zerstörung auf der Oberfläche des Leders des Einbandes der Gutenberg-Bibel unterdes nicht weiter und tiefer gefressen und ursprünglich vorhandene Pressungen jetzt ganz zum Verschwinden gebracht haben?

Ich gestehe, daß ich, je länger ich hierüber nachdenke, desto mehr der Ansicht von dem einstigen Vorhandensein der Wetherhanschen Stempeleindrücke zuneige. Hat doch Schmidt gerade nachgewiesen, daß die Bibel im Sächsischen und am ehesten in Leipzig illuminiert worden ist! Sollte sie da nicht auch in Leipzig ihren Einband erhalten haben?!

Zu einer klaren Entscheidung wird man erst kommen, wenn man die Gutenberg-Bibel an Ort und Stelle überprüfen könnte, am besten auch die Koberger-Bibel, doch ist ihr Verbleib seit 1945 unbekannt[17]. Nichts kann den Augenschein ersetzen. Niemand weiß das besser als der für seine behutsam abwägende und umsichtige Arbeitsweise rühmlich bekannte Direktor der Bibliothek der Freien Universität Berlin selbst, der mir im persönlichen Gespräch versicherte, wie es ihn störe, daß er hier nicht zur absoluten Gewißheit habe vorstoßen können, da sich auch von den besagten Abreibungen in Schwenkes Stempelnachlaß, den die deutsche Staatsbibliothek verwahrt, nichts mehr habe auffinden lassen, so daß ihm auch in Berlin selbst das Selbstsehen versagt blieb.

Auf jeden Fall ist durch seine Forschungen die alte Herkunft des Einbandes der Huntington-Bibel fraglich geworden und an die Stelle des von Schreiber so fröhlich verkündeten Wissens[18] ein Rätsel getreten, das neu seiner Lösung harrt. Man tut also gut, diese Bibel in diesem Zusammenhang nur mit Vorsicht zu nennen. Das ist das andere beachtliche Resultat, dies freilich mit negativem Vorzeichen, das Schmidts Untersuchung gezeitigt hat.

Eine klare Entscheidung ist auch bei dem in diesem Zusammenhang bisher noch unerwähnten Exemplar der Göttinger Universitätsbibliothek unmöglich, von dem schon bei den Illuminationen die Rede war. Hier wird die exakte Prüfung durch den schützenden braunen Wildlederüberzug verwehrt, mit dem ein sorgsamer Heger sein kostbares Besitztum schon früh umhüllt hat. Was darunter steckt, scheint ein weißer Schweinsledereinband[19] zu sein, der wie dem 15. auch dem 16. Jahrhundert angehören kann. Ich persönlich bin von seiner Entstehung im 15. Jahrhundert[20] überzeugt, da Erstbesitzer der Bibel nach der Randbemerkung in II 134: »*Hic continuatur in refectorio*« ein Kloster war und die Mönche zum Vorlesen im Refektorium natürlich nur ein gebundenes Exemplar benutzen konnten. Ob, da die Illuminierung im Rheinland entstanden zu sein scheint, auch der Einband einer dortigen Werkstatt, etwa einer Mainzer, seine Entstehung verdankt, bleibt bloße Vermutung.

Da ich als erster den Versuch gemacht habe, die alten Einbände der Gutenberg-Bibeln in einer Zusammenschau zu zeigen, sei mir gestattet, das Bild etwas umfänglicher zu umreißen, wie es sich heute dem Auge des Forschers darbietet.

Von den 46 Gutenberg-Bibeln der Welt stecken *höchstens noch zehn* in ihren alten Einbänden, *acht bestimmt*, bei zweien ist es fraglich. Drei oder vier von ihnen entstanden in Mainz, vier in Erfurt, einer in Lübeck und vielleicht noch einer in Leipzig.

In *Mainz*, wo sich bei der Enge der damaligen Stadt mit ihren noch nicht 6000 Einwohnern selbstverständlich alle Kreise untereinander kannten, hat sicherlich Gutenbergs Korrektor, der höhere Kleriker Heinrich Günther, der danach Pfarrer an St. Christoph wurde, die Verbindung zu Heinrich Cremer, dem Vikar an St. Stephan, hergestellt, der jenen verlorengegangenen Einband der jetzigen Pariser Papierbibel schuf. Ähnlich zwanglos wird sich die Verbindung von Gutenberg zur Mainzer Kartause ergeben haben, die bis zu ihrer Auflösung das heute der Hofbibliothek in Aschaffenburg gehörende Exemplar besaß; sie kann die Rohbogen unmittelbar von Gutenberg gekauft und das Einbinden selber vorgenommen haben, da wir gerade von ihr wissen, daß sie ihre Bücher selbst

[14] Beschreibungen in The Ashburnham Library (Katalog von Sotheby), Bd. 1, London 1897, S. 43, Nr. 436; im Quaritch-Kat. Nr. 175, 1897, S. 1-3; bei Seymour de Ricci, Catalogue raisonné des premiers impressions de Mayence, Veröffentlichungen der Gutenberg-Gesellschafr VIII. IX, Mainz 1911, S. 33, Nr. 40; im Catalogue of the Library of Robert Hoe, New York 1911/12, Teil 1, S. 47, Nr. 269; bei Schwenke, Gutenbergs 42 zeil. Bibel, Ergänzungsbd. zur Faks. Ausg. Leipzig 1923, S. 18, Nr. 41.

[15] Schmidt a.a.O. S. 108 oben

[16] Vgl. A. 11.

[17] Schmidt A. 21.

[18] Träfe Schmidts Vermutung zu, gälten die Feststellungen Schwenkes und Schreibers auf eine Wertherhan-Provenienz natürlich für den Einband der Koberger-Bibel.

[19] Schwenke, Faksimile-Bd. S. 8, Nr. 5 vermutete Halbleder.

[20] Gegen Schwenke, der an der eben (A. 19) angegebenen Stelle für das 16. Jahrhundert eintrat.

zu binden pflegte[21]. Ähnlich dem Göttinger Exemplar trägt auch das Aschaffenburger einen Schutzbezug, der hier aus Schafleder ist. Natürlich gab es auch bürgerliche Buchbinderwerkstätten in Mainz. Einer von ihnen lassen sich an Hand der hier wie dort verwendeten gleichen Stempel sogar zwei Gutenberg-Bibeln zuweisen, die des Gutenbergmuseums der Gutenbergstadt selbst und die der Edward-Laurence-Doheny-Gedächtnisbibliothek oder St. Johannes-Seminarbibliothek in Camarillo, Kalifornien, USA (vordem in Davenham, Malvern, Worcestershire, England). Auch der Einband der Göttinger Bibel *kann* in Mainz hergestellt worden sein.

Mit Mainz auf mannigfache Weise verbunden war *Erfurt*. Beide Städte hatten denselben Oberherrn, auch Erfurt war kurmainzisch, beide Universitäten, Mainz erst seit 1477, Erfurt schon seit 1392, beide berührte die gleiche Handelsstraße, auf der Menschen, Waren und Bildungsgüter hinüber und herüber fluteten; in ihrem Strome schwammen auch Gutenbergs Erzeugnisse vom Rhein an die Gera. Groß war Erfurts Bücherbedarf, größer als der von Mainz, und Erfurts Buchbinder waren zahlreich und angesehen.

Ein gewisser Hermann hatte dort vor der Mitte des Jahrhunderts eine Werkstatt betrieben, die sich durch einen stattlichen Vorrat an Stempeln auszeichnete, unter denen zwei eigenartig schöne hervorragten, ein grotesker Lautenspieler aus Blattwerk in Halbfigur und ein aus endloser kunstvoll ineinander verschlungener Schnur gebildeter Knoten.

Nach seinem Tode teilten sich zwei seiner Gesellen und Schüler in den Stempelvorrat und machten sich jeder für sich selbständig. Jeder der beiden jungen Meister hat dann etwas sehr natürliches getan; er hat seinen Stempelvorrat erweitert und insbesondere das, was ihm aus Hermanns Nachlaß nicht zugefallen war, durch Neuprägungen ersetzt. So hat sich der eine der jungen Meister, der Johannes Fogel hieß und aus Frankfurt stammte, u. a. einen Namenstempel fertigen lassen; dem anderen aber, dessen Namen uns leider nicht überliefert ist, hatten der Lautenspieler und der Knoten, die er Fogel hatte überlassen müssen, derart imponiert, daß er sie sich nachprägen ließ.

Johannes Fogel band für ein Erfurter Kloster jene Gutenberg-Bibel, die, mit seinem Namenstempel versehen und mit dem grotesken Lautenspieler wie dem kunstvollen Knoten geschmückt, seit 1841 der stolze Besitz des College in Eton (England) ist.

Als von der Hand des anonymen Hermannschülers gebunden sind uns sogar noch zwei Gutenberg-Bibeln erhalten, weshalb man ihm den allzu umständlichen Namen »Binder der 42zeiligen Bibel« beigelegt hat. Nenne man ihn doch einfach den *Erfurter Hermannschüler!* Die eine Bibel besitzt die Landesbibliothek Fulda; ein Vergleich mit der Etonbibel zeigt deutlich, daß die köstlichen Stempel des Lautenspielers und des Knotens der

Hermann

Fogel — *Eton*

Fogels Nachf. — *Leipzig UB*

Anonymus, Erfurter Hermannschüler, Binder der 42z. Bibel — *Fulda*, *Titusville*

Fuldabibel neue Prägungen der gleichen Motive sind. Dasselbe gilt für den famosen Einband der Gutenberg-Bibel der Scheide-Bibliothek in Titusville (Pennsylvania); hier sind noch außer dem Lautenspieler und dem Knoten u. a. vier neue schöne Stempel der Evangelisten als Schmuck dazu verwendet.

Fogel starb 1460. *Fogels Nachfolger* band mit Fogels Stempeln, aber diesmal ohne den Lautenspieler und den Knoten zu benutzen, 1461 für das Franziskanerkloster in Langensalza ein Pergamentexemplar der Gutenberg-Bibel vierbändig, das bei der Einführung der Reformation an die Universitätsbibliothek Leipzig gelangt ist[22].

Wie Erfurt war *Leipzig* Universität und deshalb schon damals eine Buchstadt. Wenn sich der bisher behauptete und neuerdings mit einigem Recht bezweifelte alte Ursprung des Einbandes der Huntingtonbibel dennoch bewahrheitete, verdankte er dem Leipziger Universitätsbuchbinder *Johannes Wetherhan* seine Herstellung.

Am 8. September 1455 mietete *Heinrich Coster* von dem Glaser Hans Alrade in *Lübeck* eine Bude. In ihr wird er seine Werkstatt errichtet und bald jene Gutenberg-Bibel gebunden haben, die nach Preußen in das Kloster Löbau und mit dessen Bibliothek 1833 an das Bischöfliche Priesterseminar in Pelplin im heutigen Polen gekommen ist. Sein auf ihren Einband oben und unten gepreßter Namenstempel beweist es; er besteht aus den zwei aneinandergesetzten Teilen **hēic coſt** und **bant dit** Die Buchstaben sind ziemlich undeutlich. Schwenke gibt das erste Wort mit **hāicz** wieder[23], meint also Heinz, ich halte aus sprachlichen Gründen die niederdeutsche Form **hinric(h)** für die richtigere. In der Sache macht es keinen Unterschied.

Das ist ein Überblick über den gegenwärtigen Stand der Forschung auf den seltener betretenen Gebieten des Textes, der Illuminierung und der alten Einbände der Gutenberg-Bibel. Erfreuliche Fortschritte sind gemacht, weitere werden gemacht werden. Denn wenn auch vom *Stand* der Forschung die Rede ist, bedeutet das ja keinen *Still*stand, sondern ein bloßes Still*halten* und kurzes Verweilen, um aus der Befriedigung oder auch Nichtbefriedigung über das Erreichte neuen Mut und Antrieb zu schöpfen zu neuem unermüdlichen Weiterschreiten und Weiterforschen. Noch dehnt sich vor uns – ich wiederhole – ein weites Feld.

[21] Schreiber a.a.O. S. 513 f.

[22] Einzelheiten bei Schwenke, Die Buchbinder mit dem Lautenspieler und dem Knoten. In: Wiegendrucke und Handschriften, Festschr. f. Konrad Haebler zu dessen 60. Geburtstag, Leipzig 1919, S. 122–144. Vgl. auch Stöwesand, Der heutige Bestand S. 23–28.

[23] Schwenke, Untersuchungen zur Gesch. des ersten Buchdrucks S. 64.

SIGFRED TAUBERT

Die frühesten deutschen Drucker in Canada

Die aus Neu-England stammenden Bartholomew Green und John Bushell waren die ersten, die im Gebiete des heutigen Canada Druckereien unterhielten. Greens Ankündigung einer Zeitschrift kann mit ziemlicher Sicherheit auf 1751 datiert werden. Da der Meister aber im selben Jahre starb und seine Halifaxer Offizin von John Bushell, mit dem er bereits in Boston zusammengearbeitet hatte, übernommen wurde, ist es dieser, dem das Verdienst, die Schwarze Kunst in dem Gebiet von Neu-Schottland und damit in dem riesigen Territorium nördlich der großen Seen und des St. Lorenz-Stromes heimisch gemacht zu haben, zufällt.

Anfang 1761 starb Bushell. Einige Monate zuvor hatte er einen Partner in sein Geschäft aufgenommen, der es nunmehr übernahm. Sein Name war ANTHON HENRICH (ANTHONY HENRY), der erste deutsche Drucker Canadas.

Anthon Henrich wurde 1734 als Sohn deutscher Eltern im Elsaß geboren. Es ist unbekannt, wann und wie er nach der Neuen Welt kam. Vermutlich hatte er aber vor Antritt der großen Reise Gelegenheit, sich die Anfangsgründe der Druckerkunst anzueignen. 1758 tauchte er in Halifax als Musiker einer Regimentskapelle auf. Die politische und militärische Entwicklung nach dem Fall von Louisburg war die Ursache, daß man versuchte, das in Halifax liegende Militär in bürgerlichen Berufen unterzubringen. Dank guter Verbindungen gelang es Henrich, in die Druckerei Bushells zu kommen. Er bewährte sich dort so, daß es später zu dem bereits erwähnten Gesellschaftervertrag kam.

Der junge Drucker – er war beim Tode seines Vorgängers erst knapp siebenundzwanzig Jahre alt – setzte zunächst die übliche Arbeit der Offizin fort. Gekennzeichnet wurde diese einesteils durch Regierungsaufträge, die ihm die seinerzeit üblichen Jahrespauschalen (wohl zwischen 60 und 100 Pfund damaliger Währung) einbrachten und gleichzeitig für einen guten Beschäftigungsgrad und für ersprießliche Umsätze sorgten, wenn auch die Aufträge einer gewissen Eintönigkeit unterlagen, wie das Verzeichnis der ersten Halifaxer Drucke Anthon Henrichs mit der monotonen Wiederholung von Regierungsdrucksachen Neu-Schottlands zeigt. Mehr noch als diese dürften Henrich aber Redaktion und Druck der ebenfalls von Bushell übernommenen Zeitung *The Halifax Gazette*, der ersten periodischen Veröffentlichung Canadas (ab 1752), in Anspruch genommen haben. Offenbar lag ihm diese zwiefache Betätigung sehr, wie aus den Erfolgen, die er damit hatte, zu ersehen ist. Da er aber in gewissen Punkten eine zu selbständige Meinung vertrat, entzog ihm 1766 die Regierung das Patent und übertrug es auf einen Konkurrenten. Henrich mußte seine Zeitung einstellen, hatte aber wenige Jahre darauf die Genugtuung, daß man ihn in Gnaden wieder aufnahm. Nun gab er vom 1769–70 die *Nova-Scotia Chronicle and Weekly Advertiser* und ab 1770 die *Nova-Scotia Gazette and the Weekly Chronicle* heraus, eine Zeitung, die in Aufmachung und Inhalt zu den besten Leistungen der Zeit gehörte.

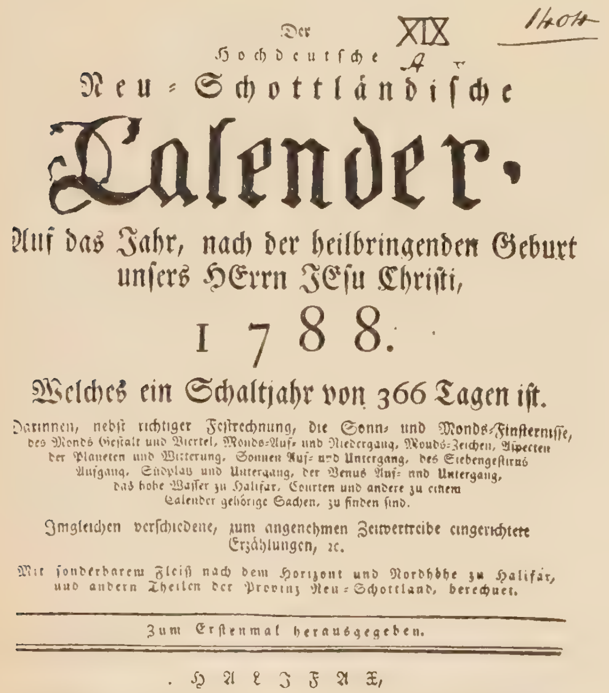
Gedruckt war der Kalender durchweg zweispaltig in einer Fraktur, wie sie damals insbesondere in den deutschen Offizinen Pennsylvaniens gang und gäbe war. Auf Seite zwei erwähnt Henrich »die große Zahl deutscher Almanache, die jährlich in diese Provinz aus dem Staate Pennsylvania gebracht und von den Bewohnern dieses Landes gekauft werden«, eine Tatsache, die ihn bewogen hätte, von den kürzlich erworbenen deutschen Schriften in einem solchen Almanach Gebrauch zu machen.

Die Wünsche und Träume Henrichs, soweit sie deutschsprachiges Schrifttum betrafen, erschöpften sich damit noch nicht. Auf Seite zwei seines Almanachs stößt man auf den folgenden Absatz: »... So will ich meinen moeglichsten Fleisz anwenden, durch diese Druckerey unsere Muttersprache im Gange zu erhalten, deren sich auch gewisz kein alter redlicher Deutscher, sowohl in dieser Landschaft, als auch in den Vereinigten Nordamerikanischen Staaten, schaemen wird; obgleich viele von der Jugend, aus einer wunderlichen Einbildung einen Eckel davor bezeugen. Zu diesem Ende will ich woechentlich, Freytags, eine deutsche Zeitung, unter dem Titel: *Die Welt, und die Neuschottlaendische Correspondenz* herausgeben, und derselben, nach Anleitung dieses Titels alle merkwuerdige Begebenheiten der 4 Welttheile, so mir durch fremde Englische Zeitungen zu Ohren kommen, ueberhaupt, als auch insbesondere die interessantesten Sachen der Provinz, einverleiben. Die erste wird den 4ten Jenner dieses 1788sten Jahrs ausgegeben werden. Ich habe bereits eine Anzahl Subscribenten; und ich schmeichle mir, nach und nach mehrere derselben zu bekommen; wann sie erst ueberzeugt werden, dasz ich mein Ver-

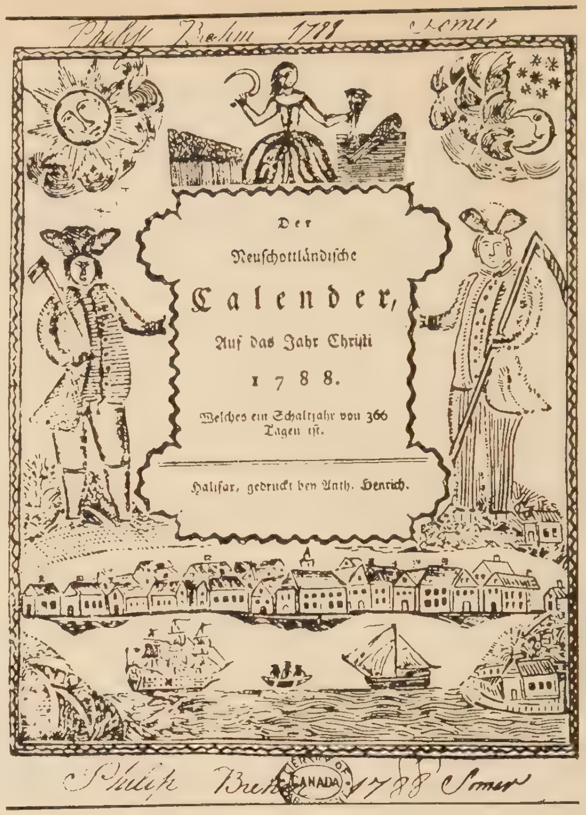
sprechen erfuelle.« Obwohl bisher kein Exemplar der *Welt* aufgefunden werden konnte, darf es nach der Meinung canadischer Experten und nach Maßgabe der vorhandenen Quellen als sicher angesehen werden, daß die Zeitung erschien, wenn sie auch kein langes Leben gehabt haben dürfte. Dazu fehlte ihr der erforderliche Mindestabnehmerkreis. Vermutlich war auch die Konkurrenz deutscher Zeitungen oder Wochenblätter aus Pennsylvanien Henrichs Plänen abträglich.

Aus einer Anzeige, die *Nova-Scotia Chronicle* in der Nummer vom 3. Jan. 1769 brachte, ist zu entnehmen, daß Henrich ab 1768 auch dem lohnenden Geschäft des Almanach-Verlages seine Aufmerksamkeit widmete. Diese Almanache spielten bekanntlich im Druck- und Verlagswesen der nordamerikanischen Kolonialzeit und Revolutionsperiode dieselbe Rolle, wie es die vielen populären Kalender in der Alten Welt taten. Es gab fast keine Familie, die nicht regelmäßig einen solchen Kalender hielt und ihm jene Weisheiten entnahm, die, obwohl vielfach belächelt und bespöttelt, das Leben der Menschen stärker beeinflußten und intensiver begleiteten, als sie selbst wahrhaben wollten. Henrichs Kalender, der nunmehr alljährlich herauskam, nannte sich *The Nova-Scotia Calender, or an almanac for the year of the Christian Aera*, 1769.

1750 waren die ersten deutschen Siedlerfamilien nach Neu-Schottland gekommen, wo sie zwei Jahre später Lunenburg gründeten. Drei Jahrzehnte danach belief sich die deutsche Bevölkerung der Halbinsel auf 2000-3000 Köpfe. Das ermutigte Anthon Henrich zur Herausgabe eines deutschsprachigen Kalenders. Als er 1787 für das darauffolgende Jahr erstmalig erschien, lag damit gleichzeitig das erste deutschsprachige Druckerzeugnis Canadas vor.


Der Hochdeutsche XIX 1404
Neu-Schottländische
Calender.
Auf das Jahr, nach der heilbringenden Geburt unsers HErrn JEsu Christi,
1788.
Welches ein Schaltjahr von 366 Tagen ist.
Darinnen, nebst richtiger Festrechnung, die Sonn- und Monds-Finsternisse, des Monds Gestalt und Viertel, Monds-Auf- und Niedergang, Monds-Zeichen, Aspecten der Planeten und Witterung, Sonnen Auf- und Untergang, des Siebengestirns Aufgang, Südplatz und Untergang, der Venus Auf- und Untergang, das hohe Wasser zu Halifax, Courten und andere zu einem Calender gehörige Sachen, zu finden sind.
Imgleichen verschiedene, zum angenehmen Zeitvertreibe eingerichtete Erzählungen, rc.
Mit sonderbarem Fleiß nach dem Horizont und Nordhöhe zu Halifax, und andern Theilen der Provinz Neu-Schottland, berechnet.
Zum Erstenmal herausgegeben.
HALIFAX,
Gedruckt und zu haben bey Anthon Henrich, in der Sackville-Strasse.

Titelblatt des »Hochdeutschen Neu-Schottländischen Calenders« für 1788



Vortitel des »Hochdeutschen Neu-Schottländischen Calenders« für 1788

Der größtenteils in Holz geschnittene Vortitel sprach von einem Neuschottländischen Calender, während das eigentliche Titelblatt lautete: *Der Hochdeutsche Neu-Schottländische Calender, Auf das Jahr, nach der heilbringenden Geburt unseres HErrn JEsu Christi*, 1788. Inhaltlich unterschied sich Henrichs Kalender kaum von dem seinerzeit Üblichen. U. a. brachte er: Das hohe kgl. großbritannische Haus, Die Provinz Nova-Scotia, Monatskalender, Mondphasen, Gerichtstage, Kurzerzählungen, Rezepte und Hausmittel, Lieder, Aderlassen und Schröpfen, Historische Ereignisse (darunter – das macht die erste Ausgabe dieses Kalenders für die Geschichte der deutschen Auslandssiedlungen besonders interessant – einen Bericht über die Ankunft der ersten deutschen Siedler in Neu-Schottland) u. v. a. m.

Als »Königlicher Drucker«, zu dem er 1788 ernannt worden war, als erfolgreicher Typograph und geschätzter Redakteur starb Anthon Henrich im Dezember 1800. Seine Witwe führte das Geschäft eine Zeitlang fort. Später ging es in einer anderen Offizin auf.

Der zweite canadische Frühdrucker deutscher Abstammung war CHRISTOPH SAUER (Christopher Sower), der dritte seines Namens aus dem berühmten Sauer'schen Druckergeschlecht Pennsylvaniens.

Im Januar 1754 war Christoph in Germantown geboren worden. Er wuchs in der Druckertradition seiner Familie auf und übernahm die väterliche Offizin im Jahre 1774. Dem Royalismus eng verbunden, mußte er erleben, daß ihm nach

der amerikanischen Revolution das gesamte Eigentum konfisziert wurde. Er ging nach England, machte dort seine Ansprüche geltend und kam 1785 nach Saint John, Neu-Braunschweig (Canada), als »Königlicher Drucker« und Postmeister. Noch im selben Jahr gab er dort seinen Almanach *An Astronomical Diary or Almanack* erstmalig heraus. Ferner begann er mit der Zeitung *The Royal Gazette and New-Brunswick Advertiser*, die er schließlich 1799 zusammen mit seiner Offizin und seinen Ämtern in andere Hände übergab, um nun nach Baltimore zu seinem Bruder Samuel Sauer zu reisen, an dessen Schriftgießerei er sich beteiligen wollte. Doch im selben Jahr ereilte ihn der Tod. Er ließ ein Werk zurück, das, der Tradition und dem Vermächtnis seiner Familie würdig, zu dem typographisch Bemerkenswertesten seiner Zeit gehörte.

LITERATURHINWEIS

Marie Tremaine, *A bibliography of Canadian imprints*, 1751 bis 1800. Toronto, University of Toronto Press, 1952. – Dort auch eine umfassende Bibliographie.

HELLMUT ROSENFELD

Kräuterbeigaben in alten Büchern

Sie stutzen und doch haben Sie richtig gelesen! Es handelt sich nicht etwa um die Kräuterbücher, die mit ihren oft ausgezeichnet kolorierten Holzschnitten die Freude und der Wunschtraum interessierter Sammler sind, und es handelt sich ebensowenig um die Blumen, die Pflanzenliebhaber zum Pressen in ihre Bücher legten und vergaßen und die nun Nachfahren nach hunderten von Jahren vergilbt auffinden und nicht ohne Rührung in die Hand nehmen. Mit Kräuterbeigaben sind vielmehr eine Art Kräuterbeutel gemeint, offene Papiertaschen, die in die Holzdeckel alter Bücher eingeklebt wurden und ihren bestimmten Zweck gehabt haben müssen.

Ich entdeckte diese Kräutertaschen in typischen weißen Barocklederbänden des Augustinerchorherrenstiftes zu Indersdorf und des Theatiner-Klosters St. Adelhaid und Cajetan zu München, die durch die Säkularisation von 1803 in den Besitz der Bayerischen Staatsbibliothek gekommen waren. Die Titel der Bücher, in denen ich diese Kräuterbeigaben fand, besagen für das Problem wenig. Es handelt sich z. B. um die Concilia Tubingensia von 1661, Bericht vom Feldmessen von 1665, Bottilieris De successionibus von 1688, Bayerlincks Magnum Theatrum vitae humanae von 1707, also um typische Werke barokken Geistes aller Wissensgebiete, die gewiß nur eine zufällige Auswahl vorstellen aus der Gesamtbibliothek dieser klösterlichen Gemeinschaften, deren sämtliche Bände wahrscheinlich die Kräuterbeigaben erhielten. Das Gemeinsame dieser mit Kräutern versehenen Bücher ist der weiße Leder-Holzband, wie er in den lichten geschwungenen Saalbibliotheken aller solcher Stifter zuhause war und mit Architektur und Bemalung zusammenklang zu einer Symphonie von Form und Geist.

Die Papiertaschen in Vorder- und Hinterdeckel, mit dem aufgeklebten Rand 9×14 bis 13×17 cm groß, unten mit abgeschrägten Ecken, enthielten Kräuter, die unter der Last der Jahrhunderte ausgetrocknet und zerkrümelt waren, aber, den Falten der Papiertaschen nach, vielleicht in frischem Zustande eingefüllt waren und einst ihren Duft dem Buch und dem ganzen Bibliothekssaal mitteilen konnten. Damit erhebt sich die Frage nach dem Zweck dieser Kräuterbeigaben. War es ein Duft, der dem Bibliothekssaal ein Fluidum arbeitsanregenden Wohlgeruches verleihen sollte, hatte es den höchstpraktischen Zweck, die Bücherschädlinge zu verjagen, oder war es noch etwas anderes? Zunächst einmal fällt auf, daß diese mit Kräuterbeigaben versehenen Bände teils völlig von Bücherwürmern verschont blieben, teils geringe Spuren solcher Schädlinge zeigten, die alsbald wieder aus dem Buch herausführen. Wer die oft bienenwabenmäßig zerfressenen Holzdeckel alter Einbände kennt, kann nicht umhin, in diesen Kräuterbeigaben ein wirksames Mittel gegen diese Bücherschädlinge zu sehen, ohne das vielleicht auch diese Bände weitgehend verwüstet wären.

Die erste Untersuchung der stark eingetrockneten und zerkrümelten Kräuter durch einen Botaniker schien auf Chrysanthemum (Pyrethrum) cinerariifolium oder eine nahestehende Form hinzudeuten, also auf Blütenköpfe von Pflanzen, die als Dalmatinisches Insektenpulver, Flohkraut und unter ähnlichen Namen für insekticide Wirkung bekannt sind[1]. Allerdings breitete sich die Anpflanzung dieser Kräuter erst in neuerer Zeit von ihrer eigentlichen Heimat Dalmatien in unsere Gegenden aus[2]. Die mikroskopische Untersuchung eines Beutelinhaltes durch das Institut für angewandte Botanik an der Technischen Hochschule zu München ergab dann jedoch eindeutig, daß es sich um das Kraut von Wermut (Artemisia Absinthium L.) handelt[3]. Wir dürfen das Untersuchungsergebnis dieser einen Probe wohl verallgemeinern und den gleichen Inhalt auch für die nicht eröffneten Kräuterbeutel voraussetzen.

Wie kamen nun die barocken Klosterherren – es handelt sich ja offensichtlich um Einbände aus der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts – dazu, Wermutkräuter ihren Büchern zuzufügen, war es eine Marotte, ein abergläubisches Spiel oder tieferes Wissen? Zunächst einmal war es bestimmt das Wissen um eine alte Tradition. Denn der Wermut (Absinthium) hat seit ältesten Zeiten in der Volksmedizin eine große Rolle gespielt. Er kommt schon in den Rezepten des ägyptischen Papyros Ebers um 1600 v. Chr.

---

[1] Vgl. meine Notiz in den Nachrichten für wissenschaftliche Bibliotheken 6 (1953) S. 278. Da meine dort an die Bibliothekare gerichtete Bitte, mir ähnliche Funde mitzuteilen, ohne Echo blieb, darf ich annehmen, daß ähnliche Funde anderwärts bisher nicht gemacht wurden.

[2] Vgl. Gustav Hegi: Illustrierte Flora Mitteleuropas 6, 2 (1928) S. 596.

[3] Schreiben des Herrn Professor Dr. Rudolf Gistl vom 3. 3. 1956.

vor, war den Kelten, Griechen und Römern in seiner medizinischen Wirkung ebenso wie den anderen europäischen Völkern bekannt[4]. Schon der Grieche Dioskurides (ca. 50 n. Chr.) weiß bereits neben den zahlreichen medizinischen Anwendungsmöglichkeiten des Absinthiums eine weitere, die uns in den Bereich unser Kräutertaschen bringt: »Der Wermut scheint auch, in den Schränken aufgehängt, die Kleider vor Mottenfraß zu schützen und mit Öl zusammen als Salbe die Mücken abzuhalten, so daß sie den Körper nicht belästigen; wird die Schreibtinte mit dem Aufguß desselben versetzt, so bewahrt es die Schriftstücke vor Mäusefraß«[5]. Ganz Ähnliches berichtet dann der Römer Plinius ca. 70 n. Chr., und die Kräuterbücher der Renaissance, allen voran Leonhart Fuchs' De historia stirpium commentarius, Basel 1542, und New Kreuterbuch, Basel 1543, haben diese Lehrmeinung des Dioskurides und Plinius getreu weitergetragen. Jacob Theodor Tabernaemontanus' New vollkommen Kräuterbuch, Basel 1664, baut diese Rezepte weiter aus. Er empfiehlt »Hembder, Leylachen und Hosengesäß mit Wasser, darin Wermut gesotten ist« zu besprengen, um »die Leut so vor Läusen, Nissen, Flöhen und dergleichen Ungeziffer« zu bewahren, und empfiehlt weiterhin, Wermut, in Wasser, Bier oder Wein gesotten, der Tinte beizufügen, um das Papier vor Mäusefraß zu schützen, und fährt fort: »Wermut, in die Truhen, Kisten gelegt, vertreibt Motten und Schaben und verhütet, daß keine in den Kleidern wachsen, so man Wermut dazwischen legt.«

Von der mit Wermut durchsetzten Tinte gegen Mäusefraß und den Wermutkrautbeigaben in den Kleidertruhen gegen Motten und Schaben ist es nicht mehr weit zu Wermut-Kräuterbeigaben in den Holzdeckeln der Bibliotheksbände. Dabei haben wir mit diesen literarischen Zeugnissen nur die gelehrte Oberschicht zu Wort kommen lassen, die wohl nur wenig von dem akzeptierte, was die Volksmedizin empfahl. Das Sprichwort »Wermut ist für alles gut« gilt vor allem für die rein medizinische Anwendung des Wermuts in verschiedenster Form. Der Name Wermut – wie er auch etymologisch wirklich zu erklären sei – wird volksetymologisch mit dem Wurm zusammengebracht (schweiz. wurmet, ostfries. würmk, oldenb. wurmke, kärtn. würmlekraut, engl. wormwood) und wird also in erster Linie als Wurmkraut, als Mittel gegen Würmer angesehen, wobei man wissen muß, daß mit Wurm das Ungeziefer aller Art, vom Lindwurm (Drachen) und der Schlange bis zu Mücken und Insekten bezeichnet wurde. Somit war die Anwendung des Wermutkrautes gegen Holzwurm und Bücherwurm (dies sind ja größtenteils ausgesprochene Insekten, nicht Würmer in engerem Sinne) eine praktische Anwendung volkstümlichen Wissens auf die Welt des Buches. Wenn diese Anwendung, wie die mir vorliegenden Beispiele es wahrscheinlich machen, erstmals im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts erfolgte, so zeigt das eine Volksverbundenheit der Klosterherren dieser Zeit in Baiern, die nachdenklich machen sollte.

Aus der bäuerlichen Landschaft Baierns emporgewachsen und mit bäuerlichem Blut durchtränkt, haben die Klöster Baierns, wie die Akten beweisen, Volksbräuche willig gepflegt und bis zur gewaltsam durchgeführten Säkularisation bei aller Pflege von Kunst und Wissenschaft Kampfstätten gegen traditionslose Neuerungssucht und gegen die volksfremde »Aufklärung um jeden Preis« gebildet. Mag bei den Augustinerchorherren und besonders bei den Theatinern das adlige Element stärker hervorgetreten sein, so war es doch der bairische Landadel, der mit seinem Bauerntum eng verbunden war. Zeigen nun die Kräuterbeigaben in den Klosterbibliotheken an sich eine praktische Anwendung volkstümlichen Wissens, so mag dabei neben der rein volksmedizinischen Absicht auch ein wenig der Volksglaube mitgesprochen haben. Denn Wermutkraut ist nicht nur Objekt der Volksmedizin, sondern auch des Volksglaubens[6].

Seit alters findet das Wermutkraut als antidämonisches Mittel Verwendung, wobei insofern eine Verbindung zu der Volksmedizin besteht, als Krankheiten und Ungeziefer gleichermaßen als Ausfluß dämonischer Kräfte erschienen. Bei Leichenverbrennungen wie als Grabpflanze fand Wermutkraut Verwendung. Man räucherte in den Zwölften mit Wermut den Viehstall aus zum Schutz gegen Dämonen und legte zum Schutz des Kindes Wermutkraut in die Wiege. Brautleute tragen Wermutkraut beim Gang zur Kirche in der Tasche. Wermutkraut, oft in Form von Kräuterkissen, dient direkt als Amulett, und bei der Kräuterweihe zu Mariä Himmelfahrt, wo Sträuße verschiedener Kräuter geweiht wurden, um dann als Amulett und Heilmittel zu dienen, ist Wermutkraut mit dabei.

Für die Kräuterweihe gab es seit dem frühen Mittelalter besondere Kräutersegen. Wenn also die geistlichen Herren bei diesen magischen Volksbräuchen so weitherzig mitwirkten, so mögen sie doch auch vermöge ihrer ländlichen Herkunft ein wenig von diesem Volksglauben an die magische Kraft der Kräuter selber in sich getragen haben. Vielleicht hat also bei den Kräuterbeuteln in den Bibliotheksbänden neben dem Wissen um die insektenhindernde Kraft des Wermutkrautes auch ein wenig der Volksglaube mitgewirkt, damit antidämonische Wirkung auf alle Bücher und Menschen feindlichen dämonische Kräfte auszuüben. Die Heiterkeit des hellen Bibliotheksraumes und der weit ausgespannte Wissensgeist seiner Insassen wird nur gesteigert worden sein, wenn man sich durch die Kräuterbeigaben nicht nur gegen höchst reales Ungeziefer, sondern auch gegen Dämonen aller Art besser gesichert glaubte. So eröffnen diese Kräuterbeutel barocker Klosterbibliotheken den Blick in eine Welt, wo Bildungsstreben und Verbundenheit mit der bäuerlich-bürgerlichen Umwelt, nüchterner praktischer Sinn und naive magische Praktik, vielleicht schon etwas belächelt, doch noch eng miteinander verbunden waren, bis aufklärerischer Bildungsdünkel die Einheit dieser Welt gewaltsam zerstörte. Als die Sendboten der Säkularisation bei der Klosteraufhebung von 1803 mit überheblichem Bildungsdünkel unzählige angeblich abergläubische Bücher dem Feuer oder

[4] Vgl. Gustav Hegi: Illustrierte Flora Mitteleuropas 6, 2 (1928) S. 651-56.

[5] Pedanios Dioscurides: Materia medica (Arzneimittellehre) III, 23.

[6] Vgl. H. Marzell: Bayerische Volksbotanik, 1925 und Handwörterbuch des dt. Aberglaubens 9, 1938/41, Sp. 497-503 (Wermut); 5, 1932/33, Sp. 440-46 (Kräuterweihe).

den Papiermühlen überantworteten, und als man gleichermaßen mit Gewalt und oft blutigen Polizeiaktionen gegen volkstümliche Bräuche und Denkmäler des Volksglaubens als beschämende Dokumente des Aberglaubens im Namen der Aufklärung vorging, war es mit diesem innigen Zusammenhang von volksverbundener Bildungsschicht und primitiver Volksschicht vorbei, und wie schon einmal zur Blütezeit der Renaissance klaffte auf einmal eine tiefe Kluft zwischen der führenden aufgeklärten Oberschicht und dem an alten Überlieferungen hängenden Volk. Die Kräuterbeigaben in den alten Klosterbüchern freilich blieben unentdeckt und haben uns etwas von der Sphäre jener vergangenen Zeit bewahrt.

FRITZ HODEIGE

Die Stellung von Dichter und Buch in der Gesellschaft

EINE LITERAR-SOZIOLOGISCHE UNTERSUCHUNG

INHALT

*

Die vorliegende Arbeit ist eine Dissertation aus dem Jahre 1949 (Philipps-Universität Marburg/Lahn) und wird, den Gepflogenheiten entsprechend, in einer unveränderten Form in dem vorliegenden Archiv veröffentlicht. Nur wenige stilistische Unebenheiten sind beseitigt worden, ein Kapitel wurde weggelassen. Der Verfasser schuldet Herrn Horst Kliemann in München Dank für seine zahlreichen fachlichen Hinweise bei der Abfassung dieses Manuskriptes.

Diese Untersuchung erstreckt sich thematisch nur auf die abendländische Gesellschaft. Daß sie an einigen Punkten durch neuere Veröffentlichungen und eigene Untersuchungen revisionsbedürftig wäre, ist dem Verfasser bekannt. Um aber den Dissertationscharakter zu bewahren, durften keine Änderungen vorgenommen werden, was die Kritiker höflich beachten wollen.

ÜBERBLICK
ÜBER DIE WESENTLICHSTEN THEORIEN AUF DEM GEBIET DER KUNST- UND LITERATURSOZIOLOGIE

Ausgesprochen literatursoziologische Theorien sind wenig vertreten. Häufiger finden wir dagegen Untersuchungen, die ganz allgemein das Verhältnis von Kunst zur Gesellschaft zum Gegenstand haben. Daraus lassen sich aber ohne weiteres wichtige Hinweise ableiten, die auch für das speziellere Gebiet der Literatursoziologie von Wichtigkeit sind.

Ansätze zu einer soziologischen Ästhetik finden wir in den Arbeiten der drei Franzosen Taine, Guyau und Lalo.

Taine[1] geht von der Frage aus: In welchem natürlichen Zusammenhang steht ein künstlerisches Werk? Er führt in seiner Untersuchung aus, daß ein Kunstwerk bedingt sei »durch eine allgemeine Lage, welche Neigungen hervorruft und deutlich bestimmte Fähigkeiten, durch einen herrschenden Menschen, in welchem diese Neigungen und Fähigkeiten vorwalten, Töne, Formen, Farben oder Worte, welchen diesen Menschen in seiner Empfindung wecken oder die mit den Neigungen und Fähigkeiten, die ihn auszeichnen, übereinstimmen«[2]. Charakteristischerweise fordert Taine, sich mit Genauigkeit den allgemeinen Zustand und die Sitten vorzustellen, die zur Zeit der Entstehung des Kunstwerks und des Künstlers herrschten. Innerhalb des besonderen »Milieus« sind bestimmend für das Werden und das Schicksal des Werkes: die ökonomische Zeitlage, die seelische Zeitgestimmtheit, der Zusammenklang der Stimmung des Werkes mit der Stimmung des Publikums und der aus dem gesellschaftlichen Leben der Zeit entspringende Gehalt des Werkes. Mehr an soziologischen Problemen sieht Taine nicht. Die von ihm angeführten Faktoren werden später bei der Analyse des literarischen Erfolgs noch eingehender betrachtet werden müssen. Taine dringt mit seiner Theorie noch nicht in das erlebte Innere der Kunst, seine Soziologie bleibt im empirischen Ansatz stecken.

Nach dem Ursprung des künstlerischen Schaffens im lebendigen gesellschaftlichen Dasein des Menschen forscht Guyau[3].

---

[1] Taine, Hippolyte, Philosophie d. Kunst. Leipzig 1902.
[2] Taine, Hippolyte, Philosophie de l'art. 1901, S. 100.
[3] Guyau, J. M. Die Kunst als soz. Phänomen. Leipzig 1911.
L'art au point de vue sociologique. 1903.

Für ihn ist die Kunst nicht rein gesellschaftlich bedingt, sondern ihr Wesen ist identisch mit einer sinnvollen inneren Lebenstendenz des menschlichen Geistes. Kunst ist für ihn eine aktive Macht, die geistig von innen nach außen wirkt, »eine durch das Gefühl hervorgebrachte Ausdehnung der gesellschaftlichen Verhältnisse auf alle Wesen der Natur und selbst auf Wesen, die als über die Natur hinausgehend aufgefaßt werden — ja, sogar auf fingierte, nur in der menschlichen Phantasie bestehende Gebilde. Die künstlerische Erregung ist also hauptsächlich sozialer Art. Sie läuft auf das Resultat hinaus, das individuelle Leben zu vergrößern, dadurch, daß sie es mit einem breiteren und universellen Leben sich verschmelzen läßt. Kunst entführt das Individuum seinem eigenen Leben, um es am universellen Leben teilnehmen zu lassen durch die unmittelbare Gemeinschaft der sinnlichen Eindrücke und der Gefühle«[4].

Guyau setzt also ein »Kollektivbewußtsein« voraus. Die ästhetische Erregung ist an sich sozial, als sie die »Coanästhesie« hervorbringt, auf das »allgemeine Bewußtsein« auf baut. Wir sagen: »Ich« und könnten ebensogut sagen: »Wir«[5]. Die ästhetische Erregung greift also auf eine allgemeine und sozusagen kollektive Reizung des Lebens in uns allen zurück. Die drei soziologischen Elemente der »künstlerischen Erregung« sind nach Guyau:

a) Die intellektuelle Lust am Erkennen der Gegenstände durch das Gedächtnis. Wir leben, sympathisieren und vergleichen. Erinnerungen werden durch die Berührung mit dem äußeren Bilde neu belebt, und wir leben einen Teil unseres Lebens noch einmal. Diesen sensitiven Teil nennt Comte »egoistisch«.
b) Die Lust am Sympathisieren mit dem Schöpfer des Gegenstandes.
c) Die Lust am Sympathisieren mit dem vom Künstler dargestellten Wesen.

Guyau sieht psychologisch das Werk vom Erlebnis des Kunstbetrachters aus. Er kommt aber nicht zum wirklichen Verständnis der Kunst selber als eines soziologischen Phänomens, sondern seine Darstellung läuft auf eine Untersuchung der sozialen Funktion der Kunst hinaus. Diese sieht er als wesentlichsten Zweck der Kunst an, beurteilt auch jede Kunstrichtung danach und kommt somit zu dem Ergebnis, daß nur die Schönheit als Akt der Liebe die Soziabilität zu erzeugen vermag. Alle Kunst, die nicht sozial wirksam ist, ist häßlich und verliert an Kunstwert. Seine Ästhetik mündet letzten Endes in eine ethische Fragestellung[6].

Charles Lalo weist in seiner »Soziologischen Ästhetik«[7] darauf hin, daß eine soziologische Ästhetik scheinbar das Recht der Individualität des Kunstwerks, des Künstlers und des Schöpfers negiert und zerstört. Aber das geschieht nur, weil die soziologische Ästhetik falsch konzipiert ist. Der wahre Ansatz beruht in der Annahme, die Realität des einzelnen Menschen und die der Gruppe als gleichursprünglich und gleichwirksam zu setzen, so daß jede Äußerung des einzelnen Menschen zugleich die Kollektivität repräsentiert. Im Ganzen ist diese Reziprozität von Individuum und Kollektivum bei Lalo nicht geklärt. Wenn und insofern der wahrhafte Ansatz zum ästhetischen Bewußtsein ein sozialer Tatbestand sein soll, so ist die Frage zu stellen, wie das »Kollektivbewußtsein« als ästhetisches möglich ist. Diese Frage wird von Lalo nicht gestellt; sie kann auch gar nicht von ihm gestellt werden, nachdem das Bewußtsein als ästhetisches psychologisch erklärt wird. »Par analogie avec la subconscience des psychologues, on pourrait dire, que les valeurs d'art existent en puissance mais restent subesthetiquestant qu'elles ne sont qu'individuelles, de sorte que le veritable ›seuil de la conscience esthetique‹ est un fait social[8].« Aus diesem Ansatzpunkt von Lalo ergibt sich nun, daß eine Interpretation der Kunst oder des ästhetischen Bewußtseins soziologisch nach zwei Seiten hin erfolgt: kollektive Organisation der Kunst und kollektive Entwicklung der Kunst. Die kollektive Entwicklung der Kunst besteht nach Lalo in anästhetischen und ästhetischen Bedingungen des »ästhetischen Lebens«. Zu den anästhetischen Bedingungen sind zu rechnen: materielle Bedingungen, der Einfluß der sozialen Klassen, Kunst und Luxus; zu den ästhetischen Bedingungen rechnet Lalo: die »Sanktionen« des ästhetischen Bewußtseins wie Ruhm, Vergessen, Lächerlichkeit, das Publikum, die Öffentlichkeit, die Technik, der Stil usw. Bei Lalo findet man immerhin noch den positivsten Ansatz zu einer soziologischen Ästhetik.

In neuerer Zeit greift Heinz Sauermann[9] den Gedanken einer soziologischen Ästhetik noch einmal auf. Seine Fragestellung, wie ein Kollektivbewußtsein als ästhetisches möglich sei, beinhaltet zwei Voraussetzungen: die Realität des Kollektivbewußtseins (an dessen unzureichender Begründung Lalo scheiterte) und die Möglichkeit transzendentaler Begründung einer ästhetischen Wertlehre vom Individualbewußtsein. Auf die Frage nach der Realität eines Kollektivbewußtseins kann hier grundsätzlich nicht eingegangen werden, ich möchte nur auf den Unterschied von Bewußtsein und Bewußtseinsinhalten aufmerksam machen (nach Solms[10]). Sauermann versucht, die individuelle Gefühlsgestaltung im schöpferischen ästhetischen Akt als im Kollektiv fundiert nachzuweisen. Künstler sein heißt: In der Bewältigung des Stoffes das eigene Gefühlserlebnis zu gestalten, in der gefühlsmäßigen Auseinandersetzung mit dem Stoff die Strukturverwandtschaft mit der eigenen individuellen Seele symbolisch zum Ausdruck zu bringen. Daraus leitet Sauermann den Begriff der Kunst vom soziologischen Standpunkt ab: Die Gestaltung des Kollektivs durch die Individualität des Künstlers. Die soziologische Ästhetik läßt der Individualität ihre volle Geltung, da die Gestaltung des Soziums als Gefühlserlebnis nur über die Individualisierung möglich ist. Sauermann betont, daß Individuum und Kollektivum als gleichursprünglich be-

[4] Guyau, J. M, Die Kunst . . . . . , S. 55.

[5] Guyau, J. M, Die Kunst . . . . . , S. 40.

[6] vgl. dazu: Schürholz-Ohrnberger, Sozialpsychologische Gedanken Guyaus über Kunst. Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie, 1931–32, S. 106.

[7] Lalo, Charles, Programm einer soziologischen Ästhetik. Bericht des Kongresses f. Ästhetik 1913.

[8] Lalo, Esthètique. Paris 1913. S. 75.

[9] Sauermann, Heinz, Soziologie der Kunst. (In: Lehrbuch f. Soz. und Sozialphilosophie, Berlin 1931).

[10] Solms, Kollegnachschrift: Das Bewußtsein bleibt psychisch und phänomenologisch an den einzelnen gebunden, während die Bewußtseinsinhalte über dem einzelnen gelagert sind, und somit das einzig und allein Verbindende und Bestimmende der Einzelnen darstellen.

griffen werden müssen, so daß die Gestaltung des Kollektivums als Gefühlserlebnis nur über die Subjektivierung vor sich gehen kann.

Die beiden nun zu besprechenden Untersuchungen vertreten den Standpunkt, daß eine Soziologie der Kunst eine Soziologie des Stils sei.

Wilhelm Hausenstein[11] sieht den Bestimmungsgrund für die Stilbildung in der ökonomisch-sozialen Lage einer Zeit. Er betont, daß in jeder historischen Situation auch das freieste Schaffen noch getragen ist von der ökonomischen Wirklichkeit. Die Möglichkeit und das Ausmaß der Entfaltung hängen von ihr ab. Wir wollen schon hier die Hausensteinsche These dahingehend einschränken, daß wir sagen: »auch« davon ab. Auf diese Gedankengänge werden wir später bei der Untersuchung über die soziale Stellung des Künstlers zurückkommen. Jedoch soviel sei hier schon gesagt, daß dieser Hinweis auch für die marxistischen Kultursoziologen von erheblicher Wichtigkeit ist, man darf ihn nur nicht bis in das Extrem steigern. Denn es ist gewiß nicht so, wie manche »Schwärmer« denken, daß der echte Dichter unabhängig sei vom Materiellen. Gewiß entspringt das Schaffen der eigenen Selbstbestimmung – wobei auch hier wiederum an die kollektiven Bande zu mahnen ist – jedoch die Möglichkeit der Verwirklichung der Pläne des Künstlers hängt ausschließlich von dem ihm beschiedenen oder nicht beschiedenen »Erfolg« ab. Ich betone »ausdrücklich«, worauf ich in den folgenden Kapiteln eingehen werde. Der »Erfolg« bewegt sich jedoch nicht ausschließlich auf der Ebene des Ökonomischen, und darin unterscheidet sich unsere Theorie von der Hausensteins.

Erich Rothacker[12] weist in einem Referat auf die Verschiedenheit der menschlichen Lebens-, Kultur- und Kunststile hin. Er sieht in dem Satz von Karl Marx, daß nicht das Bewußtsein der Menschen ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein ihr Bewußtsein bestimmt, die Grundlage jeder kunstsoziologischen Forschung, wobei er den Begriff »gesellschaftliches Sein« durch den weiteren »geschichtliches Sein« ersetzt wissen will. Die Erkenntnis der »Seinsverbundenheit« (Mannheim) der Kunst, die Bindung der großen Stile an das Gesicht ihrer Epoche, ihrer Nation, ihres Kulturkreises und der individuellen Stile an die Persönlichkeit ihres Schöpfers, die Bindung von Kunststilen an die Lebensstile sind die Hauptbestandteile der Untersuchung. Spezifisch soziologisch formuliert Rothacker, wenn er die Frage aufwirft, wie weit sich der Lebensstil und das Lebensgefühl einer Gruppe als bedingt durch gesellschaftliche Faktoren nachweisen lasse. Er unterscheidet da vier Fragestellungen:

a) Die Relation derber volkstümlicher, realistischer Kunst oder später sublimierter überfeinerter Kunst zu sozial bedingten Lebensstilen. Er leistet hier vor allen Dingen einen fruchtbaren Ansatz zu einer Stilsoziologie durch seinen Hinweis, daß der Mensch nur das der Bearbeitung für wert halte, was ihm an der Welt bedeutsam ist – nur das sieht er. Ein Gedanke, den Rothacker in seinem neueren Werk[13] eingehender ausführt. Sein Ansatzpunkt für die weitere kunstsoziologische Forschung besteht darin, die Verschiedenheit der menschlichen »Weltauswahlen« zu untersuchen, um darzustellen, welche Bestandteile der Welt vom Menschen in künstlerischen Werken festgehalten worden sind[14].

b) Neben der Materie ist das weitere stilistische Moment des Ethos zu beachten: Archaische Strenge, Größe, Einfachheit usw. haben unmittelbaren Ausdruckswert.

c) Dynamische Werte geben einen Einblick in soziologische Lagen, Epochen, nationale Eigenarten.

d) Es besteht eine Analogie des sozialen Gefüges einer Gesellschaft und des für das Gefüge ihres Stils charakteristischen Verhältnisses des Ganzen und der Teile.

Ähnlich klangen die aus dem gleichen Anlaß vorgetragenen Thesen Breysigs[15], der den für uns wichtigen Satz formulierte, daß das geistige Schaffen von Grund aus durch »gesellschaftsseelische« Antriebe bestimmt sei. Leopold von Wiese[16] will den Aufgabenkreis der Kunstsoziologie weitgehend eingeschränkt wissen. Er definiert die Kunst als ein Gebiet, auf dem sich die Menschen aneinander binden oder voneinander lösen – wie auch auf allen anderen Gebieten. Dieser Komplex zwischenmenschlicher Beziehung sei Gegenstand der soziologischen Forschung.

Die vorher schon angeführte marxistische Kunstsoziologie ist Gegenstand einer Untersuchung von Alfred Kleinberg[17]. Kleinberg betont, daß die moderne Kultursoziologie noch immer ein Kind des Positivismus und des historischen Materialismus sei. Die verschiedenen Erscheinungen an einem Kulturkörper bei all der Buntheit und scheinbaren Gegensätzlichkeit sind letzten Endes Funktionen der jeweiligen ökonomisch-sozialen Gegebenheiten. Formen und Wachstum der eigentlichen »zivilisation« sind auf das engste mit der Entwicklung der Produktivkräfte und der Produktionsverhältnisse verbunden.

Völlig im Gegensatz zu der hier vertretenen marxistischen Kultursoziologie stehen die Ausführungen von Werner Ziegenfuß[18]. Er betrachtet als einzige Aufgabe einer Kunstsoziologie, den innergeistigen Beziehungen und Spannungen nachzugehen, die im Kunstwerk zwischen Schöpfer und Gemeinschaft entstehen. Kunst als soziales Phänomen ist als eine unableitbare Einheitlichkeit und Vielheit von Spannungen anzusehen. Ziegenfuß verwirft die Anerkennung ökonomischer Faktoren als sinnvoll führende im künstlerischen und literarischen Wirken. In der Gesamtpolemik wird Ziegenfuß dem Marxismus nicht gerecht, da er seine Theorie vom »objektiven Geist« nicht minder extrem vertritt, wie es Kleinberg von der anderen Seite her tut.

[11] Hausenstein, Wilhelm, Die Kunst und die Gesellschaft. München, o. J.

[12] Rothacker, Erich, Der Beitrag der Philosophie und der Einzelwissenschaften zur Kunstsoziologie. (Verhandlungen des 7. Deutsch. Soziologentages) Tübingen 1931, S. 132ff.

[13] Rothacker, Erich, Probleme d. Kulturanthropologie. Bonn 1948.

[14] Rothacker, Der Beitrag. . . ., a. a. O., S. 147.

[15] Breysig, Kurt, Das geistige Schaffen als Gegenstand der Gesellschaftslehre. (Verhdlg. d. 7. Deutschen Soziologentages), Tübingen 1931, S. 156.

[16] v. Wiese, Leopold, Soziologie der Kunst. (Verhdlg. d. 7. Deutschen Soziologentages) Tübingen 1931, S. 121.

[17] Kleinberg, Alfred, Marxistische Kultursoziologie. In: Die Gesellschaft, Bd. 9, 1932, S. 252.

[18] Ziegenfuß, Werner, Soziologie der Literatur und bildenden Künste. In: Hdbch. d. Soz. 1931, S. 208ff.

Einen Versuch, die großen historischen Umwälzungen der Literatur methodisch zu erklären, unternahm der französische Literaturwissenschaftler Ferdinand Brunetière. Sein Werk[19] erschien zu einer Zeit, in der die Welt so berauscht von den Ergebnissen der Naturwissenschaft war, daß sie annahm, in den Erklärungen, die Darwin für die Vorgänge in der Natur gefunden zu haben glaubte, nun auch die Lösung der Probleme des geistigen Lebens zu sehen. Brunetière sah in der Entwicklung der Kunst, dem Aufstieg von »einfachen« zu »komplizierten« (diese Begriffspaare sind ungeeignet für die Forschung) Formen, Darwins Entstehung der »Arten« wieder. Diese lebenden »Arten«, die Darwin in der Natur gefunden hatte, sollten nun auch auf das Gebiet der Kunst übertragen werden, um dann auch auf diese die Darwinschen Selektionsprinzipien anwenden zu können. Brunetière übersah aber hier einen ganz wesentlichen Unterschied dieser beiden Formen von »Gattungen«. Während sich die Gattung in der Natur aus lebenden Wesen zusammensetzt, kann die Kunst – als Gattung gedacht – immer nur Schöpfung eines Teils dieser lebenden Gattung, des Menschen, sein, und die Kunst ist deshalb vom »Geiste« dieser lebenden Gattung abhängig. Eine sehr periphäre äußere Ähnlichkeit besteht in dem gleichen Kampf ums Dasein, den die Kunst wie der Mensch ausfechten muß. Brunetière vertritt die völlig falsche Annahme, daß die Lebenskraft einzelner literarischer »Gattungen« unter sich entscheidet, wer die Führung übernehmen soll. Meiner Meinung nach wird die an sich bestehende unendliche Variabilität des Kunstschaffens durch die »Aufnahme« in der Gesellschaft in gewisse Bahnen gelenkt. Zu jeder Zeit gab es Künstler, die extremen Auffassungen nachgingen und diese in ihrer Kunst zum Ausdruck brachten. Denn für den Künstler ist die Dichtung durchaus individuell gemeint oder zum mindesten bestimmt für eine Gesellschaft sinnvoll begrenzter Art (Gemeinde). Aber die Möglichkeit, sich durchzusetzen, eine Wirkung auf seine Mitmenschen auszuüben, ist nicht abhängig von der Innehaltung ästhetischer Regeln, die Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben. Wer »erfolgreich« ist, wird davon abhängig sein, wieweit die neue Schöpfung dem gerade herrschenden Zeitgeschmack entspricht oder wieweit sie in der Lage ist, neue, noch im Keim steckende Kunstrichtungen zu wecken. Nicht die »Kraft« an sich, sondern die »Kraftträger« fällen die Entscheidung. Es geht hier nicht ohne einen gewissen Resonanzboden. Brunetière irrt, wenn er glaubt, daß angeblich die literarischen »Gattungen« oder gar die einzelnen Kunstwerke miteinander im Kampfe stehen. Für die Auswahl ist vielmehr der Umstand von Wichtigkeit, daß das künstlerische Schaffen von dem literarischen Interesse einzelner Menschengruppen, die den herrschenden Stil repräsentieren, abhängig ist. Meist sind es auch dieselben, die die Beherrscher der wirtschaftlichen Machtmittel sind. Man muß es bezweifeln, daß es angeblich Zeiten gegeben haben soll, die arm an Talenten für spezifische Kunst»gattungen« gewesen sein sollen. Es sind wohl zu allen Zeiten Dramen, Epen und lyrische Kunstwerke verfaßt worden – aber nicht alle Zeiten waren für die verschiedenen Gattungen gleichzeitig »aufnahmebereit«. Latente Gaben können erst in aktive Kräfte verwandelt werden, die später dann in Erscheinung treten, wenn das Urteil der öffentlichen Meinung dem einen Schaffenden das Prädikat der »Größe« zuerkennt, während sie es einem anderen verweigert, obwohl er vielleicht – ästhetisch gesehen – eine gleich»wertige« Leistung aufzuweisen hat. Aber die Leistung »an sich« ist noch nicht erfolgsrelevant, dazu bedarf es noch typischer Faktoren, die später behandelt werden.

Einen weiteren Vorstoß in das Neuland der Literatursoziologie unternahm Levin Schücking[20]. Er weist auf die sich wandelnde soziale Stellung des Künstlers im allgemeinen hin, die sich während des beginnenden Mittelalters verschiebt. Einzelheiten sind in dem nachfolgenden Kapitel angeführt. Ferner verficht Schücking die These, daß in den verschiedenen Zeiten die Stände, die das gerade herrschende Kulturideal vertreten, auch gleichzeitig die Träger der literarischen Produktion und des literarischen Geschmacks sind. Das trifft ganz gewiß solange zu, bis sich der Künstler als Stand eine selbständige soziale Stellung erworben hat. Solange spielt die wirtschaftliche Abhängigkeit eine große Rolle. Aber grundsätzlich können die Träger der literarischen »Produktion« sehr wohl auch anderen Schichten als der gerade »führenden« angehören – es bleibt nur die Frage, ob sich ihre Kunstwerke gegen den herrschenden Geschmack durchsetzten. Gerade die Faktoren, die den »Erfolg« bedingen und somit den literarischen Geschmack weitgehend beeinflussen, bleiben bei Schücking unbeachtet. Wichtig ist ferner noch sein Hinweis auf den »Fachmann« als diejenige Machtfigur, die infolge der Zersplitterung der modernen Interessen auf die verschiedenen Gebiete als bestimmender Faktor auf die Geschmacksbildung einwirkt. Die Bucherfolge, die auf Grund von Buchbesprechungen erzielt worden sind, unterstützen diese These.

Wichtig für die weitere Arbeit auf dem Gebiet der Literatursoziologie sind noch die einschlägigen Arbeiten von Lukacs[21]. In seinem neuesten Buch[22] versucht er den Zusammenhang des Imperialismus als politisches und gesellschaftliches System mit der gleichzeitigen deutschen Literatur aufzuzeigen, wobei ihm als Maßstab der Beurteilung nicht die Ästhetik dient, sondern die Staats- und Gesellschaftslehre. Er versucht zu beweisen, wie alle Werke, Gestalten und Richtungen unserer Literatur nur aus ihrer engen Verbindung mit den gesellschaftlichen Gegebenheiten und Nöten zu verstehen sind. Diese Form der Literaturbeschreibung wäre undenkbar ohne die Geschichtsauffassung von Karl Marx. Die ganze Anschauung von Lukacs gipfelt in dem Satz, daß die Dichter im großen historischen Entwicklungsprozeß der Menschheit tiefere oder oberflächlichere Momente erfassen können, und je nachdem wird ihr Werk eine dauernde oder vorübergehende Wirkung haben. Aber auch das

[19] Brunetière, Ferdinand, Evolution des genres dans l'histoire de la litterature. Paris 1890.

[20] Schücking, Levin, Die Soziologie der literarischen Geschmacksbildung. München 1923, 2. Aufl. vgl. die anderen Arbeiten von Schücking: Literaturgeschichte und Geschmacksgeschichte. Germ.-Roman. Monatshefte, 1913. Die Geschmacksbildung als soziologischer Vorgang. »Ethos«, I, 1925/26.

[21] Lukacs, Georg, Die Theorie des Romans. Berlin 1920. – Derselbe, Die Theorie des Romans, Ztschft. f. Ästhetik, Bd. 11, 1916. – Derselbe, Fortschritt und Reaktion in der deutschen Literatur. Berlin 1947.

[22] Lukacs, Georg, Deutsche Literatur während des Imperialismus. Berlin 1947.

Tiefste hat nicht aufgehört, historisch, zeitlich, zeitgebunden zu sein. In dem Buch über die deutsche Literatur während des Imperialismus bezeichnet Lukacs als das Charakteristikum der Größe und der Grenze unserer Literatur die im einzelnen gezeigte Einstellung zum Staatswesen. Die deutsche Literatur sei deshalb in der Zeit des Imperialismus als »groß« zu bezeichnen, weil sie die Schicksalsfrage des deutschen Volkes erkannte und in ihrer Glanzzeit den Gegensatz zum Staatswesen vertieft und ausgebaut habe; zugleich liege aber gerade auch darin ihre Schwäche begründet. Denn der Gegensatz zur staatlichen Struktur habe den idealistischen Charakter der deutschen Kultur und Literatur bewirkt, der aber abgelehnt werden muß, da er nicht der Wirklichkeit entspräche.

Wie ich schon eingangs erwähnte, ist eine umfassende Theorie der Literatursoziologie noch nicht versucht worden. Die Problematik im allgemeinen sollte durch diesen Überblick aufgezeigt werden, mehr kann im Rahmen dieser Untersuchung nicht erstrebt werden.

II

DIE STELLUNG DES BUCHES IN DER GESELLSCHAFT

Ein sozialgeschichtlicher Überblick

Zur unmittelbaren Verständigung zwischen den Menschen im Sinne von »Ersatzformen« einer Sprache ist die »Aussage« notwendig. Die zwischenmenschliche Aussage ist wie in der Tierwelt unabhängig von einer artikulierten Sprache. Sie kann sich zwischen Primitiven, Taubstummen, Verschiedensprachigen, aber auch im normalen Alltagsleben auf Zeichen, Gesten, Laute und Symbolhandlungen beschränken. Diese Urformen der Verständigung gehören keiner bestimmten menschlichen Entwicklungsstufe an, sondern wir begegnen ihnen zu allen Zeiten als Ersatz oder Steigerung hochentwickelter geistiger und technischer Ausdrucksmittel. Das ausdrucksfähigste Mittel der Aussage ist die Sprache. Ihr Symbolwert hängt ab von der Gemeinsamkeit der Lautwerte und der Ähnlichkeit des Denkvorganges zwischen Sprecher und Hörer. Sie ist imstande, auch abstrakte Inhalte zum Ausdruck zu bringen und damit als Verständigungsmittel jenseits der Sinnenwelt zu dienen. Ihre Aussage erfolgt nicht spontan, wie die primitiven Reaktionen, sondern durch das Medium des Denkens und die Formulierung des Sprechers, und sie setzt den gleichen geistigen Vorgang, wenn auch in vereinfachter Form und in umgekehrter Reihenfolge, beim Hörer voraus. Die Sprache vermag je nach ihrer Präzision die meisten Bewußtseinsinhalte verständlich zu machen. Sinneseindrücke wie Farben, Formen, Töne und Gerüche vermag sie jedoch nur zu umschreiben. Das Kennzeichen des Sprechakts ist die Flüchtigkeit. Die Sprache entschwindet mit dem Klang der Worte, ihr Weiterleben ist gebunden an die Fähigkeit des Sicherinnerns, der Wiederholung oder der Weitergabe. Demgegenüber gibt es eine stoffgebundene Objektivation der Aussage durch Symbole von Dauer. Zeichen religiöser Ehrfurcht, königlicher Würde, militärischer Macht, menschlicher Zuneigung gibt es bei allen Naturvölkern wie in der modernen Zivilisation. Eine andere Form der »Materialisation« stellt die plastische, zeichnerische oder malerische Gestaltung dar. Die bildliche Aussage ist im Gegensatz zur Sprache an sinnlich erfaßbare Formen gebunden. Diese Art der Aussage ist unabhängig von sprachlichen und gedanklichen Übereinstimmungen, sie setzt nur die Gemeinsamkeit der allgemeinen Sinneserlebnisse voraus.

Entwickelt sich aus den einzelnen Zeichnungen die Bilderreihe, so entsteht die Schrift als Wiedergabe einer Gedankenkette. Diese Bilderschrift zeigt die unmittelbare Herkunft aus der Zeichensprache, während die Laut- oder Buchstabenschrift das sekundäre Kunstprodukt des akustischen Aussagemittels der Sprache ist. Zu der notwendigen Formung der Gedanken und Worte gesellt sich ihre Umsetzung in Schriftbilder und deren Niederschrift. Der umgekehrte Vorgang vollzieht sich beim Leser mit der Entzifferung der Zeichen, der Rekonstruktion des akustischen Wortbildes und seine Zurückübersetzung in die Gedanken des Aussagenden. Der Vorgang der schriftlichen Verständigung setzt also beiderseits eine besondere geistige Schulung und eine gleichartige Schrift- und Sprachkenntnis voraus. Dieser Umweg über das Schriftbild besitzt den Vorteil, den Gedanken zu »materialisieren«, ihn unabhängig von einer erneuten Aussage zu machen und ihn grundsätzlich auf unbestimmte Zeit konservieren und verbreiten zu können. So wird die Schrift zur Grundlage der Überlieferung aller geistigen Güter; auch die Werke der indischen Philosophie und Dichtung sind eines Tages schriftlich fixiert worden, nachdem sie jahrhundertelang mündlich weitergegeben wurden.

Die wichtigste Form der Aussage ist das »Sagen« und seine sichtbarste Fixierung die »Schrift«. Die schriftlichen Ausdrucksmittel entbehren an und für sich einer akustischen Wirksamkeit. Sie reduzieren die geistige Aussage auf den abstrakten Bereich der sichtbaren Begriffs- und Lautsymbole. Das »Lautlesen« verkoppelt zwei Bereiche. Die schriftlichen Ausdrucksmittel sind trotz der Zuhilfenahme des Gesichtssinnes unsinnlich, es fehlt ihnen die unmittelbare Berührung zwischen dem Sprecher und dem Hörer. Demgegenüber steht der große Vorteil, daß durch die Fixierung des Wortes und des Gedankens die Sprache ihre Einmaligkeit verliert. Sie wird unabhängig von Ort und Zeit, man kann das Geschriebene lesen, prüfen, wiederlesen, weitergeben, vervielfältigen und aufbewahren; aus dem Wort wird das Dokument.

Das Buch ist eine der sichtbarsten Formen einer geistigen Schöpfung, ein Niederschlag des Geistes. Jeder Buchinhalt muß zuvor gedacht werden, ehe er niedergeschrieben werden kann. Dabei spielt es gar keine Rolle, ob es sich um einen Roman, ein Gedicht, ein Lehr- oder Schulbuch oder um ein Lexikon handelt – zuerst sind alle diese Bücher einmal »urgehoben« worden. Die Niederschrift von Gedanken – sei es in Form von Sätzen oder in Form einer Reproduktion von Bildern – muß zudem »abgeschlossen und in sich zusammenhängend sein«, da wir es sonst mit einer Zeitschrift oder einer Zeitung zu tun hätten, deren besonderes Charakteristikum die periodische Wiederkehr ist. Ein Buch »in Fortsetzung« in dem Sinn, daß der Inhalt eines Werkes wahllos (!) unterbrochen werden kann und in Teilstücken weitergeführt wird, gibt es nicht. Man bezeichnet oftmals ungenau die einzelnen Bände eines Werkes als Bücher, wobei man den Fehler begeht, die an sich bestehende Einheit der einzelnen Bände in Form *eines* Buches, die ihrem Wesen

nach besteht, zu übersehen und die auf Grund technischer Überlegungen angestellte Teilung als wesentlich anzusehen. Ein Bericht, der im Inhalt wahllos unterbrochen wird und in »Fortsetzungen« erscheint, widerspricht dem Charakter des Buches.

Ein Buch ist die äußerliche und inhaltliche Einheit einer zusammenhängenden, in sich abgeschlossenen Vervielfältigung von Gedanken auf einem leicht beweglichen Stoff.

Dabei sind wir uns bewußt, daß wir den Begriff »Buch« in seinem weitesten Umfang fassen und infolgedessen auch die Keilschriftziegel der Babylonier, die Papyrusrollen der Griechen und Römer, die Runenschrift des Nordens u. ä. m. mit einschließen – soweit sie der gegebenen Definition entsprechen.

Drei Faktoren bedürfen einander und sind nicht zu entflechten, will man nicht den Buchcharakter zerstören: Geist-Technik-Wirtschaft.

Das Buch ist nicht nur eine der sichtbarsten Formen einer geistigen Schöpfung, sondern es ist auch der Gegenstand wirtschaftlicher Bemühungen. Aus dem Verkauf des Buches müssen die Mittel zur Vergütung für den Verfasser gewonnen werden, ferner die Mittel, um den für die Herstellung und den Vertrieb des Buches notwendigen Betrieb aufrecht zu erhalten – einerlei, ob es sich um ein modernes Verlagsgebilde oder um den antiken Buchhandel in seinen verschiedenen Formen handelt. Das Buch unterliegt wirtschaftlichen Notwendigkeiten und Gesetzen, und sein wirtschaftliches Geschick ist von dem der allgemeinen wirtschaftlichen Lage untrennbar. Im Gegensatz zu anderen Gebrauchsgütern befindet es sich in einer besonders schwierigen Lage, weil ein Buch mit wenigen Ausnahmen vom Käufer nur einmal gekauft wird. Damit ist der Verkaufsmöglichkeit eine viel engere Grenze gesetzt als bei anderen Verbrauchsgütern. Die Verkaufsmöglichkeiten werden dadurch noch weiter verringert, daß das Buch verliehen werden kann, so daß also auf einen Käufer oftmals mehrere Leser kommen. So hat ein Buch meist mehr Leser als Käufer.

Das Buch ist weiterhin das Ergebnis einer Reihe von Kräften der Technik, die in bestimmter Folge an der Fertigstellung des Gegenstandes, den wir im Gegensatz zu einer Zeitschrift oder einer Zeitung ein Buch nennen, mitwirken. Es ist bei dieser Betrachtung gleichgültig, ob es sich um ein rein handwerkliches Erzeugnis unter weitgehender Ausschaltung der heutigen Maschinentechnik handelt, oder um das in Massenauflagen hergestellte Typenbuch. Gemeint ist das Buch schlechthin als »äußerliche und inhaltliche Einheit«. Das Buch wird, wie wir bereits sahen, notwendigerweise aus einem leicht beweglichen Stoff hergestellt, wobei es keine Rolle spielt, ob es sich um die lehmigen Tontafeln der Assyrer und Babylonier oder um die Holzplatten der Chinesen, auf die man mit Griffeln ritzte, oder ob es sich um die Gewinnung des Papyrus der Ägypter handelt, die schon im 3. Jahrtausend v. Chr. eine reguläre Papyrusfabrikation betrieben[23]. Eine bekannte Papyrusrolle, die sich in der Universitätsbibliothek in Leipzig befand, ist etwa 20 m lang und enthält 110 »Seiten«. Der Text begann rechts außen, und die »Seiten« folgten von rechts nach links. Der Handel mit Totenbüchern (1800 v. Chr.) ist wahrscheinlich im alten Ägypten die einzige Form des Buchhandels gewesen. Diese wurden den Toten als Schutz bei ihrer Wanderung ins Totenreich mitgegeben. Nach und nach bekamen sie einen konventionellen Inhalt, und die Herstellung scheint von den Priestern fabrikmäßig mit einem offengehaltenen Platz für den Namen des Toten betrieben worden zu sein.

Bewußt schließen wir also teilweise die assyrisch-babylonischen Tontafeln in unsere Buchdefinition ein, denn sie sind durchaus auf einem »leicht beweglichen Stoff« hergestellt und auch vervielfältigt worden[24]. Bei den Ausgrabungen in der Umgebung der babylonischen Stadt Nippur im vorigen Jahrhundert stießen Archäologen auf einen Tempel. Mehrere Räume waren mit Totentafeln angefüllt, und es zeigte sich, daß man hier vor einer richtigen Bibliothek und einem Archiv stand, die aller Wahrscheinlichkeit nach auf die zweite Hälfte des 3. Jahrtausends zurückreichen. Oft umfaßt ein solcher Text eine ganze Reihe von Tafeln, in mehreren Fällen bis an die hundert Stück; auf der letzten wird dann angegeben, aus wievielen solcher Tafeln das ganze Buch (... äußerliche und inhaltliche Einheit ...) besteht. Man kannte auch schon Kataloge, in denen die Tafeln verschiedener Serien oder die Anfänge aller Tafeln einer Serie aufgeführt waren und die in den Buchläden den Käufern das Suchen erleichtern sollten[25].

Das Buch verdankt seine Entstehung nicht dem Vorhandensein der einzelnen Faktoren, sondern dem Zusammenschluß von Geist, Technik, Wirtschaft. Handwerk und Wirtschaft haben dem Geist zu dienen; kommt es hier zu einem »Sklavenaufstand« der niederen Faktoren, so bekommen wir entweder Bücher, die nur noch ein Betätigungsfeld des Kunsthandwerkers darstellen oder Bücher, die nur noch als reine Handelsware betrachtet werden. Beide Faktoren sind dem Geist wohl unterzuordnen, aber sie dürfen auf keinen Fall unterdrückt werden.

Die Wirkung des geschriebenen Wortes ist mannigfacher Art: Wir werden mit neuen Ideen, neuen Blickrichtungen vertraut gemacht, alte Anschauungen werden vertieft oder bestehende Mängel korrigiert. Aber um überhaupt einwirken zu können, bedarf es zweier, meist stillschweigend angenommener Voraussetzungen. Einmal erwartet man von dem Kreis der Anzusprechenden, daß sie das geschriebene Wort, das später auch gedruckt wurde, überhaupt lesen wollen, und zum anderen muß es einer breiteren Schicht ermöglicht werden, sich die Bücher zu erwerben. Die erste Voraussetzung beinhaltet eine bestimmte geistige Strukturform – nämlich die des Lesen-Wollens in breiteren Gesellschaftsschichten – die im fünfzehnten Jahrhundert mit dem Erwachen der experimentellen Naturwissenschaften auftritt. Das aufblühende Bürgertum gibt die Parole aus: Schafft Geistesnahrung für das Volk! Und somit findet die Tat Gutenbergs einen günstigeren und wohlvorbereiteteren Nährboden vor, so daß jetzt die Erfindung des Buchdrucks mit aller Energie vorwärts getrieben wird, während alle

[23] Dahl, Svend, Geschichte des Buches. Leipzig 1928, S. 4ff.

[24] Dahl, Svend, a. a. O., S. 9ff.

[25] Dahl, Svend, a. a. O., S. 10.

Birt, Theodor, Über den Begriff des Buches bei den Alten, 1879, S. 3.

Dziatzko, Karl, Zwei Beiträge zur Kenntnis des antiken Buchwesens, 1892, pas.

früheren Versuche, die zur grundsätzlichen technischen Lösung des Problems eines gedruckten Buches gekommen waren, unausgenutzt blieben. Die andere Voraussetzung ist eng mit der weiteren Emanzipation des Bürgertums verknüpft. Nachdem die notwendige technische Vervollkommnung durch die Erfindung der Schnellpresse geschaffen war, erscheint in absehbarer Zeit das von den breiteren Schichten unseres Volkes erwartete »billige Buch«.

Verfolgen wir nun diese beiden Probleme in ihrer sozialgeschichtlichen Parallelität.

Solange das Buch und sein Besitz eine Liebhaberei darstellen und keine innere Notwendigkeit, wird man wohl kaum die Überlegung anstellen, wie man zahlreicher und billiger produzieren könne. Die Eigenart der antiken »polis«, das Stadtstaates, bringt es mit sich, daß das gesprochene Wort das Geistesleben beherrscht und nicht das geschriebene[26]. Obwohl in der Antike ein Buchhandel sehr wohl bekannt ist, bleiben Dichterlesungen im Freundeskreis, öffentliche Reden und Lehrvorträge gebräuchlichere Mittel der Ideenäußerung. Harder[27] weist darauf hin, daß »in Gotteshaus und Glauben, in Dichtung und Feier und selbst im praktischen Leben der polis Kräfte wirken, die sich ziemlich erfolgreich der Schriftstellerei widersetzten. Dichtung hat ihr Dasein nicht im Buch, sondern in der Rezitation oder Aufführung, das wahre Publikum ist die im Fest versammelte Gemeinde«[28]. Diese geistige Struktur der Antike erklärt das mangelnde Interesse am Buch. Und solange das Buch eine Liebhaberei weniger Bibliophiler bleibt, die ihre Sklaven antreiben, Handschriften herzustellen, solange wird eine breite Öffentlichkeit nicht gewonnen. So ist es auch nur zu verständlich, daß die Griechen den Gedanken des Typendrucks, der ihnen bekannt war, nicht weiter verfolgt haben.

In der Antike blieb das Buch auf einen ganz engen Kreis beschränkt. Das lebendige Wort allein und nicht die Schrift geben anfangs bei den Griechen dem künstlerisch gestalteten Gedanken Ausdruck. Später tritt die schriftliche Verbreitung in zweiter Linie hinzu und gewinnt nach und nach immer mehr an Wirksamkeit. Die Verfasser von Büchern geben ihre Abschriften an diejenigen weiter, bei denen sie Interesse voraussetzen oder lassen Abschriften von ihren Werken anfertigen, die dann zu weiteren Vervielfältigungen benutzt werden. Dies bleibt bis zur Zeit der Alexandriner der Hauptweg schriftlicher Verbreitung, obgleich schon im letzten Drittel des 5. Jahrtausends an nachweisbar in Athen Handel mit Büchern, auch nach auswärts, getrieben wurde. Händler verfertigen auf Vorrat Abschriften vielbegehrter Bücher und versuchen sie am Orte selbst oder auf Handelsreisen abzusetzen. Ein gesetzliches Recht, welches die Verbreitung einer einmal aus der Hand gegebenen Schrift verhindert, gibt es nicht.

Im Römischen Reich mag wohl der Kreis der Leser größer geworden sein, aber entscheidend wirksam ist der Einfluß nicht.

[26] Kliemann, Horst, Werden und Werten der Buchdruckerkunst. München 1945, pas.

[27] Harder, R., Die Meisterung der Schrift durch die Griechen. Stuttgart, o. J., pas.

[28] Kliemann, Horst, a. a. O., S. 7ff. Ich verdanke diesem Buch weitgehendste Anregung und beziehe mich auch des öfteren auf seinen Inhalt.

Römische Feldherrn bringen seit der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. griechische Bibliotheken als Beute mit nach Hause. Das gibt den Anstoß zu einer Bücherliebhaberei der vornehmen römischen Gesellschaft. Caesar versuchte, mit der Errichtung eines großangelegten Bibliothekswesens seine Weltmonarchie und die Sammlung von Weltliteratur zu verknüpfen. Aber noch gehört der Besitz eines Buches in erster Linie zum guten Ton reicher Privatleute[29]. Die Verbreitung des Buches bleibt auf die sozial gehobenen Stände beschränkt.

Das Christentum bringt eine Umwälzung mit sich. Der Sieg des Pergamentkodex über die Papyrusrolle ist nicht nur durch praktische Gesichtspunkte bedingt. Die christliche Bibliothek tritt mit der heidnischen in Wettbewerb. Die durch das Pergament bedingte neue Buchform wird vom Christentum propagiert, während die Heiden überlieferungsgemäß an der Papyrusrolle festhalten[30]. Die antike Kultur gerät jedoch immer mehr in Verfall, und die Zahl der Analphabeten ist groß; damit veröden auch die Stätten der Wissenschaft und des Schrifttums. Nachdem die Kirche seit Konstantin eine staatliche Institution geworden ist, zwingen organisatorische und dogmatische Aufgaben jeden Bischof, sich eine Bibliothek aufzubauen. Der Rückgang der Bildung innerhalb der Laienkreise sichert der Kirche für ein Jahrtausend den Vorrang. Das Buch bleibt in seinem Wirkungskreis auf die Kirche und deren Institutionen beschränkt.

Die großen Herrschernaturen haben zu allen Zeiten den Instinkt für den Wert der Kunst besessen; unter den Germanen ist hier schon Theoderich zu nennen. Der Kunst kam die staatliche Aufgabe zu, als Machtsymbol der Herrschaft zu wirken, Ruhm zu verkünden, zu imponieren, Ehrfurcht zu erwecken. Cassiodorus (um 480 n. Chr.) steht in den Diensten des Ostgotenkönigs Theoderich und entstammt einem vornehmen römischen Geschlecht. Im Alter zieht er sich vom weltlichen Leben zurück, gründet in Süditalien das Kloster Vivarium und errichtet hier eine christliche Akademie. In den Regeln, die er für die Tätigkeit der Mönche aufstellt, ermahnt er diese, Gott auch durch fleißiges Lesen und sorgsames Abschreiben von Texten zu dienen. Er verweist dabei aber nicht nur auf die kirchliche, sondern in hohem Maße auch auf die profane griechische und lateinische Literatur.

Die mittelalterliche Kunst läßt kirchliche Darstellungen stark hervortreten, und unkirchliche oder kirchenfeindliche kommen wenig zur Geltung. Das liegt nicht nur daran, daß die Kirche die weitaus größte Auftraggeberin der Künstler war und die Laien sich ein Verdienst zu erwerben hofften, wenn sie ein »frommes« Kunstwerk ausführen ließen, sondern ein ketzerisch gemaltes oder geschnitztes Bild wäre für den Künstler und Besitzer gleich gefährlich gewesen, außerdem hatten die kirchenfeindlichen Kreise meist keine Mittel für die Kunstpflege[32].

[29] Petreau, Alfred, Die Weltbedeutung der Buchdruckerkunst. Berlin 1944, S. 387.

[30] Petreau, a. a. O., S. 387.

[31] Dahl, a. a. O., S. 34.

Iljin, M., Schwarz auf Weiß. Berlin 1946. S. 82.

[32] Bühler, Johannes, Die Kultur des Mittelalters, Stuttgart 1948, S. 243.

Am Anfang des Mittelalters steht ein geistesgeschichtliches Paradoxon: Eine im Geistigen und Künstlerischen nicht wesentlich schöpferische Zeit bringt eine Reihe von Werken hervor, die über lange Zeiträume hinaus Inhalt und Form der Wissenschaft und auch der Literatur beherrschen. Der Lehrmeister des Mittelalters in den weltlichen Wissenschaften und vorzüglich den philosophischen war Aristoteles. Aber bis zum 12. Jahrhundert hin kannte man von seinen Schriften nur, was Boethius (gest. 524) zum Teil mit antiken Kommentaren übersetzt hat. Das geistige Niveau wird dadurch herabgedrückt, daß man nicht von dem ganzen, ursprünglichen Wortlaut des Aristoteles ausgeht, sondern nur von einem Teil seiner Schriften, und zwar in Übersetzungen und Erläuterungen aus zweiter und dritter Hand. Das Buch von Boethius »De consolatione philosophiae« ist über das Mittelalter hinaus eines der verbreitetsten Bücher der Weltliteratur geblieben und schon seit dem 10. Jahrhundert in die Volkssprachen übersetzt worden[33]. In der ganzen Kunstübung dieses Übergangszeitalters gehen Nachahmung römischer Vorbilder, Verquickung altnordischer antiker und unrömischer Elemente nebeneinander her. Das von Karl dem Großen heraufgeführte Zeitalter bildet die erste eigentliche Kulturepoche, weil man jetzt den verschiedensten Seiten des Geistes- und Kunstlebens Aufmerksamkeit zuwandte wegen der achtunggebietenden Leistung.

Durch Vermehrung der Schulen wird der Kreis der an dem Bildungsstreben Teilnehmenden gegenüber früher erheblich erweitert, wenn natürlich auch die Einführung eines allgemeinen Schulzwanges, die Karl der Große beabsichtigt haben soll, wegen der ganzen damaligen Lage ausgeschlossen blieb. Jedenfalls haben die Hofschule und die damit verbundene »Akademie«, die allerdings mehr eine literarische Vereinigung als eine Forschungsstätte war, ferner verschiedene Erlasse Karls des Großen entscheidende Anregungen gegeben und das Ansehen der Künste und Wissenschaft sehr gehoben[34].

Als künstlerische Vorbilder galten freilich noch die antiken Autoren, und die eigentlich repräsentative Leistung des karolingischen Zeitalters auf literarischem Gebiet ist indes weniger die Poesie als die Geschichtsschreibung in Prosa. Die Bildung ist fast ausschließlich von kirchlichen Gesichtspunkten und Interessen beherrscht. Die karolingischen Mönche boten durch ihren unermüdlichen Fleiß im Abschreiben heidnischer und christlicher Autoren aus der römischen Antike wichtige Hilfsmittel für den später aufkommenden Humanismus, denn dieser ist ohne die schreibende und kritische Tätigkeit des achten und neunten Jahrhunderts kaum denkbar, da die weitaus überwiegende Mehrzahl der noch erhaltenen römischen klassischen Werke auf karolingische Handschriften zurückgeht. Gute Handschriften stehen hoch im Kurs. Erwähnt sei das Beispiel der Gräfin von Anjou aus dem 10. Jahrhundert, die für eine Predigtsammlung 200 Schafe, 3 t Getreide und einige Marderfelle abgeben mußte. Bei der materiellen und geistigen Schätzung der Bücher durch die Kirche ist es kein Wunder, daß auch berühmte Äbte und Bischöfe sich bemühten, in der Kunst des Abschreibens Vollendetes zu leisten. Vor Verlust suchte man sich auf alle möglichen Arten zu schützen, vor allem durch die Eintragung des »Bücherfluches«, der für Raub und Beschädigung außer zeitlichen und weltlichen Strafen auch noch solche an der ewigen Seele androht. Diese Bücherflüche in Vers und Prosa wachsen in jener Zeit bald zu einer eigenen Literaturgattung an[35].

Außerhalb des Kreises der Fürsten, des Adels und außerhalb der Kirchen, Klöster und Universitäten sind Bücher im Mittelalter nicht sehr verbreitet. In noch höherem Maße als im antiken Rom ist die Buchkultur eine Oberklassenkultur. Dazu trägt wohl auch die erhebliche Preissteigerung bei.

Die Wertschätzung, die das Buch von der Kirche erfuhr, läßt nach, nachdem Teile der weltlichen Stände beginnen, sich dem alleinigen kirchlichen Einfluß zu entziehen. Mit dem Aufkommen des Bürgertums blühen Handel und Gewerbe auf, und die Kenntnis des Lesens und Schreibens beginnt sich immer mehr zu verbreiten. Jedoch erst im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts erreicht der Bürgerstand in den Städten eine kulturelle und soziale Höhe, die es ihm ermöglicht, Bücher zu sammeln. Diese bürgerlichen Sammlungen setzen nicht mehr die Kenntnis der lateinischen Sprache voraus, wie es noch bei den Büchern der höfischen Kreise zum Teil der Fall war; Gesetzesbücher, Arzt- und Kräuterbücher in der Landessprache sind auch in den Sammlungen der Klöster nicht unbekannt gewesen, aber erst das Bürgertum räumt ihnen einen bedeutsamen und schließlich den wichtigsten Platz ein, einschließlich der immer größeren Umfang gewinnenden einheimischen poetischen Literatur.

Mit der Errichtung der Universitäten ist die Möglichkeit gegeben, eine Buchhändlertätigkeit aufblühen zu lassen. Man nannte die Buchhändler »stationarii« (Das Wort »stationer« wird noch heute im Englischen gebraucht), und sie waren den Universitäten zugeteilt oder standen unter deren Aufsicht. Sie mußten sich verpflichten, korrekte Ausgaben der Bücher, die zum Unterricht gebraucht wurden, auf Lager zu halten oder sie für ein bestimmtes Entgeld den Studenten zum Abschreiben zu leihen[36].

Die erste gewerbsmäßige Herstellung von Handschriften durch Laien beginnt schon bald nach 1300 und ist der Ausdruck eines auch die bürgerliche Welt immer tiefer ergreifenden Bildungshungers. Bisher ist der Begriff des Bücherliebhabers unlöslich mit dem des Geistlichen verbunden gewesen, jetzt jedoch wird das Buch und zugleich sein Inhalt »weltlich«. Jede Handschrift muß aufs Neue mit dem Urtext verglichen werden. Und da trotzdem Fehler nicht ausgeschlossen werden konnten, bleibt die Suche nach dem richtigen Urtext die wichtigste und schwierigste Voraussetzung für die handschriftliche Vervielfältigung. Unter anderem ist es eine Gepflogenheit dieser Berufsschreiber, das abgeschriebene Buch mit einigen Zeilen »in eigener Sache« zu beschließen. Wohl wird das Abschreiben von

[33] Manitius, M., Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters, I. München 1911.

[34] Bühler, a. a. O., S. 254,
Bühler, Johannes, Das deutsche Geistesleben im Mittelalter, Leipzig 1927, pas.

[35] Petreau, a. a. O., S. 390.

[36] Dahl, a. a. O., S. 58.

Büchern als frommes Werk auch weiterhin betrachtet, allein der Schreiber unterläßt es nicht, auf eine ihm gebührende Vergütung hinzuweisen:

> Vollendet das Werk des Poeten
> nun her mit den Moneten.

oder

> Alles will vergütet sein,
> nach der Arbeit kommt der Wein[37].

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts bilden sich Gemeinschaften wie die der »Brüder des gemeinsamen Lebens« (broeders van de penne), die es sich zur Aufgabe stellten, neben dem allein vorherrschenden wissenschaftlichen Buch billige und erbauliche Schriften für den Volksgebrauch abzuschreiben. Sie kommen damit einem Bedürfnis breiterer Schichten entgegen. Diese anspruchslosen »Brüder« arbeiten wohl gewerbsmäßig, doch hat sich ihre Gemeinschaft gewisse ideale Forderungen gesetzt, die die sittliche Erneuerung des Volkes durch das Buch zum Ziel haben. Den stationarii an den Universitäten ist das selbständige Handeln mit Handschriften verboten; die Studenten schreiben die Bücher gegen einen festen Preis gruppenweise ab. Wegen dieser Beschränkung entstehen in Mailand, Venedig, Frankfurt am Main und an anderen Orten Handschriftenmessen. Die Wirkung des Buches auf das Volksganze bleibt beschränkt.

Das 15. Jahrhundert ist erfüllt von einem neuen Lebensgefühl, das in dem Wunsch nach Bildung kulminiert und zu allgemeinem Durchbruch drängt. Die Forschung der aufkommenden Naturwissenschaften, die sich an den jungen Universitäten heranbildet, verlangt nach Mitteilung, Anerkennung und Schülerschaft. Die soziale und wirtschaftliche Entwicklung braucht einen Propagandisten, der die »Massen« erfaßt. So erwartet man aus den verschiedensten Gründen von der Technik die Lösung des Problems der größeren Publikationsmöglichkeiten. Jetzt fällt die Erfindung Gutenbergs auf einen fruchtbaren Boden.

Es wäre wohl irrig, anzunehmen, daß Gutenberg[38] (ca. 1400-1467) mit seiner Erfindung (um 1440) eine kulturelle Massenwirkung vorgeschwebt hätte. Ihm, dem Emigranten in dauernder Geldverlegenheit, ist daran gelegen, mit möglichst geringem Zeitaufwand eine möglichst große Zahl handschriftenähnlicher(!) Bücher herzustellen. Er wollte sich seine klaren und sauberen Schriftzüge mindestens ebensogut bezahlen lassen wie die Handelsware schlecht geschriebener Codices[39].

Aber die Entwicklung nimmt einen anderen Verlauf. Deutsche Drucker sorgen für eine schnelle Verbreitung dieser neuen Kunst, und bald überschwemmen Büchermassen das Abendland. Die Produktion steht in keinem Verhältnis mehr zur Konsumtion, und 1472 schreiben die Erstdrucker von Subiaco und Rom, Sweynheym und Pannartz, dem Papst, daß sie zwar 12000 Bücher gedruckt, aber nichts mehr zu essen hätten[40]. Der Widerstand gegen das gedruckte Buch ist anfangs besonders von Seiten der Bibliophilen groß: »Papst Nicolaus V. und .... waren von Haus aus Kalligraphen und duldeten nur Schönes. Bei einer solchen Gesinnung, welche die Ehrfurcht vor dem Inhalt der Bücher durch möglichst edle Ausstattung an den Tag legen wollte, ist es begreiflich, daß die plötzlich auftauchenden gedruckten Bücher anfangs auf Widerstand stießen. Federigo von Urbino hätte sich geschämt, ein gedrucktes Buch zu besitzen[41].« Einer der glänzendsten unter den fürstlichen Büchersammlern ist der Herzog von Urbino, der seinen Sammlungen in seinem Schloß prachtvoll ausgestattete Räume zur Verfügung stellt und der ständig an die zwanzig Schreiber unter seiner Leitung beschäftigt. Daß die Buchmäzene der Renaissance sich von rein ideellen Gründen leiten lassen, ist kaum anzunehmen. Wie in ihrem Verhältnis zu den schönen Künsten spielen auch hier, wo es sich um bibliophile Interessen handelt, ein gut Teil persönliche Eitelkeit und der Hang zur Machtentfaltung mit. Schließlich kann man auch diesem strahlenden Kult von Literatur und Kunst eine gewisse Bedeutung nicht absprechen. Was immer auch die Motive gewesen seien, man hat es doch nur diesem Kult zuzuschreiben, daß gerade in Italien der Boden mehr als irgendwo bereitet ist, das Buch in seiner neuen Form, die es mit der Einführung des Buchdrucks erhalten hat, aufzunehmen[42].

Obwohl die Absicht Gutenbergs, kostbare und formvollendete Bücher in der Art der mittelalterlichen Handschriften zu drucken, nicht durchführbar ist, kann die Entwicklung, trotz der anfänglichen Ablehnung bibliophiler Kreise, nicht aufgehalten werden. Das Buch beginnt ein billigerer Gebrauchsartikel zu werden, dem nun wegen seiner wachsenden Vielfältigkeit und finanziellen Erschwinglichkeit im Laufe der Zeit stets größer werdende Leserschichten zufallen. Die Zahlen der Inkunabelkunde[43] unterstreichen das sehr deutlich: Von 40000 Drucken, die seit der Erfindung Gutenbergs (1440) bis zum Ende des Jahrhunderts hergestellt werden, entfallen auf die Zeit bis 1480 nur 8400 Drucke (21%), von 1480-1490 steigt die Zahl auf 11600 (29%) an, und im letzten Jahrzehnt sind es ebensoviel Drucke wie in den vier vorhergehenden zusammen, also 20000 (50%). Rechnen wir eine Durchschnittsauflage von 200 Exemplaren, so erhält man als Anhaltspunkt bereits 6 Millionen Bücher. Mit dem heute üblichen Ausmaß verglichen, mag diese Zahl für einen Zeitraum von 50 Jahren gering erscheinen. Aber vergegenwärtigen wir uns, daß die Kenntnis des Lateins – und damit verbunden, die Möglichkeit, einen Teil der Bücher zu lesen – nicht sehr verbreitet ist. Die Zahl von 6 Millionen verdoppelt sich mindestens, wenn wir die billigen Hefte und Volksausgaben hinzuzählen, die in breiten Kreisen gelesen werden.

Die Voraussetzung zur Erfassung aller Volksschichten durch das Buch ist durch die Tat Gutenbergs gegeben. Es müssen aber noch dreihundert Jahre vergehen, bis es auch der Menge des Volkes ermöglicht werden kann, sich durch das »»billige« Buch Wissen und Bildung anzueignen. Erst im beginnenden 19. Jahrhundert erfolgt die rühmenswerte soziale Leistung, wohlfeile Broschüren ausgewählten Inhalts zu veröffentlichen, die dem

---

[37] Iljin, a. a. O., S. 81.

[38] Ruppel, Aloys, Johannes Gutenberg. Berlin 1947, 2. Aufl. pas.

[39] Zedler, Gottfried, Über die Preise und Auflagenhöhe unserer ältesten Drucke. In: Beiträge zum Bibliothekswesen, 1913, S. 267.

[40] Wehmer, Carl, Inkunabelkunde. In: Zentralbl. f. Bibliotheksw., Nr. 57, Heft 5/6, S. 225 Leipzig o. J.

[41] Burckhardt, Jacob, Geschichte d. italienischen Renaissance. Berlin o. J., S. 48ff.

[42] Dahl, a. a. O., S. 73.

[43] Wehmer, a. a. O., S. 226.

wachsenden Lesebedürfnis breiter, sozial schlecht gestellter Schichten entspricht. Es sei schon an dieser Stelle des Mannes gedacht, der der eigentliche Repräsentant dieser Bestrebungen ist – Philipp Reclam (1807-1896)[44].

Doch wenden wir unseren Blick noch einmal zurück zur Zeit der Reformation. Ohne mich hier auf eine eingehende Analyse der Frage nach dem weiteren Verlauf der Bestrebungen Martin Luthers mit oder ohne die Erfindung Gutenbergs einlassen zu können, möchte ich doch die Problematik kurz umreißen. Wir sahen bei unserer historischen Betrachtung, daß ein früheres Aufkommen des gedruckten Buches nicht an den mangelnden technischen Voraussetzungen scheiterte. Hier verweise ich erneut auf die Ausführungen von Kliemann[45], der besonders hervorhebt, daß die Zeit vor Gutenberg nicht von dem ausgesprochenen Bedürfnis einer breiteren Schicht nach dem Buch erfüllt war. Die Antike wäre sehr wohl in der Lage gewesen, den Buchdruck zu »erfinden«, denn die attischen Bestrebungen, die Buchstabenformen nach geometrischen Gesetzen zu entwerfen und die Buchstaben in Kolonnen zu setzen, wären technisch ideal gewesen für den Druck mit beweglichen Lettern. Ob und wieweit sich die Reformation auch ohne Gutenberg durchgesetzt hätte, übersteigt den hier gespannten Rahmen. Kliemann versucht in seinem Buche nachzuweisen, daß es nicht die Reformation mit ihren Bestrebungen gewesen sein kann, die notwendige Aufnahmebereitschaft für die neue Erfindung zu schaffen. Die Reformation hätte sich nach Kliemann auch ohne den Buchdruck – wenn auch erheblich langsamer – durchgesetzt. Aber das Aufkommen der experimentellen Naturwissenschaften, und damit verbunden der Siegeszug der Technik, die Eroberung der Welt durch den abendländischen Geist, der beginnende Kapitalismus – alle diese Erscheinungen wären undenkbar ohne die Unterstützung des Buchdrucks, Buchhandels und der Presse. Und dieser Forderung nachzukommen, die reif für das Aufkommen der Technik im modernen Sinne war, gebot die Stunde, und Gutenberg erfüllte diese Forderung. Das Maschinenzeitalter ist nur möglich, weil Hunderttausende, ja Millionen Geister mitarbeiten, denen das notwendige Rüstzeug an Wissen nur durch das Buch vermittelt werden kann. Und alle Wissenschaften sind heute in ihrem Fortschritt davon abhängig, »daß die früher erarbeiteten Einzelerkenntnisse jederzeit zur Weiterarbeit, durch den Druck an zahlreichen Stellen, bereitgehalten werden kann«[46]. »Das Wissen der Wenigen wurde durch Gutenbergs Erfindung zur Wissenschaft für alle[47].« Insofern ist das Aufkommen dieses neuen Lebensgefühls eine günstigere Voraussetzung für die Erfindung des Buchdrucks gewesen als die ähnlich durchgeführten Versuche bei den Griechen oder Chinesen[48].

Die Kunst erreicht den Grad der »Volkstümlichkeit« durch den Bilddruck. Holzschnitt und Kupferstich werden nun die bürgerlichen Konkurrenten der aristokratischen Miniaturmalerei, die von besonders kultivierten Kreisen geübt wurde und nur für ebensolche bestimmt war. Und in der internen Konkurrenz unterlag der vornehme Kupferstich dem populären Holzschnitt, der nun jedem einzelnen aus dem Volke zugänglich ist. Auch einfache Bürger werden jetzt Kunden. Die Möglichkeit, am Kunstwerk ein auch noch so bescheidenes Eigentum zu besitzen, entspricht durchaus dem kleinbürgerlichen Ideal. Diese Demokratisierung der Kunst durch die mechanische Vervielfältigung geht der Demokratisierung der Wissenschaft und der Literatur durch den Buchdruck parallel[49].

Eine erhebliche Bedeutung gewinnt der Buchdruck für die Reformation jedoch durch die Vervielfältigung der »Septemberbibel« in der lutherischen Übersetzung. Diese schafft so die Möglichkeit für einen größeren Kreis, an den theologischen Diskussionen teilzunehmen. Im Laufe der Zeit erwächst der Lutherbibel eine ungeheure Verbreitung über die ganze Welt, die sie zu einem wahren Volksbuch stempelt. Die erste Ausgabe des Neuen Testaments in der lutherischen Übersetzung, in Wittenberg bei Melchior Lotter gedruckt, wird trotz ihres verhältnismäßig hohen Preises (1½ Gulden = RM 50.—) im Laufe von drei Monaten in 5000 Exemplaren verkauft. Der spezielle Buchdrucker der lutherischen Bibel, Hans Lufft, soll im ganzen 100000 Exemplare dieses Werkes gedruckt haben. Anfangs des 18. Jahrhunderts begann die Cannsteinsche Bibelanstalt[50] das Neue Testament zu 2 Groschen zu verkaufen. Der Absatz der Bibelausgaben im Laufe des 18. Jahrhunderts beläuft sich auf 3 Millionen Exemplare. Nach der Erfindung der Schnellpresse (1814) konnte die Württembergische Bibelgesellschaft den Absatz auf 30 Millionen Exemplare bei sinkendem Preise steigern[51].

Aber neben der Bibel finden auch die anderen Schriften Luthers ihren Weg zum niederen Volk, wenn auch nicht annähernd in einer ähnlichen Verbreitung. Luther bemühte sich darum, die Kluft zwischen der gehobenen, lateinisch lesenden und schreibenden Schicht der Gebildeten und der Menge der Ungebildeten zu überbrücken. Der Vertrieb seiner Schriften geschieht mit den gleichen Mitteln, die auch später der Kolportagehandel anwendet. Auf billigem Löschpapier, in handlichem Format, werden Flugschriften und Broschüren, meist drei bis vier Bogen stark, zu einem Groschen das Stück auf Jahrmärkten, in Schaubuden und Kneipen vertrieben. Die durch Luthers Tod entstandene Lücke in der Massenproduktion füllen zeitweise die alten Volksbücher und die höfischen Ritterromane, die jetzt im Gegensatz zum Mittelalter von den unteren Schichten gelesen werden. Die Verbreitung erfolgt auch hier im Kleinformat, auf Löschpapier und meist durch Hausierer.

Der offizielle Buchhandel ist weitgehend nur auf die Oberschicht eingestellt. Menz[52] stellt fest, daß ein einheitlicher Buchkäufertyp bis ins 19. Jahrhundert hinein festzuhalten ist – der des Gelehrten. Daneben wächst aber seit dem 18. Jahrhundert eine neue Käuferschicht heran, die nicht so sehr auf die gelehrte

[44] Meiner, Annemarie, Reclam. Leipzig 1942.

[45] Kliemann, a. a. O., S. 23 f.

[46] Kliemann, a. a. O., S. 25.

[47] Kliemann, a. a. O., S. 26.

[48] Der Schmied Pih sheng hatte schon 1041/48 n. Chr. Einzeltypen aus gebranntem Ton hergestellt und damit zu drucken begonnen.

[49] Martin, Alfred v., Geist und Gesellschaft. Frankfurt 1949, S. 53 ff.

[50] Bibelgesellschaften. In: Religionen in Geschichte und Gegenwart, I, S. 1026, Tübingen 1927, 2. Aufl.

[51] Diehl, Emil, Herstellung und Verbreitung der Lutherbibel im Wandel der Jahrhunderte. Stuttgart 1936.

[52] Menz, Gerhard, Deutsche Buchhändler, Leipzig 1925, S. 27.

als auf eine allgemeine Bildung Wert legt. Schon seit dem 16. Jahrhundert ist daneben noch eine dritte Schicht festzustellen, die durch Hausierer mit Broschüren niederen Geschmacks versorgt wird.

Es ist ein Verdienst der »Nachdrucker«, auf das bisher zu wenig hingewiesen ist, sich dieser schlecht gestellten Schicht angenommen zu haben. Ihre Veröffentlichungen werden im Laufe der Zeit die Grundlage für die Heranbildung eines anderen Geschmacks, der diese Leserschichten von den Räuber- und Liebesgeschichten zu erbaulicherer Literatur führen will. Die Nachdrucker ebneten damit den Weg für die soziale Reformbewegung im beginnenden 19. Jahrhundert, deren Krönung das »gute und billige Buch« ist.

Schon seit dem 15. Jahrhundert gibt es die »Nachdrucker«. Sie betreiben den Druck eines Buches nach einer beliebigen Ausgabe. Diese Idee entspringt einem rein kaufmännischen Interesse. Die große Nachfrage nach einfacherer Unterhaltungsliteratur soll befriedigt werden. Man vertreibt den Bogen »roh« in loser Form unter völliger Nichtachtung ihrer inneren Werte. So erklären sich auch die textlichen Verballhornungen, die sehr zahlreich anzutreffen sind. Auffällig ist die räumliche Scheidung von Originalverlegern und Nachdruckern. In Schwaben, Bayern und den Rheinlanden wird die nachgedruckte Literatur um 1780 massenhaft verkauft. Ausschlaggebend für den Wohnsitz der Originalverleger im Norden Deutschlands ist wohl die stärkere Produktivität dieser Provinzen gegenüber dem Süden. So ist es auch nur zu verständlich, daß die Südstaaten den Nachdruck privilegieren. Der »König der Nachdrucker«, ein Wiener, Edler von Trattner, betreibt staatlich unterstützte Druckereiunternehmungen für den Nachdruck. Er wird so der eigentliche Schöpfer billiger Klassikerausgaben, während vor ihm nur die lateinischen Ausgaben der antiken Klassiker des Buchdruckers Aldus aus Venedig bekannt geworden sind, der die Studierenden mit den handlichen Bänden zum Preise von 2,04 Fr. (= ca RM 1,50-2,00) versorgte. Auch Trattner verlegt ohne Rücksicht auf die Genauigkeit des Inhalts und ohne eine besondere Betonung der äußeren Aufmachung. Der wirtschaftliche Motor dieses legitimierten Nachdrucks liegt aber sicherlich in der merkantilistischen Wirtschaftsauffassung, die die Fertigwarenproduktion im Lande fördert und jegliche Goldausfuhr zu verhindern sucht. Gefördert wird der Nachdruck aber auch noch durch die überhohen Bücherpreise der Originalverleger, denen die Nachdrucker Honorarberücksichtigung und Eigentumsansprüche verweigern. »Wenn ich für Geld und gute Worte das Original nicht haben kann, warum soll ich der Knecht dessen sein, der mit den Originalen den Nutzen allein haben will[53]?« Soweit eine zeitgenössische Stimme.

Die Nachdrucker erfüllen durchaus eine Forderung der Zeit. Natürlich bringen sie ihre Ausgaben nicht zu den offiziellen Messen auf den Markt, sondern suchen sich Nebenwege, um an das Publikum zu gelangen. Und sie finden auch ihre Leser. Sie stellen Hausierer an, die Dörfer und kleine Städte aufsuchen und so das Interesse für ihre Bücher wecken. Der annehmbare (wenn auch noch nicht in unserem Sinne billige) Preis und die vom einfachen Volk begehrte Auswahl der Bücher locken manchen Leser herbei. So schaffen sich die einzelnen, denen es sonst nicht eingefallen wäre, ein Buch zu kaufen, nach und nach eine kleine Bibliothek an. Bei der Durchsicht des Kataloges der Kriegerischen Buchhandlung in Gießen und Marburg zeigte sich, daß, nach heutigem Geld bewertet, die Preise im Verhältnis noch nicht so niedrig sind wie die späteren Reclamausgaben. Für Goethes Egmont z. B. verlangt man RM 2.—, für den Don Carlos RM 5.— und für die Fiesco RM 3,75.

Nachdem in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts das Lesen seine bisher größte Verbreitung gefunden hat, steigt auch die Nachfrage nach der Unterhaltungsliteratur. Diese Liste der von den Nachdruckern ausgewählten Werke ist gleichzeitig auch die Liste der »erfolgreichsten Bücher« jener Zeit. Es läßt sich auch hier wieder einmal demonstrieren, daß es neben dem ästhetischen auch ein aus dem herrschenden literarischen Geschmack gewonnenes Wertgesetz der Literatur gibt, dessen Grundnorm der Erfolg ist. Eine einmal errungene Stufe im geistigen Leben eines Volkes wird vorbereitet von wenigen Kraftträgern, die sich dem »Neuen«, dem »Modernen« verschreiben; dann erfolgt das Einwirken auf einzelne Schichten. Gelingt es, so stehen wir vor einem Erfolg im ideellen Sinn, einem geistigen Erfolg, an den sich eine Breitenwirkung, ein Erfolg im materiellen Sinn, ein wirtschaftlicher Erfolg anschließen kann, oder der geistige Erfolg bleibt in seiner Sphäre und dringt nicht weiter vor. Durch das Aufkommen immer neuer Kraftträger lösen neue Ideen die alten ab, das zu einer Zeit herrschende Kulturgut kann von den niederen Schichten übernommen werden. Meist wirkt sich dieses Übernehmen von einer breiteren Schicht als wirtschaftlicher Erfolg aus, und der ursprüngliche geistige Erfolg wird durch Verunzierungen zum Kitsch. Eine einheitliche Betrachtung muß ich dem Kapitel über den literarischen Erfolg vorbehalten. Soviel sei aber hier schon vorweggenommen: über Generationen hinaus ist nicht ein einheitlich ausgerichtetes Publikum vorhanden.

Der legitime wie der illegitime Buchhandel waren sich um 1800 einig, daß Mittel gefunden werden mußten, um die weniger bemittelten Schichten des Publikums instand zu setzen, ihre literarischen Bedürfnisse zu befriedigen. Das Buchwesen Deutschlands hat in jener Zeit durchaus bürgerlichen Anstrich. Die Lust am Lesen verbreitet sich über weite Kreise des Volkes und gibt sich unter anderem in der Gründung von »Lesezirkeln« zu erkennen. Die Aufklärung bringt für die allgemeine bildende und belehrende Literatur eine bisher ungeahnte Entwicklung. Den Hintergrund bildet die bedeutungsvolle Organisation des wissenschaftlichen Lebens, die bereits im 17. Jahrhundert in den großen Ländern begonnen hat, als die ersten wissenschaftlichen Akademien und später die ersten wissenschaftlichen Zeitschriften gegründet wurden[54].

Der Nachdruck hat das Interesse für die Literatur erheblich geweckt, und es bedarf jetzt nur der technischen Lösung, um

[53] Buchner, Karl, Wieland und die Weidmannsche Buchhandlung. Berlin 1791. S. 8.

[54] Journal des Savants, gegr. 1665 in Paris. Philosophical Transactions, gegr. 1665 in London, Gionali de Letterari, gegr. 1668 in Rom. Acta Eruditorum, gegr. 1683 in Leipzig, Collegium Anthologicum, gegr. 1655 in Leipzig.

in einer kürzeren Zeit als bisher bedeutend mehr Bücher herzustellen. Diese äußere Bedingung wird durch die Erfindung der Schnellpresse (1814) erfüllt, und man ist jetzt in der Lage, den billigeren Druck von Massenauflagen zu beginnen. Die literarische Produktion steigert sich im Laufe des 19. Jahrhunderts ganz erheblich. Um 1800 rechnet man noch mit etwa 33 gedruckten Schriften jährlich, um 1850 sind es bereits 10000, und am Ende des Jahrhunderts hat sich die Zahl auf 25000 erhöht.

Den Auftakt zu einer wahren Invasion billiger Bücher bilden die Ausgaben von C. J. Meyer (1796-1856), dem späteren Begründer des Bibliographischen Instituts (1826). Obwohl er selbst noch als Nachdrucker zu gelten hat, gelingt es ihm in kürzerer Zeit, sich in Leipziger Sortimenterkreisen Kredit zu verschaffen. Doch daneben ist er auch weiterhin bemüht, seinen ausgedehnten Hausierer- und Kolportagehandel zu unterhalten. Seine eigentliche Leistung besteht in der Gründung billiger »Reihen« und in dem erfolgreichen Bemühen, alle irgendwie erfaßbaren Käuferschichten für die Klassiker zu gewinnen. Sein »prospectus« von 1827 ist zusammen mit einer etwas sehr pathetisch abgefaßten Vorrede charakteristisch für seine vielseitige Befähigung. Er kündet darin gleichzeitig vier verschiedene Ausgaben an:

a) Miniaturausgabe: sehr niedlich, elegant broschürt, das Bändchen zu $2^1/_2$ Silbergroschen. Mit einem Kupfer.
b) Kabinettausgabe: im gefälligen Duodez, die schönen, gebundenen Bändchen von 9-10 Bogen mit einem Kupfer zu 5 Silbergroschen.
c) Prachtausgabe: in großem Imperial Oktav zu $7^1/_2$ Silbergroschen.
d) Nationalausgabe: mit prachtvollem großen Kupfer zu 15 Silbergroschen.

Meyer versucht in diesem großen Stil als erster Verleger, mit seinen Ausgaben wirklich den vielfältigen Interessen und finanziellen Möglichkeiten aller Schichten gerecht zu werden. Anschaulich schildert Goldfriedrich[55] die Wirkung dieses Vorhabens: »Der Sturm tobte in der Verlegerwelt, die Leipziger Kommissonäre verweigerten die Weiterbeförderung der Nachdrucke, die Buchkommission untersagte sie.« Aus diesen Gründen siedelte Meyer nach Hildburghausen über und gründete dort sein Bibliographisches Institut. Von hier aus organisiert er weiterhin seinen umfassenden Kolportagehandel, und in 100000 von Exemplaren werden Meyers Ausgaben über ganz Deutschland verteilt. Auch er trägt dazu bei, ein bisher Schauerromane lesendes Publikum mit werthaltigerer Literatur bekannt zu machen. »Erst muß das Volk seine Dichter für ein paar Groschen erhalten, damit ihm der Geist erweckt werde und damit es richtig fühlen und denken lerne« (Meyer)[56].

Daneben gibt Göschen (1752-1828) als erster »Originalverleger« ebenfalls billige Ausgaben der Werke Wielands, Lessings und Klopstocks heraus[57]. Es kann hier nicht aller Versuche gedacht werden, die sich der damaligen Forderung der Zeit anschlossen. Deshalb sei hier nur noch auf verschiedene Namen hingewiesen: Cotta, dessen Taschenausgaben im Erscheinungsjahr zu ungefähr 500000 Stück abgesetzt werden konnten, die Gebrüder Frankh, die in Stuttgart die Romane von Walter Scott zu $2^1/_2$ Silbergroschen anboten und reißend los wurden, Teubner, Tauchnitz u. a. m.

Es ist nicht allzu verwunderlich, daß diese enorme Buchproduktion bald wieder in Seichtigkeit und Oberflächlichkeit zu versinken droht. Es gelingt nun durch die Bildung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler (1825), einen Druck auf die Verleger auszuüben, ihre Bücher in Zukunft nur noch durch den legitimen Buchhandel vertreiben zu lassen. Diese Bestrebungen werden legitimiert durch die Beschlüsse Österreichs und Preußens (1832), und später des Deutschen Bundes (1835), den Nachdruck strafrechtlich zu verbieten. Dadurch schafft man eine geordnete Rechtslage, aber man kann trotzdem an der einmal eingeführten Methode der Buchspekulation nicht weiter vorbeigehen. Das Problem des Kampfes gegen die verbreitete, billige, oftmals minderwertige Literatur kann nur von der Preisseite her gelöst werden. Man kann »Gut« gegen »Schlecht« stellen, aber die guten Bücher müssen die Forderung der Billigkeit erfüllen.

Als Reaktion gegen die meist so urteilslos verschlungene Massenlektüre und als Unterstützung oder Ergänzung des Buchhandels entstehen im 19. Jahrhundert gemeinnützige Organisationen, die selbst keine Erwerbsinteressen vertreten und sich zum Ziel setzen, den Geschmack der ungebildeten Kreise zu heben. Neben den Volksbüchereien, Volksschriftvereinen und den kirchlichen Bestrebungen (u. a. Borromäus-Verein) entstehen Bildungsvereine mit staatsbürgerlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zielen. Ihr Publikum ist das breite Volk, und ihre Bildungsbeeinflussung gilt vor allen Dingen dem Arbeiter. Der Sozialistische Allgemeine Deutsche Arbeiterverein (1864), von Lasalle (1825-1864) gegründet, macht es sich zur Aufgabe, Autoren wie Bebel und Haeckel und andere Verfechter der materialistischen Geschichtsauffassung zu verbreiten. Sie widmen sich ausschließlich tendenziösen und tagespolitischen Schriften.

Die Bestrebungen, das wirklich gute Buch den breiten Schichten zugänglich zu machen, erreichen ihren Höhepunkt durch die Gründung der Reclamschen Universalbibliothek (1867). Die Gründung entspringt einer Gesetzgebung des Deutschen Bundes (9. 11. 1867), nach der Autoren gegenüber dem Nachdruck zu deren Lebzeiten und 30 Jahre darüber hinaus geschützt bleiben, dann werden sie »frei«. Diese Beschränkung der Schutzfrist im Gegensatz zu der vorher erwähnten Verordnung von 1835 bedeutet den Einbruch einer neuen Welle von Massenbüchern. Alle Klassiker sind durch diese Bestimmung »frei« geworden. Es ist ein einzigartiges Unterfangen, daß Reclam mit diesen äußerlich so anspruchslosen, dem Inhalt nach aber sehr anspruchsvollen Heftchen beginnt. Kein Volksbildungsverein hätte sich einen besseren Auftakt wünschen können, als Reclam ihn darbietet. Als erste Nummer erscheint »Faust«, erster Teil, zum Preis von 2 Silbergroschen. In der die Reihe einführenden Darstellung heißt es: »Da die Bände auch einzeln erhältlich sind (was sonst nicht üblich war, d. V.) ist jedermann

[55] Kapp-Goldfriedrich, Geschichte des deutschen Buchhandels, Leipzig 1886-1908, III, S. 4.
[56] Hohlfeldt, Johannes, Das Bibliographische Institut. 1926, S. 38.
[57] Viscount Goschen, Life of G. U. Goschen, London 1903.

in den Stand gesetzt, sich eine Bibliothek nach eigenem Geschmack und Bedürfnis endgültig zusammenzustellen, ohne genötigt zu sein, neben dem Gewünschten auch ihm völlig gleichgültige Werke in Kauf zu nehmen.« 50 Jahre nach dem Beginn dieses wahrhaft volkstümlichen Unternehmens (1917) sind von Wilhelm Tell 2,3 Millionen, von Herders Werken 3 Millionen, von den Werken Wielands und denen der antiken Klassiker zusammen gerechnet $8^1/_2$ Millionen Exemplare verkauft worden.

Aufbauend auf dem Gedanken des guten und billigen Buches entstehen dann in unserem Jahrhundert die Insel-Bücherei, die Sammlung von Dieterich, Kröner, Diederichs usw.

Mir ging es bei dieser Untersuchung darum, in einem sozialgeschichtlichen Überblick die Entwicklung des Buches vom Liebhaberartikel zum sozialen Faktor zu zeigen. Nachdem durch die kulturpolitische Tat Reclams das gute und billige Buch entstanden war, ist damit die Forderung des gesamten Volkes nach Geistesnahrung in umfassender Weise gelöst worden.

III

DIE STELLUNG DES DICHTERS IN DER GESELLSCHAFT

Ein sozialgeschichtlicher Überblick

Faßt man die Kunst im heutigen Sinn als diejenige menschliche Tätigkeit, die nur auf die Erzielung rein ästhetischer Erlebnisse, wie z. B. eines »interesselosen Wohlgefallens« (Kant) oder eines rein »kontemplativen Verhaltens« (Schopenhauer), gerichtet ist, so zeigen die modernen ethnologischen Studien, daß diese Verhaltensformen bei den primitiven Völkern nur selten vorkommen. Hier sind Tänze, Gesänge, dramatische Vorführungen in erster Linie Zauberakte[58]. Die einfachen rythmischen Verhaltensweisen, gleichsam Lebensdrang und Lebensauffrischung ausdrückend, führen beispielsweise erst mit einer Objektivierung zu einem echten Kunstverhalten, d. h. nicht die augenblicklichen Anlässe, die gegenwärtigen emotionalen Vorraussetzungen stempeln einzelne Handlungen zur Kunst, sondern erst die als bestimmte Form zu bestimmten Zwecken wiederkehrende rhythmische Betätigung wird kunstrelevant. So schafft sich das Kollektivum mit einer bestimmten, traditionell gebundenen Skala von Verhaltensweisen Ausdrucksmittel für die Gestaltung der Emotionen, zumeist in Verbindung mit Kulthandlungen. Die künstlerischen Bewegungen im Tanz können aber auch noch Ausdruck gemeinsamer Handlungen, gemeinsamer Abwehr von Dämonen oder Feinden sein. Diese Art von »Mitteilungen« auf Grund eines gemeinsamen emotionalen Verhaltens werden durch die Mitwirkung des gesamten Stammes charakterisiert. Bei diesen Kollektivhandlungen in der Kunst der Primitiven können Darsteller und Zuschauer nicht getrennt werden, wenigstens nicht als soziologische Dauerformen.

Der geschichtliche Rückblick zeigt, daß der Künstler»typ« erst verhältnismäßig spät in Erscheinung tritt. Die Scheidung in den schaffenden, gestaltenden und den nur rezipierenden Kunsterlebenden tritt erst mit der Differenzierung des Soziallebens auf[59]. Soziale Voraussetzungen sind es gewesen, die das ursprünglich einheitliche künstlerische Erleben »arbeitsteilig« gliederten, so daß die verschiedenen Typen: Künstler, Kunstfreund, Kunstmäzen, Publikum usw. – besonders als soziologische Begriffe zu verstehen sind. In der Kunst der Primitiven sind Künstler und Publikum identisch. Mit zunehmender Differenzierung des Soziallebens und gleichzeitiger Herausbildung eines eigenen Künstler»typs« als selbständiger Beruf scheint sich die eigentliche Aufgabe des Künstlers zu verschieben. Die sozialen Bedingungen des Kunstschaffens, die Herausbildung einer *nur* künstlerisch-schaffenden Tätigkeit bei zunehmender Differenzierung des Soziallebens haben zugleich die ursprüngliche Form der Kollektivdarstellung verwischt. Wie die Arbeitsteilung in der Wirkung ihren Ursprung aufzuheben scheint, so scheint auch die ursprüngliche künstlerische Funktion dadurch ihres kollektiven Charakters verlustig zu gehen, daß eine Differenzierung des Soziallebens diese Künstler*persönlichkeiten* ermöglicht. Durch die Herausbildung eines Berufs »Künstler« tritt die ursprüngliche Form der Kollektivdarstellung in den Hintergrund, und eine sich ausbreitende prägnante Individualisierung des Schaffensprozesses führt dazu, die künstlerische Tätigkeit und Schöpfung als allein dem Individuum zugehörig zu betrachten. Der geschichtliche Prozeß, der das Aufkommen eines Künstlertyps ermöglicht, führt einerseits zu einem übersteigerten Persönlichkeitsanspruch des Schaffenden, andererseits führt die aus dieser neuen Sozialstruktur entstandene Arbeitsteilung in ihrer Wirkung immer wieder auf die Seinsverbundenheit (Mannheim) der Kunst zurück. So ist die Kunst doppelten Ursprungs: sie ist soziales Geschehen und individuelle Leistung, individuelles Erlebnis. Das Schaffen ist in die Welt des Gesellschaftlichen eingebettet. Ihr entnimmt der schöpferisch schaffende Mensch Aufgaben und auch die ästhetischen Lösungsmittel: die Lösung selbst ist rein individuell und allein Sache der Persönlichkeit. Hier nun betont Breysig[60], daß keine noch so kühne und noch so schöpferische Vornahme unseres Denkens möglich ist, deren Urbestandteile uns nicht durch die von außen empfangenden Eindrücke gegeben oder von solchen abgeleitet sind. Somit mündet der Schaffende und mit ihm sein Werk wieder in den allgemeinen Strom des sozialen Seins.

In den Fällen rein spielerischer, »interesseloser« Kunstübung ist der Produzent auch gleichzeitig der Konsument seiner Leistung. Der Tanz wird von dem gesamten Stamm ausgeführt, ein Publikum in unserem Sinne fehlt. Die Technik des Kunstgewerbes ist Gemeingut, und eine besondere Geschicklichkeit wird wohl anerkannt, aber noch nicht als »berufliche« Tätigkeit gewürdigt. Es gibt kein geistiges Eigentum, sondern nur einen geistigen Besitz der Gesellung. Diesen kann der einzelne nach Gutdünken abändern, und so wird er dann zum Produzenten. Das Kunstwerk wird noch nicht als etwas Persönliches aufgenommen, obwohl es den einzelnen als Urheber hat.

In Verbindung mit spezifischen Gruppenbildungen löst sich die Kunst allmählich als selbständiges Phänomen heraus. Wir finden kunstübende Gruppen, in denen weiterhin die immer

[58] Thurnwald, Richard, Psychologie der primitiven Menschen. In: Hdbch. d. vergl. Psych. München 1922, I., 2, S. 111f.

[59] Bab, Julius, Das Theater im Lichte der Soziologie. Leipzig 1931, pas.

[60] Breysig, Kurt, Psychologie der Geschichte. Berlin 1935, S. 69ff.

vorhanden gewesenen »Führer« anonym wirken. Die Kunst wird auch noch nicht vom Handwerk geschieden, und als Künstler wird derjenige angesprochen, der sich als ein besonders guter Handwerker auszeichnet. Die Trennung vom »interesselosen Wohlgefallen« (Kunst) und dem rein praktischen Bedürfnis (Handwerk) ist noch nicht vollzogen[61]. Diese handwerkliche Wurzel der Kunst ist bis in die Gegenwart hinein Gegenstand kunsttheoretischer Diskussionen. Goethe[62] spricht davon, »daß allem Tun, allem Leben, aller Kunst ein Handwerk vorausgehen muß, welches nur in der Beschränkung erworben wird.« Nietzsche[63] formuliert ähnlich: »In der Nähe gesehen soll auch der beste Künstler sich nicht vom Handwerker unterschieden. Ich hasse das Lumpengesindel, das kein Handwerk haben will und den Geist nur als Feinschmeckerei gelten läßt.«

Die Beziehungen zwischen Kunst, Künstler und Gesellschaft sind in vieler Hinsicht sehr enge. Sie deuten auch darauf hin, daß die Kunst und der Künstler, sobald sie sich »verselbständigt« haben, bezahlt werden müssen. Kunst kann nur innerhalb einer Gesellschaftsordnung blühen, die sich eines kleinen Überschusses an Gütern erfreut, denn das Kunstbedürfnis erfordert materielle Unterstützung der Kunstschaffenden[64]. Sobald Kunst und Dichtung nicht mehr in der gesellungsbildenden Form der primitiven Völker auftreten, sondern sich in der differenzierten Gesellschaft objektivieren, besteht kein so starkes Bedürfnis mehr nach ihnen, welches die Gesellschaft zwingen könnte, Kunst und Dichtung in den Kreis der lebensnotwendigen Ansprüche aufzunehmen. Das ursprüngliche Gesellungsleben der Primitiven schafft und trägt in sich selbst Kunst und Dichtung als bildhaften Ausdruck seines Wesens. Die moderne Gesellschaft fußt nicht in einem Leben der Gemeinsamkeit, sondern sichert sich grundsätzlich in der zweckbestimmten Formen- und Leistungswelt ihren Bestand und ihre Fortdauer. Kunst wird sich in einer so gearteten Gesellschaft meist an die »Menschheit« oder an »den« Menschen wenden oder sieht diese Menschheit verwirklicht in dem kultivierten Einzelnen. Die gesellschaftliche Stellung von Kunst und Dichtung wird davon abhängen, ob sie einem persönlichen Bedürfnis einzelner entgegen kommt, da ein kollektiver Bedarf zunächst nicht besteht. Wohl hat auch in der Antike die Kunst noch weiterhin religiös-kultische, d. h. kollektive Funktionen, aber es wird nicht mehr die Gesamtheit erfaßt, wie es bei den Primitiven der Fall war. Der griechische Künstler konnte Kunstdenkmäler hinterlassen, weil er als Individuum die Gegebenheit: den Respekt einzelner kontemplativer Seelen vor der Kunst, zu seinen Gunsten auswertete, nicht aber, weil etwa die griechische Gesellschaft insgesamt zur Förderung der Kunst prädestiniert gewesen wäre.

Im homerischen Griechenland erfreut sich der Sängerstand einer besonderen Wertschätzung im Gegensatz zu den Handwerker-Künstlern, den Tänzern und Schauspielern. Das Hervortreten eines eigenen Sängerstandes bewirkt den Übergang von der Volksdichtung zur Spielmannsdichtung, und die Menge fragt nicht, inwieweit der Vortragende selbst Schöpfer seines Werkes ist. Eine Sonderung des Kunstschöpfers vom Kunstreproduzenten findet nicht statt[65].

Betrachten wir nun die soziale Entwicklung des Dichters innerhalb der griechischen Gesellschaft näher[66]. Schon bei den Primitiven beruht gemeinhin der gesellschaftliche Einfluß (und auch die wirtschaftliche Existenz) des Medizinmannes auf der dämonischen Besessenheit. Die primitive Verehrung der dämonisch Besessenen und Ekstatiker ist möglicherweise sogar die älteste Form der Verehrung überragender Menschen. Diese soziale und wirtschaftliche Bedeutung des Enthusiasmus überträgt sich von den Priestern mehr oder weniger auch auf die gottbegeisterten Dichter, die über die Zwischenstufe der Orakelsänger und Verfertiger von Kultliedern aus dem Priesterstande herausgewachsen sind. Obwohl in der homerischen Zeit, die sich ja von den primitiven Verhältnissen weit entfernt hat, und nun den Geist einer kriegerischen Oberschicht widerspiegelt, der Dichter, d. h. der Rhapsode, vor allem der Verkünder des adligen Kriegsruhms ist, bleibt er dabei doch mit der Muse und Apollo fast priesterlich verbunden. Er genießt – wie aus der vielleicht ein wenig schönfärberischen Darstellung eines Standesgenossen im achten Gesang der Odyssee hervorgeht – eine sozial gehobene Stellung und ist nicht gerade deshalb des Umgangs der Götter würdig, weil er die Taten der Fürsten besingt. Am deutlichsten aber spiegelt sich die religiöse Verflechtung der ältesten Dichter in den bekannten Sagen von Arion und Ibykus, die den Dichter als unmittelbaren Schützling des Apollo und im Besitz zauberhafter Gewalten darstellen. Unser Bild von der sozialen Stellung der älteren griechischen Dichter erweitert sich noch um den charakteristischen Zug, daß die Tyrannen als Gönner der Dichter auftreten. Es beginnt nämlich im siebenten und sechsten Jahrhundert, dem Zeitalter der eindringenden Geldwirtschaft und der damit verbundenen sozialen Kämpfe und der Tyrannis, eine allmähliche Verweltlichung des Dichterstandes. Freilich ein Berufsliteratentum im modernen Sinn dürfen wir in jener Übergangszeit noch nicht annehmen. Denn diesem griechischen Dichterstand gehören Männer an wie Alkaios und später Theognis, dichtende Adlige, die sich von ihren Standesgenossen sozial sicherlich ebensowenig gesondert haben, wie sie es politisch taten. Für sie ist Dichtung nicht ein Beruf, sondern ein natürliches Ausdrucksmittel für ihre politische Leidenschaft, wie sie in derselben Periode für den Aristokraten Solon staatsmännisches und für den Aristokraten Parmenides philosophisches Ausdrucksmittel war. Erst mit Simonides, an der Wende des sechsten zum fünften Jahrhundert, erreicht die allmähliche Bildung eines weltlichen Dichterberufes im Sinne der geldwirtschaftlichen Entwicklung einen gewissen Abschluß. Simonides ist nicht nur Hofdichter, sondern er verfertigt auch als erster auf Bestellung und gegen Bezahlung in Geld poetische Werke.

---

[61] Im Französischen bedeutet »art« ursprünglich noch beides: »artisam« (Handwerker) und »artiste« (Künstler).

[62] Zitat nach: Zilsel, Edgar, Die Entstehung des Geniebegriffs, Tübingen 1926, S. 24.

[63] Siehe Nr. 62.

[64] vgl. S. 143 dieser Arbeit (Hausenstein).

[65] Eine Parallele dazu finden wir heute in dem Beifall, der dem Sänger und nicht in dem gleichen Maße auch dem Komponisten entgegengebracht wird.

[66] Hier und im Folgenden beziehe ich mich auf die Ausführungen von Zilsel, Edgar, a. a. O.

Auch ein rein literarisch-weltlicher Ruhm, ganz im modernen Sinn, wird dem Simonides von seinen Zeitgenossen zuteil. Ein solcher Berufsdichter, freilich im Gegensatz zu Simonides mit einer durchaus aristokratischen Färbung, ist ein Menschenalter später Pindar. Berufsdichter sind auch die Tragiker des 5. Jahrhunderts, die freilich durch die kultischen Wurzeln der Tragödie wieder enger mit den sozial gehobenen priesterlichen Kreisen verbunden sind. Auch sie genießen schon bei Lebzeiten reinen literarischen Ruhm in breitesten Kreisen des städtischen Bürgertums, einen Ruhm, der sich in seiner naiven Überschwenglichkeit für uns erstaunlich äußert, wenn z. B. Sophokles mit wegen seiner poetischen Leistungen zum Feldherrn und Beamten gewählt wird. In der Folgezeit gibt es einen rein weltlichen, vor allem von mäzenatischer Unterstützung lebenden Stand von Literaten aller Art.

Nicht sehr viel anders verläuft die soziale Entwicklung der Dichter bei den Römern. Das bäuerlich-kriegerische Rom des 3. und 2. Jahrhunderts ist an der Kunst durchaus uninteressiert, und seine Dichter Livius, Plautus, Ennius und Terenz entstammen einem niederen, ja zum Teil dem Sklavenstand. Soweit sie überhaupt soziale Schätzung genießen, verdanken sie das dem Umstand, daß sie der grundbesitzenden Aristokratie als Verkünder ihres Kriegsruhms (wie Ennius) gute Dienste leisten[67]. Im allgemeinen aber sind die Dichter als Schreiber, als scribae, sozial gering geachtet. Gemeinsam mit den Schauspielern sind die Dichter seit dem Jahre 207 in einer Art Zunft organisiert, wobei sie die Gründung dieses »collegium scribarum historiorumque«[68] bezeichnenderweise dem magischen Erfolg einer Festhymne verdanken. Trotz der niederen sozialen Stellung der älteren Dichter in Rom läßt sich auch hier eine gewiße Beziehung zu religiösen Ständen, zu Orakelsängern u. dgl. m., nicht verkennen. Mit der zunehmenden geldwirtschaftlich-städtischen Entwicklung, der Kapitalanhäufung und Gräzisierung im 2. und 1. Jahrhundert, einer Zeit schwerer sozialer Umwälzungen, steigt das Ansehen der Dichter. Schon um das Jahr 90 wird ihre Zunft mit dem feineren griechischen Wort »collegium poetarum«[69] benannt. Zur Zeit des Augustus erreichen sie eine geachtete soziale Stellung, auf der ein Abglanz des sozialen Ansehens ihrer mäzenatischen Gönner, der Finanzaristokratie und der Hofkreise, ruht. Im Sinne dieser Entwicklung liegt es, wenn sich die griechischen Vorstellungen von der dichterischen Gottbegeisterung, die der alte Ennius im wohlerwogenen Standesinteresse offenbar bewußt betont hat, immer mehr durchsetzen. So bezeichnen sich die Dichter jetzt allgemein als »vates«, als priesterliche Seher. Im Augusteischen Zeitalter verquickt sich mit den Enthusiasmusvorstellungen bei der an Zahl schon ziemlich angewachsenen Literatenschaft ein recht moderner Zug: man distanziert sich auch äußerlich, und im Übermaß der Gottbegeisterung läßt man sich Künstlerlocken wachsen und kokettiert mit Verachtung großstädtischer Umgangsformen.

Wir wiesen bereits auf die Entwicklungsstufe der handwerklichen Kunst bei den »Primitiven« hin. In der Antike, besonders zur Zeit Platos, herrscht die Vorstellung, aus dem verzückten Stammeln des Ekstatikers spreche ein Dämon, und nur Worte und Melodien, aber nicht Gemälde und Bildsäulen, nur die Zunge, nicht die Hand werden als göttlich inspiriert angesehen. Griechische und andere Priester pflegen ja auch ihre Orakel zu sprechen oder zu singen, aber auf keinen Fall zu malen oder zu modellieren. In der Platonischen Anschauung scheinen sich die bildenden Künstler noch nicht von den Handwerkern gelöst zu haben, und daher leiden sie auch unter der sehr erheblichen Mißachtung. Hier tritt nun deutlich zutage, welche Bedeutung die wirtschaftliche und gesellschaftliche Struktur für die Stellung der Kunst besitzt, denn die Geringschätzung der Handarbeit, die anfänglich auch die bildenden Künste einschließt, hat offenbar das auf Sklaverei beruhende Wirtschaftssystem zur Voraussetzung. Hier und ganz ähnlich auch in dem für jeden griechischen Freien selbstverständlichen Ideal der edlen Berufslosigkeit, der edlen Muße, kommt die Denkweise jener Oberschicht, die in der Antike fast allein Trägerin der Kultur ist, zu einem klaren Ausdruck.

In einem ganz primitiven Kulturzustand ist die Verachtung jeder Handarbeit sehr unwahrscheinlich und höchstens bei einem Stamm möglich, der nur von der Jagd und Eroberung lebt. In dem Stadium der griechischen Kultur, in der Zeit der homerischen Epen und der Vorherrschaft des kriegerischen Grundadels scheint zunächst tatsächlich die Mißachtung der Handarbeit schwächer ausgeprägt zu sein als in späteren Epochen. Wir finden in der Odyssee[70] die Verfertiger schöngebildeter Waffen höchlichst gerühmt und durchaus als Künstler aufgefaßt. Aber schon in jener vorgeschichtlichen Zeit, deren Geist sich in den Epen widerspiegelt, scheint die griechische Kultur so sehr von dem Geist einer kriegerischen Oberschicht durchtränkt, daß die Handarbeit geringere Achtung genießt, und nur der Schmied wird wegen seiner Beziehung zum Werk der Waffen höher geschätzt. Die Mißachtung der Handarbeit, der Banausie, besteht in dem städtisch gewordenen Ost-Griechenland und Kolonialgriechenland auch nach dem Eindringen der Geldwirtschaft weiter. Aus dem sozial so gering geschätzten Boden des Handwerks sind allmählich die bildenden Künstler hervorgegangen. Auch bei den Kulturträgern der historischen Zeit fallen die Urteile über die soziale Stellung des Künstlers entsprechend aus. Pindar stellt anfangs des 5. Jahrhunderts ausdrücklich den Dichter über den bildenden Künstler, Plato rechnet die Bildhauer und Maler ganz unumwunden zu den gering geschätzten Banausen und stellt sie auf eine Stufe mit den Schiffsbauern und anderen Handwerkern[71]. Sokrates verhält sich insofern anders als seine aristokratischen Zeitgenossen, als er, von seinem Ideal der Sachverständigkeit ausgehend, die Handwerker und überhaupt die Berufsarbeit höher einschätzt[72].

Ähnlich wie in Griechenland genießen auch im Rom der Republik und der ersten Kaiserzeit die bildenden Künstler geringes Ansehen.

---

[67] Schanz, Martin, Geschichte der römischen Literatur. In: Müllers Handbuch der klassischen Alten Wissenschaften. Bd. 8, Abt. 3, § 36, S. 111. –1922, 2. Aufl.

[68] Schanz, a. a. O., § 25.

[69] Zilsel, a, a. O., S. 20, 21.

[70] XI, 614f.

[71] Collignon, M., Geschichte der griechischen Plastik 1897, S. 118.

[72] Overbeck, Die antiken Schriftquellen zur Geschichte der bildenden Künste. Leipzig 1868, pas.

Sokrates, Über den Beruf, Xenophan Mem., II, 7 u. 8.

Trotz aller dieser Stimmen der Mißachtung dürfen wir nicht etwa annehmen, die überaus kunstfreudige Antike hätte die Meisterwerke der Malerei und der Plastik irgendwie geringer geschätzt als wir es heute tun. Es ist nur im antiken Bewußtsein die Trennung zwischen Werk und Künstler bei der bildenden Kunst noch weit deutlicher ausgeprägt, als sie uns schon bei der Dichtung entgegen getreten ist. Neben den verehrten Götterbildern scheint man den Künstler in älteren Zeiten beinah nur als »Erdenrest« gefühlt zu haben. Wird uns doch überliefert, daß selbst Phidias gerichtlich verfolgt worden sei, weil er es gewagt habe, auf dem Schild seines hochberühmten Athenastandbildes in das Relief von der Amazonenschlacht sein Selbstportrait einzuschmuggeln. Die Sitte des Signierens ist freilich schon vor Phidias eingebürgert. Plastiken mit Künstlersignaturen sind erhalten seit dem 6. Jahrhundert. Eine allmähliche Zunahme des persönlichen Faktors ließe sich wohl nur aus dem Verhältnis der signierten zu den unsignierten Plastiken statistisch erweisen.

Die Dichter stammen in der antiken Welt, wie wir gesehen haben, sozial vom Priester ab, der Künstlerberuf dagegen löst sich allmählich von dem gering geachteten Beruf des Handwerkers los. Charakteristisch ist für die Antike der Umstand, daß der Rangunterschied der Abstammung zwischen bildenden Künstlern und Dichtern sich noch in den späteren Zeiten nicht ganz verwischt hat. Dieses auffallende Beharrungsvermögen längst überholter Wertungsweisen erklärt sich vor allem aus der wirtschaftlichen Struktur des klassischen Altertums. Die Sklavenarbeit läßt den Makel der Handarbeit dem Bewußtsein nicht ganz entschwinden, selbst noch zu einer Zeit, da die priesterliche Bedeutung des Dichters längst zurückgetreten und durch rein literarische Faktoren ersetzt worden ist.

Die antiken Dichter und Literaten sind aus priesterähnlichen Kreisen hervorgegangen. Als in der städtisch-geldwirtschaftlich gewordenen Kultur ihre Verweltlichung eingetreten war, mußte sich auch die Grundlage ihrer sozialen und wirtschaftlichen Existenz ändern. In den Anfängen der städtischen Entwicklung gehört die Mehrzahl der Schriftsteller der sozialen und wirtschaftlich gesicherten Oberschicht an, führt ein Rentnerdasein und betrachtet die literarische Betätigung als edelste Ausfüllung der vornehmen Muße. Etwa seit dem 5. Jahrhundert entwickelt sich in Griechenland, in Rom seit dem 2. Jahrhundert v. Chr., ein zahlreiches, sozial und wirtschaftlich völlig unabhängiges Berufsliteratentum von niederer Herkunft. Vom Ertrag ihrer Schriften, vom breiten Publikum, können diese Berufsliteraten nicht leben, denn noch fehlt die Verbreitung des Buchdrucks, und die Zahl der Bücher lesenden Menschen ist gering. Insofern sind die Schriftsteller auf mäzenatische Unterstützung angewiesen. Als Gegenleistung für den empfangenen Lebensunterhalt spenden die Literaten ihren Gönnern den Ruhm. So erklärt sich auch aus diesem Umstand die große Zahl antiker, an Einzelpersonen adressierte Lobesergüsse. Zudem ergibt sich die bis in die Moderne zu verfolgende eigenartige symbiotische Wechselwirkung, nach der der Mäzen um so berühmter wird, je berühmter seine Literaten sind. Wir werden das gleichzeitige Auftauchen von Ruhmverleihern und ungeschminkt eingestandener Ruhmessucht in der Renaissance wiederum antreffen.

Selbstverständlich entwickelt ein so einflußreiches Standesideal auch gewisse Ausdehnungstendenzen. Es werden also nicht nur die eigenen Mäzene von den berufsmäßigen Unsterblichkeitsverleihern der Antike gepriesen, sondern auch längst verstorbene Größen. Die antiken Mäzene betrauen die Literaten auch mit der Erziehung ihrer Söhne, mit der Leitung ihrer Bibliotheken, mit der Abfassung politischer Tendenzschriften u. ä. m. Unverkennbar steht hinter all diesen Amtsübertragungen die Absicht, die Person des Mäzens, sein Haus und die Hofhaltung zu rühmen und literarischen Glanz zu verleihen. Man kann die ganze Mannigfaltigkeit der Verhältnisse vereinfachend in dem einen Satz zusammenfassen: der antike Literat empfängt von seinem Mäzen den Lebensunterhalt und macht dafür ihn – und zugleich sich selbst – berühmt.

Man spricht im kultursoziologischen Sinn vom »typischen« Mittelalter, also vom Mittelalter als einem Gattungsbegriff, und man vergleicht dann verschiedenartige Kulturen, die ein Mittelalter aufweisen. In solchen, im Spenglerschen Sinne »gleichzeitigen« Kulturen findet man einen starken grundbesitzenden Adel, Naturalwirtschaft, starken Genossenschaftssinn und Standesbrauch[73].

Die Einheit der mittelalterlichen Kultur Europas beruht auf dem Organisationswillen und der Organisationsfähigkeit der Kirche. Aber auch soweit die kirchliche Autoritätskultur Zwangskultur ist, auf kirchlicher Disziplin- und Strafgewalt beruhend, wird sie von der Gesamtheit selber bejaht, solange diese in der Kirche sich selbst verkörpert fühlt. Es war nicht nur kirchliche Selbsterhaltung, welche die Verfolgung aller Ketzerei gebot, sondern mit dieser Haltung identifizierte sich auch die öffentliche Meinung, indem die Gesamtheit ihre eigene heilige Lebensordnung gefährdet sah durch eine der geordneten religiösen Gemeinschaft feindliche, entformende und also ruchlose Denkweise. Das religiöse Urteil deckt sich hier mit dem sozialmoralischen Urteil.

Karls des Großen Maßnahmen zur Pflege der Kunst waren Regierungshandlungen, sie standen im engsten Zusammenhang mit den großen Zielen seiner Politik. Schon zum karolingischen Regierungssystem gehört aber auch die enge Verbindung der Funktionen des Staates und der Kirche. Auf der einen Seite dienten Kirchenbauten zugleich staatsmännischen Zielen. Doch die Kirche ihrerseits mußte sich in ihrer vollen Würde zeigen, um ihren Einfluß zu erhöhen. Im übrigen betrachtete die Kirche die Kunst zunächst als Gottesdienst, als Weihgeschenk und Opfergabe – also insbesondere den Kirchenbau nicht in erster Linie als Versammlungshaus für die Gemeinde.

Das Verhältnis des christlichen Glaubens zur Kunst ist also nicht ein rein kontemplatives, sondern man gestattet dem Künstler erst dann freien Ausdruck in seiner Kunst, als sich der Glaube als hinreichend gefestigt erwiesen hat. Dann sichert man dem Künstler ein freies Arbeiten zu – soweit es die Lehre betraf – und er konnte der Unterstützung der Kirche und der Gemeinde sicher sein. Die Kirche sah in der Kunst auch ein Mittel, das Laienvolk zu beeinflussen, um so mehr, als die Bischöfe und

[73] Martin, Alfred v., Geist und Gesellschaft. Frankfurt 1948, pas. Hier und im Folgenden beziehe ich mich auf diese Sammlung von Einzelaufsätzen.

Äbte, welche die Bauherrn der frühromanischen Zeit waren, dem adligen, dem Fürstenstande angehörten und in enger Verbindung mit den Königen standen. Von da aus ist jener Impuls zum Bedeutenden zu verstehen. Nicht aus praktischen Gründen, im Gegenteil, unter Verachtung der Klagen, welche öfters wegen Bauverschwendung gegen die Kirchenfürsten geführt wurden, baute man so groß und großartig aus monumentalem Sinn für das Außerordentliche und freute sich an einer Gewaltigkeit der Abmessung, bei der gerade die Unverhältnismäßigkeit zum praktischen Bedürfnis als das Wirksame empfunden wurde. Auch das kirchliche Denken steht hier dem aristokratischen nahe: Insofern es im Kirchengebäude das Haus Gottes, also ein ideales Symbol, sieht, ist auch hier der bürgerliche Zweck- und Nützlichkeitsgedanke immanent verneint. Diese kolossalen Arbeiten können kaum als das freiwillige Anerbieten eines ganzen Volkes gewertet werden. Gleich den Pyramiden werden auch die Bauten des Mittelalters zum Teil mit Hilfe von Zwangsarbeiten und Zwangsbeiträgen errichtet; das braucht natürlich echtes religiöses Empfinden nicht einzudämmen. Aber man tut gut, sich dieses Hinweises zu erinnern, um unklare Vorstellungen von dem Verhältnis der Kunst zum Mittelalter zu beseitigen.

Die höfische Kultur um 1200 gehört dem Zeitalter eines lebenskräftigen Feudalismus an: sie entspringt dem Schoße einer gewachsenen ritterlichen Gesellschaft. Ihrem seelisch-geistigen Ursprung nach ist sie jedoch nicht Hof-, sondern Standeskultur. Eine Standeskultur ist gebunden an das Vorhandensein der zur Schaffung einer Kultur erforderlichen gesellschaftlichen und geistigen Vitalität, der kulturpotentiellen Energie des fraglichen Standes. Das Rittergefühl, jenes erhöhte Lebensgefühl, das der ritterliche Mensch um 1200 den »hohen Mut« nannte, ist Herrengefühl. Durch dieses hochgestimmte, hochgemute Bewußtsein fühlt er sich zu allem Großen und Guten beflügelt: die »Herrentugenden« sind nur der ethische Ausdruck der vitalen seelischen Dynamik des Standes, die zu einer bestimmten Selbstauswirkung drängt.

Die Kultur des Rittertums ist symbolisch-ästhetische Formkultur. Die erfüllte Form hat für sie Symbolwert und Symbolcharakter. Das Symbol aber steht zwischen dem Magischen und dem Rationalen. Und so steht auch die ritterliche Gesellschaft zwischen der primitiven Gesellschaft, für die die erfüllte Form noch eine magische Tatsache ist, und der modernen Zivilisation, deren Rationalität Form und Inhalt auseinanderlöst. Hier ist das Problem der Form noch gleichbedeutend mit dem Problem der Lebensform, d. h. der großen, hohen, edlen Form einer Lebenskultur, die gesellschaftlichen Stil hat und nicht nur individuelle Originalität.

Dem Mittelalter war der Begriff des freien Eigentums so fremd wie der der freien Persönlichkeit. Es gab nur Lehen und Amt – es gab auch noch nicht den Begriff des geistigen Eigentums. Der Gedanke des individuellen Eigentums eines Schriftstellers oder Künstlers an seinem Werk kommt erst auf mit dem neuen Willen, eigen, orginell, ein »uomo singolare« oder »unico« zu sein, mit dem bewußten Schriftstellerideal, daß jeder seinen eigenen Stil zu schreiben habe – eine Errungenschaft der Renaissance.

Für den mittelalterlichen Menschen ist die Gemeinschaft die Gruppe, aufsteigend von der nächsten und kleinsten zu immer größeren und höheren Kreisen der Gesamtordnung, Trägerin eines realen und geistigen Lebens. Der einzelne fühlt sich in dieses eingebettet, und alle Eingeordnetheit hat für sein Bewußtsein einen höheren Sinn. Sie ist gottgewollt, wie alles letztlich auf seinen religiösen Grund zurückgeht. Ähnlich ist es auf dem Gebiet der Wirtschaft. Man produziert nur für den eigenen Bedarf, und die damit gegebene lokale Beschränktheit des Wirtschaftslebens, die mangelhafte Verkehrssicherheit und die Schutzbedürftigkeit des Einzelnen führen zum genossenschaftlichen Zusammenschluß, weil der Einzelne als solcher nicht in der Lage war, die dem Handel und Verkehr entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden. Das alles schuf Vorbedingungen, welche eine einheitliche Regelung durch eine höhere Instanz gerade geboten erscheinen lassen mußte. So wird das Zunft- und Gildenwesen geradezu zu einer christlichen Institution, einem religiösen Bruderschaftswesen, weil die festen, unveränderlichen moralischen Maßstäbe der Kirche und die christliche Liebesidee mit dem Solidaritätsinteresse der Genossenschaft übereinstimmen.

Im staufischen Zeitalter kommt eine neuadlige Schicht herauf, die dem Grund und Boden weniger verwachsen ist als der ältere Adel. So erfährt die ursprüngliche mittelalterliche Struktur eine Auflockerung durch das kulturelle Führendwerden des neuen ritterlichen, aus den Ministerialen hervortretenden niederen Adels im 11. und 12. Jahrhundert. der als ein neuer Berufsstand heraufkam. Es bildet sich so eine neue, von der Frühromantik deutlich zu unterscheidende Kunst heraus, welche dem neuen, heiteren, glänzenden Lebensstil, dem Geist der Courtoisie entspricht. Die neue Gesellschaft wird Trägerin der neuen Dichtung, und wie mit dem Niedergang des Rittertums die höfische Literatur – eine ganz von den Standesidealen getragene ritterliche Dichtung – verfallen mußte, so wurde nun auch aus der bildenden Kunst etwas anderes. Das städtische Selbstbewußtsein äußert sich in einer wahren Bauleidenschaft der Bürger. Die Stadt wird zum Symbol des freien Geistes, und das bürgerliche Leben läßt auch eine andere, unromantisch-nüchterne Lebensauffassung aufblühen. Der burger, der bidermann, dieser Mensch ohne Herkunft, denkt als solcher individualistisch, einfach als Mensch. Dies ist die Ideologie eines neuen Standes, die sich in solcher Auffassungsweise emporrankt. Bürgerlicher Luxus blüht auf und es gibt kunstgewerbliche Massenaufträge. Persönlichkeitsbewußtsein und Wirklichkeitssin bilden sich aus. Aber die weltmännische Freiheit, die Aufgelockertheit und offene Empfänglichkeit, welche die staufische Kultur gekennzeichnet hatte, erliegt einer gewissen, mit den lokal begrenzten Kreisen des städtischen Wesens gegebenen geistigen Enge und Gebundenheit.

Die bürgerlichen Künstler waren Gewerbetreibende und dadurch ihrem Publikum besonders eng verbunden. Die Organisation der künstlerischen Arbeit änderte sich allmählich. Im Zeitalter der klassischen Gotik war die »Bauhütte« noch die gemeinschaftliche Lehr- und Arbeitsstätte: Malerei und Bildhauerei bildeten mit der Baukunst noch eine monumentale Einheit; dann aber siedelten Malerei und Bildhauerei zu den

Zünften in bürgerliche Werkstätten über, was zu der Niederlegung der alten Schranke der sakralen gegenüber der profanen Kunst wesentlich beitrug. Immerhin blieben die zünftlerisch geordneten Kunstbetriebe durch die Genossenschaftlichkeit ihrer Organisation noch den Hütten ähnlich. Die korporativ betriebene Arbeit war auch bestimmt für Korporationen und Familien. Die Arbeit war noch überindividuell gedacht und ebenfalls ihre Bestimmung. Und die Arbeit war Freude, war eine Art bürgerlicher »zweiter Religion«. Auch die Kunst war noch vor allem Arbeit, der Geniebegriff der Renaissance war noch nicht entdeckt.

Der Prozeß der Überwindung des mittelalterlichen Geistes ist ein doppelseitiger. Der Kirchengedanke wird einerseits von innen heraus aufgelöst durch neue religiöse Ideen und andererseits von außen her überwältigt durch außerreligiöse Ideen, indem politisch-ökonomische und andere weltliche Tendenzen nunmehr dominierend werden und eine neue Wirkungsfähigkeit entfalten. Dort handelt es sich um eine neue Geisteshaltung, hier um eine neue Lebenshaltung. Dort ist der geistliche Stand noch bestimmend, hier der neue gesellschaftlich-kulturelle Typus des im Weltleben stehenden Bürgers. Der eine Weg führt zur Reformation, der andere zur Renaissance.

Die Renaissance bedeutet eine Mobilisierung der bis dahin vorwiegend statischen Gesellschaft und des bis dahin weitgehend traditionell gebundenen Geistes. Die städtischen Elemente übernehmen die wirtschaftliche, gesellschaftliche und kulturelle Führung. Das Bürgertum emanzipiert sich von den bisherigen Bindungen ständischer und kirchlicher Natur, indem aus dem mittelalterlichen Kleinbürgertum mittelständischen Gepräges im Zusammenhang mit dem Aufkommen der Geldwirtschaft ein neues Großbürgertum entsteht, das sich seiner Macht bewußt ist. Diese neue Macht ist, im Gegensatz zu der auf militärisch-politischer Grundlage beruhenden Macht des Mittelalters, wirtschaftlichen Ursprungs: »Reichtumsmacht« (Sombart).

Individuelles Künstlertum finden wir erst dort, wo die künstlerische Stellung als solche eine gesellschaftliche begründet und die individuelle Leistung als solche anerkannt wird. Diese allgemeine Wertschätzung beginnt erst in der Renaissance – worauf hingewiesen zu haben, das Verdienst von Jakob Burckhardt ist[74] – und gleichzeitig entsteht auch die Schattenseite dieser Individualisierung – die Originalitätssucht um jeden Preis. Der rein individuelle »Ruhm« in seiner ganzen Vielfalt entsteht in dieser Epoche.

Als erstes von allen Ländern Europas hat Italien die Vorherrschaft der Naturalwirtschaft und die feudale Gesellschaftsordnung des Mittelalters überwunden. Die Kultur siedelt aus den Klöstern und Burgen in die Städte über, Kleriker und Ritter als Träger des geistigen und wirtschaftlichen Lebens werden abgelöst von weltlichen und bürgerlichen Handelsherrn und Männern der Manufaktur. Ebenso wie im Griechenland des 6., im Rom des 2. vorchristlichen Jahrhunderts ist das Vordringen der städtisch-geldwirtschaftlichen Kultur der Renaissance verbunden mit dem Entstehen eines weltlich-städtisch gerichteten Dichter-, Gelehrten- und Künstlerstandes mit seinem Anspruch auf soziale Geltung und Ruhm.

In der Entwicklung der Individualität hat Burckhardt geradezu das kulturgeschichtlich bedeutsame Ereignis der Renaissance zu sehen gelehrt. Lamprecht[75] hat später darauf hingewiesen, daß Individualisierung der zuvor nur in Verbänden lebenden und fühlenden Gesellschaft eine natürliche Durchgangsform jeglicher Kulturentwicklung darstellt.

Der weltliche Ruhm spielt in der Renaissance eine gewaltige Rolle[76]. Als die wichtigsten Träger des Ruhms darf man die mehr oder minder humanistischen Literaten ansehen, und deren Objekte sind vor allem die verschiedenen mäzenatisch gesinnten Fürstlichkeiten, Päpste, Bankherrn, Heerführer usw. Auf dieser Vermittlerrolle beruht das soziale Ansehen der Dichter, und sie kehren diese gleich ihren antiken Standesgenossen stolz hervor. Ja, selbst wenn ein Künstler Werke schafft, deren Wirkung aller Voraussicht nach seinen Tod überdauern würden, wird daneben trotzdem noch ein »Unsterblichkeitsverleiher« bemüht. Ein Literat z. B., der von Albrecht Dürer portraitiert worden ist, ihn nun seinerseits andichtet, versichert in einer merkwürdigen Vertauschung der Wertschätzung, Dürer werde durch sein Gedicht und er selbst durch Dürers Bildnis Unsterblichkeit gewinnen[77]. Schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts fühlen sich die Schriftsteller im Besitz dieser Macht, über Unsterblichkeit und Ruhmlosigkeit ihrer Mitmenschen entscheiden zu können, so daß man die Verleihung von Ruhm als eine wesentliche, gesellschaftliche Funktion seit Beginn der Renaissance kennt.

Wenn wir von den ausgesprochenen Volksdichtern sowie von schreibenden Mönchen absehen, sind die Dichter, Chronisten und Schriftsteller des 13. und 14. Jahrhunderts ursprünglich dilettierende Stadtadlige. Nicht aus Spielleuten sind also die Literaten der Renaissance hervorgegangen, sondern sie gehören von vornherein der sozialen Oberschicht an und entwickeln sogleich ein lebhaftes Standesbewußtsein[78].

Die wirtschaftliche Grundlage aller Arten von Renaissanceliteraten, sofern sie nicht von Haus aus vermögend sind, ist höchst unsicher. Auch nach der Erfindung des Buchdrucks ist ja das Lesepublikum der Renaissance noch viel zu dünn gesät, als daß ein vom Ertrag seiner Schriften lebender Autorenstand hätte bestehen können. Die Renaissanceliteraten sind also durchaus auf die mäzenatische Gunst und Ungunst der weltlichen und geistlichen Fürsten angewiesen, deren Ruhm sie zu steigern haben[79]. Es ist selbstverständlich, daß ein solcher Stand von materiell wenig gesicherten, aber sozial hochstehenden, berufsmäßigen Unsterblichkeitsverleihern zu maßlosen Übertreibungen, zu knechtischen Schmeicheleien wie gelegentlich auch zu Schmähschriften, ja zu literarischen Erpressungen greifen wird.

---

[74] Burckhardt, Jacob, Die Kultur der Renaissance in Italien. Leipzig 1913, 11. Aufl., pas.

[75] Bernheim, E., Lehrbuch der historischen Methode. Leipzig 1908, 5. u. 6. Aufl., S. 679.

[76] Burckhardt, a. a. O., I, S. 157ff.

[77] Distichon des Sbrullies bei: Schloßer, J., Materialien zur Quellenkunde der Kunstgeschichte III. Wiener Akadem. Bericht, Bd 180 (1916), 72f.

[78] Voßler, Karl, Poetische Theorien der Frühren. Berlin 1900, S. 13.

[79] Janitschek, Gesellschaft der Renaissance in Italien und die Kunst. Wien 1879.

In der Renaissance ist der Literatenstand der wichtigste Träger der Glorie und das Ruhmverleiheramt seine wichtigste soziale Grundlage.

In der Neuzeit wechseln die Methoden, wie man Kunst und Künstler finanziert. Die italienischen Despoten und die Päpste traten als »Gönner« auf wie die Könige von Frankreich und England, teilweise aus echter Liebe zur Kunst, teilweise aber auch aus Selbstherrlichkeit[80]. Die Kunst wird toleriert und finanziert als eine Stütze des Patriotismus und der Religion, aber auch nur dann, wenn die Religion so fest begründet und der Patriotismus so fest umgrenzt ist, daß sie nicht als Früchte der Unterweisung, vielmehr als offenkundige Wahrheit und allumfassendes Gefühl in Erscheinung treten. Richelieus und Colberts System der Pensionen bringt für den Künstler eine Art journalistischer Verpflichtung mit sich. Diese beiden Franzosen sind die ersten, die regelmäßig für propagandistische Zwecke Geld ausgeben. In der Literatur vollzieht sich der Übergang zur öffentlichen Subskription im Gegensatz zum bisher vorherrschenden Patronatswesen im 18. Jahrhundert, wie es heißt, mit der Homer-Übersetzung von Pope, die ihm noch vor Fertigstellung ein Vermögen eingebracht haben soll. Von einigen ausnahmehaften Rückfällen abgesehen ist die Literatur nunmehr unabhängig vom Staate und nur noch in dieser oder jener Form abhängig von der Gunst des Publikums. An die Stelle des Patrons tritt der Verleger, der im Laufe der Zeit immer größer werdende Selbständigkeit gewinnt. Zu Beginn ist seine Arbeit durch die fehlende Hilfe des Staates in den Fragen des Nachdrucks erheblich erschwert, aber durch die Regelung des Börsenvereins, der eine Schutzfrist für die Autoren festlegte, sichert sich die Position des Verlegers. Der neuzeitliche Künstler, sofern nicht seine Eigenart ihm eine weitreichende Wirkung noch zu Lebzeiten gestattet, muß von der Mildtätigkeit seines Zeitalters in irgendeiner Form leben.

Erst in jüngerer Zeit, d. h. in den letzten 75 Jahren, geht mehr und mehr die Rede von der Scheidung zwischen Künstler und Gesellschaft. Weder der Patriotismus noch die protestantischen Sekten sind in demselben Sinne produktiv gewesen wie der antike Patriotismus und die mittelalterliche Religion. Die damaligen Gefühlsregungen werden heute durch andere, uns näher stehenden Inhalts, ersetzt. Aber sie werden nicht annähernd so einmütig von der modernen Gesellschaft empfunden.

Kehren wir doch zurück zu unserem sozialgeschichtlichen Überblick.

Für die Struktur der neuen Bildungsschicht in der Renaissance ist die bunte Art ihrer gesellschaftlichen Rekrutierung bestimmend und charakteristisch. Petrarca, der erste und größte der Humanisten, begann als eleganter Kleriker an der Kurie zu Avignon; Boccaccio kam aus dem Kaufmannstande und lebte in mäßigem Wohlstand vom väterlichen Vermögen; Niccoli war Kaufmann und Manetti Buchhalter. Hier wird der materielle Rückhalt in einem Beruf gewonnen, welcher der sozialen Einstellung des sich noch bodenständig fühlenden Bürgers entspricht. Diesem Typ noch verwurzelter Humanistenexistenzen steht aber schon am Anfang Petrarca gegenüber, der Typ des freischwebenden Humanisten, der Typ des innerlich von der polis und der realen Politik losgelösten freien Literaten, für den der Bildungsgedanke nicht mehr eine dem städtischen Gemeinwesen dienende, sondern eine rein individuelle, rein literarische Angelegenheit ist. Petrarcas Lebensweise, mit dem ständigen Umherziehen, der ewigen Unruhe, dem übersteigerten Selbstbewußtsein und der frühen Anlehnung an vornehme Häuser und an Höfe kleiner Despoten, ist so recht das Beispiel eines Literatenlebens. Mit der Lösung vom Staat geht die Lösung von der Gesellschaft Hand in Hand – die Lösung von der Bürgerlichen Gesellschaft.

Aus den Zusammenhängen zwischen dem neuen kapitalistischen Großbürgertum und den Trägern der humanistischen Kultur ergeben sich interessante Rückschlüsse. Jede Oberschicht braucht ein Gefolge, und jede besitzende Schicht muß zur Sichtbarmachung ihres Obenstehens und zur Ansammlung von Prestige einen dementsprechenden Luxus entfalten. Dies Gefolge aber darf nicht den Charakter des Gefolges der zu verdrängenden Schicht haben, sondern es muß sich von diesem entsprechend abheben. Und so ist das Gefolge der neuen städtischen Oberschicht ein Gefolge von Vertretern der neuen städtischen Kultur und Bildung, denen ihrerseits solche Protektion schon aus ökonomischen Gründen, aber auch aus Gründen der gesellschaftlichen Geltung höchst willkommen ist, so daß sich das beiderseitige Interesse entgegenkommt. Bildung und Geist werden so die neue Form eines Relief verleihenden Luxus, und die Bildungsschicht stellt nun das neue zu Repräsentationszwecken benötigte Gefolge.

Eine politisch-wirtschaftliche Oberschicht, wie die feudale des Mittelalters oder eine wirtschaftlich-politische Oberschicht wie die neue kapitalistische, gehört immer zusammen mit einer ihr entsprechenden, weil aus der gleichen gesellschaftlichen Situation erwachsenen, geistigen Oberschicht, welche die äußere Machtposition unterstützt durch eine ideologische Hilfestellung, indem sie die der gesellschaftlichen Situation entsprechende öffentliche Meinung schafft. Im Mittelalter war es die geistliche, nun wird es die humanistische Bildungsschicht, jene die Hilfstruppe einer traditionellen, diese der Schrittmacher einer rationalen oder charismatischen Herrschaft. In einer konservativen Welt, in der alles auf ruhendes Sein gestellt war, gehörte so zur Politik die Religion, die eine feste Tradition unterhielt, wie jetzt in einer liberal gewordenen Welt, in der alles auf Tun und Leistung gestellt war, zur Arbeit die Wissenschaft – beide auf Neuerwerb gerichtet – gehörte. So sind Geld und Intellekt die beiden großen Motoren und Faktoren des Aufstiegs der durch Geburt benachteiligten Schicht in einer sich verbürgerlichenden Gesellschaft. Die immanente Tendenz des Humanismus ist dadurch charakterisiert, daß der zentrale neue Begriff »virtus« seinen moralischen Inhalt zu verlieren und sich zu verintellektualisieren beginnt: virtus wird gleichbedeutend mit dem intellektuellen »studium« und damit ein ebenso formalistischer Be-

[80] vgl. zum Wesen und Geschichte des Mäzenatentums: Janitschek, a. a. O.

Mayer, Eduard von, Fürsten und Künstler, Berlin 1907. Prinzhorn, Hans, Bildnerei der Gefangenen. Berlin 1923.

griff wie der parallele Begriff der »virtù« als einer nur auf den Gebieten der Energie und Klugheit liegenden Tüchtigkeit im praktischen Leben.

Es läßt sich aufzeigen, daß vom 13. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts zugleich mit der Loslösung der Kunst vom Handwerk der Künstlerruhm ansteigt und auch die Person des Künstlers immer stärker das Interesse an sich zieht. Restlos ausgewirkt hat sich die Wendung erst zur Zeit der völligen Literarisierung der Kunst.

Hervorzuheben ist noch die Verachtung, die der Künstler der Renaissance der Menge entgegenbringt. Diese Verachtung entspringt seinem Bedürfnis, sich als besonders ausgezeichnetes Wesen hinzustellen, was besonders verständlich ist in Zeiten, in denen die breiten Volksmassen sozial eine geringe Rolle spielen. Hinzu kommt noch die besonders starke Ausprägung der Distanz in der Renaissance, da die Literaten nur für einen Kreis lateinisch Lesender tätig sind. Bei Petrarca äußert sich die Verachtung der Menge gegenüber in einem Brief, worin er ausführt, daß er lieber von den Vielen nicht verstanden als gelobt werden wolle, denn das Lob des Pöbels, des vulgus, bedeute Schande bei den Gelehrten[81]. Interessanterweise empfindet Petrarca es als schimpflich, wenn das Straßenpublikum auf den allbekannten Dichter mit dem Finger deutet – ein Straßenerlebnis, über das sich im Altertum Horaz ganz naiv gefreut hätte. Die Tradition der Literatur in der »nobilitas literaria« ist streng von der der »unterliterarischen Schicht« zu trennen, und so schließen sich auch die Bänkelsänger und die Volksdichter der Renaissance nicht der Mengenverachtung der gelehrt-exclusiven Literatenschicht an.

Eine Spielart des Strebens zum Genieideal, die Vertreter einer krampfhaft gesuchten Originalität, haben ihre Wurzeln in der Renaissance, wenn auch Literaten und Künstler, die durch gehäufte Absonderlichkeiten ihre Originalität beweisen wollen, erst seit dem 17. Jahrhundert eine stärkere Rolle spielen. Jene harmlosen Dilettanten, die der neurotische Wunsch, ein Ingenium zu sein, unglücklich macht, treten solange wenig hervor, wie die geistig Tätigen nur von einer dünnen Mäzenatenschicht abhängen. Die Ingeniumsvorstellung der Renaissance ist zu deutlich an die Standesvoraussetzungen der berufsmäßigen Ruhmverleiher geknüpft, die Bedeutsamkeit des langwierigen humanistischen Studiums, die lange Lehrzeit in der Künstlerwerkstatt, die mäzenatische Gunst oder Ungunst liegen zu offen vor aller Augen, als daß diese Standesideale der Berufsliteraten und Berufskünstler eine größere Zahl von Dilettanten hätten anziehen können. Es fehlt vor allem die Verlockung, sich an ein breites Publikum direkt wenden zu können. Heute suchen diese unglücklichen Geniekandidaten eine Möglichkeit durch im Selbstverlag erscheinende Bücher. Diese Entwicklung beinhaltet die Wandlung vom Mäzen zur Kommerzialisierung der Literatur.

In der Stilkomplikation des literarischen und künstlerischen Barock, in der Vorliebe für das Wortspiel, für das Würdevolle, in der Zunahme hofadliger und geadelter Künstler wird die Entbürgerlichung der Kultur sehr deutlich. Die Künstler und Literaten bewegen sich jetzt in Kreisen des aufblühenden Hofadels und passen sich den exclusiven und überfeinerten Sitten ihres adligen und fürstlichen Publikums an: der soziale Abstand zwischen dem Mäzen und literarisch-künstlerischen Ruhmverleihern hat sich stark verkleinert.

Losgerissen von dem fruchtbaren Boden des Handwerks, literarisiert und zu Dekorateuren der Fürstenhöfe geworden, haben die Künstler ihren Aufstieg mit der Preisgabe der Mission jugendlicher Erneuerung bezahlt: sie sind kulturell ins Hintertreffen geraten. Die Entdeckung des Buchdrucks, der sich in Großbetrieben rational organisiert, die Verlags- und Kartellbildungen[82], die rationale Politik, müssen den Humanismus schwer schädigen, denn sie vergrößern nicht nur den Abstand zwischen Altertum und Gegenwart, sondern stellen auch neben den Stolz auf das Vergangenheitswissen das »Wissen« als Mittel zur Zukunftsbeherrschung und als Machtfaktor ins helle Licht. Die Renaissance-Ruhmverleiher zeichneten sich durch einen lebhaften und exclusiven Standesstolz aus, der sich auf ihr Wissen und auf ihren Stil gründete. Interesse und Wissen jener Ruhmverleiher war vorwiegend vergangenen Zeiten zugewandt, da geographische, biologische und soziale Möglichkeiten des geistigen Anschlusses an bereits abgelaufene Kulturen bestanden.

Im Gegensatz zum Mittelalter, zur Standeskultur, gibt in der Barockzeit, im Zeitalter des Absolutismus, der Hof nicht nur den Ton an, sondern er ist selber der Schöpfer einer Kultur, wobei er sich des Adelselementes nur bedient. Der Absolutismus glaubt ja, von einem rationalen Wollen geleitet, alles machen zu können, und er versucht, alle vorhandenen Mittel in seinen Dienst zu stellen. So geschieht es auch mit der Kultur. Wenn sie auch den herbstlichen Charakter (Spengler) des Übergangs zur bloßen »Zivilisation« zeigt, so war es doch noch gute »Mache«. Hatte man nicht mehr die hohe Kultur (um 1200) im ursprünglichen Sinne, so war man doch kultiviert. Man hatte ja inzwischen die Renaissance und ihren Intellektualismus erlebt; nun ist der Humanismus weltmännisch und aus dem bürgerlichen Individualismus ein distanzierter Aristokratismus geworden. Die besondere geschichtliche Erscheinung der höfischen Kultur des 17. Jahrhunderts ist soziologisch dadurch mitbestimmt, daß es sich nicht mehr um eine vorbürgerliche – wie um 1200 – sondern um eine nachbürgerliche Epoche handelt.

Mit dem immer stärker werdenden Aufblühen der Naturwissenschaften und der Technik wachsen auch die Stände werktätiger Menschen, die für ihren Beruf ein größeres Maß an Wissen benötigen[83], immer stärker an. Daraus erwächst auch die Tendenz eines beginnenden sozialen Aufstiegs, denn bisher genossen die mit der Hand arbeitenden Schichten eine geringe soziale Achtung. Die Rationalisierung der Wirtschaft und der Gesellschaft führt zur Zurückdrängung der Ruhmverleiher. Die Literaten bleiben jetzt nicht mehr ausschließlich abhängig von ihren höfischen Mäzenen, sondern sie geraten in die Abhängigkeit von einem breiteren, berufstätigen Publikum – ihre soziale Stellung verliert an Exclusivität und Sicherung durch die Gönner. Der in der öffentlichen Meinung bestehende Trennungs-

[81] De mundi, Rotterdam 1649, III, S. 108.

[82] Neckel, Walter, Die Kartellform im Buchhandel. 1934.

[83] vgl. Anmerkung 28

strich zwischen den überragenden Menschen und der Menge wird um so weiter nach oben verschoben, d. h. die Anzahl der Überragenden wird um so geringer gedacht werden müssen, je leichter die technischen Möglichkeiten der Veröffentlichung geistiger Leistungen sich gestalten, je mehr die Zahl der Publikationen und damit der Publizierenden steigt und je größer das bücherlesende Publikum wird. Dieser Zustand wird erreicht, nachdem einmal das aufkommende Bürgertum sein Streben nach Wissen und Bildung verkündet hat und andererseits die technischen Voraussetzungen der Massenproduktion durch die Erfindung der Schnellpresse geschaffen sind. Der Künstler wird »säkularisiert«, und seine soziale Stellung wird eine durchaus unklare. Noch im 18. Jahrhundert ist es eine Art von Deklassierung, wenn ein Sohn aus sogenanntem »guten« Hause Künstler wird – abgesehen natürlich von denjenigen, die die höchsten Gipfel des Ruhms erklommen haben. Diese »Rehabilitierung« erfolgt aber erst, nachdem der errungene »Erfolg« ihn zu dem kleinen Kreis der überragenden Künstler gestempelt hat. Bis dahin geht er seiner gesellschaftlichen, konventionellen Stellung verlustig. Der errungene soziale Erfolg, das Kind der modernen geldwirtschaftlichen Gesellschaftsordnung, ist das Regulativ für die soziale Stellung, die die Umwelt dem einzelnen einräumt. Primär wird der Künstler von der Vorstellung beherrscht, seine Leser durch seine Ideen »erziehen« zu können, oder er versucht, das Verständnis bei allen, die als Menschen »von Geschmack« gelten wollen, zu erringen. Beide Verhaltensweisen setzen unumstößlich voraus, daß der Künstler den Erfolg erstreben muß, der ihm Umsatz (zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse), große Auflagen (um den Wirkungsgrad zu erhöhen), seine soziale Stellung (und damit verbunden die Achtung) sichert.

Anschaulich schildert Hermann Grimm die Bemühungen, die z. B. Schiller anstellt, um einen Erfolg zu erringen. »Es ist Schiller gleichgültig, was der fein empfindende Leser sagt, er will ›Massen‹ von Lesern packen und der einzelne gilt ihm nur soweit, als er zu dieser ›Masse‹ gehört. Schiller will ein ganzes Volk mit verbindender Kraft und tragender Begeisterung erfüllen, sein Publikum soll nach Tausenden zählen. Goethe hat sich stets begnügt, einige Freunde zu haben; der ungemeine Erfolg seiner Werke fand sich unerwartet ein, und wo es scheint, daß Goethe darauf gewartet habe, wie im Werther, hatte diese Erwartung eher etwas von kindlich freudiger Ungeduld als von einer Berechnung des Mannes, der bei seinen Spekulationen von einer bestimmten Kenntnis des Publikums ausgeht. Wo Schiller dagegen Königreiche gewinnt, da hat er sie von Anfang an im Auge gehabt. Man lese seinen Briefwechsel mit Cotta. Viele Bände, viele Mitarbeiter, bedeutende Verbreitung, starker Gewinn, ein fester Plan mit Vorausberechnung aller Chancen – das ist Schiller, ein Dichter und Literat im Sinne Voltaires. Er sieht, daß er eine Partei braucht, er münzt sein Gold nicht zu Schaumünzen aus wie Goethe, sondern zu kurantem Gelde, das zu Millionen in Umsatz gebracht werden soll.«[84]

Die Geschichte des Schriftstellerberufs in Deutschland im 18. Jahrhundert ist kein Bericht von irdischen Erfolgen. Die Anzahl der Mäzene ist gering geworden, und sie sind weit verstreut, das Lesepublikum ist immer noch verhältnismäßig klein, und vor allen Dingen gibt es immer noch keinen wirksamen Urheberschutz. Der »bel esprit« wird der Nachfolger des Mäzens, das Publikum gewinnt nun entscheidenden Einfluß für das Ansehen des Schriftstellers, und somit wird der »Erfolg« zum entscheidenden Kriterium. Die Auffassung, daß es unter der Würde eines Dichters sei, für seine Werke Geld zu nehmen, verliert nur langsam an Wirksamkeit. Vor dem Auftreten Klopstocks bezieht sich, wie Goethe[85] uns mitteilt, der Buchhandel mehr auf bedeutende wissenschaftliche Fakultätswerke, auf stehende Verlagsartikel, welche mäßig honoriert werden. Die Produktion von poetischen Schriften aber wurde von Seiten der Dichter weiterhin als etwas »Heiliges« angesehen, und man hielt es für Simonie, ein Honorar zu nehmen oder zu steigern. Die Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts sind meist akademisch gebildete Leute gewesen – wie wir bereits sahen – und sie sind darauf angewiesen, nach einem staatlichen und städtischen Amt zu streben, wenn sie selbst nicht wohlhabend waren. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde es für einen Schriftsteller möglich, in seiner literarischen Tätigkeit seinen Hauptberuf zu sehen. In der ersten Hälfte gibt es noch keinen Beruf des Schriftstellers im eigentlichen Sinn. Goethe gibt die klassische Schilderung der sozialen Stellung des Schriftstellers jener Zeit:

»Die deutschen Dichter, da sie nicht mehr als Gildeglieder für *einen* Mann standen, genossen in der bürgerlichen Welt nicht die mindesten Vorteile. Sie hatten weder Halt, Stand, noch Ansehen, als insofern sonst ein Verhältnis ihnen günstig war, und es kam daher bloß auf den Zufall an, ob das Talent zu Ehren oder Schaden geboren sein sollte. Ein armer Erdensohn, im Gefühl von Geist und Fähigkeiten, mußte sich kümmerlich ins Leben schleppen und die Gabe, die er allenfalls von den Musen erhalten hatte, von dem augenblicklichen Bedürfnis gedrängt, vergeuden. Das Gelegenheitsgedicht, die erste und echteste aller Dichtarten, ward verächtlich auf einen Grad, daß die Nation noch jetzt nicht zu einem Begriff des hohen Wertes desselben gelangen kann und ein Poet, wenn er nicht gar den Weg Günthers einschlug, als Spaßmacher und Schmarotzer, so daß es sowohl auf dem Theater als auf der Lebensbühne eine Figur vorstellte, der man nach Belieben mitspielen konnte. Gesellte sich hingegen die Muse zu Männern mit Ansehen, so erhielt diese dadurch ihren Glanz, der auf die Geberin zurückfiel. Lebensgewandte Edelleute wie Hagedorn, stattliche Bürger wie Brockes, entschiedene Gelehrte wie Haller, erschienen unter den Ersten der Nation, den Vornehmsten und Geschätzten gleich. Besonders wurden auch solche Personen verehrt, die neben jenem angenehmen Talent, sich noch als emsige, treue Geschäftsmänner auszeichneten. Deshalb erfreuten sich Uz, Rabener, Weiße einer Achtung ganz eigener Art, weil man die heterogensten, selten miteinander verbundenen Eigenschaften hier vereint zu schätzen hatte.«[86]

Der erste deutsche Schriftsteller, der in seiner Dichtung eine ernsthafte und ausschließlich berufliche Tätigkeit erblickt, und der allein durch seine literarischen Leistungen die Achtung seiner

[84] Grimm, Hermann, Das Leben Goethes. Stuttgart 1947, S. 329. Eckardt, J. H., Schillers Verleger. Börsenblatt für den dtsch. Buchhdl., Leipzig 1905.

[85] Goethe, Dichtung und Wahrheit, Teil III, 12. Buch.

[86] Goethe, Dichtung und Wahrheit, Teil II, 10. Buch.

Landsleute erwirbt, ist Klopstock. In gewissem Sinne kann er wie Pope in England der erste berufliche Schriftsteller seines Landes genannt werden. Doch gelingt es Klopstock nicht, was Pope gelingt, sich von Mäzenen durch einen beträchtlichen Absatz seiner Werke unter dem ihn bewundernden Publikum ganz unabhängig zu machen. Klopstock braucht noch einen Mäzen und findet ihn in dem König von Dänemark. Der erste Schriftsteller, der für geraume Zeit seinen Lebensunterhalt als freier Schriftsteller erwirbt, ist Lessing. Dieser muß seinen ganzen Geist aufbieten, um bei spartanischer Bedürfnislosigkeit nur gerade das Nötigste zu verdienen.

Die Möglichkeit, als Schriftsteller Geld zu verdienen, hängt im beginnenden 19. Jahrhundert von drei Faktoren ab:

a) Vom Bestreben eines Publikums, das bereit und in der Lage ist, Bücher zu kaufen.

b) Von Verlegern, die bereit sind, diese Bücher zu übernehmen und dafür zu bezahlen.

c) Von einem wirksamen rechtlichen Schutz gegen den Nachdruck.

Das erste Werk, das vom Reichstag einen Urheberschutz für ganz Deutschland zugebilligt bekommt, ist die 1828 begonnene Ausgabe von Goethes Werken »letzter Hand«.

Am Anfang des Jahrhunderts erhalten die Autoren selten mehr als nur eine sehr geringe Geldsumme von ihren Verlegern. Als Klopstock und Wieland ihre ersten Werke veröffentlichen, sind die Honorare noch klein. Für die ersten Bücher des »Messias« erhält Klopstock 1749 pro Bogen drei Taler. Wieland erhält für die »Komischen Erzählungen« (1765) etwa die gleiche Summe. Doch 1773 bekommt Klopstock bereits 12 Taler für den Bogen seines noch unvollendeten Epos, während Wieland auf der Höhe seiner literarischen Welle für seine sehr langatmigen späteren Werke vom Verleger Reich bis zu 15 und 16 Taler pro Bogen verlangte – und erhielt. Von diesem einen Verleger allein bezieht Wieland 6700 Taler, genug, um ihn und seine Familie zehn Jahre lang zu erhalten[87], während ihm die später von Göschen verlegten Werke (Gesammelte Werke) mindestens 7000 Taler einbringen[88]. Unter den populärsten Romanen der Zeit kann Thümmels Reiseroman genannt werden, dessen zehn dünne Bändchen dem Verfasser 5000 Taler einbringen – mehr als Goethe und Klopstock zusammen (!) für ihre Gesammelten Werke von Göschen erhalten[89]. Walter Scott erhält mit seinen Romanen über 10000 Pfund im Jahre. Goethe erhielt in seinem ganzen Leben von Cotta etwa 150000 Taler. Diese Summe stellte zusammen mit den 2000 Talern, die er von Göschen für die erste Gesamtausgabe seiner Werke erhielt, fast den gesamten literarischen Erlös dar. Scott verdiente also als Schriftsteller in drei Jahren mehr als Goethe in seinem langen Leben. Die wichtigste Ursache für eine solche Ungleichmäßigkeit der literarischen Einnahmen in den Ländern Deutschland und England liegt zweifellos in dem wirkungsvolleren Monopol, das das englische Urheberrecht gewährleistet in Verbindung mit einem umfangreicheren Publikum, das die Dichter dort vorfanden.

[87] Zahlen nach Goldfriedrich, a. a. O., III, S. 118f.

[88] Buchner, K., Wieland und Göschen, Stuttgart 1874.

[89] Viscount of Goschen, a. a. O., S. 57.

Es wurden verschiedene Versuche gemacht, die Zahl der lebenden Schriftsteller in Deutschland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu schätzen. Goldfriedrich[90] gibt nach seiner Schätzung an, daß Deutschland 1773 3000 Schriftsteller gehabt habe, doch schon um 1787 sind es etwa 6000, so daß sich in den 14 Jahren zwischen dem »Götz« und dem »Egmont« die Zahl verdoppelt hatte.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts, mit dem verstärkten Aufkommen des Bürgertums, wandelt sich erneut die Stellung des Künstlers. Das »Bürgertum« ist ökonomisch nicht einheitlich, sondern Groß- und Kleinbürger, Unternehmer und Handwerker sind in gleicherweise eingeschlossen[91]. Historisch betrachtet steht der Bürger minderbewertet dem Adel gegenüber. Sein Geltungsstreben steigert sich daher durch eine Überbetonung zum »Selbstbewußtein« (Bürgerstolz), das ihm auch noch anhaftet, als er selbst zum führenden Stand wird. Neben dem Geltungsstreben, das sich auch in einem Gefühl des Auserwähltseins äußert und zu ständig neuen Aneignungen des Modernen in Technik und Wirtschaft führt – denn man will ja auf der Höhe der Zeit stehen – zeigt sich eine Art der »Beschränkung«. Die Arbeit und die Möglichkeit zur Arbeit bieten die vorwiegenden Lebensinhalte, und die Konsumtion (Wohnung, Kleidung, Lebensstil) verläuft in festen Normen. Durch die Abhängigkeit der Person von den Verhältnissen, in denen sich erst seine bürgerliche Existenz erfüllen kann, ist seine Aktivität beschränkt.

Die Ideologie des geistigen Bürgertums besteht bei vielen in der Gewißheit des Verzichts auf Weltverbesserung, gewonnen aus der Erkenntnis der Ohnmacht gegen stärkere, unbeherrschbare Kräfte. Sein Optimismus und das »gute Gewissen« des Bürgers sind fast immer aus sozialer Indolenz erwachsen. Der bürgerliche Geist manifestiert sich in der besitzenden, kulturell führenden Schicht, und so mußte das Kulturideal der universal gebildeten Persönlichkeit vorherrschen, weil der Besitz nur wirksam zu werden vermochte durch seine Sublimierung in der Sphäre der Bildung, und weil durch die Bildung eine wirksame Abhebung von den unteren Schichten möglich ist. Der »Gebildete« wird zum Kulturexponenten des Bürgertums, das Ideal des Humanismus wird zum Ideal des gebildeten Mittelstandes, weil es den ökonomisch-sozialen Bedingungen des bürgerlichen Geistes entspricht. Es ist ein friedliches, unpolitisches Ideal, welches als solches den traditionell ruhigen Verlauf des Lebens nicht stört und die Existenzgrundlage nicht gefährdet.

Im Leben des ursprünglich freigeistigen Bürgertums soll nun die Kunst die Aufgabe übernehmen, Verkünder des Höchsten und des Tiefsten der menschlichen Seele zu werden. Somit verschiebt sich auch die Stellung derjenigen, die diese Aufgabe erfüllen sollten. Der sozialpsychologischen Veränderung folgt die formalsoziologische (oder nach Solms[92]: aus der »Gefügesituation« erwächst die »Gerüstsituation«). Das Selbstbewußtsein der Künstler steigert sich nun in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fast über das natürliche Maß hinaus. Nachdem das Bürger-

[90] Goldfriedrich, a. a. O., III, S. 41.

[91] Weber, Max, Wirtschaftsgeschichte. Tübingen 1927, S. 270ff.

[92] Solms, Max Graf zu, Gesellungslehre. In: Verhandlungen zum 8. Deutschen Soziologentag. Tübingen 1948, S. 57.

tum selbst sehr schnell wieder im Konventionellen verzopft ist und eine »Durchbrechung« als »unbürgerlich« abgelehnt wird, bildet sich das freie Künstlertum als eine Art Auszeichnung heraus, ja fast sieht man in dem freischaffenden Künstler eine höhere Gattung Mensch. Man hat nun das Bedürfnis, sich vom übrigen Bürgertum zu sondern und sich selbst in Verbandsformen zu organisieren. Dagegen haftet dem Bürgertum eine ausgesprochene Beschränkung auf seinen Stand an, man will auf gar keinen Fall ein »outsider« werden. Wenn die Sitten durch die maßgebenden Kreise sanktioniert sind, werden sie als zeitgemäß aufgefaßt und nachgeahmt. Diese Absonderung des Künstlers von dem Bürgertum erfolgt nicht nur durch spezifische Gesellungsbildungen, sondern man betont auch durch eine arteigene Kleidung, daß man sich nicht als zum Bürgertum dazugehörend betrachtet. Man achtet auch sehr auf eine innere Exclusivität, denn nur der eigene Standpunkt der Künstler soll noch Geltung besitzen. Man will sich nicht mehr an ein breites Publikum wenden, sondern sucht den idealen Leser und ist weit entfernt, dem Zeitgeist Konzessionen zu machen. Nur noch der eigene Geschmack soll gelten!

Wie entscheidend haben sich doch die Anschauungen gewandelt. Während sich früher die Aristokraten, soweit sie als Gönner auftraten, ganz naiv das Recht herausnahmen, das erste Konzept eines Werkes nach Gutdünken und dem Zeitgeschmack entsprechend zu verändern, sagt man jetzt dem Publikum Feindschaft an und emanzipiert sich immer stärker von seiner Umgebung.

Die überall auftauchenden »ästhetischen« Bewegungen vertiefen den Gegensatz. Das Interesse an der Kunst führt zu einer Beschäftigung mit denjenigen Faktoren an ihr, von denen die Wirkung des Kunstwerkes abhängt. Wirkung kann für den Kenner – und nur noch von diesem Spezialisten, dem Prototyp des technischen Zeitalters wird hier gesprochen – nicht in den Dingen liegen, sondern man kommt zum Kult von Dingen, die früheren Generationen nur Kunst»mittel« waren – Bild, Rhythmus, Klang. In England wird diese Theorie von Leigh Hunt verfochten, in Frankreich erklingt der Ruf »l'art pour l'art«[93], und in Deutschland ist es späterhin der Georgekreis, der die Abtrennung vom Bildungspöbel vollzieht. Dieses Solidaritätsgefühl der Künstler führt zu einer Ästhetisierung der Kunst – die virtuose Kunst»leistung« entsteht, und eine Breitenwirkung bleibt aus.

Diese Kluft zwischen Künstler und Publikum wird erst recht scharf herausgehoben durch die Wirkungen des Naturalismus. In Deutschland, welches ihn später als Frankreich und Rußland erlebt, ist vornehmlich ein gebildetes Bürgertum Trägerin der Kunst, das sehr darauf bedacht ist, eine gewisse Tradition zu hüten. Dieser Welt der konventionellen Lüge, wie der Naturalismus überspitzt scharf formuliert, sagt er den Kampf an. Der Naturalismus will keine Phrasen mehr hören, sondern ihm ist der Drang nach »Wahrheit«, nach »Objektivität« eigen – Wahrheit um jeden Preis, auch um den des Ekels. In der Kunst will man die Welt so nehmen und darstellen wie sie ist. Zeugnisse, wie der Mensch in Wirklichkeit sich gibt, müssen denen, die

[93] verdeutscht und verdeutlicht: Kunst für Künstler!

von der Kunst die Behandlung des Wertvollen und Außerordentlichen erwarten, unzureichend und bedenklich erscheinen, und somit bleibt die Kluft zwischen Künstler und Publikum erhalten – soweit es natürlich die materielle Lage des Künstlers erlaubt, sich diese Distanzierung zu leisten.

Und an dieser Situation hat sich bis heute nichts geändert. Alle Emanzipierungsversuche der Künstler, die weiterhin angestrebt werden, bleiben abhängig von den ihnen gebotenen materiellen Möglichkeiten. Vielen bleibt es versagt, sich absondern zu können, da die lebensnotwendigen Bedürfnisse nach Essen und Trinken diese Wünsche zunichte machen. Abgesehen von denjenigen, deren Erfolge ausschlaggebend für ihre gesellschaftliche und finanzielle Stellung geworden sind, bleibt der Künstler, trotz seiner Emanzipierungsversuche, abhängig von der Gunst des Publikums. Er muß vieles, was ihn drängt zu sagen, zurückhalten, unwidergegeben lassen, weil seine Anschauungen nicht mit denjenigen übereinstimmen, die im Augenblick die Herrschaft über den literarischen Geschmack haben, und es ist ihm daher unmöglich gemacht worden, einen Absatz für seine Werke zu finden.

Einen Teil der Literatur, die Lyrik und die ernsthafte »nonfiction« wird im allgemeinen von kultivierten Verlegern »getragen«, außerhalb des »best-seller«-Verfahrens. Das Kunsterlebnis besteht für die große Menge aus Banalitäten, einer schlichten Moral und einer besänftigenden Wirkung. Und dieselbe Erziehung, die jenes Publikum geschaffen hat, setzt auch eine große Zahl fleißiger Arbeiter in den Stand, die Nachfrage zu befriedigen. Echte Kunst aber ist immer nur etwas für die Wenigen, und wer die Wenigen sind, läßt sich nicht vorher bestimmen. Sie sind deswegen noch nicht »besser«, weil sie in der Minderzahl sind, und es ist durchaus noch nicht erwiesen, daß sie etwa »glücklicher« bei ihrer Lektüre wären. Man hüte sich, die Banalitäten mit den undemokratischen Methoden, die man jetzt so häufig hört, zu bekämpfen, man sollte sie als unvermeidlich hinnehmen. Echte Literatur muß von Verlegern »getragen« werden, Gelehrtentum und die reine Fachwissenschaft werden fast ausschließlich von Stiftungen und Universitäten unterhalten, die vorwiegend staatlich oder städtisch etatisiert sind. Ein Abgrund klafft zwischen dem, was wir als zivilisierte Gesellschaft angeblich als Kunsterleben brauchen und dem, was wir als Volk dafür zu zahlen bereit sind.

IV

ÜBER DEN LITERARISCHEN ERFOLG

Rothacker[94] betont, daß der Mensch ein handelndes Wesen sei. An dem Widerstand der Welt gestalten sich seine Kräfte, und aus den Gefühlen und Stimmungen erwachsen seine Taten und die Werke. Die Urtatsachen alles Lebens und zumal des Lebens menschlicher Gesellungen sind die Bewährung in jeweils bestimmten »Lagen«. Es ist ein Zeichen menschlicher Endlichkeit, daß der Mensch niemals, auch nicht im geistigen Leben, aus seinen konkreten Lagen herauskommt. Unsere Wahrnehmungen sind aus dem Kreislauf von Erlebnis und Reaktion nicht vollständig herauszulösen. Handlungen können nicht ohne eine Beziehung auf eine »Lage«, mit der sie sich auseinandersetzen,

[94] Rothacker, Kulturanthropologie, a. a. O., S. 63 ff.

verstanden werden. Einer bestimmten Lage ist jeweils eine bestmögliche Lösung zur Bewältigung derselben angemessen. Jede Lösung, jede solcher durch Einfälle beseelten Taten enthält eine Entscheidung. Diese Entscheidung ist nun stets alternativ, d. h. jeweils zwischen polaren Möglichkeiten wählend. Der Mensch kann niemals aus der Notwendigkeit heraustreten, sich unausgesetzt entscheiden zu müssen. Unter den Polen verstehen wir imaginäre Endpunkte einer ideellen Geraden, auf der die Entscheidung sich stets und jeweils nach der einen oder anderen Richtung bewegt. Diese Pole sind nicht konkrete Handlungsziele, sondern sind richtungsweisende Leitideen. Wo ein aus der Tiefe der Person aufsteigender glücklicher Einfall die bislang entdeckte beste Lösung übertrifft, sprechen wir von einer genialen und schöpferischen Lösung. Es gilt nun, in schöpferischen Entscheidungen Lagen zu bewältigen, eine fruchtbare Richtung bis zu jenem Punkt einzuschlagen, der die optimale Lösung enthält. Diesen Punkt gilt es im einzelnen Fall zu entdecken.

Das Kriterium polarer Entscheidung heißt Fruchtbarkeit. Dieses Kriterium gilt zunächst für jede Handlung. Es verlegt den Wertmaßstab über die augenblickliche Handlung, d. h. Lagebewältigung, hinaus in das handelnde Leben selber. Das Leben, das handelt, ist fruchtbar. Wert, so muß man in diesem Zusammenhang formulieren, ist das, was uns wachsen läßt, was uns eine Entfaltung ermöglicht. Und eben darüber, über das Wachsen und Reifen, walten völlig objektive Gesetze. Entweder das Leben gedeiht oder es gedeiht nicht. Mit dem guten Willen ist es in diesem Fall nicht getan.

Die Aufgabe des schaffenden Lebens läßt sich also so formulieren, daß in ihm jeweils der der Lage angemessene fruchtbare Punkt zwischen den imaginären Polen zu finden ist. Es handelt sich dabei nicht etwa immer um die »Goldene Mitte«, denn die jeweils fruchtbare Lösung kann selbstverständlich auch sehr radikal sein, d. h. von der Mitte aus gesehen, energisch dem einen Pol zustreben. Der Gesichtspunkt der Fruchtbarkeit ist ein völlig objektiver, was freilich meist erst nachträglich, vom *Erfolg* her und mit absoluter Sicherheit erst aus einem nachträglichen Überblick über das gesamte Feld möglich ist, was aber im idealen Fall Allwissenheit voraussetzen würde.

Halten wir für unsere literatur-erfolgssoziologische Studie fest:

1) Alles Handeln bezieht sich auf eine Lage.
2) Alles Handeln besitzt den Charakter der Entscheidung.
3) Die Entscheidung verläuft stets zwischen polaren Möglichkeiten.
4) Das Gesetz der Fruchtbarkeit schwebt über jeder Entscheidung.
5) Das Gesetz der Fruchtbarkeit wirkt sich erst in der Entfaltung des Lebens selber voll aus.

Wir wiesen schon eingangs darauf hin, daß auch die geistigen Erscheinungen gewissen erfolgssoziologischen Beeinflussungen unterworfen sind. Der Schaffende wie der Aufnehmende befinden sich in bestimmten »Lagen«, d. h. die an sich bestehende Vielfältigkeit des künstlerischen Schaffens wird durch die Art der Aufnehmenden, deren Lebensstil, deren »Lage«, in bestimmte Bahnen gelenkt. Die zunächst neutral und indifferent erscheinenden Eigenschaften, deren der künstlerisch-schaffende Mensch bedarf, erhalten ihre Wertung erst durch die Umwelt, d. h. das Publikum, die Vertreter der kulturell führenden Schicht nehmen die »Wertung« vor durch ihre Zustimmung oder Ablehnung der literarischen Schöpfung. Spezielle Fähigkeiten des Dichters, die in der Form oder dem Inhalt seiner Dichtung zum Ausdruck kommen, sind an sich noch nicht erfolgsrelevant. Erst die Zustimmung des herrschenden »Geschmacks« läßt das Kunstwerk wirklich an die Öffentlichkeit gelangen. Lassen sich die »Lagen« des produzierenden Künstlers und des aufnehmenden Publikums nicht koordinieren, spricht der Künstler nicht einmal den kleinen Kreis von Menschen an, die schon Träger der »neuen« Lage sind, dem aufkommenden »Modernen«, so ist er dazu verdammt, anonym zu bleiben, nicht an die Öffentlichkeit treten zu können, trotz aller vielleicht beachtenswerten »Leistungen«.

Der einzelne ist dem herrschenden Geschmack unterworfen. Er ist hier mehr als irgendwo sichtbar geformt vom »objektiven Geist« (Nicolai Hartmann[95]). Er gehorcht dabei nicht einem ins Bewußtsein gehobenen Gesetz, sondern er findet sich vielmehr, wo er zum Bewußtsein der Formgebung erwacht, schon vom allgemeinen »Geschmack« als dem seinigen beherrscht; er empfindet nach ihm wie nach einem Gesetz, ohne doch den Geschmack als Gesetz zu empfinden. Wohl mag der einzelne die Phantasie haben, sich in gewisser Hinsicht eine andere Selbstgestaltung zu geben. Aber weder verfällt er darauf, wenn nicht besondere Umstände ihn zur Opposition drängen, denn der Zeitgeist beherrscht ihn; noch kann er die abweichende Selbststilisierung ungestraft durchhalten, denn er »fällt auf« mit ihr. Er fällt aus der gewohnten, gefallenden, zur Anforderung an jedermann gewordenen Form – er »stößt an«.

Die Menschen aus der gleichen Zeitspanne (Generation) formen und schaffen unmittelbar aus dem sie verbindenden, einheitlichen Stilempfinden. Darum sind sie mit ihrem Formen und Schaffen dem Zeitgeist unmittelbar verständig. Sie sehen, hören, denken in den Prägungen des Stils. Der Stil ist ihnen selbst die Gepflogenheit ihrer inneren Haltung. Darum formen sie Werke, die den Charakter des Stils in sich tragen. Sie haben nicht die Freiheit, beliebig anders zu formen, und wenn sie es wagen, werden sie »formlos« in den Augen des Durchschnitts-Zeitgenossen. Dieses Verhältnis bleibt auch bestehen, wo der einzelne Geniale den Stil ändert. Denn gerade hier ändert sich in seinem Hören und Sehen die innere Geformtheit selbst, und eben darin besteht seine Genialität. Der Kunststil differenziert sich unbegrenzt, er artet sich ab und um. Aber die gemeinsame Zeitprägung bleibt dem Kunststil anhaften. Ihr Wandel besteht in seinem Wandel.

Der Geschmack reagiert unmittelbar, wertet selbst im Hinschauen und fragt nicht nach Gründen. Er hat die Form des denkenden Abwägens nicht und braucht auch um sein Warum nicht zu wissen.

Der Geschmack ist keine willkürliche Schöpfung des einzelnen. Auch der große Künstler – gemessen an der ästhetischen Norm – findet seine Grenze an dem, was dem künstlerischen

[95] Hartmann, Nicolai, Das Problem des geistigen Seins. Berlin 1933, S. 232.

Empfinden seiner Zeit zugänglich ist. Ohne sein Publikum kann der Künstler nicht wirken. Wo es ihn im Stich läßt, da bleibt ihm vielleicht eine ferne Zukunft, die er nicht erleben kann, aber in seiner Zeit ist er der Belächelte, der Isolierte, Ausgestoßene, und die Bewegung des lebenden Geistes geht an ihm vorbei.

Der eigene Geschmack wird erst bewußt, wenn er vom herrschenden Geschmack längst geformt ist. Das Stilempfinden, wo es sich zu einem wissenden ausreift und wertend Umschau hält, hat immer schon übernommen, was es vom lebenden Zeitgeist übernehmen konnte. Und eben durch das Übernehmen erst ist das Stilempfinden zur Wertung dessen fähig, was ihm entgegentritt.

Wie sehr auch der Geschmack von Mensch zu Mensch in Einzelheiten divergieren mag, die gemeinsame Grund»lage« ist doch unter Zeitgenossen immer schon da – die Form des Empfindens ist ihnen gemeinsam.

Das Gros der Menschen ist in der Kunst bloß mitlaufend, wird mitgezogen von einem stark ausgeprägten und entschieden geäußerten Geschmack fremder Personen. Es ist ja dem Menschen gegeben, sich entscheiden zu müssen, aber die Mehrzahl ist gern bereit, den noch schwankenden eigenen Geschmack auszugleichen an geschmacksführende, die Kunst letzten Endes beherrschende und weitertreibende Persönlichkeiten. Solches Mitgehen und Mitempfinden ist durchaus nicht notwendig an ein eigenes autonomes Empfinden geknüpft. Das eigene Empfinden des unentschlossenen Menschen gleicht sich in Sachen des Geschmacks gemeinhin sehr skrupellos an, wo es nur auf irgendeine starke Führerschaft stößt. Andererseits braucht das von »außen« überzeugte Empfinden nicht ein Unechtes zu bleiben. Das äußere Aufgreifen eines »in der Luft« liegenden Geschmacks schließt keineswegs das nachfolgende wirkliche Sich-Überzeugen von innen her aus. Dieses Hineinwachsen ergibt die erstaunliche Gleichartigkeit des künstlerischen Empfindens, des Geschmacks, der Wertung einer jeweiligen Epoche.

Die Gleichartigkeit des künstlerischen Geschmacks, die Wertung in einer bestimmten Epoche, darf aber nicht dazu verleiten, folgendes Postulat aufzustellen: Man schaffe die gleiche Kunst für jedermann! Wir dürfen hier nicht der Verwechslung unterliegen zwischen sogenannter »Kunst«, der das Adjektiv »unecht« beizufügen wäre und die heute in ungeheuren Mengen von einem breiten Publikum verschlungen wird, und Kunst, echter Kunst, die für den Kenner, für die Wenigen bestimmt ist. Echte Kunst, erfüllt mit ihrer ganzen Problematik und Tiefe, will und kann sich nicht an das breite Publikum wenden, denn sie ist nicht für den täglichen Verbrauch bestimmt und bleibt daher auf die Schar der Kunstkenner beschränkt. Die Unterscheidungslinie, die hier zu ziehen wäre, verläuft auf dem Gebiet der echten »Leistung« und nicht auf dem des »Erfolges«, der die Linienführung ganz erheblich verschieben würde.

Die Menschen werden fortgesetzt durch die Versuche unglücklich gemacht, die Liebe zur echten Kunst mit Gewalt in ihren Seelen zu entfachen. Dabei wird von drei trügerischen Absoluta ausgegangen: Erstens von Tolstois Forderung, Kunst müsse die einfachsten Gemüter ebenso ansprechen wie die kultiviertesten, zweitens davon, daß es eine gesellschaftlich anerkannte Liste von Büchern gäbe, genannt »Die Besten«, und drittens von dem utopischen Wunschtraum, jedermann möge ein begeisterter Verehrer der »echten« Künste werden. Doch die sich immer wiederholende Erfahrung lehrt uns, daß diese Forderungen für die breite Menge nicht durchführbar sind, da sie andere Erwartungen, andere Forderungen an die Kunst stellen als der echte Kenner. Die breite Menge will sich entspannen, will ihre Phantasie angeregt wissen, um ihrem eintönigen, sie nicht erfüllenden Leben für die Zeit der Lektüre wenigstens zu entrinnen. Sie will den banalsten Roman, um sich mit dem dort geschilderten Milieu, dem Helden zu identifizieren – und sei es auch nur für die kurze Zeit der Lektüre. Aber dieser Leser ist dann, während des Lesens, vollauf befriedigt, er ist dem Alltag entronnen und findet in der geschilderten Sphäre eine Genugtuung für sein »elendes Dasein«. Ich sehe in diesen Identifizierungsversuchen mit dem geschilderten Milieu die Wurzel für die anhaltenden Romanerfolge. Aus den angeführten Gründen heraus muß das vorher aufgestellte Postulat dahingehend verändert werden: Nicht die gleiche Kunst für jedermann – sondern gleichwertige literarische Erzeugnisse für die verschiedenen Geschmacksrichtungen. Dabei ist durchaus nicht erwiesen, daß die Leser von Banalitäten etwa unbefriedigter wären als die der echten Kunst.

Es ist das Los jeder Veröffentlichung künstlerischer Werke, ein Schicksal in der Zeit zu haben. Ihr Sinngehalt, die Leistung an sich, ändert sich natürlich nicht, aber das, was wir als den Erfolg bezeichnen, ist nichts, was vorher zu bestimmen wäre, oder dessen Dauer man abschätzen könnte. Denn das Gesetz der Fruchtbarkeit – in unserem Fall, dokumentiert an Ruhm, Einfluß, Auflagenhöhe, materiellem Gewinn – kann erst mit absoluter Sicherheit aus einem nachträglichen (!) Überblick analysiert werden.

Die einfachste Feststellung, die man machen kann, ist die, daß ein Kunstwerk durch den »unmittelbaren Eindruck« wirkt, den es auf den Aufnehmenden macht. Je stärker und nachhaltiger dieser Eindruck ist, um so höher wird der Beobachter das Kunstwerk einschätzen. Der »unmittelbare Eindruck« ist jedoch kein Begriff, der ein echtes Bewerten der Kunst zuließe. Denn der Eindruck kann von Mensch zu Mensch sehr verschieden sein und sogar bei ein und demselben Menschen Schwankungen unterliegen. Er ist abhängig von seelischen, geistigen und gesellschaftlichen Qualitäten und Dispositionen des Aufnehmenden. Diese rein subjektive Ästhetik, die nur den unmittelbaren Eindruck gelten lassen will, kann zu keinem Urteil führen, denn über den »Geschmack« läßt sich nicht streiten. Das Leistungsniveau, das echte Können künstlerischer Phantasie, ist nicht dem Gesetz des unmittelbaren Eindrucks unterworfen, sondern der ästhetischen Norm. Kunst lebt und wird weitergetrieben vermöge ihrer Anziehungskraft auf einige, durchaus nicht alle aus der Schar der Kunstkenner. Der allgemein herrschende Geschmack dagegen wird gemessen nach der Norm des »Erfolges« und ist begründet durch die Anhängerschaft der zu einer Kultur»lage«, Lebens»lage« gehörenden Menschen.

Was ist nun die Norm des Erfolgs? Erfolg ist die mit allen Mitteln versuchte fruchtbare Durchsetzung einer mehr oder

minder guten »Leistung«. Bewährt sich nun diese Definition auch auf dem Gebiet des literarischen Erfolges?

Eine eingehende Untersuchung über den literarischen Erfolg muß einer Sonderarbeit vorbehalten bleiben. Uns interessieren hier nur die Arten des literarischen Erfolges und die Auswirkung des Erfolges auf die Gesellschaft. Über das Zustandekommen literarischer Erfolge ist bereits auf den vorangegangenen Seiten berichtet worden.

Sprechen wir von einem literarischen Erfolg, so kann er dreifacher Art sein, je nach der Dimensionalität des Buches[96]: Entweder wir meinen den geistigen Erfolg (Buch als Form des objektivierten Geistes), den wirtschaftlichen Erfolg (Buch als Handelsobjekt) oder den technischen Erfolg (Buch als Gegenstand technisch-handwerklicher Manipulationen). Diese Dreidimensionalität, die jedem Buch anhaftet, tritt immer in geschlossener Form auf, und das Unterscheidungskriterium der Erfolgskomponenten liegt nur in der Vorherrschaft der einen oder der andern »Dimension«. Fällt eine völlig aus, so geht dem Buch sein spezifischer Charakter verloren.

Verfolgen wir nun, wieweit sich diese Dreidimensionalität mit der Erfolgsdefinition verbinden läßt.

Die *Leistungs*ebene steht der *Erfolgs*ebene gegenüber. Ein Plus an Erfolgstüchtigkeit kann ein Minus der Leistungstüchtigkeit aufheben. Es setzt sich nicht immer der »Tüchtige« durch, wohl aber der »Erfolgreiche«.

Die Leistungsebene auf dem Gebiet der Literatur wird gewertet nach der ästhetischen Norm. Trotz des Anspruchs der Allgemeingültigkeit dieser Normen ist es sehr »vertrauensvoll«, etwa von einer Liste von Kunstwerken in dem Sinn zu sprechen, daß die hier aufgezeichneten Werke von der interessierten Menschheit als »erstklassig« betrachtet werden würden. Man gehe von Kunstkenner zu Kunstkenner, und man wird sehen, wie strittig selbst die Verdienste besteingeführter Namen sind. Man reise von Land zu Land, und die Elite eines jeden wird eine ganz andere Liste von Dichtern zusammenstellen, die, ihrer Meinung nach, Weltgeltung besitzen. Jedoch, wenn es auch kaum gelingen wird, eine übereinstimmende Liste anzufertigen, so ist eines doch gemeinsam: Die Liste trägt Namen von Autoren, in deren Werken sich der »Geist« objektiviert hat – denn wir haben ja die Elite des Landes befragt. Wie anders würde die Liste aussehen, wenn wir uns an das Gros gewendet hätten.

Leistungen, die als solche auch allgemein anerkannt werden, bestimmen also die erste Form des »geistigen Erfolges«. Sie brauchen weder gleichzeitig ein »wirtschaftlicher Erfolg« zu sein, noch ein »technischer«. Heimeran[97] meint sogar, daß ein gutes Buch gar keinen wirtschaftlichen Erfolg haben dürfe.

Diesem reinen »Leistungserfolg«, hervorgerufen durch die Genialität des Künstlers und gelesen von einem kleinen Kreis von Kunstkennern, steht gegenüber das, was ich als »Popularerfolg« kennzeichnen möchte. Ich meine die Erfolge der banalen Liebesromane, der Kriminalromane – es gibt da einen Namen, der diese Richtung am besten charakterisiert: Hedwig Courths-Mahler[98].

[96] vgl. Seite 146 dieser Arbeit.

[97] Heimeran, Ernst, Büchermachen. München 1947, S. 45.

[98] Wundshammer, Bruno, Courths-Mahler, Rhein. I11. III. 1949.

Dieser »Popularerfolg« erwächst aus einer großen Zahl von Lesern, und man tut gut, sich doch einmal nach den Ursachen dieser großen Wirkung zu fragen. Wie ist es denn um den Durchschnittsleser bestellt? Er wird fortgesetzt unglücklich gemacht durch die Versuche, ihm echte Kunst näher zu bringen. Und dabei wird nicht bedacht, daß seine Ansprüche, die er an die Kunst stellt, durch den »Kitsch«, wie man diese Literatur meist zu nennen pflegt, vollauf befriedigt werden. Der Kitsch-Konsument ist hauptsächlich der erlösungsbedürftige, unterdrückte Massenmensch. Er sucht im Spiegel seines Romans ein vorgetäuschtes »besseres«Jenseits (das aber im Diesseits liegen muß), um dorthin flüchten zu können aus dem Elend seines Alltagslebens. Hier will er nicht nur seine soziale Misere eine Weile vergessen und sich ablenken lassen, sondern er will ihre fiktive Überwindung genießen, wie sie für ihn der Courths-Mahler Roman bietet. Frau Courths-Mahler lebt von den unerfüllten Lebenshoffnungen der geminderten Menschen, der lebens- und liebeshungrigen Männer und Frauen, indem sie ihre Aufstiegswünsche zugleich anstachelt und unbefriedigt läßt. Dieses »Unbefriedigt-Lassen« ist eine notwendige Folge, die den Leser immer wieder bewegt, auch den nächsten Roman zu lesen. So erklären sich die 192 Romane, die bisher von Frau Courths-Mahler erschienen sind. Der Leser wird in diesen Büchern mit einer Überfülle von Eindrücken gefüttert, ja »betrunken« gemacht, und man definiert wohl »Kitsch« am besten mit »Wunscherfüllende Literatur«. Kitsch verheißt den Massenmenschen Erlösung, gewährt aber nur eine Scheinerfüllung.

Der banale Gesellschaftsroman – wozu die Courths-Mahler durchaus zu rechnen wäre – will einerseits die irreale Fiktion ungehemmter sozialer Aufstiegsmöglichkeiten erzeugen, indem er alle sozialen Hindernisse und Widerstände der Welt einfach leugnet, um dadurch den »kleinen Mann«, der mit jener Scheinwelt fingierter Liebes- und Ehrenhändel eigentlich nichts gemein hat – zu verführen, diese Kulissenherrlichkeit für wahr, und was noch bedenklicher ist, auch für besser zu halten, so daß der Leser beginnt, sich an diesen »Wertmaßstäben« zu orientieren. Gesellschaftliche Ursachen und Wirkungen werden in diesen Romanen entweder ganz geleugnet oder verschleiert, und daraus abgeleitet, werden – wenn überhaupt – falsche soziale Lösungen angeboten. So verkündet der Roman dieser Art geradezu eine »soziale Metaphysik« statt der sozialen Kausalität. Diese Vernebelung der Lesermassen durch tendenziöse Vereinfachung, ja Umkehrung der wirklichen Verhältnisse ist eine planmäßige. Denn der Kitsch-Roman-Produzent und sein Verleger wollen ja von der Ausbeutung der sozialen Unzufriedenheit und deren Bindung an irreale Wunschwelten leben – sie wollen einen wirtschaftlichen Erfolg damit erzielen.

Man hat viel über die Erfolge der Courths-Mahler geschrieben, und die Zahlen – 192 Romane mit einer Gesamtzahl von fast 30 Millionen (!) Exemplaren – geben auch zu denken. Sie ist – gemessen am wirtschaftlichen Erfolg – die erfolgreichste schreibende Frau. Welch ein Einfluß geht von ihr aus, denn der Erfolgreiche hat ja, wie wir sahen, seine Einflußsphäre, und kann man diese Erzeugnisse einfach mit »Dienstmädchenliteratur« abtun? Ich glaube nicht, denn ihre Verfasser müssen, bewußt oder

unbewußt, hervorragende Psychologen sein, sie kennen ihr Publikum. Und dieses hat gar keinen Grund, sich über diese Art von Literatur lustig zu machen – es würde ja nur über sich selbst lachen. Literatur im engeren Sinn des Wortes sind diese Werke nicht – aber ein Erfolg nach zwei Seiten hin, ein Popular- und ein wirtschaftlicher Erfolg. Und auch ein berechtigter Erfolg, solange sich Menschen nach sozialen Wunschbildern sehnen. Diese Menschen bevorzugen die kleineren Schundromane, die kaum mehr als 130 Schreibmaschinenseiten Text im Manuskript haben dürfen, die man im »stillen Kämmerlein« verschlingen kann und die durch Kolportage ins Haus gebracht werden. In dieser Art Wunschliteratur muß die Erlösung möglichst zugleich eine individuelle Befreiung und eine soziale Hebung des Helden bringen, weshalb hier auch »edle Grafen«, die arme Waisen heiraten, eine so große Rolle spielen.

Der »Abenteuerroman« eignet sich am besten dazu, in einem wunderreichen Milieu den »Helden« wachsen zu lassen und ihn mit übernatürlichen Kräften, sozusagen mit göttlichen Fähigkeiten, auszustatten. Der Held ist allmächtig (Tom Mix), allwissend (Old Shatterhand) oder allgegenwärtig (Sherlock Holmes). Er ist gleichsam Gottersatz, oder Gott ist wiederum Heldenersatz. Beides sind Komplementärbildungen, sind ein vollkommneres Gegen-Ich des Menschen, das ihm den Willen zur Selbstvervollkommnung abnimmt, und er kann so die ihm unerträglich werdende Verantwortung abschieben. Dieser Leser erlebt, indem er sich mit seinem Helden identifiziert, in sich selbst die individuelle Durchbrechungsmöglichkeit seiner eigenen sozialen Schranken, d. h. die erstrebte Aufhebung der Kausalität. Und zwar ohne alle unbequemen Voraussetzungen, nämlich ohne den ganzen sozialen Umweg, den ihm z. B. der Sozialismus zumutet, wenn er ihm Selbsterlösung erst durch Welterlösung verheißt und diese von der eigenen Tat der Selbsthilfe abhängig macht. Im Helden wird ein Ersatz und ein Vorbild geschaffen, in dem der gewöhnliche Mensch einen Ausgleich der eigenen Unfreiheit findet, von dem er sich eine unbegrenzte Allfreiheit erträumt und dadurch von den drückenden gesellschaftlichen Gesetzen unabhängig zu werden wähnt.

Der Detektivroman, den man noch unter die Gruppe der Popularerfolge rechnen muß, kann aber auch nahe an die echten Leistungserfolge herankommen. Man wird, liest man einen Detektivroman langsam, einer ganzen Anzahl immer wiederkehrender Wendungen begegnen, die sich an bestimmten Stellen des Romans einfinden. Das Auftreten der Romanfiguren erfolgt nach bestimmten, unabänderlichen Regeln, so daß die Entlarvung bei aller scheinbaren Phantasie des Detektivs planmäßig vor sich geht und daß selbst der Zufall im sensationellen Kriminalroman mit gewissen feststehenden Regeln in Verbindung zu bringen ist. Es sind ausgewogene Maße, die das Gehirn des Lesers in den Zustand maximaler Erregung versetzen, ohne seine Denkkraft allzusehr zu belasten und ohne die hungrige Phantasie des Lesers abzuschwächen. Das Schema des Kriminalromans verdankt seine Existenz sowohl dem Sinn für die Dramatik als einer reichen Erfahrung des Erfolges. Auch ein Kriminalroman, der im Ausland erheblich mehr Ansehen hat als bei uns, kann ein echtes Kunstwerk sein.

Neben dem Leistungs- und dem Popularerfolg ist noch der »Modeerfolg« zu erwähnen. »Die Mode ist ein periodischer Stilwechsel von mehr oder weniger zwingendem Charakter«[99]. Die Mode ist stets das Neue, das solange Mode ist, als es die Intention auf die Verwirklichung hat. Jedes traditionelle Moment fehlt völlig. Die Mode kennt nur die Gegenwart und die Zukunft – nicht die Vergangenheit (immanent von der Mode aus verstanden). Dieser Prozeß ist ein andauernder, er ist konstitutiv und dynamisch, er ist kein Stillstand, sondern ein stetes Vorwärts. Auch der bewußt Unmoderne ist nur mit einem negativen Vorzeichen der Mode verfallen. Man kann sich bis zu einem gewissen Grade der Mode nicht entziehen.

Es hat den Anschein, als ob bestimmte Persönlichkeiten die Mode steuern. Jedoch sind diese Gestalten weniger die Erzeuger der Moden als Trägerin dividueller Gestaltungen. Die Leistungen dieser Menschen zeigen Übertreibungen und Auswüchse, so daß bei ihnen bestimmte Merkmale durch eine Übertreibung zur Groteske werden können. In der Gesamtheit basiert die Mode auf einer Mehrheit von Menschen, sie ist der Differenzierungspunkt, der – in unserem Fall – die Leser in zwei Parteien zerlegt: Die Gruppe, die das Neue will und diejenige, die am Alten hängt. Der einzelne Mensch verhält sich zur Mode jeweils verschieden nach dem Grade der Verflechtung mit anderen Menschen seiner sozialen Gebundenheit – denn die Existenz der Mode beruht auf einer Vielheit von Menschen.

Wir kennen alle die Leser, die nur ständig das Moderne lesen wollen, nur das Buch, das gerade neu herausgekommen ist bzw. das Buch, das man gelesen haben muß, um in der Gesellschaft »mitsprechen« zu können. Diesen Büchern haftet das typisch Vergängliche an, das ja nun einmal zur Mode gehört; sie haben in kurzer Zeit eine erstaunliche Auflagenhöhe erreicht, jedoch kann diesem raschen Aufstieg ein ebenso rascher Abstieg folgen.

Übersteigert sich das Verlangen nach dem Modernen, verbunden mit einem erheblichen Maß an Selbstgefühl, so stoßen wir auf den »Snobismus« – in unserem Fall auf den snobistischen Erfolg. Der Snob beansprucht einen Rang, der ihm wesensmäßig noch gar nicht zukommt, der ihm aber als gerechtfertigt erscheinen mag im Hinblick auf die Färbung, die er der gesellschaftlichen Kultur verleihen kann. Allgemein wird man wohl unter einem Snob einen Menschen verstehen müssen, dessen Wesen von einem spezifisch gearteten Selbstgefühl beherrscht wird. Der snobistische Leser hat das Bewußtsein des eigenen Wertes, verbunden mit dem Bewußtsein der Überlegenheit über andere. Er befindet sich auf einer ständigen Jagd nach dem »dernier cri«, er versucht, sich ständig zu distanzieren von dem Gros der Bücherleser und steht so im Gegensatz zum »Gecken«, dem Prototyp des »Nur-Modernen«. Der Geck wählt aus, was effektvoll ist, was man lesen muß – der Snob dagegen widmet sich einer Modeart nur so lange, wie sie im Entstehen begriffen ist. Er wählt z. B. eine Lyrik subtilster Art, wenn »man« Abenteuerromane liest. Die Folge dieser Distanzierung um jeden Preis ist eine innere und äußere Unbeständigkeit.

Snobismus bedeutet also in unserem Fall die Unterstützung des Über-Modernen, des Noch-nicht-Modernen, unter bewuß-

[99] Steinmetz, S. R., Mode, (In: Handwbch. d. Soziologie Stuttgart 1931, S. 390).

ter Verachtung einer Mengenwirkung wie einer Mengenberührung. Zum Erfolg wird dieser Snobismus, wenn sich das Geahnt-Moderne »durchgesetzt« hat, wenn es zur Mode oder zur echten Leistung hintendiert – aber dann geht der Snobismus sofort seines speziellen Charakters verloren. Für den Verleger ist der snobistische Erfolg, den man vielleicht besser Anfangserfolg nennen sollte, da er der Späher in die Zukunft ist, selten ein wirtschaftlicher Erfolg, es sei denn, er entwickelt sich zu einem Modeerfolg.

Diese Verteilung der geistigen Erfolge kann keine Klassifizierung der Bücher an und für sich darstellen, sondern nur die Aufteilung der »erfolgreichen« Bücher.

Neben den geistigen Erfolgen steht der wirtschaftliche Erfolg, den wir schon des öfteren mitbehandelt haben. Dieser wirtschaftliche Erfolg wird gemessen an der Auflagenhöhe, an dem erzielten Einkommen und dem Umsatz. Der materielle Gewinn kommt dem Verleger wie dem Autor zugute und kann beide instand setzen, eine weitere Produktion durchzuführen. Modeerfolge wie Popularerfolge sind wohl auch meist wirtschaftliche Erfolge, der Leistungserfolg ist es jedoch nur, wenn er gleichzeitig eine Zeitlang auch ein Modeerfolg ist. Der snobistische Erfolg ist es wohl selten.

Daneben steht als dritte Kategorie des Bucherfolges der technische Erfolg. Damit meine ich einen Erfolg der Ausstattung. Nicht nur Bücher, die bibliophiles Interesse erregen, fallen unter diese Kategorie, sondern allgemein Bücher, die durch ihr Äußeres den Absatz steigern oder durch die gezeigte »Leistung« hervorstechen. Bei Sammelwerken, soweit mehrere Ausgaben zur Verfügung stehen, entscheidet mit die äußere Aufmachung, der technische Erfolg. Wieviel Romane, die weder der Leser, vielleicht auch nicht der Buchhändler kennt, werden gekauft, weil sie gut aussehen – Einband, Papier und Beschriftung entsprechen den Wünschen der Käufer. Piper schreibt in seinem ersten Teil der Lebenserinnerungen[100]: ». . . . die Süddeutschen Monatshefte setzten sich schwer durch. Ihre äußere Form war ungünstig, die Schrift des Umschlages stand gelb auf einem sehr dunklen Grün, aber das Gelb war zu dünn und zu schwach, infolgedessen konnte man die Inhaltsangabe der Hefte im Schaufenster nicht lesen – sie verfehlten jede Wirkung.«

Wir unterscheiden also folgende »Bucherfolge«:

a) *Geistige Erfolge:*

1) Anfangserfolg oder snobistischer Erfolg.
   (Kleiner Kreis von Lesern; qualitativ ist die Kunst noch nicht faßbar, da ja der Abstand, der Gradmesser der echten Leistung, noch fehlt. Er wird getragen von einer Gruppe, die die Geschmacksträger darstellen, denn sonst käme ja ein Anfangserfolg gar nicht zustande und die neue Richtung wäre wieder verschwunden.)

2) Modeerfolg:
   (großer Kreis von Lesern, Anerkennung, qualitative Bedeutung noch unklar)

3) Popularerfolg:
   (großer Kreis von Lesern, qualitativ minderwertig, Anerkennung durch das Gros) (Abenteuer-, Liebes-, Gesellschaftsroman)

4) Leistungserfolg:
   (Kreis von Lesern unbeschränkt, Anerkennung der Leistung über verschiedene äußere Stilwandlungen hinaus, gemessen nach der echten Leistung)

b) *Wirtschaftliche Erfolge:*
   (große Auflagenhöhe, materieller Gewinn, Wert des Buches ist ohne Interesse)

c) *Technischer Erfolg:*
   (Äußere Ausstattung des Buches erhöht den Absatz. Betrifft vor allen Dingen: Einband, Papier und Beschriftung.)

Ganz generell kann man sagen, daß immer erst ein Anfangserfolg vorliegen muß, der sich dann je nach der Auswirkung in die unter a–c beschriebenen Formen auswirken kann. Es können sich die Erfolge auch auf mehrere Faktoren gleichzeitig erstrecken. Die Ideallösung ist natürlich ein Erfolg, der sich auf die Teilgebiete a–c erstreckt.

Ich führte bereits aus, daß der Erfolg als Zeichen der Bewährung dem modernen Menschen so selbstverständlich ist, daß diese Einstellung zunächst als die einzig ernstlich in Betracht kommende erscheinen mag. Wenn jemand erfolgreich ist, dann ist das ein Beweis dafür, daß er sich so verhalten habe, wie man sich verhalten »soll«. Er hat jene personalen Eigenschaften besessen und jene Maßnahmen vorgenommen, die man besitzen bzw. vornehmen »soll«.

Dieses »Soll-Bewußtsein« ist nun von folgender Dualität durchzogen: Der einzelne soll zwar auf der einen Seite den jeweils als gültig geglaubten Normen gemäß sich verhalten – der Erfolg werde sich dann schon einstellen, d. h. die Gesellschaft ist derart sinnvoll errichtet, daß sie den Zusammenhang zwischen Normgemäßheit und Erfolg sozusagen garantiere. Aber auf der anderen Seite soll der einzelne den Erfolg erstreben, denn der Erfolg ist das einzige Kriterium der Bewährung. Die Behauptung, daß man sich so verhalten habe, wie man sich verhalten »soll«, bleibt, vom Standpunkt der sozialen Realität, eine »Gerede«, solange kein Erfolg den Beweis dafür erbracht hat. Zwischen dem gesollten Verhalten und dem Erfolg bestehen realiter verbürgte Zusammenhänge; so wird es meist angenommen.

In der Dimension der konkreten Deutungen, die ja für die Konstituierung der zwischenmenschlichen Alltagsatmosphäre ausschlaggebend sind, ist der erste Deutungstyp zweifellos der dominierende: in concreto rechnen wir den Erfolg dem Erfolgreichen zu und sehen ihn in den seltensten Fällen als Zufall oder Schicksal an.

Die Stellung von Dichter und Buch in der Gesellschaft, die Anerkennung, die sie finden, leitet sich weitgehend von ihrem Erfolg her, der nicht immer ein echter – ein Leistungserfolg zu sein braucht, obwohl dieser den größten Intensitätsgrad besitzt.

[100] Piper, Reinhard, Vormittag, Piper-Verlag, München, 1947. S. 346.

V

LITERATURVERZEICHNIS

Bab, Julis: Das Theater im Lichte der Soziologie Leipzig 1931
Barzun, Jacques, Von menschl. Freiheit. München o. J.
Bauer: Mengelberg, Der Bürger. Köln. Vhft. f. Soz. 1929/30
Banaschewski, E. J. A.: Theorie des Verlages. Diss. Hambg. 1933
Bechtold, Heinrich: Literatur und Politik, 1948
Behrendt, Richard: Die öffentliche Meinung und das Generationsproblem. Köln. Vhfte. f. Soz. 1932/33
Bendavid, Lazarus: Versuch einer Geschmackslehre. 1799
Bettmann, Otto: Entstehung buchhändl. Berufsideale. 1927
Birt, Theodor: Über den Begriff des Buches bei den Alten. 1879. o.O.
Bruford, W. H.: Die gesellschaftl. Grundlage der Goethezeit. Weimar 1936
Bischoff, K. H.: Buch-Bücher-Politik. Leipzig 1938
Buchward, R.: Das gute und das schlechte Buch. Leipzig 1921
Buchward, R.: Das Buchgewerbe und die Kultur. Leipzig 1907
Burckhardt, Max: Ästhetik und Sozialwissenschaften. Stuttgart 1895
Bücking, Helmut: Verlag, Verlagsbuchhandel, Unternehmer. Jena 1931
Christiansen, B.: Philosophie der Kunst. 1907
Cohen, Hermann: Ästhetik des reinen Gefühls. Berlin 1912
Collins, A. S.: Autorship in the days of Johnson. 1927
Collins, A. S.: The Profession of Letters. 1928
d'Ester,: Journalisten. Coburg 1946, 2. Aufl.
Diederichs, Eugen: Leben und Werk. Jena 1936
Diederichs, Eugen: Der Verlag E. Diederichs. Bücherkunde 36/12
Dilthey, Wilhelm: Das Erlebnis und die Dichtung. Leipzig 1924
Döblin, Alfred: Die literarische Situation. 1947
Dziatzko, Karl: Buch-Buchhandel. 1897
Dziatzko, Karl: 2 Beiträge zur Kenntnis des antiken Buchwesens 1892.
Eastmann, Max: Journalism versus art. 1916
Elster, A.: Wirtschaft und Mode, Jahrbch. f. Nationalökonomie und Statistik, Bd. 46, 1913
Engelhardt, Victor: Die Bildungsinteressen der einzelnen Berufe. Frankfurt 1926
Erni, Hans: Kunst und soziale Gemeinschaft, »Auslese« 1947
Feldhaus, Franz: Die Technik der Antike und des Mittelalters. Potsdam 1931
Gassun, Kurt: Der absolute Wert in der Kunst. Banberg 1921
Goethe, Wolfgang: Über Dichtung und Dichter. Hamburg 1946
Goldschmitt-Jentner, Rudolf: Der kluge Zeitgenosse. Heidelberg 1947
Goldschmitt-Jentner, Rudolf: Die Begegnung mit dem Genius. Hamburg 1946
Groth, Otto: Die Geschichte der deutschen Zeitungswissenschaft. München 1948
Grothe, Heinz: Zeitung, Zeitschrift, Buch. 1934
Grosse, Ernst: Ethnologie und Ästhetik. Vierteljhfte. f. wissenschaftliche Philosophie, Bd. 15
Grüssen, Lisl: Die dtsch. Zeitschrift als Ausdrucksmittel der Literaturströmungen, Würzburg 1937
Guerard, Albert: Literature und Society. 1935
Hagemann, W.: Grundzüge der Publizistik. Münster 1947
Hain, G.: Das Postulat der Buchdruckergesellen. Berlin 1948
Hauff, Wilhelm: Der ästhetische Klub. Bonn 1947
Hauff, Wilhelm: Die Bücher- und die Lesewelt. Bonn 1947
Herz, Markus: Versuch über den Geschmack und die Ursachen seiner Verschiedenheit. 1790
Hesse, Hermann: Der Beruf des Schriftstellers. »Wissen und Leben, 3«, Hft. 13, 1910
Hesse, Hermann: Vom Bücherlesen, »Betrachtungen«. Berlin 1928
Hesse, Hermann: Dichter und Buchhändler. Leipzig 1914
Hesse, Hermann: Magie des Buches, »Bücherei und Bildungspflege« 1921
Hesse, Hermann: Über das Lesen, »Rheinlande«, 11. H. 12, 1911
Hesse, Hermann: Der Umgang mit Büchern. Stuttgart 1907
Hesse, Hermann: Erinnerungen an S. Fischer, Neue Rundschau, 45, H. 12, 1934
Hirsch, Arnold: Soziologie und Literaturgeschichte. »Euphorion«, Bd. 29, 1928
Hirsch, Julian: Genesis des Ruhms. Leipzig 1914
Holm, Korfiz: Farbiger Abglanz. München 1947
Honigsheim, Paul: Die Bohême. Köln. Vhfte. f. Soz. 1931
Hübner, Fr.: Das Buch und der Mensch. Dessau 1924
Jegel, August: Friedrich Campe. Nürnberg o. J.
Jerimias, Günther: Das billige Buch. Berlin 1938
Johann, Ernst: Die dtsch. Buchverlage des Naturalismus und der Neuromantik. 1935
Kielmeyer, Otto: Das Buch und der menschl. Fortschritt. Börsenblatt f. d. dtsch. Buchhdl. Frankfurt 1947-11
Kleist, H. v.: Literarische Bemerkungen. Bonn 1947
Kliemann, Horst: Die Werbung fürs Buch. Stuttgart 1925
Kliemann, Horst: Buchhdl. im Jahre 1848. Börsenblatt f. d. dtsch. Buchhandel. Frankfurt 4/1948
Koch, Franz: Spiel der Kräfte in der Dichtung. Stuttgart o. J.
Kommerell, Max: Geist und Buchstabe in der Dichtung. Frankfurt 1944 4. Aufl.
König, René: Die naturalistische Ästhetik in Frankreich. 1931
Lange, J. M.: Von Kolportage, Kriminalromanen und Unterhaltungsliteratur. Leipziger Börsenblatt 114/22/1947
Lange, Wilhelm: Das Buch im Wandel der Zeiten. Hamburg 1941
Langen, Klaus: Der ästhetische Wert. 1905
Langewiesche, Karl: Aus 25 Jahren. Buchhändler. Erinnerungen. 1919
Lange, Eichbaum, Wilhelm: Genie, Irrsinn, Ruhm. München 1928
Lanson, G.: L'histoire litteraire et la Sociologie. 1913
Lessing, G. E.: Leben und leben lassen. Bonn 1947
Lewes, G. H.: Die Prinzipien des Erfolges in der Literatur. Leipzig 1889
Lewin-Hoppe: Erfolg und Mißerfolg. 1930
Lewis, C. S.: Guter und schlechter Geschmack. »Auslese« 1947/9
Lichtwark, Alfred: Vom Arbeitsfeld des Dilettantismus. 1902
Lublinsky, S.: Literatur und Gesellschaft im 19. Jahrhdt. 1889
Mannheim, Karl: Ideologische und soziologische Interpretatio geistiger Gebilde. 1926
Mannheim, Karl: Über das Wesen und die Bedeutung des wirtschaftlichen Erfolgsstrebens. Arch. f. Sozialw. und Sozialpol. 1930
Marbe, Karl: Psychologie der Werbung. Stuttgart 1927
Marquardt, Bruno: Literarischer Geschmack. 1926
Meiner, Annemarie: Johann Ambrosius Barth. o. J.
Meiner, Annemarie: Georg Hirth. Leipzig o. J.
Menz, Gerhard: Der dtsch. Buchhandel. Gotha 1942
Menz, Gerhard: Deutsche Buchhändler. Leipzig 1925
Morgan, Charles: Künstler in der Gesellschaft. Neue Zeitung vom 9. 9. 1946
Mumby, F. A.: Publishing and Bookselling 1930
Müller-Freienfels, Richard: Künstlertum und Kunstpublikum. Köln. Vhfte. f. Soz. 1931/32
Müller-Freienfels, Richard: Zur Soziologie und Psychologie der Kunst. 1926
Muth, Karl: Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erleben. München 1909
Nadler, Josef: Buchhandel, Literatur und Nation in Geschichte und Gegenwart. Berlin 1932
Neff, Alfred: Über die Psychologie des Schaffens und die produktive Geistestätigkeit. Stuttgart 1946
Neuburger: Die Mode, Wesen und Entstehung. 1913
Nietzsche, Friedrich: Aus der Seele der Künstler und der Schriftsteller. Bonn 1947
Nohl, Hermann: Stil und Weltanschauung. Jena 1920
Odebrecht, Rudolf: Gefühl und schöpferische Gestaltung. 1929
Oldenbourg, Wilhelm: Buch und Bildung. München 1925
Olbrich, Wilhelm: Einführung in die Verlagskunde. Leipzig 1943
Oschilewski, Walther: Eugen Diederichs und sein Werk. 1926
Oschilewski, Walther: Die Buchdrucker. Jena 1935
Perthes, Clemens: Friedrich Perthes' Leben. Hamburg 1948

PERTHES, Friedrich: Der dtsch. Buchhdl. als Bedingung des Daseyns einer dtsch. Literatur. Hamburg 1816
PETERS, Alfred: Literarische Publizistik. Arch. f. angw. Soz. 3, 1928
PETREAU: Die Weltbedeutung der Buchdruckerkunst. 1944
PFAU, K. F.: Lebensbilder berühmter Buchhändler. Leipzig 1886
PFANNKUCHE, Th.: Was liest der Arbeiter? Tübingen 1900
PFEIFFER, Johannes: Umgang mit Dichtung. Leipzig 1947, 5. Aufl.
PREETORIUS, Emil: Weltbild und Weltgehalt. Frankfurt 1947
POELCHAU, Arthur: Das Buchwesen im Mittelalter. Berlin 1881
PROUDHON, Pierre: Du principe de l'art et de sa destination sociale. Paris 1865
REICH, Karl: Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen. Wien 1894
REISSMANN, August: Kunst und Gesellschaft. 1892
RIEHL, Wilhelm: Die Proletarier der Geistesarbeiter. Hamburg 1947
RILKE, Rainer Maria: Briefe an seinen Verleger. Leipzig 1936
ROCH, Herbert: Richter ihrer Zeit. Berlin 1940
ROCH, Herbert: Dtsch. Schriftsteller als Richter ihrer Zeit. Berlin 1947
ROSIN, Hans: Buchgemeinschaft und Bildungspflege. Stettin 1926
SARTRE, Jean-Paul: Warum schreiben wir? Neue Zeitung, 11. 3. 1948
SAUERMANN, Heinz: Zur Grundlegung der Soziologie der Mode. Arch. f. angew. Soz. ,II, 1929/30
SAUERMANN, Heinz: Wirtschaft und Mode, Jahrbch. f. Nationalök. 1928
SEIDEL-CANBY, Henry: Erfahrungen mit Erfolgsbüchern. »Wort und Welt«, 3, 1948
SIMMEL: Philosophie der Mode. 1905
SOROKIN, Pitirim: Social mobility. London 1927
SOROKIN, Pitirim: Studien zur Soziologie der Kunst, »Sociologus« 1933
SPEMANN, Adolf: Berufsgeheimnisse und Binsenwahrheiten. Stuttgart 1941, 3. Aufl.
SCHENK V. STAUFFENBERG, Alex. Graf: Dichtung und Staat in der antiken Welt. München o. J.
SCHOPENHAUER, Arthur: Über Lesen und Bücher. Bonn 1947
SCHOPENHAUER, Arthur: Über Schriftstellerei und Stil. Bonn 1947
SCHULZE, Friedrich: Der dtsch. Buchhandel und die geistigen Strömungen der letzten 100 Jahre. 1925
STEIN, Werner: Über das Ökonomische in der Kunst. Berlin 1946
STIFTER, Adalbert: Über den Stand und die Würde des Schriftstellers. Bonn 1947
STRASS, W.: Vorfragen einer Soziologie der literarischen Wirkung. Diss. Köln 1934
TIEFFENBACH, Richard: Gibt es eine Norm für die wichtigsten ästhetischen Begriffe? 1907
TIETZE, H.: Die soziale Funktion der Kunst. Jahrbuch. f. Soz. 1925
VASARI, Gorgio: Künstler der Renaissance. Leipzig 1940
WAENTIG, Heinrich: Wirtschaft und Kunst. 1909
WERFEL, Franz: Snobismus als geistige Weltmacht. Wien 1928
WILSON, Louis: The Practice of Book Selection. Chicago 1940
WILLEMS, Emil: Essay über den Snobismus. Arch. f. angew. Soz. 1929/30
VOSSLER, Karl: Vom sprachlichen und sonstigen Wert des Ruhms. Dtsch. Vierteljahrsschrift. f. Lit. IX, 1931

Die im Text angeführte Literatur ist hier *nicht* noch einmal aufgenommen.

FERDINAND GELDNER

Das Fust-Schöffersche Signet und das Schöffersche »Handzeichen«

I. Das Fust-Wappen als Besitzerzeichen in einem Pergament-Exemplar der Institutionen Justinians von 1468

Daß die frühesten Erzeugnisse der Buchdruckerkunst ihre Vollendung erst durch die Hand des Rubrikators (und oft auch des Miniators) erhalten mußten, ist eine allgemein bekannte Tatsache. Nur sehr selten erfahren wir freilich den Namen des Rubrikators oder auch den Namen des Erstbesitzers sowie Angaben über den Preis, den Buchbinder, die Bindekosten und den Tag des Erwerbs. Dieses ganze Gebiet der handschriftlichen Vollendung des Druckes und der oft recht interessanten Einträge ist, worauf schon Karl Schottenloher in »Buch und Schrift« 1937[1] hingewiesen hat, bisher noch recht wenig erforscht. Voraussetzung für eine systematische Untersuchung wäre die Veröffentlichung von Katalogen der größeren und mittleren Inkunabelsammlungen – aber gerade in Deutschland, dem Heimatland des Buchdrucks, ist in den letzten Jahrzehnten in dieser Hinsicht sehr wenig geschehen. Dabei sind besonders die den auf Pergament gedruckten Inkunabeln eingemalten Miniaturen zum Teil kleine Kunstwerke, die von beachtlicher künstlerischer Qualität zeugen.

Eine besondere Beachtung verdienen dabei die (meist auf die erste Textseite) gemalten oder auch nur gezeichneten Wappen der ersten Besitzer, die Vorläufer der Holzschnitt- und Kupferstich-Exlibris. Diese gemalten Wappen-Exlibris sind bisher noch recht wenig erforscht, viele sind auch recht schwer zu deuten, soweit es sich nicht um Wappen bekannter Adelsfamilien handelt. Das späte Mittelalter war ja eine sehr wappenfreudige Zeit (die Wappenforscher sprechen freilich von der »Verfallszeit der Heraldik«). Die meisten dieser Bücherbesitzer besaßen oder schufen sich ein persönliches Zeichen, eine Art Wappen, das sie in ihre Bücher einmalten oder einmalen ließen. Auch die Druckersignete, auf die noch eingegangen werden soll, gehören in diese große Gruppe der persönlichen Zeichen, wie die Hausmarken, die Steinmetz- und Goldschmiedezeichen, die Notariatssignete, die Wasserzeichen des Papiers u. ä.

Hier soll nun auf einen m. W. noch unbekannten Fall hingewiesen werden, daß ein Druckersignet – und zwar das Fustsche – als Wappen des Eigentümers in einen Druck eingemalt ist. Es handelt sich um das Münchner (Pergament-)Exemplar[2] der von Peter Schöffer am 24. Mai 1468 vollendeten Institutionen Justinians (Hain 9489), einen Druck, dem durch sein Schlußgedicht (mit den ersten gedruckten Nachrichten über die Erfindung des Buchdrucks und über den Anteil Peter Schöffers) in der Druckgeschichte eine besondere Bedeutung zukommt. Das Buch wurde um die Mitte des 18. Jahrhunderts für die Mannheimer Hofbibliothek des Kurfürsten Karl Theodor recht geschmackvoll in rotes Maroquin gebunden und mit dem bekannten Supralibros geschmückt; dabei gingen aber leider auch die alten Deckelspiegel und Vorsatzblätter, die vielleicht alte Besitzeinträge enthielten, restlos verloren; es blieb aber doch von handschriftlichen Beigaben noch soviel erhalten, daß es zu den interessantesten Pergamentdrucken der Bayerischen Staatsbibliothek zählt.

Das alte Pergamentvorsatzblatt, das beim Neubinden mit einem Papierblatt verstärkt wurde, zeigt eine ganzseitige Miniatur (getuschte Federzeichnung): in der Mitte die in einem hochlehnigen gotischen Sessel sitzende Madonna in blauem Mantel mit Krone und Nimbus, die in der linken Hand das Christuskind hält und mit der rechten ihm eine Birne reicht; zu ihrer Rechten steht der bezeichnete und, wie damals üblich, als Kardinal dargestellte heilige Hieronymus mit einem recht klein und schwächlich geratenen Löwen, zu ihrer Linken der ebenfalls bezeichnete heilige Ägidius mit einer Hindin; zwischen den beiden kniet (gegen Ägidius gewandt) ein tonsurierter Kleriker mit gefalteten Händen. Er trägt ein langes auf dem Boden schleifendes Gewand und eine mit Flocken besetzte Kukulle und hält eine Schriftrolle in der Hand mit der Aufschrift: »Nate ihesu genitrixque beata, precamur, ut istum / vestrum ac nostrum in pace clementer suscipiatis.«

Auf ein zweites leeres Pergamentblatt folgt ein drittes, dessen Rektoseite ebenfalls leer ist; auf die Versoseite hat eine Hand des 15. Jahrhunderts in sauberer gerundeter Humanistenschrift die Kapitelübersicht der vier Bücher der Institutionen geschrieben. Der ganze Druck ist sehr sorgfältig mit roten und blauen Initialen ausgeschmückt und rubriziert und weist zahlreiche Marginalien auf. Auf die Ausschmückung der ersten bedruckten

[1] KARL SCHOTTENLOHER, *Der Farbenschmuck der Wiegendrucke* (Buch und Schrift. 4. Jg.) 1930, S. 82.

[2] Signatur: 2° L. impr. membr. 24.

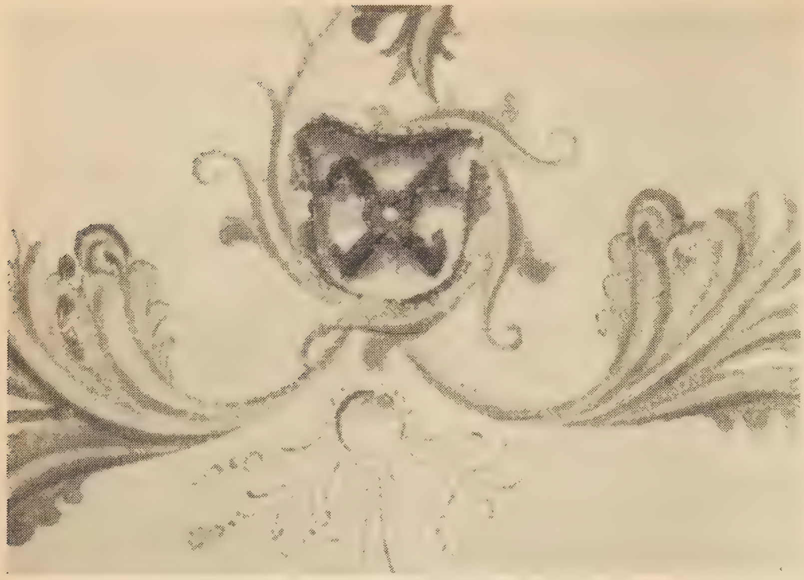


Abb. 1
Handgemaltes Besitzzeichen Joh. Fusts d. J. in dem Münchener Exemplar der Institutionen Justinians von 1468 (etwas vergrößert)

(des jüngeren Fust) Rechnung verkaufen zu lassen[5]. Daß er von jedem Druck ein Exemplar für seine eigene Bibliothek zurückbehalten hat, ist wohl selbstverständlich.

Falls sich in anderen Bibliotheken weitere Schöffer-Drucke mit dem gemalten Fust-Wappen finden würden, die überdies auch noch den alten Einband aufweisen, wäre es vielleicht noch möglich festzustellen, ob der jüngere Fust seine Bücher auch eigenhändig rubriziert hat und ob er die Kapitelübersicht ebenfalls mit eigener Hand geschrieben hat. Wenn die Anschauung zu Recht besteht, daß das Münchner Stück persönliches Eigentum des jüngeren Fust war, dann bietet auch die schon oben kurz beschriebene Miniatur auf dem ersten Pergamentvorsatzblatt (Versoseite) noch besonderes Interesse. Man müßte dann annehmen, daß der zu Füßen der Madonna kniende Geistliche den jüngeren Fust darstellen soll. Da Hieronymus und Ägidius nicht schablonenhaft gezeichnet sind, sondern individuelle Züge aufweisen, könnte man für die Darstellung des Oranten vielleicht eine gewisse Porträtähnlichkeit annehmen. Die beiden Heiligen sind als ältere Männer dargestellt, während der betende Geistliche einen Mann in mittleren Jahren wiedergibt; das würde wohl auch dem Lebensalter des jüngeren Fust entsprechen, der um 1468 wohl zwischen 35 und 40 Jahre alt war. Der heilige Hieronymus wurde als Patron der Buchdrucker verehrt; seine Verehrung durch den Fust-Sohn wäre verständlich. Warum sich dieser auch den heiligen Aegidius als Intercedenten erwählt hatte, müßte unklar bleiben.

Die Deutung wirft vor allem auch kunstgeschichtliche Probleme auf, ist aber für die Geschichte des frühesten Buchdrucks doch insofern von Bedeutung, als uns möglicherweise ein Bild des Sohnes von Gutenbergs bedeutendstem Gesellschafter überliefert ist, das eine gewisse Porträtähnlichkeit anstrebt. Es muß aber auch die Möglichkeit ins Auge gefaßt werden, daß das Buch sehr früh in ein Kloster kam (z. B. St. Ägidien in Nürnberg) und dort erst mit dem Vorsatzbild ausgestattet wurde. Aus stilistischen Gründen könnte es dann – worauf mich Herr H. P. Kraus, New York, aufmerksam machte – von Michael Wolgemut stammen.

Seite wurde besondere Sorgfalt verwendet: die Miniatur am Textanfang ist eine recht geschickte Darstellung des Kaisers Justinian (mit Zepter, Reichsapfel und doppelköpfigem Adler); die Initialen sind zum Teil mit Blattgold belegt: 2 große J, deren eines in Rankenwerk übergeht, das sich zwischen den beiden Textspalten hindurchwindet und sich auf dem unteren Rand gabelt. An dieser Stelle umschließen die Ranken einen auffallend klein gehaltenen Wappenschild, dessen Silber stark oxydiert ist; der Schild zeigt das der ganzen Welt bekannte Druckerzeichen des Johannes Fust mit dem Unterschied, daß auf dem Kreuzungspunkt eine rote Rose sitzt (s. Abb.).

Es kann wohl nicht bezweifelt werden, daß dieser wertvolle Pergamentdruck durch dieses Wappen als persönlicher Besitz eines Gliedes der Familie Fust gekennzeichnet werden soll. Da Johannes Fust, der Gesellschafter Gutenbergs, schon 1467 in Paris gestorben war, kommt als Besitzer wohl nur dessen Sohn Johannes Fust der Jüngere in Frage. Er war Geistlicher und starb am 2. Februar 1501 (also noch vor seinem Schwager Peter Schöffer) als Dekan des Stiftes St. Stephan zu Mainz[3]. Er ist wohl mit dem Johann Fust aus Mainz identisch, der um 1472 Mitglied der Bruderschaft an der deutschen Nationalkirche B. Maria de Anima in Rom wurde[4]. Als Erbe seines Vaters war er Teilhaber der Druckerei, die nach dem Tode Fusts als die Schöffersche bezeichnet wird, von Peter Schöffer geführt wurde und wohl erst nach seinem Tode ganz in dessen Alleinbesitz überging. So überließ er 1477 seinem Schwager P. Schöffer 180 Papier- und 20 Pergament-Exemplare der von diesem gedruckten Decretalen Gregors IX., um sie auf seine

II. Wird das Fust-Schöffersche Signet mit Recht als Hauszeichen gedeutet?

Peter Schöffer hat zeit seines Lebens nur das gemeinsame Druckerzeichen (Zweischild-Wappen) verwendet, wohl deshalb, weil, abgesehen von seiner Frau Christine, der Tochter des Johannes Fust, Mitglieder der Fust-Familie (vor allem sein Schwager Johann Fust der Jüngere) Teilhaber seiner Druckerei

[3] A. Ruppel, *Peter Schöffer aus Gernsheim* (Kleiner Druck der Gutenberg-Gesellschaft Nr. 26) 1937, S. 39.

[4] Liber confraternitatis B. Marie de Anima Teutonicorum de Urbe (ed. C. Jaenig). Romae 1875, S. 104.

[5] A. Ruppel, *P. Schöffer*, S. 39.

waren. Man hat auch beobachtet[6], daß seine Söhne Johann und Peter der Jüngere zwischen 1503 und 1531 ebenfalls die alte gemeinsame Marke eindrucken ließen, wenn es sich um Neuauflagen von Werken handelte, die schon der ältere Schöffer herausgebracht hatte. Im übrigen aber gebrauchten die Söhne und Enkel nur das Schöffersche (das heraldisch linke des Zweischild-Signetes) in verschiedenen Variationen (an Stelle der 2 oberen Sterne 2 Rosen, oft auch 3 Rosen für die 3 Sterne) und Formen (so mit einer Schafherde und Schäfer und Hund und einem schalmeiblasenden alten Schäfer im Hintergrund; s. Abb. 2). Sie brachten damit zum Ausdruck, daß nach ihrer Meinung der Name Schöffer die Bedeutung »Schäfer« hatte. Oft wurde das Druckerzeichen auch in die Holzschnittumrahmung des Titelblattes hineinkomponiert.



Abb. 2
Signet Ivo Schöffers, eines Enkels Peter Schöffers, 1536

[6] F. W. E. Roth, *Die Mainzer Buchdruckerfamilie Schöffer während des 16. Jahrhunderts* (Beiheft zum Zentralblatt für Bibliothekswesen 9) 1892, S. 13.

Da in jüngster Zeit über die früheste Verwendung des Fust-Schöfferschen Signetes irreführende Behauptungen aufgestellt wurden[7], muß mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß sich eine Verwendung vor 1462 (Vollendung des ersten Bandes der 48zeiligen Bibel) nicht nachweisen läßt. Das Vorkommen im Wiener Exemplar des Psalteriums von 1457 spricht nicht dagegen[8]. H. Alker liefert ja durch seine Beschreibung selbst den Beweis, daß es sich dabei um ein unbenutztes Exemplar handelt, das im Verlagshause geblieben war und dann vielleicht an Kaiser Friedrich III. oder ein anderes Mitglied der kaiserlichen Familie (möglicherweise lange nach 1457) geschenkt wurde. Da hatte man natürlich die Möglichkeit, das schöne Verlagszeichen noch nachträglich einzudrucken.

Die Fust-Schöffersche Druckermarke ist die älteste der Welt; sie hat in erstaunlichem Ausmaße Schule gemacht. Ihre richtige Deutung ist ein ernstes Anliegen der Geschichte des Buchdrucks und kann darüber hinaus allgemeines und besonders kulturgeschichtliches Interesse beanspruchen. Die beiden Zeichen werden allgemein, so von A. Ruppel[9], E. v. Rath-R. Juchhoff[10], im »Lexikon des gesamten Buchwesens«, um nur die bedeutendsten zu nennen, als die Hausmarken Fusts und Schöffers erklärt, daß kein ernsthafter Zweifel aufkommen dürfte, wenn auch manche Signet-Monographien in ihren Formulierungen etwas vorsichtiger sind. So schreibt Ernst Weil[11]: »Nach allgemeiner Ansicht sind die Druckerzeichen Fortbildung der im späten Mittelalter vielgebräuchlichen Hausmarken« und Annemarie Meiner[12] sagt zunächst ausdrücklich: »Die Entstehung dieses (= des Fust-Schöfferschen) Zeichens, das für alle Büchermarken das Vorbild wurde, ist noch nicht erklärt«, räumt dann aber doch ein: »Es könnte sich um heraldisierte Hausmarken handeln... Durch Vergleich ergibt sich formale Zugehörigkeit zur Familie der Hausmarke.«

A. Meiner gibt leider nicht an, welche Gründe sie zu ihren etwas skeptischen Formulierungen veranlaßt haben. In ihren einleitenden theoretischen Ausführungen weist sie aber darauf hin, daß die einzelnen Schreiber von Handschriften und auch die gewerbsmäßig arbeitenden Schreibstuben sich keiner ähnlichen Zeichen bedienten, daß auch »keine direkten Beweise für die Übernahme von Goldschmiedzeichen durch Drucker« vorliegen, daß man »aber im Steinmetzzeichen einen Vorläufer des Druckersignets sehen könne und daß man auch berechtigt sei, von einer Beeinflussung der Signete durch Wasserzeichen zu sprechen.«

Ein Vergleich mit den übrigen deutschen Druckermarken des 15. Jahrhunderts, die ja durchaus nicht so selten sind, müßte wohl etwas weiter führen. Es sind wohl solche dabei, die mit

[7] Hugo Alker, *Die älteste Druckermarke* (Gutenberg-Jahrbuch) 1950, S. 134 ff.

[8] E. v. Rath – Rudolf Juchhoff in: »*Handbuch der Bibliothekswissenschaft*«, 2. Aufl., 1. Band, 1952, S. 430, Anm. 5.

[9] A. Ruppel, *P. Schöffer*, S. 31.

[10] A. a. O. S. 430.

[11] Ernst Weil, *Die deutschen Druckerzeichen des 15. Jahrhunderts.* 1924, S. 15.

[12] Annemarie Meiner, *Das Deutsche Signet.* 1922, S. 3 und 4.

Haus- oder besser mit Steinmetzzeichen große Ähnlichkeit aufweisen, so die von M. Wenßler, A. Therhoernen, Conrad Winters; aber es scheint kein Fall nachgewiesen zu sein, daß ein deutscher Drucker des 15. Jahrhunderts wirklich sein Hauszeichen als Druckermarke verwendet hat.

Man schuf sich gerne »redende Wappen« (wie Johannes Sensenschmidt und Friedrich Creußner in Nürnberg, Peter Drach in Speyer oder Johann Reger in Ulm). Auch die Initialen setzte man häufig in die Druckermarke, so schon Bernhard Richel in Basel, Arnold Therhoernen in Köln, Ludwig von Renchen in Köln. Nicolaus Götz in Köln scheint das Schöffersche Zeichen nachgeahmt zu haben (Sparren mit 3 Muscheln an Stelle der drei Sterne Schöffers – Sparren mit oder ohne Beigaben waren aber seit ältester Zeit ein beliebtes Wappenbild). Wolfgang Stoeckel in Leipzig hat möglicherweise die Fustsche Marke nachgeahmt.

Wenn man mit Sicherheit behauptet, daß die Fust-Schöfferschen Marken auf Hauszeichen zurückgehen, dann müßte der Beweis geliefert werden, daß das Mainzer Wohnhaus des Fust oder vielmehr das Haus »zum Iseneck«, in dem die 48zeilige Bibel gedruckt wurde, ein derartiges Zeichen führte. Da Peter Schöffer bis zum Tode Fusts dessen Geselle war und wohl im Druckhaus auch wohnte, kann er nicht seine Hausmarke gewählt haben; er besaß sicher kein Haus. Vielleicht kommt etwas Licht in diese Sache, wenn wir das *Handzeichen*, das Peter Schöffer um 1468 anstatt seiner Unterschrift gebrauchte, zum Vergleich heranziehen; es hatte die Form



und ist sowohl bei A. Ruppel[13] wie bei Hellmuth Lehmann-Haupt[14] abgebildet. Daß der aufgesetzte Hirtenstab ein »redendes Zeichen« (Schöffer = Schäfer) darstellt, ist ja ohne weiteres klar. Es stellt aber das Verhältnis nicht völlig eindeutig und erschöpfend dar, wenn man nur von »seinem (= Schöffers) verdoppelten Druckersignet« spricht, denn die ausgespitzten Sparren sind umgekehrt übereinander gelegt, und überdies fehlen die 3 Sterne. Fast mit mehr Recht könnte man von dem verdoppelten Signet Fusts sprechen, denn wenn man das Schöffersche Handzeichen in der Mitte senkrecht spaltet, hat man zweimal die Fustsche Marke. Die ganze Angelegenheit hat wahrscheinlich einen noch nicht geklärten Hintergrund. Es fällt jedenfalls auf, daß Schöffer das Handzeichen 1468, also nach dem Tode des Fust verwendete – ungefähr zur gleichen Zeit, als er im Schlußgedicht der Institutionen Justinians aller Welt seinen Anspruch auf die Ehre eines Miterfinders der Buchdruckerkunst kundgeben ließ. Hat er nun dieses Handzeichen schon früher verwendet und es »geteilt«, als er, wie wir annehmen dürfen, den ersten Entwurf für die Druckermarken zeichnete, oder hat er wirklich erst nachträglich die beiden Marken in dieser geschickten Weise vereinigt und »verdoppelt«? Gerade in Verbindung mit dem Hirtenstab läßt aber das Gitterwerk eine ganz andere Deutung zu: es könnte einen Ausschnitt aus einem Schafpferch (= Umzäunung der lagernden Schafherde) wiedergeben und so Peter Schöffers ureigenstes Zeichen (Schöffer = Schäfer) sein. Wenn er es tatsächlich erst nach dem Tode Fusts gebraucht haben sollte, dann hat er damit wohl nachträglich dokumentieren wollen, daß die beiden Signete durch Aufspaltung seines eigenen Zeichens entstanden waren und daß er seinem Brotherrn Fust – vielleicht ohne dessen Wissen – einen Teil seines Zeichens geliehen hatte. Es verdient jedenfalls festgehalten zu werden, daß Peter Schöffer ein Handzeichen verwendet, das gleichzeitig eine Verdoppelung der eigenen und der Fustschen Druckermarke ist, daß er in seinen Drucken nur die alte Zweischild-Marke gebraucht und daß er als Siegelzeichen nur das Bild seiner eigenen Druckermarke verwendet: den ausgespitzten Sparren mit den drei Sternen. Dieses Briefsiegel hat Jakob Strieder schon an einigen eigenhändigen Briefen Peter Schöffers, die er im »Gutenberg-Jahrbuch« veröffentlichte[15], festgestellt. Es findet sich auch in einfacher Blindpressung auf einem Brief Ivo Wittigs an Hartmann Schedel, der in einem Schedelschen Sammelband in der Bayerischen Staatsbibliothek überliefert ist[16]. Daß Peter Schöffer einen Brief Ivo Wittigs siegelte, beweist wohl, daß zwischen den beiden freundschaftliche Beziehungen bestanden. Da Ivo Wittig einen Gedenkstein für Johannes Gutenberg als den Erfinder des Buchdrucks setzen ließ[17], sind die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Schöffer und Wittig für die Gutenberg-Forschung von Interesse. Über ihre Bedeutung soll an anderer Stelle gesprochen werden.

[13] A. Ruppel, *P. Schöffer*, S. 58.

[14] Hellmut Lehmann-Haupt, *Peter Schoeffer of Gernsheim and Mainz*. 1950, S. 19, 21 und 106; S. 18: »... his mark, a combination of the design found in his printer's mark with a shepherd's staff, perhaps an allusion to his name Schoeffer – Schaefer.«

[15] Jakob Strieder, *Fünf neu aufgefundene Briefe des Mainzer Buchdruckers Peter Schöffer* (Gutenberg-Jahrbuch) 1933, S. 69–74; Str. fand das Siegel an 2 Briefen.

[16] Signatur: 4° Inc. c. a. 1117, Bl. 185/86; der Brief ist datiert: Steinheim, 20. September 1491 und abgedruckt bei Richard Stauber, *Die Schedelsche Bibliothek*. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Otto Hartig (Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. 6, 2.3. 1908), S. 244 f. Stauber deutet allerdings (S. 73) den Briefschreiber falsch als den kaiserlichen Rat Dr. Johann Wittig von Wittigsheim aus Striegau und erwähnt auch das Siegel Peter Schöffers nicht.

[17] Vgl. Aloys Ruppel, *Johannes Gutenberg*. 2. Aufl. 1947, S. 183. Ivo Wittig, der aus dem damals fuldaischen Hammelburg, dem Geburtsort des großen Basler Druckers Johannes Froben, stammte, war Professor des Kirchenrechts an der Universität Mainz und Siegelbewahrer und vertrauter Ratgeber des Erzbischofs und Reichserzkanzlers Berthold Graf von Henneberg (1484–1504). Er hat den Gedenkstein vielleicht auf Wunsch, sicher aber mit Zustimmung des Erzbischofs, der selbst ein großer Bücherfreund war, setzen lassen. Ivo Wittig war höchstwahrscheinlich Taufpate Ivo Schöffers, eines Enkels Peter Schöffers.

HERMANN KNAUS

Bodmann und Maugérard

In der Napoleonischen Zeit haben nach Aufhebung der deutschen Klosterbibliotheken unendlich viele Bücher den Besitzer gewechselt, und sehr viele sind durch Unverstand zugrunde gegangen. Namentlich die rheinischen Handschriftenbestände haben schwere Verluste erlitten. Hier fehlte es an einer deutschen Staatsgewalt, die zugegriffen hätte, und die französische dachte nur an eine Bereicherung von Paris. Umfangreiche Beutezüge haben Hunderte rheinischer Handschriften in die Pariser Nationalbibliothek verschlagen, und nach dem Jahre 1815 sind nur wenige zurückgekehrt[1]. Im Auftrag des französischen Innenministers hat vom Juni 1802 an der Ex-Benediktiner Jean Baptiste Maugérard (1735-1815) durch vier Jahre hindurch die vier Départements des linken Rheinufers bereist, planmäßig die Bestände der aufgehobenen Klöster durchmustert und viele Kisten mit wertvollen Handschriften und alten Drucken an die Pariser Nationalbibliothek abgesandt. Nebenher, aber auch schon vorher und nachher, hat er auf eigene Rechnung Geschäfte gemacht, ein viel gewanderter und viel gewandter Kenner, Sammler, Händler und Betrüger[2].

Mehrfach hat er auch in Mainz gegrast. So hat er im Mai 1804 als Regierungs-Kommissär die Universitätsbibliothek besucht, die die Bestände der vor zwei Jahren aufgehobenen Mainzer Klosterbibliotheken aufgenommen hatte. Hier trifft er auf den Widerstand des Professors der Rechtswissenschaft Franz Joseph Bodmann, des Konservators dieser Bibliothek, der sich beim Präfek-en beschwert. Maugérard erwirkt aber eine Verfügung dieses Präfekten, daß ihm alles, was er in seiner Liste verzeichnet hat, auszuliefern sei, pour être envoyé à la Bibliothèque Nationale. Bodmann gehorcht, behält aber das Verzeichnis nicht zurück, und niemand weiß, was Maugérard diesmal mitgenommen hat. Nur von einer alten Handschrift mit Gregors Dialogen, die früher in Mainz existiert hat, glaubte man mit Sicherheit zu wissen, daß Maugérard sie bei dieser Gelegenheit mitgenommen hat. Bodmanns Freund und Schüler Carl A. Schaab berichtet es in seiner »Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst«[3].

Bodmann erscheint hier als Verteidiger des heimischen Besitzrechts, und man möchte ihm dafür gerne patriotische Motive unterschieben, wüßte man nicht, daß er in anderen Fällen aus freien Stücken wertvolle Mainzer Bücher auf eigene Rechnung an die französische Nationalbibliothek verkauft hat. Die Akten über Bodmann sind noch nicht geschlossen. Das einstmals hohe Ansehen, das er als Urkundenforscher besaß, ist freilich zerstört, seit man die schweren Fälschungen entdeckt hat, mit denen er die historische Forschung in die Irre geführt hat. Verhältnismäßig bald wurden die schlimmen Fiktionen zur Geschichte Gutenbergs entdeckt, jener erdichtete Brief des Erfinders an seine angebliche Schwester Bertha vom 24. März 1424 und eine Verzichtleistung Gutenbergs auf alles Gut seiner Schwester zugunsten des St.-Clara-Klosters in Mainz. Damit hat 1830 Carl Anton Schaab in dem eben genannten Werk (wohl schweren Herzens und ohne die Schuldfrage deutlich zu klären) aufgeräumt, andere Fälschungen hat Antonius von der Linde zerpflückt[4]. Länger im Dunkeln blieb die rechtsgeschichtliche Forschung durch Fälschungen, die in seinen »Rheingauischen Altertümern« (1819) enthalten sind und erst um die Jahrhundertwende aufgedeckt wurden. Doch hat man neuerdings eine Art Wiederaufnahmeverfahren beantragt, wobei vieles in milderem Lichte erscheinen konnte, so daß er wenigstens nicht als »Betrüger im strafrechtlichen Sinne« zu gelten hätte[5]. Es wäre ja in der Tat ein schweres Ärgernis, wenn ein Professor der Rechtswissenschaft, der im Jahre 1798 Rektor der Universität Mainz gewesen ist und seit 1797 als Freund des französischen Präfekten auch noch hohe Staatsämter, zumal ein Richteramt innehatte,

---

[1] Die deutschen Bibliotheken von der Aufklärung bis zur Gegenwart, Handbuch der Bibliothekswissenschaft Band III, 2. Halbband, S. 1 ff.

[2] L. Traube und R. Ewald: J. B: Maugérard, in: Abhandlungen der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften München 23, 1904, Abh. 2, S. 301ff.; H. Degering: Handschriften aus Echternach und Orval in Paris, in: Aufsätze Fritz Milkau gewidmet, 1921, S. 48ff.; ders.: Geraubte Schätze. Kölnische Handschriften in Paris und Brüssel, Beiträge zur kölnischen Geschichte II, 7, 1915, S. 38ff.; B. Vollmer, Die Entführung niederrheinischen Archiv-, Bibliotheks- und Kunstgutes durch den französischen Kommissar Maugérard, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 131, 1937, S. 120ff.

[3] Mainz 1830, 1. Band, S. 262.

[4] Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst I, 1886, S. 67ff.

[5] A. Erler, F. J. Bodmann, Ein Förderer und Fälscher der rheinischen Rechtsgeschichte, in: Jahrbuch für das Bistum Mainz 5, 1950, S. 473-493; ders., Ingelheimer Urteile als Vorlagen F. J. Bodmanns, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, German. Abt., 69, 1952, S. 74-97.

nunmehr wie ein gemeiner Dieb und Betrüger dastünde. Freilich stand fest, daß er sein Bibliotheksamt gröblich mißbraucht hatte, indem er aus fast allen Werken der Bibliothek die Kupferstiche herausgeschnitten und seiner Privatbibliothek einverleibt hat, und der Hinweis, daß solches Verfahren eben nur »unserer Zeit unverständlich« sei, will nicht recht einleuchten[6]. Die letzten Zweifel aber an seiner Schuld kann erst ein konkreter Fall beseitigen, bei dem sein böser Wille auf frischer Tat ertappt wird. Einen solchen Beweis liefert die wechselvolle Geschichte einer karolingischen Handschrift, die im 9. Jahrhundert im Kloster Lorsch geschrieben, später in der Stiftsbibliothek von St. Stephan in Mainz verwahrt wurde und aus Bodmanns Nachlaß nach mancherlei Irrfahrten in den Besitz der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt gelangt ist.

Franz Joseph Bodmann ist im Jahre 1820 gestorben. 1823 wurden die Druckwerke seiner Bibliothek versteigert, 1827 hat der Wiesbadener Archivar Friedrich Gustav Habel, wohnhaft in Schierstein, Bodmanns handschriftlichen Nachlaß (darunter viele Originalurkunden) für 500 fl. erstanden, sehr zum Ärger des Frankfurter Stadtbibliothekars Johann Friedrich Böhmer, des Historikers und Verfassers der Kaiserregesten, der gehofft hatte, damit seine erste Erwerbung für die Frankfurter Stadtbibliothek machen zu können[7]. Habel hat Bodmanns Nachlaß im Jahre 1859 von Schierstein in das von ihm erworbene Schloß Miltenberg mitgenommen, das im Jahre 1867 mit all seinen Sammlungen an den ältesten Sohn seiner Schwester überging, den Kreisrichter Wilhelm Conrady. Im Jahre 1883 kam der Bodmann-Habelsche Nachlaß als Depositum an das Reichsarchiv München, ist nach der Jahrhundertwende in seinen nichtbayerischen Teilen dem Staatsarchiv Marburg zum Kauf angeboten worden, wurde auch in Marburg einige Zeit verwahrt und von Könnecke verzeichnet. Schließlich aber, am 25. Mai 1914 hat der hessische Staat die Sammlung angekauft und dem Staatsarchiv Darmstadt überwiesen. Einige nichtarchivalische Stücke wurden im November 1918 an die Hofbibliothek abgegeben, die heutige Hessische Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt. Sie wurden im zweiten Weltkrieg mit den Handschriften dieser Bibliothek ausgelagert und haben dadurch die Katastrophe des Darmstädter Schlosses überdauert, die den im Staatsarchiv verbliebenen Hauptteil der Bodman-Habelschen Sammlung total vernichtet hat.

Unter diesen geretteten Stücken befindet sich als Handschrift 3709 ein Pergamentcodex, der in einem Einband des 15. Jahrhunderts zwei ursprünglich selbständige Handschriften vereinigt, die in karolingischer Minuskel geschrieben sind. Der erste Teil, ein unvollständiger Text von Gregors des Großen Dialogi, umfaßt 102 Pergamentblätter, der zweite Teil, Bedas Erklärung des Markus-Evangeliums, besteht aus 155 Blättern eines besonders hellen und feinen Pergaments, das man für italienisch halten möchte, wenn nicht der paläographische Befund auf Deutschland wiese. Am ersten Text waren drei Hände beteiligt (Handwechsel folio 11^v und 50^r), der zweite ist durchgehend von einer Hand geschrieben. Die Schriftformen sämtlicher Hände gehören offenbar ins 9. Jahrhundert, und zwar in die erste Hälfte bis Mitte nach dem Urteil Bernhard Bischoffs, der auch sofort als Schriftheimat das Skriptorium des Klosters Lorsch ermitteln konnte[8]. Tatsächlich findet sich bei einer Einfügung folio 57^r am Unterrand das Verweisungszeichen hl (hic lege) angewendet, das Lindsay als besonderes Merkmal dieser Schreibstube angesprochen hat[9].

Die Blattgröße beträgt etwa 30 × 20 cm, die Zeilen sind durch Zirkelstiche und Blindritzung vorgezeichnet, 28 im ersten Text, 26 im zweiten pro Seite. Die Initialen, fast ganz ohne Schmuck, sind nach links hinausgerückt in einen Randraum, der ebenfalls mit dem Griffel vorgezeichnet ist. Nach Art karolingischer Handschriften sind bei den Bucheingängen Überschrift und erste Textzeile besonders behandelt, die Überschrift rot in Capitalis, die erste Textzeile schwarz in Halbunziale. Rot sind auch die Namen der Redenden Petrus und Gregorius, und die Kapitelzahlen am Rande, die von der Numerierung bei Migne abweichen. Der Schmuck ist sehr gering, nur folio 65^r findet sich ein I-Initial, dessen Körper aus roten und weißen Rechtecken besteht, die gegeneinander verschoben sind. Beide Teile waren lange Zeit ungebunden, so daß die ersten Seiten stark verblaßt sind. Deshalb wurde die Schrift der Eingangsseite des Gregor-Textes später nachgezogen, doch so, daß darunter die Urschrift häufig zutage kommt. Zusammengebunden wurden diese Teile in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, das helle Leder über den Holzdeckeln zeigt Strichverzierung und viele Stempel in Blinddruck. Das Buch war angekettet, die Rostspuren der Kettenöse sind im Hinterdeckel zu sehen, die Schließen sind abgerissen. Als Einbandmakulatur finden sich Fragmente einer liturgischen Handschrift des 14. Jahrhunderts, wovon z.B. das Offizium des hl. Maximin zu sehen ist. Aus dem Vorderdeckel sind die Buchstaben SS eingebrannt, wodurch der Codex seine Zugehörigkeit zur Bibliothek des Kollegiatstiftes St. Stephan zu Mainz verrät, das im 10. Jahrhundert von Willigis gegründet wurde.

In der Handschrift liegen drei Zettel von Bodmanns Hand. 1. Eine Schriftprobe mit der Wiedergabe eines Ausschnittes aus folio 22^v der Handschrift. 2. Eine anderthalb Aktenseiten umfassende Beschreibung des Codex, seiner Schrift, seiner Rubriken, Abkürzungen usw. mit der Überschrift: »Recensio Codicis MSti pergam. Saec. X vel XI. Dialogos S. Gregorii Papae continentis (qui asservatur in Arch. Eccl. Coll. S. Stephi Mog.)« 3. Ein Zettel mit den Worten: »Nachstehende zwei Urkunden

[6] A. Erler, Bodmann, in: Neue deutsche Biographie Band 2, 1955, S. 360f.

[7] Beiträge zur Geschichte des Nassauischen Altertumsvereins und biographische Mitteilungen über dessen Gründer und Förderer, in: Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, 11. Band, 1871, darin die ausführliche Biographie Habels mit Nachrichten über Bodmanns Nachlaß. Böhmers Brief ist S. 382 zitiert. Er beklagt sich in Briefen an den Freiherrn vom Stein und an Jakob Grimm und meint: »Bodmanns Sachen sind zum Theil wie er sie durch Diebstal gewonnen hatte, auch wieder zerronnen.« An anderer Stelle meint er ebenfalls in einem Brief an Jakob Grimm, zitiert ebenda S. 384: »Mainzische Weisthümer mögen sich noch . . ., soweit Bodmann sie nicht gestohlen, . . . in Würzburg befinden.«

[8] Mündliche Mitteilung.

[9] M. W. Lindsay, The Lorsch Scriptorium, in: Palaeographia Latina III, 1924, 5.

waren hinten auf dem letzten Blatte von einem Cod. membr. Mscr. (ex S. X vel XI) geschrieben, welcher sich im Archivo eccl. S. Stephani Mog. befunden, und a 1804 von dem Benedictiner zu Metz Mr. Maugérard nach Paris an die Nationalbibliothek abgeliefert worden ist. Er rührte, wie noch vier andere Msc. S. Patrum aus der alten Libraria monasterii S. Albani zu Mainz. Descripsi ego F. Bn 1802 5. Sept.«

Dieses letzte Blatt ist der Entwurf oder die Abschrift eines Schreibens von der Hand Bodmanns, das die Stadtbibliothek Mainz im Nachlaß Konrad Dahls bewahrt. Es begleitet dort die von Bodmann gefertigten angeblichen Kopien zweier Gerichtsurkunden aus den Jahren 816 und 869. Jenes Schreiben ist gegenüber dem hier in unserer Handschrift aufbewahrten Duplikat nur insofern ausführlicher, als hinter dem Worte Manuscripto noch die Worte eingeschaltet sind: Continente Dialogos s. Gregorii. Diese Worte mußte Bodmann in der Zweitschrift auslassen, wenn er diese dem Gregor-Codex einfügen und sich nicht selbst Lügen strafen wollte. Denn es ist ja kein Zweifel, daß dieser Gregor-Codex, den er als angebliche Quelle seiner beiden Gerichtsurkunden nennt, der aus dem 10. oder 11. Jahrhundert stammen sollte und der dem Archiv von St. Stephan angehört hat, identisch ist mit der jetzt in Darmstadt aufbewahrten Handschrift aus Bodmanns Nachlaß. Maugérard hat sie keineswegs nach Paris entführt, sondern Bodmann hat sie für sich behalten. Die beiden Urkunden aber, die er darin gelesen haben will, hat er in Wirklichkeit nach Vorlagen aus dem Werke des E. Pérard: Recueil de plusieurs piéces curieuses servantes à l'histoire de Bourgogne, Paris 1664, fabriziert. Manfred Stimming hat sie in den Mitteilungen des Instituts für oesterreichische Geschichtsforschung 35 (1914) S. 496 ff. entlarvt und in seinem Mainzer Urkundenbuch I Nr. 122 und 152 als Fälschungen aufgeführt. Nur die französischen Orts- und Personennamen und einiges Beiwerk hat er geändert und auf Mainz übertragen. Und zwar sollten sich die beiden Urkunden nunmehr auf St. Alban beziehen. Vielleicht hat den Fälscher allein die Absicht geleitet, seinen Freunden wieder einmal etwas zu zeigen mit den Worten: »Seht her, welchen Fund ich hier wieder gemacht habe.« Seine Angabe, der Codex stamme ursprünglich aus St. Alban, ist wohl nur zu dem Zwecke erfunden, für jene Falsifikate eine Quelle zu fingieren. Am Schluß ist ein Blatt herausgerissen. Es gehörte nicht ursprünglich zum Codex, sein Falz erscheint zwischen folio 148 und 149 und hat kein Blatt getragen. Ob dieses fehlende Schlußblatt irgendwelchen Hinweis auf St. Alban gab, wonach der Codex zwischen Lorsch und St. Stephan einmal auch in St. Alban gewesen wäre, muß unentschieden bleiben; wahrscheinlich ist es nicht.

Wenn Bodmann auf der dritten Einlage bemerkt, er habe jene Urkunden am 5. September 1802 aus dem Codex abgeschrieben, so ist daran soviel richtig, daß er sich schon vor dem Jahre 1804, vor Maugérards Auftreten, mit dem Codex beschäftigt hat. Von dieser ersten Beschäftigung rührt die Recensio her mit der Angabe, der Codex werde in St. Stephan aufbewahrt. Dies muß vor der Auflösung der Klosterbibliothek geschrieben sein, Bodmann hatte den Codex entliehen und hatte noch nicht die Absicht, ihn für sich zu behalten. Er gibt in dieser Recensio den Umfang des ersten Teiles auf 107 Blatt an. Heute enthält er fünf Blatt weniger, je ein Blatt ist herausgeschnitten hinter fol. 7, 15, 33, 50 und 88. Auch aus dem zweiten Teil sind Blätter ausgeschnitten: zwei Blätter hinter fol. 3, je eines hinter 41, 63 und 151. Das zwischen 63 und 64 fehlende Blatt hat sich, wenn auch am Oberrand verstümmelt, im Nachlaß Bodmanns erhalten, ist ebenfalls an die Landesbibliothek Darmstadt gekommen, war hier als Handschrift 3711 eingereiht, wurde aber im September 1951 von mir an seinen alten Platz zurückgebracht und wieder eingeheftet. Man sieht also, wie Bodmann 1802 den Codex noch intakt vorgefunden hat, wie er ihn zunächst noch nicht behalten zu können glaubte, sondern sich nur einzelne Blätter herausschnitt, bis dann im Jahre 1804 die umfangreichen Plünderungen, die Maugérard im Auftrag der französischen Verwaltung durchführte, ihm die Möglichkeit gaben, nunmehr den Codex unter Vorgabe, er sei nach Paris gegangen, zu unterschlagen. Daß dies im Einverständnis mit Maugérard geschah, wie Manfred Stimming meinte, ist nicht gut denkbar. Bodmann hatte den Codex schon vorher in seinem Hause und wird ihn dem französischen Herrn nicht gezeigt haben.

Bodmanns Angaben haben Glauben gefunden. So erzählt C. A. Schaab in seiner »Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gensfleisch«, Mainz 1830, 1. Band, S. 262: »Nebst den Büchern und Manuskripten, welche Maugérard aus der Universitätsbibliothek genommen, nennt man noch andere Kostbarkeiten und unter anderen einige Codices manuscripti, welche er damals aus unserer Stadt wegführte. Unter diesen erwähne ich nur einen, der im 10. oder 11. Jahrhundert geschrieben gewesen und die Dialogen des hl. Gregors enthielt. Er hatte sich im Archiv des hiesigen Stephan-Stifts befunden, wohin er nebst vier anderen Manuskripten der heiligen Väter aus der alten Bibliothek des hiesigen Albans-Klosters war gebracht worden. Wohin ihn Maugérard geliefert oder verkauft, habe ich nicht erfahren.« Diese Angaben gehen offenbar auf Bodmann zurück, sie enthalten Bodmanns falsche Datierung ins 10. oder 11. Jahrhundert und Bodmanns Lokalisierung auf St. Alban. Bodmann war sich, als er die Recensio verfaßte, über das wahre Alter nicht klar, bezeichnete auch den zweiten Text als »multo antiquior et pulchrior« als den ersten, strich aber dann die Worte »antiquior et«. Erst später muß er gemerkt haben, daß das Ganze ins neunte Jahrhundert zu setzen ist. Hatte er im Vorderdeckel notiert »Codex Saec. XI«, so fügte er später vor der Zahl ein: »IX vel«.

Aus Schaabs Geschichte der Buchdruckerkunst ist die falsche Anschuldigung Maugérards dann auch von Ludwig Traube übernommen worden in seine Arbeit über Maugérard[10], wo er bei Maugérards Mainzer Aufenthalt von 1804 auch den Raub der »Dialogi Gregorii Saec. X oder XI« vermerkt.

Hier also ist Bodmann der Schuldige, und es läßt sich nicht sagen, er habe so die Handschrift vor einer Entführung nach Paris bewahren wollen. Bodmanns Motive werden deutlich in einem Falle, den uns Schaab[11] berichtet. Es handelt sich um ein dem Viktor-Stift gehörendes Exemplar des berühmten Schöfferschen Psalteriums mit den zweifarbigen gedruckten Initialen,

[10] Traube und Ewald, a. a. O., S. 332.

[11] A. a. O., S. 347f.

das uns als das schönste Werk der Inkunabelzeit gilt. Dieses »verwahrte der gedachte Glöckner (des Johannes- und Viktor-Stifts) bis zum 4. November 1812, wo er es dem verlebten Prof. Bodmann zum Kauf antrug und ihm um 9 Franken oder 3 kleine Thaler überließ. Über den Empfang dieser 9 Franken stellte der Verkäufer eine Quittung aus, welche ich (Schaab) in Händen hatte. Herr Bodmann benachrichtigte den Herrn van Praet zu Paris von diesem Erwerb und erbot sich, es der K. Bibliothek um 352 Franken zu überlassen. Dieses Anerbieten wurde gleich angenommen und die K. Bibliothek empfing es am 4ten May 1813. Wie dieses rare Werk, das damals der k. Bibliothek noch mangelte, aufgenommen worden, beweist das Antwortschreiben des Hrn. van Praet vom 4ten May 1813.«

Bodmann ist nicht zu entschuldigen. Das unerfreuliche Bild, das wir gewonnen haben, wird ergänzt, aber nicht berichtigt durch das Bild des Fälschers, das eine einläßliche rechtshistorische Untersuchung von Bodmanns Quellen neuerdings geliefert hat[12]. Dabei kam zutage, daß Bodmann weder das sogenannte Rheingauer Landrecht noch die Urteile in den Rheingauischen Altertümern frei erfunden, sondern tatsächlich vorhandene Urkunden für seine Zwecke umgefälscht hat, ganz nach Art der beiden französischen Urkunden, die als solche natürlich echt sind. Für freie Erfindung hat offenbar weder seine Phantasie ausgereicht noch seine gewiß große Kenntnis der altertümlichen Gerichtssprache. Es nützt aber nichts, daß man Bodmann bei der Wiedergabe der materiellen Urkundeninhalte sogar zuverlässig gefunden hat. Wer angeblich Lokalforschung leistet und dabei so verfährt, daß er anderwärts Überliefertes auf den in Rede stehenden Ort überträgt, ist und bleibt natürlich Fälscher. Eine Darstellung von Bodmanns bibliothekarischem Wirken, die wir erwarten dürfen[13], wird den Tatbestand einer moralischen Odyssee erhärten.

[12] A. Erler, Ingelheimer Urteile als Quellen J. F. Bodmanns, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, German. Abt., 69, 1952, S. 96.

[13] Aloys Ruppel hat vor einigen Jahren beim Bibliothekarstag in Mainz einen Vortrag über Mainzer Bibliothekare der älteren Zeit gehalten und darin auch Bodmanns bibliothekarisches »Wirken« eingehend und zutreffend charakterisiert. Soviel ich weiß, ist der Vortrag noch nicht gedruckt.

MAX BELWE

Exlibris des 18. Jahrhunderts mit Bibliotheks-Innenansichten

Wie bekannt ist, begnügten sich die alten Meister bei unseren Blättern nicht nur mit rein heraldischen Darstellungen. Die Wappen wurden z. B. in die üppigsten Renaissanceportale bzw. Hallen oder Kartuschen hineingesetzt. Seltener wurden Porträtexlibris gefertigt, häufiger Allegorien verwandt, am wenigsten aber die heute so sehr gesuchten und geschätzten Bibliotheksinterieurs geschaffen. Nur von diesen, und zwar nur von den deutschen bzw. schweizerischen (österreichische sind mir gar nicht bekannt geworden) soll hier kurz die Rede sein, ohne die modernen zu berücksichtigen.

Graf Leiningen hat ihnen in seinem bekannten Buche zwölf Seiten gewidmet. Außer dem englischen Aufsatz von Sir Vicars, auf den ich später noch komme, konnte ich eine ausführliche Spezialdarstellung weder in der Berliner Staatsbibliothek noch in den vielen Bänden der deutschen Exlibris-Zeitschrift finden. (Ich bezeichne diese hier kurz E. Z. mit Angabe des Jahrganges.)

Vor den Augen unserer Autorität auf dem Gebiet der alten Blätter, des Grafen Leiningen, schienen gerade diese Blätter keine Gnade gefunden zu haben. Er wirft ihnen im allgemeinen Einförmigkeit und Langeweile vor. Sehr viele Sammler werden ihm hierin nicht beistimmen können, und das mit Recht, ganz abgesehen davon, daß man diesen Vorwurf anderen Spezialitäten der Exlibris ebensogut machen kann und sich über den Geschmack außerdem nicht streiten läßt. Schon die Tatsache, daß Leiningen vor 30 Jahren zugab, daß diese Blätter sehr gesucht seien, spricht für die allgemeine Beliebtheit, und heute trifft man diese Exlibris höchst selten. Leiningen schätzt als vorhanden ca. 100 Stück und führt an, daß er und das Britische Museum in London die meisten Exlibris dieser Art besitzen dürften. Von seinen aufgeführten 41 Stück – mehr Blätter dürfte er demnach nicht besessen haben – besitzt die Wolfenbütteler Bibliothek genau 20 Stück. Diese erwarb seinerzeit die größte Sammlung alter Blätter des 1877 verstorbenen Freiherrn von Berlepsch. Von den Blättern sind in Heinemanns bekannter Veröffentlichung über diese Sammlung (ich nenne das Buch künftig nur Heinemann) 7 Stück abgebildet. Warnecke ediert 42 Stück als bekannt. Ferner zeigt der Katalog des ebenfalls bekannten Sammlers alter Blätter, des verstorbenen Stiebel, Frankfurt a. M., nur 17, und Gerster bringt in seinem bekannten Werk über die Schweizer Blätter nur 4 Stück. Die ebenfalls gut sortierte Stifts-Bibliothek Stams in Tirol teilte mir mit, daß sie von diesen Blättern leider nur sehr wenig besitze. Diese Verhältniszahlen sagen m. E. genug. Schließlich darf ich bemerken, daß ich unter meinen 2000 alten Blättern nach 13jährigem eifrigem Spüren nur 58 Stück zusammenbringen konnte. Darunter sind 7 ausländische.

Sir Arthur Vicars nennt in seinem Privatdruck: Bookplates, Serie I, Plymouth 1893, 73 alte deutsche Exlibris dieser Art. Ich kann aber im Gegensatz zu Leiningen durchaus nicht finden, daß diese Arbeit als so besonders sorgfältig zu rühmen sei, wenigstens fehlt jede genaue Beschreibung der aufgeführten Blätter, soweit sie uns hier interessieren.

Leiningen tut z. B. das bekannte Blatt von D. Zach. Conr. von Uffenbach damit ab, daß er resumiert: Sorgfalt im Detail, technisch fein, staunenswerte Geduld des Stechers. Gerade diese Arbeit von I. U. Kraus ist originell und sehr anziehend, man sieht und fühlt, daß hier ein bedeutender Künstler etwas Bleibendes geschaffen hat. Man kann auch sagen, daß dieses Exlibris sowohl in die Stimmung des 18. Jahrhunderts trefflich einführt, als auch eines der besten Beispiele für diese Behandlung bildet.

Uffenbachs Bruder Johann Friedrich »Germanus« (Bürgermeister von Frankfurt, geb. 1687, gest. 1769) schuf von dessen Bibliothek zwei exakte Abbildungen großen Formats, die ebenfalls in meiner Sammlung vertreten sind und zu deren Arbeit man als Kritiker dem Dilettanten gratulieren muß; sie sind auch in äußerlichem Sinn von großer Wirkung. Das eine ist 1727 datiert. Die Blätter dienten wohl kaum als eigentliche Gebrauchsexlibris, obwohl ich das eine in einem mit dem vorher erwähnten Rosenexlibris gekennzeichneten Bande vorgefunden habe. Diese Stiche (Leiningen beschreibt sie in der E. Z. IV, 29 ausführlich) erhielten offenbar besondere Freunde als Erinnerung an den Besuch der Bibliothek des Hauses. Auf diesen Zweck deutet schon der Sinn des beigegebenen lateinischen Textes hin.

Übrigens gilt das eingangs erwähnte Zeichen als eines der wenigen, die keine Phantasiebibliotheksräume abbilden, wie die meisten. Genau kopiert sollen außerdem noch sein die Dar-

stellung des Waisenhauses Halle und das sehr originelle Exlibris Oelrichs (Leiningen, S. 286, abgebildet Warnecke, Tafel 19).

Ich möchte noch bemerken, daß z. B. die Kieler Universitätsbibliothek laut der sehr vorzüglichen Abhandlung des Dr. Ernst Weber (vgl. E. Z. XXV, 1915) nur 10 Stück solcher Art besitzt: Böhme, Bosch (v. Vicar irrtümlich als flämisch bezeichnet), J. H. Burckhard, Gottsched, Hommel, Jordan, Mols, Uffenbach, Prieser und die Waisenhausbuchhandlung Braunschweig.

Der Stecher des Blattes Bosch, L. Fruyters, zeigt den Auftraggeber im bequemen Lehnstuhl am Arbeitstisch sitzend, umgeben von seinen geliebten Büchern. Vielsagend lautet des Fleißigen lateinische Devise (die Devisen sind durchweg lateinisch, und ich bringe künftig immer nur die deutsche Übersetzung): »Bei einem solchen Wald erlischt niemals die Jagd.«

Welchen Gegensatz hierzu zeigt das Blatt des Dresdner Arztes C. G. Tobias (vgl. E. Z. 1917, Ärzte-Exlibris). – Ein ausgewachsener, schlafender, aber aus einem Augenlid heimtückisch blinzelnder Löwe läßt nur auf einen knurrenden Griesgram als Besitzer schließen. Dieser Cerberus ist ein lebendes »Eintritt verboten«. Zwei Büsten scheint der für eine Bibliothek etwas ungewöhnliche Besucher schon zur Strecke gebracht zu haben. Sie liegen zerbrochen am Boden. Im Hintergrund ist die vielbrüstige Göttin der Weisheit dargestellt.

Eine ganz andere Welt und Auffassung zeigt das von Osterländer entworfene und von S. Hilaire mangelhaft gestochene Blatt des Frankfurter Bürgers und Kaufmanns J. B. Nack. Stolz und selbstbewußt naht sich der Besitzer mit seinem Galanteriedegen der sitzenden üppigen Königin Minerva, im Vordergrund treibt ein kecker Merkur als Markthelfer lärmende Putten zur Arbeit, während der Hintergrund Meer und Küste zeigt. Wie Schornsteine ragen Fialen eines Turmes. Oben kündet in freier Übersetzung eine Inschrift: »Durch Gebrechliches und schwankenden Gewinn mögen wir Beständiges suchen.«

Völlig verschieden wirkt hiergegen das Eigentumszeichen des Jesuiten-Exerzitienhauses in München. Der dargestellte 1591 verstorbene Heilige im prächtigen Gewand der Zeit bekennt sich in mehreren lateinischen Inschriften als Liebhaber der geistlichen Wissenschaften. Er betont, daß alle diese Schriften göttlich beeinflußt, nützlich zu lehren sind und hält dem Beschauer mahnend ein Buch entgegen: »Nimm und lies und gib zurück« (doppeldeutig).

Damit wären schon die mehr persönlichen Exlibris erschöpft.

Die Blätter Joecher und Gottsched ähneln sich außerordentlich. Auf beiden wird wieder Minerva sitzend dargestellt. Sorgfältig sind die Einbände gestochen, deutlich ist der Besitzer genannt, und beide Male wird noch das Familienwappen gezeigt. Ähnlich ist das Blatt für Hansen, nur daß hier ein Merkur mit wehendem Mantel der sitzenden Minerva Gesellschaft leistet. Beide befinden sich anscheinend in der Vorhalle der Bibliothek, wenigstens fehlen die Bücherreihen. Ich führe aber das Blatt absichtlich hier mit auf, weil als Vorwurf Gottsched und Joecher fast sklavisch kopiert sind und derselbe Stecher in Frage zu kommen scheint.

Der Leipziger Rechtsgelehrte C. F. Hommel zeigt auf zwei Exlibris einen etwas mißgestalteten Apoll; auf dem offenbar später nachgestochenen Blatt (auf dem einen 1762 datierten war Hommel 40jährig) verringerte sich nicht nur das lockige Haar des Adonis, auch die Bibliotheksräume wurden offenbar zusammengelegt. Ein Raum ist verschwunden und der Bücherbestand auf 18 Stück zurückgegangen. Die auf dem früheren Blatt an den Benutzer gerichtete Mahnung: »Wenn Du innerhalb von 14 Tagen ein geliehenes Buch nicht wiederbringst und nicht gut gehalten hast, so werde ich zu einer anderen Zeit sagen: ich habe es nicht«, inzwischen zum »Bibliotheks-Gesetz« erhoben, wirkt dadurch recht witzig.

Ein anderes Leipziger Blatt, die Bibliothek des Schöffengerichts (Bibliotheca Scabinatus, Lips.), zeigt einen völlig nüchternen Bibliotheksraum mit der blinden Justitia.

Offenen Auges blickte die Justitia auf dem P. Tyroffschen Blatt auf das von ihr gehaltene Rokokowappen des Nürnberger Rechtsgelehrten Dr. Chr. Wilh. Staudner. Das brillant gearbeitete Blatt ist anatomisch nicht ganz einwandfrei.

Eine andere, schwerbewaffnete Minerva kündet auf dem prachtvoll gestochenen Exlibris der Benediktinerabtei zu Weihenstephan: »Durch diesen Flügel und durch diese Rosen schütze ich (diese Bücher). Die Bibliothek von Weihenstephan hält mich. Du hüte Dich, mich durch schändlichen Diebstahl zu entführen, denn Du wirst merken, daß diese Rosen geflügelt sind.« Nach dem massigen Wappen-Barockschild möchte man annehmen, daß das Blatt einer früheren Periode angehören müßte. Auf die Darstellung der Bücher hat Mörl wenig Wert gelegt, sie sind nur angedeutet, um so mehr aber auf das edle Gesicht, die Gestalt und deren Faltenwurf. Störend wirkt nur der wildflatternde Mantel im beengten Zimmer.

Volles Licht flutet in das kahle Bücherkabinett des Augsburger Juristen Dr. Prieser (Warnecke Nr. 1624). Die Wappentafel mit schlechter Heraldik ist an den rosenumkränzten Sockel einer Büste gelehnt.

Der Schweidnitzer Archidiakon Scharff, dem der Besitz einer kostbaren Bibliothek nachgerühmt wird, ließ sich zwei Blätter herstellen. In variierten Versen wird ausgedrückt, daß ohne Christus alle Weisheit umsonst, die Lektüre der Bücher Arbeit in Finsternis sei.

Das Blatt des Lehrers I. H. Flick aus Bad Homburg v. d. H. wirkt sehr laienhaft, wenngleich es als selten gilt. Ein mystisches Gebilde soll laut Inschrift den Altar der Wissenschaft darstellen. An der unteren Borde des Büchervorhangs liest man: »Alle Meinungen werden durch Wahrheiten und Tugenden besiegt.«

Nüchtern ist die Schweizer Arbeit von M. Pfenniger für die Bibliothek von Hindelbanc (von Erlach, Gerster Nr. 600). Ein drapierter großer Mantel zeigt im Vordergrund das Wappen.

Interessanter sind aber die folgenden Exlibris. Für den Göttinger Professor G. L. Boehmer entwarf und zeichnete G. D. Heumann ein durch Schattenverteilung kontrastreiches Blatt. In dem wirklichen Bibliothekssaal stört nur das Riesenpostament des Wappens. Anscheinend hat der Stecher nicht viel von Heraldik verstanden, er läßt nämlich das Helmzimier, einen

Palmbaum, rießengroß bis an die Zimmerdecke wachsen. Zwei Putten personifizieren göttliches und weltliches Gesetz, und sehr ansprechend lautet die Devise: »Gerecht, ehrsam und gütig.«

Auf dem Exlibris des Geheimrat Haeberlin aus Ulm, Professor in Helmstedt, muß man über die Phantasie des Braunschweiger Stechers Beck staunen. Im unteren Teil des verhältnismäßig großen Blattes scheint durch Fenster und Tür behaglich die warme Sonne. Sechs beflügelte Genien zeigen künstlerisch und lebendig die Benutzung der Bibliothek. Das anmutige Rokoko wird leider von viel zu massigen Karyatiden und der Wappenbehandlung mit Schriftband erdrückt. Nach dem griechischen Text sollen die vorhandenen Gestalten Gottesfurcht und Schönheit darstellen.

Ähnliche Auffassung, nur viel mangelhaftere Darstellung, zeigt das Blatt des Baseler Chr. F. C. Freiherrn von Eberstein. Ein verschnörkelter Rokokorahmen bildet hier Wappenbild und Bibliotheksraum. Diese erläutert noch eine besondere Tafel mit eindringlichem ciceronischem Zitat: »Diese Studien (nach vorheriger Ermahnung der Jugend) zieren die Zeit des Glückes, und sie gewähren im Unglück eine Zuflucht, einen Trost (pro Archia § 16).«

Eingefügt sei hier noch ein anderes Frankfurter Blatt, das des Juristen Heinr. W. Lehnemann, von Nothnagel gezeichnet. Er schuf in strenger, beinahe klassizistischer Linienführung ein äußerst ansprechendes Exlibris, von dem Frankfurter E. H. Wicker sauber gestochen. Hier flutet die Sonne in einen kleinen Phantasieraum.

Von der bisherigen Regel gänzlich abweichend, bringen die breiten Exlibris des Hallenser Waisenhauses den sehr gut wiedergegebenen Blick durch zehn Bibliotheksräume. Diese und die dargestellten Schränke dienen meines Wissens dort heute noch unverändert ihrem damaligen Zweck. Harmonischen krönenden Abschluß bilden zwei junge, zur Sonne auffahrende Adler (Jesaias 40 V. 31).

Ähnliche tiefe Perspektiven hat das von Ohlenschlagersche Bibliothekszeichen, das in meiner Sammlung auch mit noch leeren Schriftbändern vertreten ist. Recht hübsch wirkt hier der sonnige Hintergrund. Als Staffage dient Park, Fontäne und Schloß mit einem sich zierlich begrüßenden Paar. Das Blatt ähnelt dem des Geheimen Rats, Regierungspräsidenten und Schriftstellers und Großonkels von Goethe, J. M. von Loen. Außer dem bei Leiningen abgebildeten Bild von Peter Fehr besaß von Loen noch zwei mir vorliegende Blätter von G. D. Heumann, Göttingen. In einer offenen Bibliothekshalle mit Durchblick auf Loggia, Park und Pavillon sitzt eine grübelnde üppige Dame. Die Devise macht der Bescheidenheit des Besitzers alle Ehre.

Dasselbe Motiv benutzte bei dem nicht signierten Blatt des Kursächsischen, Königlich Polnischen und Kaiserlichen Rats Dr. E. Daniel (von) Ohlenschlager offenbar der gleiche Künstler. Der Besitzer bezeichnet seine Bücher kurz und bündig als entweder nützlich oder ergötzlich.

Recht lebendig wirkt das Exlibris des Freundes Friedrichs des Großen, des aus der französischen Kolonie in Berlin stammenden Geheimrats Charles Etienne Jordan. Ein geräumiger vornehmer Bibliothekssaal bietet Durchblick in einen zweiten, in dem jemand am Tisch arbeitet. Man beobachtet ferner drei zeitgemäß gekleidete, sich hier heimisch wissende Besucher. Ein Putto schleppt geschäftig Bücher herbei, ein anderer hantiert mit dem üblichen wissenschaftlichen Gerät, während der dritte in einem Buch blättert, betitelt: »Für die Unsterblichkeit.« Oben und unten ist zu lesen: »Nichts Süßeres als die Musen« und »Dieses Vergnügen machte uns Gott.«

Lebhaften Betrieb zeigt auch ein leider gänzlich anonymes, sehr zierliches Blättchen in der Größe 81 : 53. Ein volles Dutzend Besucher arbeitet in einem großen gewölbten Büchermagazin von vier Regalblöcken.

Den Anblick eines ganz besonders prächtigen Blattes bietet immer wieder das bekannte Exlibris eines anderen Freundes des großen Preußenkönigs. Ist es doch gleichzeitig Porträt und ein sogenanntes historisches Exlibris: Das Blatt des Dr. Johann Karl Wilhelm Moehsen (1722-1795). Der rund gehaltene Bibliotheksraum ist der Bibliothek Friedrichs des Großen in Sanssouci nachgebildet. Das Blatt hat etwas besonders Fesselndes, insgesamt Harmonisches. Leiningen bespricht das von Abel gemalte und von I. E. Gericke, Berlin, gestochene Blatt ausführlich auf S. 286 seines Buches, ebenso Waehmer, Bücherzeichen deutscher Ärzte, mit Abb. 44 und 68. Ebenfalls abgebildet ist es bei Heinemann Nr. 39. Der Besitzer verwandte das vorliegende kostbare Blatt nicht allzu häufig, sondern bediente sich noch eines einfachen allegorischen Blattes des gleichen Künstlers.

Ich möchte hier gleich darauf hinweisen, daß bekanntlich einige der letzterwähnten Blätter mit kleinen Änderungen auch für andere Bibliotheksbesitzer verwandt wurden. So das erwähnte Haeberlinsche Blatt für den Genfer Professor Lublin, das Exlibris des Straßburger L. Blessig für seinen Freund Fr. Salzmann. Leiningen beschreibt das ausführlich auf S. 86 seines Buches. Auf beiden Exlibris dominiert unübersehbar in der Vertikale von der Decke herab eine hängende, stilvoll gearbeitete Öllampe.

Ein prächtiges Blatt ist das des bekannten deutschen Numismatikers I. Chr. Hirsch (1698-1780) in Nürnberg (laut Dr. Reinle, Basel). Es ist ein ganz großes Blatt, Größe 186 : 116. Warnecke, Leiningen und von Berlepsch kannten das Blatt ebensowenig wie Sir Vicar. In einem Riesensaal von Büchern spaziert einsam der Gelehrte. Katalogbewaffnet, mit freudig erhobener Rechte tritt er auf seine Bücher zu. »Omnea, explorate Scientiae ipsae, Ignorantiae Nostrae, Testes, Retinete bonum.« Die vier hohen Regale, büstenverziert, lassen das schattenwerfende Licht von links herein. Im Hintergrund Riesenregale von einem großen Reichsadler gekrönt. Zwei Engel gleichen Formats schließen oben die schwere pompöse Stuckdecke ab. In der Mitte befindet sich die Büste eines kahlköpfigen Philosophen, mit Locken am Ohr. Die untere Sockelinschrift bringt uns sofort ins Bild: Münzenbibliothek aller Völker. Leider wird weder der Name des Besitzers noch der des Stechers genannt.

Zierlich, sehr ansprechend und künstlerisch einwandfrei, wie Berningerrothische Arbeiten meistens sind, ist das Blatt eines

Angehörigen aus dem alten und berühmten Geschlecht der Danckelmanns. Ob der Künstler die Initialen »E.L.« bei gleichzeitiger Datierung von 1745 richtig wiedergab? Unter den kinderreichen Danckelmanns konnte ich keinen Sohn feststellen, dem das Blatt sonst gehören könnte. Berningerroth scheint hier wieder Hauptwert auf das reichbehandelte Postament im Vordergrund gelegt zu haben. Es trägt das Wappen mit Schildhaltern. Zu Füßen beschäftigt sich ein Putto mit Fernrohr, im Hintergrund verschwindet ein anderer mit Büchern hinter dem schweren Vorhang im gut wiedergegebenen Bibliotheksraum. Erwähnt sei, daß es hier einmal nicht »Ex Bibliotheca« heißt, sondern die seltene Bezeichnung »E Museo« angewandt wurde.

Reichlich überladen und dabei spielerisch muß man das sonst tadellos gestochene Blatt des Arztes und Botanikers Dr. Johann Heinrich Burckhardt, Hof- und Leibarzt, Stadtphysikus zu Wolfenbüttel (1670-1738), nennen. Der Sockel der Hygiea, von einem Haufen Krims-Krams »malerisch« umgeben, gemahnt: »Das Leben ist kurz, die Kunst lang.« Die ganze Behandlung zeigt die Kunstsphäre des Stechers Gerard Scottin des Älteren, Paris 1715 datiert. (Abgeb. b. Heinemann, S. 123, sowie detaillierte Beschreibung E. Z. XXV, S. 52, in dem erwähnten Aufsatz des Dr. E. Waehmer.)

Bei Heinemann ist auch das allegorische Innenexlibris des Dichters E. W. L. Gleim abgebildet, das Leiningen S. 285 bespricht. Der Dichter zeigt im Gegensatz zu den bisher besprochenen üppigen Bibliotheksräumen eine bescheidene Zimmerecke: Zwei Regale enthalten nur 21 Bücher. Die Folianten enthalten alte und moderne Philosophie. Zwei gerahmte Bilder deuten künstlerische Interessen an. Im Vordergrund, vor Globus, Büchern und Zirkel, zwei in Arbeit sehr vertiefte Putten, zwei Büsten schließen oben ab. Die Kartusche nennt in selbstloser Weise: Gleim et amicorum. Da die Berliner Brüder »Schleuen« nur gemeinsam signierten, so steht auch hier nur »Schleuen« fec.

Ein Kennblatt ganz anderer Art sei hiermit beschrieben, das meiner Auffassung nach ebensowenig hierher gehört wie das ihm nachgebildete Blatt des Dr. Joh. Abr. Merklin. Beide Exlibris führt aber Vicar an. Ich meine das kleinste Exlibris des bekannten Nürnberger Arztes Gottfried Jac. F. Thomasius. Näheres über beide bei Waehmer mit Abb. 26 und 43. Es ist von dem Verfasser der Atlanten I. B. Homann gestochen. Bei beiden Blättern handelt es sich mehr um ein Stilleben von Büchern und Sammelgegenständen. Bei Thomasius lautet die griechische Inschrift frei übersetzt: »Schwere Arbeit, gute Arbeit.«

Gänzlich von der Regel weicht das Exlibris Dittmann ab. Eine Weltkugel schwebt hier in einer Bücherstube und über ihr das Sinnbild Gottes in den Wolken.

Schließlich seien noch zwei Blätter hervorgehoben, die Todesdarstellungen bringen, und zwar von gegensätzlichen Standpunkten aus.

Der Regensburger Garnisonarzt Joh. Christ. Harrer setzt auf seinem Wappenexlibris dem Knochenmann den wachsamen Kranich entgegen. Auf der »Fachbibliothek« sitzt – neben anderen ärztlichen Emblemen – ein Putto mit heilsamen Kräutern. Gestochen ist das Blatt von I. G. Friedrich, Regensburg.

Ähnlich in Auffassung und Durchführung ist das Blatt des Fürstbischöflich Lüttichschen Gesandten etc. am Deutschen Reichstag zu Regensburg, Charles Louis de Magis. Es dürfte ebenfalls von Friedrich herrühren.

Auf dem Bruchholzschen Eigentumszeichen der »Bibliotheca Gottlobiana« (Wer ists? vergl. E.Z.IV, 118) liegen auf dem Bücherschrank vier Totenschädel. Neben dem Inhaber, offenbar einem Theologen, tritt hinter dem Vorhang der Knochenmann zerstörend hervor. Hier ist die Unterschrift einmal deutsch angebracht: »Du lernest, liesest, schreibst und gleichwohl kommt der Tod. Studiere Jesum selbst, Diss Eine ist dir noth.«

Wie plump wirkt das ganze Blatt z. B. gegen das des französischen Chirurgen C. L. I. Chastanet, gestochen von Durig in Lille, der dasselbe Thema und dieselbe Darstellung graziös, elegant, diskret und vor allem künstlerisch einwandfrei wiedergibt.

Einen freundlicheren Anblick bietet eine ebenfalls vorzügliche Arbeit eines leider ganz unbekannten Blattes. Ich konnte weder über den Stecher noch über den Besitzer etwas ermitteln. Es handelt sich um das Exlibris: Ex Bibliotheca Fregiana, ein Exlibris von hohen künstlerischen Qualitäten. Subtile Arbeit zeigt den Blick aus dem Bibliothekszimmer eines Übersee-kaufmanns auf den Hafen. Brillantes Hell und Dunkel bringen kaufmännische Embleme in Verbindung mit einer umkränzten Urne, die ein Damenprofil schmückt. Der Gesamteindruck des zierlichen Ovals ist auch hier ein durchaus harmonischer und vornehmer.

Mit einem allerdings später zu datierenden Blatt möchte ich den Reigen schließen. Auf ungewöhnlich kleinem Raum, 4,5:5,5, schuf Stern-Paris für die wohl elsässische Familie Hecht-Dollfuss ein ganz reizendes Exlibris. Um die meisterhafte Arbeit richtig zu würdigen, muß man schon die Lupe zur Hand nehmen. Vier entzückende kleine Genien haben sich aus Büchern eine Schaukel geschaffen und treiben lustigen Unfug.

Ich lasse nunmehr die Gesamtaufstellung der von mir ermittelten Blätter folgen unter Beifügung erläuternder Hinweise und würde mich freuen, wenn andere Sammlerfreunde diese vervollständigen könnten.

AUFSTELLUNG

der Exlibris des 18. Jahrhunderts mit Bibliotheks-Innenansichten

Besitzer*: Kb. = Staatl. Kunstbibliothek, Berlin
M. = Bayerische Staatsbibliothek, München
Gm. = Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg
B. = Belwe, Erfurt

Literatur: G = Gerster, Die Schweizer Exlibris
W = Warnecke, Die deutschen Exlibris
L = Graf Leiningen, dasselbe
H = Heinemann, Die Wolfenbüttler Exlibris

1. Anonymus (Motto: Non norunt haec monumenta mori)
2. Anonymus
3. Anonymus
4. Anonymus: Verfertiger: G. F. L. Debrie inv. et del. Cl. Duflos 1728.
5. (de Bibliotheca), G. Haupt sculp.
6. Anonymus (Motto: Utroque favente)
7. Anonymus (G. E. Graf v. Kuenburg), Klauber Sc. A. V. W. 1077
8. Anonymus (»Incrementum«), wie vorher
9. Anonymus (12 Personen in einer Bibliothek)
10. Anonymus (Motto: Non semper imbres)
11. G. de A......? 1799? Gm.
12. C. v. Albrecht, um 1740 Gm.
13. I. B. (Motto: »Tandem«), J. R. Schellenberg fec. Kb. W. 86
14. I. V. B., L. Fruytiers Scu.
15. L. B. (Louis Bosch), L. Fruytiers f. B.
16. Wilhelmus Alexander Balaus, Martyn Tyroff fec. Nbgoe. (3 Größen) (abgeb. b. H. 136) Kb. Gm. W 95
17. J. L. Blessig, Wachsmut sculp. Kb. Gm. B. W. 215
18. Böhmer (Motto: Juste Honeste Benigne), G. D. Heuman del et. sculp. Göttingae Kb. Gm. B. W. 225
19. Christian Markgraf v. Brandenburg, Koeppel del Crusino sec. W. 290
20. Henricus Braun, Kanonikus zu München. Söckler, abgeb. Kb. Gm. B. L. 281
21. Johannes Philippus Burggravius H. O. et B. A. Contgon delin. et sculp. Mog. Kb. Gm. W. 290
22. Burkhardt, Dr. med., Paris, 1715 Gm. B.
23. G. J. Freiherr v. Bülow, um 1730 Gm. W. 280
24. Qu. J. Chylik., um 1790 Gm.
25. E. L. de Danckelmann, Berningeroth del et sc. 1745 Kb. Gm. B. W. 364
26. Bibliotheca Dittmanniana Gm. B.
27. F. C. von Eberstein, Basel, um 1700 Kb. Gm. B. W. 418
28. Eickstedt-Peterswaldt, Bibliotheca del conte, Luigi Massimil
29. Endter, Nürnberg, um 1730 Gm. W. 463
30. S. von Erlach, Bern, um 1750 Gm. M. B.
31. J. G. Eynard, Genf, um 1780 Gm.
32. Exercitienhaus der Jesuiten, München, um 1750 Gm. B. W. 1399
33. G. J. F. Nürnberg, um 1710
34. Christoph Carol. Fischer Gm.
35. J. H. Flick, Homburg v. d. H. B.
36. Fregiana B.
37. Freye, um 1770 Gm.
38. Vincens Frisching (Bern), um 1760 Kb. Gm. W. 573
39. C. Fritsch, um 1750 Gm. W. 575
40. Gleimii et amicorum (Joh. W. Ludw. Gleim, Halberstadt) Schleuen fec. Gm. B. W. 646
41. Gollingiana Kb. W. 659
42. Gottlobiana, Johann Gottlob Bruchholz fec. Kb. B.
43. Gottschediana Kb. Gm. M. B. W. 662
44. S. N. W. L. H. D. G. = Hermann von Guttenberg, C. F. Hoeman de Gutbg. delin. et sculpsit Kb. Gm. M.W.817
45. Fr. Dom. Haeberlin, Ulmani Kb. Gm. M. B. W. 714 u. 716
46. J. Ch. Harrer, Regensburg, um 1750. Kb. Gm. B. W. 762
47. Hartlibiana, J. P. Funck fec. Gm.
48. Hecht-Dollfuss, Stern Paris fec. B.
49. H. Ulrich Hegner (nicht von J. R. Schellenberg!) W. 789
50. J. Chr. Hirsch, Nürnberg B.
51. Carolus Ferd. Hommelius Kb. Gm. B. W.897
52. Ferd. R. Edler von Hosson, Weyss Gm. W. 904
53. Chr. Got. Jocherus Kb. Gm. M. B. W. 947, 947a, 948
54. C. S. Jordanus Kb. Gm. B. W. 950
55. Christian Juncker Kb. W. 954
56. M. A. F. Kaiser, um 1740 Gm.
57. Kerniana, G. D. Heuman Kb. W. 983
58. J. B. Kleirl
59. J. F. Klotzsch, um 1740 Gm. W. 1011
60. Samuel Kloeserius
61. Henr. Guil. Lehnemannus J. U. D., Nothnagel del.Wicker sc. W. 1116
62. Johannes Michael a Loen, G. D. Heumann Kb. B. W. 1190
63. Johannes Michael a Loen, P. Fehr Kb. M. B. W. 1189
64. Loeniana (ders. 1725) Kb. Gm. B. W. 1188
65. A. Lulin, Genf, um 1730-1740 Gm. W. 1212
66. »M. C. M.«
67. Ch. L. de Magis, Lüttich, um 1740-1750 Gm. M. B.
68. Jo. Abraham Merklinus, D. Georgg. Abrahh. Kb. W. 1283
69. Michaelles, Nürnberg, um 1750-1760 Gm.
70. Militär-Gesellschaftsbibliothek, Bern, um 1750 Gm. W. 180
71. J. C. v. Moehsen, J. F. Gericke Kb. B. W. 1320
72. Th. Graf v. Morawitzky, München, 1770 Gm.
73. J. Morino
74. J. B. Nack, Frankfurt a. M. W. 1422
75. D. K. Odier, Genf, 1800 Gm.
76. G. C. Oe., Andr. Hoeger Kb. Gm. W. 1496
77. Johann Georg Heinrich Oelrichs, Glassbach Kb. Gm. W. 1509
78. Johann Daniel Ohlenschlager, Dr. Osterlander inv. Wicker sc. Kb. Gm. B. W. 1513
79. Orphanotropheus, Halensis (Waisenhaus, Halle) (3 Größen) Kb. Gm. B. W. 739, 740
80. Prieseriana Kb. Gm. M. B. W. 1624
81. A. Rauch, um 1749-1750 Gm.
82. Onsignia Monasteri Raijhrad (Benediktinerabtei Rayhraden i. Böhmen) (2 Chronogramme v. 1789) Kb. Gm. B. W. 1652/1653
83. Martinus Reinhardtus Kb. Gm. M. W. 1694
84. Fr. Rothscholzius, Jos. a Montalegre sc. Norim Kb. W. 1797
85. Adolphs. Rottmanniana Kb. W. 1805
86. F. R. Salzmannus, Wachsmut Kb. Gm. B. W. 1842

* Die Besitzerangaben beziehen sich auf die Verhältnisse vor 1945.

87. Scabinatus Lipsensis (Schöffengericht Leipzig) Gm. B.
88. J. A. Graf von Schaffgotsch, um 1730 Gm. W. 1861
89. Schafteliana, C. Steing inv.
90. Scharffiana, M. Gottfried Balthasar Scharff, Schweidnitz Kb. Gm. B. W. 1871
91. P. I. Scharnovius, J. D. Philippin Gm. W. 1872
92. J. E. Schiffauer, Freising, 1777 Gm.
93. F. Wilhelmus Smits, Ord. F. E. Minor Recoll
94. D. Cristopherus Gulielmus Staudnereus, H. C. Tyroff Kb. B. W. 2081
95. H. Stilling, Lausanne Gm.
96. Godefredus Jac. F. Thomasius, J. B. Homann Gm. B. W. 7172
97. C. G. Tobias, um 1770 Gm. B. W. 2192
98. Universität Altorf, 1753 Kb. Gm. W. 27
99. D. Zach. Conr. ab Uffenbach, M. F., J. U. Kraus (5 Stück) Kb. Gm. B. W. 2237/41
    (Es gibt 3 Größen des Rosenexlibris und 2 Varianten von dem Blatt Conspectus...)
100. W. D. Volmer, um 1760 Gm.
101. Zur Leihbibliothek der Fürstl. Waisenhausbuchhandlung Braunschweig Gm. W. 257
102. Benediktinerabtei Weihenstephan, Mörl B.
103. Georg. Andreas Weise Gm. W. 2408
104. Jo. Jac. Mich. Wiedmannus, Past. Altenmünster, J. E. Ohle direkt del. J. A. Schweikart sc. Kb. Gm. W. 2468
105. J. F. Wilhelm, Augsburg, um 1760-1770 Gm.
106. Williana (A. G. Will, Altorf), C. G. Walwert Kb. Gm. W. 2486
107. J. Wratislaw. Monse, um 1760-1770 Gm.

HERTA SCHWARZ

Bibliographie und Register der von 1945 bis 1955 im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel veröffentlichten Beiträge zur Geschichte des Buchwesens

VORBEMERKUNG

Die nachstehende Bibliographie soll im Hinblick auf das neu erscheinende »Archiv für Geschichte des Buchwesens«, das mit erweiterten Aufgaben das alte »Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels« fortsetzt, den Anschluß nach rückwärts geben. Dazu sind Beiträge des Börsenblattes für den Deutschen Buchhandel – Frankfurter Ausgabe – aufgenommen worden, die in den Jahrgängen 1945 bis 1955 erschienen sind.

Für die Auswahl aus den überaus zahlreichen historischen Beiträgen im Berichtszeitraum war die künftige Zielsetzung des Archivs entscheidend. So sind also nur Arbeiten aufgeführt, die heute bereits für die Geschichtsschreibung des Buchwesens von Wert sind und als solche gewertet sein wollen. Diese Regel schloß von vornherein jeden »aktuellen« Beitrag aus, selbst wenn er grundlegende Ausführungen oder eine historische Einleitung bzw. einen Rückblick enthält. Aufsätze, die mehr erzählenden als wissenschaftlichen Charakter haben, mußten aus den gleichen Erwägungen unberücksichtigt bleiben.

Beiträge über die Geschichte einzelner Firmen wurden nur dann verzeichnet, wenn sie für die Geschichte des Buchwesens erstmalig Erarbeitetes bringen. Arbeiten über einzelne Werke wurden aufgenommen, wenn sie die Editionsgeschichte dieses Werkes oder ein buchgeschichtlich bedeutendes Ereignis behandeln, Aufsätze über Buchkategorien, wenn sie außer der Aufzählung der Einzelwerke allgemeine für das Buchwesen aufschlußreiche Betrachtungen bieten.

Unberücksichtigt blieben

1. Beiträge mit literarischen, philologischen, literar- sowie kunsthistorischen und bibliothekstechnischen Ausführungen
2. ausschließlich aus Zitaten, bibliographischen Angaben oder Abdrucken dritter Werke bestehende Arbeiten, auch wenn ein verbindender Begleittext vorhanden ist
3. Besprechungen von Büchern, Zeitschriften, Ausstellungen, Tagungen, Vorträgen und Auktionskatalogen
4. Nachrichten, Mitteilungen ohne Aufsatzcharakter oder sonstige Texte ohne Verfasserangaben
5. Biographien von Personen, die nicht Buchhändler, Drucker, Buchbinder, Papiermacher waren oder einen ähnlichen für das Buch und für die ihm verwandten Erzeugnisse bedeutsamen Beruf ausübten
6. Aufsätze, die den ideellen Buchinhalt, bibliophile Sammlungen, Privatarchive und -bibliotheken beschreiben.

Insgesamt sind 160 Arbeiten aufgenommen und im Register erschlossen.

Das Register enthält Stichworte von Personen, Ländern, Orten und Sachbegriffen, die für das Buchwesen bedeutsam sind, sowie biographische Angaben zu den Personen. Um dem Benutzer möglichst vielseitig zu helfen, wurde sowohl die ausführliche Behandlung als auch die kurze Erwähnung eines Stichworts zitiert. Aus Raumgründen mußte in der Regel auf nähere Angaben darüber verzichtet werden, in welchem Zusammenhange die Personen im jeweiligen Beitrag erwähnt werden. Soweit die biographischen Angaben nicht aus den Beiträgen entnommen werden konnten, wurden sie nach Möglichkeit ergänzt.

Die Aufnahme von nach 1700 lebenden Personen wurde unterlassen, soweit sie lediglich in einem unwesentlichen Zusammenhang erwähnt werden. Das Entsprechende galt für Firmen. Unter den Orten wurden neben den Sachbegriffen die dort tätigen Personen (ohne biographische Angaben) genannt, sofern sie vor 1700 lebten. Bibliophile Gesellschaften und Periodica, Bibliotheken, buchhändlerische Fachblätter, Organisationen und Verbände wurden nicht einzeln, sondern nur zusammen unter dem entsprechenden Sachbegriff und gegebenenfalls noch unter den Länderstichworten verzeichnet, da eine alphabetische Einordnung unzweckmäßig erschien.

Bibliographie und Register wurden nach der sogenannten mechanischen Ordnung gegliedert. Die Zitate wurden nach den Jahrgängen des Börsenblattes und der Seitenzahl aufgeführt; der Jahrgang steht vor, die Seitenzahl hinter dem Komma. Ein A vor der Seitenzahl zeigt, daß der Beitrag in der Antiquariats*beilage* (bis Juli 1951) erschienen ist. Mehrere Zitate zum gleichen Stichwort wurden durch ein Semikolon voneinander getrennt.

BIBLIOGRAPHIE DER BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DES BUCHWESENS

Adolph, Rudolf: Besinnung auf die Bremer Presse 1949, A 541
Angel, Walter: Das Londoner Antiquariat 1950, A 1030
Artus, Friedrich von: Die Graphik als Reproduktion und künstlerisches Ausdrucksmittel 1949, A 393
Badenhausen, Theo: Der älteste Buchkalender Deutschlands? 1951, 279 – mit Nachtrag 1951, 357
Baer, Leo: Lebensbilder deutscher Antiquare: Simon Leopold Baer 1950, A 1
Bauer, Konrad F.: 1846: ein technischer Rückblick 1946, 239
: Der Erfurter Buchdrucker Sebaldus Striblita und die erste deutsche Kursivschrift 1946, 268
: Die et-Zeichen 1955, 817
– : Das Paragraphzeichen 1955, 253
Bock, Hans-Joachim: Ein großer spanischer Bibliograph (Antonio Palau y Dulcet) 1955, 773
Bockwitz, Hans H.: Ein Aufsehen erregender Urkundenfund zur Frage nach der ältesten deutschen Papiermühle 1946, 150 und: Richtigstellung 1949, 164
– : Berühmte Drucker-Verleger der Inkunabelzeit. (I) Aldus Manutius 1947, 249 II. Eucharius Silber 1947, 321 u. Anmerkung 1948, 490 III. Erhart Ratdolt 1947, 444 IV. Heinrich Quentell 1948, 489 V. Günther Zainer (1488-1509) 1948, 589 VI. Konrad Baumgarten 1948, 647 VII. Wolfgang Stoeckel 1948, 694 VIII. Johann Othmar und sein Sohn Sylvan 1948, 858 IX. Kilian Piscator und Friedrich Riederer in Freiburg i. Br. 1948, 1296 X. Ulrich Scinzenzeler und Leonhard Pachel in Mailand 1948, 1366 XI. Peter Schoeffer und seine Söhne 1949, 23 XII. Sixtus Riesinger »de Argentina« 1949, A 161 XIII. Caspar Straube und Sweipold Veyl in Krakau 1949, A 261
– : Eine Hexenverbrennung im Papiermachergewerbe am Ende des 17. Jahrhunderts 1947, 8
– : Papiergeschichtsforschung im Auslande 1946, 106
– : Ein Papiergroßhändler des Altertums als römischer Kaiser 1946, 173
– : Tsai Lun, der Erfinder des Papiers 1954, 623 (s. a. Tschichold 1954, 556)
Bogeng, G. A. E.: Alte und neue Bibliophilie-Tendenzen 1949, A 89
– : Aus der Geschichte des Reiseführers 1952, 206
– : Inkunabeln der Schnellpresse 1951, A 117
– : Kurzgeschichte der Gutenbergforschung 1950, A 461
– : »Modernes Antiquariat« und »Moderne Bibliophilie« 1949, A 733
– : Über Buchgrößen 1951, A 309
– : Über frühe Drucke der »Iphigenie« 1954, 438
– : Zur Geschichte der Preisbildung im Antiquariat 1950, A 29
B., M. (Bollert, Martin): Jakob Krause 1950, A 1037
– : Der Lederschnittband in der Dresdener Bibliothek 1950, A 421
– : Die Vereinigung der Bücherfreunde in Dresden 1926-1938 1950, A 949
Broesigke, Irmgard von: Lebensbilder deutscher Antiquare: Thomas Graf 1951, A 629
Cohnen, Ilse: Zur Geschichte des englischen Buchhandels 1951, 501
Diehl, Robert: Von Egenolff zu Merian 1950, 191
Dresler, Adolf: Die älteste Lindauer Wochenzeitung 1681-1692 1955, 659
– : Die Anfänge des Zeitungsvertriebs 1951, A 521
– : Das Augsburger »alt Zeitungs-Buch« war die erste Monatsschrift 1953, 474
: Eine Briefmalerzeitung Samuel Dilbaums von 1591 1954, 238
– : Der Buchhändler Andreas Aperger (1598-1658) als Zeitungsdrucker 1953, 313
: Buchhandel und Frühzeit der Presse 1954, 23
– : Einblattzeitungen als Vorläufer der illustrierten Presse 1953, 52
– : Erste periodische Zeitung erschien 1597 in der Schweiz 1952, 447 und Nachtrag 1953, 53
– : Die ersten Zeitungsverleger 1952, 85
– : Europa in alten Zeitungen 1955, 393
– : 500 Jahre bezeugtes Verlagswesen 1955, 752
– : Hat Gutenberg in Bamberg die 36zeilige Bibel gedruckt? 1954, 553; 1954, 618; 1954, 701 und: Nachtrag zur Frage der 36zeiligen Bibel, 1955, 157
– : Der »Hinkende Bote« als Kalendertitel 1955, 271
– : Neunfacher Nachdruck einer Briefmalerzeitung 1638 1953, 542
– : Der römische Buchhändler Bernardino Beccari als Zeitungsherausgeber 1594-1600 1952, 50
– : Über Einzelzeitungen der Druckerei Discepoli in Viterbo 1615-1650 1951, A 37
– : Das Verlagswesen zu Beginn der periodischen Presse 1954, 129
– : Waren die Meßrelationen Zeitungen? 1954, 380
– : Wurde in Lindau 1600-1609 eine Zeitung gedruckt? 1954, 379
Dreyer, Hans: Ein Werthernachdruck Göschens (mit Nachwort von Otto Deneke) 1951, A 9
Ecke, Georg: Über Goethes Werke, Ausgabe letzter Hand 1953, 581
Manutius (Kurt Fleischhack): Der Bibliograph Carl Georg 1951, A 641
Fritsch, Rudolf: Verlegerantiquare 1950, A 413
Geldner, Ferdinand: Gutenberg, der Erfinder und Druckherr 1955, 745
Gilsing, H.: Lebensbilder deutscher Antiquare: Heinrich Lempertz sen. (1816-98) 1948, A 21
Gordin, I.: Der finnische Antiquariatsbuchhandel 1950, A 429
Gruber, Albrecht: Die Nationalversammlung von 1848 und ihr Verleger Johann David Sauerländer 1948, 161
Hack, Bertold: Die deutschen bibliophilen Gesellschaften nach dem Kriege: Die Maximilian-Gesellschaft 1953, 473
– : Notizen zur Geschichte des buchhändlerischen Katalogs 1955, 93 und: Berichtigung 1955, 497
– : Von der »Buchgaß« zum Großen Hirschgraben 1953, 190

SPORHAN-KREMPEL, LORE: Ein Druckerprozeß in Heidelberg 1951, A 277
: Gefälschte Schillerhandschriften 1950, A 1021
: Zur Gründungsgeschichte der ersten deutschen Papiermühle 1955, 38

STEUDE, RUDOLF: Die deutschen bibliophilen Gesellschaften: (1) Die Bibliophilen-Gesellschaft in Köln 1954, 24 (2) Eisenacher Bibliophilen-Vereinigung 1954, 24 (3) Der Hallesche Bibliophilen-Abend 1954, 381
– : Ein deutscher Verleger im Zeichen der Romantik (Johann Ferdinand Dienemann) 1954, 132
– : Erinnerungen an die Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz 1951, A 675

STROBEL, ENGELBERT: Wann erschien die älteste deutsche Zeitung? 1950, A 797

TAUBERT, SIGFRED: Zur Geschichte des deutschen und deutschsprachigen Buchdrucks und Buchhandels im Ausland 1. Johann Gruber, Hagerstown, Maryland 1953, 214 2. Matthias Bartgis, Frederick, Maryland 1953, 373 3. Samuel Sauer, Baltimore, Maryland 1953, 613 4. Friedrich Leypoldt, New York 1955, 216

THOMPSON, L. S.: Bibliophile Gesellschaften in Amerika 1953, 429

TSCHICHOLD, JAN: Der chinesische Schutzgott der Buchhändler 1954, 498
– : Ts'ai Lun, der Erfinder des Papiers 1954, 556 (s. a. Bockwitz 1954, 623)
– : Vom chinesischen Buch- und Druckwesen 1952, 540

VISEL, CURT: Der älteste Renaissance-Holzschnitt in einem deutschen Buch 1952, 10
– : Ein altes Exlibris 1953, 133
– : Buchhandlungs-Zensur vor 175 Jahren 1951, 300
– : Paulus Franck, Modist und teutscher Schulmeister 1953, 83
– : Die freie Reichsstadt Memmingen als Papierlieferant Keplers 1954, 622
– : Eine Leihbücherei zur Goethezeit 1955, 312

WEHMER, CARL: Zum Gutenbergbild unserer Zeit 1950, 185

WEISS, WISSO: Der Drucker und Verleger Gerhard Stalling-Oldenburg als Papiermühlen-Unternehmer 1949, A 725
– : Zur Frage nach der ältesten Urkunde über die Papiermacherei in Erfurt 1949, A 621 (s.a. Bockwitz 1946, 150 u. 1949, 164)

WENDT, BERNHARD: Abriß einer Geschichte der älteren buchhändlerischen Fachpresse und ihrer Quellen 1950, A 309; 1950, A 325
– : Berufsbildung, Berufsideale und deutscher Jungbuchhandel 1948, 285 und 535
– : Einige Bemerkungen zur älteren Literatur über den Buchhandel 1951, A 245; 1951, A 341; 1951, A 469
– : Der fliegende Antiquarius 1952, 471
– : Die Gesamtausgabe der Werke Martin Luthers 1953, 539 (s. a. Jauernig 1954, 704)

WISSELL, KARL V.: Zur Geschichte und Entwicklung des Bahnhofsbuchhandels 1955, 409

WOLFRAM, ALFRED: Goethes Jugendwerke im Erstdruck und Urteil der Zeitgenossen 1951, A 585

ZINNER, ERNST: Bedeutsame astronomische Drucke 1950, A 685
– : Gelehrtenbildnisse in Büchern 1954, 21

REGISTER ZU DEN IN DER BIBLIOGRAPHIE VERZEICHNETEN BEITRÄGEN

M

N

O

T

U

HERMANN KNAUS

Ein Kölner Buchbinder P. A.?

Gerade die fragwürdigen Feststellungen laden oft dazu ein, unbesehen übernommen zu werden. Da geistert in der Geschichte des Kölner Renaissanceeinbandes seit 35 Jahren ein Buchbinder mit dem Monogramm P. A. Die Einbandforscher hörten von ihm zum erstenmal im Jahre 1921. Damals erschien das Tafelwerk »Bucheinbände aus dem XIV.-XIX. Jahrhundert in der Landesbibliothek Darmstadt«, das Adolf Schmidt, der Direktor dieser Bibliothek, der heutigen Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek, verfaßt hatte. Darin ist abgebildet und beschrieben (Tafel XVII, Abbildung 21/22) der Einband der Handschrift 1931, eines kölnischen Gebetbuches aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Dieser Band ist mit vielen anderen im Jahre 1805 nach Darmstadt gelangt, nachdem der Kölner Sammler Baron Hüpsch den Landgrafen Ludewig X. zu seinem Erben eingesetzt hatte. Der Einband, braunes Rindsleder über Holz, mißt 110×66 mm und zeigt beiderseits je einen großen Plattenstempel: vorne die Madonna mit Kind, unter einem Baldachin auf einer Mondsichel stehend, von einer Strahlenmandorla umgeben; hinten die heiligen drei Könige mit einer Fahne, auf der die drei Kronen des Kölner Wappens abgebildet sind. Zu ihren Füßen ist ein Schild angebracht mit drei gekreuzten Stäben und einem Monogramm, das Adolf Schmidt als p a gelesen hat.

Nicht nur das Wappen weist auf Köln, auch die drei gekrönten Heiligen tun es, sie gelten ja als die Kölner Stadtheiligen, seitdem Erzbischof Rainald von Dassel, Barbarossas Kanzler, ihre Gebeine als Kriegsbeute aus Mailand mit nach Köln gebracht hat. Und schließlich stammen auch die Vorlagen, nach denen die beiden Platten geschnitten sind, aus Kölner Drucken. Das Drei-Königs-Bild ist dem Signet des Kölner Druckers Ludwig Renchen nachgeschnitten (tätig 1483-1505), wobei lediglich die Buchstaben l r durch zwei andere ersetzt wurden. Josef Theele hat das gefunden, und auch er las »p a«[1]. Darin wollte er den »Namen des Graveurs« erkennen. Theele hat denn auch den Darmstädter Einband und daneben das Druckerzeichen Ludwig Renchens auf der Jahrtausendausstellung in Köln 1925 ausgestellt (Katalog S. 233). Und auch für die Maria im Strahlenkranz hat er die Vorlage in einem Druck Ludwig Renchens gefunden, einem deutschen Kalender auf das Jahr 1485. Bei Bekanntgabe dieses Fundes[2] spricht Theele von dem Monogramm »p a des Formschneiders oder Buchbinders«. Den »Kölner Rollen- und Platteneinband im 16. Jahrhundert«[3] hat dann Ilse Schunke einleuchtend und mit gewohnter Umsicht beschrieben, und auch sie las »p a« und versetzte den Meister P. A. unter die fünf größeren Werkstätten mit Plattenpressungsbänden neben den Hilf-Maria-Meister, den Salvator-Mundi-Meister und die Meister W. A. und C. A., welch letztere offenbar in der gleichen Werkstatt zusammengearbeitet haben (S. 318). Schließlich bespricht dann auch Adolf Schmidt-Künsemüller in seiner Neubearbeitung von Josef Husungs Beitrag zum Handbuch der Bibliothekswissenschaft[4] den Fund Josef Theeles, wonach Ludwig Renchens Holzschnitte als Vorlage gedient haben für die Platte »des Formschneiders (oder Buchbinders) p a«.

Mit dem Einband der Handschrift 1931, den Schmidt beschrieben hatte, mußte ich mich beschäftigen, als ich zusammen mit P. Gerhard Achten S.J. aus Löwen die 124 Gebetbuchhandschriften der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt durchsah, um sie in einem Gebetbuchkatalog zu beschreiben. Dabei stellte sich heraus, daß diese Handschrift 1931 als zweiter Band zu der Handschrift 1919 hinzugehört, deren Deckel die gleichen Plattenstempel aufweisen. Die beiden Handschriften bilden zusammen ein zweibändiges Gebetbuch für die Feste des Kirchenjahrs. Und noch auf einem dritten Einband kehren die Platten wieder, dem der Handschrift 1902, ebenfalls eines Gebetbuches (mit Kommuniongebeten). Keine der drei Handschriften verrät ausdrücklich, wo sie geschrieben ist. Da aber mehrfach der hl. Augustinus als »unse hilge vader« angesprochen wird, da ferner Maria Magdalena eine besondere Verehrung genießt, da schließlich der Initialstil in einer größeren Gruppe von Gebetbüchern wiederkehrt, die in dem Kölner Augustinerinnenkloster St. Maria Magdalena, genannt »Weiße Frauen«, in den Jahren um 1520 bis 1525 entstanden sind, ergab

[1] Rheinische Buchkunst im Wandel der Zeit, Köln 1925, S. 38.

[2] Beiträge zur Einbandforschung in Einzelbeschreibungen. III. Rollen- und Plattenstempel nach Holzschnittvorlagen. In: Archiv für Buchbinderei 26 (1926), S. 100 f.

[3] So lautet auch der Titel von Ilse Schunkes Aufsatz in dem Sammelband zu Konrad Haeblers 80. Geburtstag (1937) »Beiträge zum Rollen- und Platteneinband im 16. Jahrhundert« = Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten 46.

[4] Geschichte des Bucheinbands im Handbuch Band 2, S. 814.

sich auch für diese drei Handschriften die gleiche Provenienz. Es stellte sich weiter heraus, daß die Darmstädter Bibliothek aus diesem Kloster etwa 50 Handschriften besitzt, darunter mindestens 31 deutsche Gebetbücher, die zum größten Teil um die gleiche Zeit in diesem Kloster geschrieben worden sind[5].

Drei andere Gebetbücher der gleichen Herkunft, die Handschriften 1836, 1911 und 1915, zeigen ebenfalls Platteneinbände, zwar nicht dieselben, aber wiederum, wenn auch in größerem Format, Darstellungen der beiden gleichen Themen: die heiligen drei Könige einerseits und Madonna mit Kind andererseits. Einen dieser Einbände, Hs 1836, hat Adolf Schmidt in dem genannten Tafelwerk (Tafel XVII, Abbildung 24) gleichfalls abgebildet und beschrieben: Braunes Rindsleder über Holz, 145×100 mm. Der Vorderdeckel zeigt die Anbetung des von Maria gehaltenen Kindes durch die heiligen drei Könige. Darüber das Wappen der Stadt Köln, darunter ein Schild mit drei gekreuzten Stäben und den Buchstaben W A, daneben auf dem Mauerwerk des rechten Vordergrundes die Buchstaben C K B. Der Hinterdeckel zeigt Maria mit dem Kind unter einem Baldachin auf der Mondsichel stehend.

Schlägt man nun den Katalog von Menne über die deutschen Handschriften des Stadtarchivs Köln[6] auf, so stößt man auf drei weitere Einbände der gleichen Art. Sie umschließen die Handschriften W 4° 51, W 8° 55, W 8° 65 (Menne, S. 297, 309, 333). Diese Handschriften sind allesamt Gebetbücher und stammen nach gewissen Merkmalen, die in den Darmstädter Handschriften wiederkehren, allesamt ebenfalls aus dem Augustinerinnenkloster St. Maria Magdalena, genannt »Weiße Frauen«[7]. Schließlich begegneten mir die gleichen Plattenstempel des W. A. nochmals auf dem Einband einer Inkunabel der Darmstädter Landes- und Hochschulbibliothek (Inc. I/93), eines Missale Romanum, gedruckt im Jahre 1484 von Nicolaus de Franckfordia (H. C. 11382). Darin steht als Besitzeintrag: In usu fratris Jacobi Widerstorpf anno 1530. Daß dies der Name eines Kölners ist, verrät der Herkunftsort, denn Widdersdorf findet sich als Ortsname im Landkreis Köln.

Die beiden Monogramme, die auf diesen Einbänden erscheinen, sind natürlich die des Stechers und die des Buchbinders, und zwar ist C. K. B. das Zeichen des Metallgravierers[8], W. A. das Monogramm des Buchbinders. Damit ordnen sich die Darmstädter und die Kölner Bände ein in das Werk des Kölner Meisters W. A., wie es von Ilse Schunke[9] dargestellt ist auf Grund von Handschriftenbänden und auch von Drucken, die mit den Druckjahren 1494, 1506, 1516, 1518 in Kölner, Düsseldorfer, Emdener und Frankfurter Bibliotheken begegnen.

Hier muß nun auffallen, daß die beiden Buchbinder W. A. und P. A. die gleiche Hausmarke (drei gekreuzte Stäbe) führen, daß sie die gleichen Themen in ihren Platten verwenden und daß sie zu gleicher Zeit für das gleiche Kloster gearbeitet haben. Es wäre zwar durchaus denkbar, daß es sich um Vater und Sohn handelte oder um sonstwie Verwandte, die in der gleichen Werkstatt gearbeitet haben, so wie dies Ilse Schunke für C. A. und W. A. wahrscheinlich gemacht hat[10]. In unserem Falle aber liegt die Lösung anders: p a ist ein Lesefehler für w a. Die erste Hasta des w fällt mit der Einfassungslinie des Schildes zusammen, die an dieser Stelle deutlich verdickt ist. Die beiden Plattenpaare gehören dem W. A., und er verwendete sie je nach dem Buchformat.



Ilse Schunke meinte[11]: »Die Werkstatt des P. A. mag nicht sehr groß gewesen sein. Außer dem bekannten von Schmidt, Tafel XVII abgebildeten Plattenpressungsband habe ich von ihm nur ein Rollenbändchen in Emden feststellen können.« Dieses Rollenbändchen kenne ich nicht, es mag einem P. A. gehören. Der andere P. A. aber, der die Einbandforschung als Kölner Meister beschäftigt, hat nie existiert. W. A. aber, dem alle besprochenen Einbände gehören, hat somit in den Jahren 1520 bis 1525 mindestens neun Bände, wahrscheinlich mehr, für den ungewöhnlich schreibfreudigen Frauenkonvent von St. Maria Magdalena gebunden. Dabei werden diese Nonnen doch gewiß auch gedruckte Bücher angeschafft haben, und es wäre darauf zu achten, ob nicht solche Drucke erhalten sind, die W. A. für die Augustinerinnen gebunden hat. Er war aber durchaus nicht ihr Hausbuchbinder. Er scheint auch für die

[5] Dazu vergleiche man Hüpschs Angabe, die er in einem Brief an den französischen Regierungskommissar Rudler vom 9. Mai 1798 (auszugsweise wiedergegeben von Adolf Schmidt: Baron Hüpsch und sein Kabinett, Darmstadt 1906, S. 95) macht, er habe keineswegs gegen dessen Verbot Manuskripte aus ehemaligem Klosterbesitz erworben, nur zwei alte geistliche Bücher habe er den Weißen Frauen aus Mitleid für eine halbe Brabanter Krone abgekauft, worüber er sogar eine Bescheinigung beilegte. Angesichts des umfangreichen Bestandes, den er, wie sich jetzt herausstellt, aus jenem Kloster erworben hatte, wirkt dieser Brief als drolliges Teilgeständnis. Die Angst vor den französischen Behörden, die einen Handel mit ehemaligem Klostergut verboten hatten, veranlaßte Hüpsch zur Tilgung der alten Besitzeinträge, und dies erschwert uns ganz ungemein die Erforschung der Provenienzen.

[6] Karl Menne: Deutsche und niederländische Handschriften, Köln 1931, Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln, Heft 10, Abteilung 1.

[7] P. Gerhard Achten hat daraufhin den Bestand des Kölner Stadtarchivs an Gebetbüchern durchgesehen und konnte die gleiche Provenienz für folgende weitere Handschriften ermitteln: W 8° 72, W 8° 19, W 8° 66, W 12° 53, W 8° 57, W 12° 60 (?), W 8° 64, W 8° 82 (?), GB 8° 17 (?), GB 8° 133. All diese Handschriften stammen aus den Jahren 1520–25.

[8] J. J. Merlo, Kölnische Künstler in alter und neuer Zeit, 1895, Spalte 1115; Nagler, Monogrammisten II, Nr. 309; Thieme-Becker, Künstlerlexikon XXXVII, S. 383; gegen Heinrich Lempertz, Bilderhefte zur Geschichte des Bücherhandels, Köln 1853–65, Taf. IX, dort ist C. K. B. auf den Buchbinder gedeutet.

[9] A. a. O. S. 319 und 362f.

[10] Auch C. A. verwendet eine Platte mit den heiligen drei Königen. Das Wiederkehren dieses Motivs auf drei Platten ein und derselben Werkstatt wird kein Zufall sein.

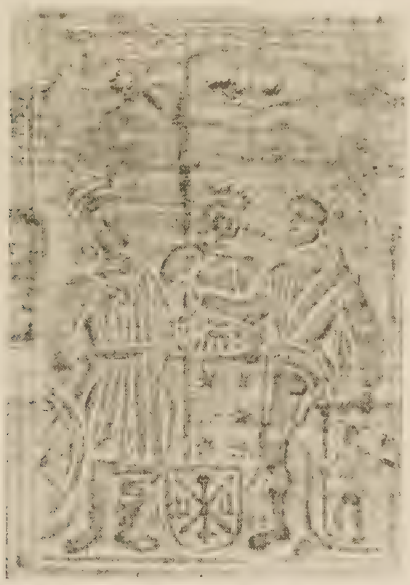
[11] A. a. O. S. 318.

[12] Schunke a. a. O. S. 319 und S. 363.

[13] Siehe Ilse Schunke, a. a. O. S. 349. Bei dieser Namensarmut ist vielleicht ein Hinweis auf zwei Kölner Buchbindernamen erwünscht. Das eine ist der Name »Kerstgen«, der als Namenstempel auf drei Kölner Einbänden der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt aus den Jahren um 1470 begegnet, und zwar in Gemeinschaft mit einem Buchstabenstempel k mit Schlange, der gewiß ebenfalls Kerstgen bedeuten soll (Hss. 377, 492, 788). Der zweite Name lautet Kelner und entstammt der Universitätsmatrikel, die für das Jahr 1500 die Immatrikulation eines »Joh. Kelner fil. Ligatoris librorum« verzeichnet. Da diese Angabe des väterlichen Handwerks in der Matrikel weit und breit die einzige ist, muß der Vater Kelner ein den Kölner Universitätsbehörden bekannter Mann gewesen sein (Hermann Keussen, Die Matrikel der Universität Köln II, 1919, Nr. 447, 48).

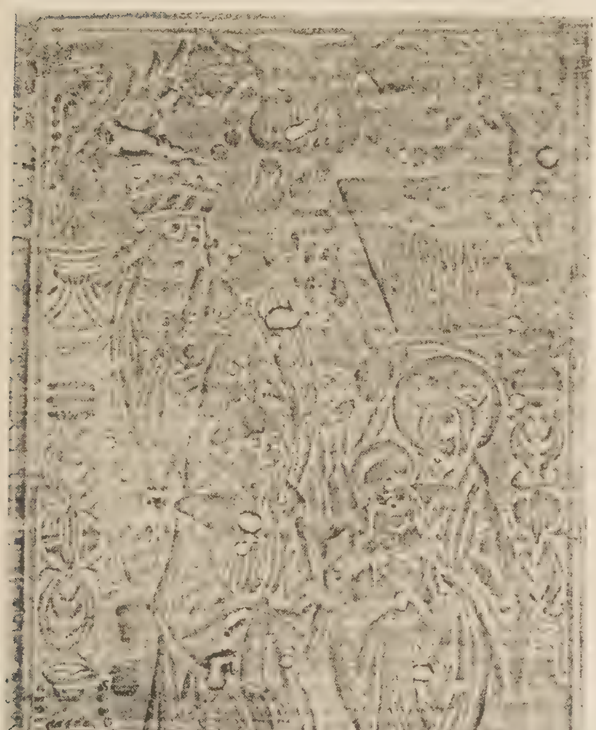
Johanniter gearbeitet zu haben, vielleicht auch für die Kartäuser[12], und auch der oben genannte Jakob von Widerstorpf gehört ja in ein Kölner Männerkloster.

Die Kölner Einbandgeschichte ist arm an Namen, die Universitätsmatrikel, anderswo eine Quelle auch für Buchbindernamen, gibt hier keine Auskunft[13]. So ist das Kryptonym des Meisters W. A. vorerst nicht aufzulösen, bis ein glücklicher archivalischer Fund weiterhilft. Daß seine bedeutende Werkstatt keine Spur in den Akten hinterlassen hätte, ist nicht gut denkbar. Der Meister P. A. aber ist zu streichen.





Plattenstempel des vermeintlichen P. A.





Plattenstempel des W. A.

KARL H. SALZMANN

PAN

GESCHICHTE EINER ZEITSCHRIFT

I

August Strindberg kam im Herbst 1892 auf Einladung der Vereinigung »Freie Bühne« nach Berlin und beherrschte im darauffolgenden Winter nach seiner Flucht aus Friedrichshagen einen Stammtisch-Kreis, der berühmt und legendär wurde. »Zum Schwarzen Ferkel« hieß das in der Dorotheenstraße, Ecke Neue Wilhelmstraße, gelegene Lokal, in dem seine Runde zusammenkam. Strindberg selbst hatte dieser Weinklause den originellen, vom Wirt akzeptierten Namen gegeben. Anlaß dazu gab ihm der über dem Eingang an rostigen Ketten baumelnde armenische Weinschlauch aus Hammelhaut, dem Wind und Wetter dermaßen zugesetzt hatten, daß er mit seinen kurzen Beinstümpfen wie ein schwarzes Schwein aussah.

Allabendlich versammelte sich in diesem »Schwarzen Ferkel« um den genialen Schweden die künstlerische Elite Skandinaviens, besonders die Norwegens. Dazu kamen vor allem: Adolf Paul, Carl Ludwig Schleich und Richard Dehmel, von Strindberg der »wilde Mann« genannt. Später gesellten sich noch hinzu: Otto Erich Hartleben, Paul Scheerbart, Julius Meier-Graefe, Otto Julius Bierbaum und so mancher andere.

Gleich neben Strindberg stand indes in seiner »Galerie verdammter Seelen« der deutsch-polnische Dichter Stanislaw Przybyszewski. Mediziner war er, Chopin- und Nietzsche-Enthusiast. Überdies genoß er den Ruf, Satanist zu sein. Przybyszewski lernte im »Ferkel« seine Gattin kennen, die anmutige Schriftstellerin Dagny Juell. Im Gefolge ihres Landsmannes Edvard Munch, der sie 1893 malte – auch ein eindrucksvolles Pastell-Bildnis ihres Gatten schuf er 1895 –, kam sie nach Berlin. Sie beherrschte und entflammte nicht nur Strindberg, der sie jedoch bald »Aspasia« nannte, sondern alle Männer seines Kreises. Der Tanz um sie gestaltete sich zu einer Tragikomödie: Nachdem sie Przybyszewskis Frau geworden war, Strindbergs Freundschaft für den »Polen« und »Aspasia« sich in wütende Feindschaft verkehrt hatte, Strindberg in seiner »Inferno«-Zeit sich von beiden verfolgt wähnte, einen bloßstellenden Schlüsselroman »Unser aller Aspasia« plante, und mit Frida Uhl längst vermählt und fortgezogen war, wurde sie mit ihrem Gatten der Mittelpunkt eines neuen exzentrischen »Ferkel-Kreises«, nämlich der Gründer-Runde der Zeitschrift PAN. Und keiner anderen als dieser ungewöhnlichen, schon 1900 tragisch ums Leben gekommenen Dagny Przybyszewska verdankt die erste belletristisch-ästhetische Zeitschrift Deutschlands ihren Namen.

Durch das Ehepaar Przybyszewski wurde die PAN-Gruppe Otto Julius Bierbaums, Richard Dehmels und Julius Meier-Graefes legitimer und unmittelbarer Nachfahre des Berliner Strindberg-Kreises, wenn es auch niemals zu dem geplanten Strindberg-Sonderheft der Zeitschrift kam und der große Schwede nicht zu den Herausgebern, Aufsichtsräten oder Mitarbeitern zählte. Zudem gehörte Edvard Munch, durch den Ausstellungsskandal-Erfolg im hofkünstlerischen »Verein Berliner Künstler« von 1892 bekanntgeworden, beiden »Ferkel«-Kreisen an; eine weitere Tatsache von epochemachender Bedeutung für Berlin und den PAN.

Franz Servaes berichtete über die Namensgebung der Zeitschrift durch Dagny Przybyszewska: »Sie dachte dabei an ihren polnischen Gatten und daß ›Pan‹ im Polnischen ›Herr‹ bedeutet. Zugleich aber war das Wort eine geschickte Huldigung an Bierbaum, in dessen Gedichten der alte Pan eine so große Rolle spielte und der erst kürzlich gesungen hatte:

›Mit dem Haupt, dem hörnerschweren,
Nickt den Takt der große Pan:
Langsam kommt die Zeit heran,
Da die Götter wiederkehren.‹«

Bierbaum, 1893/94 noch Redakteur der »Freien Bühne« (»Neue Deutsche Rundschau«), hatte sich wegen allzu großer Beschränkung seiner Befugnisse im März 1894 von Samuel Fischer getrennt und – da der Verleger Konzessionen an den Publikumsgeschmack verlangte – die Redaktion der Zeitschrift niedergelegt. Am 13. März 1894 schrieb er an Eberhard Frhr. v. Bodenhausen: »Meine Scheidung von Herrn Fischer ist nun perfekt... Wie sich Feuer und Wasser scheidet, so scheidet sich Dichter und Handelsmann... Aber nun ist uns (vornehmlich Przybyszewski, Dehmel und mir) ein neuer Gedanke aufgestiegen, die Kunst vor den Handelsleuten zu retten...«

Bierbaums Trennung vom S. Fischer-Verlag wurde somit zum Hauptanstoß, die PAN-Idee in die Tat umzusetzen. Auch mochte man die geplante Zeitschrift als noblere und luxuriösere Fortsetzung der von Bierbaum 1891, 1893 und 1894 in München herausgebrachten »Modernen Musenalmanache« ansehen. Ebenso dachte man daran, »The Studio«, jene gediegene engli-

sche Kunstzeitschrift, die in Deutschland, beim Fehlen eines gleichwertigen Organs, außergewöhnlich viele Abonnenten besaß, mit dem PAN zu verdrängen. Der PAN jedoch wurde etwas ganz Neues.

Gründer der Zeitschrift, die im »Schwarzen Ferkel« den von Przybyszewski eingeführten wildphantastischen und exzessösen Trinksitten huldigten – »er eigentlich hat die letzte Berliner Bohème großen Stils geschaffen«, urteilt Julius Bab 1904 –, waren Julius Meier-Graefe, Otto Julius Bierbaum, Richard Dehmel und Eberhard Frhr. v. Bodenhausen-Degener. Zu ihnen kamen noch Otto Erich Hartleben, Paul Scheerbart und Ludwig v. Hofmann. Einige Persönlichkeiten des turbulenten Kreises porträtierte Bierbaum 1897 in seinem Roman »Stilpe«. Und Meier-Graefe erwähnt Dagny Przybyszewska nicht bloß in der »Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst«; auch in seinen autobiographischen Büchern wird sie als »Ducha«, ihr Gatte aber als »Stachu« gezeichnet. Doch als das erste Heft der Zeitschrift erschien, waren beide längst schon, noch während der Vorbereitungen, nach Norwegen übergesiedelt.

Der Name PAN – man konnte gleicherweise an den Gott der Mythologie und an das griechische »pan« — »gesamt« denken – sollte, wie denn auch Julius Meier-Graefe sagte, »sowohl den lockeren Frohsinn im Geiste des Griechengottes, wie die Summe der Künste, denen man sich zu widmen gedachte, andeuten...«

PAN – der Name war Programm. Er symbolisierte unübertroffen Aufgaben und Ziele einer belletristisch-ästhetischen und zeitrepräsentativen Revue – eine Idee dieser impressionistischen Epoche – und die einer Annäherung der Maler und Dichter, manifestierte einen völlig neuen Zeitschriftentyp. Zwanzig Jahre nach der Reichsgründung wurde sich die Hauptstadt des Kaiserreiches ihrer Aufgabe als Kulturstadt bewußt: die Theatervereinigung »Freie Bühne«, der S. Fischer-Verlag, der PAN und die durch den Munch-Skandal heraufgeführte »Berliner Secession« waren Fanfaren dieses Aufbruchs.

II

Die Realisierung der Zeitschriften-Idee wurde seit Februar/März 1894 mit besonderem Eifer von Otto Julius Bierbaum und Julius Meier-Graefe betrieben. Sie sind als eigentliche Gründer anzusprechen und waren als Redakteure und geschäftsführende Vorstandsmitglieder des Unternehmens eingesetzt. Neben ihnen standen Richard Dehmel und Eberhard Frhr. v. Bodenhausen.

Bierbaum und Meier-Graefe waren, wenngleich befreundet, in ihrem Temperament grundverschieden und gegensätzlich. Der ruhigere und gemessene Bierbaum äußerte sich in einem Brief an Bodenhausen vom 2. Januar 1895 dann auch einmal: »Mitzuspringen, wenn Meier-Graefe springt, während ruhiges Schreiten gerade uns sicherer zum Wege führt, habe ich keine Lust. Ich werde ohnehin etwas irritiert durch das Zappelwesen um mich herum, und ich würde unzweifelhaft auf redaktionellem Gebiete mehr thun können, wenn ich unbehelligter wäre. Aber da ist nicht zu helfen, da M.-G. in eine Teilung der Arbeit in Geschäftliches und Redaktionelles nicht einwilligt. Ich bin jetzt täglich von 11 bis 4 Uhr im Bureau des Pan. Dies bedeutet für mich, daß ich von früh 8 bis abends 6 Uhr meinen persönlichen Arbeiten entzogen bin. Freilich ist mein Tegeler Wohnen daran schuld, aber man hat, als man mich mit der Wahl zum Vorstand beehrte, gewußt, daß ich in T. wohnen bleiben würde, denn ich habe es ausdrücklich erklärt... Sie dürfen versichert sein, daß ich um dieses Ärgers und dieser ewigen Verdrießlichkeiten willen längst meine Stellung gekündigt haben würde, hätte ich nicht das allergrößte persönliche Interesse am Pan und wüßte ich nicht, daß diese Gründung, an der ich immerhin einigermaßen beteiligt bin, nach meinem Austritt ein Gesicht annehmen würde, das nur wenig mit dem gemein hätte, was ich und mit mir noch einige andere sich ausgemalt hatten...«

Um die Mittel für die Herausgabe der buchhändlerisch, künstlerisch und literarisch völlig unabhängigen Zeitschrift PAN zu beschaffen, sollte eine Genossenschaft von Schriftstellern, Künstlern, Literatur- und Kunstfreunden gegründet werden. Ideell und materiell hatte diese Genossenschaft PAN durch Bereitstellung der Geldmittel das tragende Fundament zu legen.

Richard Dehmel verzeichnete in seinem Tagebuch die Gründungsmitglieder der Genossenschaft, deren erste konstituierende Versammlung nach unzähligen anderen Besprechungen am 1. Mai 1894 in Berlin stattfand. Er notierte: »Anfangsmitglieder: Bierbaum, Hartleben, Baron Bodenhausen, Meier-Graefe, Hildebrandt, Przybyszewski und ich. Obligatorischer Anteil: 100 Mark. Man wollte mich zum Vorsitzenden des Aufsichtsrates wählen. Als ob ich nicht froh wäre, endlich diesen ekelhaften Geschäftskram hinter mich zu schmeißen!« Es ist hinzuzufügen, daß Eberhard Frhr. v. Bodenhausen damals Vorsitzender des Aufsichtsrates der Genossenschaft PAN wurde.

Am 19. Juni 1894 ließ man die Genossenschaft PAN, juristisch eine G.m.b.H., in das Register des Amtsgerichts Berlin eintragen. In einer Generalversammlung war beschlossen worden, ein Mindestkapital von 100000 Mark zu erreichen; dann erst sollte die Monatsschrift im Hochfolioformat und im Umfang von 24 Seiten erscheinen. Zunächst hatte man ihr Erscheinen auf drei Jahre kalkuliert, andere Programme wieder sprachen von fünf Jahren. Es sollte aber nicht nur bei der Zeitschrift bleiben: Meier-Graefe plante, im Gegensatz zu Bierbaum, ein PAN-Theater, einen Buchverlag und vor allem einen Kunstsalon, der mit einer Ausstellung Böcklinscher Werke im Sommer 1895 eröffnet werden sollte. Für diese anzugliedernden Unternehmungen durfte die Genossenschaft indes nur ihre ideelle Stoßkraft zur Verfügung stellen. Ihre Hauptaufgabe blieb Herausgabe und Verlag der Zeitschrift.

Einfach war es nicht für die jungen Gründer, sogleich eine größere Anzahl generöser Interessenten und Mäzene zu gewinnen, wiewohl sie selbst alle und als erste viel Geld durch den Kauf von Genossenschafts-Anteilen beigesteuert hatten, vor allem Meier-Graefe und Frhr. v. Bodenhausen.

Im Frühsommer 1894 war Arnold Böcklin durch seine aeronautischen Interessen und Konstruktionen veranlaßt worden, mit seinem Sohn Carlo nach Berlin zu kommen. Die eben in die Öffentlichkeit getretene Genossenschaft PAN nahm diese Gelegenheit wahr, ihn, der Mitglied geworden war, gebührend zu feiern. Die Reise wurde für den Künstler zum Triumphzug. Böcklin hingegen schien wenig Ahnung zu haben, was es mit der Genossenschaft und der noch im Schoße der Zukunft schlummernden Zeitschrift für eine Bewandtnis habe. Hatten

ihn doch ganz andere Interessen nach Berlin geführt. Und in keinem seiner Briefe erwähnte er den PAN. Vielmehr berichtete er ausführlich vom Physiker Hermann v. Helmholtz, der ihn auf Otto Lilienthal aufmerksam machte, und über die Flugversuche dieses Pioniers in Steglitz.

Das denkwürdige Böcklin-Bankett der Genossenschaft PAN fand am 11. Juli 1894 im Hotel Monopol statt. Max Klinger, Franz Skarbina, Ernst M. Geyger, Hans Grisebach, Stephan Kekulé v. Stradonitz, Hans Delbrück und als einzige Frau die Malerin Dora Hitz waren neben vielen anderen Künstlern, Schriftstellern, Männern der Wissenschaft und Mäzenen, sowie den Mitgliedern und Aufsichtsräten der Genossenschaft PAN anwesend. Eberhard Frhr. v. Bodenhausen, Vorsitzender des Aufsichtsrates, repräsentierte die Genossenschaft und hielt die Begrüßungsansprache. Eine lebhafte Diskussion kam in Gang. Besonders Hans Delbrück, der Leiter der »Preußischen Jahrbücher«, erkundigte sich angelegentlich bei den jungen Initiatoren über die Ziele des PAN.

Ausführliche Zeitungsmeldungen zeigen indessen, daß man die Absicht, durch dieses Diner zu Ehren Böcklins Mitglieder zu gewinnen, sehr wohl durchschaute. Hatte doch Richard Dehmel schon Detlev v. Liliencron in der Ankündigung des Festessens nach Altona geschrieben: »... es sollen nämlich dabei die großen Geldleute zur Fundierung des PAN bearbeitet werden, es fehlen noch – 85000 M.«

Den anschaulichsten Bericht über das Bankett vermittelt uns wieder ein Brief Dehmels an Liliencron. Dehmel schreibt da u. a. am 12. Juli 1894 über Böcklin: »Er macht den Eindruck einer alten Eiche, durch die der Blitz gefuhrwerkt ist und die sich nicht mehr erholen kann... Über den äußeren Verlauf der Sache wirst Du in den Zeitungen lesen. Der innere war wie gesagt das Geschäft: die Breitschlagung der Eingeladenen zur autoritären und pekuniären Unterstützung des Unternehmens. Das ist denn auch ganz gut gelungen, fast zu gut. Man ging beim Kaffee sogar so weit, schon eine Liste circulieren lassen zu wollen für die Beitragslustigen. Das wurde mir denn doch zu bunt, und ich erklärte ziemlich grob, wir, d. h. die modernen Künstler, hätten nicht nötig, mit dem Hut in der Hand herumzugehen, und es sei unwürdig, einen solchen Abend in solcher Weise zum Abschluß zu bringen... Stell Dir blos mal vor, wenn am andern Tage in den Blättern zwischen den Zeilen gestanden hätte: Arnold Böcklin wurde von seinen Getreuen vorgeschoben, um unter seinen Fittichen den Klingelbeutel für den PAN zu schwingen! – Es war mir sowieso schon ein Stich ins Herz, als man den herrlichen Alten beim Diner langsam dazu preßte, ein paar Worte für das Unternehmen zu sagen, trotzdem er sich vorher ausbedungen hatte, nicht reden zu brauchen. Mit seiner noch immer gelähmten Stimme, mit den dunklen schweizerischen Kehllauten ächzte er es förmlich heraus: Moi Herre, der Pån soll låbe, ho –! Dann kuckte er sich um, wie ein fragendes Kind, ob er sei' Sach' auch gut gemacht habe. Na, das feurige Hoch der Andern beruhigte ihn wol darüber...«

III

Neben dem längst bekannten Otto Julius Bierbaum entwickelte Julius Meier-Graefe besonders großen Eifer bei der Werbung von Teilhabern und bei der redaktionell-ideellen Planung. Dieser begeisterte und begeisternde Grandseigneur, Wertestürzer und Wertesetzer – Edvard Munch malte ihn 1894 mit Bart und Zylinder – war gerade 27 Jahre alt. In einem Sammelband hatte er mit Przybyszewski, Franz Servaes und Willy Pastor als einer der ersten Edvard Munch literarisch gewürdigt, wie sein erster Roman »Nach Norden« eben erschienen war. Er, dessen Persönlichkeit für den Aufschwung vor allem des Berliner Kunstlebens so kennzeichnend ist und der den neuen Typ des Kunstpublizisten recht eigentlich in seiner ganzen Verve zuerst verkörperte, der mit Maleraugen schrieb und zeitlebens im europäischen Kulturfeld zu Hause war, reiste, nachdem Bierbaum schon im Frühjahr seine Münchener Freunde besucht hatte, im Spätsommer 1894 nach München. Die alte Kunststadt wollte er auf einer Gründungsversammlung zum zweiten Zentrum der Genossenschaft PAN machen.

In München hob Meier-Graefe die Möglichkeit hervor, für die guten Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich zu wirken. Die Münchener aber, an der Spitze Adolf Bayersdorfer, der Freund Böcklins und Konservator der alten Pinakothek, standen diesen PAN-Leuten, wenn auch Bierbaum in ihren Kreisen einiges Ansehen genoß, reserviert, ja mißtrauisch gegenüber; die Vertreter des PAN waren temperamentvoll und jung, zudem kamen sie aus – Berlin. Und der Grimm des Kunstsammlers Martin Schubart entlud sich sogleich auf der Gründungsversammlung in einer Philippika gegen den Berliner PAN. Trotzdem traten Wilhelm Weigand und Adolf Bayersdorfer der Genossenschaft als erste bei. Sie zeichneten ihre Anteile und wurden zu Aufsichtsräten gemacht. Weiter berief man in München noch Albert Keller, Gotthardt Kuehl, Rudolf Maison, Gabriel Max, Richard Muther, Franz Stuck und Fritz v. Uhde in den Aufsichtsrat. Hermann Eichfeld wurde Schriftführer und Münchener redaktioneller Vertreter. Nach dem Erscheinen des ersten PAN-Heftes verschickte Martin Schubart jedoch als weiteren Protest gegen die Berliner Gründung ein originelles und heute rares Kunstblatt: Franz Stucks PAN-Kopf war auf ihm mit ein paar genialen Kohlestrichen zu einem polnischen Judenkopf mit Gebetslocke und Zylinder umgezeichnet. Den ersten Umschlag des PAN – »April-Mai 1895« – hatten die Übeltäter für diese Persiflage benutzt.

Man glaubte, ein solches Unternehmen, dem schon die Mitarbeit und Sympathie der älteren Malergeneration gesichert worden war – wenn natürlich Anton v. Werner und Paul Meyerheim mit innerer Notwendigkeit fehlen mußten, so gehörte doch Reinhold Begas zum Aufsichtsrat –, nicht ohne einflußreiche Kunsthistoriker und Museumsbeamte starten zu können. Neben Adolf Bayersdorfer ist Wilhelm Bode zu nennen. Diesen damals fünfzigjährigen »Bismarck der Museen«, späteren Generaldirektor der Berliner Museums-Insel, hatte Meier-Graefe bewogen, der Genossenschaft beizutreten. Als Berater und kunstwissenschaftliche Autorität standen, vor allem in Berlin, die Kunstsammler hinter ihm. Ohne sein beispielgebendes Hinzutreten hätten diese ihre Gelder nicht so bereitwillig locker gemacht. Auch bei dem Ansehen, das Wilhelm Bode bei Kaiser Wilhelm II. genoß, konnte man es kaum wagen, ohne ihn zu beginnen; wiewohl er zur zeitgenössischen künstlerischen und literarischen Bewegung kein Verhältnis fand,

war doch der einzige, den er von den »neuen« Malern gelten ließ, Max Liebermann. Dazu kam der 1852 geborene Alfred Lichtwark, seit 1886 Direktor der Hamburger Kunsthalle, der 1844 geborene Dresdener Galeriedirektor Karl Woermann, der 1850 geborene Woldemar v. Seidlitz, Leiter der sächsischen Kunstsammlungen in Dresden, und der junge Richard Graul, damals noch Direktorial-Assistent an der Nationalgalerie in Berlin. Durch ihren Sitz im Aufsichtsrat sollten sie bald zu großem Einfluß gelangen.

Neben persönlichen Einladungen zum Eintritt und zur Mitarbeit, die, bis dahin unerhört, auf Büttenpapiere geschrieben wurden, versandte man auch hektographierte Prospekte. Besondere Erwähnung verdient ein achtseitiger kostbarer Prospekt in Hochfolioformat vom August 1894. Gedruckt war er in 180 mit der Hand numerierten Exemplaren auf Kaiserlichem Japan-Papier mit einer Umschlag-Kohlezeichnung von Franz Stuck, das PAN-Haupt darstellend, mit Leisten von Hans Thoma und Joseph Sattler, sowie mit den 36 Unterschriften der bis August 1894 zusammengekommenen Aufsichtsratsmitglieder. Eine solch großartige Ankündigung einer Zeitschrift hatte es bis dahin in Deutschland noch nie gegeben.

Auch um die Mitgliedschaft der Fürsten war man bemüht gewesen. Ihre Namen, längst nicht alle, prangten, vorweg der Kaiser Wilhelms II., Großfürst Peter Nicolajewitsch, dazu Prinzregent Luitpold, über der Liste mit Schriftstellern, Künstlern, Gelehrten, Kunstforschern, Diplomaten und Wirtschaftlern. Diese Namensaufreihung gibt uns einen soziologisch interessanten Einblick. Hinzu kamen vermögende Kunstfreunde, die es ihrem Reichtum schuldig waren. Nicht aber, daß »die oberen Zehntausend« und die gesamte »Tiergartenstraße« das Unternehmen gebührend unterstützt hätten.

Immerhin kamen bis zum 15. März 1895 etwa dreihundert Mitglieder zusammen, unter ihnen zwanzig Ausländer. Rund 100000 Mark, das in einer Generalversammlung festgesetzte Mindestkapital, waren gezeichnet worden, so daß nach über einjähriger Vorbereitung die Zeitschrift im April 1895 im »Verlag Pan. Eingetragene Genossenschaft m. b. H.« erscheinen und mit einem glänzenden Fest am 6. April 1895 gefeiert werden konnte. In all den folgenden Jahren waren es dann kaum mehr als sechshundert Mitglieder und Abonnenten, die dem Unternehmen die materielle Basis gaben. Die Hälfte der Gesamtauflage (im ersten Jahrgang rund 1500 Exemplare, später rund 1200 bis 1300 Exemplare) ist erst nach dem Eingehen und Berühmtwerden des PAN verkauft worden.

Im April 1895 also erschien das erste Heft. Der markante PAN-Kopf Franz Stucks schaute auf die ihn umwimmelnden Zeitschriften herab. Die einen begrüßten diesen »großen PAN«, die meisten aber schimpften. Auch viele Mitglieder waren mit ihm unzufrieden und machten keinen Hehl daraus. Während man sich besonders auf die Beiträge Richard Dehmels und Paul Scheerbarts stürzte, warteten einige Kritiker ab, wie sich die Zeitschrift weiter entwickeln würde, um ihre Meinung erst dann zu präzisieren. Denn diejenigen hatten unrecht, die den Beiträgen Theodor Fontanes und Arnold Böcklins allein Wert zusprechen wollten in diesem PAN, der alles umfassen – die Jungen und die Alten – und im Sinne einer organischen Kunstauffassung ein Brennspiegel der literarisch-künstlerischen Kultur der Zeit sein wollte.

IV

Otto Julius Bierbaum und Julius Meier-Graefe, die eigentlichen Gründer, waren laut Verfassung der Genossenschaft nicht Redakteure aus eigener Macht. Vielmehr wurden sie von den wenigen Aufsichtsräten der ersten Gründungsperiode zu Redakteuren und gleichzeitig zu geschäftsführenden Vorstandsmitgliedern der Genossenschaft gewählt.

Ein Redaktionsausschuß war ihnen schon im August 1894 auf Anregung von Richard Graul, Woldemar v. Seidlitz und Wilhelm Bode beigegeben worden. Er setzte sich aus den Gründungsmitgliedern Eberhard Frhr. v. Bodenhausen und Richard Dehmel, zu denen auch gesinnungs- und generationsmäßig Hans W. Singer zählte, sowie aus den Persönlichkeiten Theodor Fontane, Hans Grisebach und Woldemar v. Seidlitz zusammen.

Über diesem Redaktionsausschuß thronte der Aufsichtsrat. Er tagte zumeist im Hotel Kaiserhof. Im April 1895, beim Erscheinen des ersten Heftes, saßen in ihm achtunddreißig Männer, darunter fünf Ausländer: Adolf Bayersdorfer, Reinhold Begas, Wilhelm Bode, Eberhard Frhr. v. Bodenhausen, Arnold Böcklin, Sir Edward Burne-Jones, Richard Dehmel, Holger Drachmann, Arne Garborg, Richard Graul, Hans Grisebach, Max Halbe, Otto Erich Hartleben, Martin Hildebrandt, Ludwig v. Hofmann, Graf Leopold v. Kalckreuth, Albert v. Keller, Fernand Khnopff, Max Klinger, Karl Koepping, Gotthardt Kuehl, Alfred Lichtwark, Max Liebermann, Detlev Frhr. v. Liliencron, Rudolf Maison, Gabriel Max, Richard Muther, Georg Frhr. v. Ompteda, Wilhelm v. Polenz, Stanislaw Przybyszewski, Félicien Rops, Woldemar v. Seidlitz, Franz Skarbina, Franz Stuck, Fritz v. Uhde, William Unger, Wilhelm Weigand und Karl Woermann. Der Aufsichtsrat hatte den Vorstand bei seiner Geschäftsführung zu überwachen. Mindestens fünf der Aufsichtsratsmitglieder mußten ihren Wohnsitz in Berlin haben.

Man vertrat exklusive Ideen, huldigte jedoch dem schönen Glauben, daß das Volk einmal nach einer solchen Zeitschrift, wie sie der PAN darstellte, verlangen würde, die unter den gegebenen Verhältnissen nur einem kleinen Kreis zugänglich war; das Einzelheft der gewöhnlichen Ausgabe kostete 25 Mark. »Daß junge Leute auf eine so teure Sache fielen, deutete auf ein beschränktes Feld, mit dem sie von vornherein rechneten. Man rechnete richtig, ein reines Kunstprogramm interessierte in Deutschland kaum tausend Leute«, meinte Julius Meier-Graefe in späteren Jahren.

Und Richard Dehmel, der ebenfalls eifrig bei der Sache war, wie sein Briefwechsel und sein Tagebuch zeigen, schrieb einmal am 27. März 1895 in einem Brief: »Die Kunst für das ›Volk‹! Das klingt sehr schön, und *ist* auch sehr schön; aber dann muß auch das ›Volk‹ die *Mittel* dazu haben. So lange das nicht der Fall ist, wird – wie es von jeher war – die *höchste* Kunst nur dem *begüterten* Volk geboten werden können. Selbstverständlich soll nun nicht, weil das von jeher so war..., dieser Zustand immer so bleiben... Wem es im übrigen *ernst* um sein Kunstbedürfnis ist, der wird sich, wenn er nicht gerade zu den

Armen gehört, auch die einmalige Ausgabe von 100 M., die ihm noch dazu sicheres Kapital bleibt und Zinsen abwirft, abringen können, um bei uns Mitglied zu werden, und wird auch die jährlich 40 Mark, die dann die Zeitschrift bloss kostet, erschwingen können. Das kann sogar ein Familienvater, der nur ein Einkommen von jährlich 3000-4000 M. hat, sich leisten.«

Gleiche Ideen finden wir einige Jahre früher ausgesprochen im Essay »The soul of man under socialism« von Oskar Wilde. Mit Nachdruck überließ man dem »Kunstwart« das Programm »Kunst fürs Volk«.

V

Julius Meier-Graefe, neben Bierbaum, Frhr. v. Bodenhausen und Dehmel der Beweglichste und dem PAN mit Haut und Haaren verfallen, war im Hochsommer 1895 nach Paris, London und Brüssel gefahren. Henri Albert hatte man in Paris schon zum Leiter des französischen Zweigbüros gemacht.

Damals konnte Meier-Graefe sich noch gleichzeitig für Arnold Böcklin, Edvard Munch und Henri de Toulouse-Lautrec begeistern; er hatte den Fall »Böcklin« noch nicht geschrieben. Aber der Freund Munchs und Lautrecs war längst auf dem Weg zum Sturze Böcklins, ein Sturz, der die Parallelität zwischen der Böcklinschen Malerei und dem Theater-Bombast des Wilhelminismus offenbar machen sollte.

Paris war wieder ein Erlebnis für Meier-Graefe. In seiner »Zweiten Pariser Reise« berichtet er über das, was geschah, was er dort erlebte und sah: »Die Essenz der Kunst entdeckte ich in Lautrec, einem drolligen Zwerg auf dem Mont-martre ... Der Zwerg wurde mir Paris... O Moulin Rouge! Hier erging sich PAN leibhaftig... Hingerissen gelobte ich der Tradition des Cancans eine psychologische Studie für Nummer 3 der Zeitschrift... Detlev und Otto Julius wären gern gekommen – charmanter Einfall – auf Vereinskosten. Meine Briefe wurden zu Kompendien. Ich begann eine Arbeit über die Ziele der europäischen Kultur und die Rolle des Pan in den nächsten hundert Jahren, deren erstes Kapitel ich Lautrec vorzulesen beschloß... In dem Atelier gab es außer Turngeräten eine ausgezeichnete Bar. Er mischte selbst und hatte eine Kombination von Pfeffer, Portwein, Ingwer und Whisky erfunden, deren Alleinvertrieb für Deutschland der Pan übernehmen sollte...«

Das große Ereignis dieser Reise Meier-Graefes, neben vielen anderen Einkäufen und Spekulationen, mit denen er Geld für die Genossenschaft zu erwerben hoffte, war die gerade fertig gewordene Achtfarbenlithographie »Mademoiselle Marcelle Lender en buste« von Toulouse-Lautrec. »Ich schickte je einen Abzug an Otto Julius und Eberhard mit der Bemerkung, daß ich in dieser Trophäe den Gipfel meiner Reise erblicke und meine Mission für erfüllt erachte.« In einem Brief aus Paris an Frhr. v. Bodenhausen heißt es: »Ich kann nur sagen, daß sowohl Carrière wie Besnard und Aman-Jean... mir zu dem Lautrec gratuliert haben; das Litho wird hier wie ein Ereignis aufgefaßt.«

Doch »Marcelle Lender en buste« rief die Entrüstung so mancher Aufsichtsratsmitglieder hervor, noch bevor sie im PAN veröffentlicht wurde. In dieser, am Pariser »Théâtre des Variétés« berühmt gewordenen Tänzerin, vorgesetzt vom jungen Meier-Graefe, mochten sie eine Kokotte oder sonst was sehen. Die durch diese Erwerbung und ihre Veröffentlichung dokumentierte Redaktionsführung und Kunstgesinnung erschien ihnen bedenklich und mehr als gefährlich.

Nun, längst zollt man Meier-Graefe ob dieser Entdeckung und dieses heimgebrachten Schatzes nur Lob. Später noch fand er als Herold der Impressionisten immer wieder begeisterte Worte über die Lithographie Toulouse-Lautrecs, die den Aufsichtsräten solch panischen Schrecken eingejagt hatte, z.B. diese: »So hat er die Lender gemacht, auf die der selige ›Pan‹ stolz sein kann, der sie gebracht hat, das schräge Profil mit den beiden rosa Huttupfen auf dem feuerroten Haar, dazu ein himmelblauer Shawl auf gelbgrau geringeltem Hintergrund; geschrieben sieht es unmöglich aus, gemalt ist es prachtvoll. Wie sie gerade vorbeitanzt, wüst geschminkt, daß man gar nicht mehr weiß, was Nase oder Auge ist; nur ein Blitz von Farbe, Tüll, Lächeln, Schreien, Frechheit... Impressionismus!«

Besonders der junge und tatkräftige Mitbegründer und Vorsitzende des Aufsichtsrates, Eberhard Frhr. v. Bodenhausen, tat nichts für die heftig umkämpfte Lithographie. Stundenlange Vorstellungen Meier-Graefes fruchteten nichts. »Zwölf Stunden Meier-Graefe. Sie werden etwas für Ihre Nerven thun müssen«, schrieb Lichtwark an Bodenhausen. An Toulouse-Lautrec sollten sich die Geister scheiden; obendrein die Generationen. Bodenhausen glaubte, diese Lithographie stelle den Gipfel der, besonders von Meier-Graefe vertretenen, abzulehnenden internationalen Tendenz des PAN dar und schrieb, obwohl er alles andere als »nationalistisch« eingestellt war, an seinen Vater in einem langen Brief vom 9. September 1895 über die Entwicklung der Zeitschrift: »Den Gipfel erreichte diese Fremden-Anbetung, als Toulouse-Lautrec, der erste und genialste Plakat-Künstler Frankreichs, uns eine im Plakatstil gehaltene bunte Lithographie schickte, mit der ihn die technisch vortrefflich geschulten Pariser ausgepfiffen hätten und mit der er nach meiner unumstößlichen Ansicht den Versuch machen wollte, wie weit die Dummheit der Deutschen in ihrem Mangel an nationalem Empfinden, in ihrer blinden Anbetung des Auslandes gehen würde. Während es nach meiner Ansicht eine dankenswerthe und wirklich förderliche That wäre, wenn man dem Deutschen, wie dem Franzosen zeigte, daß wir Schätze haben,... wollten hier zwei deutsche Redakteure die ganz äußerlich gewordene, in vorliegendem Fall noch mangelhafte Technik eines Neu-Franzosen uns als den Gipfel der Kunst hinstellen. Ich erklärte damals sofort Meier-Graefe gegenüber, dieses Blatt werde zum Stein werden, über den einer von uns beiden fallen müsse.«

Zwar gab es auch wichtige Stimmen für Toulouse-Lautrec: Theodor Fontane stand auf seiten der Lithographie, für Richard Dehmel war sie ein »Farbrausch«, und Otto Erich Hartleben billigte sie ebenfalls. Der Vagant Peter Hille warf einige zustimmende Sätze auf seine Manschette. Meier-Graefe betrachtete sie als eine so wesentliche Offenbarung, daß er sie in hundert Exemplaren hektographieren ließ; leider ist uns das Orakel nicht überliefert worden.

Ein weiterer Stein des Anstoßes, vor allem für den Museumsdirektor Wilhelm Bode, der für die neue Literatur kein Organ

besaß, war das mitreißende und orgiastische »Trinklied« des jungen Dehmel, dessen erste Strophe ursprünglich so lautete:

»Noch eine Stunde, dann ist Nacht,
trinkt, bis die Seele überläuft,
Wein her, trinkt!
Seht doch wie rot die Sonne lacht,
die dort in ihrem Blut ersäuft;
Glas hoch, singt!
Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben,
dagloni gleia glühlala!
Klingklang, seht schon knicken die Reben,
aber sie haben uns Trauben gegeben,
walla hei!«

In seinen Erinnerungen an Richard Dehmel erzählt Meier-Graefe: »Er trug das Lied, bevor es gedruckt wurde, bei unseren Gelagen vor, er auf dem Tisch zwischen den Gläsern, ein Seher und Berserker. Heute noch zuckt in mir die Begeisterung. Das Trinklied wurde so etwas wie der Hymnus eines Kreises, der sich Generation zu fühlen begann und umschlang uns.«

Die inartikulierten, alkoholisch enthemmten, rauschhaften Laute »dagloni gleia glühlala!« waren es, die die Aufsichtsräte aufbrachten. Diese Art moderner Dichtung, es spielte auch das im ersten Heft veröffentlichte »Königslied« Paul Scheerbarts eine Rolle, wurde entrüstet abgelehnt, oder man schüttelte doch zumindest die Köpfe. Alfred Lichtwark war es z. B. von Anfang nicht recht wohl bei dem Gedanken an den literarischen Teil, schrieb er doch schon am 23. Juli 1894: »Es würde mir sehr bedenklich erscheinen, wenn der Pan von den Männern der jüngsten literarischen Bewegung wilden Hafer in seine Spalten säen läßt.« Solche Bedenken ziehen sich bei Lichtwark durch seine ganze Korrespondenz.

Der an diesen Beispielen aufgezeigte Generationsgegensatz zwischen den Gründern und einem zusehends mächtiger gewordenen Aufsichtsrat, dessen Mitglieder es gewohnt waren, die ihnen zugefallene Macht auch auszuüben, der Gegensatz zwischen den literarischen Gründern Bierbaum, Dehmel und Meier-Graefe, die den Aufsichtsrat nur als »Dekoration« auffaßten, und den Kunstgelehrten, mußte, so tragikomisch die Situation sich auch darstellte, zum Bruch führen. Seit Mai 1895 war man schon unzufrieden mit den Leistungen der Redaktion, die zudem noch so ungeschickt gewesen war, brieflich und mündlich zu erklären, der ihr beigegebene Redaktionsausschuß sei lediglich eine Farce; er würde beseitigt, sobald er lästig werde. Besonders trachtete Bierbaum danach, den Redaktionsausschuß auszuschalten. Viele veröffentlichte Beiträge hatten zudem seinen Mitgliedern gar nicht zur Begutachtung vorgelegen, so daß die Krise schon latent und das Vertrauen Bodenhausens geschwunden war, als sich Meier-Graefe auf seiner Pariser Reise befand. Der Bruch wurde unvermeidlich, da man auch auf eine von Bodenhausen geplante neue Redaktionskommission, die dem Aufsichtsrat verantwortlich sein und jedem Beitrag gegenüber ein absolutes Veto haben sollte, nicht eingehen wollte.

Aber auch sehr reale kommerzielle Tatsachen kamen durch eine Revision der Geschäftsbücher ans Tageslicht und belasteten die beiden Redakteure, die gleichzeitig als Vorstandsmitglieder die Geschäftsführung innehatten. Bierbaum war schon im Recht, wenn er von Anfang an immer wieder eine Trennung der Redaktions- und Geschäftsführung verlangt hatte. Er konnte sich aber gegen Meier-Graefe nicht durchsetzen. Und wenn die folgende amüsante Geschichte ganz in den Bereich der den PAN wild umwuchernden Legenden verwiesen werden muß, so ist sie doch überaus kennzeichnend und müßte, wäre sie nicht da, erfunden werden zur Charakterisierung Bierbaums und der kommerziellen Situation, in der sich die Genossenschaft PAN bald nach Erscheinen des ersten Heftes im Sommer 1895 befand:

Das aufsehenerregende rote Briefpapier und die knallroten Umschläge geradezu fürstlichen Formats, die Bierbaum als Freund schöner Büttenpapiere und gediegener Buchausstattungen eigens in Holland mit dem Wasserzeichen eines PAN-Signets hatte herstellen lassen, seien schuld am Konflikt gewesen, erzählte man. Bierbaum habe auf feuerroter Farbe des Büttenpapiers bestanden. Die Papierfabrik aber hätte die Anfertigung dieses Papiers abgelehnt, da durch den Farbstoff der Fischbestand ihrer Gewässer, in die notwendigerweise auch die rote Farbe gelangen mußte, gefährdet würde. Bierbaum jedoch habe jede Verantwortung übernommen. Der vorausgesehene Schaden sei dann tatsächlich eingetreten, die Papiermühle habe ihre Ansprüche geltend gemacht, und der Genossenschaft PAN sei schließlich nichts anderes übrig geblieben, als das große Fischsterben zu bezahlen, was Bierbaums weiteren Verbleib als Redakteur gänzlich unmöglich gemacht habe.

Am 7. September 1895 berichtete Otto Erich Hartleben auf einer seiner kuriosen Postkarten an den Verleger S. Fischer: »... Sonnabend findet ja die betreffende Aufsichtsratssitzung statt, in der Bierbaum und Meier als eine Rotte von Menschen, nicht werth den Namen Panditen zu tragen, behandelt werden sollen.« Und einige Monate später, als er sich mit den Vorarbeiten des »Simplicissimus« beschäftigte, dessen erster Redakteur er noch vor seinem Erscheinen war, schrieb Hartleben verheißungsvoll und in frischer Erinnerung der PAN-Affäre an Dehmel: »Keine Commission von Geheimräthen fällt mir hier in den Arm: ich bin allein.«

VI

Wie kam die Tragikomödie nach dem Erscheinen des zweiten Heftes im Sommer 1895 zum Abschluß? Nicht nur ideell, auch in kommerzieller Hinsicht beanstandete, wie wir durch die Erzählung der Büttenpapier-Legende andeuteten, der Aufsichtsrat die Redaktions- und die mit ihr verbundene Geschäftsführung. In ihrer Eigenschaft als geschäftsführende Vorstandsmitglieder hatten die Redakteure allzu sorglos und großzügig gewirtschaftet, z. B. für rund 2400 Mark Briefpapier gekauft und reichlich Spesen ohne nähere Bezeichnung entnommen. Meier-Graefe hatte zudem, impulsiv wie er war, auf seiner Reise nach Paris, Brüssel und London Reproduktionsrechte, Gemälde und kunstgewerbliche Gegenstände erworben, ohne vom Vorsitzenden der Genossenschaft, Eberhard Frhr. v. Bodenhausen, eine hinreichende Autorisierung erhalten zu haben.

Eberhard Frhr. v. Bodenhausen-Degener, Gründungsmitglied, Vorsitzender des Aufsichtsrats und Mitglied des Redaktionsausschusses, war es, der in dieser Situation als spiritus rector von Genossenschaft und Zeitschrift sich energisch für das Unternehmen und sein Weiterbestehen einsetzte. Dabei konnte

er, im Interesse der Sache, keine Rücksicht mehr auf Bierbaum und Meier-Graefe nehmen. Obwohl zu ihrer Generation gehörend, stand er auf seiten der älteren, opponierenden Museumsdirektoren Wilhelm Bode, Alfred Lichtwark und Woldemar v. Seidlitz, zu denen als Jüngerer noch Richard Graul kam.

Wenn Lichtwark am 4. Februar 1895 über eine der ersten Sitzungen der Genossenschaft PAN, an der er teilnahm, schreibt: »Den günstigsten Eindruck machte der Vorsitzende, ein sehr junger Mann, noch nicht dreißig, Freiherr von Bodenhausen... Der Vorsitzende erwies sich im Gespräch als sehr gewandt und energisch, und mir scheint, daß die Leute, die mir ihn als einen künftigen Minister geschildert hatten, nicht im Unrecht waren«, so spricht daraus schon die Bedeutung dieses Mannes, der Jurist, Wirtschaftsorganisator, Kunsthistoriker, Kunstmäzen war, ab 1910 im Direktorium der Krupp AG. saß und dem 1917 und 1918 das Reichskanzleramt angeboten wurde. Mit Hugo v. Hofmannsthal, Harry Graf Kessler und Alfred Lichtwark pflegte er besonders freundschaftliche Verbindungen.

Nachdem Bodenhausen sich eingehend mit den Geschäftsbüchern der Genossenschaft beschäftigt, also in die Befugnisse der Revisoren eingegriffen hatte, weil er von ihnen keinen Bericht über die Finanzlage erhalten konnte, schrieb er am 8. August 1895 in großer Erregung an Richard Graul: »Ich bin überzeugt, daß nunmehr nichts die beiden retten kann... Der glücklichste Ausweg wäre doch zweifellos der, wenn ich es dahin brächte, daß die beiden sang- und klanglos abziehen.« Gemeint waren Bierbaum und Meier-Graefe. Die Bücher befanden sich in einem derartigen Zustand, daß jetzt alle Hemmungen Bodenhausens geschwunden waren, die Mitbegründer des PAN zurückzudrängen. Und seine Bedenken waren so groß gewesen, schreibt er doch im bereits zitierten Brief an seinen Vater: »*Ihrer* Arbeit in erster Linie war die Entstehung des ganzen Unternehmens zu verdanken, und es mußte vom moralischen Standpunkt aus bedenklich erscheinen, daß die Leute, die mit wenigen Ausnahmen für das Zustandekommen... keinen Finger gerührt hatten, nun die eigentlichen Schöpfer absetzen sollten... Die Verdienste um die Genossenschaft hatten die beiden reichlich wett gemacht durch ihre unglaubliche Geschäftsführung, ich schrieb sofort an Seidlitz in diesem Sinne, fuhr nach Hamburg zu Lichtwark; die Kunsthistoriker bekamen damit die längste ersehnte Aktionsfreiheit und die Sache kam in Fluß.« Auch aus den Briefen Alfred Lichtwarks an Bodenhausen geht hervor, daß beiden nicht recht wohl war bei dem Gedanken und der Tat, die zwei Hauptbegründer abzusetzen oder zum Zurücktreten zu bringen. Man bemühte sich, eine öffentliche Bloßstellung Bierbaums und Meier-Graefes zu vermeiden. Die finanzielle Lage war zudem nicht die einzige Ursache der Auseinandersetzung. Sie stellte sich tatsächlich, liest man heute die Bilanz der Vorbereitungs-und Gründungszeit, nicht so schlimm dar, wie sie im ersten Augenblick erschien. Dazu fiel ins Gewicht die, wie man glaubte, ungenügende Arbeitsleistung Bierbaums; er wohnte in Tegel, während der lebendigere Meier-Graefe gleich im Haus der PAN-Redaktion, Schillstraße, seine Wohnung bezogen hatte.

Noch am 20. Juli 1895 schrieb Lichtwark an Bodenhausen: »Meine Stellung den beiden Redacteuren gegenüber ist diese: ich erkenne die Leistung, die in der Fassung der Idee und der Gründung des Blattes liegt, freudig an. Noch immer erscheint mir die Grundlage gesund und imstande, einen brauchbaren Bau zu tragen. Ich werde alles thun, um mit dieser Redaction so weit zu kommen, wie möglich. Der Gedanke, sie hinauszuwerfen und andere an ihre Stelle zu setzen, widerstrebt mir. Das alles habe ich, wenn auch nicht so schroff, den Herren gesagt. Aber ich habe mich gegen die Albernheiten..., gegen das wüste Drauflosillustrieren von Gedichten, worin die Herren eine Hauptsache sehen, ... sehr ernergisch verwahrt und ihnen durchaus deutlich und unmißverständlich gesagt, daß sie beide nicht im Stande wären, den künstlerischen Teil zu leiten, sie hätten sich durch die bisherigen Leistungen vollständig um den Credit gebracht.« Soweit Lichtwark.

Vom exzentrischen »Schwarzen Ferkel« zu den Direktoren der Berliner Museums-Insel war kein weiter Weg, jedoch war eine Verbindung dieser Pole unmöglich. Hier: die jungen Gründer, die Enthusiasten, die Literatur-Bohème um Stanislaw und Dagny Przybyszewski, die aber auch, rein ökonomisch betrachtet, das Weiterbestehen des Unternehmens in Gefahr gebracht hatten; dort: die Museumsdirektoren mit dem Gefolge der reichen und einflußreichen Geldgeber. Der Widerstand der Älteren, Beamteten, die man erst herangeholt hatte, auch durch das Böcklin-Bankett, ließ sich nicht mehr brechen. Diese konservativen Kräfte sammelten sich und arbeiteten darauf hin, den PAN in ihre Hände zu bekommen und ihn zur reinen Kunstzeitschrift zu machen. Die junge Bohème bezog ihre Lektion über Generationsbewußtsein. Sie hatte zu lernen, was Generation bedeutet. Kunstrevolutionär konnte man nicht wirken, wenn erst bei einem selbst geschaffenen hohen Ministerium die Erlaubnis zur Revolution erwirkt werden mußte. Hatte man nichts von der 1889 ins Leben getretenen »Freien Bühne« gelernt? Bei dieser Theater-Gründung fungierten als ordentliche Mitglieder nur die ursprünglichen Gründer. Ihnen allein stand die künstlerische Leitung des Theaters zu. Auch die Urheber der »Freien Bühne« – Maximilian Harden und Theodor Wolff, denen der erste Anstoß zu danken war – zogen sich bald wieder von ihr zurück. Freilich waren diejenigen, die ihre weitere Führung in den Händen hielten, Brahm und Schlenther, bedeutendere Verweser als dann im Fall des PAN Cäsar Flaischlen.

Über den zu großen Aufsichtsrat und Redaktionsausschuß, von dem man sich nicht bevormunden lassen wollte, mußten Bierbaum und Meier-Graefe stürzen. Meier-Graefe war es, der allzu liberal reichen und einflußreichen Leuten Konzessionen gemacht und sich so mit Bierbaum des bestimmenden Einflusses begeben hatte. Schrieb er doch am 18. September 1894 beispielsweise aus München an Bodenhausen: »Einen schweren Bock haben wir gemacht, der mir heute unfaßlich ist, daß wir Lenbach nicht in den Aufsichtsrat gewählt. Lenbach ist hier der einzige Künstler, der den Leuten Geld entlockt...« Und er hat bald darauf auch einen Lenbach eingeladen, in den Aufsichtsrat zu kommen. Um Geld zu erhalten, nahm man alle möglichen Kreise auf und bestellte sie zu Aufsichtsräten. Selbst Martin Hildebrandt, der Vertreter des »Vereins Berliner Künstler«, den Meier-Graefe nicht anders als »entsetzlich« finden konnte, saß im Aufsichtsrat. Noch bis zur Generalversammlung vom 5. Mai

1894 gab es laut Statuten nur drei Aufsichtsratsmitglieder. Meier-Graefe bat jedoch Bodenhausen damals in einem Brief vom 2. Mai 1894, einen der »Väter des PAN«, Przybyszewski, in den Aufsichtsrat aufzunehmen und den betreffenden Antrag auf Korrigierung und Umänderung des Statuts zu stellen. –

Die vielen Aufsichtsräte wurden zum Ruin der Gründer; denn die geschäftliche Lage allein war nicht ausschlaggebend. Sie hätte in Ordnung gebracht werden können, zudem waren die Gehälter nicht so fürstlich, wie bis auf den heutigen Tag immer wieder behauptet wird: Bierbaum und Meier-Graefe erhielten jeder pro Jahr 3600 Mark.

Im August 1895 tagte des öfteren der Aufsichtsrat. Alfred Lichtwark, viel auf Reisen für seine Hamburger Kunsthalle, beriet sich in München mit Adolf Bayersdorfer. Wilhelm Weigand, dort einer der Widersacher der »Berliner Herren«, berichtet, wie beide feindlichen Parteien nach Austragung des Konfliktes sich in seiner Wohnung gegenübersaßen: Als Lichtwark Bericht erstattete, erschien – Bierbaum.

Am 7. September 1895 kam es zur vorläufigen Enthebung der Vorstandsmitglieder Bierbaum und Meier-Graefe durch den Aufsichtsrat. Der entsprechende Antrag war von Bode, Bayersdorfer, Graul, Grisebach, Hartleben, Kalckreuth, Klinger, Lichtwark, Muther, Seidlitz, Unger, Woermann, Koepping und Hofmann unterschrieben, während Bodenhausen, da der Antrag an ihn gerichtet werden mußte, nicht unterzeichnet hatte.

Bei der Abstimmung der Aufsichtsräte konnten Bierbaum und Meier-Graefe kein Zehntel der Stimmen für sich buchen. Detlev Frhr. v. Liliencrons Meinung gab nach Meier-Graefes Darstellung anscheinend den Ausschlag; nirgends erzählten die beiden »Panditen« später von der kommerziellen Seite; sie war auch für die meisten Aufsichtsräte nicht gravierend, da sie in die eigentliche Geschäftslage nicht recht eingeweiht waren und kaum hinter die Kulissen sehen konnten. Meier-Graefe berichtet jedenfalls: »Um unserer Minorität einen Vorsprung zu sichern, ließ Eberhard bei unserem Ende anfangen. Der erste neben mir war Detlev. Die Frage lautete: Sind Sie der Meinung, daß die beiden Herren des Vorstands das vorgelegte Programm erfüllen, wenn sie den Pan in einer durch den Farbendruck des Herrn von Lautrec bezeichneten Weise redigieren, und wünschen Sie Fortsetzung des Pan in diesem Geiste?

Detlev, vertattert wie immer, antwortet: Nein.

›Erlauben Sie, Baron‹, sagt Eberhard ritterlich, ›da mir Ihre Beziehungen zu den beiden Herren bekannt sind, muß ich auf einen Irrtum schließen. Ich wiederhole die Frage.‹

Prompt antwortet Detlev wiederum: Nein.

Otto Julius stößt ihm in die Rippen. Wir hatten ihm soeben noch ein Beefsteak à la Tartar gestiftet.

Detlev tattert: ›Aber, lieber Ottju, du sagtest doch –.‹

›Halt's Maul!‹ –

›Nun, lieber Baron?‹ fragt Eberhard freundlich.

›Um Gottes willen nein!‹ sagt Detlev, rot wie Zinnober. Er war für Syndikate nicht zu brauchen.«

Meier-Graefe legte als Gegenstück zu der von den Revisoren bearbeiteten Vermögensübersicht noch einen Geschäftsbericht vor und verlas ein Rechtfertigungsschreiben, das sich vornehmlich mit Bodenhausens Haltung beschäftigte. Es muß jedoch betont werden, daß bald nach der damaligen Entfremdung beide wieder befreundet waren und sie, grandseigneural wie sie waren, den Zwist nicht verewigten.

Die folgende Generalversammlung vom 17. September 1895, an der Wilhelm Bode, Alfred Lichtwark, Max Liebermann, Richard Dehmel, Wilhelm v. Polenz, Woldemar v. Seidlitz, Eberhard Frhr. v. Bodenhausen, Rechtsanwalt Georg Merleker und Martin Hildebrandt teilnahmen, hieß den Beschluß der Enthebung Bierbaums und Meier-Graefes gut, nachdem beide noch eine Rücktrittserklärung eingereicht hatten. Hätte diese Generalversammlung den am 7. September gefaßten Entschluß nicht angenommen, so wäre Bodenhausen mit vierzehn Antragstellern von Rang und Namen ausgetreten, und damit wäre zweifellos das Schicksal des PAN besiegelt worden. Weiter beschloß man noch einstimmig am 17. September 1895, »den bisherigen Vorstandsmitgliedern ihr Gehalt bis zum Ablauf ihres Vertrages, einem jeden mit M 6300 binnen 3 Tagen auszuzahlen«. Und am 11. November 1895 glaubte Lichtwark über das Heft mit dem strittigen Toulouse-Lautrec, das erst nach der Affäre erschienen war, an seine Hamburger Kunsthallen-Kommission schreiben zu können: »Das dritte Heft ist heraus, noch mit dem von der vorigen Redaction gesammelten Material. Es wird unsere Rechtfertigung.«

»Der Aufsichtsrat ließ sich nicht absetzen. Gewiß, moralisch konnte man ihn absetzen. Moralisch war er schon abgesetzt. Moralisch existierte er überhaupt nicht, war ein Lockvogel für den Abonnentenfang, Schall und Rauch. Juristisch aber hatte der Pan das Gefüge einer richtigen G.m.b.H. Wir, die Gründer, waren angestellte Geschäftsführer, und die Geheimräte und Professoren, die Aufsichtsräte, besaßen die Macht, das Angestellten-Verhältnis zu lösen.« So Meier-Graefe in seinen autobiographischen »Geständnissen meines Vetters«.

Im Jahre 1910 wurde Meier-Graefe von Wilhelm Herzog und Paul Cassirer eingeladen, das Vorwort zu ihrer Berliner Halbmonatsschrift »Pan« zu schreiben. Er schrieb, indem er sich verwahrt, der Siegelbewahrer des seligen PAN zu sein: »Die Würdigen waren die Geheimräte, die wir in einer dämonischen Nacht hinzuzuziehen beschlossen und die uns nachher an die Luft setzten.« Den »Pan«-Leuten Paul Cassirers gab er manche Ratschläge, z. B. diesen: »Scheuen Sie das gute Papier und die schönen Typen, die Geheimräte und die Würde, vor allem die Würde. Die Würde war unser Ruin... Schließlich, was kam dabei heraus? Was hat der PAN getan? Er hat das Buchgewerbe befruchtet, die Dekoration usw. O, wenn uns einer damals gesagt hätte, wir würden das Buchgewerbe befruchten. Dehmel hätte ihm eine Burgunderflasche an den Kopf geworfen. Schrieb man deshalb täglich hundertundzwanzig Briefe auf blutrotes Büttenpapier und verwandelte Dutzende von Kommerzienräten im Schweiße seines Angesichts zu Mäzenen?«

Aber auch Bierbaum äußerte sich später und bestätigt unsere Darstellung, daß es galt, »mit den Pan-Geheimräten auszukommen, die mit ihrem Anhang von bildenden Künstlern in den literarischen Begründern des ›Pan‹ nur Handlanger sahen, während wir in ihnen lediglich Ornamente erblicken wollten...« In den folgenden fünfzehn Jahren, die Bierbaum zu leben noch

beschieden waren, war er dann auf diese »Geheimräte« sehr schlecht zu sprechen und machte seinem Herzen immer wieder Luft durch originelle Schimpfkanonaden.

Richard Dehmel verteidigte nach der Auseinandersetzung in S. Fischers »Neuer Deutscher Rundschau«, der früheren »Freien Bühne«, Otto Julius Bierbaum und den ursprünglichen PAN: »Endlich war Freund Bierbaum Einer der Hauptattentäter bei Erschaffung der mit Recht so weltberüchtigten Genossenschaft ›PAN‹... Daß die besagten Hauptattentäter so rasch genötigt worden sind, ihrer Schöpfung den Rücken zu kehren, stellt immerhin, trotz gegenteiliger Gerüchte, die rücksichtslose Befolgung des ursprünglichen Programms in Frage... Es muß doch nicht so schlimm stehn um die werdende Kunst, wenn einige deutsche Jünglinge, in kaum 6 Monaten, 100000 Mark zusammenkriegten; denn seinen Geldschrank nimmt man heutzutage bekanntlich mit dem heiligsten Respekt in Acht...«

VII

Geschäftliche und redaktionelle Leitung waren ursprünglich nicht voneinander getrennt. Meier-Graefe erachtete das, anders als Bierbaum, nicht für zweckmäßig. Das war ein großer Fehler gewesen, denn es zeigte sich auch hier, daß künstlerisch-literarische Prinzipien mit dem rein Geschäftlichen kollidierten.

Bodenhausen hegte deshalb während der Krise den Plan, Gustav Müller-Grote vom G. Groteschen Verlag, Berlin, die Zeitschrift zu übergeben, um ihr die sichere verlegerische Basis zu schaffen. Doch blieb die genossenschaftliche Basis weiterhin erhalten, wenn auch der Verlag F. Fontane & Co., Berlin, mit dem zweiten Jahrgang den Kommissions-Verlag übernahm, d. h. Auslieferung und Vertrieb der Zeitschrift.

Bodenhausen realisierte jetzt den Grundsatz, den Vorstand ganz von der Redaktion zu trennen. In der Aufsichtsratssitzung vom 17. September 1895 wurden zu geschäftsführenden Vorstandsmitgliedern der Bankier Karl von der Heydt, Rechtsanwalt Georg Merleker und zum stellvertretenden Vorstandsmitglied der Bankier Otto Burchardt gewählt. Karl von der Heydt war von ihnen der Kunstsinnigste. Sein Haus in der nach ihm benannten Berliner Straße hatte als Sammelpunkt hervorragender Vertreter des Kunst- und Geisteslebens Bedeutung und großen Ruf erlangt.

Cäsar Flaischlen, Studienfreund Richard Grauls, und von ihm und Otto Erich Hartleben vorgeschlagen, wurde in der Aufsichtsratssitzung vom 17. September 1895 zum Redakteur des literarischen Teils bestellt, während Richard Graul den Kunstteil des PAN übernahm. Auch an Wilhelm Weigand, Heinrich Hart und Franz Servaes hatte man als Redakteure gedacht. Richard Graul erhielt 200 Mark und Cäsar Flaischlen 100 Mark Monatsgehalt.

Von den fünf ausländischen Mitgliedern des Aufsichtsrates schieden Edward Burne-Jones, Arne Garborg und Félicien Rops aus. Neu hinzu kamen: Cäsar Flaischlen, Walter Harlan, James Hardy, Georg Hirth, Harry Graf Kessler und Gustav Müller-Grote.

Die eigentliche Herausgabe der Zeitschrift wurde nunmehr einer Redaktionskommission übergeben. Gegenüber dem alten Redaktionsausschuß gewann sie an Macht und war dem Aufsichtsrat verantwortlich. Eigentlich nahm sie die Stelle ein, die Bierbaum und Meier-Graefe bis dahin innegehabt hatten, während Cäsar Flaischlen und Richard Graul nur die Funktion ausführender Redakteure hatten. Zur Redaktionskommission gehörten neben den Redakteuren: Wilhelm Bode, Eberhard Frhr. v. Bodenhausen, Otto Erich Hartleben, Karl Koepping, Alfred Lichtwark und Woldemar v. Seidlitz. Später traten dieser Herausgeber-Redaktionskommission noch Harry Graf Kessler, Ludwig v. Hofmann und Max Liebermann bei. Aus dem alten Redaktionsausschuß schieden nach der Ausbootung der Gründungsredakteure Richard Dehmel und Hans W. Singer aus. Mit der weiteren Gestaltung der Zeitschrift ohne die ursprünglichen Gründer konnten sie sich nicht einverstanden erklären. Auch Theodor Fontane und Hans Grisebach – sein Bruder Eduard Grisebach war nie am PAN beteiligt – verließen den Redaktionsausschuß. Dehmel aber blieb im Aufsichtsrat. Er setzte dort als einer der Hauptinitiatoren den Kampf gegen die neuen Leute in teilweise stürmischer Weise – wie die Protokolle zeigen – noch eine Zeitlang allein fort.

Die elfgliedrige Redaktionskommission wurde in der Zeitschrift unter »Pan. Redigiert von...« (später: »Herausgegeben von...«) aufgeführt. Bis zum heutigen Tag gab das zu Fehlschlüssen und Mißdeutungen Anlaß, als wären Max Liebermann, Ludwig v. Hofmann u. a. m. Redakteure des PAN gewesen. Aus Sitzungsprotokollen, die nach dem Krach stets gedruckt wurden, erfahren wir, wer im Laufe der Jahre tatsächlich noch Anteil an ihm nahm: neben den Redakteuren, von denen schon 1896 Richard Graul, da er nach Leipzig übersiedelte, zurücktrat, waren es vor allem: Wilhelm Bode, Alfred Lichtwark, Woldemar v. Seidlitz, Eberhard Frhr. v. Bodenhausen und Harry Graf Kessler. Woldemar v. Seidlitz, seit dem Abgang der Gründungsredakteure schon eifriger um die Redaktion des künstlerischen Teiles bemüht als Richard Graul selbst, übernahm im Februar 1896, da es wegen der Initiativelosigkeit Grauls zu einem neuen Zwist hätte kommen können, die gesamte Korrespondenz des künstlerischen Teils kurze Zeit von Dresden aus. Richard Graul legte am 1. Mai 1896 die Redaktion ganz nieder, und Flaischlen hatte fortan auch den künstlerischen Teil der Zeitschrift zu betreuen.

Bei dem schwerfälligen Mitredigieren der Redaktionskommission lag die notwendige redaktionelle Kleinarbeit in den Händen Cäsar Flaischlens. Dieser im Jahre 1890 auf das Berliner Pflaster gekommene schwäbische Spitzwegmensch war als Zweiunddreißigjähriger in die Redaktion eingetreten. Mit einem Male stand er an exponierter Stelle und machte sich so etwas wie einen Namen. Ausgeschlossen waren unter ihm revoltierende Bocksprünge des PAN. Im Gegenteil: je mehr das Interesse an der einst die Gemüter bewegenden Gründung abnahm, desto biederer und zahmer wurde der PAN unter ihm. Flaischlen war nicht sehr initiativ. Er konnte und durfte es nicht sein, denn die Museumsdirektoren redigierten mit, oder hatten doch zum mindesten ein Wort mit- und dreinzureden.

Als das Interesse im Laufe der Jahre mehr und mehr erlahmte, war Flaischlen durchaus nicht mehr Redakteur von Redaktionskomitees Gnaden. Vielmehr besaß er zuletzt fast unbeschränkte

Vollmachten über Aufnahme oder Ablehnung der Beiträge, auch für den Kunstteil. Dabei wurde er, über den Mynona später schrieb: »Das Flaischlen ist stark, aber das Geistlen ist schwach«, von jungen Schriftstellern überlaufen, die im PAN ihre Erstlingsarbeiten unterzubringen hofften. Oskar Linke nannte den immer hilfsbereiten und vielgelesenen Verfasser des »Jost Seyfried« poetisch den »Beichtvater der jüngeren Dichter«. Nach wie vor ragte der PAN jedoch aus der Flut der Zeitschriften heraus, wenn Flaischlen auch in den Ruf kam, ihn langsam eingeschläfert und philiströs gemacht zu haben.

VIII

Ursprünglich war geplant, der Literatur die Führung zu überlassen. Den Museumsdirektoren und bildenden Künstlern aber leuchtete die Idee einer ästhetisch-belletristischen Zeitschrift nicht ein. Sie empfanden die Literatur mehr oder weniger, da der literarische und der künstlerische Teil – das lag im Wesen der Zeitschriften-Konzeption – nicht streng voneinander getrennt werden konnten, als lästige Beigabe.

Für die neue Literatur, selbstverständlich nicht für die naturalistische Schule allein, sollte sich der PAN nach Ansicht der Gründer einsetzen und auch Gedichte in englischer und französischer Sprache bringen. In ihrem Kreis sah man die bildende Kunst, der längst Raum geschaffen war, als sekundär an. Wilhelm Bode aber sagte schon über die ersten Begegnungen mit den PAN-Leuten, daß ihm der Gedanke einer »neuen, groß angelegten Kunstzeitschrift sehr willkommen war«; er dachte an eine *Kunstzeitschrift.* Nach dem Rücktritt der Gründer nannte sich die Zeitschrift selbst »Kunstzeitschrift«. Was der PAN wirklich war und sein sollte, die erste monumentale belletristisch-ästhetische Zeitschrift, ist nur deutlich von den Gründern ausgesprochen und angestrebt worden.

Die Initiatoren waren sich darüber klargewesen, daß der Roman, die längere Erzählung und das Drama kein Unterkommen finden konnten. Voluminöser Umfang, Notenfolio-Format und vierteljährliches Erscheinen – zuerst hatte man an eine Monatsschrift in geringerem Umfang gedacht – verboten ihre Aufnahme. Lyrik und die kleine impressionistische Erzählerkunst blieben neben Essays über literarische und künstlerische Themen übrig. Vor allem konnte man die Gedichte im Sinne der neuen Buchkunstbestrebungen ausschmücken.

Theodor Fontane hatte dem PAN seine Jugenderinnerungen »Aus meinem Leben« zur Veröffentlichung gegeben. Er blieb der Zeitschrift bis zu seinem Tode 1898 verbunden und veröffentlichte in ihr auch seine neuen Gedichte. Ferner finden wir Gedichte von Mallarmé und Verlaine, von Hugo v. Hofmannsthal, Rich. Dehmel und Paul Scheerbart. Alle Mitarbeiter aufzuzählen würde indes den Rahmen unserer Darstellung sprengen.

Stefan George fehlte. Ablehnend stand er im Hintergrund. Doch kamen aus seinem Kreis neben Hugo v. Hofmannsthal auch Maximilian Dauthendey, Ludwig Derleth, Oskar A. H. Schmitz, Ernst Hardt, Karl Gustav Vollmoeller und August Mayer-Öhler zu Wort. Im letzten Jahrgang schrieb der »Schwabinger Zeus« Karl Wolfskehl über George.

Die Stellung des PAN zu Stefan George und seinem Kreis der »Blätter für die Kunst« ist von geistesgeschichtlichem Interesse und kommt im Briefwechsel Richard Dehmels an seine zweite Gattin Ida Coblenz, verheiratete Auerbach, der »Dame aus der Tiergartenstraße«, zum Ausdruck.

Im zweiten PAN-Heft des ersten Jahrgangs hatte Dehmel einen Aufsatz über die Berliner Kunstausstellung veröffentlicht. Dieser Essay nahm auch andere künstlerische Leistungen des zeitgenössischen Deutschlands kritisch unter die Lupe. Frau Coblenz-Auerbach – eine Jugendfreundin Stefan Georges aus Bingen –, glaubte, die »Blätter für die Kunst« seien vergessen worden, um so mehr, als sie die gleichen Ziele wie der PAN verfolgen würden. Der Briefwechsel führte Dehmel zur Bekanntschaft mit Frau Coblenz-Auerbach, in deren in der Lennéstraße am Rande des Tiergartens gelegenen Hause er mit Stefan George zusammentraf: George ging gerade; das Zusammentreffen mit dem »wilden Mann« bewog ihn, nie wieder diese Schwelle zu betreten; Dehmel kam und führte Frau Coblenz-Auerbach später als seine zweite Frau heim.

Dehmel setzte ihr am 5. August 1895 impulsiv auseinander, daß der PAN etwas anderes wolle als die »Blätter für die Kunst«. Er schrieb: »George glaubt, ›die Kunst‹ gepachtet zu haben; das glauben wir durchaus nicht... Jener will die Kunst um der Kunst willen; wir wollen eine Kunst fürs Leben, und das Leben ist vielgestaltig, durchaus kein Tempel für nur Eingeweihte. Es ist daher auch nicht im mindesten unsere Absicht, einen Dichter wie George uns vom Leibe zu halten. Wenn ich seiner und des Sammelbandes der ›Blätter für die Kunst‹ in meinem Aufsatz nicht Erwähnung that, so geschah dies lediglich aus Unkenntnis...; daß noch ein zweiter Jahrgang erschienen ist..., war mir einfach unbekannt... Wenn die Mitarbeiter dieser Zeitschrift Alles aufbieten, um ›unter sich‹ zu bleiben, so *bleiben* sie es eben, und wenn sie noch so mächtige Dichter sind. Die Mehrzahl von ihnen halte ich übrigens nicht dafür... George selber nehme ich natürlich aus; desgleichen Dauthendey, mit dem ich eng befreundet bin, und Hugo von Hofmannsthal... Ebenso wie diesen Dichtern ist *auch Herrn George selbst* eine Einladung zur Mitarbeit am PAN zugeschickt worden. Er hat uns aber nicht nur keine Beiträge geliefert, sondern hat bei seinen Pariser Freunden unser Unternehmen sogar zu discreditieren versucht, als eine Brutstätte des deutschen Naturalismus... Möglich übrigens, daß Herr George sich verletzt gefühlt hat, weil wir ihm nicht eine ganz besondere, handschriftliche Aufforderung zur Mitarbeit gespendet haben. PAN ist doch aber eine *öffentliche* Zeitschrift, keine bloß für einen ›geladenen‹ Kreis...«

IX

Das dritte, noch von der ersten Redaktion gestaltete Heft brachte einen kritischen Aufsatz Alfred Lichtwarks über »Die Entwicklung des Pan«: »Volkstümlichkeit steht nie im Anfang, sondern stets am Ende der Entwicklung, denn alle Kultur beginnt aristokratisch, und ihr Niveau wird nicht gehoben wie das eines Teiches, in den man viel Wasser einströmen läßt. Das Wesen der Bildung ist Qualität, nicht Masse. So sollte der Pan durch die Vornehmheit der Ausstattung der Bedeutung seines künstlerischen und literarischen Inhalts entsprechen.«

Lichtwark, der damals längst in scharfer Auseinandersetzung mit der ersten Redaktion über die Internationalität des PAN lag,

als er das schrieb, forderte im gleichen Essay, der PAN müsse eine deutsche Kunstzeitschrift sein; eine internationale Kunstzeitschrift könne kaum mehr bieten, als eine Auswahl für Feinschmecker. Wer jedoch Interesse an französischer oder englischer Kunst habe, solle die einschlägige Zeitschriftenliteratur studieren. Und über die Literatur schrieb er: »Soviel Muße ist überhaupt nicht vorhanden, daß ein Volk zugleich elf oder zwölf Nachbarn in ihrer literarischen Produktion genau verfolgen und noch eine eigene pflegen könnte.«

Vor allem war es Lichtwark um den PAN als *Kunstzeitschrift* zu tun; denn eine große deutsche Zeitschrift, die sich der Pflege des Kunst-Essays angenommen hätte, fehlte. Und weiter glauben wir, die gleichen Heimatkunstgedanken zu vernehmen, die Ferdinand Avenarius im »Kunstwart« aussprach, und die wir schon 1890 beim »Rembrandtdeutschen« Julius A. Langbehn finden. Lichtwark gebrauchte jedoch das Wort Heimatkunst nicht. War er doch Feind aller Blickverengung und jedes Provinzialismus, der damals bereits Abkehr von Berlin forderte, kaum daß die Hauptstadt Deutschlands Rang und Geltung als Literatur-, Theater- und Kunststadt erlangt hatte.

Im zweiten Jahrgang – die Zeitschrift war endgültig zur Vierteljahresschrift geworden – verwirklichte man einen Lokalisationsplan Lichtwarks, eine Idee, die übrigens schon im großen PAN-Prospekt von 1894 angeklungen war. Berlin, Dresden, München und Hamburg erhielten ihre Hefte. Das Lokalisationsprinzip, wie es Lichtwark vorschwebte und in ihm seinen Hauptanwalt gefunden hatte, glückte indessen nicht. Man ließ es schon nach dem zweiten Jahrgang wieder fallen. Lichtwarks Interesse an der Gestaltung der Zeitschrift nahm dann, wie die Briefe an seine Hamburger Kunsthallenkommission zeigen, fühlbar ab. Zuletzt sah er den PAN resigniert nur noch als eine »Berliner Lokalangelegenheit« an.

Die Idee der Lokalhefte lebte jedoch später in der Zeitschrift »Die Rheinlande« wieder auf. Sie erschien 1900 in Düsseldorf, diesem Kunstmittelpunkt, und beschäftigte sich mit der Kunst und Literatur des Rheinlandes und der Anliegerstaaten des Rheines. Wilhelm Schäfer, zur Gründungszeit des PAN in Berlin und damals mit Harry Graf Kessler, Eberhard Frhr. v. Bodenhausen und Richard Dehmel bekannt geworden, leitete sie zweiundzwanzig Jahre lang. Nicht nur äußerlich, im Buchschmuck etc., ist die Anregung des PAN zu erkennen; auch dieses Unternehmen erhielt eine genossenschaftliche Grundlage.

Die alte Kunst war im PAN vertreten, doch den Vortritt hatten die Jungen; wiewohl auch sie nicht mehr die Jüngsten waren. Max Liebermann erhielt seine längst verdiente Anerkennung, weiter: Arnold Böcklin, Hans Thoma, Ludwig v. Hofmann, Walter Leistikow, Max Klinger, Anders Zorn u.a.m. Adolf Menzel war schon im ersten Heft vertreten, doch als Mitglied des PAN konnte man ihn nicht gewinnen.

Zugegeben werden muß, daß der PAN sich unter Meier-Graefe und Bierbaum anders entwickelt hätte. Dem Neuen, Entwicklungszukünftigen wäre herzhaft und leidenschaftlich die Bahn gebrochen worden. So suchen wir z. B. vergebens, von einem Hamsun-Porträt abgesehen, nach Werken von Edvard Munch. Vergebens auch nach van Gogh, Gauguin, Cézanne, Daumier, Hodler, Marées (nur ein Selbstporträt gibt es von ihm im PAN). Sie wurden erst nach der Jahrhundertwende, hauptsächlich durch Meier-Graefe, bekannt. Statt dessen setzte man sich für Böcklin und Thoma ein. Das tat der »Kunstwart« mit seinen Bilderbeigaben auch schon. Dagegen waren wieder Seurat und Signac als Neoimpressionisten vertreten; auch veröffentlichte Max Liebermann seine bekannte Studie über Degas.

Vom Standpunkt des Graphiksammlers aus beurteilte Hans W. Singer – er saß im ersten Redaktionsausschuß des PAN – die Zeitschrift in seinem Buch »Die moderne Graphik« (1914), etwas einseitig zwar, folgendermaßen: »Allenfalls waren noch rhapsodische, mit dichterischem Geist erfüllte Einführungen neuer, überraschender Kunstwerke am Platze, und in eine Ecke mochte meinetwegen eine kurze Berichterstattung über die großen Begebenheiten im Kunstleben gesteckt werden. Aber was sollte die Archäologie in diesem Ereignisstrudel! Was hatte der biedere Cranach hier zu suchen! Was die sächsischen Skulpturen des 13. Jahrhunderts, vorgeführt in der gewiß gediegenen Dissertation eines gewiß gelehrten Professors! Was die anmaßend-dozierenden Vorträge über Ästhetik und über die Art, wie der gebildete Mensch seine tägliche Portion Kunst zu genießen habe!... Er konnte nur in einem ausgelassenen, fast trunkenen Zustand gedeihen. Nur die wenigen Nummern, die im Geiste der ursprünglichen Gründung geleitet worden sind, haben für den Sammler heute noch Wichtigkeit.«

Was der PAN unter dem Einfluß oder der Redaktion Meier-Graefes hätte werden können, ist erst ganz zu ermessen, liest man die mit Verve und jugendlichem Elan geschriebenen Abschnitte aus seiner großen »Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst«, z. B. die über Böcklin, Liebermann, Ludwig v. Hofmann, Aubrey Vincent Beardsley, Toulouse-Lautrec u.a.m. Mit diesem Buch und den französischen Impressionisten tauchte Meier-Graefe aus Paris wieder auf.

Mit dem PAN-Krach war Meier-Graefe nicht passé. Seine Zeit kam erst. Und so können wir andererseits von Glück sprechen, daß er dem PAN, der auf die Dauer doch zu viel von seinen Kräften absorbiert und für dessen Redaktion er sicherlich nicht die stete Geduld aufgebracht hätte – schon die Leitung der mit Hugo Bruckmann 1898 ins Leben gerufenen »Dekorativen Kunst« legte er bald wieder nieder –, den Rücken kehren mußte, daß er im Dezember 1895 nach Montmartre zu neuen Abenteuern und Entdeckungen zurückfahren konnte. In diesem Klima wurde er der Herold der Impressionisten. »Ich hatte wirklich Grund zu danken, denn so gelangte ich einige Wochen später in den Bannkreis des Zwerges zurück«, heißt es in seiner »zweiten Pariser Reise« über den PAN und über Toulouse-Lautrec. »Es war, als ob ein Frühlingswind die Fenster aufgerissen und frische Luft in die muffigen Ateliers geweht hätte...«, sagte Leo v. König über die 1904 erschienene »Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst« Meier-Graefes.

Auch Otto Julius Bierbaum verließ im Oktober 1895 Berlin. Er hatte seit März 1894, als er sich von S. Fischers »Freie Bühne« trennte, auf der Insel Scharfenberg im Tegeler See gewohnt und schlug nun auf Schloß Englar bei Bozen seinen Wohnsitz auf.

X

Im ersten Heft des PAN beschäftigte sich Wilhelm Bode mit der typographischen Gestaltung und Ausstattung der Zeitschrift.

Im Aufsatz »Anforderungen an die Ausstattung einer illustrierten Kunstzeitschrift« regte er in der Zeit der aufkommenden photomechanischen Wiedergabetechniken die Diskussion dieser Frage an. Bode verlangte künstlerische Druckverfahren und die unbedingte Einheitlichkeit der Ausstattung von Büchern und Zeitschriften. Von der Type und ihrer ästhetischen Bedeutung ging er aus und würdigte alle Fragen der Erzeugung eines homogenen Schrift- und Seitenbildes, Fragen, die in Zeiten des buchgewerblichen Tiefstandes von 1830 bis zur PAN-Zeit kaum aufgeworfen worden waren. Natürlich hagelte es sogleich sarkastische Seitenhiebe auf die Gründer des PAN, in denen Bode nur die Jüngeren und seine Rivalen sah: »Denn daß das große Publikum viel lieber Bilder besieht als Aufsätze oder Gedichte liest, darüber wird von denen, die dem PAN diese ersten schriftstellerischen Beiträge geliefert haben und weiterliefern werden, kaum Einer im Zweifel sein... «,kann man da lesen.

Bodes Ansichten standen die tatsächliche Ausstattung des ersten Heftes und die Auffassung der Redakteure Bierbaum und Meier-Graefe gegenüber. In diesem Gründerkreis – besonders Bierbaum war in buchästhetischen Dingen tonangebend – lehnte man die durchgehende Verwendung eines einzigen Schriftcharakters ab, erstrebte vielmehr für einen jeden Zeitschriftenbeitrag eine intime, individuelle Note durch die Wahl einer eigenen Schrift. Und in der Notiz »Zur Ausstattungsfrage«, die sogleich im selben Heft die Ausführungen Bodes parierte, heißt es: »Ein Buch ist ein großer Saal, von dem man einen einheitlichen Eindruck erwarten darf, eine illustrierte Zeitschrift dagegen ist ein Haus mit vielen Zimmern und Gelassen. Das Haus selbst, in seiner ganzen äußeren Erscheinung, muß einheitlich stilganz wirken, aber die einzelnen Räume sollen nach Wunsch und Wesen derer eingerichtet sein, die in ihnen wohnen. Man kann die Betkapelle nicht wohl japanisch ausmöblieren und das Damenboudoir nicht steifgotisch. Ein Stil aber, der aus unserer Zeit erwachsen und künstlerisch zu voller Frucht gereift, geeignet wäre, für alles die rechte Form zu geben, besteht nicht«.

Jedem Zeitschriftenbeitrag, ging auch darüber die Einheitlichkeit der Ausstattung verloren, ließ man deshalb eine besondere Note zuteil werden. Natürlich wurde vermieden, auf einer einzigen Zeitschriftenseite zwei Stilarten nebeneinander paradieren zu lassen. Auch erhielten nur dichterische und künstlerische, nicht aber die wissenschaftlichen Texte durch geeignete Schriftwahl und zeichnerischen Buchschmuck ihre angemessene Steigerung. Mit Bode stimmte man indes überein, der Lithographie, dem Holzschnitt und der Radierung gegenüber den photomechanischen Reproduktionsverfahren den Vorrang zu geben, was der Zeitschrift zu ihrem besonderen Rang verhalf.

Durch das Beispiel des PAN, nicht nur durch seine Diskussion dieser Frage, wurden nach fast sechzigjähriger Verfallzeit des Buchgewerbes die Drucker und Verleger wieder auf die ästhetischen Forderungen der Buchgestaltung aufmerksam gemacht. Beispielgebend war kein abgeschlossenes Druckwerk, sondern die fortlaufende Folge einer Zeitschrift, deren Vorbild allen, die sich damals mit der Gestaltung des Buches beschäftigten, als Offenbarung und erste Erfüllung erschien. Tatsächlich nimmt der Strom unserer Buchkunstbewegung, der Umschwung im deutschen Buchgewerbe hauptsächlich vom PAN seinen Ausgang. Die englischen Ideen der Buchgestaltung, durch William Morris' Kelmscott Press angeregt, wurden von ihm originell aufgenommen, und die Buchgewerbliche Strömung, die den Künstler in die Offizin und in das Verlagsbüro holte, begann und lief gleich mit dem Jugendstil. Es erwachte die Kritik und der Anspruch der Kenner, der Büchersammler und Bibliophilen. Über die Anregung der englischen Buchkunst schrieben im PAN: Eberhard Frhr. v. Bodenhausen, Harry Graf Kessler, Peter Jessen u. a. m. Meier-Graefe selbst hatte William Morris und Thomas James Cobden-Sanderson im Kelmscott-House, wo ihre epochemachenden Handpressen-Drucke entstanden, besucht.

Ein neues Gefühl für das Papier als Druckträger erwachte. Der PAN war in einer allgemeinen Ausgabe, einer Vorzugs-Ausgabe auf Kupferdruckpapier und einer Künstler-Ausgabe auf Kaiserlichem Japanpapier zu haben. Das, als noch farblose Maschinenpapiere den Büchermarkt beherrschten und neben Stefan George und Eduard Grisebach nur wenige Autoren auf die angemessene und gediegene Gestaltung ihrer Werke Einfluß genommen hatten. Wie wichtig man es damit nahm, zeigt, daß der PAN, wie wir es aus der Inkunabelzeit kennen, am Schluß seiner Hefte einen Kolophon mit dem genauen Verzeichnis aller beteiligten Druckereien und graphischen Anstalten trug. Allen voran ging die Leipziger Offizin W. Drugulin unter der Leitung von Egbert Johannes Baensch-Drugulin. Ihrer Sorgfalt war die typographische Qualität des PAN zu danken.

Neben dem PAN-Kopf Franz Stucks, der alle Hefte unübertroffen kennzeichnete und als erstes modernes Zeitschriftensignet anzusehen ist, gab es ein PAN-Signet von Joseph Sattler, dem Meister der archaischen Initiale und Vignette. Der Umschlag der Sammelbände stammte von Ludwig v. Hofmann. Emil Rudolf Weiß, noch nicht zwanzig Jahre alt, kam als Buchkünstler hinzu. »Bierbaum sah die Handschrift einiger Gedichte und forderte mich auf, für den eben gegründeten Pan eine Schriftseite zu zeichnen...«, erzählte er und war, wie Meier-Graefe sagte, bei den Gründern geschätzt, »weil er nicht nur malte, sondern gleichzeitig lyrische Gedichte machte, und daher unserem Anspruch an die neuen universalen, von keiner Spezialität verseuchten Menschen nahe kam.« Ferner gesellte sich zum Ensemble der von Bierbaum entdeckte Westschweizer Felix Vallotton, der Meister des Flächenholzschnitt-Porträts. Und dann sind noch Otto Eckmann, Th. Th. Heine, Peter Behrens, Richard Grimm-Sachsenberg, Fritz Erler, Fidus, Heinrich Vogeler-Worpswede, Peter Halm, Ludwig v. Hofmann, Walter Leistikow, Bernhard Pankok, Wilhelm Volz, Hans Thoma, August Endell u. a. m. zu nennen; alle aufzuzählen, würde zu weit führen. Über dreihundert PAN-Schmuckzeichnungen kamen später an das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe Justus Brinkmanns.

Nach einer einzig dastehenden Renaissance der Schriftkunst in den vergangenen fünfzig Jahren genügt freilich die Druckseite des PAN unseren schriftästhetischen Forderungen nicht mehr. Der PAN war erster Ausdruck des Jugendstils, eines Stils, der die eklektische, historistische Nachahmung und die Stilmaskeraden des 19. Jahrhunderts abschloß und Neuland betrat. Einige Jahre später erst erschienen die »Deutsche Kunst und De-

koration« (1897) und die Münchener »Dekorative Kunst« (1898). Die 1896 gegründete »Jugend« aber war unschuldig an den Hausgreueln eines schnell industriell ausgeschlachteten »Jugendstils«, der auch im Buchgewerbe grassierte. Ein Epigramm Christian Morgensterns auf diese Art des »Jugendstils« lautete:

»Des Schnörkels Welt langweilte sich zu Tode.
Da ging sie hin und ward als – Buchschmuck Mode.«

Später – man hatte sich längst vom Buchschmuck abgewandt und nach der Jahrhundertwende zur rein typographischen Buchausstattung gefunden – heißt es in den »Bibliofolischen Grotesken« Julius Zeitlers über den »Buchschmückler«: »Das ist der Mann, der dem übrig gelassenen Nichtbedruckten Buchschmuck... aufleimt. Der ideale Verleger bestellt sich bei ihm fünf Pfund stilisiertes Gemüse, Blumen, Kräuter, besonders belgische Seelilien, die er den passendsten Stellen als Vignetten, Leistchen, Emblemchen appliziert.« Es ist wahr: heute ist es oft schwer zu entscheiden, was den PAN-Leuten wichtiger war, die Dichtung oder ihre Umrahmung, die Randleisten und Vignetten.

XI

Der Apparat zur Verwaltung und Redaktion des PAN blieb schwerfällig, die Initiative des Redakteurs durch das Hineinreden gehemmt. Es half nichts: langsam erlahmte das Interesse. Die Protokolle der Aufsichtsratssitzungen und Generalversammlungen zeigen das. Flaischlen wurde durch das Ausbleiben von Abonnenten mißmutig. Schon in einer Generalversammlung von 1898 beantragte er, die Zeitschrift eingehen zu lassen und die Genossenschaft aufzulösen. Erst am 4. November 1899 wurde jedoch die Auflösung mit zwölf gegen eine Stimme beschlossen; zum zweiten Mal, wie es die Statuten verlangten, nahm man die Liquidation am 16. Juni 1900 an. Bei dieser Generalversammlung waren nur noch Harry Graf Kessler, Cäsar Flaischlen, Dr. Wrede, Woldemar v. Seidlitz und Rechtsanwalt Georg Merleker zugegen.

Man hatte noch erwogen, die Zeitschrift, der Cäsar Flaischlen sein festes Einkommen verdankte, zu verkaufen oder sie zu einer reinen Kunstzeitschrift umzugestalten. Da Flaischlen sich jedoch nicht für ihr weiteres Erscheinen eingesetzt hat, und es überhaupt nach den Anfangssensationen schnell ruhig um sie geworden war, konnte die Meinung aufkommen, als sei der PAN von ihm langsam eingeschläfert worden.

Bis zum Herbst 1900 arbeitete Flaischlen mit den Liquidatoren Merleker und Burchardt an der Abwicklung der Geschäfte. Danach ging er zum »Tag« August Scherls, war er doch in den Ruf gekommen, Ordnung in einer Schriftleitung schaffen zu können. Seit 1902 redigierte er mit Emil Heilbut Bruno Cassirers Zeitschrift »Kunst und Künstler«, die 1906 unter die Leitung von Karl Scheffler kam. Dieser großen Zeitschrift war es beschieden, die Tradition des PAN eindeutig als reine Kunstzeitschrift im Berliner Kulturklima bis ins Jahr 1933 fortzusetzen.

Die Nekrologe, die die Zeitschrift erhielt, zeigen, daß man sich schon ihrer Bedeutung bewußt geworden war. Arno Holz schrieb in seinem »Verbissenen Credo« dem PAN folgenden originellen Nachruf:

»Allah und Uranos, Ormuzd und Luzifer,
Baal – Peor
Wischnu und Vitzliputzli:
über das alles ... ist Gras gewachsen!«

Indem er aber den Untergang der Götterwelt feststellt, mußte er auch Götter erwähnen, die, entheiligt, weiterlebten. Hierher gehörte der PAN, und er fährt fort:

»Pan,
eine zwar dazumal, ehemals und weiland
hinlänglich teuere und prächtigst stolze,
seitdem aber gründlichst verkrachte deutsche Zeitschrift,
an der ich selbst einmal
›mitgearbeitet‹
habe.«

XII

Eine Zeitschrift, die derartig lange Kritiken bekam, hatte es im periodischen Schrifttum noch nicht gegeben. Der PAN selbst hingegen betrachtete die zeitgenössischen Journale kaum. Hoch über ihrem Kunst- und Literaturstreit thronte er.

Zunächst hatte er eine mit Sensation gemischte Enttäuschung ausgelöst. Dann wurde der schnelle Redaktionswechsel als Omen gedeutet. Als man sich an seine Existenz gewöhnt hatte und er philiströser geworden war, stand man ihm freundlicher und wohlwollender gegenüber.

War der PAN für Ferdinand Avenarius ein »Salon- und Atelierblatt«, vermißte er das Ursprüngliche und Volkstümliche und glaubte eine »ehrlich gemeinte Kunstnarretei«, ein »bewußt posierendes Kunstgigerltum« feststellen zu müssen – er war der Gründerredaktion nicht gewogen –, so klagte er nach seinem Eingehen im »Kunstwart«: »O ihr Zeiten des ›Pan‹! Ihr Zeiten der tönenden Honorare, da Frankreich und England auf Deutschland sahen...!« Sogar den Staat rief er auf, eine ähnliche Zeitschrift ins Leben zu rufen.

»Es muß abgewartet werden, wie sich das Geheimrätliche mit dem Jugendstürmischen in diesem PAN, der ›Alles‹ umfaßt, auseinandersetzen wird«, schrieb zunächst die unter Bierbaums Redaktion zur »Neuen Deutschen Rundschau« gewordene »Freie Bühne« S. Fischers. Später stimmte man Lichtwarks Lokalisationsplan zu, meinte aber: »Jedesmal, wenn wir ihn sehen, erfüllt uns von neuem das Bedauern, daß in Deutschland ein solcher Apparat nötig war, um das bischen moderne Kunst und moderne Kunstanschauung an den Mann zu bringen...«

Hans Merian, Redakteur der im Abblühen begriffenen M. G. Conradschen »Gesellschaft«, schrieb zum ersten Heft: »Ich habe – und zwar durchaus nicht etwa von ›verbohrter Seite‹ – Urteile gehört, die geradezu entrüstet klangen... Ja, ich darf es dreist behaupten: das erste Panheft hat gehörig Anstoß erregt. Dieser ›Anstoß‹ ist aber sein Segen; dieser ›Anstoß‹ ist sein Verdienst. Wir müssen ›anstoßen‹, wenn wir wirken wollen...« Merian rühmte weiter, unbestrittenes Verdienst der Begründer sei, eine Genossenschaft echter Mäzenaten, die bisher einzig in der deutschen Kunst und Literatur sei, zusammengebracht zu haben.

Die »Preußischen Jahrbücher« erkannten die Gefahr und Problematik des Bücherschmucks und meinten, »daß man beim

Umschlagen der Blätter bald in einer Kneipe, bald in einem vorstädtischen Tanzlokal zu sein glaubt. Jede Stimmung, ja fast jeder Anstand geht darüber verloren.«

Die neuerwachte Bibliophilie, die durch Fedor v. Zobeltitz sich seit 1897 um die »Zeitschrift für Bücherfreunde« gruppierte, 1899 ihren Mittelpunkt in der Gesellschaft der Bibliophilen erhalten hatte, dadurch in ihr korporatives Stadium eingetreten war und mit der im Jugendstil beginnenden Buchkunstbewegung stets zusammengenannt werden muß, war zu Lebzeiten des PAN und später voll des Lobes. Man sah in ihm die erste »bibliophile Zeitschrift«, deren Tradition schon 1899 die »Insel« und 1908 der »Hyperion« aufnehmen sollte. Hans v. Weber, Verleger und Bibliophile, sagte z. B. in einem Nachruf auf Otto Julius Bierbaum: »Heute noch spüre ich einen gelinden Ehrfurchtsschauer beim Anblick der feuerroten Büttenkuverts und der stolzen Briefbogen, mit denen dieses erste bibliophile Ereignis in die Einfachheit der Sitten unserer Bücherwelt alarmierend eingriff.«

Während in England die Buchkunstbewegung mit William Morris und seinen Handpressen-Drucken begann, trat sie in Deutschland tatsächlich mit dem PAN hervor. Künstler, Schriftsteller, Maler – wie in England waren es Außenseiter – machten dem buchgewerblichen Schlenderian und der faden Häßlichkeit ein Ende. Der Sinn für Schönheit und das künstlerisch Notwendige erwachte. Eugen Diederichs als Kronzeuge, erster Verleger, der seit der Gründung seines Verlages im Jahre 1896 die Maximen der englischen Buchkunst auf das rein maschinenmäßig hergestellte »Gebrauchsbuch« angewandt hatte, bekannte über den PAN: »Seinem Einfluß habe ich hauptsächlich meine spätere Hinwendung zur neuzeitlichen Buchausstattung zu danken.«

Darstellungen und Urteile der Literatur- und Kunstgeschichte sind jedoch in den vergangenen fünfzig Jahren fragwürdig geblieben. Fast immer wurden derartige Geschichten des PAN ganz auf Gerüchten, hübschen Anekdoten und Fabeln aufgebaut, und es wimmelt von Fehlern. Man merkt der Memoirenliteratur an, daß viele der beteiligten Persönlichkeiten ihren Einfluß bei der Gründung überschätzten.

Der PAN mit seinen von 1895 bis 1900 erschienenen 21 Heften ist ein Dokument und eröffnete eine Epoche. Daß er in Berlin und nicht im Kunstzentrum München erschien, manifestiert, wieviel die Reichshauptstadt an Raum und Geltung am Ausgang des 19. Jahrhunderts gewonnen hatte. In das Berlin der »Freien Bühne«, des S. Fischer- und des Schuster & Löffler-Verlags gehörte er und half mit, der neuen deutschen Literatur und Kunst die Wege zu bahnen. Die Hauptstadt war zum spannungsreichen Mittelpunkt Deutschlands geworden; Slevogt kam nach der Jahrhundertwende dorthin, hielt es, gleich Corinth, nicht mehr in München aus. Und vom Munch-Skandal über die Gruppe der »Elf« und die erregende Wirkung der ersten Hefte des PAN bis zur Gründung der »Berliner Secession« im Jahre 1899 war ein gerader Weg. Der Ungeist der Gründerjahre wurde mitten in der Prosperität der vierundvierzigjährigen Friedenszeit überwunden. Wenn auch der Kaiser seine Kunstpflege trieb: die wesentlichen Leistungen entstanden ohne ihn und ohne den Staat.

Auch das Ausland nahm die Anregung des PAN auf. 1896/97 erschien die Zeitschrift »Le Centavre« in Frankreich, 1897 erschien die englische Zeitschrift »The Dial«, mit der wir das Schönste und Abgerundetste in Verbindung von Kunst und Dichtung erhielten, und auch die von V. A. Beardsley, Arthur Symons und L. Smithers 1896 gegründete Zeitschrift »The Savoy«, sowie die Zeitschrift »Yellow Book« sind zu nennen.

Bierbaum und Meier-Graefe aber waren 1899 an der zweiten ästhetisch-belletristischen Revue »Die Insel« beteiligt, und vom PAN über die »Insel« können wir eine stattliche Entwicklungslinie dieser zeitrepräsentativen Zeitschriften verfolgen, die über den »Hyperion« (1908), »Das neue Pathos« (1913), den »Marsyas« (1917), »Eos« (1918) bis zum »Genius« (1919) führte.

*

Vorliegende Darstellung wurde erst möglich durch die Kenntnis unveröffentlichter Briefe, die Otto Julius Bierbaum, Julius Meier-Graefe und Alfred Lichtwark an Eberhard Frhr. v. Bodenhausen-Degener richteten, sowie der Briefe Bodenhausens an seinen Vater über die Entwicklung des PAN. Sie wurden dem Verfasser in freundlicher Weise von Frau Baronin von Bodenhausen, Ascona, zur Einsicht und Auswertung zur Verfügung gestellt; heute sind sie teilweise in zwei Briefbänden (Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf) veröffentlicht. Hinzu kamen Protokolle und Briefwechsel aus dem Besitz von Richard Graul und manches andere Dokumentenmaterial. Die meisten Materialien zur Geschichte des PAN sind im letzten Krieg vernichtet worden.

SIEGFRIED JOOST

Notizen zum frühen niederdeutschen Bibeldruck

EIN BEITRAG ZUR HALBERSTÄDTER BIBEL

I

Vor Martin Luthers Neuem Testament vom September 1522 waren drei vollständige niederdeutsche Bibelübersetzungen im Druck erschienen: In Köln um das Jahr 1477/78 (KBu), in Lübeck 1494 (LB) und in Halberstadt während der Jahre 1520/22 (HB).

Von der KBu, so bezeichnet nach der von ihr gebrauchten Kopula unde, existiert eine verbesserte und vervollständigte Überarbeitung, welche ende schreibt (KBe). Was die sprachliche Gestalt von KBe betrifft, so hat sie Ahldén der westlichen Hälfte Westfalens, etwa dem westlichen Münsterlande, zugewiesen; auch die Mundarten der östlichen und südöstlichen Niederlande des Niederrheins sind an ihr beteiligt.

Obwohl diese Bezeichnungen nicht ganz korrekt sind, denn auch KBu druckt z. B. in den Summarien zu Jer 26, 27, 28 u. ö. ende neben unde, haben sie sich in der Literatur eingebürgert und werden daher hier beibehalten.

Von diesen Bibeln liegen der nachfolgenden Arbeit als Quellen KBu, LB und HB zu Grunde.

DIE KÖLNER BIBEL

Biblia, mit Glossen zu einzelnen Büchern nach den Postillen des Nicolaus de Lyra, Köln: Heinrich Quentell (?), um 1477/78. 2°. 542 Bl. 2 Sp. 56-57 Z. Type 1: 102 G.

GW 4307. Borchling-Claußen 26.
Universitätsbibliothek Rostock: Fb-70.

Kolumnentitel. Keine Kustoden. Signaturen handschriftlich in der rechten unteren Ecke zum größten Teil noch vorhanden, sonst fortgeschnitten. 113 Holzschnitte, darunter Wiederholungen. Leisten. Initialen der Bücher grün, der Kapitel abwechselnd blau und rot gemalt. Kapitelüberschriften rot unterstrichen. Handschriftliche Korrekturen im Text.

Holzdeckel mit gepreßtem Leder bezogen und eisernen Beschlägen, zwei Metallschließen abgebrochen. Starkes, sehr weißes Papier. Von den Wasserzeichen ist Nr. 5 (s. Abb. 1) bei Briquet unter Nr. 8125 als sehr oft in Inkunabeln angeführt, so auch in Fasciculus temporum, impr. par Conrad de Hoembroch, Cologne 1476; Nr. 4 hat Ähnlichkeit mit Briquet Nr. 13049.

Nach Ap folgendes Schlußwort: Een salich ende hefft dat boek der hemeliken apenbaringe. sent Johans des ewangelisten. vnde dar mede de gantse bybel. dar van gade dank vnde loff sy in ewicheyt. Amen. Das ist die Fassung des Nachwortes am Schluß der Bibel, die Ahldén (S. 11) unter Nr. 1 anführt. Das Rostocker Exemplar stellt sich damit zu den Exemplaren Berlin, Stockholm usw.

Die Sprache ist zwar stark von der mittelniederdeutschen Schriftsprache beeinflußt, verrät aber dennoch mundartliche Eigenheiten des östlichen Westfalen. Mittelniederländische Züge, welche nicht selten sichtbar werden, möchte Ahldén dem Einfluß der Brüder vom gemeinsamen Leben auf Westfalen im 15. Jahrhundert zuschreiben.

DIE LÜBECKER BIBEL

Biblia, mit Glossen nach den Postillen des Nicolaus de Lyra, Lübeck: Steffen Arndes, 19. 11. 1494. 2°. 492 Bl. 2 Sp. 65-67 Z. Typen: 5 : 92 G, 6 : 165 G, 10 : 172 G.

GW 4309. Borchling-Claußen 241.
Universitätsbibliothek Rostock: Fb-71.

Kolumnentitel. Keine Kustoden. Signaturen gedruckt an der rechten unteren Ecke der rechten Kolumne. 152 Holzschnitte, darunter Wiederholungen.

Initialen: a, b, c, d, i, n, o, q, r, s. Bl. 3^v große Initiale B, Bl. 75^v Initiale D bunt gemalt.

Bl. 9^v Holzschnitt, Arche Noah darstellend, teilweise ausgemalt. Bl. 400^v in den Holzschnitt St. Hieronymus mit roter Tinte zweimal handschriftlich: Anno 1494 und geringe Versuche einer Rubrizierung. Bl. 3^v in demselben Holzschnitt mit Tinte handschriftlich: Anno 1494 19 Novembris.

Es fehlen die Signaturen b 1 und z 5 (herausgerissen) sowie Z 3.

Holzdeckel mit gepreßtem Leder bezogen, zwei lederne Schließen mit eisernen Beschlägen. Starkes, weißes Papier. Das Wasserzeichen (s. Abb. 2) ist bei Briquet unter Nr. 9197 angezeigt.

Bl. 3^r, Sp. 2, Z. 29: Item dyt boek der hillighen scrift de Biblie is van allen tolesende. mit entvoldighet innichet. vnde

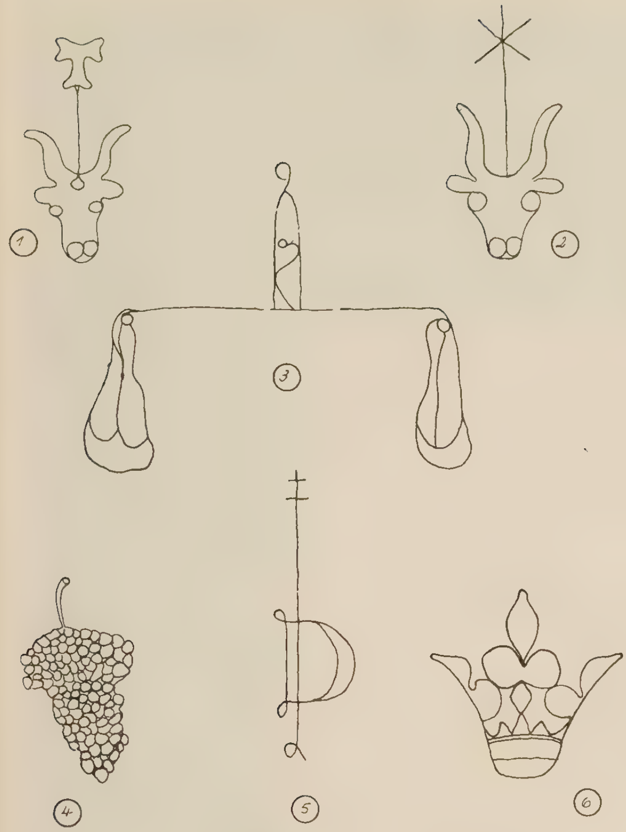


Abb. 1: *Wasserzeichen der Kölner Bibel (KBu)*

nuchterheit.to erer sele salicheit.vnde dat sulue ere vornuft dan begripen vnde volen kan.mit aller vnderdanicheit des hilghen cristen louen.scolen to. sik nemen vnde beholden dat.dar vor gade dem vorlener aller wißheit lof ere vnde werdicheit tosegghende. Dat sulue se nicht begripen vnde vorstan moghen. vngheordelet laten Jodoch alzo ghebruken vnde vorstan. alzo dat vorstande ys de hilghe romesche cristlike kerke. droch de ghantze werlt vorspreidet. Vnde hirvmme vppe dat sick een iewelik minsche deste bet behelpen moghe in velen steden desses bokes. de dunker vnde unvorstentlik sint. is ghesettet een sterneken. vnde een teken bi dat sterneken aldus ghemaket + // to enem teken der scrift. de na dem sterne volghet bet an dat teken alzo ghemaket // den text de dar vor steit vorluchtet. vnde is ghenamen vt des werdighen vnde hoghelereden meisters des postillatoers scrift. ghenomet Nicolaus de lyra. de een hoch gheleret doctor vnde een broder in sunte franciscus orden (ghewest is).

Nach 2 Par: dyt is dat beth manasses des koninghes van iuda als he vanghen gheholden ward in babilonien. Dat XXXVII Capittel...

4 Bücher Esd:

1. 10 Kapitel;
2. Neemie. 13 Kapitel;
3. 9 Kapitel;
4. 16 Kapitel. Hyr endighet sik dat veerde vnde dat leste bok Esdre. welk sunte hieronimus nicht heft auerghesettet vt ebreysck in latynesck + // alse etlyke segghen // Ock heft dyt boek de werdyghe Postillator vnde vornamene doctor Nicolaus de lira mit glose nicht vorluchtet.

Nach Eccli: Hir beghinnet dat bed salomonis. vnde is dat LII vnde laste capitel des bokes ecclesiastici. in welkem god van Salomoni mit innicheyt ghelauet wert. vnde danket eme dat he ene van den bosen mynschen vorloset heft...

Die Sprache ist nordniedersächsisch.

Die Universitätsbibliothek Uppsala besitzt einen Korrekturabzug von Bl. 277^r, auf dessen Vorderseite sich der niederdeutsche Almanach von Steffen Arndes auf das Jahr 1493 befindet. GW 1477.

DIE HALBERSTÄDTER BIBEL

Biblia, niederdeutsch. Halberstadt: Lorenz Stuchs, 8. 7. 1522. 2°.

Borchling-Claußen 704.

Universitätsbibliothek Rostock: Fb-72.

Das Rostocker Exemplar besteht aus zwei zusammengebundenen Teilen und ist 558 gez. Bl. stark:

Bl. 1^r: Biblia dudesch dat erste deell. Gen-Ps. Sign. a^8-i^8 k^6 l^8-z^8 aa^8-mm^8 nn^6.

Bl. 287^r; Biblia dudesch dat ander deell. Prov-Apoc. Sign. A^8-G^8 H^6 I^8-Z^8 aa^8-kk^8 ll^6 mm^4.

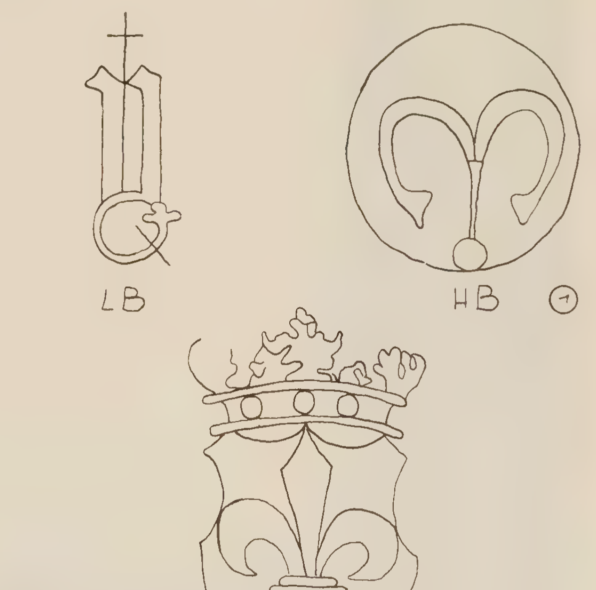


Abb. 2: *Wasserzeichen der Lübecker und der Halberstädter Bibel*

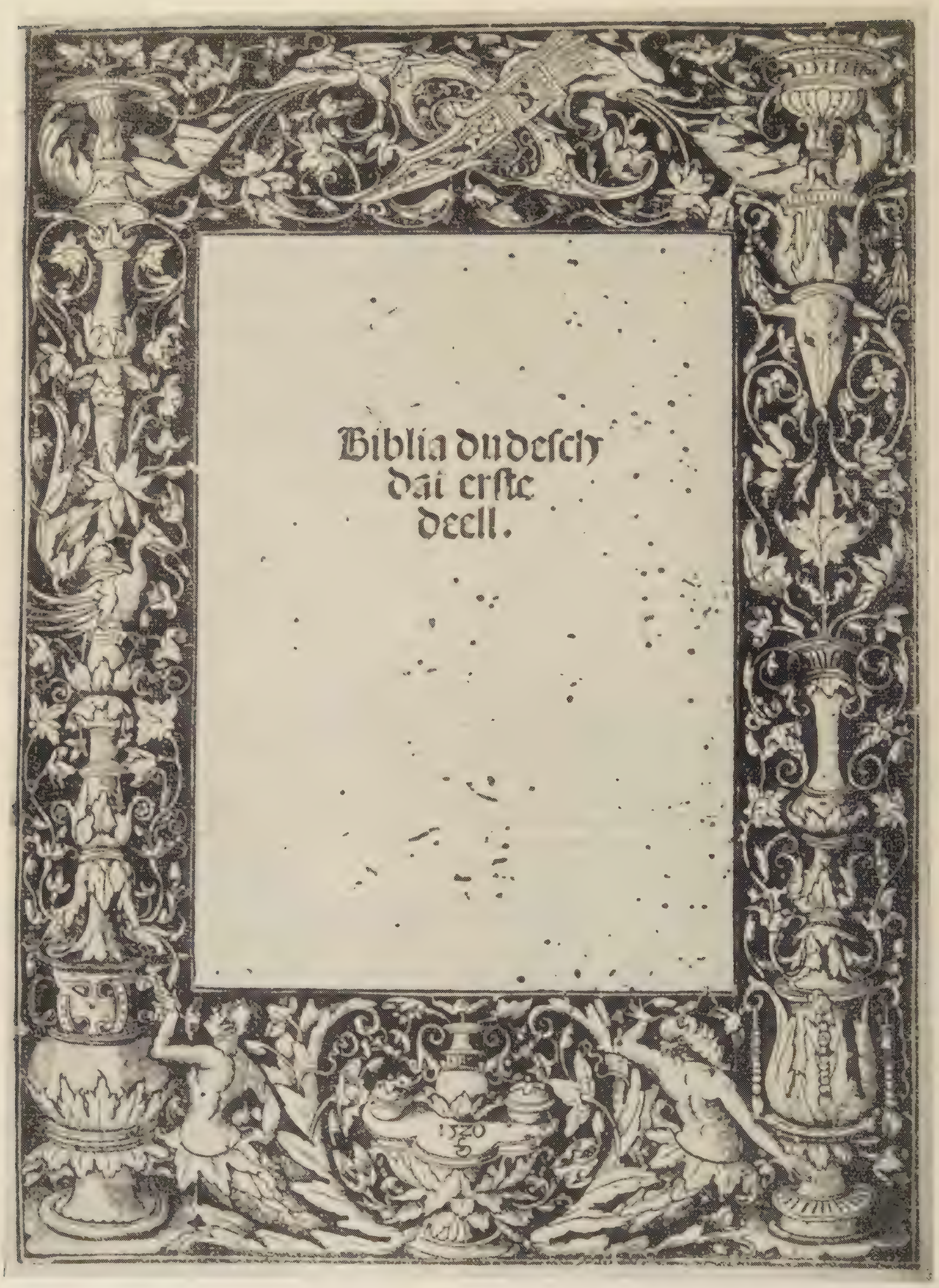


Abb. 3: *Rahmenholzschnitt zum Titel des ersten Teils der Halberstädter Bibel*

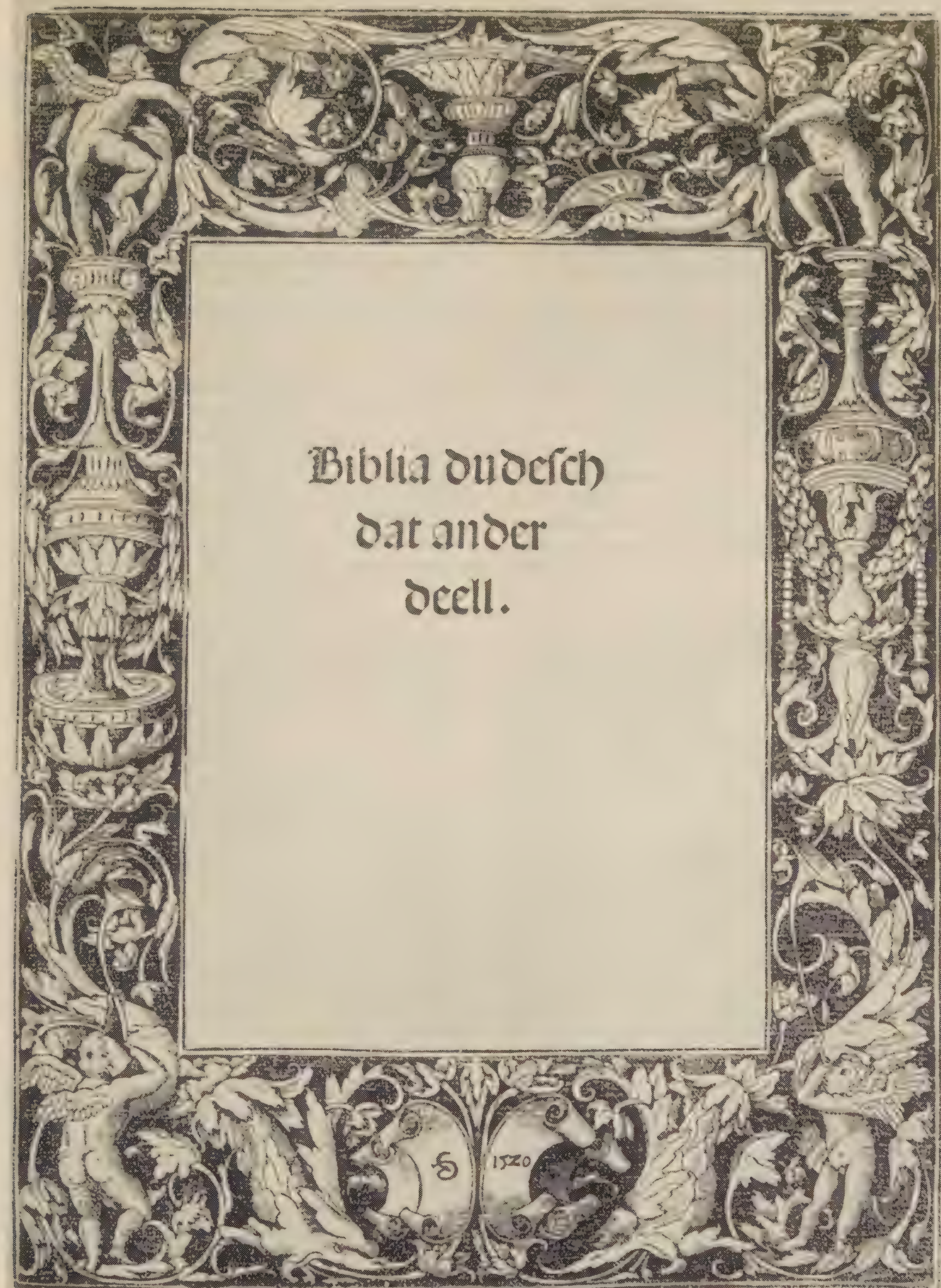


Abb. 4: *Rahmenholzschnitt zum Titel des zweiten Teils der Halberstädter Bibel*

Die Bibel ist zweispaltig gedruckt, jede Spalte zählt 54 Zeilen. Keine Kustoden. Signaturen gedruckt an der rechten unteren Ecke der rechten Kolumne.

Von den in HB auftretenden Wasserzeichen (s. Abb. 2) findet nur Nr. 2 eine Entsprechung bei Briquet Nr. 7165, 7210, 7211, 7212[1].

Zu Joel 2, Jon 3 u. ö. sind am Rande handschriftliche Eintragungen gemacht worden, besonders zahlreiche zu Matth 1-5, 13, 24 und zu Luc 5. Letztere stellen einen Versuch hochdeutscher Glossierung des niederdeutschen Textes dar. Da sie mitten im Zusammenhang durchschnitten sind, muß angenommen werden, daß das Exemplar nachgebunden wurde.

Die mit Schweinsleder bezogenen Deckel waren an den vier Ecken mit eisernen Beschlägen versehen, von denen auf dem vorderen Deckel zwei (rechts oben und links unten), auf dem hinteren einer (rechts unten) fehlen. Der Foliant wird von zwei eisernen Schließen zusammengehalten.

In das Deckelleder eingepreßte Verzierungen sind nur noch teilweise erkennbar. Die Mitte des Vorderdeckels schmückt ein Plattenstempel mit einer Justitia, darunter: Suum cuique iuste tribuo sowie zwei nicht mehr lesbare große Buchstaben. Der hintere Deckel zeigt in der Mitte ebenfalls einen Plattenstempel mit einer nicht mehr feststellbaren Figur (Fortuna?) und der Unterschrift: PASSIB(US) – AMBIGU(IS) – FORTV(NA) – VOLV(TATUR) (?).

Meltz (S. 169 ff.) hat versucht, die Herkunft der Rostocker Exemplare von KBu, LB und HB zu klären. Er weist HB der Sammlung des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin zu, obwohl weder der Katalog vom Jahre 1599 noch der Tychsen'sche Katalog von 1789 die Bibel nennen; dagegen verzeichnet der Bibliothekskatalog des Herzogs Christian Ludwig II. (1683-1756) unter Nr. 6 ein Exemplar der HB. Meltz stützt sich bei seiner Zuweisung auf den Einband, dessen Blindpressung er auch auf anderen Einbänden der Johann-Albrecht-Bibliothek gefunden haben will. Aber er muß zugeben, daß gerade das charakteristische Supralibros J.A.H.Z.M. auf dem Rostocker Exemplar der HB fehlt. So bleibt seine Beweisführung wenig überzeugend.

Der ganze Foliant ist im ersten und letzten Drittel vom Wurm angefressen und durchlöchert.

Ins Auge fallen sofort die Holzschnitte, welche in der Masse dieselben sind wie in KBu. Ohne Zweifel sind die gleichen Stöcke benutzt worden. Es ist daher auch nicht von ungefähr, wenn HB versucht, die Holzschnitte möglichst an die gleiche Stelle zu setzen, an der sie in KBu stehen. Das gelingt natürlich nicht immer. Im übrigen kommen Wiederholungen, gar Verwechslungen vor wie auf Bl. 555^r, wo ein Holzschnitt an die falsche Stelle geraten ist und der Drucker eine Korrektur auf Bl. 556^r einrücken muß: Důsse figure gehőrt to dem .XIII. capittel / vnd de yn dem .XIII. capittel / gehőrt yn důt .XVII capittel.

[1] In der Stadtbibliothek Mainz befindet sich nur der erste Teil der Bibel als Ink. 2381 (Gen-Ps). Der Besitzvermerk bei Borchling-Claußen ist entsprechend zu berichtigen. Bl. 1 und 2 fehlen. Stark defekter Schweinsledereinband. Die Wasserzeichen sind dieselben wie die des Rostocker Exemplars Nr. 1, 3, 4.

Zugleich werden die Holzschnitte mit in HB aufgenommen, die KBe mehr besitzt als KBu und die mit den gleichen Holzschnitten ausgestattete hochdeutsche Kobergerbibel vom Jahre 1483. Sie gehören zu den Büchern Gen und Exod, besonders aber zur Apoc. Ich notiere für HB: Bl. 6^v, 27^r, 41^r, 48^v, 94^r, 552^r, 552^v, 553^r, 553^v, 554^v, 555^r, 556^r.

Ohne Vorgang und Arbeit eines unbekannten Künstlers CD (CG?) sind folgende Holzschnitte:

Bl. 1^r: Titelblatt. Biblia dudesch dat erste deell. Rahmenholzschnitt. 333 × 243 mm. 1520 CD. (s. Abb. 3).

Bl. 287^r: Titelblatt. Biblia dudesch dat ander deell. Rahmenholzschnitt. 304 × 222 mm. CD 1520. (s. Abb. 4).

Bl. 3^r: Erschaffung Evas. 198 × 200 mm. 1520 CD. (s. Abb. 5).

Bl. 4^v: Sündenfall und Vertreibung aus dem Paradies. 192 × 122 mm. 1520. (s. Abb. 6).

Bl. 285^v, 558^v: Wappenholzschnitt als Abschluß von Teil 1 und 2 der Bibel. 190 × 120 mm. 1520 CD. (s. Abb. 7).

Bl. 2^r: St. Hieronymus in der Zelle. 198 × 200 mm. CD 1520. Dieser Holzschnitt im ganzen 19 mal in HB: Bl. 2^r, 50^v, 62^v, 80^v, 96^r, 106^v, 117^v, 119^v, 172^v, 200^r, 228^r, 244^v, 310^r, 239^r, 351^r, 380^v, 402^v, 430^v, 529^v (s. Abb. 8).

Die häufige Einfügung dieses letzten Holzschnittes, der den Heiligen schreibend in seiner Zelle darstellt, hat ihr Vorbild wohl in LB. HB hatte zunächst die Absicht, die einzelnen Bücher und größere, zusammengehörende Teile der Bibel auf diese Weise äußerlich abzuteilen. Während des Druckes scheint man sich dann aber an diesen Plan nicht mehr gehalten, sondern den Holzschnitt dort abgedruckt zu haben, wo es aus drucktechnischen Gründen und solchen der Raumaufteilung günstig erschien:

Im 1. Teil der HB: Vor Gen, Levit, Num, Deut, Jos, Judic, Ruth, 1-4 Reg, 1-2 Par, 1-4 Esd, Tob-Esth, Job.

Im 2. Teil der HB: Vor Eccli, Isai, Jer, Ezec, Dan, 1 Mac, Act.

Die einzelnen Kapitel beginnen in HB mit gedruckten Großbuchstaben, die Bücher mit Holzschnittinitialen von mitunter bemerkenswerter Schönheit.

Sowohl KBu wie auch LB stellen an den Anfang ein Register der biblischen Bücher. HB hat ein solches nicht, verzichtet auch auf die Vorreden des Hieronymus zur ganzen Bibel und zu den einzelnen Büchern, mit Ausnahme der Vorrede zum Pentateuch. Diese scheint aus dem Lateinischen neu übersetzt zu sein (Walther, Sp. 679).

Um einen Überblick über HB zu erhalten, folgen Anfang und Ende einzelner Bücher mit den entsprechenden Blattzahlen. Diese Anfangs- und Schlußschriften sind wiederum aus LB herübergenommen, und auch hierbei sind Fehler unterlaufen. LB druckt sämtliche Vorreden des Hieronymus ab und kündigt diese an. HB übernimmt diese Vorreden – wie schon gesagt – nicht, bringt aber Bl. 95^v nach dem Pentateuch dennoch die Ankündigung der Vorrede zu Jos, ohne daß diese dann auch folgt.

Bl. 1^r: Biblia dudesch dat erste deell.

Bl. 2^r: Hyr heuet ahn de vorrede Sancti Hieronimi des preysters yn de vyf bőker Moysi.

Bl. 3r: Hyr heuet an Genesis: dat ys dat boek der telinge. dat erste boek Moysi.

Bl. 28r: Hijr endiget sik dat bok der Schöppung.

Hir anheuet sik dat boeck des Vthganges / wedder vth Egypten ghenömet Exodus.

....

Bl. 95v: Hijr endigen sik dat vijff boeke (!) Moysi gheheten Pentateucus.

Hir na volghet de vorrede in dat söste bök des olden Testamentes Josue / In welkeme böke gheröret wert van dem auerganghe des Jordanen / vnde wo de rijke vnde dat volk vorstöret werden / de sik setteden wedder dat Israhelijtesche volk. Vnd wo se worden yn dat land des löuedes geuöret / vnde wo on dat land ghedelet ward.

(Vorrede fehlt!)

Bl. 96r: Hijr begynnet dat boeck Iosue.

....

Bl 172v: Hyr beginnet sick dat boek Paralipomenon geheten/ dar ynne beschreuen ys van den suluen dingen / de beschreuen synt yn den boeken der Koninge / vnnd werden yn düssem boeke vorfullet vele hystorien de achter gelaten synt yn den anderen böeken / vnnd ock werden hyr vth vorklaret vntellike frage der hylligen Hystorien.

Bl. 184r: Hyr endiget sick dat erste boek Paralipomenon. Volget dat ander boek Paralipomenon.

Bl. 199v: Hyr endiget sick dat ander boek Paralipomenon.

Dyt ys dat gebet Manasses des koniges van Juda alse he gefangen geholden ward yn Babylonien.

Dat. XXXVII. Capittel.

Hyr endiget sick dat gebet Manasses des koninges van Juda. Volget dat erste boek Esdre.

Bl. 204v: Hyr endiget sick dat erste boek Esdre.

Begynnet dat boek Neemie dat gerekent werd vor dat ander boek Esdre.

Bl. 210v: Hyr endiget sick dat boek Neemie / effte dat ander Esdre. Begynnet dat drüdde boek Esdre.

Bl. 216v: Hyr endiget sick dat drüdde boek Esdre. Volget dat veerde boek Esdre.

Bl. 227v: Hyr endiget sick dat veerde vnde dat leste bok Esdre / welk sunte Hieronymus nicht hefft ouer gesettet vth ebreysck yn latynesck.

Volget dat boeck Thobie.

....

Bl. 285v: Hyr endiget sick de Psalter / vnd dat erste deyl der Biblyen / vnde volget na dat ander deyl der Biblyen.

Bl. 287r: Biblia dudesch dat ander deell.

Bl. 288r: Hyr heuet sick an dat boeck der byspröke Salomonis/ in latinesch genomet Prouerbiorum / vnd ys dat .XVII. boek des olden testamentes / yn welkem wy vnderwiset werden wo wy vns hebben scholen godde to deinende / vnde wo wy vns yn guden seden vnd dogeden regeren scholen.

....

Bl. 375r: Hyr nha volghen de tranen effte de klaghe Hieremye des propheten.

Bl. 377v: Hyr endiget sik dat boek der tranen dat hieremias ock hefft gemaket.

Dit is de vorrede yn Baruch.

Dyt boek yn dem namen baruch dat to komende dink wert seggen En wert yn hebreyscher regulen nicht gehat / sunder allene yn der gemeynen vthsprake / des gelyk ock de epistel hieremie Sunder vmme der mereren bekantnisse willen der iennen de se lesen so synt se geschreuen / wente se vorkundigen vele dinge van christo vnd van den latesten tyden.

Bl. 380r: Hyr geyt vth dat boek baruch.

Bl. 402v: Deo gratias.

Hyr endiget syk de prophete Ezechiel.

....

Bl. 452v: Hyr endighet syck dat ander Boeck Machabeorum / vnd ock alle boeke der godliken schriffte / des olden Testamentes / Vnd folgen nach de schriffte des Nyen Testamentes / Vnd erstlick dat Euangelium sancti Mathei des Euangelisten vnd Apostels.

....

Bl. 499v: Hyr endyget sick dat euangelium Johannis mit den dren anderen euangelisten. Vnnd folgen de Episteln sancti Pauli.

Hyr begynnet de Epistel sancti Pauli tho den Romeren / geschreuen vnd yn :XVI. Capittel / gedeilet daer ynne he vns van den heydenschen erdomen to dem waren christlyken gelouen eyschet vnd fordert.

....

Bl. 550r: Hyr endighet syk de epistel Jude.

Hyr heuet syk an dat boeck der hemeliken openbaringe. Dar ynne werden geschreuen de openbaringe de sancto Johanni dorch den engel erschenen syn Ock de anfechtinge vnde dröffenisse / de de kerke in dem anfange geleden heft ock ytzunt lydet / vnd yn dem ende der werlt / vnde sunderlick to Anthichrists tyden lyden wert / vnde van der beloninge de se werd entfangen yn dem euyghen leuende.

Bl. 558v: Hyr endiget sick dat boek der heymeliken openbaringe Sancti Johannis des Apostolen und Euangelisten. dar myt ock geendet wert vnd besloten duth hochberompte vnde kostlyke werck der gantzen hylligen schrift genomet de Bibel. vor alle andere dudesche Bibeln Lutterer vnde klarer na rechtem warem dudeschem vnde sessischer sprake. myt grotem flyte tegen dem latinischen text gerechtuerdiget. vnderschedelik punctert. mit ouerschriften by dem meysten deel der Capittel vnde psalmen oren ynholt vnde orsake bewysen vnde antogen. vnd myt figuren de hystorien bedudende. Gedrucket vnd fulendet in der stad Halberstad Na der gebort Christi vefteyn hundert vnde twe vnde twyntich Jar yp den VIII. dach Julij. Hyr vmme wy loff seggen vnd dancken der vngheschapen vnbeghryplyken. vnnd aller hylgesten drefoldicheyt gode dem vader. vnd dem sone. vnd dem hylgen geyste. de daer ys. de daer was. vnde de daer tho kunfftich syn wert dem sy ere vnde loff yn ewicheit Amen.

Alle biblischen Bücher haben am oberen Rand Rubriken, wo wechselnd die lateinischen und die deutschen Namen über den Kolumnen stehen, z. B. Bl. 3v: Dat boeck Genesis, Bl. 4r: Dat boeck der Schoeppung. Jedoch ist diese Ordnung nicht überall eingehalten, und nicht selten tritt die umgekehrte Folge ein,

z. B. Bl. 29v: Dat boeck Des vthganges, Bl. 30r: Dat boeck Exodi.

KBue hatten zu ihrer Zeit neben der Gesamtillustration durch Holzschnitte und der Revision des Textes noch eine wichtige Neuerung gebracht. Das waren die Inhaltsangaben über den einzelnen Kapiteln. Koberger hatte diese in seine hochdeutsche Bibel aufgenommen, und auch LB und HB leiten mit ihnen die Kapitel ein. Wir stellen hier einige synoptisch nebeneinander:

KBu ca. 1477/78	*Koberger 1483*	*LB 1494*	*HB 1522*
Exod 1			
Dat erste Capitell.	Das erst Capitel.	Dath erste Capittel	Dat erste Capittell
De namen Israhels	die namen israhelis	secht van den namen israels	secht van den namen Israels
kindere de in	kindere die in	kinderen de in	kynderen de in
egipten sint	egipten sind	egipten synt	Egypten sint
ghegaen.	gegangen.	gheghaen.	gheghaen/
vnde woe Pharo	vnd wie pharao	vnde wo pharao	vnd wo Pharao
gheboet tho doden	gebote zutötten	bod to dodende	bod to dôdende
de hebreeschen	dy hebreyschen	de ebreeschen	de Ebreeschen
kindere.	kindere.	kindere.	kyndere.
Exod 9			
Dat. IX. Capittel.	Das. IX. Capitel.	Dat IX. capittel	Dat IX. Capittel
wo god sende	wie got sendet	secht wo ghod sende	secht wo god sende
ghemene starffde	gemeyne *straff.*	een ghemene starfte.	een ghemene *straffe.*
vnde drose bladeren	der drůesen. platern	drose.bledderen	Drôse / blederen
vnde sweren vnde	vnd geschwer.vnd	vnde sweren vnde	vnde Sweren / vnde
eenen gemenen hagel	eynen gemeynen hagel	enen ghemenen haghel.	enen ghemenen hagel /
auer alle volck	vber alles volck	auer alle volk	auer alle volk
vnde quik in	vnd vih in	vnde quick yn	vnd queck yn
egipten lande.	egipten land.	egypten lande.	Egypten lande.
Exod 40			
Dat. XL. Capittel	Das. XL. Capitel	dat XL capittel secht	Dat. XL capitel secht
wo Moyses dat	wie moyses den	wo moises dat	wo moyses dat
tabernakel	tabernackel.	tabernakel	tabernakel
vp richtede vnde	vnd seynen altar.	yprychtede vnde	vprichtede vnde
sijn altaer vnde	vnd sein gezelte	syn altar vnde	sin altar vnde
syne tenten	aufrichtet.	syne vmmehenghe	sine vmmehenge /
also eme god	als im got	alze eme god	alse ôm god
gebaden hadde.	gebotten.	ghebaden hadde.	gheboden hadde.

Aus dem Beispiel Exod 9 wird ersichtlich, daß der oberdeutsche Redaktor der Kobergerbibel das niederdeutsche Wort *starffde* (KBu) nicht verstanden hat und das lautlich ähnliche *straff* an dessen Stelle setzte. Während LB wieder richtig *starfte* setzt, hält sich HB aber eindeutig an das Beispiel der Koberger-Bibel.

Das mit den drei Zitaten aus Exod oben veranschaulichte Verhältnis der Summarien ist in den Bibeln der Anzahl nach das häufigste. Sehr oft hat KBu auch einen umfangreicheren Text, der von LB gekürzt und in dieser veränderten Form dann von HB übernommen wird.

Aber nicht immer geht die Gleichung glatt auf. Schon Walther (Sp. 679) sind Unregelmäßigkeiten in HB aufgefallen, wie z. B. im Buch Richter. Dort schließt Kap. 11 ohne Absatz unmittelbar an Kap. 10 an[2]. Infolgedessen entspricht jetzt Kap. 11 der HB dem Kap. 12 der Vulgata. Dieser Veränderung wird aber nicht Rechnung getragen, sondern mechanisch übernimmt HB für Kap. 11 die Überschrift von Kap. 11 der KBu und LB, so daß sich Überschrift und Inhalt nicht mehr decken. Der Fehler wird erst berichtigt bei Kap. 15, wo gewaltsam die Überschrift von Kap. 16 aus KBu und LB geholt wird. Jedoch schon bei Kap. 17 tritt der alte Irrtum erneut ein, denn törichterweise wird hier wieder die Überschrift von Kap. 17 der KBu und LB eingesetzt. Jetzt entsprechen sich Inhalt und Überschrift also wieder nicht, und das geht nun so fort bis zum Schluß des Buches, wo dann KBu und LB gemäß der Vulgata 21 Kapitel zählen, HB aber nur 20 Kapitel hat, und die Überschrift von Kap. 21 der KBu und LB unter den Tisch fallen muß. Ähnliche Versager in der Organisation der HB, die auf eine ziemlich gedankenlose und nachlässige Redaktion weisen, finden sich noch häufig. Von einfachen, aber folgenschweren Druckfehlern soll abgesehen werden, z. B. Num 13: wolde KBu, LB; horde HB. 1 Mac 5: weldicheyt KBu, weldicheit LB, werdicheit HB. Nicht selten auch vergreift sich HB, wenn sie z. B. Num 8. 11. 22 nicht die zugehörigen Überschriften, sondern die der Kapitel aus Levit der LB nimmt. Dasselbe trifft zu für Deut 4, wo die Überschrift von Jos 4, und 1 Mac 5, wo die von 2 Mac 5 gesetzt wird.

Aus solchen Fehlern schloß Walther, daß in gewissen Teilen der HB die Inhaltsangaben erst nachträglich hinzugefügt sein müßten. Das ist unwahrscheinlich. HB hielt sich jedenfalls eng an die Vorlage der LB, sogar wenn diese Irrtümer enthielt. Das geht bis zur sklavischen Übernahme von Sinnlosigkeiten:

[2] Die Freiheit einer abweichenden Kapiteleinteilung nimmt HB sich öfter, z. B. Exod 11, 12; 4 Reg 5.

KBu	LB	HB
Jos 13		
Dat. XIII. Capittel. wo	Dat XIII capit. secht. wo	Dat. XIII. Capi. secht wo
de here Josue sede	de here iosue sede.	de here josue sede /
dat noch vele lande	dat noch vele lande	dat noch vele lande
vngedelet weren	vnghedelet weren.	vngedelet weren
dat men noch deilen	de me noch delen	de me noch delen
scholde vnde deme *volke* geuen to	scholde. vnde dem gheuen to	scholde / vnd dem geuen tho
erfliker besyttinghen.	erfliker besittinghe.	erfflyker besittinge.

LB übernimmt also die Überschrift aus KBu und läßt dabei versehentlich das Wort »Volk« aus. HB wiederholt den nicht mehr verständlichen Text kritiklos.

KBu	LB	HB
2 Reg 15		
Dat. XV. Capittel wo	Dat XV capit. secht wo	Dat. XV. cap. secht. wo
Absolon sick des	absolon sik des	absolon sick des
koninckrikes vnderwan	koningrikes vnderwan.	konigrykes vnderwan /
vnde David *syn vaeder*	vnde Dauid *sinen vader*	vnd dauid *synen vader*
veruolghede em.	*vorvolghede.*	*vorfolgede*

LB versteht also die Überschrift der KBu ganz falsch, und HB übernimmt den Fehler gedankenlos.

Auf einem Druckfehler scheint zu beruhen 2 Mac 9: van den *henden* Anthyochi KBu, van dem *heyden* antiochi LB, van dem *heyden* Antiochum HB.

Noch andere Möglichkeiten treten auf:

LB erweitert den Umfang der Überschrift gegenüber ihrer Vorlage KBu. HB übernimmt den Text der LB:

KBu	LB	HB
1 Reg 19		
Dat. XIX. Capit. wo	Dat XIX capittel secht wo	Dat XIX. Capitel secht wo
saul dauid wolde	saul dauid wolde	saul dauid wolde
don doden. vnde eme	doden. vnde wo em	dŏden / vnde wo ŏm
michol sijn wiff	michol sin wif	michol syn wyf
en wech halp	wechhalp vnde quam in	wech halp / vnde kam in
	ramatha tho samueli.	ramatha tho samueli /
	vnde sede eme allent	vnde sede ŏm allent
	wat em wedderuaren was.	wat ŏm wedderfaren was /
	vnde wat saul em	vnd wat Saul ŏhm
	ghedaen hadde.	*gethan*[3] hadde.

Oft sind die Überschriften in KBu und LB dieselben, während HB leicht im Wortschatz abweicht, z. B. Jer 4, Thre 3, Soph 2 u. ö. Mitunter weichen auch alle drei Bibeln etwas voneinander ab, z. B. 3 Reg 19, Isai 66, Jer 51, Ezec 42, Dan 8, Zach 2 u. ö.

Schließlich ist von besonderer Bedeutung, wenn HB Überschriften, die in LB fehlen, unmittelbar der KBu verdankt; daraus geht hervor, daß sowohl KBu als auch LB als Vorlagen gedient haben:

KBu	LB	HB
Judic 1		
Dat erste Capittel. wo	./.	Dat erste Capitel secht. Wo
dat volk van israhel		dat volk Israel
na dem dode Josue begerden		nha dem dode Josue van
van dem heren to hebben		dem heren begerde tho hebben
eenen anderen hoftheren		einen anderen hŏuetheren
vnde leytzman.		vnd Leytzman.
1 Par 1		
Dat erste Capittel helt	./.	Dat erste capitel helt
alle de gheburden dorch		alle de gebŭrde dorch
ere namen van Adam		ŏhre namen van Adam
beth tho Jacob.		wente tho Jacob.

[3] Beachte die hochdeutsche Lautgestalt!

Die Summarien im Ps sind wie dieser vollständig aus KBu übernommen, wenn auch einzelne nicht unbedeutende Abweichungen vorkommen, wie z. B. Ps 5:

KBu	HB
Do Dauid vor koninck saul in de kulen ghinck dat he em snet een stucke vth siner *hoyken*...	Do Dauid vor koning Saul yn de kulen ginck / dat he ôm sneit ein stucke vth synem *mantel*...

Im übrigen hat HB keine besondere, hervortretende Psaltereinteilung, nur Ps 109 wird durch eine große verzierte Initiale D hervorgehoben.

Im Neuen Testament hat HB zu Matth, Marc, Luc, Joan die Überschriften der Kobergerbibel verwendet, während KBu und LB ohne Überschriften sind.

Es ist schon deutlich geworden, daß HB in mancher Hinsicht gegenüber ihren Vorgängerinnen Vereinfachungen vorgenommen und bis auf die Holzschnitte im großen und ganzen Abstand von Beigaben genommen hat. Das trifft besonders für die Glossierung durch den mittelalterlichen Exegeten Nicolaus de Lyra zu[4].

Hatte KBu sich in der Verwendung dieser Glossen eine weise Beschränkung auferlegt, so hatte LB ohne Zweifel des Guten zu viel getan. Die zahlreichen, nicht immer sehr geistreichen Einschiebsel erschwerten das Lesen der Bibel eher, als daß sie es erleichterten. HB läßt nunmehr alle Glossen beiseite und schafft so wieder einen flüssigen Text, wie schon die wenigen hier folgenden Zeilen beweisen:

LB	HB
Gen 49 Vnde iacob eschede to sik syne sones vnde sede to en. Sammelt yuw to samende dat ik iuw moghe vorkundeghen + // de dinghe // de tokamende werden yn den vtersten daghen + // wen iuwe kyndere wedderkamende werden in dat land des louedes // Sammelt iuw ynde horet gi sones iacob. vnde horet israel iuwen vader + // de iuw dat ghude begheret van syneme ghantzen herten // Ruben du erstghebaren sone myn. du bist mine starke + // darumme scolde alle doghet schynen an dy. men weddervmme // bistu een ambeghin miner drofenisse. de erst in den ghauen + // scholdestu wesen // vnde de groteste yn deme bede + // des rikes dat m ghelouet is // Du bist vthgheghaten alse water + // dar noch roke noch smak na blift // du schalt nicht wassen + // to ienigher werdicheit // wente du bist vp de rouwestede dines vaders ghestegen + // he slep by bala der bisleperschen synes vaders // vnde heft sin bedde beuleket.	Aver Jacob reep syne sône vnde sprak to ôn / werdet ghesammelt / ick werde jw kundygen alle de dink de yw tokomende syn in den lesten dagen / werdet gesammelt vnde hôret gy sône Jacobs / hôret Israel yuwen vader. Ruben myn erst geborne / du byst myn starke vnde dat begyn myner wedage / de erste in den gauen / de grôteste in dem gebede. Du byst vthghegoten also eyn water / du wassest nicht. Wente du byst gegaen vp de rowe stede dynes vaders / vnde hefst beflecket syn bedde.

Nachdem Walther (Sp. 677) mitgeteilt hatte, daß die Partien Gen-1 Par 9, 3 und Isai 60, 16-2 Mac 11 der HB einen selbständigen Text bieten, ist dieses von den Späteren des öfteren nachgeschrieben worden. Das übrige sei aus LB herübergenommen, während für den Ps die Vorlage in KBu zu suchen sei. Ahldén (S. 125) billigte HB sogar nur für Gen-1 Par 9, 3 eine originelle Leistung zu und meinte, das andere verdanke HB der LB.

Walther, welcher zum Beweis seiner Behauptung die entscheidenden Nahtstellen 1 Par 9, 1 ff, Jsai 60, 15 ff und 2 Mac 11, 37 ff abgedruckt hatte, machte jedoch darauf aufmerksam, daß die Grenzen gleichsam fließend seien: Der Bearbeiter von HB sträube sich in 1 Par eine Zeitlang, sich gänzlich der Führung von LB zu überlassen. Etwa von Kap. 1 bis 9, 4 nimmt er manches aus LB, manches aus seinem eigenen Vermögen. Sodann folgt er der jeweiligen Vorlage, KBu oder LB, nicht blindlings, sondern sieht – wenigstens bisweilen – auch die andere Vorlage ein, verändert auch mitunter ein einzelnes Wort nach eigenem Ermessen oder fügt eins oder mehrere hinzu. Endlich scheint er auch in den ursprünglich von ihm selbst übersetzten Partien nachträglich manches nach KBu oder LB verbessert zu haben, besonders im Anfang seines Manuskriptes.

Dieser vorsichtigen Formulierung schließen wir uns an und erweitern sie insofern, als auch in den Stücken der HB, die als besonders selbständige Arbeit galten, des öfteren längere und kürzere wörtliche Übernahmen aus LB vorkommen. So stammt z. B. der Text Gen 16 fast Wort für Wort aus LB. Und andererseits verwendet HB in Ps 104, 30 – also mitten in einem durchaus von KBu abhängigen Teil – gegen seine Vorlagen das mundartlich gebundene Wort »Ütze« statt »Pogg«. Selbst in

[4] Nicolaus de Lyra wurde um 1270 zu Lyre b. Evreux in der Normandie geboren, trat dem Franziskanerorden im Kloster Verneuil bei, stieg zum Ordensprovinzial von Burgund auf und war nach 1308 Lehrer der Theologie an der Universität in Paris. Er starb 1349. Sein Hauptwerk sind die Postillae perpetuae in Vetus et Novum Testamentum, eine Auslegung des Literalsinns der Bibel, die neben der Glossa ordinaria Walafridi Strabonis der beliebteste Kommentar des späten Mittelalters war und auch als erste einen Druck erfuhr (Rom 1471/72). Vgl. Wetzer u. Welte, Kirchenlexikon, 1895². – RE für prot. Theologie, 1903³. – Lexikon für Theologie u. Kirche, 1935.



Abb. 5: *Erschaffung Evas (HB)*

einer Überschrift, nämlich der zu Ps 5, weicht HB in der Wortwahl von KBu ab und druckt »Mantel« statt »Heuke«, wie schon gezeigt wurde.

Bei dieser Sachlage über die Übersetzungstechnik der HB zu urteilen, ist sehr schwierig. J. M. Goeze fällte einen harten Spruch, wenn er S. 91 schreibt: Der Ausgeber der HB verdienet vor dem Ausgeber der LB gar kein vorzügliches Lob, vielmehr hat er bisweilen, wenn er verbessern wollte, sogar das Gute verderbet. Walther (Sp. 679), welcher sich noch am fleißigsten mit HB beschäftigt hat, war etwas zurückhaltender und meinte, der Übersetzer hätte zwar die meisten seiner hochdeutschen Genossen übertroffen, hinter seinen niederdeutschen Vorgängern aber doch ziemlich weit zurückgestanden. H. Teuchert[5] lobt den fortgeschrittenen Satzbau der HB.

Daß HB des Lateinischen »nicht hinreichend mächtig« war, müssen wir Walther zubilligen und verweisen auf die von ihm zusammengetragenen Beispiele. Offensichtliche Fehler und Ungenauigkeiten sind dort angeführt. Für andere Ungeschicklichkeiten geben wir ein paar typische Zeugnisse:

Exod 20, 5: visitans iniquitatem patrum; KBu: visiterende de quaetheit der olderen; LB: to straffende de boßheyt der vedere; HB: visyterende de boßheyt der vedere.

[5] H. Teuchert: Niederdt. Mundarten, Leipzig 1935, S. 117, Anmerk. B. II, 27.

Exod 27, 3: lebetes ad suscipiendos cineres; KBu: kettele to entfangen de essche; LB: schapen.syne aschen mede vth to nemende; HB: gropen degele to entfangende de asschen.

Gen 43, 29: attollens autem Joseph oculos; KBu: en Joseph hoeff vp syne oghen; LB: Vnde ioseph sloch vp sine oghen; HB: Auer Joseph toch to sick de oghen.

Gen 49, 32: collegit pedes suos super lectulum, et obiit; KBu: he toch sine vote na sik vp dat bedde.vnde starf; LB: sammelde he sine vote vppe dath bedde... vnde starff; HB: las he to samende syne vote vp dem bedde vnd starff.

Num 21, 15: scopuli torrentium inclinati sunt, ut requiescerent in Ar; KBu: de berghe der watere hebben syck ghesencket dat se rouwen in arnon; LB: De hoghen stene in den lopenden vleten.sint nedder boghet dat se roweden in arnon; HB: De vôte der ryuere sint geneget dat se rouweden to Arnon.

Andererseits rühmte auch Walther an HB die deutsche Sprachgewandtheit. Im allgemeinen bemüht sich HB um einen einfachen, schlichten und gut lesbaren Text, hat dabei aber wohl mehr aus ihren Vorlagen, vor allem KBu, geschöpft als aus dem lateinischen Grundtext[6]. Jedenfalls bedeutet sie gegenüber LB oft einen erheblichen Fortschritt:

a) stragulum 4 Reg 8, 15; en laken dat men ouer dat bedde spredet KBu, LB; ein bancklaken HB.

unus de capreis, quae morantur in silvis 2 Reg 2, 18; een rebuck dat in deme bussche wonet KBu; een van den rebukken. de in den wolden sint LB; ein wylt rebok HB.

Ähnlich Jer 2, 6; Bar 4, 8 u. ö.

b) ostium domus 4 Reg 5, 9; doer des huyses KBu; dor des huses LB; hußdôr HB.

triclinium 1 Reg 9, 22; hues der wertschop KBu; hus der wertschop LB; ete lôue HB.

per turbinem 4 Reg 2, 1; dorch inwelteronge der winde KBu; vormiddelst inwelteringhe der winde LB; yn dem storme HB.

ocreas aereas habebat in cruribus 1 Reg 17, 6; vnde he hadde beyn gewant an van Iseren KBu; vnde hadde auer sine bene benwapent van stale LB; vnnd hadde eerne knye schynen HB.

c) clamante praecone Gen 41, 43; leet ropen van den roperen KBu; de bade vorropende was LB; de herolt reyp HB.

elevans virgam Exod 7, 20; hoeff vp de rode KBu; was ypborende de roden LB; he bôrde yp de rode HB.

terram fluentem lacte et melle Exod 13, 5; dat land vloende (!) melck vnde honnich KBu; dat land vletende van melke vnde van honnighe LB; dat land dat dar vlûth van honninge vnde van melke HB.

mittam tibi hoedum de gregibus Gen 38, 17; ick schal dy senden een syckelken van dem queke KBu; ik werde dy sendende een hôken van miner schare des quekes LB; ick sende dy eyn hôkeken van dem vee HB.

qui educam vos de ergastulo Aegyptiorum Exod 6, 6; de iuw leyden schal vth den gheuencknis der egipcien KBu; de ick iuw werde vthvorende vth deme kerkener der van egypten LB; de iû vôren wyl vth den benden der van Egypten HB.

ego percutiam omnes terminos tuos ranis Exod 8, 2; ick sla alle dyn land KBu; ik werde slande.in alle dinen enden LB; wil ik alle dyn lant plagen HB.

aut quodlibet aliud reptile Levit 5, 2; effte iennich deer dat sliket langhest de erde KBu; edder enen andere krupende vorghiftich dere LB; neyn ander dat dar krupt HB.

comissationibus vacat, et luxuriae atque conviviis Deut 21, 20; hee leuet in woell etende vnde vnkuyscheyt vnde myt wertschappen KBu; he leuet in vulheit etendes vnde drinkendes. vnde in vnkuscheit vnde in wertschoppen LB; he bringet de tijt tho mit vreterie vnd vnkûscheyt vnd wertschoppen HB.

ob difficultatem partus periclitari coepit Gen 35, 17; mit swarheyt der ghebort began se perickel tho lyden KBu; vmme swarheyt der bord betenghede se to vorderuende LB; dorch de swaerheit der ghebort begunde se to syn in varen HB.

Quod si nosti in eis esse viros industrios, constitue illos magistros pecorum meorum Gen 47, 6; vnde weestu kloke lude vnder en de make mester auer myn quik KBu; vnde is dat du bekenst mank en to wesende strenghe voruaren menne. bestedighe de to wesende reygerers mynes quekes LB; Is dat du se bekennest flytlike manne / so sette se to meystere mynes vees HB.

cum coeperit clangere buccina Exod 19, 13; als de basune beghinnet to luden KBu; wen me beghynnet to blasende mit der basunen LB; wente de klanck der basunen beghynnet HB.

coepitque Noe vir agricola exercere terram, et plantavit vineam Gen 9, 20; noe de ackerman begunde to buwen de erden vnde plantede den wingarden KBu; Vnde noe betenghede so een akkerman to arbeydende de erden.Vnde plantede de winranken LB; Auer noe der ackerman de buwede de erden / vnde plantede einen wyngarden HB.

d) consuerunt folia ficus Gen 3, 7; do bunden se sick to samen de louer der vigenbome KBu; se...neyeden to hope vighenbledere LB; do bunden se vygenbleder HB.

ubera tua intumuerunt Ezec 16, 7; Din borste begunden vp togan KBu; Dine borste beghunden vp to ghande LB; dine bruste synt gequillet HB.

qui lingua lambuerint aquas, sicut solent canes lambere Judic 7, 5; de de dat water myt der hant vnde thungen vp lecken als hunde KBu; de de de watere nemen myt der hand.vnde myt der thungen dar vth lickende werden. so dar pleghen de hunde tholickkende LB; de mit der hant vnd mit der tungen water lapen / alse de hunde plegen HB.

Quare Moyses et Aaron sollicitatis populum ab operibus suis? Exod. 5, 4; moyses vnde aaron warumme solliciter (!) gi dat volk dat se nich te en werken KBu; moyses vnde aaron. worumme thoharde gy dat volck van eren werken LB; Warvmme vlyte gy aff tho teen dat volck van synen werken HB.

So spiegelt sich der kompilatorische Charakter von HB, wie er bereits in der Verwendung der Holzschnitte, der Summarien und in der ganzen Anlage der Bibel zu Tage trat, auch in der Textgestaltung wider. Die tausendfachen Verästelungen und Verschlingungen dieser Fäden zu entwirren, ist hier nicht der Ort. Mit Nachdruck soll indessen erneut auf die Bedeutung hingewiesen werden, die HB als Quelle für die Dialektgeographie und die deutsche Philologie überhaupt zukommt.

Schon Clement fiel 1750 ihre Eigenständigkeit auf: »Si l'on fait comparaison de ce passage (Gen 1) avec celui que j'ai copié

[6] Scheller, S. 154.

sur la Bible de Lubec de 1494. on verra que le Traducteur ne l'a pas suivie de mot à mot. mais qu'il y a *changé plusieurs termes selon le langage qui lui étoit familier:* et qu'il a même eu quelque autre ancienne Version, dont il a tiré les expressions, qui lui paroissoient plus convenables.«

Wenn HB in ihrem Schlußwort aussagt, sie sei »na rechtem warem dudeschem vnde sessischer sprake« abgefaßt, so stellt sie sich mit dieser der Kobergerbibel nachgeahmten Formel bewußt zum niederdeutschen Schrifttum. Scheller (S. 104. 154) rühmt ihr sogar eine besondere Reinheit der Sprache nach, welche »in keiner durch widrige Eigenheiten verunstalteten Mundart verfaßt ist, wie die Sassischen Bibeln unter Bugenhagens Correctur...«! Auch A. Lübben[7] erklärte ihre Sprache für »fast rein mittelniederdeutsch, fast dialectfrei« und meinte weiter: »Im großen und ganzen ist diese Übersetzung als ein hervorragendes Document des reinen Mittelniederdeutsch zu schätzen und daß die Verfasser nicht am Druckorte zu suchen sind, glaube ich mit Sicherheit annehmen zu dürfen; aber wo ihre Heimat ist, weiß ich nicht.«

Die Beantwortung dieser Frage konnte freilich erst in Angriff genommen werden mit den fortgeschrittenen Mitteln der Grammatik und auf Grund der Ergebnisse moderner Mundartforschung. Hier ist es in erster Linie H. Teuchert zu danken, wenn er den Wert der HB als Quelle zur Erkenntnis der landschaftlichen Umgangssprache des Halberstädter Raumes richtig eingeschätzt hat. Ihm folgend ist von der philologischen, dialektgeographischen Auswertung der HB an anderer Stelle ausführlich gehandelt worden, wobei der Wortschatz an rund vierhundert herausgehobenen Stellen beleuchtet und kritisch geprüft wurde. Das Ergebnis war: HB fügt sich in die bisher von der Forschung herausgearbeitete dialektgeographische Situation des Halberstädter Raumes ein. Sowohl der mitteldeutsche als auch der niederländische Anteil sind spürbar, wenn auch beide nicht so stark, wie zunächst angenommen wurde. Das ganze sprachliche Gebäude aber ruht auf niederdeutscher Grundlage, wobei die mittelniederdeutsche Schriftsprache die mundartlichen Eigenheiten nicht zu beseitigen vermochte[8].

Das Verfahren bei der Redaktion der HB dürfen wir uns wohl ähnlich dem beim Druck der LB vorstellen, die ja ebenfalls auf weite Strecken hin stark abhängig von KBu ist[9], und über deren Anfertigung wir durch einen glücklichen Fund anschaulich unterrichtet werden. F. Weber und I. Collijn haben einige Korrekturblätter der LB aufgefunden und veröffentlicht[10], auf welchen in den Text der KBu und am Rande handschriftliche Änderungen eingetragen sind. Gerade diese Änderungen aber unterscheiden den Text der LB von KBu[11]. So ähnlich, wenn auch wohl noch komplizierter, dürfte auch der Text von HB seine Gestaltung erfahren haben.

[7] Niederdt. Jb. 8 (1882), S. 113.

[8] S. Joost: Die Halberstädter Bibel vom Jahre 1522. Studien zur mittelniederdt. Wortgeographie. Phil. Diss. Rostock 1948.

[9] Walther (Sp. 674); schon 3 Reg 7 finden sich aber wieder Abweichungen von KBu.

[10] Nordisk tidskrift f. bok- och biblioteksv. 10 (1923), S. 190f.

[11] Ahldén, S. 124f.

II

Über Namen und Person des Druckers sagt HB selbst nichts aus, sondern begnügt sich in einem Kolophon, welches den hochdeutschen Bibeldrucken von Koberger und seinen Nachfolgern angelehnt ist, mit der kargen Formel: Gedrucket vnd fulendet in der stad Halberstad Na der gebort Christi vefteyn hundert vnde twe vnde twyntich Jar vp den VIII. dach Julij.

Auch KBu hatte den Namen des Druckers verschwiegen, wozu Ahldén (S. 30) mit Recht bemerkt, daß unvollständige Druckadressen in der Geschichte der gedruckten deutschen Bibelübersetzungen durchaus nichts Seltenes sind. Von den vierzehn hochdeutschen Bibeldrucken vor Luther nennen nur gerade die Hälfte den Namen des Druckers.

Im übrigen nahm es ja die Zeit mit dem Begriff des geistigen Eigentums – und die meist humanistisch gebildeten Drucker waren sicher oft über den Rahmen der technischen Herstellung hinaus an ihren Erzeugnissen beteiligt – nicht sonderlich genau. Und ein Verlagsrecht gab es noch nicht. Auch die Vermutung, der Halberstädter Drucker wollte aus Furcht vor der Kirche anonym bleiben, zumal Erzbischof Berthold von Mainz in einem Edikt vom 22. 3. 1485 die Verbreitung religiöser Übersetzungsliteratur scharf kritisiert hatte, erscheint abwegig. Wäre es doch jederzeit leicht gewesen, den Bibeldrucker der Halberstädter Offizin ausfindig zu machen. Schließlich erreichte aber gerade in den Jahren 1520-22, als HB gedruckt wurde, die reformatorische Bewegung einen Höhepunkt. Am 10. Dezember 1520 verbrannte Luther in Wittenberg öffentlich die päpstliche Bulle, die ihm den Bann androhte.

Auf der Suche nach dem Drucker der HB war man also auf eine indirekte Beweisführung angewiesen.

Lateinische Erzeugnisse der Halberstädter Druckerei überliefern den Namen eines Mannes, der zu der Offizin in einem sehr nahen Verhältnis gestanden haben muß:

Psalterium Romanorum, Okt. 1520: per magnifaciendos viros *Ludouicum Trutebulen:* necnon Henricum et Sebastianum godeken: socios: ipsorumque opera et impensis...Halberstadiis...enucleatus. 2°[12].

Isidorus (Hispalensis), De summo bono et soliloquiorum eius. Halberstadie *in edibus Ludouuici Trutebulen*. 1522. 4°.

Ferner wurden außer HB in diesen Jahren noch mehrere niederdeutsche Texte gedruckt, in der Mehrzahl reformatorisches Gedankengut enthaltend.

Die Halberstädter Bibel, ohne Zweifel der umfangreichste und bedeutendste Druck, ist gekennzeichnet durch eine auffallend große, charakteristisch geformte und sehr schöne Schwabacher Type, welche von jeher die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Sie ist dieselbe, die sich auch in anderen Halberstädter Drucken wie auch in Erzeugnissen der Erfurter Offizin »Zum Färbefaß« in der Pergamentergasse wiederfindet. Aus dem Vergleich von Drucken beider Häuser zog der Halberstädter Oberdomprediger Dr. Augustin (gest. 1. 9. 1856) den Schluß, daß »die Druckerei in der Permentergasse sich früher zu Halberstadt befand und dort dem Kaufmann Ludewig Trutebul ge-

[12] Benzing, Halb. Psalt., S. 94; Abb. des Kolophons mit Druckermarke.

hörte: die erste Druckerei in Halberstadt, 1520 errichtet; im Jahre 1523 ging aus ihr noch in Halberstadt eine plattdeutsche Übersetzung der Taulerschen Predigten hervor«[13]. Wie aus einem Notizblatt im Nachlaß Augustins ersichtlich ist, war er jedoch der Ansicht, daß Trutebul der Druckerei sein Haus und Geld zur Verfügung gestellt habe; die technische Leitung derselben hätte bei den Gebrüdern Heinrich und Sebastian Godekken gelegen, deren Namen er wohl dem Kolophon des oben erwähnten Psalterium Romanum vom Jahre 1520 entnommen hatte[14].

Von Bedeutung für den Gang der weiteren Forschung war, daß Philipp Wackernagel in seiner Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes (1855) die Auskünfte Augustins übernahm und weiter ausbaute, ohne dessen kritische Einstellung zur Person Trutebuls genügend zu berücksichtigen. Was ihn interessierte, war das bekannte lutherische Gesangbuch »Eyn Enchiridion oder Handbuchlein.eynem ytzlichen Christen fast nutzlich bey sich zuhaben, zu stetter vbung vnd trachtung geystlicher gesenge vnd Psalmen, Rechtschaffen vnd kunstlich verteutscht... Gedruckt zu Erffurd, yn der Permenter gassen, zum Ferbefaß.1524.« Wackernagel verglich das Druckmaterial des Enchiridion mit Halberstädter Drucken, hielt die Identität für sicher und sprach nun kurzweg vom »Trutebulschen Enchiridion«. Er fahndete nach weiteren biographischen Daten zur Person Trutebuls und entwarf schließlich folgendes Bild:

»Ludwig Trutebul war ein Freund des Gesanges; ich schließe dies daraus, daß er, wie Herr Oberdomprediger Dr. Augustin mir schreibt, im Jahre 1511 eine Stiftüng von 300 Fl. für die Martinskirche zu Halberstadt machte, um von den Zinsen dieses Kapitals das Absingen des Salue regina an jedem Nachmittage zu bewirken. Ihn werden daher, als er, wie es scheint, 1520 oder 1521 zur protestantischen Kirche übergetreten, die einige Jahre nachher aufkommenden herrlichen Lieder derselben ganz besonders gefreut haben. Weshalb er seine Druckerei 1523 nach Erfurt verlegte, ist unbekannt; vielleicht lag eine Ursache in seiner protestantischen Richtung... Bemerkenswert ist es, daß Trutebul sich nach dieser Zeit von den Buchdruckergeschäften ganz zurückgezogen zu haben scheint: es ist in der Permentergasse in keinem späteren Jahr mehr ein Werk gedruckt worden. Herr Oberdomprediger Dr. Augustin weist mir aus Godofredi Suevi Academia Vitebergensis ab anno 1502 bis 1555 nach, daß Ludwig Trutebul im Jahr 1528 Licentiat der Rechte und späterhin Syndicus der Reichsstadt Goslar geworden...«[15].

Diese so recht romantische These hat sich dann besonders A. v. Dommer (1888) zu eigen gemacht und mit aller Energie die Ansicht verfochten, Ludwig Trutebul sei der Drucker der Halberstädter wie auch der Erfurter Offizin gewesen[16].

Hinzu kam eine weitere Beobachtung. Sie betrifft das Monogramm eines bis heute unbekannten Formschneiders CD (CG?)

[13] Wackernagel, S. 59f. – Borchling-Claußen 765.
[14] Weber, S. 123.
[15] Wackernagel, S. 59f.
[16] v. Dommer, S. 81ff.



Abb. 6: *Sündenfall und Vertreibung* (*HB*)

mit der Jahreszahl 1520. Mit diesen Zeichen sind, wie auf den hier beigegebenen Reproduktionen deutlich wird, an ziemlich auffallenden Stellen einige Holzschnitte der HB versehen, die nicht zu den Stöcken gehören, die KBu, KBe und die Kobergerbibel vom Jahre 1483 benutzt hatten. Da das Hieronymusbild neunzehn Mal in HB abgedruckt ist, findet sich das Monogramm an 24 Stellen der Bibel.

Ebendasselbe Künstlerzeichen begegnet uns noch:

Psalterium Romanorum, Halberstadt 1520. Titelornamentierung und Wappenholzschnitt am Schluß sind dieselben wie in HB. Missale Benedictinum, Halberstadt 1520. Titelholzschnitt. Luther, Martin: Uan den guden Wercken, Halberstadt 21. 3. 1521. Titelholzschnitt. Tauler, Johannes: Predige, Halberstadt 1523. Titeleinfassung.

Die letzten beiden Holzschnitte tragen zwar nur die Jahreszahl ohne das Monogramm, aber bereits Wiechmann-Kadow stellte 1856 fest[17], daß schon »der oberflächliche Vergleich mit denen der Halberstädtschen Bibel« genügt, die Identität des Meisters zu erweisen. Tatsächlich hat auch ein Holzschnitt in HB, der den Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradies darstellt, nur die Zahl 1520 (s. Abb. 6). Wiechmann-Kadow glaubte daher, in dem Künstler den »Meister der Trutebulschen Officin« sehen zu dürfen. Diese Formulierung übernahm 1859 Nagler[18], jedoch las er nicht CD sondern CG. Die Variante hatte allerdings auch Wiechmann-Kadow in Erwägung gezogen. Sowohl Wiechmann-Kadow wie auch Nagler aber nahmen als erwiesen an, daß die Druckerei Ludwig Trutebul unterstand.

Seitdem galt Ludwig Trutebul lange Zeit als Drucker der HB, ermittelt durch »Typen- und Illustrationsvergleichung«, und so erschien er auch in den einschlägigen bibliographischen und literarischen Arbeiten[19].

Jedoch hat es auch nicht an Stimmen gefehlt, die Bedenken und Zweifel an der vor allem durch Wackernagel so ausgesponnenen These über die Person Trutebuls laut werden ließen. Außerdem ist immer wieder an dem Künstlermonogramm CD oder CG herumgerätselt worden. Die Möglichkeit, mit seiner Hilfe größere Klarheit hinsichtlich der Druckerfrage zu erzielen, schien nahezuliegen.

Im Jahre 1912 machte Breest (S. 482f.) auf einige schwache Punkte in der bisherigen Beweisführung aufmerksam. Vor allem hätte sich Wackernagel in der Annahme geirrt, Trutebuls Druckerwerkstatt sei die erste und einzige in Halberstadt gewesen und nach dem Druck der HB hätte es dort keine Druckerei mehr gegeben. Vielmehr blieb die Druckerei im Hause Lichtengraben Nr. 6 bestehen: »Während Trutebuls Druckerei so bald einging, hat sie 400 Jahre überdauert und wird in demselben Hause noch heute betrieben.« Diese alte Buchdruckerei übernahm im Jahre 1792 Johann Christoph Doelle, und 1801 erschien dort eine Bibel in Mitteloktav, zu welcher der damalige Generalsuperintendent Christian Ludwig Schäffer eine Vorrede schrieb, in der er auf ausdrücklichen Wunsch Doelles auch historische Daten über die Entwicklung der Druckerei aufnahm. In dieser findet sich die Nachricht, daß die Offizin schon zwei Bibeln gedruckt habe: »Die erste war eine Folio-Bibel in plattdeutscher Sprache, welche schon 1520 erschien und von dem damaligen Besitzer dieser Offizin, Curt (Conrad) Drake gedruckt worden ist. Die zweite war die in lang Duodez, ohne Abteilung in Verse und ohne Parallelstellen von Andreas Kohlwalds Witwe besorgt«[20].

Es scheint hier tatsächlich ein Stück älterer Überlieferung vorzuliegen, die schon Scheller (S. 155) im Jahre 1826 erwähnt, sich dabei auf die Nachricht eines Direktor Eichholz in den »Halberstädter gemeinnützigen Blättern« III, 1. St. 5, S. 70-80 stützend. Hier hatte Eichholz behauptet, das »Drachenloch« in Halberstadt, der nach Westen mündende und früher mit einem Tor verschlossene lange Ausgang des Domplatzes, hätte seinen Namen von dem ersten Drucker Halberstadts Conrad Drake (C. Drache), und dieser sei auch der Drucker der HB gewesen. Obschon 1865 dann Weber (S. 121f.) ziemlich scharf gegen diese Ansicht Stellung nahm und erklärte, daß nicht der geringste Beweis vorhanden sei weder für die Existenz eines Buchdruckers Drake in Halberstadt um 1522 noch überhaupt sonstwo und keine einzige Urkunde, noch Denkschrift, noch sonstige Autorität für die Behauptung, die Wohnung Drakes hätte den Namen abgegeben für das »Drachenloch« in Halberstadt, brachte Breest nun doch noch eine neue Stütze herbei:

Der Wappenholzschnitt am Ende beider Bibelteile (s. Abb. 7) zeigt sieben geflügelte Knabengestalten – eine in der Mitte, je drei zu beiden Seiten. Zwischen der mittleren und den Seitengestalten und von diesen gehalten sowie an Riemen, die in einem Ranken- und Blumenwerk befestigt sind, hängen zwei Schildwappen, von denen das linke eine Blume auf stilisiertem Feld, das rechte aber einen geflügelten fischähnlichen Drachen darstellt. Im Vordergrund sehen wir die Jahreszahl 1520 und darunter das Monogramm des Künstlers. Liegt nun eine Beziehung vor zwischen dem drachenähnlichen Wappentier (niederdeutsch: Drake) und dem vermeintlichen Conrad Drake, dann dürfte dieser nicht der Zeichner, sondern der Drucker der HB gewesen sein.

Einen weiteren schweren Stoß erlitt die Trutebulthese, als es gelang, in Johann Lörsfelt den Drucker der Erfurter Offizin »Zum Färbefaß« ausfindig zu machen. Diese Entdeckung machte schon W. Lucke, der in den Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation, Bd. 4 (1911), S. 366 erklärte, daß »die L. Trutebul in Erfurt zugeteilten Drucke vielmehr von Joh. Loersfelt ebenda stammen«. Ohne Kenntnis davon gehabt zu haben, kam sodann 1913 Johannes Luther-Greifswald zum gleichen Ergebnis[21]:

Die Erfurter Druckerei »Zum Färbefaß« in der Pergamentergasse bestand nur während der Jahre 1523 und 1524. Während dieser Zeit erschien dort eine Ausgabe der Schrift »Die ander getrew vermanung Johannis Eberlin vonn Güntzburg, an den Rath der loblichen stadt Vlm... Erffurdt ynn der permenter

[17] Archiv für die zeichnenden Künste, S. 252.

[18] Monogrammisten II, Nr. 2795.

[19] Bekey, S. 490. – Borchling-Claußen 704. – Ahldén, S. 125.

[20] Breest, S. 486.

[21] Luther in: Zentralblatt für Bibliothekswesen 30 (1913), S. 504f.; derselbe in: Beiträge zum Bibliotheks- u. Buchwesen, 1913, S. 185ff.



Abb. 7: *Wappenholzschnitt als Abschluß des 1. und 2. Teils der Halberstädter Bibel*

gassen, zum Färbefaß. M. D. XXIII. J. LF.«[22] Die letzten drei Buchstaben lassen sich nur als J(ohannes) L(oers)F(elt) auflösen, welcher mit dem gleichen Druckmaterial, denselben Typen, Initialen, Titeleinfassung usw. vom Jahre 1525 ab als Drucker in Erfurt im Hause »Zu der Sonnen bei S. Michael« tätig war und bekannt ist. Lörsfelt, der sich gelegentlich selbst »Pariser« nennt, ist seiner Herkunft nach wohl kein Erfurter gewesen; und so vermutete Johannes Luther, daß er vor seinem Auftreten in der Färbefaßdruckerei in Halberstadt war und sich dort bei seinem Fortgang einen Vorrat des Druckmaterials erwarb. Mit diesem arbeitete er dann 1523/24 in der Pergamentergasse »Zum Färbefaß«, 1525 im Hause »Zu der Sonnen bei S. Michael«, 1562 »Auf dem wenigen Markt zum halben Rade« oder auch »Zum halben Rad in der Meimergasse«. 1527 ging er nach Marburg als erster Drucker der dort neu gegründeten Universität.

Den letzten Schritt indessen tat Isaak Collijn[23]. Bei Vorarbeiten zur neuen Auflage des ersten Bandes von »Sveriges bibliografi intill år 1600« stieß er auf eine Gruppe liturgischer Drucke, die während der Jahre 1519-21 in Halberstadt erschienen sind. Von Wichtigkeit ist ein bei Weale-Bohatta unter Nr. 1760 angeführtes Missale, dessen Schlußwort lautet: Missale elegantissimum disertissimumque Sacratissimi Cisterciensis ordinis... in praeclara ciuitate Sedis Episcopalis Halberstadensis per peritissimum virum Laurentium Stuchs. Anno domini Millesimo quingentesimo decimo nono. Accurate impressum: felicem sortitur finem.

Derselbe Lorenz Stuchs hat aber auch ohne Zweifel das schon von Weale, Catalogus missalium ritus latini, Londini 1886 unter Nr. 223 ihm zugeschriebene Missale Benedictinum, Halberstadt 1520, gedruckt. Interessanterweise schmückt es derselbe Rahmenholzschnitt, den auch das Titelblatt des zweiten Teils der HB zeigt.

Titelblattornamentierung und Wappenholzschnitt der HB sind ferner die gleichen wie im Psalterium Romanum, Halberstadt 1520.

Und schließlich wird auf denselben Drucker das Manuale Aboense vom Jahre 1522 zurückzuführen sein. In dem der Kirche Lojo in Finnland gehörenden Exemplar ist ein Makulaturblatt des oben erwähnten Missale Benedictinum 1520 verarbeitet.

So ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß in Lorenz Stuchs auch der Drucker der Halberstädter Bibel und aller jener Drucke gesehen werden muß, die man so lange Ludwig Trutebul zugewiesen hatte.

Biographische Nachrichten über Lorenz Stuchs sind nicht vorhanden. Collijn erinnerte mit Recht an die bekannte Buchdruckerfamilie Stuchs in Nürnberg. Dort war während der Jahre 1488-1518 Georg Stuchs von Sulzbach als Buchdrucker tätig, zuerst im Dienst des Anton Koberger. Und in der Zeit

[22] Panzer, Annalen 2, Nr. 1863.

[23] Collijn in: Nordisk tidskrift f. bok- och biblioteksväsen 24 (1937), S. 1ff. – Benzing in: Nord. tidskrift f. bok- och bibliotheksväsen 25 (1938), S. 93ff.

Dat boeck Ruth



Hyr anheuet dat boek Ruth

Dat erſte Capittell ſecht vo Elymelech vnde Noe-
my ſyn wyff/vñ ôre ſônes/gyn
ghen yn dat land van
Moab vme der dû-
ren tijt wyllen
yn Bethleem.

N eynes rychters dagē/do
de rychtere dat volk Jſra-
hel vor ſtundē.do wart ein
grot hunger. Eyn man vā
Bethleem iuda gink in dat
lant Moab/dat he dar yn-
ne Pelegrymes wyſe were
mit ſiner hûſfrouwen vnd
mit tween ſônen. he heyt Elymelech/ vnde ſyne
hûſfrouwe Noemi. Vñ der twyer ſône heyt eyn
Maalon/de ander Chelyon. Effratey vā Beth
lehem Juda. Dûſſe gink yn dat lant Moab vñ
wonde dar. Vnd Elimelech de man Noemi de
ſtarff/vnd ſe bleeff dar mit ôren ſônen. de nemen
hûſfrouwen van dem volke Moab. Der eyner

Abb. 8: *St. Hieronymus in der Zelle (HB)*

von 1509 bis 1520 arbeitete ebenfalls in Nürnberg ein Johann Stuchs.

Stammte Lorenz Stuchs aus dieser Familie, und stand vielleicht auch er in der Tradition der Koberger-Offizin, aus der 1483 der 9. hochdeutsche Bibeldruck hervorgegangen war, dann ergeben sich für HB weitere Ausblicke. Die schon A. Lübben aufgefallene Übereinstimmung der Schlußschrift mit den in den hochdeutschen Bibeln seit Koberger erscheint nun verständlicher. Auch die Anklänge im Text, auf die Ahldén (S. 125) hingewiesen hat, und auf die auch wir des öfteren gestoßen sind, scheinen jetzt auf einer engeren Verbindung mit den hochdeutschen Vorläufern von HB zu fußen, als man bisher anzunehmen geneigt war. Besonders aber die Tatsache, daß HB für die Illustration dieselben Holzstöcke verwendet hat, die die berühmte zweiteilige Nürnberger Bibel des Anton Koberger benutzt hatte und die erstmalig die Kölner Bibeln zeigten, legt die Vermutung nahe, daß unmittelbare persönliche Verbindungen geschäftlicher oder verwandtschaftlicher Art zwischen den Druckern in Nürnberg und Halberstadt bestanden haben.

In der Illustration der gedruckten deutschen Bibeln vor Luther unterscheidet man seit Muther drei Gruppen.

Es beginnt mit den noch etwas primitiven, in Spielkartenmanier gehaltenen 57 Holzschnitten, die Jodocus Pflanzmann in Augsburg seinem Bibeldruck um 1475 beigegeben hatte (DB 3). Dieselben Stöcke benutzte danach noch einmal der Augsburger Drucker Anton Sorg für die ebendort 1477 erschienene DB 6.

Die zweite Gruppe bilden DB 4, 5, 7, 8, die alle dieselben 73 Holzschnitte zeigen: Bilderinitialen, die die figürliche Darstellung in die leeren Räume der großen Anfangsbuchstaben legen. Jedoch irrte sich Muther, wenn er DB 5 zum Ausgangspunkt dieser Illustrationsgruppe machte. Sie nimmt vielmehr ihren Anfang mit DB 4, dem 1475/76 in Augsburg von Günther Zainer veranstalteten Druck, der ja auch eine Revision des bisher in DB 1-3 gebotenen Textes brachte. 1477 gab Zainer eine neue Auflage heraus (DB 7). Auf dem neuen Text und der neuen Illustration ruhen weiterhin die Drucke von Johann Sensenschmidt in Nürnberg 1476/78 (DB 5: Schweizerbibel) und von Anton Sorg in Augsburg 1480 (DB 8).

Epochemachend wurden die über 100 große, mehrfigurige Holzschnitte zu einer geschlossenen Illustrationsfolge zusammenfügenden niederdeutschen Kölner Bibeln (KBue). Von ihnen sind nun alle folgenden deutschen Bibeldrucke in Ober- und Niederdeutschland abhängig. Dieselben Stöcke druckte Koberger 1483 in Nürnberg (DB 9) und Lorenz Stuchs in Halberstadt (HB) noch einmal ab. Dazwischen liegen (DB 10-14) die Drucke von Johann Grüninger in Straßburg 1485, Johann Schönsperger in Augsburg 1487 und 1490, Hans Otmar in Augsburg 1507 und Silvanus Otmar ebenda 1518. Sie alle verwenden eine der Kölner Bibel überaus sorgfältig, mitunter pedantisch nachgeschnittene Folge von Holzschnitten in verkleinertem Maßstab.

Abseits steht allein die von Steffen Arndes 1494 in Lübeck (LB) gedruckte niederdeutsche Bibel mit ihren künstlerisch überragend hochstehenden, durch eine originelle und freimütige Ursprünglichkeit in der Auffassung ausgezeichneten Holzschnitten. Daß Lorenz Stuchs nicht auf diese niederdeutsche, HB räumlich und zeitlich am nächsten liegende Bibel bezüglich der Illustration zurückgriff, sondern noch einmal die mehr als 40 Jahre alten Kölner Druckstöcke aus Nürnberg heranholte – eben das kann kein Zufall sein!

Ein so großes Unternehmen, wie es der Druck der HB in einer niederdeutschen Mundart war, mußte sich der bereits gemachten Erfahrungen sowohl hinsichtlich der Textgestaltung wie auch der technischen Anlage bedienen. Neben KB und LB boten sich selbstverständlich die vierzehn hochdeutschen Bibeldrucke als Vorlagen an. Um so günstiger, wenn auch der technische Leiter der Druckerei sein Handwerk in einer Offizin erlernt hatte, die in dieser Hinsicht ihre Erfahrungen besaß. Und also bezeichnet das Missale Cisterciense vom Jahre 1519 in Halberstadt den Drucker Lorenz Stuchs als einen *peritissimum virum!*

Ungelöst bleibt immer noch das Monogramm CD. Indessen war dieser Künstler nicht nur Formschneider, sondern auch Maler. Von seiner Hand stammte ein Ölgemälde, das Ludwig Trutebul in vornehmer, reich mit Pelz verbrämter Tracht darstellt. Das aus dem Besitz von Dr. Augustin überkommene Bild befand sich bis zu seiner Vernichtung durch die Kriegsereignisse am 8. 4. 1945 im Amtszimmer des Oberbürgermeisters im Rathause zu Halberstadt. Nun hatte zum Glück C. Ruprecht-Halberstadt 1875 eine Lithographie jenes Gemäldes angefertigt[24].

Betrachten wir dieses Bild, so finden wir links oben in der Ecke das uns aus HB so wohl bekannte Monogramm CD mit der Jahreszahl 1520 und in der rechten oberen Ecke in gleichem Duktus und ohne Zweifel von demselben Künstler: Anno sue aetatis 35. Im unteren Viertel des Lithos sehen wir den Siegelring Trutebuls mit seinem Wappen. Es ist das gleiche wie auf dem Wappenholzschnitt in HB (s. Abb. 7), nur hier natürlich spiegelverkehrt: Ein geteilter Schild, in dessen heraldisch rechter Hälfte eine Blume mit zwei Blättern an einem s-förmig gewachsenen Stengel dargestellt ist. Der Künstler stand also in einem sehr engen Verhältnis zur Halberstädter Druckerei und zu Ludwig Trutebul.

Über Trutebul wissen wir seit dem Beitrag von Walter Baumann im Gutenberg-Jahrbuch 1952 besser Bescheid: Er wurde um 1485 geboren und stammte aus einer der reichsten Familien Ascherslebens, die 1464 dem Rat der Stadt Halberstadt 500 Gulden geliehen hatte. Im Jahre 1504 wurde er an der Universität Wittenberg immatrikuliert. Er studierte die Rechte, wurde 1508 in die Halberstädter Kaufmannsgilde aufgenommen, stiftete 1511 der dortigen Martinikirche ein Kapital von 300 Gulden, gehörte 1513 dem Rat der Stadt als Kleinkämmerer an und war von 1516 bis 1521 stellvertretender Bürgermeister. Im Verlauf der durch die Reformation entstandenen Unruhen wandte er sich nach Goslar, wurde dort am 9. 4. 1536 Stadtsyndicus und starb vor 1549.

Damit rundet sich das Bild:

Während der Jahre 1519-1523 wurde in Halberstadt eine Druckerei betrieben, aus der uns bis heute 21 Drucke bekannt

---

[24] Auf Grund einer brieflichen Mitteilung von Herrn Stadtarchivar Dr. Becker-Halberstadt v. 23. 10. 1948, dem der Verf. auch die Photographie des Lithos verdankt.

geworden sind, darunter HB[25]. Der Druckerherr war der reiche, gebildete und angesehene Ratsherr Ludwig Trutebul, einer jener »lyeffhebber aller menschen salycheit«, wie KBu in ihrem Vorwort den Veranstalter dieses Bibeldruckes genannt hat. Selbstverständlich hat er nicht selbst das Druckerhandwerk ausgeübt, ebensowenig wie der reiche Kölner Kaufmann, kaiserliche Notar und städtische Schreinsschreiber Johann Helmann, der Schwiegervater des Heinrich Quentell[26]. Trutebul war der Unternehmer, in ideeller wie in materieller Hinsicht, und also erscheint gelegentlich in einem Halberstädter Druck der Vermerk: in edibus Ludouuici Trutebulen. Das Impressum des Psalterium Romanum vom Jahre 1520 nennt aber außer Trutebul noch die Gebrüder Godeken als Gesellschafter der Firma.

Bevor es in Halberstadt zur Gründung der Druckerei kam, hatte das Domkapitel in den Jahren 1503-1515 mehrfach Druckaufträge an den Nürnberger Drucker Georg Stuchs vergeben. Diese bereits bestehenden Geschäftsverbindungen nutzte man nun bei der Errichtung einer eigenen Druckerei aus, indem man ein anderes Mitglied der Familie, Lorenz Stuchs, engagierte.

Lorenz Stuchs war der technische Leiter der neuen Offizin, der gelernte Fachmann, aus einer Druckerfamilie hervorgegangen, ausgebildet doch wohl auch in Nürnberg. Er kannte aber auch den Bibeldruck, er entsann sich der Illustration der Koberger-Bibel; seinen Berufsverbindungen möchten wir die Beschaffung der Holzstöcke zuschreiben. Der Meister, der sich jetzt an den Druck der HB wagte, stand also mitten in der großen Tradition des deutschen Bibeldrucks. Dennoch werden wir dem Oberdeutschen kaum die Gestaltung des niederdeutschen Textes, der so eigenwillig mundartliche Züge des Halberstädter Raumes aufweist, zutrauen dürfen.

Da arbeitete noch ein Unbekannter, sei es als Setzer, sei es als Korrektor. Ein Mann, der seine heimatliche Sprache wohl beherrschte und im übrigen aus KBu, LB und anderen Bibeln schöpfte. Einige Textpartien des Alten Testamentes schrieb er in das Halberstädter Idiom um; vielleicht übersetzte er auch die Vorrede zum Pentateuch neu aus dem Lateinischen. Aber der Riesenaufgabe war er schon bald nicht mehr gewachsen, und da übernahm er weite Strecken des Textes aus LB oder KBu.

Und noch ein vierter Mitarbeiter ist deutlich erkennbar geworden. Das ist unser Meister CD. Er lieferte für HB die Holzschnitte, und auf dem einen verewigte er das Wappen seines Auftraggebers Trutebul. Aber da ist noch das rechte Wappen auf demselben Holzschnitt. Daß es tatsächlich, wie Breest merkte, einen Drachen darstellt, ist evident. Sollte es nicht ein sprechendes Wappen und jenem sagenhaften Conrad Drake zuzuschreiben und ebenderselbe der Meister CD gewesen sein? Dann bekäme die dunkle Halberstädter Überlieferung doch noch einen Sinn.

Trotz mancher Mängel, welche die Beschäftigung mit HB aufgezeigt hat, und die vor allem in ihrem ausgesprochenen Mischcharakter begründet sind, zählt die Bibel dennoch seit jeher zu den Kostbarkeiten. Den größten Abbruch tat ihr wohl Luthers Übersetzung, dessen Neues Testament nur wenige Monate später erschien. Und damit dürfte auch die geringe Zahl der auf uns gekommenen Exemplare, von denen Borchling-Claußen nur 28 vollständige und 2 unvollständige aufzählen,



Abb. 9: *Lithographie nach einem Ölbildnis Trutebuls im Rathaus zu Halberstadt.*
(Im 2. Weltkrieg vernichtet)

[25] Ein bibliographisches Verzeichnis dieser Drucke lieferte Benzing im Gutenberg-Jahrbuch 1952, S. 131f.

[26] Corsten, Die Anfänge des Kölner Buchdrucks, 1955.

zurückzuführen sein. Wir aber schließen uns diesmal gern Lessings großem Widersacher J. M. Goeze an, der sich als erster ernsthaft um die gedruckten niederdeutschen Bibeln bemühte, wenn er die Halberstädter Bibel ein Juwel nennt und sagt, »ihr Anblick wird einem ächten Liebhaber und Kenner dieser Schätze allezeit sehr angenehm seyn«.

LITERATUR

Zu aufrichtigem Dank verpflichtet fühlt sich der Verf. den Herren Prof. Dr. Hermann Teuchert und Bibliotheksdirektor i. R. Dr. Bruno Claußen, beide in Rostock, sowie Herrn Stadtarchivar Dr. Becker in Halberstadt. Freundliche Unterstützung fand er ferner durch die Stadtbibliothek Mainz und das dortige Gutenberg-Museum, insbesondere durch Herrn Bibliotheksrat Dr. Helmut Presser. Die Bibliothek des Bischöfl. Priesterseminars in Mainz gewährte entgegenkommend die Einsicht in das ihr gehörende Exemplar der Koberger-Bibel v. J. 1483. Die hier anschließende Arbeit Walter Baumanns kam erst zur Kenntnis des Verf., als das Manuskript bereits abgeschlossen war. Im übrigen stützte er sich auf folgendes Schrifttum:

Ahldén, T. R.: Die Kölner Bibel-Frühdrucke, Lund 1937.

Alberts, H.: Dat Evangelium Sancti Johannis... aus der Halberstädter plattdeutschen Bibel... als Festschrift... dargereicht. Stendal 1926.

Baumann, W.: Wer war der erste Halberstädter Buchdrucker? Umwege und Abwege einer Forschung. In: Gutenberg-Jahrbuch 1952. S. 124-132.

Bekey, K.: Überblick über die niederdeutsche Bibelübersetzung des Mittelalters. In: Bibel und Deutsche Kultur, X, S. 463ff., Potsdam 1940.

Benzing, J.: Das Halberstädter Psalterium Romanum vom Jahre 1520. In: Nordisk tidskrift för bok- och biblioteksväsen, 25 (1938), S. 93ff.

—,—: Liste der Drucke der ersten Halberstädter Buchdruckerei. In: Gutenberg-Jahrbuch 1952. S. 131f.

Die Erste Deutsche Bibel. Hrsg. von W. Kurrelmeyer, Tübingen 1904-1915.

Bibel und Deutsche Kultur. Veröffentlichungen des Deutschen Bibel-Archivs in Hamburg. Bd. 8 (1938) und 9 (1940).

Borchling, C. und B. Claussen: Niederdeutsche Bibliographie. Gesamtverzeichnis der niederdeutschen Drucke bis zum Jahre 1800. Bd. 1. u. 2. Neumünster 1931ff.

Breest, E.: Der Herausgeber der »Halberstädter Bibel« von 1522. In: Theologische Studien und Kritiken, Jg. 85 (1912), S. 478ff.

Briquet, C. M.: Les filigranes. Dictionnaire historique des marques du papier. Bd. 1-4. Genf 1907.

Brodführer, E.: Untersuchungen zur vorlutherischen Bibelübersetzung. Halle 1922.

Clement, D.: Bibliothèque curieuse historique et critique... Bd. 3. Göttingen 1750.

Collijn, I.: Laurentius Stuchs i Halberstadt tryckaren av Manuale Aboense 1522. In: Nordisk tidskrift för bok- och biblioteksväsen, 24 (1937), S. 1ff.

Corsten, S.: Die Anfänge des Kölner Buchdrucks. Köln 1955.

Dommer, A. von: Lutherdrucke auf der Hamburger Stadtbibliothek 1516-1523. Leipzig 1888.

Friedländer, M. J.: Die Lübecker Bibel. München 1923.

Gerlach, G.: Der Drucker und die Ausgaben der Kölner Bilderbibel. Leipzig 1900.

Gössel, E.: Der Wortschatz der Ersten deutschen Bibel. Diss. Gießen 1933.

Goeze, J. M.: Versuch einer Historie der gedruckten niedersächsischen Bibeln vom Jahr 1470 bis 1621. Halle 1775.

GW — Gesamtkatalog der Wiegendrucke. Leipzig 1925.

Joost, S.: Die Halberstädter Bibel vom Jahre 1522. Studien zur mittelniederdeutschen Wortgeographie. Diss. Rostock 1948. (Maschinenschrift).

Kautzsch, R.: Die Holzschnitte der Kölner Bibel von 1479. Straßburg 1896.

Kehrrein, J.: Zur Geschichte der deutschen Bibelübersetzung vor Luther... Stuttgart 1851.

Lübben, A.: Die Halberstädter niederdeutsche Bibelübersetzung von 1522. In: Niederdeutsches Jahrbuch, 8 (1882), S. 108ff.

Luther, J.: Ludwig Trutebul und die Druckerei »Zum Färbefaß« in Erfurt. In: Beiträge zum Bibliotheks- und Buchwesen, Paul Schwenke zum 20. 3. 1913 gewidmet. Berlin 1913. S. 185ff.

Meltz, C.: Die ältesten niederdeutschen Bibeldrucke der Universitätsbibliothek Rostock. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock, Jg. 4 (1954/55), S. 167-198.

Muther, R.: Die ältesten deutschen Bilderbibeln. München 1883.

Nagler, G. K.: Die Monogrammisten. Bd. 1-6. München 1858-1879. 1920.

Panzer, G. W.: Annalen der älteren deutschen Literatur... Bd. 1. Nürnberg 1788.

Scheller, K. F. A.: Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache. Braunschweig 1826.

Schmidt, G.: Beiträge zur Geschichte der Buchdruckerei in Halberstadt. Halberstadt 1891.

Teuchert, H.: Niederdeutsche Mundarten. Leipzig 1935.

—,—: Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts. Neumünster 1944.

Vollmer, H.: Materialien zur Bibelgeschichte und religiösen Volkskunde des Mittelalters. Berlin 1912ff.

Wackernagel, Ph.: Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes im 16. Jahrhundert. Frankfurt 1855.

Walther, W.: Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters. Braunschweig 1889-92.

Weber: Der Drucker der halberstädtischen Bibel von 1522. In: Neue Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen... des Thüringisch-Sächsischen Vereins f. Erforschung des vaterländischen Altertums etc., hrsg. von O. Opel. Bd. 11. Halle-Nordhausen 1865, S. 121-124.

Wiechmann-Kadow: Holzschnitte altdeutscher Meister. Monogrammist CD. oder CG. In: Dr. Naumann's Archiv für die zeichnenden Künste, Jg. 2 (1856), S. 252f.

Worringer, W: Die Kölner Bibel. München 1923.

WALTER BAUMANN

Geschichte des alten Halberstädter Buchdrucks

INHALT

*

Walter Baumann († 1954) hinterließ ein Manuskript über »Die Geschichte der ältesten Halberstädter Buchdruckerei«. Der erste Teil dieser Arbeit wird im folgenden in unveränderter Form abgedruckt. Der zweite Teil, der die Geschichte der Druckerei C. Doelle in Halberstadt im 19. Jahrhundert weiterverfolgt, wird später erscheinen.

Abkürzungen

AB = Augustinsche Bücherei in Halberstadt (Verwaltung: Stadtbücherei, Halberstadt)
HB = Vorm. Königl. und Provinzial-Bibliothek in Hannover
HSB = Stadtbibliothek in Hamburg
HD = Bibliothek des Domgymnasiums in Halberstadt
HS = Staatsarchiv Hannover
LKB = Liegnitzer Kirchen-Bibliothek Peter-Paul in Liegnitz
MSB = Magdeburger Stadtbibliothek in Magdeburg
MS = Staatsarchiv Magdeburg
SB = Preußische Staatsbibliothek in Berlin
SWB = Fürstl. Stolbergische Bibliothek in Wernigerode
SLB = Stuttgarter Landesbibliothek in Stuttgart
St = Stolberg-Stolbergische Bibliothek in Stolberg
Stb = Stadtgeschichtliche Bücherei in Halberstadt
UB = Universitätsbibliothek (Halle, Leipzig, Berlin...)
WB = Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel
ACD = Archiv C. Doelle & Sohn
ADB = Allgem. Deutsche Biographie

VORWORT

Im Jahre 1891 erschien aus der Feder des verdienstvollen Erforschers der Halberstädter Geschichte, Gustav Schmidt, eine Schrift »Beiträge zur Geschichte der Buchdruckerei in Halberstadt. Festschrift zur Jubelfeier der Doelle'schen Buchdruckerei am 12. August 1891«. Sorgfältig und umsichtig waren hier die wesentlichen Ergebnisse eingehender Forschungsarbeit über Halberstadts Buchdruckergeschichte zusammengetragen, eine feste Grundlage für jede weitergehende Forschungsarbeit. Allerdings konnte es bei dem Fehlen moderner bibliographischer und zeitungskundlicher Hilfsmittel nicht ausbleiben, daß im Laufe der Zeit selbst die sorgfältigen Forschungen G. Schmidts überholt wurden.

Wenn die Jubiläumsschrift Gustav Schmidts auch manche zeitraubende Vorarbeit ersparte, so forderte die Neugestaltung der Geschichte des Halberstädter Buchdrucks doch eine Verlagerung der Betonung vom Biographischen nach dem Bibliographischen. Damit rückten die Drucke in den Vordergrund der Betrachtung. Für diese Arbeiten standen dem Verfasser aus dem Archiv C. Doelle & Sohn und anderen Archiven Akten nur spärlich zur Verfügung. Brachten schon die Meßkataloge aus den vergangenen Jahrhunderten nur kärgliche Hinweise auf die Drucke der ältesten Halberstädter Offizin, so enthielten auch die neueren bibliographischen Werke nur wenig Material zur Buchdruckergeschichte der Stadt. Zwar finden sich in den Sammlungen der Augustinschen Bücherei, der Stadtgeschichtlichen Bücherei und der Bücherei des Staatlichen Domgymnasiums zu Halberstadt nennenswerte Bestände an Halberstädter Drucken, doch konnten diese Aufstellungen als einzige Quellen einer Bibliographie nicht genügen. Der Kreis der Büchereien mußte erheblich erweitert werden, um zu annähernder Vollständigkeit zu gelangen. Herr Dr. J. Benzing von der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin hat sich in dankenswerter Weise in den Dienst dieser Arbeit gestellt. Ihm war es mit Hilfe des Gesamtkataloges der Deutschen Bibliotheken möglich, die Bibliographie wesentlich zu bereichern. Darüber hinaus hat Herr Dr. Benzing die Arbeit mit manchem wertvollen Hinweise gefördert. Ihm, wie auch den Verwaltern der genannten Halberstädter Büchereien sei an dieser Stelle der Dank des Verfassers abgestattet.

Eine lückenlose Vollständigkeit der Halberstädter Drucke war natürlich nicht zu erreichen. Immerhin ist die Liste der festgestellten Drucke reichhaltig genug, um ein möglichst wahrheitsgemäßes Bild zu liefern. Nur das, was für die Geschichte der Landschaft kulturhistorisch von Bedeutung war, konnte hier verzeichnet werden. Für die Darstellung des Zeitungswesens konnte auf die sorgfältigen Forschungen F. Eggelings zurückgegriffen werden. (Das Halberstädter Zeitungswesen. Diss. Greifswald 1925.) In dieser Schrift ist die Entwicklung des Halberstädter Zeitungswesens nach den Grundsätzen moderner Zeitungskunde vollständig dargestellt worden.

Halberstadt, im Juli 1941 *Walter Baumann*

I

LUDWIG TRUTEBUL - LORENZ STUCHS

Im Anfange des 16. Jahrhunderts gingen aus der Werkstatt des Nürnberger Buchdruckers Georg Stuchs (aus Sulzbach) 1484-1520[1] verschiedene Drucke für Halberstadt hervor: ein »Missale celeberrimi Halberstattensis episcopatus« und ein »Missale Halberstadense«. Der Druck des »Breviarium Canonicarum horarum liber secundum ordinem rubrice ecclesie Halberstadensis ordinatus« wurde (nach den Schlußzeilen des Buches) im November 1515 vollendet. Georg Stuchs hat danach jahrelang in enger Geschäftsverbindung zu interessierten Kreisen in Halberstadt gestanden. Es läßt sich heute nicht beweisen, ob Ludwig Trutebul, der Gründer der ersten Halberstädter Buchdruckerei, in irgendwelche Beziehungen zu Georg Stuchs getreten ist. Doch lassen sich auch gegen eine solche Annahme keine stichhaltigen Gründe anführen.

Ludwig Trutebul, der aus Aschersleben stammte, war von 1504 an in Wittenberg immatrikuliert[2]. In Halberstadt wurde er 1508 in die Gilde der Kaufleute aufgenommen[3]. Schon 1513 gehörte er als Kleinkämmerer dem Rate der Stadt an und gelangte überraschend schnell 1516 auf den wichtigen Posten eines reitenden (stellvertretenden) Bürgermeisters, den er auch 1517, 1520 und 1521 verwaltete[4]. Man muß sich vergegenwärtigen, wie eng der Kreis der ratsfähigen Familien im damaligen Halberstadt zusammengeschlossen war, um zu begreifen, daß Trutebuls Laufbahn außergewöhnlich war. Es mag sein, daß er schon als vermögender Mann nach Halberstadt kam und dadurch schneller zu den Ehrenämtern gelangte, auf die andere lange Jahre warten mußten. Zweifellos aber war er dem Durchschnitt des Bürgertums geistig überlegen, was auch dadurch bewiesen wird, daß Ludwig Trutebul 1528 durch den Rat der Stadt Goslar als Licentiat der Rechte zum Syndikus bestellt wurde[5]. Durch diese Tatsache wird die landläufige Behauptung entkräftet, daß Trutebul selbst in Halberstadt als Drucker tätig war[6]. Wenn sich in dem durch seine Presse gedruckten Werke des Isidorus Hispalensis die Bemerkung findet »in edibus Ludouuici Trutebulen«, dann ist damit gar nicht gesagt, daß Trutebul selbst Drucker war. Wir haben vielmehr in ihm den Geldgeber und Verleger zu sehen[7], der es unternahm, unter Förderung durch den Administrator Albrecht von Brandenburg[8] einen neuen Gewerbezweig in Halberstadt heimisch zu machen.

Zur Aufrichtung einer guten Buchdruckerei hat Trutebul sich vermutlich mit dem Nürnberger Stuchs in Verbindung gesetzt. Georg Stuchs schickte wohl seinen Sohn Lorenz nach Halberstadt, wo dieser mit dem Kapital Trutebuls eine Druckerei einrichtete. In diesem Laurentius Stuchs nun haben wir Halberstadts ersten Buchdrucker zu erblicken[9]. Er besorgte 1519 den Druck des »Missale .... Cisterciensum«, dessen Schlußzeilen ganz eindeutig auf ihn verweisen. Sie lauten: »Missale elegantissimum dissertissimumque Sacratissimi / Cisterciensis ordinis. Ad laudem cunctipotentis dei suaeque / intemeratae et immaculatae genitricis virginis Mariae. / Necnon ad singularem commoditatem et utilitatem ordinis / praemeмorati. exactissima cum diligentia castigatum ac / emendatum. Ac in praeclara civitate Sedis Episcopalis / Halberstadensis per peritissimum virum Laurentium Stuchs. / Anno domini Millesimo quingentesimo decimo nono. / accurate impressum: felicem sortitur finem«.

Diese eindeutige Schlußschrift schließt alle Erörterungen über die Frage nach dem ersten Halberstädter Drucker endgültig ab. Dadurch erhält auch der zuweilen als Drucker angesprochene C D – Conrad (Curd) Drake[10] den Platz, der ihm gebührt. Drake war der Künstler, der das Ölbildnis des Ludwig Trutebul gemalt hat, und der für die Halberstädter Presse seit 1520 die Holzstöcke geschnitten hat[11]. Diese Holzschnitte, Titeleinfassungen oder Schlußschriften finden sich mit wenigen Ausnahmen in fast allen Halberstädter Drucken jener Zeit. Für

---

[1] H. Barge, Geschichte der Buchdruckerkunst von den Anfängen bis zur Gegenwart. Leipzig 1940. S. 81. W. Baumann, Die Druckerei Stuchs zu Nürnberg (1484-1537), in: Gutenberg-Jahrbuch 1954, S. 122ff. ADB 36, S. 714-716. O. v. Hase, Die Koberger. Leipzig 1885, S. 145. J. H. Lucanus, Notitia Principatus Halberstadiensis I, S. 886. Mscr. Stadtarchiv. Halberstadt 1745. W. Baumann, Wer war der erste Halberstädter Buchdrucker?, in: Gutenberg-Jahrbuch 1952, S. 124ff.

[2] E. Foerstemann, Album Academiae Vitebergensis. 1891. I, S. 14, 39.

[3] G. Schmidt, Beiträge zur Geschichte der Buchdruckerei in Halberstadt. – Festschrift zur Jubelfeier der Doelle'schen Buchdruckerei am 12. August 1891. Halberstadt 1891, S. 1.

[4] Stadtarchiv Halberstadt, FF 32, Senatskonfirmationen.

[5] Godofr. Suevus, Academia Vitebergensis 1502 bis 1655. Wittebergae 1655.

[6] G. Schmidt, a. a. O., S. 1-2.

[7] I. Collijn, Laurentius Stuchs i Halberstadt Tryckaren av Manuale Aboense 1522. Uppsala 1937. (Särtryck ur Nordisk Tidskrift för Bok- och Biblioteksväsen, Arg. 24, 1937, S. 8.)

[8] F. Kapp, Geschichte des deutschen Buchhandels bis in das 17. Jahrhundert. Leipzig 1886, S. 166.

[9] K. Steiff schreibt 1893 in Band 36 der ABD, S. 716: »Ein dritter Meister dieser Familie (Stuchs) ist der erst neuerdings entdeckte Lorenz Stuchs, der als Prototypograph von Halberstadt in den Jahren 1519-1520 dort zwei Messebücher gedruckt hat.« Steiff stützt sich dabei auf: Weale, Catalogus missalium ritus latini. London 1886, S. 223.

[10] E. Breest, Der Herausgeber der »Halberstädter Bibel« von 1522. (Theologische Studien und Kritiken, Jahrgang 85, 1912.) S. 478-488.

[11] Wiechmann-Kadow, Holzschnitte altdeutscher Meister. Monogrammist CD oder CG in Archiv für die zeichnenden Künste. Jahrgang 2, 1856, S. 252f. Nagler, Die Monogrammisten. Bd. II, 1860, Nr. 2795. Passavant, Le peintre-graveur. T. 4, 1863, S. 302f. R. Muther, Die ältesten deutschen Bilderbibeln. München 1883, S. 15f. R. Muther, Die deutsche Bücherillustration der Gothik und Frührenaissance 1460-1530. München 1922. S. 246. R. Kekule, Über einige Holzschnittzeichnungen Holbeins in Jahrbuch der kgl. preuß. Kunstsammlungen. Bd. 13, 1892, S. 168ff.

die bekannte niederdeutsche Bibel von 1522 hat Drake nur die ersten drei Holzschnitte entworfen (Hieronymus, Sündenfall, Austreibung aus dem Paradies), für die übrigen Schnitte wurden die bereits im Jahre 1478 in der Kölner Bibel verwendeten Stöcke Wohlgemuts benutzt[12]. Die Gründung der Halberstädter Buchdruckerei erfolgte in der bewegten Zeit des religiösen Umbruchs, den Martin Luthers kühner Angriff auf die Lehren und Einrichtungen der alten Kirche ausgelöst hatte. Ganz Deutschland wurde durch den Kampf um die neue Lehre ergriffen, voll Spannung nahmen alle Volksschichten an dem Zeitgeschehen teil. Dieses starke Interesse brachte der Buchdruckerkunst einen ungeahnten Auftrieb. Die Nachfrage nach Büchern stieg gewaltig an[13]. Es war gleichgültig, ob sich die Drucker für die alte oder die neue Lehre entschieden; Aufträge gab es allerorten genug. Trutebul wandte sich der Lutherschen Lehre alsbald (vermutlich 1520) zu und ließ schon in diesem Jahre einige Schriften des Reformators drucken. Immerhin war er Geschäftsmann genug, auch andere Werke, nach denen gefragt wurde, durch seine Presse drucken zu lassen. Zweifellos veranlaßte ihn zu solchen Tun der Gedanke, seinem jungen Unternehmen die nötige wirtschaftliche Basis zu schaffen. Wie sehr Trutebul sich aber doch der neuen Lehre verschrieben hatte, geht aus der Liste der Drucke – soweit heute feststellbar – hervor, die damals in Halberstadt hergestellt wurden:

Missale consummatissimum scd'm vsum ac ritum ... ozdinis *Cisterciensis* 1519. 2° 90 Bl.
Verzeichnet in: Isak Collijn, Laurentius Stuchs i Halberstadt Tryckaren av Manuale Aboense 1522. Uppsala 1937. S. 16.
Vorhanden: Wien, Schottenstift.

(Xylogr.) *Psalteriuz / Romanoruz* / Okt. 1520. 2° 240 Bl.
Verz. in Nordisk Tidskrift för Bok- och Biblioteksväsen 1938, 25, S. 93 ff. (J. Benzing, Das Halberstädter Psalterium Romanum vom Jahre 1520.)
Vorh.: Nürnberg, Melanchthon-Gymnasium.

Missale consummatissimum / scd'm vsum ... ozdinis / diui *Benedictini* (Titeleinfassung) 1520. 2° 264 Bl.
Verz.: Collijn, a.a.O. S. 13ff.
Vorhanden: Hildesheim, Josephinum.

Luther, Martin: Van dem pa- / westdom tho Rome / wedder den ... / Romanisten / tho Lyptzick ... (Titeleinf.) 1520. 4° 32 Bl.
Verz. in Borchling – Claussen, Niederdeutsche Bibliographie. Neumünster 1931 f. Nr. 645. E. Weller, Repertorium typographicum Nördlingen 1864-1885. VI, 282 L.
Vorhanden: Berlin, S B.

Luther, Martin: An den Christ- / lichen Adel dutscher / Nation ... (Titeleinf.) 1520. 4° 50 Bl.
Verz. Borchling-Claussen, a. a. O. Nr. 644, Weller a. a. O. VI, 400.
Vorhanden: Berlin, SB.

(Erasmus Desiderius) Wat men in Luthers / saken handelen vnd wo men / syck dar ynne hol- / den schal. / (Titeleinf.) 1520 4° 6 Bl.
Verz.: Borchling-Claussen a. a. O. Nr. 640.
Vorhanden: Lübeck, Stadtbibliothek.

Eyn Warhafftich boeck / schen vorklarende war lyst de Romer / bruken myt Creeren veler Cardi / nal .... (Titeleinf.) 1520 4° 6 Bl.
Verz.: Borchling-Claussen a. a. O. Nr. 637.
Vorhanden: Rostock, Universitätsbibliothek.

Oraria ad vsuz dioecesis *Hilden / semense.* scd'o ia examussim casti / gata ... 1521. 12° 278 Bl
Verz.: Collijn, a. a. O. S. 17.
Vorhanden: Berlin, SB.

Luther, Martin: Eyn gude pre / ding van der werdigen / bereyding tho dem / ... Sa- / crament ... (Titeleinf.) 1521. 4° 6 Bl.
Verz.: Weller, a. a. O. I, 328 m. Borchling-Claussen, a. a. O., Nr. 646.
Vorhanden: Berlin, SB.

Erasmus, Desiderius: Erasmi Roterodami / Paraclesis vordudet, ... (Titeleinf.) 1521. 8° 20 Bl.
Verz.: Borchling-Claussen, a. a. O. Nr. 699.
Vorhanden: 1912 im Antiquariatshandel.

Luther, Martin: Eyn Sermon von dem Sacra- / ment der Bothe ... 1521. 4° 8 Bl.
Verz.: Weller, a. a. O., II, 711 P., Borchling-Claussen, a. a. O. Nr. 694.
Vorhanden: Berlin, SB.

Luther, Martin: Uan den guden / Wercken / D. M. / L. / (Titeleinf.) 21. März 1521. 4° 60 Bl.
Verz.: Weller, a. a. O., VI, 199 L. Borchling-Claussen, a. a. O. 696.
Vorhanden: Berlin, SB.

Luther, Martin: Eyn vnderricht der bycht- / kynder. ouer de vor- / boden boecker / ... 1521. 4° 4 Bl.
Verz: Weller, a. a. O., VII, 286 N., Borchling-Claussen, a. a. O., 695.
Vorhanden: Berlin, SB.

Luther, Martin: Antwort ... vor K. M. ... up ansokinge der / boker vnder synem namen / vtgegan. 1521. 4° 4 Bl.
Verz.: Weller, a. a. O., VII, 859., Borchling-Claussen, a. a. O., 690.
Vorhanden: Göttingen, UB.

Copp, Johann: Twe nyge nutte vnd / lustige Dialogi, edder gespreke. ... (Titeleinf.) um 1522. 4° 34 Bl.
Verz.: Borchling-Claussen, a. a. O., 714. Collijn. a. a. O., S. 11.
Vorhanden: Kopenhagen, Königl. Bibliothek.

Manuale seu exequiale / sc'dm ritum eccl'ie *Aboensis* ... (Titeleinf.) 1522. 4° 66 Bl.
Verz.: Collijn, a. a. O., S. 2 ff.
Vorhanden: Helsingfors, Universitätsbibliothek.

Isidorus Hispalensis: Isidorus de summo / bono et soliloqui- / orum eius. / (Titeleinf.) 1522. 4° 86 Bl.
Verz.: Collijn, a. a. O., S. 4. A. Panzer, Annales Typographicum, 1785, VII, 117.
Vorhanden: Goslar, Marktkirchen-Bibliothek.

Biblia dudesch / ... (Titeleinf.) 8. 7. 1522. 2° 562 Bl.
Verz.: Borchling-Claussen, a. a. O., 704. Collijn, a. a. O., S. 10.
Vorhanden: Stadtgeschichtl. Bibliothek Halberstadt.

---

[12] O. v. Hase, a. a. O., S. 118.
[13] H. Barge, a. a. O., S. 136.

Breviarium Goslariense. 8. 12. 1522. 8°
Verz.: Panzer, a. a. O., VII, 117. Bohatta, Bibliographie der Breviere. 1501-1800. 1912. 2250.
Vorhanden: Dresden, Landesbibliothek.

Tauler, Johannes: Joannis Tauleri / ... Predige / faste fruchtbar ... to einem rechten / Christlyken / leuende. (Titeleinf.) 1523. 2° 294 Bl.
Verz.: Borchling-Claussen, a. a. O., 765.
Vorhanden: Halberstadt, Stadtgeschichtliche Bibliothek.

Kettenbach, Heinrich v.: ... Eyn Sermon wid- / der des Babsts Kuchen predy- / ger zu Vlm ... 1523. 4° 12 Bl.
Verz.: G. Panzer, Annalen der ältesten deutschen Literatur, Nürnberg 1788-1805, 1910.
Vorhanden: Berlin, SB.

Hutten, Ulrich v.: Ulrichs vonn / Hutten mit Erasmo von Roterdam / ... hand- / lung ... (Titeleinf.) 1523. 4° 34 Bl.
Verz.: Weller, a. a. O., 2457.
Vorhanden: Frankfurt/M. StUB.

Styfel, Michael: Das Euangelium von / dez verlornen Son / Luce. xv. ca. / ... (Titeleinf.) 1523. 4° 36 Bl.
Verz.: Panzer, Annalen ... 1998.
Vorhanden: Berlin, SB.

Von sämtlichen Halberstädter Drucken ist die niederdeutsche Bibel das bemerkenswerteste und bedeutendste Buch[14]. Nach der Kölner niederdeutschen Bibel von 1478 und der Lübecker des Jahres 1494 stellte die Halberstädter den am besten gelungenen Versuch einer Bibelübersetzung ins Niederdeutsche dar. In ihrer Textgestaltung macht sich schon der Einfluß von Martin Luthers Lehre und Wirksamkeit bemerkbar[15]. In seiner Gesamtheit erweist sich das Werk nicht als einheitliche Leistung. Selbständige Übersetzungsarbeiten verraten folgende Stellen: 1. Mose – 1. Chronica 9,3 und Jesajas 60, 12 – 2. Makkabäer 11. Außer dem Psalter, der der Kölner Bibel von 1478 entnommen wurde, stammen alle übrigen Teile des Textes aus der Lübecker Bibel von 1494[16]. Die Teile der Übersetzung allerdings, die durch Trutebul-Stuchs erstmalig abgedruckt wurden, zeigen »eine bewundernswerte Sprachgewandtheit. Alle spezifisch lateinischen Konstruktionen werden aufgelöst. Die Wortstellung ist echt niederdeutsch«[17]. Es ist schon oft bedauert worden, daß dieser Halberstädter Bibelübersetzung kein nennenswerter Erfolg beschieden war, da ihr Druck am 8. Juli 1522 beendet wurde. »Wäre diese Bibel nur nicht so kurze Zeit vor dem Erscheinen der Übersetzung Luthers (September 1522) gedruckt, so würde sie gewiß eine große Verbreitung gefunden haben. Nun aber wurde sie durch die Rivalin so völlig in den Schatten gestellt, daß nur sehr wenige Exemplare verkauft wurden«[18]. Wenn auch nach der Bibel noch der Druck der niederdeutschen Ausgabe von Taulers Predigten und einiger anderer kleiner Schriften ausgeführt wurde, so war der geschäftliche Mißerfolg der zur Unzeit herausgebrachten Bibel doch ein schwerer Schlag für das noch junge Unternehmen. Vielleicht hat sich Ludwig Trutebul nach diesem mißglückten Versuche, dem niederdeutschen Sprachkreise eine brauchbare Bibelübersetzung zu geben, entschlossen, die Druckerei in Halberstadt zu schließen. In diesem Entschlusse wird er durch den Widerstand der altgläubigen Obrigkeit gegen Reformationsversuche in Halberstadt bestärkt worden sein. Es mag auch sein, daß die Verlagsgemeinschaft durch den Austritt des Lorenz Stuchs aufgelöst war; denn es läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten, ob Lorenz Stuchs auch die letzten Halberstädter Drucke jener Jahre ausgeführt hat. Vielmehr wird angenommen, daß in der letzten Zeit ein Johannes Loersfeld in Halberstadt für Trutebul gearbeitet hat[19]. Allerdings ist nur schwer festzustellen, welche Drucke von Loersfeld unter die Presse genommen wurden, da er dasselbe Schriftmaterial verwendete wie sein Vorgänger Lorenz Stuchs.

Diesem Johann Loersfeld veräußerte Ludwig Trutebul 1523 die gesamte Einrichtung seiner Presse[20]. Noch im selben Jahre nahm Loersfeld seine Tätigkeit als selbständiger Druckerherr in Erfurt auf. Er begann dort mit dem Abdrucke von Lutherschriften »in der Permentergassen to dem Farwevate«. Es steht endgültig fest, daß Ludwig Trutebul niemals nach Erfurt gegangen ist und dort die ebengenannte Druckerei bis 1524 betrieben hat[21]. Die Presse, die 1519 in Halberstadt mit Trutebuls Unterstützung gegründet worden war, hörte wohl Ende April 1523 auf zu bestehen.

Nur wenige Jahre hat die erste Buchdruckerei in Halberstadt bestanden. Aus der Werkstatt sind nicht viele Drucke hervorgegangen. Und doch werden alle Bücher dieser Presse von Sachkennern »als hervorragend ausgestattete Drucke«[22] bezeichnet. Als Texttype wurde »eine etwas altertümlich erscheinende, aber deutliche Schrift von verhältnismäßig großem Kegel verwendet«[23]. Einen ähnlichen Charakter hatte die Auszeichnungsschrift. Besonders kennzeichnend für das gesamte Typenmaterial war »die große Textschwabacher, welche durch ihren einfachen, kräftigen, festen Habitus von anderen sonst ähnlichen gleichzeitigen Schriftarten so merkwürdig sich unterscheidet«[24]. Die Drucke, in denen sich diese eigenartig schöne Texttype mit den wirkungsvollen Titeleinfassungen und Schlußschriften Drakes verbindet, stellen heute noch typogra-

[14] J. M. Goeze, Versuch einer Historie der gedruckten niedersächsischen Bibeln vom Jahre 1470-1621. Halle 1775. S. 94-104. A. Lübben, Die Halberstädter niederdeutsche Bibelübersetzung von 1522. Jahrbuch des Vereins für niederländische Sprachforschung. Jahrgang 8, 1882, S. 108-115. E. Breest, a. a. O., S. 478-488. B. Claussen, Niederdeutsche Drucke im 16. Jahrhundert. Zentralblatt für Bibliothekswesen 22, 1912, S. 201 ff.

[15] H. Barge, a. a. O., S. 85.

[16] W. Walther, Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters. Leipzig 1889-1892, S. 679.

[17] W. Walther, a.a.O., S. 680. S. Joost, Die Halberstädter Bibel vom Jahre 1522. Diss. Rostock 1948.

[18] G. Wahl, Die deutsche Bibel vom 15. bis 18. Jahrh. Ausst.-Katalog Hamburg 1922, S. 30, auch W. Walther, a.a.O., S. 680.

[19] Joh. Luther, Ludwig Trutebul und die Druckerei »Zum Färbefaß« in Erfurt. Beiträge zum Bibliotheks- und Buchwesen P. Schwenke zum 20. März 1913 gewidmet. Berlin 1913, S. 195.

[20] Joh. Luther, a.a.O., S. 194.

[21] Joh. Luther, a.a.O., S. 190. A. v. Dommer, Die ältesten Drucke aus Marburg in Hessen. 1527-1566. Marburg 1892. S. 169.

[22] Joh. Luther, a.a.O., S. 185. J. M. Goeze, a.a.O., S. 95.

[23] Joh. Luther, a.a.O., S. 186.

[24] A. v. Dommer, Lutherdrucke auf der Hamburger Stadtbibliothek 1516-1523. Leipzig 1888, S. 81.

phische Besonderheiten dar, die in der bibliographischen Welt dieselben Anerkennungen finden wie mancher wertvolle Wiegendruck. Von dem ersten Drucker Laurentius Stuchs ist nur das wenige bekannt, was bereits gesagt wurde. Über die spätere Tätigkeit Johann Loersfelds sind wir besser unterrichtet. Er druckte in Erfurt von 1523 bis 1527 zahlreiche Schriften Martin Luthers, u. a. jenes erste evangelische Gesangbuch »Ein Enchiridion oder Handbüchlein eynem ytzliken Christen fast nutzlich bei sich zu haben« 1524. Später, 1527-28, läßt sich Loersfeld als Universitätsbuchdrucker in Marburg nachweisen[25]. Vermutlich standen sowohl Stuchs als auch Loersfeld in Halberstadt als Handwerker im Dienste Trutebuls, der als selbständiger Unternehmer beide Drucker in seiner Werkstatt beschäftigte. Er war der wirkliche Leiter der Buchdruckerei. Das zeigen vor allem die Schlußschriften der Drucke, die aus der Werkstatt hervorgingen. Darin wird vor allem Trutebuls Name genannt[26]. Ludwig Trutebul ist Geschäftsmann gewesen, er hat gewagt. Wenn sein Versuch schon nach einigen Jahren mißlang, dann lag bei ihm kein Verschulden. Daß aber diese Jahre nicht vertan waren, das beweisen heute noch die Erzeugnisse seiner Werkstatt. Sie sprechen für Trutebuls Unternehmungsgeist und für die Sorgfalt und die Kunstfertigkeit seiner Drucker.

II
GEORG KOTE

Die Schließung der Trutebulschen Buchdruckerei war für die um die Sache der Reformation eifrig bemühte Bürgerschaft Halberstadts gewiß keine Ermutigung. Sie bedeutete einen Rückschlag, dessen Wirkungen heute nicht mehr zu übersehen sind, hing doch die Ausbreitung der Lutherschen Lehre ganz eng mit der typographischen Produktion jener Tage zusammen. Die Flugschriften des Reformators und seiner Anhänger gingen damals aus den Druckereien hinaus, und sie wurden von allen Volksschichten gekauft und eifrig gelesen. Wurden in der Zeit der Wiegendrucke solche Flugschriften in einer Auflage von 300 Stück nur mühsam abgesetzt, so waren im dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts viele tausend Exemplare dieser Drucke in wenigen Tagen vergriffen[27]. Luthers kleine Unterweisung, wie man sich würdig auf den Empfang des heiligen Sakraments vorzubereiten habe, wurde bspw. in Wittenberg, Leipzig und Augsburg in acht Auflagen gedruckt, dazu kamen wenig später weitere Nachdrucke, die von Wittenberg, Leipzig, Basel, Augsburg, Nürnberg und Halberstadt ausgingen[28]. Diese und viele andere Reformationsschriften, die dem Bedürfnis des ganzen Volkes entgegenkamen, gelangten in die Hand fast jedes Deutschen, obwohl oft genug von der altgläubigen Obrigkeit gegen ihren Druck und Vertrieb eingeschritten wurde.

Obwohl am 6. März 1523 der Reichstagsbeschluß von Nürnberg veröffentlicht wurde, in dem es hieß, daß nun weiterhin nichts Neues ohne vorhergegangene Zensur gedruckt und feilgehalten werden dürfe[29], ist es sehr unwahrscheinlich, daß dieses Verbot irgendeinen Einfluß auf die Schließung der Werkstatt Ludwig Trutebuls ausgeübt hat. Doch wurde dieses Zensurgesetz von der Regierung des Stiftes Halberstadt, die sich hartnäckig der Einführung der neuen Lehre widersetzte, ohne Zweifel freudig begrüßt. Vor allem der Administrator des Stiftes, Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg, bestärkte sie nachhaltig in ihrem Widerstand gegen Martin Luthers Lehre. Er hielt zäh am alten Glauben fest, konnte aber doch auf die Dauer den Strom der Reformation nicht verschütten[30]. So kam es, daß die evangelische Lehre in Halberstadt nach den ersten stürmischen Anfängen bis 1525 nur Schritt für Schritt Raum gewann, auch unter der Administration Johann Albrechts und Friedrichs[31]. Erst bei der stillschweigenden Duldung durch den Administrator Sigismund (1552-1566) konnte das Werk der Reformation wieder stärker vorangetrieben werden, wenn auch die Stiftskirchen und die Klöster dem Katholizismus treu blieben.

Erst dem Bischof Heinrich Julius gelang es, diesen letzten Widerstand nach hartem Kampfe zu brechen. Gleich bei seiner Einführung 1578 stellte er sich allen Kapitulationen mit dem Domkapitel zum Trotz entschieden auf den Boden der evangelischen Lehre. Weder die Bedenken seiner Stiftsherren noch die Befehle des Kaisers vermochten ihn in seinem Streben nach endgültiger Reformierung des Stifts zu beeinflussen[32]. Unter diesen Umständen hat Heinrich Julius die Neugründung eines typographischen Unternehmens nicht nur geduldet und erlaubt, sondern vermutlich sehr gefördert. Ein evangelischer Drucker konnte ja sein Vorhaben nur unterstützen; denn ein solcher wirkte im endenden 16. Jahrhundert mehr in die Öffentlichkeit hinein als alle guten Mahnungen, die mündlich gegeben wurden.

Woher kam Georg Kote und in welchen Druckereien war er vorher tätig? Wir wissen es nicht[33]. War er mit dem von 1587 bis 1607 in Thorn tätigen Buchdrucker Andreas Kote verwandt[34]? Er könnte wohl ein Bruder dieses Andreas Kote gewesen sein, da sich früher oft mehrere Mitglieder einer Familie der Buchdruckerkunst zuwandten.

Wenn auch die vermutlich 1580 gegründete Druckerei anfangs nur einen bescheidenen Umfang hatte, so war Georg Kote nicht wie Lorenz Stuchs von einem Geldgeber abhängig. Er war Verleger und Drucker, Buchbinder und Buchhändler[35].

[25] Siehe Anmerkung 19. Ph. Wackernagel, Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes im 16. Jahrhundert. Frankfurt/M. 1855, S. 157. Das Erfurter Enchiridion. Neudruck Kassel 1929.

[26] Psalteriuz Romanoruz. (In der Schlußschrift werden Heinrich und Sebastian Goedeke als Teilhaber genannt, ihre Namen finden sich später nicht wieder verzeichnet.) Isidorus Hispalensis.

[27] H. Barge, a.a.O., S. 135.

[28] Fr. Kapp, a.a.O., S. 413.

[29] H. Barge, a.a.O., S. 134.

[30] Wie stark das Interesse der damaligen Zeit an dem reformatorischen Schrifttum auch in Halberstadt war, beweisen die entsprechenden Sammlungen des Domgymnasiums und der Stadtgeschichtlichen Bibliothek, die in jenen Jahren entstanden.

[31] G. Nebe, Die Kirchenvisitationen des Bistums Halberstadt in den Jahren 1564 und 1589. Einleitung. S. 1-33. Halle 1880. W. Langenbeck, Geschichte der Reformation des Stifts Halberstadt. Göttingen 1883.

[32] W. Langenbeck, a.a.O., S. 71-92.

[33] In der Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde 21, 1886, S. 314-351, werden verschiedene Angehörige einer Nordhäuser Familie Kote erwähnt. Eine Verbindung zu Georg Kote läßt sich allerdings nicht herstellen.

[34] Z. Mocarski, Ksiazka to Torunu do roku 1793 zarys Dziejow. Thorn 1934, S. 40-54.

[35] Wenigstens läßt sich um 1580 kein Buchbinder oder Buchführer in Halberstadt nachweisen.

Bei dem Stande der Reformation in Halberstadt fanden die Bücher Georg Kotes selbstverständlich einen guten Absatz, wenn er sich dem Drucke älterer und neuerer theologischer Literatur widmete. Das Interesse an diesen Fragen war gegen Ende des 16. Jahrhunderts noch ebenso groß wie zu Luthers Lebzeiten. Ein starkes Lese- und Schreibbedürfnis machte sich allerorten geltend[36]. Viele – oft genug unbedeutende – Predigten der ortsansässigen Geistlichkeit wollten gedruckt sein, eine Gepflogenheit, der auch Georg Kote entgegenkam. In seiner Werkstatt wurden – noch heute nachweisbar – gedruckt:

1580 Fischer, Christoph: Eine Christliche / Predigt, / Vber den trost- / reichen Hauptspruch Jo- / hannis am dritten Cap... Sampt der Christlichen / troestlichen ausslegung der fuer- / nembsten Trostsprueche S. Jo-/ hannis... M. Veit Dietrich. (Zwischentitel:) Dietrich, Veit: Christliche / Ware und troest / Ausslegung etlicher Sprüche S. Jo- / hannis. 8° 196 Bl. SB

1580 Dietrich, Veit: Christliche, / Wahre und / tröstliche Ausslegung / etlicher Sprüche S. Jo- / hannis. 8° Bl. [37]
Christoph Fischer, Oberpfarrer an St. Martini 1577–1583 (ADB VII, 51) hatte 1580 unter Voransetzung einer eigenen Predigt eine Schrift von Luthers Freund Veit Dietrich (ADB V, 196) herausgegeben. Eine zweite Auflage druckte Kote im selben Jahre nach sorgfältiger Korrektur.

1582 Fischer, Christoph: 46 Leichpredigten, Auss dem Newen Testament. 4° 624 Bl. SB

1583 Chaericus, Jakob: Panegyricum Carmen ad imitationem somnii et voti Salomonis, I. Reg. 3. 8° 41 Bl. HB

1585 Chaericus, Jakob: Heiliger Christ, d. i. Auslegung des Evangeliums ... 2. Capitel Lucas ... in 21 Predigten verfaßt ... 8° 384 Bl. AB

1588 Chaericus, Jakob: 14 Predigten über das Evangelium Lucae 2, so auff den Tag der Geburt Christi gehandelt wird. 8° HB

1590 Chaericus, Jakob: Erklärung des 126. Psalms. 8° HB

1592 Chaericus, Jakob: Bekenntnis Kaisers Caroli magni ... von allen notwendigen Hauptpunkten der christlichen Lehre. 8° AB

Jakob Chaericus (Gericke) war von 1581 bis 1593 Pfarrer an St. Johann in Halberstadt, später Superintendent in Frankenhausen.

1590 Marpach, Gregor: Das Buch Tobias, oder ein schöner Spiegel allen Personen, die zum Ehestand gehören ... 8° [38]

1590 Marpach, Gregor: Eine Christliche Predigt des Ostertages. 8° WB

1591 Mirus, Martin: Encaenia oder Renovalia der Stiftskirche zu Halberstadt ... 1591. 4°

Martin Mirus (ADB XXII, 1) hielt am 21. Sept. 1591 diese erste evangelische Predigt im Dom zu Halberstadt. Sie wurde nachgedruckt 1591 in Magdeburg, 1592 in Jena, 1613 bei J. A. Kote in Halberstadt und 1791 in Halberstadt, sämtlich AB

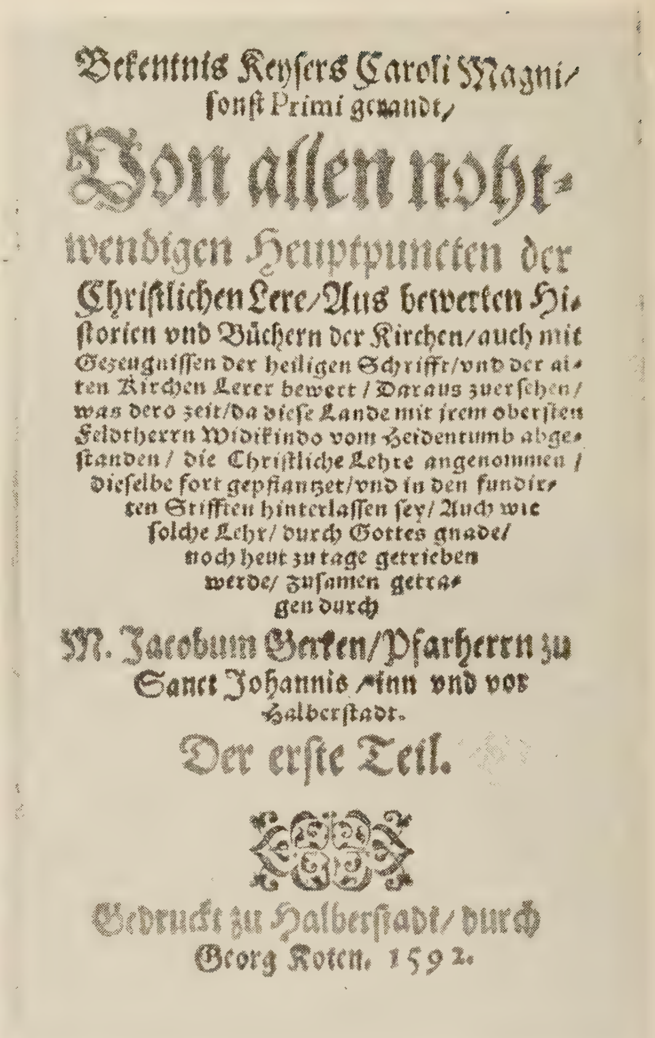

Bekentnis Keysers Caroli Magni/
sonst Primi genandt/
Von allen noht-
wendigen Heuptpuncten der
Christlichen Lere/Aus bewerten Hi-
storien vnd Büchern der Kirchen/auch mit
Gezeugnissen der heiligen Schrifft/vnd der al-
ten Kirchen Lerer bewert/Daraus zuersehen/
was dero zeit/da diese Lande mit irem obersten
Feldtherrn Widikindo vom Heidentumb abge-
standen/ die Christliche Lehre angenommen/
dieselbe fort gepflantzet/vnd in den fundir-
ten Stifften hinterlassen sey/ Auch wie
solche Lehr/ durch Gottes gnade/
noch heut zu tage getrieben
werde/ zusamen getra-
gen durch
M. Jacobum Gerken/Pfarherrn zu
Sanct Johannis /inn vnd vor
Halberstadt.
Der erste Teil.
Gedruckt zu Halberstadt/ durch
Georg Koten. 1592.

Abb. 1: *Georg Kote: Titelblatt einer Predigt des Jakob Chaericus, 1592*

1596 Sterbkunst, d. i. einfältiger und klarer Bericht aus Gottes Wort ... 8° Stb.

1596 Arndt, Johann: Ikonographie. Gründtlicher und christlicher Bericht von Bildern ... 4° UB Göttingen
Johann Arndt (ADB I, 548) war von 1590 bis 1599 Pfarrer in Quedlinburg.

1596 Jemm, Heinrich: Eine Predigt vom Heiligen Hochwirdigen Abendtmal. 4° SWB

1599 Lampadius, Autor: Eine feine christliche und sehr tröstliche Unterweisung am Tage St. Stephani. 4° AB

1605 Mesen, Johann: Dispositio aus dem Sechsten Capittel Esaiae ... 4° SWB

Neben diesen theologischen Büchern druckte Georg Kote noch 16 heute vorhandene Leichenpredigten und andere personengeschichtliche Schriften, die im Anhang veröffentlicht werden. Die straffere Zentralisierung der Territorialbehörden im endenden 16. Jahrhundert machte Gesetze und Verordnungen mannigfachster Art notwendig. An der Ausarbeitung

---

[36] H. Barge, a.a.O., S. 159.

[37] Verzeichnet G. Schmidt, a.a.O., S. 3, Standort nicht feststellbar.

[38] Verzeichnet M. G. Draudius, Bibliotheca germanica. Frankfurt-M. 1625, S. 125. Standort nicht feststellbar.

dieser die einzelnen Verwaltungszweige trennenden Bekanntmachungen waren im Bistum Halberstadt Tobias Paurmeister von Kochstedt (ADB II, 181), der seit 1594 Kanzler des Stifts war, maßgebend beteiligt. Georg Kote hat folgende Ordnungen für die Regierung des Stifts gedruckt:

1583 Des Hochwirdigen Durchleuchtigen ... Heinrichs Julii, Bischoffen zu Halberstadt ... Auffgerichte Cantzeley Ordenunge ... AB
(Von dieser Ordnung erschien im gleichen Jahre eine gleichlautende zweite Auflage.)

1597 Constitution und Ordenung ... wie es bei diesen gefehrlichen Sterbensleufften ... gehalten werden solle. AB

In der letztgenannten Ordnung wurden Verhaltungsmaßregeln gegen die Pest gegeben, die Halberstadt und ganz Mitteldeutschland in den Jahren 1597/98 heimsuchte. Ganz deutlich zeichnet sich in der Ordnung ab, daß man sich über den wahren Charakter der Krankheit klar geworden war. Diese behördlichen Maßnahmen in Pestzeiten genügten immerhin den Ärzten noch nicht; sie glaubten, die Menschen durch besondere Schriften über das rechte Verhalten belehren zu müssen. Immer wieder, wenn die Pest auftrat, erschienen solche Bücher. Georg Kote druckte zwei solcher Pestbücher ab:

1598 Budaeus, Wilhelm: Gruendtlicher Bericht und rahtsames bedencken Von der sehr gefehrlichen seuche der Pestilentz. DH

1598 Brugmann, Christoph: Loimographia, i. e. Pestis de scriptio . . . AB

Als ein einzigartiges Kulturdokument erweist sich ein Druck des Koteschen Unternehmens, durch den die junge Halberstädter Werkstatt ihren Beitrag zur Geschichte des deutschen Dramas lieferte:

1593 Eckstorm, Heinrich: Mauritius. Eine neue Tragoedia, von dem loeblichen Keyser Mauritio . . . SB
(Über H. Eckstorm s. ADB 5, 636)

Mit der Liste dieser Drucke ist natürlich die Gesamtproduktion der Koteschen Werkstatt keineswegs erschöpft. Auch die stiftischen und städtischen Behörden nahmen ja die Druckerei zur Vervielfältigung ihrer Verordnungen – oft genug handelte es sich dabei um Einblattdrucke – in Anspruch. Im Jahre 1596 wurde bspw. ein Edikt über die Rechtsprechung in der Stadt Halberstadt ausgegeben, das Georg Kote gedruckt hatte[39]. Dazu kamen die schon damals üblichen Gelegenheitsgedichte zu Hochzeiten und anderen Familienfestlichkeiten. Ob schon Georg Kote für die damals aufblühende Martinischule Schulbücher druckte, ist nicht zu ermitteln, doch kann es angenommen werden.

Die typographischen Erzeugnisse Georg Kotes können sich in der Qualität nicht mit denen der Trutebulschen Presse messen. Doch fallen sie anderseits beim Vergleich mit der Produktion der damaligen Zeit auch nicht nach der schlechten Seite auf; denn ganz allgemein waren die Drucke gegen Ende des 16. Jahrhunderts minderwertiger geworden[40]. Zum Teil lag das in der Verwendung von schlechtem Papier. Der Drucksatz war nicht immer klar und übersichtlich. Die Titeleinfassungen, auf die Trutebul so viel Wert gelegt hatte, waren – soweit überhaupt vorhanden – ohne künstlerische Note. Ein bestimmtes Signet wurde nicht verwandt; Ornamentenzierat trat in verschiedenen Formen und Zusammensetzungen auf. Bei einigen Drucken wandte auch Georg Kote besondere Mühe auf, bspw. bei der Kanzleiordnung von 1583. Eine wahrhaft monumentale Fraktur wurde sogar für einen ziemlich unwichtigen Druck verwendet. Immerhin erwies sich Georg Kote in seinen Erzeugnissen als ein guter und erfahrener Handwerker.

Über Georg Kotes Leben und Persönlichkeit ist uns nichts bekannt. Mit dem Jahre 1603 hörte die fortlaufende Reihe seiner Drucke plötzlich auf. Nur noch die Leichenpredigt auf Conrad Broestedt aus dem Jahre 1608 verweist ganz eindeutig auf Georg Kote als Drucker. Diese Schrift wird von den Erben des inzwischen verstorbenen Besitzers gedruckt sein, ohne daß dieses besonders vermerkt wurde. Es ist anzunehmen, daß Georg Kotes Werkstatt während einiger Jahre (1604-1611) stillgelegen hat und daß dieser eine Druck eine Ausnahme war. Warum hätte sonst die von Wilhelm Budaeus und Tobias Kühne, »Stifts- und Stadt-Medici«, herausgegebene »Halberstädtische Apotheken-Taxa«[41] in Leipzig bei Valentin am Ende in Auftrag gegeben werden müssen? Dazu wäre wohl kein Grund vorhanden gewesen, wenn die Kotesche Presse nicht stillgestanden hätte. Zwar war auch 1573 eine Canzleiordnung des Domkapitels durch Urban Gaubisch in Eisleben gedruckt worden. Aber damals fehlte ja in Halberstadt ein typographisches Unternehmen überhaupt. Es ist also anzunehmen, daß Georg Kote um 1603 starb, die Ausbildung seines Sohnes aber noch nicht ganz abgeschlossen war.

Im Jahre 1591 druckte G. Kote für den Magdeburger Buchführer J. Franke verschiedene Bücher[42]. Schon damals also gingen Druckaufträge von auswärts ein. Wenn diese erste Geschäftsverbindung auch bald wieder abriß, so beauftragten in der Folgezeit andere Buchführer den Halberstädter Drucker mit der Ausführung von Arbeiten, wie auch G. Kotes Geschäftsnachfolger späterhin für Magdeburger Verleger tätig war.

In den Meßkatalogen sind über die Arbeiten G. Kotes nur wenige Nachrichten vorhanden; so 1583 ein, 1590 zwei und 1596 ein Druck[43]. Wir wissen, daß mit diesen vier Büchern die Produktion Kotes nicht erschöpft war. Wenn die in Halberstadt hergestellten Drucke im Meßkatalog so spärlich verzeichnet waren, dann lag das zweifellos daran, daß die älteren Druckereien in Magdeburg, Eisleben, Zerbst und anderen Orten leistungsfähiger waren als das junge Kotesche Unternehmen. Es mag auch sein, daß die Verkehrsverbindungen Halberstadts nach den Zentralpunkten des Buchhandels nicht günstig genug waren. Jedenfalls wurden die Halberstädter Drucke auch nach 1594 nicht häufiger genannt, obwohl der am 14. August 1553 zu Halberstadt geborene Buchhändler und Verleger Henning

[39] Stadtarchiv Halberstadt: A 39, 8. 2. 1596.

[40] H. Barge, a.a.O., S. 160.

[41] Vorhanden in H. D. Dort sind noch weitere Schriften von W. Budaeus, die nicht in Halberstadt gedruckt wurden, zu finden.

[42] Archiv für die Geschichte des deutschen Buchhandels 13, S. 118.

[43] G. Schwetschke, Codex nundinarius. Halle 1850, Bd. I, S. 20, 27, 33.

Grosse zu Michaelis 1594 den ersten Leipziger Meßkatalog herausgegeben hatte. Grosse, »der letzte Leipziger große Buchhändler des 16. Jahrhunderts«, ließ nicht nur in Leipzig und Wittenberg drucken, er eröffnete auch in Leipzig und Eisleben eigene typographische Werkstätten und gründete im Anfange des 17. Jahrhunderts in Halberstadt eine Buchhandlung, die lange bestand[44].

In Eisleben bestand seit 1554 eine Buchdruckerei. Georg Kotes Offizin stellte somit das zweite Unternehmen dieser Art im Harzgebiet dar.

Für Georg Kotes typographische Wirksamkeit war das Ende des 16. Jahrhunderts so günstig wie keine andere Zeit; seine Tätigkeit stand unter einem besseren Vorzeichen als die Lorenz Stuchs'. Die endgültige Einführung der Reformation im Stifte Halberstadt öffnete den neuen Gedanken erst richtig Tür und Tor. Aus ihnen erwuchs ein vermehrtes Bildungs- und Lesebedürfnis, das sich auf alle Schichten des Volkes erstreckte. Die Ankäufe auf auswärtigen Büchermärkten konnten die Nachfrage im Fürstentum Halberstadt nicht decken. So gesehen, wurde Georg Kotes Werkstatt gerade zur rechten Zeit eröffnet. Und daß es Kote verstanden hat, sich durchzusetzen, dafür liefert den besten Beweis das Privilegium, das seinem Sohne gleich bei der Wiedereröffnung der väterlichen Werkstatt verliehen wurde.

III

JAKOB ARNOLD KOTE

Jakob Arnold Kote übernahm die Werkstatt seines Vaters im Jahre 1612. Anfangs hat er sie wohl in dem alten Umfange weitergeführt. Wann er mit einer vergrößerten Werkstatt in das Grundstück im Lichtengraben übergesiedelt ist, läßt sich nicht feststellen[45]. Jedenfalls war das Unternehmen Jakob Arnold Kotes schon bei der Eröffnung bedeutend leistungsfähiger als das seines Vaters. Unter dem 20. August 1612 erhielt Jakob Arnold Kote ein weitgehendes Privilegium durch den Landesherrn, Bischof Heinrich Julius [46]: »Von Gottes Gnaden Wir Heinrich Julius, Postulirter Bischof des Stifts Halberstadt, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg usw. Röm. Kaiserl. Majestät geheimen Raths oberster Direktor etc. Vor Uns und Unsere Nachkommen hiermit öffentlich, thun kundt und bekennen, daß gegenwärtiger Unser Unterthaner, Jakob Arnold Kote, Uns unterthenig zu erkennen geben; wasgestalt er sich in Unser Stadt Halberstadt niederzulassen, seine Kunst Buchdruckerey dess Orts Gelegenheit nach darin zu treiben, und zu gebrauchen entschlossen were, und demnach ganz unterthenig gebeten, Wir möchten in Gnaden geruhen, und ihme für andern die Freyheit aus Gnaden gestatten und zugeben, daß hinfüro in Unserm Stift Halberstadt, Städten, Weichbildern, Flecken und Dörfern keine geringe scholasticalia, als Fibeln, Donat und dergleichen geringe Bücher mehr eingeführet, verkaufft oder gebraucht werden möchten, dann allein diejenigen, so von ihm Jacob Arnold Koten gedruckt, und mit seinem sonderbahren Signet, so er dazu gebrauchen wollte, bezeichnet würden. Wann Wir dann Unser semptlichen Unterthanen Wohlfahrt, Gedeyen und Auffnehmen gnedig gerne befördern, auch einen sowohl als den andern in gutem Zustande wissen, und insonderheit Buchdruckerey in obbenannten Unserm Stift erhalten sehen, dahero auch vorbenannten Unsern Unterthanen auch, weil derselbe sich nunmehr geraume Zeit in Unserer Fürstlichen Druckerey aufgehalten[47], Unsere und andere Arbeit dergestalt verfertiget, daß Wir daran ein gnediges Genugen gehabt und getragen, solcher seiner unterthenigen zimblichen Bitte, aus erheblichen und bewandten Ursachen statt gethan haben.

Als privilegiren, begnadigen und befreyen, Wir krafft dieses Unsers offenen Briefes, ihn, vorgemelten Jacob Arnold Koten, und seine Erben dergestalt und also: daß hinfuhro, und nach gebuhrlicher Verkündigung dieses Briefes, kein Buchführer, Buchbinder, Unterthaner und Schulhalter dieses Unsers Stiffts Halberstadt, keine der obbenannten Gattung, Bucher und geringer Scholasticalien, so an andern Orten gedruckt seyn, einkeuffen noch verkeuffen, oder in Schulen lesen und gebrauchen, dann allein diejenigen, so in offt gedachts Jacob Arnold Koten Druckerey oder nach ihme von seinen Erben, aufgeleget, und wie oben gemelt, mit seinem sonderbahren Signet bezeichnet werden. Damit die von Uns angeordente Druckerey bleiben, und im völligen Gebrauch erhalten werden möge, alles bey Vermeidung Unser ansehnlicher und willkührlicher Strafe, auch Confiscation der Exemplarien, welche gewiß erfolgen und jedesmal unter die armen Knaben jedes Orts distribuirt und ausgetheilet werden sollen; dagegen sich dann vielgemelter Jacob Arnold Kote, erboten und verpflichtet, obgenante Materien in solchem Werth zu drucken und verfertigen, als es die Buchführer, Buchbinder, Unterthanen und Schulhalter anderer Oerter überkommen können und mögen.

Es hat auch mehrbenannter Uns, Unser Unterthaner Jacob Arnold Kote unterthenig furbringen lassen, daß (weil nunmehr die Druckereyen an andern Orten dermaßen überhäufet, daß daher einer dem andern im Drucken und wohlfehelen Kauff zu ballen- und rießweise der Bucher und andern Sachen vorspringen theten) Wir hierin in gleichergestalt gnädiglich ansehen wolten. Als concedirn und wollen Wir, demnach und in kraft dieses, daß sich kein Buchdrucker, Buchfuhrer, etc. mit was Condition solches auch geschehen möchte, in Unserm Stifft Halberstadt, mit Druckerey niederlassen, besetzen noch dieselbe treiben soll, sondern allein die jenige, so von oft mehrerwehnten Jacob Arnold Koten angerichtet und getrieben wird.

So soll auch vormehrernanter Jacob Arnold Kote in Unser Stadt Halberstadt aller burgerlichen Beschwerungen, alss Schoß,

---

[44] Über H. Grosse u. a.: ADB 9, 707. H. Rembe, Die Geschichte der Buchdruckerkunst in der Stadt Eisleben. Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde. 19, 1886, S. 362-363. F. Kapp, a. a. O., S. 158. R. Schmidt, Deutsche Buchhändler – Deutsche Buchdrucker. Berlin (Eberswalde) 1902-1908.

[45] H. Walkhoff, Das Zeitungswesen des Harzgebietes. Dissertation Dresden 1934, S. 11. Goslar folgte 1604, Zellerfeld (Privatdruckerei des Löhneyß) 1617, Quedlinburg 1619, Nordhausen 1628, Clausthal 1685 und Wernigerode 1698. Vgl. auch W. Feldmann, Die ersten Oberharzer Buchdrucker, in: Zs. f. Deutschlands Buchdrucker 50 (1938) S. 844f.

[46] G. Schmidt, a.a.O., S. 10.

[47] Archiv C. Doelle & Sohn (künftig zitiert als ACD): H III 20.

Steuer und anderer vorfallenden Unpflichten, gentzlich entledigt und befreyet seyn.

Befehlen derowegen Euch Unsern Räthen, Bürgermeistern, Richtern auch Beamten Unser Stadt und Stift Halberstadt hiermit in Gnaden und wollen, daß Ihr gegenwertigen Unsern Unterthanen Jacob Arnold Koten bey diesem Unsern, ihm in Gnaden gegebenen Privilegien und Freyheiten bis an Uns beschützet und handthabet, auch steiff und fest daruber haltet, hieran verrichtet Ihr Unsern ernsten Willen und Meynung, zu Urkundt dessen haben wir diesen Brieff mit eygenen Händen unterschrieben, und Unser Furstlich Cammer-Secret wissentlich daran hengen lassen.

Gegeben in der Königl. Stadtt Prag, am 20. Augusti, dess tausentsechshundert und zwölfften Jahres.«

(L. S.) (gez.) *Heinrich Julius.*

Dieses wichtige Privilegium schaltete jede Konkurrenz aus und stellte das Unternehmen wirtschaftlich sicher. Viele Jahrzehnte hindurch ist dieses Vorrecht die Grundlage für die Druckerei im Lichtengraben geblieben, ob auch die Besitzer noch so oft gewechselt haben.

Eine nochmalige Förderung erfuhr die Druckerei Jakob Arnold Kotes durch eine Erneuerung und Erweiterung des Privilegiums am 18. Mai 1623. An diesem Tage erteilte Bischof Christian dem Drucker das Recht, den Lumpenhandel im ganzen Stift Halberstadt durch seine Ankäufer durchführen zu lassen.

»Dieweilen kundbar, daß von den ausländischen und fremden Buchführern und Buchdruckern, sowohl auch andern, daß Schreib- und Druckerpappier, auf den Pappiermühlen, bestellt, verkauft und haufenweis hinweggeführt, und Unser Unterthaner, Jakob Arnold Koten, öftermals wegen solcher Verschleif und Wegführung, in seiner Druckerey merklich gehindert und verkürzt wird, daß hinführo kein Lumpensammler in Unseren Stiftsämtern und Gebieten des Lumpensammelns sich zu gebrauchen solle, vergönnet, zugelassen, noch erstattet werden, denn nur allein denenjenigen, welche von ihme, Jakob Arnold Koten, Buchdruckern, mit genugsamen schriftlichen Schein ausgesandt und hierüber aufzulegen haben ...«

Durch dieses Privilegium war die erste Versorgung mit gutem Papier gesichert, gewiß ein Vorteil in den unsicheren Zeiten des Großen Krieges[48].


ENCÆNIA,
Oder
RENOVALIA
Der Stifft Kirchen
Zu Halberstadt:
Gehalten an S. Mattheus Tage/
welcher war der 21. Septembris, ANNO 1591.
vnd dabey geprediget.
Durch
MARTINUM MIRUM, der Heyligen Schrifft
Doctorem vnd DomPrediger
daselbst.

Halberstad/
Gedruckt bey Jacobo-Arnoldo Koten/
Im Jahr/ M. DC. XIII.

Abb. 2: *Jakob Arnold Kote: Titelblatt einer Predigt des Martin Mirus, 1613*

Von den Schulbüchern, die Jakob Arnold Kote und seine Nachfolger gedruckt haben, ist kein Stück erhalten geblieben[49]. Aber das ist ja das Schicksal aller Gebrauchsliteratur, daß sie tatsächlich verbraucht wird.

Der größte Teil der uns bekannten Drucke aus der Koteschen Werkstatt sind Leichenpredigten, die nach 1600 ausführliche Personalien enthielten und auch umfangreicher wurden. Predigten von 60-100 Seiten stellten durchaus keine Seltenheit dar, so daß die Drucker an diesem Artikel gut verdienten. Kennzeichnend für die Geschichte des Buchdrucks im 17. Jahrhundert war das außerordentlich starke Anschwellen der religiösen Flugschriften- und Traktatenliteratur. Nun, da der Kampf um die Neubegründung des Glaubenslebens in theologische

[48] Danach hatte Jakob Arnold Kote in einer Braunschweiger Druckerei gearbeitet.

[49] ACD: H III 20 – Das Druckpapier bezog J. A. Kote wie seine Nachfolger aus Papiermühlen des nahen Harzes, vor allem von der Mühle zu Veckenstedt.

Zwistigkeiten ausgemündet war, glaubten viele Geistliche in den Streit der einzelnen evangelischen Richtungen eingreifen zu müssen[50]. Hier in Halberstadt machte sich die Nähe der braunschweigischen Universität Helmstedt bemerkbar. Einige bekannte Theologieprofessoren ließen ihre Werke bei J. A. Kote drucken[51]. Dazu kamen entsprechende Veröffentlichungen von Halberstädter Pfarrern, die zuweilen erregt Partei nahmen oder sich auch im Stile von Johann Arndts »Vier Büchern vom wahren Christentum« in der Erbauungsliteratur versuchten.

1614 Geilfuß, Wilhelm: Diaskepsis, Theologia de peccato irremissibili ... Stb

1616 Hachenbold, Georg: Justorum symbolum, das ist der Gerechten Kennzeichen und Wahlspruch. AB

1617 Herold, Tobias: Exegesis catecheseos. HB

1617 Geilfuß, Cyriakus: Der Lutheraner dreitägig Jubel- und Lobefest. AB

1617 Warnecke, Oswald: Doctrina ... Theologia in duas partes... SWB

1621 Herold, Tobias: Clericales propositiones decem quas exegetice et modeste ... AB

1622 Titius, Martin: Conclusiones theologicae ... 125 S. Stb

1622 Schröder, Johann: Tractatulus Geminus ... Stb

1623 Kirchberger, Clemens: De Jesu Christi Domino nostro. Stb

1623 Polemann, Andreas: Tractatus Theologici .... Stb

1624 Calixt, Georg: Quatuor evangelicorum scriptorum Concordia et locorum ... 572 S. Stb

1625 Henckel, Tobias: Sterbebüchlein, d. i. heilsame Unterredung ... von nöthiger Ausrüstung zum Tode. AB

Jakob Arnold Kote wandte sich auch wiederholt dem Drucke von politischen Flugschriften zu, für die sich bei dem gesteigerten Bildungsbedürfnis jener Zeit politischer Hochspannung genug Abnehmer fanden. Da in solchen Schriften oft genug offenbare Schäden des öffentlichen Lebens bloßgelegt wurden, waren die Namen der Verfasser nicht genannt. Auch der Drucker verzichtete darauf, seine Werkstatt und somit den Ursprungsort anzugeben. Die erste uns bekannte Schrift dieser Art aus der Koteschen Offizin wandte sich gegen den Bestand der geistlichen Territorien überhaupt:

1617 (Colerus, Antonius): Kurtzes, gegründetes Bedencken, Ob im heiligen Römischen Reich die Ertz-Hohe- und andere Stifte ... zu erhalten. 109 S. Stb

Außer diesen »Bedencken« gingen noch fünf andere Flugschriften aus der Offizin Kote hervor.

1617 Verborgenes Mysterium, So die Jesuiter zur Resolution einen König umbzubringen gebrauchen. Die Reußische Paßbort ins Himmelreich...

1619 In Mundi Miracula Oder Wunder Thier: Das ist Bericht von der Großen Forcht, welche dem Türckischen Kayser ... eingejagt ...

1620 Außführ: und umbständlicher Bericht: Welchermaßen Im Königreich Böheimen Das Schloß Gytschin ... unversehens zersprengt...

1620 Copeylicher Abdruck, dessen Bescheidts so der Durchleuchtigste ... Herr Johann Georg Herzog zu Sachsen ... denen dreyen evangelischen Ständen ... ertheilet ...

1620 Copia Was gestalt die Herren Obristen Landt Officirer undt Landtrechtssitzers deß Königreichs Böhmen den Churfürsten zu Sachsen ersucht und ermannet haben ...[52]

Inhaltlich eng mit diesen erweiterten Flugschriften verknüpft waren die ersten Zeitungen jener Zeit[53]. Bei der »Neuen Zeitung«, die Jakob Arnold Kote 1614 druckte, handelte es sich um eine Veröffentlichung, die nach unserem Dafürhalten nichts mit einer Zeitung zu tun hat[54].

Die erste regelmäßig erscheinende Zeitung erschien von 1619-1625 (?) in Verlag und Druck bei Jakob Arnold Kote:

Aviso
Relation oder Zeitung
Was sich ergeben oder zugetragen hat
In Teudsch- unnd Welschlandt
Hispanien / Niederlandt / Engellandt /
Frankreich / Schweden / Polen / Rom /
Venedig / Antorff / Ambsterdam / Cölln /
Frankfurt / Insprück und Schweitz /
Sonderlich aber im Königreich Böheimb
Ungarn / Ertzhertzogthumb Österreich /
Fürstentumb Mähren und Schlesien /
etc.

So von Nürnberg den 19. Decembris, und sonsten wöchentlich allhier avisiret, und angelanget[55].

Anno (Vignette) 1619.

Vorhanden Stb

Sie brachte vor allem Nachrichten aus dem Süden und Westen des Reiches. Da infolge des Großen Krieges die Unsicherheit wuchs und Halberstadt selbst auch durch die Wallensteinsche Besatzung schwer drangsaliert wurde, hat diese erste Halberstädter Zeitung nur eine kurze Lebensdauer gehabt. Daß es wirklich eine selbständige Zeitung war, nicht nur ein bloßer Abdruck anderer Relationen, ist erwiesen[56].

Hatten diese Blätter Nachrichten allgemeiner Art gebracht, so unterrichten uns andere Erzeugnisse der Koteschen Presse über Begebenheiten, die besonders für Halberstadt wichtig waren. Am 1. Mai 1617 wurde Herzog Christian zu Braun-

[50] Daher kennen wir auch nicht das Schulbuch-Signet J. A. Kotes, von dem in dem Privilegium mehrfach gesprochen wird.

[51] H. Barge, a.a.O., S. 195.

[52] Georg Calixt (ADB 3, 696) und Martin Titius (ADB 38, 378). Näheres über die einzelnen theologischen Richtungen bei H. Appel, Kurzgefaßte Kirchengeschichte. Leipzig 1925. S. 266f. Es sei auch verwiesen auf das Nachschlagewerk »Die Religion in Geschichte und Gegenwart«. 5 Bände, Berlin 1927.

[53] Genaue Titel bei F. Eggeling, Das Halberstädter Zeitungswesen. Diss. Greifswald 1925, S. 26-28.

[54] K. Schottenloher, Flugblatt und Zeitung. Berlin 1922. S. 16. J. O. Opel, Die Geschichte der Zeitungen von 1609-1650. Leipzig 1879. E. Weller, Die ersten deutschen Zeitungen. Stuttgart 1875.

[55] F. Eggeling, a.a.O., S. 30.

[56] F. Eggeling, a.a.O., S. 18-25.

schweig und Lüneburg in Halberstadt als Bischof eingeführt. An diesem festlichen Tage fanden in allen Halberstädter Kirchen Gottesdienste statt. Die Predigten, die an jenem Tage im Dom durch Johannes Reineccius, in St. Martin durch Tobias Herold und in St. Johann durch Georg Hachenbold gehalten wurden, erschienen bei Jakob Arnold Kote im Druck. (Sämtlich AB.) Einige Jahre später zerrüttete die Kupferinflation der Kipper- und Wipperzeit das Wirtschaftsleben des Bistums. Gegen die Maßnahmen, die zu dieser Not geführt hatten, wandte sich der Halberstädter Pfarrer Tobias Henckel mit zwei Veröffentlichungen, in denen das Verhalten der Bürgerschaft scharf gegeißelt wurde:

1621 Henckel, Tobias: Gewissenstritt Aller sicheren Lungerhöltzer, Geldhändler und Müntzer... AB

(Die Nachfrage nach dieser Schrift war so groß, daß sie nach umfangreicher Neubearbeitung durch den Verfasser im selben Jahre nochmals gedruckt wurde. S B)

1621 Henckel, Tobias: Gewissensspiegel Aller Eigennuetzigen Käuffer und Vorkäuffer... AB

Im Jahre 1622 äußerte sich zu der Kipper- und Wipperzeit auch die »wohlehrwürdige Theologische Fakultät« zu Jena:

»Von dem Hochstrafflichen Müntzunwesen,... Rahtsames, Schrifftmäßiges, ausführliches Bedencken«. Stb

Mit der Vergangenheit des Bistums Halberstadt beschäftigte sich damals der geistig regsame Stifts- und Stadtmedikus Wilhelm Budaeus, der bei Jakob Arnold Kote einige sehr beachtenswerte Arbeiten drucken ließ:

1615 Familia et Patrimonium B. Stephani Halberstadensis, d. i. Das Halberstädtische Stam-, Sahl- und Lehnregister... WB

1620 (?) Closter-Chronica. HB

1620 (?) Historischer Discurs von den Kriegen und Empörungen des Stiffts Halberstadt. HB

1624 Des Herrn Alberti, weiland des anderm dieses Namens... 29. Bischoffs des Stiffts Halberstadt... Leben, Wandel und Thaten ... I. Theil AB

Noch heute stellen diese Schriften wertvolle, wenn auch nicht immer zuverlässige Quellen für die Halberstädter Geschichtsschreibung dar.

Aus dem Rahmen der bisher behandelten Reihen von Drukken der Werkstatt J. A. Kote fallen einige weitere bemerkenswerte Drucke heraus. Eine Schrift behandelt die im 17. Jahrhundert moderne Jatro-Chemie, eine andere stellt sich als Pestbuch dar, während der dritte Druck ein Werk des Musikers Heinrich Baryphonus war[57].

1614 Gramann, Georg: Hermetica et Jatro-Chemica ... Kurtze Anleitung wie... hitzige Fiber curirt werden. Stb

1626 Becker, Hermann: Eynfältiger kurtzer doch nötiger Bericht und Extract wegen der jetzo grassirenden Pestilentz. SWB

1615 Baryphonus, Heinrich: ... Pleiades Musicae... SB

Schon die bisher genannten Drucke der Werkstatt Jakob Arnold Kotes gingen weit über das hinaus, was sein Vater Georg Kote gedruckt hatte. Es verstand sich auch von selbst, daß der Sohn viel mehr zum Drucke behördlicher Verfügungen herangezogen wurde, schon auf Grund seiner privilegierten Stellung. So gingen bspw. von 1615-1617 drei Canzleiordnungen aus seiner Werkstatt hervor (HD, AB, AB). Und im Jahre 1622 gab Bischof Christian den Abdruck einer »Taxordnung« (AB) bei Kote in Auftrag, als er nach den Wirren der Kipper- und Wipperzeit die wirtschaftlichen Verhältnisse im Stift wieder stabilisieren wollte. Daß außerdem noch manches Trostlied und mancher Hochzeitsglückwunsch durch J. A. Kotes Pressen ging, weisen die Exemplare in den Halberstädter Büchereien aus.

Wie befruchtend schon die Tätigkeit Georg Kotes auf das geistige Leben in Halberstadt gewirkt hatte, zeigte sich darin, daß 1610, vermutlich auf Anregung des Dechanten Matthias von Oppen, »beim Thum am Paradies ein Buchladen«[58] eröffnet wurde, mit dessen Betreuung der Buchbinder Tobias Nicolai beauftragt war[59]. Im Auftrage dieses T. Nicolai druckte J. A. Kote im Jahre 1625 T. Henckels »Sterbbüchlein«, das im Meßkataloge 1625 angezeigt wurde[60]. In den Jahren 1617-1622 druckte J. A. Kote »in Verlegunge Johann Grosse, Buchführer und Binder«, einige Werke. Dieser J. Grosse war der Sohn des schon erwähnten Henning Grosse.

Jakob Arnold Kote konnte seine Werkstatt erheblich vergrößern, da ihm Aufträge von vielen Seiten zukamen. Nach dem Material, das sich heute noch feststellen läßt, ist anzunehmen, daß zeitweise zehn Gesellen beschäftigt wurden, daß also eine Spezialisierung der einzelnen Arbeiten durchgeführt werden konnte. Der Wirkungskreis vergrößerte sich zusehends. Obwohl die gesunde Fortentwicklung des Unternehmens durch den Krieg mit allen seinen Nebenerscheinungen stark gehemmt wurde, gelang es Jakob Arnold Kote, trotz aller Lasten und Drangsale der Zeit seine Offizin leistungsfähig zu erhalten. Als Jakob Arnold Kote im Sommer 1626[61] starb, lief der Betrieb ohne Stocken weiter.

J. A. Kotes Geburts- und Todestag sind unbekannt[62]. Verheiratet war er mit Anna Siegfried, der Witwe des im Jahre 1612 in Wienrode bei Blankenburg verstorbenen Pfarrers Veit Jonas Kolwald. Sie brachte einen Sohn Andreas in die Ehe ein und gebar einen anderen Sohn Jonas. (Dieser Jonas Kote arbeitete später jahrzehntelang als Buchbinder in Schöningen und starb 1695 in seinem Geburtshause, wo er bei seinem Neffen Johann Erasmus Hynitzsch den Lebensabend verbracht hatte[63].)

Jakob Arnold Kotes Wirksamkeit fiel in eine ungünstige Zeit. Kirchlicher Hader, in den wohl auch der Drucker zuweilen hineingezogen wurde, beschattete die Anfangsjahre. Der große Krieg, eingeleitet durch die Münzverwirrungen der Kipper-

[57] F. Eggeling, a.a.O., S. 25.

[58] Der Quedlinburger Stadtmusikus Heinrich Baryphonus (eigentlich Piepgrob), 1581-1655, gehörte mit Michael Prätorius, Heinrich Schütz, Heinrich Grimm u. a. zu den bedeutendsten Musikern seiner Zeit. Seine Biographie ADB 2, 113.

[59] Das Tagebuch des Domdechanten Matthias von Oppen (hrg. v. Mülverstedt). Magdeburg 1894, S. 22.

[60] Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels 13, S. 78.

[61] Codex nundinarius S. 78.

[62] Die letzte unter Nennung J. A. Kotes gedruckte Leichenpredigt war die von G. Fettebaccius verfaßte Predigt auf Maria Hoetticher, gest. 2. März 1626.

[63] J. A. Kote wird als Bürger in der Kämmereirechnung der Stadt Halberstadt von 1616 (Stadtarchiv Halberstadt), Bl. 97, einmal erwähnt.

und Wipperzeit[64], beeinflußte vollends den steten Fortgang der Arbeiten in starkem Maße. Dem unruhigen Charakter der Zeit entsprachen auch die Erzeugnisse der Buchdruckerkunst. Die Bücher selbst waren stillos und ohne besondere Eigenarten. Darin unterschieden sich die Drucke aus Kotes Werkstatt in nichts von der übrigen typographischen Produktion in Deutschland[65]. Was jedoch Jakob Arnold Kote in der Geschichte des Buchdrucks in Halberstadt auszeichnete, war sein Unternehmungsgeist, den er zeigte, als er sich durch den Druck von Flugschriften und Zeitungen mitten hineinstellte in das geistige Leben seiner Zeit. Hierdurch hat er bewiesen, daß er nicht nur ein Buchdrucker war, sondern auch ein wagemutiger Kaufmann. Trotz aller Ungunst der Zeit gelang es ihm, sein Unternehmen nicht nur leistungsfähig zu erhalten, sondern sogar noch weiter auszubauen.

[64] ACD: D I 20.

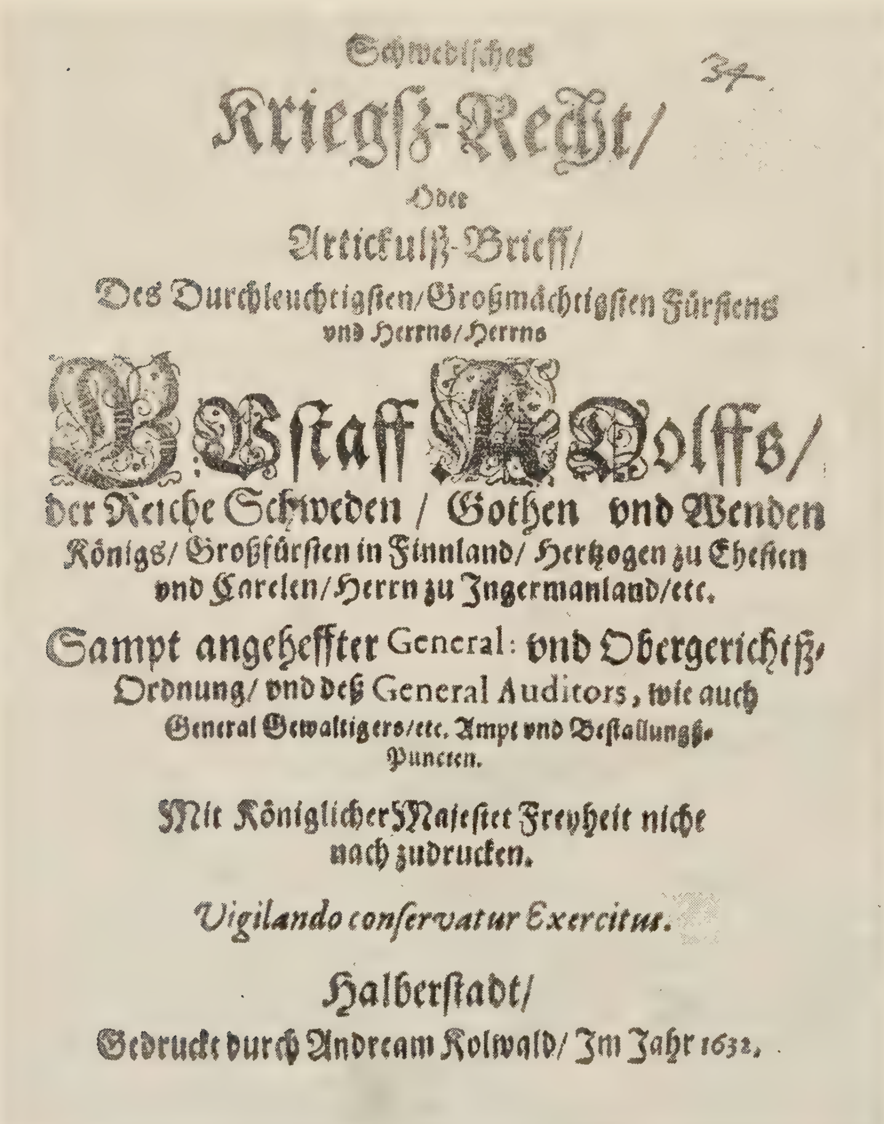
[65] H. Boettcher, Halberstadt im Dreißigjährigen Kriege. Teil I. Wernigerode 1914, S. 7-15.

IV
ANDREAS KOLWALD

Nach dem Tode Jakob Arnold Kotes wurden vom 5. September 1626 bis 5. Dezember 1627 noch einige Leichenpredigten in der Offizin gedruckt; als Druckerwerkstatt war angegeben »Jakob Arnold Kotes Erben«. Unter diesen Erben haben wir die Witwe mit ihren beiden Söhnen zu verstehen. Aus dem Jahre 1628 ist uns kein Druck bekannt. Erst im Jahre 1629 wurde die Arbeit durch Andreas Kolwald wieder aufgenommen.

Andreas Kolwald war am 24. Dezember 1601 zu Wienrode bei Blankenburg geboren. Anfangs hatte er Privatunterricht erhalten und später Schulen in Blankenburg und Halberstadt besucht. Durch die zweite Heirat seiner Mutter kam er in einen ganz anders gearteten Lebenskreis als den des väterlichen Pfarrhauses. Das früher geplante Universitätsstudium wurde aufgegeben, und mit 15 Jahren trat Andreas Kolwald in die Werkstatt seines Stiefvaters als Lehrling ein, die er 1622 nach feierlicher Postulierung verließ. Danach arbeitete er einige Jahre als Buchdruckergeselle in Leipzig, Wittenberg und Dresden. Nach dem Tode des Stiefvaters stand er der Halberstädter Druckerei vor. Am 24. November 1628 heiratete Andreas Kolwald Magdalene Mor, die Tochter des Goldschmieds Joachim Mor, die ihm nach elfjähriger kinderloser Ehe am 4. August 1639 durch den Tod entrissen wurde[66]. Eine zweite Ehe schloß er am 13. Juli 1640 mit Katharina Toller[67].

Wie sein Stiefvater Jakob Arnold Kote übernahm Andreas Kolwald die Druckerei als alleiniger Inhaber erst, nachdem ihm am 20. Mai 1628 das erste Privilegium aufs neue durch den Domdechanten Arndt Spiegel von Peckelsheim, den Senior und das Domkapitel verbrieft war[68]. Auch späterhin blieb er stets um die Erhaltung des für seine Werkstatt so wichtigen Privilegiums bemüht[69]. Die Befreiung von Einquartierungslasten und anderen Pflichten ließ er sich am 19. Mai 1642 nochmals bescheinigen[70]. Die letzte Erneuerung des Vorrechtes, die Andreas Kolwald für seinen Betrieb erwirken konnte, war die des Großen Kurfürsten vom 1. Juli



Schwedisches
Kriegß-Recht/
Oder
Articulß-Brieff/
Des Durchleuchtigsten/Großmächtigsten Fürstens vnd Herrns/Herrns
Gustaff Adolffs/
der Reiche Schweden / Gothen vnd Wenden Königs/ Großfürsten in Finnland/ Hertzogen zu Ehesten vnd Carelen/Herrn zu Ingermanland/etc.
Sampt angeheffter General: vnd Obergerichtß-Ordnung/ vnd deß General Auditors, wie auch General Gewaltigers/etc. Ampt vnd Bestallungß-Puncten.
Mit Königlicher Majestet Freyheit nicht nachzudrucken.
Vigilando conservatur Exercitus.
Halberstadt/
Gedruckt durch Andream Kolwald/ Im Jahr 1632.

Abb. 3: *Andreas Kolwald: Titelblatt zum Schwedischen Kriegsrecht, 1632*

[66] H. Barge, a.a.O., S. 208.

[67] Ihr Testament ACD: C I 4.

[68] Die biographischen Notizen nach J. W. Rosenmeyer, Myrtetum Justorum Mysticum... Leichenpredigt auf Andreas Kolwald. Halberstadt 1659.

[69] ACD: C I 2.

[70] G. Schmidt, a.a.O., S. 9.

1650, die nur Abschriften der bereits erlassenen Urkunden von 1613, 1623 und 1628 brachte[71].

Jakob Arnold Kote hatte die ersten schweren Jahre des Großen Krieges erlebt und viel Mühe aufwenden müssen, um seine Werkstatt leistungsfähig zu erhalten. Die Besetzung der Stadt Halberstadt durch Wallensteins Truppen im Oktober 1625 brachte auch seinem Unternehmen manche Hinderung, da mit den Regimentern die Jesuiten eingezogen waren. Diese setzten im Verein mit den Dominikanern und Franziskanern alle Kräfte daran, die Gegenreformation im Stifte durchzuführen. Selbstverständlich ging diese Einwirkung auch nicht spurlos an der Werkstatt des evangelischen Buchdruckers vorüber. An die Drucklegung von evangelischen Flugschriften oder Traktaten konnten weder Jakob Arnold Kote noch sein Nachfolger Andreas Kolwald denken. Ja, Kolwald mußte es 1630/31 erleben, daß von katholischer Seite Flugschriften in Halberstadt vertrieben wurden, die unter angenommener Maske den evangelischen Glauben der Bürgerschaft zu erschüttern versuchten. Eine dieser vierseitigen Schriften betitelt sich: »Gewissensangst / Eines fürnehmen Catholischen / Politici, welcher bei diesem wandelbahren / Glück fast lutherisch werden wil ... Gedrucket zu Halberstadt, bey Johann Langen, Anno 1631.« Da die Typen ganz eindeutig nicht der Kolwaldschen Werkstatt entstammten, dürften Drucker und Druckort fingiert sein[72].

Als Tilly im September 1631 bei Breitenfeld besiegt wurde, war Norddeutschland dem evangelischen Glauben wiedergewonnen. Dadurch gezwungen, zog der gesamte katholische Klerus in kopfloser Hast ab[73]. Die Schweden, die ihnen auf dem Fuße folgten, wandten sich sofort der Wiederherstellung des evangelischen Kirchenwesens zu[74]. Im Verlaufe dieser Neuordnung wurde bei A. Kolwald im Jahre 1632 gedruckt:

Neue Buß- und Betverordnung auf sonderlichen Befel der Königlichen Majestät zu Schweden ... AB

Darüber hinaus wurden im Auftrage der schwedischen Besatzungsarmee noch zwei Drucke ausgeführt:

Botvidi, Joh.: Christliches Krieg gebeth, welche in dem schwedischen Feldlager gebräuchlich. A B

Schwedisches Kriegsrecht oder Articull Brief des Durchleuchtigen Herrn Gustav Adolph, der Reiche Schweden Gothen und Wenden Königs. A B

Nach der Befestigung des evangelischen Glaubens konnte Andreas Kolwald sein Interesse wieder dem Drucke evangelischer Flugschriften, Predigten und Traktate zuwenden. Es ist ganz auffällig, daß es aus den Jahren, da Halberstadt später wiederum von der katholischen Seite besetzt oder bedroht war, keine solche Schriften aus der Kolwaldschen Offizin gibt.

1632 Brosenius, Henning: Kurtzer Bericht von der Römischen Messe, wie dieselbe von unterschiedlichen Pabsten innerhalb 1200 Jahren zusammen geplätzet... A B

1632 Brosenius, Henning: Aurum Tolosanum. Das ist kurzer Tractat und Unterricht von Geistlichen und weltlichen Guetern der Kirchen ...[75] S B

1637 Bergmann, Christoph: Kurze, jedoch gründliche Beschreibung darinnen sonderlich enthalten Christi Jesu erfreuliche Empfängnis, seligmachende Wiedergeburt ... A B

1639 Mithobius, Hector: Der Prophet Jona, in 132 Predigten erkläret und aufgelegt ... (mit Titelkupfer von Conrad Buno) 1405 S. A B

1640 Warnecke, Oswald: Compendium Theologiae ... S W B

1643 Schultz, Laurentius: Sermon über die Worte Christi Matthaei 10, 22 (gehalten am 4. Advent 1642). A B

1643 Schultz, Laurentius: Neujahrspredigt (Psalm 67, 1). A B

1646 Schultz, Laurentius: Horti Laudes, i. e. Mediocris guaetam Delineatio oblectationum ... A B

1647 Meyer, Bartholomäus: Speculum confessionis evangelicae ... S W B

1647 Behm, Johann: De aeterna Dei Praedestinatione ... (Resp:) Johannes Latermannus[76]. U B Greifswald

1648 (Herausgeber Wolfgang Latermann): Celeberrimorum Theologorum Judicia et Censurae Pro Orthodoxia Johannis Latermanni. S B

1648 Ladius, Andreas: Encomium Mysticum Dilecti crucifixi, das ist Geistlicher Lobspruch der Kirchen des Alten Testaments, ... U B Göttingen

1648 Ladovius, Matthias: Predigt bey Inauguration und Einweihung der neuerbauten Kirche St. Johann in Halberstadt[77].

1651 Lescher, Nicolaus: Das Biblische ABC, d. i. Verzeichnuesz der vornembsten Sprüche ...[78]

1653 Ladovius, Matthias: Eine christliche Predigt vom heiligen Abendmahl des Herrn. A B

1654 Latermann, Johann: Ritus Confirmationi, das ist: Kurtzer Unterricht von der Uhralten und Höchsterbaulichen Kirchen Ceremonie, die Christliche Firmung genand. U B Königsberg

1659 Henning, Peter: Christliche Pfingstpredigt ... Actor II, V. 14 S W B

Ein Ereignis, das gegen Ende des Großen Krieges die wundersüchtige Menschheit jener Zeit in Taumel versetzte, war die Entdeckung eines heilkräftigen Quells in Hornhausen bei Oschersleben. Alle Menschen, die von Leiden geplagt waren und in Hornhausen Genesung erhofften, kamen und tranken von dem Wunderwasser, als wäre es das Elexier des Lebens. Der Sitte jener Jahre entsprechend fanden Gottesdienste an dem Brunnen statt. Eine der damals gehaltenen Predigten erschien bei A. Kolwald:

1646 Röver, Ehlemann: Heyl- und Wunderborn, Das ist: eine Christliche und Gottselige Predigt über das 9. Capittel des andern Buchs Samuelis, bei dem Gesundbrunnen zu Hornhausen. (7. 8.) A B

[71] ACD: CI 2. 6. ACD: H III 20.

[72] Einige dieser Flugschriften befinden sich im Besitze der Preuß. Staatsbibliothek zu Berlin.

[73] H. Boettcher, a. a. O., Teil II. Halberstadt 1914, S. 3–4.

[74] E. Jakobs, Die Wiederherstellung des evangelischen Kirchenwesens im Erzstift Magdeburg und im Hochstift Halberstadt durch König Gustav Adolf von Schweden im Jahre 1632. Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde. 30, 1897, S. 113–298.

[75] Siehe auch Eggeling, a. a. O. S. 28–29.

[76] Eine zweite Ausgabe des Druckes: U B Wien.

[77] J. H. Lucanus, Historische Bibliothek vom Fürstentum Halberstadt. II. Teil. Halberstadt 1784, S. 65.

[78] Turmbibliothek der Andreaskirche zu Eisleben.

Es wurde natürlich auch weiter nicht versäumt, die Reklametrommel für den Gesundbrunnen zu schlagen; denn das Stift Halberstadt hatte wirtschaftliche Vorteile von dem starken Zulauf, der nach Hornhausen einsetzte. Zwei entsprechende Veröffentlichungen druckte A. Kolwald:

1646 Salchmann, Friedrich: Historischer Bericht Von den Hornhäusischen Gesund-Brunnen, Wann dieselbe entstanden, wie sie bekandt worden. (Thl. 1) S B

1647 Salchmann, Friedrich: Continuatio Prima, Oder Erster weiterer Bericht von den Hornhausischen Sundbrunnen, wie der Wunderthätige Gott dieselben vermehret, und ... seine Wunderkraft erzeiget habe ... U B Göttingen

Seit 1645 verhandelte man in Münster und Osnabrück, um dem geplagten und ausgeraubten Deutschland den Frieden zu geben. Lange konnte man sich über den Handel nicht einig werden. Endlich, nachdem viele Menschen schon die Hoffnung verloren hatten, erfolgte im Oktober 1648 die Unterzeichnung des Vertrages, der dem Stifte Halberstadt die Selbständigkeit nahm und es Kurbrandenburg unterstellte. Während der letzten Jahre des Krieges hatten sich die Schweden in Halberstadt festgesetzt und zeigten keine Meinung, das Stift zu verlassen[79]. Es war durchaus zu verstehen, daß die Halberstädter sich des Friedens noch nicht freuen konnten, daß sie noch nicht an ihn glauben wollten. Erst nach dem Abzuge der Schweden 1650 fand das Lob- und Dankfest statt. Wie erlöst atmeten die von Not und Drangsal so hart geplagten Halberstädter auf. Bleibende Zeugnisse dieses Gefühls sind drei Predigten, die A. Kolwald gedruckt hat:

1650 Becker, Jakob: Mnemosynon perpessi belli, factae que pacis perpetuum, Das ist: Ein stets- und immerwehrendes Gedechtnisse, so wol des erlittenen langwierigen deutschen Krieges als des nunmehr ... lieben Friedens. HB

1651 Car(r)l, Johann: Patheticum patriae nostrae .... Eine herzliche Klag-, Dank und Vermahnungspredigt ... aus dem 66. Psalm, als das 30 Jahr lang wüthende Kriegsfeuer wieder gedämpfet. HB

1652 Ladius, Andreas: Speculum afflictionis, consolationis et liberationis Germaniae, Das ist Jammer-, Trost- und Freudenspiegel Teutschlands. HB

Mit welch dankbaren Gefühlen die Bevölkerung am 2. April 1650 den neuen Landesherrn begrüßte, beweisen zwei Schriften, ebenfalls gedruckt in Kolwalds Offizin:

Philips, Peter: Huldigungspredigt, Zu Halberstadt in der hohen Stiftskirchen, den 2. Aprilis Anno 1650... AB

Philips, Gotfried: Ad Serenissimum ... Fridericum Wilhelmum Marchionem Brandeburgicum ... SB

Aber nicht nur in den bisher genannten Büchern spiegeln sich die Ereignisse jener Zeit wider, auch die Leichenpredigten sind Zeugnisse jener Jahrzehnte, die Aussaat und Ernte, Glück und Hoffnung in Deutschland für lange Zeit vernichtet haben.

Unter den Leichenpredigten sind einige auf im Kampf gefallene Offiziere besonders bemerkenswert. Merkwürdigerweise wurde für den am 10. Mai 1641 in Halberstadt verstorbenen schwedischen Generalfeldmarschall Baner keine Leichenpredikt in Halberstadt gedruckt.

[79] H. Boettcher, a. a. O. Teil II, S. 129-132.

Unter der brandenburgischen Herrschaft erfolgte zunächst einmal eine Neuordnung der Staatsverwaltung im weitesten Sinne. Dem Domkapitel, das bisher eine sehr einflußreiche Stellung eingenommen hatte, wurden viele Rechte genommen, so daß es auf die Rolle eines unbedeutenden Landstandes herabsank. Das zeigte sich auch in verschiedenen Gesetzen, die A. Kolwald als Regierungsbuchdrucker druckte:

1645 Des Durchleuchtigen Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich Wilhelms ... in des Fürstentum Halberstadt, bestellten Consistorii Verordnung ... A B

1652 Halberstädter Cantzley-Ordnung Stb

1655 Constitution dero Churfürstlich-Brandenburgische zur Regierung des Fürstentums Halberstadt verordnete Statthalter ... (17. 3. 1655) A B

1657 Des Churfürstl. Brandenburg. Consistorii Constitution und Verordnung ... A B

1658 Unterschiedliche Fürstliche Constitutiones, wie das Informationswerk der Catechismusübung anzustellen. (Herausgeber Joh. Latermann.) HSB

Die neue kurbrandenburgische Obrigkeit des Fürstentums Halberstadt wandte ihr Augenmerk, damit dem Geiste des Zeitalters entsprechend, dem Schulunterrichte zu. Schon vor Beendigung des Großen Krieges hatte ein Halberstädter Geistlicher seine Gedanken über den Katechismusunterricht in einem zweibändigen Werke niedergelegt:

1646 Böttiger, Johann: Praxis pietatis catechetica, Daß ist Christliche Übung der waren Gottseeligkeit fragweiß nach dem Catechismo Lutheri gestellet ... (559, 225 S.) UB Greifswald

Bereits im Jahre 1639 hatte Andreas Kolwald einen Druck (Hektor Mithobius, der Prophet Jona) mit einem Titelkupfer von Conrad Bruno versehen[80]. Dieser Künstler war einige Jahre später nochmals für Kolwald tätig:

1648 Royer, Johann: Beschreibung des gantzen Fürstlichen Braunschweigischen Gartens zu Hessen, mit seinen künstlichen Abtheilungen ..., auch ordentliche Specification aller derer Simplicicium und Gewechse ... Worbey ein nothwendiger Unterricht, wie ein feiner Lust-, Obst- und Küchengarten anzulegen ... (Mit 12 eingehängten Kupfern von Conrad Buno.) SB

Im selben Jahre erfolgte der Druck von zwei ähnlichen Gartenbüchern:

1648 Schultz, Laurentius: Garten-Lob, Das ist: Anmuthige Beschreibung derer Ergetzlichkeiten, die ein Ehrlich und Freigelassen Gemüth, auß Betrachtunge und Abwartunge der Gärten nützlich und lieblich empfinden kan ... SB

[80] K. Steinacker, Die graphischen Künste in Braunschweig und Wolfenbüttel. Braunschweigisches Jahrbuch 1906, S. 66-69.

1648 Royer, Johann: Eine gute Anleitung, wie man allerley ... Gartengewechse in der Kuchen vielfeltig nutzen solle... SWB

Einige Darstellungen aus der Geschichte brachten weitere Drucke der Kolwaldschen Presse:

1632 Gerdang, Johann: Kurtzes Vertzeichnis der Äbtissinnen der Stiffts Quedlinburg ... AB

1650 Böttiger, Johann: Isagoge Historica, Das ist: Eine nützliche Anleitung zu den Kirchen- und Weltlichen Historien ... 776 S. AB

1650 Werckmeister, Andreas: Gründliche Beschreibung der schönen Kirche und kunstbaren Orgelwerckes, wie auch des großen Fasses auf dem Hause Grüningen. AB

Drei Drucke der Werkstatt Andreas Kolwalds fielen ganz aus dem Rahmen der sonstigen Produktion heraus:

1634 Gosky, Rudolf August: Lyra Tragi Comica vel Tychotechnica, seu Proba fortunae et Musae, das ist: Die Glücks- und Kunstprobe, Durch welche das Glück succumbiren, und die Kunst triumphiren wird ... SB

1654 Beichling, Zacharias: Resolutio observantia canonicae: Oder, rechtliches Bedencken über diese Frage, ob nicht ein Canonicus resignatoris ... einem Canonico electo bey einer ...erledigten Dignität zu praeferiren. UB Göttingen

1655 Oldekop, Justus: Tractatus de appellatione in causis criminalibus. AB

Andreas Kolwald starb am 29. März 1659, nachdem er dreißig Jahre lang als Drucker in Halberstadt tätig gewesen war. Zwar hatte sich im allgemeinen der Interessenkreis der Leserschaft erweitert[81]. Doch kam diese Erscheinung in den Erzeugnissen der Halberstädter Presse kaum zum Ausdruck. Es trat weder eine Verbesserung der Qualität der Drucke noch eine Vermehrung der Aufgabengebiete von der inhaltlichen Seite aus ein. Die Gründe für dieses Stehenbleiben waren in der Zeit zu suchen. Das große Kriegselend hatte ja nicht nur die Entwicklung der Schulen stark beeinträchtigt, sondern den übrigen Abnehmerkreis überhaupt zusammenschrumpfen lassen. Wer hatte wohl in den unsicheren Zeitläuften noch Lust, Bücher zu kaufen? Dazu kam, daß auswärtige Auftraggeber nur selten Drucke in Halberstadt herstellen ließen. Andreas Kolwald war wohl oft gezwungen, die Arbeiten zu übernehmen, die man ihm übertrug. Selbst die unbedeutendste Leichenpredigt gab ihm schließlich Verdienst. Unter solchen Umständen konnte von einem Ausbau des Unternehmens keine Rede sein. Andreas Kolwald mußte sich durch die bittere Zeit hindurchkämpfen wie jeder andere. Es war zweifellos seiner Zähigkeit zu verdanken, daß er sein Unternehmen überhaupt erhalten konnte. Um dieses Zieles willen beschränkte er sich zuweilen auf reine Druckertätigkeit. So erschienen bspw. die Schriften über den Hornhäuser Gesundbrunnen »in vorlegunge des autoris«. Andere Werke waren von dem Buchführer Clemens Voigt (1632-1653 nachweisbar) in Auftrag gegeben worden[82]. In den Jahren 1634 und 1648 wurden drei von A. Kolwald verlegte Werke im Meßkatalog angezeigt[83]. Dort ist auch für 1659 ein durch Heinrich Prätorius-Halberstadt verlegtes Buch verzeichnet[84]. An dieser sehr spärlichen Erwähnung von Halberstädter Drucken ist zweifellos die große Verkehrsunsicherheit schuld.

[81] H. Barge, a.a.O., S. 195.
[82] Codex nundinarius S. 87.

V

JOHANN ERASMUS HYNITZSCH

Nach dem Tode Andreas Kolwalds führte seine Witwe das Unternehmen einige Jahre unter der Bezeichnung »Andreas Kolwalds Witwe« fort. Die hergebrachten Privilegien wurden ihr weiterbewilligt[85]. Mit Umsicht stand sie der verwaisten Offizin vor. Selbstverständlich konnte sie nicht alles fachmännisch übersehen. Daher stellte sie einen Faktor ein, der mit der Überwachung der typographischen Arbeiten betraut wurde. Der erste Faktor ist unbekannt; von 1665 an läßt sich Johann Erasmus Hynitzsch auf diesem Posten nachweisen[86]. Er heiratete am 21. Mai 1668 die zweite Tochter A. Kolwalds, Sophia[87]. (Die älteste, Katharina Elisabeth, heiratete am 10. Mai 1670 den Buchdrucker Johann Bernhard Michel aus Erfurt[88], die dritte Tochter Agathe am 12. Nov. 1670 den Buchdrucker Andreas Güssow aus Stendal[89]. Über die letzte Tochter, Dorothea, ist nichts bekannt.)

Johann Erasmus Hynitzsch war am 2. Januar 1643 in Nordhausen geboren[90]. Er entstammte einer schlesischen Buchdruckerfamilie[91]. Sein Großvater Erasmus Hynitzsch war im Anfange des Jahrhunderts von Wurzen nach Halle gekommen, wo er von 1602-1611 als Drucker tätig war. Sein Vater Johann Erasmus Hynitzsch hatte sich dann 1628 in Nordhausen niedergelassen und betrieb dort bis 1670 eine Buchdruckerei, die an seinen zweiten Sohn August Martin fiel. Der älteste Sohn Johann Joachim war lange Jahre Stadtleutnant in Leipzig[92], der vierte Sohn ist als dänischer Oberförster in Jütland gestorben[93].

Aus den Lehr- und Wanderjahren des Johann Erasmus Hynitzsch ist nicht viel bekannt. – Durch die Heirat mit Sophia Kolwald kam die Halberstädter Werkstatt in seine Hand. Um einer gerechten Erbteilung willen kaufte er das Grundstück im Lichtengraben von seiner Schwiegermutter am 25. September 1671 für den Nennwert von 1200 Thalern, von denen jedoch

[83] Codex nundinarius S. 89, S. 103.
[84] Codex nundinarius S. 117.
[85] G. Schmidt, a.a.O., S. 12.
[86] O. Fr. Breul, Die der Natur langwierig erscheinende, aber von der beiywohnenden Gnade kurtz erkannte Trübsal der Kinder Gottes. – Leichenpredigt auf Buchdrucker Johann Erasmus Hynitzsch, gedruckt mit des seel. Verstorbenen Schriften. Halberst. 1709, S. 34.
[87] O. Fr. Breul, a.a.O., S. 34.
[88] G. Schmidt, a.a.O., S. 11.
[89] ACD: D I 19.
[90] O. Fr. Breul, a.a.O., S. 33.
[91] H. Heine, Geschichte des Buchdrucks und des Buchhandels in Nordhausen. Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde 62, 1929, S. 23-57, S. 25.
[92] ACD: D II.
[93] H. Heine, a.a.O., S. 27.

200 Thaler als das Erbe seiner Frau als bezahlt abgerechnet wurden[94]. Nach den erhaltenen Familienschriftstücken hat Johann Erasmus Hynitzsch stets im besten Einvernehmen zu den Angehörigen seiner Frau, vor allem zu seiner Schwiegermutter[95], gestanden. Sie brachte ihm auch so viel Vertrauen entgegen, daß sie ihm die selbständige Leitung der Druckerei schon 1666 übergab.

Im Gegensatz zu seinen Vorgängern hatte Johann Erasmus Hynitzsch nicht viel Glück bei der Erhaltung der Privilegien, die doch für die Weiterentwicklung der Buchdruckerei von Wichtigkeit waren. Wenn man bedenkt, daß Hynitzsch am 7. Juni 1681 ein Gesuch wegen des Lumpensammelns an die Fürstliche Regierung einreichte, das erst am 6. März 1683 ablehnend beantwortet wurde[96], dann kann man klar erkennen, daß in der Regierung Männer waren, die Hynitzsch nicht wohlwollten. Worin diese Einstellung begründet war, ist nicht festzustellen. Die Regierung fand wohl die Preise der Druckerei zu hoch, aber ein Gutachten der juristischen Fakultät in Helmstedt fiel günstig für Hynitzsch aus; auch der Kurfürst entschied am 4. Mai 1692, er wolle der Halberstädter Druckerei die Taxe nach wie vor in Gnaden gönnen.

Viel schwerer traf Hynitzsch und mit ihm die Druckerei, daß Kurfürst Friedrich III. am 8. Mai 1694 dem wegen seiner Religion aus Heidelberg vertriebenen Buchdrucker Johann David Bergmann, der seit 1690 hier arbeitete, erlaubte, in Halberstadt eine Buchdruckerei einzurichten. Alle Eingaben Hynitzsch' an die Regierung, alle Hinweise auf seine althergebrachten Rechte nutzten nichts. Man erklärte ihm, da der Kurfürst selbst das Privileg an Bergmann gegeben habe, könne man in der Sache nichts tun. Auf sein direktes Gesuch an den Kurfürsten, die »sub- et obreptitie ertheilte Concession für Bergmann zu cassieren«, beauftragte der Kurfürst am 24. November 1699 den Kammergerichtsrat Miege, die Irrungen zwischen Hynitzsch und Bergmann in Sachen der Druckerei und des Lumpensammelns beizulegen. Am 14. Februar 1702 richtete Hynitzsch ein weiteres Gesuch an König Friedrich I., aus dem hervorgeht, daß auch nach Mieges Meinung nicht zwei Buchdrucker mit ihrer Familie in Halberstadt »subsistieren« könnten. Miege hatte auch die älteren Privilegien anerkannt. Bergmann, der wohl versprochen hatte, nach Berlin zu gehen, war aber in Halberstadt geblieben. Nun bat Hynitzsch, »dem Bergmann mit Nachdruck zu inhibieren, sich alles Tourbirens in meinem Erb Privilegio und des de facto angemaßten Druckes nicht zu enthalten nur«, sondern auch dafür zu sorgen, daß er sich endlich nach Berlin wende. Auch dieses Gesuch wurde abschlägig beschieden. Selbst der Tod Bergmanns änderte nichts, denn seiner Witwe und seinen Kindern wurde das Privileg erneuert[97].

Obwohl also Hynitzsch sich immer wieder um erneute Privilegierung bemüht hat, ist es ihm nicht gelungen, der Druckerei die bevorrechtete Stellung wieder zu gewinnen.

Das Zeitalter, das dem Großen Kriege folgte, wird gekennzeichnet durch die Abwendung von den religiösen Unduldsamkeiten der Reformation und Gegenreformation. Das Interesse an Aufklärungsschriften gegen Einrichtungen der katholischen Kirche schwand dahin. Die lutherische Rechtgläubigkeit erstarrte immer mehr in ihrem Dogma oder befehdete sich erbittert in ihren eigenen Reihen. An ihre Stelle trat jene Steigerung des Gefühlsausdrucks, wie sie dem Hochbarock eigen war. Diese Gefühlsbewegtheit führte im kirchlichen Leben zu dem Pietismus, der sich als eine Opposition gegen die Vernachlässigungen des christlichen Lebens darstellte. Seine erste nachreformatorische Quelle fand er in Johann Arndts »Vier Büchern vom wahren Christentum« (1608)[98].

In Halberstadt entstand dem Pietismus ein unerschrockener Kämpfer in Heinrich Ammersbach (ADB I, 403), der einige Jahrzehnte lang bis zu seinem Tode am 17. Juli 1691 als Pfarrer an der Paulskirche tätig war. Ausgehend von dem Gedankengut Johann Taulers, setzte er sich in einer nicht immer überzeugenden Art für ein wahrhaft christliches Leben ein. Viele seiner Schriften – nicht alle – wurden durch die Druckerei in Halberstadt gedruckt:

1659: Bethstunde, so ein jeder Hausvater und Mutter mit sämtlichen Hausgenossen täglich, jedoch zu welcher Stunde ihm beliebt und am bequemsten ist, kniend und mit herzlicher Andacht halten und verrichten soll. AB

1660: Disputatione: Delineatio Juris naturalis ... Stb

1663: Unüberwindliche Vestung der Christenheit, darinnen rechtschaffene Christen in diesen letzten Zeiten, absonderlich bey dem itzigen Tyrannischen Türckenkrieg sicher und ohne Gefahr seyn können ... AB

1664: Klageschriften über die antichristliche pharisäische Greuel, so heutiges Tage ... in vollem Gang und Schwang ... Stb

1664: Auszug aus Johann Wallichii Buchlein, darinnen er beweist, wie der orientalische Antichrist mit dem occidentalischen zu vergleichen sey ... AB

1665: Neuer Abgott, Alter Teufel oder Fliegender Brieff, nach welchem heutigs Tag, ... alle Diebe und Meineidige fromm gesprochen werden, Darauff die rohen Weltkinder in Sünden verharren ... AB

1665: Geheimnis der letzten Zeiten ..., ... Joel 3, Apoe 20, Zach. 14 AB

1665: Bedencken von den beiden großen Antichristen, ... Pabst und Türcken ... AB

1669: (Herausgeber: H. Ammersbach) Veit Dieterich: Der Psalter des Königs Davids. SWB

1671: Mosis Stuhl, auf welchem die Pharisäer und Schriftgelehrten sitzen, die nach ihrer eingebildeten hohen Weisheit für andere Orthodozie und rechtgläubige Lehrer sein wollen. AB

[94] ACD: D I 19.
[95] ACD: D I 19.
[96] ACD: D I 4-5.
[97] ACD: D I 10-11.

[98] Im Jahre 1605 versuchte der Rat der Stadt Halberstadt, J. Arndt für eine Predigerstelle an der Martinikirche zu gewinnen. Die Bemühungen waren jedoch erfolglos. S. Zeitschrift des Vereins für Kirchengeschichte der Provinz Sachsen. 1905, S. 23-24.

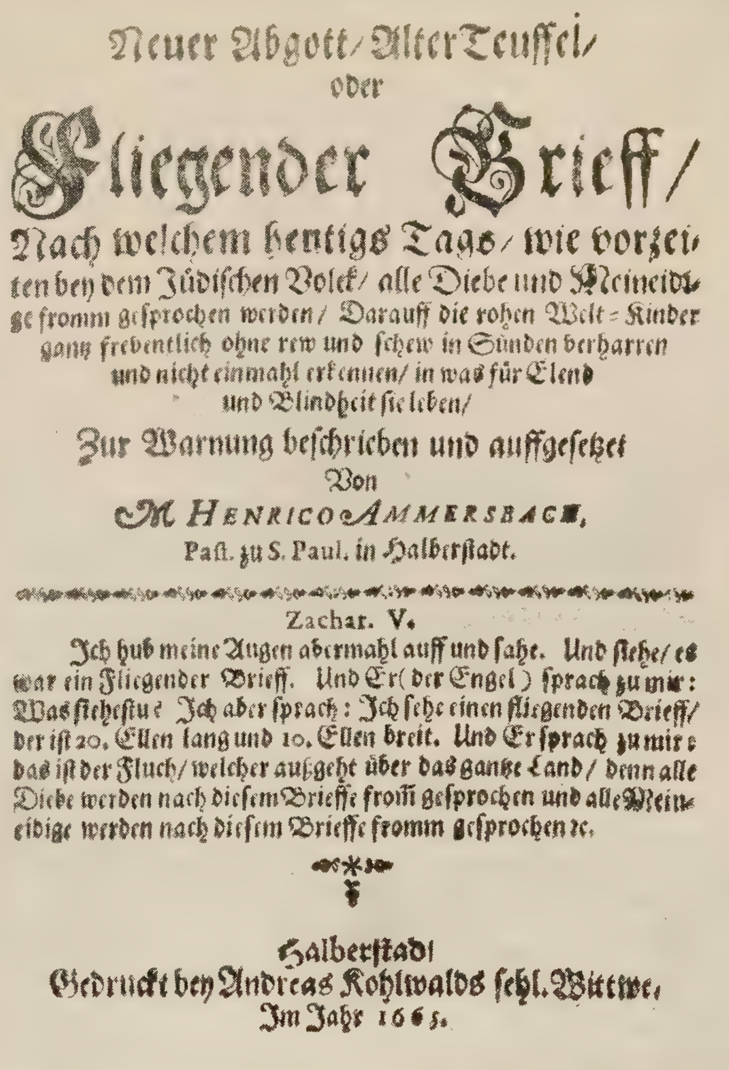
1675: (Herausgeber: Ammersbach, Heinrich) Fabricius, Andreas: Der heilige, kluge und gelehrte Teuffel, wider das erste Gebot Gottes, den Glauben und Christum... AB

1677: Apologia oder Ehrenrettung ... wider die sogenannte Warnung G. C. Dilfelds. SWB

Wie der Pietismus ganz allgemein, so betonte auch Ammersbach das persönliche Christentum, das er ausschließlich auf der Heiligen Schrift aufbauen wollte. Diese Absicht wurde offenbar durch die Herausgabe einer Bibel, die bei A. Kolwalds Witwe gedruckt wurde:

1665: Biblia, das ist: Die gantze H. Schrift, Altes und Neues Testament, Teutsch D. M. Luthers: In Bücher, Capitel und Versicul eingetheilet ... Auffs neue übersehen und herausgegeben von Heinrich Ammersbach. SLB

Diese Bibelausgabe hatte verschiedene Mängel: ein unhandliches Format (Langduodez, 19×7 cm), demgemäß einen sehr starken Umfang (1400 S.), und schließlich fehlte die Angabe der Parallelstellen. Zweifellos war es diesen Mängeln zuzuschreiben, daß sie nicht gern gekauft wurde. Obwohl sie in einer Zeit verstärkten Bibelstudiums herausgebracht wurde, erlebte sie nur zwei Auflagen (2. Auflage 1666: SWB). War auch Ammersbach ein »plumper Polemiker«[99], war er in seinen Schriften auch manchmal über das Ziel hinausgeschossen, so hat er dennoch befruchtend gewirkt, auch auf die Orthodoxie, mit der er in fortwährendem Kampfe lebte. Das zeigte sich auch in Schriften, die in jener Zeit in Halberstadt gedruckt wurden:


Neuer Abgott/ Alter Teuffel/ oder Fliegender Brieff/ Nach welchem heutigs Tags/ wie vorzeiten bey dem Jüdischen Volck/ alle Diebe und Meineidige fromm gesprochen werden/ Darauff die rohen Welt-Kinder gantz frebentlich ohne rew und schew in Sünden verharren und nicht einmahl erkennen/ in was für Elend und Blindheit sie leben/ Zur Warnung beschrieben und auffgesetzet Von M. HENRICO AMMERSBACH, Past. zu S. Paul. in Halberstadt.

Zachar. V.
Ich hub meine Augen abermahl auff und sahe. Und siehe/ es war ein Fliegender Brieff. Und Er (der Engel) sprach zu mir: Was siehestu? Ich aber sprach: Ich sehe einen fliegenden Brieff/ der ist 20. Ellen lang und 10. Ellen breit. Und Er sprach zu mir: das ist der Fluch/ welcher außgeht über das gantze Land/ denn alle Diebe werden nach diesem Briefe fromm gesprochen und alle Meineidige werden nach diesem Brieffe fromm gesprochen rc.

Halberstadt
Gedruckt bey Andreas Kohlwalds sehl. Wittwe. Im Jahr 1665.

Abb. 4: *Andreas Kolwalds Witwe: Titelblatt einer Erbauungsschrift von Heinrich Ammersbach, 1665*

1662 Rosenmeyer, Wilhelm: Gekreuzigter Jesus... AB

1664 Henning, Peter: Christliche Erntedankfestpredigt. AB

1664 Poßwitz, Balthasar: Notwendiger Unterricht, wie Gott der Herr sich nun aufmacht, den faulen unfruchtbaren Baum abzustrafen.... AB

1664 Vilitz, Johann: Regale sacerdotum, d. i. die Lehre von dem Geist- und Königlichen Priestertum... AB

1664 Vilitz, Johann: Continuatio regalis sacerdotii... AB

1664 o. V.: Gebäth, so auf den monatlichen Buß-, Fast- und Bättagen, auch sonsten zu gebrauchen. AB

1665 Walm, Heinrich: Observationes theologopracticae Eaeqe tripartitae ... SB

1666 Walm, Heinrich: Propaideia sive Brevis Introductio in Theologiam Moralem Duabus partibus constans. SB

1666 Walm, Heinrich: Theologiae Moralis Brevis delineatio ... (Appendix zu obengenannter Schrift). SB

1667 Schünemann, Erich: Zwölffter August...Wegelebischer unglückseliger und kläglicher Feuer Gedechtnis Tag,... Eine Christliche Feuer Gedechtnis Predigt ... SWB

1686 Poßwitz, Balthasar: Concordia discors s. discursus theologicus ... AB

1687 Rachel, Joachim: Christlicher Glaubensunterricht oder Gespräche zwischen Vater und Sohn, mehrenteils aus dem lat. Hugonis Grotii ... HB

Als im Laufe der Zeit der Pietismus immer engherziger wurde, als er sich zu unerbittlicher asketischer Strenge verirrte und von seinen Anhängern »Erweckungen« verlangte, da wandten sich viele von ihm ab. Auch Johann Erasmus Hynitzsch versagte sich nun dem Druck von schwärmerischen und heuchlerischen

[99] ADB I, 403.

Schriften. Im Jahre 1693 erschien in seinem Verlag die Schrift eines ungenannten Verfassers, der mit harten Worten die Übertreibungen des »Spenerischen Unkrautes« geißelte: »Ausführliche Beschreibung des Unfugs, welchen die Pietisten zu Halberstadt im Monat December 1692 um die heilige Weihnachtszeit gestiftet« (Stb 180 S.). Diese Schrift nimmt in der Deutschen Kirchengeschichte eine Sonderstellung ein, da hierin dargestellt wird, wie sich exzentrische Eiferer zu Totenerweckungen und anderen höchst bedenklichen Verirrungen verstiegen.

Besonders nachhaltig hat der Pietismus auf die religiöse Jugenderziehung eingewirkt. Hier eröffnete sich für den Drukker ein neues Betätigungsfeld. Hatte schon Andreas Kolwald verschiedene Schriften, die zu Fragen des Katechismusunterrichts Stellung nahmen, gedruckt, so konnte Johann Erasmus Hynitzsch den Druck von Katechismen für die Schulen zu einem lohnenden Erwerbszweig ausbauen. Wie die Akten des Archivs C. Doelle & Sohn ergeben, muß Johann Erasmus Hynitzsch den Katechismus oft aufgelegt haben[100]. Von diesen Drucken ist nichts erhalten geblieben. Lediglich aus dem Jahre 1666 ist ein Katechismusversuch vorhanden: »Auszug der kleinen Catechismusschule M. Justi Gesenii, darinnen die bloßen Fragen und Antwort zusammengezogen sind, für diejenigen, so sich im Catechismus unterweisen lassen« (Herausgeber H. Ammersbach)[101] ACD

Selbstverständlich hat der Pietismus auch die inhaltliche Gestaltung der Leichenpredigten beeinflußt. Neben umfangreichen Predigten wurden auch langatmige Trauer- und Trostgedichte, Widmungen an die Hinterbliebenen und Danksagungen der Leidtragenden aufgenommen. Das bisher übliche Quartformat mußte nach 1660 dem Folioformat weichen, das dem Stile der Barockzeit besser entsprach.

Kurbrandenburg hat sich unter der Herrschaft des Großen Kurfürsten von den Schäden des Dreißigjährigen Krieges am schnellsten erhoben[102]. Nicht zuletzt war das der nimmermüden Fürsorge der Regierung zu danken, die alle Bereiche des öffentlichen Lebens umfaßte. Es entsprach dem Geiste des Zeitalters, wenn Verordnungen für das Wirtschaftsleben, für die Rechtspflege, für das Kirchenwesen das Leben in genau bestimmte Bahnen lenken sollten. – Infolge der Verweigerung von Privilegien wurden nur wenige solcher Verordnungen durch Johann Erasmus Hynitzsch gedruckt:

1666 Constitutio und Verordnung, wie es in ... Halberstadt mit den einheimischen und fremden Bettlern hinführo soll gehalten werden. MS

1669 E. E. Raths verbesserte Markt- und Hockenordnung. AB

1672 E. Hochwürdigen Dom Capituls ... Und E. E. Raths zu Halberstadt erneuerte Apothecken Ordnung und Taxa. AB

1682 Churfürstlich Brandenburgische Landgerichtsordnung im Fürstentum Halberstadt. AB

1689 Specialordnung für Advocaten, Procurateure und Sachwalter. AB

1690 Landgerichtsordnung wie 1682. AB

1692 Halberstädtische Cantzley-Taxe (von 1653). AB

1699 Constitution von Verlöbnis und Ehesachen. HD

1700 Instruction, wornach sich die Prediger und Schulbedienten ... zu achten. HD

1700 Spezialordnung, welcher Gestalt bei der Regierung mit denen angesetzten Terminen Execution erkannt werden soll. HD

1705 Kirchengebethe, welche von ... Kön. Majestät in allen evangelischen ... Gemeinden vorzubethen verordnet seyn. AB

1708 Wechselrecht, welches ... Kön. Majestät in dero Fürstentum Halberstadt observieret ... HD

Die staatspolitischen Ideen, die jene Zeit erfüllten, fanden ihren Niederschlag in mancher Schrift, die sich mit der Vergangenheit oder Gegenwart beschäftigte. Der Grundgedanke war die Überzeugung von der fürstlichen Allmacht[103]. Von diesem Blickpunkte aus wurde alles betrachtet, was das öffentliche Leben irgendwie bewegte. Einige solcher Schriften hat auch Johann Erasmus Hynitzsch gedruckt:

1675 Gutmann, Ägidius: Offenbarung Göttlicher Majestät ... Amsterdam und Frankfurt am Mayn, bei Henriko Betkio im Jahre 1675. 4°; 570, 540 S. SB
Trotz dieser ganz anders lautenden Druckerangabe handelt es sich bei diesem Werke um einen Halberstädter Druck[104].

1681 Ammersbach, Heinrich: Fasces Friderico-Wilhelmini, Triplica to Filio Electoratus Brandenburgensis, Ducatus Magdeburgensis, Principatus Halberstadensis ... SB

1681 Poezlinger, Georg Kilian: Devote Administratio Exoptatissime Clementiae, qua .... Fridericus Guilielmus ... SB

1681 Poezlinger, Georg Kilian: Demutigste Bewunderung über die höchsterwünschte Gnade, Krafft welcher ... Friedrich Wilhelm ... Ihme und seinen Gesetzen ..., die Treue und Zuversicht ... vermählet hat, ... (Übersetzung der vorigen Schrift.) SB

1682 Ammersbach, Heinrich: Churbrandenburgische Chronica (enthält die zweite Auflage von Christoph Entzelt von Salvelts Chronicon) HD

1702 Reimmann, Jakob Friedrich: Grundriß der Halberstädtischen Historie ... Stb

1702 Reimmann, J. Fr.: Dissertatio historica critica de Chronici Winnigstadii virtutibus... Stb

---

[100] ACD: D I 17.

[101] Im Jahre 1711 wurden bei J. E. Hynitzsch Erben noch einige Schriften von S. C. Teuber zum Katechismusunterricht gedruckt, sämtlich AB.

[102] W. Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur. Leipzig 1933, S. 478.

[103] W. Steinhausen, a.a.O., S. 491.

[104] E. Weller, Die fingierten und falschen Druckorte. Nürnberg 1868, I, S. 35.

1701 Götze, Johann Melchior: Die Königliche Krone des ... Wiederlebenden Salomonis In der Majestät Friedrich des Ersten ... (Predigt am 18. Januar 1701) SB

Die Entwicklung der Naturwissenschaften, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts eingeleitet wurde, fand auch in den Erzeugnissen der Werkstatt Hynitzsch einen zeitentsprechenden Niederschlag. Wenn auch manche Schrift noch durchaus ein Kind des Jahrhunderts war, so zeigten sich doch schon hier und da Anfänge exakter Naturbetrachtung. Besonders bemerkenswert sind hierbei die medizinischen Schriften M. G. Purmanns. (ADB 26, 731.)

1670 Wolf, Heinrich: Febris malignae anatomia, d. i. des giftigen Fleck und Fiebers Zerlegung. SWB

1670, Arendes, Christian Ludwig: De dracone et Basilisco ... SWB

1675, Cellarius, Heinrich: Kurtzer Bericht vom Scharbock. SWB

1679, J. G. B.: Johannis von Horne, Kleine Welt oder Beschreibung des menschlichen Leibes vom Haupte bis auf die Fußsohlen... AB

1680 o. V., Halberstädtisches Pest-Bedenken beides zu Praeservation und Curation... gestellet und ausgefertiget. SWB

1681 Purmann, Matthäus Gottfried: Der aufrichtige und erfahrene Pestbarbierer, d. i. eine ausführliche und grundrichtige Beschreibung, wie man ... Pestbeulen ... richtig kuriren könne. AB

1684 Purmann, M. G.: Chirurgischer Lorbeer Krantz oder Wund Artzney Kunst... Stb

1689 Hofmann, Friedrich: Kurzer Unterricht von denen in Fürstentum Halberstadt bei Hornhausen wieder entsprungenen Gesundbrunnen ... SB

Die angeführte Liste der Schriften, die Johann Erasmus Hynitzsch (und seine Erben) bis 1712 gedruckt haben, erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Der Aufzählung kann noch manches Buch zugerechnet werden, das nach Angabe von bibliographischen oder ähnlichen Werken[105] aus der Werkstatt hervorging, dessen Standort aber nicht zu ermitteln war. Es kommen weiter dazu Programmschriften und andere kleine Drucksachen für Schulen, Kirchengemeinden und Privatleute[106]. Der Druck von Schulbüchern mußte wegen der Versagung der Privilegierung zwar eingeschränkt werden, ganz eingestellt hat Johannes Erasmus Hynitzsch diese Arbeiten nicht, da er den Druck der Schulkatechismen aufnahm. (Einen Nachteil allerdings hatte die ungeschützte Stellung doch: die Bücher der Druckerei, deren Absatz einen lohnenden Verdienst versprachen, konnten nun von den Konkurrenten ohne wesentliche Hemmungen nachgedruckt werden.)

In den Meßkatalogen jener Zeit treten die Arbeiten J. E. Hynitzsch' schon stärker hervor. Als im Selbstverlag eines Joh. Caspar Trosa er-


ChurFürstliche Brandenburgische
Land-Gerichts-
Ordnung
Im
Fürstenthum
Halberstadt.

In Halberstadt/
Gedruckt bey Johann-Erasmus Hynitzsch Churf.
HoffBuchdrucker/ Anno 1682.

Abb. 5: *Johann Erasmus Hynitzsch: Churfürstlich Brandenburgische Landgerichtsordnung im Fürstentum Halberstadt, 1682*

[105] Bsp. Kurze gründliche Information und beständiger Bericht, was es um die Grafschaften Hohen- und Regenstein für eine Bewandtnis habe. 1703. s. J. H. Lucanus, a. a. O., I S. 66. Bsp.: Joh. Titius, Abgelegte Reden, II. Teil, 1678. Nach H. Heine, a. a. O., S. 31, war der I. Teil in Nordhausen 1670 durch August Martin Hynitzsch gedruckt worden, Teil II durch seinen Bruder in Halberstadt.

[106] Vgl. Verzeichnisse HD und AB.

schienen, wurden 1673 fünfzehn Bücher angekündigt, die wohl aus der Werkstatt Hynitzsch' hervorgegangen sind[107]. Als selbständiger Verleger läßt sich J. E. Hynitzsch 1678 mit einem, 1681 mit fünf Büchern nachweisen[108]. Auch die 1696 und 1697 durch Chr. Gensch und H. Werner verlegten Bücher wurden bei Hynitzsch gedruckt[109]. Der Vertrieb der Bücher erfolgte zum Teil durch Buchbinder, die sich in allen bedeutenden Orten des Fürstentums Halberstadt nach 1650 niedergelassen hatten. In Halberstadt war seit dem 26. Februar 1679 Jakob Gottfried Schultze als Buchbinder ansässig[110]. Seit Beginn des 17. Jahrhunderts hatten sich die Buchbinder als selbständiges Gewerbe von den Druckereien abgelöst. Die selbständige Schriftgießerei wurde im Anfange des 18. Jahrhunderts von Joh. Erasmus Hynitzsch aufgegeben[111]. Die Typen bezog er nunmehr von Schriftgießereien.

Im allgemeinen beschränkte sich der Kreis der Verfasser seiner Drucke auf das Fürstentum Halberstadt. Nur ab und zu wurden auch Arbeiten für andere Landschaften ausgeführt. Über den Rahmen der üblichen theologischen Literatur gingen nur wenige Veröffentlichungen hinaus. Zweifellos hatte diese Einseitigkeit ihren Grund darin, daß das geistige Eigenleben der Landschaft brach lag. Halberstadt war nicht mehr so unbedingt geistiger Mittelpunkt wie ehedem. Das zeigte sich naturgemäß noch stärker nach dem Verlust der politischen Selbständigkeit. Die Einwirkungen, die von Berlin, Magdeburg und Halle ausgingen, waren stärker. Daraus erklärt es sich vielleicht, daß J. E. Hynitzsch den Versuch, eine Zeitung herauszugeben und zu drucken, gar nicht unternahm. Daß dies in dem Harzgebiet ein fragwürdiges Unterfangen war, zeigte 1690 das Beispiel des »Nordhäuser Adler«, der nur eine kurze Lebensdauer hatte[112].

Johann Erasmus Hynitzsch stand der Buchdruckerei 40 Jahre lang vor, in einem Zeitalter, das alle Mühe aufwenden mußte, um die Folgen des Großen Krieges zu überwinden. Ein schwerer Schlag für das Unternehmen war die Entziehung der privilegierten Stellung, um deren Wiedererringung sich Hynitzsch bis an sein Lebensende vergeblich bemühte. Auch die Auseinandersetzungen zwischen Orthodoxie und Pietismus haben unmittelbar auf die Geschäfte der Druckerei eingewirkt; denn so lange Hynitzsch Ammersbachs Schriften druckte, waren auch die zahlreichen Widersacher jenes Pfarrers seine Gegner. Trotz aller dieser Widerstände und Fehlschläge aber hat Johann Erasmus Hynitzsch seinen Erben[113] ein ertragfähiges und angesehenes Unternehmen hinterlassen[114].

VI

DETLEF DETLEFFSEN

Sieben Söhne und drei Töchter hatte Sophie Hynitzsch ihrem Manne geboren; fünf Söhne nahm ihnen der Tod[115]. Auch der zum Nachfolger in der Firma bestimmte Johann Joachim, geb. am 23. Juli 1681, war im Alter von 24 Jahren am 28. März 1705 gestorben. Schwer und schmerzlich mag vor allem dieser Verlust für die Eltern gewesen sein, denn die beiden überlebenden Söhne Albrecht Friedrich und Johann Christoph hatten sich bereits anderen Berufen zugewendet und zeigten keine Neigung, diese aufzugeben. Es war gut, daß die alte Firma auf gesundem, festen Grunde stand. So konnte Sophie Hynitzsch nach dem Tode ihres Mannes das Geschäft weiterführen. Sie wurde dabei unterstützt von dem Faktor der Werkstatt Detlef Detleffsen, dem die alleinige Betriebsführung im Oktober 1712 zufiel. Am 13. Dezember dieses Jahres heiratete er Sophie, die älteste Tochter des Johann Erasmus Hynitzsch. Nun hatte die Firma wieder ihren Herrn. Sophie Hynitzsch war am 19. März 1712 gestorben[116]. Ihre zweite Tochter Eleonore Dorothea hatte am 26. November 1711 den Subkonrektor der Halberstädter Domschule Johann Andreas Dägener geheiratet; die dritte, Christiane Dorothee, vermählte sich am 9. Juli 1715 mit dem Pfarrer Heinrich Franz in Berssel[117].

Detlef Detleffsen entstammte einer friesischen Buchdruckerfamilie und war am 28. Juni 1685 in Stade geboren. Er hatte einige Zeit an der Universität Rinteln studiert, erlernte dann das Buchdruckergewerbe und kam als Faktor in das Hynitzsche Haus[118]. Nach der Ehestiftung übertrugen ihm die Erben Hynitzsch am 12. September 1712 das Unternehmen. Das Grundstück »zwischen Advokat Kirchhoff und Brauschreiber Bährecke« wurde ihm für den Nennwert von 2000 Th. überlassen, jedem der Erben waren jedoch nur 200 Th. auszuzahlen[119].

Auch Detlef Detleffsen gelang es nicht, der Firma die alte Vorrangstellung wieder zu verschaffen. Wohl privilegierte ihn die Regierung am 12. Oktober 1712, »doch dergestalt, daß darunter auch anderen privilegierten Buchdruckern ihr jus quaesitum (erbetenes Recht) nicht genommen werde«. Immer wieder reichte er Eingaben an die Fürstliche Regierung ein (20. Oktober 1712, 10. Januar 1713, 12. Februar 1713)[120]. Aber alle diese Versuche hatten keinen Erfolg. Am 7. März 1713 übersandte ihm die Regierung eine sehr knappe Antwort mit dem Hinweis, daß

---

[107] Codex nundinarius S. 139.

[108] Codex nundinarius S. 147 und S. 153. Die Grossesche Buchhandlung zu Halberstadt erscheint in der Zeit nicht in den Meßkatalogen, ist jedoch für 1673 nachzuweisen. Vgl. W. Stieda, Der Büchermarkt an den Hochschulen Erfurt, Wittenberg und Halle in der Vergangenheit. Köln 1934, S. 98.

[109] Codex nundinarius S. 174 und S. 175.

[110] Seit diesem Tage befindet sich die Buchbinderei im gleichen Grundstück im Besitz der Familie Schultze.

[111] ACD: D I 14. Vgl. auch E. Pönsch, Die Betriebsgestaltung im deutschen Buchdruckgewerbe. Masch. Diss. Berlin 1922, S. 47. K. Dieterichs, Die Buchdruckpresse von Johann Gutenberg bis Friedrich König. Leipzig 1930.

[112] H. Walkhoff, a. a. O., S. 11.

[113] G. Schmidt, a. a. O., S. 19.

[114] ACD: E I 2 (Erbteilungsvertrag vom 8. 10. 1712).

[115] Breul, O. F., Leichenpredigt auf J. E. Hynitzsch, S. 35.

[116] Breul, O. F., Die von dem begrabenen Jesu geheiligten Gräber der Kinder Gottes... Leichenpredigt auf Frau Sophia Hynitzsch 1712, S. 18.

[117] G. Schmidt, a. a. O., S. 19.

[118] Kornmann, F. M.: Die in der schönsten Blüte abgebrochene und verwelkte May-Blume... Leichenpredigt auf Detlef Detleffsen, Halberstadt, 1713, S. 24.

[119] ACD: E I 2.

[120] ACD: E I 4-6.

es bei der Entscheidung des Königs bleiben müßte und alle ferneren Eingaben zwecklos wären[121].

Nur ganz wenige und unbedeutende Drucke der Halberstädter Offizin tragen den Vermerk, daß sie durch Detlef Detleffsen gedruckt wurden, denn schon am 16. Mai 1713 starb Detleffsen nach kurzer Krankheit. Die junge Witwe führte die Werkstatt fort. (Die Veröffentlichung einer am 27. Juni 1713 gehaltenen Huldigungspredigt von S. C. Teuber war der erste heute nachweisbare Druck; als Druckerwerkstatt ist darin angegeben »Detleffsch Witwe«[122].)

Im Jahre 1714 verheiratete sich Sophie Detleffsen zum zweiten Male, und zwar mit dem Faktor ihres Betriebes, Nikolaus Martin Lange[123].

VII
NIKOLAUS MARTIN LANGE

Nikolaus Martin Lange trat bei der Heirat in dieselben Verpflichtungen gegenüber den Hynitzsch'schen Erben ein wie Detlef Detleffsen[124]. An diese Abmachungen hielt er sich auch, als seine Frau am 12. Februar 1716 starb[125]. Gewissenhaft hat er den Erben die Summen ausgezahlt, die er zu leisten verpflichtet war. Diese Ausgaben mögen ihm nicht leichtgefallen sein, da er in seiner Anfangszeit ohnehin finanziell stark in Anspruch genommen war. In seinem Ausgabenbuch verzeichnete er u. a. für die Erwerbung des Bürger- und Brauerrechtes 48 Th. 10 Gr., für die Aufnahme in die Kramergilde 2 Th. 23 Gr., für die Aufnahme in die Schneidergilde 2 Th. 12 Gr., und für seine Bestätigung als Regierungsbuchdrucker 17 Th. 4 Gr.[126].

Der Inhaber der Bergmannschen Druckerei Karl Schildbach hatte sich von 1711 ab eigenmächtig als Regierungsbuchdrucker bezeichnet[127]. Dagegen hatten sich schon 1712 die Witwe Sophia Hynitzsch und 1713 Detlef Detleffsen gewandt[128]. Daraufhin war die Ernennung Detleffsens zum Regierungsbuchdrucker einen Monat nach seinem Tode erfolgt (am 23. Juni 1713)[129]. Seine Witwe mußte dafür 61 Th. an die Regierungskasse bezahlen[130]. Auch Nikolaus Martin Lange bewarb sich natürlich um die Anerkennung. Sie wurde unter dem 12. Dezember 1714 und 8. März 1715 ausgesprochen[131].

Damit war jedoch keineswegs die Bergmannsche Druckerei bei der Vergebung von Regierungsaufträgen ausgeschaltet. Nach wie vor mußte sich Nikolaus M. Lange bemühen, Aufträge der Regierung zu erlangen. Das war nicht immer leicht, da sich diese zuweilen auf den Standpunkt stellte, Lange könnte die Preise für seine Druckarbeiten wohl etwas senken. Trotz aller wohlbegründeten Eingaben setzte bspw. ein königlicher Befehl 1719 den Preis für ein Ries Accisezettel auf 3 Th. 8 Gr. fest, 4 Gr. niedriger, als vorher von N. M. Lange verlangt worden war[132]. Auch späterhin wurde die Konkurrenz der Bergmannschen Werkstatt nicht ausgeschaltet. In einer Beschwerdeschrift vom 7. Dezember 1712 beklagte sich Lange, daß »die Regierungsarbeit halb in die Bergmannsche Druckerei zu drucken gegeben«[133]; gleichzeitig bat er wieder um alleinige Privilegierung und stärkere Berücksichtigung seines Unternehmens. Am 12. Februar 1721 traf die Regierung die Entscheidung, daß bei Vergebung der Steuerdrucksachen die Akzisezettel durch Lange ausgeführt werden sollten, während Bergmanns Witwe die Abrechnungsbogen für die Akzise zu liefern hätte[134].

Aber auch mit diesem Urteil war der Konkurrenzkampf nicht zu Ende. Im Jahre 1739 ging die Werkstatt Bergmann in andere Hände über; der Schwiegersohn Heinrich Wilhelm Friedrich wurde Geschäftsinhaber. Da hielt N. M. Lange seine Zeit für gekommen. Am 8. September 1740 reichte er ein neues Gesuch um alleinige Privilegierung bei der Regierung ein. Er bat, dem Konkurrenten Friedrich die Niederlassung »etwa in Aschersleben« zu gestatten[135]. Der junge König Friedrich II. wollte diese Streitsache endgültig schlichten und verlangte von der Halberstädter Kriegs- und Domänenkammer einen eingehenden Bericht über die ganze Sache[136]. Verschiedentlich wurde Lange daher über die bisherige Privilegierung seines Unternehmens von der Behörde vernommen[137], ehe der eingeforderte Bericht am 31. Januar 1741 an den König abgesandt wurde. Dieser Bericht rollte die Geschichte der bisherigen Privilegierungen seit 1612 nochmals auf und erkannte an, daß nach dem ersten Privilegium von 1612 eigentlich keine zweite Druckerei hätte gestattet werden können. »... Da aber in den Privilegien von 1628 und 1650 stehe, ohne des Landesherrn ausdrücklichen Consens und sonderbaren Zulaß solle keine Druckerei im Stifte zugelassen werden, so sei Serinissimus befugt gewesen, eine zweite Druckerei zu eröffnen«[138]. Auf Grund dieser klaren und gerechten Darstellung der Kriegs- und Domänenkammer erfolgte von königlicher Seite aus gar nichts. Nach dem Willen des Königs sollte es bei den bestehenden Verhältnissen bleiben. So mußte sich auch Nikolaus Martin Lange endgültig zufrieden geben. Er hat daher in den folgenden Jahren nichts weiter wegen seiner alleinigen Privilegierung unternommen. Erst im Jahre 1760 (13. Dezember) gab die Fürstliche Regierung wiederum den strikten Befehl aus, daß die nachgeordneten Stellen die beiden Druckereien gleichmäßig zu nutzen hätten[139].

Gleichzeitig mit dem Gesuche vom 3. September 1740 war Lange um eine erneute Befreiung von Einquartierungslasten eingekommen. Er erhielt den Bescheid (am 14. März 1741)[140], daß auf Grund eines amtlichen Berichtes vom 18. Januar 1741

[121] ACD: E I 7.
[122] Vorhanden AB.
[123] G. Schmidt, a. a. O., S. 19.
[124] ACD: F II 1.
[125] Fr. O. Breul, Leichenpredigt auf Sophie Hynitzsch, ⚭ N. M. Lange, † 12. 2. 1716.
[126] ACD: F III, S. 104.
[127] G. Schmidt, a. a. O., S. 20.
[128] ACD: D I 16, E I 5–6.
[129] ACD: E I 10.
[130] ACD: E I 11.
[131] ACD: H III 21.
[132] ACD: F I 7.
[133] ACD: F I 11.
[134] ACD: F I 12.
[135] ACD: F I 16.
[136] ACD: F I 19.
[137] ACD: F I 20–21.
[138] G. Schmidt, a. a. O., S. 23.
[139] ADC: F I 31.
[140] ACD: F I 21.

die Befreiung sich nur auf die Einquartierung beziehen könnte, daß jedoch Servisgeld auf jeden Fall zu zahlen sei[141].

Welcher Art waren nun die Drucke, die aus Langes Werkstatt hervorgingen? Wie Johann Erasmus Hynitzsch hat auch Nikolaus Martin Lange den Druck und Vertrieb von Schulbüchern fortgesetzt, wenn diese – nach Ausweisung des Langeschen Kassenbuches – auch nur stets in kleinen Auflagen herausgebracht wurden[142]. Eine »Schulgrammatika« des J. A. Dägener kam 1715 z. B. in einer Auflage von 525 Exemplaren heraus. Leider ist uns das Buch, das bald vergriffen war, nicht bekannt. Der Druck eines lateinischen Vokabulariums – ebenfalls von J. A. Dägener – in 2500 Exemplaren erwies sich als ein Fehlschlag. Nur wenige Stücke wurden verkauft. Lange machte den Auftraggeber für den entstandenen Schaden verantwortlich und verklagte ihn auf Zahlung von 57 Th. 12 Gr. Druckkosten. Nach zweijährigem Rechtsstreite entschied das Gericht 1719 zugunsten Langes: Dägener wurde zur Zahlung der Summe verurteilt[143].

Am 22. März 1741 wurde Lange ausdrücklich erlaubt, den »Kleinen Katechismus D. M. Luthers und andere nützliche Schulbücher« zu drucken[144]. Dabei sollte er sich stets an die Weisungen des General-Superintendenten halten. Da nun damals die religiöse Unterweisung im Mittelpunkt des gesamten Unterrichts stand, war der Absatz großer Auflagen eigentlich immer gesichert. Es ist nicht zu ermitteln, welchen Gewinn Lange aus dem Drucke der Katechismen und Gebetbücher erzielte. Daß es sich aber um ein sehr vorteilhaftes Geschäft handelte, geht aus einem Rechtsstreite hervor, der einige Jahre später durchgefochten wurde.

Gegen Ende der vierziger Jahre hatte der Wernigeröder Drucker M. A. Struck den Langeschen Katechismus ohne irgendeine Erlaubnis nachgedruckt und vertrieben. Dieser Katechismus wurde auch im Halberstädtischen Lande um einige Pfennige wohlfeiler verkauft als der bei Lange gedruckte. N. M. Lange reichte 1750 Klage wegen des unerlaubten Nachdruckes ein. Das Gericht ließ sich von Geistlichen gutachtend über die Frage berichten, ob der Wernigeröder Katechismus tatsächlich ein unberechtigter Nachdruck sei. Sämtliche Gutschten – vor allem das des General-Superintendenten J. Chr. Michaelis, der den Katechismus selbst erläutert hatte – sprachen sich gegen Struck aus. Und so verurteilte das Gericht den Wernigeröder Drucker 1752 wegen Übertretung des Censuredikts vom 5. März 1669 dazu, die noch vorhandenen Exemplare zu vernichten oder an Lange abzutreten. Zu einer Vernichtung konnte sich Struck nicht entschließen. Und Lange zögerte einige Monate, ehe er sich dazu bequemte, die restlichen 1143 Exemplare zum Preise von 19 Th. 18 Gr. abzunehmen[145]. Mit dieser Summe wurde der reine Papierpreis bezahlt, der Ballen zu 7 Th. gerechnet. Nun wurde damals ein Exemplar des Katechismus mit 1 Groschen verkauft. Der Gewinn bei diesem Geschäft betrug also 60 bis 70 v. H. Allerdings kam er dem Drucker in solcher Höhe nur bei direktem Verkauf zugute. In größeren Orten erfolgte der Einzelvertrieb von Schulbüchern nur durch die Buchbinder, auf dem Lande durch die Krämer.

Dem Druck von Schulschriften, Programmen, Einladungen zu Prüfungen, Deklamationen und Gesängen für Feiern u. a. hatten sich schon Langes Vorgänger zugewandt. Die Martinischule hatte ihre erste Programmschrift schon 1655 bei A. Kolwald drucken lassen, die Johannisschule 1658 und die Domschule 1675 bei J. E. Hynitzsch. Diese später auch durch Lange gedruckten Schriften, die kennzeichnend für das damalige geistige Leben in Halberstadt sind, geben heute noch manchen wertvollen Einblick in die Bildungsgeschichte jener Zeit.

Schon J. E. Hynitzsch hatte 1692 vom Kurfürstlichen Konsistorium den Auftrag erhalten, die Kirchenagende für das Fürstentum Halberstadt zu drucken[146]. Diese Arbeiten blieben auch N. M. Lange erhalten. Eine Erlaubnis zum Druck des evangelischen Gesangbuches konnte er jedoch nicht erlangen. Im Anfange des 18. Jahrhunderts war damit Bergmann betraut worden. Und 1758 erhielt der Buchbinder J. G. Ziegler ein Privilegium für das Gesangbuch, ein Vorrecht, das noch im 19. Jahrhundert manche Gesangbuchplanung der Druckereibesitzer J. Chr. Doelle und C. Doelle durchkreuzte[147].

Dem Geiste der beginnenden Aufklärung entsprach es, wenn die Zahl der zur Veröffentlichung gelangenden theologischen Schriften durch die Kgl. Kabinettsordre vom 29. Mai 1722 sehr beschränkt wurde. Sie bestimmte, daß solche Schriften vor dem Drucke erst den Konsistorien zur Zensur einzureichen waren. Dadurch wurde manche theologische Streitschrift am Erscheinen verhindert. Die Predigten, die Lange während seiner Wirksamkeit gedruckt hat, zeigten demgemäß ein ganz anderes geistiges Niveau als diejenigen, die früher in der Offizin gedruckt waren. Sie waren wirklich aus dem Bibelstudium erwachsen und enthielten sich persönlicher Angriffe auf Andersdenkende. Doch waren sie in zunehmendem Maße Kinder der Aufklärungszeit, moralisierend und ohne besonderen Gehalt. Selbstverständlich blieb diese Entwicklung auch nicht ohne Einfluß auf die Leichenpredigten, die immer seltener gedruckt wurden und gegen Ende des Jahrhunderts überhaupt aus der Mode kamen.

Das fortschrittsfreudige und vernunftbegeisterte Zeitalter der Aufklärung brachte der Entwicklung des politischen Zeitungswesens einen starken Auftrieb. Durch die Zeitung war die Möglichkeit einer verstärkten Verstandesbildung und moralischer Einwirkung gegeben. Daher wurde die Entstehung neuer Zeitungen durch Privilegierung der Herausgeber von königlicher Seite aus wärmstens unterstützt. Für Halberstadt erteilte König Friedrich II. 1741 dem kurländischen Rat Seelmann das Recht, eine Zeitung zu schreiben. Dieser schloß am 19. Juni 1741 einen Vertrag mit dem Regierungsbuchdrucker N. M. Lange ab, nach welchem der Druck der Zeitung auf Dienstag, Donnerstag und Freitag jeder Woche vom 1. Juli 1741 ab festgesetzt wurde[148].

[141] ACD: F I 22.
[142] ACD: F III.
[143] ACD: F IV.
[144] ACD: F I 23.
[145] ACD: F V–VI.
[146] ACD: D I 17.
[147] ACD: H II 18.
[148] ACD: F I 25.

»Königlich-Preußisch- und Churfürstlich-
Brandenburgisch-Privilegiertes Journal
von Neuesten Merkwürdigkeiten.«

Der Textteil der Zeitung wurde eingeleitet durch die Bemerkung: »Von dieser Arth Zeitungen werden alle Woche 3 Stück ausgegeben beym Autore, im Rosenthalschen Hause am Rathskeller und im Königl. Postambte allhier. Auch zu Berlin im Königl. Adreß-Komtoir. Können sonst von allen Postämbtern verschrieben werden«.

Das »Privilegierte Journal« brachte auf vier Quartseiten Neuigkeiten aus aller Welt, besonders Nachrichten vom Kriege, Berichte aus allen Hauptstädten Europas, zuweilen auch Notizen von Halberstädter Ereignissen, aber keine politischen Betrachtungen o.ä. Selbst Anzeigen waren nur spärlich aufgenommen[149]. Im ganzen gesehen hatte das Journal kein anderes Gesicht als alle Zeitungen jener Jahre. Doch war es nicht der Dürftigkeit der Zeitung zuzuschreiben, wenn sie nur ein halbes Jahr lang erschienen ist. Die Gründe für die kurze Lebensdauer sind wohl in der Hauptsache darin zu suchen, daß es in Halberstadt an einem interessierten Lesekreis mangelte.

Etwas länger – zwei Jahre hindurch (1748-1749) – wurde in der Werkstatt Lange eine

»Halberstädter Zeitung
von
Staats- und gelehrten Sachen«

gedruckt. Diese erste »Halberstädter Zeitung« entsprach nach Auflage, Format und Umfang dem Journal. Als Herausgeber zeichnete der Subkonrektor C. Chr. Eberhard, doch war neben ihm der Kriegs- und Domänenrat Fr. W. Eichholtz maßgebend an der inneren Ausgestaltung der Zeitung beteiligt. Wie der Titel anzeigte, wurden außer den politischen Nachrichten aus aller Welt auch wissenschaftliche Artikel mannigfacher Art abgedruckt, die das Niveau der Zeitung nicht unbedeutend hoben[150].

Die »Halberstädter Zeitung« ging ein (Ende 1749), weil es zwischen dem Herausgeber C. Chr. Eberhard und dem Drucker Lange zu Zerwürfnissen kam[151]. Eberhard, der als selbständiger Zeitungsunternehmer die Druckarbeiten zu bezahlen hatte, war in der Erfüllung seiner finanziellen Verpflichtungen so lässig, daß Lange ihn verklagen mußte. Durch die Verurteilung Eberhards kam der Drucker wohl zu seinem Gelde, aber damit war einer Zeitung, deren vielversprechende Anfänge wohl noch manche Entwicklungsmöglichkeit geboten hätten, ein frühzeitiges Ende beschieden[152].

In dem vom absoluten Königtum regierten Preußen des 18. Jahrhunderts wurde das gesamte öffentliche Leben durch Edikte und Verordnungen aufs peinlichste geregelt. Der Abdruck dieser Gesetze bot den Buchdruckern vielfach lohnende Verdienste. Wenn es sich auch oft genug um Einblattdrucke handelte, so brachte die Menge den Ausgleich, da einzelne Verordnungen jedem Bürger zugestellt wurden. Wie oben erwähnt, mußte sich Lange bei solchen behördlichen Arbeiten häufig die Preise vorschreiben lassen. Dennoch wird ihm ein ausreichender Verdienst geblieben sein. So wurden die für die Erhebung der Verbrauchssteuer notwendigen Akzisezettel für alle Städte des Fürstentums Halberstadt in vielen tausend Bogen in Langes Werkstatt gedruckt. Daneben mußten Formulare aller Art vom einfachen Torwachenzettel bis zur ausführlichen Tabelle geliefert werden. Daß sich dieser Brauch, Formulare zu verwenden, auch im privaten Wirtschaftsleben durchsetzte, mag N. M. Lange nicht bedauert haben.

N. M. Lange beschränkte sich stärker als seine Vorgänger auf die Ausführung reiner Druckarbeiten. Er druckte fast stets nur dann Bücher, wenn ihn Verleger oder auch Schriftsteller damit beauftragten. In den Meßkatalogen trat er daher niemals mit eigenen Verlagswerken auf. Dafür wurden jedoch Halberstädter Buchhändler des öfteren dort aufgeführt. Die von ihnen verlegten Bücher stammen zu einem guten Teil aus Langes Werkstatt. Auf Rechnung J. M. Teubners, der von 1722-1725 mit 22 Büchern im Meßkatalog verzeichnet ist[153], druckte N. M. Lange 1725 und 1726 sechs Bücher, 1727 einen Auktionskatalog[154]. Ohne das Halberstädter Geschäft eingehen zu lassen, eröffnete Teubner 1730 in Leipzig eine Buchhandlung, deren Lager er 1735 verauktionierte[155]. Auch in Wittenberg war er tätig. Nach seinem Tode 1757 setzte sein Sohn J. M. L. Teubner das Halberstädter Geschäft bis 1760 fort, nun erfolgte die endgültige Verlegung nach Leipzig[156].

Chr. Gensch, der schon 1690 als Buchhändler in Halberstadt nachgewiesen wurde, erwarb 1710 einen Teil des Lagers der Grosseschen Buchhandlung, die in diesem Jahre aufgelöst wurde. Für ihn druckte N. M. Lange von 1714-1720 elf Bücher[157]. Ein anderer Halberstädter Buchhändler, Chr. Fr. Schopp, kündigte von 1731-1743 im Meßkataloge 32 Bücher an[158]. Daneben wurden dort in derselben Zeit sechs Bücher angezeigt, die ohne Verlegerkennzeichnung in Halberstadt erschienen sind[159]. Lange führte nur einen Teil der Arbeiten aus.

Außer den bisher genannten Buchhändlern traten als Auftraggeber Langes auf: L. Schröder-Braunschweig, H. Struntz-Aschersleben und F. Seidel-Magdeburg. Darüber hinaus war N. M. Lange für Schriftsteller in Quedlinburg, Lüneburg und Hildesheim tätig[160].

Im Jahre 1757 wurde in Magdeburg eine verbotene Schrift vertrieben »Gründlicher Beweis, daß das Königreich Böhmen S. Kön. Majestät in Preußen zustehe«. Von dieser Schrift waren 100 Exemplare von einem Buchhändler aus Halberstadt eingeführt worden[161]. Ob dieser Druck aus Langes Werkstatt stammte, ist nicht zu ermitteln.

[149] F. Eggeling, a. a. O., S. 34-38.
[150] F. Eggeling, a. a. O., S. 38-43.
[151] ACD: F II 5.
[152] ACD: F III.
[153] Codex nundinarius, S. 200-203.
[154] ACD: F III.
[155] W. Stieda, Der Büchermarkt... S. 123.
[156] W. Stieda, der Büchermarkt... S. 125.
[157] Archiv für die Geschichte des deutschen Buchhandels 14, S. 365.
[158] ACD: F III.
[159] Codex nundinarius, S. 209-221.
[160] Codex nundinarius, S. 211, 218, 221, 227, 229.
[161] ACD: F III.

Es waren durchaus keine Perlen der Literatur, die aus Langes Werkstatt hervorgingen. Empfindsame Romane und rührselige Räubergeschichten bildeten die Hauptmasse der Bücher. Neben einer »Via Felicitas« und »Ermischens Blumenlese« (in sechs Teilen) finden sich da »Gründliche Nachricht von denen Dieben und Räubern« (29 Bogen stark). Daneben verließ natürlich auch manche wertvollere Schrift die Langesche Werkstatt, die zwar auch dem Geiste der Zeit verhaftet war, doch heute für uns noch von einigem Wert ist. Namen wie J. G. Leuckfeldt, C. Abel, H. Hamelmann und G. F. Leporin kehrten in den Auftragslisten des Druckers sehr oft wieder[162]. Diese Schriften haben sich denn auch durch die Zeit bis jetzt erhalten. Von der volkstümlichen Literatur, die Lange gedruckt hat, ist nicht viel mehr vorhanden.

Zu den bisher in großen Zügen geschilderten Arbeiten Nikolaus Martin Langes traten noch viele andere typographische Erzeugnisse, die sich einer zusammenfassenden Betrachtung wegen ihrer Bedeutungslosigkeit entziehen. Die harten Zeiten des Siebenjährigen Krieges und der Folgejahre zwangen den Drucker oft, auch unbedeutende und unbequeme Arbeiten zu übernehmen, nur um die Pressen nicht stillstehen zu lassen.

Von 1714-1770 war Nikolaus Martin Lange als Drucker in Halberstadt tätig, sechundfünfzig Jahre, die beschattet wurden durch weitgehende Umgestaltung des öffentlichen Lebens, belastet mit wirtschaftlicher Not und erfüllt vom Lärm des Krieges, der auch Halberstadt heimsuchte. Nikolaus Martin Lange verlor den Mut nicht. Im Jahre 1718 hatte er sich in zweiter Ehe mit Katharina Luise Tüpke verheiratet. Zwölf Kinder sind aus der Ehe hervorgegangen, nur wenige aber haben den Vater überlebt. Die stete Sorge, das tägliche Brot für die Seinen zu gewinnen, hielt ihn immer wieder aufrecht. Manchmal, wenn eben niemand Arbeiten in Auftrag geben wollte und konnte, mußte er sich Geld leihen. Die Wechselabrechnungen in seinem Kassenbuche sprechen eine beredte Sprache von der Not, die das Land heimsuchte. Aber nie hat er versäumt, seine Schuld schnellstens wieder zu begleichen[163]. Unter solchen Umständen war es nicht möglich, den Betrieb der Druckerwerkstatt zu höheren Formen zu entwickeln. Das Papier, das Lange wie seine Vorgänger vom nahen Harz bezog, zeigte noch immer dieselbe Qualität wie vorher. Die hölzernen Pressen beherrschten das Feld.

Im ganzen betrachtet, spiegelt sich in den Erzeugnissen des Langeschen Unternehmens die ganze Unausgeglichenheit und Richtungslosigkeit der Zeit wider; denn nicht zuletzt machte sich das Fehlen klarer Normen im kulturellen Leben in den Büchern bemerkbar. Wie es der Aufklärungszeit zum Teil an Tiefe mangelte, so fehlte es den Drucken dieser Zeit auch an Eigenart. Unansehnlich und farblos, so bieten sich auch Langes Drucke dar. Dabei darf aber nicht übersehen werden, daß sich manche Zeiterscheinung gegen eine gleichmäßige und gedeihliche Entwicklung des Druckerwesens stellte. Die Zensur, die im Laufe der Jahrzehnte immer schärfer und unberechenbarer wurde, behinderte das Buchdruckergewerbe allenthalben. Dazu kam der unberechtigte Nachdruck, der das Büchergeschäft lähmte[164]. Der Katechismusdruck M. A. Strucks bewies ja mit aller Deutlichkeit, daß selbst eine ausdrücklich behördliche Privilegierung den Drucker vor diesem Krebsschaden nicht zu schützen vermochte. Welchen wirtschaftlichen Schaden N. M. Lange durch unberechtigten Nachdruck erlitten hat, ist im ganzen nicht zu übersehen. So viel aber ist sicher: schon die Gefahr des Nachdrucks hemmte den Unternehmungsgeist. Dieser Mangel wurde jedoch andererseits dadurch ausgeglichen, daß der Verleger sich im Laufe der Zeit selbständiger und bestimmender neben den Drucker stellte. Und so gesehen ist die Tätigkeit Langes nicht fruchtlos gewesen. Zwar sind die Erzeugnisse seiner Pressen keine Dokumente der deutschen Geistesgeschichte geworden. Dennoch spiegeln sie das kulturelle und geistige Leben Halberstadts im 18. Jahrhundert wider.

VIII
JOHANN HEINRICH MEVIUS

Nikolaus Martin Langes Söhne beabsichtigten nicht, den Betrieb ihres Vaters fortzuführen. Daher übertrug Lange die Werkstatt seinem Schwiegersohn Johann Heinrich Mevius, der 1768 Lucie Magdalene Katharine, die dritte Tochter Langes, geheiratet hatte. Dieser Johann Heinrich Mevius war im Jahre 1765 nach fünjähriger Dienstzeit im Hannoverschen Regiment von Riedesel als Unteroffizier entlassen worden und hatte wahrscheinlich erst im Hause seines Schwiegervaters die Buchdruckerkunst erlernt[165]. Nikolaus Martin Lange war damals hochbetagt. Daher übertrug er die Leitung der Werkstatt Johann Heinrich Mevius bald nach dessen Eintritt. Als nun Lange am 24. Dezember 1770 im Alter von 82 Jahren starb[166], gelangte die Buchdruckerei vollständig in die Hände eines Mannes, der nicht über nennenswerte Fertigkeiten, Kenntnisse und Erfahrungen im typographischen Gewerbe verfügte. Daneben vermochte er nicht, sich den Forderungen des Tages anzupassen. Diesen Umständen war es wohl zuzuschreiben, daß die älteste Buchdruckerei Halberstadts sich in den Jahrzehnten, in denen Mevius ihr vorstand, trotz günstigster Möglichkeiten nicht vorwärts entwickelte.

Im Jahre 1761 hatte Johann Friedrich Delius die Buchdruckerei Heinrich Wilhelm Friedrichs, seines Schwiegervaters, übernommen, nachdem er schon vorher einige Jahre als Faktor in diesem Betriebe tätig gewesen war. Diesem Delius gelang, worum seine Vorgänger sich lange vergeblich bemüht hatten: seine Druckerei zu einem Unternehmen zu entwickeln, das eine ernste Konkurrenz für die Offizin im Lichtengraben darstellte.

Schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts hatte sich in Halberstadt ein eigenes geistiges Leben entfaltet, das nach dem Siebenjährigen Kriege zu voller Blüte gedieh. In Gleim und seinem Halberstädter Freundeskreise fand es seinen natürlichen Mittelpunkt. Geistliche und Lehrer, Beamte und Offiziere waren die Träger einer lebendigen geistigen Bewegung, die im Laufe der Jahre alle Stände der Stadt und des Fürstentums erfaßte und im

---

[162] W. Stieda, Die Entwicklung des Buchhandels in Magdeburg. Magdeburg, 1928, S. 346.
[163] ACD: F III.
[164] ACD: F III.
[165] H. Barge, a. a. O., S. 276.
[166] ACD: H II 23.

Streben nach einer nationalen Bildung einte. Gebend und aufnehmend hatte arm und reich an dem neuen Leben teil. Auf solcher Basis konnte wohl an die Herausgabe einer literarischen und belehrenden Wochenschrift gedacht werden. Fr. W. Eichholtz, der schon an der »Halberstädter Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen« mitgearbeitet hatte, unternahm den Versuch. Er begründete im Jahre 1779 eine Wochenschrift »Der Bürger«, an deren Ausgestaltung sich die führenden Männer des Halberstädter Geisteslebens beteiligten[167]. Nur zwei Jahrgänge dieser Zeitschrift wurden bei J. F. Delius gedruckt. Mit dem Ende des Jahres 1780 ging das Unternehmen ein. Das Fehlen eines festen und gesicherten Abnehmerkreises erzwang die Einstellung trotz des guten Willens der interessierten Bürger. Wenn der Versuch auch nicht gänzlich mißlungen war – die beiden Jahrgänge sind noch heute wertvolle Dokumente für das kulturelle Leben jener Tage in Halberstadt –, so hatte sich dabei doch gezeigt, daß der Abnehmer ebenso wichtig war wie der Geber. Erst wenn ein fester Kreis von Abonnenten vorhanden war, waren alle Voraussetzungen für das Bestehen einer solchen Zeitschrift gegeben.

Diese sichere Grundlage für die Herausgabe einer Wochenschrift wurde 1785 durch die Stiftung der »Literarischen Gesellschaft« geschaffen[168]. J. W. Streithorst und G. N. Fischer waren die Begründer dieser Vereinigung, in der alle führenden Köpfe des damaligen Halberstadt gesammelt wurden. Wenn Gleim sich dem Kreise auch nicht unmittelbar anschloß, so wirkte er doch von außen her anregend und befruchtend auf die »Literarische Gesellschaft« ein. Die Fruchtbarkeit an Erzeugnissen des »eigenen Denkens und Forschens«[169] veranlaßte die bildungsbegeisterten und dichtfreudigen Männer bald zur Gründung eines selbständigen Organs

»Halberstädtische gemeinnützige Blätter.
Zum Besten der Armen. Herausgegeben von
der Litterarischen Gesellschaft zu Halberstadt«.

Mit dem 30. April 1785 begann die Wochenschrift zu erscheinen, die im ersten Jahre an 575 Besteller geliefert wurde. Inhaltlich war die Zeitschrift bedeutend besser ausgestattet als »Der Bürger«. In buntem Wechsel brachte sie neben Gedichten Aufsätze aus allen Wissensgebieten. Anzeigen wurden nur in bescheidenem Umfange aufgenommen. Darüber hinaus stellte die Zeitschrift einen in seiner Mannigfaltigkeit seltenen Niederschlag des geistigen Lebens im endenden 18. Jahrhundert dar.

Der Druck der Wochenschrift wurde in den ersten Jahren Johann Heinrich Mevius übertragen. Ausführung und Druck ließen aber bald zu wünschen übrig. Daher kündigte das Präsidium der Gesellschaft (Lucanus, Streithorst, Nachtigall) den Druckvertrag am 19. Februar 1790 unter dem Vorwande, daß man nun nach vier Jahren den anderen Drucker bei der Vergebung der Arbeiten berücksichtigen müßte[170]. Von 1790-1810 wurde die Zeitschrift, deren Titel des öfteren unwesentliche Änderungen erfuhr, in der Werkstatt Delius gedruckt.

[167] G. Schmidt, a. a. O., S. 24.
[168] F. Eggeling, a. a. O., S. 45-51.
[169] F. Eggeling, a. a. O., S. 52.
[170] F. Eggeling, a. a. O., S. 53.

Der finanzielle Verlust, der durch den Fortfall dieses Auftrages der Druckerei Mevius erwuchs, ist sicher nicht sehr hoch gewesen. Stärker jedoch fiel der Verlust an geschäftlichem Ansehen ins Gewicht. Die Bürgerschaft erkannte sehr wohl, daß die Vorrangstellung der ältesten Druckerei Halberstadts erschüttert war. Über zwei Jahrhunderte hindurch war die Regierungsbuchdruckerei im Lichtengraben die führende Offizin am Orte gewesen. Nun stellte sich das jüngere Unternehmen ebenbürtig daneben.

Die ganze Entwicklung war letztlich dem ungewandten Geschäftsmann Johann Heinrich Mevius zuzuschreiben. Er hielt sich auf seinen Titel als Regierungsbuchdrucker viel zugute, war aber nicht imstande, sich diesen ererbten Titel durch Umsichtigkeit und Fleiß zu gewinnen und zu erhalten. Über die Erzeugnisse seiner Pressen sind wir durch eine Eingabe zweier Drucker, die 1791 eine dritte Druckerei in Halberstadt eröffnen wollten, sehr genau unterrichtet[171]. Danach druckte J. H. Mevius im Verlaufe von 21 Jahren nur zwölf größere Werke. Aus der Reihe dieser Veröffentlichungen sind nur fünf hervorzuheben:

1774 Predigten der berühmten Gottesgelehrten.
1774/84 L. H. Lucanus: Historische Bibliothek vom Fürstentum Halberstadt.
1782 Gesang- und Gebetbuch (für Rechnung des Buchbinders Ziegler).
1784 Fr. W. Eichholtz: Lichtwers Leben und Verdienste.
1786 J. H. Lucanus: Beyträge zur Halberstädtischen Geschichte.

Was an typographischen Erzeugnissen sonst noch aus der Werkstatt Mevius hervorging, bestand aus Gelegenheitsarbeiten, die nennenswerte Verdienste nicht abwarfen: Schulprogrammschriften, kleinere Notenblätter, amtliche Bekanntmachungen, Gelegenheitsdichtungen u. ä. Gleim zog Mevius nur zum Abdruck einiger unbedeutender Gedichte heran, er ließ seine Arbeiten in Berlin drucken. Und gerade hier hätte Mevius bei umsichtigem Verhalten ein gutes Geschäft machen können.

Wenn bisher die Erzeugnisse der Werkstatt Mevius als Beweismittel für den mangelnden Unternehmungssinn ihres Besitzers herangezogen wurden, so erfährt diese Beurteilung noch eine wesentliche Verstärkung durch die Schriftstücke, die J. H. Mevius hinterlassen hat. Schon im Jahre 1772 war Mevius gezwungen, sich Geld zur Fortführung seines Betriebes zu leihen, obwohl die Pflichtteile der Langeschen Erben erst zum Teil ausgezahlt waren[172]. Und dieser Zustand des Hinhaltens, der ewigen Geldverlegenheiten hielt an bis zu dem Tage, da J. H. Mevius sein Unternehmen verkaufte. Am klarsten spiegelt sich seine Persönlichkeit in einer kleinen, scheinbar unwesentlichen Begebenheit wider, die in das Jahr 1789 fiel. Der Buchdrucker J. Th. Lamminger (ADB 17,569) wandte sich in einem höflich gehaltenen Schreiben an Mevius mit der Bitte, ihm Grundstück und Werkstatt zu verkaufen, da er von den wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Unternehmens wohl Kenntnis erhalten hatte. Der Brief, mit dem J. H. Mevius diese Anfrage beantwortete, enthielt Beleidigungen über Beleidigungen, ja sogar Schläge wurden dem J. Th. Lamminger, der es später

[171] ACD: G I 13.
[172] ACD: H II 19.

sogar bis zum Hannoverschen Hofbuchdrucker brachte, angeboten. Und das in einer Zeit, in der man auf die Pflege eines vollendeten Briefstiles den größten Wert legte[173]. Gerade das, was bislang die Drucker vor den anderen Gewerbetreibenden ausgezeichnet hatte, die höhere Bildungsstufe, gerade das ließ J. H. Mevius in manchen Dingen vermissen. Es ist uns daher heute durchaus begreiflich, daß Mevius nicht den Anschluß an das geistige Leben in Halberstadt gefunden hat, daß er kein Verständnis für die geistigen Interessen seiner Kundschaft hatte. Daß dieses Abseitsstehen stark auf sein Unternehmen einwirkte, war selbstverständlich und ist erwiesen.

Es soll zugegeben werden, daß dem Unternehmen ein größeres Betriebskapital fehlte, als es im Jahre 1770 von J. H. Mevius übernommen wurde. Aber N. M. Lange hatte ja unter viel schwierigeren Verhältnissen arbeiten müssen als Mevius, der in einer für die Buchdruckerkunst viel günstigeren Zeit der Werkstatt vorstand. Sein Verschulden allein war es, daß die Druckerei nicht mehr so leistungsfähig war wie im Anfange des Jahrhunderts. Das Pochen auf den Titel eines Regierungsbuchdruckers konnte den Mangel an vorbildlichen Leistungen nicht ausgleichen.

Als sich der Papierhändler H. Grimm am 25. Juli 1791 wegen einer Wechselschuld des Mevius in Höhe von 221 Th. an das Gericht wenden mußte[174], war das Maß zum Überlaufen voll. Kein Halberstädter Bürger war geneigt, Mevius diese Summe vorzustrecken. Und so entschloß er sich, sein Unternehmen sofort zu veräußern. Sein Faktor Johann Christoph Doelle übernahm den Betrieb am 12. August 1791, war aber gehalten, für Mevius bis zu dessen Tode weiterzuarbeiten[175]. J. H. Mevius starb schon am 16. September 1791. Am 3. Oktober desselben Jahres überließ die Witwe Katharine Mevius ihre gesamte Habe (nur unter Ausschluß ihrer Leibwäsche und Kleidung) Johann Christoph Doelle gegen Übernahme ihrer gesamten Schulden von 2500 Th.[176] und mit der Verpflichtung, die Witwe bis zu ihrem Tode zu unterhalten.

IX
VERZEICHNIS DER LEICHENPREDIGTEN

Georg Kote

1580 Chaericus, Jakob: Epithalamion (Hochzeitsgedicht) ... Maria von Borstel ⚭ Henning von Königsmarck — SB
1580 Chaericus, Jakob: Threnodia (Klagelied) ... A. von Asseburg. — SB
1580 Chaericus, Jakob: Honoraria in Festivitate Nuptiarum ... (Hochzeitsgedicht) Witwe Elisabeth von Hoim ⚭ Conrad von Schwichelt. — SB
1582 Sues, Philipp, und Fischer, Christoph: Leichenpredigt auf Hermann von Kotze, † 4. 12. 1581 — St
1589 Sembach, Bartholomäus: Margarete von Tottleben ⚭ Wilhelm von Heilingen, † 28. 11. 1589 — St
1590 Mirus, Martin: Hans Gebhard von Hoym, † 30. 5. 1590 — SB
1591 Oppechinus, Heimbert: Heinrich von der Lühe, ☐ 26. 7. 1591 — SB
1593 Eckstorm, Heinrich: Graf Ernst von Hohenstein, † 8. 7. 1593 — SB
1595 Querfurt, Johann: Graf Botho von Regenstein, † 4. 10. 1594 — St
1595 Sachse, Daniel: Anna von Bert ⚭ Peter von Weihe, † 11. 7. 1595 — AB
1596 Bachmann, Heinrich: Kornelius, Crull, † 20. 5. 1596 — HB
1600 Sybille von Honstein, † 27. 10. 1600 — SWB
1601 Schenk, Nicolaus: Graf Julius von Holstein-Schaumburg, † 21. 1. 1601 — SB
1601 Sattler, Basilius: s. vor., ☐ 8. 3. 1601 — SB
1602 Petroselinius, Bartholomäus: Johann Cramer, † 23. 4. 1602 — SB
1603 Oppechinus, Heimbert: Elisabeth von Plato, ⚭ Stiftshauptmann Heinrich von der Lühe, † 25. 11. 1603 — St
1608 Moller, David: Conrad Broestedt, † 25. 3. 1608 — AB

Jakob Arnold Kote

Reineccius, Johann: Herzog Heinrich Julius zu Braunschweig, † 20. 7. 1613 — Stb
Holtzmann, Georg: Ders. — AB
Bachmann, Heinrich: Jahn von Wewerling, † 1610 gedruckt 1613 — SB
Reineccius, Johann: Peter von der Weihe, † 13. 8. 1613 — AB
Holtzmann, Georg: Heimbert Oppechinus † 24. 9. 1613 — Stb
Hachenhold, Georg: Margarete Alemann, ⚭ Fabian Klee, † 29. 10. 1613 — Stb
Cunradi, Peter: Margarete v. Bornstedt, ⚭ Joachim von der Schulenburg, † 31. 12. 1613 — Stb
Schlotheuber, Christoph: Elisabeth Hedwig von der Lühe, ⚭ Christoph v. Dorstadt, † 18. 8. 1614 — St
Reineccius, Johann: Ernst von Hoppkorff, † 24. 12. 1614 — Stb
Gittelius, Daniel: Salome von Offensen, ⚭ Georg von Meerrettig, † 11. 9. 1614 — St
Siberius, Simon: Elisabeth Maschovius, † 18. 8. 1615 — St
Moller, Joachim: Ursula von Randau, ⚭ Johann Jürgen von Eilsleben, † 18. 10. 1614 — Stb
Hachenhold, Georg: Margarete Schade, † 1615 — Stb
Viehoff, E.: Gödela von der Schulenburg, ⚭ Busso von der Asseburg, † 14. 2. 1614 — St
Herold, Tobias: Tobias Paurmeister, † 17. 8. 1616 — St
Hachenbold, Georg: Arnold Schade, † 3. 6. 1616 — AB
Titius, Martin: Hermann Schimmelmann, † 1. 3. 1617 — St
Siber, Simon: Burchard Sonnenberg, † 17. 5. 1617 — St
Schlotheuber, Johann: Hans von Hornhausen, † 1. 5. 1617 — St
Gittelius, Daniel: Georg von Merrettig, † 30. 10. 1617 — St
Hachenhold, Georg: Margarete von Rössing, ⚭ Henning von Neindorf, † 6. 1. 1618 — St
Siber, Simon: Judith Drovius, ⚭ Barthol. Niemann, † 7. 1. 1618 — St
Corvinus, Andreas: Johann Friedrich, † 23. 8. 1618 — St
Foerster, Valentin: Kurt von Marenholz, † 24. 7. 1619 — St
Titius, Martin: Lothar Lueder, † 23. 5. 1620 — St
Holtzmann, Georg: Johann Grona, † 17. 2. 1621 — AB
Reineccius, Johann: Eitel Johann von Holle, † 24. 11. 1622 — St
Geilfuß, Cyriakus: Abel Ruck, † 9. 10. 1622 — AB
Herold, Tobias: Dorothe Götze, ⚭ Peter Segger, †? 3. 1622 — AB
Hermsdorf, Jakob: Anna Margarete von Tannenberg, † 16. 9. 1623 — St
Holtzmann, Georg: Margret Rimann, ⚭ I. Christoph Hohethurn, II. Andreas Horn, † 18. 10. 1623 — St
Titius, Martin: Elisabeth von Kißleben, † 1. 1. 1624 — St
Oppermann, Heinrich: Heinrich Guttheil, † 10. 4. 1624 — St
Hermsdorf, Jakob: Martin Wolff, † 26. 4. 1624 — SWB
Herold, Tobias: Christoph Worch, † 20. 8. 1624 — St
Herold, Tobias: Cyriakus Geilfuß, † 30. 3. 1625 — AB
Titius, Martin: Botho Blüthe, † 20. 5. 1625 — St
Titius, Martin: Matthias Marquort, † 7. 7. 1625 — St

---

[173] ACD: G I 4.

[174] ACD: G I 16.

[175] ACD: G I 15.

[176] ACD: H I 2.

Bruchmann, Hermann: Anna Wolff, ⚭ Markus Lindeberg, † 10. 7. 1625 St
Heringsdorf, Jakob: Dorothea Sophia von Oppen, † 19. 8. 1625 St
Cruger, Christian: Marie von Veltheim, ⚭ Kurt von Mahrenholz, † 18. 8. 1625 St
Titius, Martin: Jacob Scultetus, † 1626 St
Titius, Martin: Anna Graßhoff, ⚭ Reinhard Heydemann, † 16. 1. 1626 St
Fortumann, Johann: Hans Waltmann, † 15. 2. 1626 St
Fettebaccius, Georg: Marie Hoetticher, ⚭ 1. Kurt Piepgropp, 2. Hildebrand Freyberg, † 2. 3. 1626 St
Alsleben, Lukas: Simon Gleißenberg, † 5. 9. 1626 St
Alsleben, Lukas: Margarete Breitsprach, ⚭ Andreas Sisenise, † 11. 9. 1626 St
Herold, Tobias: Martin Platener, † 4. 10. 1626 AB
Philipp, Peter: Joachim Apel, † 15. 10. 1626 St
Herold, Tobias: Reinhard Hake, † 2. 12. 1626 AB
Hermsdorf, Jakob: Anna Maria von Sachsen, † 15. 12. 1626 St
Siegfried, Jonas: Hans Lazarus Sperling, † 17. 3. 1627 St
Caroli, Johann: Hedwig Schilling von Lanstein, ⚭ Abraham von Rindtorf, † 5. 12. 1627 St

Andreas Kolwald

Hoffmann, Kasper: Georg Ernst Lindemann, † 23. 5. 1629 St
Ladius, Andreas: Christoph von Dorstadt, † 17. 4. 1630 UB Leipzig
Hermsdorf, Jakob: Gebhard von Dannenberg, † 30. 8. 1630 St
Hermsdorf, Jakob: Jost Brand von Lindau, † 10. 10. 1630 St
Haldenschleben, Andreas: Philipp Sigmund von Veltheim, † 28. 10. 1630 St
Hermsdorf, Jakob: Kurt Apel von Griesheim, † 5. 9. 1631 St
Hermsdorf, Jakob: Kaspar Hoffmann, † 19. 6. 1632 St
Bruchmann, Hermann: Magdalene Salome Seyffart, ⚭ Georg Titius, † 11. 9. 1632 St
Barner, Heinrich: Gertrud von Randau, ⚭ Joachim von Gustedt, † 22. 10. 1633 SB
Alter, Stephan: Hans Heinrich Graeve, † 6. 4. 1634 St
Weber, Paul: Maria Elisabeth Graeve, † 29. 5. 1634 St
Weber, Paul: Hedwig, Gräfin zu Reinstein. ⚭ Graf von Stolberg (Trostgespräch), † 20. 11. 1634 SB
Mithobius, Hektor: Barbara von Hoevelen, ⚭ Dr. jur. David Plocius, † 18. 3. 1636 St
Viliz, Johann: Margarete Hartmann, ⚭ Heimbert Oppechenius, † 14. 7. 1636 St
Oppechenius Johann: Anna Oppechenius, ⚭ 1. Andreas Winckelmann, 2. Kaspar Winckelmann, † 24. 9. 1636 St
Mithobius, Hektor: Jonas, Siegfried, † 28. 1. 1637 St
Wins, Andreas: Johann Schumann, † 23. 10. 1636
Fortumann, Johann: Gertrud Trotziger, ⚭ Johann Penselin, † 18. 4. 1637 SWB
Meißner, Blasius: Christoph Wülffen, † 16. 12. 1637 St
Alsleben, Lukas: Hermann Bonhorst, † 13. 11. 1638 AB
Wehler, Wilhelm: Graf Christoph von Stolberg, † 21. 11. 1638 St
Ladovius, Matthäus: Magdalene Mor, ⚭ Andreas Kolwald, † 4. 8. 1639 St
Klingspor, Jakob: Ursula Hayn, ⚭ Johann Fortumann, † 29. 1. 1641 St
Ladovius, Matth.: Magdalene Gercke, ⚭ Arnold Schade, † 27. 3. 1642 St
Nicolai, Jonas: Adelheid Ebeling, ⚭ Joh. Künne, † 2. 9. 1641 AB
Warnecke, Oswald: Clement Clauberg, † 13. 7. 1643 St
Flessing, Andreas: Sophia von Waldow, ⚭ 1. David von Steinwer, 2. Christoph von Burgstorff, † 1. 7. 1644 LKB
Barner, Heinrich: Johannes Künne, † 19. 8. 1644 St
Carrl, Johann: 1. Ursula von Bartensleben, ⚭ Kurt von Veltheim, † 19. 3. 1645, 2. Elisabeth von Veltheim, † 16. 3. 1645, 3. Maria von Veltheim, † 2. 4. 1645, alle drei □ 28. 8. 1645 St
Stralius, Joh.: Johannes Hermes, † 18. 3. 1646 St
Meyer, Kaspar: Philipp Siegmund von Veltheim, † 27. 5. 1646 St
Calvisius, Sethus: Kaspar Krüger, † 20. 1. 1647 SWB
Calvisius, Augustin: Johann Hübner, † 29. 3. 1647 AB
Wideberg, Balthasar: Johann Saalfeld, † 7. 12. 1647, und Ehefrau Salome geb. Wansing, † 10. 12. 1647 St
Dögen, Adam: August von Burgstorff, † 1648 SB
Böttiger, Johann: Israel Geifuß, † 13. 10. 1648 St
Klingspor, Jakob: Magdalene Sophia Hartranfft, ⚭ Oswald Hecht, † 13. 6. 1650 St
Titius, Georg: Katharina Magdalena Müller, ⚭ Valentin Zwanzig, † 6. 10. 1650 AB
Meißner, Blasius: Engelhardt Werth (Wehrt), † 11. 12. 1650 St
Becker, Jakob: Magdalene Becker, ⚭ Tobias Wendenburg, † 30. 12. 1650 AB
Gerdang, Wolfgang: Justus von Windheim, † 6. 1. 1651 St
Fidler, Ludwig: Gertrud Schlitt, † 20. 1. 1651 AB
Fidler, Ludwig: Salome Wichmann, ⚭ Heinrich Schlitt, † 9. 6. 1651 AB
Fidler, Ludwig: Christoph Schultze, † 23. 12. 1651 St
Ebbrecht, Adam: 1. Johann Hilmar von Steinberg, † 5. 9. 1648, 2. Asche Philipp von Steinberg, † 6. 9. 1649, 3. Anna Katharina von Steinberg, † 14. 11. 1647 (alle drei gedruckt 1652) St
Philipps, Peter: Katharina Lohde, ⚭ 1. Konrad Alverdes, 2. Julius Breitsprach, † 8. 5. 1652 St
Barner, Heinrich: Joachim Johann von Gustedt, † 7. 4. 1652 St
Fidler, Ludwig: Maria Languth, † 24. 5. 1653 St
Fidler, Ludwig: Katharina Philipps, ⚭ Heinrich Meschmann, † 2. 6. 1654 St
Barner, Heinrich: August Neuwirth, † 12. 9. 1654 St
Edler, Ludwig: Adolf Friedrich von Lepel, † 8. 1. 1655 St
Fidler, Ludwig: Marie Alexandrine von Blumenthal, † 4. 5. 1654 St
Meißner, Blasius: Elisabeth Bartels, ⚭ 1. Jonas Siegfried, 2. Ferdinand Fischer, † 8. 10. 1655 St
Meyer, Kaspar: Katharina von Münchhausen, ⚭ Heinrich von Veltheim, † 13. 7. 1656 St
Latermann, Wolfgang: Anna Elisabeth von Bartensleben, ⚭ Karsten Werner von Dorstadt, □ 2. 10. 1656 St
Philipps, Peter: Anna Dorothea Spiegel von Pickelsheim, † 1. 12. 1657 St
Hempel, Johann: Anna Nicolai, ⚭ Heinrich Barner, † 24. 1. 1657 St
Meldow, Heinrich: Odilia Hornung, ⚭ Johann Ackermann, † 23. 4. 1658 St
Hosenthin, Henning: Tobias Mahn, † 25. 5. 1658 AB
Fidler, Ludwig: Anna Wesche, ⚭ Heinrich Seidentopf, † 8. 8. 1658 AB
Philipps, Peter: Hedwig Elisabeth von Stedern, ⚭ Werner Friedrich Spiegel von Pickelsheim, † 29. 8. 1658 St
Rosenmeyer, Wilhelm: Andreas Kolwald, † 29. 3. 1659 AB

Johann Erasmus Hynitzsch

Fidler, Ludwig: Lucia Schrader, ⚭ Johann Heinrich Hagen, † 25. 5. 1659 St
Bilefeld, Christian: Ernst Johann Bilefeld, † 29. 5. 1659 SWB
Gerdangk, Wolfgang: Ernst Johannes Bilefeld, † 29. 5. 1659 St
Rosemeyer, Wilhelm: Aurelia Venturin, ⚭ Philipp Thulemeyer, † 13. 4. 1659 AB
Henning, Peter: Peter Philipps, † 16. 5. 1659 St
Epicediem auf Peter Philipps, † 16. 5. 1659 HS
Fidler, Ludwig: Johann Heinrich Henning, † 23. 7. 1659 St
Fidler, Ludwig: Marie Wiese, ⚭ 1. Christoph Kaufmann, 2. Martin Platener, 3. Kaspar Heine, † 5. 11. 1659 St
Trumper, Nikolaus: Heinrich von Peine, † 18. 1. 1660 St
Tiemann, Johann: Elisabeth Pott, ⚭ Chr. Schmidt, † 25. 6. 1660 AB
Knopff, Johann: Margarete Wolter, ⚭ Andreas Prillwitz, † 9. 5. 1660 AB
Stein, Autor: Jakobine Marie Elisabeth Schrader, ⚭ Andreas Kruse, † 5. 4. 1660 AF
Meißner, Blasius: H. Julius von Arnstädt, 2. 6. 1660 MSB

Henning, Peter: Christian Karl von Pein, † 5. 2. 1661 St

Stein, Autor: Lucia von Oppershausen, ⚭ Raban von Canstein, † 26. 12. 1660 St

Ammersbach, Heinrich: Anna Jodlowski, ⚭ Georg Kuntschigk, † 2. 2. 1661 Stb

Fidler, Ludwig: Dorothea Hedwig Kauffmann, † 23. 2. 1661 St

Meschmann, August: Katharina Hasenbein, ⚭ Simon Gleißenberg, † 12. 2. 1661 AB

Henning, Peter: Christoph von Huenicke, † 23. 12. 1660 SB

Latermann, Wolfgang: Cärsten Werner von Dorstadt, † 5. 2. 1661 SB

Rosenmeyer, Wilhelm: Sophia Foppe, ⚭ 1. Johann Stieglitz, 2. Johann Fromhold, † 13. 2. 1662 AB

Warneccius, Heinrich: Georg Heinrich, Edler von der Planitz, † 17. 10. 1662 AB

Hartge, Valentin: Johann Hertzog, † 11. 4. 1664 AB

Hempel, Johann: Hans Kirchhoff, † 22. 2. 1664 St

Meschmann, August: Gertrud Wißmar, ⚭ Ludwig Fidler, † 16. 11. 1665 HS

Fidler, Ludwig: Heinrich Richard Hagen, † 25. 7. 1665 AB

Fricke, Hartwig Jakob: Gabriel Leibius, † 13. 11. 1665 St

Herweg, Johann: Christoph Schilling, † 30. 11. 1665 St

Fidler, Ludwig: Statius Kauffmann, † 5. 12. 1666 AB

Haltmeyer, Johann: Friedrich Ulrich von Veltheim, † 29. 1. 1665 St

Fidler, Ludwig: Andreas Reiter, † 26. 7. 1668 AB

von Brocke, Heinrich Matthias: Katharina Margarete Schilling, ⚭ Joachim Hanses, † 23. 4. 1669 St

Knopff, Johann: Askanius Pflaume, † 17. 8. 1669 St

Schöppel, Johann Christoph: Hyronimus Goldschmied, † 23. 12. 1669 AB

Röser, Jakob Nikolaus: Johann Lüdger, † 1. 11. 1669 St

Schrader, Heinrich: Dorothea Hasenwinkel, ⚭ Georg Philipp Bothe, † 9. 1. 1669 AB

Meschmann, August: Gertraud Grünefeld, ⚭ Heinrich Richard Hagen, † 15. 1. 1670 St

Fidler, Ludwig: Ursula Katharina von Striepe, ⚭ Heinrich von Pein, † 4. 4. 1670 St

Rüdiger, Barthol: Raban von Schlitz, gen. von Görtz, †22. 4. 1670 St

Germarus, Johann: Siegfried von Neindorf, † 28. 11. 1669 St

Rosenmeier, Wilhelm: Gerhard Meuschen, † 22. 7. 1670 AB

Trabert, Justus Conrad: Christian Franz von Hagen, gen. Geist, † 8. 9. 1670 St

Ebeling, Johann: Anna Lucie Kempfe, ⚭ Albert Wippermann, † 14. 7. 1671 AB

Henning, Peter: Ludwig von Bieren, † 21. 9. 1672 St

Knopff, Johann: Magdalena Catharina Weiler, † 19. 1. 1673 AB

Fidler, Ludwig: Magdalena Catharina Weiler, † 19. 1. 1673 AB

Lohrengel, Johann: Hilmar von Münchhausen, † 24. 12. 1672 St

Hupenius, Peter Kaspar: Hilmar von Münchhausen, † 24. 12. 1672 St

Hedler, Siegfried: Georg Eberhard von Münchhausen, † 26. 5. 1673 AB

Stegmann, Christoph: Ernst Albrecht von Eberstein, † 9. 6. 1676 St

Hedeler, Siegfried: Jacob von Neindorf, † 22. 3. 1677 St

Stein, Autor: Eva Margarete Becker, ⚭ Christoph Heinrich Lauterbach, † 23. 11. 1677 St

Trabert, Justus Conrad: Helene Elisabeth Schmid, ⚭ Heinrich Günter Göcking, † 12. 1. 1678 AB

Jüterbock, Johann: Joachim Hanses, † 14. 3. 1678 St

von Plotho, Bethmann: Ludwig Philipp von Spitznas, † 12. 12. 1677 St

von Plotho, Otto Christian: Ludwig Philipp von Spitznas, † 12. 12. 1677 St

Lobhauer, Johann Christoph: Bethmann Philipp von Spitznas, ☐ 19. 4. 1678 St

Ammersbach, Heinrich: Anna Elisabeth Vilitz, ⚭ Heinrich Ammersbach, † 10. 6. 1678 LKB

Ammersbach, Heinrich: ebenso, aber Neudruck SB

Ammersbach, Heinrich: ebenso, vermehrt durch Gedichte St

Krüger, Johann Heinrich: Sophia Theodora von Holland-Brederode, ⚭ Christian Albrecht, Burggraf zu Dohna, † 23. 9. 1678 AB

Ebeling, Johann: Anna Schraube, ⚭ Wichmann Schlitte, † 15. 10. 1678 AB

Zander, Karl Friedrich: Wilhelm Rosenmeier, † 26. 8. 1679 St

Hesse, Johann Heinrich: Heinrich Nehser, † 10. 12. 1679 St

Nicolai, Andreas: Heinrich Cellarius, † 24. 12. 1679 AB

Ebeling, Johann: ebenso AB

Darnmann, Wendemar: Margarete Herweg, ⚭ Nikolaus Sauerwald, † 27. 1. 1680 St

Arends, Johann Christoph: Erdmann, Wilhelm von Gustedt, † 19. 8. 1680 St

von Lüderitz, Friedrich Wilhelm: August Wilhelm Hagius, † 6. 4. 1681 St

Rixner, Heinrich: Anna Kohl, ⚭ Johann Kubelius, † 5. 2. 1683 St

Hempel, Gottfried: Johann Laue, † 13. 6. 1683 St

Kayser, Heinrich: Agnes Sophia von Ditfurth, ⚭ Friedrich Hofer von Uhrfahrn, † 20. 7. 1683 St

Kayser, Heinrich: Rosina Emerentia Arnold, ⚭ Julius Matthias Hecht, † 12. 2. 1684 St

Carsten, Heinrich: Johann Andreas Heidfeld, † 19. 7. 1685 St

Rixner, Heinrich: Johann Ebeling, † 24. 7. 1685 AB

Hempel, Gottfried: Marie Hampe, ⚭ Franz Lindt, † 28. 11. 1685 AB

Götze, J. M.: Anna Katharina Meyer, ⚭ Joh. Melchior Götze, † ? 4. 1686 AB

Dondorf, August: Anna Hoffmann, ⚭ Karl Friedrich Zander, † 14. 3. 1688 St

Krüger, Johann Heinrich: Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, † 29. 4. 1688 AB

Zander, Karl Friedrich: Johann Heinrich Rixner, † 1. 2. 1688 AB

Rixner, Heinrich: Andreas Schöpffer, 19. 12. 1688 St

Heyer, Johann Heinrich: Johann Andreas Doepler, † 22. 1. 1689 St

Hempel, Gottfried: Anna Maria Hoffmann, ⚭ Joachim Martin Unverfärth, † 19. 8. 1689 St

Hempel, Gottfried: Andreas Kruse, † 23. 1. 1690 St

Mylius, Valentin: Johann Friedrich von Veltheim, † 19. 8. 1691 AB

Götze, Joh. Melchior: Levin Kaspar von Benningsen, † 23. 7. 1691 St

Müller, Christian Conrad: Sophia Catharina von Münchhausen, ⚭ Henning Adolf von Steinberg, † 29. 12. 1694 SB

Munccius, Johann Christian: Anna Katharina von Eller, ⚭ Clamer von dem Busche, † 6. 11. 1695 SB

Niemeyer, Heinr. Gottfr.: Dorothea von Münchhausen, ⚭ Heinrich von der Schulenburg, † 17. 5. 1698 AB

Hempel, Gottfried: Friedrich Hofer von Uhrfahrn, † 18. 2. 1698 AB

Götze, Johann Melchior: Eckard Saalfeld, † 18. 6. 1700 St

Götze, Joh. Melchior: August Conrad Becker, † 21. 9. 1700 AB

Götze, Joh. Melchior: Sophie Juliane Heydt, ⚭ Johann Heinrich Reiche, † 10. 2. 1701 AB

Götze, Joh. Melchior: Dorothea Margarete Cellarius, † 18. 4. 1701 SB

Götze, Joh. Melchior: Margarete Dorothea Wissel, ⚭ Joh. Christoph Wachtel, † 3. 10. 1701 St

Götze, Joh. Melchior: Johann Drude, † 23. 2. 1702 AB

Zettch, Sebastian David: Joachim Ladius, † 26. 3. 1702 St

Götze, Joh. Melchior: Katharina Oppechinus, ⚭ Andreas Radeloff, † 17. 8. 1702 St

Götze, Joh. Melchior u. Schaper, Johann Friedrich: Joh. Friedrich Stock, † 24. 6. 1702 AB

Götze, J. M.: Joachim Meyer, † 2. 12. 1702 AB

Götze, J. M.: Johann Levin von Benningsen, † 3. 2. 1703 St

Kornmann, Friedrich: Sophie Margarete Schweling, ⚭ Philipp Wilhelm Machenau, † 25. 5. 1703 St

Brüninghoff, Conrad: Nikolaus von Zitzwitz, † 24. 10. 1704 AB

Schneider, Adolf Daniel: Agnes Margarete Bertram, ⚭ Johann Melchior Götze, † 13. 12. 1705 AB

Breul, Otto Friedrich: Johann Joachim Hynitzsch, † 28. 3. 1705 AB

Reimann, Jakob Friedrich: Anna Eleonore Sophia Wippermann, † 4. 8. 1706 AB

Götze, Joh. Melchior: Marie Sophie Crull, ⚭ Johann Heinrich Koch, † 9. 3. 1707 UB Leipzig

Graff, Johann Kaspar: Sibylle Brigitte von der Asseburg, † 6. 4. 1607 St

Breul, Otto Friedrich: Johann Joachim Hynitzsch, † 7. 11. 1707 St

Arnd, Wilhelm Erasmus: Johann Gottfried Busse, † 11. 12. 1707 AB
Breul, O. Fr.: Johann Erasmus Hynitzsch, † 5. 11. 1709 AB
Götze, J. Melchior: Heinrich Heine, † 29. 5. 1710 St
Götze, J. Melchior: Klara Sybille Esther Schöpffer, † 30. 11. 1710 AB
Götze, J. M.: Johann Gregor Wolf, † 1. 1. 1711 AB
Götze, J. M.: Christian Franz Ritzenberg, † 22. 6. 1711 St
Berens, Johann Heinrich: Sophie Elisabeth Heinemann, ⚭ Andreas Wurt, † 6. 12. 1711 St
Hempel, Gottfried: Julius Matthias Hecht, † 9. 2. 1712 AB
Götze, Joh. M.: Juliane Sophie Hildebrand, † 10. 3. 1712 St
Greul, O. Friedrich: Sophia Kolwald, ⚭ Johann Erasmus Hynitzsch, † 19. 3. 1712 AB
Götze, Joh. M.: Gottfried Schöpffer, † 9. 5. 1712 St
Götze, Joh. M.: Johann Christoph Körner, † 4. 9. .. St

Nikolaus Martin Lange

Kornmann, Fr. Mich.: Heinrich Schwartz, † 27. 3. 1713 AB
Ladius, Matthias: Katharina Margarete Rudolphi, ⚭ F. Diederichs, † 24. 4. 1713 St
Kornmann, Fr. Mich.: Detlef Detleffsen, † 16. 5. 1713 AB
Götze, Joh. Melchior: Anna Katharina Beyer, ⚭ G. Lehmann, † 2. 4. 1715 St
Schneider, Aug. Fr.: Heinrich Ludwig von Neindorff, † 30. 5. 1715 St
Breul, Otto Friedrich: Sophie Hynitzsch, ⚭ N. M. Lange, † 12. 2. 1716 St
Horstmann, A. Eberh.: Joachim Wilh. v. Gustedt, † 8. 4. 1716 St
Götze, Joh. Melchior: Andreas Bohnstedt, † 17. 5. 1716 St
Goelner, Joh. Polykarp: Hans Erich von Brand, † 11. 8. 1719 St
Leonhardt, Dagobert: Christoph Heinrich Kunckel, † 28. 8. 1719 AB
Götze, J. M.: David Ludewig, † 31. 8. 1719 St
Horstmann, Andr. Bernh.: Hedwig von Veltheim, ⚭ J. W. von Gustedt, † 15. 9. 1719 St
Horstmann, A. Br.: Luise Magdalene von Gustedt, † 24. 12. 1719 AB
Hempel, Gottfried: Balthasar Lindtholtz, † 25. 12. 1719 AB
Götze, J. M.: Anna Elisabeth von der Hoya, ⚭ B. Lindtholtz, † 31. 12. 1719 AB
Götze, J. M.: Joh. Christoph Kirchner, † 6. 1. 1720 (?) AB
Götze, J. M.: Sophie Elisabeth Gerber, † 2. 1. 1721 AB
Götze, J. M.: Anna Dorothea Bertram, ⚭ Westphal, † 31. 8. 1721 St
Götze, J. M.: Julianne E. Marie Bornemann, † 30. 3. 1722 St
v. d. Schulenburg, Joh. Ernst: Friedr. Wilh. von Posadowsky, † 11. 7. 1730 St
Franz, Sebast. Heinrich: Anna Ursula von Rössing, ⚭ v. Treskow, 12. 10. 1734 St
Franz, S. H.: Sophie Hedwig von Rössing, ⚭ von Kniestedt, † 13. 12. 1734 St
Michaelis, J. Chr.: Katharina Elisabeth Brandt, ⚭ Kraft, 9. 1. 1737 AB
Ventzky, Hans Adam: Graf Georg Adam von Schlieben, † 1737 AB
Derling, Joh. Gottl.: Peter Adolf Boysen, † 12. 1. 1743 AB
o. V.: Georg Erich Weisbeck, † 25. 5. 1746 AB
Lampe, G. Fr. A.: Marie Sophie Schönermark, ⚭ H. F. Chemnitz, † 15. 4. 1747 AB
Nachtigall: Hieron. Freier, † 15. 6. 1747 AB
Behrens, Joh. Heinrich: Margarete Behrens, † 8. 7. 1751 AB
Götze, J. M.: Marie Sophie Brun, ⚭ Schlitte, † 17. 2. 17.. St
Götze, J. M.: Katharina Maria Schneider, † ?? 17.. St

Johann Heinrich Mevius

Beck, Chr.: B. Chr. W. Kreye, † 10. 8. 1772 AB
Beck, Chr.: Joh. Chr. Michaelis, † 23. 12. 1772 AB
Schäffer, Chr. L.: Chr. Beck, † 17. 5. 1774 AB
Lampe, G. F. A.: Joh. Jul. Fr. Kirchhoff, † 6. 2. 1772 AB
Neubauer, J. S.: Georg Chr. Nachtigall, † 20. 8. 1774 AB
Streithorst, J. W.: Joh. Chr. Niemann, † (?) 25. 1. 1785 AB
Streithorst, J. W.: Eleonore v. Knigge, ⚭ von Stedern, † 1792 AB

X

LITERATURVERZEICHNIS

1. Bibliographien

Draudius, M. G.: Verzeichnis aller und jeder Bücher. Frankfurt-M. 1614

Draudius, M. G.: Bibliotheca germanica. Frankfurt-M. 1625

Lucanus, J. H.: Historische Bibliothek vom Fürstentum Halberstadt. Halberstadt 1776–1784

Panzer, A.: Annales Typographicum

Panzer, G.: Annalen der älteren deutschen Literatur. Nürnberg 1788–1805

Bibliothek der Literarischen Gesellschaft zu Halberstadt. Halberstadt 1791

Weller, E.: Annalen der poetischen Nationalliteratur im 16. und 17. Jahrhundert. Freiburg/Br. 1862–64

Weller, E.: Repertorium typographicum. Nördlingen 1864–85

Förstemann, E.: Die Gräflich-Stolbergische Bibliothek zu Wernigerode. Nordhausen 1866

Borrmann-Tappen: Katalog der Marktkirchen-Bibliothek zu Goslar. Hannover 1911

Linke, W.: Niedersächsische Familienkunde. Hannover 1912

Bohatta, A.: Bibliographie der Breviere 1501–1800. 1912

v. Gebhardt, P.: Verzeichnis von Leichenpredigten und personengeschichtlichen Gelegenheitsschriften des 16. und 17. Jahrhunderts in der Universitätsbibliothek zu Leipzig. Leipzig 1920

Katalog der Fürstlich Stolberg-Stolbergschen Leichenpredigten-Sammlung. Leipzig 1927–1935

Borchling-Claussen: Niederdeutsche Bibliographie. Neumünster 1931 ff

Linke, W.: Katalog der Leichenpredigten und sonstigen Personalschriften des Staatsarchivs zu Hannover. Leipzig 1931

Benzing, J.: Der Buchdruck des 16. Jahrhunderts. Leipzig 1936

Mende, R.: Katalog der Leichenpredigten-Sammlung der Peter-Paul-Kirchenbibliothek in Liegnitz. Marktschellenberg 1938 ff

2. Literatur zur Geschichte des Halberstädter Buchdrucks und Allgemeindarstellungen

Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels Leipzig 1878 ff. Bd. 9, 10, 11, 13, 14

Becker, C.: Von Büchern und Buchwesen in Halberstadt. Halberstädter Zeitung und Intelligenzblatt 1934, Nr. 263–265, 8. 11.–10. 11. 1934

Claussen, B.: Niederdeutsche Drucke im 16. Jahrhundert. Zentralblatt für Bibliothekswesen 1912, 29, S. 201 ff

Goldfriedrich, J.: Geschichte des deutschen Buchhandels II. Leipzig 1908

Hasse, M.: Beiträge zur Geschichte der Magdeburger Buchdruckerkunst im 16., 17., und 18. Jahrhundert. Magdeburg 1940

Kapp, F.: Geschichte des deutschen Buchhandels. Leipzig 1886

Kolb, A.: Die Ausbreitung der Buchdruckerkunst im 16. Jahrhundert. Mainz 1931

Lütge, Fr.: Geschichte des Buchhandels in Jena. Jena 1929

Maushake, W.: Frankfurt an der Oder als Druckerstadt. Frankfurt/O. 1940

Pönsch, E.: Die Betriebsgestaltung im deutschen Buchdruck von der Zeit Gutenbergs bis an die Gegenwart. Masch. Diss. Berlin 1922

Schmidt, G.: Beiträge zur Geschichte der Buchdruckerei in Halberstadt. Halberstadt 1891

Schottenloher, K.: Das alte Buch. Berlin 1919

Schottenloher, K.: Druckgeschichtliches aus dem 16. Jahrhundert. Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel 98/1931 Nr. 216

Schottenloher, K.: Handschriftenforschung und Buchdruck im 15. und 16. Jahrhundert. Gutenberg-Jahrbuch 1931, S. 73 ff

Schwetschke, G.: Codex nundinarius. Band I. Halle 1850

Stieda, W.: Der Büchermarkt an den Hochschulen Erfurt, Wittenberg und Halle in der Vergangenheit, Köln 1934

HELMUT H. SCHMID

Augsburger Einzelformschnitt und Buchillustration im 15. Jahrhundert

INHALT

ABKÜRZUNGEN

Augsb.	Staats- u. Stadtbibliothek Augsburg
C.	Copinger, Walter: Supplement to Hains Repertorium bibliographicum. London 1895-1902
E.H.W.	Haberditzl, Franz: Die Einblattdrucke des XV. Jahrhunderts in der Hofbibliothek zu Wien. II Bde. Wien 1920
H.	Hain, Ludwig: Repertorium bibliographicum. 4 Teile. Stuttgart 1826-1838
Heitz	Heitz, Paul: Einblattdrucke des 15. Jahrhunderts. 100 Bde. Straßburg 1899-1924
Schott.	Schottenloher, Karl: Die liturgischen Druckwerke Erhard Ratdolts aus Augsburg. Mainz 1922
Schrm.	Schramm, Albert: Der Bilderschmuck der Frühdrucke. XXIII Bde. Leipzig 1922-1943
Schr. Man.	Schreiber, Wilh. L.: Manuel de l'amateur de la gravure sur bois et sur metal au XVme siècle. V Bde. Berlin 1891-1911
Schr. HB	Schreiber, Wilh. L.: Handbuch der Holz- und Metallschnitte des XV. Jahrhunderts. VIII Bde. Leipzig 1926-1929
Sehr. Buchhs.	Schreiber, Wilh. L.: Der Buchholzschnitt im 15. Jahrhundert in Originalbeispielen. München 1929
GG	Veröffentlichungen der Graphischen Gesellschaft (Berlin)

★

Die vorliegende Arbeit entstand im Jahre 1949 als Dissertation der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Alexander-Universität in Erlangen. Sie erscheint hier in unveränderter Form. Die inzwischen erschienene Literatur konnte nicht mehr berücksichtigt werden.

I
DER AUGSBURGER HOLZSCHNITT
Stilistische und technische Voraussetzungen

Augsburgs Bedeutung in der Druckgraphik des 15. Jahrhunderts liegt auf dem Gebiet des Holzschnitts und hier wiederum vor allem des Buchholzschnitts. Seitdem aber die großen Publikationen von Schreiber[1], Heitz[2] und Schramm[3] eine systematische Erfassung des frühen Holzschnitts ermöglichten, wurde zwar die Produktion anderer Städte durchforscht, das Interesse am Augsburger Holzschnitt setzte jedoch gewöhnlich erst mit Burgkmair und Breu ein. Was weiter zurückliegt, galt der Forschung weithin als unwirtliches Gebiet, in das zwar einzelne Pfade gebahnt wurden, das im übrigen aber unbetreten blieb. So blieb der Einzelformschnitt nahezu völlig unbeachtet, von den illustrierten Büchern wurden die wichtigsten herausgehoben, der Durchschnitt aber galt als rohe Massenproduktion, die eine Gesamtuntersuchung kaum rechtfertige[4]. Dieses etwas voreilige Urteil an Hand des gesamten Materials kritisch zu überprüfen, wird eine der Hauptaufgaben unserer Untersuchung sein.

Dabei ist zunächst die Frage zu stellen, ob im 15. Jahrhundert überhaupt von einem spezifisch Augsburgischen Holzschnitt gesprochen werden kann, der organisch aus den lokalen Bedingungen in Kunst und Handwerk erwächst. Denn eine Reihe von Forschern, z.B. Worringer[5], bestreiten, daß es überhaupt zu einer lokalen Stilbildung kommt. Das Zurückgreifen auf wenige Vorbilder der Darstellung, die mechanische Reproduktion und die weite Verbreitung durch die Nachdruckfreiheit begründen diese Annahme. Dagegen sei schon jetzt festgehalten, daß es um die Mitte des 15. Jahrhunderts, also während der 2. Entwicklungsstufe des Holzschnitts[6], zu einer deutlichen Aus-

[1] Wilh. Ludw. Schreiber, Manuel de l'amateur de la gravure sur bois et sur metal au XVme siècle. V Bde. Berlin 1891-1911 und ders., Handbuch der Holz- und Metallschnitte des XV. Jahrhunderts. VIII Bde. Leipzig 1926-1929.

[2] Einzelblattdrucke des fünfzehnten Jahrhunderts hrsg. v. Paul Heitz 100 Bde. Straßburg 1899-1942.

[3] Albert Schramm, Der Bilderschmuck der Frühdrucke. XXIII Bde. Leipzig 1920-1943.

[4] Hellm. Lehmann-Haupt, Schwäb. Federzeichnungen. Berlin 1929 S. 124f.

[5] Wilh. Worringer, Altdeutsche Buchillustration. München 1912 S. 25.

[6] Schr. HB VII, S. 14.

prägung lokaler Stileigentümlichkeiten kommt, die in Augsburg ihre Wurzeln in der heimischen Malerei und Federzeichnung haben.

Die Augsburger Malerei des 15. Jahrhunderts, deren Durchforschung wir Buchner[7] verdanken, hat die Stilbildung des Holzschnitts nachhaltig beeinflußt. Namentlich der »Meister von 1477« wirkt auf einige Meister der frühen Buchillustration[8]. Dieser Meister zeigt eine scharfe Zeichnung des Aktes, spitznasige, schlitzäugige Gesichter und eckiges Faltenwerk, das durch aufgesetzte Striche und Haken modelliert wird. Ähnliche Typen finden wir auch in der Buchillustration. Auch im Kolorit lassen sich Anklänge feststellen: Das Weiß des Horizontes, das sich gegen den oberen Bildrand in ein helles Blau verfärbt, finden wir geradezu als typisches Kennzeichen des Augsburger Bemalungsschemas für Holzschnitte. Der Einfluß der Malerei läßt sich schließlich bis zu Hans Burgkmair verfolgen, in dessen frühen Holzschnitten Buchner die prägnante Typik Thoman Burgkmairs erkennt. – Noch enger ist natürlich der Zusammenhang zwischen Federzeichnung und Holzschnitt, zwischen Handschriften- und Buchillustration. Denn der hartgebrochene Stil der Handschriftenillustration trägt von vornherein holzschnittartigen Charakter[9].

Zentrum der Augsburger Federzeichnung war das rührige Kloster St. Ulrich und Afra, in dem wir auch eine Druckerei finden werden. Die Kennzeichnung der Gesichtsbildung, die Lehmann-Haupt bei der Federzeichnung hervorhebt, findet sich nahezu vollständig auch beim Holzschnitt: Lange Nasen, deren Rücken oft in die Zeichnung der Augenlider übergeht, hochgeschwungene Augenbrauen über großen Punktaugen, die dem Blick einen Ausdruck des Erstaunens verleihen. Vor der Jahrhundertmitte zeigt die Federzeichnung noch keine Überlegenheit der Kontur über die Binnenzeichnung, die durch parallele Innengliederungslinien verstärkt ist. Erst langsam bildet sich ein Übergewicht der Kontur heraus. Bei der Binnenzeichnung werden schmale, helle Gewandstege von dunkleren Schattenzonen scharf getrennt, die weichen Schleifen der Frühzeit werden zu Haken. Allmählich bildet sich auch die Schraffur aus, bis sich schließlich auch Kreuzlagen finden. Gleichzeitig nimmt die Härte des Faltenwurfs zu. Auch in allen diesen Punkten folgt der Holzschnitt der Federzeichnung, bis diese um 1480 in Abhängigkeit von dem immer größere Bedeutung erlangenden Holzschnitt gerät, nachdem schon seit 1470 ein gewisser Rückgang festzustellen war. Die Federzeichnung vereinfacht nun ihre Bildschemata und gleicht sie dem Holzschnitt an[10]. So finden sich beispielsweise die Bildschemata des Sorgschen Herzog Leuppold von 1481[11] in einer Augsburger Meisterlinhandschrift[12]. – Markante Höhepunkte der Augsburger Federzeichnung bilden die Gebrüder Mühlich[13] mit ihren Illustrationen zu der Augsburger Chronik des eben erwähnten Sigmund Meisterlin, eines Mönches von St. Ulrich. Georg, der bedeutendere der Brüder fällt durch seine großzügige Landschaftsschilderung und seine lebhafte Figurenbehandlung auf. Er gliedert weitgehend durch Pinselschraffierung. Bei ihm finden wir ein kristallisch glitzerndes Gelbbraun, dem wir bei der Bemalung von Einzelformschnitten gelegentlich noch begegnen werden. Hektor Mühlich steht dem Holzschnitt näher. Er gibt nur die allernötigste Binnenzeichnung, teilt die Gewänder durch einige Parallelstriche auf und markiert das Aufstoßen der Gewänder am Boden durch scharfen Knick. Verschiedene Farben setzt er unbekümmert nebeneinander, bevorzugt Zinnoberzusammenstellungen, neben die er Rotviolett, Braun, Karmin, Blau und Grün stellt. Auch bei ihm findet sich ein schmaler, blauer Himmelstreifen. So ist bei ihm das Bemalungsschema des Augsburger Holzschnitts schon angelegt, dessen hervorstechende Kennzeichen der zinnoberrote Rand und der blaue Himmelsstreifen sind.

Wir dürfen also festhalten, daß die Hauptmerkmale des Augsburger Holzschnitts organisch aus der heimischen Kunstübung erwachsen. Als solches Merkmal sei nochmals vor allem die Gesichtsbildung hervorgehoben. Es ist interessant festzustellen, wie sich dieser Lokalstil auch bei Kopien nach fremdem Vorbild durchsetzt. Das zeigt sich etwa bei dem Boccaccio, der 1479 bei Sorg erscheint und nach dem bekannten Ulmer Original kopiert ist. Die Bemalung der Holzschnitte[14] zeigt in Augsburg zunächst Karmin als herrschenden Ton, während die Falten mit leichtem Blau getönt sind. Der Hintergrund ist meist bräunlich, oft mit einem tapetenartigen Muster verziert. Die Nimben sind schon frühzeitig mit Gold belegt. Ebenso findet sich schon bald eine zinnoberrote Umrahmung, manchmal auch zusammen mit Blau oder Gold. Der Himmel ist gegen den oberen Bildrand meist blau getönt. Blau und Rot sind überhaupt, wie schon betont, die hervorstechendsten Farben. Eine Illuminiererwerkstatt der 70er Jahre, die hellblaue oder Goldhintergründe mit aufgemalten Ornamenten zeigt, wird noch gesondert zu besprechen sein.

Wie steht es nun mit den technischen Voraussetzungen für den Holzschnitt in Augsburg? Daß der Zeugdruck, der wohl mit den Anfängen des Formschnitts parallel ging, in Augsburg betrieben wurde, wird durch urkundliche Angaben über 3 Zeugdrucker während des 15. Jahrhunderts bewiesen[15]. Trotz der blühenden Holzschnittproduktion sind jedoch während unseres Zeitraums keine Formschneider urkundlich erwähnt[16]. Erst am Anfang des 16. Jahrhunderts begegnen wir mit Jost de Necker der ersten Formschneiderschule. Das beweist, daß die Formschneider zunächst zur Schreinergilde gerechnet wurden, also einfache Handwerker waren. Diese Tatsache muß bei einer Untersuchung der Arbeitsteilung beim Holzschnitt berücksichtigt werden. Einige Forscher[17] nehmen an, daß in der Frühzeit

[7] Ernst Buchner, Die Augsburger Tafelmalerei der Spätgotik in: Ernst Buchner u. Karl Feuchtmayer, Die Augsburger Kunst der Spätgotik u. Renaissance. Augsburg 1928.

[8] Vgl. Buchner Abb. 45 mit Schrm. III, 647 und Buchner, Abb. 30 mit Schrm. III, 669.

[9] Lehmann-Haupt, S. 129f.

[10] Lehmann-Haupt S. 156.

[11] Schrm. IV, 728, 744, 708.

[12] 4° Cod. Ausg. 1.

[13] Lehmann-Haupt S. 49.

[14] Vgl. Schrm. HB VII. S. 55.

[15] R. Forrer, Die Kunst des Zeugdrucks, Straßburg 1898, S. 29.

[16] Arthur Hind, An introduction to a history of woodcut, II Bde., Boston 1935 I, 80.

[17] Paul Kristeller, Kupferstich und Holzschnitt in vier Jahrhunderten. Berlin 1905 S. 37 und Ernst Weil, Der Ulmer Holzschnitt im 15. Jahrhundert. Berlin 1923 S. 18.

des Holzschnitts der Formschneider eigene Zeichnungen auf den Stock brachte und schnitt und eine Arbeitsteilung zwischen Künstler und Formschneider erst mit dem ausgehenden 15. Jahrhundert einsetzt. Kristeller stützt sich dabei auf die Behauptung, daß die geringe künstlerische Qualität der Einblattdrucke und Buchillustrationen der sechziger und siebziger Jahre die Annahme einer Künstlerhand nicht rechtfertige, um so mehr, als die Darstellungen meist auf Vorbilder der Handschriftenillustration zurückgriffen. Die Augsburger Verhältnisse widerlegen dies, denn schon die Anfänge der Buchillustration bringen eine große Erweiterung des Stoffkreises – es sei nur an die Historienbücher erinnert –, die kaum auf die Ideen einfacher Formschneider zurückgeführt werden kann. Außerdem finden sich in manchen Werken, deren Illustrationen sicher auf eine Hand zurückgehen, Schnitte von derart verschiedener Qualität, daß wir gezwungen sind, verschiedene Formschneider anzunehmen. Als Beispiel kann hier Zainers Barlaam und Josaphat dienen. Wir haben deshalb meiner Ansicht nach schon ziemlich früh eine Arbeitsteilung zwischen dem Reißer, d.h. dem Künstler, der aus dem Malerhandwerk hervorgeht und seine Zeichnung auf den Stock überträgt, und dem Formschneider anzunehmen. In der Regel war der geschulte Formschneider wohl ein genauer Vermittler der Zeichnung und kein freier Kopist wie in späteren Jahrhunderten, so daß wir den fertigen Schnitt als getreues Abbild des vom Zeichner Geschaffenen werten dürfen. Ich glaube deshalb auch, daß mit den hier hervorgehobenen Meistern die Reißer erfaßt sind, von denen die Zeichnung stammt. Freilich läßt sich nicht immer eine scharfe Grenze ziehen, und ich halte es sehr wohl für möglich, daß mancher Kartenmacher eigene Entwürfe geschnitten hat, da seine Produkte nur geringen Anforderungen genügen mußten, wie schon seine Berufsbezeichnung sagt. So finden wir etwa von dem Augsburger Kartenmacher Hans Rüst einen rohen Formschnitt[18], auf den obige Behauptung zutreffen könnte. Es ist eine rohe Darstellung des Todes als fleischliche, menschliche Gestalt mit geöffnetem Unterleib und Totenkopf, sowie der Inschrift:

Saht mich arm — reich iung und alt
Ir gewint all — mein Gestalt.

Rechts oben an dem 280×180 mm großen Blatt steht O MORS, links hans rist. Außerdem ist von ihm noch eine gute Weltkarte[19] bekannt. Hans Rüst erscheint in Augsburger Steuerbüchern von 1475-1484 als Kartenmacher. Aber auch außer ihm fließen die Quellen hier reichlich. Schon für 1391 haben wir in einem Verbot den ersten Urkundenbeleg für das Kartenspiel in Augsburg[20], und eine Menge anderer schließt sich an. 1418 erscheint der erste Kartenmacher, und ihm folgen während des 15. Jahrhunderts weitere 22, unter ihnen 1471 ein Sorg, der Vater des Buchdruckers. – Die Bemalung der Formschnitte kam in einfacheren Fällen wohl dem Brief- oder Kartenmaler zu, im übrigen dem Illuminierer. Wie eng freilich die einzelnen Berufszweige in der frühen Graphik zusammenhängen, lehrt das Beispiel Bämlers, der uns u.a. auch als Briefmaler begegnet.

[18] Schr. HB 1885 Heitz 32/138.

[19] Schr. HB 1950 a.

[20] W. L. Schreiber, Die ältesten Spielkarten und die auf das Kartenspiel bezughabenden Urkunden des 14. u. 15. Jahrhunderts. Straßburg 1937 S. 44-46 u. S. 133.

In der Frühzeit scheinen die Augsburger Drucker in der Regel italienisches Papier verwendet zu haben. Die Mehrzahl der Inkunabeln ist auf italienisches Papier gedruckt[21]. Bei Bämler und Sorg, die beide auch Papiermühlenbesitzer waren, setzt sich jedoch langsam deutsches Papier durch. Inwieweit sie Papiere aus eigener Werkstatt verwandten, läßt sich kaum feststellen, denn nur die Papiere mit Pyr und A, die Sorg seit 1490 bedruckte, können sicher als Augsburgisch gelten. – Jedenfalls zeigt sich, daß Augsburg auch in technischer Hinsicht alle Voraussetzungen für eine reiche Holzschnittproduktion erfüllte.

II
DER EINZELFORMSCHNITT

Da die Augsburger Buchillustration nicht auf vorausgehende Einzelformschnitte schließen läßt, liegt die Annahme nahe, daß der Augsburger Holzschnitt tatsächlich erst mit der Buchillustration beginnt. Wir können aber unabhängig vom Holzschnittbuch eine Entwicklung des Einzelformschnitts aufzeigen, die mit der Ausbildung der lokalen Stilmerkmale um die Jahrhundertmitte beginnt, sich immer mehr verfeinert, wobei auch der Kupferstich mitgewirkt haben mag, und in den achtziger Jahren schließlich völlig abstirbt. Er wurde wohl von der Buchillustration verdrängt, denn was wir in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts an Einzelformschnitten und Einblattdrucken finden, stammt zum überwiegenden Teil von den Meistern der Buchillustration und ist deshalb später mit deren Werk zu besprechen.

Zu Beginn unserer Untersuchungen haben wir einen kurzen Blick auf den Buxheimer Christophorus[22] von 1423 zu werfen, der wegen seiner Datierung Berühmtheit erlangt hat. Doch ist es nicht die auf dem Blatt angegebene Jahreszahl, welche uns hier beschäftigt. In dem Murr'schen Journal nämlich[23] wird dieser bedeutende Schnitt nach Augsburg lokalisiert, wobei jedoch in diesem frühen Stadium der Forschung eher die Nähe des Fundortes als stilistische Gründe maßgebend gewesen sein dürften. Dagegen stellt neuerdings Buchner[24] eine Zuweisung nach Augsburg zur Debatte auf Grund stilistischer Zusammenhänge des Schnittes mit den beiden Oberschönefelder Tafeln von ca. 1430. Die Linie, die Buchner zieht, ist doch etwas kühn und läßt vor allem jegliche Parallelen im Gebiet der frühesten Augsburger Graphik vermissen. Sie steht auch im Widerspruch zur übrigen Forschung[25], die sich der Einordnung Molsdorfs[26] anschließt und den Schnitt in den Bodenseeraum verweist. Hier ist auch der Zusammenhang zur Malerei organischer, und überdies ist es Molsdorf gelungen, den Christophorus einer Gruppe von Schnitten einzuordnen, die zweifellos aus dem Bodenseeraum stammen. Wir haben also die Heimat des Christophorus-

[21] Friedrich v. Hössle, Die alten Papiermühlen der Freien Reichsstadt Augsburg, Augsburg 1907 S. 28.

[22] Schr. HB. 1349, Heitz 11/9.

[23] Vgl. Georg Mezger, Augsburgs älteste Druckdenkmale, Augsburg 1840 S. 72.

[24] Buchner S. 2.

[25] Hind I S. 106 und Max Geisberg, Geschichte der deutschen Graphik vor Dürer. Berlin 1939 S. 32.

[26] Wilhelm Molsdorf, Gruppierungsversuche im Bereich des ältesten Holzschnitts. Straßburg 1911 S. 35 ff.



Abb. 1: *St. Ulrich und Afra, Orig. 173×120 mm*

meisters im Raum von Konstanz zu suchen und müssen uns deshalb versagen, sein Werk in unserem Rahmen zu würdigen.

Eines der ersten Blätter, das wir mit Sicherheit für Augsburg in Anspruch nehmen können, ist eine Darstellung der Heiligen Ulrich und Afra im Format von 173×120 mm[27]. Auf der linken Seite des Blattes, das sich in den Münchener Graphischen Sammlungen befindet, steht der Heilige Ulrich mit Bischofsstab und seinem Symbol, dem Fisch, während sich rechts die Heilige Afra an einer Säule befindet. Schon die Darstellung der Augsburger Lokalheiligen ist für die Zuweisung eine wertvolle Stütze. Daneben glaubt man in der Gesichtsbildung, den großen mandelförmigen Augen, schon den Typus zu erkennen, den Augsburg später ausbildet. Auch das hervortretende Rot der Bemalung kann als Augsburger Eigentümlichkeit gewertet werden. Schreiber nimmt an, daß dem Blatt zwei plumpe Holzskulpturen als Vorbild dienten, und betont deshalb die Schwierigkeit einer Datierung. Doch kann man ihm in Anbetracht der fließenden Vertikalfalten, die nicht mehr in runden Ösen ausschwingen, sondern schon hakenförmig gebrochen sind, nur recht geben, wenn er das Blatt an den Anfang der zweiten Entwicklungsstufe des Holzschnitts um 1440 stellt.

Schreiber weist dem Meister der beiden Augsburger Heiligen noch eine Kreuzigung in den Münchener Graphischen Sammlungen zu[28], die ihrerseits auf ein Berliner Blatt zurückgeht[29]. Die Berliner Kreuzigung, die etwa um 1430 anzusetzen ist, zeigt den Gekreuzigten mit nach links geneigtem Haupt und Maria mit vor der Brust gefalteten Händen, während Johannes mit der Rechten sein Haupt stützt und in der Linken ein Buch hält. Der Boden ist mit Grasbüscheln bedeckt. Die Bemalung ist auffallend: An den Unterseiten der Arme des Gekreuzigten zeigt sich ein roter Blutstreifen. Ebenso rinnt aus der Brustwunde ein Blutstreifen zwischen den Beinen hinab. Ein gleiches Rot deckt die Innenseite des Mantels der Maria und des Johannes. Der braune Hintergrund ist durch ein tapetenartiges Muster verziert. In der Behandlung der Gewänder und Gesichter steht dieses Blatt weit über den beiden Augsburger Heiligen und unterscheidet sich dadurch auch von den folgenden Blättern. Deshalb kann ich die Annahme Schreibers, daß dieses Blatt ebenfalls in Augsburg entstanden ist, nicht unterschreiben. – Auf dem Münchener Blatt ist der Gekreuzigte ähnlich, wenn auch unbeholfener dargestellt, während sich Maria hier abwendet und beide Arme herabhängen läßt, Johannes das Buch in der Rechten hält und

[27] Schr. HB. 1706, Heitz 30/32. Vgl. Abb. 1.

[28] Schr. HB 398, Heitz 30/33.

[29] Schr. HB 400, Veröffentlichungen d. Graph. Gesellschaft Berlin Bd VII, 2.

die Linke erhebt. Die eigenartige Bemalung des Berliner Blattes findet sich hier wieder. Diese Darstellung hält also Schreiber für vielleicht von derselben Hand stammend, welche die Augsburger Heiligen geschaffen hat. Zwar dürften diese beiden Blätter etwa gleichzeitig anzusetzen sein, aber es ist doch etwas kühn, schon einzelne Hände festzulegen, während man erst den lokalen Stilmerkmalen nachspüren kann. Schreiber kann auch außer derselben Unbeholfenheit der Zeichnung keine positiven Anklänge aufzeigen. Immerhin darf festgehalten werden, daß dieses Blatt mit großer Wahrscheinlichkeit nach Augsburg gehört. Bei einem dritten Blatt dieser Gruppe schließlich, das sich ebenfalls in München befindet[30], ist die Augsburger Herkunft kaum bestreitbar. Die Darstellung des Gekreuzigten ist auch hier nur wenig verändert. Maria kreuzt nun die Hände vor dem Leib, Johannes hält das Buch in der Linken und hat die Rechte mit gespreizten Fingern erhoben. Die Bemalung ist ebenfalls dem oben behandelten Vorbild ähnlich, wenn auch der gemusterte Hintergrund hier fehlt. Das Blatt ist um 1450 anzusetzen, denn die Innenzeichnung zeigt sich hier noch weiter verhärtet, wenn auch dazu noch die Unbeholfenheit des Meisters beigetragen haben mag. Es herrschen lange Vertikalfalten vor, die am Boden in stumpfem Winkel geknickt sind. Wer dieses Blatt mit den beiden Augsburger Heiligen vergleicht, dem fällt es nicht schwer, Verbindungslinien zu ziehen, die den Augsburger Stil verdeutlichen. –

Auf fol. 152 v des Münchener cod. germ. 4594 ist eine Verkündigung Mariae[31] eingeklebt. Schon die Handschrift spricht hier für eine Augsburger Herkunft des Blattes, denn sie stammt aus dem Augsburger Kloster St. Ulrich und Afra. Auch ist der Text größtenteils in schwäbischem Dialekt abgefaßt und enthält unter anderem eine lateinische Legende der beiden Augsburger Lokalheiligen. Aber auch vom Stilistischen her läßt uns das Blatt, das sich an der Spitze eines Mariengebetes befindet, auf Augsburg schließen. Es dürfte etwas früher anzusetzen sein als die zuletzt genannte Kreuzigung, denn der Mantel Marias zeigt noch das üppige Faltenwerk der Frühzeit, während das Gewand des Engels schon den Übergang zur strengen Längsfalte bringt. Trotz mancher Unterschiede schließt sich die Gesichtsbildung des Engels an den Johannes der Kreuzigung an. Auch die Bemalung deutet auf Augsburg, denn dem hervortretenden Zinnober, dem verwaschenen Karmoisin, dem Blau und dem Gold der Nimben werden wir nun immer wieder begegnen. –

Mit diesen Blättern aus der zweiten Entwicklungsstufe des Holzschnitts ist der Grund gelegt für ein weiteres Fortschreiten. Wenn wir den Kreis der besprochenen Blätter ziemlich eng gezogen haben, so geschah es, um diesen Grund möglichst tragfähig zu gestalten. Daß vielleicht einige Blätter fehlen, die man für Augsburg mit gutem Grund in Anspruch nehmen könnte, ist wohl weniger schlimm, als wenn schon jetzt durch zu weites Ausgreifen das Bild getrübt würde[32]. – Während wir in der besprochenen Epoche des Holzschnitts großformatige und monumentale, wenn auch etwas derb geschnittene Blätter finden beginnt mit den sechziger Jahren eine neue Stufe des Einzelformschnittes, die deutlich von der vergangenen abgesetzt ist. Das große Format der Blätter verschwindet immer mehr und die Zeichnung, die zunächst noch den harten Strich der Jahrhundertmitte zeigt, verfeinert sich. So finden wir in den siebziger Jahren schließlich nur noch kleine Einzelblätter und Folgen mit biblischen Darstellungen, die äußerst zierlich gearbeitet sind, bis dann die Buchillustration das Gesamtgebiet des Holzschnitts erobert, was eine Vergröberung der Form, zugleich aber stoffliche Bereicherung bedeutet.

Unsere Betrachtung führt uns zunächst auf mehrere kleine Heiligenbilder. Der Heilige Hieronymus mit dem Löwen in der Münchener Universitätsbibliothek[33], der 83 × 62 mm mißt, gehört wohl zu einer größeren Augsburger Folge, von der noch ein Heiliger Ulrich in der Münchener Staatsbibliothek[34] bekannt ist. Beide Blättchen sind ziemlich grob, zeigen starke Konturen, Hakenfalten und zum Teil derbe Schraffur. Die Schnitte stammen etwa aus der Mitte der sechziger Jahre, aus derselben Zeit wie das Martyrium der Hl. Apollonia[35] und die Hl. Katharina[36] in Wien. Der Schnitt ist hier allerdings nicht mehr ganz so grob, aber der Augsburger Typus ist besonders deutlich ausgeprägt. Die Bemalung (roter Rand, Blau, Gelb, Zinnober, Grün, Gold) zeigt das übliche Bild. Eine weitere Verfeinerung läßt sich bei einem heiligen Florian in München[37] feststellen, der 70 × 61 mm mißt und im Augsburger Kolorit bemalt ist. Der zeitliche Ansatz Schreibers erscheint mir hier reichlich früh; ich denke mir das Blättchen um 1470 entstanden. Neben diesen Heiligen Florian läßt sich ein Heiliger Georg[38] als Drachentöter aus der Salzburger Bibliothek stellen.

Wie stark sich der Einzelformschnitt schon gewandelt hat, läßt sich an einer Verkündigung in Bamberg[39] ablesen. Das 77 × 57 mm große Blatt zeigt Maria mit dem Verkündigungsengel, der in seiner Linken eine Bandrolle mit dem handschriftlichen Eintrag ave maria gr(atia plena) hält. Pfeiffer datiert dieses Blatt in der Sammlung Heitz auf ca. 1440. Die Unhaltbarkeit dieses Ansatzes ergibt sich aus einem Vergleich mit der anderen Verkündigung, die wir schon früher betrachtet haben[40]. Der Schnitt ist hier schon wesentlich feiner, die Innenzeichnung sehr geschickt. Das schwer Fließende der Gewänder, das für die Frühzeit so charakteristisch ist, fehlt hier. Andererseits zeigt sich schon etwas Schraffur. Neben der Bemalung deutet auch hier die Typenbildung auf Augsburg, wo das Blatt nach meiner Beurteilung keinesfalls vor 1470 entstanden ist.

Ein treffendes Beispiel für die Entwicklung ist ferner eine Passionsfolge, die mit einigen Abwandlungen häufig wiederkehrt. Als Originale stellt Kristeller[41] fünf Schnitte zusammen,

[30] Schr. HB 401, Heitz 30/34.

[31] Schr. HB 35 b, Heitz 10/2.

[32] So halte ich beispielsweise den in Augsburg befindlichen Saulus (Schr. HB 1647m, Heitz 18/18) nach Gesichtsbildung und Bemalung eher für ein Ulmer als für ein Augsburger Blatt.

[33] Schr. HB 1567a, Heitz 51/24.

[34] Schr. HB 2958, Heitz 21/47 vgl. auch den Hl. Ulrich aus Zainers Heiligenleben Schrm. II, 209.

[35] Schr. HB 1239, Franz M. Haberditzl, Die Einblattdrucke des XV. Jahrh. in der Hofbibliothek zu Wien. Wien 1920, 70/116.

[36] Schr. HB 1330 EHW 70/123.

[37] Schr. HB 1422a, Heitz 21/32.

[38] Schr. HB 1440b, Heitz 63/D 2.

[39] Schr. HB 42, Heitz 19/9.

[40] Vgl. Heitz 10/2.

[41] GG XXI / S. 9 Nr. 33.

die sich im Schreiberschen Handbuch unter den Nr. 171, 258, 295, 523 und 614 finden[42]. Diese Schnitte im Format von 115×84 stellen das hl. Abendmahl, Christus vor Pilatus, die Geißelung, die Grablegung und das Jüngste Gericht dar. Die Zusammenstellung Kristellers wird allerdings fraglich, nachdem Schreiber[43] die Geißelung als einer Blockbuchpassion zugehörend nachgewiesen hat. Bei der großen Verbreitung der Motive und der engen Verflechtung verschiedener Folgen scheint es unmöglich zu sein, eine gültige Originalfolge zusammenzustellen[44]. Die genannten Schnitte zeigen bei hartem Faltenwurf noch wenig Innenzeichnung und sind deshalb wohl an den Anfang der sechziger Jahre zu stellen. Kristeller verweist die Blätter wegen ihrer engen Beziehungen zu der Passionsfolge des Peter maler ze ulm und wegen der Gesichtstypen nach Ulm. Schreiber spricht sich dagegen bei dem hl. Abendmahl und dem jüngsten Gericht für Augsburg aus. In diesen Fällen spricht auch die Gesichtsbildung eher für Augsburg, wohin auch die Bemalung deutet, soweit sie festgestellt werden konnte. Die Passionsfolge in München (U. B.)[45], die zum Teil nach obigen Blättern kopiert ist, scheint mir eher aus Ulm zu stammen und eine Vorstufe zur Passion Peters[46] zu sein. Es wäre aufschlußreich, diese und ähnliche Folgen vollständig zu durchforschen. Wir müssen uns hier an Hand der nicht immer ausreichenden Reproduktionen mit Andeutungen begnügen umso mehr, als wir uns an den lokalen Rahmen Augsburg zu halten haben. Auch dort finden sich in fortgeschrittener Stufe ähnliche Folgen, deren Motive sich auch noch bei der Buchillustration feststellen lassen.

So erscheint in der Handschrift C 162, 438 der Züricher Stadtbibliothek eine Folge von 7 kleinen Passionsschnitten im Format von 70×50 mm. Die Handschrift läßt erkennen, daß ursprünglich noch 3 Blätter mehr vorhanden waren. Erhalten ist der Einzug Christi in Jerusalem, das hl. Abendmahl, der Ölberg, Christus vor Herodes und vor Pilatus, Christus in der Vorhölle und das jüngste Gericht[47]. In einzelnen Fällen lassen sich deutliche Anklänge an die früher erwähnten Folgen feststellen[48]. Allerdings ist diese Züricher Folge wohl ein Jahrzehnt später entstanden, denn ihrem kleineren Format entspricht ein sehr feiner Schnitt mit reicher Innenzeichnung und geschickter Schraffur, die meist in dichten Parallelbogen gegeben ist. Die seltsame Verzeichnung der Hände und Füße, die stellenweise festzustellen ist, hat eine Parallele in der zeitgenössischen Augsburger Malerei (Meister der Heimsuchung). Major, der bei einigen Schnitten die feine Innenzeichnung vermißt, kommt bei seiner Beschreibung in der Sammlung Heitz zu der Annahme von zwei verschiedenen Händen. Ich glaube, daß wir höchstens zwei Formschneider annehmen können, denn in der Gestalt Christi beispielsweise ist doch eine starke Kontinuität gegeben. Major lokalisiert die Folge nach der Schweiz. Doch sprechen die Gesichtstypen (Augen mit großem Oberlid) und die Bemalung (zinnoberroter Rand, blauer Himmelsstreifen, goldene Nimben) klar für Augsburg. In diesem Zusammenhang ist es interessant, daß Baumeister eine Maihinger Folge[49], die eng mit der Züricher zusammengehört, nach Ulm verweist. Diese Maihinger Folge, zu der möglicherweise auch noch die bei Schreiber unter Nr. 176 aufgeführten Schnitte zu zählen sind, die einer Handschrift der Ursbergischen Liberei eingefügt sind, umfaßt vier Schnitte im Format von ca. 75×54 mm mit den Darstellungen Christi vor Pilatus, des ecce homo, der Kreuztragung und des Schmerzensmannes. Der stilistische Zusammenhang mit der Züricher Folge ist evident. Die Gesichtsbildung ist sehr ähnlich, die Zeichnung fast noch sorgfältiger und zierlicher. Die Schraffur ist in feinen Parallelbogen, der Faltenwurf mit krausen Häkchen und Schnörkeln gegeben. Baumeister[50] sieht in dieser Verfeinerung des Strichs eine Ulmer Eigentümlichkeit, die sich besonders in der dortigen Buchillustration zeige, welche die Augsburger an künstlerischer Höhe weit übertroffen habe. Ich halte es nicht für angängig, hier die Buchillustration, die sich in Augsburg nach eigenen Gesetzen entwickelte, zum Vergleich heranzuziehen und von der Vergröberung der späteren Illustration auf den Einzelformschnitt zu schließen. Ebenso wie die Züricher Folge, die Major in die Schweiz verweist, zeigt diese Maihinger Folge, bei der Baumeister Ulmer Herkunft annimmt, deutliche Kennzeichen in Stil und Bemalung, die uns Augsburg als Ursprungsort annehmen lassen. Eine gewisse Bestätigung findet sich darin, daß sich von dem Meister der Maihinger Passion oder einer ihm sehr nahestehenden Hand eine Fülle von Schnitten kleinen Formats nachweisen lassen, an deren Augsburger Herkunft kaum zu zweifeln ist. Der Meister der Maihinger Passion dürfte also im 8. Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts eine wichtige Rolle im Augsburger Holzschnitt gespielt haben. So finden sich in Maihingen noch eine Kreuzigung[51] und ein guter Hirte[52], im cod. Ms. fol. 134 der Münchener Universitätsbibliothek ein Christus, der seiner Mutter erscheint[53]. Der »Jesus im Ölberg«[54] in Darmstadt ist wohl ebenfalls diesem Meister zuzuweisen. Mela Escherich nimmt in der Sammlung Heitz bei diesem Blättchen niederländische Herkunft an. Wenn auch niederländisches Einflüsse nicht ausgeschlossen sind, so zeigt sich der Augsburger Stil in Gestaltung und Kolorit doch so deutlich, daß es kaum noch einer eingehenderen Begründung bedarf. Weiterhin läßt sich die Hand desselben Meisters noch bei einem kleinen Pestblatt[55] und einer Schutzmantelmadonna[56] nachweisen, die allerdings beide sehr nachlässig geschnitten sind. Die Madonna zeigt eine eigenartige Kolorierung, von der noch zu sprechen sein wird.

In der Augsburger Handschrift 8° cod. 179, die aus dem Kloster St. Ulrich und Afra stammt, findet sich ein Teil einer Passion, die nach der Maihinger Folge kopiert ist. Es sind drei Blätter

---

42 GG XXI / 9, 32; Heitz 26 / 1 u. 3 – GG XXI / 9, 33; Heitz 40/43.
43 Schr. HB 291 d.
44 Auch die in E.H.W. Bd. I/X aufgeführte Folge ist hier zu nennen.
45 Schr. HB 171 a, Heitz 51/6 ff.
46 Schr. HB 151, Heitz 31/114 ff.
47 Schr. HB 153 a, 177 a, 204 a, 260 c, 283 a, 693 a, 699 a. Heitz 50/10, 12, 13, 14, 15, 16 und 11.
48 Vgl. z. B. Heitz 26/1 mit 50/15.
49 Schr. HB 260, 655 a, 333, 899, Heitz 52/25–28.
50 Heitz 40/45.
51 Schr. HB 452 a, Heitz 52/29.
52 Schr. HB 840, Heitz 40/45.
53 Schr. HB 702 a, Heitz 51/26.
54 Schr. HB 202, Heitz 47/18.
55 Schr. HB 751 a, Heitz 2/3.
56 Schr. HB 1009 a, Heitz 10/21.

erhalten, welche Christus als Schmerzensmann (fol. 78), die Vorbereitung zur Kreuzigung (fol. 807) und Christus am T-Kreuz (fol. 80) im Format von ca. 79 × 58 darstellen[57]. Die Zeichnung läßt hier manchmal Sorgfalt und Natürlichkeit vermissen, und eine gewisse Vergröberung fällt sofort auf, wenn man die Maihinger Originale zum Vergleich heranzieht[58]. Auf Grund dieses Vergleichs halte ich die Folge, die übrigens die übliche Augsburger Bemalung und bei der Kreuzigung den roten Blutstreifen an den Armen zeigt, gegen Ende der siebziger Jahre entstanden. – In derselben Handschrift findet sich noch eine Darstellung der Geburt Christi[59] auf fol. 69 eingeklebt. Auch dieses Blatt ist nicht allzu sorgfältig geschnitten, und der Faltenwurf ist etwas blechern. Schmidbauer äußert in der Sammlung Heitz die begründete Ansicht, daß das Blatt von dem Schreiber der Handschrift, einem Mönch des Klosters, illuminiert wurde. Ein weiteres Exemplar des Schnittes mit grauschwarzem Rand findet sich im Augsburger 8° cod. 9a, einer anderen Handschrift von St. Ulrich und Afra.

Eine Reihe von Schnitten, die Geisberg[60] dem Hausbuchmeister zuschreibt, obwohl sie mit größter Wahrscheinlichkeit Augsburger Herkunft sind, zwingt mich, auf die Hausbuchmeisterfrage einzugehen, in die durch allzu kühne Hypothesen auch Augsburg einbezogen wurde. Obwohl auch Schreiber bezüglich der Holzschnitte der Ansicht Geisbergs weitgehend zuzustimmen scheint – seine Stellungnahme ist nicht eindeutig –, hielt ich diese doch von vornherein für nicht haltbar. Ich fand dafür nach längerem Suchen in der umfangreichen Literatur die Bestätigung in den mustergültig klaren Ausführungen von Lehrs[61], der alle wesentlichen Hypothesen über den Hausbuchmeister einer kritischen Würdigung unterzieht. So werden Bossert und Leonhard[62] angeführt, die behaupten, daß der Hausbuchmeister zwischen 1447 und 1452 in Augsburg als Sohn eines Malers und Handschriftenillustrators geboren sei, zu dem er auch in die Lehre ging. 1472 sei er wahrscheinlich auf Veranlassung Günther Zainers nach Ulm gegangen und nach einem Aufenthalt in den Niederlanden und in Nürnberg wieder nach Augsburg zu einem unmündigen Bruder zurückgekehrt, wo er das Signet der Zainerbibel geschaffen habe. Dieser »Lebenslauf« ist um so erstaunlicher, als er durch keinerlei urkundliche Belege bestätigt werden kann. – Aus der Entzifferung seines Namens als Heinrich Lang oder Mang auf einer Pferdedecke des Hausbuches wurde gefolgert, daß der Meister ein Sohn des Augsburgers Hans Mang, genannt Schnellaweg, sei, obwohl die Entzifferungsversuche höchst zweifelhaft sind und sich in Augsburg ein Heinrich Mang nicht nachweisen läßt. Es wäre überflüssig, auf diese Hypothesen so ausführlich einzugehen, wenn ihnen nicht in einem sonst so gründlichen Werk wie dem Lexikon des gesamten Buchwesens[63] Raum gegeben wäre. Dagegen muß immer wieder betont werden, daß der Hausbuchmeister nur vom Stilistischen her faßbar ist, und auch hier wurde das Bild getrübt durch die allzu großzügige Zuweisung von Holzschnitten an einen Meister, dessen Bedeutung in erster Linie auf dem Gebiet des Kupferstiches liegt. Die Zuweisungen Bosserts und Leonhards können übergangen werden. Die erwähnten Zuschreibungen Geisbergs setzen Lehrs »in Verlegenheit«, denn er vermag nur bei zwei Blättern den Einfluß des Meisters zu erkennen, von eigenhändigen Arbeiten ganz zu schweigen. Es ist unmöglich, einem so überragenden Künstler wie dem Hausbuchmeister die – an solchem Maßstab gemessen – doch handwerklichen Schnitte zuzuweisen, die überdies die Kennzeichen der Augsburger Schule tragen und sich harmonisch in unsere bisherige Betrachtung einfügen. Von allen Zuschreibungen an den Hausbuchmeister hielt sich nur jene Flechsigs[64], der ihm u. a. die Illustrationen zu dem »Spiegel menschlicher Behaltnis« von Peter Drach in Speyer um 1480 zuweist. Das Werk wurde in Augsburg 1489 von Peter Berger und 1492 von Schönsperger kopiert. Wenngleich auch diese Zuschrift nicht unwidersprochen blieb[65], so muß doch auch bei größter Vorsicht ein starker Einfluß des Hausbuchmeisters auf den Illustrator des Spiegels angenommen werden. Damit ist für uns die Fragestellung klar: Über das Leben des Hausbuchmeisters läßt sich an Tatsachen nichts ermitteln. Für Augsburg sprechen weder urkundliche Belege noch stilistische Untersuchungen. Wir haben den Meister vielmehr am Mittelrhein zu suchen. Um seinen eventuellen Einfluß auf die fraglichen Augsburger Holzschnitte zu prüfen, haben wir den Drachschen Spiegel zum Vergleich heranzuziehen.

Wenn wir so zum Beispiel neben den knieenden Schmerzensmann[66], den Geisberg dem Hausbuchmeister zuschreibt, den auferstehenden Christus aus dem Drachschen Spiegel halten[67], so zeigen sich bedeutsame Unterschiede: Dort die seitlich ausgezogenen Augen und die spitze Nase, denen wir so häufig in Augsburg begegnen, hier dagegen eine sorgfältige Augenbildung und eine abgerundete Nasenkuppe, dort die Hand noch geschlossen, hier zu virtuos gestalteter Geste geöffnet, dort wenig Innenzeichnung, hier wirksame Modellierung mit sparsamen Mitteln. Wenn auch der Schmerzensmann ein feines Blatt bleibt, das im Augsburger Einzelformschnitt keinen geringen Platz einnimmt, so kann es sich doch mit der künstlerischen Gestaltung des Schnittes im Drachschen Spiegel nicht messen. Ähnliches gilt für zahlreiche andere Blätter, die wir derselben Augsburger Hand zuzuschreiben haben. So von der Kreuzigung mit den Namen Mariae und Johannis[68], die nach dem bei Schreiber unter Nr. 936 aufgeführten Blatt kopiert ist. Deutlicher werden die Anklänge an den Drachschen Spiegel bei der Madonna in Halbfigur[69], einem bräunlichen Reiberdruck aus der Sammlung Schreiber. Doch zeigt auch hier der Vergleich

[57] Schr. HB 899a, 664a, 452; Heitz 18/2-4.
[58] Vgl. Heitz 51/28 mit 18/2 und 52/29 mit 18/4.
[59] Schr. HB 71a, Heitz 18/1.
[60] Heitz 22/5.
[61] Max Lehrs, Geschichte und kritischer Katalog des deutschen, niederländischen und franz. Kupferstichs im 15. Jahrhundert. IX Bde. Wien 1908-1933, Bd VIII S. 51.
[62] Zeitschrift für bild. Kunst XXIII (1912) S. 133 ff.
[63] Lex. d. ges. Buchwesens. Leipzig 1936.
[64] Ed. Flechsig, Der Meister des Hausbuchs als Zeichner für den Holzschnitt in: Monatshefte für Kunstwiss. IV. Jahrg. (1911) S. 95 ff.
[65] Ernst Buchner, Der Meister der Drachschen Offizin. Münchener Jahrbuch IV (1927) S. 276.
[66] Schr. HB 906, Heitz 22/17.
[67] Vgl. Schrm. XVI 447.
[68] Schr. HB 938, GG XXI/22/65.
[69] Schr. HB 998, Heitz 14/10.

manche Unterschiede[70], namentlich in der Gesichtsbildung, und die Bemalung spricht eindeutig für Augsburg (mennigroter Rand, blauer Himmelsstreifen, goldener Nimbus). Auch Molsdorf spricht sich bei diesem Blatt in der Sammlung Heitz für Augsburg aus. Schreiber stellt neben die Madonna einen St. Dominikus[71] und eine Gregorsmesse[72]. Während die Reproduktion des Dominikus so ungenügend ist, daß ich mich eines Urteils enthalten muß, zeigt die Gregorsmesse deutlich die Hand unseres Meisters, der hier etwas reichlicher Schraffur anwendet. Ihre Augsburger Herkunft verrät auf den ersten Blick eine St. Margaretha[73], die in deutlichem Abstand zu den Illustrationen des Drachschen Spiegels steht[74]. Von ihrer Bemalung wird noch zu reden sein. Neben einer Darstellung des Todes Mariae[75] finden wir den Augsburger Typus vor allem bei einer Beweinung und Grablegung Christi[76] ausgeprägt, die sich ebenfalls kaum mit dem Drachschen Spiegel vergleichen lassen[77]. – Ein feiner Schnitt von der Hand unseres Meisters ist die Darstellung des Todes vor einem offenen Grab[78], die in dem Schaurschen Druck »memoria mortis« kopiert ist. Über dem Tod flattert ein Spruchband mit der Inschrift: Der tod sumpt sich nit. Ecc̃i c̣i 14 cap̃ (= Jesus Sirach XIV, 12). Ein besonders schönes und sorgfältig geschnittenes Blatt unseres Meisters mag unsere Betrachtung seines Werkes beschließen: Es ist eine Darstellung Christi, der unter dem Kreuz zusammenbricht[79]. Die Plastik wird hier durch feine Parallelschraffur erhöht oder durch kurze Strichelung, welche die Kontur begleitet. Frühere Härten sind so gemildert. Das Haupt Christi schließt sich eng an den besprochenen Schmerzensmann an. Der Querarm des Kreuzes ist allerdings etwas verzeichnet, und die Behandlung der Hände und Füße macht uns auch hier den Abstand zum Drachschen Spiegel deutlich[80]. Die Bemalung stammt von der Illuminiererwerkstatt, die uns schon mehrfach begegnete und später besprochen wird.

Mit diesem Überblick ist das Werk dieses zweiten bedeutenden Meisters des Augsburger Einzelformschnitts, der etwa von 1470–1480 tätig gewesen sein muß, noch keineswegs erschöpft. Immerhin mag er genügen, um einen Eindruck von seiner Tätigkeit zu vermitteln, die am Ende des Augsburger Einzelformschnitts steht. Auch wenn wir von dem möglichen Einfluß des Hausbuchmeisters auf unseren Augsburger Meister absehen, haben wir vermutlich Beeinflussung der späten Einzelformschnitte durch den Kupferstich anzunehmen. Allerdings bin ich nicht völlig davon überzeugt, daß die schöne 148 × 104 mm große Kreuzigung[81] von ca. 1480, bei der diese Beeinflussung deutlich abzulesen ist, für Augsburg in Anspruch genommen werden kann, wie Schreiber annimmt. Maria, Johannes und der Hauptmann erinnern in manchem an Ulm. Die Schraffierung des Blattes folgt mit äußerst feinen Parallellagen und zierlicher Strichelung der Kupferstichtechnik. Überdies stellt Kristeller stilistische Einflüsse Schongauers fest. Die Kupferstichnachahmung wird besonders deutlich bei einer Weihnachtsdarstellung[82], die 255 × 175 mm mißt. Das Blatt, das wohl vom Anfang der achtziger Jahre stammt und der Kreuzigung in manchem nahesteht (vgl. etwa das Haupt der Maria), stammt vielleicht aus Augsburg. Leider gelang es auch Schreiber nicht, den angebrachten Namen Jakob .....reler zu entziffern, der vielleicht die Zuweisung klären würde.

Die Bemalung der oben genannten Kreuzigung spricht übrigens für Augsburg; denn wir finden dort einen Illuminierer tätig, auf den wir schon mehrfach gestoßen sind. Seine Tätigkeit setzt etwa in der Mitte der siebziger Jahre ein und hebt sich deutlich von dem üblichen Augsburger Bemalungsschema ab. Die von ihm kolorierten Schnitte, die Schreiber in seinem Handbuch unter Nr. 1009a zusammenstellt, zeigen alle eine miniaturartige Bemalung. Der Himmel ist meist völlig mit einem deckenden Blau übermalt, auf das nicht selten Inschriften[83] oder Verzierungen gelegt sind. Der Boden zeigt meist kräftiges Grün in verschiedenen Schattierungen, die Körper verschiedene Arten von Braun. Rot ist auch bei diesem Illuminierer eine bevorzugte Farbe, aber er ergänzt die typisch Augsburgische rote Umrahmung durch eine Goldleiste an der Innenseite, wie er überhaupt Gold reichlich verwendet. Ein brauchbares Bild seiner Tätigkeit findet sich in der Sammlung Heitz Bd. 10 Nr. 21.

III
DIE BUCHILLUSTRATION

Wie wir schon festgestellt haben, basiert der Augsburger Buchholzschnitt nicht auf dem Einzelformschnitt, sondern auf der Federzeichnung der Mitte des 15. Jahrhunderts. Dagegen stammen die meisten Einzelformschnitte seit dem Ende der siebziger Jahre von den Meistern der Buchillustration, die bald das ganze Gebiet des Holzschnitts beherrschen. Auf ihrer Leistung beruht auch das allgemeine Urteil über den Augsburger Holzschnitt in unserem Zeitraum. Ist nun der Augsburger Buchholzschnitt tatsächlich nur fabrikmäßige Massenware oder rohe handwerkliche Produktion, wie die Mehrzahl der Forscher behauptet? Der Grund dieser Beurteilung scheint mir eine Verkennung des Wesens der frühen Buchillustration zu sein, die keineswegs nur vom kunstgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet werden darf; denn sie will gar nicht Kunstwerk sein, sondern nur der Unterstreichung des Textes dienen, der dem Menschen des 15. Jahrhunderts nur schwer zugänglich war. Das beweist ein Wort des Verlegers Theobald Feger in der Widmungsvorrede zu seiner Ungarnchronik von 1488[84]: »Addidi et non parum venustas picturas, quo legendi labor picturae varietate levatus gratius omnibus occurreret«. Legendi laborem levare, das also ist die Aufgabe der Illustration. Neben die Typen des Textes tritt – oft in unveränderter Wiederholung – der Typ des Heiligen, des bärtigen Königs mit der Krone, der Frau mit den ge-

[70] Vgl. Schrm. XVI, 467.
[71] Schr. HB 1388, Heitz 22/23.
[72] Schr. HB 1483 GG XXI/76, 155.
[73] Schr. HB 1613 GG XXI/84, 166.
[74] Vgl. Schrm. XVI, 476.
[75] Schr. HB 717, Heitz 22/9.
[76] Schr. HB 514 u. 531 GG XXI/21/66 u. 67.
[77] Vgl. Schrm. XVI, 427.
[78] Schr. HB 1890, Heitz 18/22.
[79] Schr. HB 926 GG XXI/22, 54.
[80] Vgl. Schrm. XVI, 405.
[81] Schr. HB 482 GG XXI/29, 63.
[82] Schr. HB 87, Heitz 54/1.
[83] Vgl. GG XXI/84, 166.
[84] Josef Pitz, Die Ausgaben der Thuroczy-Chronik aus dem Jahre 1488, Gutenberg Jahrbuch 1937 S. 106.

wundenen Flechten und des Jünglings[85], ganz in der Art des Mittelalters. Durch den Verzicht auf alles räumliche Beiwerk wird eine harmonische Anpassung an die Gestaltung des Textes erzielt und dem wird ein Handwerker, der hinter seiner Aufgabe zurücktritt, eher gerecht, als die künstlerische Individualität. Nach ästhetischer Bewertung kommt dem Augsburger Buchholzschnitt keine wesentliche Bedeutung zu, wenn wir von einigen Ausnahmen absehen, denn erst mit Burgkmair begegnet uns eine Künstlerpersönlichkeit. Aber nach rein illustrativen Gesichtspunkten muß das Holzschnittbuch in Augsburg hoch bewertet werden[86]. Es sei erlaubt, hier die kühne Parallele zur modernen Gebrauchsgraphik zu ziehen, die ebenfalls nicht allein vom Künstlerischen her bestimmt ist. Der Mensch des 15. Jahrhunderts konnte noch kaum lesen, der Mensch des 20. Jahrhunderts hat keine Zeit zu lesen, aber beide wollen unmittelbar angesprochen sein. In dieser Erfassung des Illustrativen scheint mir die Bedeutung Augsburgs zu liegen, nicht allein in der Tatsache, daß es nach Bamberg zuerst illustrierte Bücher herausbrachte, daß es durch die Verbreitung deutscher Volksbücher neue Stoffkreise erschloß, und daß es quantitativ mit illustrierten Drucken überhaupt an der Spitze stand. Es geht nicht an, im Augsburger Buchholzschnitt nur eine Erweichung von Ulmer Vorbildern zu sehen, denn er gewinnt unter Zainer und Bämler einen eigenen Stil, der im wesentlichen beibehalten wird. Daß sich in einzelnen Fällen ein Einfluß Ulms, das den Augsburger Vorsprung einholte und bald bedeutendere Künstler beschäftigte, leicht nachweisen läßt, soll keineswegs geleugnet werden. Daß er nicht überschätzt werden darf, zeigt sich beispielsweise an den zahlreichen Kopien Sorgs, von denen nur drei (Boccaccio, Aesop und Psalter Mariae) Ulmer Vorbildern, dagegen 16 anderen Augsburger Drucken folgen. In der Produktion Sorgs spiegelt sich überhaupt die Wende des Augsburger Buchholzschnitts, der sich bis zum Anfang der achtziger Jahre auf gleicher Höhe hielt. Der dann beginnende Verfall ist aber nicht allein auf Augsburg beschränkt, sondern allgemein und auf die Beschleunigung der Lieferungen aus Konkurrenzgründen zurückzuführen[87]. Der Verfall währt bis gegen 1490 und ist gekennzeichnet durch die Tätigkeit Schönpergers. Eine neue Blüte setzt ein mit Ratdolt, der das Renaissancebuch nach Augsburg bringt, und es ist kein Zufall, daß nun in Hans Burgkmair auch die erste Künstlerpersönlichkeit greifbar wird. Dadurch, daß der Augsburger Buchholzschnitt im wesentlichen von Kupferstichnachahmung freibleibt, bewahrte er sich vor frühem Verfall. So könnte unsere Begrenzung mit dem Jahr 1500 zunächst völlig willkürlich gewählt erscheinen in Anlehnung an den Begriff der Inkunabel, denn die neue mit Burgkmair einsetzende Stilstufe reicht weit in das 16. Jahrhundert hinein, und nun erreicht Augsburg auch in künstlerischer Beziehung hohe Bedeutung. Aber unsere Begrenzung hat auch ihre stilistische Berechtigung, denn um die Jahrhundertwende löst sich Burgkmair aus der heimischen Tradition und beginnt, seinen eigenen Stil zu prägen. Dem haben schon zahlreiche berufene Forscher nachgespürt und damit ist unsere Aufgabe gelöst. Wenn in den folgenden Untersuchungen die Einteilung nach Druckern beibehalten wurde, so geschah es deshalb, weil nicht bei allen Werken eine Zuweisung an bestimmte Illustratoren gelang und vor allem deshalb, weil jede einzelne Offizin ein bestimmtes Bild ergibt, das wir nach unserer Definition vom Wesen der Augsburger Illustration nicht trüben dürfen. Um jedoch einen Überblick über das Gesamtwerk der Illustratoren zu vermitteln, die für mehrere Drucker tätig waren, sind Kataloge dieser Meister beigegeben. Die Benennung dieser anonymen Meister ist nicht immer einfach. Alle Versuche, ihnen einen überlieferten Namen unterzuschieben, sind abzulehnen. Im folgenden wurden die Notnamen schon ermittelter Meister möglichst beibehalten und in den anderen Fällen an ein wichtiges Werk angeknüpft.

[85] Weil S. 14.

[86] Worringer S. 30.

[87] Wilh. Ludw. Schreiber, Der Buchholzschnitt im 15. Jahrhundert in Originalbeispielen. München 1929 S. 10.

1. Die Begründung der Buchillustration durch Zainer und Bämler

Der erste Drucker nach dem Bamberger Pfister, der illustrierte Drucke herausbrachte, war Günther Zainer. Er ist der eigentliche Begründer der Augsburger Illustration und zugleich ein großer Anreger auf dem Gebiet des Buchschmuckes überhaupt, denn das Werk Pfisters hatte kein Echo gefunden[88]. Vor allem sein Heiligenleben, sein Plenar und sein Speculum humanae salvationis sowie seine Bibel wurden nicht nur in Augsburg zu Vorbildern des geistlichen Holzschnittbuches. Günther Zainer[89] wurde in Reutlingen geboren. Vermutlich ist er ein Bruder des berühmten Ulmer Druckers Johann Zainer, der ja ebenfalls aus Reutlingen stammt. 1463 erscheint Günther Zainer in Straßburg als Bürger und Mitglied der Malerzunft laut Eintrag im Bürgerbuch. Vouilliéme[90] nimmt an, daß er während der Straßburger Zeit bei Mentelin drucken lernte, was zwar große Wahrscheinlichkeit hat, jedoch nicht zu belegen ist. Da Zainer am 12. März 1468 mit den »Meditationes de vita Christi« von Bonaventura seinen ersten Augsburger Druck herausbrachte, muß er spätestens 1467 nach Augsburg übergesiedelt sein. In den Steuerbüchern erscheint er 1471 zusammen mit seinem Bruder, der eben möglicherweise mit dem Ulmer Johann Zainer identisch ist. 1472 nennt sich Zainer in einem Kolophon Augsburger Bürger. In den Steuerbüchern wird er 1471-1473 als Schreiber geführt und erst 1474 als Buchdrucker, wobei jedoch zu berücksichtigen ist, daß die Drucker zunächst keine eigene Standesbezeichnung hatten. Zeitweilig war Günther Zainer der technische Leiter der Klosterdruckerei St. Ulrich und Afra, in der er 1473 das Speculum druckte. Laut Eintrag in dem liber benefactorum der Karthause Buxheim, welcher Zainer zahlreiche Bücher vermachte, ist er 1478 gestorben. Im gleichen Jahr ging seine Offizin an Johann Blaubirer über. Nach einer Angabe im Murrschen Journal[91], auf die sich die Literatur weithin beruft, obwohl dort kein Quellenbeleg gegeben ist, geriet Zainer im

[88] Richard Muther, Die deutsche Buchillustration der Gotik und Frührenaissance. München 1884 S. 8.

[89] Albert Schramm, Günther Zainer, Augsburgs erster Drucker, in »Werden und Wirken«. Ein Festgruß für Karl W. Hiersemann. Leipzig 1924 S. 363 f.

[90] Ernst Vouilliéme, Die deutschen Drucker des 15. Jahrhunderts 2. Aufl. Berlin 1922.

[91] Murrsches Journal zur Kunstgeschichte II, 1776 S. 144 u. 145.

Jahre 1471 mit dem anderen Augsburger Drucker Schüssler in einen Konflikt mit den Formschneidern, der durch den Abt von St. Ulrich und Afra, Melchior von Stamhaim dahingehend geschlichtet wurde, daß beiden nur Drucke ohne Illustrationen erlaubt wurden. Schüssler habe daraufhin auf Buchschmuck verzichtet, während sich Zainer später mit den Formschneidern verständigt habe, nur Glieder der Augsburger Gilde zu beschäftigen. An diese Notiz wurden verschiedene Folgerungen geknüpft. Schreiber[92] nimmt an, daß die Augsburger Formschneider sich deshalb beschwerten, weil Zainer sich wegen seines Buchschmuckes zunächst nach Ulm wandte. Hind[93] dagegen glaubt, daß es Zainer zunächst überhaupt nicht erlaubt war, seine Bücher zu illustrieren. Erst später habe er dazu die Erlaubnis erhalten unter dem Versprechen, nur Formschneider der Gilde zu beschäftigen, denn er sei möglicherweise selbst in der Lage gewesen zu schneiden, aber von den Zunftmitgliedern daran gehindert worden, welche die Zunahme des illustrierten Buches als gefährliche Konkurrenz betrachteten. – Wir haben hier neben der Fragwürdigkeit der Quelle vor allem die Tatsache zu berücksichtigen, daß sich ja eine Formschneidergilde im 15. Jahrhundert in Augsburg nicht nachweisen läßt. Die Ansicht Schreibers erfährt jedoch durch die Untersuchung des Heiligenlebens eine gewisse Bestätigung. Der Versuch jedoch, Zainers Illustrationen einer historisch erfaßbaren Persönlichkeit zuzuweisen, muß abgelehnt werden. Muthers Hypothese, daß ein gewisser Briefmaler Kropfenstein für Zainer gearbeitet habe, der 1474 und 1475 bei einem Buchdrucker Günther gewohnt habe und nach dessen Tode selbst als Drucker erschiene, erledigt sich schon durch einen Blick auf die verschiedenen Hände, die für Zainer gearbeitet haben. Ganz abgesehen davon läßt sich ein Briefmaler Kropfenstein archivalisch nicht ermitteln. Wir müssen uns also damit bescheiden, die einzelnen Illustratoren stilistisch zu erfassen.

Schon Zainers erstes illustriertes Werk, Das Heiligenleben deutsch, zeigt uns zwei verschiedene Illustratoren. Dieses Heiligenleben[94], dessen Winterteil mit 127 Heiligenbildern 1471 und dessen Sommerteil[95] mit 103 Schnitten 1472 erschienen ist, ist zugleich die erste illustrierte Augsburger Ausgabe des Buchdrucks überhaupt. Der Sommerteil zeigt am Anfang eine S-Initiale, die aus einer Blütenranke wächst. Derartige Initialen sind in der frühen Augsburger Buchillustration sonst nicht nachzuweisen. Die typische Form der frühen Augsburger Initiale zeigen beispielsweise Zainers Belial von 1472 und sein lateinischer Kalender aus demselben Jahr. Weil[96] gelang es nun, diese Rankeninitiale überzeugend als Arbeit des von ihm ermittelten Ulmer Boccacciomeisters nachzuweisen, von dem die S-Initiale und die Illustrationen des Boccaccio (H. 3329 Schr. Man. 3510) stammen. Ebenso wie die Initiale des Sommerteils schreibt Weil die Illustrationen des Winterteils dem Boccacciomeister zu, nachdem schon Baer[97] die Verbindung zu dessen späterem Werk gezogen hatte. In der Tat finden wir in dem Winterteil das Heiligenlebens schon den Gesichtstypus angelegt, der dann in den Porträts des Stammbaumes[98] in dem Zamorensis, den Günther Zainer druckte, ausgeprägt ist. Die Tierdarstellungen zeigen deutliche Anklänge an den Ulmer Aesop[99], der ebenfalls größtenteils vom Boccacciomeister illustriert wurde. Zur Drucktechnik des Winterteils machen wir die interessante Feststellung, daß die Holzschnitte erst in einem zweiten Druckgang eingefügt wurden. Das geschah wohl deshalb, weil die Typenhöhe zunächst nicht mit der Stärke der Holzstöcke übereinstimmte. Wo die Holzschnitte nicht genau in den im ersten Druckgang freigelassenen Raum eingepaßt sind, läßt sich das leicht erkennen[100]. Beim Druck des Sommerteils war diesem technischen Mangel abgeholfen, und die Holzschnitte wurden jetzt in einem Gang mit dem Text abgedruckt. Daß der Sommerteil von einer eigenen Hand illustriert wurde, die allerdings unter dem Einfluß des Boccacciomeisters stand, läßt sich an einem häufig wiederkehrenden Motiv ablesen, an der Gestalt des schwertschwingenden Henkers. Während die Henkergestalten des Winterteils sich meist durch kühne Bewegung auszeichnen, und sich dort schon Versuche zur Charakterisierung der noch häufig ausdruckslosen Gesichter finden[101], lassen sich die Henkergestalten des Sommerteils im wesentlichen auf zwei Grundtypen zurückführen. Die Kühnheit des Bewegungsschwunges fehlt hier fast völlig. Demgegenüber bleibt es erstaunlich, daß Schramm gerade dem Sommerteil eine Nuancierung der Henkerszenen nachrühmt. Wir finden einmal den Typ des kahlgeschorenen Henkers, der das Schwert mit beiden Händen um sein Haupt schwingt, über den linken Oberarm schräg auf sein Opfer blickt und das linke Bein gestrafft hat, während er das rechte leicht gebeugt abspreizt[102]. Der zweite Typus ist vor allem durch sein Äußeres unterschieden. Er trägt langes Haupthaar und steht fest auf beiden gestrafften Beinen[103]. Von diesen Typen finden sich nur wenige Abwandlungen und die Gewandtheit des Boccacciomeisters ist nicht erreicht. Auffallend ist vor allem die Halslosigkeit der Figuren. Der Kopf, der unmittelbar aus den Schultern wächst, ist im Vergleich zum Körper häufig zu groß. Arme und Beine dagegen sind häufig etwas zu lang und schwach geraten. Besonders charakteristisch ist die Gesichtsbildung. Die breiten Gesichter mit dem vorgezogenen Kinn, den Punktaugen mit den großen Oberlidern und mit dem geraden Mund tragen deutlich die Kennzeichen der Augsburger Schule. Schraffur wird selten angewandt und verläuft meist senkrecht zur Kontur. Aus all diesen Kennzeichen hat Baer[104] einen Meister erschlossen, der später besonders für Bämler arbeitet, und den er deshalb den Bämlerschen nennt. Dieser Bämler-Meister – der Name sei auch hier beibehalten – wird uns nun noch häufiger begegnen, denn er ist eine der wichtigsten Gestalten der frühen Augsburger Illustration und

[92] Schreiber Buchhs. S. 12.
[93] Hind I, 91.
[94] Ludwig Hain, Repertorium bibliographicum 4 Teile. Stuttgart 1826–1838 Nr. 9968, Schr. Man. 4298.
[95] Staats- u. Stadtbibliothek Augsburg 2° Inc. 302.
[96] Weil S. 26.
[97] Leo Baer, Die illustrierten Historienbücher des 15. Jahrh. Straßburg 1903 S. 30.
[98] Vgl. Schrm. II, 699.
[99] Vgl. Schrm. II, 23 mit VI, 169 oder Schrm. II, 60 mit VI, 174.
[100] Vgl. Schrm. II, 25 u. 77.
[101] Vgl. Schrm. II, 100.
[102] Vgl. Schrm. II, 130, 133, 166 u. 169 (gleicher Stock), 173, 174 und 189.
[103] Schrm. II, 135, 146, 150, 161, 187.
[104] Baer S. 29.

deshalb mußte hier etwas ausführlicher auf ihn eingegangen werden. Der Bämlermeister arbeitete übrigens auch schon am Winterteil mit[105], und der bei Schramm Bd. II Abb. 57 gezeigte Schnitt kann als typisch für ihn gelten. Durch den Nachweis der beiden am Heiligenleben beschäftigten Hände könnte die erwähnte Notiz im Murrschen Journal eine Bestätigung erfahren; denn es wäre leicht möglich, daß sich die Augsburger gegen die Beschäftigung des Ulmer Boccacciomeister wandten, so daß Zainer das Werk durch einen Augsburger Meister fortführen lassen mußte. Daß jedoch trotz der Beschäftigung des Ulmer Meisters Augsburger Vorlagen eine wichtige Rolle bei der Illustration des Werkes gespielt haben müssen, scheint mir die Augsburger Handschrift 2° cod. 154[106] zu beweisen. In ihr finden sich Miniaturen, die nach Lehmann[107] von Joh. Erlinger stammen und in enger Beziehung zu unserem Heiligenleben stehen. Die erwähnte Handschrift stammt aus dem Kloster St. Ulrich und Afra und enthält im wesentlichen den Sommerteil des Heiligenlebens, stimmt aber textlich nicht mit dem Zainerschen Druck überein. Sie ist mit Federzeichnungen illustriert, die kräftig koloriert sind, vor allem mit Ziegelrot, Spangrün und Kobalt. Am Anfang findet sich ebenfalls eine S-Initiale als Blütenranke. Wenn wir auch hier wieder den Typus des Henkers herausgreifen, so finden wir zahlreiche Übereinstimmungen mit dem Zainerschen Druck[108]. Um das Verhältnis der Handschrift zu dem Druck näher zu bestimmen, müßte man die Münchener Handschrift cgm 504 von 1475 heranziehen, die nach Weil[109] auf ein gemeinsames Vorbild mit dem Druck zurückgeht. Leider war mir das nicht möglich.

Noch zweimal begegnet uns bei Zainer die Hand des Bämlermeisters. Zuerst bei dem Goldenen Spiel von Ingold[110] aus dem Jahr 1472. Der Meister folgt hier den Illustrationen Hektor Mühlichs in einer Handschrift seines Bruders Georg[111]. Lehmann[112] stellte fest, daß die Holzschnitte die Bildanlage der Handschriftenillustrationen meist unverändert übernehmen, aber sie erstaunlicherweise in der Gestaltung der Räumlichkeit übertreffen. Die zwölf Schnitte unseres Druckes setzen die bekanntesten Spiele in Beziehung zu den sieben Hauptsünden (1-6 Schach, 7 Brettspiel, 8 Würfelspiel, 9 Kartenspiel, 10 Tanz, 11 Schießen, 12 Saitenspiel). Die Schnitte zeigen die typischen Kennzeichen unseres Meisters. Sie bringen ein Übergewicht der Kontur und etwas Parallelschraffur. Die Gesichtsbildung schließt sich an das Heiligenleben an, wenn der Meister auch auf manchen Schnitten eine Ausdruckskraft erreicht, die wir sogar in vielen seiner späteren Werke vermissen[113]. Auch sonst arbeitet er hier sorgfältiger als später. Als typisch für den Bämlermeister können dagegen die Schnitte zum Speculum humanae salvationis gelten[114], das Zainer um 1473 im Kloster St. Ulrich und Afra druckte. Von den 192 Schnitten, unter denen sich 15 wiederholen, illustrieren 168 in Vierergruppen den Heilspiegel, der Rest drei gesonderte Gebiete (septem hore de passione Christi, septem tristiciae beate Marie virginis und septem gaudia beate Marie virginis). Wenn wir zurückblicken zum Heiligenleben[115] oder einen Bogen zu der 1473 bei Bämler erschienenen Historia Troiana[116] schlagen, die ebenfalls der Bämlermeister illustrierte, so erkennen wir, wie sich die Schnitte zum vorliegenden Heilspiegel in sein Werk fügen. Hind[117], der die für den Bämlermeister typischen Kennzeichen an den Speculumillustrationen ebenfalls hervorhebt, nimmt an, daß die anderen Illustrationen Zainers von derselben oder einer ähnlichen Hand stammen. Die Tätigkeit des Bämlermeisters für Zainer halte ich jedoch mit dem Speculum für beendet. –

1472 brachte Zainer Jac. de Theramos Belial[118] heraus, der 35 Holzschnitte enthält, von denen sich 3 wiederholen. Diese Schnitte gehen auf die Heidelberger Handschrift pal. germ. 795 zurück[119], die möglicherweise auch aus Augsburg stammt. Im Gegensatz zu den Handschriftenillustrationen deuten die Holzschnitte den Hintergrund nur flüchtig an und stellen den Belial nackt dar. Da ich nun behauptet habe, daß die Schnitte nicht vom Bämlermeister stammen, so habe ich das Trennende aufzuzeigen. Das ist gar nicht einfach, denn der Belialillustrator hat manches mit dem Bämlermeister gemeinsam, aber trotzdem sind Unterschiede vorhanden, welche die Annahme einer neuen Hand rechtfertigen. Faltenwurf und Schraffur sind meist etwas reicher als beim Bämlermeister und es wird schon eine gewisse Anpassung an die Körperform erstrebt. Auch die Proportionen der Gestalten sind glücklicher. Das zeigt sich besonders deutlich am Akt. Ich halte es für ausgeschlossen, daß Adam und Eva des Belial und des Speculum[120] von einer Hand stammen. Auch die Wiedergabe des nackten Teufels, die im allgemeinen nicht sehr glücklich zu nennen ist, zeigt doch in der Gestaltung des bewegten Körpers viel Geschick. Ich glaube, daß der Belialillustrator auch die Schnitte zum deutschen Plenar[121] Zainers von 1473 geschaffen hat, das später häufig kopiert wurde. Auch hier finden wir sorgfältige Innenzeichnung und Schraffur, besonders beispielsweise bei der Wiedergabe des gerafften Mantels. Auch hier ist eine Geschicklichkeit in der Darstellung des Nackten bewiesen[122]. Der auferstandene Christus des Plenars gehört mit dem des Belial zusammen und sondert sich deutlich von dem des Speculum[123]. Es ist überhaupt lehrreich, gleiche Szenen aus dem Plenar und dem Speculum nebeneinanderzuhalten[124]. Dabei

[105] Weil S. 23 Anm. 32 schreibt ihm Schrm. II, 57, 75 u. 110 zu.

[106] Vgl. P. Placidus Braun, Notitia historica literaria de codicibus et manuscriptis in bibliotheca ... Monasterii ad S. S. Udalrici et Afrae Augustae 1791 Bd. 1 S. 101 Nr. XL.

[107] Lehmann-Haupt S. 106 Verz. Nr. 2.

[108] Vgl. cod. fol. (arab. Bezifferung) 230r, 233r, 335r, 403r, 464r mit Schrm. II, 130; cod. fol. 237r, 395v mit Schrm. II, 106 sowie cod. fol. 452r mit Schrm. II, 46 und 100.

[109] Weil S. 26 Anm. 32.

[110] H. 9187, Schr. Man. 4259, Augsb. 2° Inc. 298 Beibd.

[111] Gießen U.B. Nr. 813.

[112] Lehmann-Haupt S. 138.

[113] Vgl. Schrm. II, 274 die Miene des Würfel- u. Kartenspielers.

[114] H. 14929, Schr. Man. 5273, wo auch das Verhältnis zu anderen Speculumausgaben berührt wird.

[115] Vgl. Schrm. II, 193 mit 419 u. 513 (Königsgestalten).

[116] Vgl. Schrm. II, 460 mit III, 92.

[117] Hind II, 298.

[118] W. A. Copinger, Supplement to Hains Repertorium bibliographicum. London 1895-1902 Nr. 5805, Schr. Man. 4279 Augsb. 2° Inc. 298.

[119] Lehmann-Haupt S. 140.

[120] Schrm. II, 248 u. 352-354.

[121] C. 2316 Schr. Man. 4945 Ausg. v. 1474 Augsb. 2° Inc. 337.

[122] Vgl. Schrm. II, 328.

[123] Vgl. Schrm. II, 320 mit 237 und 461.

[124] Vgl. z. B. Schrm. II, 305 mit 521 und 317 mit 405.

schälen sich deutlich die Unterschiede heraus, auf die unsere Zuschreibung aufbaut. Es scheint mir nach dieser Betrachtung durchaus vertretbar, diesem Illustrator auch das schöne Titelbild des Plenars, den segnenden Christus[125], zuzuschreiben. Bei aller Vorsicht, die der Unterschied des Formates gebietet, kommt uns auch hier der Vergleich mit einzelnen Christusgestalten seiner Textillustrationen entgegen. Christus, der die Rechte segnend erhoben hat, steht auf einem mit Kräutern bedeckten Grund vor einem Ornamentteppich. Die Umschrift beschreibt die irdische Gestalt Christi. Mit diesem Christus des Plenars gehört der blattgroße Schnitt des Schwabenspiegel von ca. 1472 zusammen[126], der den Kaiser zwischen den Kurfürsten thronend zeigt. Der Kaiser sitzt, in ein reiches Gewand gehüllt, vor einem ornamentierten Hintergrund und hält die Insignien des Reiches in den Händen. Er schließt sich nicht nur eng an den segnenden Christus des Plenars, sondern auch an den thronenden Christus des Belial[127] an. Das Gewicht der starken Kontur ist auch bei diesem Blatt durch reiche Innenzeichnung und geschickte Schraffur gemildert.

In dem Barlaam und Josaphat Zainers begegnen wir einer anderen für den Augsburger Buchholzschnitt wichtigen Hand. Der Drucker brachte diese im Mittelalter so beliebte Bekehrungsgeschichte um 1476 heraus[128]. Die 64 Holzschnitte dieses Werkes ergeben nun ein völlig anderes Bild als die bisher behandelten. Die Darstellung füllt den ganzen Bildgrund, die meisten Schnitte sind mehrszenig, und die Hauptpersonen sind durch Namensschildchen gekennzeichnet. Ein Teil der Illustrationen fiel einem minderwertigen Formschneider in die Hand, dessen Produkte schon äußerlich daran kenntlich sind, daß sich bei ihnen die innere Umrahmung in den Ecken kreuzt[129]. Um den Illustrator kennenzulernen, müssen wir uns also an die anderen Schnitte halten. Wieder finden wir einen Typus, der die Kennzeichen der Augsburger Schule trägt, aber sich diesmal leicht vom Bämlermeister scheiden läßt. Die Herrschaft der Kontur tritt hier zurück, die Schraffur ist etwas feiner und wird häufiger angewandt. Die großen, schräggestellten Augen sind meist zur Hälfte vom Oberlid bedeckt, so daß die punktartige Pupille oft kaum zu sehen ist. An der Schläfenseite sind die Augen offen, das Unterlid läuft schräg nach abwärts. Die Nasen sind groß und abgerundet, das Kinn klein und spitz. Besonders charakteristisch sind die Ansichten im Halbprofil oder Profil, bei denen das große Auge und das fliehende Kinn stark auffallen[130]. Wir hatten die Kennzeichen dieses Illustrators mit solcher Prägnanz hervorzuheben, weil er später namentlich bei Sorg eine große Rolle spielt. Ich möchte ihn deshalb Sorgmeister nennen[131]. Bei Zainer begegnen wir seiner Hand auch noch bei dem Hl. Sebastian auf der Münchener Ausgabe des Pestblattes[132] von ca. 1477 und bei dem vermutlich von Zainer im gleichen Jahr gedruckten Einblattdruck im Kestnermuseum in Hannover[133], der einen Kruzifixus mit Maria und Johannes aufweist, der auf einer Kreuzblume steht, die aus einem Baumstamm herauswächst. Dieses Blatt, das später von Hohenwang kopiert wurde[134], dürfte etwas älter sein als der Hl. Sebastian.

Zainers deutsche Bibel[135], die in 1. Auflage sine anno wohl vor 1475 erschienen ist und den dritten deutschen Bibeldruck darstellt, galt seit jeher mit der Sensenschmidtbibel[136] und der Pflanzmannbibel[137] als eine der ersten illustrierten Bibeln. Die Priorität der Zainerbibel gegenüber der Sensenschmidtbibel wurde zuerst von Wilhelm Walther auf Grund des Textes und der Illustrationen überzeugend nachgewiesen[138]. Knoblauch[139] behandelte das Verhältnis der beiden Bibeln im einzelnen. Während er die Pflanzmannbibel noch für gleichzeitig mit der Zainerbibel hält, setzt sich Schreiber[140] neuerdings für die Priorität der Zainerbibel gegenüber der Pflanzmannbibel ein. Es wäre auch unwahrscheinlich, daß Pflanzmann, der doch erst am Anfang seiner Druckertätigkeit stand und dessen Bibel ja auch die imponierende Einheitlichkeit der Zainerschen vermissen läßt, vor dem erfahrenen Drucker den großen Wurf gewagt haben sollte. Außerdem halte ich einen Illustrator der Pflanzmannbibel von Zainer abhängig. Mit gutem Grund gilt also die Zainerbibel als die älteste illustrierte Bibel des Buchdrucks. Zainers 73 Initialen, die von 70 Stöcken stammen, zeigen teils Doppelkonturbuchstaben auf dunklem Grund mit Maiglöckchen- und Blattmustern, also einen in Augsburg gebräuchlichen Initialtypus, teils ornamentale Buchstaben ohne feste Kontur, unter denen namentlich die I auffallen. Ab und zu erinnern noch Verknotungen an die Frühform der Zainerschen Initiale[141]. Eine Deutung der Buchstaben, die sich auf Schriftbändern bei einzelnen Initialen finden[142], wurde bisher nicht gegeben. Daß sie lediglich ornamentale Bedeutung haben, wie Muther[143] annimmt, halte ich für unwahrscheinlich, doch fehlen uns für eine Entzifferung die Voraussetzungen. Bei den einzelnen Initialen füllt die Darstellung das gesamte Bildfeld, und wie im Barlaam sind auch hier bei den oft mehrszenigen Schnitten die Hauptpersonen durch Namenschildchen gekennzeichnet. Es kann sich aber bei dieser Übereinstimmung nur um eine Eigenheit der Zainerschen Offizin handeln, denn es läßt sich kein Anschluß an eine schon bekannte Hand finden. Wenn auch manches an den Meister erinnert, der Belial und Plenar illustriert hat, so sind die Unterschiede im Schnitt doch so groß, daß wir für die schönen Initialen einen eigenen Illustrator annehmen müssen. Die Bemalung des Augsburger Exemplars zeigt als Grundfarben Gelb,

[125] Schrm. II, 299.
[126] H. 9868 Schr. Man. 4465, Schrm. II, 233.
[127] Vgl. Schrm. II, 239.
[128] H. 5915 Schr. Man. 4346.
[129] Schrm. II, 560, 563, 569, 570, 572-574, 576-578 u. 584.
[130] Besonders charakteristisch: Schrm. II, 562, 580, 585 u. 586 (Josaphat), 587 (Frauen).
[131] Schr. HB spricht von einem Meister, der für Zainer und Sorg illustriert, von einem Sorgschen oder Pflanzenwuchsmeister.
[132] Schrm. II, 296.
[133] Schr. HB VII, Nachtr. 372n, Heitz 46/5.
[134] Schrm. XXIII, 109.
[135] H. 3133 Schr. Man. 3456 Augsb. 2° Inc. 53.
[136] H. 3132 Schr. Man. 3457.
[137] H. 3131 Schr. Man. 3455.
[138] Wilh. Walther, Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters. Braunschweig 1899, I, S. 98-103.
[139] Paul Knoblauch, Die Bildinitialen der Zainerbibel und der Sensenschmidtbibel Diss. Greifswald 1916.
[140] Schreiber Buchhs. S. 14.
[141] Schrm. II, 609, 622, 669, 672, 675.
[142] Schrm. II, 622, 658, 668, 669 u. 677.
[143] Rich. Muther, Die ältesten deutschen Bilderbibeln Mehn. 1883 S. 5.

Rot, Grün und Karmoisin. Die 2. Auflage der Bibel von 1477[144] schließt sich völlig an die erste an. Lediglich am Schluß der beiden Teile bringt sie eine Vignette, die einen wilden Mann als Wappenhalter zeigt[145]. Weil schrieb sie dem von ihm ermittelten Ulmer Zamorensismeister[146] zu, und in dem Wappenhalter des von Günther Zainer gedruckten Zamorensis findet sich auch die Bestätigung dafür[147].

Dem Zamorensismeister weist Weil auch noch einige Schnitte in der Bibel Pflanzmanns zu[148]. – Jodocus Pflanzmann war Prokurator und Fürsprecher des geistlichen Gerichts in Augsburg und betrieb hier von 1475–1481 eine eigene Druckerei[149]. Gleich zu Anfang seiner Tätigkeit muß er die Bibel herausgebracht haben, deren 57 Illustrationen von 21 Stöcken stammen und sich auf verschiedene Hände verteilen. In das Werk des Zamorensismeisters fügen sich der König David, der Prophet unter dem Spruchband, der, allein 23 mal verwendet, in dem Augsburger Exemplar stets durch die Bemalung variiert wird, die Königin unter dem Spruchband und der Heilige auf einem Thron vor einer Landschaft, die ebenfalls mehrfach erscheinen[150]. Weil glaubt, daß noch mehr Schnitte von dem Zamorensismeister stammen, und tatsächlich finden wir noch eine Gruppe von Schnitten, die diesem Meister nicht fernsteht[151]. Wenn hier auch Ulmer Schulung vorliegen kann[152], so möchte ich doch eine eigene Hand annehmen, der wir auch später noch in Augsburg begegnen. Nachdem wir so zwei Hände eruiert haben, gestaltet sich die weitere Zuweisung nicht einfach. Schreiber bezeichnet in seinem Manuel die 4 Schnitte, welche größeres Format haben, als besser[153]. Schon der letzte dieser Schnitte ist aber nicht mehr sehr sorgfältig gearbeitet, und das Schöpfungsbild zeigt im Vergleich zur Zainerbibel deutliche Schwächen, ja ich halte hier sogar eine Abhängigkeit von der Zainerbibel durchaus für möglich[154]. Dieser dritten Hand, von der auch der Schnitt in Zainers Spiegel des Sünders stammt[155], müssen wohl noch die beiden folgenden Schnitte zugewiesen werden[156]. Aber damit sind noch nicht alle Illustratoren erfaßt, denn der Fall Jerichos und der Kampf mit den Kanaanitern läßt sich kaum an eine der drei ermittelten Hände anschließen[157]. Die Pfingstdarstellung endlich halte ich für einen Schnitt des Sorgmeisters[158]. Diese Vielfalt, die sich ohne Gewaltsamkeit nicht hinwegdeuten läßt, weist doch auf Schwierigkeiten Pflanzmanns bei dem Druck seiner Bibel hin, der anscheinend noch keinen festen Kreis von Illustratoren beschäftigte. Wenn seine Bibel auch die Geschlossenheit der Zainerschen vermissen läßt, so trug doch auch sie dazu bei, der Buchillustration ein neues Gebiet zu erschließen. Mit der Pflanzmannbibel haben wir den Kreis der Arbeiten Zainers schon verlassen. Noch einige kleinere Werke haben wir nachzutragen. Ein interessantes Büchlein Zainers ist Tuberinus de Simone puero, das um 1475 erschienen ist[159]. Die 13 Schnitte dieses Bändchens, von denen sich der dritte und der vierte auch in anderen Augsburger Drucken finden, stehen zum erstenmal außerhalb der traditionellen, mittelalterlichen Bildwelt. Aus eigener Erfindung schildert hier der Illustrator das Schicksal des Knaben Simon, der ein Opfer jüdischen Ritualmordes geworden sein soll. Weit genauer als bisher wird der Raum bezeichnet, in dem sich die dargestellte Szene abspielt[160]. Die Vereinigung mehrerer Szenen auf einem Bild, die unsere Definition vom Wesen der Illustration unterstreicht, findet sich auch hier. Auffallend ist die ausgedehnte Verwendung schwarzer Flächen. Leider lag mir das interessante Werkchen, das sich in keiner deutschen Bibliothek findet, nur in dem von Schramm herausgegebenen Faksimile vor[161].

Die 15 Illustrationen des Schachbuchs von Jacobus de Cessolis von 1477[162] sind so nachlässig geschnitten, daß sie unser Interesse nicht verdienen. Der Aesop von ca. 1472[163] und der Rodericus Zamorensis von ca. 1477[164] endlich sind von Ulmer Meistern illustriert. Der Aesop von Günther Zainer ist die 2. Ausgabe dieses Werkes, welche die Stöcke des Originals verwendet. 1 Schnitt zum Leben Aesops und 3 andere zu den Fabeln finden hier ihren ersten Abdruck. Ebenso wie die Augsburger Ausgabe des Aesop hat Weil[165] in seiner Geschichte des Ulmer Holzschnitts auch den Zamorensis behandelt. Seinen gründlichen Untersuchungen über diese beiden Werke, die ohnehin über unseren Bereich hinausweisen, ist nichts hinzuzufügen. Wir haben lediglich noch einen Blick auf die Entwicklung der Zainerschen Kalenderillustration zu werfen. Zainers erster Kalender, der lateinische Almanach von 1472[166], zeigt als einzigen Schmuck ein Spruchband, das sich in späteren Werken wiederholt. Dieses Spruchband ist eine der letzten Arbeiten des Boccacciomeisters in Augsburg[167]. Außerdem zeigt dieser Kalender noch die typische Frühform der Zainerschen Initiale, ein langes, verschlungenes Band-I, das wir auch am Anfang des Belial fanden und das von Weil glücklich mit den irischen Initialminiaturen des 11. Jahrhunderts verglichen wird. Auch der deutsche Almanach von 1473[168] nimmt dieses Band-I wieder auf. Der deutsche Almanach von 1475 bringt erstmals zwei nebeneinandergesetzte Holzschnitte[169], auf die auch Bämler wieder zurückgreift.

---

[144] H. 3134 Schr. Man. 3458 Augsb. 2° Inc. 395.
[145] Schrm. II, 680 u. 681.
[146] Weil S. 46 Anm. 26.
[147] Schrm. II, 700.
[148] Augsb. 2° Inc. 52.
[149] Vouilliéme S. 6.
[150] Schrm. IV, 307, 309, 300 u. 319.
[151] Schrm. IV, 296–298, 315, 317 u. 318 sowie Schrm. XXIII, 413.
[152] Vgl. den König David Schrm. IV, 307 mit dem König Saul Schrm. IV, 297 oder die Königin Schrm. IV, 300 mit der Kirche des neuen Bundes Schrm. IV, 318.
[153] Schrm. IV, 285–287 u. Schrm. XXIII, 410.
[154] Vgl. Schrm. II, 610 mit IV, 286.
[155] Vgl. Schrm. II, 298 mit IV, 286.
[156] Schrm. IV, 288 und XXIII, 411.
[157] Schrm. IV, 302 u. XXIII, 412.
[158] Schrm. IV, 325.

[159] H. 15658, Schr. Man. 5258.
[160] Vgl. Schrm. II, 534.
[161] Leipzig 1920.
[162] H. 4895 Schr. Man. 4273.
[163] H. 331 Schr. Man. 3025.
[164] H. 13948 Schr. Man. 5102.
[165] Weil S. 34f.
[166] C. 2170 Schr. Man. 3147.
[167] Weil S. 26.
[168] Schr. Man. 3148a.
[169] Schrm. II, 527.

Erst ab 1476 wendet Zainer wieder figürliche Initialen an. So zeigt der lat. Almanach von 1477[170] neben dem Spruchband eine D-Initiale mit einer Anbetung. –

Während Zainer geistliche Werke mit kleineren Textholzschnitten schmückte, stellt Bämler zunächst ganzseitige Einleitungsholzschnitte in guter Ausführung an den Anfang solcher Werke. Die Bedeutung seines Schaffens liegt jedoch auf dem Gebiet des illustrierten deutschen Volksbuches, das sich aus den Epen und Romanen des Mittelalters entwickelte. Mit seinen Historienbüchern erschloß er der Illustration ein weites Feld[171]. Durch die Tätigkeit Johann Bämlers als Rubrikator sind wir über seinen Werdegang verhältnismäßig gut informiert[172]. Johann Bämler erscheint zuerst 1453 in einem Augsburger Steuerbuch als Schreiber. V. Klemperer ermittelte nun vier Rubrikatorenvermerke Bämlers aus den folgenden Jahren, nämlich 1466 im Wolfenbütteler Exemplar der Eggesteinbibel[173], 1468 im Münchener Exemplar eines Thomas v. Aquin von Mentelin[174] sowie 1468 in einem Augustin[175] von Mentelin in Manchester und in Chantilly. Daraus läßt sich schließen, daß vielleicht auch Bämler in der Offizin Mentelins tätig war. Er muß aber während dieser Zeit sein Augsburger Bürgerrecht beibehalten haben, denn er erscheint ohne Unterbrechung in den Steuerbüchern. 1472 begann Bämler in Augsburg zu drucken, doch finden wir ihn erst 1477 als »trucker«. Neben der Druckerei behielt er jedenfalls sein altes Gewerbe bei, denn in seiner »Ordnung zu reden«, die ab 1472 in fünf verschiedenen Ausgaben erschien, tragen von 10 erhaltenen Exemplaren 8 Rubrikatorenvermerke von Bämlers Hand. V. Klemperer nimmt an, daß ihm erst später seine umfangreiche Tätigkeit keine Zeit mehr zum Rubrizieren ließ, denn er begegnet uns ja als Drucker, Papiermühlenbesitzer und auch als Schriftsteller. Muther[176] hält Bämler für seinen eigenen Illustrator. Dazu scheint er zunächst berechtigt, denn das Band mit der Inschrift »Ein gut sälig iar« in Bämlers Kalendern von 1477, 1479 und 1480 zeigt dieselbe Hausmarke wie der Rubrikatorenvermerk in der Eggesteinbibel[177]. Außerdem führt Muther an, daß Bämler ja 1460 den späteren Maler Thoman Burgkmair als Lehrjungen bei sich hatte. Das besagt jedoch über eine persönliche Tätigkeit Bämlers auf dem Gebiet der Illustration wenig. Dagegen muß darauf hingewiesen werden, daß weder der Meister, den wir den Bämlerschen nennen, noch sonst eine wesentliche Hand allein



Abb. 2: *Aus: Nider, 24 goldene Harfen, Bämler 1472 (Bämlermeister)*

---

170 C. 2185 Schr. Man. 3152.

171 Baer S. 28 ff.

172 Victor v. Klemperer, Johann Bämler, der Augsburger Drucker, als Rubrikator, Gutenberg Jahrbuch 1927 S. 50 u. 1928 S. 105.

173 H. 3037.

174 H. 1454.

175 H. 2056.

176 Muther S. 12.

177 Vgl. Schrm. III, 521 mit v. Klemperer Gutenbg. Jahrb. 1927 Taf. III.

für die Offizin Bämlers gearbeitet hat. Deshalb kann keiner der Illustratoren mit der Person Bämlers identifiziert werden, denn es ist doch sehr unwahrscheinlich, daß dieser tüchtige Drucker später für eine fremde Werkstatt gearbeitet haben soll. –

Die ganzseitigen Einleitungsholzschnitte zu den ersten geistlichen Werken Bämlers stammen meist von dem Bämlermeister, den wir schon bei Zainer kennengelernt haben. Gleich beim ersten illustrierten Buch Bämlers, der Summa des Johannes Friburgensis von 1472[178] begegnen wir mit der thronenden Madonna seiner Hand. Ebenso ist ihm der schöne Schnitt in der Erstauflage von Niders 24 goldenen Harfen von 1472 zuzuschreiben[179]. Er zeigt einen thronenden Gottvater umgeben von den 24 Ältesten nach der Offenbarung St. Johannis. In Bämlers Chronik von 1476 begegnet uns dieses Blatt wieder. Baer[180] ließ ihm eine etwas überschwengliche Wertung zuteil werden. Ein Vergleich mit den Königsgestalten des Meisters im Speculum Zainers oder in Bämlers Alexander zeigt zwar, daß hier in der Zeichnung ein gewisser Höhepunkt erreicht ist, aber eine Individualisierung des Typus kann ich im Gegensatz zu Baer nicht feststellen. Die Neuauflage des Werkes von 1488[181] bringt zwei ganzseitige Schnitte. Der harfenspielende König auf dem Thron[182] könnte im Anschluß an den Gottvater der Erstauflage wohl als reifes Werk unseres Meisters gewertet werden. Aber dazu liegt es zu spät, wie wir noch sehen werden. Die Bemalung im Augsburger Exemplar ist wieder ein Muster des heimischen Schemas (ziegelrote Umrahmung, kobaltblauer Himmelsstreifen und Thronhintergrund, gelber Thron und spangrüner Boden). Das andere Blatt, eine thronende Madonna, die von zwei Engeln gekrönt wird[183], fehlt in dem benützten Exemplar. Dieses muß dem Kreuzfahrtmeister zugewiesen werden, den wir als Nachfolger des Bämlermeisters kennenlernen werden. Das Jahr 1473 bringt die Dialoge des Gregorius auf deutsch[184], die auf Veranlassung Melchior von Stamhaims im Kloster St. Ulrich gedruckt wurden. Das Titelblatt dieses Werkes zeigt St. Gregor mit Petrus Diaconus im Gespräch[185]. An ihm lassen sich die Fortschritte des Bämlermeisters deutlich ablesen. Auf dem trefflich komponierten, sauber gearbeiteten und reich schraffierten Blatt ist der sonst starre Typus des Meisters schon etwas gelöst. Zwei hübsche Schnitte von der Hand des Bämlermeisters finden sich auch in der Lehre und Unterweisung von 1476[186]. Der erste zeigt eine Hl. Jungfrau mit Kind in einem Garten, umgeben von musizierenden Engeln[187], der andere läßt uns einen Blick in eine Familienstube tun, der auch kulturgeschichtlich nicht ohne Reiz ist[188]. Beide Blätter erscheinen in späteren Werken wieder. Der Vollständigkeit halber seien hier noch die beiden Ausgaben der Rosenkranzbruderschaft von Sprenger erwähnt. Die undatierte Ausgabe von ca. 1476 enthält eine Geißelung Christi, die wir auch am Anfang des Bämlerschen Buches der Kunst finden. Die datierte Ausgabe von 1477[189] bringt eine Madonna mit Kind, der Rosenkränze gereicht werden[190]. Ich sehe jedoch keine Möglichkeit, dieses Blatt dem Bämlermeister zuzuweisen. –

Den ersten Textillustrationen unseres Meisters begegnen wir bei Bämler in dessen erstem illustrierten Historienbuch, dem Alexander. Bämlers Alexander des Eusebius von 1473[191] benützt eine Übersetzung des Münchener Arztes und Humanisten Dr. Johann Hartlieb. Der Text des Druckes ist völlig von der Münchener Originalhandschrift der Gebrüder Mühlich abhängig[192], während die Holzschnitte nicht auf die Miniaturen der Handschrift zurückgehen. Baer[193] hielt die Schnitte für zu unkünstlerisch, um als Nachbildungen von Miniaturen gelten zu können. Dagegen gelang es Lehmann[194], nahe Verwandtschaft der Schnitte mit den Illustrationen einer Handschrift Völkhard Landsbergers in der Fürstlich Öttingen-Wallersteinschen Bibliothek[195] nachzuweisen. Die 29 Holzschnitte sind gegenüber den Handschriftenillustrationen seitenverkehrt. Leider stand mir zu ihrer Beurteilung kein Originalexemplar zur Verfügung. Die Schnitte geben uns zwar hinsichtlich ihrer Zuweisung keine Rätsel auf und gehören offensichtlich dem Bämlermeister an[196], doch läßt sich ihre Güte an Hand des etwas verschwommenen Bildes bei Schramm[197] nicht beurteilen. Am Anfang des Werkes findet sich ein blattgroßer Schnitt, der wohl den Alexander darstellen soll. Schramms Ansicht, daß es sich um ein Porträt des Eusebius handle, halte ich für unwahrscheinlich. Der Größe des Formats entsprechend arbeitet der Meister hier sorgfältiger als bei den Textillustrationen, ohne jedoch besondere Feinheit zu erreichen. Die Illustrationen führen in eine Fabelwelt, zu deren Gestaltung die Mittel des Meisters nicht immer ausreichen. Durch einige Beispiele kann leicht die Verbindung zu seinem bisherigen Werk gezogen werden[198]. Gegenüber den großformatigen Blättern des Bämlermeisters in den geistlichen Werken fällt auch der ganzseitige Schnitt in der hystori von den syben weysen meystern von 1473[199] etwas ab, der den römischen Kaiser Poncianus am Totenbett seiner Gattin zeigt[200]. Er gehört eng mit dem Einleitungsholzschnitt in der deutschen Übersetzung der Historia Troiana des Guido de Columna zusammen[201], der den Traum der Hecuba darstellt. Die 65 Schnitte dieses Werkes, das Bämler 1474 herausbrachte[202], illustrieren die Jugend des Paris, den Argonautenzug, die Eroberung Trojas durch Herkules, die Jugend des Achilles und

[178] H. 7367, Schr. Man. 4348, Schrm. III, 1.
[179] H. 11847 Schr. Man. 4849, Schrm. III, 3. Vgl. Abb. 2
[180] Baer S. 40.
[181] H. 11852 Schr. Man. 4852 Augsb. 2° Inc. 735.
[182] Schrm. III, 768.
[183] Schrm. III, 767.
[184] H. 7970 Schr. Man. 4119, Augsb. 2° Inc. 315.
[185] Schrm. III, 57.
[186] H. 10006 Schr. Man. 4483.
[187] Schrm. III, 467.
[188] Schrm. III, 469.
[189] H. 14962 Schr. Man. 5293.
[190] Schrm. III, 518.
[191] H. 785 Schr. Man. 3132.
[192] Cgm. 581.
[193] Baer S. 30.
[194] Lehmann-Haupt S. 139.
[195] Cod. I, 3.
[196] Vgl. Baer S. 30 und Hind II, 293.
[197] Schrm. III, 24-54.
[198] Vgl. den knieenden Alexander Schrm. III, 35 mit dem knieenden Heiligen II, 133 oder den König Schrm. III, 53 mit II, 494.
[199] H. 8728 Schr. 4612 Augsb. 2° Inc. 316.
[200] Schrm. III, 55.
[201] Schrm. III, 59.
[202] H. 5514 Schr. Man. 4131.



Abb. 3: *Aus: Megenberg, Buch der Natur, Bämler 1475 (Bämlermeister)*

auch daran nicht stoßen, so ist doch die Ausführung einzelner Schnitte schon sehr flüchtig. Doch ist vielleicht hierfür auch der Formschneider verantwortlich zu machen. – Ganz in die Fabel- und Wunderwelt der Historienbücher fügt sich das Buch der Natur des Konrad von Megenberg, das Bämler 1475 herausbrachte[204]. Bämler war der erste, der dieses beliebte Werk des ausgehenden Mittelalters deutsch druckte; er hat damit eines seiner eigenartigsten Werke geschaffen. Besonders reizvoll ist es, an den Illustrationen festzustellen, wie sich die Wunder mittelalterlicher Vorstellungswelt mit der neu erwachenden Naturbeobachtung kreuzen. Treffend festgehaltene Tiere der heimischen Umgebung finden sich neben den phantastischen Ungeheuern, die uns auch von der spätmittelalterlichen Tafelmalerei her bekannt sind, der Akt in natürlicher Wiedergabe steht neben mehrarmigen und hundsköpfigen Wesen. So gibt gerade dieses Werk Bämlers ein besonders bezeichnendes Bild der Zeit und verdient deshalb unsere besondere Beachtung. Das Werk enthält 12 Holzschnitte, jeweils an den Kapitelanfängen. Dem 1. Kapitel vom Menschen geht die Darstellung eines nackten Mannes voraus, der vor einer Säule zwischen zwei Ärzten steht[205]. Für die Gestalt des nackten Mannes nimmt Muther wohl nicht mit Unrecht eine Geißelung Christi als Vorbild an[206]. Das Blatt ist unter sparsamer Verwendung von Schraffur besser gearbeitet als die letzten Schnitte, die wir vom Bämlermeister sahen.

schließlich das Schicksal der Stadt Troja und stammen alle vom Bämlermeister, der hier gewissermaßen eine Erweiterung seiner Alexanderillustrationen bietet. Nur 43 Schnitte sind neu. 12 Schnitte, vor allem die Kampfszenen, sind aus dem Alexander übernommen, und auch innerhalb des Werkes finden sich 10 Wiederholungen[203]. Diese wiederholte Benützung einzelner Stöcke, die wir hier nicht zum ersten Mal feststellen, erhärtet wieder unsere Ausführungen über das Wesen der Illustration. Das Motiv des Kampfes wird an einer passenden Stelle eingefügt wie eine bestimmte Type in den Text. Wenn wir uns also

[203] Vgl. Baer Anhang S VI, Nr. 25.

Die Bemalung des Augsburger Exemplars entspricht unseren bisherigen Beobachtungen. Ebenfalls vom Bämlermeister stammt der Schnitt mit dem Hl. Ulrich, der sich an der Spitze des Kapitels von den Steinen findet[207]. Gegenüber dem Eusebius im Alexander ist ein deutlicher Fortschritt festzustellen. Die Zuweisung der restlichen Schnitte ist schwierig, da weitgehend das Vergleichsmaterial fehlt. Vielleicht stammen sie vom Sorgmeister. Der Einleitungsholzschnitt zum Kapitel von den

[204] H. 4041 Schr. Man. 3778 Augsb. 2° Inc. 351.

[205] Schrm. III, 453. Vgl. Abb. 3.

[206] Muther S. 12.

[207] Schrm. III, 464.

Himmeln, den sieben Planeten und den vier Elementen[208] gibt in dem benützten Exemplar einen reichen Überblick über die Augsburger Farbskala. Es folgen die Illustrationen zu den Kapiteln von den Tieren, Vögeln, Meerwundern, Fischen, Schlangen, Würmern, Bäumen und Kräutern und als letzte von den wunderlichen Brunnen und Menschen[209]. Wo wir andere Werke zum Vergleich heranziehen können, verfestigt sich unsere Zuschreibung[210] trotz mancher Unterschiede des Schnitts. Außerdem werden wir die Pflanzenbilder doch eher als dem Bämlermeister dem anderen zuschreiben, den Schreiber als »Pflanzenwuchsmeister« bezeichnet hat.

Mit der Chronik des Jahres 1476[211] kehren wir wieder zu den historischen Werken zurück. Als den Autor ermittelte Schreiber unseren Drucker Bämler selbst. Das Werk bringt keine neuen, historischen Illustrationen, sondern seine 4 Teile sind mit Einleitungsholzschnitten geschmückt, die teilweise aus anderen Werken übernommen sind. So finden wir an der Spitze des 1. Teiles, der Kaiserchronik, den thronenden Gottvater mit den 24 Ältesten aus der Erstauflage von Niders 24 goldenen Harfen. Der 2. Teil, die Reformation Kaiser Sigmunds, bringt eine Darstellung des Traumes des Kaisers[212], die sich nach Vergleich mit dem Schnitt in den 7 weisen Meistern und mit dem Traum der Hecuba in dem Columna sogleich als Werk des Bämlermeisters erweist. An der Spitze des 3. Teiles, der Reformation Kaiser Friedrichs III., finden wir ein bedeutendes Blatt aus der Erstausgabe des Bämlerschen Heiligenlebens[213], von dem dort zu sprechen sein wird. Schon hier sei jedoch festgehalten, daß dieses Blatt keinesfalls vom Bämlermeister stammt, wie Baer[214] anscheinend annimmt. Der letzte Schnitt ist nach Baer eine gegenseitige Kopie nach der Gregorsmesse in einem Ablaßbrief von Bastion Ulmer[215] und wir können ihn auch keiner bekannten Hand anschließen. Die Bewertung dieser Chronik durch Muther, der von dem bisher bedeutendsten Werk der Augsburger Illustration spricht, ist, wenn wir von dem Veronikabild aus dem Heiligenleben absehen, doch etwas zu hoch. Bämlers letztes Werk mit Originalillustrationen ist die 1482 erschienene Kreuzfahrt von Robert de Remigio[216], das die ersten bildlichen Darstellungen der Kreuzzüge bringt. Die 48 Holzschnitte, von denen ein Teil aus früheren Werken Zainers und Bämlers übernommen ist, stammen von verschiedenen Händen. Doch kann man nicht einfach nach Format und Umrahmung scheiden, wie es Schreiber tut. Die Zuweisungen Baers treffen ebenfalls nicht immer zu. So stammt der Schnitt auf S. 31 nicht vom Bämlermeister, sondern ist aus Zainers Barlaam und Josaphat übernommen und gehört also dem Sorgmeister zu[217]. Der Schnitt auf S. 32 entstammt dem Zamorensis Zainers[218]. Daneben ist ein Teil der Schnitte aus Bämlers Alexander und Historia Troiana übernommen. Ein Schnitt aus Bämlers Melusine findet sich ebenfalls[219]. Endlich findet auch ein Schnitt aus Sorgs Herzog Leuppold, der vom Bämlermeister stammt, hier aufs neue Verwendung[220]. Der Rest der Schnitte ist neu. Der interessante Einleitungsholzschnitt mit der Darstellung einer Kreuzzugspredigt[221] ist wohl ein Werk des Bämlermeister, der hier zum erstenmal Kreuzschraffur anwendet[222]. Außerdem stammt der Auszug der Franzosen von ihm[223]. Alle anderen Schnitte gehören einer neuen Hand an. Deren Zeichnung ähnelt zwar der des Bämlermeisters (harte, starke Kontur und Parallelschraffur), aber ihre Figuren sind doch deutlich unterschieden. Sie bringt breite Gesichter mit spitzem Kinn und spitzer Nase, deren Zeichnung meist in die Augenbraue übergeht. Die Pupille ist durch einen deutlich sichtbaren Punkt gegeben, Oberlid und Augenbraue durch einen Bogen oder Winkel gekennzeichnet. Die Haare fallen in breiten Strähnen, die großen Hände haben kurze, dicke Finger, die Beine sind meist etwas zu lang. Wenn unsere Beschreibung nur ein ungenügendes Bild geben kann, so veranschaulichen die ersten Schnitte dieses Meisters sogleich, was gemeint ist[224]. Baer, der den Meister etwas unglücklich charakterisiert – er spricht von geschlitzten, leblosen Augen –, nennt ihn Meister des Sorgschen Alexander. Auch diese Benennung scheint mir nicht sonderlich glücklich gewählt, und so sei diese Hand nach ihrem ersten großen Werk Meister der Kreuzfahrt genannt. Es muß überraschen, daß Bämler bei diesem Werk neben der bewährten Hand, die die meisten seiner Historienbücher bisher illustrierte, noch eine zweite zuzieht, die keineswegs höher einzuschätzen ist und bisher nur wenig in Erscheinung getreten war. Pollard[225] glaubt, Bämler habe selbst illustriert und sei nun zu alt geworden hierfür. Daß Bämler wahrscheinlich nicht sein eigener Illustrator war, haben wir schon festgestellt. Es muß dagegen angenommen werden, daß der Bämlermeister zu alt geworden oder gestorben war, denn es begegnet uns nun kein Werk seiner Hand mehr. Die kleine Schrift über Augsburgs Ursprung und das Gotteshaus St. Ulrich und Afra[226] von 1483, die wohl auf Veranlassung des Ulrichklosters herausgegeben wurde, übernimmt vier Schnitte aus dem Heiligenleben. Die Hl. Afra stammt aus der Ausgabe Bämlers[227], St. Victerpus u. St. Simpert aus der Originalausgabe Zainers[228], während der Hl. Ulrich wieder dem Bämlerschen Heiligenleben entnommen ist. Als Einleitungsschnitt finden wir eine stark zusammengedrängte Stadtansicht von Augsburg, die nur wenig bedeutet, und als letzten Schnitt eine Darstellung des Einsturzes von St. Ulrich u. Afra[229]. Dem benützten Exemplar ist ein großer Einblattdruck beigefügt[230], der die Reliquien des

[208] Schrm. III, 455.
[209] Schrm. III, 456-463 und 465.
[210] Vgl. aus dem späteren Werk des Sorgmeisters Schrm. IV, 225 u. 227 (Fischweibchen) u. 236 od. 275 (Fische u. Schlangen).
[211] H. 9792 Schr. Man. 3754.
[212] Schrm. III, 478.
[213] Schrm. III, 229.
[214] Baer S. 40.
[215] Schr. Man. 1417.
[216] H. 875, Schr. Man. 5391, Baer S. 39ff.
[217] Schrm. II, 554.
[218] Schrm. III, 679 = II, 709.
[219] Schrm. III, 680 = 642.
[220] Schrm. III, 671 = IV, 705.
[221] Schrm. III, 664.
[222] Vgl. Papst Gregor Schrm. III, 57.
[223] Schrm. III, 667.
[224] Vgl. Schrm. III, 666, 668.
[225] Alfred Pollard, Early illustrated books. London 1893 S. 46.
[226] H. 1942 Schr. Man. 3392 Baer S. 45, Augsb. 4° Inc. 259.
[227] Schrm. III, 420.
[228] Schrm. II, 30 u. 44.
[229] Schrm. III, 712 u. 713.
[230] Heitz 18/15.

Klosters St. Ulrich darstellt und in kurzen xylographischen Texten beschreibt. Die 2. Hälfte des Blattes, die in dem Augsburger Exemplar fehlt, zeigt unter den Reliquien die Leichname von St. Ulrich, St. Afra und St. Simpert. Einer Zahlenangabe 20 folgend datierte Schreiber das Blatt auf 1520; es ließe jedoch eigentlich ein früheres Entstehungsdatum vermuten. –

Einige wenige Volksbücher Bämlers, die nicht vom Bämlermeister illustriert wurden, haben wir noch nachzutragen. So weist die Melusine von 1474[231] unter ihren 78 Schnitten zwar 8 aus bisher behandelten Werken auf[232], der Rest jedoch ist neu und stammt wohl von einer Hand, die indes nur wenig bedeutet. Sie ist dem Bämlermeister, wie wir ihn etwa aus dem Alexander kennen, in manchem ähnlich, ohne ihn jedoch zu erreichen. Reiche Anwendung von gestrichelter Schraffur zeichnet sie aus, und es fällt deshalb besonders auf, daß einige Schnitte nur Umrisse geben[233]. Die zweite Auflage des Werkes von 1480[234] bringt ein neues Titelblatt von der Hand des Sorgmeisters, das sich sehr erfreulich von den Textillustrationen abhebt[235]. Es zeigt die Melusine umgeben von verschiedenen Personen, deren Namen oft handschriftlich beigefügt sind. Wir finden unter anderen Gefroy mit dem Zahn – der Zahn ist höchst drastisch dargestellt –, Diterich, Meliora und Polentine. Die Textillustrationen, welche von der Erstausgabe abweichen, stammen teilweise von der dort beschäftigten Hand, andere stammen aus Werken Zainers oder vom Sorgmeister[236]. Daneben begegnen wir einer Hand, die uns noch häufig beschäftigen wird[237]. Sie gibt dicke Konturen und nur wenig Schraffur. Ihre Gestalten sind ziemlich plump (vgl. die Hände) und haben breite Gesichter mit großen Augen, an denen besonders die halbmondförmigen Oberlider auffallen. Wir wollen ihn mit Baer[238] den Meister des Sorgschen Columna nennen, wenngleich wir noch bedeutendere Werke von ihm finden werden, als das benannte. – Dem Sorgmeister begegnen wir noch einmal im Historienbuch vom König Apollonius v. Tyrus[239] aus dem Jahr 1476. Er zeigt hier nicht mehr so viel Innenzeichnung und Schraffur wie bei den Illustrationen des Zainerschen Barlaam[240]. Daneben finden wir noch andere Schnitte[241], die uns sofort an eine Illustrationsgruppe der Pflanzmannbibel erinnern[242]. Die Gemeinsamkeiten gehen hier zweifellos über das rein Sachliche hinaus, so daß wir guten Grund haben, diese Schnitte dem Meister der Pflanzmannbibel zuzuweisen. Das Titelblatt des Werkes[243] zeigt ein Porträt Alexanders, der ein Schriftband mit seinem Namen hält. Es lehnt sich eng an den ersten Schnitt des Bämlerschen Alexander an[244]. – Die 12 Schnitte zu Guiscardus und Sigismunde von 1482[245] stammen mit Ausnahme der Darstellung des Beilagers[246] alle vom Meister des Sorgschen Columna, der hier so tüchtig illustriert, daß man fast eine fremde Vorlage annehmen möchte. Seine Vorliebe für schwarze Flächen kommt hier deutlich zum Ausdruck. – Das erste Werk der Renaissanceliteratur, das Bämler illustrierte, lehnt sich an ein Ulmer Vorbild an. Es ist Petrarcas Griseldis, die um 1480 erschien[247] und 10 seitenverkehrte, freie Kopien nach der Ausgabe Johann Zainers von 1473 bringt. Es ist nicht ohne Interesse festzustellen, wie sich bei den Kopien der Augsburger Lokalstil durchsetzt. Freilich wurde ein Teil der Schnitte durch den minderen Formschneider verdorben, der uns von Zainers Barlaam her in keiner guten Erinnerung ist.

Von den theologischen Werken Bämlers enthält allein das Buch der Kunst, geistlich zu werden, originelle Illustrationen[248]. Trotzdem hinterläßt der 1477 erschienene kleine Quartband keinen geschlossenen Eindruck, denn seine 104 Holzschnitte müssen mindestens drei verschiedenen Händen zugewiesen werden. Der Anteil des Sorgmeisters läßt sich verhältnismäßig leicht sondern[249] und ein Vergleich mit Zainers Barlaam zeigt uns die Zusammenhänge mit dem Werk dieses Meisters auf[250]. Einer neuen Hand müssen die sauber gearbeiteten Schnitte zum Leben Jesu zugeschrieben werden[251]. Obwohl die restlichen Schnitte gegen den Schluß des Werkes an Güte abnehmen, möchte ich sie doch im wesentlichen einer Hand und zwar der des Kreuzfahrtmeisters zuschreiben. Denn die immer wiederkehrenden Frauen- und Engelsgestalten verweisen uns deutlich auf dessen Art und Werk. Die 2. Auflage des Buches der Kunst von 1478 schließt sich im Bilderschmuck ganz an die erste an und bringt lediglich zwei neue Schnitte, von denen der erste, die Arche Noah, nach Zainers Speculum kopiert ist. Die dritte Auflage endlich, die mir vorlag[252], enthält neben einer großen Anzahl minderwertiger Kopien nur einen neuen Schnitt[253]. – Mit Ausnahme des Buches der Kunst folgt Bämler in der Illustration geistlicher Literatur im wesentlichen den Spuren Zainers. Trotzdem finden wir gerade hier einige Blätter von hoher, künstlerischer Qualität, die wir uns bei unserem ohnehin etwas sprödem Stoff nicht entgehen lassen dürfen. Das erste größere Werk dieser Art, der Belial von 1473[254] folgt allerdings ganz der Zainerschen Ausgabe. Von den 38 Schnitten des Werkes sind 19 von Zainer übernommen, und der Rest unterscheidet sich im wesentlichen nur dadurch, daß Belial bekleidet dargestellt ist. Dadurch kommt der Bämlerdruck der Heidelberger Handschrift, die wir schon bei Zainer als Vorlage erwähnten, näher[255].

231 H. 11064 Schr. Man. 4626.
232 Schrm. III, 170–188.
233 Schrm. III, 164 u. 190.
234 C. 3974 Schr. Man. 4630.
235 Schrm. III, 637.
236 Schrm. III, 640 u. 643.
237 Schrm. III, 641, 642 u. 644.
238 Baer S. 33.
239 H. 1295 Schr. Man. 3341. Es wurde der nur wenig veränderte Nachdruck Sorgs eingesehen (H. 1296) Augsb. 4° Inc. 231.
240 Vgl. Schrm. III, 486–494.
241 Schrm. III, 485, 495, 496, 498, 502 usw.
242 Vgl. Schrm. III, 485 mit IV, 297 u. Schrm. III, 498 mit IV, 296.
243 Schrm. III, 483.
244 Schrm. III, 24.
245 C. 596 Schr. Man. 4490.
246 Schrm. III, 704 = 66.
247 H. 4037 Schr. Man. 3647.
248 H. 12815 Schr. Man. 4916 Augsb. 2° Inc. 219.
249 Schrm. III, 524, 541, 542, 545–549, 551 usw.
250 Vgl. Schrm. III, 661 mit II, 548.
251 Schrm. III, 581, 582, 584, 586–590 usw.
252 4° Inc. 395.
253 Schrm. III, 769–777.
254 C. 5807 Schr. Man. 4280.
255 Lehmann-Haupt S. 140.

Im übrigen verdient die Hand des Kopisten, der das Zainersche Original nicht erreicht, kaum unsere Beachtung. Bämlers Plenar[256] von 1474 ist ebenfalls stark von Zainer abhängig. Wir finden zwei Kopisten daran beteiligt. Der eine zeigt überaus starke Konturen, nur sparsame Innenzeichnung, Haken und Winkelfalten und fast überhaupt keine Schraffur. Bei den Augen, die nach der Schläfenseite meist offen sind, läuft Ober- und Unterlid nahezu parallel, die Nase ist durch einen geraden Haken angedeutet[257]. Die andere Hand trägt keine so ausgeprägten Kennzeichen, sie liebt es, die Kontur mit kurzer Strichelung zu begleiten[258]. Beide Teile des Plenars sind durch ganzseitige Schnitte eingeleitet. Am Beginn des 1. Teiles finden wir eine genaue Kopie des segnenden Christus aus dem Zainerschen Original, die nur durch einige kleine Unterschiede in der Beschriftung von diesem zu trennen ist[259]. Bei dem 2. Teil finden sich zwei verschiedene Varianten. Eine Ausgabe bringt hier eine Grablegung, die mir vorliegende eine Auferstehung[260]. Zu unserer Überraschung begegnen wir an dieser Stelle zwei Blättern, die mit zu den besten zählen, die wir bei Bämler finden. Trotz äußerster Sparsamkeit der Mittel – die Zeichnung beschränkt sich nahezu auf kräftige Umrißlinien – ist hier eine Kraft des Ausdrucks erreicht, nach der wir beim Bämlermeister vergebens suchten. Ohne das Gefühl des Erzwungenen hervorzurufen, ordnet sich jede Einzelheit dem Gesamtaufbau unter. Schon äußere Übereinstimmungen, wie die Betonung der Kontur machen es wahrscheinlich, daß diese schönen Blätter von dem ersten Textillustrator stammen und eine genaue Durchsicht der Illustrationen bestärkt uns in dieser Annahme[261]. Natürlich ist bei den großformatigen Blättern namentlich die Gesichtsbildung sorgfältiger, und außerdem ist es möglich, daß der Meister hier nicht ganz aus Eigenem schöpft. In der zweiten Ausgabe des Plenars von 1476[262] finden wir wieder ein schönes Blatt seiner Hand, das den Auferstandenen auf dem offenen Grabe sitzend zeigt[263]. Ausdruck und Gebärde sind hier noch gereift. Man fühlt sich nicht nur wegen der Ähnlichkeit im Schnitt an die monumentalen Blätter aus der ersten Entwicklungsstufe des Holzschnitts erinnert. Im Text dieser Ausgabe finden sich lediglich 4 neue Schnitte und eine gegenseitige Kopie nach der Erstausgabe[264]. Den Höhepunkt in der Entwicklung des gerühmten Meisters bringt das Bämlersche Heiligenleben, das zuerst 1475 erschien[265]. Wie im Plenar gehen auch hier die Textillustrationen mehr oder weniger stark auf Zainer zurück.



Abb. 4: *Aus dem Heiligenleben, Winterteil, Bämler 1475 (Meister der hl. Veronika)*

[256] C. 2318 Schr. Man. 4947, Augsb. 2° Inc. 337a.

[257] Besonders bezeichnende Schnitte: Schrm. III, 109, 114, 121, 125, 126 u. 130.

[258] Vgl. Schrm. III, 115, 118 u. 123.

[259] Die Kopie hat im Gegensatz zum Original einen Punkt in dem Anfangs-D u. bei »angesicht« einheitl. Buchstabengröße.

[260] Schrm. III, 150 u. 151.

[261] Vgl. Schrm. III, 151 mit 125 u. Schrm. III, 150 mit 126.

[262] C. 2320 Schr. Man. 4948.

[263] Schrm. III, 471.

[264] Schrm. III, 473-476 u. 472.

[265] H. 9970 Schr. Man. 4300.

Sie sind ziemlich flüchtig und rühren großenteils von dem guten Meister des Plenars und dem Sorgmeister her. Die Tatsache, zwei »Meister« als Kopisten zu finden, darf uns dabei nicht stören, denn der Handwerksbetrieb des 15. Jahrhunderts, dem sie entstammen, sah darin nichts Ehrenrühriges. Diente doch gerade die Graphik zum Teil der Verbreitung gebräuchlicher Muster. Unser Interesse gilt jedoch dem Einleitungsholzschnitt des Winterteils, einer Darstellung der Heiligen Veronika mit dem Schweißtuch[266]. Die Verwandtschaft dieses Blattes mit denen des Plenars ist offensichtlich[267]. Doch zeigt namentlich die Gesichtsbildung eine solche Verfeinerung, daß dieses Blatt den Vergleich mit den Werken der größten zeitgenössischen Meister nicht zu scheuen braucht. Freilich wird dadurch die Frage besonders akut, ob der Meister, den wir nach seinem schönsten Blatt den Meister der Heiligen Veronika nennen wollen, völlig unbeeinflußt von fremdem Vorbild war. – Als Einleitungsholzschnitt zum Sommerteil ist das Blatt aus dem Joh. Friburgensis von 1472 wiederverwendet. Die Ausgaben von 1477 und 1480[268] bringen nichts Neues, ausgenommen den Einleitungsholzschnitt zum Winterteil der letzten Ausgabe[269], der vom Sorgmeister stammt. Er steht hier dem Veronikameister kaum nach, soweit man diese so verschiedenen Meister gegeneinander halten will, die unsere trockene Aufzählung mit einem Mal unterbrechen. Das Blatt zeigt eine thronende Madonna mit Kind und zwei Engeln. Die Umschrift enthält einen Mariengruß. Daß das Blatt vom Sorgmeister stammt, kann hier nur durch dürftige Vergleiche bewiesen werden[270], denn wir haben bisher bei Bämler noch keinen so reichen Schnitt gefunden. Der reiche Faltenwurf des Mantels der Maria ist durch helle Faltenstege gegeben, die scharf von den kreuzschraffierten oder gestrichelten Schattenpartien getrennt sind. Der Gesichtsausdruck der Maria hat viel von dem früheren Typus verloren. Die Zeichnung der Augen und der Nase ist sorgfältiger geworden, ja man möchte sagen, daß die heilige Jungfrau schon Züge der Anmut zeigt, während bei dem Kind und den Engeln der Typus der Frühzeit noch deutlicher erkennbar ist. – Zum Abschluß der geistlichen Werke haben wir noch das Büchlein über die 7 Todsünden und die 7 Tugenden zu nennen[271]. Die 14 Schnitte dieses Werkchens stellen in der beliebten Form der Allegorie die 7 Todsünden und 7 Tugenden als Frauen dar, die auf verschiedenen Tieren reiten. Sie stammen wohl von dem Illustrator der Melusine und entsprechen im großen und ganzen einer Handschrift Völkhard Landsbergers (Öttingen-Wallerstein Cod. I, 3 dt)[272].

Um das vielfältige Bild vom Wirken Bämlers zu vervollständigen, haben wir noch seine Kalenderdrucke zu betrachten. Die frühesten Augsburger Kalender fanden wir geprägt durch das



Abb. 5: *Aus dem Heiligenleben, Winterteil, Bämler 1480 (Sorgmeister)*

[266] Schrm. III, 229. Vgl. Abb. 4.

[267] Vgl. Schrm. III, 151 u. 471.

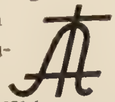
[268] H. 9971 Schr. Man. 4301 und H. 9973, Schr. Man. 4303.

[269] Schrm. III, 647. Vgl. Abb. 5.

[270] Vgl. etwa Schrm. III, 524 (Engel).

[271] H. 15535 Schr. Man. 5354.

[272] Lehmann-Haupt S. 140.

Band-I und das Spruchband Zainers. Bämler schafft nun auf Zainer aufbauend einen neuen Augsburger Kalenderstil durch Leisten von kleinen Schnitten mit Darstellungen aus der Heilsgeschichte am oberen oder seitlichen Blattrand[273]. Diesen Kalendertyp ahmt später auch Schönsperger nach. Autor der Almanache Bämlers von 1477, 1479, 1480 und 1485 ist der Augsburger Stadtarzt Johann Hord, der als der erste bekannte Kalenderautor gelten kann[274]. Der Almanach von 1477[275] bringt als Bildschmuck lediglich ein Spruchband mit einem Kind und einem Vogel zu beiden Seiten und der Aufschrift »ein gut sälig iar«. Das Spruchband trägt außerdem noch das Zeichen , hinter dem vermutlich die Hausmarke Bämlers zu suchen ist. Der Almanach von 1479 stimmt völlig mit dem ersten überein. Der Almanach auf das Jahr 1480[276] bringt am Schluß einen Nachschnitt des Spruchbandes und dazu zwei verschieden breite Schnitte mit der Geburt Christi und der Anbetung der heiligen drei Könige[277]. Beide sind genaue Kopien nach Zainer. Der Almanach Hord für 1485[278], der nur fragmentarisch erhalten ist, bringt eine Kopfleiste mit 9 Heiligenbildern[279] neben einer Randleiste mit den Tierkreiszeichen und dem Augsburger Stadtwappen. Die Heiligenbilder stammen wohl von derselben Hand wie die kleinen Schnitte zum Spruch von der Pestilenz. Überhaupt begegnen wir der Hand dieses Kleinmeisters noch öfter, namentlich in Kalenderdrucken. So stammt der kleine Einzelformschnitt der Katharina von Alexandrien von ihm[280], den Schönsperger für die Bordüre seines Kalenders auf das Jahr 1492 wieder verwendet[281]. Ebenso muß ihm die von Schmidbauer in der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg entdeckte Beweinung Christi zugeschrieben werden. Da das Blättchen noch unveröffentlicht ist, sei es etwas ausführlicher besprochen. Der 42×27 mm große Holzschnitt findet sich auf fol. 14 r der Augsburger Handschrift 4° cod. 258, die aus der Klosterbibliothek von St. Ulrich und Afra stammt. Vor einem T-Kreuz mit Nagellöchern kniet mit gefalteten Händen Maria leicht nach rechts zu dem Leichnam Christi gewendet, der quer vor ihr liegt und nur mit einem Hüfttuch bekleidet ist. Links hinter Maria steht Johannes mit über der Brust zusammengelegten Händen. Das Kreuz, das Hüfttuch Christi und die Haare des Johannes sind gelb bemalt, ein schmaler Himmelsstreifen und der Mantel der Maria sind blau, die Nimben und das Gewand der Maria golden, der Boden und das Gewand des Johannes, der darüber einen roten Mantel trägt, sind grün. Die Rückseite des Schnittes ist unbedruckt. Viel Rühmendes kann von diesem Kleinmeister nicht gesagt werden. Er zeigt einen harten, nicht immer sauberen Strich, kurze Parallelschraffur und den bekannten Augsburger Typus. Die Proportionen seiner Figuren sind nicht immer geglückt. Ob die Schnitte, die Schreiber in seinem Handbuch unter den Nrn. 60, 788 u. 1074 b aufzählt, von seiner Hand stammen, konnte ich mangels Reproduktionen nicht feststellen, nehme es jedoch an. – Bämlers Buchkalender von 1483[282] ist in den Illustrationen dem Kalender Blaubirere von 1481 nahezu gleich. Schreiber[283] führt beide Kalender auf eine gemeinsame Vorlage zurück. Auf diese Frage soll bei Blaubirer näher eingegangen werden. Die Illustrationen im Bämlerkalender sind fast besser als die Blaubirerschen. Sie stammen alle vom Kreuzfahrtmeister[284]. –

Die Bedeutung der Offizin Johann Blaubirers liegt im Kalenderdruck. Blaubirer hieß wahrscheinlich Heidegker mit Familiennamen und stammte aus Blaubeuren, denn im Basler Urteilsbuch findet sich 1489 eine Eintragung, nach der einem Johannes Heidegker genannt Blouwbürer Vollmacht erteilt wird, im Namen dreier Buchdrucker einen Vertrag zum Druck von Messbüchern für Salzburg abzuschließen. Eine Übertragung dieser Notiz auf den Augsburger Drucker liegt durchaus im Bereich des Möglichen[285]. Blaubirer übernahm in Augsburg die Offizin Zainers und druckte dort bis 1486. Die Ergebnisse der älteren Forschung über Blaubirers Kalenderdrucke sind nicht zutreffend. Unsere Untersuchung stützt sich auf eine Auskunft der Kommission für den Gesamtkatalog der Wiegendrucke, die alle Zweifel zerstreut. Wir haben mit 2 Kalenderdrucken Blaubirers zu rechnen: 1. dem deutschen Kalender von 1481[286] und 2. dem deutschen Kalender von 1483 mit dem Rundscheiben[287]. Die Angaben in Schreibers Manuel zu Nr. 4419a beruhen auf einem unvollständigen Exemplar von Nr. 4416, das allerdings in den Illustrationen nicht mit Nr. 4415 übereinstimmt. Die Zuweisung des deutschen Rundscheibenkalenders an Hermann Kästlin, einen unbedeutenden Augsburger Drucker, erledigt sich damit von selbst. Beide Kalender, die häufig benützte Vorlagen der späteren Augsburger Produktion bilden, müssen ihrerseits auf ein gemeinsames Vorbild zurückgehen, denn es kann nicht angenommen werden, daß der überlegene Rundscheibenkalender nach dem weniger guten deutschen Kalender von 1481 kopiert wurde, nachdem beide Kalender Verwandtschaft in den Illustrationen zeigen. Der Text des deutschen Kalenders von 1481, der in zwei Fassungen vorliegt, ist von Junkelmann[288] eingehend beschrieben worden. Wir haben uns hier nur an die Illustrationen zu halten. Der Kalender ist in Zainers Type 2 gedruckt und zeigt zuerst 12 quadratische Monatsbilder im Format von 41 mm, deren Motive meist aus dem bäuerlichen Leben entnommen sind. Bei den einzelnen Monaten finden sich auch die Tierkreiszeichen in kleinen Scheiben. Darauf folgt ein Tierkreismännchen, das anzeigt, in welchem Tierkreiszeichen die einzelnen Körperpartien am günstigsten zur Ader gelassen werden. Das Kapitel über die 7 Pla-

[273] Paul Heitz u. Konrad Haebler, 100 Kalenderinkunabeln. Straßburg 1905 S. 9.

[274] Heitz Kal. S. 17 Nr. 12.

[275] C. 2 192 Schr. Man. 3154.

[276] C. 2205 Schr. Man. 3164 Heitz Kal. Nr. 30.

[277] Schrm. III, 635 u. 636.

[278] C. 2228, Schr. Man. 3181 Heitz Kal. 44.

[279] Schrm. III, 759.

[280] Schr. HB 1335 Heitz 18/5.

[281] Heitz Kal. Nr. 89.

[282] H. 9736 Schr. Man. 4417 Schrm. III, 717-756.

[283] Schr. Man. 4415.

[284] Vgl. Schrm. III, 683.

[285] Vouilliéme S. 8.

[286] H. 9732 u. 9733, Schr. Man. 4415, Schrm. XXIII, 721-753.

[287] H. 9735 Schr. Man. 4416 = 4419a, Hind II, S. 299 Abb. 122.

[288] Robert E. Junkelmann, Blaubirers Kalender vom Jahre 1481 in der Zeitschrift des deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum 1920 S. 74.

neten ist mit quadratischen Schnitten von 52 mm geschmückt, welche die Planetengottheiten Saturn, Jupiter, Mars, Sol, Venus, Mercurius und Luna als nackte Männer- und Frauengestalten darstellen. Das Kapitel über den 8. bis 11. Himmel bringt das Bild eines Astronomen mit einer Nachtuhr, der die Sterne beobachtet. Im gleichen Format folgen die Illustrationen zu den vier Komplexionen. (Melancholicus: Ein Mann, der am Tisch schläft, mit seiner beim Spinnen eingeschlafenen Frau; Phlegmaticus: Ein musizierendes Paar; Sanguineus: Ein Liebespaar; und Cholericus: Ein Mann, der seine Frau verprügelt). In dem nun folgenden astronomisch-astrologischen Teil wird eine Frau gezeigt, die zur Ader gelassen wird, ein Arzt mit Uringlas, ein in einer Bütte badendes Paar, eine Frau, die geschröpft wird, und endlich ein Arzt mit Uringlas am Krankenbett. Den Abschluß bilden ein Stundenzeiger und eine Darstellung der vier Winde. Die Schnitte stammen alle von einer durchschnittlichen Augsburger Hand, die in der Darstellung des bewegten Körpers nicht immer sonderlich glücklich ist. Es ist deshalb, wie schon betont, unwahrscheinlich, daß der Rundscheibenkalender von 1483[289] danach kopiert sein soll, dessen Illustrationen weit überlegen und außerdem mit denen des Kalenders von 1481 gleichseitig sind. Da der Rundscheibenkalender, der übrigens in derselben Type wie der Kalender von 1481 gedruckt ist, ziemlich selten ist, sei ausführlicher auf ihn eingegangen. In dem Augsburger Exemplar fehlen die beiden letzten Blätter, von denen das zweite den Druckvermerk trägt. Da auch das Berliner Exemplar inkomplett ist, konnte wohl die Annahme von einer eigenen Ausgabe entstehen. Das Augsburger Exemplar schließt auf fol. 69 v: Von den vier winden un ihr natur – wie sy unser natur auffenthaltet – das ist Orient Meridian Occident – und Septentrio. Der Kalender beginnt mit einer D-Initiale, welche die Gestalt eines Weisen zeigt und später mit einer ähnlichen E-Initiale abwechselt. Diese Initialen leiten die medizinischen Ratschläge zu den einzelnen Monaten ein. Die Monatsbilder sind in doppelt gerahmten Rundscheiben von 87 mm Durchmesser gegeben und werden wie beim Kalender von 1481 durch einen unter das Bild gedruckten Vierzeiler erläutert. Die Motive der Monatsbilder sind dieselben wie in dem vorausgegangenen Kalender, nur weit reicher ausgeführt[290]. Lediglich März (ein Pflüger), Mai (ein Paar unter einem Baum) und September (Weinkelter) weichen stärker ab. Wie in dem Kalender von 1481 schließt auch hier das Kalendarium, das ebenfalls eine Folge kleiner Tierkreiszeichen aufweist, mit einem Bildchen vom Schlachten und dem schönen Vers:



Hornūg bin ich genant / erkeñ mich
Hast du nackent es gerúwet dich
In disem monat ist gůt lassen
Ysse vnd trinck ze massen

Abb. 6: *Aus dem Rundscheibenkalender von Blaubirer 1483 (Kalendermeister)*

Mit wirsten und mit braten
Will ich meyn hauss wol beraten
Also hat das iar eyn end
Got uns in seyn ewigs reich send.

Im medizinischen Teil folgt ein Tierkreismännchen und darauf eine neue Serie von Tierkreiszeichen in etwas größerem Format. Die Planetenbilder sind im Format den Monatsbildern gleich. Im Gegensatz zu dem älteren Kalender sind ihnen noch

[289] Augsb. 8° Inc. 31 a.

[290] Vgl. Abb. 6.

die Tierkreiszeichen beigegeben. Das Bild zum 8.-11. Himmel ist neu und zeigt zwei sitzende Gelehrte. Die Schnitte zu den Komplexionen sind mit Ausnahme des Sanguineus den schon besprochenen sehr ähnlich. Bei den medizinischen Illustrationen ist das Bild mit dem badenden Paar stärker verändert, die beiden letzten Schnitte fehlen. Dafür ist hier ein Aderlaßmännchen eingeschoben, das die Wirkungen des Aderlasses an verschiedenen Körperpartien erläutert. Alle diese guten Schnitte stammen von einem Augsburger Meister, der namentlich in der Gesichtszeichnung die Kennzeichen der Augsburger Schule trägt, in welcher er jedoch durch die Abstufung seines Schnittes und seine reiche Binnenzeichnung einen hervorragenden Platz einnimmt. Die gelöste Bewegung seiner Figuren ist nicht weniger zu rühmen als seine Sicherheit in der Aktzeichnung. Seine Bilder sind mit großem Geschick in die Rundscheiben komponiert, die sich mit dem Text zu einer ausgewogenen Einheit zusammenschließen. In diesem Kalender zeigt sich Augsburg von seiner besten Seite, und es ist kein Wunder, daß er 1487 und 1489 von Schönsperger neu aufgelegt und 1498 von Schäffler in Ulm kopiert wurde[291]. Erstaunlich ist dagegen, daß wir dem guten Kalendermeister nur so selten begegnen. Ich konnte seine Hand nur noch in Bämlers Auslegung der Heiligen Messe von 1484 finden[292], wo wir sein Können bei den Schnitten der Begegnung zwischen Maria und Elisabeth und der Kreuzigung auch in größerem Format feststellen. Außerdem stammt der Schnitt in Froschauers Composita verborum von 1496 von ihm[293]. Endlich finden wir den Kalendermeister bei einem Einblattdruck im Format 570×491 im Gothaer Museum[294], der laut Schlußschrift am 20. September 1487 von Albert Kunne in Memmingen gedruckt wurde. Das Blatt bringt die damals häufige Darstellung des Kruzifixus mit dem Reichsadler und den Reichsständen. Oben befindet sich der Reichsadler mit dem Gekreuzigten, darunter in Rundscheiben oder Kreisbögen der Kaiser und zu seinen Seiten der Fürst und der König. Etwas tiefer findet sich »der sengr o de' ritter maister« zwischen dem Richter und dem Ratgeb. Darunter sind in zwei konzentrischen Rundscheiben die Handwerke dargestellt. Die kleinere Mittelscheibe zeigt den Bauern, die große Scheibe oben den Schneider, links den Zimmermann und rechts den Weber. Die Gruppe der Handwerker ist flankiert von dem Bannerherrn und dem Ritter. Zu beiden Seiten des Schnittes befindet sich eine Kolumne Text. Der Schnitt ist den Kalenderbildern des Meisters eng verwandt. Richter und König schließen sich an die Weisen in den Kalenderinitialen an, und die Darstellung des pflügenden Bauern gehört mit dem Monatsbild des März zusammen. Besonders geschickt zeigt sich der Kalendermeister in der Zeichnung der verkürzten Pferde. Es ist für uns also keine Frage mehr, warum dieses Blatt aus der sonst rohen Produktion Kunnes hervorragt. –

Blaubirers Almanache von 1481 (deutsch und lateinisch) und von 1484 (deutsch) bringen lediglich eine große Initiale I als Winkelleiste[295], die von einem Spruchband mit dem Neujahrswunsch »Ich wensch euch vil seliger guter jar« umwunden ist. Von ihr gehen Blattranken mit Blüten und Vögeln aus. Wir finden also hier das Zainersche Band-I in fortentwickelter Form wieder. Außer den Kalendern ist von Blaubirer nur noch ein Druck des Buches der Tugend bekannt[296]. 1486 brachte er dieses beliebte Lehrgedicht des Spätmittelalters heraus, das der Tiroler Hans Vintler nach den italienischen Fiori di virtù zu Anfang des Jahrhunderts verfaßt hatte. Das Buch bringt im wesentlichen eine Gegenüberstellung von Tugend und Laster in zahlreichen Beispielen. Das Nebeneinander von antiker Mythologie und deutschem Volksglauben macht uns das Werk zu einem interessanten Dokument dieser Zeit des Umbruchs, der es entstammt[297]. Die einzelnen Beispiele sind mit über 200 Holzschnitten illustriert, die – wie Schreiber aus den burgundischen Kostümen schließt – eine rheinische Bilderhandschrift von ca. 1475 zum Vorbild haben könnten. Ich möchte das nur unterstreichen, denn wir müssen die Schnitte auf drei Hände verteilen, die jedoch zweifellos nach einem Vorbild gearbeitet haben. Die Mehrzahl der Schnitte stammt vom Sorgschen Columnameister, der hier sauber aber etwas trocken, wie uns nach dem Kalendermeister scheinen will, illustriert. Er wendet reichlicher Schraffur an als bei den frühen Werken, die wir bei Bämler fanden. Die agierenden Personen heben sich meist silhouettenartig von dem leeren Hintergrund ab und wirken namentlich durch die Monotonie der Gesichter etwas eintönig, denn der Typus ist hier ganz stark ausgeprägt[298]. Gegen Ende des Werkes finden wir noch eine andere Hand, die, dem Columnameister sonst durchaus ähnlich, etwas kräftiger zeichnet[299], und schließlich finden wir noch eine dritte Hand, die sich durch ihren dünnen, gleichförmigen Strich und die Zeichnung der Gesichter, aus der sich ja in Augsburg so viel ablesen läßt, von den anderen unterscheidet[300]. Beide Hände sind wohl auch in Spätwerken Sorgs[301] und bei Schönsperger zu finden. –

2. Höhepunkt und Wende der Buchillustration unter Sorg

In der Tätigkeit Anton Sorgs, dem wir uns nun zuwenden, spiegelt sich die Wende, die in der Buchillustration um 1480 eintrat, besonders deutlich. Wie Bämler kam auch Anton Sorg[302] von verwandtem Gewerbe zum Buchdruck. Sein Vater, Anton Sorg der Ältere, erscheint 1471 als Kartenmacher in Augsburg. Der Sohn wird bis 1476 als Brief- und Kartenmaler genannt. Sein erster, voll unterschriebener Druck erschien 1475, sein letzter 1493. Er begann seine Tätigkeit wohl im Kloster St. Ulrich und Afra mit dem Druck theologischer Werke, wandte sich aber im Lauf der Zeit immer mehr der gängigen Volksliteratur zu. Rein äußerlich betrachtet bedeutet sein Wirken einen gewissen Höhepunkt der Buchillustration: Sorg brachte über 100 illustrierte Werke heraus, darunter so umfangreiche Drucke wie das Konzilienbuch, und er erweiterte

[291] H. 9748 Schrm. VII, 346-404.
[292] H. 2144 Schr. Man. 4644 Schrm. III, 760 u. 761 Augsb. 2° Inc. 599.
[293] H. 14779 Schr. Man. 5267 Augsb. 4° Inc. 477.
[294] Schr. HB 2015, Heitz 64/15.
[295] Schrm. XXIII, 720.

[296] Schr. Man. 5436.
[297] Vgl. Schrm. XXIII, S. 19.
[298] Vgl. Schrm. XXIII, 487-627.
[299] Vgl. Schrm. XXIII, 628, 630-634 u. a.
[300] Vgl. Schrm. XXIII, 629, 635, 657, 660 u. a.
[301] Vgl. etwa Schrm. XXIII, 631 u. 645 mit IV, 3028 u. 36.
[302] Vouilliéme S. 3.

den Stoffkreis, den vor allem Bämler erschlossen hatte, wesentlich. Wenn wir jedoch genauer zusehen, so finden wir auch bei ihm die Keime des Verfalls der Buchillustration in den achtziger Jahren. Unter seinen vielen Holzschnittbüchern befinden sich fast 25 Kopien, die Illustrationen seiner Spätwerke werden im allgemeinen kleiner und geringer, und auch innerhalb der einzelnen Werke wird die Ausführung gegen den Schluß zu oft flüchtiger. – Zunächst aber finden wir noch die bewährten Meister tätig. Denn die Historie vom Herzog Leuppold und seinem Sohn Wilhalm v. Oesterreich von 1481[303] zeigt doch wohl den Bämlermeister auf seinem Höhepunkt. Überhaupt muß dieses Werk Sorgs seinen Illustrationen nach als eines der interessantesten Augsburger Historienbücher gewertet werden. Man geht kaum fehl, wenn man dem Bämlermeister die guten, doppelt gerahmten Schnitte zuschreibt[304]. Man zögert zunächst mit dieser Zuweisung und muß erst die wenigen Schnitte des Meisters aus Bämlers Kreuzfahrt vom folgenden Jahr zum Vergleich heranziehen. Denn im Gegensatz zum Bämlerschen Alexander und Columna zeigt der Meister hier einen feinen Strich, geschickte Innenzeichnung, die durch Schraffur gehöht ist, und vor allem eine Auflockerung seines Gesichtstypus. Auch haben seine Schnitte an räumlicher Tiefe gewonnen, so daß man fast sagen kann, er steht am Übergang von der Illustration, die ja eigentlich flächig sein muß, zum Bild. – Außer ihm arbeitet noch eine zweite Hand, deren Schnitte einfach gerahmt sind. Sie muß in enger Beziehung zu unserem Meister gestanden sein, und ich finde den Qualitätsunterschied nicht so groß wie Baer. Die Hauptunterschiede liegen meines Erachtens im Schnitt. Die Kontur ist etwas stärker, das Faltenwerk blechern, die Schraffur seltener. Vielleicht ist hinter diesem Meister des Herzog Leuppold nur ein zweiter Formschneider zu suchen[305]. Die Schnitte zur Historie vom Herzog Wilhalm von Orlenz, die mit der 2. Auflage des Wilhelm von Österreich 1491 erschien[306], schreibt Baer dem Meister des Herzog Leuppold zu. Ich halte das nicht für möglich, sondern glaube vielmehr, daß sie der Hand zugehören, die für Sorgs Horologium und andere Werke der Spätzeit beschäftigt war[307]. Außerdem findet sich noch ein Schnitt des Columnameisters[308] und statt des 5. Schnittes im Herzog Wilhelm eine Illustration des Sorgmeisters aus dem Herzog Ernst verwendet[309] und ein neuer Schnitt eingeschoben, der keine Beachtung verdient. – Mit dem »Herzog Wilhalm von Österreich« verbunden erschien 1481 das Buch des edlen Ritters und Landfahrers Marco Polo, dessen ganzseitiges Titelblatt Marco Polo stehend darstellt[310]. Das Blatt stammt wohl vom Bämlermeister, der sich jedoch hier nicht wesentlich von seinen Einleitungsholzschnitten bei Bämler unterscheidet. Der Bämlermeister begegnet uns nicht mehr und muß, wie wir schon festgestellt, haben 1482 aufgehört haben zu arbeiten. –

Den Sorgmeister finden wir gleich am ersten illustrierten Werk aus der Offizin Sorgs, dem Spiegel menschlicher Behaltnis von 1476[311], beteiligt, der allerdings nur freie, meist gegenseitige Kopien nach der Ausgabe Zainers bringt. Die Schnitte sind hier etwas höher, und die handelnden Personen stehen meist auf einem schmalen Bodenstreifen vor leerem Hintergrund. Neben den sauberen Schnitten des Sorgmeisters[312] finden wir noch andere mit starken Konturen und wenig Schraffur, die vom Meister der Pflanzmannbibel stammen könnten[313], und endlich noch minderwertige Produkte, die kein Interesse verdienen. – Eine große Zahl von Schnitten aus dem Spiegel menschlicher Behaltnis ist in der »Neuen Ehe«[314] desselben Jahres übernommen. Auch diese neuen Schnitte stammen von denselben Händen, die den Spiegel illustrierten. Die Neuausgabe dieses Werkes von 1481 bringt an Bilderschmuck nichts Neues; es sind lediglich drei Schnitte aus anderen Werken übernommen, und zwar einer aus dem Sorgschen Speculum und 2 von Bämler[315]. Wohl ebenfalls im Jahr 1476 erschien die undatierte Legende von St. Brandon[316]. Auch die achtzehn Schnitte dieses Werkchens stammen vom Sorgmeister. Allerdings ist ein Teil der Blätter von schlechter Hand geschnitten, und auch die Sorgfalt der anderen läßt zu wünschen übrig. Soweit der Meister nicht überhaupt auf eine Schilderung des Hintergrundes verzichtet, schließt er seine Szenen nach rückwärts durch eine halbhohe Mauer ab. – Genau dasselbe Bild im Hinblick auf die Illustrationen ergibt der Herzog Ernst von ca. 1476[317], der zweiunddreißig Holzschnitte enthält. Der Zusammenhang mit dem Werk des Sorgmeisters wird sofort deutlich, wenn wir etwa die häufig wiederkehrenden Gruppen Berittener vergleichen[318], selbst wenn auch er hier nicht so sauber arbeitet, wie wir es von ihm gewöhnt sind. Dies muß betont werden, da Baer[319] die Illustrationen sämtlich dem von ihm ermittelten Meister des Sorgschen Alexander zuschreibt, dem wir in Bämlers Kreuzfahrt begegneten. Ich sehe allerdings keinerlei Gemeinsamkeit mit dem Kreuzfahrtmeister[320]. Außerdem wären noch verschiedene kleinere Korrekturen an den Baerschen Bildbeschreibungen anzubringen. Es sei jedoch nur noch vermerkt, daß der Schnitt auf fol. 2 r ursprünglich nicht aus Sorgs Alexander von 1480, sondern aus Bämlers Zweitauflage der Melusine stammt und nicht dem Bämlermeister, sondern dem Sorgmeister zuzuweisen ist[321]. Die beiden folgenden undatierten Ausgaben des Herzog Ernst bringen nichts Neues. Mit ihnen sind die beiden ersten Ausgaben des Schildberger[322] verbunden, die ebenso wie die dritte Ausgabe von ca. 1478[323] vom Sorgmeister illustriert wurden. –

[303] H. 10041 Schr. Man. 4429, Baer S. 43.
[304] Schrm. IV, 701–710, 712–722, 732, 734, 736–738, 740, 748 u. 753.
[305] Schrm. IV, 711, 723–726, 728–731 usw.
[306] C. 3550, Schr. Man. 5469, Augsb. 2° Inc. 813 Beibd.
[307] Vgl. Schrm. IV, 3036 mit 2760 u. 2781 sowie 3030 mit 2776.
[308] Schrm. IV, 3029.
[309] Schrm. IV, 252.
[310] Schr. Man. 5003. Schrm. IV, 754.

[311] H. 14942 Schr. Man. 5275 Augsb. 2° Inc. 387.
[312] Schrm. IV, 36, 42, 46, 48, 50 u. a.
[313] Schrm. IV, 2, 23, 28, 29, 21, 33 u. a. Vgl. Schrm. IV, 72 mit 298.
[314] H. 4057 Schr. Man. 3723.
[315] Schrm. IV, 18 u. III, 671 u. 642.
[316] H. 3718 Schr. Man. 3533 Augsb. 2° Inc. 57.
[317] H. 6672 Schr. Man. 2908 Augsb. 2° Inc. 88 Fragment.
[318] Vgl. Schrm. IV, 246, 247 u. 249 mit II, 550 oder Schrm. IV, 250 mit III, 429.
[319] Baer S. 42.
[320] Vgl. etwa Schrm. III, 669 mit IV, 250.
[321] Schrm. III, 643.
[322] H. 6674/75 Schr. Man. 5208/09.
[323] H. 14515 Schr. Man. 5210 Augsb. 2° Inc. 234.

Sorgs Bibel[324] von 1477 ist die siebente in der Reihe der deutschen Bibeln. Sie übernimmt größtenteils die Illustrationen der Pflanzmannbibel. Während nur vier Schnitte dieser Bibel fehlen, ist eine große Zahl neu hinzugefügt. Die meisten dieser neuen Schnitte stammen vom Sorgmeister, der sich hier wieder etwas sorgfältiger in der Zeichnung zeigt, als in seinen letzten Werken[325]. Die anderen sind von den Meistern ergänzt, die das Original illustriert haben[326]. Lediglich ein Prophet unter einem Spruchband stammt von einer minderen Hand[327]. Wenn schon die Pflanzmannbibel keinen geschlossenen Eindruck hinterließ, so gilt das natürlich in verstärktem Maße von der Kopie Sorgs. Vielleicht war das mit ein Grund, der ihn bestimmte, für seine



Abb. 7: *Aus der deutschen Bibel von Sorg 1477 (Sorgmeister)*

andere deutsche Bibel von 1480 die Bildinitialen Zainers zu übernehmen, die lediglich um zwei vermehrt sind. – In dem Seelentrost von 1478 lernen wir den Sorgmeister wieder von seiner besten Seite kennen[328]. Seine zehn prächtigen Schnitte zum Dekalog stehen in enger Beziehung zu den Zehn Geboten in der Gießener Handschrift Georg Mühlichs[329]. Das zeigt sich namentlich beim 1., 5., 8. und 9. Gebot[330]. Alle Schnitte haben Seitengröße und illustrieren je ein bestimmtes Gebot, dessen Text xylographisch am oberen Rand angebracht ist. Es zeigt sich hier wieder, was Augsburg leisten konnte. Zwar hat der Meister jene künstlerische Feinheit noch nicht erreicht, die wir an seinem Marienholzschnitt in dem Heiligenleben Bämlers von 1480 bewunderten. Die Innenzeichnung ist hier noch wenig differenziert, so daß eine Bemalung wie in dem benützten Exemplar durchaus angebracht erscheint, und sein etwas eintöniger Gesichtstypus ist noch keineswegs gelockert. Doch kann man den Schnitten eine gewisse Eindruckskraft nicht absprechen (vgl. etwa das 6. und 7. Gebot). So ist es nicht erstaunlich, daß der Seelentrost 1483 in Neuauflage mit unverändertem Bildschmuck erschien. – Um 1478 war der Sorgmeister auch für Ludwig Hohenwang tätig, der aus Elchingen stammte und 1475–1477 in den Steuerlisten von Augsburg erscheint, wo er 1476 eine Presse begründete. 1478 taucht er übrigens als Drucker in Basel auf[331]. In Augsburg brachte er als sein Hauptwerk den Asinus aureus des Lucian in zwei Ausgaben um 1478 heraus. Die erste bringt die lateinische Übersetzung des Poggius[332], die zweite eine nach Poggius gearbeitete Verdeutschung des Niklas von Wyle aus dessen »Translatzen und Teutschungen«. Beide Ausgaben sind mit Schnitten des Sorgmeisters geschmückt, und zwar enthält die lateinische acht Schnitte, von denen einer doppelt verwendet ist, und die deutsche dieselben Schnitte ohne den 7. in anderer Reihenfolge. Die Schnitte schildern viel schlichter als die des Barlaam, was in illustrativer Hinsicht fast als Gewinn zu werten ist, ohne jedoch so dürftig zu sein wie die Illustrationen zum Herzog Ernst. – In Sorgs Boccaccio[333] von 1479 finden wir unseren Meister wieder als Kopisten. Denn die Illustrationen zu diesem Werk sind freie, gegenseitige Kopien nach den Schnitten des Boccacciomeisters aus dem Druck Johann Zainers in Ulm. Der Sorgmeister arbeitet hier weit sorgfältiger als bei seinen letzten Kopien und wandelt den Stil des Boccacciomeisters nicht ungeschickt in seinen eignen, ohne jedoch sein Vorbild zu erreichen. Die Ulmer Randleiste am Beginn des Werkes fehlt. Unser Meister ersetzt sie ganz im Geiste der mittelalterlichen Ikonographie durch ein Bild des Sündenfalles. Soweit aus Baer zu entnehmen ist, möchte er die Schnitte anscheinend dem Bämlermeister zuschreiben. Ich halte das für völlig ausgeschlossen und ein Blick auf die bisherigen Werke des Sorgmeisters, z. B. den Barlaam Zainers, bestärkt mich in meiner Zuweisung. Interessanterweise wanderten die Sorgschen Stöcke später nach Spanien und wurden zur Illustration einer spanischen Übersetzung benützt, die Paulus Hurus 1494 in Saragossa druckte. – Wohl 1479 brachte Sorg den undatierten Druck der 24 Alten von Otto v. Passau[334] heraus. Er ist mit 21 Schnitten von 7 Stöcken geschmückt. In der Neuauflage des Werkes von 1480[335] finden zwei Stöcke mehr Verwendung. Diese sind blattgroß und zeigen Christus in der Mantelglorie inmitten der 24 gekrönten Ältesten nach der Offenbarung St. Johannis sowie St. Johannes selbst mit dem Adler[336]. Hier können wir nun die-

[324] H. 3135 Schr. Man. 3459 Augsb. 2° Inc. 397.

[325] Abb. 7, vgl. auch Schrm. IV, 290–295, 299, 301 u. a.

[326] Z. B. Schrm. IV, 316 v. d. Pflanzmannmeister.

[327] Schrm. IV, 310.

[328] H. 14582, Schr. Man. 5225, Augsb. 2° Inc. 432. Vgl. Abb. 8.

[329] Gießen U. B. 813.

[330] Lehmann-Haupt S. 139.

[331] Vouilliéme, S. 6.

[332] H. 10264, Schr. Man. 5001 a, Augsb. 2° Inc. 402 Beibd.

[333] H. 3335, Schr. Man. 3508, Baer S. 49.

[334] Rob. Proctor, An index to the early printed books in the British Museum London 1898–1903, Nr. 1680 Schr. Man. 4877.

[335] H. 12128, Schr. Man. 4878, Augsb. 2° Inc. 478.

[336] Schrm. IV, 495 u. 496.

selbe Verfeinerung des Sorgmeisters feststellen wie bei seinen Schnitten für Bämler 1480. Der Strich ist viel dünner als im Seelentrost und am Körper und Mantel Christi ist eine feine, gefiederte Schraffur angewandt. Am Mantel des Johannes zeigen sich besonders die hellen, hartbegrenzten Faltenstege. Die Zeichnung der Augen und des Gesichtes ist sorgfältiger geworden, wie sich vor allem auch bei den Textillustrationen feststellen läßt[337]. Die Hände sind nicht selten schon geöffnet und zeigen dabei äußerst zierliche Finger. Diese zeichnerischen Feinheiten söhnen uns mit der inhaltlichen Armut der Textillustrationen aus. Zu Beginn des Werkes finden wir eine S-Initiale, welche die Buchstaben G I A trägt. Nagler[338] nimmt an, daß es sich bei dem G um die Initiale des Augsburger Malers Gumpold Giltlinger handle, der für Sorg illustriert habe, während das I A als in Augsburg zu deuten wäre. So verlockend es auch sein mag, auf diesem Wege einen Illustrator zu ermitteln, so schwankend ist doch der Boden, der damit betreten wird; denn wir begegnen noch ähnlichen Initialen wohl von derselben Hand, aber mit anderen Buchstabenzusammenstellungen[339]. Wenn auch das A vermutlich Augsburg bedeutet, möchte ich mich auf eine Deutung von Namen nicht einlassen. – Gemeinsam mit dem Kreuzfahrtmeister finden wir den Sorgmeister bei der Illustration der 7 weisen Meister tätig. Während die 1. Auflage dieses Werkes von 1478 nur einen Einleitungsholzschnitt aufweist, der eine Gegensinnkopie nach Bämler ist[340], stellen wir in der 2. Ausgabe von 1480[341] 42 Holzschnitte fest, von denen einzelne häufig wiederholt sind. Den Schnitten nach verwandt ist eine Donaueschinger Handschrift[342] aus den 60er Jahren. Mit einer Ausnahme[343] finden alle Holzschnitte Parallelen bei den Handschriftenillustrationen. Gleich- und Gegensinnkopien wechseln, und da überdies die Holzschnitte in den Einzelheiten erweitert erscheinen, hält Lehmann eine direkte Abhängigkeit des Sorgschen Druckes von der Handschrift für unmöglich und nimmt eine gemeinsame Urfassung an. Neben den Schnitten des Sorgmeisters[344] stellen wir die Hand des Kreuzfahrtmeisters[345] fest,



Abb. 8: *Aus dem Seelentrost, Sorg 1478 (Sorgmeister)*

wenn wir uns an das Werk erinnern, nach dem wir ihn benannten[346]. Er zeigt sich nur wenig verändert, wenn er auch etwas sorgfältiger zeichnet und mehr schraffiert. Bei den ersten Schnitten von seiner Hand fällt uns die Überkreuzung der inneren Umrahmung auf, die wir als Kennzeichen eines schlechten Formschneiders noch von Zainers Barlaam her in Erinnerung haben. Vielleicht war er auch hier, allerdings mit weit mehr Erfolg, am Werk. – Sorgs Passion[347] nach dem Text der vier

[337] Vgl. Schrm. IV, 497 u. 498.
[338] Nagler, Die Monogrammisten München o. J. Bd. III, 2902.
[339] Schrm. IV, 542.
[340] Schrm. IV, 380.
[341] H. 8730, Schr. Man. 4614.
[342] Lehmann-Haupt S. 141.
[343] Schrm. IV, 527.
[344] Schrm. IV, 511, 512, 516–518 u. a.
[345] Schrm. IV, 510, 513–515, 519 u. a.

[346] Vgl. Schrm. IV, 514 mit III, 672 (König) u. Schrm. IV, 520 mit III, 676 (Frau).
[347] H. 12441 Schr. Man. 3739, Faks. hrsg. v. Kurt Pfister Potsdam (1924).

Evangelisten aus dem Jahr 1480 zeigt eine prächtige Folge von 28 Schnitten des Sorgmeisters auf, die uns an die Passionsfolgen erinnert, die wir beim Einzelformschnitt behandelten. Denn sie ist nicht nur dem Heidelberger Gebetbüchlein von 1470 (U. B. pal. germ. 646), sondern auch der Passion des Peter maler ze Ulm verwandt. Nach der eingehenden Betrachtung der 24 Alten haben wir in stilistischer Hinsicht zu den Schnitten nicht mehr viel zu sagen. Freilich sind sie inhaltlich viel stärker als die Textillustrationen jenes Werkes. Die Gestalt Christi bildet fast bei jedem Schnitt den Mittelpunkt, um den sich meist nur wenige Personen gruppieren. Westschwäbische Einflüsse aufnehmend hat hier unser Meister auf dem Boden der Augsburger Spätgotik ein feines Werk geschaffen. Die beiden folgenden Auflagen von 1482 und 1483 behalten den schönen Bildschmuck bei. Nach dem »Buch, das leret paissen und auch den Habicht erhennen« von 1480[348], das als Einleitungsholzschnitt einen Falkonier von der Hand des Sorgmeisters zeigt, bringt vermutlich dasselbe Jahr noch das Büchlein vom sterbenden Menschen[349], das fünf blattgroße Schnitte des Meisters enthält, deren 1. nach dem Blockbuch ars moriendi kopiert ist. Aus dieser Zeit dürfte auch noch die Madonna mit den Rosenkranzbetern[350] stammen, ein 97×80 mm großes Blatt, von dem Schreiber vermutet, daß es für einen Druck der Rosenkranzbrüderschaften bestimmt war, die um 1475 zu blühen begannen. – Montevillas »Reise nach Jerusalem«[351] vom Jahre 1481 bringt die letzten Illustrationen unseres Meisters für die Sorgsche Offizin. Es ist zugleich eines der wichtigsten illustrierten Werke Sorgs überhaupt, das uns wieder die Zeitenwende verdeutlicht, in der wir stehen: Wie in Bämlers »Buch der Natur« finden wir eine Fülle von Phantasie ausgeschüttet, aber unser Meister ist nun der Gestaltung dieser Phantasie gewachsen. Auf über 100 meist quadratischen Textillustrationen erweist er sich als so geschickter Zeichner, daß wir uns allerhand gehörnte und geschwänzte Fabelwesen mit Vergnügen gefallen lassen. Es ist von dem Montevilla Sorgs zu Breydenbachs Reise zum heiligen Grabe wahrhaftig ein Schritt vom Mittelalter zur Neuzeit, wenn wir an die Illustrationen Reuwichs zum Werk Breydenbachs denken, die nur fünf Jahre später geschaffen wurden. – In diesen Jahren muß der Sorgmeister auch für das Brigittenkloster in Maihingen beschäftigt gewesen sein, denn von seiner Hand stammt der dekorative, dreiteilige Schnitt der Heiligen Brigitte mit Ordensbrüdern und -schwestern[352]. Das Blatt ist uns in zwei Zuständen erhalten. Der erste Zustand[353] zeigt auf dem Mittelteil (265×187 mm) die Heilige in Ordenstracht auf einer Bank sitzend und in den beiden ausgestreckten Händen aufgeschlagene Bücher haltend. Ein rechts neben ihr stehender Engel flüstert ihr ins Ohr, links neben ihr steht ein Pult mit einem aufgeschlagenen Buch, daneben Pilgerstab mit Hut und Tasche. Links oben thront auf einer Wolke Gottvater mit dem toten Christus in den Armen, rechts Maria mit Kind. Zwischen beiden schwebt der Heilige Geist als Taube. Oben ist das Blatt durch einen Bogen aus Rankenwerk abgeschlossen. Die Krone zu Füßen der Heiligen deutet nach Baumeister ebenso wie der Wappenlöwe links auf ihre Herkunft aus dem schwedischen Königshaus. Das Wappen von Rom erinnere an eine römische Wallfahrt der Heiligen ebenso wie die Pilgerausrüstung an eine Palästinawallfahrt. Rechts finden sich die Wappen der Häuser Wittelsbach und Öttingen. Auf der dreifachen Einfassungslinie stehen am unteren Rand die Worte: »O her ihu xp̄e ain sun des almächtigen gots erbarm dich vber vns.« Die beiden Flügel stammen von demselben Stock und wurden erst nach dem Abdruck vom Mittelstück getrennt. Der linke (265×97 mm) zeigt acht knieende Brigittinerinnen, an ihrer Spitze die Heilige Katharina. Über den Nonnen schwebt ein Band mit der Inschrift »o birgita sponsa ihu xp̄i Bitt got für vns«. Auch dieser Flügel findet seinen oberen Abschluß durch Laubbogenwerk. Der rechte Flügel zeigt sieben stehende Mönche unter dem Spruchband: »O pater de celis miserere nostri.« Von der Bemalung des Maihinger Exemplars treten besonders Zinnober, Braun, Gelb und Grün hervor. Die beiden Seitenflügel sind in der gewöhnlichen Augsburger Art zinnoberrot umrandet. Bei dem 2. Zustand[354] ist statt des Gottvaters links auf dem Mittelstück ein Christus eingesetzt. Diese Korrektur hinterließ auch Spuren an dem Rankenwerk. Unten rechts finden sich nun die Wappen von Bayern und der Pfalz. Baumeister nimmt an, daß dieser Wechsel der Wappen deshalb vorgenommen wurde, damit der Schnitt auch für die bayrischen Brigittenklöster Altomünster und Gnadenberg verwendet werden konnte. Bei der Bemalung findet sich hier statt des Braun der Ordenstrachten Schwarz und Grau, das Mittelstück ist in dunklem Rot gerahmt, die Flügel grün. Nach einem Vergleich mit den Buchillustrationen des Sorgmeisters würden wir dieses Blatt auf den Anfang der achtziger Jahre datieren[355]. Es darf nun aber als sicher gelten, daß das Blatt für das Brigittenkloster Maihingen geschaffen wurde, welches 1481 feierlich eingeweiht wurde. Baumeister nimmt an, daß der Schnitt für diese Feier geschaffen wurde und, nachdem sich das so gut zu unseren stilistischen Feststellungen fügt, scheint es mir auch höchst wahrscheinlich zu sein. Im Zusammenhang mit diesem Brigittenbild sind zwei Bogen mit Einzeldarstellungen der Heiligen zu erwähnen, von denen sich der eine in Berlin, der andere ebenfalls in Maihingen befindet. Beide Bogen zusammen besitzen die Münchener Graphischen Sammlungen in einem guten, frühen Abdruck. Die Reproduktionen dieser bräunlichen Drucke, die mir allein vorlagen, ergeben zwar kein exaktes Bild, doch halte ich es für wahrscheinlich, daß die Mehrzahl vom Sorgmeister geschaffen wurde, der hier dem Beinamen eines »Pflanzenwuchsmeisters« alle Ehre macht. Möglicherweise hat unter ihm noch eine zweite Hand gearbeitet[356], die wir in Spätwerken Sorgs wiederfinden. Schreiber führt beide Bogen in seinem Handbuch unter Nr. 1285 auf. Er erwähnt aber auch die insgesamt acht Einzeldarstellungen

[348] H. 8341, Schr. Man. 4180, Schrm. IV, 572.

[349] H. 11629 Schr. Man. 4815.

[350] Schr. HB 1135 Heitz 31/95.

[351] H. 10647 Schr. Man. 4798 Schrm. IV, 579 ff.

[352] Schr. HB 1283.

[353] Heitz 40/52a.

[354] Heitz 40/52b.

[355] Vgl. Schrm. III, 647.

[356] Heitz 51/33.

noch getrennt. Um einen klaren Überblick zu vermitteln, sei hier in Anlehnung an die Zusammenstellung in der Sammlung Heitz Bd. 40 S. 16 ein Schema gegeben:

Brigitte v. d. Kreuz betend 123 × 84 Schr. HB 1295 GG XXI/67, 129	St. Brigitte u. St. Katharina 122 × 70 Schr. HB 1311 GG XXI/67, 134	St. Brigitte stehend 123 × 73 Schr. HB 1297 Heitz 40/53	St. Brigitte schreibend nach links 125 × 83 Schr. HB 1293 Heitz 40/54
Brigitte v. d. Kreuz betend 103 × 75 Schr. HB 1306 GG XXI/67, 131	St. Brigitte stehend 102 × 68 Schr. HB 1300 GG XXI/67, 132	St. Brigitte u. St. Katharina 104 × 75 Schr. HB 1812 Heitz 40/55	St. Brigitte schreibend nach rechts 104 × 82 Heitz 40/56
Berliner Hälfte Abb. GG 21/67		Maihinger Hälfte Abb. Heitz 40/53-56	

Wenn man das Münchener Exemplar vergleicht, das einen frühen Zustand darstellt, zeigen sich auch hier Überarbeitungen. Schreiber weist dem Sorgmeister noch mehrere andere Brigittenbilder zu, so etwa die Darstellung des Hl. Altho und der Hl. Brigitte in der Münchener Staatsbibliothek[357]. Ich halte diese Zuschreibung nicht für möglich, um so mehr, als guter Grund besteht, dieses Blatt erst ca. 1496 anzusetzen. Ebensowenig stammt der Brigittenholzschnitt (Schr. HB. 1293 a, Heitz 51/32) vom Sorgmeister, sondern ist eine Kopie nach dem großen Blatt des Meisters von einer zweitrangigen Hand, die wir z. B. in Sorgs Horologium von 1489 wiederfinden werden.–

Doch nun zurück zu den Werken Sorgs. Wenn wir in den 7 weisen Meistern neben dem Sorgmeister den Kreuzfahrtmeister tätig sehen, so finden wir diesen allein in der deutschen Übersetzung des Andreas Capellanus de amore et amoris remedio[358] aus dem Jahr 1482. Das Werk weist 19 Schnitte auf, von denen sich 6 wiederholen. Der 6. Schnitt ist nach dem Ulmer Aesop kopiert. Einige der Schnitte sind von einem minderen Formschneider gearbeitet, mit den übrigen läßt sich leicht der Anschluß an frühere Werke des Kreuzfahrtmeisters gewinnen[359]. Die Schnitte zeigen einzelne Paare verschiedener Stände, z. B. »wie ein gemein bofel einer gemeinen bofel frawen vmb liebe zusprechen soll«. Die Paare stehen völlig isoliert vor leerem Hintergrund, auf jede Milieuschilderung ist verzichtet. Die Seuse-Ausgabe Sorgs von 1482[360] ist die erste und einzige des 15. Jahrhunderts. Sie enthält 3 Initialen und 16 Illustrationen, die eng mit einer Bilderhandschrift des Benediktinerstiftes Einsiedeln zusammenhängen[361], die in einem besonders eigenartigen Miniaturstil illustriert ist. Wenn auch die Holzschnitte gegenüber den Miniaturen beruhigt sind und sogar stellenweise eine gewisse Strenge erreichen, die an die späteren Kanonbilder erinnert[362], so zeigen sich doch wesentliche Entlehnungen, vor allem in der Verbindung zwischen bildlicher Darstellung und xylographischem Text. Die Schnitte sind also im Augsburger Rahmen auffallend genug. Dem Mystiker Seuse war an einer besonders engen Verbindung von Wort und Bild gelegen, aber der Illustrator konnte der Bildkraft des Sprachschöpfers Seuse nicht immer folgen. So verbinden sich die Illustrationen nicht immer glücklich mit dem Text. Immerhin gibt der Kreuzfahrtmeister hier sein Bestes, und ein Rückblick auf sein Werk zeigt uns eine aufsteigende Linie[363]. Wie die Zeichnung, so zeigt auch die Bemalung des Augsburger Exemplars eine deutliche Mäßigung. An Stelle der leuchtenden Farben mit Weißhöhung und Gold sind ein bräunliches Rot, Spangrün, Gelb und Schwarz als Grundtöne getreten. – In diesem Zusammenhang erscheint es angebracht, auf das Pestblatt einzugehen, das Schmidbauer in Augsburg entdeckt und in der Festschrift Leidinger beschrieben hat [364]. Dieses 182 × 125 mm große Blatt ist in eine Inkunabel Alexander de Villa Dei, Doctrinale, Reutlingen ca. 1490 bei Michael Greyff[365] eingeklebt, die aus dem Kloster St. Ulrich und Afra stammt, und zeigt die beiden Pestheiligen Sebastian und Rochus in der Fürbitte zu Gott, er wolle die Strafe der Pest löschen. Links sehen wir den Heiligen Sebastian knieen, dessen weiter Mantel auf der Rechten Schulter und Arm freiläßt, die von zwei Pfeilen durchbohrt sind. In seinem Nimbus steht xylographisch »Sanctus Sebastian«. Rechts kniet St. Rochus als Pilger, der wie St. Sebastian die Hände zum Gebet erhoben hat. In seinem Nimbus steht ·S··rochius. Ein Engel, der zwischen den beiden Heiligen kniet, hebt den Rock des Hl. Rochus auf, so daß an dessen rechtem Oberschenkel eine Pestbeule sichtbar wird. Vor beiden Heiligen liegen zwei Pestleichen ausgestreckt mit Pestbeulen an Ohr und Oberschenkel. Über den Heiligen ist in einem stilisierten Wolkenkranz ein bärtiger Gottvater mit Kreuznimbus zu sehen, der sein Schwert in die Scheide steckt. Die Bemalung zeigt verschiedene Stufen von Gelb und Grün. Wenn wir das Blatt mit dem Seuse vergleichen, so stellen wir fest, daß es aus derselben Entwicklungsstufe des Kreuzfahrtmeisters stammt[366]. Dieselbe Gesichtsbildung, die strähnigen Haare und die etwas schematischen Hände finden wir hier wieder. Deshalb glaube ich, daß sich die Datierung Schmidbauers nicht aufrechterhalten läßt, der besonders wegen der Haartracht der Heiligen und des Engels etwa 1460 als Entstehungsdatum annimmt und in der Tatsache, daß 1462/63 die Pest in Augsburg wütete, für seine Annahme eine Bestätigung sieht. Dagegen ist zu sagen, daß die Haarlocke, die im allgemeinen als Kennzeichen der ersten Jahrhunderthälfte gilt, sich auch bei einzelnen Engeln des Seuse findet und außerdem 1483-1485 ebenfalls eine Pestepidemie in Augsburg herrschte, so daß es keine Schwierigkeiten machen dürfte, das Blatt auf den Beginn der achtziger Jahre zu datieren. – Weinberger[367] legt ein anderes Augsburger Pestblatt vor, das sich mit dem Schmidbauers in der Darstellung eng berührt. Das

[357] Schr. HB 1185a, Heitz 21/21.
[358] H. 994 Schr. Man. 4884.
[359] Vgl. Schrm. III, 572, 676 u. 687 u. IV, 514.
[360] C. 5688 Schr. Man. 5325 Augsb. 2° Inc. 540.
[361] Cod. 710 (322), vgl. Lehmann-Haupt S. 144ff. Abb. 82/84.
[362] Weil S. 60. Vgl. Abb. 9.

[363] Vgl. Schrm. IV, 787 mit III, 538, Schrm. IV, 776 mit III, 698 und Schrm. IV, 770 mit III, 672 u. IV, 778 mit 765.
[364] Richard Schmidbauer, Ein unbekanntes Augsburger Pestblatt des 15. Jahrh. in d. Pestschrift Leidinger. München 1930 S. 229ff.
[365] H. 672.
[366] Vgl. Schrm. IV, 770ff.
[367] Martin Weinberger, Ein Augsburger Pestblatt in: Beiträge zur Forschung Neue Folge IV. München 1932.



Abb. 9: *Aus dem Buch Seusse, Sorg 1482 (Kreuzfahrtmeister)*

verstümmelte Blatt (104×245 mm) zeigt im Unterschied zu dem vorigen neben den beiden Pestleichen noch einen sitzenden Pestkranken. Unter der Darstellung befinden sich zwei xylographische Gebete an die beiden Heiligen. Die Bildbeschreibung Weinbergers trifft nicht ganz zu. So ist es beispielsweise nicht richtig, daß Gottvater sein Schwert zum Schutz der Kranken zieht. Dieses häufige Motiv, das sich auch auf dem Schwartzschen Epitaph Hans Holbeins des Älteren findet, bedeutet natürlich, daß Gott das Schwert seines Zornes auf die Fürbitte der Heiligen hin in die Scheide steckt. Auch kann der Engel, der die Pestbeule des Heiligen Rochus entblößt, nicht als Attribut des Heiligen bezeichnet werden. Weinberger setzt sein Blatt kurz nach 1470 an, denn er will in ihm Charakteristika des Ulmer Einblattschnittes der siebziger Jahre und niederländische Elemente in der Vermittlung Ulms feststellen. Treffender wird seine Analyse, wenn er an Verwandtem aus der Buchillustration den Sorgschen Seelentrost nennt, denn sein Pestblatt muß in der Tat ebenfalls vom Sorgmeister stammen. Allerdings müssen wir – wenn uns die Reproduktion nicht trügt – das gewählte Beispiel als etwas zu früh bezeichnen und wählen deshalb aus dem Gebiet der Buchillustration etwa die Sorgsche Passion von 1480. Dort finden wir dieselbe Gesichtsbildung, die gleichen schlanken Hände mit den dünnen Fingern und den hartbrüchigen Faltenstil mit den feinen Schrägschraffuren, den Weinberger auf Ulmer Einfluß zurückführt. Die Überbetonung dieses Einflusses hat ihn wohl zu einer Datierung verführt, die sich durch einen Vergleich mit den Werken des Sorgmeisters aus der Mitte der siebziger Jahre deutlich als zu früh erweist. Weinberger glaubt, daß sein Pestblatt im Rahmen der Augsburger Einblattdrucke völlig allein steht. Wir brauchen dagegen nur auf das dreiteilige Maihinger Brigittenbild des Sorgmeisters zu verweisen, das dem Pestblatt nicht fernsteht. Schließlich hält Weinberger sein Blatt für das Vorbild des Schmidbauerschen, das erheblich später wirke. Ich halte das nicht für wahrscheinlich, ein bestimmtes Urteil darüber läßt sich jedoch nur an Hand des Originals fällen. Jedenfalls aber stammen beide Blätter vom Beginn der achtziger Jahre. – 1482 brachte Sorg Megenbergs Buch der Natur[368] heraus, dessen Illustrationen meist gegenseitige Kopien nach der Bämlerschen Ausgabe von der Hand des Kreuzfahrtmeisters sind. Lediglich an die Spitze des Kapitels von den Steinen ist statt des Heiligen Ulrich ein sachlich passender Schnitt getreten[369]. Von den 276 Schnitten zu dem Buch der heiligen Altväter[370] aus demselben Jahr stammt ebenfalls ein großer Teil von dem Kreuzfahrtmeister, so etwa der Einleitungsholzschnitt, der 6 Eremiten darstellt. Der erste Teil der Illustrationen ist nach einer Straßburger Ausgabe von 1477 kopiert, für den 2. Teil wird man wohl eine Bilderhandschrift als Vorbild anzunehmen haben. Neben dem Kreuzfahrtmeister finden wir noch den Sorgschen Columnameister beteiligt, der hier eine weit reichere Zeichnung gibt als in den letzten Werken,

368 H. 4045, Schr. Man. 3782, Augsb. 2° Inc. 524.

369 Schrm. IV, 840.

370 H. 8605, Schr. Man. 4217, Augsb. 2° Inc. 531.

die wir von ihm kennenlernten[371]. – Den Kreuzfahrtmeister finden wir nach dem Brigittenbild aus der »Bürde der Welt« von 1482[372], das sich eng mit der Bildwelt des Seuse berührt, zum letzten Mal in Sorgs Melusine[373] von ca. 1485. Die kleinen, querformatigen Schnitte dieses Werkes haben die Ausgabe Bämlers zum Vorbild. Ihre Bedeutung ist gering, und sie zeigen uns deutlich den Niedergang der Buchillustration: an die Stelle der großformatigen, originalen Illustration tritt die kleinformatige Kopie. Neben dem Kreuzfahrtmeister[374] ist hier noch eine zweite Hand beteiligt, die z. B. auch an der Illustration von Sorgs Tristan beteiligt war[375]. Wir werden überhaupt die Feststellung machen, daß in den Spätwerken Sorgs die uns bekannten Meister immer mehr zurücktreten hinter unbekannten Händen.

Zunächst haben wir aber noch die Entwicklung des dritten, wichtigen Illustrators von Sorg, des Columnameisters, zu verfolgen. Dieser Meister hat sich zuerst mit geringem Erfolg als Kopist bei den Plenarienausgaben Sorgs versucht. Die Sorgschen Plenarien[376] bauen ganz auf Zainer und Bämler auf und variieren untereinander nur gering. Die Ausgabe von 1478 zeigt ein neues Titelbild mit dem Monogramm Christi von unbekannter Hand[377]. Die späteren Ausgaben bringen statt dessen eine Kreuzigung mit den vier Evangelistensymbolen von der Hand des Sorgmeisters[378]. Die Textillustrationen, die mit Ausnahme einiger Neuübernahmen von Zainer und Bämler gleichbleiben, sind sehr nachlässig und erreichen die Vorbilder bei weitem nicht. Sie dürften großenteils vom Sorgschen Columnameister stammen, der jedoch hier noch nicht zu dem ihm später eigenen Konturstil gefunden hat, sondern auch die Innenzeichnung der Vorbilder mit übernimmt. Auch aus den Sorgschen Alexanderausgaben können wir keinen wesentlichen Eindruck von ihm gewinnen. Die erste Ausgabe von Sorg aus dem Jahr 1478[379] übernimmt die Illustrationen Bämlers völlig, ergänzt sie durch einige Schnitte aus dessen Historia Troiana und fügt lediglich zwei minderwertige Textillustrationen und einen wenig bedeutenden Einleitungsholzschnitt hinzu. Auch die zweite Ausgabe von 1480[380] verändert nur weniges. In ihr finden wir eine der charakteristischen Reiterszenen des Columnameisters[381], die schon die völlige Beschränkung der Zeichnung auf die Kontur und die schematisierte Gesichtsbildung mit den großen Augen und halbmondförmigen Oberlidern zeigt. Die anderen drei neuen Schnitte dagegen[382] weise ich im Gegensatz zu Baer dem Sorgmeister zu. Die dritte Ausgabe des Alexander von 1483 und die letzte von 1486 bringen im Bilderschmuck nichts Neues. – Erst an Hand einer dritten Kopie können wir unseren Meister gründlich kennenlernen; denn ebenso wie den Alexander brachte Sorg auch die Historia Troiana unter Übernahme Bämlerscher Illustrationen heraus. Die Ausgabe von 1479[383] ersetzt eine größere Anzahl der abgenutzten Stöcke von Bämler durch gleichseitige Kopien von der Hand des Columnameisters. Nach ihnen wurde er benannt, denn in ihnen prägt sich seine Eigenart schon deutlich aus, wenn er auch manchmal in Anlehnung an seine Vorlage reicher schraffiert, als es sonst in seinen frühen Werken der Fall ist. Die Ausgabe von 1482[384] bringt eine größere Anzahl neuer Schnitte vom Columnameister. Da er hier an keine Vorlage mehr gebunden ist, können sie als besonders typisch für ihn gelten. Neben seinen Schnitten findet sich noch ein buntes Mosaik schon bekannter und unbekannter Illustrationen, auf das nicht näher eingegangen werden braucht. Es seien nur noch die drei Jasonschnitte erwähnt[385], die Baer außerordentlich hoch einschätzt und dem Zainerschen Zamorensis nahestellt, was ich nicht unbedingt unterschreiben möchte. – Aus derselben Zeit dürften auch die beiden Einzelformschnitte der Heiligen Leonhard und Florian in der Stuttgarter Handschrift cod. poet. et. phil. 4° Nr. 39 aus dem Kloster Wiblingen stammen, die auch dem Columnameister zuzuweisen sind[386]. Schreiber rückt sie in die erste Hälfte der siebziger Jahre und ist dabei wohl durch die altertümliche Art des Meisters, der auch hier keine Schraffur gibt, zu einer etwas zu frühen Datierung verleitet worden. Ein größeres Blatt von der Hand des Columnameisters finden wir in dem Einleitungsholzschnitt zu der Cronica von allen keysern vnd künigen[387], der einen Kaiser auf dem Thron, umgeben von Bischöfen und Fürsten zeigt. Hier bringt er einen ganz gleichförmigen Strich und grobe Parallelschraffur. Von diesem Blatt ist es kein weiter Weg mehr zu seinem bedeutendsten Werk, den Illustrationen zum Konzilienbuch. Ulrich von Reichenthals Konzilienbuch von 1483[388], das in Wort und Bild die Vorgänge des Konstanzer Konzils schildert, ist zugleich wohl als das wichtigste Werk anzusprechen, das die Sorgsche Offizin verlassen hat. Seine 39 ganz- oder halbseitigen Illustrationen vermitteln eine lebendige Anschauung von den Vorgängen in Konstanz, die 1161 Wappenschnitte machen es zum ersten und bedeutendsten Wappenbuch der Inkunabelzeit. So blieb dieses Werk lange Zeit ein Vorbild, auf das wohl auch die Kronecken der Sassen aus dem Jahr 1492 von Schöffer zurückgriff,[389] und von dem noch 1536 ein Nachdruck mit Kopien Jörg Breus erschien.– Von dem Konzilienbuch sind uns 9 Handschriften erhalten, deren Illustrationen untereinander so ähnlich sind, daß ein gemeinsames Original angenommen werden muß. Unsere Holzschnitte stehen den Miniaturen der Karlsruher Handschrift Cod. St. Georgen 63 aus der Werkstatt Simon Dachers am nächsten. Darauf wies Kautzsch[390] zuerst hin, der jedoch auch

[371] Vgl. Schrm. IV, 871, 873, 880, 889, 892, 893, 899, 900 u. a.
[372] H. 12014, Schr. Man. 3496 Schrm. IV, 1046.
[373] H. 11062, Schr. Man. 4634.
[374] Vgl. Schrm. IV, 2330, 2333, 2337, 2338, 2342–2344 u.a.
[375] Vgl. Schrm. IV, 2263 mit 2326 oder 2290 mit 2345.
[376] 1478 (2 Ausgaben), 1480, 1481, 1483 u. 1487.
[377] Schrm. IV, 327.
[378] Schrm. IV, 3088.
[379] H. 786, Schr. Man. 3133, Baer S. 31.
[380] H. 788, Schr. Man. 3135.
[381] Schrm. IV, 506.
[382] Schrm. IV, 505, 507 u. 508.
[383] H. 5515, Schr. Man. 4134, Baer S. 33.
[384] H. 5516, Schr. Man. 4135 Schrm. IV, 789 ff.
[385] Schrm. IV, 799–801.
[386] Schr. HB 1591 a u. 1422 b, Heitz 39/5 und 6.
[387] H. 9793, Schr. Man. 3755, Schrm. IV, 541.
[388] H. 5610, Schr. Man. 5095, Augsb. 2° Inc. 585, Baer S. 142.
[389] Geisberg S. 110.
[390] Kautzsch in der Zeitschrift f. d. Geschichte des Oberrheins N. F. XI (1894) S. 479.

hier keine direkte Abhängigkeit annahm. Im einzelnen wird das Verhältnis von Handschrift und Druck durch Baer beleuchtet. Schon er hat auch die Illustrationen unseres Druckes dem Meister des Sorgschen Columna zugewiesen, der namentlich an seinen monotonen Gesichtern zu erkennen ist. Seine Innenzeichnung ist durch harten Faltenwurf und Parallelschraffur der Schattenpartien etwas bereichert. Im übrigen erweist er sich als ein zwar trockener, aber nicht ungeschickter Schilderer, der die seitengroßen Schnitte in Hochformat nicht ungern in zwei »Stockwerke« mit verschiedenen Szenen aufteilt und eine große Vorliebe für schwarze oder ornamentierte Flächen erkennen läßt. Größere Menschenmassen stellt er oft in etwas eintöniger Reihung dar, dagegen vermögen einzelne Szenen etwa von der Hinrichtung des Hus[391] unser lebhaftes Interesse zu gewinnen. Das Hauptverdienst an den Schnitten kommt wohl der Vorlage des Columnameisters zu, dessen Illustrationen übrigens in dem benützten Exemplar noch gewinnen durch eine geschickte Bemalung, welche die Schraffur der Schattenpartien deckt und die hellen Faltenstege ausspart. – An die Illustrationen zum Konzilienbuch schließt sich eine Verkündigung in Stuttgart an[392], die ebenfalls vom Columnameister und nicht, wie Schreiber annimmt, vom Sorgmeister stammt. Wir finden hier den dicken Strich, der für den Columnameister typisch ist, während wir beim Sorgmeister gerade die Feinheit der Zeichnung zu rühmen hatten, wir finden auch die schwere Parallelschraffur, die scharf gegen die hellen Partien abgegrenzt ist, und stellen ferner dieselbe Vorliebe für den Ornamentteppich wie im Konzilienbuch fest[393]. Der Unterschied in der Gesichtsbildung gegenüber dem Sorgmeister endlich blieb auch Schreiber nicht verborgen. Die Bemalung zeigt die übliche ziegelrote Umrahmung, goldenen Nimbus, sowie Rotlack, Grün und Gelb als herrschende Töne. Ein Blick auf die Münchener Verkündigung[394], die wir schon erwähnten, beweist die starke Kontinuität der Augsburger Entwicklung. – So gehen auch die 20 Schnitte der Passion[395] Sorgs von 1486 auf jene Folge zurück, von der wir schon mehrfach zu sprechen hatten. Wenn wir von den doppelt gerahmten Schnitten einer weniger guten Hand absehen, so finden wir hier das Bild von dem Columnameister, das wir aus dem Konzilienbuch gewonnen hatten, im wesentlichen bestätigt. – Daß Sorg im Jahre 1488 Breidenbachs Reise nach dem heiligen Land[396] herausbrachte, nimmt nicht wunder, denn dieses Werk beansprucht einen besonderen Platz unter den Palästinapilgerbüchern des 15. Jahrhunderts, da es der erste Originalbericht nach eigener Anschauung ist. Der Bericht beruht auf einer Reise, deren Führer der Mainzer Domdekan Bernhard von Breydenbach war, und unter deren Teilnehmern sich auch Erhard Reuwich, »eyn guter maler«, befand. Letzterer versah die Drucke des Reiseberichtes vom Jahr 1486 mit reichem Bild-



Abb. 10: *Aus: Ulrich von Reichenthal, Konzilienbuch, Sorg 1483 (Sorgscher Columnameister)*

[391] Schrm. IV, 1071 ff. Vgl. Abb. 10.
[392] Schr. HB 35e, Heitz 39/1.
[393] Vgl. Schrm. IV, 1085.
[394] Heitz 10/2.
[395] H. 12445 Schr. Man. 3743.
[396] H. 3960 Schr. Man. 3631 Augsb. 2° Inc. 716.

schmuck, von dem die Sorgsche Ausgabe nur einen sehr schwachen Abglanz gibt. Sie stellt die zweite deutsche Ausgabe des Werkes dar und ist nur mit 8 Schnitten geschmückt, die im Gegensinn nach dem Original kopiert sind. Die großen Städte- und Landschaftsbilder des Mainzer Originals fehlen. Wie die Orthographie des Textes in das Bayrisch-Schwäbische übertragen wurde, so wandelt der Columnameister auch die Illustrationen des Mainzer Künstlers in das Lokal-Handwerkliche. Doch stellen für unseren Meister die Kopien mit ihrer sorgfältigen Innenzeichnung eine ganz beachtliche Leistung dar. Als Kopist begegnet uns der Columnameister auch in Sorgs Heiligenleben von 1486[397]. Denn während die früheren Auflagen des Heiligenlebens bei Sorg ganz auf Zainer und Bämler aufbauten, und unter den wenigen neuen Schnitten nur die blattgroße Kreuzigung des Veronika-Meisters von Wichtigkeit ist (Schrm. IV, 381), bringt diese Kopien nach verschiedenen Vorlagen von der Hand des Columnameisters, der auch hier den gewonnenen Stil beibehält[398]. Von ihm ist auch der große Einleitungsholzschnitt[399], der schon in den bisherigen Auflagen Verwendung gefunden hatte. Die Ausgabe von 1488 trägt deutlich die Zeichen des Niederganges[400]. Sie bringt zwar wieder neue Illustrationen nach den früheren Augsburger und einer Reutlinger Ausgabe von 1482, die jedoch von lauter unbekannten Händen stammen, von denen sich die erste durch harte Kontur[401], die zweite durch feine Schraffur[402] und eine dritte durch ihre dickstrichigen und nachlässigen Schnitte[403] sondern läßt. Während diese Hände noch erträgliche Arbeit leisten, ist der Sommerteil fast durchwegs mit völlig ungenügenden Schnitten illustriert, auf die einzugehen sich nicht lohnt. – Nach den 6 Philosophenbildern in dem Druck der 4 Angeltungen von ca. 1490[404] finden wir den Columnameister wohl auch noch in der kleinen Ars memorativa[405], die ungefähr zur gleichen Zeit herauskam. Wenn auch seine kleinen Illustrationen zu diesem Werkchen künstlerisch nicht eben viel bedeuten, so sind sie uns doch in anderer Hinsicht interessant. Das Büchlein hat die Gedächtniskunst des Florentiners Jacobus Publicius zum Vorbild, die 1482 von Ratdolt gedruckt wurde. Seine 65 Textholzschnitte wollen einzelne Abstrakta durch sinnliche Darstellung dem Leser einprägen. So wird z. B. »naß« durch eine Badestube illustriert, »künstlich« durch ein Räderwerk. Obwohl die Art und die Zusammenstellung der Schnitte eher nach rückwärts weisen und an die Art der Biblia pauperum erinnern, so hat Weil doch recht, wenn er auch aus diesem bescheidenen Bändchen den Drang zur sinnlichen Erfassung der Welt liest, der die Zeit damals beherrschte. – Zum letzten Mal finden wir den Columnameister bei Sorg in der Kindheit unseres Herrn Jesu Christi von 1491[406], in einem Werk, das wieder ein deutliches Dokument des Verfalls der Buchillustration ist. Die 74 Illustrationen stellen eine Nachlese aus den verschiedensten Werken dar: ein Teil ist aus der Neuen Ehe übernommen, einige stammen aus dem Horologium oder der Passion von 1486, die Mehrzahl der anderen ist nach Schönsperger kopiert. Sie stammen meist vom Columnameister[407], der sich hier kaum anders zeigt als in seinen Frühwerken. Daneben begegnen wir noch einer guten Hand, die ich fast für identisch mit dem Meister der Pflanzmannbibel halten möchte[408]. Nachdenklich stimmt dabei nur, daß eine so gute Hand nur in so großen Intervallen auftaucht. – Während wir den Sorgschen Columnameister noch an der Illustration des Zeitglöckleins, das Dinckmut 1493 in Ulm druckte[409], beteiligt finden, stellen wir bei Sorg nur noch unbekannte Hände fest. So verteilen sich die 60 kleinen Schnitte zu Tristan und Isolde von 1484[410], deren Hauptverdienst darin liegt, daß sie einen neuen Stoffkreis illustrieren, auf zwei Hände: die eine zeigt einen gleichförmigen, harten Strich, blechernes Faltenwerk und grobe Parallelschraffur oder -strichelung[411], die andere dagegen zeichnet weicher und modelliert geschickter. Sie erscheint wieder in dem Evangelienbuch Sorgs von 1493[412]. In der »histori von den zwei liebhabenden menschen Lucrezia und Euriolo« des Eneas Silvio von 1489[413] begegnen wir der ersten Hand wieder. Auch hier zeigt sie kleine, breitformatige Schnitte, die jedoch nach der Straßburger Ausgabe Knoblochzers kopiert und teilweise recht nachlässig geschnitten sind. Dagegen ist die deutsche Ausgabe von Boccaccios Decamerone von 1490[414] noch einmal ein ansprechend illustriertes Werk, dessen meiste Schnitte ebenfalls der oben erwähnten Hand zuzuweisen sind[415]. Allerdings ist Schreibers Parallele zum Ulmer Aesop schon sehr wohlwollend, denn gegen den Schluß des Werkes vergröbern sich die Schnitte stark, und wir haben hier wohl noch eine zweite Hand anzunehmen. Dem guten Meister darf vielleicht auch der schöne Einleitungsholzschnitt des Werkes zugewiesen werden, der sieben Frauen mit Rosenkränzen beim Gespräch in einem weiten Gemach zeigt, das oben durch einen Bogen mit Rankenwerk abgeschlossen ist[416]. Er ist uns deswegen bedeutsam, weil hier der dem Holzschnitt gemäße Konturstil weitgehend aufgegeben ist zugunsten einer rein zeichnerischen Behandlung. –

Sorg muß für seine letzten Werke einen größeren Kreis von Illustratoren herangezogen haben, der an den bewährten Meistern geschult war, sich aber im wesentlichen auf Kopieren beschränkte. So finden wir in dem Horologium devotionis[417] von 1489, übrigens dem ersten lateinischen Druck Sorgs, eine Hand tätig, die dem Columnameister nicht allzu ferne steht. Schreiber nimmt hier zwei Illustratoren an, jedoch halte ich die Schnitte

---

397 H. 9979 Schr. Man. 4310.

398 Schrm. IV, 2428, 2429 u. 2468 sind beschnittene Stöcke von Bämler benützt.

399 Schrm. IV, 2410.

400 H. 9980 Schr. Man. 4312.

401 Schrm. IV, 2516–2528.

402 Schrm. IV, 2529 u. 2530, 2532–2539.

403 Schrm. IV, 2541–2555.

404 H. 1097, Schr. Man. 3314.

405 H. 1827, Schr. Man. 3369, Faks. hrsg. v. Weil Augsburg 1922.

406 H. 4060 Schr. Man. 3726.

407 Schrm. IV, 2962, 2964, 2965, 2972, 2983, 2985–2988 u. a.

408 Schrm. IV, 2963, 2966–2975 u. a. vgl. etwa Schrm. IV, 2968 u. 2974 mit 296 u. 298, sowie mit 72.

409 H. 16280 Schr. Man. 3452, Schrm. VI, 619–621, 624–631.

410 Schr. Man. 5381.

411 Schrm. IV, 2259, 2261, 2264, 2268, 2270–2273 u. s. f.

412 Schrm. IV, 2260, 2262, 2263, 2265–2267 u. s. f.

413 Schr. Man. 3018.

414 H. 3281 Schr. Man. 3505, Augsb. 2° Inc. 810.

415 Vgl. Schrm. IV, 2303 mit 2857 u. 2304 mit 2873.

416 Schrm. IV, 2847.

417 H. 8935 Schr. Man. 3443 Augsb. 8° Inc. 42.

für alle von einer Hand stammend, die nach der Passion Sorgs von 1486[418] und nach Schönspergerschen Drucken kopierte. Diese zeigt einen ähnlichen Gesichtstypus wie der Columnameister mit eng zusammenstehenden, großen Augen und betontem Oberlid sowie eine lebhafte Innenzeichnung. Wir finden sie wieder in der Historie zum Herzog Wilhelm von Orlenz, die zusammen mit der Zweitauflage des Herzog Wilhelm von Österreich 1491 erschien und auch dort von uns schon erwähnt wurde. – So haben wir nur noch einen Blick auf das Buch der natürlichen Weisheit von 1490 zu werfen[419]. Der blattgroße Schnitt am Anfang des Werkes[420] zeigt acht stehende Männer, die durch Schriftbänder als Verkörperung von »Weisheit, Großmütigkeit, Hoffart, Torheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Unmäßigkeit und Geizigkeit« bezeichnet sind. An diesem Blatt lassen sich schon die Merkmale des Illustrators ablesen, der eine überaus starke und harte Kontur liebt, die von kurzer Strichelung begleitet ist. Denn die Textillustrationen von seiner Hand, die meist Gleichnisse aus dem Tierreich verbildlichen, ergeben ein ganz ähnliches Bild. Er hat wohl auch den Rosenkranz Unserer Lieben Frau aus demselben Jahr illustriert[421]. Allerdings sind die 5 Schnitte, die wir hier finden, nach der Ausgabe Dinckmuts von 1483 kopiert und zwar der 1. Schnitt gegenseitig und der letzte gleichseitig, während die Medaillons mit den Darstellungen aus dem Leben Jesu leicht verändert sind. – Als ein seltsamer Fremdkörper schiebt sich die Chiromantie des Dr. Hartlieb, das Augsburger Blockbuch des Jörg Schapf in unsere Betrachtung. Wenn es auch in illustrativer Hinsicht nur wenig Beachtenswertes bringt, so wollen wir dieses interessante Dokument einer Zeit der Wende nicht übergehen. Allerdings müssen wir uns dabei versagen, auf die kulturhistorischen Zusammenhänge einzugehen, denn die alte Kunst des Handlesens war auch im Mittelalter weit verbreitet. Sie setzte die Ballen und Hügel an den Fingerwurzeln in Beziehung zu dem Einfluß der sieben Planeten, die Handlinien zu dem Denken und Handeln des Menschen. Dazu gibt die Chiromantie des Dr. Hartlieb praktische Anweisungen. Die entscheidende Hand für den Mann ist die rechte, für die Frau die linke. In zahlreichen Einzelbeispielen werden die Handlinien erklärt, wie z. B. »wer die zaichen hat der wirt ermört« oder »welche frau den steren hat die hat die man vil lieber dan sie die man haben«. Dr. Hartlieb, der Verfasser, gehört der frühen Humanistengeneration an, die literarisch vor allem durch Übersetzungen in Erscheinung trat. Über sein Leben ist nur wenig bekannt. 1433 erwarb er in Wien den Grad eines Baccalaureus und schrieb in den folgenden Jahren eine Gedächtniskunst, eine Minnekunst nach dem und schon bekannten tractatus des Andreas Capellanus, die er später unter dem Titel »Das Buch ovidy von der Kunst, Liebe zu erwerben, auch Liebe zu verschmähen« herausgab. Von dem Wiener Hof Albrechts IV. ging er nach München zu dem Wittelsbacher Albrecht III., dessen Leibarzt er wurde. In München erschien auch die Chiromantie. Diese ist der Herzogin Anna, der Gemahlin Albrechts gewidmet, was auch in dem Blockbuch bildlich dargestellt wird. Das Augsburger Blockbuch der Chiromantie wurde deshalb berühmt, weil es auf der ersten Seite die Jahreszahl 1448 trägt, die lange Zeit als Druckdatum galt. Doch schon die Illustrationen des Werkchens zeigen einwandfrei, daß es sich nur um das Datum der Widmung durch den Autor handeln kann. Wir haben vier Zustände des Druckes zu unterscheiden: der erste Druck ist anopistographisch, d. h. einseitig mit dem Reiber gedruckt und weist weder Signaturen noch Adresse des Druckers auf[422]. Der zweite Druck ist ein opistographischer, d. h. ein beiderseitiger Pressendruck. Von ihm befindet sich ein unvollständiges Exemplar in Augsburg[423]. Der 3. Zustand weist Signaturen von a bis e auf und die Adresse: irog scapff (!) zu augspurg. Der 4. Zustand stimmt mit dem 3. überein, jedoch ist die Adresse in iorg schapff zu augspurg korrigiert. Jörg Schapf ist durch Augsburger Steuerlisten seit 1478 als Buchbinder bekannt. Er starb um 1517. Zwar war er selbst Formschneider, aber es ist doch unsicher, ob die Schnitte zur Chiromantie von ihm selbst stammen, oder ob er sie nur erworben hat, nachdem seine Adresse erst im 3. Zustand des Werkes auftaucht[424]. Doch nun zu dem Werk im einzelnen[425]. Es ist im allgemeinen in einen Papierband gebunden, der mit 2 Holzschnitten in der Art eines gepreßten Lederbandes bedruckt ist. Auf der ersten Seite findet sich der Widmungsholzschnitt, der den Verfasser Hartlieb vor der thronenden Herzogin Anna knieend zeigt, wie er ihr sein Werk überreicht. Im Hintergrund sieht man über eine halbhohe Mauer hinweg eine Burg in hügeliger Landschaft. Die Gewänder der beiden Personen zeigen üppigen Faltenwurf mit geschickt variierter, sehr feiner Parallelschraffur. Auch in der Landschaft herrscht feine Parallelstrichelung vor. Die Art des Schnittes läßt fast schon an Kupfersticheinfluß denken. Neben dem ornamentierten Thronhintergrund sprechen die ebenfalls fein schraffierten Gesichter deutlich für Augsburg. Die ganze Darstellung erinnert stark an die freilich etwas spätere Ungarnchronik Ratdolts[426]. Der Zeitansatz Schreibers, der das Werk in die Mitte der siebziger Jahre datiert, scheint mir bei Betrachtung der Illustrationen reichlich früh. Der Begriff des Blockbuches, der zu einer frühen Datierung verleiten könnte, darf hier wohl nicht zu sehr in den Vordergrund gerückt werden, denn tatsächlich enthält das Werk ja nur sehr wenig Text und überwiegend Illustrationen, so daß die Herstellung im Blockbuchverfahren durchaus nahelag. Auf der zweiten Seite des Werkes findet sich unter dem Text noch ein zweiter Schnitt derselben Hand[427]. Auf ihm ist rechts Christus in einer stilisierten Wolke dargestellt, der Glück und Unheil über zwei Menschen ausschüttet, links daneben ein Jüngling mit erhobener Hand, der einem Lautenspieler an zwei Stöcken folgt. Davor liegt ein Mann, der sich mit einem Messer den Hals durchschneiden will, neben ihm steht ein Weiser in langem Gewand. Links ermordet eine Frau ihren schlafen-

[418] Die Schnitte aus d. Passion sind nicht übernommen, wie Schramm angibt.

[419] H. 4047 Schr. Man. 3650 Augsb. 2° Inc. 812.

[420] Schrm. IV, 2785.

[421] H. 14038, Schr. Man. 5163.

[422] Faksimile hrsg. v. Ernst Weil München 1923.

[423] Augsb. 2° Inc. 126.

[424] Hind, II S. 275.

[425] Schr. Man. IV, S. 428.

[426] Vgl. Schrm. XXIII, 309 und 310.

[427] Vgl. Schrm. XXIII, 334.

den Mann, dahinter steht ein Galgen mit einem Gehängten. Jede Figur hat ein kabbalistisches Zeichen bei sich, das zu den Tierkreiszeichen in Beziehung steht. Unter Aufgebot der die Zeit beherrschenden Geheimwissenschaften ist hier gewissermaßen eine gedrängte Übersicht über das Buch gegeben. Denn nun folgen die erläuternden Abbildungen der 44 Hände, von denen jede eine Seite einnimmt.

3. Der Niedergang der Buchillustration unter Schönsperger

Nachdem schon bei Sorg ein gewisser Rückgang in der Güte der illustrierten Bücher festzustellen war, wird an der Produktion Johann Schönspergers im 15. Jahrhundert der Verfall offenbar. Schreiber bezeichnet den Drucker als »raffinierten Geschäftsmann in verbilligter Volksliteratur und unverschämten Nachdrucker«[428] und faßt darin alles zusammen, was wir ihm vorwerfen müssen. Originale Illustrationen sind bei Schönsperger äußerst selten, im allgemeinen greift er auf Zainer, Bämler, Sorg oder auch auswärtige Drucker zurück. Aber auch die handwerkliche Qualität der Kopien läßt viel zu wünschen übrig, und der Weg vom Original zu seinen Kopien führt meist steil abwärts. Die Beschleunigung der Lieferung aus Konkurrenzgründen läßt keine sorgfältige Durcharbeitung mehr zu, und darunter litt die gesamte Ausstattung der Bücher, die schon bei Sorg im Format kleiner geworden waren. Als typisch für seine Geschäftspraxis kann die erstmalige Verwendung von Schablonen bei seinem Herbarius von 1485 gelten, die den zeitraubenden Vorgang des Illuminierens abzukürzen geeignet war. Über seine Person ist nicht viel bekannt[429]. Sein erster Druck, das deutsche Regimen sanitatis, erschien am 1. September 1481. Im Verlauf des Jahres 1481 druckte er gemeinsam mit Thoman Rüger, wie aus der Schlußschrift des deutschen Plenars vom 1. 12. 1481 und der Neuen Ehe von 1482 hervorgeht. Im folgenden Jahr erscheint er wieder allein als Drucker. Rügers Witwe Anna bringt 1484 einen Sachsenspiegel und ein Briefbuch heraus, die mit Schönsperger Typen gedruckt sind, so daß Proctor die Vermutung aussprach, Schönsperger selbst habe sie für die Witwe seines früheren Mitarbeiters gedruckt. Im Gegensatz zu dem Tiefstand im 15. Jahrhundert nahm die Schönspergersche Offizin, die von Johann dem Jüngeren weitergeführt wurde, im 16. Jahrhundert einen ungeheueren Aufschwung. Wir haben uns hier leider mit der unerfreulichen Periode zu befassen, nehmen aber das Recht für uns in Anspruch, auf die Werke aus Schönspergers Offizin nicht mit derselben Ausführlichkeit einzugehen, mit der wir die Tätigkeit der bisherigen Drucker verfolgten. Denn es ist kaum zu befürchten, daß wir dadurch eine für die Entwicklung des Augsburger Buchholzschnitts wichtige Hand übersehen. Die Entwirrung der zahlreichen Kopistenhände aber ist nicht lohnend, wie sich schon bei Sorg gezeigt hat. Außerdem vermittelt uns die Sammlung Schramm hier keinen Überblick. Deshalb wollen wir lediglich an Hand des in Augsburg Vorhandenen auf die wichtigsten Werke eingehen. –

Von den uns schon bekannten Meistern begegnen wir dem Sorgschen Columnameister in dem Einleitungsholzschnitt zum Sommerteil des Schönspergerschen Heiligenlebens, das erstmals 1487 herauskam[430]. Das Blatt stellt wohl schon einen zweiten Zustand dar, denn das Stück mit dem Heiligen Ambrosius in der Nische ist neu eingesetzt[431]. – Baer stellt die Hand dieses Meisters auch an den neuen Schnitten der Historia Troiana von 1488[432] fest, die im übrigen neben den Sorgschen Stöcken von 1482 auch die Bämlerschen verwendet, die Sorg schon 1479 gebraucht hatte. Der Columnameister sei hier in der Zeichnung natürlicher, aber dennoch seien seine Fähigkeiten, den kühnen Vorwürfen nicht immer gewachsen. Zwei Schnitte[433] erinnern Baer an Zainers Spiegel des menschlichen Lebens. – Unter den zahlreichen Werken Schönspergers mit Kopien ragt der Seelenwurzgarten hervor, der zuerst 1484 erschien[434]. Er enthält neben einem Einleitungsholzschnitt noch 43 Illustrationen, unter denen mehrere gegenseitige Kopien nach der Ausgabe Dinckmuts von 1483 sind. Für den Rest der Schnitte nimmt Schreiber eine Bilderhandschrift als Vorlage an. – Auch der Hortus sanitatis sei kurz erwähnt, den Schönsperger zuerst 1485 herausbrachte[435]. Das Werk schließt sich in den Illustrationen eng an die Erstausgabe von Schöffer, Mainz 1485, an. Der Einleitungsholzschnitt ist genau kopiert, nur das Augsburger Wappen ist neu. Die Textillustrationen sind meist gegenseitige Kopien von etwas geringerer Größe. Die folgende Ausgabe Schönspergers von 1486[436] bringt einen neuen Einleitungsholzschnitt mit fünf sitzenden Ärzten und auch einige andere Textillustrationen, die sich aber teilweise an die Ausgabe Grüningers von 1486 anschließen. Diesen Bilderschmuck zeigen auch alle folgenden Ausgaben, die Schönsperger von diesem wichtigen Frühwerk der Pharmakologie herausbrachte. Wenn wir die Illustrationen einzeln durchgehen, stellen wir dasselbe Nebeneinander von Naturbeobachtung und Phantasie wie etwa bei Bämlers Buch der Natur fest[437]. Die Wiedergabe der Pflanzen hat gegenüber dem Schöfferschen Original an Feinheit und Gewandtheit verloren, wozu auch die Verkleinerung des Formats beigetragen haben mag. Unter den spärlichen Menschendarstellungen – der Einleitungsholzschnitt fehlt in dem benützten Exemplar – begegnen wir in dem Arzt mit Uringlas am Beginn des 4. Teiles einer Hand, die sich an Bekanntes anschließen läßt[438]. Wie schon erwähnt, verwendet Schönsperger zur Bemalung des Hortus sanitatis erstmalig Schablonen. – In der Reihe der wichtigeren Werke mit Kopien folgt Schönspergers Bibel von 1487[439], die 11. der deutschen Bibeln und zugleich eine der seltensten. Ihre 110 Schnitte sind nach der Kobergerbibel von 1483 kopiert, die ihrerseits wieder auf die Kölner Bibel zurückgeht. Auch dieses Werk verrät deutlich die Ge-

---

428 Schreiber, Buchhs. S. 12.
429 Vouilliéme S. 9.

430 Schr. Man. 4311, Schr. HB 1878, Heitz 31/137.
431 Vgl. auch Schrm. IV, 1085.
432 H. 5517, Schr. Man. 4137, Baer S. 35.
433 S. 38 u. 44.
434 H. 14585 Schr. Man. 5231.
435 H. 8949 Schr. Man. 4333.
436 H. 8951 Schr. Man. 4335 Augsb. 2° Inc. 680.
437 Vgl. etwa die Muscheln und die Alraunen.
438 Vgl. Schrm. XXIII, 666 u. 629.
439 H. 3139 Schr. Man. 3463 Augsb. 2° Inc. 691 (Fragment).

schäftspraxis Schönspergers: Es ist auf schlechtes Papier gedruckt, und der Kopist ist keine erstrangige Hand. Er arbeitet mit feingestrichelter Schraffur, und wir dürften ihm schon im Sorgschen Heiligenleben von 1488 begegnet sein[440]. Auch hier sind die Schnitte mit Schablonen bemalt. Das letzte Bild des Neuen Testaments bringt ein Monogramm , das Nagler[441] als von Hans Bämler stammend bezeichnet. Es ist jedoch höchst unwahrscheinlich, daß Bämler, von dem wir überdies eine andersartige Hausmarke kennengelernt haben, nach Beendigung seiner eigenen Druckertätigkeit für eine fremde Werkstatt gearbeitet haben soll. Als Unikum der Augsburger Staats- und Stadtbibliothek sei die Schönspergersche Ausgabe des Narrenschiffes von 1494[442] kurz erwähnt, obgleich dessen 115 Schnitte nach der Nürnberger Ausgabe Peter Wagners aus demselben Jahr kopiert sind. Wenn auch Schreiber den esprit der Nürnberger Ausgabe vermißt und tatsächlich der Augsburger Typus ziemlich stark durchschlägt, so ist das Werk doch ganz ansprechend illustriert und deutet schon die kommende Entwicklung an. Denn unter der großen Zahl von Schönspergers Nachdrukken nimmt Schedels Buch der Chroniken[443] von 1496 einen hervorragenden Platz ein. Zwar trägt auch dieses Werk, das auf die Nürnberger Erstausgabe Anton Kobergers mit den berühmten Illustrationen von Wolgemut und Pleydenwurff zurückgeht, den Stempel der Schönspergerschen Geschäftspraxis: es ist im Format kleiner und die Illustrationen sind dementsprechend vereinfacht, aber der Nachdruck ergibt doch ein geschlossenes Bild, das neben dem Original bestehen kann. Das liegt besonders daran, daß die Illustrationen von keinem der gleichgültigen Kopisten stammen. Die Augsburger Schnitte sind gegenüber den Nürnberger Originalen frei verändert, so fehlt zum Beispiel das Rankenwerk zwischen den völlig umgestalteten Porträtbüsten. Der Konturstil des frühen Holzschnitts ist zugunsten eines malerischen Stils aufgegeben. Eine krause, kurzgestrichelte Schraffur, kleine Häkchen und runde Augen am Ende der Faltenstege ersetzen die schematische Parallelschraffur, und schaffen weiche Übergänge. Baer[444] sieht in den Augsburger Chronikillustrationen ein erstes Beispiel der malerischen Art, welche die schwäbische Schule des 16. Jahrhunderts pflegte, im Gegensatz zu Nürnberg, dem ein rein zeichnerischer Stil eigen sei. Der Schönspergerdruck könne deshalb auf Bemalung verzichten[445], während der Kobergerdruck darauf angewiesen sei. Wenn auch diese Antithese für unseren Fall vielleicht etwas zugespitzt erscheint, so zeigt doch ein Vergleich der großen Einleitungsholzschnitte mit dem thronenden Gottvater ihre Berechtigung[446]. Die Textillustrationen der Augsburger Schedelchronik stammen meist von derselben Hand wie der große Einleitungsholzschnitt, und wir können diese nun noch genauer erfassen. Ihre Typen sind groß und schlank, die Gesichter hager und manchmal fast etwas zu klein. Die Zeichnung der Augen mit dem großen Oberlid und der Nase verrät die Augsburger Schule. Wo sich in kleinem Format noch Parallelschraffur findet, steigert sie den Schwung bewegter Gewänder, indem sie der Körperform und dem Faltenwurf folgt. An dem herabwallenden Gewand unterstreicht sie das Hochragende der Gestalten durch strenge Vertikalität[447]. Immer fällt der harmonische Übergang von Licht und Schatten auf. Ein Hauptverdienst dieser Augsburger Schnitte liegt in der Erfassung des Wesentlichen und der Beseitigung aller Wolgemutschen Details, und wenn wir darin Augsburger Tradition sehen können, so führt uns doch der Illustrator weit darüber hinaus und vermeidet jede Eintönigkeit der Stimmung. So können wir bei ihm in technischer und stilistischer Hinsicht einen bedeutsamen Neubeginn verzeichnen, und wenn Baer[448] diesen Meister in die Nähe Burgkmairs rückt, so werden wir dafür bei Ratdolt eine klare Bestätigung finden. Denn auch dort begegnen wir dem Meister der Augsburger Schedelchronik wieder. – Baer hat trefflich beobachtet, wenn er außer diesem Meister noch eine zweite Hand feststellt, die weniger mit malerischen Mitteln arbeitet und einen etwas volleren Typus bringt, was durch das Fehlen der strengen Vertikalschraffur noch unterstrichen wird[449]. – Doch zurück zum Schedelchronikmeister! Er schuf für Schönsperger noch den Widmungsholzschnitt für den Tractatulus de pestilentia von Ambrosius Jung[450], der 1494 erschien. Wir finden hier die nämlichen hochragenden Gestalten wie auf dem ersten Schnitt der Chronik von Andechs von ca. 1495[451]. Sein malerischer Stil erreicht einen gewissen Höhepunkt in dem Titelblatt zu Nigers Ars epistolandi von 1499[452], das einen Lehrer mit vier Schülern zeigt. –

4. Ratdolt und die Renaissance.

Vor Ratdolt läßt sich in Augsburg italienischer Einfluß nur bei der Tätigkeit Johann Wieners[453] feststellen, und es ist wohl kein Zufall, daß dieser wie auch Hohenwang und Pflanzmann studiert hatte und artium liberalium baccalaureus war. Er druckte etwa von 1475-1479, und sein einziges illustriertes Werk ist Flavius Vegetius de arte militari, das von Hohenwang ins Deutsche übersetzt um 1476 erschien[454]. Die ganzseitigen Holzschnitte dieses Werkes[455] mit Darstellungen von Kriegsgerät sind gegenseitige, freie Kopien nach den Illustrationen der Veroneser Ausgabe des Valturius von 1472. Doch dieses ohnehin nur wenig bedeutende Beispiel hatte keine Nachfolge gefunden; zum eigentlichen Bahnbrecher des Italianismus in Augsburg und darüber hinaus in ganz Deutschland wurde Erhard Ratdolt[456]. Dieser war der Sohn einer Augsburger Familie. Sein Vater war ein Zimmermann und Bildschnitzer, den wir bis 1462 in

[440] Vgl. fol. 613 v mit Schrm. IV, 2591.
[441] Nagler III, 653.
[442] H. 3739, Schr. Man. 3558, Augsb. 8° Inc. 74.
[443] H. 14511, Schr. Man. 5206, Augsb. 2° Inc. 1019.
[444] Baer S. 181 ff.
[445] Das Augsburger Exemplar ist bemalt.
[446] Augsburg: fol. 2 v. Vgl. Abb. 11. Nürnberg vgl. Schrm. XIII, 408.
[447] Vgl. auch bei den Städtebildern Hierosolima fol. 17 v.
[448] Baer S. 183.
[449] Vgl. fol. XX v (Schedelmeister) mit fol. XXI (2. Hd.), oder fol. XXI v Porträt der Lya (Schedelmeister) mit Rebekka (2. Hd.).
[450] H. 9472, Schr. Man. 4405, Augsb. 4° Inc. 449.
[451] H. 969, Schr. Man. 3267 Augsb. 4° Inc. 51.
[452] H. 11883, Schr. Man. 4856 Augsb. 4° Inc. 81 Beibd. Wilh. Ludw. Schreiber, Die deutschen accipies und magister cum discipulis-Holzschnitte Straßburg 1908 Nr. 58.
[453] Vouilliéme, S. 6.
[454] H. 15961, Schr. Man. 5414.
[455] Schrm. XXIII, 414-478.
[456] Robert Diehl, Erhart Ratdolt, Wien 1933.



Abb. 11: *Aus: Schedel, Buch der Chroniken, Schönsperger 1496 (Meister der Augsburger Schedelchronik)*

den städtischen Steuerbüchern finden, und der wohl im gleichen Jahr gestorben ist. Erhard verschwindet 1474 aus Augsburg und taucht 1476 in Venedig auf, wo er gemeinsam mit Bernhardus Pictor aus Augsburg und Peter Löslein aus Langenzenn eine Offizin errichtet, die sich durch bedeutende Leistungen auszeichnet. Baer[457] weist Ratdolt dabei die Rolle des Druckers, Löslein die des Korrektors zu und bezeichnet Bernhard als den Schöpfer der Buchornamentik. Der Buchschmuck dieser Offizin übte einen weitreichenden Einfluß aus. So ist das Calendarium Regiomontanus von 1476 das erste bekannte Werk mit einem ornamental ausgeschmückten Titelblatt und bringt zuerst die berühmten litterae florentes. Die folgenden Werke sind ähnlich geschmückt, etwa die Historia Troiana des Appian von 1477, des Dionys Periegetes »de situ orbis« aus demselben Jahr, das Monumentum compendiosum von Celsus Maffeus, die ars moriendi und die Kosmographie von 1478. Sollte Baers Ansicht von der Urheberschaft Bernhards an diesem Buchschmuck, die glaubhaft unterbaut ist, zutreffen, so wäre das Kuriosum zu vermerken, daß das Renaissancebuch von einem Deutschen, einem Augsburger geschaffen wurde. Denn diesen Venediger Buchschmuck brachte Ratdolt mit nach Augsburg, und er wurde bestimmend für das europäische Buch seiner Zeit, und noch im ausgehenden 19. Jahrhundert griff William Morris bei seinen Erneuerungsbestrebungen darauf zurück. – 1478 schied zuerst Löslein, dann auch Bernhard aus der Offizin, letzterer, um eine eigene Druckerei zu begründen. Erhard Ratdolt druckte nun seit ca. 1480 allein. 1482 brachte er einen Euklid heraus, das erste Werk mit geometrischen Figuren, 1485 das Sphaerium opusculum, das zuerst geometrische Figuren in Farbschnitt brachte[458], und im gleichen Jahr das Augsburger Brevier, das zum erstenmal den Farbholzschnitt für eine künstlerische Darstellung verwendet. Auf Einladung der Augsburger Bischöfe, Johann II. von Werdenberg, der 1486 verstarb, und Friedrich II. von Hohenzollern kehrte Ratdolt 1486 wieder in seine Heimatstadt zurück, wo mit dem Obsequiale Augustanum 1487 sein erster Druck erschien. Bis 1516 war er in Augsburg tätig und erzielte seine größten Erfolge mit seinen reich ausgestatteten liturgischen Drukken. Als sein letztes Werk erschien ein Konstanzer Brevier. Dann übergab er seine Offizin seinem Sohn Georg. 1528 ist er wohl gestorben. – Die Bedeutung Ratdolts geht weit über Augsburg, dem er neues Leben zugeführt hat, hinaus. Sie beruht, um es kurz zu sagen, in der Schaffung des italienischen Renaissancebuches und seiner Verpflanzung nach Deutschland. Darin liegt eine Fülle einzelner Leistungen beschlossen. Wir verdanken Ratdolts Tätigkeit das moderne Titelblatt mit Angabe des Druckortes, des Druckers und des Datums, wir verdanken ihm eine klassische Ausprägung von Rand-

[457] Leo Baer, Bernhard Maler von Augsburg und die Bücherornamentik der italienischen Frührenaissance, Monatshefte für Kunstwissenschaft II 1909 S. 46.

[458] Walter Gräff, Älteste deutsche Farbholzschnitte in der Zeitschrift für Bücherfreunde I, 2 Leipzig 1919 S. 335.

leiste und Antiquainitiale während seiner Venediger Zeit. Ratdolt, der seinen Euklid mit einer goldgedruckten Widmungsvorrede ausstattete, ist nach Fust und Schöffers Versuchen der erste, der vollendete Mehrfarbenholzschnitte bringt, die als Vorläufer der clair-obscur-Schnitte anzusehen sind. Sie tauchen nicht erst mit der Person Burgkmairs auf, wie Winkler[459] annimmt, sondern finden sich schon vor den Zuschriften an diesen Meister des Tonholzschnitts. Der Farbholzschnitt im Augsburger Brevier von 1485 verwendet eine schwarze Strichplatte neben einer gelben und roten Tonplatte. In Deutschland findet sich der erste Farbholzschnitt im Obsequiale Augustanum von 1487. Blau tritt von allen Druckfarben am spätesten auf und ist erst im Missale Augustanum von 1491 festzustellen. Mit diesem Werk beginnt die Reihe der prächtigen Meßbücher, die neben einem meist mehrfarbigen Kanonbild noch das Bistumswappen und die Diözesanschutzheiligen bringen. In den neunziger Jahren druckt Ratdolt auch in Schwarz und Rot, während eine dritte Farbe mit dem Pinsel aufgetragen wird. Gegen Ende des Jahrhunderts verschwindet der Farbholzschnitt mehr und mehr. – Im allgemeinen greift Ratdolt in Augsburg zunächst auf die heimische Tradition zurück, und wir finden neben den italienischen Initialen auch wieder figürliche Schwarz-auf-weiß-Initialen. Auch begegnen uns Illustratoren, die wir bereits kennengelernt haben. Von einem völligen Mangel italienischen Buchschmucks während der Augsburger Zeit Ratdolts kann man aber nicht sprechen[460]. Wie sich italienische und heimische Elemente verbinden, zeigt sich auch an Ratdolts Signet[461]. Dieses stellt ein Wappenschild mit der Gestalt des Planeten Merkur dar und trägt eine Überschrift, die das Selbstbewußtsein des modernen Menschen spiegelt:

»Erhardi Ratdolt felicia conspice signa
Testata artificem qua valet ipse manum.«

Das Wappen erscheint entweder mit Helmzier in zwei verschiedenen Größen oder ohne Helmzier. Meist erscheint das Signet in Schwarz-Rotdruck[462]. Ratdolt konnte sich nicht damit zufrieden geben, die Bahnen der herkömmlichen Augsburger Buchproduktion zu beschreiten, und es ist sein Glück, daß er nach tüchtigen, anonymen Meistern in Hans Burgkmair dem Älteren einen genialen Künstler fand, der in die neue Zeit hinüberwies und deshalb auch der erste Augsburger Illustrator ist, den wir namentlich kennen. Dieses letzte Stück Wegs, das zu dem reifen Burgkmair führt, haben wir nun noch zurückzulegen. –

Bei der Betrachtung der Illustrationen zu Ratdolts mathematisch-astronomischen Werken empfiehlt es sich, im wesentlichen der von Schramm[463] vorgenommenen Gliederung zu folgen, wenngleich unsere Betrachtungsweise eine andere zu sein hat als dort. Zunächst haben wir einen Blick auf die Schnitte zu werfen, die zwar in Italien entstanden, aber in Deutschland weiterverwendet wurden. Es handelt sich dabei vor allem um die erste Serie der Planetenbilder[464] und um die Serien der großformatigen Sternbilder[465]. Die Planetenbilder gehen auf einen italienischen Typus zurück, der um 1460 in Florenz entstand und in Venedig nachgeschnitten wurde. Die Serie wurde bereits in Venedig für die beiden Hyginusausgaben von 1482 und 1485 verwendet. Die Planetengottheiten sind hier auf Wagen fahrend dargestellt, die von Tieren gezogen werden, und deren Räder die dem Planeten zugehörigen Tierkreiszeichen enthalten. Die Tierkreisbilder im Format 80×80 mm zeigen das jeweilige Tierkreiszeichen mit Einzeichnung des Sternbildes. Auch sie hatten schon in den beiden Hyginusausgaben Verwendung gefunden. In derselben Art sind auch die Sternbilder der nördlichen Halbkugel, der südlichen Halbkugel und der Milchstraße sowie zwei der Antike noch nicht bekannte Sternbilder, Vexillum und Cerebellum, dargestellt. – Die zweite Serie der Planetenbilder[466] dagegen ist erst in Augsburg entstanden. Trotzdem müssen für die bekleideten sitzenden Gestalten, die zu beiden Seiten ihres Thrones ihre Sternbilder zeigen, italienische Vorbilder angenommen werden, denn nach deutscher Art werden die Planetengottheiten als stehende nackte Figuren dargestellt, wie wir schon in verschiedenen Augsburger Kalendern gesehen haben. Von derselben Hand wie diese zweite Serie stammen auch die Tierkreiszeichen im Kleinformat[467] und im Format von 60×60 mm[468] sowie die Bildinitialen Ratdolts[469]. Dieser Meister zeigt zwar noch starke Konturen, gibt aber in der Innenzeichnung die Parallelschraffur zwischen hellen Faltenstegen auf und bringt kurze Strichelung, mit der er weiche Übergänge erzielt. Wir finden ihn noch öfter für Ratdolt tätig und wollen ihn nach seinem Hauptwerk den Meister der Ungarnchronik nennen. Bei den astronomischen Werken Ratdolts begegnen wir ihm wieder in dem Astrolabium von 1488[470]. Dieses Werk ist verfaßt von Ratdolts Korrektor Johann Angelus, der aus Aichach bei Augsburg stammte und später Professor in Ingolstadt und Wien war[471]. Es ist mit zahlreichen Schnitten geschmückt, die den Einfluß der Konstellation bei der Geburt auf den Menschentypus darstellen[472]. Außerdem finden die kleinen Tierkreisbilder und italienische Serien der Planeten- und der Tierkreisbilder Verwendung. Daß die neuen Schnitte dem Meister der Ungarnchronik angehören, zeigt die Ähnlichkeit mit den kleinen Tierkreisbildern und läßt sich auch noch mit anderen Anklängen beweisen[473]. Die übrigen astronomischen Werke Ratdolts übernehmen meist lediglich die beschriebenen Serien der Planeten- und Tierkreisbilder. So finden sich etwa in den Flores astrologiae des Albumasar von 1488[474] die kleinen Tierkreisbilder und die Planetenbilder der ersten italienischen Serie, und die Neuauflage von 1495 zeigt

459 Friedrich Winkler, Hans Burgkmairs früheste Holzschnitte, in der Zeitschrift für Kunstwissenschaft I, Heft 1/2 Berlin 1947 S. 49.
460 Winkler S. 49.
461 Schrm. XXIII, 1-3.
462 Ernst Weil, Die deutschen Druckerzeichen des 15. Jahrh. München 1924 S. 23.
463 Schrm. XXIII, S. 11.
464 Schrm. XXIII, 119-125.
465 Schrm. XXIII, 148-191.
466 Schrm. XXIII, 126-132.
467 Schrm. XXIII, 134.
468 Schrm. XXIII, 136-147.
469 Vgl. Schrm. XXIII, 47 mit 129 u. 55 mit 126.
470 H. 1100 Schr. Man. 3316.
471 Vouilliéme S. 13.
472 Schrm. XXIII, 195-290.
473 Vgl. Schrm. XXIII, 195 mit 130, 211 mit 146, 243 mit 126.
474 H. 609, Schr. Man. 3073, Augsb. 4° Inc. 338.

dasselbe Bild. Regiomontans Werke, die Ratdolt schon in Venedig herausgebracht hatte, erschienen auch in Augsburg. Sie enthalten jedoch größtenteils schematische Darstellungen oder Finsternisscheiben, die für uns ohne Interesse sind. Der deutsche Kalender Regiomontans von 1489[475] enthält wie auch die Ausgabe von 1496 die kleinen Tierkreiszeichen. Die Compilatio de astrorum scientia des Leopoldus de Austria[476] von 1489 bringt außer schematischen Holzschnitten fast alle uns bekannten Serien: die kleinen Tierkreiszeichen, die Tierkreiszeichen im Format 60×60 mm sowie beide Planetenreihen. Auch Albumasars introductorium in astronomiam[477] und dessen Werk de magnis coniunctionibus, die beide von Angelus herausgegeben wurden und 1489 erschienen, bringen über die bekannten Serien hinaus an Illustrationen nichts Neues. – Neue Schnitte finden wir erst in dem astrologisch-medizinischen Handbüchlein Heinrichs von Laufenberg, Versehung des Leibes[478], das Ratdolt 1491 herausbrachte. Am Anfang findet sich ein thronender Gottvater, den Schramm[479] mit den Königsbildern der Ungarnchronik vergleicht. Ich kann jedoch von äußeren Anklängen abgesehen keine Ähnlichkeit feststellen und glaube, daß dieser Schnitt wie auch die folgenden Textillustrationen vom Sorgschen Columnameister stammen, der in diesem Fall vielleicht die Ungarnchronik als Vorbild benützte. Allerdings hat der Columnameister, den wir sogleich an seinen etwas eintönigen Gesichtstypen erkennen, viel von seiner früheren Härte der Zeichnung verloren. Auch bei ihm tritt die gewohnte Parallelschraffur zugunsten einer anpassungsfähigeren Strichelung zurück, und nur gegen das Ende des Werkes verfällt er wieder mehr in seine alte Art. Die Monatsbilder[480] zum 1. Abschnitt des Handbüchleins nehmen im wesentlichen die in den früheren Augsburger Kalendern angeschlagenen Themen wieder auf. Der 2. Abschnitt bringt außer den Planetenbildern der zweiten Serie Darstellungen zum achten bis elften Himmel[481]. Letzterer, die Wohnung Gottes, ist durch einen thronenden Gottvater mit der Heiligen Jungfrau, zu deren Füßen sich fünf Heilige befinden, gekennzeichnet. Der 3. Abschnitt von den 12 Tierkreiszeichen zeigt uns neben einem Tierkreismännchen, das wir ebenfalls schon aus den älteren Kalendern kennen, die Tierkreiszeichen im Format 60×60 mm, die auch schon im 1. Abschnitt Verwendung gefunden hatten. Die vier Jahreszeiten sind durch vier Frauengestalten allegorisiert, die vier Temperamente durch einen Lautenspieler, einen Bewaffneten, einen Schläfer und einen lesenden Gelehrten. Die 6 Hauptgesundheitsregeln befassen sich außer mit Ringen, Essen und Schlafen namentlich mit Bad und Aderlaß. Nachdem wir schon den medizinischen Teil der alten Kalender betrachtet haben, sind uns auch die Illustrationen zu diesem Kapitel nicht fremd. Neu dagegen und zugleich sehr hübsch ist der Schnitt, der ein Paar beim Tricktrackspiel zeigt[482]. Auch der folgende 6. Abschnitt von schwangeren Frauen und Aufzucht der Rinder bietet kulturhistorisch manches Interessante[483]. Der letzte Abschnitt, der von Pestilenz, schlechter Witterung und Krankheitsnot handelt, bringt als merkwürdigsten Schnitt die Darstellung phantastischer Ungeheuer, die durch ihren giftigen Atem das Vieh töten[484]. Hier wie bei den meisten anderen Schnitten fällt uns auf, daß nun auch unser Augsburger Meister seine Komposition von der strengen Einfassung in eine Umrahmung löst. Die Figuren stehen meist frei im Raum, und nur bei Innenraumdarstellungen findet sich noch das Viereck des Rahmens. Da bisher die Andeutung des Hintergrundes ohnehin meist spärlich war, könnten wir den Wegfall der Umrahmung als Gewinn buchen, wenn diese nicht gleichzeitig der engen Verbindung zwischen Text und Illustration gedient hätte. – Wir haben nun aus dem Kreis der astronomischen Werke Ratdolts nur noch eine deutsche Ausgabe des Poeticon astronomicon von Hyginus aus dem Jahr 1491 zu nennen[485], die sich eng an die schon zitierten lateinischen Ausgaben von Venedig anschließt. Sie bringt die Planetenbilder der 1. Serie, die Tierkreisbilder der 1. und 3. Serie und die Sternbilder der nördlichen und südlichen Halbkugel, darunter zum ersten Mal auch die beiden neuen »Vepillum«(!) und »Terebellum«(!). Endlich sind noch die decem tractatus astronomiae des Guido Bonatus zu nennen[486], die wieder Johann Angelus herausgab. Sie bringen neben schematischen Schnitten beide Serien der Planetenbilder und 3 Serien Tierkreisbilder.

Nur zwei Werke historischen Inhalts haben wir bei Ratdolt zu erwähnen, darunter allerdings ein so bedeutendes Werk wie die Ungarnchronik. Die Chronica Hungarorum des Johannes de Thurocz[487], die Ratdolt am 3. VI. 1488 in neuer Auflage für den Budapester Verleger Theobald Feger herausbrachte, warf zahlreiche Fragen auf. Denn nur 75 Tage früher, am 20. 3. 1488 erschien die erste Ausgabe dieser Chronik bei Konrad Stahel und Matthias Preinlein in Brünn[488]. Um das Verhältnis dieser beiden Drucke häuften sich die Hypothesen, bis die eingehende Untersuchung von Josef Fitz[489] Klarheit brachte. Fitz weist nach, daß die Chronik, die in ihrem ersten Teil eine Kompilation alter ungarischer Chroniken darstellt und nur in ihrem zweiten Teil durch Originalarbeit Thuroczys die Zeit bis zu dessen Gegenwart ergänzt, zwischen 1485 und 1487 geschrieben sein muß und deshalb unmittelbare Vorlage des Brünner Druckes ist. Der Augsburger Ausgabe hat nach Fitz die Brünner nach Text und Illustrationen zum Vorbild gedient, das allerdings etwas verändert wurde. Ein Teil der Augsburger Schnitte geht daneben noch auf das Chronicon pictum Vindobonense de gestis Hungarorum ab origine ad 1330 zurück[490], eine 1358 in Italien geschriebene Handschrift, die Baer[491] für den Archetypus aller

---

475 H. 13787, Schr. Man. 4371, Augsb. 4° Inc. 358.
476 H. 10042, Schr. Man. 4493, Augsb. 4° Inc. 350.
477 H. 612, Schr. Man. 3075, Augsb. 4° Inc. 338.
478 H. 16017, Schr. Man. 4524.
479 Schrm. XXIII, 340.
480 Schrm. XXIII, 341–353.
481 Schrm. XXIII, 355–358.
482 Schrm. XXIII, 379.
483 Schrm. XXIII, 380–387.
484 Schrm. XXIII, 388.
485 H. 9067, Schr. Man. 4257.
486 H. 3461, Schr. Man. 3519, Augsb. 4° Inc. 392.
487 H. 15518, Schr. Man. 4395, Augsb. 4° Inc. 337. Die Chronik ist auf Papier gedruckt, das als Wasserzeichen die Zirbelnuß mit Krone zeigt.
488 H. 15517.
489 Gutenberg Jahrbuch 1937 S. 97ff.
490 Wien cod. 405.
491 Baer S. 148.

fraglichen Handschriften und Drucke hielt. Fitz betont jedoch, daß diese Handschrift trotz ähnlicher Auffassung des Textes und Miniaturen von der Thuroczy-Chronik in Ausführung und Stil völlig verschieden sei. Die Illustrationen unseres Drukkes sind auf zwei Hände zu verteilen. Wir stellen einmal den Meister der Ungarnchronik fest, den wir schon bei den astrologischen Werken Ratdolts einzuführen hatten, und bei dem wir schon dort die weiche Modellierung durch geschickte Variation der Schraffur rühmten[492]. Die Übereinstimmung der Planetenbilder der 2. Serie und der Herrscherbilder unserer Chronik spricht für sich[493]. Der Wappenholzschnitt zu Beginn des Werkes, den wir nach Vergleich mit den kleinen Tierkreiszeichen ebenfalls dem Meister zuzuschreiben haben, zeigt das Wappen des Ungarnkönigs Matthias Corvinus und seiner Gattin Beatrix, umgeben von verschiedenen Länderwappen[494]. Bei den Bildern ungarischer Herrscher stellen wir fest, daß nur wenig Stöcke häufig wiederverwendet werden. Auch hier ersetzt also noch der Typus das Porträt. Doch zwang hierzu wohl die Beschleunigung der Lieferung, und gegenüber früheren Werken, bei denen wir diese Feststellung auch schon trafen, ist ein bedeutsamer Wandel eingetreten. Ratdolt druckt die Stücke nicht mehrmals unverändert ab, wie es etwa Pflanzmann in seiner Bibel tat, sondern verändert sie durch Wegnahme des Hintergrundes und der Umgebung so lange, bis die Herrscher auf einem völlig kahlen Thron sitzen[495]. So erscheint kein Schnitt zweimal im gleichen Zustand, und wenn man außerdem noch die Variation durch die Bemalung berücksichtigt, ergibt sich tatsächlich ein vielfältiges Bild. Eigentlich sind die Schnitte unseres Meisters ja nicht auf Bemalung angewiesen, denn sie imitieren in manchen Fällen geradezu die Technik des Kupferstiches. Interessanterweise ist es Baer[496] gelungen, einige sehr ähnliche Kupferstiche des Hausbuchmeisters nachzuweisen, und er sieht darin mit Recht ein Zeichen der beginnenden Rivalität zwischen Formschnitt und Kupferstich, in der jener unterliegen mußte, da er seine Formgesetze preisgab. Die kleinen Schlachtenszenen waren in der Brünner Ausgabe nicht vorhanden. Sie gehen auf das Chronicon pictum Vindobonense zurück. Der Zusammenhang dieser hübschen kleinen Schnitte mit dem Werk unseres Meisters wird durch einen Vergleich mit den kleinquadratischen Schnitten des Astrolabiums von Angelus deutlich[497]. Diese Schnitte sind im Gegensatz zu den Herrscherbildern mehr in der Art der Federzeichnung gearbeitet und befriedigen besonders durch ihre Andeutung der Landschaft. Die Darstellung des Tatareneinfalls bildet das Titelblatt der Brünner Ausgabe. Sie ist in unserer Ausgabe an das Chronicon pictum angelehnt und, wie Fitz feststellt, mißverstanden. Im Gegensatz zu Baer schreibe ich sie ebenfalls dem Meister der Ungarnchronik zu. Die Gruppe der Gefangenen im Hintergrund und die berittene Horde lassen sich nicht von den übrigen Schlachtenbildern trennen. Außerdem zeichnet die zweite Hand, welche an der Illustration der Chronik beteiligt ist, völlig anders. Ihr Strich ist sehr hart und wenig wandlungsfähig, und sie trennt in der bekannten Weise helle Faltenstege von den Schattenzonen, die sie meist mit Parallelschraffur füllt. Sie mutet uns trotzdem etwas fremd in dieser Umgebung an, was unter anderem mit ihrer stärkeren Abhängigkeit von der Vorlage zusammenhängen mag. Ihre Herrscherbilder[498] zeigen eine auffallende



Abb. 12: *Aus: Thurocz, Ungarnchronik, Ratdolt 1488 (Meister der Ungarnchronik)*

[492] Von ihm stammt Schrm. XXIII, 291, 301, 302, 305, 307, 309, 310, 312, 314-316, 318, 322, 324, 328, 330, 332, 334-337.

[493] Vgl. Abb. 12.

[494] Schrm. XXIII, 291.

[495] Durch die Zusammenstellung bei Schramm läßt sich dieser Prozeß genau verfolgen. Hier wird jeweils nur der 1. Zustand erwähnt.

[496] Baer S. 152, Abb. XVII u. XVIII, XIX u. XX.

[497] Vgl. Schrm. XXIII, 278 u. 287 mit 336.

[498] Schrm. XXIII, 293, 295, 297, 299, 300, 320 u. 333.

Härte und Häßlichkeit der Gesichtsbildung. Die Historie des St. Ladislaus[499] muß auch von dieser Hand stammen, denn außer der Übereinstimmung im Strich läßt sich eine enge Zusammengehörigkeit zwischen der Gestalt des mädchenraubenden Kumanen und den bezeichneten Herrscherbildern feststellen. Diese Historie des St. Ladislaus zeigt uns auch noch einmal die anachronistische Vereinigung zweier Szenen auf einem Bild; sie geht auf eine alte Vorlage in dem schon erwähnten Chronicon pictum zurück, die allerdings in der Szenenanordnung glücklicher ist. Außer diesen Schnitten gehört wohl noch eine der kleinen Kampfdarstellungen[500] der zweiten Hand an. Die kleine aus zwei Teilen zusammengesetzte Landschaft[501] endlich stammt aus der italienischen Ausgabe des Fasciculus temporum von Werner Rolevinck. – Das andere Werk, von dem wir in diesem Zusammenhang zu sprechen haben, ist das Buch der Lehenrecht[502] von 1493, eine Übersetzung der libri feudorum von Jodokus Pflanzmann. Das Werk zeigt einen blattgroßen Schnitt mit einer Belehnungsszene[503]. Der Kaiser thront auf einer Tribüne inmitten der geistlichen und weltlichen Kurfürsten. Vor dem Kaiser kniet mit dem Rücken zum Beschauer der Lehensempfänger, der ein Graf von Württemberg ist, wie die Fahne zeigt, die von einem Ritter des Gefolges vor der Tribüne getragen wird. Schreiber bezeichnet den Schnitt etwas kühn als freie Kopie nach dem Zainerschen Schwabenspiegel[504] und schreibt ihn einem »Meister der Ungarnchronik« zu. Doch vermissen wir hier völlig die Eigenheiten unseres Chronikmeisters – man vergleiche nur den Kaiser und die Kurfürsten mit den Planetenbildern oder Ungarnherrschern seiner Hand – und der zweiten Hand der Ungarnchronik können wir dieses schöne Blatt nicht zutrauen[505]. Denn die Belehnungsszene ist in der Tat ein bedeutendes Blatt. Der Bildaufbau, der den Blick über die Reiter des Vordergrundes zur Gestalt des Grafen und zum thronenden Kaiser lenkt und damit eine konzentrierte Tiefenwirkung erzielt, ist etwas völlig Neues für uns[506]. Winkler sieht in der differenzierten Zeichnung und dem kurzen geraden Strich unseres Blattes den späteren Stil Burgkmairs angelegt und führt es auf ihn zurück. Wirklich lassen sich auch Parallelen ziehen zu den Schutzheiligenbildern des Missale Aquileiense 1494 und Curiense 1497, die Burgkmair zuzuschreiben sind, so daß wir unser Blatt mindestens in die Nähe dieses Großen rücken dürfen.–

Einen Höhepunkt erreicht Ratdolts Schaffen in den liturgischen Werken. Zunächst zeigen allerdings einige liturgische Drucke als einzigen Bildschmuck lediglich einen Wappenholzschnitt. So das erste liturgische Werk für Augsburg, das Ratdolt noch in Venedig gedruckt hatte, wo er sowohl mit Bernhard und Löslein als auch als selbständiger Drucker bedeutende liturgische Drucke herausgebracht hatte. Es ist das Breviarium Augustanum von 1485[507], welches das Wappen des auftraggebenden Augsburger Bischofs Johanns II. von Werdenberg, eine weiße Kirchenfahne auf rotem Grund und das Augsburger Bistumswappen, einen rot-weiß gespaltenen Schild, zeigt. Über den Wappen befindet sich eine Mitra in Gelb und Rot sowie ein gelber Bischofsstab. Dies ist, wie wir schon feststellten, der erste Farbholzschnitt Ratdolts bei künstlerischer Darstellung. Das Breviarium Pataviense von 1490[508], über dessen Druck der auftraggebende Bischof starb, zeigt in zwei verschiedenen Ausgaben das Wappen des alten oder des neuen Bischofs in Dreifarbendruck[509]. Noch im gleichen Jahr ließ der neue Bischof bei Ratdolt ein Brevier in größerem Format drucken, das den zweiten Wappenholzschnitt der vorausgehenden Ausgabe dem Format entsprechend verändert wiederholt. Auch hier haben wir zwei Varianten zu unterscheiden, eine mit Schwarz-Rot-Druck und eine andere mit Gelb[510]. Das Diurnale Augustanum von 1494[511] enthält ebenfalls einen Wappenholzschnitt in Schwarz und Rot, der das Wappen des Bischofs Friedrich II. von Hohenzollern mit dem Bistumswappen zeigt. Dieser Schnitt kehrt im Breviarium Augustanum von 1495, im Directorium Augustanum von 1497 und schließlich im Obsequiale Augustanum von 1499 wieder. – Neben den Wappenschnitten findet sich in einigen der früheren liturgischen Drucke eine Darstellung des auftraggebenden Bischofs in ganzer Figur. So begegnet uns im Breviarium Ratisponense von 1487[512] ein seltenes Bischofsbild in Vierfarbendruck (Schwarz, Rot, Gelb, Oliv) von einer jüngeren Augsburger Hand, von der auch das Bischofsbild im Breviarium Brixinense von 1489[513] stammen könnte. Zuerst aber stellen wir diese Art der Darstellung im Obsequiale Augustanum von 1487 fest[514]. Zugleich ist dieser Druck Ratdolts der *erste* in seiner Heimatstadt. Er liegt in zwei verschiedenen Varianten mit einfarbigem Holzschnitt und mit Farbholzschnitt vor. Der Schnitt soll sehr wahrscheinlich die Gestalt des Bischofs Friedrich II. von Hohenzollern darstellen, der ein Gönner Ratdolts war. Darunter befinden sich das Wappen des verstorbenen Bischofs, das Bistumswappen und das Wappen des neuen Bischofs Friedrich (geviert, Schwarz-Weiß). Der Farbholzschnitt der einen Variante in Gelb, Rot und Oliv ist der erste seiner Art in Deutschland. Der Schnitt stammt wohl vom Sorgmeister, den wir noch öfter in Ratdolts liturgischen Drucken finden werden. Schreiber, der ja diesen Meister als »Pflanzenwuchsmeister« führt, stößt sich nur daran, daß die üppige Vegetation zwar im vorliegenden Fall festzustellen ist, aber bei anderen Schnitten, die wir ihm zuzuweisen haben,

---

499 Schrm. XXIII, 292.
500 Schrm. XXIII, 338.
501 Schrm. XXIII, 339.
502 C. 1761a, Schr. Man. 4481, Augsb. 2° RW Karl V. 1533 Beibd.
503 Schrm. XXIII, 408.
504 Schrm. II, 233.
505 Vgl. Schrm. XXIII, 292 (Pferde).
506 Winkler S. 42.

507 H. 3792, Karl Schottenloher, Die liturgischen Druckwerke Erhard Ratdolts aus Augsburg 1485-1522 (Sonderveröffentlichung d. Gutenberg-Gesellschaft 2. Mainz 1922, IX Abb. 1).
508 H. 3873, Schr. Man. 3613.
509 Schrm. XXIII, 24a und b.
510 H. 3874 u. 3875, Schr. Man. 3614 u. 3615, Schott. XI, Abb. 5. Schrm. XXIII, 25, Augsb. 2° Inc. 811.
511 H. 6291, Schr. Man. 3834, Schott. Abb. 33, Schrm. XXIII, 13 Augsb. 8° Inc. 77.
512 H. 3884, Schr. Man. 3630, Schott. S. X Abb. 3a Schrm. XXIII, 26.
513 H. 3812, Schr. Man. 3592, Schott S. X Abb. 43, Schrm. XXIII, 16.
514 H. 11925/26, Schr. Man. 4861, Schott. Abb. 2, Schrm. XXIII, 11 4° Inc. 321 (Holzschnitt fehlt).

fehlt. Ich halte das nicht für entscheidend, denn auch von seinen früheren Schnitten zeigen einige reichen Pflanzenwuchs und andere nur gestrichelten Boden[515]. Auffallender scheint mir, daß wir seit Beginn der achtziger Jahre keinem Werk seiner Hand mehr begegnet sind. Doch ist es nicht ausgeschlossen, daß wir einige Zwischenglieder seines Schaffens noch nicht erfaßt haben. Der Anschluß an seine frühere Tätigkeit läßt sich jedenfalls unschwer finden[516]. Seinem nächsten Schnitt begegnen wir in dem Augsburger Missale von 1491[517], das die Reihe der prächtigen Missalen mit Schutzheiligen- und Kanonbild bei Ratdolt eröffnet. Es lehnt sich allerdings noch an Sensenschmidts Augsburger Meßbuch von 1489 an. Danach ist der Schnitt mit den Schutzheiligen des Augsburger Bistums, der Heiligen Ulrich und Afra zu beiden Seiten der Madonna mit Kind kopiert. Winkler[518], der mit Zuweisungen an Burgkmair am weitesten geht, zieht auch bei diesem Blatt auf Grund von äußeren Ähnlichkeiten der Rahmung und des Laubbogenwerks eine Zuweisung an dessen Hand in Betracht. Ganz abgesehen von der Tatsache der Kopie halte ich das wegen der grundlegenden Unterschiede in der Zeichnung gegenüber dem nur drei Jahre älteren Schutzheiligenbild des Missale Aquileiense, das Burgkmair mit Sicherheit zuzuschreiben ist, für unmöglich. Auch bei dem Kanonbild unseres Augsburger Missale, bei dem er die reizvolle Formgebung der Köpfe und Hände rühmt, hält Winkler eine Urheberschaft Burgkmairs für möglich. Dabei zeigt sich aber die Verschiedenheit zwischen dem Kanonbild und dem Schutzheiligenbild auf den ersten Blick, und außerdem läßt sich eine gewisse Verwandtschaft zwischen dem Kanonbild und dem Bischof des Sorgmeisters im Augsburger Obsequiale nicht leugnen. Bei diesem wiederum hält auch Winkler eine Zuschreibung an Burgkmair für unmöglich. Der Anschluß des Kanonbildes an das Werk des Sorgmeisters löst also die Widersprüche und läßt sich durch Vergleich mit Bekanntem schlagend belegen[519]. Übrigens zeigt das Kanonbild, das im Gegensatz zu dem einfarbig gedruckten Schutzheiligenbild ein Farbdruck in Rot, Braun, Oliv, Gelb und Blau ist, zum ersten Mal Blau als Druckfarbe. – Das Missale Frisingense von 1492[520] übernimmt dieses Kanonbild des Augsburger Missale von 1491 und bringt ein neues Schutzheiligenbild, das sich an Sensenschmidts Freisinger Meßbuch von 1487 anlehnt[521]. Winkler verweist auf die Stilähnlichkeit dieses Blattes, das er als der sonstigen Augsburger Produktion überlegen bezeichnet, mit der Freisinger Halbfigurenmadonna[522], die allgemein als die früheste Zuschrift an Burgkmair gilt. Ich sehe die einzige Übereinstimmung in der den Kupferstich imitierenden Strichführung. – Ein neues Schutzheiligenbild bringt auch das Breviarium Augustanum von 1493[523], das in der Anordnung zwar dem nach Sensenschmidt kopierten Schnitt von 1491 ähnlich, aber in der Ausführung weit reicher ist. Der üppige Pflanzenwuchs läßt uns auch hier wieder an den Sorgmeister denken, und wir können in der Tat eine kontinuierliche Linie vom Seelentrost[524] über das Titelblatt des Bämlerschen Heiligenlebens von 1480[525] und den Einzelformschnitt der Heiligen Brigitte[526] bis zu der Madonna dieses Blattes ziehen. Damit stehen wir wohl auf festerem Boden als Winkler, der auch hier Burgkmair in Erwägung zieht. – Einer anderen uns schon bekannten Hand begegnen wir in Ratdolts Plenar von 1495[527]. Die Illustrationen dieses Werkes lehnen sich zum Teil an eine Straßburger Ausgabe des Thomas Ansheim von 1488 an. Unter anderem ist jedoch neu der Einleitungsholzschnitt mit dem segnenden Christus, der uns zeigt, welchen Weg wir seit Zainers Plenar zurückgelegt haben[528] und uns zugleich den Hinweis zur Einordnung der Illustrationen gibt. Denn er erinnert uns sofort an den thronenden Gottvater vom Anfang der Augsburger Schedelchronik. Wir stellen dieselbe Bildung des Hauptes und der Hände fest und finden die gleiche malerische Auflockerung der Schraffur durch Strichelung und Häkchen. Daneben finden wir auch noch die zügige Vertikalschraffur, die den Gestalten des Meisters der Schedelchronik eine ragende Größe gibt. Diese Art der Schraffur tritt vor allem gegen Ende der Textillustrationen immer stärker hervor, während die reicheren Schnitte vom Anfang des Werkes ein gelockerteres Bild bieten. Auch hier finden wir leicht den Anschluß an die Schedelchronik[529]. Wenn auch die Schnitte die Sorgfalt der Straßburger Vorbilder nicht erreichen, so werden sie doch von ihrer Dynamik über die bisherige Enge hinausgetragen und weisen schon auf Burgkmair hin. – Ein Vergleich mit den Aposteln in der Schedelchronik macht es uns auch wahrscheinlich, daß der Heilige Petrus mit dem Diözesanwappen im Breviarium Ratisponense von 1496[530] ebenfalls von diesem Meister stammt. Bei dem Wappen findet sich Rot als Druckfarbe, während das Gewand des Heiligen mit der Hand bemalt ist. – Bei dem Brixener Missale von 1493[531], das ein Schutzheiligenbild, einen Wappenschnitt und ein Kanonbild in Blattgröße enthält, gelingt uns eine Einordnung nicht so leicht. Der zweiteilige Schnitt mit den Brixener Schutzheiligen[532] zeigt in dem großen oberen Feld eine sitzende Madonna mit Kind zwischen St. Petrus und Paulus, in dem kleinen unteren Feld finden sich unter den Bistumswappen und dem Wappen des auftraggebenden Bischofs die Heiligen Ingenuinus, Cassianus und Albuinus. Nach Schottenloher gehört die Darstellung, die er für stark verzeichnet erklärt, jener Hand an, die das Kanonbild für Chur und Passau und das Churer Schutzheiligenbild geschaffen hat. Beide Schnitte nimmt jedoch Burkhard[533] für Burgkmair in Anspruch. Damit

[515] Vgl. die Brigittenbilder u. Schrm. IV, 394 mit 398.

[516] Vgl. zu dem vorliegenden Fall Schrm. IV, 551 (Hoherpriester).

[517] H. 11260 Schr. Man. 4665, Schott. S. XI, Abb. 9 u. 14, Schrm. XXIII, 7 und 8.

[518] Winkler S. 48.

[519] Vgl. Schrm. IV, 496 (Johannes) und 563 (Kreuzigung).

[520] H. 11303, Schr. Man. 4699.

[521] Schott. S. XII Abb. 12, Schrm. XXIII, 21.

[522] Schott. Abb. 16.

[523] H. 3793, Schr. Man. 3585, Schrm. XXIII, 10.

[524] Vgl. Schrm. IV, 394.

[525] Vgl. Schrm. III, 647.

[526] Heitz 40/52.

[527] H. 6743, Schr. Man. 4974, Schrm. XXIII, 57-118.

[528] Vgl. Schrm. II, 299.

[529] Vgl. die Apostel auf fol. LXI v.

[530] H. 3885, Schr. Man. 3622, Schott. S. XIV, Abb. 32. Schrm. XXIII, 30.

[531] H. 11273, Schr. Man. 4678.

[532] Schott. S. XII, Abb. 17, Schrm. XXIII, 14.

[533] Burkhard, Kat. S. 46.

werden wir uns bei der Behandlung des Churer Missale auseinanderzusetzen haben. Winkler[534] aber weist auch das vorliegende Schutzheiligenbild Burgkmair zu und betont die Originalität der Komposition namentlich bei der Gestalt des Petrus. Eine Anzahl der widersprechendsten Ansichten stehen also einander gegenüber. Die Zuschrift an Burgkmair kann man wohl ausscheiden, denn Winkler selbst ist genötigt, die völlig andere Art der Linienführung dadurch zu erklären, daß der Schnitt ursprünglich als Farbholzschnitt gedacht war und andererseits der Reißer möglicherweise dem Formschneider die Arbeit erleichtern wollte. Ich glaube aber, daß wir nun schon mit Formschneidern zu rechnen haben, die über einen solchen Verdacht erhaben sind. Die Gestalt des Petrus ist außerdem eher ein Beweis gegen als für die Tätigkeit Burgkmairs. Daß das Blatt mit dem Churer Kanonbild zusammengehört, halte ich schon eher für möglich. – Der prächtige dekorative Wappenholzschnitt[535], der in Schwarz, Rot und Gelb gedruckt ist, zeigt das Wappen des kaiserlichen Pronotars Florian Waldauf von Waldenstein, der unter die Gönner Ratdolts zu zählen ist. Geisberg[536] und Winkler schreiben auch diesen Schnitt Burgkmair zu, doch halte ich bei der Art der Darstellung eine direkte Zuweisung nicht für angebracht. Für das Kanonbild[537] nehmen Geisberg und Winkler ebenfalls Burgkmair in Anspruch. Dieses schließt sich an die Kreuzigung des Augsburger Missale von 1491 an, ist in Schwarz, Rot, Gelb, Oliv und Blau gedruckt und findet sich sonst in keiner anderen Ausgabe. Wenn wir zu der erwähnten Zuweisung Stellung nehmen wollen, so ziehen wir am besten das Kanonbild des Missale Aquileiense[538] zum Vergleich heran, das wir wegen seiner Anklänge an die Kreuzigung in der Münchener Pinakothek sicher Burgkmair zuschreiben dürfen. Da zeigen sich namentlich an der Gestalt des Johannes solche Unterschiede, daß wir auch dieses Blatt nicht zum Werk Burgkmairs zählen dürfen. So sei abschließend festgehalten, daß meiner Ansicht nach Burgkmair am Brixener Missale nicht beteiligt war. Ich glaube, daß die genannten Schnitte von einem der anonymen Augsburger neben Burgkmair stammen, sehe aber an Hand der Reproduktionen keine Möglichkeit der Einordnung. Wenn es uns auch noch nicht gelungen ist, alle anonymen Illustratoren zu erfassen, so deuten doch die Linien, die wir ziehen konnten, einen gangbaren Weg an. –

Wenn wir uns schon verschiedentlich mit Zuweisungen an Burgkmair auseinanderzusetzen hatten, so konnte es uns nie darum gehen, die Ergebnisse der Burgkmairforschung, deren Fragenkomplex ja weit über unseren Rahmen hinausreicht, mit selbstherrlichen Hypothesen anzugreifen. Doch mußte unsere Untersuchung, die sich um eine Darlegung der organischen Entwicklung des Augsburger Holzschnitts bemüht, in manchem zu neuen Blickpunkten führen. Denn es ist wohl nicht zuviel behauptet, wenn man feststellt, daß dem Herauswachsen Burgkmairs aus der Augsburger Graphik bisher zu wenig Beachtung geschenkt wurde. Es sei deshalb versucht, gelöst von einer isolierenden und retrospektiven Betrachtungsweise auf die Beziehungen des Burgkmairschen Jugendwerks zu dem zeitgenössischen Augsburger Schaffen hinzuweisen. In dem Sorgmeister und dem Meister der Augsburger Schedelchronik haben wir immerhin zwei Hände gefunden, die eines Vergleichs nicht ganz unwürdig sind. Wir wollen diese anonymen Augsburger nicht überschätzen, aber sie müssen immerhin in Rechnung gesetzt werden. Damit bleibt man wohl auf festerem Boden, als wenn man allein von Burgkmair ausgeht und auf die Wahrscheinlichkeit einzelner Zuschriften immer neue türmt. Denn auf Grund der Ergebnisse von Rupé[539] und Burkhard ist eine dauernde Ausweitung der Zuweisungen an Burgkmair erfolgt, die nicht selten einer einleuchtenden Begründung entbehrt. So kommt beispielsweise die Bildanlage der Schutzheiligenbilder mit Zweiteilung, Rahmung und Rankenwerk als Kriterium für Burgkmair nicht in Frage, denn es wäre ein Unding, alle derartigen Schnitte Burgkmair zuschreiben zu wollen. Es handelt sich hier um eine Bildform der Ratdoltschen Offizin, die wir darüber hinaus auch in anderen Augsburger Drucken feststellen können. Deshalb gehen wir an die Betrachtung des Jugendwerkes Burgkmairs bei Ratdolt mit dem Bestreben, eine allzugroße Ausweitung zu vermeiden, die den tatsächlichen Verhältnissen nicht gerecht wird und die überragende Bedeutung Burgkmaiers für den Augsburger Holzschnitt eher verwischt als hervorhebt. – Hans Burgkmair der Ältere wurde 1473 in Augsburg als Sohn des Malers Thoman Burgkmair geboren, den wir 1460 als Lehrling bei Bämler fanden. Zwar bezeichnet Burkhard[540] die Zusammenstellung des Werkes Thoman Burgkmairs durch Buchner[541] als hypothetisch, aber die Frühwerke seines Sohnes zeigen jedenfalls den Typus der heimischen Malerei, wie ihn etwa die Passionsgeschichte von 1485 verkörpert, die – mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt – dem Vater Burgkmair zugeschrieben wurde. Hans Burgkmair war außerdem in der Werkstatt Schongauers tätig, und auf seiner Kopie des Schongauerporträts bezeichnet er sich als dessen Schüler. Allerdings geht es zu weit, wenn Winkler[542] auf Grund dieser Notiz und des Geilerporträts einen Aufenthalt Burgkmairs im Elsaß während der Jahre 1488/89 annimmt und ihm deshalb einige Schnitte in Straßburger Drucken zuschreibt[543], die keinerlei Zusammenhang mit Burgkmair haben. Auch nur den »Augsburger Schnitt« in den angegebenen Fällen nachzuweisen, dürfte ihm schwer werden. Aus einzelnen frühen Holzschnitten Burgkmairs läßt sich allerdings eine Abhängigkeit von Schongauer feststellen, doch sind dabei auch die gemeinsamen Züge des Generationsstils in Rechnung zu setzen. Burgkmair ist zunächst nur in seinen Holzschnitten faßbar, denn als Maler kann er erst mit den Basilikenbildern um 1500 festgestellt werden. Damit gewinnen seine Schnitte aus den neunziger Jahren des 15. Jahrhunderts eine erhöhte Bedeutung, denn Burgkmair ist nicht nur der erste Meister des Augsburger Holzschnitts, den wir *namentlich* kennen, er ist darüber hinaus

[534] Winkler S. 46.
[535] Schott. Abb. 19.
[536] Geisberg S. 98.
[537] Schott. Abb. 20.
[538] Schott. Abb. 28.
[539] Hans Rupé, Beiträge zum Werk Hans Burgkmairs d. Ä. Diss. Freiburg 1912.
[540] Burkard, S. 7ff.
[541] Buchner S. 68.
[542] Winkler S. 40.
[543] Schrm. XX, 1261/62.

der erste als Person in Malerei und Graphik faßbare Meister, der sich von der Spätgotik löst und damit weit über die Anonymen hinauswächst. Er kommt aber aus ihrer Umgebung. Burkhard betont seine Empfindung für die Stofflichkeit der Materie, seine tastende Binnenzeichnung, die eine malerische Wirkung erzielt. Er hebt das längliche Oval der Burgkmairschen Köpfe mit den tiefliegenden Augen und geraden Nasen hervor. Sind es nicht lauter Gesichtspunkte, die wir etwa auch bei dem Meister der Augsburger Schedelchronik hervorzuheben hatten? Freilich wird Burgkmair nach Aufnahme italienischer Formelemente um die Jahrhundertwende zum Träger eines neuen Stils in der Graphik. Immer aber blieb er den Stilgesetzen des Holzschnitts treu und hielt sich mit Ausnahme der Halbfigurenmadonna im Freisinger Brevier frei vom Einfluß des Kupferstichs, vermeidet die dem Kupferstich entsprechenden Kreuzlagen und hält an einem klaren und einfachen Strich fest[544]. Auch das kann als ein Erbteil seiner Heimat gelten, in der während unseres Zeitraums der Kupferstich nie große Bedeutung erlangte, wie wir noch sehen werden. Wir haben Hans Burgkmair nun zu begleiten, bis er um die Jahrhundertwende über seine heimische Umgebung völlig hinauswächst. – Die früheste Zuschrift an Burgkmair findet sich im Breviarium Frisingense von 1491[545], das eine Madonna mit Kind in Halbfigur, umgeben von einem Strahlenkranz zeigt. Das Bistums- und Bischofswappen unter der Madonna ist in Rot gedruckt. Es ist bezeichnend, daß allein dieses früheste Werk von Burgkmair den Einfluß Schongauers zeigt. Im Missale Pataviense von 1494[546] stammen wohl das Schutzheiligenbild und das Kanonbild von der Hand Burgkmairs. Das in drei Farben gedruckte Schutzheiligenbild zeigt den Heiligen Stephanus mit den heiligen Bischöfen Valentinus und Maximilianus. Es ist in der Ausgabe von 1498 wiederholt. Die Heiligen ragen im Ausdruck schon aus den Werken der anonymen Meister hervor, denen sie in anderer Hinsicht nicht allzu fern stehen. Das vierfarbige Kanonbild in Rot, Gelb, Oliv und Blau findet sich auch im Missale Aquileiense desselben Jahres sowie im Augsburger Missale von 1496 wieder. Von den uns schon bekannten Kreuzigungsbildern unterscheidet es sich äußerlich nur dadurch, daß Maria ihr Haupt abwendet. Wenngleich auch hier Burgkmair noch nicht frei ist von der »Last heimischer Überlieferung«[547], so haben wir doch eines der bedeutendsten Blätter seiner Hand vor der Jahrhundertwende vor uns, und nicht nur im Ausdruck der Gestalten sondern auch in der Behandlung des Corpus Christi kündigt sich ein Neues an. Die zweite Ausgabe des Missale Pataviense von 1498 bringt neben dem Schutzheiligenbild der ersten Ausgabe und dem Kanonbild des Missale Curiense von 1497 in Schwarz-Weißdruck am Anfang des Kanons eine T-Initiale mit zwei die Leidenswerkzeuge haltenden Engeln[548], die klar den Typus Burgkmairs verkörpern. Übrigens hatte diese Initiale auch schon im Missale Frisingense von 1492 Verwendung gefunden. – Das Missale Aquileiense von 1494[549] bringt ein neues Schutzheiligenbild in Vierfarbendruck von der Hand Burgkmairs. Der Schnitt berührt sich mit den Passauer Schutzheiligen, und noch leichter als dort finden wir hier den Anschluß an andere Augsburger zeitgenössische Schnitte[550]. Das Kanonbild fanden wir schon im Passauer Missale. Über das Missale Curiense von 1497[551] gehen die Meinungen erheblich auseinander. Das Werk enthält ein interessantes zweiteiliges Schutzheiligenbild, das in der Anordnung dem des Brixener Missale ähnlich ist. Im oberen Feld ist der Besteller, Bischof Heinrich VI. von Höwen vor Maria kniend dargestellt, um die die Diözesanheiligen versammelt sind. Im unteren Bildfeld findet sich unter dem Bistumswappen die Krone der Mutter Gottes über zwei verschlungenen M-Majuskeln, die Schottenloher als Monogramm der Mater Maria bezeichnet, indem er auf die ähnliche Verwendung des gekrönten Marienmonogramms auf Bucheinbänden hinweist. Die Buchstaben CAT unter dem Monogramm deutet er als Abkürzung des Gebetsrufes clamamus ad te. Die Vergißmeinnicht- und Stiefmütterchenpflanzen mit Wurzelstock sind wohl das Symbol der aus der Wurzel der Demut entspringenden guten Werke zu deuten. Der Zuweisung des Blattes an Burgkmair durch Rupé, die Burkhard bestätigt[552], widerspricht Schottenloher und weist es derselben Hand zu, die das Kanonbild des Missale geschaffen hat. Dieses Kanonbild ist eine Kopie nach dem Straßburger Missale Warmiense aus dem gleichen Jahr. Die nämliche Hand stellt er auch noch bei den Brixener Schutzheiligen fest, die wir schon besprachen. Seine Zuweisung halte ich nicht für richtig. Das Kanonbild zeigt eine überaus starke und harte Kontur und ist recht schroff gezeichnet. Es hält in keiner Beziehung einen Vergleich mit dem Schutzheiligenbild aus, an dem wir die differenzierte Zeichnung und den charakteristischen kurzen Strich Burgkmairs feststellen. Auch sind die schlanken Heiligen mit den schmalen Köpfen, den geraden Nasen und mandelförmigen Augen kennzeichnend für den jungen Burgkmair, der hier dem zeitgenössischen Augsburger Schaffen eng verwandt ist[553]. Die Gemeinsamkeiten mit den Schutzheiligen des Missale Aquileiense von 1494 sind außerdem nicht zu übersehen. Allerdings halte ich es für wahrscheinlich, daß das Blatt schon etwas früher entstanden ist. Burkhard und Geisberg[554] schreiben Burgkmair auch das Kanonbild unseres Werkes zu, das wir oben als sehr hart gezeichnet charakterisierten. Die schon dort betonten Unterschiede wiegen so schwer, daß ich ihnen nicht zustimmen kann, selbst unter Annahme eines früheren Entstehungsdatums und abgesehen von der Tatsache der Kopie. Man vergleiche nur etwa das Kanonbild des Missale Pataviense

[544] Zoege v. Manteuffel S. 86.

[545] H. 3842, Schr. Man. 3600, Burkhard Kat. Nr. 73 Schott. S. XVI, Schrm. XXIII, 22.

[546] H. 11349, Schr. Man. 4741, Burkhard Kat. Nr. 76 u. 74 Schott. Abb. 38 u. 28, Schrm. XXIII, 23 u. 5.

[547] Winkler S. 44.

[548] Schrm. XXIII, 60.

[549] H. 11258, Schr. Man. 4662, Burkhard Kat. Nr. 75 Schott. S. XIII, Abb. 24, Schrm. XXIII, 4 u. 5.

[550] Vgl. die Titelblätter zu Jung, Tractatulus v. 1494 (H. 9472) und zur Chronik v. Andechs von ca. 1495 (H. 969).

[551] H. 11287, Schr. Man. 4693, Schrm. XXIII, 19 u. 20.

[552] Rupé S. 6, Burkhard Kat. Nr. 77.

[553] Vgl. die Porträts der Schedelchronik oder das Titelblatt des Grünpeck-Druckes von Schaur (H. 8090).

[554] Geisberg S. 98.

von 1494. Selbst Winkler[555], der schon am weitesten mit Zuweisungen an Burgkmair geht, bezeichnet dieses Kanonbild als so grob, daß es sich einer stilkritischen Beurteilung entzieht. Vielleicht läßt es sich an die Brixener Schutzheiligen anschließen, wie es Schottenloher vorschlägt. – In der Beurteilung des Konstanzer Breviers von 1499[556], dem letzten liturgischen Werk Ratdolts im 15. Jahrhundert, bestehen dagegen keine Zweifel mehr. Allgemein wird das herrliche Schutzheiligenbild dieses Werkes, das eine Madonna zwischen den Diözesanschutzheiligen zeigt, Burgkmair zugeschrieben. Das bedarf keiner eingehenden Begründung mehr, denn Burgkmairs Stil hat sich nun voll ausgeprägt zu einer ersten Reife. Interessant ist, daß das Haupt des Heiligen Pelagius auf einem zweiten Zustand des Schnittes im Missale Constantiense von 1505 verändert ist. Der Gesichtsausdruck des Heiligen, der nun bartlos und barhaupt erscheint, ist gewandelt und gesteigert. Der Typus ist zur Individualität gewandelt. Es bleibt uns nun nur noch die abgeklärte Darstellung des segnenden Christus in der epistula de statura et forma Jesu Christi[557] zu erwähnen, die Ratdolt diesem anonymen Werk der Mönchsliteratur beigefügt hatte, das unter dem Namen Lentulus oder wie im vorliegenden Fall Pilatus lief, und das er 1500 lateinisch mit deutscher Übersetzung herausgebracht hatte. Dieses schöne Blatt Burgkmairs regt zu einem Vergleich mit dem segnenden Christus des Ratdoltschen Plenars an, der uns wieder zeigt, wie nahe der Meister der Schedelchronik, dem wir diesen Schnitt zuzuschreiben hatten, an Burgkmair heranführt. Aus derselben Periode Burgkmairs stammt auch der Schmerzensmann, der die Arme über der Brust gekreuzt hat und die Marterwerkzeuge in seinen Händen hält[558]. Bei dem zweiten Zustand des Schnittes sind die flatternden Enden des Lendentuchs verkürzt[559].

IV

DER METALLSCHNITT

Im Bereich des süddeutschen Formschnitts herrscht nahezu ausschließlich der Holzschnitt. Soweit sich in Augsburg Metallschnitte finden, wurden sie meist aus dem Rheingebiet bezogen, wo der Metallschnitt vor allem in Blüte stand. Das bestätigt sich auch an dem St. Bartholomäus, den Schmidbauer in einer Augsburger Handschrift fand, und der in verschiedener Hinsicht bemerkenswert ist[560]. Der Schnitt ist eingeklebt auf fol. 129 v eines Speculum Grammaticae von St. Ulrich und Afra[561]. Da der Schreiber dieser Handschrift auf fol. 129 r sowie auf fol. 294 v die Jahreszahl 1464 angibt und andererseits den Platz für unseren Metallschnitt ausspart, ist es sehr wahrscheinlich, daß dieser vor 1464 entstanden ist. Das 62×48 mm große Blatt



Abb. 13: *Hl. Bartholomäus* Orig. 62 × 48 mm

zeigt den Heiligen Bartholomäus mit reichem Haupt- und Barthaar in Vorderansicht und mit dem linken Fuß nach vorne tretend. Sein Nimbus zeigt im Innern einen Strahlenkranz, sein faltiger Mantel ist vorne gerafft, so daß sein langes Gewand zu sehen ist. In der Rechten hält der Heilige ein breites Messer mit der Klinge nach unten, auf dem linken Unterarm hat er ein Buch liegen. Er steht auf einer mit Kräutern und Blumen bedeckten Wiese. Hinter ihm flattert ein großes, mehrfach gewundenes Spruchband mit der Inschrift: +credo+in+spiritū sanctū. Das Blättchen ist sehr fein geschnitten. Am Mantel des Heiligen ist Kreuzschraffur festzustellen, während der Hintergrund einfach diagonal schraffiert ist. Der Boden, das Buch sowie der Saum des Mantels und des Untergewandes zeigen einfache Punzierung. Daneben ist aber noch eine zweite Punze mit Kreuzmuster am inneren Rand des Mantels und des Untergewandes festzustellen. Der Schnitt ist von einer einfachen, breiten Einfassungslinie umgeben, die von der Darstellung abgehoben ist. Das Blatt ist in der Bemalung zahlreichen anderen Metallschnitten ähnlich. Das Gewand des Heiligen ist lackrot, die Wiese, die Innenseite des Mantels und das Spruchband sind spangrün, der Mantel ist hellbraun, und der Rand des Mantels ist wie der Nimbus, das Messer und das Buch gelb. Dieses Blatt läßt sich nun an eine Folge anschließen, die Schreiber in seinem Handbuch unter Nr. 2747c anführt. Es handelt sich hier um eine Apostelfolge mit dem Credo. Den Anlaß zu derartigen Folgen bot die Legende, daß jeder der zwölf Apostel zu dem Glaubensbekenntnis einen Satz beitrug. Die Verteilung der einzelnen Artikel auf die verschiedenen Apostel folgt auch in unserm Fall einer pseudoaugustinischen Predigt[562]. Schreiber, der die Folge für vermutlich am Oberrhein entstanden hält, führt aus der erwähnten Folge St. Jakobus maior, St. Johannes, St. Thomas, St. Jakobus minor, St. Simon und St. Matthias an[563]. Unser Blatt stimmt in Größe, Schnitt, Bemalung und Auffassung so mit diesen Blättern überein, daß an der Einordnung kein Zweifel bestehen kann.

---

[555] Winkler S. 47.

[556] H. 3830, Schr. Man. 3595, Schott. Abb. 62, Schrm. XXIII, 18 Burkhard Kat. Nr. 78.

[557] Schr. Man. 4944, Schr. HB 834 Burkhard Kat. Nr. 1 Schrm. XXIII, 56.

[558] Burkhard Kat. Nr. 2 Heitz 65/15.

[559] Schr. HB 886a.

[560] Für die Überlassung dieses unveröffentlichten Schnittes danke ich Herrn Direktor Dr. Schmidbauer auch an dieser Stelle ehrerbietigst.

[561] Augsb. 2° cod. 564.

[562] W. Molsdorf, Mittelalterliche Formschnittdarstellungen des Apostolischen Glaubensbekenntnisses in der Zeitschrift für Bücherfreunde X, 2 S. 452.

[563] Schr. HB 2747c, 2748a, 2751d, 2747f, 2749 u. 2751, Heitz 13/26 u. 29, 15/44 u. 45.

V
DER KUPFERSTICH

Auch der Kupferstich fand während des ganzen 15. Jahrhunderts in Augsburg keine Pflege. Zwar hielt die Beschränkung auf den Holzschnitt diesen lange Zeit von dem zersetzenden Einfluß der Kupferstichtechnik frei, und wir konnten nur selten die vom Kupferstich übernommenen Kreuzlagen beim Augsburger Holzschnitt feststellen[564]. Aber es bleibt erstaunlich, daß wir so vergebens nach Kupferstichen suchen, nachdem gerade in Augsburg die Goldschmiede, die ja die Technik des Kupferstichs ausbildeten, in unserem Zeitraum eine bedeutende Rolle spielten. Wie nahe die Augsburger Goldschmiede dem Kupferstich standen, beweist das Ulrichskreuz von 1494 aus der Werkstatt Jörg Selds, das auf der Rückseite in kupferstichartiger Gravierung eine Darstellung der Ungarnschlacht auf dem Lechfeld zeigt[565]. Außerdem waren ja bekanntlich die Verbindungen Schongauers, von dem der Kupferstich des 15. Jahrhunderts zu einem Höhepunkt geführt wird, mit Augsburg sehr rege. Schongauer entstammt einer Augsburger Patrizierfamilie, und sein Vater war in Augsburg Goldschmiedemeister, bis er nach Kolmar auswanderte, wo aller Wahrscheinlichkeit nach der »hipsch Martin« geboren wurde[566]. Hans Burgkmair arbeitete, wie wir sehen, vorübergehend in der Werkstatt Schongauers in Kolmar und kopierte dessen Selbstporträt. Ein Vergleich dieser Kopie, die sich in der Münchener Pinakothek befindet, mit dem Fischwunder der Augsburger Ulrichslegende[567] zeigt, daß Schongauer auch hier porträtiert ist. So liegt die Annahme nicht fern, daß Schongauer als junger Mann einmal Augsburg besuchte. Jedenfalls waren die technischen und künstlerischen Voraussetzungen für den Kupferstich in Augsburg günstig, und die Gründe für die gänzliche Vernachlässigung dieses Zweiges der Graphik in unserem Zeitraum müssen anderswo liegen. In der Augsburger Graphik des 15. Jahrhunderts dominierte der Buchholzschnitt. Nun eignet sich der Kupferstich wegen des Tiefdruckverfahrens technisch nicht zur Buchillustration, und zum andern ist er im wesentlichen rein dekorativen Charakters, was nach unseren Untersuchungen dem Wesen der Augsburger Illustration widerspricht. Es ist kein Zufall, daß der Kupferstich zuerst in Italien zur Buchillustration verwendet wurde, wo auch die Illustration mit ganz anderen Maßstäben zu messen ist[568]. Selbst dort aber werden die Kupferstiche in Büchern wegen technischer Schwierigkeiten bald durch Holzschnitte ersetzt. In Deutschland findet der Kupferstich nur in einigen liturgischen Drucken Verwendung, zuerst im Breviarium Herbipolense von 1481, das zugleich den Anfang der Würzburger Buchillustration darstellt. Auf Würzburg folgt Eichstätt, aber auch in diesen beiden Städten weicht der Kupferstich in liturgischen Drucken bald dem Holzschnitt. In Augsburg bestand um so weniger Veranlassung, diesem Experiment zu folgen, als dort Ratdolt mit seinen teilweise mehrfarbigen Kanon- und Schutzheiligenblättern Hervorragendes leistete. So ist uns in dieser Hinsicht das Fehlen des Kupferstichs in Augsburg kein Rätsel mehr. Anders dagegen steht es, wenn wir nach Ornamentblättern fragen. Diese praktische Verwendung des Kupferstichs mußte doch in Augsburg besonders nahe liegen, und tatsächlich findet sich auch in den folgenden Jahrhunderten eine umfangreiche Produktion. Doch auch hier begegnen wir dem ersten Meister erst um die Jahrhundertwende. Es ist Daniel Hopfer[569], der nicht völlig übergangen sei, wenn er auch über unseren Zeitraum hinausreicht. Daniel Hopfer wurde um 1470 in Kaufbeuren als Sohn des Malers Bartholomäus Hopfer geboren. Er war ursprünglich Waffenätzer und wurde wohl von der Augsburger Waffenindustrie angezogen, die namentlich unter Kaiser Maximilian blühte. Denn 1493 erscheint er im Augsburger Bürgerbuch. Er ließ sich im Bezirk der Metallarbeiter nieder, und beginnend mit dem ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts finden sich von ihm einige Holzschnitte, meist Titelblätter für die Othmarsche Offizin und vor allem Radierungen. Auf die Anwendung der Metallätzung für ein Druckverfahren kam Hopfer wohl durch sein Handwerk. Seine Radierungen sind durchwegs auf geschmiedetes Eisen gearbeitet und tragen ein Signum, das auf seine Herkunft aus dem Metallhandwerk deutet. Daniel Hopfer, der Burgkmair freundschaftlich verbunden war, hatte bedeutenden Einfluß auf seine Söhne Hieronymus und Lambrecht sowie auf den Meister CB und damit auf die Verbreitung der Radierung überhaupt. Um 1536 starb er in Augsburg, wo er großes Ansehen erlangt hatte. Daniel Hopfers Bedeutung liegt im Ornamentalen, denn seine figürlichen Kompositionen folgen meist größeren Vorbildern. Nur in seinen Ornamententwürfen für Waffen, liturgische Geräte und Buchschmuck zeigt er sich selbständig. Hier spiegelt sich deutlich die Zeitenwende, in der Hopfer steht, denn gerade am Ornament lassen sich ja stilistische Wandlungen am zuverlässigsten ablesen. Noch aus der Überlieferung der Gotik kommend wird Hopfer zu einem wichtigen Vermittler des Formenschatzes der Renaissance, und beide Stilrichtungen mischen sich oft seltsam unter seiner Hand. Daniel Hopfer war kein großer Künstler, aber ein einfallsreicher Kunsthandwerker, und damit ist die weitere Entwicklung von Radierung und Kupferstich in Augsburg schon angedeutet.

VI
GRUNDZÜGE DER WEITEREN ENTWICKLUNG IM 16. JAHRHUNDERT

Das beginnende 16. Jahrhundert brachte einen gewaltigen Aufschwung der Augsburger Buchillustration und Graphik überhaupt ganz im Gegensatz zu Ulm, das mit der Jahrhundertwende in völlige Bedeutungslosigkeit versank. Das zeigt sich namentlich in den Drucken der Schönspergerschen Offizin mit den Illustrationen Burgkmairs und Becks. Ein Werk wie der Theuerdank ist ein Meisterwerk der Buchkunst schlechthin und entschädigt uns für viele minderwertige Kopien Schönspergers aus dem 15. Jahrhundert. Die Formschneiderschule Jost de Negkers aus Antwerpen schuf die Voraussetzungen für eine technische Vollendung des Holzschnitts, der durch Burgkmairs Hell-

[564] Zoege v. Manteuffel S. 86.

[565] Herbert Lieb, Jörg Seld, Goldschmied und Bürger von Augsburg München (1947) S. 23.

[566] Lehrs V, S. 2.

[567] Buchner S. 16 Abb. 14 u. 15.

[568] Ernst v. Rath, Die Kupferstichillustration im Wiegendruckzeitalter in »Die Bibliothek und ihre Kleinodien« Leipzig 1927 S. 58 ff.

[569] Ed. Eyssen, Daniel Hopfer, Diss. Heidelberg 1904.

Dunkelschnitte eine weitere Bereicherung erfuhr. Die künstlerische Höhe der Augsburger Illustration lebt noch einmal auf in Hans Weiditz, bis in der Mitte der dreißiger Jahre der endgültige Abstieg einsetzt. Eine heimische Kupferstichschule, die den Holzschnitt hätte ablösen können, gab es nicht. Erst mit dem Ende des 16. Jahrhunderts nimmt der Augsburger Kupferstich an Bedeutung zu, aber auch jetzt übertrifft die Quantität bei weitem die Qualität. Hier sind die Namen Custos' und seines Schülers Wolfgang Kilian mit dessen zahlreicher Familie zu nennen. Fragen an die Forschung stellt diese Zeit kaum mehr, sie harrt nur noch einer Gesamtdarstellung, für die unsere Untersuchungen ein brauchbares Fundament bilden mögen.

VII. ANHANG

1. Katalog der wichtigsten Buchillustratoren

Bämlermeister

Heiligenleben, Sommerteil (H. 9968, Schr. Man. 4298)	Zainer 1472	Schrm. II, 130-231
Ingold, Goldenes Spiel (H. 9187, Schr. Man. 4259)	Zainer 1472	Schrm. II, 268-279
Joh. Friburgensis, Summa (H. 7367, Schr. Man. 4348)	Bämler 1472	Schrm. III, 1
Nider, 24 goldene Harfen (H. 11847, Schr. Man. 4849)	Bämler 1472	Schrm. III, 3 Abb. 2
Hartlieb, Alexander (H. 785, Schr. Man. 3132)	Bämler 1473	Schrm. III, 24-53
Historie v. d. sieben weisen Meistern (H. 8728, Schr. Man. 4612)	Bämler 1473	Schrm. III, 55
Gregorius, Dialoge (H. 7970, Schr. Man. 4119)	Bämler 1473	Schrm. III, 57
Speculum humanae salvationis (H. 14929, Schr. Man. 5273)	Zainer 1473	Schrm. II, 351-526
G. de Columna, Historia Troiana (H. 5514, Schr. Man. 4131)	Bämler 1474	Schrm. III, 59-102
Konr. v. Megenberg, Buch der Natur (H. 4041, Schr. Man. 3778)	Bämler 1475	Schrm. III, 453 u. 464 Vgl. Abb. 3
Lehre und Unterweisung (H. 10006, Schr. Man. 4483)	Bämler 1476	Schrm. III, 467 u. 469
Historie vom Herzog Leuppold (H. 10041, Schr. Man. 4492)	Sorg 1481	Schrm. IV, 701-710, 712-722 u. a.
Marco Polo (H. 10041, Schr. Man. 5003)	Sorg 1481	Schrm. IV, 754
Rob. de Remigio, Kreuzfahrt (H. 875, Schr. Man. 5391)	Bämler 1482	Schrm. III, 664?, 667 u. 671

Sorgmeister

Heiligenleben (H. 9970, Schr. Man. 4300)	Bämler 1475	Schrm. III, 273, 301, 302, 304, 307, 309-315 u. a.
Konr. v. Megenberg, Buch der Natur (H. 4041, Schr. Man. 3778)	Bämler 1475	Schrm. III, 455-463? u. 465
Spiegel menschl. Behaltnis (H. 14942, Schr. Man. 5275)	Sorg 1476	Schrm. IV, 36, 42, 48, 50, 51, 56, 57 u. a.
Neue Ehe (H. 4057, Schr. Man. 3723)	Sorg 1476	Schrm. IV, 191, 193, 194-199 u. a.
Apollonius v. Tyrus (H. 1295, Schr. Man. 3341)	Bämler 1476	Schrm. III, 486-494 u. a.
St. Brandon (H. 3718, Schr. Man. 3533)	Sorg 1476	Schrm. IV, 224-241
Herzog Ernst (H. 6672, Schr. Man. 3908)	Sorg 1476	Schrm. IV, 242-271
Schildberger (H. 6674, Schr. Man. 5208)	Sorg 1476	Schrm. IV, 272-283
Barlaam und Josaphat (H. 5915, Schr. Man. 4346)	Zainer 1476	Schrm. II, 545-608
Buch der Kunst (H. 4037, Schr. Man. 3647)	Bämler 1477	Schrm. III, 524, 541, 542, 544-549 u. a.
Bibel (H. 3135, Schr. Man. 3459)	Sorg 1477	Schrm. IV, 290-295 u. a. neue Schnitte Vgl. Abb. 7
Kruzifixus (Schr. HB VII, Nachtr. 372r)	Zainer 1477	Heitz 46/5
Pestblatt (München)	Zainer 1477	Schrm. II, 296
Seelentrost (H. 14582, Schr. Man. 5225)	Sorg 1478	Schrm. IV, 389-398 Vgl. Abb. 8
Plenar (H. 6728, Schr. Man. 4950)	Sorg 1478	Schrm. IV, 3088
Lucian, Asinus aureus (H. 10264, Schr. Man. 5001 a)	Hohenwang 1478	Schrm. XXIII, 480-486
Boccaccio, de claris mulieribus (H. 3335, Schr. Man. 3508)	Sorg 1479	Schrm. IV, 399-477
Otto v. Passau, 24 Alte (Pr. 1680, Schr. Man. 4877)	Sorg 1479	Schrm. IV, 495-503
Melusine (C. 3974, Schr. Man. 4630)	Bämler 1480	Schrm. III, 637, 640, u. 643
Alexander (H. 788, Schr. Man. 3135)	Sorg 1480	Schrm. IV, 505, 507, u. 508
Historie v. d. 7 weisen Meistern (H. 8730, Schr. Man. 4614)	Sorg 1480	Schrm. IV, 511, 512, 516-518, 522-527 u. a.
Heiligenleben (H. 9973, Schr. Man. 4303)	Bämler 1480	Schrm. III, 647 Abb. 5
Spiegel des Sünders (H. 14947, Schr. Man. 5287)	Sorg 1480	Schrm. IV, 2258 a
Passion (H. 12441, Schr. Man. 3739)	Sorg 1480	Schrm. IV, 545-571
Das erste Buch leret paissen... (H. 8341, Schr. Man. 4180)	Sorg 1480	Schrm. IV, 572
Büchlein v. sterbenden Menschen (H. 11629, Schr. Man. 4815)	Sorg 1480	Schrm. IV, 574-578
Madonna m. d. Rosenkranzbetern (Schr. HB 1135)	ca. 1480	Heitz 31/95
Montevilla, Reise nach Jerusalem (H. 10647, Schr. Man. 4798)	Sorg 1481	Schrm. IV, 579-700
Brigittenbild (Schr. HB 1283)	1481	Heitz 40/52
Brigittenbogen (Schr. HB 1285)		Heitz 40/53-56 (?) GG XXI/67 (?)
Pestblatt Weinberger	um 1480	Beiträge z. Forschung neue Folge IV
Obsequiale Augustanum (H. 11925, Schr. Man. 4861)	Ratdolt 1487	Schrm. XXIII, 11
Missale Augustanum (H. 11260, Schr. Man. 4665)	Ratdolt 1491	Schrm. XXIII, 8
Breviarium Augustanum (H. 3793, Schr. Man. 3585)	Ratdolt 1493	Schrm. XXIII, 10

Kreuzfahrtmeister

Buch der Kunst (H. 4037, Schr. Man. 3647)	Bämler 1477	Schrm. III, 605-611 u. a.
Historie v. d. sieben weisen Meistern (H. 8730, Schr. Man. 4614)	Sorg 1480	Schrm. IV, 510, 513-515, 519, 520 u. a.

Pestblatt Schmidbauer	ca. 1480	Festschrift f. Gg. Leidinger S. 229
Rob. de Remigio, Kreuzfahrt (H. 875, Schr. Man. 5391)	Bämler 1482	Schrm. III, 666, 668–670, 672–678 u. d. anderen neuen Schnitte
Andr. Capellanus, de amore (H. 994, Schr. Man. 4884)	Sorg 1482	Schrm. IV, 756–768
Buch Seusse (C. 5688, Schr. Man. 5325)	Sorg 1482	Schrm. IV, 770–788 Vgl. Abb. 9
Konrad v. Megenberg, Buch der Natur (H. 4045, Schr. Man. 3782)	Sorg 1482	Schrm. IV, 830–841
Buch der heiligen Altväter (H. 8605, Schr. Man. 4217)	Sorg 1482	Schrm. IV, 842, 844–863 u. a.
Bürde der Welt (H. 12014, Schr. Man. 3496)	Sorg 1482	Schrm. IV, 1046
Kalender (H. 9736, Schr. Man. 4417)	Bämler 1483	Schrm. III, 717–746
Melusine (H. 11062, Schr. Man. 4634)	Sorg 1485	Schrm. IV, 2330, 2337, 2338, 2342–2344 u. a.
Nider, 24 goldene Harfen (H. 11852, Schr. Man. 4852)	Bämler 1488	Schrm. III, 267

Sorgscher Columnameister

Plenar (H. 6728, Schr. Man. 4950)	Sorg 1478	Schrm. IV, 328–375
G. de Columna, Historia Troiana (H. 5515, Schr. Man. 4134)	Sorg 1479	Schrm. IV, 479–487
Melusine (C. 3974, Schr. Man. 4630)	Bämler 1480	Schrm. III, 641, 642, 644
Chronica (H. 9793, Schr. Man. 3755)	Sorg 1480	Schrm. IV, 541
St. Leonhard u. St. Florian (Schr. HB 1591 a u. 1422 b)	ca. 1480	Heitz 39/5 u. 6
G. de Columna, Historia Troiana (H. 5516, Schr. Man. 4135)	Sorg 1482	Schrm. IV, 789–797 u. a.
Guiscardus u. Sigismunde (C. 596, Schr. Man. 4490)	Bämler 1482	Schrm. III, 700–703, 705–711
Buch der heiligen Altväter (H. 8605, Schr. Man. 4217)	Sorg 1482	Schrm. IV, 864, 871, 873, 880 u. a.
Ulrich v. Reichenthal, Konzilienbuch (H. 5610, Schr. Man. 5095)	Sorg 1483	Schrm. IV, 1054 ff. Vgl. Abb. 10
Verkündigung (Schr. HB 35 e)	ca. 1485	Heitz 39/1
Heiligenleben, Sommerteil (H. 9979, Schr. Man. 4310)	Sorg 1486	Schrm. IV, 2410, 2414–2427 u. a.
Passion (H. 12445, Schr. Man. 3743)	Sorg 1486	Schrm. IV, 2381–2386 u. a.
Vintler, Buch d. Tugend (Schr. Man. 5436)	Blaubirer 1486	Schrm. XXIII, 487 ff.
Heiligenleben (Schr. Man. 4311, Schr. HB 1878)	Schönsperger 1487	Heitz 32/137
Breidenbach, Reise nach dem heiligen Land (H. 3960, Schr. Man. 3631)	Sorg 1488	Schrm. IV, 2401–2408
G. de Columna, Historia Troiana (H. 5517, Schr. Man. 4137)	Schönsperger 1488	neue Schnitte
Die 4 Angeltugenden (H. 1097, Schr. Man. 3314)	Sorg 1490	Schrm. IV, 2942–2947
Ars memorativa (H. 1827, Schr. Man. 3369)	Sorg 1490	Schrm. IV, 2949–2961
Kindheit unseres Herrn (H. 4060, Schr. Man. 3726)	Sorg 1491	Schrm. IV, 2962, 2964, 2965, 2976 u. a.
Laufenberg, Versehung des Leibes (H. 16017, Schr. Man. 4524)	Ratdolt 1491	Schrm. XXIII, 340–394
Bertholdus, Zeitglöcklein (H. 16280, Schr. Man. 3452)	Dinckmuth/ Ulm 1493	Schrm. VI, 619–621, 624–631

Meister der heil. Veronika

Plenar (C 2318, Schr. Man. 4947)	Bämler 1474	Schrm. III, 106, 109 u. a. vor allem 150 u. 151
Heiligenleben (H. 9970, Schr. Man. 4300)	Bämler 1475	Schrm. III, 229, 231 ff. Vgl. Abb. 4
Plenar (C. 2320, Schr. Man. 4948)	Bämler 1476	Schrm. III, 471
Heiligenleben (H. 9972, Schr. Man. 4302)	Sorg 1478	Schrm. IV, 381

Kalendermeister

Rundscheibenkalender (H. 9735, Schr. Man. 4416)	Blaubirer 1483	Abb. 6
Auslegung der Heil. Messe (H. 2144, Schr. Man. 4644)	Bämler 1484	Schrm. III, 760 u. 761
Reichsadler mit Kruzifixus (Schr. HB 2015)	Kunne Memmingen 1487	Heitz 64/15
Composita verborum (H. 14779, Schr. Man. 5267)	Froschauer 1496	

Meister der Augsburger Schedelchronik

Jung, Tractatulus de pestilentia (H. 9472, Schr. Man. 4405)	Schönsperger 1494	Widmungsholzschnittt
Plenar (H. 6743, Schr. Man. 4974)	Ratdolt 1495	Schrm. XXIII, 57–118
Chronik von Andechs (H. 969, Schr. Man. 3267)	Schönsperger 1495	1. Schnitt
Schedel, Buch der Chroniken (H. 14511, Schr. Man. 5206)	Schönsperger 1496	Abb. 11
Breviarium Ratisponense (H. 3885, Schr. Man. 3622)	Ratdolt 1496	Schrm. XXIII, 30
Niger, Ars epistolandi (H. 11875, Schr. Man. 4855)	Schönsperger 1499	Schreiber, mag. cum disc. Nr. 43

Meister der Ungarnchronik

Bildinitialen	Ratdolt	Schrm. XXIII, 34–55
Planetenbilder 2. Serie	Ratdolt	Schrm. XXIII, 126–132
Tierkreiszeichen in Kleinformat	Ratdolt	Schrm. XXIII, 134
Tierkreiszeichen im Format 60 × 60 mm	Ratdolt	Schrm. XXIII, 136–147
Angelus, Astrolabium (H. 1100, Schr. Man. 3316)	Ratdolt 1488	Schrm. XXIII, 195–290
Thurocz, Ungarnchronik (H. 15518, Schr. Man. 4395)	Ratdolt 1488	Schrm. XXIII, 291, 301, 302, 305, 307, 309, 310, 312, 314–316 u. a. Vgl. Abb. 12

Hans Burgkmair der Ältere

Vgl. Burkhard, Hans Burgkmair der Ältere (Katalog).

2. Verzeichnis der eingesehenen Inkunabeln
(Sämtliche aus der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg)

Drucke von:

Zainer: Heiligenleben, Sommerteil, 1472 (H. 9968, Schr. Man. 4298)	2° Inc. 302
Jac. de Theramo, Belial, 1472 (C. 5805, Schr. Man. 4279)	2° „ 298
Ingold, Goldenes Spiel, 1472 (H. 9187, Schr. Man. 4259)	2° „ 298 Beibd.
Plenar, 1474 (C. 2317, Schr. Man. 4946)	2° „ 337

ZAINER: Bibel, deutsch (1475) 2° „ 53
(H. 3133, Schr. Man. 3456)
Bibel, deutsch, 1477 2° „ 395
(H. 3134, Schr. Man. 3458)

BÄMLER: Nider, 24 goldene Harfen, 1472 2° „ 735
(H. 11847, Schr. Man. 4849)
Historie v. d. 7 weisen Meistern, 1473 2° „ 316
(H. 8728, Schr. Man. 4612)
Gregorius, Dialoge, 1473 2° Inc. 315
(H. 7970, Schr. Man. 4119)
Plenar, 1474 2° „ 337a
(C.2318, Schr. Man. 4947)
Konr. v. Megenberg, Buch der Natur, 1475 2° „ 351
(H. 4041, Schr. Man. 3778)
Petrarca, Griseldis, 1480 2° „ 219
(H. 12815, Schr. Man. 4916)
Augsburgs Ursprung, 1483 4° „ 259
(H. 1942, Schr. Man. 3391)
Auslegung der Heil. Messe, 1484 2° „ 599
(H. 2144, Schr. Man. 4644)
Buch der Kunst, 1491 4° „ 395
(H. 4038, Schr. Man. 4649)

SORG: Spiegel menschl. Behaltnis, 1476 2° „ 387
(H. 14942, Schr. Man. 5275)
St. Brandon, (1476) 2° „ 57
(H. 3718, Schr. Man. 3533)
Herzog Ernst, (1476) 2° „ 88
(H. 6672, Schr. Man. 3908)
Bibel, deutsch, 1477 2° „ 397
(H. 3135, Schr. Man. 3459)
Seelentrost, 1478 2° „ 432
(H. 14582, Schr. Man. 5225)
Apollonius, 1479 4° „ 231
(H. 1296, Schr. Man. 3342)
Otto v. Passau, 24 Alte, 1480 2° „ 478
(H. 12128, Schr. Man. 4878)
Buch Seusse, 1482 2° „ 540
(C. 5688, Schr. Man. 5325)
Konrad v. Megenberg, Buch der Natur, 1482 2° „ 524
(H. 4045, Schr. Man. 3782)
Buch der heil. Altväter, 1482 2° „ 531
(H. 8605, Schr. Man. 4217)
Ulr. v. Reichenthal, Konzilienbuch, 1483 2° „ 585
(H. 5610, Schr. Man. 5095)
Breidenbach, Reise nach dem heil. Land, 1488 2° „ 716
(H. 3960, Schr. Man. 3631)
Horologium devotionis, 1489 8° „ 42
(H. 8935, Schr. Man. 3443)
Buch d. natürl. Weisheit, 1490 2° „ 812
(H. 4047, Schr. Man. 3650)
Boccaccio, Cento novelle, 1490 2° „ 810
(H. 3281, Schr. Man. 3505)
Herzog Wilhelm v. Orlenz, 1491 2° „ 813 Beibd.
(C. 3550, Schr. Man. 5469)

RATDOLT Obsequiale Augustanum, 1487 4° „ 321
(H. 11925, Schr. Man. 4861)

RATDOLT: Breviarium Ratisponense, 1490 2° „ 811
(H. 3884, Schr. Man. 3620)
Thurocz, Chron. Hung., 1488 4° „ 337
(H. 15518, Schr. Man. 4395)
Albumasar, Flores astrologiae, 1488 4° Inc. 338
(H. 609, Schr. Man. 3073)
Regiomontan, dt. Kalender, 1489 4° „ 358
(H. 13787, Schr. Man. 4371)
Leopoldus de Austria, Compilatio, 1489 4° „ 350
(H. 10042, Schr. Man. 4493)
Albumasar, Introductorium, 1489 4° „ 338
(H. 612, Schr. Man. 3075)
Bonatus, Decem tractatus, 1491 4° „ 392
(H. 3461, Schr. Man. 3519)
Buch Lehenrecht, 1493 2° RW
(C. 1761 a, Schr. Man. 4481)
Breviarium Augustanum, 1493 2° Inc. 910
(H. 3793, Schr. Man. 3585)
Diurnale Augustanum, 1494 8° „ 88
(H. 6291, Schr. Man. 3834)

PFLANZMANN: Bibel, deutsch, um 1477 2° „ 52
(H. 3131, Schr. Man. 3455)

HOHENWANG: Lucian, Asinus aureus, (1478) 2° „ 402 Beibd.
(H. 10264, Schr. Man. 5001 a)

BLAUBIRER: Rundscheibenkalender, 1483 8° „ 31 a
(H. 9735, Schr. Man. 4416)

SCHAPF: Hartlieb, Chiromantie, 2. Zustand 2° „ 126
(Schr. Man. IV, S. 428)

FROSCHHAUER: Composita verborum, 1496 4° „ 477
(H. 14779, Schr. Man. 5267)

SCHÖNSPERGER: Hortus sanitatis, 1485 2° „ 680
(H. 8951, Schr. Man. 4335)
Bibel, 1487 2° „ 691
(H. 3139, Schr. Man. 3463)
Narrenschiff, 1494 8° „ 74
(H. 3739, Schr. Man. 3558)
Jung, Tractatulus, 1494 4° „ 449
(H. 9472, Schr. Man. 4405)
Chronik v. Andechs, (1495) 4° „ 51
(H. 969, Schr. Man. 3267)
Schedel, Buch der Chroniken, 1496 2° „ 1019
(H. 14511, Schr. Man. 5206)
Niger, Ars epistolandi, 1499 4° „ 81 Beibd.
(H. 11875, Schr. Man. 4855)

FAKSIMILEAUSGABEN

ZAINER: Tuberinus, De Simone puero, (1475) hrsg. v. Schramm
(H. 15658, Schr. Man. 5258) Leipzig 1920
SORG: Passion, 1480 hrsg. v. Pfister
(H. 12441, Schr. Man. 3739) Potsdam (1924)
Ars memorativa, (1490) hrsg. v. Weil
(H. 1827, Schr. Man. 3369) Augsburg 1922
SCHAPF: Hartlieb, Chiromantie, 1. Zustand hrsg. v. Weil
(Schr. Man. IV, S. 428) München 1923

3. LITERATURVERZEICHNIS

BAER, Leo: Die illustrierten Historienbücher des 15. Jahrhunderts. Straßburg 1903. Bernhard Maler von Augsburg und die Bücherornamentik der italienischen Frührenaissance (Monatshefte für Kunstwissenschaft II, 1909 S. 46).

BUCHNER, Ernst: Die Augsburger Tafelmalerei der Spätgotik (Ernst Buchner und Karl Feuchtmayr, Die Augsburger Knnst der Spätgotik und Renaissance. Augsburg 1928 S. 1).

BURKHARD, Arthur: Hans Burgkmair der Ältere. Leipzig (1934).

COPINGER, Walter A.: Supplement to Hains Repertorium bibliographium 2 Bde. London 1895-1902.

DIEHL, Robert: Erhard Ratdolt. Wien 1933.

EYSSEN, Ed.: Daniel Hopfer, Diss. Heidelberg 1904.

FITZ, Josef: Die Ausgaben der Thuroczy-Chronik aus dem Jahre 1488 (Gutenberg-Jahrbuch 1937 S. 97).

FLECHSIG, Ed.: Der Meister des Hausbuchs als Zeichner für den Holzschnitt (Monatshefte für Kunstwissenschaft Bd. IV, 1911 S. 95).

Forrer, R.: Die Kunst des Zeugdrucks, Straßburg 1898.

Geisberg, Max: Die Anfänger des deutschen Kupferstichs und der Meister ES (Meister der Graphik Bd. 2), Leipzig 1910. Geschichte der deutschen Graphik vor Dürer, Berlin 1939.

Gräff, Walter: Älteste deutsche Farbholzschnitte (Zeitschrift für Bücherfreunde I, 2. Leipzig 1919 S. 335).

Haberditzl, Franz: Die Einblattdrucke des XV. Jahrhunderts in der Hofbibliothek zu Wien II Bde. Wien 1920.

Hain, Ludwig: Repertorium bibliographicum 4 Teile. Stuttgart 1826-1838.

Heitz, Paul: Einblattdrucke des 15. Jahrhunderts hrsg. von Paul Heitz 100 Bde. Straßburg 1899-1924. (Bd. 18: Richard Schmidbauer, Einzelformschnitte in der Kreis- u. Stadtbibliothek Augsburg, Straßburg 1909). Paul Heitz und Konrad Haebler, 100 Kalenderinkunabeln, Straßburg 1905.

Hind, Arthur: An introduction to a history of woodcut, II Bde., Boston 1935.

v. Hössle, Friedrich: Die alten Papiermühlen der Freien Reichsstadt Augsburg. Augsburg 1907.

Junkelmann, Robert: Blaubirers Kalender vom Jahre 1481, (Zeitschrift des deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum 1920 S. 74).

v. Klemperer, Victor: Johann Bämler, der Augsburger Drucker als Rubrikator. (Gutenberg-Jahrbuch 1927 S. 50).

Knoblauch, Paul: Die Initialen der Zainer- und Sensenschmidtbibel, Diss. Greifswald 1916.

Kristeller, Paul: Kupferstich und Holzschnitt in 4 Jahrhunderten. Berlin 1905.

Lehmann-Haupt, Hellmut: Schwäbische Federzeichnungen, Studien zur Buchillustration Augsburgs im 15. Jahrhundert. Berlin 1929.

Lehrs, Max: Geschichte und kritischer Katalog des deutschen, niederländischen und französischen Kupferstichs im 15. Jahrhundert, 9 Bde. Wien 1908-1933.

Mezger, Georg: Augsburgs älteste Druckdenkmale. Augsburg 1840.

Molsdorf, Wilhelm: Gruppierungsversuche im Bereich des ältesten Holzschnitts, (Studien zur deutschen Kunstgeschichte Heft 139). Straßburg 1911. Mittelalterliche Formschnittdarstellungen des Apostolischen Glaubensbekenntnisses. (Zeitschrift für Bücherfreunde X, 2 S. 452).

Muther, Richard: Die deutsche Bücherillustration der Gotik und Frührenaissance (1460-1530), München 1884.

Nagler, G. K.: Die Monogrammisten V Bde. München o. J.

Pollard, Alfred: Early illustrated books. London 1893.

v. Rath, Erich: Der Kupferstich im Wiegendruckzeitalter. (Die Bibliothek und ihre Kleinodien, Leipzig 1927, S. 58).

Rupé, Hans: Beiträge zum Werk Hans Burgkmairs des Älteren. Diss. Freiburg 1912.

Schmidbauer, Richard: Ein unbekanntes Augsburger Pestblatt des 15. Jahrhunderts. (Festschrift für Georg Leidinger. München 1930 S. 229).

Schottenloher, Karl: Die liturgischen Druckwerke Erhard Ratdolts aus Augsburg. (Sonderveröffentlichung der Gutenberg-Gesellschaft 1). Mainz 1922.

Schramm, Albert: Der Bilderschmuck der Frühdrucke XXIII Bde. Leipzig 1922-1943.
Bd. II: Albert Schramm, Die Drucke von Günther Zainer in Augsburg. Leipzig 1920.
Bd. III: Albert Schramm, Die Drucke von Johann Bämler in Augsburg. Leipzig 1920.
Bd. IV: Albert Schramm, Die Drucke von Anton Sorg in Augsburg. Leipzig 1921.
Bd. XXIII: Mar. Möller, Die Drucker in Augsburg. Leipzig 1943.

Schramm, Albert: Günther Zainer, Augsburgs erster Drucker. (»Werden und Wirken«, Ein Festgruß für Karl W. Hiersemann. Leipzig 1924 S. 363).

Schreiber, Wilhelm L.: Manuel de l'amateur de la gravure sur bois et sur metal au XVme siècle V Bde. Berlin 1891-1911. Handbuch der Holz- und Metallschnitte des XV. Jahrhunderts VIII Bde. Leipzig 1926-1929. Die ältesten Spielkarten und die auf das Kartenspiel Bezug habenden Urkunden des 14. u. 15. Jahrhunderts. Straßburg 1937. Der Buchholzschnitt im 15. Jahrhundert in Originalbeispielen. München 1929.

Schreiber, Wilhelm L. und Heitz, Paul: Die deutschen accipies- und magister cum discipulis Holzschnitte als Hilfsmittel zur Inkunabelbestimmung. Straßburg 1908.

Veröffentlichungen der Graphischen Gesellschaft (Berlin):
Bd. VII: Max Lehrs, Holzschnitte der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts im Kupferstichkabinett zu Berlin 1908.
Bd. XXI: Paul Kristeller, Holzschnitte im Kupferstichkabinett zu Berlin, 2. Reihe, 1915.

Vouilliéme, Ernst: Die deutschen Drucker des 15. Jahrhunderts, 2. Aufl. Berlin 1922.

Weil, Ernst: Der Ulmer Holzschnitt im 15. Jahrhundert. Berlin 1923. Die deutschen Druckerzeichen des 15. Jahrhunderts. (Die Drucker- und Buchhändlermarken des 15. Jahrhunderts Bd. I). München 1924.

Weinberger, Martin: Ein Augsburger Pestblatt. (Beiträge zur Forschung Neue Folge IV, München 1932).

Winkler, Friedrich: Hans Burgkmairs früheste Holzschnitte, (Zeitschrift für Kunstwissenschaft Bd. I Heft 1/2, Berlin 1947, S. 49).

Worringer, Wilhelm: Altdeutsche Buchillustration. München 1912.

Zoege von Manteuffel, K.: Der deutsche Holzschnitt. München 1921.

HANS WIDMANN

Zur Topographia Sueviae von Zeiller und Merian

Die bekannten Topographien, die Matthaeus Merian der Ältere (1593-1650) verlegte und illustrierte, erschienen ursprünglich in 29, später in 31 Teilen. Da auf den Titelblättern Merian genannt ist, läuft das Werk im allgemeinen – bis heute – unter diesem Namen, obwohl die Texte von Martin Zeiller verfaßt sind. Zeiller war als Sohn eines Pfarrers 1589 in der Obersteiermark geboren; er wurde – wie vorher sein Vater – durch die Gegenreformation nach Ulm (Donau) geführt. Die Unterlagen für das Textmaterial der Topographien und weiterer Werke hatte Zeiller zu einem Teil auf ausgedehnten Reisen zusammengetragen, zum andern (wohl größeren) Teil bezog er seinen Stoff aus Werken früherer Autoren. Im Hinblick auf diese – von Zeiller öfters selbst vermerkte – Abhängigkeit von früheren Quellen hat Max von Waldberg (Allgemeine Deutsche Biographie 44. 1898, 782-784) an der literarischen Leistung des schreibfreudigen Ulmers scharfe Kritik geübt. Eine umso wärmere Würdigung wurde diesem aus der Feder seines späteren Landsmanns Otto Häcker zuteil, der ihm ein Denkmal der Liebe setzte (Otto Häcker: Martin Zeiller von Ulm, der Verfasser des Merianwerks. In: Württemberg, Monatsschrift 7. 1935, 202-215). Kurze Erwähnung, im Blick auf die »Topographia Austriae« als Teil des Topographienwerkes, fand Zeiller neuerdings bei Anna Coreth in ihrer Monographie über »Österreichische Geschichtsschreibung in der Barockzeit ‹1620-1740›«, Wien 1950 (Veröff. d. Komm. f. Neuere Geschichte Österreichs. 37), S. 123.

Die Bände des Zeiller-Merianschen Werks brachten es zu verschieden hohen Auflagen. Sie auseinander zu halten erfordert einige Bemühung. J. G. Th. Graesse, der im »Trésor des livres rares et précieux« VI, 1 (1867) 509 unter »Zeiller, Martin« für die Topographia »Frankfurt a.M., Merian 1641-72« aufführt, verzeichnet unter Ziff. 3 »Bavaria 1644, avec un appendice daté de 1656. Avec 88 pl.«, unter Ziff. 5 »Suevia 1643, avec un appendice daté de 1654. Avec 100 pl.«. Für »Bavaria« und »Suevia« hat das seine Richtigkeit, denn die beiden Bände erschienen erstmals 1643 und 1644, die Anhänge dazu 1654 und 1656, aber die Angabe bedarf der Erklärung. Es ist das Verdienst C. Schuchhards, erstmals eine genaue Aufstellung der verschiedenen Auflagen der Einzelstücke der Topographien versucht zu haben. (»Die Zeiller-Merianschen Topographien. Bibliographisch beschrieben«. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 13. 1896, 193-232; dazu eine kleine Ergänzung v. Albert Carlebach, ebd. 42. 1925, 160). Und es tut Schuchhards Leistung keinen Eintrag, wenn er dazu bemerken mußte, er könne absolute Vollständigkeit nicht verbürgen. Ein Versuch dieser Art ist in besonderer Weise erschwert: insofern, als spätere Auflagen des Zeiller-Merianschen Werks mehrfach mit falscher Jahreszahl oder mit der Jahreszahl früherer Ausgaben erschienen, ohne daß irgendwo vermerkt war, daß es sich um einen Neudruck handle (Schuchhard a.a.O. 193). Diese Tücke machte nicht nur Schuchhards Unternehmen zu einer Sisyphus-Arbeit, sie rief auch schon manchen Irrtum hervor. (Ein solcher unterlief mir auch selbst beim Zitieren eines Exemplars mit dem Titelblatt »1643« in einer früheren Veröffentlichung.) Vielleicht ist es diesem oder jenem von Wert, wenn ich die folgenden Mitteilungen mache (zu denen Ergänzungen erwünscht sind).

Außer der Ausgabe der »Topographia Sueviae« von 1643 mit 100 zweispaltigen Seiten, für die in Schuchhards Zusammenstellung 56 bzw. 58 Kupfer verzeichnet sind, erschien eine 232 zweispaltige Seiten, ein Register und 59 Kupfer enthaltende Ausgabe, in die der 1654 gedruckte »Anhang« eingearbeitet ist. Für diese Ausgabe gibt Schuchhard (S. 202) als Erscheinungsjahr »ca. 1660, vielleicht 1654« an (ein Ansatz, den ich bis jetzt jedenfalls nicht näher zu präzisieren vermag); doch wurde das Titelblatt mit der Jahreszahl 1643 beibehalten, obwohl an zahlreichen Stellen Ereignisse späterer Jahre eingefügt sind (S. 6, Sp. 1: 1649; S. 29, Sp. 2: 1648; S. 117, Sp. 1: 1648; S. 139, Sp. 2: 1647; S. 171, Sp. 1: 1646; S. 179, Sp. 1: 1648, 1652, 1647; S. 182, Sp. 1: 1650; S. 183, Sp. 2: 1649, und öfters). Daß in dieser vielleicht 1654, jedenfalls um 1660 erschienenen Ausgabe das Titelblatt von 1643 beibehalten ist, hat Schuchhard nicht eigens vermerkt. Auch in dem verbreiteten Faksimile-Neudruck, den der Kunstverein von Frankfurt/M. im Jahre 1925 nach der 1654 bzw. um 1660 erschienenen Ausgabe veranstaltet hat, ist (getreu dem Original) das Titelblatt mit der irreführenden Zahl 1643 verwendet. Der Faksimile-Neudruck von 1925 enthält keinerlei bibliographischen Hinweis auf den richtigen Sachverhalt, und so ist auch im »Halbjahrsverzeichnis der im deutschen Buchhandel erschienenen Bücher... 1926, I« (Leipzig 1926) 422, ebenso im »Deutschen Bücherverzeichnis« 13 (1926 bis 1930, H-O) Leipzig 1932, S. 1145, dieser Neudruck zwar als solcher bezeichnet, aber die Jahreszahl 1643 nach dem Wortlaut des Titelblatts ohne weiteren Vermerk übernommen; auch

in den »Blättern des Schwäbischen Albvereins«, deren Interesse seit ihrem 1. Jahrgang (Tübingen 1889) dem landeskundlichen Schrifttum in besonderem Maße zugewandt ist, wurde auf den Neudruck von 1925 als »eine genaue Wiedergabe von Merians Topographie von Schwaben ‹1643›« hingewiesen (37. 1925, Nr. 11, Sp. 193, dazu ebd. Nr. 5, Beilage, S. 36). Ein Abdruck der Ausgabe von 1654 (bzw. ca. 1660) erschien (laut Schuchhard) »ca. 1700–1720«.

Zwischen der ersten, 100 Seiten umfassenden Ausgabe der Topographia Sueviae und der mit 232 Seiten im Jahre 1654 bzw. um 1660 erschienenen, die beide im Verlag von Matthaeus Merian, Frankfurt/M., herauskamen und mit dessen Kupferstichen geschmückt waren, gibt es aber noch eine andere, die – *bei Schuchhard nicht verzeichnet* – 1653 in *Ulm* bei *Balthasar Kühn* verlegt ist. Diese Ausgabe der »Topographia Sueviae« ist weniger bekannt, weil sie an das Werk: »Chronicon parvum Sueviae oder Kleines Schwäbisches Zeitbuch... verfertiget durch Martinum Zeillerum«, Ulm: Balthasar Kühn 1653, angedruckt ist; sie umfaßt eine Vorrede von 12 Seiten und Text von S. 201–427, dazu Errata S. 428, jedoch keine Kupferstiche, lediglich hinter der Vorrede eine Karte »Schwaben«. Der Titel lautet: »Martini Zeilleri Anfängliche Oerter Beschreibung deß Schwabenlands, darinnen vornemblich von den bekantisten Stätten, und Stätlein desselben gehandlet wird. An jetzo, zum andern mal, vom Autore, wider durchsehen, und an vielen Orten corrigirt, und verbessert: und mit einem weitläuffigen neuen Anhang von Stätten, Clöstern, Schlössern, und vielen andern Orten, vielfaltig vermehret.« (Im Unterschied zu diesem Zwischentitel sowie zu dem des Anhangs ist S. 201 und S. 450 *Oerther-Beschreibung* gedruckt.)

Im Vorwort dieser angedruckten Ausgabe wird – wie auch aus dem Titel hervorgeht – von Zeiller ausgeführt, er habe die Druckfehler der Ausgabe von 1643 verbessert und außerdem einen »absonderlichen Anhang« beigegeben, in welchem er zu den in der 1. Ausgabe (1643) behandelten Örtlichkeiten »zugleich andere berümte und bekante Ort, Clöster, Schlösser, Märckt- und andere Flecken etc. mit eingebracht« habe. Dieser Anhang ist auf den Seiten 448 bis 683 angefügt mit den Worten: »Folget nun der Anhang zu der vorigen oder anfänglichen Topographia Sueviae...«; hier ist der Ausdruck »Topographia Sueviae« wieder verwendet, der im Zwischentitel (vor S. 201) sowie S. 201 und 450 (»Oerter Beschreibung« bzw. »Oerther Beschreibung«) deutsch gefaßt erscheint und so auch von S. 202 bis S. 683 als Kolumnentitel durchläuft. Zwischen S. 427 bzw. der ungezählten S. 428 und der ungezählten S. 448 sind 19 Seiten übersprungen, ähnlich zwischen S. 163 und 201. Offenbar wurde an dem Druck aller drei Teile dieser Ausgabe gleichzeitig gearbeitet und aus diesem Grunde nur nach Schätzung für den Beginn des Textes der »Anfänglichen Oerther-Beschreibung deß Schwabenlands« die S. 201, für die erste Textseite des »Anhangs« die S. 450 (so, nicht 451!) angesetzt. Die umfangreichen Vorreden des »Chronicon parvum« und der »Anfänglichen Oerther Beschreibung« sind in diese Zählung nicht einbezogen. Im übrigen enthält diese Ausgabe zahlreiche Paginierungsfehler: so ist S. 21 zweimal gezählt, dafür S. 23 übergangen; zweimal gezählt ist S. 152, zweimal auch S. 163, unter Übergehung von S. 162; völlig verwirrt ist die Seitenzählung zwischen 467 und 471. Dem »Chronicon parvum« und den beiden Andrucken folgt am Schluß ein gemeinsames »Nahmen Register der Stätt, Stättlein, Märckt, Dörffer, Clöster, Schlösser, Flüsse, Berge, Wälder...«.

Der »*Anhang*« erschien ein Jahr später *auch selbständig »bei denen Merianischen Erben«* (127 zweispaltige Seiten, dazu Register) und ist als solcher von Schuchhard S. 202 verzeichnet; selbständige Anhänge dieser Art erschienen auch zu anderen Teilen des Zeiller-Merianschen Topographienwerks. Der *Text der* oben erwähnten, auch von Schuchhard verzeichneten *Ausgabe von 1654* (bzw. ca. 1660, mit Titelblatt von 1643) ist das Ergebnis der Einarbeitung des Anhangs in die 1653 angedruckt erschienene, verbesserte Form der Erstausgabe von 1643. Während in der Ausgabe von 1643 Zeillers Name nicht vorkommt – ebenso wenig natürlich in den späteren Ausgaben, in denen das Titelblatt von 1643 beibehalten wurde –, trägt bemerkenswerterweise sowohl die 1653 als Andruck bei Kühn erschienene »Anfängliche Oerter Beschreibung« wie der 1654 bei den Merianischen Erben selbständig erschienene Anhang den Namen Martin Zeillers im Titelblatt.

Bei dieser Gelegenheit mag noch eine Bemerkung zur Zählung des ganzen Topographien-Werkes angefügt werden; man findet Angaben, die zwischen 29 und 33 schwanken. 29 Teile umfaßte die erste Ausgabe; als deren erster Band erschien die »Topographia Helvetiae, Rhaetiae et Valesiae...« 1642, mit einer vom 9. April 1642 datierten Zueignung. (Die oben zitierte Angabe bei Graesse: »1641–1672« bezieht sich wohl auf den Druckbeginn.) Rechnet man zu diesen 29 Teilen das »Hauptregister«, das 1672 zu allen seit 1642 gedruckten Teilen erschien (Schuchhard a.a.O. 195 und 219), so kommt man auf 30 Teile. Nimmt man die »Topographia Italiae« und die »Topographia urbis Romae« der zweiten Ausgabe zu den 29 Teilen der ersten hinzu, so kommt man auf 31, zusammen mit dem »Hauptregister« auf 32. Wenn schließlich als Gesamtzahl manchmal auch 33 Bände genannt werden, so ist das »Itinerarium Italiae« noch einbezogen, obwohl diese 1640 erschienene Beschreibung, wie Schuchhard betont (S. 222), nicht eigentlich zum Topographien-Werk gehört.

Vorstehende Aufzeichnung hatte ich – als Nebenergebnis anderer Studien – zu gelegentlicher Veröffentlichung vorgesehen (für Hilfe bei der Ermittlung der Befunde habe ich Herrn Bibliotheksinspektor Neu, Tübingen, zu danken). Da wollte es der Zufall, daß wir in Tübingen mit der »Topographia Sueviae« (und mit der »Topographia Bavariae«) in besondersartige dienstliche Berührung kamen: anläßlich der rechtswidrigen Entfernung von Bildtafeln aus Exemplaren der beiden Topographien durch einen Bücherdieb, der in unserer Universitätsbibliothek gefaßt werden konnte, der aber, wie inzwischen festgestellt wurde, sein Zerstörungswerk bedauerlicherweise auch anderwärts getrieben hat. Wenn auch die meisten Bildtafeln wieder beigebracht werden konnten, so zeigte sich aus diesem Anlaß erneut, wie selten die Exemplare der frühen Ausgaben der beiden Topographien geworden sind, während einzelne Stiche aus den verschiedenen Ausgaben umso häufiger auf den Markt kommen.

BERNHARD BRILLING

Jüdische Verleger in Frankfurt a. d. Oder im 18. Jahrhundert

I.

Die hebräische Buchdruckerei in Frankfurt a. d. Oder ist ursprünglich ein Teil der privilegierten Universitätsbuchdruckerei, mit der Prof. Friedrich Beckmann vom Großen Kurfürsten am 19. Juli 1659 privilegiert worden war. 1673 war die Buchdruckerei an Prof. Johann Christoph Beckmann, einen Bruder des Friedrich Beckmann, übergegangen, der 1675 die kurfürstliche Genehmigung zur Beschäftigung zweier jüdischer Buchdruckergesellen in der von ihm eingerichteten hebräischen Druckereiabteilung erhielt und so der Begründer des hebräischen Buchdrucks in Frankfurt wurde[1]. Die hebräische Buchdruckerei war dazu bestimmt, das Studium der orientalischen Sprachen an der Frankfurter Universität zu fördern; sie sollte aber auch zur Vermehrung der Einnahmen des Privilegienbesitzers[2], eines Universitätsprofessors, beitragen.

Professor J. Chr. Beckmann erkannte bald, daß die Ausnutzung seiner hebräischen Druckpresse für die Zwecke jüdischer Leser für ihn einträglich und zugleich von Wichtigkeit für die Beschäftigung seines Druckpersonals sein würde. So hatte er nichts dagegen einzuwenden, daß zuerst jüdische Gelehrte[3], später jüdische Verleger mit Hilfe seiner Druckpresse ihre Bücher veröffentlichten. Prof. Beckmann selbst kümmerte sich nicht um diese rein geschäftliche Tätigkeit seiner Druckerei, sondern übertrug (1693) die geschäftliche Leitung dem christlichen Buchhändler Michael Gottschalk[4]. Dieser verpachtete die hebräischen Druckpressen an jüdische Verleger, die dort nach eigenem Ermessen sowie im Auftrage verschiedener Mäzene Bücher drucken ließen. Die erste vollständige Talmudausgabe auf deutschem Boden wurde 1697-1699 in der Druckerei des M. Gottschalk herausgegeben, der in Streitigkeiten anläßlich dieser und der weiteren Talmudausgaben verwickelt wurde[5].

Unter dem Schutz des Universitätsprivilegs konnten die jüdischen Verleger mit ihren jüdischen Druckern, die ihre Anerkennung als Universitätsbürger vor Behelligungen schützte[6], Werke aus der hebräischen und jiddischen Literatur drucken, für die sie unter den Juden Polens und Litauens auf großen Absatz rechnen konnten: Religiöse Literatur für synagogale und häusliche Zwecke (Gebetbücher, Bibelausgaben), rabbinische Literatur (Bibel- und Talmuderläuterungen), sowie profane Literatur in jiddischer Sprache, die für das Laienpublikum und für die Frauen bestimmt war. Um die von ihnen verlegten Werke gegen Nachdruck zu schützen, und um ihren Werken eine größere Verbreitung zu sichern, unterwarfen sich auch die jüdischen Verleger von Frankfurt der damals üblichen Zensur der Rabbiner[7], deren Approbationen (Haskamoth) sie in den von ihnen herausgegebenen Büchern abzudrucken pflegten. Als besonders wertvoll galten hierbei die Approbationen, die von den sogenannten Versammlungen der Vier-Länder-Synode Polens (Waad Arba Arazoth)[8], der von den Behörden Polens anerkannten autonomen Organisation der polnischen Judenheit, ausgestellt worden waren. Daneben übte die theologische Fakultät der Frankfurter Universität gleichfalls ein Zensurrecht über die hebräischen Bücher aus[9].

---

[1] s. Brilling in: Studies in Bibliography and Booklore (= Studies) Cincinnati (Ohio), I 1953/54, 84 ff.

[2] über die Inhaber des Privilegs s. Brilling in Monatsschrift f. d. Gesch. u. Wiss. d. Judentums (=MGWJ), Breslau, Jahrg. 80, 1936, S. 273. Meine dort (S. 265) ausgesprochene Vermutung betr. der Verwandtschaft des Andreas Beckmann mit Prof. Friedrich Beckmann, den Begründer der Druckerei, wird durch Angaben in den Akten des deutschen Zentralarchivs Abt. Merseburg (ehemaliges Preuss. Geh. Staatsarchiv) bestätigt. Wie mir der Direktor des deutschen Zentralarchivs in Merseburg, Dr. Nissen, in seinem Schreiben vom 10. September 1955 freundlicherweise mitteilte, wird (lt. Akten betr. Buchdruckerprivilegien) der Buchdrucker Andreas Beckmann zu Frankf., als Vetter des D. Friderici Becmanni SS. Theol. Professoris zu Frankf. a. O. bezeichnet.

[3] s. dazu die Urkunde vom 25. 1683 in Studies II, 1955, S. 83-85.

[4] nach B. Friedberg: Gesch. d. hebr. Typographie der Städte Altona, Augsburg...... (hebr. Buch mit deutschem Titel), Antwerpen 1935, S. 35 datiert die Geschäftsverbindung von Prof. Beckmann mit M. Gottschalk v. Jahre 1693. Auf den Titelblättern der bei ihm gedruckten hebr. Bücher wird M. Gottschalk tituliert als: »Kgl. Preuß. Glasfaktor, Gerichtsassessor und Buchhändler« (Friedberg, I. c. S. 35. Anm. I.).

[5] s. M. Freudenthal: Zum Jubiläum des ersten Talmuddruckes in Deutschland (MGWJ, 42, 1898, S. 80 ff.) sowie Friedberg I. c. S. 35 ff. Auf den Talmudausgaben von 1697-1699 heißt es ausdrücklich: »Typis Michaeli Gottschalckii«.

[6] Studies I, 145 ff, II, 81 ff.

[7] S. Baron: The Jewish Community (Philadelphia 1942-1948) II S. 203-204; III S. 170/71.

[8] über die Vierländersynode Polens s. Jüd. Lexikon (Berlin) Bd. 4 Sp. 1213-1217.

[9] S. Stern: Der Preuss. Staat u. die Juden I, 2 (Berlin 1925) S. 261/62 (Reskript v. 2. Januar 1709).

Die Tätigkeit der jüdischen Verleger in Frankfurt a. d. O. war bisher nur aus jüdischen Quellen bekannt, d. h. man war auf die Angaben angewiesen, die auf den Titelblättern sowie in den Einleitungen der von ihnen verlegten Bücher zu finden waren[10]. In den Akten über die Frankfurter hebräische Universitätsdruckerei war Material über sie bisher nicht zu finden, da sich die betreffenden Akten fast ausschließlich mit dem rechtlichen Status und der Zahl der in der Druckerei beschäftigten jüdischen Buchdrucker befaßten. So dürften die Angaben über Frankfurter jüdische Verleger, die in den Akten des Königsberger preußischen Etatsministeriums erhalten sind, besonders interessieren. Unter den Beständen dieses Etatsministeriums[11] befinden sich einige Aktenstücke über Prozesse, die zwischen dem reformierten Kauf- und Handelsmann Wilhelm Tewendeil in Königsberg/Opr. und jüdischen Verlegern aus Frankfurt a. d. O. 1709ff. geführt worden sind und die Lieferung hebräischer und jiddischer Bücher betreffen[12]. In einem dieser Prozesse (mit dem Frankfurter Verleger Jacob Elias bzw. Feywis) reichte Tewendeil als Beweisstück die Übersetzungen von sechs (ursprünglich wohl hebräisch geschriebenen) Briefen ein, die Jacob Elias bzw. dessen Schwäger Mendel Lazarus und Elias Baruch aus Frankfurt a. d. O. an den in Königsberg wohnhaften Juden Jacob Israel in der Zeit vom 30. November 1708 bis 6. Juni 1709 gerichtet hatten. Diese Briefe enthalten interessante Details, die zusammen mit anderen Angaben aus den Prozeßakten einen gewissen Aufschluß über die Tätigkeit der jüdischen Verleger in Frankfurt a. d. O. zu Beginn des 18. Jahrhunderts sowie über ihre Beziehungen zu Ostpreußen gewähren.

II.

Die Tätigkeit der hebräischen Druckpresse in Frankfurt a. d. O. begünstigte das Aufkommen jüdischer Verleger in dieser Stadt, die in der damals gerade neu entstehenden jüdischen Gemeinde von Frankfurt a. d. O. wegen ihrer Wohlhabenheit eine große Rolle spielten[13]. Aus der Literatur bereits bekannt[14] ist die Verlegerfamilie Öttinger (Riess-Wiener)[15], die zu den Familien gehörte, die 1670 aus Österreich vertrieben worden waren und in Brandenburg die Niederlassungsgenehmigung erhalten hatten. Die Familie scheint ursprünglich aus Öttingen im Rieß (Bayern) zu stammen, von wo Simson Riess zu Beginn des 17. Jahrhunderts nach Langlois bei Krems in Niederösterreich ausgewandert sein dürfte[16]. Bei der Vertreibung der Juden aus Österreich im Jahre 1670 wanderte einer seiner Söhne (Jehuda Selke) nach Fürth aus, während sich sein zweiter Sohn Naftali Zwi (Hirschel Simson) nach vorübergehendem Aufenthalt in Schwersenz[17] (bei Posen) bereits 1678[18] in Frankfurt a. d. O. niederließ, wo eine kleine Gruppe jüdischer Exulanten aus Österreich bzw. Wien zusammen mit einigen jüdischen Kaufleuten aus Polen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine jüdische Gemeinde begründet hatten. Vielleicht hat ihn die im Jahre 1675 privilegierte hebräische Buchdruckerei[19] zur Niederlassung in Frankfurt veranlaßt. Die erste Nachricht über seine Verbindung mit der hebräischen Buchdruckerei stammt allerdings erst aus dem Jahre 1691. In diesem Jahre war Hirschel Simson nach Jaroslaw in Polen gefahren, wo damals eine Rabbinerversammlung der Vierländersynode tagte, und hatte sich an diese mit der Bitte gewendet, ihm eine Approbation auf das von seinem Sohne Gerson in Frankfurt verlegte Werk »Midrasch Rabboth« (Midraschim = exegetisch-homiletische Erklärungen zur Bibel) nebst einem Nachdruckverbot für zehn Jahre zu erteilen. Beides wurde ihm dort am 8. Tischri 5452 (1. Oktober 1691) gewährt, wie aus der 1693 in Frankfurt erschienenen Ausgabe hervorgeht[20]. Im Jahre 1692 ließ Hirschel Simson zusammen mit

[10] In dem großen Artikel von M. Steinschneider und Cassel über Hebr. Typographie (Enzykl. von Ersch und Gruber II, Bd. 28) werden die jüdischen Verleger von Frankfurt a. O. nur ganz beiläufig (S. 89) erwähnt.

[11] Über das »Etatsministerium« s. K. Forstreuter: Das preuß. Staatsarchiv in Königsberg (Göttingen 1955) S. 34 ff. und S. 103. Diese Akten befinden sich jetzt im Staatlichen Archivlager Göttingen, dessen Bestände ich bei meiner Archivforschungsreise durch Deutschland 1955/56 im Auftrage der Jewish Historical General Archives (Jerusalem) durchzuarbeiten hatte. Ich bin dem Direktor dieses Archivs, Herrn Dr. K. Forstreuter, für seine freundliche Unterstützung meiner Arbeit sehr zu Dank verpflichtet.

[12] Es handelt sich dabei um folgende Aktenstücke des Etatsministeriums Königsberg:
Titel 38 d 4 Nr. 72: der Kaufmann Wilhelm Tewendeil wegen Rechtshilfe gegen den Frankfurter Juden Jacob Elias, 1709-1711.
Titel 38 b 2: Prozesse von Jacob Elias und Gerson Hirsch Juden aus Frankfurt gegen Tewendeil betreffs Lieferung von jüdischen Büchern, 1709-1723. Die Angaben über das letzterwähnte Aktenstück verdanke ich Herrn Dr. Forstreuter, der mich auch darauf aufmerksam gemacht hat.

[13] Auf dem Titelblatt des 1709 von ihm in Frankfurt edierten Jalkut Schimoni sowie auf dem Grabstein seiner Tochter Buna wird Meschulam Feibisch als »Vorsteher« tituliert. Auch Gerson Hirschel wird mit dem Titel »Aluf«, der bei Vorstehern der Gemeinden üblich ist, bezeichnet. (D. Kaufmann, Die letzte Vertreibung der Juden aus Wien, Wien 1889, S. 222 Anm. 2.)

[14] s. D. Kaufmann: S. 218, sowie ferner meinen (hebr.) Artikel: Jüdische Druckerfamilien in Frankfurt a. d. O. in: Kiriath Sepher, Bibliographical Quarterly of the Jewish National and University Library, Jerusalem, vol. XXXI, 1955/56, S. 252-54. Ich hoffe, diese Arbeit bald in deutscher Übersetzung veröffentlichen zu können.

[15] Diese Familie hieß in Österreich (nach ihrem früheren Wohnort Öttingen im Riess) Riess. Nach ihrer Auswanderung nach Preußen hieß sie Öttinger und später auch Wiener, wobei Wiener hier die Herkunft aus Österreich bedeutet. Diese Namen kommen nur in hebr. Quellen vor, während die Angehörigen dieser Familie in den deutschen Akten ohne Familiennamen aufgeführt werden.

[16] L. Moses: Juden in Niederösterreich (Wien 1935) S. 137; D. Kaufmann l. c. S. 205.

[17] D. Kaufmann l. c. S. 221/22. Die Judengemeinde zu Schwersenz war eine Filialgemeinde von Posen. Dort war es für Fremde leichter, eine Niederlassungsgenehmigung zu erhalten.

[18] In diesem Jahre besuchte er bereits von Frankfurt a. d. O. aus die Leipziger Messe, s. M. Freudenthal: Leipziger Messgäste (Frankfurt a. M. 1928) S. 84.

[19] Über den Beginn des hebr. Buchdrucks in Frft. a. d. O. s. Brilling in MGWJ 80 (1936) S. 266 sowie bei Friedberg l. c. S. 35, der dort die seit 1677 gedruckten Bücher aufzählt.

[20] Text der hebr. Approbation in J. Halperin: Acta Congressus Generalis Judaeorum Regni Poloniae...... (hebr. Buch mit lat. Titel). Jerusalem 1945, S. 225 Nr. 477. Dort heißt er im hebr. Text: »Der Gelehrte Naftali Hirsch Sohn des Gelehrten Simson von den Vertriebenen Wiens«. Wien ist hier nicht wörtlich zu nehmen, sondern steht hier für Österreich. s. o. Anm. 15.

seinen beiden Söhnen Gerson und Simson ein Buch in Frankfurt drucken. Nach seinem Tode (ca. 1696)[21] führte sein Sohn Gerson (Gerstel oder Gerschel Hirschel, in hebräischen Quellen Gerschon Wiener genannt) die Verlagstätigkeit in großem Maßstabe fort. In der Zeit von 1691 bis 1724 verlegte er in Frankfurt a. d. Oder und in Berlin zahlreiche Werke in hebräischer und jüdisch-deutscher Sprache[22]. Zum Absatz seiner Bücher besuchte er die Messen von Breslau, Danzig, Königsberg und Leipzig[23], wobei er auch Bücher anderer jüdischer Verleger vertrieb.

So kaufte er im Jahre 1703 250 Exemplare einer Ausgabe des anscheinend sehr beliebten Midrasch Rabboth[24], einer predigthaften Bibelerklärung, die von den beiden Juden Mendel Lazarus aus Frankfurt a. d. O.[25] und Abraham Moses aus Glogau[26] in der Druckerei des Michael Gottschalk gedruckt und von ihnen herausgegeben worden war.

Zu den größeren Abnehmern der von Gerson Hirsch verlegten Bücher gehörte der Königsberger reformierte Kauf- und Handelsmann Wilhelm Tewendeil[27]. Er betrieb anscheinend einen größeren Handel mit hebräischen und jiddischen Büchern, die er an die auf den Königsberger Messen erscheinenden Juden aus Polen und Litauen absetzte. Bei seinen Geschäften mit Gerson Hirsch (Wiener) kam es 1709 zu einem Prozesse, aus dessen Verlauf wir einige Angaben über die Anzahl der gelieferten Bücher und ihre Preise erhalten. Gerson Hirsch verklagte Tewendeil wegen der nicht erfolgten Bezahlung für »750 Stück Chumoschim[28], das Stück zu 15fl.«. Über weitere Lieferungen von Büchern an Tewendeil erfahren wir aus folgender Notiz, die aus den Handelsbüchern Tewendeils herrührt.

»Credit A.: 1709, 10. Jan. Per 1467 Stück Chumoschim, auf deutsch Jüdische Bibeln genandt, so er mir dagegen geleistet vor 22.000 fl. Per 120 Stück dito, welche aber vor Zugabe gerechnet worden...«

Weiter teilte Gerson Hirsch in einem undatierten Schreiben (wohl aus dem Jahre 1710) mit, daß er »jüdische Bücher im Wert von 1500 fl. polnisch« an Tewendeil geliefert habe, die von einem Christen, der sich auf diese Bücher versteht, durchgesehen und taxiert werden sollten.

In einer Beilage vom Jahre 1709 zu den »Acta Appellationis in Wettsachen Gerson Hirsch Frankfurter Juden contra Wilhelm Tewendeil« vom 15. Juni 1710 wird unter den Lieferungen des Gerson Hirsch aufgeführt:

---

[21] Kaufmann 1. c. S. 222 Anm. 2.

[22] s. die Liste der von ihm verlegten Bücher in meiner in Anm. 14 erwähnten Arbeit S. 253.

[23] In Leipzig erscheint er von Frft. aus 1694–1717 (Freudenthal 1. c. S. 82); in Breslau wird er – nach meinen Notizen aus dem Breslauer Stadtarchiv – als Besucher der Breslauer Messe im Juli 1703 erwähnt. Es ist aber anzunehmen, daß er auch in anderen Jahren dorthin gekommen ist. Über seine Reisen nach Danzig und Königsberg erfahren wir aus den in Anm. 12 erwähnten Akten.

[24] König: Annalen der Juden in den Preuss. Staaten (Berlin 1790) S. 167/68.

[25] Mendel Lazarus dürfte auch der richtige Name des weiter unten erwähnten Korrespondenten des Jacob Jsrael, dort Lazarus Mendel genannt, sein. Der Vater des Mendel Lazarus hieß Lazarus Mendel; er ist am 25. Oktober 1709 in Danzig gestorben, wo er sich geschäftshalber aufhielt, und dort im Sterberegister eingetragen als der »Gelehrte Elieser Sohn des Menachem Mann Chalfan (Wechsler) aus Frankf. a.d.O.«. Er stammte aus Wien und gehörte wie Gerson Hirsch zur Wiener Exulantenkolonie in Frankf. a.d.O. Bei der Vertreibung aus Wien im Jahre 1670 wird Lazarus Mendel als Besitzer eines Hauses erwähnt, das vorher seinem Vater Mordechai ben Mendel Mannele (Markus Mendel), gestorben 1657 in Wien, gehört hatte. (s. B. Wachstein: Die Inschriften des alten Judenfriedhofes in Wien, erster Teil, Wien-Leipzig 1812, S. 359 sowie 484/85.) Nicht Lazarus Mendel, (wie irrtümlich vom Übersetzer der Briefe dort als sein Name angegeben ist), sondern sein Sohn Mendel Lazarus war der Schwager des Jakob Elias und Schwiegersohn des Baruch ben Pinchas. Die Identität des Mendel Lazarus mit dem Lazarus Mendel der Briefe dürfte durch Folgendes bewiesen werden: Mendel Lazarus (Menachem Mendel Sohn des Elieser Chalfan) war ein Schwiegersohn des Frankfurter Juden Baruch ben Pinchas (D. Kaufmann: Die letzte Vertreibung der Juden aus Wien, Wien 1889, S. 218). Im Brief Nr. 3 wird der Verleger Feiwisch, d. i. Jacob Elias, als Schwager des Lazarus Mendel, des Briefschreibers, genannt. Nun ist (s. unten Anmerkung 35) dieser Feibisch bzw. Jacob Elias auch ein Schwiegersohn des Baruch Pinkus. Mendel Lazarus und Feibisch waren beide also Schwägersleute, als Schwiegersöhne des Baruch Pinkus in Frankfurt a.d.O. Es dürfte sich also bei der Briefüberschrift in Nr. 3 um eine Verschreibung bzw. Vertauschung der beiden Namen handeln. Der richtige Name des Briefschreibers ist: Mendel Lazarus (Menachem Mendel ben Elieser Chalfan).

[26] Auch Abraham Moses aus Glogau, den Kollegen des Mendel Lazarus, glaube ich identifizieren zu können. Er dürfte mit Abraham, Sohn des Jacob Mose Helen aus Glogau, gestorben in Wien am 21. Dezember 1725 (B. Wachstein 1. c. II, Wien 1917 S. 147) Nr. 77 identisch sein. Er scheint hauptsächlich von seiner Tätigkeit als Verleger gelebt zu haben und ist auch in Wien während der Vorbereitungen eines Buches zum Druck gestorben. (Wachstein 1. c. S. 149). Er hatte Wohnrecht in Glogau, wo sein Schwiegervater Baruch Karpeles Vorsteher war, und wird als Abraham Moses in der Glogauer Judenliste vom Jahre 1713 (als zweiter Jude in der Liste nach seinem Schwiegervater Bendix Karpel) aufgeführt (s. Akten des ehemaligen Staatsarchivs Breslau Rep. 25; Stadt Glogau II 12 g). Die Bezeichnung als »Rosch Beth Din« (Vorsitzender des jüd. Gerichtshofs in Glogau) ist nur ein Ehrentitel (Wachstein S. 148). Er ist auch literarisch tätig gewesen. Über seinen Aufenthalt in Frft. a. d. O. sind wir durch ihn selbst unterrichtet. In dem Vorwort zu dem 1705 in Frft. gedruckten Midrasch Rabboth erwähnt er unter Dankesbezeugungen die Gastfreundschaft, die er in Frft. bei dem Vorsteher Baruch ben Pinchas und dessen Schwiegersohn Menachem aus der Familie Chalfan (Wechsler) (das ist der in der vorigen Anmerkung erwähnte Mendel Lazarus) genossen hatte. Es handelt sich wohl um die Zeit ihrer gemeinsamen Verlagstätigkeit bei dem Midrasch Rabboth. Nach dem Text seiner Grabinschrift zu urteilen, stand Abraham Moses, dessen Arbeitsgebiet der Midrasch war, im Rufe eines großen Predigers.

[27] Ich konnte über ihn bisher nur wenige persönliche Angaben erhalten. Er scheint nach Königsberg zugewandert zu sein, denn, wie mir Herr Dr. Forstreuter in seinem Brief vom 26. 4. 56, mitteilte, kommt sein Name weder im ältesten gedruckten Bürgerbuch von Königsberg (das allerdings erst 1746 beginnt) noch in der Arbeit von Gallandi: Königsberger Stadtgeschlechter vor. Weiteres über ihn s. im Abschnitt IV der Arbeit.

[28] Chumasch (Chumosch) ist der hebr. Name für: Pentateuch (= 5 Bücher Moses). Aus diesem Buch wird an jedem Sabbath, an allen Feier- und Fasttagen sowie am Montag und Donnerstag in der Synagoge vorgelesen. Es handelt sich hier wohl um die 1706 in Frft. erschienene Ausgabe (s. Friedberg 1. c. S. 40).

»An jüdische Bücher Lefftow[29] genandt, 2000 Stück a 7 fl. = 14.000 fl. An jüdische dito Meineloschon[30] 2000 Stück a 4 fl. = 8.000 fl.«

Diese Bücher habe Gerson Hirsch an Tewendeil liefern sollen, der aber die Preise beanstandete. So sollte laut den Appellationsakten vom 22. Juli 1709 geklärt werden, ob Gerson Hirsch früher an andere Kunden »einen Lewtow vor 54 Grosch. und ein Mainalosim vor 24 Groschen verkauffet habe«. Dabei wurde im weiteren Prozeßverlauf festgestellt, daß ein Lewtow nur 40 Groschen[31] und ein »Mainalosim« nur 12 Groschen Handelswert habe. Tewendeil versuchte außerdem glaubhaft zu machen, daß er die 2000 Stück Lewtow und 2000 Stück »Mainalosim« gar nicht bestellt habe, sondern daß nur Chumoschim (5 Bücher Moses) geliefert werden sollten.

Der Prozeß hatte keinen Einfluß auf Gerson Hirschels Geschäftstätigkeit, die er bis 1724 fortsetzte. In diesem Jahre verlegte er, wohl als sein letztes Werk, einen Chumasch mit dem Raschikommentar, ein viel benötigtes und beliebtes Verlagsobjekt[32]. Nach seinem Tode (zwischen 1724 und 1728) verblieb seine Witwe mit ihren Kindern auf Grund seines Schutzjudenprivilegs weiter in Frankfurt a. d. O. Zwei Söhne (Jehuda Löb = Lewin Gerschel und Isachar Dob = Berel Gerschel) betätigten sich weiter im Druckgewerbe, und zwar als Buchdrucker. Lewin Gerschel, der 1727 als Buchdrucker in Frankfurt erwähnt wird, ging zur Berufsausbildung nach Amsterdam, einem Zentrum des jüdischen Druckereibetriebes, und kehrte dann nach Frankfurt zurück, wo er 1764 starb. Sein Bruder Berel Gerschel begann 1724 seine Laufbahn als Druckerlehrling bei der Frankfurter Druckerei, wo er als Drucker bis zum Jahre 1779 tätig war[33].

III.

Ein zweiter jüdischer Verleger in Frankfurt a. d. O. zu Beginn des 17. Jahrhunderts war Secharjah Meschullam Feibisch ben Elia, in den Akten gewöhnlich Jacob Elias genannt[34]. Über ihn, dessen Name bisher nur aus den Titelblättern einiger von ihm verlegter Bücher bekannt war, erfahren wir zum ersten Mal Ausführlicheres aus den genannten Briefen, bzw. aus seinen Prozeßakten mit Tewendeil.

Jacob Elias (ca. 1670–1732) dürfte zur Verlagstätigkeit durch die Beziehungen seines Schwiegervaters zur jüdischen Literatur angeregt worden sein. Sein Schwiegervater Baruch ben Pinchas (Baruch Pinkus)[35], Vorsteher der Frankfurter Judengemeinde, war als Mäzen in den Kreisen der jüdischen Schriftsteller und Gelehrten bekannt, die nach Frankfurt wegen der Drucklegung ihrer Bücher kamen und bei ihrem dortigen Aufenthalt von ihm unterstützt wurden[36]. Jacob Elias scheint mit seiner verlegerischen Tätigkeit erst nach 1700 begonnen zu haben. Soweit die Quellen es erkennen lassen, hat er hauptsächlich volkstümliche und großen Absatz versprechende Literatur verlegt. So gab er Midraschliteratur[37] (1705 den Midrasch Rabboth und 1709 den Jalkut Schim'oni) in hebräischer Sprache heraus, die bei den Laien sehr beliebt war, sowie in jüdisch-deutscher Sprache das sogenannte »Maassebuch«, ein in der jüdischen Gasse und besonders von den Frauen viel gelesenes Unterhaltungs- und Erbauungsbuch[38].

Der Königsberger Kaufmann Tewendeil, der auch Abnehmer seiner Bücher war, hatte um 1708/09 mit Jacob Elias einen Kontrakt über die Lieferung des Jalkut Schim'oni und der Maassebücher abgeschlossen. Das Maassebuch wurde von Jacob Elias der 1701 in Amsterdam erschienenen Ausgabe dieses Werkes nachgedruckt. Jacob Elias versuchte sich gegen den Nachdruck seiner Ausgabe durch eine Approbation des

---

[29] Lew Tow (wörtlich übersetzt: »Gutes Herz«, verfaßt von Isak ben Eljakum aus Posen,) war eines der verbreitesten Bücher der jüdisch-deutschen Moralliteratur im 17. und 18. Jahrhundert. Der ersten Ausgabe (Prag 1620) folgten Ausgaben in rascher Folge, die von der steigenden Beliebtheit dieses Buches gerade in Deutschland und in Polen zeugten: Krakau 1641, Amsterdam 1670, Wilhermsdorf (Bayern) 1679, Frankfurt a.M. 1686, Sulzbach 1691–1697, Dyhernfurth (Schlesien) 1700 und 1701, Sulzbach 1703, Amsterdam 1706, Frankfurt a.d.O. 1708, Prag 1709, Wilhermsdorf 1714, Frankfurt a.M. 1715. s. Ausführlicheres über Inhalt und Tendenz dieses Buches bei Max Erik: »Die Geschichte der jiddischen Literatur vom 14.–18. Jahrhundert« (jiddisch), Warschau 1928, S. 294 ff.

[30] Maane Laschon (eine Phrase aus der Bibel in Sprüche Salomos Kap. 16, 1: Sprache der Zunge) enthält Friedhofsgebete in jüdisch-deutscher Übersetzung. Frankfurter Ausgaben gibt es aus den Jahren 1706 und 1708 (Friedberg S. 40)

[31] Zum Vergleich diene, daß die Dyhernfurther Ausgabe des Lew-Tow (1700–01) 16 Groschen kostete (Brann, MGWJ 40, 1896 S. 563 Anm. 3.)

[32] s. Friedberg S. 47.

[33] s. meinen in Anm. 14 erwähnten Aufsatz, sowie die in Studies I, 153 und 184 gebrachten Listen des jüdischen Druckpersonals aus Frfrt. a.d.O.

[34] Die Identität des Jacob Elias der deutschen Akten (einmal auch Jacob Elias Faiwisz genannt) mit dem Secharia Meschulam Feibisch ben Elia der hebräischen Quellen geht aus dem Gutachten des getauften Juden F. W. Bock über die Ausgabe des Jalkut hervor, in dem es ausdrücklich heißt: »einer von Frft. a. O. namens Meschulam Feywis oder aufs deutsche Jacob Elias«. Wieso er zu dem »deutschen« Namen Jacob Elias kommt, ist schwer zu erklären. In den von ihm abgeschickten Briefen unterschreibt er sich stets: Feiwis, und dies scheint wohl sein Hauptrufname gewesen zu sein.

[35] Über die Kinder des Baruch ben Pinchas, gestorben 1704 in Frft. a.d.O., erfahren wir aus den im Anhang veröffentlichten Briefen folgendes: Er hatte einen Sohn Elias ben Baruch, gestorben 1752 in Frft. a.d.O., eine Tochter Buna, gestorben 15. 8. 1732 in Berlin, als Frau des Verlegers Meschulam Feibisch bzw. Jacob Elias in Frft. a.d.O. und eine weitere Tochter, verheiratet mit Mendel Lazarus (Menachem ben Elieser Chalfan (aus Wien) s. o. Anm. 25. Alle drei beteiligten sich an der Korrespondenz mit dem Königsberger Juden Jacob Israel.

[36] Bereits 1681 wird Baruch ben Pinchas nebst seinem Schwiegersohn Mendel Lazarus aus Wien von dem Schriftsteller Juda Löb Pinsk lobend erwähnt. Auch der Sendbote aus Safed, Simon ben Jacob, (1696) und Abraham ben Jacob Mose Helen aus Glogau (1705) berichten in den Vorworten ihrer Bücher über sein Mäzenatentum. s. Kaufmann 1. c. S. 218 Anm. 2.

[37] Über die Midrasch-Literatur s. Hermann L. Strack: Einleitung in Talmud und Midrasch (5. A. München 1921) S. 195 ff. Über den Midrasch Rabboth (Auslegungsmidraschim zur Bibel) s. dort S. 210 und über den Jalkut Schimoni, gewöhnlich nur Jalkut genannt, ein Midraschsammelwerk zum ganzen alten Testament s. dort S. 222.

[38] Über das »Maassebuch« s. Jacob Meitlis: Das Maassebuch, seine Entstehung und Quellengeschichte (Berlin 1933). Die Erstausgabe erschien 1602 in Basel. Von seiner Beliebtheit und Verbreitung zeugen die vielen Ausgaben: Prag (ca. 1665), Wilhermsdorf (1670/80), Frft. a. d. O. 1678, Dyhernfurth 1694–1697, Prag 1697, Amsterdam 1701, Frft. a.M. 1703, Wilhermsdorf 1703, Frft. a. d. O. 1704, Dyhernfurth 1706, Frft. a. d. O. 1708, Dyhernfurth 1709, Berlin 1709 usw.

damaligen Berliner Rabbiners Schmaja ben Abraham Issacher Ber (in den Akten Simon Berend genannt)[39] zu schützen.

Der Jalkut Schim'oni war von Jacob Elias neu aufgelegt worden, da die vorher (1687) in Frankfurt a. Main gedruckte Ausgabe »sehr rahr geworden sey« und »viele jüdische Kinder gewünschet haben, daß solcher aufs neue möge aufgeleget und gedrucket werden«[40]. Auch für dieses Buch ließ sich Jacob Elias zum Schutz gegen unberechtigten Nachdruck eine Approbation von den am 13. Juli 1708 in Frankfurt a. d. O. versammelten deutschen und polnischen Rabbinern ausstellen, verbunden mit einem Nachdrucksverbot für 15 Jahre, vom Tage der Fertigstellung der neuen Druckauflage an gerechnet[41].

Beide Bücher sind anscheinend erst nach dem mit Tewendeil vereinbarten Termin fertiggestellt bzw. geliefert worden. Der Druck des Maassebuches wurde am 19. März 1709 und der des Jalkut am 29. Mai 1709 abgeschlossen[42]. Jacob Elias hatte an Tewendeil 3500 Exemplare des Maassebuches, sowie 1600 Exemplare des Jalkut zu liefern, neben zwölf auf Regalpapier gedruckten Jalkut-Exemplaren, die wohl für Sammler oder Buchliebhaber bestimmt waren und mit 600 fl. berechnet waren[43].

Tewendeil weigerte sich, die nicht zur vertraglich festgesetzten Frist fertiggestellten Exemplare des Jalkut und des Maassebuches anzunehmen, und verklagte den Jacob Elias. Dieser versuchte dagegen einzuwenden und durch Zeugen zu beweisen, daß Tewendeil den in dem strittigen Kontrakt festgesetzten Lieferungstermin der jüdischen Bücher mündlich prolongiert hätte. Jacob Elias versuchte durch Vermittlung des Königsberger Rabbiners Jacob Israel den Kaufmann Tewendeil zu einem Entgegenkommen zu bewegen, allerdings ohne Erfolg, wie die Briefe von Jacob Elias an Jacob Israel beweisen[44].

Im Laufe dieses Prozesses versuchte Tewendeil, als weiteren Grund seiner Ablehnung den unkorrekten Druck und die nicht in der richtigen Reihenfolge gehefteten Blätter der Jalkut-Ausgabe vorzubringen. Er berief sich dabei auf das Zeugnis des getauften Juden Friedrich Wilhelm Bock[45], der erklärte, daß diese Frankfurter Ausgabe des Jalkut »Defectus und Verstümmelungen« aufweise, so daß »dieses Buch gantz unbrauchbahr und falsch, auch von keinem Juden oder andern genützet noch angenommen werden kann«. Dagegen brachte Jacob Elias das Zeugnis des Königsberger Theologieprofessors Heinrich Liedert[46] vor, der feststellte, daß er bei der Durchsicht von 200 Jalkut-Exemplaren keine Fehler gefunden habe[47].

IV.

Wie sich aus den Prozeßakten Tewendeils ergibt, gehörte Königsberg – neben Danzig[48], Memel[49] und Tilsit[50] – zu den ostdeutschen Hafenstädten und Marktorten, auf denen während der Markt- und Meßzeiten jüdische Bücher in hebräischer und jiddischer Sprache en gros und en detail verkauft wurden. Dort wurden um 1700 auch die in der Frankfurter Druckerei, die damals wegen ihrer günstigen Lage wohl mit die größte Lieferantin der von der polnischen und litauischen Judenheit benötigten Bücher geworden war, hergestellten Werke abgesetzt.

Der Handel mit jüdischen Büchern in Königsberg lag um jene Zeit hauptsächlich in der Hand des christlichen Kaufmanns Wilhelm Tewendeil[51], neben dem auch der Königsberger Jude Jacob Israel als Buchhändler tätig war. Beide wohnten in Königsberg-Kneipphof. Seit wann Tewendeil, der anscheinend nach Königsberg zugewandert ist, den Handel mit jüdischen Büchern betrieb, geht aus den vorliegenden Akten nicht hervor. Zu seinen Lieferanten gehörten die bereits erwähnten Frankfurter jüdischen Verleger Gerson Hirsch und Jacob Elias alias Feibisch. Er bestellte bei ihnen größere Mengen von gängigen hebräischen und jiddischen Büchern, die, wie aus den Akten hervorgeht, speziell für ihn gedruckt wurden. Außerdem kaufte er auch noch, wie die Prozeßakten zeigen, bei anderen Juden Bücher. So erwarb er ca. 1710 von dem Frankfurter Juden Abraham Elias fünf Kisten mit jüdischen Büchern, die dieser von dem Verleger Gerson Hirsch gekauft hatte. Tewendeil sollte diese Bücher mit Waren bezahlen. Da er dies aber unterließ, sind »die

[39] s. Meitlis S. 37. Dort wird übrigens erwähnt, daß der Konkurrent von Jacob Elias (Gerson Wiener bzw. Gerschel Hirschel) trotz dieses Nachdruckverbotes des Berliner Rabbiners 1709 in Berlin selbst einen Nachdruck der Frft. Ausgabe des Maassebuches veranstaltete, in dem er alles außer dem Nachdrucksverbot nachdruckte.

[40] s. das Gutachten des F. W. Bock.

[41] s. die Namen der Rabbiner im erwähnten Gutachten (sowie in dem Exemplar des Jalkut Schimoni aus der Rambam-Bibliothek Tel-Aviv, das mir zur Verfügung stand).

[42] die Daten waren am Schluss der Bücher nach der hebräischen Zeitrechnung angegeben. (8, Nissan = 19. März 1709 beim Maassebuch, 21. Siwan = 29. Mai 1709 beim Jalkut) s. Friedberg S. 40. Diese Daten sind wohl speziell wegen des Vertragsabschlusses mitgedruckt worden, da sonst damals im allgemeinen die genauen Tagesdaten der Druckfertigstellung in den gedruckten Büchern nicht angegeben wurden.

[43] Diese Angaben aus den Akten E. M. 74 b 2: (2 Pakete mit Prozeßakten aus den Jahren 1709-1723 mit ca. 3000 Seiten) verdanke ich den Mitteilungen des Herrn Staatsarchivdirektors Dr. K. Forstreuter, Göttingen, in seinen Briefen an mich vom 26. April und 11. Juni 1956.

[44] Ich hoffe, diese Briefe und die Gutachten an anderer Stelle publizieren zu können.

[45] Über den getauften Juden Friedrich Wilhelm Bock (vorher: Isak aus Trier, getauft 1688), in Königsberg seit ca. 1690, s. G. Kessler, Judentaufen in Ostpreußen in: Familiengeschichtliche Blätter – Deutscher Herold 1938 Heft 8 Sp. 206-207.

[46] Prof. Heinrich Liedert war Prof. der Theologie in Königsberg, wo er an der dortigen Universität von 1710-1734 Vorlesungen abgehalten hat. Er hat auch eine Disputation über den Talmud verfaßt. (Nach Mitteilungen von Dr. K. Forstreuter v. 11. und 28. 6. 1956)

[47] s. oben Anm. 43.

[48] Danzig wird in den Briefen des Frankfurter Verlegers Jacob Elias erwähnt.

[49] Über den jüdischen Buchhandel in Memel s. Aktenstück des Etatsministeriums Königsberg (Göttingen) Rep. 38 d 4 Nr. 66 a: Akt betreffs die Behandlung der auf den Märkten in Memel ohne Konzession feilgehaltenen jüdischen Bücher v. J. 1706. Auch das Privileg des J. M. Friedländer vom Jahre 1720 betreffs des Alleinverkaufs hebräischer Bücher (s. u. Anm. 58) bezog sich sowohl auf Königsberg, als auch auf Memel und Tilsit.

[50] s. Schluß der vorigen Anmerkung.

[51] Auch in Amsterdam gab es in jener Zeit christliche Buchhändler, die sich mit dem Absatz hebräischer Bücher befaßten, So schloß der jüdische Buchdrucker Athias am 15. Dez. 1699 mit dem christlichen Kaufmann Lazarus Schiller einen Kontrakt über die Lieferung von 500 Exemplaren des »Mischne Tora« von Maimonides. (Soncino-Blätter, Berlin, Bd. 3. 1930, S. 185-6.)

5 Kasten mit jüdischen Büchern bey dem H. Gerichtsverwandten Ehmann darumb deponieret worden, dass H. Tewendeil den Abraham Elias mit Waren versehen sollen, aber keine Waren liefern können, sondern sey darüber nach Berlin verreiset.« Am 25. Januar 1723, nachdem sowohl Tewendeil als auch Abraham Elias bereits verstorben waren, wandte sich Tewendeils Schwiegervater, der Königlich privilegierte Lakenfärber Johann George Gablentz, an König Friedrich Wilhelm I. mit der Bitte, die Herausgabe der vor etwa 13 Jahren gerichtlich deponierten fünf Bücherkisten anzuordnen[52].

Neben Tewendeil (und vielleicht mit ihm zusammen) betrieb auch der Königsberger Jude Jacob Israel einen Handel mit jüdischen Büchern. An ihn wandte sich deshalb der Frankfurter Verleger Jacob Elias, als er mit Tewendeil in Streit geriet, und versuchte, durch seine Vermittlung Tewendeil zum Nachgeben zu veranlassen.

Wie sich aus dem Briefwechsel ergibt, und wie wir auch aus anderen Quellen erfahren, hat Jacob Israel in der Königsberger Gemeinde in der Zeit von 1700-1720 eine bedeutende Rolle gespielt[53]. Einerseits war er Unterpächter des Königsberger Judengeleits (das von Bendix Jeremias aus Halberstadt-Berlin gepachtet worden war), d. h. er war im gewissen Maße staatlicher Funktionär und Geldeinnehmer für den preußischen Staat, so daß er auch den staatlichen Behörden gegenüber eine geachtete Stellung einnahm. Zu gleicher Zeit war er auch ein angesehenes Mitglied der jüdischen Gemeinde als deren Schulmeister d. h. Rabbiner (der wegen seiner materiellen Lage nicht von seinem Gehalt abhängig war). Daneben war er schriftstellerisch und buchhändlerisch tätig[54]. Seine vielseitige Tätigkeit (mit Ausnahme seiner schriftstellerischen, die wohl nur in Fachkreisen bekannt war) wird in einem Bericht über die Königsberger Juden vom Jahre 1709 ausdrücklich erwähnt[55]: »Der Juden Schulmeister, Jacob Israel, so den Judenzoll im Kneipphof arrendieret hat, ist dieses Schmucklers[56] Kamerade und tut große Handlung, gestalt er im vergangenen Jahr über 20000 Fl. mit einem Kaufmann Gross aus Tilsit verkehret und ihm vor Leder und andere Waren bei 10000 Fl. an jüdischen Büchern und 10000 Fl. bar Geld gegeben hat«.

Im Jahre 1720 (wohl nach dem Tode von Tewendeil) erwarb der Königsberger Schutzjude Israel Moses Friedländer[57] (Schwiegersohn des oben erwähnten Pächters des Königsberger Judengeleits Bendix Jeremias) von der preußischen Regierung gegen eine jährliche Abgabe von 120 Talern das ausschließliche Recht, hebräische Bücher einführen und in Königsberg sowie auf den Jahrmärkten von Memel und Tilsit verkaufen zu dürfen[58].

Der Versuch zweier Juden, Jacob Szajowicz und Ruben Moses, im Jahre 1748 eine hebräische Buchdruckerei in Königsberg zu errichten, blieb erfolglos[59]. So wurde 1759 das erste hebräische Buch, das in Königsberg gedruckt wurde, das von dem damaligen Königsberger Rabbiner Lewin Markus (Arie Löb Epstein) verfaßte Werk »Halacha acharona«, in einer nichtjüdischen Druckerei hergestellt[60].

Daß Königsberg auch späterhin noch als Absatzmarkt für jüdische Bücher aus Frankfurt a. d. O. in Frage kam, obwohl inzwischen hebräische Buchdruckereien an anderen Orten entstanden waren, bezeugt die Tatsache, daß der Frankfurter Verleger und Kalenderherausgeber Aron Israel Fränkel zwischen 1760-1770 die Königsberger Messen aufsuchte[61].

---

[52] s. Anm. 27.

[53] Wahrscheinlich dürfte Jacob Israel, der nach dem Briefwechsel zu urteilen, ein Gelehrter und Verfasser eines Buches war, der erste Rabbiner von Königsberg gewesen sein, wenn er auch in der bisher erschienenen Literatur nicht als solcher aufgeführt wird. Seine Bezeichnung als »Schulmeister« weist darauf hin, denn sie bedeutet nicht »Lehrer«, sondern »Meister der Schul« d. h. der Synagoge. Ich konnte bisher allerdings weder ihn noch sein Buch identifizieren.

[54] Jacob Israel wird in Königsberg in der Zeit von 1702-1721 erwähnt, und zwar als Schulmeister und als Unterpächter des Judengeleits, während seine schriftstellerische und buchhändlerische Tätigkeit nur aus den hier erwähnten Urkunden bzw. Briefen hervorgeht.
1702 als Schulmeister (H. Vogelstein in: Festschrift zum 200jährigen Bestehen des isr. Vereins f. Krankenpflege u. Beerdigung zu Königsberg i. Pr., Kgs. 1904, S. 6)
1707 als Unterpächter des Judengeleits, das er damals bereits 7 Jahre (d.h. seit 1700) innehat. (S. Stern: Der preus. Staat und die Juden, I, 2, Berlin 1925, S. 471.)
1708. Damals wohnte er auf der Königl. Freiheit (S.Stern 1. c. S. 484)
1709 wird er genannt: »Der Juden Schulmeister Jacob Israel, so den Judenzoll im Kneipphof arrendieret (gepachtet) hat«. (Stern 1. c. S. 491).
1710. Am 16. Juni reichten Jacob Israel und Meyer Jacobowitz eine Eingabe gegen die Verordnung vom 14. Juni 1710 ein, wonach kein Jude ohne einen Geleitzettel von Hirsch Lewkowitz Königsberg aufsuchen dürfe. (Stern 1. c. S. 497/98; vgl. H. Jolowicz: Geschichte der Juden in Königsberg Preussen, Posen, 1867, S. 41).
1711 wird Jacob Jsrael als Beauftragter mit der Sorge für die jüdischen Pestkranken erwähnt (Aktenstück des Etatsministeriums Königsberg Titel 38 d 4 Nr. 75.)
1714 wird Jacob Jsrael als Bedienter beim Judengeleit genannt. (Jolowicz 1. c. S. 49 Anm. 1.)
1721 wird »der bey der Synagoge sogenannte kleine Schulmeister namens Jacob Jsrael« im Zusammenhang mit einem Prozeß erwähnt. (Aktenstück wie oben zum Jahre 1711 Nr. 137.)

[55] S. Stern 1. c. S. 491/92

[56] Schmuckler war damals der gebräuchliche Ausdruck für: Posamentierer

[57] Über Israel Moses Friedländer s. Vogelstein 1. c. S. 20 Anm. 2.

[58] Jolowicz 1. c. S. 69; auch in der Königsberger Judenliste v. J. 1753 wird als sein Beruf der Handel mit jüdischen Büchern angegeben.

[59] Jolowicz 1. c. S. 87 Anm. 1

[60] A. Freimann: A Gazetteer of Hebrew Printing, New York, 1946, S. 42.

[61] s. MGWJ 71 (1927) S. 287.

HERMANN KNAUS

Die Handschriften des Leander van Eß

Seit 70 Jahren bemüht sich ein Stab von Buchhändlern, die 60000 Handschriften wieder abzusetzen, die Sir Thomas Phillipps in den 50 Jahren seines Sammlertums zusammengebracht hat, und noch immer ist die Auflösung dieser einzigartigen Riesensammlung mittelalterlicher Handschriften nicht beendet. Sie begann 1886, 14 Jahre nach dem Tode des Sammlers. Von da bis zum Jahre 1938 haben Sotheby & Co. 20 Auktionen abgehalten. Später haben die Herren Robinson (William H. Robinson, 16 & 17 Pall Mall London) fast den ganzen Rest und den Nachlaß übernommen, und noch immer bieten sie Teile davon in ihren prachtvoll ausgestatteten Katalogen zum Kauf an. Da sich in der Collection Phillipps auch viele Handschriften kontinentaler, insbesondere deutscher Herkunft finden, haben auch deutsche Bibliotheken zugegriffen. Vor dem ersten Weltkrieg hat die Königliche Bibliothek zu Berlin mehrfach größere Bestände an sich gebracht, aber auch neuerdings (1955) konnte die Trierer Stadtbibliothek eine aus der Trierer Abtei St. Matthias stammende Augustinus-Handschrift des 11. Jahrhunderts aus der Sammlung Phillipps erwerben und nach Trier zurückbringen[1].

Eine solche Riesensammlung konnte natürlich nicht (oder nicht nur) durch Einzelkäufe erstehen, Phillipps hat ganze Sammlungen übernommen. Da ist die Sammlung des holländischen Rechtsgelehrten Gerard Meermann (1722-71), der im Jahre 1764 nach Aufhebung des Jesuitenordens die Handschriften des collège von Clermont bei Paris erworben hat, darunter viele griechische. Meermanns Sohn hatte die reich vermehrte Sammlung der Stadt Haag vermacht, die aber die Annahme verweigerte. So kam die Bibliothek 1824 unter den Hammer, und Phillipps erwarb den Hauptbestand. Von ihm wanderte sie, zum großen Teil wenigstens, an die Königliche Bibliothek zu Berlin. Schon vorher, Ende 1823, hat Sir Thomas einen anderen, sehr ansehnlichen Bestand kontinentaler Herkunft erworben von dem katholischen Theologieprofessor und Pfarrer Leander van Eß, wohnhaft damals in Darmstadt, und zwar 372 Handschriften, darunter sieben orientalische, 173 frühe Holzschnitte und 56 Miniaturen, die (nicht von Eß) aus Handschriften herausgeschnitten waren.

[1] Hubert Schiel, Erwerb von zwei Mattheiser Handschriften des 11. und 12. Jahrhunderts für die Stadtbibliothek Trier. In: Vierteljahrsblätter der Trierer Gesellschaft für nützliche Forschungen Jg. 1 (1955) S. 6ff.

Der damals 30jährige Sir Thomas war auf der Rückreise von einem Schweizer Aufenthalt, den er mit seiner jungen Frau in der ausgesprochenen Absicht gewählt hatte, billig zu leben und den Verlockungen des Londoner Antiquariats entrückt zu sein, denn er hatte sich trotz seines ansehnlichen Jahreseinkommens von 6000 £ in beträchtliche Schulden gestürzt. Allein, wer der Sammelwut verfallen ist, den kuriert auch keine Schweizerreise. In Bern hatte ihn der gedruckte Katalog des Leander van Eß[2] erreicht, auf dessen Titelblatt die Adresse handschriftlich beigefügt war: »at Darmstadt opposite to Neckar Gate«. Sir Thomas reiste nach Darmstadt, kam, sah und kaufte – nicht nur die Handschriften, die im Katalog verzeichnet waren, sondern auch eine weitere Sammlung, meist gedruckte Bücher, darunter etwa 900 Inkunabeln. Die Handschriften reihte er unter Nr. 387-757 in seine Sammlung ein. Davon sind rund 320 Nummern im Sommer 1910 versteigert worden, nur 24 (aus der Sammlung Eß) hat damals die Berliner Bibliothek erwerben können[3]. Viele sind in England verblieben, und einige sind noch heute zu kaufen.

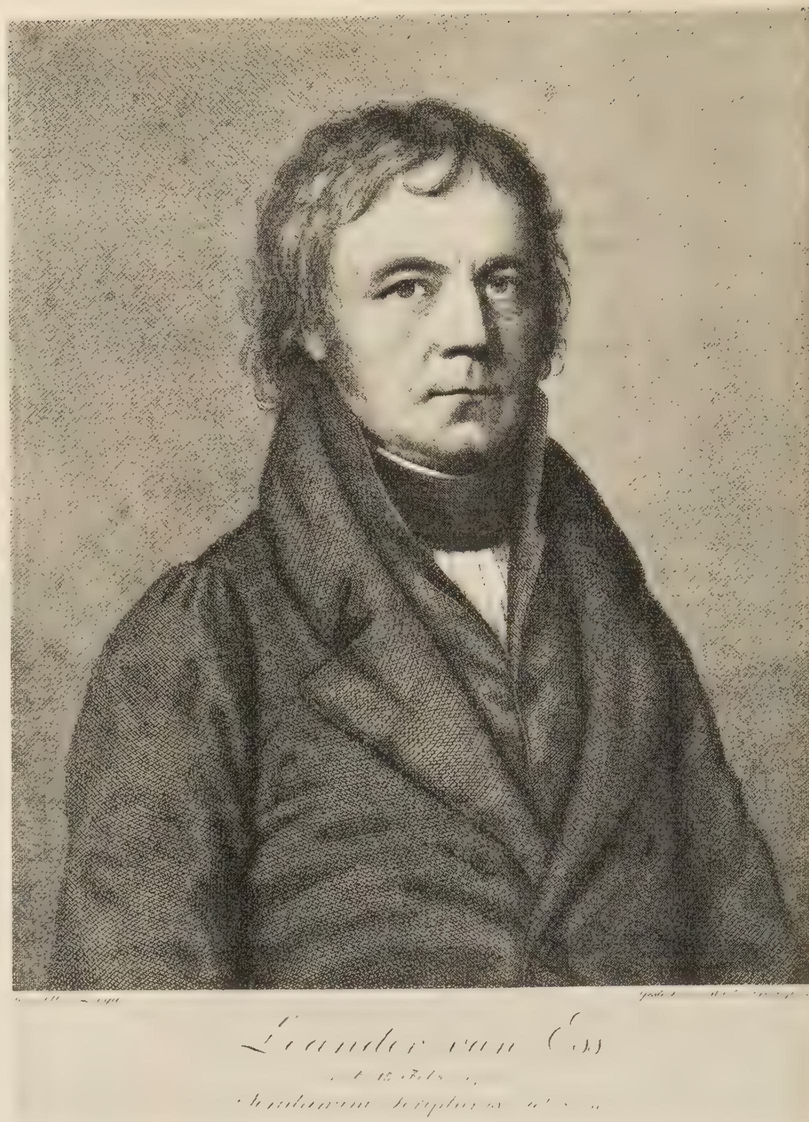
Wer war dieser Leander van Eß[4] und woher hatte er seine Schätze? Geboren wurde er am 15. 12. 1772 in Warburg, wohin der Großvater als holländischer Kaufmann eingewandert war, getauft wurde er auf den Namen Johann Heinrich. Mit 18 Jahren trat er in die Benediktinerabtei Marienmünster (bei Schwalenberg in Westfalen) ein und erhielt dort den Klosternamen Leander, den er auch nach Aufhebung des im Jahre 1802 säkularisierten Klosters beibehielt. Schon als Benediktinerpater, dann als Weltgeistlicher versah er durch 13 Jahre den Pfarrdienst in der kleinen katholischen Gemeinde Schwalenberg. Er hatte viel freie Zeit und machte sich an die Übersetzung der Bibel. Das Neue Testament erschien 1807 bei Vieweg in Braunschweig und wurde für 27 Kreuzer verkauft. Nach wenigen Monaten war die Auflage mit 11 000 Exemplaren ausverkauft. Die zweite

[2] Sammlung und Verzeichnis handschriftlicher Bücher aus dem VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV. etc. Jahrhundert, bestehend aus 171 Bänden auf Pergament, 19 theils auf Pergament theils auf Papier, und 190 auf Papier ... welche besitzt Leander van Ess, Theol. Doctor, vorhin Professor und Pfarrer in Marburg. Darmstadt 1823.

[3] Emil Jacobs in: Zentralblatt für Bibliothekswesen 28 (1911) S. 27.

[4] Wilhelm Fischer, Leander van Eß. Ein Leben im Dienst der Bibel. In: Jahrbuch der Hessischen Kirchengeschichtl. Vereinigung Bd. 4 (1953) S. 74ff.

erschien bei Seidel in Sulzbach (Bayern). Trotz der Kriegszeiten, die den Drucker behinderten, waren bis November 1815 60000 Exemplare verkauft. Es folgten neue Auflagen, später auch des Alten Testaments, schließlich auch der ganzen Bibel, diese mit Kupferstichen. Von jeder Auflage gab es Ausgaben in verschiedenen Schriftgraden. Von seinem Neuen Testament erschien 1842 die 28. Auflage. Im Jahre 1812 berief der König Jerôme von Westfalen Eß auf die Professur für katholisches Kirchenrecht und Theologie an der Universität Marburg, die damals zu Westfalen gehörte. 1814 bestätigte ihn der Kurfürst Wilhelm I. von Hessen-Kassel in seinen Ämtern, zu denen auch das Marburger Pfarramt gehörte. Er hatte wenig Hörer, konnte seine Übersetzungen fortführen, wirkte als Prediger an der Elisabethenkirche, die beiden Konfessionen diente, und als Studentenvater in der Fürsorge für arme katholische Studenten. So sorgte er für Heinrich Joseph Wetzer, den Sohn eines Lehrers, der »mit Kindern und Armut« gesegnet war. Wetzer, der später mit Welte zusammen das Kirchenlexikon geschaffen hat, war sein Leben lang dankbar und hat seinen ältesten Sohn nach seinem Wohltäter »Leander« genannt. Am Predigen fühlte Eß sich durch ein Brustleiden gehindert, das Lehramt wurde ihm dadurch verleidet, daß im Jahre 1821 seine Testamentsübersetzung auf den Index der verbotenen Bücher kam. Im Jahre 1822 erbat und erhielt er seine Entlassung und verzog nach Darmstadt. Hier widmete er sich nun ganz der praktischen Bibelverbreitung, unterstützt von einer ganzen Reihe von Bibelgesellschaften, vor allem aber von der Britischen Bibelgesellschaft. Diese reiche Gesellschaft war ökumenisch und verbreitete neben der lutherischen Übersetzung auch katholische Übersetzungen und griechische Ausgaben. Die Indizierung der Eßischen Übersetzung hat ihr keinen Eindruck gemacht. Im Jahre 1835 kaufte Eß angeblich für den Erlös seiner Bibliothek ein Gut in Alzey, das sein Neffe bewirtschaften sollte. Es rentierte nicht, und er vertauschte es gegen ein anderes in Affolterbach im Odenwald, wo er seine letzten Jahre wohlversorgt verbrachte. Am 13. Oktober 1847 ist er dort gestorben.



Leander van Eß

Von Leander van Eß heißt es, er »gehöre zu den umstrittensten Erscheinungen des Katholizismus«. Er hat die Bibel zum katholischen Volksbuch machen wollen. Er stellte in den Mittelpunkt seiner Predigten die Christusverkündigung mit einer Ausschließlichkeit, die auffallen mußte. Er war irenisch gesinnt und hat die Mischehen verteidigt. Er trat für liturgische Reformen ein. Er dachte nicht allzu hoch von der Vulgata als einzig gültiger Übersetzung. Im Sinne der katholischen Kirche, von der er sich aber nie getrennt hat, waren das mehr als fragwürdige Überzeugungen. Sie stammten schließlich aus der Aufklärung und waren im Katholizismus jener Jahre nicht ganz vereinzelt. Von der Britischen Bibelgesellschaft hat er durch Jahre hindurch große Summen bekommen. Man rechnete 10383 £. Man hat seine Bibelverbreitung als ein merkantiles Unternehmen verdächtigt. Seine Abrechnungen waren aber mit großer Genauigkeit geführt. In einem Büchlein über den Segen des Bibellesens[5] hat er eine Generalabrechnung gegeben für die knapp zweieinhalb Jahre vom 1. Mai 1822 bis Ende September 1824, die den erstaunlichen Umfang seiner kaufmännischen Arbeit erkennen läßt. Im genannten Zeitraum hat Eß milde Gaben von der Britischen und anderen Bibelgesellschaften erhalten in Höhe von insgesamt 72493 Gulden 34 Kreuzer, davon (nach Abzug

[5] »Ihr Priester, gebet und erkläret dem Volke die Bibel!« Das will und gebietet die katholische Kirche. Nebst beigefügtem Generalrechnungs-Schlusse eines Bibelverbreitungs-Fond. Darmstadt 1825.

geschenkter Druckwerke) in Bargeld 64724 Gulden 38 Kreuzer. Ausgegeben hat er alles bis auf einen Vorrat von 6095 Gulden und 18 Kreuzer für insgesamt 51028 Exemplare seines Neuen Testaments, 2994 seines Alten Testaments, für 800 katholische Testamente in der Goßnerschen Übersetzung, für 486 Luthertestamente, 1542 Lutherbibeln und für 300 griechische Testamente. Die Totalsumme seiner Einnahmen in diesen und früheren Zeiträumen beziffert er auf 327264 Gulden 25 Kreuzer. Dafür waren beschafft worden 509992 Eßische Testamente, 10028 andere und 11984 Bibeln allein bis zum Jahre 1824. An diesem Riesengeschäft verdiente auch das Darmstädter Buchbindergewerbe, denn Eß hat in jenen zwei Jahren allein für den Einband an die Darmstädter Buchbinder bezahlt 14408 Gulden. Als Agent der Gesellschaft hat er ein Jahresgehalt von 360 £ bezogen. Im Jahre 1830 hat die Britische Bibelgesellschaft aus unbekannten Ursachen die Agentur Darmstadt aufgelöst, sie blieb Eß aber weiterhin verbunden und hat seiner später mehrfach ehrenvoll gedacht, so legte sie bei ihrer Jahrhundertfeier im Jahre 1904 einen Kranz an seinem Grabe auf dem katholischen Friedhof Waldmichelbach nieder.

Eß hat wirklich »ein Leben im Dienste der Bibel« geführt. Und er hat auch, wo er Gutes tun konnte, mit vollen Händen gespendet. Es ist aber unverkennbar, daß er als väterliches Erbe eine kaufmännische Ader hatte. Wir werden das, wenn wir uns seiner Handschriftensammlung, ihrem Ankauf und Verkauf zuwenden, sofort bemerken.

Sir Thomas war ein säumiger Zahler, kam aber bei Eß an den Unrechten. Er hatte, wie wir schon wissen, in Darmstadt zwei Sammlungen gekauft: die Manuskriptensammlung des gedruckten Katalogs für 320 £, zahlbar in drei bis vier Monaten laut brieflichem Vorschlag vom 28. Januar 1824, und eine Inkunabelsammlung für 550 £, zahlbar in einem Jahr[6]. Die Termine hat er nicht richtig eingehalten, später hat er in französischer Währung mit reduzierten Preisen bezahlt usw. Unter den vielen Briefen, die uns im Nachlaß Phillipps erhalten sind, gibt es einen besonders langen, den Eß am 25. Januar 1826 an Phillipps gerichtet hat und worin er die Leidensgeschichte seiner Ansprüche in zehn Punkten darlegt, jeden Punkt mit genauen Unterlagen in Abschrift belegt, dabei auch die Verpackungskosten, den Valuta- und Zinsverlust durch verspätete Zahlung nicht vergißt und eine Restschuld von 105,5 £ errechnet, die er dann gütlich auf 95 £ ermäßigt. A. N. L. Munby veröffentlicht den Brief in seinem Buch »The formation of the Phillipps Library up to the year 1840«[7] und versichert dazu, diese Art der Zahlungsabwicklung wäre »a typical and not an abnormal example«. Van Eß stellt seine Ansprüche übersichtlich dar und begründet seine Restforderung völlig überzeugend[8].

Das kaufmännische Geschick, womit Leander schließlich seine Forderungen eingetrieben hat, verdient alle Achtung. Merkwürdig muß es aber berühren, daß er die meisten seiner Handschriften offenbar nur erworben hat, um sie alsbald zu verkaufen. Sein Biograph[9] meint, Eß gehöre zu jenen Männern, die sich wie Joseph Görres nach Aufhebung der Klöster durch Sammlung »herrenlos gewordenen Gutes ein vaterländisches Verdienst erworben haben«. Schon die Berufung auf Joseph Görres ist nicht ganz glücklich, denn als dieser die auf dem Ehrenbreitstein ausgelagerten Handschriften aus St. Maximin in Trier an sich gebracht hat, kann es nicht mit völlig rechten Dingen zugegangen sein. Auch konnte sich Herr van Eß ein vaterländisches Verdienst nicht damit erwerben, daß er diese Handschriften nach England verkauft hat, wenn auch zu seiner Ehre gesagt werden muß, daß er zunächst mit dem Berliner Ministerium vergebliche Verhandlungen über einen Ankauf für die Bibliotheken in Berlin oder Bonn gepflogen hat[10]. Schließlich und endlich hat er aber keineswegs aus erster Hand gesammelt, keineswegs besonders Bibelhandschriften, wohl überhaupt nicht zum eigenen Studium oder doch, wie Sammler tun, zum eigenen Besitz, sondern offenbar in der Absicht baldigen Wiederverkaufs. Denn die meisten der Bände, die er im Jahre 1823 zum Verkauf anbietet, waren noch kurz vorher in anderen Händen.

Dies gilt von zwei großen Gruppen von Handschriften, neben denen die Einzelstücke, die er schon vorher besessen haben könnte, nicht ins Gewicht fallen. Das eine oder andere hat er schon als Professor in Marburg gehabt (so die Handschrift Phill. 601). Die beiden großen Gruppen aber enthielten geschlossene Bestände einmal aus dem Benediktinerkloster auf dem Jakobsberg bei Mainz, zum andern aus der Kartause St.

[6] Die Inkunabeln aus dieser zweiten Sammlung hat Phillipps im Jahre 1827 dem Earl Spencer für L 2000 angeboten, der sie aber nicht gekauft hat. Danach sind die Preise, die Eß verlangt hat, nicht zu hoch gewesen. Die Inkunabeln sind geschlossen in den Besitz der E. Huntington Library, San Marino (Kalifornien) übergegangen. Einen Katalog davon hatte Sir Thomas Phillipps als Privatdruck hergestellt: Catalogus Incunabulorum Professoris et Doctoris Theol. L. van Ess, Darmstaelt (!) Nunc in Bibliotheca Phillippica deposit. Der Katalog macht die Seiten 17-58 aus von Phillipps' Catalogue of Printed books at Middle-Hill. Von diesem sehr seltenen Druck befindet sich ein Exemplar im Besitze von Mr. Munby, Cambridge, der es mir sehr freundlich leihweise nach Darmstadt geschickt hat. Als Druckort der Inkunabeln ist sehr oft Köln angegeben. Man darf daher annehmen, daß ein großer Teil dieser Frühdrucke aus Kölner Klöstern stammt und mit den Handschriften gleicher Provenienz nach Darmstadt gelangt ist.

[7] Cambridge 1954, S. 29-32. Mr. Munby hat mir freundlicherweise mitgeteilt, daß der Nachlaß Phillipps' (im Besitz der Herren Robinson) noch eine größere Anzahl von Briefen des L. v. Eß enthält, die sich mit dem schwierigen Zahlungsgeschäft befassen.

[8] Der Brief ist in englischer Sprache abgefaßt und führt Entgegnungen und Entschuldigungen von Sir Thomas an, die dieser in lateinischer Sprache an ihn gerichtet hatte. Der Haushalt des Leander van Eß wurde von seiner Schwester Elisabeth geführt, der Witwe eines englischen Schiffskapitäns von Eliot. Sie war der englischen Sprache mächtig und hat ihren Bruder bei seiner englischen Korrespondenz unterstützt. Der Brief schildert den Besuch, den Sir Thomas Ende 1823 in Darmstadt, in Leanders Behausung am Neckartor, gemacht hat. »You saw these Books and accepted them as your property and took even a good many Manuscripts and Incunabula with you in your Chariot, without leaving me a list of what you had taken with you, and even you yourself packed several Chests. According to your order they were sent by Mr. Lip at Frankfurt to Mr. Lemme at Antwerpen.«

[9] Wilhelm Fischer a. a. O. S. 76f.

[10] Hermann Degering, Französischer Kunstraub in Deutschland 1794-1807. In: Internationale Monatsschrift f. Wissenschaft, Kunst und Technik XI (1917) Sp. 18f.

Barbara zu Köln, und zwar stammen aus der Kartause mindestens 136 Stück der Eß-Handschriften. Als die Königliche Bibliothek Berlin daran ging, die im Jahre 1911 erstandenen Handschriften zu katalogisieren, wobei Emil Jacobs die lateinischen, Hermann Degering die deutschsprachigen vornahm, da stellte sich heraus, daß die aus der Kartause stammenden Handschriften allesamt noch Zettel enthielten, die darauf schließen ließen, daß sie »im Anfang der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts durch den Heberleschen Buchladen gegangen waren«[11]. Der Kölner Drucker, Antiquar und Auktionator Johann Matthias Heberle, bekannt als Begründer einer Zeitschrift, aus der später die »Kölnische Zeitung« hervorging, und eines Antiquariats, das später in den Besitz der Firma Lempertz übergegangen ist, pflegte in die Bücher, die er feilbot, kleine Zettel mit Katalognummern und dergleichen einzulegen, die in diesem Falle die Herkunft verraten. Auf einem dieser Zettel findet sich auch die Jahreszahl 1821.

Auch die zweite Gruppe, die Handschriften vom Jakobsberg bei Mainz, waren kurze Zeit, bevor sie im Verkaufskatalog des Leander van Eß erschienen, noch in anderen Händen, nämlich in denen des katholischen Pfarrers und Großherzoglich Hessischen Kirchenrates Johann Konrad Dahl[12] zu Darmstadt. Dahl war ein Mainzer Kind, hatte in Mainz und Ingolstadt studiert und wurde im Jahre 1794 von Ober-Ursel auf die Pfarrstelle des St. Johannesstiftes nach Mainz berufen, war auch Fabrik- und Kellermeister des Viktorstiftes bis zu dessen Aufhebung. 1805 wurde er Stadtpfarrer von Gernsheim, 1817 Großherzoglicher Kirchen- und Schulrat und Pfarrer der katholischen Gemeinde in Darmstadt. Er hat eine größere Handschriftensammlung besessen. Im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde machte er mehrfach Mitteilungen von Codices aus seinem Besitz. Im Jahre 1820 (Bd. 2, S. 239, 326) berichtet er von einem aus dem Jakobskloster bei Mainz stammenden Codex, der den Katalog dieser Klosterbibliothek von der Hand Wolfgang Trefflers enthält. Er ist über Eß-Phillipps an die Königliche Bibliothek zu Berlin gekommen und wurde 1913 von Fritz Schillmann als Beitrag zur Literatur- und Bibliotheksgeschichte des ausgehenden Mittelalters herausgegeben. Auf dem gleichen Wege sind noch ein halbes Dutzend weitere Mainzer Handschriften gleicher Provenienz an die Berliner Bibliothek gelangt, und alle zeigen Besitzeinträge oder Besitzspuren von der Hand Dahls. Wie die Jakobsberg-Handschriften an ihn gelangt sind, ist nicht weiter problematisch. Der Buchbesitz der aufgehobenen Klöster war, soweit die Franzosen ihn nicht entführt hatten, für Kenner und Liebhaber nicht allzu schwer zu erreichen[13].

Dahl hat sich bald nach dem Jahre 1820 von seinem Bestand getrennt. Im Jahrgang 1822 des genannten Archivs (Bd. 4 S. 567) spricht er von Handschriften, die er vordem besaß. Es ist dies das Jahr, in dem Leander van Eß seine Marburger Ämter niederlegte und nach Darmstadt übersiedelte. Natürlich hat er sofort die Bekanntschaft seines Amtsbruders gemacht. Emil Jacobs[14] hat sich über das Verhältnis der beiden Gedanken gemacht, er glaubte an die Möglichkeit, daß die Handschriften des Eß zu einem sehr großen Teil der Dahlschen Sammlung entstammen und wirft die Frage auf, ob van Eß etwa nur Strohmann war, weil Dahl seiner Stellung nach nicht gut als Verkäufer auftreten konnte. Nun, ich glaube, man kann Dahls Anteil auf die Bände vom Jakobsberg beschränken und annehmen, daß Eß sie ihm abgekauft hat, denn offenbar wollte dieser damals Kapital anlegen und durch einen günstigen Verkauf vermehren. Eß hat im Jahre 1838, als er von Alzey nach Affolterbach übersiedelte, den Rest seiner Bibliothek, vor allem 13 500 Druckschriften, aber auch 31 Handschriften durch Vermittlung einer englischen Freundin nach New York verkauft, wo sie sich in der Bibliothek des Union Theological Seminary befinden. Vielleicht hat er damit den Ankauf des zweiten Gutes finanziert.

Nun lassen sich aber auch die Kölner Kartäuser-Handschriften auf ihrem Weg zu Heberle und Eß verfolgen. Die Kölner Kartäuser mußten im Oktober 1794 das Kloster räumen, weil die Franzosen, die am 6. Oktober eingerückt waren, es zu einem Militärlazarett bestimmt hatten. Nach Merlo[15] hatten sie beim Abzug von den beweglichen Gegenständen fortgeschleppt, was sie tragen konnten. Wohin sie sich gewandt hatten, erfahren wir aus tagebuchartigen Aufzeichnungen des Kölner Minoriten Tilmann Thelen über die Besetzung Kölns durch die Franzosen[16]: Carthusia erat optata hospitali, monachi expulsi inhabitabant aedes D. de Witgenstein. Daß die Kartäuser in das Haus des Herrn von Wittgenstein, der dann durch lange Jahre hindurch Maire von Köln gewesen ist, auch ihre Bibliothek mitgenommen haben, verrät ein anderes Tagebuch jener Zeit, das eines Ratsherrn von Gall[17]: »den 10. November 1794 sollte der Prior von den Kartäusern in Arrest genommen werden, weil sich die Bibliothek nicht in der Karthause fand. Hernach wollte man den Bibliothekarium in Arrest nehmen, weil kein Katalogus sich vorfand; ihre Bibliothek haben sie mit sich bei Herrn von Wittgenstein genommen.« Die Fahndung

[11] Neue Erwerbungen der Handschriftenabteilung. I: Lateinische und deutsche Handschriften erworben 1911. Berlin 1914. — Mitteilungen aus der Kgl. Bibliothek II, besonders S. 66.

[12] Über Dahl, s. Scriba, Biographisch-literärisches Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen. 1. Abteilung S. 61ff. und 489. 2. Abteilung S. 145f. Konrad Dahl hat aus dem Mainzer Viktorstift ein Exemplar des bei Fust und Schöffer 1457 gedruckten Psalteriums an sich genommen und hat es 1803 dem Landgrafen Ludewig X. geschenkt, der es der Bibliothek überwies. Die damalige Bibliotheksverwaltung wollte das kostbare Werk im Jahre 1811 an die Pariser Bibliothek verkaufen und forderte 100 Louisdor, was aber dem Conservateur van Praet glücklicherweise zu hoch war, so daß der Band in Darmstadt blieb. Der Kunsthändler Artaria in Mannheim hatte 1000 fl. geboten. Vgl. A. Schmidt, Zentralblatt für Bibliothekswesen 14 (1897) S. 166.

[13] Das Exemplar der Stadtbibliothek Mainz von Fritz Schillmanns soeben genannter Schrift: Wolfgang Treffler und die Bibliothek des Jakobsklosters zu Mainz enthält einen eingeklebten Zettel von der Hand des Mainzer Bibliotheksdirektors Binz mit folgenden Angaben: »Im Febr. 1806 fanden sich noch in einem Raum des Archivs, der für Zwecke des Spitals hergerichtet werden sollte, 59 Bände aus der Bibliothek des Jakobsberg-Klosters vor. Der damalige Bibliothekar Cassius erwirkte vom Präfekten die Erlaubnis, diese Bände in die Stadtbibliothek überführen zu lassen. Dort trafen sie am 11. Febr. 1806 ein. Ein Verzeichnis der Bände liegt bei den Akten der Stadtbibliothek vom Jahre 1806. Vermutlich stehen sie heute in der Abteilung Ink. a. 15. III. 1916. Binz.«

[14] Zentralblatt f. Bibliothekswesen 28 (1911) S. 27.

[15] Annalen des histor. Vereins f. d. Niederrhein 45 (1868) S. 12.

[16] Ebenda 80 (1906) S. 103ff.

[17] Publikation der Gesellschaft f. rheinische Geschichtskunde 42, 3. Band, S. 307.

nach der Kartäuser-Bibliothek war keine Einzelaktion: von Ende Oktober ab besuchte eine Kommission, die vom Pariser Konvent mit der Beschlagnahme der Klosterbibliotheken beauftragt war, aus den Herren Le Blond, Faujas, Thouin und de Wailly bestand und von einem Sekretär des Volksrepräsentanten Frécine begleitet war, Kölns Kirchen und Klöster »pourvu d'une autorisation de Paris«, besuchte die Bibliotheken, wählte Handschriften, Inkunabeln und andere Bücher aus, die sie erachtete d'être dignes de voir Paris, versiegelte die Türen der Bibliotheken, und bald darauf wurden die ausgewählten Stücke verpackt und nach Paris geschickt[18]. Auch das Versteck im Hause Wittgenstein ist ihr nicht entgangen. Die Herren Faujas und Thouin, denen wir eben begegneten, haben der Sendung nach Paris ein Begleitschreiben mitgegeben, in der sie die reiche Kölner Beute rühmten. 19 Kisten mit Handschriften und Drukken schickten sie ab, nach einer Berechnung Hermann Degerings[19] etwa 1700 Bände. Die Herren seien, so fährt ihr Bericht fort, im Besitz eines genauen Verzeichnisses, könnten es aber aus Zeitmangel nicht abschreiben. Nur einige hervorragende Stücke nenne eine beigeschlossene Liste. Diese Liste verzeichnet 17 Handschriften, sie sind heute noch im Besitz der Pariser Nationalbibliothek, finden sich auch in deren Katalogen, sind allesamt stadtkölnischen Ursprungs und stammen, wenigstens mit den Nummern 1 bis 9a, aus der Kartause St. Barbara. Wieviel weitere Handschriften die gesamte Sendung enthielt, läßt sich nicht absehen. Was aber geschah mit dem Rest an Kartäuser-Handschriften, der in Köln verblieb?

Richard Mummendey beklagt in seinem Buch »Von Büchern und Bibliotheken«[20] die großen Verluste, die der Handschriftenbestand in den Napoleonischen Kriegen erfahren hat, und meint, von den Beständen der Kölner Kartäuser, die vor der Säkularisation 600 Handschriften umfaßten, seien »heute noch ganze zwanzig nachweisbar«. Nun, ganz so schlimm ist es nicht. Schlägt man den Anhang zu Klemens Löfflers Kölnischer Bibliotheksgeschichte im Umriß[21] auf, so findet man da unter St. Barbara (Kartause) immerhin 279 heute noch existierender Handschriften nachgewiesen. Weitere 31 Stück kann ich hinzufügen, das sind im Ganzen 310. Die Nummern 1 bis 29 finden sich im Kölner Stadtarchiv, die Nummern 30 bis 68 in der Berliner Bibliothek, die Nummern 70 bis 94 in der Königlichen Bibliothek Brüssel, die Nummern 95 bis 156 in der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt (hier eben wären weitere 31 anzufügen), die Nummern 164/65 hat das Britische Museum London aus den Phillipps-Handschriften erworben, die Nummern 166 bis 178 sind in Paris, die Nummern 181 bis 279 waren damals noch in Privatbesitz, es sind dies die Eß-Handschriften, die noch nicht verkauft waren.

Was nun die Bestände in Brüssel und Darmstadt betrifft, so bedürfen sie einer besonderen Erklärung. Zunächst die Brüsseler: Bei den Rückforderungen, die im Jahre 1815 von Preußen und dem ebenfalls schwer geschädigten Belgien vorgebracht wurden, war die belgische Vertretung viel erfolgreicher als die preußische. Sie erhielt von den angeforderten Codices zwar nur einen Teil, nämlich 930, zurück, zum Ausgleich aber für weitere, noch fehlende, erhielt sie 621 noch nicht inventarisierte Handschriften aus den Speichern der Bibliothèque Nationale. Daß in dieser Kompensationsgabe Hunderte von Handschriften rheinischer, insbesondere Kölnischer Herkunft enthalten waren, hat merkwürdigerweise weder den französischen noch den belgischen Vertragspartner gestört, obwohl das natürlich eine Schädigung der preußischen Ansprüche bedeutete. So also erklärt sich der Brüsseler Bestand an Kölner Kartäuser-Handschriften[22].

Bei den Kartäuser-Handschriften der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek handelt es sich um Codices, die aus der Sammlung des Kölner Baron Hüpsch (gest. am 1. 1. 1805) zum Teil durch Kauf, zum Teil durch testamentarische Schenkung an den Landgrafen Ludewig X., den späteren Großherzog Ludewig I., gelangt sind[23]. Wenn man bedenkt, daß gewiß noch einige in ihrer Provenienz noch unerkannte Stücke in Darmstadt sein mögen, so hat Hüpsch mindestens 100 Handschriften aus St. Barbara besessen. Im Ganzen sind aus seiner Sammlung etwa 960 Handschriften nach Darmstadt gelangt. Sie stammen aus vielen rheinischen Klosterbibliotheken; aus keiner aber hat Hüpsch so viel wie aus der Kartause besessen. Nur einige wenige hat er zum Beispiel aus der Zisterzienserabtei Camp und aus der Prämonstratenserabtei Steinfeld. Wie er die Kartäuser-Handschriften erworben hat, läßt sich nicht sagen. Prachthandschriften sind nicht darunter, obwohl Hüpsch, ein feiner Kenner dieser Dinge, gerade danach suchte. Zwar hat die Kartause an besonders alten und prächtigen Stücken nicht allzu viel besessen. Die Bibliothek war im 15. Jahrhundert ausgebrannt, hat aber den Verlust durch Erwerbungen und emsige Schreibarbeit so gut ausgeglichen, daß ihr nach dem Zeugnis der Bibliotheksreisenden des 18. Jahrhunderts unter den Kölner Bibliotheken, wenn man nur von der an Prachtstücken reichen, zahlenmäßig kleinen Dombibliothek absieht, gewiß der erste Rang zukam. Aber auch schöne Handschriften muß die Kartause besessen haben, sonst hätten die französischen Kommissäre nicht eine Auswahl gerade von Kartäuser-Handschriften an die Spitze ihrer Sonderliste gesetzt. Wenn sich also in Hüpschs Besitz aus der Kartause keine Cimelie findet, so hat er offenbar hier erst nach den französischen Herren zugreifen können. Vielleicht haben diese den Rest, den sie nicht für würdig befunden, Paris zu sehen, verkaufen oder versteigern lassen. Wir wissen, daß

---

[18] Ebenda S. 306.

[19] Geraubte Schätze, kölnische Handschriften in Paris und Brüssel. In: Beiträge zur kölnischen Geschichte, Sprache, Eigenart Bd. 2 (1915) S. 38ff., besonders S. 42.

[20] Bonn 1950, S. 259f.

[21] Köln 1923.

[22] Degering, Geraubte Schätze, S. 54f.

[23] Adolf Schmidt: Baron Hüpsch und sein Kabinett, 1906. Ders.: Baron Hüpsch in Köln als Inkunabel-Sammler und -Händler. In: Festschrift für K. Haebler, 1919. Neues über Hüpsch bietet Hansen im ersten Band seiner Quellen zur Geschichte des Rheinlandes im Zeitalter der französischen Revolution (besonders S. 6), er bezeichnet Schmidts Darstellung als unzureichend, neigt offenbar zu einer Höherbewertung Hüpschs. Im gegenteiligen Sinne äußert sich H. Hermann Roth in: Annalen des Histor. Vereins f. d. Niederrhein 94 (1913) S. 129. Schmidt dürfte wohl das rechte getroffen haben.

zum Beispiel der Kölner Buchhändler Schmitz[24] mehrfach im Auftrag der französischen Verwaltung und für den Fonds der Republik beschlagnahmte Bücher versteigert hat. In Hüpschs Nachlaß finden sich viele Rechnungen von Versteigerungen, meist freilich nur mit Nummern und Preisen, so daß die Identifizierung einer Handschrift nur in einem einzigen Fall gelungen ist. Auch finden sich Abrechnungen von Versteigerungen, die in Hüpschs Auftrag abgehalten wurden und deren Ertrag ihm zugeflossen ist. Hüpsch war ja, so reich seine Sammlung war, immer knapp an Bargeld und deshalb auch immer wieder auf Verkäufe bedacht, um mit dem Gewinn wieder neue Erwerbungen zu machen. Er hat sich nicht nur an deutsche Fürsten in Darmstadt, Stuttgart und Gotha gewandt, er hat offenbar auch in Köln verkauft.

Nun muß es auffallen, daß sich unter den Bänden, die Leander van Eß in Köln von Heberle erworben hat, neben den vielen aus der Kölner Kartause stammenden Handschriften auch einige wenige aus Camp und aus Steinfeld befinden, ungefähr im gleichen Verhältnis, wie diese Klöster in der Sammlung Hüpsch nebeneinander vertreten sind. Vielleicht ist deshalb diese von Heberle verkaufte Sammlung ein Splitter der Sammlung Hüpsch. Ein unbekannter Zwischenbesitzer wäre anzunehmen. Oder aber: die beiden Bestände stammen aus der gleichen Quelle. Das könnte nur das Depot der Domänenverwaltung gewesen sein. Aus ihm ist noch kurz vor dem Jahre 1820 geschöpft worden. In diesem Jahr allerdings waren die Reste der Kloster- und Stiftsbibliothek bereits der alten Jesuitenbibliothek einverleibt, die dem katholischen Gymnasium gehörte. Aber noch im Jahre 1821 (zur selben Zeit hat Eß gekauft) kam in der gleichen Buchhandlung Heberle die Büchersammlung des ungetreuen Domänen-Rentmeisters J. Balg[25] zur Versteigerung mit Inkunabeln und Handschriften, die zum Teil den gleichen Klosterbibliotheken entstammten (z. B. dem Zisterzienserpriorat Bottenbroich), aus denen auch Hüpsch Handschriften besaß. Der Verdacht, Balg hätte sich diese Dinge zu Unrecht angeeignet, ist unwiderlegt geblieben. Bei seiner Stellung hatte er Zutritt zu einem Bücherdepot der Domänenverwaltung. Aus ihm wird auch jener Bestand stammen, den Eß bei Heberle gekauft hat. Es berührt merkwürdig, daß dieser Bestand dann ebenfalls zufällig nach Darmstadt gelangt ist und daß damals, als Leander van Eß seinen Katalog versandte, die Möglichkeit bestand, seine Sammlung für die Hofbibliothek, die heutige Hessische Landes- und Hochschulbibliothek zu erwerben[26]. Hier wäre sie mit den Schwesterhandschriften zusammengetroffen. Noch lebte damals der Gönner und eigentliche Stifter der Bibliothek, der Großherzog Ludewig I. (gest. 6. April 1830). Es ist bedauerlich, daß er nicht zugegriffen hat; er hätte aber wohl nicht so viel bieten können wie der englische Baronet.

Man wird mit Leander van Eß nicht darüber rechten können, daß er Handschriften nicht nur zum eigenen Ergötzen und Studium kaufte, sondern offenbar zum Wiederverkauf und Geldgewinn. Derlei ist nicht verboten, und eine Unehrlichkeit war nicht im Spiel. Auch hat er durchaus nicht die alten Besitzeinträge getilgt. In dem Katalog, den er drucken ließ, ist mehrfach die Herkunft aus St. Barbara-Köln oder Jakobsberg-Mainz vermerkt[27]. Wo die alten Einträge dieser Handschriften getilgt sind, da haben das Vorbesitzer getan. Hüpsch zum Beispiel hat besonders gerne radiert, was die Erforschung des Darmstädter Handschriftenbestandes außerordentlich erschwert. Ein Grund zu Verdächtigungen gegen Leander van Eß besteht also nicht. Nur muß man zugeben, daß er nicht eigentlich Sammler, sondern Händler gewesen ist. Und vollends eine nationale Tat stellt seine Handschriftensammlung nicht dar. Die vielen Codices, die in englisch-amerikanischen Privatbesitz oder in den Antiquariatshandel gelangt sind, werden noch lange unbenutzbar bleiben[28]. Sie entziehen sich damit der geistigen Rekonstruktion einer berühmten deutschen Klosterbibliothek.

---

[24] Vgl. Hansen a.a.O. Band 3, S. 859 und S. 1032, ferner Ennen, Die Bibliothek des Klosters Laach, in: Annalen des Histor. Vereins f. d. Niederrhein Band 11/12 (1862) S. 186ff. Unter den sehr zahlreichen Auktionsrechnungen in Hüpschs Nachlaß finden sich vor allem solche des L. G. Winand und des W. Müller. Beide waren Buchbinder und haben häufig, vielleicht jeden Monat, antiquarische Bücher versteigert.

[25] Vgl. Wilhelm Erman: Geschichte der Bonner Universitätsbibliothek (1818-1901), Halle 1919, S. 86; Klemens Löffler: Kölnische Bibliotheksgeschichte im Umriß, S. 42f.

[26] Die Hessische Landes- und Hochschulbibliothek besitzt den Katalog von Eß nicht, ja sie hat ihn merkwürdigerweise niemals besessen. Ob Eß seine Verkaufsabsichten in Darmstadt verschwiegen hat?

[27] Fischer a.a.O. S. 77. Hubert Schiel täte danach (a.a. O. S. 8) Eß Unrecht mit der Bemerkung: »Über die Herkunft verrät Eß wohlweislich nichts, vielmehr ist der ehemalige Besitzvermerk »Beati Mathie apostoli« ausradiert und heute nur noch mit der Fluoreszenzlampe zu lesen.« Diese Trierer Handschrift wird mit den Handschriften vom Jakobsberg an Eß gelangt sein. Die Benediktiner vom Jakobsberg waren ja mit ihren Trierer Ordensbrüdern in der Bursfelder Kongregation verbunden und haben gewiß die eine oder andere Handschrift dorther bekommen, so wie sich umgekehrt eine Handschrift des Jakobsbergs heute in Trier befindet (Stadtbibliothek Nr. 781, Verzeichnis der Handschriften der Trierer Stadtbibliothek VI, S. 105f.).

[28] A. N. L. Munby bereitet laut brieflicher Mitteilung für den 5. Band seiner Phillipps-Studies eine große finding-list vor, die den Verbleib der Phillipps-Handschriften nachweisen soll.

GERTIE DENEKE

Johann Hoffmann

EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DES BUCH- UND KUNSTHANDELS IN NÜRNBERG

INHALT

Die vorliegende Arbeit wurde von der Philosophischen Fakultät der Universität Erlangen 1924 als Dissertation angenommen, konnte aber damals nicht gedruckt werden. Spätere auf diesem Gebiet erschienene Arbeiten wurden hier nicht mehr berücksichtigt.

Rückfragen beim Germanischen National-Museum und bei der Nürnberger Stadtbibliothek haben ergeben, daß die Flugblätter und Bücher, die als Grundlage für diese Untersuchung gedient haben, dort noch vorhanden sind.

EINLEITUNG

Die jahrhundertelange Verbindung des Kunsthandels mit anderen Gewerben, vor allem aber seine fortwährende enge Verknüpfung mit dem Buchhandel erschwert die Darstellung seiner historischen Entwicklung. Erscheinen im 15. und 16. Jahrhundert die Briefmaler, Formschneider, Buchbinder und Händler, sowie Hausierer und allerlei fahrendes Volk als Kunsthändler, so ist um die Mitte des 17. Jahrhunderts in dem Nürnberger »Bildermann« Paul Fürst fast der Typus des Nur-Kunsthändlers verkörpert; denn sein Buchverlag war im Vergleich zu dem seiner Flugblätter ganz gering[1]; er repräsentiert gewissermaßen einen Höhepunkt in der Geschichte des Kunsthandels, vor allem in der Stadt Nürnberg. Nach Fürsts Tod (1666) wandelte in diesen Bahnen Joh. Hoffmann weiter; aber auch er kam auf die alte Gewohnheit zurück, zugleich Buchhändler zu sein, und der Buchverlag überwog schließlich wieder den Kunsthandel.

Doch gab Hoffmann immerhin eine beträchtliche Zahl von Flugblättern heraus, und seine Tätigkeit gewährt auch sonstige Einblicke in kunsthändlerische Fragen.

Entgegen der ursprünglichen Absicht, nur letztere zu behandeln, brachte es die Natur des vorgefundenen Materials mit sich, auch auf Hoffmanns Buchproduktion einzugehen. Sein Verlag veröffentlichte den größten Teil der Nürnberger Neuerscheinungen in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts[2].

[1] Hampe »Mitteilungen des Germanischen Museums 1914/15«.

[2] Schwetschke, Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis. Halle 1850

I

LEBEN UND TÄTIGKEIT JOHANN HOFFMANNS

Johann Hoffmann (auch Hofmann, Hofman geschrieben) war kein gebürtiger Nürnberger. Zwei erhaltene Porträtstiche[3], der eine 1698 nach seinem Tode von E. Nunzer gestochen, der andere von Fleischmann[4], in Roth-Scholzens »Icones bibliopolarum et typographorum de republica litteraria bene meritorum« (1726) abgebildet und offenbar ein Nachstich nach dem ersten, zeigen einen stattlichen Mann von äußerst energischem, ja fast brutalem Aussehen; die Unter- bzw. Umschrift lautet: Johann Hoffmann, Kunst- und Buchhändler, Gebohrn zu Franckenberg in Sachsen, den 17. Marcy 1629, Starb in Nürnberg, den 27. Marcy 1698.

Hiermit sind Ort und Datum seiner Geburt gegeben; weitere Quellen über seine Herkunft sind äußerst spärlich. Nachforschungen zu Franckenberg in Sachsen führten zu keinem Ergebnis, da laut Angaben des dortigen Pfarramtes alle Akten und Kirchenbücher der Zeit vor 1785 bei einem Brande vernichtet wurden.

In den Nürnberger Ratsverlässen taucht Hoffmann das erste Mal im Februar des Jahres 1655 auf[5]: Leonhard Sandreiter bittet um die Erlaubnis, seine Stieftochter Susanna Fleischerin mit Joh. Hoffmann von Franckenberg »privatim copulieren« zu lassen. Nachdem diesem einige Tage danach das Bürgerrecht[6] zugesagt worden war, ergibt sich die Bestätigung dieser Nachricht durch den Eintrag im Ehebuch von St. Lorenz vom 13. März 1655. Hannss Hoffmann wird hier als Händler, Sohn des Valentin Hoffmann, Handelsmann zu Franckenberg aufgeführt. Diese Ehe war aber nur von kurzer Dauer; Susanna Hoffmann starb 1658[7]. Bereits im nächsten Jahr verheiratete Johannes Hoffmann sich zum zweiten Male mit Jungfrau Maria Magdalena Brunnerin, Tochter des Johann Christoph Brunner von Oppeln, und Enkelin der Elisabeth Reisin[8]. Seine Ehe-

[3] Panzer, Verzeichnis von Nürnbergischen Porträten, Nbg. 1790. S. 107.

[4] beide im Städt. Archiv Nürnberg, Porträt-Sammlung.

[5] Ratsverlässe Jahrgang 1654/55 Faszikel XII, Bl. 40.

[6] R.-V. 1654/55, XII, 58.

[7] Totenbuch von St. Lorenz, Eintrag vom 5. May 1658.

[8] R.-V. 1659/60, IV, 24 u. Ehebuch v. St. Sebald, Eintrag vom 3. August 1659.

pflichten nahm er nicht sehr genau; denn 1663 wurde er beim Übertreten des sechsten Gebotes ertappt und nach der damaligen strengen Gesetzgebung, die derartige Vergehen schwer ahndete, mit einer Strafe von 6 Wochen Haft oder 50 Gulden belegt[9]. Ein weiteres, nicht gerade günstiges Zeugnis für seinen Charakter findet sich 1688: er führte Klage gegen seinen ehemaligen Buchhandels-Diener Andreas Otto und Rudolph Helmers, nachmaligen Buchhändler und Schwiegersohn Paul Fürsts, die ihn des Brieferbrechens beschuldigten[10]. Da der gleiche Fall zweimal innerhalb eines Jahres sich ereignete, darf man wohl annehmen, daß Hoffmann nicht ganz ohne Grund bezichtigt wurde; oder sollte er so unbeliebt gewesen sein, daß man ihm mit Verleumdungen beizukommen suchte?

Nachdem über die Herkunft Hoffmanns und die Anfänge seiner Tätigkeit nicht mehr bekannt ist, können wir nur vermuten, daß er nach Nürnberg verschlagen, sich hier als Handelsmann – so wird er auch noch 1658 genannt[11] – versuchte und sich schließlich dem Kunst- und Buchhandel zuwandte. Wenige Monate später tritt er uns als Kunsthändler, und zwar gleich als Konkurrent von Paul Fürst entgegen[12]. Dessen »Keyss. Ehren Porte« nachzustechen, war ihm nicht gestattet worden – dafür bekam er die Erlaubnis den »Keyss. Einzueg« bildlich darstellen zu lassen. Bereits drei Wochen später lieferte er die Exemplare beim Rat ab[13]. Die fränkische Ritterschaft zu Altmühl aber fühlte sich durch die Bezeichnung »Landsassen« verletzt, und auf ihren Wunsch wurde Hoffmann befohlen, dafür »vom Adel und Beambte« zu setzen und die sonstigen Fehler zu verbessern. Hoffmann achtete demnach von Anfang an nicht auf die Qualität seiner Verlags-Artikel, damals – und das mag ihn entschuldigen – besaß er auch sicher noch nicht die hierzu nötigen Mittel[14]. Der Rat selbst hatte wohl alles Interesse an solchen Veröffentlichungen und plante eine Neuauflage des Kupfers; ob diese freilich überhaupt, und ob sie im Hoffmannschen Verlag veröffentlicht wurde, ist unbekannt; erhalten ist nur die »Kurtze Relation und Entwurff/der Röm. Kayserl. Mayest: Leopoldi, Zu Nürnberg gehaltenen Einzugs«[15], eben das in den Ratsverlässen zur Verbesserung anbefohlene Blatt, und zwar in unverändertem Zustande; denn das Wort »Landsassen« ist noch vorhanden. Dagegen ließ sich das Kupfer über König Karl X., Gustav von Schweden, das den Kaiser und das erzherzogliche Haus Österreich verspottete, nicht feststellen; dieses bei den Buchhändlern Clemens de Jonghe aus Amsterdam und Hans Hoffmann aus Nürnberg zu konfiszieren, hatte der Rat sich im März 1659 auf kaiserlichen Erlaß hin bereit erklärt. Wahrscheinlich ist die gesamte Auflage bei der Konfiskation nach den Weisungen der Bücherkommission vernichtet worden, während der Rat die geforderte Gefängnis- und Geldstrafe anscheinend nicht ausgeführt hat[16].

[9] R.-V. 1665/66, VI, 22/23; R.-V. 1665/66, VIII, 46.

[10] R.-V. 1688/89, IX, 112; R.-V. 1689/90, IV, 131.

[11] R.-V. 1658/59, V, 13.

[12] Vergl. Hampe, Mitteilungen des Germ. Museums 1914/15, S. 8.

[13] R.-V. 1658/59, V, 72.

[14] R.-V. 1658/59, VI, 76; R.-V. 1658/59, VI, 80.

[15] Siehe Flugblatt Nr. 25.

[16] Kapp, Geschichte des Dtsch. Buchh. I S. 666 ff.

Zu Beginn seiner Verlagstätigkeit widmete Hoffmann sich wohl fast ausschließlich dem Kunsthandel; denn in den damaligen Meßkatalogen wird er erst 1663 als Bücherverleger[17] genannt.

Zuvor schon hatte er die Erlaubnis erhalten, die Frankfurter und Leipziger Messen zu besuchen[18], die er anfangs wahrscheinlich auch nur in seiner Eigenschaft als Kunsthändler mit Flugblättern und Kalendern[19] bereiste. Seit dieser Zeit besuchte er die Messen vermutlich regelmäßig. Gleich wie früher die Caymox und später Paul Fürst hatte er in Leipzig seinen Stand in Auerbachs Hof; der Messekatalog von 1663 gibt bei der erstmaligen Nennung des Hoffmannschen Verlages diese Adresse an. 1665 hatte er Differenzen mit dem Leipziger Geleitsreiter Hans Ebersperger wegen der »ausstheilung auf die Leipziger gleidtsckutschen«, in deren Folge er zur Zahlung von 6 Talern verurteilt wurde, und 1666 erhielt er wegen Uneinigkeit mit dem Frankfurter Geleitsreiter eine ernstliche Verwarnung[20]. Nach seiner Rückkehr vom Leipziger Markt im Jahre 1681 wird seine Bitte auf Erlassung der contumaciae oder Aufenthalt in seinem eigenen Garten und nicht in dem gewöhnlichen Contumazienhaus zu nehmen, vom Rate abschlägig beschieden, ein Zeugnis für die große Seuchengefahr und hygienischen Maßnahmen jener Zeit[21]. Auch befand sich Hoffmann einmal unter den im Vergleich zu den anderen Messen weniger zahlreichen Besuchern der Leipziger Neujahrsmesse, wie seine Unterschrift unter Insinuationspatente von 1688 beweist[22].

Die Anfänge des Buchverlags können nicht gerade ermutigend für Hoffmann gewesen sein. Der Verlag einer Famosschrift trug ihm nämlich eine zwei Tage und Nächte dauernde Verhaftung auf dem Turm ein sowie den ganzen Unwillen des Rats, der sich die Ausrottung derartiger Schriften sehr angelegen sein ließ[23]. Soweit nach den Meßkatalogen feststellbar ist, hatte Hoffmanns Buchproduktion 1663 mit fünf Werken eingesetzt, 1665 erschienen zwei weitere. 1666 erlangte er ein kaiserliches Privileg für öffentlichen Druck und ungehindertes Verkaufen des »Registrator von Europa«[24], wohl einer Zeitung, die in Art seiner Flugblätter die Neuigkeiten verbreiten sollte; denn 1667 beschwerten sich Paul Krieger und Andr. Gottl. Pilgram über ihn und Hieronymus Lochner »wegen des von ihnen neuerlich unterstandenen Zeitungsdrukens und verkaufens«[25]. Mit Lochner, dem Drucker, hatte er sich zu diesem Zwecke verbunden, weil der Rat sein Gesuch, eine eigene Druckerei einzurichten, abschlägig beschieden hatte.

Um diese Zeit fing er an, sich als Buchverleger durchzusetzen, die nächsten Jahre zeigen eine steigende Produktion, und 1669 begann auch der erste jener Prozesse, die sich über Monate, ja oft Jahre hinzogen, und die Hoffmann als einen Nachdrucker

[17] Schwetschke, Codex nundinarius.

[18] R.-V. 1659/60, VI, 49.

[19] R.-V. 1659/60, V, 91.

[20] R.-V. 1665/66, VIII, 57,73; R.-V. 1665/66 IX, 13; R.-V. 1665/66 XIII, 69; R.-V. 1665/66, XIV, 48; R.-V. 1666/67, VI, 40.

[21] R.-V. 1681/82, II, 79.

[22] Kirchoff, Archiv VIII, S. 110 ff.

[23] R.-V. 1663/64, III, 33; R.-V. 1663/64 IV, 41.

[24] R.-V. 1665/66, IX, 74 ; R.-V. 1665/66, XII, 14.

[25] R.-V. 1667/68, VIII, 56, 78.

übelster Sorte zeigen. Zwei volle Jahre währte denn auch der Prozeß, den die Latomischen Töchter, die Erben des Frankfurter Buchhändlers Sigismund Latomus und Eigentümer der durch ihr Privilegium auf die Meßrelationen bekannten Handlung, gegen Hoffmann führten[26]. Es handelte sich um den Nachdruck der »Welt Chronic« des M. Joh. Praetorius, eines für die Latomischen Erben privilegierten Buches, das Hoffmann ohne Zensur verlegt hatte. In einem Schreiben an die kaiserliche Majestät[27] vertrat der Rat die Interessen seines Bürgers dahin, daß dieser nur einige Exemplare des im Selbstverlag des Verfassers erschienenen Buches verkauft hätte, auf die er als Gläubiger des Autors Anspruch zu machen sich berechtigt glaubte. Aber diese Ausflucht nützte wenig; das Werk war auch im Katalog der Leipziger Ostermesse verzeichnet, was bei einer nur geringen Anzahl von Exemplaren wohl nicht nötig gewesen wäre. Natürlich gab sich die Gegenpartei nicht damit zufrieden[28], und der Rat erklärte am 23. Mai 1671[29], daß Hoffmann, falls er des widerrechtlichen Verkaufes des Werkes, selbst mit Einverständnis des Autors schuldig befunden würde, nicht weiter auf seine (des Rates) Fürsprache rechnen könnte. Hoffmann beharrte aber weiter auf seinem angeblich zu Recht bestehenden Vertrieb[30]. Daß weitere Verlässe in dieser Angelegenheit nicht vorhanden sind, deutet darauf hin, daß die Kais. Bücherkommission dem Nürnberger Buchhändler anscheinend kein Unrecht nachweisen konnte. – Schon am 31. Oktober des gleichen Jahres erteilte der Rat Johann Hoffmann und Wolff Eberhard Felssecker, Buchhändler und Drucker des Fränkischen Friedens- und Kriegs-Courier, auf den die (bis zum Jahre 1945 in Nürnberg erschienene) Tageszeitung, der »Fränkische Kurier« zurückging, einen scharfen Verweis wegen des Nachdrucks eines »ärgerlichen Traktätleins Junker Muz« genannt, so die beiden von Leipzig »anhero gebracht hätten«[31].

Inzwischen aber waren die übrigen Nürnberger Buchhändler, an ihrer Spitze die Michel Endterische Handlung gegen Hoffmann vorgegangen und versuchten den ursprünglichen Kunsthändler aus der Reihe der rechtmäßigen Buchverleger wieder hinauszudrängen[32]. Sie erklärten, Hoffmann habe sich ein kaiserliches Privileg für seinen unbefugten Buchhandel verschafft[33]. Das Verhalten des Rates aber war völlig korrekt. Einerseits verwies er den übrigen Buchhändlern ihr gehässiges Benehmen, und andererseits verordnete er Hoffmann, sich der Zensur und der herrschenden Ordnung zu unterziehen[34]; der Rat suchte tatsächlich zu Gunsten Hoffmanns, der im Besitze eines rechtmäßigen Privilegiums war, zu vermitteln[35]. Doch die Gegenpartei wollte sich eben mit aller Gewalt des unbequemen Konkurrenten entledigen. Da an deren Spitze die Endter standen, erscheint diese Stellungnahme begreiflich; denn diese hatten 1669 in ihrer Eingabe an den Kaiser[36] über die Nachteile, die sie besonders von den Kunsthändlern in ihrem Buchhandel erlitten, sehr geklagt. Letztere zwangen sie nämlich dazu, unnötig viele Bücher zu illustrieren, damit sie die Konkurrenz mit den zum Verkauf nicht Berechtigten aufrecht erhalten konnten. Dem Rat riß endlich die Geduld: Beständen die Buchführer weiter auf ihrem Begehren, so müßten sie sich auf eigene Verantwortung und Gefahr an den Kaiserlichen Hof wenden, er, der Rat, würde in dieser Angelegenheit nichts mehr unternehmen, zumal sich Joh. Hoffmann bereit erklärt hätte, sofern er nur als berechtigter Buchhändler anerkannt würde, er für seine Person niemals daran dächte, einen offenen Buchladen aufzurichten, sich vielmehr der Buchführer-Ordnung unterziehen wollte[37]. Während dieses Kampfes hatte Hoffmann wenigstens die Genugtuung, gegen einen seiner Gegner, W. E. Felssecker, ein kursächsisches Kassationsdekret zu erlangen, aber da er Felssecker an einem fremden Gericht verklagte, verbot der Rat ihm, in dieser Sache weiter zu prozessieren[38]. In der Privileg-Angelegenheit wandte er sich nun – es mochte sich dabei auch um eine Existenzfrage handeln, eben weil ihn der Kunsthandel allein nicht ernähren konnte –, direkt an den Kaiserlichen Hof und erlangte hier die volle Bestätigung seines Rechts. Er begnügte sich jedoch nicht mit dem inzwischen getroffenen Vergleich, sondern trotz anfänglichen Sträubens der Buchhändler und trotz Verwarnung des Rats, nicht noch weitläufiger zu werden, erreichte er, daß jene sich entschuldigten. Er erhielt sogar die Erlaubnis, einen offenen Buchladen zu führen. Im April 1675 wurde er endlich unter die auf die Ordnung verpflichteten Buchhändler aufgenommen[39]. Die öffentliche Anerkennung muß allgemein gewesen sein, denn 1675 noch wurde er unter die Genannten des Größeren Rats gewählt[40].

Hatte der Rat Hoffmann hier zu seinem Rechte verholfen, so trug er doch Bedenken, sich für ihn an die kurfürstliche Durchlaucht in Bayern zu wenden, gegen deren Hofbuchdrucker Johann Jäkhlin zu München Hoffmann wegen Nachdrucks eines ihm privilegierten Traktats von Pater Florentius Schilling geklagt hatte. Da Hoffmann diese katholischen Bücher ohne des Rates Vorwissen und Zensur gedruckt hatte, zögerte dieser eben, zu intervenieren und stellte Hoffmann nur anheim, sich gegen Jäkhlin des kaiserlichen Fiskals zu bedienen[41]. Übrigens wurde er 1687 in einen zweiten Nachdruck-Streit mit Johann Jäkhlin verwickelt. Da der beklagte Hoffmann als Genannter des Größeren Rats nicht zur Ablegung eines Eides gefordert werden durfte, behob der Rat diese Schwierigkeit dadurch, daß er ihn für diesen Ausnahme-Fall doch vereidigte, da das fremde Gericht ein »Angeloben bey Genannten Pflichten nicht hätte gelten lassen.«[42]

Schon 1677 finden wir ein neues Projekt Hoffmanns: mit der Unterstützung eines Baron Bürkler wollte er zu Neustadt eine

[26] R.-V. 1668/69, XIII, B 41; R.-V. 1669/70, I, 58, 83.
[27] Briefbuch 1669 Bl. 156, Schreiben v. 8. Mai 1669.
[28] R.-V. 1671/72, I, 11.
[29] R.-V. 1671/72, I, 93.
[30] Briefbuch 1671, 156.
[31] R.-V. 1671/72, VII, 67.
[32] R.-V. 1673/74, VIII, 7.
[33] R.-V. 1673/74, VIII, 15.
[34] R.-V. 1673/74, VIII, 31.
[35] R.-V. 1673/74, VIII, 34, 35, 48, 84.
[36] Oldenbourg, Friedr. Die Endter S. 101.
[37] R.-V. 1673/74, IX, 59; R.-V. 1673/74, X, 13.
[38] R.-V. 1673/74, XIII, La. A., 76; R.-V. 1673/74, XIII, La. B., 25.
[39] R.-V. 1674/75, IV, 14; R.-V. 1674/75, V, 57; R.-V. 1674/75, V, 73; R.-V. 1675/76, I, 32.
[40] Roth, Verzeichnis aller Genannten d. Größeren Raths Nürnberg, 1802.
[41] R.-V. 1677/78, IV, 1, 18.
[42] R.-V. 1686/87, XII, 83, 90, 102, XIII, 1; Briefbuch 1687, 76.

Buchdruckerei errichten; wie zu erwarten, konnte der Rat diesem gegen die Ordnung[43] verstoßenden Ansuchen nicht stattgeben[44]. Der Ausweg, bei einem anderen Drucker in Neustadt Bücher in Auftrag zu geben, wurde ihm gleichfalls untersagt[45].

Bürgerliche Wohlhabenheit muß nun bei ihm eingezogen sein; denn er kaufte 1678 um 2600 Gulden das an der Waaggasse 11 (erst im zweiten Weltkrieg zerstörte) Haus zur Goldenen Rose (S. 10)[46]. Dort richtete er auch seinen Buchladen ein[47]. Früher hatte ihm das inzwischen abgerissene, in der Augustinerstraße gegenüber der Waaggasse gelegene Haus gehört[48]. Auch die Lebenshaltung der Familie zeigt den Reichtum an. Im 17. Jahrhundert spielte die Kleidung eine hervorragende Rolle, die Standestrachten erhalten ihre Bedeutung, und Verordnung nach Verordnung mußte demgemäß über Einschränkung des Luxus und allzu großen Aufwand an Kleidern erlassen werden[49]. Sollten da die Nürnberger Bürgerfrauen eine Ausnahme machen? Auch die ehrbare Frau Maria Magdalena Hoffmännin erhielt vom Rate die »Hoffarts Straff« wegen ihrer anscheinend übertriebenen Haushaltführung und mußte trotz langen Sträubens 10 Gulden erlegen[50].

Hoffmanns Geschäftsgebaren war weiterhin das gleiche. Ruhig brachte er nachgedruckte Werke auf den Markt. Wie bekannt aber seine schlechte Bücherausstattung gewesen sein muß, geht aus dem Streit hervor, den er 1679 mit dem hochfürstlichen Sächsischen Sekretär Christoph Mylius in Halle führte[51]; dessen Werk, ein Briefsteller, war wieder aufgelegt, aber dabei teilweise entstellt, teilweise gekürzt worden. Mylius bat deswegen die kurfürstlich sächsische Bücherkommission, noch während der Messe »bey allen Buchhändlern, insonderheit bey Johann Hoffmann von Nürnberg (allwo vermuthlich die meisten werden zu finden seyn)« die Exemplare zu konfiszieren und nach dem Verfasser der neu zugestutzten Ausgabe zu fahnden. Der Streit wurde schließlich durch Vergleich der Parteien beendet; das Oberkonsistorium zu Dresden, dem vor allem daran lag, seine Sportelkasse zu füllen, beharrte jedoch auf der wegen des Nachdrucks verhängten Strafe. Es war aber nicht immer nur die Schuld der Verleger, wenn sie Nachdrucke verbreiteten; in der Kanzlei des Oberkonsistoriums herrschte große Unordnung, und daher konnte es vorkommen, daß zwei Verleger ein Privileg für das nämliche Buch erhielten. Daher durfte Johann Hoffmann unter dem Schutz der Bücherkommission die bereits gedruckte Auflage von Fransisci Moriceaux' verteutschem Hebammenbuch weiter verkaufen, obwohl gleichzeitig Jakob Bartsch in Basel ein Privileg für das gleiche Werk besaß[52].

In eine rein politische Angelegenheit wurde Hoffmann zu Beginn des Jahres 1682 verwickelt. Es lag dem Rat daran, ein Traktätlein drucken zu lassen, das auf Verlangen verschiedener Gesandten, vornehmlich des Mainzischen, ohne Namen und Ortsangabe nachgedruckt werden sollte und sich gegen Frankreich richtete. Der vorsichtig-ängstliche Rat übergab diesen Auftrag Hoffmann, der ihn auch trotz mancher Schwierigkeit – der Drucker Froberg in Nürnberg, der Fortführer der Mildenbergischen Druckerei, versagte im letzten Augenblick – pünktlich ausführte, und bereits im März 1682 konnten die ersten Exemplare des »Francopolitae« nach Regensburg abgesandt werden[53]. Die wichtige Bedeutung des Traktats geht aber erst aus dem Brief vom 16. März 1682 hervor[54] und führt uns mitten in die Zeit der »Reunionen«, wie die damaligen Annexionen linksrheinischer Gebiete durch Frankreich genannt wurden. Aber Hoffmanns Nachdruck hatte Erfolg[55]; er mußte auch den zweiten Teil des »Francopolitae« in Druck geben[56]. 1683 bestellte der Rat den Nachdruck eines ähnlichen Traktätleins »Franco-Germaniae«[57], dadurch seine Zufriedenheit mit Hoffmann bezeugend, der sich auch für politische Zwecke als brauchbar erwiesen hatte. Später erhielt er auch den Auftrag, eine in lateinischer Sprache herausgegebene »Kayserliche Antwort auf das französische Manifest« umzudrucken, aber keine Ortsangabe beizusetzen, sondern nur: iuxta Exemplar impressum Viennae apud Joh. Jac. Kurner[58].

Nicht nur die politischen, auch die wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland waren zu jener Zeit schwierig. In der Zeit der Wipper und Kipper scheute jedermann aus Angst vor Betrug geringwertiges Geld in Empfang zu nehmen, und mit großer Geschicklichkeit verstand es der Rat, den Umlauf schlechter Münzen in seiner Stadt zu verhindern: Er verbot Hoffmann, dem sie von Hamburg geschickt worden waren, diese auszuhändigen, ließ es aber zu, daß sie nach auswärts abgeschoben wurden[59].

Schlechte Bücherausstattung war auch weiterhin ein Merkmal des Hoffmannschen Verlags. 1688 fiel der Verdacht der Bücherkommission wegen einer groben Famosschrift sofort auf Hoffmann, der »solche Dinge auch zu Schwabach, Altdorf und noch einem kleinen Orte drucken lasse«[60]. Hoffmann gab in diesen kleinen Städten, auch in Sulzbach, viel in Druck, wie wir in den jeweilig erscheinenden Messe-Katalogen vermerkt finden, so daß es ihm leicht möglich war, diese Verbindungen zur Herstellung von allerlei Winkeldrucken wahrzunehmen. Der Rat wußte sich dieser im gegebenen Falle zu bedienen, wenn es galt, Schriften zu verlegen, deren Druckort, wie bei dem obenerwähnten Manifestum Gallicum, geheimgehalten werden sollte.

---

[43] Vergl. Buchdrucker-Ordnung v. 1673.
[44] R.-V. 1677/78, VIII, 115.
[45] R.-V. 1677/78, XI, 123.
[46] Kaufvertrag im Stadtarchiv Nürnberg: Norica VI, pag. 331.
[47] Stadtarchiv Norica VII, pag. 332.
[48] Lt. Kaufbrief von 1672 wird H. als Nachbar genannt, Stadtarchiv Norica III, pag. 209.
[49] Haendcke, Deutsche Kultur S. 292 ff.
[50] R.-V. 1681/82, II, 79; R.-V. 1685/86, X, 85; R.-V. 1685/86, XII, 49.
[51] Kirchhoff, Archiv VIII, 78 ff, Archiv IX, 90 und 166 ff; Kapp, Geschichte des deutschen Buchhandels I, S. 853.
[52] Kirchhoff, Archiv, IX. S. 97 ff und S. 172.

[53] Briefbuch 1682, 75, Br. v. 23. II; Briefbuch 1682, 82 Br. v. 2. III.; R.-V. 1681/82, XIII. L. A., 1; Briefbuch 1682, 91, Br. v. 9. III.
[54] Briefbuch 1682, 105, Br. v. 16. III.
[55] Briefbuch 1682, 203, Br. v. 22. V.; R.-V. 1682/83, II, 62.
[56] R.-V. 1682/83, III, 26; Briefb. 1682, 252, Br. v. 22. VI.
[57] R.-V. 1682/83, XII, 119.
[58] R.-V. 1688/89, VIII, 34, 57.
[59] R.-V. 1686/87, IV, S. 9; R.-V. 1686/87, IV, 55; R.-V. 1686/87, IV, 99.
[60] Kirchhoff, Archiv VIII, 71 ff.; R.-V. 1688/89, IV, 91.

Das Jahr 1690 brachte Hoffmann eine langdauernde Gefängnisstrafe; durch mehrere Delikte zog er sich den Unwillen des Rates zu. Den Anlaß dazu bot das an einem fremden Ort gedruckte und mit Nürnberg als Druckort angegebene Buch »Fragen über die hohe Offenbarung St. Johannis«. Der Rat suchte den dadurch möglicherweise von katholischer Seite, vor allen vom kaiserlichen Hofe entstehenden Schwierigkeiten vorzubeugen und wollte Hoffmann sofort in Haft setzen. Nur seinem kränklichen Zustand – er war stein- und podagra-leidend – verdankte er es, daß er nicht augenblicklich auf den Turm geschafft wurde[61]. Um sein Maß vollzumachen, war bereits einige Tage vorher eine Beschwerde Samuel Pufendorfs, des bedeutenden Rechtsgelehrten, eingelaufen, eine Beschwerde über die in dem bei Hoffmann erscheinenden »Mercurio Europaeo« enthaltenen üblen Verleumdungen gegen ihn und seinen verstorbenen Bruder, der schwedischer Minister unter Karl X. und Karl XI. und ein Günstling Königin Christines gewesen war.

Hoffmann, selbst krank, ließ durch seinen Handlungsdiener den Verfasser nennen und den ganzen Sachverhalt aufklären; er erhielt den Befehl, sämtliche Exemplare auszuliefern. Daraufhin wurde der Verfasser, der auch sonst als Pasquillenschreiber bekannte[62] Joachim Müller eingesperrt[63] und der Altdorfer Drucker verhört und ernstlich verwarnt, Hoffmann aber als der Hauptschuldige erkannt[64]. Seine Entschuldigung, er hätte im guten Glauben gehandelt, da ihm von Regensburg aus die Nachrichten mitgeteilt worden, wie sie auch in einem Frankfurter Journale gedruckt gewesen wären, und daß er als »illiteratus« von der Sache nichts verstände, sondern dem Autor Vertrauen entgegengebracht hätte, halfen ihm, wie seine gelobte öffentliche Abbitte, nichts. Der Rat versprach Pufendorf, mit aller Strenge vorzugehen[65]. Das Erscheinen des Europäischen Merkurs untersagte der Rat nach Veröffentlichung der Februarnummer, in der die Entschuldigung an Pufendorf enthalten war. Diesem war vor allem daran gelegen, die aus Regensburg stammenden Verleumdungen ans Licht zu bringen[66]. Hoffmann aber wußte, daß der Merkur trotz des Urteils des Rates[67] beim Publikum in Gunst stand, und half sich durch die Herausgabe eines auch monatlich erscheinenden »Teutschen Merkurs«[68]. Beide stellten wohl im wesentlichen das gleiche dar: eine Zeitschrift, wie sie im 17. und 18. Jahrhundert den Anfang ihrer Entwicklung genommen haben und dank ihres reichhaltigen Inhalts und Schmückung mit Kupfern[69] überall gerne gelesen wurden[70]. Auch den Teutschen Merkur verbot der Rat wegen der Beschwerde verschiedener Reichsgesandten[71]; er verbot ferner den Verkauf bei anderen Buchhändlern und seine Fortsetzung[72]. Hoffmann erwirkte sich daher direkt ein kaiserliches Privileg[73], so daß der überraschte Rat weiter nichts tun konnte, als doppelte Zensur in Nürnberg und in Wien anzuordnen und den Nürnberger Agenten zu Wien aufzutragen »wann sie von hiessigen Bürgern um Auswürckung eines Privilegii ersucht würden, es jedesmal zeitlich anhero zu berichten«[74]. Schließlich erhielt Hoffmann sogar die Erlaubnis, den Merkur an einem andern Ort, mit dessen Angabe, zu drucken[75]. – Bis jetzt hatte Hoffmann durch Vorschützen seiner Krankheit der Haft entgehen können; aber als sich der Ritterschaftssekretär Christian Geissler über die Konfiskation seines bei Hoffmann verlegten Apokalyptischen Traktätleins beschwerte[76], wurde der Rat von neuem auf Hoffmanns Tätigkeit aufmerksam und der Stadt-Medicus mußte kurzerhand Hoffmann auf seinen Zustand untersuchen[77]. Schließlich wurde er doch auf den Turm Luginsland verbracht und erhielt seiner Pflegebedürftigkeit wegen die Erlaubnis, sich von einem Familienmitglied dorthin begleiten zu lassen[78]. Acht Tage später entließ ihn der Rat, nicht ohne die ernste Warnung, sich über die geltende Ordnung gebührend zu orientieren – Hoffmann hatte versucht, sich mit deren Unkenntnis herauszureden – und sich bei seinen Handelsbeziehungen nach Österreich vorzusehen, damit die etwa schon versandten Exemplare nicht in katholische Hände fallen möchten; denn vor dem kaiserlichen Fiskal konnte der Rat ihn nicht schützen, wohl hatte er jedoch nichts dagegen, wenn sich Hoffmann wegen des falsch aufgesetzten Namens und Druckorts an seinen Drucker halten wollte[79].

Die Mahnung, sich der Buchdrucker-Ordnung gemäß zu verhalten, muß keinen großen Erfolg gehabt haben; denn am 7. September wurden Hoffmann, wie Martin Endter, der geschäftstüchtige Bruder Michaels und Joh. Christ. Lochner, Inhaber der Halbmeierschen Druckerei, zu 9 Talern Geldstrafe verurteilt, da sie bisher nicht zur Einhaltung ihrer Pflichten zu bringen waren, und ihnen sogar Sperrung des Buchhandels angedroht[80]. Die Strafe mußten die beiden andern auch bezahlen, während sie Hoffmann seines »kränklichen Zustandes« wegen erlassen wurde[81]. – Trotz seiner Krankheit verlegte er weiter neue Werke. 1691/92 führte er einen langwierigen, schließlich im Vergleichswege ausgetragenen Prozeß gegen Joh. David Zunner, den Besitzer eines Verlags mit hauptsächlich theologischer Erbauungs-Literatur in Frankfurt, um das Privileg für eine von dem Superintendenten und Pfarrer zu Neustadt a. Aisch, Heinrich Stockfleth, herausgegebenen Bibel; diesen Prozeß in seinen Einzelheiten zu verfolgen, würde für den Verlauf solcher Prozesse nichts Neues bieten, ebenso wenig wie der Streit mit

[61] R.-V. 1689/90, XIII A, 97; R.-V. 1689/90, XIII A, 105.
[62] Siehe Hampe, Volkslied und Kriegslied im alten Nürnberg. Mittlg. d. Vereins f. Geschichte der Stadt Nürnberg, 1919. Heft XXIII. S. 52.
[63] R.-V. 1689/90, XIII A, 64.
[64] R.-V. 1689/90, XIII A, 106, 128.
[65] R.-V. 1689/90, XIII A, 147 (Briefb. 1690/98 Br. v. 4. IV. an Pufendorf).
[66] R.-V. 1689/90, XIII B, 55.
[67] R.-V. 1689/90, XIII B, 95.
[68] R.-V. 1692/93, V, 11, 19.
[69] Siehe Briefbuch 1690, S. 98.
[70] Leider ließen sich trotz eifriger Bemühungen weder Exemplare des Europäischen noch des Deutschen Merkurs in Nürnberger Bibliotheken mehr feststellen.

[71] R.-V. 1692/93, V, 54, 1692/93, VI, 50.
[72] R.-V. 1692/93, V, 30, Briefb. 1692, 206. Br. v. 1. VIII. an Dr. Richter.
[73] R.-V. 1691/92, VII, 49, Briefbuch 1692, 26, Br. v. 3. X. an Dr. Richter.
[74] R.-V. 1692/93, XI, 33.
[75] R.-V. 1692/93, VII, 68, IX-, 28, X-,9, XI-,31.
[76] R.-V. 1689/90, XIII A, 172.
[77] R.-V. 1689/90, XIII B, 5.
[78] R.-V. 1689/90, XIII B, 49.
[79] R.-V. 1689/90, XIII B, 94.
[80] R.-V. 1691/92, VI, 21.
[81] R.-V. 1692/93, IV, 32.

Matthes Birkner (Pirkner), den um 1680 tätigen Jenenser Buchhändler[82], wegen eines – wie sein häufiges Neuerscheinen bezeugt – viel gelesenen juristischen Buches Georgii Adami Struvii Syntagma juris Civilis cum Additionibus D. Petri Mülleri[83]. In den nächsten Jahren ging die Bücherproduktion erheblich zurück, auch von den großen Prozessen finden wir in den Ratsverlässen keine Spur mehr außer einem Streit mit den Johann Andreas Endterischen Erben (dies sind die Endter, die von der Linie Wolfgang des Älteren stammten) wegen Kalenderdrucks[84].

Hoffmann hatte sicher erwartet, daß sein Sohn Johann einst die Handlung übernehmen würde. Dieser führte ein Zweiggeschäft in Wien und scheint dort einem Mädchen die Heirat versprochen zu haben; denn 1695 sprach ihn Susanna Barbara Oberbachin gerichtlich um die Ehe an[85]. Die energische Wienerin ließ sich nicht abfertigen und heiratete 1696 den jungen Hoffmann[86]. Nun sollte Engelbert Streck von Wertheim, der als Buchhandels-Diener bei Hoffmann angestellt war, seines Meisters jüngste Tochter Maria Rahel (von anderen Kindern wissen wir nichts) ehelichen, deshalb des Sohnes Ansprüche auf die Nürnberger Handlung abgefertigt, und Streck als der eigentliche Fortführer des Nürnberger Verlages betrachtet werden[87]. Da traf von Wien die Nachricht ein, daß der junge Hoffmann, nachdem er seiner Frau gegen 2000 Gulden den ganzen Buchhandel verpfändet hatte, flüchtig gegangen wäre. Barbara Susanna jedoch, eine tatkräftige Frau, hielt sich an den Schwiegervater und ließ die Wiener Handlung beschlagnahmen[88]. Aber die Trennung zwischen der »Filiale« in Wien und der Nürnberger Haupthandlung war schon durchgeführt[89]. Der Rat entschloß sich daher, dem Engelbert Streck das Bürgerrecht zu verleihen[90], so daß dieser im August Maria Rahel Hoffmann heimführen konnte[91]. Der Prozeß jedoch, den Johann Hoffmann gegen seine Schwiegertochter zu führen hatte, zog sich in die Länge; denn weder wollte die um alles betrogene junge Frau auf ihr Recht verzichten, noch Hoffmann sich seine Bücher einfach wegnehmen lassen[92]. Am 31. März 1698 hatte Johann Hoffmann das Zeitliche gesegnet[93], und wenn auch sein »Eidam und Compagnon« Engelbert Streck, der schon zu Lebzeiten seines Schwiegervaters die Handlung völlig übernommen hatte, wie das aus der Beschwerde der Wittenberger Universität hervorgeht[94] (wegen eines zu konfiszierenden Tractats: Treuherzige Erinnerung Germani Philalethae), den Prozeß weiterführte, so ist er sicher spätestens 1699 durch den Tod der jungen Hoffmännin erledigt worden. In diesem Jahre klagte ein Hessisch-Darmstädtischer Leutnant, Johann Jakob Milz, wider Hoffmann junior, der sich die Erbschaft seines ohne Testament verstorbenen Weibes angeeignet und sie verkauft hatte. Milz muß sehr nahe Beziehungen – welcher Art ist nicht ersichtlich – zu der jungen Hoffmännin gehabt haben. Hoffmann wurde nämlich gezwungen, die Ehrenkleider des Milz auszuhändigen[95].

Der Fortbestand der Firma unter dem Namen von Hoffmanns Witwe und Engelbert Streck war gesichert. Streck, der Ansehen genoß, wie seine Aufnahme unter die Genannten des Größeren Rat 1704[96] beweist, verfolgte den Weg seines Schwiegervaters weiter. Der Buchverlag hielt sich inhaltlich auf der gleichen Basis; Neuauflagen alter Verlagswerke erschienen, und erst im zweiten Jahre nach Hoffmanns Tod nahm die Produktion ab[97]. Auch die Verfehlungen gegen die Ordnung nahmen ihren Fortgang; so war die Streckische Handlung Urheberin eines Pasquills[98], das den schon früher erwähnten Drucker Froberg in das Männereisen brachte[99], während Streck mit einem Verweis davonkam. Auch der Druck an auswärtigen Orten war ihm geläufig. 1706 erhielt er wegen Kalenderdrucks zu Erlangen eine scharfe Verwarnung[100]. Zeugnisse seines Kunsthandels fanden sich nur in illustrierten Büchern vor; den Handel mit Einzelblättern scheint er aufgegeben zu haben, oder sie gingen verloren; es ließen sich jedenfalls keine feststellen. Nach dem Tode Strecks 1708[101] führten die beiden Frauen – Johann Hoffmanns Witwe war ja ohnehin noch beteiligt – das Geschäft als Hoffmanns und Strecks Witwen weiter, ab 1713-40 unter dem Namen Joh. Hoffmanns Erben. Wenn auch Beweise vorhanden sind, daß die beiden Frauen ihre Interessen mit großer Energie verfochten[102], so mag doch die für die damaligen Verhältnisse unentbehrliche Geschäftstüchtigkeit eines Mannes gefehlt haben, und der Rückgang der Handlung dadurch seine Erklärung finden. Immerhin waren die äußeren Verhältnisse noch recht gute, hören wir doch von einem Hof zu Hornseegen im Markgräflichen, auf dem sich die Witwe Strecks aufgehalten haben soll. Allerdings stand sie dabei im Verdacht, diesen Ort gewählt zu haben, um ihre Schwangerschaft zu verbergen[103]. Wie weit dieser Verdacht berechtigt war oder ob es sich lediglich um ein Gerücht handelte, ist nicht festzustellen, jedenfalls war 1723 die Streckin unbekannten Aufenthalts und es ist zweifelhaft, ob sie noch Nürnberger Bürgerrecht besaß[104].

[82] R.-V. 1689/90, VI, 75, 84, 100; R.-V. 1689/90, VII, 76, 137. Briefbuch 1689, 330, – 1689, 364.

[83] R.-V. 1691/92, IX, 3, 44, 55, 60, 78; R.-V. 1691/92, X, 1, 31, 45; R.-V. 1691/92, XI, 1, 5, 26, 31, 38, 42, 51, 89; R.-V. 1691/92, XII, 20; R.-V. 1692/93, II, 10, 31. Briefbuch v. 1692, S. 9, 10, 20, 29, 40.

[84] R.-V. 1694/95, V, 30, 41, 90, 115, VI, 69.

[85] R.-V. 1695/96, VIII, 67, 106.

[86] R.-V. 1695/96, XII, 1.

[87] R.-V. 1696/97, IV, 37.

[88] R.-V. 1696/97, IV, 43.

[89] R.-V. 1696/97, IV, 75.

[90] R.-V. 1696/97, IV, 98, 110, 116.

[91] R.-V. 1696/97, IV, 121.

[92] R.-V. 1696/97, XI, 94, 98; R.-V. 1697/98, I, 8, 19, 43; R.-V. 1697/98, II, 12; R.-V. 1697/98; V, 68, 86; R.-V. 1697/98, VI, 14; Briefb. 1697, 142.

[93] Bayer. Staatsarchiv, Nürnberger Totenbuch 1698 S. 298. (Leider sind das dort verzeichnete Testament und Inventar nicht mehr vorhanden). Er ist am Johannisfriedhof begraben worden, S. Trechsel, S. 722, 23.

[94] R.-V. 1697/98, I, 122, 128.

[95] R.-V. 1699/1700, IV, 91; R.-V. 1699/1700, V, 25, 74.

[96] R.-V. 1704/05, VI, 55.

[97] Vergl. Schwetschke, Codex nundinarius.

[98] R.-V. 1704/05, XIII A, 133, XIII B, 15, 1705/06, III, 98.

[99] Die Tortur wurde in Bayern erst 100 Jahre später abgeschafft (1809).

[100] R.-V. 1705/06, IX, 30, XI, 47, 121.

[101] Bayer. Staatsarchiv, Nürnberger Totenbuch 1708, S. 247.

[102] R.-V. 1709/10, X, 98, 108, XI, 40; R.-V. 1710/11, III, 166, VI, 133.

[103] R.-V. 1712/13, IV, 154.

[104] R.-V. 1723/24.

Die im 17. Jahrhundert so blühende Handlung ging im 18. Jahrhundert unaufhörlich ihrem Verfall entgegen. Als Beleg seien hierfür angeführt der Verkauf des Hauses zur Goldenen Rose, das schon 1713 im Eckenbrechtischen Besitz war[105], ferner die in den Jahren 1718-1740 äußerst geringe Bücherproduktion, die kaum mehr als ein oder zwei jährliche Neuerscheinungen hervorbrachte, die von F. Herm. Meyer veröffentlichte Anzeige von »Johann Hoffmann's seel. Erben«, die Partiepreise als Kaufanreiz vorschlug[106] und endlich die Vermutung, daß die Handlung überhaupt in andere Hände übergegangen war (denn 1724 erschienen die Bücher im »Hoffmann'schen Buchladen bei Johann Stein«) und nur der alte Verlagsname Johann Hoffmanns Erben beibehalten wurde[107].

Wenn Nachdruck und Privilegien-Erschleichung zu jener Zeit, als es noch kein Urheberrecht gab, auch allgemein üblich waren, so zeigen doch die vielen Prozesse und Verurteilungen, daß Hoffmann nicht immer einwandfrei gehandelt hat. Sein Buchverlag, der hauptsächlich aus theologischer Erbauungs- und anderer volkstümlicher Literatur bestand, war – obwohl er Studenten als Korrektoren beschäftigte[108] – durch schlechten Druck und minderwertige Ausstattung schon bei den Zeitgenossen in Verruf[109]. Trotzdem hat er es verstanden, sich aus kleinen Anfängen in einer Stadt wie Nürnberg, wo die Endter noch immer ihre führende Stellung im Buchhandel einnahmen, und trotz der übrigen großen Konkurrenz zu einer gewissen Bedeutung emporzuarbeiten, ein Mann voller Unternehmungsgeist, wie der zweimal auftauchende Plan einer eigenen Druckerei[110] und der Versuch der Herausgabe von Zeitungen und Zeitschriften, deren Privileg fest in den Händen der Felssecker und Endter lag, und der dadurch scheitern mußte, beweist.

II

DER KUNSTVERLAG, KÜNSTLER UND MITARBEITER

Die Heimat des Einblattes war seit seinem ersten Auftreten, vor Gutenbergs Erfindung, als Holz- und Metallschnitt der Süden Deutschlands, vor allem Augsburg und Nürnberg gewesen. Auch in den folgenden Jahrhunderten stand der Kunsthandel Nürnbergs in Blüte. Immer wieder fanden sich Leute, die das in weitesten Kreisen beliebte Flugblatt vertrieben. So führt der Weg über die Werkstätten eines rührigen Formschneiders des 15. Jahrhunderts namens Glogkendon und eines Briefmalers und Buchdruckers im 16. Jahrhundert, Guldenmund[111], ins 17. Jahrhundert zu dem Kunstverlag Paul Fürsts.

Vergleichen wir die an Zahl bedeutend geringeren Blätter Hoffmanns mit denjenigen Paul Fürsts, so ist außer dem quantitativen – die Fürstsche Handlung war eben fast ausschließlich Kunsthandlung – Unterschied auch ein bedeutender qualitativer zu sehen. Gewiß, auch Fürsts Verlagsartikel sind keine Kunstwerke, aber viele von ihnen sind doch Kopien nach den besten zeitgenössischen Radierern, wie nach Wenzel Hollar und Sadeler, und die Mitarbeiter Fürsts erfreuten sich eines guten Rufes[112]. Die Hoffmannschen Blätter sind dagegen in ihrer Mehrzahl grob-handwerklich zu nennen; augenscheinlich verfuhr Hoffmann hier wie im Buchhandel, und was er dort durch Nachdruck erreichte, gelang ihm hier mittels Nachstichs. Vielfach mag er auch die Platten anderer Verlage, wie die von A. Aubry in Frankfurt aufgekauft und nach Änderung der Adresse neu in den Handel gebracht haben[113]. Sein Stoffgebiet deckt sich so ziemlich mit dem Fürsts, und gar manche Zeitereignisse beschreibende Blätter behandeln die gleichen Vorwürfe, doch hat Fürst viel mehr originelle Einfälle gehabt, und man merkt ihm den Mann höherer Bildung an, der auch selbst einmal die Idee zu einem solchen Blatt gefaßt haben mochte.

Nur eine Seite des Verlags finden wir bei Hoffmann, deren sich Fürst nicht rühmen konnte, nämlich den Verlag von Landkarten; doch kam es ihm dabei ebensowenig auf Genauigkeit und Originalität an wie bei seinen anderen Geschäftszweigen. So rügte denn auch der Rat 1673 die Mangelhaftigkeit einer Beschreibung des Frankenlands[114] und 1674 den ohne Zensur erschienenen Nachdruck einer französischen Landkarte[115], während er die Karte des Nürnbergischen Gebiets erst einer genauen Prüfung unterzog[116]. Ähnlich wie die Buchhändler Hoffmann die Aufnahme unter die zum Buchhandel Berechtigten erschwert hatten, so wollten die Nürnberger Kunsthändler und Kupferstecher ihn vom Kartenhandel verdrängen. Sie beschwerten sich über sein Privilegium für den Nachstich der Mappen, wobei sie vor allem darauf hinwiesen, daß sein Nachstich der Karten des französischen Geographen Sansonius und anderer Kupfer als zu Unrecht bestünde[117]. Der Rat, diesmal durch den vorhergehenden langen Prozeß mit den Buchhändlern gewitzigt[118], schlug den Kunsthändlern aber seine Fürsprache ab, da jenes Privileg bereits wirklich erteilt war[119]. Doch gehören die Landkarten mit zum Besten aus dem Hoffmannschen Verlag, und sie konnten, obwohl nicht koloriert, neben den hervorragenden niederländischen eines Johann Jansson, Peter Schenck, Nic. Visscher und den Nürnbergischen Sandrarts, Funks und Homanns wohl bestehen.

Von all den damaligen Kunsthändlern Nürnbergs, wie Georg Scheurer, Leonhard Loschge, Hier. Lochner und den Felsseckern, welch letztere sich auch mit dem Verlag von Flugblättern befaßten, war Hoffmann derjenige, der nach Fürsts

[105] Lt. Kaufbrief von 1713, wo es als Nachbarhaus genannt wird, Nürnberger Stadtarchiv Norica III, pag. 130.

[106] Archiv V, S. 189ff.

[107] Wie weit hier Beziehungen zu der Steinschen Buchhandlung, die später von dem 1806 erschossenen Palm übernommen wurde, vorliegen, konnte nicht aufgedeckt werden.

[108] R.-V. 1677/78, X, 83; R.-V. 1677/78, XI, 65; R.-V. 1684/85, IV, 53.

[109] Die Nürnberger Stadtbibliothek besitzt in der Bibliotheca Norica Williana eine Anzahl Bücher des Hoffmannschen Verlags, die fast alle diese Merkmale tragen.

[110] Siehe S. 338, 340, 341.

[111] Schottenloher, Flugblatt und Zeitung, S. 143ff.

[112] Hampe, Mitteilungen des Germanischen Museums 1914/15.

[113] Wo solche Beziehungen aufgedeckt werden konnten, sind sie bei den einzelnen Flugblättern im Verzeichnis vermerkt.

[114] R.-V. 1673/74, VII, 30; R.-V. 1673/74, VIII, 21.

[115] R.-V. 1673/74, XIII, La. A. 113; R.-V. 1673/74, XIII, La. A. 117.

[116] R.-V. 1674/75, IV, 86; R.-V. 1674/75, IV, 95.

[117] R.-V. 1675/76, X; R.-V. 1675/76, XI, 8.

[118] Siehe S. 339.

[119] R.-V. 1675/76, XI, 39 (Anhang 53).

Tode diese »Unterhaltungsliteratur« des Volkes weiter verbreitete, allerdings ohne jemals die Qualität des Fürstschen Verlages erreichen zu können. Unter den übrigen Kunsthändlern ging ähnliche Bahnen nur David Funck, der gefährlichste Konkurrent Hoffmanns. Funck hatte, dank seiner verwandtschaftlichen Verbindung zu den Sandrarts – er hatte eine Tochter Jacobs geehelicht[120] – vor Hoffmann die Mitarbeit dieser im Vergleich zu den Hoffmannschen immerhin bedeutenderen Künstler voraus, und im Buchhandel, der nach den Messekatalogen nur ganz geringen Umfangs war, vertrieb Funck die Bücher des Johann Jacob von Sandrartschen Verlages in Leipzig und Frankfurt und hatte demnach in beiden Städten seinen ständigen Laden. Unter seinen wenigen feststellbaren, fast durchweg illustrierten Verlagswerken finden wir Bücher Sigmund von Birkens, Joachim von Sandrarts und vor allem die naturhistorischen Werke der Maria Sybilla Gräffin, der Tochter Merians, die sich durch die von ihr selbst gezeichneten und gestochenen Kupfer auszeichnen[121]. Die Hauptbedeutung des Funckschen Verlags beruhte aber, wie bei dem Paul Fürsts, im Kunsthandel, nur daß er an Größe diesem nicht im entferntesten gleichkam. Funcks zahlreiche und teilweise trefflich illuminierten Landkarten und Stadtpläne, bei deren Verlag er auch in enger Beziehung zu Johann Baptist Homann erscheint, und somit als Anreger zu dessen nachmalig so groß gewordener Offizin gelten darf[122], sind vielfach Nachstiche nach Merian und anderen[123]. Auch gab Funck den Anlaß zu einer Erklärung des Rates, die für die Entwicklung des Kunsthandels wertvoll ist, denn sie schied scharf zwischen dem Illuminieren der dazu berechtigten Briefmaler und Formschneider einerseits und andererseits den Kunsthändlern, die diese Tätigkeit ausübten, und erteilte dann dennoch Funck, der den Weg des Privilegiengesuchs eingeschlagen hatte, die Erlaubnis, und später auch dessen Familie[124]. Das Germanische Museum besitzt eine Anzahl seiner Flugblätter; sie tragen ziemlich die gleichen Merkmale wie die Hoffmanns. Bemerkt sei noch, daß er über 230 Platten der Augsburger Stecher-Familie Hopfer aus dem 16. Jahrhundert erwarb und sie als »Opera Hopferiana« herausgab[125]. Er selbst überlebte Hoffmann um 11 Jahre; seine Handlung wurde von seinem Sohne Johann Sigmund Funck bis zu dessen Tod 1722 fortgeführt.

Hoffmann war von Anfang an eifrig um die Hebung seines Kunsthandels bemüht; vielfach beschäftigte er auswärtige Künstler in seinem Hause, entgegen dem Wunsche der Nürnberger Kupferstecher, die, 1659 noch zu keiner Interessengemeinschaft verbunden, aber umso mehr darauf bedacht[126], sich von jenen nicht ihr Brot nehmen zu lassen, darauf drangen, daß Hoffmann zwei fremde Künstler entließ. Hoffmann mußte ihnen willfahren[127]. 1666 arbeitete der auch später in Holland als Illustrator tätige Eduard Ordonius von Antwerpen 14 Tage lang bei ihm[128], 1671 verschrieb er sich für einige Monate von Augsburg Johann Georg Waldrich[129]. Auch zu dem Kupferstecher Jobst Christof Fuchs hatte er Beziehungen, wobei es allerdings nicht klar ist, ob Fuchs für den Hoffmannschen Verlag tätig war oder ob Hoffmann ihn als Konkurrenten beklagt hatte. Jedenfalls kam es zu Mißhelligkeiten zwischen den beiden[130]. Von diesen drei Künstlern haben wir nur Kenntnis aus den Ratsverlässen. Keines der Hoffmannschen Blätter trägt ihren Namen. Die Flugblätter aus Hoffmanns Verlag sind überhaupt wenig signiert. Am meisten vertreten ist der Nürnberger Michael Wening, der hauptsächlich für die Buchhändler stach und später nach München übersiedelte. Er lieferte Hoffmann einen großen Teil der religiösen Blätter. Gerade diese tragen den Stempel der handwerksmäßigen Ausführung. Außerdem waren für Hoffmann noch tätig: Lukas Schnitzer, der fleißige und überaus produktive Mitarbeiter Fürsts, der auch für David Funck arbeitete, dann Johann Alexander Boener, ein Schüler des Fürstschen Mitarbeiters Matthias v. Sommer; die Namen Hipschmann, Recknagel und H. J. Schollenb. (Schollenberger) finden sich besonders auf den Landkarten. Letzterer stach vor allem Bildnisse und Prospekte, die in literarischen Werken zu suchen sind; über die beiden ersten läßt sich trotz mannigfaltiger Nachforschung nichts weiteres aussagen. Auch in den illustrierten Büchern ist der Name des Stechers meistens nicht genannt. Die Stiche sind aber auch größtenteils unbeholfen und künstlerisch minderwertig, so daß dies nicht verwunderlich ist. Eine rühmliche Ausnahme macht die »Architektura des Vincenzo Scamozzi« von 1678, die Kupfer von Pfann aufweist und glänzend ausgestattet ist und wohl für den Verkauf nach den Niederlanden bestimmt war, denn der Text ist auch holländisch abgefaßt. Zu den schönsten der Hoffmannschen Verlagswerke gehört ein Buch, das erst nach Hoffmanns Tod, 1699, erschien, aber wohl von ihm noch vorbereitet wurde: »Flora Noribergensis sive Catalogus Plantarum in agro Noriberg ... opera et labore Johannis Georgi Volckameri«, ein botanisches Werk mit tadellosen Kupfern von Pflanzen. Aber auch hier fehlen Stecher- und Künstlername. 1700 wurde es in den Verlag von Wolfgang Michahelles übernommen[131], und Will bemerkt hierzu, daß es P. C. Monath bereits 1718 als angebliche Neuauflage wieder erscheinen ließ. Es darf aber nicht mit dem von Joh. Andreä Endter seel. Sohn u. Erben 1708 verlegten ähnlichen Werke eines gleichnamigen Verfassers, nämlich eines J. C. Volckamer »Nürnbergische Hesperides«[132] verwechselt werden, das unter

[120] Doppelmayr, Histor. Nachricht v. d. Nürnberger Mathematicis u. Künstlern. S. 143.

[121] Vergl. Spieß, Ernst, Naturhistor. Bestrebungen Nürnbergs im XVII. und XVIII. Jahrhundert.

[122] Doppelmayr, S. 141. R.-V. 1700/01, VII, 79, 94; 1700/01, X, 5, 49, XII, 8, 114.

[123] Schaefer, Karl, Mitteilg. d. Germanischen Museums 1895, S. 63.

[124] Briefbuch 1701, 61, 1701, 194.

[125] v. Lützow, Geschichte d. dtsch. Kupferstichs u. Holzschnittes, S. 222.

[126] R.-V. 1659/60, VI, 27.

[127] R.-V. 1659/60, VI, 49. Anmerkung: Schon ein Dezennium später war die Entwicklung der Kupferstecher zum Handwerksmäßigen und Zunftwesen soweit gediehen, daß sie ihre erbetene Ordnung erhielten, (siehe R.-V. 1668/69, IX, 61).

[128] R.-V. 1666/67, VIII, 37.

[129] R.-V. 1671/72, VII, 80, IX, 55, X, 3.

[130] R.-V. 1672/73, VIII, 78, IX, 79.

[131] Bibliotheca Norica Williana IV, 32.

[132] Bibliotheca Norica Williana IV, 24.

großen Zitronen und Orangen Ansichten Nürnberger Gärten zeigt, dessen Kupfer einzeln vielfach in Sammlungen vorkommen, und das einmal neu herauszugeben wohl der Mühe wert wäre.

Gänzlich unbekannt aber sind die Verfasser der Verse auf den Flugblättern, derentwegen diese so sehr beim Publikum beliebt waren. Paul Fürst, selbst meistersingerisch vorgebildet, hatte doch Dichter wie Klay für seine Blätter gewonnen, aber kein Hoffmannsches Blatt nennt irgend eine Persönlichkeit; der einzige Hinweis findet sich bei Müller[133], der bei dem Flugblatt mit der Darstellung des Kometen von 1680 angibt, daß die darauf gedruckte »christlich vernünfftige Cometen-Betrachtung« von M. Simon-Bornmeister, Rect. zum Heiligen Geist verfaßt sei[134]. Da nun viele Werke Bornmeisters bei Hoffmann erschienen, liegt die Vermutung nahe, daß er auch öfters die Texte zu diesen Blättern schrieb. Wir dürfen noch einen Schritt weiter gehen: Bornmeister war, wie noch manche andere Autoren des Hoffmannschen Buchverlags (Stockfleth, J. K. Beer) Mitglied des Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz, und wir können daher die Dichter dieser einfachen, meistens erbaulichen Verse in dem Kreis des Pegnesischen Blumenordens suchen, und zwar mochten die weniger prominenten Mitglieder für diese Zwecke ihre poetische Begabung nutzbar gemacht haben; denn gerade in jenem Kreis wurde die religiös-erbauliche Richtung durch des Predigers Dilherr Einfluß gepflegt[135]. Diese kleinen Gedichte in den Flugblättern erläutern den Bildvorgang und sind fast durchwegs von einem moralisierend-lehrhaften Ausruf des Verfassers begleitet. Ihre Wirkung bestand in der innigen Verbindung von Wort und Bild; sie dienten ja zur Lektüre für die weniger gebildeten Volksklassen und erleichterten das geistige Erfassen durch die visuelle Aufnahme. Die erzählenden Verse machten ebenso wenig wie die Kupferstiche Anspruch auf künstlerischen Wert; sie sind lediglich kulturgeschichtliche Dokumente.

Mit dem 18. Jahrhundert erreichte der Flugblatthandel in Nürnberg sein Ende. Das Flugblatt im bisherigen Sinne hörte auf zu existieren und entwickelte sich entweder zum Volkskalender oder zum Bilderbogen, wie in Augsburg, wo Jeremias Wolff und J. F. Leopold eine Reihe von Trachtenbildern und Allegorien herausgaben, oder es glitt ins publizistische Fahrwasser hinüber. Die »Neuen Zeitungen« boten nun die Tagesereignisse dar, die periodisch erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften gewannen immer größere Bedeutung und lösten das Flugblatt vollständig ab, das zwar vereinzelt immer noch auftauchte, ohne jedoch jemals wieder diese kulturtragende Rolle zu spielen, zugleich Unterhaltung und Belehrung zu sein.

[133] Verzeichnis von Nürnbergischen. . .Kupferstichen S. 202.

[134] Der Rat ließ das Auftreten des Kometen (1680) dem Publikum möglichst getreu und mit wissenschaftlicher Belehrung mitteilen. Nicht nur, daß ein hervorragender Kupferstecher, Eymert (Eimmart, Georg Christoph der Jüngere, später Leiter der Nürnberger Maler-Akademie) zu Rate gezogen wurde; auch der Altdorfer Professor der Mathematik und ein Professor des Egydien-Gymnasiums mußten ihr Gutachten abgeben. Vergl. Flugblatt Nr.38. R.-V. 1680/81, X, 2. R.-V. 1680/81, X, 52.

[135] Bischoff, Harsdörffer, S. 274.

III
VERZEICHNIS DER FLUGBLÄTTER

Die Einteilung erfolgte nach sachlichen Gesichtspunkten:

(Im Original in Antiqua Gedrucktes wurde, wo nicht noch besonders vermerkt, kursiv gegeben; dem Kupferstich vorausgehender Text ist als Typendruck, alles übrige als Fraktura zu verstehen).

Religiöse Stoffe

I. Aus der Bibel

1. Kupferstich (353 mm breit, 257 mm hoch) mit Darstellung des Paradieses. Im Vordergrund Tiere und Pflanzen, links Vierfüßler, rechts überwiegend Vögel am Wasser. Im Mittelgrund Adam und Eva und die Schlange mit Baum der Erkenntnis. Im Hintergrund Bäume und Wiesen:

Als Unterschrift 2×3 Verse:

Gott hat das Menschen-paar nach seinē Bild formiret,
Die Erde, Lufft und Meer, mit Thieren schön gezieret,
Und alles wohl gemacht; doch durch des Teuffels Neid
Vermög der Schlangen List, die Heva ward bethöret,
Daß sie das streng Verbot des Schöpffers nit geehret
Und eingeführet hat, Tod, Sünd und Kerkerleyd.

Zwischen den Strophen des Textes: Im Ersten Buch Mosis Cap: 3. V. 6 Joh. Hoff. Exc:
Unten rechts: M. Wening fe:
Plattengröße: 356 mm breit, 282 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung[136] Bl. 82.)

2. Kupferstich (359 mm breit, 260 mm hoch) mit Darstellung der Opferung Isaacs. Links im Mittel- und Vordergrund Landschaft, auf dem Wege Abraham mit Isaac. Rechts: die eigentliche Opferung; von links oben stößt aus den Wolken der Engel herab. Als Unterschrift 2×4 Verse:

Gott versucht Abraham, und sprach, er solte nehmen
Isaac, sein lieben Sohn, und sich zur Reiss bequemen
Hin in *Moriae* Land, zu opfern damit Fleiss
Das Brandopfer solt seyn, Isaac war sein Geheiss.
Er folgt ohn Widerred, thät Stein zum Altar trachten
Legt seinen Sohn darauff, und wolte ihn nun schlachten
Zuckt auch das Messer schon; Der Engel schrie: Halt inn
Nun weiß ich du fürchst Gott und folgest seiner Stimm.

Zwischen den Strophen des Textes: In 1. Buch Mosis Cap. 22 V. 1. Joh. Hoffm. Exc:
Plattengröße: 360 mm breit, 284 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 93.)

[136] Im Germanischen Museum in Nürnberg, vgl. Abb. 1.



Abb. 1 (Nr. 1): *Darstellung des Paradieses (Original 353×257 mm)*

3. Kupferstich (350 mm breit, 258 mm hoch): Jacob sieht im Traum die Himmelsleiter. Im Vordergrund rechts: Jacob schlafend unter einem Baum. Von links steigen die Engel aus den Wolken hernieder. Im Hintergrund links Landschaft, rechts ebenso mit Stadt und aufgehender Sonne.

Unten rechts: MW Fec. = (M. Wening).

Als Unterschrift 2×3 Verse:

Als Jacob dorten war, des Bruders Zorn entronnen,
Auch Gott durch einen Kampff bereits hat abgewoñen
Und ferners reißen wolt, befället Ihn die Nacht

Bey Lus er sieht im Traum, biß an den Hiḿel reichen
Ein Leiter und darauff die Engel abwerts steigen;
Das Land, darauff du ruhst, spricht Gott, ist dir vermacht.

Zwischen den Strophen des Textes: In Ersten Buch Mosis Cap. 28: V: 11: Joh. Hoffmann Exc.

Plattengröße: 352 mm breit, 282 mm hoch.

(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 94.)[137]

4. Kupferstich (359 mm breit, 255 mm hoch): Joseph wird von seinen Brüdern verkauft. Im Vordergrund rechts: Joseph wird in die Grube geworfen. Im Hintergrund bergige Landschaft, links Wald, im Vordergrunde Vieh.

Als Unterschrift 2×4 Zeilen:

Gott zeigt *Joseph* im Traum, sein künfftig Glück und Freuden
Sein Ehr und hohen Stand, die Brüder ihn drum neiden
Sencken ihn in ein Grab, *Judas* nimmt sich sein an
Umb paar Geldt kauffen ihn Kauffleut aus *Midian.*

Jacob ist Jammers voll, meint *Joseph* hab zerrissen
Ein grimmig wildes Tier; Pharao ist beflissen
Auss Sorge vor das Land; nimmt ihm zum Fürsten an
Gott segnet Israel durch diesen frommen Mann.

Unten rechts: M. Wening fe:

Zwischen den Strophen des Textes: I. 6. Moysis. Cap. 37. V. 24 Joh. Hoffmann Excudit.

Plattengröße: 361 mm breit, 283 mm hoch.

(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 97.)

5. Kupferstich (358 mm breit, 256 mm hoch): Auffindung Moses durch die Tochter Pharaos. Links im Vordergrund: Die

[137] Vgl. Abb. 2.



Abb. 2 (Nr. 3): *Jakob sieht im Traum die Himmelsleiter (Original 350 × 258 mm)*

Pharaonentochter findet im Schilf das Kind und spricht mit dessen Schwester. Rechts im Mittelgrund Palast, aus dem Pharao mit Gefolge heraustritt. Dazwischen liegt der Nil, mit einer hohen Brücke im Hintergrund, die Durchblick auf eine Stadt gewährt.

Als Unterschrift 2 × 4 Verse:

Gott lässt zu Zeiten zwar die frommen Christen sincken
Im Unglücks-Meere der Welt doch nimmer nit ertrincken,
Dess zeigt der Wunder-Mann M*oysis*, der wird mit Hülff
Der Tochter *Pharao* gezogen aus dem Schilff

Gesäuget und ernehrt. Hernachmals must ersauffen
In rothen Meeres-Schlund *Pharao* und sein Hauffen
Das Unglück selbsten wird den Frommen offt zum Glück
Durch fleissiges Gebet und Gottes Wunder Geschick.

Zwischen den Strophen: 2. 6. Buch Moysis C. 2 V. 6. 7. 8.
Johann Hoffmann Exc. (unten Mitte).
Plattengröße: 359 mm breit, 284 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 99.)

6. Kupferstich (356 mm breit, 260 mm hoch): Caleb und Josua kommen von Kundschaft aus dem Land Canaan zurück, in der Mitte die beiden, eine große Weintraube tragend. Links und rechts Landschaft mit Volk. Als Unterschrift 2 × 3 Verse:

Caleb und Josua die froṁ und tapfern Helden
Vertrauen Gott dem Herrn, und frey dem Volck vermelden
Des Landes Köstlichkeit; Israel hälts für Spott

Drum musst auch dieses Lands wo Milch und Höneg tät fliessen
Von so viel tausenden, die beenden nur geniessen,
Selbst Moses stirbt, das Volck wird alles ausgerott.

Zwischen den Strophen: Im IV. Buch Mosis Cap. 13.
Unten Mitte: Joh. Hoffmann Excudit.
Plattengröße: 360 mm breit, 284 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 100.)

7. Kupferstich (362 mm breit, 260 mm hoch): Gott schickt Israel die feurige Schlange. Links wird das Volk von Schlangen umwunden und getötet, rechts erscheint Moses mit der ehernen Schlange.



Abb. 3 (Nr. 7): *Gott schickt Israel die feurige Schlange (Original 362 × 260 mm)*

Als Unterschrift 2 × 3 Verse:

Als Israel von Hor, Fortsetzte seine Reiße
Den Höchsten Lästrend sprach; vor dieser losen Speiße
Uns äckelt: da entbrand des grosen Gottes Grim̃

Er sandte Schlangen, die das Volck mit Menge tödten
Da rufften sie zu Gott; der Halff aus diesen Nöthen
Die ährne Schlange Heylt des Gifftes Ungestüm̃.

Unten Mitte: 4. 6. Mosis Cap. 21 V. 5. 7. Joh. Hoffmann Excudit.

Plattengröße: 362 mm breit, 284 mm hoch.

(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 102.)[138]

8. Kupferstich (357 mm breit, 260 mm hoch): Die Freundschaft Davids und Jonathans. Die ganze linke Hälfte gibt eine sehr hübsche Landschaft. Rechts: der König und Jonathan, für David bittend; weiter zurück sieht man Jonathan den Pfeil abschießen und den Knaben den Pfeil holen. Ganz rechts taucht aus dem Waldesdunkel David auf.

Als Unterschrift 2 × 3 Verse:

Was suchstu Freunde, die es treulich mit dir meynen?
Such unter Tausenden und Zeige mir denn einen
Der *Jonathan* sey gleich: Das treue from̃e Hertz

Wie redlich meynt ers doch mit *David* seinen Lieben
Wie kan er sich nun ihn und seine Flucht betrüben;
Sauls Grim̃ zeigt ihm ein Pfeil, den sein Knab holt dortwerts.

Unten Mitte: 1. Samuelis 20 V. 38. Joh. Hoff. Excudit.

Plattengröße: 360 mm breit, 284 mm hoch.

(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 105.)

9. Kupferstich (357 mm breit, 250 mm hoch): David und Abigail. Landschaft im Mittelgrund. Zug der Israeliten nach rechts. Von rechts nachkommend Abigail mit ihrem Gefolge.

Als Unterschrift 2 × 4 Verse:

David sand Boten hin, gen Carmel, wünschet Frieden
Dem Nabal, lasset Speiss und Tranck vor sein Volck bitten;
Nabal der tolle Narr, entbeut Ihm Schimpf und Spot
David ergrim̃t und schwört, ihm und sein Hauss den Todt;

[138] Vgl. Abb. 3.



Abb. 4 (Nr. 11): *Die Erhebung Esthers zur Königin (Original 361 × 261 mm)*

Da kom̃t Abigail, die Cron der Klugen Frauen
Bringt David Proviant, sobald er sie thut schauen
Und hört die schönen Wort, verschwind der jehe Zorn
Sie wird nach Nabals Todt zur Königin ausserkorn.

Unten Mitte: Samuelis I. Cap. 25. V. 4. Joh. Hoffm. Excudit.
Plattengröße: 360 mm breit, 280 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 106.)

10. Kupferstich (351 mm breit, 269 mm hoch): Simson wird von den Philistern erschlagen. Das ganze Blatt nimmt dichter Wald ein; links im Vordergrund: Simson im Schoß Dalilas, die ihm das Haar abschneidet. Von beiden Seiten dringen die Philister heran.

Als Unterschrift 2×2 Verse:

Simson der tapfre Held der Gazae Thor getragen
Auf Hebrons-Berges-Spitz die Philister geschlagen

Entdecket seine Krafft schläft in der Huren Schoss
Drum wird er seiner Stärck/Augen und Lebens-loss.

Unten Mitte: Im Buch der Richter. Cap. 19. Joh. Hoffmann exc.

Unten rechts: M.W: fe: (= Michael Wening).
Plattengröße: 356 mm breit, 281 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 114.)

11. Kupferstich (361 mm breit, 261 mm hoch): Die Erhebung Esthers zur Königin. Links im Vordergrund Ahasverus auf dem Thron erhebt Esther zur Königin, hinter dieser Gefolge, zwei schleppentragende junge Frauen und zwei Sklaven. Hinter dem Thron öffnet sich der Blick aus dem Palast hinaus ins Freie. Das Gefolge des Königs betrachtet neugierig den Vorgang. Ganz rechts im Hintergrund Galgen mit einem Erhängten, wohl ein Hinweis auf die spätere Hinrichtung Hamanns. Als Unterschrift 2×3 Verse:[139]

Durch Hoffarth *Vasthi* ward, des Königreichs entsetzet,
Esther durch Demuth wird mit solcher Cron ergötzet;
Sie find Barmhertzigkeit vor *Ahasverus* Augen,

Für allen Jungfrauen nur einig sie muss taugen.
Wer Demuth, Gottesfurcht und reines Beten übet
Von Menschen und von Gott geehrt wird und geliebet.

[139] Vgl. Abb. 4.

Unten Mitte: Esther Cap. 2 V. 17. 18 Joh: Hoff: Ex:
Unten rechts: M. Wenin. (das »g« wohl durch den Rand abgeschnitten.)
Plattengröße: 360 mm hoch, 284 mm breit.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 115.)

12. Kupferstich (358 mm breit, 268 mm hoch) mit Darstellung der vier Evangelisten. Im Mittelgrund die vier Evangelisten in wallenden Gewändern mit ihren Symbolen, sitzend von links nach rechts: Matthäus, Marcus, Lucas, Johannes. Zwischen Marcus und Lucas ein Tischchen mit Schreibgerät. Im Hintergrund die aufgehende Sonne; vorne Mitte: aufgeschlagenes Buch, auf dessen linker Seite: *Novum Testamentum Anno 1667*, auf dessen rechter Seite: Alle Schrifft von Gott eingegeben ist nuz zur Lehr und kann dich unterweiss zur Seeligkeit. *2. Timot: 3. C.* steht. Rechts zu Füßen Johannis liegt ebenfalls aufgeschlagen ein Buch. Links steht: Offenbarung Johannis Cap. 1. V. 3. Rechts: Seelig ist der da lieset und die da hören die Wort der Weissagung.
Unten rechts: M. Wening fec:
Als Unterschrift 2×2 Verse:

Schau diese Männer Vier, die haben Diss geschrieben/
Worzu sie Gottes Geist und Eyfer hat getrieben/

Wovon zu lesen ist in unserm Bibel-Buch
Die uns gibt Rath und Trost/Macht uns auch Weiss u. Klug.

Unten Mitte: Die Vier H. Evangelisten. Joh. Hoff. Exc.
Plattengröße: 358 mm breit, 284 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 120.)

13. Kupferstich (353 mm breit, 259 mm hoch): Die Flucht nach Ägypten. Links Maria mit dem Kind auf dem Esel, in der Mitte Joseph, der rüstig voraus – und einen Bach überschreitet; ihm gehen ein Ochse und kleine Puttos voran. Hintergrund: Bäume.
Als Unterschrift 2×4 Verse:

Jesus des Höchsten Kind, von Ewigkeit erkohren,
Zu Bethlehem im Stall in Armuth wird gebohren,
Herodes ihm mit List, nach seinem Leben tracht,
Des Herrn Engel weckt, den Joseph bey der Nacht.

Befiehelt ihm er soll schleunig von dannen fliehen
Mit Kind und Mutter hin ins Land Egypten ziehen;
Von dannen führet ihn des Höchsten Wunder-Hand
Gen Nazareth zurück, in das gelobte Land.

Unten Mitte: Joh. Hoff. Ex.
Unten rechts: M. Wening f.
Plattengröße: 355 mm breit, 281 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 127).

14. Kupferstich (349 mm breit, 255 mm hoch): Jesus heilt den Knecht des Hauptmanns von Capernaum. Darstellung einer Landschaft mit viel Volk. Im Vordergrund links: Jesus den Kranken heilend.
Als Unterschrift 2×3 Verse:

Als zu Capernaum nur Jesus eingegangen
Fleht ihn der Hauptmann an u. bittet mit verlangen
O Herr, sprich nur ein Wort so wird mein Knecht gesund.
Jesus der findet sich im Hertzen überwunden
Spricht: solchen Glauben hab in Israel ich nit'funden,
Macht durch sein Wort den Knecht gesund zur selbē Stund.

Zwischen den Strophen des Textes: Matth. 8. Cap.
Unten rechts: J. Hofman ex.
Plattengröße: 355 mm breit, 283 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 132.)

15. Kupferstich (356 mm breit, 259 mm hoch) mit der Darstellung des Gleichnisses vom Sämann. Links: Vordergrund: schlafende Landleute, Hintergrund: landwirtschaftliche Gebäude, rechts: Bäume und Landschaft, im Mittelgrund der Teufel seinen Samen streuend.
Als Unterschrift 2×3 Verse:

Gut Samen wird gesäht auff ein gebauten Acker,
Da nun das Volck entschläfft, hält sich der Teufel wacker,
Dess Unkrauts er sehr viel unter den Weitzen streut

Sie wuchsen beyde auff biss es zur Erndte kame,
Das edle Gottes Wort zeigt an der gute Same,
Das Unkraut falsche Lehr, Trug und Irrthumb bedeut.

Zwischen den Strophen des Textes: Matthae, XXIII.
Unten Mitte: Joh. Hoffmann Excudit.
Plattengröße: 357 mm breit, 282 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 134)

16. Kupferstich (227 mm breit, 265 mm hoch) mit der Himmelfahrt Christi. In der Mitte Christus in mächtig wallendem Tuch gen Himmel fahrend, umgeben von Strahlenglorie. Auf der Erde halbkreisförmig angeordnet die zwölf Apostel und Maria.
Als Unterschrift 2×6 Verse:

Nachdem der Herr, der vor gewest in todes banden,
Und wiederüm hernach von todten war erstanden,
Das grose heilungswerck volkom̄en ausgericht,
Nahm Er den weg zuruck zum hohen Sternē licht
Und ward daselbst gesetzt zur rechten Gottes seiten,
Allwo Er nun regiert das Reich der Ewigkeiten.

So ward das grose Leid vertauscht mit Ehr und Freudē,
Gleich wie es vor der Zeit der Himmels Rath bescheide,
Nun, lieber Christ! Wann dir dergleichen auch steht zu,
Du steckst in angst und noth, lebst mühsam ohne ruh,
Wir werden nach der Zeit mit Christo auch gelangen,
Wo wir mit ihm zugleich freüd für das Leid empfangen.

Unten rechts: Johan Hoffman Excud.
Plattengröße: 233 mm breit, 322 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 171.)[140]

17. Kupferstich (350 mm breit, 256 mm hoch): Gang nach Emmaus. Links: Christus und die beiden Jünger auf dem Wege, rechts weite Flußlandschaft.
Als Unterschrift 2×3 Verse:

Was Christus forten spricht: dass wo zusam̄en kom̄en
Zween oder drey aus Lieb, zu seinem werthen Namen
Da sey er mitten in: diss findet sich recht hier;

---

140 Vgl. Abb. 5.



Abb. 5 (Nr. 16): *Himmelfahrt Christi (Original 227×265 mm)*

Eleophas und sein Gferth nach Emahus hinreissen
Christus, kom̅t unerkandt und thut sie unterweisen.
Eröffnet Hertz und Aug, wie auch der Schriffte Thür.

Zwischen den Strophen: Luc. 24 V. 16. 27. 30.
Unten Mitte: Joh. Hoff. Excudit.
Plattengröße: 350 mm breit, 283 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 194.)

18. Kupferstich (359 mm breit, 259 mm hoch): das Gleichnis vom Guten Hirten. Rechts im Vordergrund: Der Hirte (Jesus) inmitten seiner Schafherde, die von links kommenden Wölfe abwehrend; ganz rechts Beispiel eines schlechten Hirten, der Reißaus nimmt. Im Hintergrund links: Landschaft, rechts: Gebäude.

Als Unterschrift 2×4 Verse:

Wer nicht zur rechten Thür in Schafstall gehet ein
Spricht unser Heyland, muss ein Dieb und Mörder sein;
Ein guter Hirt der geht dem Schafen fleissig vor,
Er siehet er den Wolff er setzt ihm auf die Spor,

Wagt Leib und Leben hin; Ein Miedling nimmt die Flucht,
Als der die Schaf nicht acht, nur seinen Nutzen sucht.
Jesus schütz deine Schaf, in dieser bösen Zeit
Hilff dass der Wölffe Grim̅ dieselben nicht zerstreut!

Zwischen den Strophen des Textes: Johannis Cap. 10.
Unten Mitte: Joh. Hoffm: Excudit.
Plattengröße: 359 mm breit, 284 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 197.)

19. Kupferstich (349 mm breit, 259 mm hoch): Erweckung des Lazarus. Mittelgrund: Christus in der Strahlenglorie seine Linke erhebend. Links von ihm Lazarus, der wieder zum Leben erwacht. Zu beiden Seiten erstauntes Volk. Der Hintergrund rechts wird durch Mauerwerk gebildet.
Als Unterschrift 2×3 Verse:

Als an den vierdten Tag Lazarus in der Erden
Gelegen fieng nun an faul stinckend zu werden
kompt Christus zu dem Grab mit eim geistlichẽ Grim̃,

Lazare komm herauss, rufft Er, kom bald von stunden,
Der Todte geht herfür mit Schweisstüchlein gebunden
Das faule Nass hört solchs dañ es war Gottes Stimm.

Unten Mitte zwischen den Strophen des Textes: Joh. 11.
Unten rechts: J. Hofman ex.
Plattengröße: 354 mm breit, 282 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 200.)

20. Kupferstich (355 mm breit, 262 mm hoch) mit der Darstellung des ungläubigen Thomas. In der Mitte Christus auf seine Wunden zeigend. Aus der Gruppe der Jünger links schreitet Thomas auf den Herrn zu und berührt dessen Wunde, die übrigen Jünger, in zwei Gruppen zur Linken und Rechten des Herrn verteilt, schauen erschreckt dem Vorgang zu.
Als Unterschrift 2×4 Verse:

Hier Thomas mercke auf: Betaste meine Seiten,
Reich deine Finger her, und lass dir diss bedeuten,
Schau meine Nägelmahl; Ich bin dein Herr und Gott
Der aufferstanden ist und hat erwürgt den Todt.

Nun Thoma glaubest du, nach vorerlangten schauen
Seelig, die sehen nicht, und dennoch glaubend trauern!
All Ding sind möglich dem der recht von Hertzen glaubt
Der Unglaub aber Gott, Hoffnung und Himmel raubt.

Zwischen den Strophen des Textes: Johañ 20. V. 27. 28. 29.
Unten Mitte: Joh. Hoffm: Excudit.
Plattengröße: 357 mm breit, 284 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 218.)

21. Kupferstich (225 mm breit, 259 mm hoch), mit der Darstellung des ersten Pfingstfestes. Im Mittelgrund Maria, umgeben von den Aposteln. Von oben erscheint über Wolken die Taube im Strahlenglanze und sendet ihre Feuerflammen hernieder.
Als Unterschrift 2×6 Verse:

Was Christus zugesagt, den Jüngern zuzusenden,
Da Er sich gleich ietz und gen Himmel wolte wenden
Das hat er allerdings erfüllet in der That
So bald der Vater ihn zum Reich erhöhet hat.
Wie einen Wasserstrom, so hat er aussgegossen
Den werthen Heiligen Geist, auf seine Kirchgenossen,

Der sich auf sie gesetzt, und Kräfftig allesammen,
Mit Wissenschafft erfüllt, entzündet mit Feuerflam̃en.
O Jesu! send auch mir vom Himmel deinen Geist,
Der meinem Christen them getreuen Fürschub leist.
O heilige Gottes Flamm! entzünd auch meine Siñen
Und richte meinen weg zu lauter Christ beginnen.

Unten rechts: Johann Hoffmann excud:
Plattengröße: 228 mm breit, 320 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 241.)
Anmerkung: Ein Nachstich der Platte von Paul Fürst (s. Hampe Nr. 16) mit geringen kompositionellen Änderungen. Das Hoffmannsche Kupfer ist viel schwächer und handwerksmäßiger. Auch der Text ist mit wenigen Veränderungen übernommen.

22. Kupferstich: Die keusche Susanna. In der Mitte Susanna auf ein Schwert gestützt, rechts zu ihren Füßen Speer und Krone, von oben fliegt ein Engel herab, der ihr einen Kranz ins Haar drückt. Die Darstellung selbst nur 163 mm breit, 240 mm hoch. Um diese schließt sich ein breiter Rahmen mit Früchten, Blumen und Figuren.
Als Unterschrift in der Mitte einer Kartusche: S. Susanna Casta.

Schau hier das Keusche Bild
Die Göttin aller Weisen
Die Ros mit Zucht erfüllt
So ewig ist zu preysen.

Unten Mitte: Johann Hoffman Excudit.
Plattengröße: 282 mm breit, 368 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 281.)

II. Heiligenbilder

23. Kupferstich (285 mm breit, 361 mm hoch): Der heilige Rochus. In der Mitte der Heilige. Von links kommt ein Engel, der auf den Hut zu dessen Füßen deutet. Rechts der Hund des Hl. Rochus.
Als Unterschrift: S. Rochus.
Unten rechts: Johann Hoffmann Excu:
Plattengröße: 292 mm breit, ungefähr 371 mm hoch, aber beschnitten.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 273.)[141]

24. Kupferstich (284 mm breit, 359 mm hoch): Der heilige Georg. Von links sprengt der Heilige zu Pferde mit verhängten Zügeln auf den rechts unten liegenden Drachen los.
Als Unterschrift: S.Georgius.
Unten links: Johan Hofman Exc.
Plattengröße: 289 mm breit, 365 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 276.)

Weltliche Stoffe

I. Geschichtliche Ereignisse

25. Kupferstich (bestehend aus zwei Platten, in der Mitte zusammengesetzt, 720 mm breit, 270 mm hoch) mit der Darstellung des Einzugs Kaiser Leopolds in Nürnberg am 6. (16.) August 1658.

---

[141] Vgl. Abb. 6



Abb. 6 (Nr. 23): *Der heilige Rochus (Original 285 × 361 mm)*

Oben in ca. 60 mm Höhe zieht sich über die ganze Breite die Ansicht von Nürnberg, darüber noch das Reichswappen. Daneben Bildnis Leopolds I. in einem Lorbeerkranz und der Unter-, vielmehr Umschrift »Leopoldus I. Rom. Imp. S. A.«. Unter dem Stadtprospekt schließen sich die Reihen (11) des Aufzuges an: einzelne Reiter- und Wagengruppen nach dem unteren Bildrand zu immer größer werdend.

Plattengröße: 725 mm breit, ca. 274 mm hoch (beschnitten auf zwei Bogen). Daran angeklebt in Typendruck in derselben Breite, 350 mm hoch der Bericht: »kurze *Relation* und Entwurff/der Röm. Kayserl. Mayest: *Leopoldi*, zu Nürnberg gehaltenen Einzugs/geschehen den 6. (16.) Augusti Im Jahr Christi 1658.« In sechs (je 110–120 mm breiten, 245 mm hohen) Spalten der Bericht und die Erklärung der einzelnen Gruppen (nach den Ziffern im Kupferstich), beginnend mit den Worten: »Demnach allhier zu Nürnberg einkommen/das die Röm. Kayserl. Mayest...« und dem Schlusse: »Hat sich also dieser Keyserl: Einzug/ungefehrlich umb 7 Uhr Nachmittag/glücklich geendet.« Unten rechts: Gedruckt zu Nürnberg bey Christoph Gerhard.

Unten Mitte: Zu finden bey Johann Hoffmann Kunsthändlern in Nürnberg.

(Sammlung »Historische Blätter« im Besitz des Germanischen Museums, Nürnberg, H. B. 7815.)[142] Drugulin II 2468.

NB: *H.B. 7816*: der gleiche Druck mit dem Bericht, nur ohne den Kupferstich, der weggerissen zu sein scheint. Außerdem fehlt unten rechts die Adresse des Druckers.

H.B. 3483: der gleiche Kupferstich, ohne den gedruckten Bericht, so daß H.B. 7816 und H.B. 3483 Nr. 25 ergeben würden. Jedenfalls sind sie einmal getrennt worden.

Vgl. Müller S. 130 Nr. 3.

Anm.: Auch Fürst hat in einem Flugblatt den Einzug des Kaisers Leopold dargestellt (vgl. Hampe S. 48 Nr. 101).

26. Kupferstich (273 mm breit, 158 mm hoch): Die Feuersbrunst in London 1668.

Überschrift: Warhafftiger Bericht / von der grossen und fast unerhörten Feuers-Brunst / welche durch Verhängnis Gottes in Engeland / in der Königl. Haupt-Stadt London entstanden / und 4. Tag / nemlich von den 12. biss 15. Septemb. erbärmlich / vermittelst eines starken Windes / um sich gefressen und in die 12000. Häuser und 81. Kirchen jämmerlich eingeäschert: Erstlich aus den Englischen / ins Holländische / und folgends ins Hoch Teutsche übersetzt.

Im Vordergrund einige dem Brand zusehende Personengruppen und vom Brand nicht erfaßte Stadtteile, im Mittelgrund die Themse, im Hintergrund die brennende Stadt. Oben in der Mitte in einem Schriftband: London.

Als Unterschrift in Typendruck drei Spalten (95 mm breit, 97 mm hoch) die Beschreibung der Stadt London von ihrer Gründung bis zu dem Brand mit dessen genauer Schilderung. Anschließend Erklärung der Ziffern über den Gebäuden im Kupferstich. Die Beschreibung beginnt mit den Worten »Die sehr grosse Weltberühmte Stadt Londen / und endigt: / und sie ihres unglücks in etwas wiederum mögen ergötzt werden /«.

Unten rechts: Zu finden bey Johann Hoffmann / Kunsthändlern in Nürnberg.

Plattengröße: 280 mm breit, 164 mm hoch.

Größe des ganzen Blatts incl. Bordüre: 304 mm breit, 394 mm hoch.

(H.B. 1310.)

Anm.: Ähnliches, etwas kleineres Kupfer im Verlag von Christoph Lochner (H. B. 13948), das möglicherweise als Vorwurf gedient hat und auch datiert ist 2. (12.) September 1666.

27. Kupferstich (382 mm breit, 260 mm hoch): Die Schlacht bei Seneffe. 1674.

Im Vorder- und Mittelgrund das Schlachtgetümmel. Im Hintergrund Landschaft. In den Wolken ein Band mit der Überschrift: *»Eigentliche Vorstellung der neulichst vorgegangenen Blutigen Schlacht zwischen den Allyrten und Franzosen.«*

Als Unterschrift angeklebt (Typendruck): Aussführliche Vorstellung und Beschreibung der erschröcklichen Schlacht / welche sich zwischen denen Kayserl. Spannischen und Staadischen / als Alliierten Völckern / einer Seits; und dann denen Frantzosen unter dem Printzen *de Condé* ander Seits / den 11.–12. Augusti / dieses 1674. Jahrs / bei Seneffe / ereignet.

[142] Weitere Blätter aus dieser Sammlung kurz H.B. bezeichnet.

Es folgt dann in vier Spalten (je 90 mm breit, 135 mm hoch) die Beschreibung der Schlacht und Erklärung der im Kupfer befindlichen Zahlen und Buchstaben.

Mit dem Anfange: Dass der Sieg nicht in die Menge der streitbaren / sondern allein in Gottes Hand bestehe / ... und dem Schlusse: ein Neutraler Platz unter dem Frantzösischen Gebiet / wohin der Alliierten Armee marschierte:

Unten rechts: Zu Finden bey Johann Hoffmann / Kunsthändlern in Nürnberg.

Plattengröße: 390 mm breit, mehr als 266 mm hoch (da angeklebt und Plattenrand nicht sichtbar).

(H.B. 5087.)

Drugulin II, 2874.

28. Kupferstich (290 mm breit, 180 mm hoch) mit der Darstellung von Grafe (1674).

Überschrift: Grundrichtige Vorstellung und ausführliche Beschreibung der trefflichen Stadt und Vestung Grafe / wie selbige gelegen / und was sich bey gegenwärtiger Belägerung Denckwürdiges zugetragen.

Die obere Hälfte nimmt die Ansicht der Stadt ein, vom gegenüberliegenden Ufer der Maas aus gesehen. Die untere größere Hälfte gibt einen Plan von Gelände und Umgebung der Stadt.

Unten Mitte: *Hipschmann fecit.*

Plattengröße: 296 mm breit, 185 mm hoch.

Unter dem Stich folgt in Typendruck die Beschreibung in drei Spalten (je 100 mm breit, 157 mm hoch).

Mit dem Anfang: Wie plötzlich und geschwind die siegreichen Frantzösischen Waffen im 1671. und 72ten Jahre einen Ort nach dem andern / denen Herren Staaten zuständig / ihrer Gewalt und Bottmässigkeit unterworfen / ist weltkundig; und dem Schlusse: 4 Verse:

Haltet euch ihr Bataver tapfer / *resolut* / und mutlich /
Euch wird noch der Sieg zu Theil / und schadet nicht / Obgleich er blutig.
Selbst der Himmel hilfft euch streiten / das Verlorne auf das Neu
Zu gewinnen / setzt zusammen mit Aufrichtigkeit und Treu.

Unten rechts: Zu finden bey Joh. Hoffmann / Kunsthändlern in Nürnberg.

(H.B. 1799.)

29. Kupferstich (310 mm breit, 179 mm hoch): Die Einnahme von Belgrad 1688.

Überschrift: Eigendliche Beschreibung der Hungarischen Haupt- und Grentz-Vestung Griechisch-Weissenburg / Wie solche von Jahren zu Jahren in Türckische Gewalt den 6. Septembris aber dieses jetzt laufenden 1688. Jahrs / unter Generösem Commando Dero Chur-Fürstl. Durchl. Maximilian Emanuel in Bayern / mit Stürmender Hand in Kayserliche Devotion gebracht worden.

Die Darstellung zeigt die bereits überall brennende Festung, ihre Beschießung und Einnahme durch Truppen. Rechts im Hintergrund die Donau, links die Save.

Es folgt dann (Buchdruck) die Geschichte und Beschreibung der Stadt und die eigentliche Einnahme und Erklärung der Buchstaben in drei Spalten (je 100 mm breit, 210 mm hoch).

Mit dem Anfang: Griechisch-Weissenburg / sonst Belgrad genannt / und dem Schluß: Die Brücke über den Morast. Letztere Zeile ist weggerissen.

Unten Mitte: In Nürnberg/zu finden bey Johann Hofmann, Buch- und Kunsthändlern, 1688.
Plattengröße über 314 mm breit (beschnitten), 187 mm hoch (H.B. 1828.)

30. Kupferstich (289 mm breit, stark beschnitten, 209 mm hoch) mit der Überschrift: Eigendlicher Abriß Der jüngsten Winter-Expedition dess Herrn Graven Niclas Serin/nebenst Verzeichniss der führnehmsten/entweder eingenommenen/ oder ruinirten Plätze/und einer richtigen Beschreibung des gantzen Verlauffs.

Der Kupferstich zeigt im Vordergrund eine Schlacht, auf dem Schlachtfeld mehrere Gefallene mit abgetrennten Köpfen, links einen Reiter besonders deutlich und groß, wahrscheinlich der Graf von Serin. Oben Plan des Kriegsschauplatzes.

Als Unterschrift in drei Spalten (je 93 mm breit, 120 mm hoch) von Buchdruckerornamenten eingefaßt die Beschreibung: Mit dem Anfang: Gleichwie Lasterhaffte und verzagte Leute von einer Schande in die andere fallen: also steigen die Tapfren hingegeben von einer Tugend und *Glori* zur andern. Und dem Schluß: Gott sey Danck/glücklich beschlossen.
Unten rechts: Erklärung der Ziffern des Stichs.
Unten Mitte: Zu finden bey Johann Hoffmann, Kunsthändlern in Nürnberg.

Plattengröße: ca. 290 mm breit (stark beschnitten), 214 mm hoch.
Das ganze Blatt ca. 290 mm breit, 388 mm hoch, incl. Bordüre, stark beschnitten.
(München, Graph. Sammlung 209868, Mappe: Schlachten T-Z, Umschlag U.)

Fast das gleiche Blatt, nur die Überschrift geändert: Eigendlicher Abriss der glückhafften Winter-Expedition/dess Herrn Graven Niclas Serin/wie auch Ihrer Excell. Herrn Gravens von Hohenlohe/nebenst Verzeichniss der fürnehmsten/entweder eingenommenen/oder ruinirten Plätze/und einer richtigen Beschreibung dess gantzen Verlauffs.
Kupfer und Text sonst wie oben.
(München, Graph. Sammlung 103353.)
Vgl. Hampe S. 49 Nr. 103, der gleiche Vorwurf.

31. Kupferstich (295 mm breit, 175 mm hoch): Die Belagerung Wiens durch die Türken 1683.
Überschrift: Erschröckliche Türkische Belägerung/Der Weltberühmten Herz-Haupt- und Käyserl. Residenz-Stadt Wien in Oesterreich. Wie selbige fast unaufhörlich seit dem Julius-Monat an/von dem Barbarischen Feind/beschossen/miniret und geängstiget worden/jedoch dessen unerachtet/noch allwegen tapfferen und Generösen Widerstand erwiesen. Deren Belägerung und Resoluten Gegenwehr / Verlauff / als Denckwürdig in einem kurzen Kern verfasset und vorgestellt. An. 1683.

Das Kupfer selbst gibt eine ziemlich schematische Darstellung von Wien und seiner Umgebung mit den Zelten und Truppen der Angreifer. Linien bezeichnen die Geschoßbahnen.

Als Unterschrift in Buchdruck (abgeschlossen durch Buchdruckornament) drei Spalten (je 100 mm breit, 143 mm hoch), die Erzählung von der Belagerung und Beschreibung, beginnend: Wien/dieses herrliche und Ruhm-würdige Oesterreichische Kayser-Perle/würdiget billig anjetzo auch eine Tochter der Thränen/(wegen ihres zu bewainens-würdigen Zustandes) also benamset zu werden, schließend in 4 Versen:

Gott gebe Gnad und Sieg/nach ferner allen Christen
Zu wider diesem Feind/dem tollen Türken-Hand/
Ob diese Teuffels-Rott/sich wider uns schon risten/
So tilg sie doch sein Arm/und trenne ihren Bund.

Darunter Erklärung der Buchstaben im Kupfer.
Unten Mitte: Nürnberg/zu finden bey Johann Hoffmann/ Buch- und Kunsthändler. Anno 1683.
Plattengröße: 302 mm breit, 177 mm hoch.
(Bayer. Staatsarchiv, Nürnberg, Nr. 165.)
Drugulin II, 3099.

32. Kupferstich (271 mm breit, 150 mm hoch): Die Insel Candia. 1667.
Überschrift (eingefaßt durch Buchdruckornamente): Grundrichtige *Contrafactur* und Beschreibung der Hauptvestung der Insul Candien/Alt-Candia genannt/was massen selbige von dem Grand-Vezier den 28. May dieses 1667. Jahrs abermal attaquiret und belägert/aber von Ihr Exzellentz Herrn *Antonio Barbaro, General Proveditor* der Venetianischen Schiff-Armada biss anhero bestermassen *verdeffendiret* worden. Das Kupfer selbst zeigt in der Mitte die Festung mit sehr bergigem Hinterland. Im Vordergrund das Meer mit Segelschiffen, alles sehr schematisch und gänzlich unkünstlerisch dargestellt.
Als Unterschrift (eingefaßt von Buchdruckerornamenten) in Buchdruck: drei Spalten (je 94 mm breit, 70 mm hoch) mit der Beschreibung der ganzen Insel, beginnend: Ehe wir zur Beschreibung der vorgebildeten Stadt Candia schreiten/und zum Schluß: Und den Hochmögenden Herrschafft Venedig Waffen segnen und benedeyen.
Darunter: Erklärung der Ziffern im Kupfer.
Unten rechts: Zu finden bey Johañ Hoffmann / Kunsthändlern in Nürnberg.
Plattengröße: 280 mm breit, 160 mm hoch.
(Bayer. Staatsarchiv, Nürnberg No. 157.)

33. Kupferstich (262 mm breit, 130 mm hoch) mit der Abbildung und dem Bericht der Ermordung der beiden Brüder de Wit in Holland 1672.
Als Überschrift: Ausführliche Vorstellung und Abbildung der erschröcklichen und abscheulichen Tyranney/welche das schwürige Volck im Haag verübet wider die beeden Herren *Johann de Wit*, gewesenen Raths Pensionier von Holland und Westfriessland/Verwahrer des großen Sigels/wie auch Statthaltern und Registermeistern der Lehen selbiger Landen und *Cornelius de Wit*, alten Burgermeister der Statt Dordrecht/auch Drost von Putten. So geschehen Den 20. Augusti Anno 1672.
2 × 2 Verse:

Böse Stücke nehmen selten ein gut und beglücktes End/
Es kan sich gar leichtlich schicken/daß das Blätlein sich umbwendt/

Sonderlich/wann sich der Pöbel rasend und voll Wucht erzeigt/
Da ist alles voller Jammer/da Mitleiden ferne weicht.

Der Kupferstich selbst dreigeteilt, aber eine Platte; links das Bildnis Cornelius'de Wit, umrahmt von einem ovalen Kranz,

der je zur Hälfte in Lorbeerblätter und in Dornenzweige geteilt ist.
Als Unterschrift in einer rechteckigen Kartusche:

Cornelius de Wit
Oudt Burgermeester der Stadt
(Kursiv Antiqua)
Dordrechten Renward van Putten

Rechts das Bildnis Johanns de Wit. Umrahmung und Unterschrift wie links:

Johan de Wit
Raat Pensionaris van
(Kursiv Antiqua)
Hollant en West vrieslant.

Beide Bildnisse: 77 mm breit, 102 mm hoch, mit der Unterschrift 132 mm hoch.

In der Mitte ein Galgen, an dem die zwei grausam verstümmelten, nackten Leichen hängen. Links und rechts je ein Mann, die noch die Toten schänden. Rechts einige Bäume, links oben zwei Vögel. Unten links kleines Wappen.

Anschließend in Buchdruck die Beschreibung der Grausamkeiten in drei Spalten (je 113 mm breit, 134 mm hoch) mit dem Anfang:

Das schröckliche Lebensende / das denen Beeden in höchsten Ansehen und Würden gewesenen Herren deWit kurzverwichener Zeit zu Theil worden /

und dem Schlusse:
Doch werden diese grausame Geschicht die Historien-Bücher der Welt vor Augen zu stellen am besten dienlich seyn / daraus ein jeder / der es lieset / klärlich sehen möge / dass es rechtschaffen heisse:
Darunter 2 × 2 Verse:

Mancher könnt in dieser Welt noch vil schöne Tag erleben /
Und in hohem Ehrenstand / grünen / blühen / wachsen / schweben;
Wo Er nicht durch böse Stücke sich in das Verderben brächt;
O Mensch! Wiltu glücklich leben! so fürcht Gott / Leb schlecht und recht.

Unten Mitte: Zu finden bey Johann Hoffmann, Kunsthändlern in Nürnberg.
Plattengröße: 268 mm breit, 138 mm hoch.
(München, Graph. Sammlung 130170, Mappe: Verbrechen, Umschlag I, Hochverrat, und Bayer. Staatsbibliothek München, Einblattabdrucke V, 9.)
Hier die Umrahmung (Buchdruckerornamente) erhalten. Größe des ganzen Blattes: 298 mm breit, 382 mm hoch.
(Drugulin II 2802.)
Das gleiche Blatt nur im Gegensinn und mit anderem Text aus dem Verlag Sandrarts, Nürnberg; München, Graphische Sammlung 86012, Mappe und Umschlag wie oben.
(Drugulin II, 2801).
Anm.: Das Hoffmannsche Blatt ist keinesfalls das Original, denn im Text selbst ist schon auf ein holländisches Exemplar hingewiesen.

34. Kupferstich (280 mm breit, 177 mm hoch): Die Feierlichkeiten beim Regierungsantritt des Königs von Schweden 1672.
Überschrift: Aussführliche Vorstellung und Beschreibung Derer Jenigen Solleniteten / welche bey Antrettung der Regierung Ihrer Königlichen Majestät in Schweden (hier beschnitten) den 18. Decemb. des nechst verwichnen 1672. Jahrs mit jeder männigliches Frolocken Preisswürdig vorgegangen.
Es folgen 2 × 2 Verse:

Hochstgepriesenes Schweden Reich! jauchtze / lass dich fröhlich finden /
Weil der König selbst Sich will der Regierung unterwinden;
Gott verleihe / dass Er möge der Bedrängten Schutzherr seyn,
Dass Gerechtigkeit und Friede bey Ihm gehen aus und ein.

Der Kupferstich selbst zeigt den Thronsaal mit der Hofgesellschaft. In der Mitte der Thron mit dem König, links von ihm die Königin. Oben Mitte halten zwei Engel eine Kartusche mit der Krone, unten Kartusche mit der Inschrift: Aussführliche Vorstellung Der Solleniteten welche bey Ihrer Königl. Majestät in Schweden *Caroli* Regierungs Antrettung A° 1672 den 18. Dezember vorgegangen.
Unten Mitte: Hipschmann scul.
Plattengröße: 284 mm hoch, 180 mm breit.
Daran anschließend (auf einem Bogen) die Beschreibung der Feierlichkeiten in drei Spalten (je 95 mm breit, 135 mm hoch) mit dem Anfang: Das Niegenug belobte Nordische Reich Schweden und dem Schlusse (4 Verse): Er woll / was dir angenehm / jetzo und ins künfftig geben.
Unten rechts: Zu finden bey Johann Hoffmann Kunsthändlern in Nürnberg.
Das ganze Blatt stark beschnitten, zu Seiten des Textes Buchdruckerornamente. Noch vorhandene Größe: 289 mm breit, 373 mm hoch.
(Graphische Sammlung, München, 130718, Mappe: Kaiser und Fürsten, Umschlag: II. Königs-Krönungen, Huldigungen.)

II. Himmels-Erscheinungen

35. Kupferstich (185 mm breit, 85 mm hoch): Komet von 1664. Von links oben fährt ein Vogel, dessen Gefieder mit Sternen besät ist, auf einer, durch eine Linie angegebene Straße auf den Kometen zu, dessen gewaltiger Schweif sich nach rechts oben ausdehnt. Zu Seiten des Kometen sind die vier Himmelsrichtungen angegeben.
Als Unterschrift (in Kursiv-Antiqua): Im Jahr Christi 1664. den 14/24 Decemb: in der Nacht gegen Tag, nach 5. der kleinnern Uhr, ward in des H. Röm. Freyen Reichs Stadt Nürnberg, dieser Erschröckliche Comet Stern wie hier Abgebildet zuersehen.
Unten Mitte: Johann Hofman, Excudit.
Plattengröße: 190 mm breit, 126 mm hoch.
(H. B. 13790.)
Dasselbe Blatt zwei Mal in der Nürnberger Stadtbibliothek Nor. K. Nr. 102.
Vgl. Müller Pag. 200 Nr. 13 und 14. Drugulin II 2633.
Anmerkung: H. B. 12058:
Eine ähnliche Darstellung des Kometen, der am 18. Dezember 1664 zu Augsburg gesehen wurde. Martin Zimmermann exc. Das Augsburger Blatt zeigt den Vogel und den Schweif des Kometen nur gestrichelt, hat dagegen mehr Sterne und noch einige astronomische Bezeichnungen.

Abhängigkeit der beiden Blätter? Die Frage, welches zuerst erschienen ist, ist nicht ohne weiteres zu entscheiden. Beide kamen wohl gleich nach Auftreten des Kometen auf den Markt. Möglicherweise fertigte auch der nämliche Künstler für beide Verleger gleichzeitig das Blatt an.

36. Kupferstich (175 mm breit, 85 mm hoch): Komet von 1665. Der Komet, dessen Schweif sich diagonal nach oben rechts breitet, und zwei weitere Sterne. Bezeichnung der Himmelsrichtungen.
Als Unterschrift (Kursiv-Antiqua): Im Jahr Christi, 1665. den 26. Marti: in der Nacht gegen Tag, nach 3. der kleinern Uhr ward in dess H. Röm. Freyen Reiches Stadt Nürnberg dieser Stern, wie hier Abgebildet, zuersehen.
Plattengröße: 180 mm breit, 127 mm hoch.
Keine Verlagsbezeichnung – aber die Schrift und ganze Darstellungsart wie bei Nr. 35.
(Nürnberger Stadtbibliothek Nor. K. 102)
Vgl. Müller S. 201. Drugulin II. 2644.

37. Kupferstich (192 mm breit, 122 mm hoch) mit der Darstellung des Kometen in den inner-österreichischen Ländern. Die obere Hälfte des Blattes nimmt der gewaltige Komet ein, um ihn herum Bezeichnung der Himmelsrichtungen und Sternbahn. Eingerahmt die Buchstaben A. X. D. S. T. U. M:B.
Als Unterschrift (in Kursiv Antiqua):
Dieser Grausame V: Erschreckliche Comet Stern wie sich der selbiche den 2/12 January wie auch den 17. dito zwischen 2. V: 3 Uhr gegen den Tag in den inneren Oesterreichischen und benachbarden Croatzischen Lendern wie auch zu Grätz ist gesehen worden in der Farb wie ein ander Stern, Gott erhalte die gantze Christenheit und wende alles Unglück in genaden ab. Hir bei ist auch zu sehen die Caracktarus so zu Stargard in bommern den 4/14 December 1663 Abent umb 7. Uhr gesehen worden.
Links unten: Zu finden bey Jo. Hoffman.
Plattengröße: 192 mm breit, 122 mm hoch.
(H. B. 6984) Drugulin II. 2598.
(Vgl. Hampe S. 57 Nr. 115; der gleiche Vorwurf.)

38. Kupferstich (298 mm breit, 168 mm hoch): Der Komet zu Nürnberg 1680. Die Hälfte des Blattes nimmt die Ansicht von Nürnberg ein; die obere Hälfte stellt den stark ausgesternten Himmel dar, über den diagonal der Komet mit seinem Schweif sich hinzieht. Unter dem letzten steht: Der Schweiff erstreckt auff die 1000 Meilen.
Als Überschrift (Antiqua): Wahre eigentliche Abbildung Des wider um den 16/26 Decembris dieses mit Gott zu End eilenden 1680sten Heil-Jars, Abends um 5. der kleinern Uhr, erschröcklich erschienen, und in des H. Reichs Stadt Nürnberg das erstemal observirten Wunder Cometen.
Als Unterschrift 2 × 6 Verse (Kursiv-Antiqua):

Schau hier O! Sünder schau ein neuer Trauer-Both,
der uns wie Ninive, die Gottes Straff-Hand droht,
Heb Hertz und Augen auff, Betracht den Sternen Bogen,
Welch eine Fackel-Kertz hat dir Gott aufgezogen,
Frag, was der schnelle Lauf und seine Deutung sey,
Es leuchtet dieses liecht der Welt zur Buss und Reu,
Wann Gott sich Zornig Zeigt, so läßt er Sterne reden,
Die Diener seiner Rath und helle Straff-Propheten,
Wem dieses Flammen-liecht Zur Herzens Buss nicht lockt,
der bleibe immer hin, verdüstert und verstockt.
Auf! Teutschland! finde dich Zur Reue deiner Sünden:
Und thu wie Ninive, so wirstu Gnade finden.

Plattengröße: Über 301 mm breit (beschnitten), 223 mm hoch. Daran anschließend auf dem gleichen Bogen in Typendruck: 294 mm breit, 170 mm hoch: Christlich-vernünftige Cometen-Betrachtung. Eine Aufforderung nicht abergläubisch den Cometen zu betrachten, sondern als Wunder des Herrn. Beschreibung des Cometen im Vergleich der schon in diesem Jahrhundert aufgetauchten (8) andern, in drei Spalten, beginnend mit den Worten:
Indem der Zeit/so wohl Gelehrte/als Ungelehrte/Verständige als Unverständige/Einfältige und Kluge/eyvrig ihre Augen gen Himmel-auffwärts nach dem Neuen Wunderlicht kehren/ und dem Schlusse:
... und wer dess H. Geists trieb muhtwillig aus seinen Hertzen verbannet, den wird auch kein langgeschweiffter Comet-Stern zu einen andern Leben bringen. Und hiermit sey der geneigte Leser dem befohlen/der unsere Zuflucht für und für/den die Berge/und die Erden und die Welt/und die Cometen erschaffen worden.
Rechts unten: Zu finden bey Johann Hoffmann, Kunst- und Buchhändlern in Nürnberg.
(H. B. 14156)
(Beachte: H. B. 13791. Dieselbe Platte in besserem Abdruck ohne Typendruck.)
(Das gleiche Blatt auch Nürnberger Stadtbibliothek Nor. K. Nr. 102 und München, Graph. Sammlung 157206 (Mappe Monstra curiosa, Umschlag V. Kometen.) (In München nur der Kupferstich.)
(Drugulin II 3027 und Müller S. 202.)

III. Bildnisse

39. Kupferstich (227 mm breit, 260 mm hoch): Bildnis des Papstes Clemens IX., Brustbild im Ornat von achteckigem Kranz eingerahmt.
Als Unterschrift: Pabst Clemens der IX. Ein gebohrner Italiener wurd erwehlet zu Rom den 20. Juny A⁰ 1667.
In der Mitte das päpstliche Wappen.
Unten links: Joh. Hoffmann Exc.
Plattengröße: 230 mm breit, 299 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 272.)
Vergleiche Hampe, S. 62 Nr. 139. Der gleiche Vorwurf.

40. Kupferstich (348 mm breit, 255 mm hoch) Bildnisse des Kaisers und der sieben Kurfürsten in zwei Reihen. Obere Reihe von links: Der Kaiser, Chur Maintz, Chur Trier, Chur Cölln, untere Reihe: Chur Bayrn, Chur Sachsen, Chur Brandenburg, Chur Pfaltz, Heydelberg.
Die Bildnisse sind je 89 mm breit, 126 mm hoch, meist en face aufgenommen, und tragen die jeweilige Unterschrift, wie oben angegeben.
Unten Mitte: Johann Hoffman Excud. Noriberg.
Plattengröße: 353 mm breit, 260 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 292.)



Abb. 7 (Nr. 41): *Reiterbild Johann III. (Original 281 × 330 mm)*

41. Kupferstich (281 mm breit, 330 mm hoch); Reiterbild Johann III., Königs von Polen. Im Mittelgrund das Pferd mit dem Reiter, im Hintergrund sieht man die kämpfenden und gefallenen Truppen.[143]
Als Unterschrift: Invicto Principi Joanni III. D. G. Poloniae Regi Magno Duci, Lithuaniae Prus, Rus, Mass, Turcarum Subactor Rex, Dux, Miles ovat, praeit, instat, vertite Turcæ, Agmina pro clypeo stat Deus ecce suo.
Rechts unten: J. Hoffmann Excudit.
Plattengröße: 289 mm breit, 376 mm hoch.

[143] Vgl. Abb. 7

(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 321.)

42. Kupferstich (277 mm breit, 316 mm hoch): Reiterbild des Pfalzgrafen Carl. Pferd und Reiter nach links gerichtet. Im Hintergrund Ansicht von Heidelberg.
Als Unterschrift: Serenissimus et Celsissimus Dominus, Domin Carolus, Comes Palatinus Ad Rhenum, Sacri Romani Imperii Archithesaurari, et Elector, Dux Bavariae, Comes in Spanheim etc.
Unten links: Johañ Hoffman exc.
Unten rechts: Baener f.



Abb. 8 (Nr. 45): *Ansicht der Stadt Wien (Original 367 × 200 mm)*

Plattengröße: 281 mm breit, 346 mm hoch.

(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 331.)

Das Blatt trägt eine Nummer, stammt also jedenfalls aus einer Folge von Bildnissen, wie sie auch Fürst und Funk herausgaben.

43. Kupferstich (276 mm breit, 337 mm hoch): Reiterbild des Grafen von Starhemberg. Roß und Reiter nach rechts gerichtet, im Hintergrunde rechts kämpfende Kavallerie.

Als Unterschrift: Seine hochgräfliche Excellenz Ernst Rüdiger von Starhemberg, Ihre Römischen Kayserlichen Majestät ruhmwürdigster Commendant der Kayserlichen Residenz Stadt Wien.

Unten rechts: J. Hoffman Ex.

Plattengröße: 280 mm breit, 366 mm hoch.

(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 335.)

44. Kupferstich (290 mm breit, 337 mm hoch): Bildnis des Carel Rabenhaupt. Kniestück in Rüstung vor einem wappengeschmückten Vorhang, im Hintergrund links Andeutung einer Schlacht, im Mittelgrund Pläne mit Namen.

Als Unterschrift in 2 × 4 Zeilen: Carel Rabenhaupt, Baron van Sucha, Erfherr in Lichtenberg en Fremesnich Heere tot Crumhagh, General Lieutenant der Vereinigte Neder Landen Collonel over een Regiment Infanterye Gouverneur van Gronningen en Omlanden, Castelyn van Coeverden, en Drossaart van Dreuthe.

Unten links: Joh: Hoffman Excudit.

In der Mitte zwischen dem Text lorbeerumrahmtes Wappen mit Schriftband: Ob cives servatos hostesque fugatos.

Plattengröße: 293 mm breit, 336 mm hoch.

(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Nr. 379.)

IV. Ansichten und Landkarten

Um den Kunstverlag Hoffmanns in möglichster Vollständigkeit zu zeigen, seien hier auch die Landkarten beschrieben.

45. Kupferstich (367 mm breit (beschnitten), 200 mm hoch): Ansicht der Stadt Wien.

Oben Mitte: in der Luft Schriftband: Stadt Wien in Osterreich zu beiden Seiten des Stadtwappens.[144]

Als Unterschrift: links 8 Verse lateinisch: (Antiqua) rechts 8 Verse deutsch:

Haec urbs undisonis Istri est contermina ripis,
Nobile cui nomen mangna Vienna data est,

[144] Vgl. Abb. 8.

Felix flore virum, felicior aedibus altis,
Queis negat Arctoo terra sub axe pares
nec minor aspicias cum propugnacula, vinei
Nescia queis Turcas descripit illa manus,
Longa, precor, perstet, longos tentata per annos,
Semper et hoc vultu vel meliore micet.

Die ehmals kleine Stadt, nach Fabian genenet,
Die nach der Hunnen sturm nichts von sich selbst gekenet
als nur ein Jegerhaus, die ist zu solcher macht,
Zu solcher Herrligkeit durch Habsburg auffgebracht,
daß Soliman von ihr mit schanden mußte weichen,
das sie ein Schutz noch ist der Christen Königreich,
der Städte Keiserin, so vieler Kayser sitz,
vor der die Tiber-Stadt erblast mit ihrem blitz.

Daneben: Erklärung der Ziffern über den Baulichkeiten.
Unten rechts: Johann Hoffmann Excudit.
Unten links: Lucas Schnitzer fecit.
Plattengröße: über 369 mm (da beschnitten) breit, 262 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 456.)

46. Kupferstich (552 mm breit, 398 mm hoch): Landkarte des Nürnberger Gebiets.
Oben links im Viereck (Antiqua): »TERRITORIUM NORIMBERGENSE CUM QUIBUSDAM ADJACENTIBUS LOCIS«.
Unten rechts: VIRIS MAGNIFICIS, PRAESTRENUIS, NOBILISSIMIS ET ... SUBMISSE OFFERT, DEDICAT JOHANNES HOFFMANN.
Plattengröße: 563 mm breit, 414 mm hoch.
(La. 122 und Bayer. Staatsarchiv Nürnberg M III. Nr. 257.)
(Müller, S. 6, Will I, 42, 43.)

47. Kupferstich (in der Mitte zusammengeklebt, 852 mm breit, 541 mm hoch): Landkarte des Fränkischen Kreises, 1677.
Als Überschrift (Antiqua): Circulus Franconiae, in quo sunt Episcopatus Herbipolensis ... Per Sansonium Ordinarium Regis Geographum.
Oben links in einer großen Kartusche: CIRCULUS FRANCONIAE, Divisus in certas ditiones, per Sansonium Ordinarium Regis Geographum anno 1677. Noribergiae apud Johannem Hoffmannum.
B. Recknagel sculp.
Unten links in Barockverzierung: Erklärung der Zeichen und Maßstab.
Plattengröße: 862 mm breit, über 580 mm hoch (beschnitten).
(La. 105 und Bayer. Staatsarchiv Nürnberg Nr. 73.)
(Müller, S. 3, Nr. 2.)

48. Kupferstich (aus verschiedenen Platten zusammengesetzt): Landkarte des Bistums Würzburg.
Oben links: Ansicht von Königshofen (125 mm breit, 68 mm hoch).
Unten links: Ansicht von Würzburg (190 mm breit, 126 mm hoch).
Oben rechts: (Antiqua) DAS BISTHUM WUERZBURG IN FRANCKEN. J. H. S. Delineavit. (104 mm breit, 85 mm hoch.)
Daran anschließend (80 mm breit, 56 mm hoch) Erklärung der Zeichen.
Unten rechts: (140 mm breit, 26 mm hoch) Maßstab und *Joh. Hoffman excudit.*
Unten rechts: *H. J. Schollenb:sc.* (= Schollenberger).
Gesamtplattengröße: 547 mm breit, 404 mm hoch.
(La. 146.)

49. Kupferstich (530 mm breit, 385 mm hoch): Landkarte von Deutschland.
Unten rechts (Antiqua): Germaniae Superioris et Inferioris accurata descriptio.
Grundmäßige Beschreibung Des Ober und Nieder Teutschlandes. Darinnen sonderlich Des Königs in Franckreich Merckwürdiger Kriegszug vom Rheinstrom Deutl.: vorgestellet ist. Zu finden bey Johann Hoffmann in Nürnberg.
Darunter ein Maßstab.
Unten rechts: J. H. S. delin.
Plattengröße: 540 mm breit, 394 mm hoch.
(La. 23.)

50. Kupferstich (aus zwei Bogen: 886 mm breit, 578 mm hoch): Karte des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation.
Als Überschrift (Antiqua): L'Empire d'Allemagne, ou sont distingues les Estats de la M^son d'Austriche, des Eslecteurs Ecclesiastiques de Mayence ... Dressé sur les Memoires les pl.° recents: Par le S.Sanson Geogr' ord^re du Roy.
Oben links in großer Kartusche, an der oben zwei Engel das Wappen mit dem Reichsadler halten: Das Heyl. Römische Reich *Teutscher Nation* Worinnen begrissen desselben Chur- und Fürstenthümber auch Länder, sampt einen Teil von desselben angrentzenden Königreichen und *Provintzien.* Verlegt von Johann Hoffmann in Nürnberg.
Unten links in Kartusche Maßstab und Zeichenerklärung. Sigmund Gabriel Hipschmann Scul:
Plattengröße: 891 mm breit, 585 mm hoch.
(La. 19 und Bayer. Staatsarchiv Nürnberg Nr. 57, hier zum Teil koloriert.)

51. Kupferstich (864 mm breit, 563 mm hoch, beschnitten): Karte von Polen.
Als Überschrift (Antiqua): STATUS REGNI POLONIAE...
Oben links: große Kartusche mit Krone (Antiqua): STATUS POLONIAE prout Dividitur in suos Palatinatus Per Sansoniu Geographum Regis Ordinarium.
Zeichenerklärung.
Noribergae apud Johannem Hoffmannum 1677 B. Recknagel sculp.
Oben rechts: Maßstab.
Plattengröße: mehr als 864 mm breit (beschnitten), mehr als 563 mm hoch (beschnitten).
(La. 2212.)

52. Kupferstich (aus zwei Platten bestehend, 616 mm breit, 402 mm hoch): Grundriß von Wien und Umgebung.
Oben rechts: Erklärung der Buchstaben im Kupferstich.
Unten rechts: (in einem doppelt umrahmten Rechteck): Grundriss Der Kayserlichen Residentz Stadt Wien, Mit der Türckischen Belägerung, Samt dem Grösserentheil von Unter Oesterreich und Der Türcken – und Tartarn Verübten Ver-

heerung 1683. Zu finden bey Johann Hoffmann Kunsthändler in Nürnberg.
Plattengröße: 628 mm breit, 409 mm hoch.
(Bayer. Staatsarchiv Nürnberg Nr. 167.)
Drugulin II 3094.

53. Kupferstich: Grundriß des Rheinstroms.
Oben links in der Kartusche: *Geographi*scher Grund-Riess dess Gantzen Rheinstrohms, sambt denen daran grentzenden Königreichen, Fürstenthumer und Herrschafften / welche zum Theil und vorjetzo absonderlich am Rhein, von der Frantzösischen Unruhs-Flamme, und grausam̄er Wüterey, Härtiglich überzogen. Nürnberg bey Johañ Hoffmañ 1689.
Oben rechts: Auf einem Fahnentuch, das oben mit Kriegsgeräten verziert ist: Masstab.
Unten links: Karte von Fort Louis, daneben ein brennendes Haus.
Unten rechts: J. P. Hipschmann, sc.
Die Karte reicht im Osten bis zur Oberpfalz, im Westen bis in die Normandie.
Plattengröße: 685 mm breit, 464 mm hoch.
(Bayer. Staatsarchiv Nürnberg Nr. 64.)

54. Kupferstich (zwei Bogen, 560 mm breit, 799 mm hoch): Karte des Elsaß.
Als Überschrift (Antiqua): L'ALSACE DIVISEE EN SES PRINCIPALES PARTIES, SCAVOIR LES LANDGRAVIATS ...
Unten rechts in großer Kartusche (Antiqua):
L'ALSACE, DIVISEE EN SES PRINCIPALES PARTIES DRESSEE SUR LES MEMOIRES LES PLUS NOUVEAUX PAR LE SR. SANSON, GEOGRAPHE ORDINAIRE DU ROY A NORIMBERGAE APUD JOH: HOFFMANNum. 1674.
Darunter Maßstab.
Ganz unten rechts: Sigmund Gabriel Hipschmann scul:
Plattengröße: 567 mm breit, 832 mm hoch (zwei Platten).
(Bayer. Staatsarchiv Nürnberg Nr. 39. Zwei Exemplare, davon eines beschnitten und ohne Überschrift.)

IV. Allegorien, Sittenbilder, Sagen, Verschiedenes

55. Kupferstich (355 mm breit, 268 mm hoch): Allegorie auf die fünf Sinne. Darstellung eines Stufenbaues, auf dem fünf Gruppen, je ein Liebespaar mit einem kleinen Putto (Gruppe drei anstatt eines Putto (Amor) ein Windspiel) angeordnet sind. Jede Gruppe eine Allegorie auf einen der fünf Sinne.
In der Mitte: eine Stadt vor einer Landschaft, zu Seiten Democritus und Heraclitus, darüber: Irrgang der Welt-Vanitas Vanitatum. Darunter 2×8 Verse:

Democritus.
Ist der Thorheit nicht zu lachen?
Einer weint der andere nicht.
Dieser plaget sich mit wachen,
Jener baut sich und der zerbricht.
Einer Fühlet, Schmecket, Rüchet,
Singt, oder sich zu Schaun füget,
Biss der Tod diss alles schlüsst
Und die Freud im Wind verschüst.

Heraclitus.
Ach nicht Lachen, sondern Klagen
Ist der Menschen Elend wehrt:
Die sich in dem Irrgang plagen,
Biss sie wider werden Erd.
Einer sam̄let, schaffet, suchet
Dass sein Erb verschwendet, fluchet,
Mensch, du läst dirs werden saur,
Krigst zum Lohn des Todes schaur.

Unten rechts: johann Hoffmann.
Als Unterschrift 4×4 Verse (in einer Reihe nebeneinander):

I. Das Fühlen

Ich bin die grösste Kraft, der Welt Freud zu genissen,
Bey mir kein Lust nicht hafft ich mus sie denn recht wissen:
Drum fühl ich mit Begier was mir gefallen soll.
Und fass es denn zu mir mit Hertz und Armen voll.

II. Der Geschmack

Fast meiner Schwester art, halt ich in meiner Freude,
Mein Lust ist Vogel, Wildt, Wein, Bier und schon Gedraide:
Was nicht zur Küchen dient ist Schatten, Freud und Lust
Ergetzt kein Menschen nicht und bleibt ein eitler Wust.

III. Der Geruch

Mich labt der Blumē lust und was die Lufft durchstreichet
Von Rosen und Zibeth, und was sonst diesen gleichet
Das stärckt mein Hertz und Sinn und raitzt zur Fröligkeit,
Drum ist das Rüchen nur mein Lust, und grösste Freud.

IV. Das Gehör

Wie mein gestimmte Kunst die Hertzen könne beugen,
Hat schon vor längst bezeugt mein Orpheus mit der Geugē
Itzt, hör ich Instrument, und trette das Pedal
Das Orgel, Pfeiffen, Zinck erschallet überall.

V. Das Gesicht

Das grosse Sonnenliecht entdeckt das schöne Wesen
Der gantzen breiten Welt, mein Augen ausserlesen
die zeigen mich mir selbst, darzu die gantze Welt
Darin ich hin und her kan sehen was mir gefelt.

Plattengröße: 360 mm breit, 289 mm hoch.
(Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 75.)
Anm.: Ähnliches Blatt bei Fürst, vgl. Hampe, S. 79, Nr. 229.

56. Kupferstich (ungefähr 370 mm breit, beschnitten, 230 mm hoch): Satire auf Verliebte.[145]
Als Überschrift:

Schantzen und Wag-Spiel
Unterschiedlich Hitzig Verliebten,
So Mañs alß frauen Personen.

Im Vordergrund links: Vier Puppen (Frauenfiguren) auf einem Holzfuß, wohl eine Art Kegelspiel, da drei je eine Holzkugel vor sich liegen haben, zwischen vier und zwei ein paar Hörner. Rechts drei Herren auf die Damen zukommend, teils mit abwehrenden, teils mit freudigen Gebärden. In der Mitte im Hintergrund die fünfte Dame mit einem Herrn und einem Amor.

[145] Vgl. Abb. 9.



Abb. 9 (Nr. 56): *Satire auf Verliebte (Original 370 × 230 mm)*

Die Frauen tragen ihre Eigenschaften über sich geschrieben.

Als Unterschrift 5 × 7 Verse:

Wie seltsam sich das Spiel im Lieben pflegt zu kehrē,
Wird dieses Sinnen-Bild, den Leser deutlich lehren,
Da nichts dem Wiederspiel zu allen seiten steht,
Weil dieser keinem es nach seinem Kopffe geht.
Den Damen fehlet es, darob man hat zu klagen,
Und müssen Sie, dass dem sey also, selber sagen,
Die Erste muss man zwar bekennen, dass sie Reich

Und wol-vermöglich sey, das weist der Säckel gleich,
Den Sie in den Händen trägt: doch ist sie hoch von Jahren
Alt muffigt, Runtzelvoll, Zanluckigt, grau von Haarē,
Und, welch das ärgste ist, dem Geitz, so zugethā,
Dass man ein karge Zauck, Sie billig nennen kan.
Die Zweyt ist zwar wol hübsch, und kan Ergetzung geben,
Lest aber ihr den Rock üm Gelt gar leicht auffheben

Die Drit ist Züchtig-keusch, doch teufelsböß darbey,
Den Brugel, den Sie führt, Zeugts das dem also sey. –
Die Viert ist Tugentsam, Schön, Erbar, Reich ohn-massē
Doch nur Einbildung-weiß: wer könnt ein solche lassē,
Wenn sie zufrieden wer: Ihrsgleichen lebet nicht,
Drum ists ein läres Bild, und nichts als ein gedicht,
Die Fünfft wil (wie man spricht) dran mit der Lederfeile,

Das weist Cupido hiemit Bogen und dem Pfeile,
Den Er hat auffgelegt, zu schüessen nach dem Ziel,
Daran sie sich versehen, und das sie haben wil.
Und wenn ich tausend neñt, so so würds an etwas fehlen,
Drum unterlaß ich hie der mehre herzuzehlen.
Bleibt also wol darbey, wer sich bewerben wil,
Der thut ein blinden griff, hat ein gewagtes Spiel

Dem Sprüchwort gantz gemäß: Der
welcher sich verbunden
Durch Lieb an eine Dam, hat nur
Zwo guter Stunden;
Die Erste weñ man ihn zu seiner Liebste legt
Die Zweyte, wenn man Sie von Ihm
Zum Grabe trägt.

Unten rechts: Johann Hofmann Ex:

Plattengröße: mehr als 373 mm breit (beschnitten), 273 mm hoch. (Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 467.)

Drugulin I 2551.

Anmerkung: Das nämliche Blatt (H. B. 17846) mit der Verlagsadresse unten rechts: A. Aubry fecit Et Excudit Francofurti. Plattengröße: mehr als 391 mm breit (beschnitten), mehr als 372 mm hoch (beschnitten).

Nur die Bordüre zeigt anderes Muster, sonst genaue Übereinstimmung. Das Aubrysche Blatt scheint das Original zu sein, da es viel kräftiger ist, oder wenn kein Nachstich vorliegt, so ist die Platte, als sie in Hoffmanns Besitz kam, schon sehr abgenutzt gewesen.

57. Kupferstich (378 mm breit, 228 mm hoch): Satire auf das Ehewesen.

Als Überschrift: Seltzame Vorspiele dess Ehewesens. Den einen blick ich an. Dem andern auf die Zehen trett Ich gemählich an. Dem Dritten lang ich die Hand, und Truck die seine. Auf solche art und weiss, kann ich sie all vergnügen.

In einem Garten lustwandeln drei Damen und sechs Herren; die Damen sprechen im Text aus, wie sie die Herren zu behandeln wissen. Die erste mit drei Herren ist die Kokette, die die Männer an der Nase herumführt, ohne sich völlig erobern zu lassen, die zweite mit einem Herrn ist die feile Dirne, die dritte mit zwei Herren und Pferd ist die Naiv-liebende.

Als Unterschrift: 4×8 Verse und 1×6 mit dem Anfang: »Wie wunderlich die Lieb der nicht standhafften Damen mit uns zu spielen pflegt ... und dem Schluß: »Ein wolstaffirte Dam, ein aufgebutztes Pferd, Wie jene Ehrens ist, so dieses Reuthens wert.«

Unten rechts: Johann Hofmann Excudit.

Plattengröße: ca. 383 mm breit (beschnitten), 275 mm hoch. (Sammelband Nr. 238 qu. 2° der Städt. Kupferstichsammlung Bl. 468.)

Anm.: Das nämliche Blatt (H. B. 15003), aus dem Aubryschen Verlag.

Unterschied zu dem Hoffmannschen: Die Typen sind klarer, der Text der Überschrift in anderer Zeilenstellung, der Text der Unterschrift weiter gesetzt.

Der Text selbst ist der gleiche, nur unter dem Text die Buchstaben: J. G. S. B. R.

Unten rechts: Abraham Aubry fecit et Excudit Francofurti.

Die das Blatt umgebende Bordüre zeigt anderes Muster.

Plattengröße: 396 mm breit, 274 mm hoch.

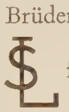
Im übrigen vgl. 56.

(Diederichs, Deutsches Leben der Vergangenheit, Bd. II, 1101, Jena 1908.)

58. Kupferstich (236 mm breit, 155 mm hoch): Die Sage von den Siebenschläfern.

Als Überschrift: Relation von den Edlen Brüdern, die 7. Schläfer genannt, welche in dem Berg Celio 372. Jahr geschlaffen haben.

Das Kupfer zeigt in der Mitte den Kaiser Decius zu Pferde, im Hintergrund links: die Stadt Ephesus, rechts den Berg Celio mit den sieben Brüdern.

Unten rechts:  fecit (Monogramm des Lucas Schnitzer).

Plattengröße: 240 mm breit, 158 mm hoch.

Daran anschließend in Typendruck: Drei Spalten mit je 38 Versen mit dem Anfang:

> Als Kaiser Decius regiert
> Diese Geschicht/gefunden wird
> In Epheso der schönen Statt
> Es Sieben Edle Brüder hatt
> Die waren Gottselig und frum
> Eyffrig in ihrem Christenthum

und dem Schluß:

> Dardurch/uns Gott/anzeigen will
> Wie er die Seinen/in der still
> Gantz wunderbar/erhalten kan
> Dass sich verwundert/jederman
> Dieweil sein Nam/heisst Wunderbar
> Schreibt Moses selbst/ist gewiss und waar.

Unten links und Mitte: die Erklärung der Buchstaben auf dem Kupfer.

Unten rechts: Zu finden bey Johan Hoffman in Nürnb.

(H. B. 19421.)

Das ganze Blatt eingerahmt von Buchdruckerornamenten.

59. Kupferstich (194 mm breit, 220 mm hoch): Darstellung eines Tartaren. Dieser ist eine Mißgeburt mit unendlich langem Hals. In den Händen hat er Pfeil und Bogen, beide von beträchtlicher Größe.

Als Unterschrift (Kursiv-Antiqua): Dis ist der Tarter den der Herr Grav Nicolaus von Serin gefangen bekom̄en Anno 1664.

Unten rechts: Joh. Hoffman Ex.

Plattengröße: mehr als 195 mm breit, mehr als 245 mm hoch (beschnitten).

(Bamberg: Hellersche Sammlung: Einzelblätter, und München, Graphische Sammlung 138870, Mappe: Monstra-Curiosa, Umschlag I: Menschliche Abnormitäten.)

Drugulin II, 2610.

Die gleiche Darstellung H. B. 15022. Die Unterschrift hier lautet: Diss ist der Tartar, den der Herr Graf Nicolaus von Serin neulich in diesem 1664 Jahr gefangen bekom̄en und Ihr. Röm. Kay. May: Zum praesent übersendet hat (Kursiv-Antiqua).

Das Blatt hat keine Verlagsadresse, aber ungefähr die gleiche Größe wie das Bamberger Exemplar.

Eine ähnliche Darstellung: Kupferstich einer Mißgeburt aus Madagaskar.

Überschrift: Abbildung/Einer sehr frembden Missgebuhrt/so neulicher Zeit auff der Insul Madagaskar gefunden/und in Franckreich gebracht worden/allwo es gegenwerthig noch lebendig zu sehen ist.

Die eigentliche Abbildung unterscheidet sich nur wenig von der des Tartaren. Die Körperhaltung, Bogen und Pfeil, alles das gleiche; nur ist der Hals noch länger und gebogener und anstatt des Mundes ist ein großer Schnabel vorhanden.

Als Unterschrift 13 Zeilen Text (Buchdruck) mit der Beschreibung der Mißgeburt und der Erzählung von ihrer Taufe, beginnend mit den Worten: Dieses ist die Warhaffte Abbildung einer sehr abscheulichen Missgebuhrt ... und dem Schlusse: .../.../ dass sie etwas darvon begreifen würde/alsdann getaufft werden solte.

Plattengröße: 122 mm breit, 142 mm hoch.

Möglicherweise ist dieses Blatt von Hoffmann. Dann hätte er es nach einem Flugblatt von Altzenbach umstechen lassen, welches sich in München, Graph. Sammlung 138900 befindet

(Mappe Monstra-Curiosa, Umschlag I: Menschliche Abnormitäten), und die gleiche Gestalt, ohne Pfeil und Bogen, aber mit leeren nach rechts gehaltenen Händen zeigt. Im Hintergrund die Stadt Nantes und ober- und unterhalb der Gestalt lateinischer, deutscher und französischer Text, der erzählt, daß sich diese Mißgeburt gegenwärtig in Nantes aufhält, bald aber in Paris zu sehen sein wird; Beschreibung ihres Wesens und Ankündigung ihrer Taufe.

Unten links: gedruckt nach der Pariser Copey.

Unten rechts: Altzenbach Excudit.

Plattengröße: 167 mm breit, 290 mm hoch.

IV
LITERATURVERZEICHNIS

Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels, Band I-XX. 1878 ff.

Bischoff, Theod.: Gg. Philipp Harsdörffer (Festschrift des pegnesischen Blumenordens) 1894.

Diederichs, Eugen: Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern. Band II. Jena 1908.

Doppelmayr, Joh. Gabr.: Historische Nachricht von den Nürnberger Mathematicis und Künstlern. 1780. (Mit handschriftlichen Ergänzungen des Autors versehenes Exemplar im Besitze der Bibliothek des Germanischen Museums).

Drugulin, W.: Historischer Bilderatlas. 1. Teil: Vorstudien. Leipzig 1862. 2. Teil: Chronik in Flugblättern. Leipzig 1867 (zitiert: Drugulin).

Haendcke: Deutsche Kultur im Zeitalter des 30-jährigen Krieges. Ein Beitrag zur Geschichte des 17. Jahrhunderts. Leipzig 1906

Hampe, Theodor: Beiträge zur Geschichte des Buch- und Kunsthandels in Nürnberg. Paul Fürst und sein Kunstverlag. Mitteilungen des Germanischen Nationalmuseums 1914/15 und 1920/21 (zitiert: Hampe).

— —: Volkslied und Kriegslied im alten Nürnberg. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg. 1919. Heft 23.

Kapp, Friedrich: Geschichte der deutschen Buchhandels I. 1866.

Lützow, Carl v.: Geschichte des deutschen Kupferstiches und Holzschnittes. Berlin 1891.

Müller, Christ. Gottl.: Verzeichnis von Nürnbergischen topographisch-historischen Kupferstichen und Holzschnitten. Nürnberg 1791 (zitiert: Müller).

Oldenbourg, Friedrich: Die Endter, eine Nürnberger Buchhändlerfamilie. München 1911.

Ordnung und Artickel, eines wol-edlen, Gestrengen und Hochweisen Raths des Heil. Reichs Stadt Nürnberg erneuerte, wie es fürterhin auf denen Buchdruckereien und mit Verlegung der Bücher dieser Stadt gehalten werden solle. Nürnberg 1673.

Panzer, G. W.: Verzeichnis von Nürnbergischen Portraiten aus allen Ständen. Nürnberg 1790.

Roth, J. F.: Verzeichnis aller Genannten des Größern Raths. Nürnberg 1802.

Roth-Scholtzius: Icones Bibliopolarum et Typographorum 1726.

Schäfer, Karl: Stadtpläne und Prospekte vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Mitteilungen des Germanischen Nationalmuseums. 1895.

Schottenloher, Karl: Flugblatt und Zeitung. Berlin 1922.

Schwetschke, Gustav: Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis. Halle 1850.

Spiess, Ernst: Naturhistorische Bestrebungen Nürnbergs im 17. und 18. Jahrhundert. Nürnberg 1890 (Sonderdruck aus der Jubiläumsbeilage zum Jahresbericht des Realgymnasiums zu Nürnberg 1888/89).

Trechsel, Joh. Mart.: Verneuertes Gedächtnis des Nürnbergischen Johannis-Kirchhoffs. Frankfurt und Leipzig 1735.

Will, Georg Andreas: Bibliotheca Norica Williana. Oder kritisches Verzeichnis aller Schriften, welche die Stadt Nürnberg angehen, und die zur Erläuterung deren Geschichte seit vielen Jahren gesammelt hat, nun aber im öffentlichen Druck beschreibet Georg Andreas Will. Altdorf 1772 (zitiert: Will).

Archivalien des Bayerischen Staatsarchivs zu Nürnberg.

Archivalien des Stadtarchivs zu Nürnberg.

JOSEF BENZING

Die Drucke der Lupuspresse zu Köln (Arnd und Johann von Aich)

Als wir uns in »Das Antiquariat«[1] mit dem Original- und Nachdruckverhältnis der drei ersten Ausgaben von Eucharius Rößlin's »Der schwangeren Frauen und Hebammen Rosengarten« auseinandersetzten, hegten wir noch einigen Zweifel an dem Zeitpunkt des Druckbeginns der Arnd von Aich'schen Presse zu Köln. Dieser Angelegenheit gingen wir deshalb einmal nach und mußten feststellen, daß die Ansetzung auf das Jahr 1512 oder 1513 ihre Richtigkeit haben muß. Denn es ist nicht anzunehmen, daß bei dem aktuellen Interesse, das die Öffnung des Hauptaltars im Dom zu Trier im Jahre 1512 und die öffentliche Zeigung der darin enthaltenen Reliquienschätze hervorrief, sich die Drucklegung dieser Schriften verzögert hat. Ein einwandfreies Druckdatum hat Arnd von Aich erst später seinen wenigen, uns heute bekannt gewordenen Drucken angefügt, die meist auch noch ohne jeden Druckvermerk an die Öffentlichkeit kamen. Eine zweite Frage, die von noch größerem Interesse ist, hat uns dabei beschäftigt: War Arnd von Aich vielleicht lutherisch gesinnt, oder hat er zum mindesten reformationsfreundliche Schriften gedruckt? Wie kommt es, daß Arnd von Aich sich in der Vorrede zu dem im Jahre 1541 bei dem Schwiegersohn Laurenz von der Mülen zu Köln[2] erschienenen »Des Euangelischen Burgers Handtbüchlein« als »evangelischer Bürger« bezeichnet? Uns ist es jetzt gelungen, einige reformationsfreundliche Drucke Arnd von Aichs auszumachen (vgl. Nr. 18, 20 u. 22 der nachfolgenden Liste), die ganz eindeutig seine Erzeugnisse sind. Wir kennen Neuerungsbestrebungen im Kölner Buchdruck aus den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts[3], wir wissen von den Anstrengungen des Kölner Rates, um den Druck des Reformationsschrifttums aus der Stadt fernzuhalten[4]; auch sind wir über den Reformationsversuch eines Hermann von Wied genau orientiert, der den Schwiegersohn Arnds von Aich, Laurenz von der Mülen, als Drucker an den Hof zu Bonn zog. Von Arnd von Aich konnten wir bisher nur annehmen, daß auch er den kirchlichen Neuerungen zugetan war. Jetzt ist es uns aber zur Gewißheit geworden, daß er »insgeheim Verbotenes«, wie G. Könitzer[5], dem noch keine Beweise dafür vorlagen, sich ausdrückte, im Druck herausgebracht hat.

Über Arnd von Aich wollen wir hier keine Biographie versuchen, da ja auch kaum Nennenswertes über ihn bekannt ist. Wir verweisen dafür auf die recht zahlreiche Literatur[6], die die wenigen Einzelheiten bringt. Danach haben wir davon Kenntnis, daß er am 28. Juni 1530 verstorben war, da an diesem Tage seine Witwe in Erscheinung trat. Diese, eine geborene Ida (Ytgin) Grutter, wird auch die Presse weitergeführt haben und zwar mit Hilfe ihres Sohnes Johann, der sie wohl auch bald selbständig geführt und wahrscheinlich ab 1537 oder 1539 die Drucke auch mit eigenem Namen firmiert hat. Auch für ihn und seine Einstellung zur reformatorischen Bewegung – wenn wir nicht nur vom Druck der entsprechenden Erzeugnisse zum Broterwerb reden wollen – gilt dasselbe wie für seinen Vater. Für ihn konnten wir gleichfalls zwei Drucke ermitteln (Nr. 43 u. 44), die Zeugnis davon ablegen. Die »Widerlegung der falschen beschuldigung« (Nr. 44), eine recht geharnischte Abwehrschrift von Isenburgs gegen die Predigermönche zu St. Alban, St. Columban und den Barfüßermönch Nikolaus Herborn, Prediger im Dom zu Köln, hat eine Vorrede des ungenannten Druckers, deren Einleitungssätze wir des Inhalts wegen hier wiedergeben wollen. In etwas modernerer Schreibung lauten sie : »Wie wol ich vormals die Warnung vor der list des teufels vnd seiner falschen Propheten[7] durch den Edlen vnd wolgeborn H. Wilhelm grauen zu Eysenburg etc. gemacht, mit fleiß gedruckt hab, vnd der vast viel, So seint die Exemplar doch so genaw vffgekaufft das der kaum eins übrich was. Vnnd

[1] Jahrgang 12 (1956) S. 57/58.

[2] Vgl. A. Piel, Geschichte des ältesten Bonner Buchdruckers, Bonn u. Leipzig 1924, Nr. 2.

[3] Vgl. H. Meyer, Antischolastische Strömungen im Kölner Buchdruck zu Beginn des 16. Jahrhunderts, Berlin 1936 (Maschinenschr.) – W. Haentjes, Der Kölner Buchdruck im 16. Jahrhundert, Diss. Köln 1953. – L. A. Sheppard, The printers of the Coverdale Bible, 1535, in: The Library N. S. 16 (1935) S. 280 ff.

[4] J. J. Merlo in: Annalen d. hist. Vereins f. d. Niederrhein 19 (1868) S. 61 ff.

[5] Vgl. Gutenberg-Jahrbuch 1936, S. 121.

[6] L. Ennen, Die Zeitungspresse in der Reichsstadt Köln, in: Annalen d. hist. Vereins f. d. Niederrhein 36 (1881) S. 12 ff. – P. Bockmühl in: Theol. Arbeiten aus dem Rheinischen wiss. Predigerverein N. F. 15 (1914) S. 11 ff. – G. Domel u. G. Könitzer, Arnd von Aich und Nachkommen, in: Gutenberg-Jahrbuch 1936, S. 119 ff. – A. Spaeth, Ein unbekannter niederdeutscher Bericht über ein Azoren-Erdbeben i. J. 1522, in: Schweizer. Gutenbergmuseum 29 (1943) S. 200 ff. – E. Varela Hervias y G. von Waldheim, Una relación alemana sobre el terremoto de Andalucia, Maruecos y Azores, Madrid 1948.

[7] Damit ist Nr. 43 unserer Liste gemeint.

als mich vff diese vergangen meß die kauffleuth darumb ansuchten vnnd welten gern die bucher haben auß der vrsachen, das sie wolten wissen ob die Münich auch einiche fuge zu der Lesterung hetten, hab ichs der massen vor gut angesehen, vnd versehe mich des auch das es mir sein G. nicht übel abnemen soll, das ich den teyl dieses buchs da mein G. H. der Münich beschuldigung widerlegt vnd ablehnet, widerumb auffs newe drückte...«. Es ist dabei nicht ohne Interesse festzustellen, daß Wilhelms von Isenburg Schriften, die früher vereinzelt von Jakob Schmidt in Speyer[8] und dann fast alle von Peter Schöffer in Worms gedruckt wurden[9], nach dessen Weggang nach Straßburg nun von Johann von Aich zu Köln herausgebracht wurden.

Wir sind davon unterrichtet, daß der Rat der Stadt im Februar 1549 wegen des Druckes einer englischen Bibel – von der wir aber keine weitere Kenntnis haben – gegen Johann von Aich einschritt und letzterer wieder im März 1552 Gegenstand von Eintragungen im Ratsprotokollbuch der Stadt war[10]. Der Zeitpunkt seines Todes ist uns unbekannt. Da ein sonst nicht bekannter Adam Orpheldius auf der Lupuspresse bereits i. J. 1553 (vgl. Nr. 68) einen Druck herausbrachte, können wir annehmen, daß Johann von Aich in diesem Jahr bereits verstorben war.

Diese Zeilen über die Lupuspresse in Köln sollen ausklingen mit dem Versuch einer Bibliographie ihrer Drucke, was eigentlich unsere Ausgangsposition war. Sie ist ein recht schwieriges Unterfangen, da die meisten Drucke dieser Offizin neben dem Fehlen eines Druckvermerkes auch recht selten zu sein scheinen. G. Domel[11] waren bei Abfassung seiner Schrift neun Drucke für Arnd von Aich, 8 Drucke für Heinrich von Aich in seiner Kölner Zeit, die uns hier nicht angehen, und der Rest für Johann von Aich und Heinrich von Aich in Würzburg aus einer Gesamtzahl von 61 Drucken bekannt gewesen. Da Domels Arbeit nicht oder nicht mehr zur Verfügung steht, kann seine Zahl der Johann von Aichschen Drucke nicht angegeben werden. Wir versuchen hier eine Liste der möglichen Drucke der von Aichschen Offizin zu geben und sind uns dessen bewußt, daß es nur eine vorläufige Liste sein kann. Eine exakte Chronologie ist bei den zahlreichen Drucken ohne Erscheinungsjahre nicht möglich, wie auch eine genaue Abtrennung der Erzeugnisse von Vater und Sohn sich nicht durchführen läßt. Sie könnte allenfalls an Hand der Drucke selbst erstellt werden, da erst der Sohn sich anscheinend modernere Typen zugelegt hat (vor allem Auszeichnungstypen), wobei er aber die Typen seines Vaters noch mit im Gebrauch hat[12]. Am Ende führen wir noch drei wahrscheinliche Drucke des Adam Orpheldius an, den wir als Nachfolger des Johann von Aich oder als Leiter der Presse seiner Erben betrachten können. Ferner geben wir die Beschreibungen der Drucke auch nur in der Form, wie wir sie zur Zeit unserem Material oder dem Manuskript von Büllingen[13] entnehmen konnten. Wegen Satzschwierigkeiten mußten wir auch einige kleine Änderungen in den Beschreibungen vornehmen.

[8] Vgl. Gutenberg-Jahrbuch 1955, S. 124 Nr. 38 und 39.

[9] Es sind dies sieben Schriften Wilhelms von Isenburg, deren genaue Beschreibungen wir demnächst an anderer Stelle vorlegen wollen.

[10] Vgl. J. J. Merlo in: Annalen des hist. Vereins f. d. Niederrhein 18 (1868) S. 67 ff.

[11] Der Buchdrucker Arnd von Aich und seine Nachkommen 1513-1587, Köln 1930. 67, 60 Bl., 18 Taf. 4 (Maschinenschr.). Die Arbeit sollte nach Angaben von Könitzer in der UStB Köln deponiert werden, wozu es aber nach Auskunft der Bibliothek nicht gekommen ist. Ihr derzeitiger Aufbewahrungsort ist unbekannt.

[12] Vgl. die Abbildungen im Gutenberg-Jahrbuch 1936, S. 120-123. Charakteristisch ist dabei die Form des Efeublättchens für Arnd von Aich, das in dieser Gestaltung bei keinem anderen Drucker zu finden ist.

Die Drucke der Lupuspresse zu Köln (1512-1557)

A. Arnd von Aich

1. (A) Nno dñi Millesimo || quīgētesimodecimo. || Reliquie plurimorum sanctorū|| sanctarum nouissime reperte. || per... dñm Richardum electū et confirma || tū archip(re)sulem Treuerensem. vnacum venerabili || bus dominicis canonicis capitularib(us) eiusdē eccle- || sie. Ad instātiā Inuictissimi Illustrissimi quoq(ue) || principis Maximiliani Romanorū Imperato- || ris semper augusti. || [Holzschnitt] (Am Ende:) Kölner Wappen.
4° 4 Bl. Sign.: a⁴. – Mainz StB.

Die Jahresangabe im Titel ist fehlerhaft; sie müßte »quingentesimoduodecimo« lauten. Bis heute unbekannte Ausgabe, die weder bei Hennen (Zentralbl. f. Bibliothekswesen 4, 1887, S. 481 ff.) noch von Bahlmann, Beissel, Heineck, Voulliéme und Willems, die diese bibliographische Zusammenstellung der Trierer Heiligtumsbücher ergänzt haben, erwähnt wird.

2. Anno domini Millesimo quingentesimoduodecimo reliquie plurimorum sanctorum et sanctarum novissime... (wie Nr. 1) (Am Ende:) Impressum Colonie apud sanctum Lupum per me Arnoldum de Aych. Druckermarke.
4° 4 Bl. – J. Rosenthal 70. 1179.
Diese Ausgabe wird ebenfalls nicht bei Hennen usw. erwähnt.

3. (A)Ls man zaltt nach || der geburt Christ. || M,CCCCC. vnd. xij vff mit || wochen in den Osterfyertagen. ist || der froē altar des großen stifftes || Sant Peters in der heiligen Statt zů Tryer vff- || gethon worden.... [Holzschnitt]
(Am Ende:) Gedruckt zu Collen by sant Lupus. || Druckermarke 4° 4 Bl. – GK 3.6470. – Berlin SB. Münster UB.

4. (E)yn warhaftiger tractat || wie man das hochwyr= || dig heiligthum verkundt vnd weist jn || der heilige stadt Trier jm thum.... [Holzschnitt und Einfassung aus 6 Metalleisten]
(Am Ende:) Gedruckt tzů Collen vor || sant Lupus by Arnt vō Aych || Druckermarke.
4° 12 Bl. Jede Seite in Einfassung aus 6 Metalleisten. Zentralbl. f. Bibliothekswesen 5 (1888) S. 369. – Trier, Pr. Sem.

5. Lanfrancus: In disem Büchlin find man ain schöne vnderwysung, wie sich die Chyrurgici gegen ainen jeglichen verwundeten Menschen halden sollen.
(Am Ende:) Gedruckt zu Coellen durch Arnt van Aich anno 1514.
4° 20 Bl. Mit Holzschnitten.
Panzer DA 785b. Weller Suppl. 103.

[13] Annales typographici Colonienses (Handschrift) Bd. 2. – Für die Auszüge daraus bin ich Dr. P. Baader zu Dank verpflichtet.

6. Albertus Magnus: [Liber aggregationis, deutsch] Albertus Magnus. || (D)As buch der v(er)samlug, || oder das buch der heymligkeiten… [Holzschnitt u. Einfassung]. (Am Ende:) Druckermarke. [Um 1515]. 4° 32 Bl. Sign.: A-H4.
GK 4.9952. – Berlin SB.

7. Französische Ausgabe eines Verzeichnisses, das zur Aachener Heiligtumsfahrt 1517 erschien (betr. Trierer, Aachener, Cornelimünsterer, Dürener, Kölner u. Maastrichter Reliquien). 28 Bl. (Bruchstück) Vgl. Gutenberg-Jahrbuch 1936, S. 122.

8. In dissem buechlyn fyntmā. Lxxv. hubscher || lieder myt Discant. Alt. Bas. vñ Tenor.… [Einfassung aus 4 Stücken]. (Am Ende:) Gedruckt yn… Cöln/ durch Arnt von Aich. || [1518?]. Basel UB.
Abb. des Titels u. Schlußschrift in Gutenberg-Jahrbuch 1936, S. 122. Vgl. dazu auch: Musik in Geschichte u. Gegenwart, Bd 1, S. 175.

9. (Rösslin, Eucharius:) (D)er Swangern frawen vnd || Hebammen Rosegarten || [Holzschnitt u. Einfassung aus 4 Leisten, um 1518]
4° 64 Bl. (letztes leer). Sign.: A-O4.
Weller 733 (?). Proctor 10575. – London BM. Mainz StB.

10. (E)yn vszuch etlycher Pro= || nostication vñ Prophe= || cijen | … [Holzschnitt mit den Jahreszahlen 1518 u. 1519]
(Am Ende:) Gedruckt tzo Cöllen vör sent Lupus. ||
4° 8 Bl. (letzte Seite leer). Sign.: AB4.
Borchling-Claussen 608. – Stockholm KB.

11. Johannes de Sacrobosco: [Rot] Sphera materialis. || geteuscht durch meyster Conradt || Heynfogel von Nuremberg, … [Holzschnitt und Einfassung]
(Am Ende:) Gedruckt zu Cöln durch Arnt von Aych || … M.CCCCC. xix. ||
4° 28 Bl. Sign.: A-G4. Mit 26 Textholzschnitten.
Panzer DA Zus. 967b. Weller 1270. Proctor 10577.
Augsburg SuStB. Bern LB. London BM. München SB. Rom Vat.

12. (W)erbung der botschafften der durchleuchtig || gisten Kunig| Carolus von His=||panien vnd || Kunyg Franciscus võ || Franckrych| an die Kurfursten zů || Franckfort| jm Monat Iunij| Im jar.M.ccccc. || vnd. xix. geschehen. || [3 Wappenholzschnitte und Einfassung].
4° 8 Bl. (letzte Seite leer). Sign.: AB4. – Darmstadt LHB.

13. (Simonis, Nicolaus): (D)Ie history vnd das lebē der || heyliger frawē sant Annen … [Einfassung]
(Am Ende:) Köln, Arnd von Aich, 22. März 1519.
4° 60 Bl. – Weller 1192. Proctor 10576.
London BM. München SB.

14. (Coelde, Dietrich): Dat Boychelgyn || der ewiger selicheit || … [Einfassung aus 4 Leisten]
(Am Ende:) Gedrucket zo Collen vur sent Lup(us) || [Um 1520].
8° 60 Bl. Sign.: A-F8G4H8. Mit 11 Textholzschnitten.
Borchling-Claussen 657. – Stuttgart LB.

15. Colelde, Dietrich: (D)It synt die se || uē getzide … [Holzschnitt] [Um 1520]. 8° 8 Bl. Sign.: ab4. Mit 2 Holzschnitten.
Borchling-Claussen 658. – Greifswald UB. Stuttgart LB.

16. Coelde, Dietrich: Ein fruchtbarlich || Spiegel| off Handtbüchelgē || aller Christen mynschen| … Einfassung
(Am Ende:) Gedruckt tzo Cöln by S. Lupus. || [Um 1520].
8° 64 Bl. (letztes leer). Sign.: A-H8. Mit 2 Holzschnitten.
Borchling-Claussen 659. – Greifswald UB. Köln UB.

17. Sibillen wissagungen || von viel wunderbarer tzokunfft| || … [Holzschnitt] Gedruckt tzo Cöln by Sant Lupus. || [Um 1520].
4° 16(?) Bl. Sign.: AB8.
Borchling-Claussen 670. – Düsseldorf GyB(defekt).

18. (D) Ialogus von der tzwy || trachtūg des heiligē Christlichen glau- || bens neulich entstandē| darin der men || sch vnderricht wirt| wie er sich in denen vñ an- || dern yrthumben halten sol. || [Holzschnitt und Einfassung aus 4 Stücken].
4° 4 Bl. Sign.: A4.
Weller 2025. – Augsburg SuStB. München SB. Ulm StB. Wien NB. Wolfenbüttel HAB.

19. Van der erschrecklicher zerstu= || runge vñ Ertbiefunge. Des gelichen eyn groi || sse Syntfloiß die da Stedt| lant| vñ mynschē || erdrēck hait. … In sent Mychels eylant| by d' groissen Canariē gelegen. || … [Holzschnitt]
(Am Ende:) Gedruckt tzo Cöllen by sent Lupus || vp den. xxviij. dach des Hardmaēs || Anno M. ccccc vnd. xxxiij. ||
4° 4 Bl. (letzte Seite leer). Abb. des Titels u. Schlußschrift in Schweizer. Gutenbergmuseum 29(1943) S. 203, 205.
G. von Waldheim (Privatbesitz)

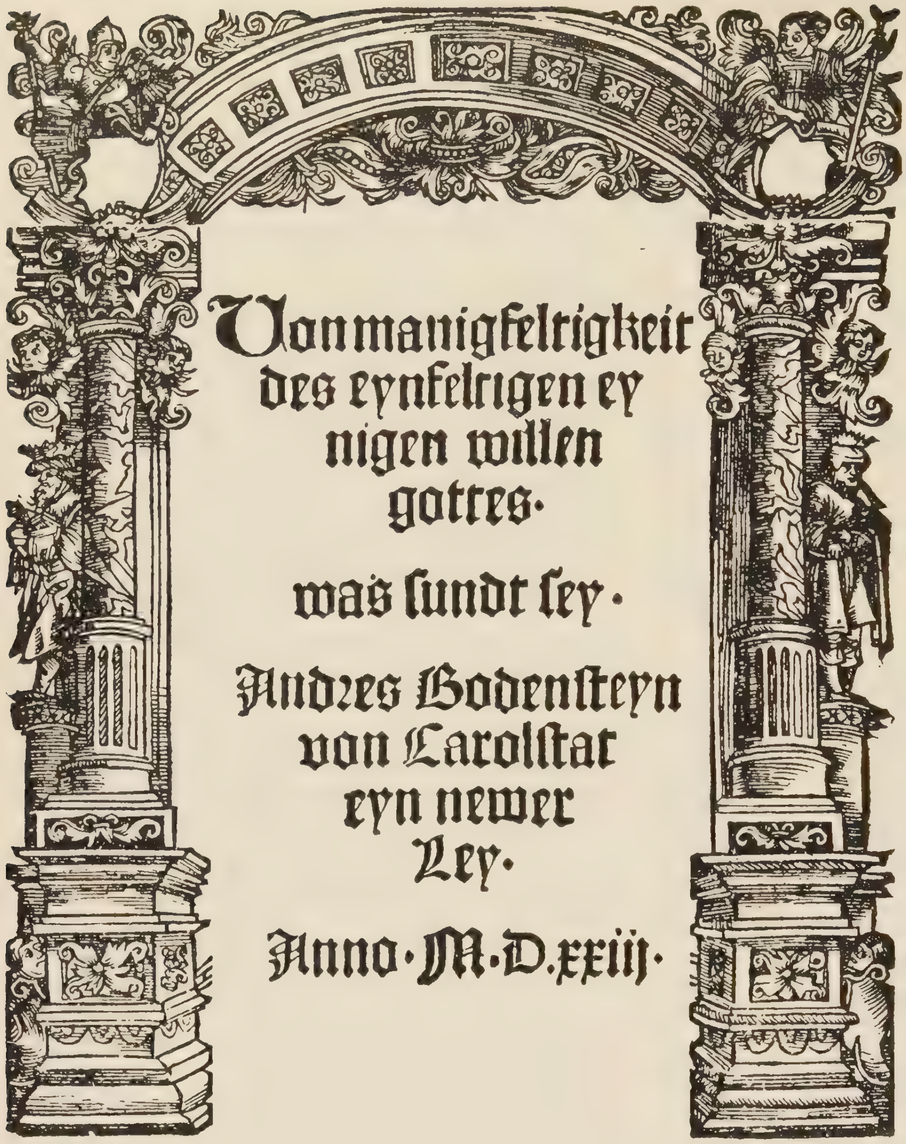
20. Karlstadt, Andreas: (V)on manigfeltigkeit || des eynfeltigen ey || nigen willen || gottes. || was sundt sey. || … [Einfassung aus 3 Stücken][14]
(Am Ende:) Gedruckt ym iair Tausent Funffhundert || vnd dryvnd tzwentzick am freytag || nach Gregorij. || [Zierstück]
4° 36 Bl. (letztes leer). Sign.: A-I4.
Panzer DA 1843. Freys & Barge 102. – Isny KiB. Marburg UB. Nürnberg StB. Rothenburg KoB.

21. Virdung, Johann: (P)Ronosticatio … van den || neuwen Erschreckliche Coniunction | ader tzosamen fuegunge || der Planetē dyß jairß .M.CCCCC. vn.XXiiij. … [Holzschnitt] …
(Am Ende:) Gedruckt by sent Lupus. || [Holzschnitt]
4° 12 Bl. (letzte Seite leer). Sign.: A-C4.
Borchling Claussen 788. – Berlin SB.

22. (I)N disem buchlein || wirt klerlich angezeigt| grūdt || vñ vrsach| warumb der Geistliche stāt || nemlich die Bischoff vnd Preister zů || Iherusalem| Christū … als Ketzer vñ verfurer || des volcks| getodt vñ verfulget habē. || … Nicolaus Symmen || dem newen Leyen zů Wormß || ym elendt| zůgeschriben || wurden. || Anno. M.ccccc.xxiiij. || [Einfassung aus 5 Stücken z. T. wie Nr. 20].
4° 12 Bl. Sign.: A-C4.
Weller 3187. Kuczyński 2609. – Aschaffenburg Schloßbibl.

23. Wacker Stephan: Eyn wairhafftige Pronosticatio| || Dat geyn Syndfluß werde … van dē XXXIII. || Iar an biß tzom ende der we || relt … [Holzschnitt] …
(Am Ende:) Gedruckt tzo Cöln by S. Lupus. ||
4° 6 Bl. Sign.: A4B2.

[14] Vgl. die Abbildung.



Ein Druck des Arnd von Aich (hier Nr. 20)

Borchling-Claussen 1176. Zinner 1289. – Berlin SB. Düsseldorf GyB. Nach Hellmann, Beitr. I. S. 64 Nr. 3 ist die Jahreszahl 1533 ein Druckfehler für »XXIIII«.

24. Keiserliche Schlacht mit dem König von Franckreich, beschehen vor Pauia vff S. Mathistag i. J. 1525. Mit Holzschnitt Cöllen vor S. Lupus 1525. 4°
Weller Suppl. I 369. v. Büllingen II Bl. 142v.

25. Newe Tzydungh Von der großer victoryen so der vnöuerwintlich Rom. Keyser Karolus yn Lombardyen vur Pavia geghen die Frantzosen gehat hait ... 1525. [Holzschnitt]. (Am Ende:) Cöln bei S. Lupus.
4° 15 S. mit 15 Holzschnitten.
Weller Ztg 24. Borchling-Claussen 827.

26. (Coelde, Dietrich:) Dat boechelgyn der || ewiger selicheit ... [Holzschnitt u. Einfassung aus 3 Leisten].
(Am Ende:) Gedruckt zo Cöllen vur sent Lup(us) || by myr Arnt van Aich. Anno || .M.D.xxvj. ||
4° 88 Bl. (letztes leer). Sign.: A-Y4. Mit Holzschnitten von A. Woensam.
Borchling-Claussen 859. – Göttingen UB.

27. New erbarmliche Tzydunge von der groisser Schlacht/ so der Türcksch Keyser mit dem Konynk von Ungarn vnd Behem vp den 28 dach des Augst geday hait. ... Cöln by S. Lupus 1526.
Weller Ztg28. Borchling-Claussen 896.

28. Die Passie vnses Heren Iesu Christi mit der Glosen der heylger Doctoren dair up Schryvende mit Synen Figuren. Gedruckt tzo Cöllen vur Sent Lupus by myr Arnd van Aich. Anno M D XXVI.
v. Büllingen II Bl. 142 v.

29. Des Euangelischen Burgers Handbüchlein. 1527.
Nur erschlossene Ausgabe; vgl. Gutenberg-Jahrbuch 1936 S.121

30. Konniglicher Maiestat zu Vn=||gern vnnd Behem etc. warhafftig entschuldi=||gung der angezeygten Kundtnuss.
(Köln gedruckt vor S. Lupus, nach 1. Juni 1528).
4° 4 Bl. - v. Büllingen II Bl. 142v.

31. Lanfrancus: Eyn nutzlichs wundartz || ney buchleyn ... auß furbit des wolerfarnen Mey-||ster Gregorij Fleugauß, .. [Holzschnitt]
(Am Ende:) Gedruckt tzů Cöllen vur S. Lupus. ||
8° 32 Bl. (letzte Seite leer). Sign.: A-D8. Mit Holzschnitten. Mit Vorrede des Otto Brunfels an Gregor Fleugauß o. J. (nach 1528). Roth, Brunfels 24. Bibl. Walleriana 5562. – Frankfurt/M. Senck. Uppsala UB.

32. (H)Ertzich Ernst ī || gesanges wyß || gair leiflich zo hoerē. || [Holzschnitt u. Einfassung aus Leisten].
(Am Ende:) Gedruckt tzo Collen || by Arnt van Aich. || [Um 1529.]
8° 28 Bl. Mit 1 Holzschnitt.
Borchling-Claussen 1015. – Nürnberg GM.

33. Coelde, Dietrich: Dat boichelgen || der ewiger selicheit... M.D.XXjX. || Gedruckt tzo Cöllen || by sant Lupus. || [Einfassung]
8° 76 Bl. (letzte Seite leer). Sign.: A-T4. Mit 5 Holzschnitten. Borchling-Claussen 980. – Berlin SB.

34. Volmar, Johann: (P)Ronosticatio ... vp dat Iaer vns heren || M.ccccc.xxix. ... [Holzschnitt]. [Um 1529].

4° Sign.: A^4B^3 (Schluß fehlt).
J. Rosenthal Kat. 31. 1198. Borchling-Claussen 1012.

35. Cato tzo dutsch.
(Am Ende:) Zu Cöllen bey S. Lupus.
8°. – Panzer DA Zus. S. 24. Ob identisch mit Nr. 38?

B. Johann von Aich

36. Die sieben weisen Meister. Cöln, Sanct Lupus [um 1530]. Heitz-Ritter 406. P. Norrenberg, Kölner lit. Leben im 1. Viertel des 16. Jhdts., 1873, X Nr. 1 (= Arnd von Aich). Kloss, Cat. of his library S. 289 als Druckjahr 1529. – Berlin SB. Wien NB.

37. Das Reterbüchlein. Köln, Sanct Lupus [um 1530].
8°. – Wolfenbüttel HAB.

38. Catho zo duytsch| || [Holzschnitt].
(Am Ende:) Gedruckt tzo Collen vur sant || Lüpus| Im jair. M. || DXXX. ||
4° 12 Bl. (letzte Seite leer). Sign.: a-c^4.
Weller, Annalen II S. 297. Borchling-Claussen 1023. – Kopenhagen KB.

39. Passie uns Heren Iesu Christ. 1530.
Norrenberg S. 4. Borchling-Claussen 1050.

40. Des Euangelischen Burgers Handtbüchlein. [Nach 1530]. Piel, Bonner Buchdruck S. 43. – Berlin SB (nur alttestam. Teil).

41. Warhafftig zeitung wy der || Krieg zwyschenn den Frantzosen vnd || Kayserlischen yn Neapolis getriben || vnd auch geendet sey. || [Holzschnitt] Gedruckt vor sant Lupus. o. J. Zaretzky, Kölner Büchermarken S. XXIII. von Büllingen II Bl. 143v.

42. Der Türcken erschreckliche Belegerung der Stadt Günß durch den treüen Ritter Nicolaus Iurischitz beschrieben. Cöllen by S. Lupus 1532.
v. Büllingen II Bl. 142r. Ann. d. hist. Ver. f. d. Niederrhein 36 (1881) S. 14.

43. Isenburg, Wilhelm von: (E)In ser nützliche Warnūg || wider alle list des Teuffels vnd seiner falschen Prophe=||ten, ... [Holzschnitt: Isenburger Wappen]. [Um 1532].
4° 34 Bl. – Kuczyński 785.

44. Isenburg, Wilhelm von: Widerlegung der falschen beschuldi=||gung vnd lesterwort etlicher Münich | so sie zů || Cöllen widder denn Edlen vnnd wolgeborn H. || Wilhelm Grauen zů Eysenburg Deutschs || ordens etc. des Euangeliums || halbenn gepredigt || habenn. || Item| ein Prophecey S. Hildegardis von dem || Bettelorden. || Vonn den gleyßnern | wie sie vnther dem falschen scheyn || der Geystligkeit den Eergeytz gern wolten verbergenn | || auß dem vij buch Polycraticon des bischoues || von Carnoten. || [Um 1532].
4° 10 Bl. (letzte Seite leer). Sign.: $A^4B^2C^4$.
München SB.

45. Volmar, Johann: (P)Ractica vp dat Iair vnnsers || heren M. D.XXXIII. ... [Holzschnitt].
(Am Ende:) Gedruckt zů Cöln bey S. Lupus. ||
4° 6 Bl. Sign.: A^4B^2.
Borchling-Claussen 1177. Zinner 1552. – Berlin SB.

46. Valla, Georg: Perbreves praeceptiones de scribenda historia, dialogo, epistola, deque imitatione ac exercitatione. [Einfassung] Coloniae p(ro)pe divū Lupū 1533.
4° 16 Bl. (letztes leer).
v. Büllingen II Bl. 142v. J. Rosenthal 95. 149.

47. Agricola, Rudolph: Rodolphi Agricolae in laudē Philosophiae Oratio ... (Am Ende): Dicta a Rodolpho agricola Phrysio in presentia Herculis Estensis Ferrariensis Ducis anno Domini Mccccсxxvi. Coloniae prope divum lupum M.D. xxxiii.
v. Büllingen II 142v.

48. Der Spiegel der Wiß=||heyt mit vil schonen leren| ... [Holzschnitt] Gedruckt zu Cöllen bey Sent Lupus| Johan van Aich. ||
4° 4 Bl. Sign.: A^4.
Borchling-Claussen 1343. – Trier StB.

49. Volmar, Johann: Pronosticatio vann dem Iair 1534 Gedruckt tzo Cölln vor S. Lupus.
4° 6 Bl. – Borchling-Claussen 1207.

50. Caesarius, Johannes: Rhetorica in Septē libros sive Tractatus digesta, universam fere ejus artis vim Compendio Complectens, nunc primum et excusa et edita.
(Am Ende): Coloniae prope D. Lupum anno MD XXXIIII.
v. Büllingen II Bl. 143r.

51. Caesarius, Johannes: Rhetorica Iohannis Caesarii in septem libros digesta iam denuo excusa sed castigata et locupletata. Coloniae apud aedem D. Lupi, anno MDXXXV.
v. Büllingen II Bl. 143r.

52. Die Passie vns herē Iesu Christi viß den iiij Evangelisten... zo Cöln by S. Lupus. [Um 1535].
8° – Borchling-Claussen 1287A. – Hildesheim Bisch. Sem.

53. Novum Testamentum ab Erasmo recognitum. Coloniae prope divum Lupum, anno MDXXXVI.
v. Büllingen II Bl. 143r.

54. Ein schone und kurtz-||weylige Histori vom Keyser Octa-||viano, seinem weyb und zweyen Sünen, ... [Holzschnitt] Gedruckt in ... Cöln, || bey Sant Lupus, Anno 1537. ||
4° 92 Bl. Mit Holzschnitten.
Stevenson II,2 Nr. 986a. – Rom Vat.

55. Des Kunckels oder Spinrockens Euangelia. Köln: Johann von Aich 1537. – Nichts näheres bekannt.

56. Ernstliche newe Zeytung, so sich zwischen kaiserlich und königlich Majestaten dem Bapst, Herrschaft zu Venedig an einen und anders teils dem Türken zugetragen, auch wie der türkisch Keiser Corfu belagert hat. Köln (Johann von Aich) 1537.
Ann. d. hist. Ver. f. d. Niederrhein 36(1881) S. 12.

57. Barbarossa. Cöln bei S. Lupus [um 1539]. 4° 10 Bl.
Heitz-Ritter 41. – Wolfenbüttel HAB.

58. (E)Yn wunderbairlich || vnd seltzame History | vam Dyll Vlenspe || gel | bürtig auß dem Land Brunschweig | ... [Holzschnitt] Gedruckt zu Cöln | bey S. Lupus. || (Am Ende): Jan von Aich 1539.
Heitz-Ritter 101. Abb. d. Titels im Gutenberg-Jahrbuch 1936 S. 121. München SB.

59. Sibillen wyssagungē || van viel wunderbarer tzo= || kunfft | ... [Holzschnitt] Gedruckt tzo Cöllen vur Sant Lupus || bey Iohan van Aich. || [Um 1540].
4° 20 Bl. (letzte Seite leer). Sign.: A-E4.
Borchling-Claussen 849. – Berlin SB.

60. Eine schone und kurtz-|| weylige Histori von Keyser Octa-|| viano seinem weyb und zweyen Sünnen... [Holzschnitt] Gedruckt in ... Cö-|| len bey Iohan van Aich. || [Um 1540].
4°. Mit Holzschnitten.
Heitz-Ritter 472. Stevenson II,2 Nr. 1334a. - Berlin SB. Rom Vat.

61. Cassianus Bassus: Ex Commentariis geoponicis, sive de re rustica, olim divo Constantino Caesari adscriptis, octo ultimi libri ... ex graecis latini facti, Andrea a Lacuna, ... interprete. Accedunt etiam eis quaedam castigationes in translationem eorundem librorum per Ianum Cornarium, ... editam...Coloniae Johannes Aquensis excudebat 1543. 8° 2 Teile.
Paris BN.

62. Laguna, Andreas a: Europa ἑαυτὴν τιμωρουμένη, hoc est misere se discrucians, suamque calamitatem deplorans ...Coloniae Johannes Aquensis excudebat 1543.
8° 39 Bl. – London BM. Paris BN (2 Ex., davon eins auf Pergament)

63. Aristoteles: De virtutibus verè aureus atque adamantinus libellus, ex Graeco in Sermonem Lat. per Andream à Lacuna,... Coloniae: Johannes Aquensis 1543.
8° 152 S. – GK 6.7319. – München SB. Wien NB.

64. Des Evangelischen Burgers Handbüchlein. Köln: Johann von Aich 1546. – Gutenberg-Jahrbuch 1936, S. 119.

65. Gesta Romanorum. Eyn schone Hystorij aus den Geschichten der Römer und der SybenWeisen Meister. Gedruckt zu Cöln bey Sanckt Lubus o. J. [Mit Holzschnitten.]
v. Büllingen II Bl. 143v.

66. Eyn schone Hystorie auß den Geschichten der Römer und der Sieben Weisen Meister. Gedruckt zu Cöln bey Sant Lubus. o. J. Mit vielen Holzschnitten.
v. Büllingen II Bl. 144r. Ob identisch mit Nr. 65?

67. Das Reterbüchlein ... Cölln vor St. Lupus o. J.
v. Büllingen II Bl. 143v.

C. Adam Orpheldius

68. Isaac Levita, Johannes: Absolutissimae in hebraicam linguam institutiones... Coloniae Adamus Orpheldius excudebat prope D. Lupum M.D.LIII.
4° 52 Bl. – Schottenloher 37695d. – Paris BN.

69. Till Eulenspiegel. Cöln 1554. – Heitz-Ritter 110. München SB.

70. Des Kunckels odder || Spinrockens Euangelia von Mon- || tag an, biß auff Sambstag, mit sampt den Glo- || sen, zu ehren den Frawen beschriben. [Holzschnitt] Gedruckt zu Cöllen bey Sant Lupus. || 1557. ||
4° 28 Bl. – Berlin SB.

FERDINAND GELDNER

Die Glaubwürdigkeit des Johannes Trithemius in seinem Bericht über die Erfindung des Buchdrucks

PETER SCHÖFFER SETZER I ODER SETZER II DER ZWEIUNDVIERZIGZEILIGEN BIBEL?

In dem Beitrag »Gutenberg, der Erfinder und Druckherr« (»Aus dem Antiquariat« [XIV] vom 18. November 1955, S. 748) wurde darauf hingewiesen, daß der Bericht, den Johannes Trithemius in seinen »Annales Hirsaugienses«[1] über die Erfindung des Buchdruckes gibt und den er nach seiner Angabe 30 Jahre vor der Niederschrift (also um 1485) aus dem Munde Peter Schöffers selbst erhalten hatte, »richtig interpretiert, eine gute Ergänzung zu dem Bericht der ›Kölner Chronik‹« bietet, wenn man auch annehmen muß, daß sich innerhalb der 30 Jahre manches in seiner Erinnerung etwas verschoben hatte, und wenn man berücksichtigt, daß eine Rückfrage bei Schöffer nicht mehr möglich war, da dieser schon über zehn Jahre tot war.

Als Geschichtsschreiber genießt Trithemius allerdings kein uneingeschränktes Vertrauen; er arbeitete oft recht flüchtig und schreckte auch vor bewußten Fälschungen nicht zurück. Deshalb hat Heinrich Heidenheimer in seinem umfassenden Aufsatz »Vom Ruhme Gutenbergs«[2] auf Unstimmigkeiten in seiner Erzählung hingewiesen, zuletzt aber doch festgestellt, daß sie sich in der Hauptsache mit dem deckt, was Ivo Wittig, der zu Ehren Gutenbergs das erste Denkmal in Stein errichten ließ[3], im Widmungsbrief der Johann Schöfferschen Liviusausgabe von 1505 gesagt hat: daß der Buchdruck durch Johann Gutenberg erfunden und dann durch Fust und Schöffer gebessert und beständig gemacht wurde. Diese Einschätzung des Wertes des Trithemius-Berichtes sticht recht günstig ab von der maßlosen Polemik, die sich Antonius von der Linde leistete, der es überhaupt bezweifelt, daß Johannes Trithemius, der am 9. November 1483 in der St.-Jakobs-Kirche zu Mainz die Priesterweihe empfing, wirklich mit Peter Schöffer verkehrte, und der vermutet, daß Trithemius die Stelle aus »bloßer Aufschneiderei« geschrieben und den Bibeldruck einfach aus der Kölner Chronik entnommen habe[4].

Wesentlich sachlicher steht G. A. E. Bogeng[5] zu der Stelle vom Druck eines »Catholicon« mit Holztafeln; er meint, daß mit »Catholicon« irgendein Wörterbuch gemeint sei (in dem oben zitierten Aufsatz vom 18. Nov. war die Vermutung ausgesprochen, daß es sich um eine Verwechslung mit Donatdrucken handele) und nicht das berühmte »Catholicon« von 1460. Aloys Ruppel bringt in seinem »Gutenberg« in dem Kapitel: »Die frühesten Zeugnisse für Gutenbergs Erfinderschaft«[6] unter Nr. 21 zunächst den kurzen Bericht der »Sponheimer Chronik« des Abtes Trithemius von 1506 und weist dann auf einige weitere Nachrichten der etwa 1515 fertiggestellten »Hirsauer Annalen« hin, die »zum Teil zweifelhaft, irrig oder auch nachweislich falsch sind«. An späterer Stelle bedauert er es, daß man dem Abte Trithemius von Sponheim nicht besser trauen könne, da es sonst annähernd möglich wäre, festzustellen, was Schöffer an Gutenbergs Erfindung verbesserte. Da sich Tr. »öfter als oberflächlich und flüchtig und unzuverlässig erweise und selbst vor bewußten Geschichtsfälschungen nicht zurückschrecke, veranlaßt uns selbst seine Angabe, er habe seine Nachrichten vor 30 Jahren aus dem Munde Peter Schöffers selbst erhalten, noch nicht zu rückhaltloser Gläubigkeit«[7]. Die Nachricht über den Catholicon-Druck wird als »offenbar irrig« zurückgewiesen und vor allem die Behauptung, daß Schöffer nun

---

[1] Johannes Trithemius, Annales Hirsaugienses, T. II. St. Gallen 1690, S. 421f.; Johannes Trithemius war 1483-1506 Abt des Klosters Sponheim, nach seinem Rücktritt Abt des Schottenklosters zu Würzburg, wo er am 13. 12. 1516 starb.

[2] Heinrich Heidenheimer, Vom Ruhme Johannes Gutenbergs, in: Festschrift zur Gutenberg-Feier in Mainz 1900, hrsg. von K. G. Bockenheimer. 5.

[3] Der Mainzer Universitätsprofessor Ivo Wittig ließ 1504 im Hofe »Zum Gutenberg«, der damals Eigentum der Juristenfakultät der Mainzer Universität war, einen Gedenkstein zur Erinnerung an Johannes Gutenberg, »der als erster von allen die Buchdruckerkunst erfand« errichten. Das geschah ungefähr ein Jahr nach dem Tode Schöffers. Ivo Wittig stand in engen Beziehungen zur Familie Schöffer, und die Steinsetzung geschah vielleicht auf Wunsch Schöffers selbst, der damit das Unrecht, das Gutenberg angetan worden war, wiedergutmachen wollte.

[4] Antonius von der Linde, Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst 1. Bd. Berlin 1886, S. 56ff. Auf S. 428 erzählt Trithemius von dem Treiben des Dracole Wayda, der als Fürst der Walachei entsetzliche Grausamkeiten beging und dessen »horribilia facta circumferuntur in quodam libello dudum impresso.« Von der Linde will nun auch hier wieder (S. 58 Anm. 1) die Unglaubwürdigkeit des Trithemius nachweisen, indem er unterstellt, der Druck müsse aus dem Jahre 1454 stammen; Tr. sagt aber (um 1514!) nur, das Buch sei schon längst gedruckt worden; es existieren mehrere Auflagen; vgl. Hain Nr. 6405 u. 6406.

[5] G. A. E. Bogeng, Geschichte der Buchdruckerkunst, 1. Bd. (1930), S. 212ff. u. S. 226.

[6] Aloys Ruppel, Johannes Gutenberg, sein Leben und sein Werk. 2. A. Berlin 1947, S. 184.

[7] Ebda., S. 199.

eine leichtere Art des Typengießens, das heißt den Stahlstempel und die Kupfermatrize, erfunden habe, abgelehnt, denn »die in Stahl geschnittene Stempel und die in Kupfer eingeschlagenen Matrizen dürften von Gutenberg schon zur Herstellung seiner 42zeiligen Bibeltype in Mainz verwendet worden sein, als Schöffer noch Schreiber an der Universität in Paris war.«

Der Kernsatz in dem Bericht des Trithemius lautet: »Impressuri namque Bibliam, priusquam tertium complessent in opere quaternionem, plusquam 4000. florenorum exposuerunt. Petrus autem, memoratus Opilio, tunc famulus, postea gener, sicut diximus, inventoris primi, Joannis Fust, homo ingeniosus et prudens, faciliorem modum fundendi characteres excogitavit et artem, ut nunc est, complevit.« (»Als sie die Bibel drucken wollten, haben sie schon mehr als 4000 Gulden ausgegeben, ehe sie die dritte Lage[8] vollendet hatten. Peter aber, der genannte Schöffer, damals Knecht, später Schwiegersohn – wie schon erwähnt – des ersten (Mit-)Erfinders, Johannes Fust, ein geistvoller und kluger Mann, dachte eine leichtere Art des Letterngusses aus und vollendete die Kunst, wie sie heute ist.«) Karl Dziatzko, der 1890 die Stelle zitierte[9], machte sich dabei nur über die selbstverständliche Bedeutung von »Quaternio« (eigentlich Viererlage) als »Lage« allgemein Gedanken; da B 36 innerhalb der einzelnen Bände ausschließlich und B 42 ganz überwiegend in Quinionen (= Fünferlagen) gedruckt sei, so »dürfen wir nicht einmal auf die Einzelheiten dieser Mittheilungen großes Gewicht legen« und »Einen bemerkenswerten Abschnitt zeigt weder B 36 noch B 42 nach der dritten Lage«. M. W. ist auch diese einzige präzise Angabe des Trithemius-Berichtes bisher noch nicht genauer unter die Lupe genommen und positiv gewürdigt worden.

Zunächst ist dabei festzustellen, daß Trithemius diesen Punkt nicht (wie von der Linde unterstellen würde) aus der »Kölner Chronik« genommen haben kann, weil dort nichts davon zu lesen ist, und daß er auch nicht die Setzergewohnheiten der Zweiundvierzigzeiligen Bibel so genau studiert hat, daß er gefunden hätte, daß Bl. 1–32 u. a. des ersten Bandes zwecks Erhöhung der Auflage nochmals gesetzt und damit ein zweiter Druck hergestellt wurde. *Diese Nachricht von den drei Lagen muß er also unbedingt von Peter Schöffer selbst haben.* Die genaue Beobachtung der Setzergewohnheiten in den einzelnen Bibelexemplaren hat gezeigt, daß die Blätter 1–32a und 129–158 des ersten Bandes und die Blätter 1–16a und 162a des zweiten Bandes ein zweites Mal gesetzt und gedruckt wurden (von einigen wenigen Blättern kennt man noch einen dritten Satz). Man war offenbar zur Erhöhung der Auflage gezwungen, da die Kosten so hoch waren, daß die ursprüngliche Auflage sich als Fehlkalkulation erwiesen hatte. Diese Unterbrechung des Bibeldruckes und der Neudruck bedeuteten sicher einen so tiefen Einschnitt, daß er Peter Schöffer noch nach 30 Jahren (1455–1485) sehr deutlich in Erinnerung war und daß er auch dem wißbegierigen Abt sehr eindringlich darüber erzählt hat. Die Beobachtungen der Gutenbergforscher und die Angaben des Trithemius stimmen im wesentlichen überein.

Nun sind aber nicht drei Lagen (= 30 Blätter) neugesetzt worden, sondern 77 Bl. und 1 Seite, also fast acht Lagen. Wenn man nun annimmt, daß der Mann, der dem Abte Trithemius um 1485 vom Bibeldruck erzählte, der gleiche war, der den ersten oder zweiten Setzerabschnitt übernommen hatte, daß also Peter Schöffer mit Setzer I oder II der B 42 identisch ist, dann wird es auch psychologisch verständlich, daß er nur von drei Lagen sprach[10]. Daß Peter Schöffer am Satz der B 42 beteiligt war, wird heute kaum mehr ernsthaft in Abrede gestellt, und des weiteren wird auch anerkannt, daß er »in manchen Dingen der klügste und geschickteste der Gehilfen Gutenbergs und Fusts«[11] gewesen ist. Auch unter diesem Gesichtspunkt wäre es sehr verständlich, daß man ihm den Anfang des großen Werkes anvertraute, falls er schon bei Beginn des Bibeldruckes der Gutenberg-Fustschen Druckerei angehörte, was jedenfalls sehr wahrscheinlich ist. *Man wird deshalb der Hypothese (die durch die rechte Deutung des Trithemius-Berichtes gestützt wird), daß Peter Schöffer der Setzer I oder II der B 42 war, einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit nicht absprechen können.* Auch Heinrich Keffer und Berthold Ruppel waren höchstwahrscheinlich als Setzer der B 42 tätig. Es hat sich aber bis jetzt kein Hinweis gefunden, der es gestatten würde, Vermutungen darüber zu äußern, welche Setzerabschnitte ihnen zugewiesen waren, da kurz nach Beginn des Bibeldruckes schon vier Setzer am Werke waren (später wurde die Zahl auf sechs erhöht), die in folgender Reihenfolge begannen: der erste mit dem Anfang des ersten Bandes, der zweite mit dem Blatt 129 des ersten Bandes, der dritte mit dem Anfang des zweiten Bandes und der vierte mit dem Blatt 162 des zweiten Bandes. Die Setzer I und II begannen wohl gleichzeitig, Setzer III wohl einige Wochen später, und Setzer IV hatte kaum seine Arbeit begonnen, als man die Fehlkalkulation erkannte und sich zu einer Erhöhung der Auflage entschloß.

Wenn auch Trithemius im unmittelbar folgenden Satz berichtet, daß Schöffer eine leichtere Art des Typengusses (mit Hilfe geschnittener Stahlpunzen und geschlagener Kupfermatrizen, wie man annimmt, während man zunächst nach Trithemius mit gegossenen Matrizen gearbeitet haben soll) erfunden habe, soll damit wohl nicht ausdrücklich auch gesagt sein, daß Schöffer diese Erfindung gerade in dem Zeitpunkt machte, als man die Fehlrechnung erkannte und daran ging, durch einen zweiten Satz der schon gedruckten Blätter die Auflage zu erhöhen. Neuestens hat Otto W. Fuhrmann sich sehr

[8] Quaternio bedeutet zunächst »Viererlage«, hat aber hier die Bedeutung von »Lage« allgemein. Die B 42 besteht ganz überwiegend aus Fünferlagen.

[9] Karl Dziatzko, Gutenbergs früheste Druckerpraxis, in: Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten, 4. Heft, Berlin 1890, S. 3f. Daß K. Dziatzko sich durch seine Gutenbergforschungen und besonders durch den Nachweis der Priorität der B 42 vor der B 36 große Verdienste erworben hat, ist allgemein bekannt.

[10] P. Schöffer hat dabei vermutlich in der Ich-Form erzählt und berichtet, daß er gerade die 3. Lage setzte, als die große Krise im Bibeldruck eintrat. Er hat entweder nicht davon gesprochen, daß auch noch andere Setzer am Werke waren, oder Trithemius hatte das im Laufe der 30 Jahre vergessen. Um so eindrucksvoller muß ihm aber Schöffer diesen Einschnitt geschildert haben, da er sich nach so vielen Jahren noch daran erinnerte.

[11] A. Ruppel, J. Gutenberg, S. 138.

bestimmt dahin geäußert, daß Schöffer zum Guß der Typen des 30zeiligen Ablaßbriefes im Sommer 1454 Stahlpunzen und Kupfermatrizen verwendet habe[12]. Es kann natürlich nicht die Absicht dieses kurzen Hinweises sein, für diese außerordentlich komplizierten und exakt kaum zu lösenden Fragen eine Lösung zu finden. Mit allem Nachdruck muß aber betont werden, daß plumpe und ungerechtfertigte Unterstellungen und Verdächtigungen (im Stile Von der Lindes) und auch simplifizierende Radikallösungen, die von einer vorgefaßten Meinung (einer »Überzeugung«) ausgehen, am allerwenigsten geeignet sind, uns in diesen wegen der Spärlichkeit der Überlieferung vielfach noch dunklen Problemen weiterzuführen. Nur minutiöse asketische Kleinarbeit unter Berücksichtigung aller einschlägigen Überlieferungen und Tatbestände und gewissenhafteste Kombination können zu einigermaßen gesicherten Ergebnissen führen. Man wird dabei zu der Erkenntnis kommen, daß die frühesten literarischen Nachrichten über die Erfindung der Buchdruckerkunst, die mittelbar auf Peter Schöffer zurückgehen, und die zum großen Teil von Verehrern Gutenbergs überliefert sind, in dem Punkte übereinstimmen, daß Schöffer den Schriftguß verbessert hat. Solange nicht zwingend das Gegenteil bewiesen ist, haben wir nicht das Recht, Schöffer oder seine Mittelsmänner als Lügner zu verdächtigen. Auch Aloys Ruppel, der sich ja gegen den Bericht des Trithemius sehr skeptisch, vielleicht überkritisch verhält, der aber auch hier sich als Meister in der Kunst unparteilichen Abwägens aller einschlägigen Momente erweist, sagt bei der Beurteilung des Begleitgedichtes zum Justiniandruck Schöffers vom 24. Mai 1468, wo es heißt, daß die beiden Johannes (= Gutenberg und Fust) den Buchdruck zuerst ausgeübt hätten, daß Petrus (Schöffer) zwar erst später dazu kam, dann aber die beiden Johannes in der Kunst der Typenherstellung übertroffen habe. »Sollte nicht in dieser Angabe das Hauptverdienst Peter Schöffers genannt sein?«[13]

[12] Otto W. Fuhrmann, Über die Auflagenhöhe der ältesten Drucke, in: Kleine Drucke der Gutenberg-Gesellschaft 5. 1956, S. 30.

[13] A. Ruppel, J. Gutenberg, S. 199.

HERMANN KNAUS

Sieben Gladbacher Handschriften in Darmstadt

Daß Gladbacher Handschriften nach Darmstadt gelangt sind, weiß man schon lange. Zwei illuminierte Evangelienhandschriften des 12. Jahrhunderts haben längst die Beachtung der Kunsthistoriker gefunden. Im Jahre 1896 hat Edmund Braun seine »Beiträge zur Geschichte der Trierer Buchmalerei im früheren Mittelalter«[1] veröffentlicht, darin ein besonderes Kapitel der »Malerschule von Mönchen-Gladbach« gewidmet und zwei Darmstädter Handschriften, eine der Hofbibliothek, die andere des Museums, für diese Schule in Anspruch genommen. Einen Hinweis darauf, daß diese beiden Handschriften aus Gladbach stammen, verdankte Braun dem Darmstädter Bibliothekar Adolf Schmidt (a. a. O. S. 107). Schon im Jahre 1887 hatte Schmidt festgestellt, daß die Metalleinfassung des Elfenbeinschmuckes, der sich auf der Museumshandschrift findet und einen Abt Jacobus de Heggen namhaft macht, offenbar aus Gladbach stammt, wo dieser Jacobus 1574-1583 Abt gewesen ist, daß ferner dieser Einbandschmuck ursprünglich zu der Bibliothekshandschrift gehört hat und daß beide Handschriften auch durch die Art ihrer alten Signaturen zusammengehören. Beide Handschriften waren im Jahre 1805 mit dem Nachlaß des Kölner Baron Hüpsch nach Darmstadt gelangt. Von den etwa 960 Handschriften der Sammlung Hüpsch kam ein halbes Dutzend, das durch prunkvollen Einband imponierte, ins Museum, darunter der Codex 508, alle anderen, und mit ihnen der Codex 530, an die Hofbibliothek[2].

Neun Jahre nach dem Erscheinen der Braun'schen Arbeit hat Schmidt seine Forschungen über die Herkunft der beiden Handschriften selbst veröffentlicht im Anhang eines Aufsatzes über die »Handschriften der Reichsabtei Werden«[3]. Am Schluß seines Aufsatzes regt Schmidt die Mitforschenden zu einer Sammlung alter Bibliothekssignaturen an, die beim Fehlen anderer Indizien die Provenienz verraten müßten. Er gibt eine Reihe von Beispielen und schildert auch das Gladbacher Signierverfahren. Offenbar waren die Bücher in der Abtei Gladbach mit dem Rücken nach hinten aufgestellt, auf dem oberen Schnitt steht eine Zahl, auf dem Vorderschnitt ein Großbuchstabe mit daruntergestellter Zahl. Schmidt bemerkt, dieser Art von Signaturen begegnet man noch auf »einigen anderen Handschriften der Hofbibliothek«, und zwar hätten sie alle auf dem Oberschnitt die Zahl 3 (wir werden sehen, daß das nicht ganz stimmt), auf dem Seitenschnitt z. B. $\overset{A}{10}$. Merkwürdigerweise hat Schmidt die weiteren Gladbacher Handschriften der Hofbibliothek (der heutigen Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt) nicht genannt. Ja, als er bei Vorarbeiten für einen Darmstädter Handschriftenkatalog einen ganz ähnlich gekennzeichneten Band mit Signatur auf Ober- und Vorderschnitt in die Hand bekam, hat er die Herkunft aus Gladbach nicht erkannt und die Vermutung ausgesprochen, der Band habe zur Kölner Dombibliothek gehört.

Auch mir war die Gladbacher Signierpraxis nicht mehr gegenwärtig, als ich bei Fortsetzung der Arbeiten für diesen Handschriftenkatalog die Handschrift 535 zu katalogisieren hatte, deren Herkunft zunächst im Dunkel blieb. Die Handschriftensignaturen unserer Darmstädter Bibliothek sind willkürlich vergeben, fast nirgends stehen zusammengehörige Bestände beieinander, und auch im Falle dieser Handschrift 535 ist die relative Nähe zu andern Gladbacher Handschriften, etwa dem Evangeliar, das die Nummer 530 erhalten hat, nur ein Zufall. Nr. 535 ist eine Sammelhandschrift aus den Jahren 1460-63, zum größten Teil in Amsterdam geschrieben von einem Kaplan Otto Johannis, zum Teil aber auch von einem Burchmann, Sohn des Simon Houwinc, im Auftrag des Erstgenannten. Unter den 15 Texten, die darin enthalten sind, steht an erster Stelle ein anonymes Speculum christianitatis, ein offenbar seltener Text, den ich nirgends sonst gefunden habe, an vierter Stelle (folio 47^v bis 49^r) ein Brief des Nicolaus Cusanus, datiert aus Trier vom 27. Oktober 1451, worin der Absender, damals päpstlicher Legat in Deutschland, an die Adresse des Klerus von Utrecht heftige Vorwürfe richtet, daß er sich nicht um seine Anordnungen kümmere (es handelte sich anscheinend um die Klausur der Frauenklöster), sondern gegen sie nach Rom appelliert habe.

---

[1] Ergänzungsheft IX der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst.

[2] Der sogenannte »Codex 508« trägt jetzt die Signatur A. E. 680. Die Nr. 508 erhielt er bei Übernahme der Erbschaft Hüpsch durch den Beauftragten des Landgrafen Ludewig X., den Regierungsrat Ludwig Albert Wilhelm Köster, der die Bücher des Nachlasses Hüpsch im Jahre 1805 noch in Köln katalogisiert und mit Nummernschildchen beklebt hat. Auch die andern Gladbacher Handschriften in Darmstadt tragen diese Schildchen mit (veralteten) Nummern. Der »Codex 508« ist unter dieser Benennung in die Literatur eingegangen und wird auch von mir so angeführt.

[3] Zentralblatt für Bibliothekswesen 22 (1905) S. 241-264, bes. S. 259.

Wenn er nicht bis zum 15. November eine befriedigende Antwort erhalte, werde der Kardinal den weltlichen Arm anrufen. Ich wollte mich vergewissern, daß der Brief bekannt und gedruckt ist und fand ihn aus anderer Quelle herausgegeben von Josef Koch, Cusanustexte 4, S. 64ff., Brief Nr. 15[4]. Der Herausgeber vermerkt, der Brief sei auch abgedruckt worden von Martène und Durand im ersten Band ihrer Veterum scriptorum amplissima collectio (Spalte 1597f.)[5] »nach einer heute verschollenen Handschrift der ehemaligen Benediktinerabtei in Mönchen Gladbach«. Daß Martène und Durand in Gladbach gewesen sind und dort Geschichtsquellen für ihr Werk gesammelt haben, ist wohlbekannt. Die beiden Mauriner haben ja selber die Studienreise geschildert, die sie im Jahre 1718 durch deutsche und niederländische Klöster unternommen haben[6]. Darin gedenken sie auch ihres Aufenthaltes in Gladbach, berichten von den Handschriften der Gladbacher Klosterbibliothek, erwähnen nebenbei auch die beiden schönen Evangeliare, die heute in Darmstadt sind, und geben vor allem eine lebendige Schilderung des Streites um das Haupt des hl. Laurentius zwischen der Abtei Gladbach und König Philipp II. von Spanien. Die Akten dieses Streits, der sechzig Jahre währte und die Abtei mehrfach aufs schwerste gefährdet hat, befanden sich im Klosterarchiv und wurden von den gelehrten französischen Gästen studiert und zum Teil in Abschrift wiedergegeben.

Die Mönche blieben drei Tage in Gladbach und haben auch eine Reihe von Aktenstücken kopiert, die nicht in diesen Zusammenhang gehörten, die sich aber sehr wohl zum Abdruck in dem großen Sammelwerk eigneten, dessen erster Band nur historisch wichtige Briefe und Urkunden in zeitlicher Ordnung bringen sollte. Dieser erste Band ist im gleichen Jahre wie der Reisebericht erschienen und enthält eine Reihe von Texten, bei denen als Quelle vermerkt ist »ex manuscripto Gladbacensi«[7]. So haben Martène und Durand auch unseren Cusanustext veröffentlicht, und dafür haben sie die Überschrift gewählt: »Epistola per reverendissimum Nicolaum... electo Trajectensi missa et destinata«. Sie haben nicht immer richtig gelesen. So passierte ihnen auch hier in der Anschrift ein Lesefehler: statt Clero Trajectensi haben sie Electo Trajectensi gelesen, als ob ein erwählter Bischof von Utrecht Empfänger wäre. Dazu machen sie eine Anmerkung, mit »Electus« sei David von Burgund gemeint, natürlicher Sohn Herzog Philipps von Burgund, qui ex electo Morinensi translatus est ad sedem Trajectensem... tametsi hic dumtaxat electi titulo donatus. Nun war aber 1451 Rudolf Bischof von Utrecht, nicht schon sein Nachfolger David. Auch geht aus dem Inhalt hervor, daß der Brief nicht an einen Bischof gerichtet sein kann. Immerhin hat der Lesefehler längere Zeit die Cusanusforscher Swalue und Sauer irritiert. Darüber mag man Josef Kochs Aufsatz »Nicolaus von Cues und seine Umwelt« nachlesen[8]. Koch (und vor ihm G. Brom) hatten erkannt, daß es sich um einen Fehler handelt; wie er zustandekam, wird völlig klar, wenn man Blatt 47^v unserer Handschrift 535 aufschlägt. Denn daß dies »der verschollene Codex aus Mönchen Gladbach« ist, kann nicht bezweifelt werden. Es wird auch durch die Signatur bestätigt, die auf dem Oberschnitt 3, auf dem Seitenschnitt $\frac{C}{52}$ zeigt. In der Überschrift des Textes beginnt das Wort Clero nämlich mit einer verschnörkelten Majuskel, während das r als übergesetztes Zeichen geschrieben ist. Das konnte bei flüchtigem Lesen Electo ergeben. Ich will hier gleich noch einen zweiten Text behandeln, den Martène und Durand ebenfalls mit einem folgenschweren Lesefehler in der Überschrift veröffentlicht haben. Er findet sich im gleichen ersten Bande der Collectio (Spalte 625), ist zwar keinem Gladbacher sondern einem Grafschafter Codex entnommen, der aber gleichfalls in den Besitz der Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt gelangt ist, als im Jahre 1805 ein rechtsrheinischer Teil von Kurköln, das Herzogtum Westfalen, durch den Reichsdeputationshauptschluß hessisch geworden ist. Auch dieser Codex ist eine Sammelhandschrift mit 15 Texten, darunter einigen Briefen, die sich Martène und Durand nicht haben entgehen lassen. Einer davon stammt von dem Magdeburger Erzbischof Adalgoz (1107-1119) und ruft die Bischöfe Sachsens, Frankens und Lotharingiens zum Kreuzzug gegen die heidnischen Wenden auf, wobei interessante Einzelheiten über die Grenzkämpfe an der Elbe zwischen Sachsen und Slawen zur Sprache kommen. In dem Namen Adelgozus war es das ungewohnte z, das den Franzosen Schwierigkeiten bereitete und die Lesung Adelgorius verursacht hat. Mit dieser falschen Form wurde der Text von Migne 157, 483 übernommen und ist von hier in eine ganze Reihe von Urkundenbüchern eingegangen. Die Bibliothekskataloge der ganzen Welt führen, soweit sie aus Mignes Patrologie die einzelnen Texte nachweisen, einen Verfasser Adelgorius, und so verzeichnet auch der Gesamtkatalog der preußischen Bibliotheken (1. 10424) einen im übrigen nicht existenten Adelgorius. Den Brief des Adalgoz hat dann W. Wattenbach nach der wiedergefundenen (nunmehr Darmstädter) Handschrift mit Erläuterungen im Neuen Archiv 7 (1882) S. 624-26 abgedruckt, die entscheidende Untersuchung darüber hat Michael Tangl angestellt[9], wonach Hauck, der das Stück als Fälschung angesehen hatte, seine Bedenken aufgab. Bemerkt sei noch, daß der Grafschafter Codex, der diesen Text liefert, eine jener Grafschafter Palimpsesthandschriften ist, über deren Erstbeschriftung Alban Dold in seinen Palimpseststudien 1 (1955)[10] S. 73ff. berichtet. Martène und Durand haben für die Hand-

[4] Sitzungsbericht der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, phil.-histor. Klasse Jg. 1942/43, 2. Abh.

[5] Veterum scriptorum et monumentorum historicorum ... amplissima collectio. Vol. 1-9, 1724-33.

[6] Voyage litteraire de deux religieux bénédictins de la Congrégation de Saint Maur. Paris 1724. Der von Gladbach handelnde Abschnitt ist in deutscher Übersetzung herausgegeben von Hans Bange, in: Lebendiges Münster, Mitteilungen des Münsterbauvereins e. V. M. Gladbach Nr. II/1, 1950, S. 1ff.

[7] Z. B. Spalte 1377: Epistola abbatum ordinis S. Benedicti dioecesis Coloniensis ad Gregorium papam X, anno 1274; Spalte 1414: Walrami Comitis de Kessel litterae pro monasterio Gladbacensi, anno 1304; Spalte 1428: Citatio Comitis Fuxensis De reddenda Mathae comitissae Armeniaci villa Gavardani, anno 1310.

[8] Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, phil.-histor. Klasse 34 (1944/48), 2. Abh. S. 53.

[9] Der Aufruf der Bischöfe der Magdeburger Kirchenprovinz zur Hilfe gegen die Slawen aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts. Neues Archiv 30 (1905).

[10] Texte und Arbeiten, hrsg. durch die Erzabtei Beuron, Abt. 1 H. 45.

schriftenkunde Hervorragendes geleistet. Lesefehler darf man einer Zeit, die nicht über unsere paläographischen Hilfsmittel verfügte, nicht ankreiden. Es gewährt aber ein eigenartiges Vergnügen, beim Studium der Handschriften, die unsere Bibliotheken bewahren, auf die Spuren früherer Benutzer zu treffen und auch bei den Großen unserer Disziplin Irrtümern zu begegnen, die uns mit den eigenen versöhnen können.

Nachdem für die Handschrift 535 die Herkunft aus Gladbach feststand, lag es nahe, nach weiteren Handschriften der gleichen Provenienz zu suchen. Da keine der bisher bekannten Gladbacher Handschriften in Darmstadt einen Besitzeintrag aufwies, wäre eine Durchsicht aller Darmstädter Handschriften auf etwaige Signaturen nach Gladbacher Art möglich gewesen oder aber ein Aufsuchen der letzten Spuren des in den Tagen der französischen Revolution oder besser der darauffolgenden Rheinlandbesetzung aufgelösten Klosterbesitzes, um von hier aus nach Gladbacher Handschriften zu forschen, die nach Köln und dort in die Sammlung Hüpsch geraten sind. Der zweite Weg wurde gangbar angesichts einer französischen Liste über in Gladbach beschlagnahmte Bücher, die Ernst Brasse in seinen »Urkunden und Regesten« T. 2, Mönchen Gladbach 1926, S. 514ff., veröffentlicht hat. Dieser Abdruck ist allerdings reich an Fehlern zum Teil ergötzlicher Art. Auch das Datum »in mense nivos. 14 an 14« ist falsch. Darauf hat schon Wilhelm Classen[11] aufmerksam gemacht. Allein seine Verbesserung ist abermals falsch. Die Liste scheint es in sich zu haben, denn schon im Jahre 1866 wurde ein ebenfalls an Fehlern und Auslassungen reicher Abdruck gegeben von Conrad Noever: Zur Geschichte Mönchen Gladbachs, Nachtrag zu dem 1853 unter dem Titel: Die Benediktinerabtei Mönchen Gladbach von Dr. G. Eckertz und Conrad Noever erschienenen Buche. So wird nichts anderes übrig bleiben, als die Liste im Anhang nochmals abzudrucken, nachdem wir die Hauptschwierigkeiten erörtert und beseitigt haben.

Die Liste zeigt einen schwungvollen Duktus, wie er im Frankreich der Revolutionsjahre üblich war. Von Unterschriften meldet Noever gar nichts, Brasse gibt seltsamerweise den Namen Lefort an, es stehen aber zwei Namen da, und sie sind deutlich lesbar als »Véron« und »Gancel« od. »Gaucel«. Im Schlußsatz bezeichnen sich die Kommissare als »envoyés par le représentant du peuple Frécine«. Dieser Name (Brasse hat ihn nicht lesen können und durch Punkte ersetzt, Noever unterschlägt gleich den ganzen Satz) ermöglicht es, die Gladbacher Aktion einzuordnen in jenen (ersten) Beutezug durch die niederrheinischen Bibliotheken, der im November 1794 begann. In J. Hansens Quellen zur Geschichte des Rheinlandes im Zeitalter der französischen Revoluition[12] wird jener Zug, soweit er sich in stadtkölnischen Quellen spiegelt, sehr gut erkennbar. An ihm waren vier Professoren der Pariser Universität beteiligt, sie waren begleitet von einem Vertreter des in Aachen residierenden Volksrepräsentanten Frécine. In die kleineren Orte der Kölner Umgebung bemühten sich die Professoren nicht selber. Es genügt hier der Beamte Frécines, den ein Sekretär begleitete. Tatsächlich ist der Name dieses Sekretärs Gancel für einen Aachener Beamten jener Zeit aus Hansens Werk zu belegen. Die Gladbacher Aktion müßte bald nach dem November 1794 erfolgt sein. Das Protokoll ist datiert: »fait à Gladbach 4me jan. (darunter:) in mense nivos 14 an...« Es folgt eine einstellige Zahl, die durch mehrfache Korrekturen unleserlich geworden ist.

Der Schreiber, der offenbar im Revolutionskalender noch nicht sicher war, begann mit dem Januardatum, wurde sich bewußt, umrechnen zu müssen, gab dann den 14. Nivose an, der aber nicht dem 4. sondern dem 5. Januar entsprach, und geriet bei der Jahreszahl in neue Schwierigkeiten. Da kommt uns glücklicherweise eine unabhängige Quelle zu Hilfe, deren Kenntnisse ich dem Direktor des Mönchen Gladbacher Stadtarchivs, Herrn Koenzgen, verdanke. Zusammen mit seinem Kollegen vom Gladbacher Münsterarchiv, Herrn Bange, hat er mich mehrfach unterstützt. Hier machte er mich auf eine Handschrift seines Archivs aufmerksam, die Abteichronik, die von den Prioren des 18. Jahrhunderts bis zum Jahre 1797 geführt worden ist. Darin hat Maurus Ahn, später der letzte Gladbacher Abt, als Prior zu den Jahren 1794/95 interessante Eintragungen gemacht. Zum 30. Dezember 1794 notiert er: »Bibliotheca Conventus a duobus Commissariis gallis Parisiensibus visitata, abstulerunt 39 libros, et post 14 dies discessere«. Man sieht also, die Herren haben sich Zeit gelassen und waren in der ersten Januarhälfte 1795 in Gladbach. Ihre Beute war nicht sehr groß, ihre Liste verzeichnet 26 Bände, Maurus Ahn zählte 39. Denkbar wäre, daß sie, um die Tage nach dem 4. Januar einigermaßen zu füllen, noch ein gutes Dutzend nachträglich ausgewählt hätten. Die Jahreszahl unserer Liste wird man jedenfalls nach revolutionärer Ära: 3 ergänzen und das Datum als 4. Januar 1795 interpretieren.

Die Liste ist dreiteilig. In der ersten Abteilung werden Drucke aufgeführt, in der zweiten Pergamentkodices, in der dritten Papierhandschriften. Die 12 Drucke sind vorwiegend Inkunabeln, die Doppelnummer 7/8 ist ein Druck des 16. Jahrhunderts, anscheinend die mit wertvollen Holzschnitten geschmückte, in zwei Bände geteilte Kriegsordnung des Reinhard Graf zu Solms. Dazu würde das Druckjahr stimmen, nicht freilich der Druckort »Nürnberg«. Nicht ganz klar ist Nr. 12: Albertus Magnus, Sermones, annos et nomen desunt. Unter den Frühdrucken der Sermones de tempore et de sanctis gibt es zwei Ausgaben, die sowohl Jahr wie Druckernamen verschweigen. Die eine ist in Speyer von Peter Drach nicht nach 1475 (GW 772), die andere in Köln von Ulrich Zell um 1475 gedruckt worden (GW 773). Es könnte sich aber auch um Alberts Sermones de Eucharistiae sacramento handeln, die schon vor 1500 mehrfach unfirmiert erschienen sind. Schließlich könnte es auch eine Postinkunabel sein. Doch hat man offenbar auf Inkunabeln Wert gelegt. Fast alle lassen sich identifizieren, ich habe die Hain-Nummern in die Liste eingefügt. Keiner dieser Drucke ist in die Sammlung Hüpsch geraten.

Dagegen findet sich gleich der erste Pergamentkodex als Handschrift 343 in Darmstadt: Petrus Lombardus, Sententiarum Liber quartus, in schöner Textur des 13. Jahrhunderts von zwei

[11] Wilhelm Classen: Das Erzbistum Köln, Archidiakonat Xanten, 1. Teil (Germania sacra III. Abt., 1. Band, 1. Teil), Berlin 1938, S. 406 bis 409. Die Liste ruht im Münsterarchiv M.Gladbach, D 33. Eine Photokopie verdanke ich Herrn Hans Bange, M.Gladbach, Münsterarchiv.

[12] Bes. Band 3 (1935), S. 306ff. (Publikation der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde XLII, 3).

Händen in zwei Spalten geschrieben. Die vorgesehenen Initialen sind nicht ausgeführt, die roten Zierbuchstaben etwas aus der Kolumne herausgerückt, ihre Körper mit begleitenden Zierstrichen ornamentiert. Das helle Leder des Einbandes zeigt Strichverzierungen, der Schnitt die typische Gladbacher Signatur: 2 (dies auf dem Oberschnitt, auf dem Vorderschnitt dagegen:) D 9, darunter in Zeilen mehrfach abgesetzt: Petri Lombardi liber quartus sententiarum manuscriptus.

Die nächste Nummer (14) findet sich nicht in Darmstadt: »Vita Sancti Gregorii Papae in par. in fol.« Lebensbeschreibungen des Großen Gregor gibt es eine ganze Reihe (BHL 3636ff.) Doch wissen wir, um welche es sich handelt: Martène und Durand nennen unter den ältesten Handschriften der Bibliothek, denen sie ein Mindestalter von (damals) 600 Jahren zubilligen: Das Leben des hl. Gregor von Johannes Diaconus (BHL 3641)[13].

Nummer 15 findet sich als Hs 531 wieder in Darmstadt: des Nicolaus de Lyra Postilla super quattuor evangelia. Unsere beiden Franzosen haben sie ins Jahr 1402 datiert, natürlich nicht auf Grund paläographischer Studien, sondern weil sich diese Jahreszahl in einem Eintrag fand. Heute findet sie sich nicht mehr. Dafür ist das Vorsatzblatt zu einem Drittel herausgerissen, wodurch nur noch die Unterlänge eines Eintrages sichtbar geblieben ist. Wenn damit wirklich die Jahreszahl 1402 verschwunden ist, so kann sie nur einen Besitzwechsel in diesem Jahr bezeugt haben, keineswegs die Entstehung. Entstanden ist die Handschrift sicherlich im 14. Jahrhundert, und zwar in Paris. Dahin weist der Stil der Ausstattung, besonders der der hübschen vier Eingangsseiten zu den einzelnen Evangelien mit blau-roten Initialen, zierlichem Fleuronné und einem Zierstab, der in den gleichen Farben wechselt und den Kolumnenrand begleitet. Nach Paris weisen auch die Kolumnentitel, in denen blaue und rote Buchstaben alternieren. Französisch ist auch einer der beiden Schreibernamen, die genannt werden, nämlich der am Schlusse des Johannes-Kommentars signierende Johannes grullonis; dagegen bezeichnet sich Ricardus de Blida am Ende des Lucas-Kommentars als Anglicus, bezeugt aber gerade mit diesem Beisatz, daß er in nichtenglischer Umgebung lebt. Der gleiche Richardus de Blida nennt sich als Schreiber in Codex 143 (F. p. 73 nr 20) der Leipziger Universitätsbibliothek, und dieser Codex enthält ebenfalls Nicolaus de Lyras Postilla über die Evangelien[14]. Wir sehen hier in eine gewerbsmäßige Buchproduktion hinein, wie sie für das Paris des 14. Jahrhunderts bezeichnend ist. Der Darmstädter Nicolaus de Lyra trägt eine Signatur nach Gladbacher Art, auf dem oberen Schnitt: 3, auf dem seitlichen: C 38. Der Einband ist nur mit dem Streicheisen verziert.

Nun folgt in der Liste ein »Tractatus de Musica in 4° in par«. Er gehört heute dem Archiv der Stadt Köln und trägt dort die Signatur W 331[15]. Aber gleich die nächste Nummer ist wieder in Darmstadt: Die Handschrift 710 enthält Auszüge aus den Commentarien des Origenes zum Pentateuch, auch zu Josua und Jeremias, angefügt sind Bruchstücke aus Hesychius, Ambrosius, Clemens Alexandrinus, Augustinus und Gregorius. Die Handschrift ist einspaltig geschrieben in einer sorgfältigen Buchschrift des frühen 13. Jahrhunderts. Eine genaue Datierung ins Jahr 1217 ergibt sich aus einem chronologischen Text, der mit der Überschrift: De annis ab origine mundi den Origenes-Exzerpten vorausgeht. Darin heißt es (folio 5^v): Ab adventu domini usque in presens anni mille ducenti decem et septem computantur. Die Ausstattung ist unerheblich, lediglich folio 2^r findet sich ein romanischer P-Initial mit rot konturiertem, geschlitzem Buchstabenkörper und gerolltem pflanzlichen Füllwerk gleichfalls in roten Konturen. Auch dieser Text ist nicht in Gladbach geschrieben. Das zeigt die Einbandmakulatur. Der schadhafte alte Einband ist im Jahre 1890 abgenommen und durch einen modernen Halblederband ersetzt worden. Die Decke wurde aufbewahrt, zeigt aber nichts Eigentümliches; um so interessanter sind die Fragmente, die darin eingeklebt waren. Als Vorderspiegel fungierte das Pergamentfragment einer Rechnung über Ausgaben und Einnahmen eines Kölner Stifts (»hic in Colonia«). Der Text ist ums Jahr 1300 geschrieben und nennt eine Reihe rheinischer Adelsnamen (heute als Vorsatzblatt in der Handschrift enthalten). Dem Hinterdeckel war ein Papierfragment eingeklebt (heute Inc. II/246), Teil des ersten Blattes eines aus sechs Blättern bestehenden Kölner Drukkes, einer Ablaßbulle Sixtus IV., die Ulrich Zell um 1482 gedruckt hat; Summaria declaratio bullae indulgentiarum ecclesiae Xanctonensis et pro tuitione fidei concessarum (Voulliéme, Köln 1093). Dieser doppelte Hinweis auf Köln ist gewiß kein Zufall, in Köln ist der Codex gebunden worden, dort wird er auch geschrieben sein. Er zeigt aber die Gladbacher Signatur, auf dem Oberschnitt: 5, auf dem Seitenschnitt: B 30.

Nicht in Darmstadt ist die letzte Pergamenthandschrift der Liste, eine Bibelkonkordanz aus dem Jahre 1348. Dagegen findet sich hier die erste Papierhandschrift unter der Signatur 772: Die Sermones discipuli (d. i. Johannes Herolt) de tempore. Was den Kommissaren an dieser wenig reizvollen, Ende des 15. Jahrhunderts zweispaltig geschriebenen Handschrift imponiert hat, ist schwer zu sagen. Der Umstand, daß die innerste Lage eines jeden Quaternio aus Pergament besteht, ist ja keineswegs etwas Seltenes, mag aber auf Unkundige einen gewissen Eindruck gemacht haben. Die Ausstattung ist unerheblich, der Text offenbar einem Druck entnommen, er stimmt mit H* 8485 (und wohl auch anderen Drucken) genau überein. Der Einband zeigt Strichverzierung und (als Abdruck eines kleinen Einzelstempels) vierblättrige Kleeblätter. Die Signatur lautet oben: 3, an der Seite: H 26.

Die nächsten beiden Handschriften sind nicht nach Darmstadt gelangt. Bei »De vitiis et virtutibus« denkt man an die verbreitete Summa des Guilelmus Peraldus. Was mit der Instructio pro Sacerdotibus des hl. Bonaventura gemeint ist, weiß ich nicht; vielleicht De praeparatione ad missam, vielleicht die Expositio missae, vielleicht auch einer der bekannten Traktate des Novizenmeisters David von Augsburg, die dem Bonaventura häufig zugeschrieben werden. Mit Scala dei könnte die Scala paradisi

[13] Bibliotheca hagiographia Latina antiquae et mediae aetatis ediderunt socii Bollandiani. Bruxelles 1898-99, Nr. 3641.

[14] Rudolf Helssig: Katalog der lateinischen und deutschen Handschriften der Universitätsbibliothek Leipzig. Bd. 1: Die theologischen Handschriften, Teil 1, S. 137f.

[15] K. Dreimüller: Ein altes Musiklehrbuch aus Gladbach, in: Rheinische Post, M.Gladbach 7 (1952) Nr. 80 (3. April).

oder Scala claustralis des Kartäuserpriors Guigo gemeint sein, die häufig unter dem Namen des hl. Augustin oder des hl. Bernardus auftritt. Nun folgt das Speculum christianitatis, die Handschrift, von der ich ausgegangen bin. Das Speculum ist mit 14 weiteren Texten zusammengeschrieben, hier in der Liste heißt es »cum aliis sex opusculis«, weil in dem kursorischen Inhaltsverzeichnis am Eingang der Handschrift im ganzen nur sieben Texte aufgeführt sind. Nun nennt die Liste noch vier weitere Handschriften, deren Verbleib mir unbekannt ist, zunächst einen »Liber exemplorum et similitudinum in fol.«, wahrscheinlich das Werk des Johannes de San Geminiano. Es folgt ein Auszug aus dem Rationale divinorum officiorum. Dabei denkt man natürlich an das bekannte Werk des Guilelmus Duranti, die symbolisch-allegorische Darstellung der mittelalterlichen römischen Liturgie, die in zahllosen Handschriften und in 44 Inkunabelausgaben (GW 9101-9144) überliefert ist. Daß aber Johannes Sacrobusto (oder Sacrobosco) einen Auszug daraus gemacht hat, ist unmöglich; der große englische Mathematiker, dessen Werk über die Sphären lange in hohem Ansehen stand, ist noch vor der Mitte des 13. Jahrhunderts gestorben, 40 bis 50 Jahre vor der Vollendung des Rationale. Es muß sich also um das gleichnamige Werk handeln, das der Pariser Professor Johannes Belethus Mitte des 12. Jahrhunderts verfaßt hat. Keinen Zweifel läßt der nächste Titel »Manipulus curatorum«, womit nur das bekannte Werk des Guido de Monte Rocherii gemeint sein kann. Dagegen bleibt wieder alles offen bei dem letzten Titel, dem Manuscript historique anno 1408.

Damit ist die Liste erschöpft. Es muß auffallen, daß sie nicht jene beiden Prachthandschriften enthält, die aus Gladbach an Hüpsch gelangt sind, die beiden Evangeliare des 12. Jahrhunderts. Überhaupt nennt die Liste keinerlei Zimelien ersten Ranges. Gewiß sind einige interessante und hübsche Stücke darin, namentlich unter den Pergamenthandschriften. Aber die besonders wertvollen Bücher sind den Franzosen nicht in die Hände gefallen, die waren schon vorher ausgelagert. Auch ihre Liste ist, wie ich glaube, erhalten. Sie fand sich im Nachlaß des P. Augustinus Raves, der seit 1770 Mönch in Gladbach, nach Aufhebung des Klosters Rektor in Leutherheide bei Breyell gewesen ist. Die Liste ist heute im Besitz von Herrn Landesoberarchivrat Dr. Rudolf Brandts in Mönchen Gladbach und wurde von Alfred Wendehorst in seinem Aufsatz zur Geschichte der Gladbacher Abteibibliothek[16] besprochen und abgedruckt. Sie ist undatiert und enthält 22 Nummern.

Unter Nr. 1 ist eine zweibändige Biblia Latina, Fust und Schöffer 1462, aufgeführt mit dem Zusatz: »NB. dieses Werk ward gemäß der Gazette de Cologne vom 2ten Februar 1784 zu Paris im Januar 1784 für 4085 franz. Livres verkauft«. Dieser Wortlaut kann nur besagen: Ein anderes Exemplar dieses Werkes wurde... verkauft. Diese Interpretation läßt sich leicht nachprüfen. Seymour de Riccis Werk über die ersten Mainzer Drucke[17] macht das Exemplar namhaft, welches im Jahre 1784 zu Paris gehandelt worden ist. Es ist eines der drei Exemplare der Arsenalbibliothek. Herr Hans Bange, Mönchen Gladbach, war so freundlich, gelegentlich eines Pariser Aufenthalts die Arsenalbibliothek aufzusuchen und die Frage zu klären. Das gedachte Exemplar hat weder Signaturen noch Besitzeinträge oder sonstige Spuren, die auf Gladbach hinweisen. Man wird also die Bemerkung in der Raves'schen Liste nicht so deuten, als habe »schon eine Reihe von Jahren vor der Säkularisation die Auflösung der Bibliothek eingesetzt«[18], oder so, als sei die ganze Liste ein »Verzeichnis von Manuskripten, die in der Gladbacher Klosterbibliothek aufbewahrt wurden, deren Verbleib aber zur Zeit der Niederschrift schon nicht mehr zu ermitteln war«[19]. Zwar sind einige Titel recht unbestimmt gefaßt wie etwa Nr. 18: »1 Tomus. Manuskript ohne Titel«. Aber gerade ein solcher Wortlaut fließt in die Feder nicht bei wehmütiger Rückschau auf verlorene Schätze, sondern beim schnellen Aufschreiben bereits ausgewählter, zur Verpackung bereitgelegter Bände, die Stück für Stück vorhanden sind. In summa, hier haben wir das Verzeichnis der kostbaren Bände, die beim Nahen der Franzosen im Jahre 1794 von den Gladbacher Mönchen »in Sicherheit« gebracht wurden. Und hier begegnen wir auch den Zimelien, die schon von Martène und Durand als wertvollster Besitz der Gladbacher Bibliothek genannt wurden: u. a. der hebräischen Bibel, die im 10. Jahrhundert von Nathan ben rabbi Mosche geschrieben ist, weiter der zweibändigen Bibel, die im 11. Jahrhundert unter Abt Heinrich in Gladbach entstanden ist, den Collationes des Cassian usw.; freilich wieder nicht den beiden Prachtevangeliaren, die an Hüpsch gelangt sind. Keiner der hier verzeichneten Bände ist in die Sammlung Hüpsch gekommen. Längst nicht alle sind wieder aufgetaucht. Auch die Fust-Schöffer-Bibel des Jahres 1462 ist es nicht. Vielleicht ist eines der im Gesamtkatalog der Wiegendrucke unter Nr. 4204 aufgezählten Exemplare mit dem Gladbacher identisch. Es müßte dann nach der Schlußschrift, die die Rave'sche Liste wiedergibt, ein Exemplar der zweiten oder dritten Fassung sein. Andere Nummern dieser Liste sind über Wallraf ins Historische Archiv der Stadt Köln gelangt, eine findet sich in Brüssel in der Bibliothek der Bollandisten, eine ist bis New York verschlagen worden, und nur eine ist nach Mönchen Gladbach ins Münster-Archiv zurückgekehrt. Keins dieser Stücke verrät den Bergungsort, den die Mönche für ihre Zimelien ausgesucht hatten. Gewisse Spuren, auf die mich Hans Bange brieflich aufmerksam gemacht hat, scheinen in die Pfarre Kempen zu führen, die der Abtei inkorporiert und auch zuletzt noch mit einem Gladbacher Mönch besetzt war.

Wohin aber gelangten die Bände, die Véron und Gancel ausgewählt haben? Die beiden Herren hatten sich vorher an dem Beutezug durch die Kölner Bibliothek beteiligt. Was man dabei zusammengebracht hatte, ist zum Teil nach Paris gewandert, zum Teil in das Depot der Domänenverwaltung gekommen. Aus diesem Depot haben einige Sammler geschöpft. Da ist einmal der Domänenrentmeister selber, J. Balg. Als ihm im Jahre

[16] In: Lebendiges Münster, Mitteilungen des Münsterbauvereins M.Gladbach, um 1955, S. 83ff.

[17] Catalogue raisonné des premières impressions de Mayence (1445 bis 1467), Mainz 1911, Veröffentlichung der Gutenberg-Gesellschaft 8/9, S. 92, Nr. 21.

[18] Wendehorst a.a.O. S. 87.

[19] Heinrich Dattenberg: Kunstschätze der Benediktinerabteikirche St. Vitus zu M.Gladbach, in: M.Gladbach, aus Geschichte und Kultur einer rheinischen Stadt. I (1955) S. 407.

1821 wegen Untreue der Prozeß gemacht wurde, ließ die preußische Regierung durch den Buchhändler Heberle die Inkunabeln und Handschriften versteigern, die in Balgs Besitz waren. Erst nach der Versteigerung wurde der Verdacht laut, Balg habe sich auch diese Dinge zu Unrecht angeeignet. Die Untersuchung konnte nichts mehr erbringen, hat aber den Verdacht nicht widerlegt. Balg hatte auch Handschriften aus dem Zisterzienserpriorat Boddenbroich. Eine ganze Reihe dorther stammender Handschriften findet sich andererseits in der Sammlung Hüpsch. Auch der Kölner Historiker Ferdinand Franz Wallraf, dessen Sammlungen das Archiv bereichert und zum Museum den Grundstock geliefert haben, hat Handschriften aus dem Depot der Domänenverwaltung erworben. Schließlich hat im Jahre 1821 der damals in Darmstadt wohnende katholische Theologe und Bibelübersetzer Leander van Eß ebenfalls von Heberle mehrere Hundert Kölner Handschriften erworben, besonders aus der Kartause, aber auch aus Klöstern der Umgebung, aus Camp und aus Steinfeld. Aus all diesen Klöstern besaß auch Hüpsch Handschriften. Offenbar haben all diese Sammler aus der gleichen Quelle geschöpft[20].

Man sieht: Die französischen Kommissare haben die Gladbacher Beute nach Köln an die Domänenverwaltung abgeliefert. Waren es wirklich nur die 26 Bände, die ihre Quittung vom 4. Januar 1795 verzeichnet, oder muß man noch mit einer Nachlese rechnen? Im Jahre 1801 hat der Kölner Arzt Konstantin von Schönebeck zugunsten der Kölner Zentralschule eine sehr umfangreiche Nachlese gehalten. Dabei sind 752 Bücher, darunter 16 Handschriften, aus Gladbach nach Köln gewandert. Schönebecks Liste ist erhalten[21]. Die Druckwerke sind an die Stadt- und Universitätsbibliothek, die Handschriften an das Historische Archiv der Stadt Köln gekommen. Nicht mit dieser Nachlese scheint eine handschriftliche Summa contra gentiles des Thomas von Aquin nach Köln gewandert zu sein. Sie ist in New York. Bei der Besprechung der Raves'schen Liste war schon die Rede von einer Handschrift, die in die USA gekommen ist. Dabei handelte es sich um einen Beda Super Luccam in der Sammlung Hofer, jetzt in Cambridge/Mass. Nun gibt es aber eine zweite Handschrift aus Gladbach in den USA, und zwar in New York, den eben genannten Thomas von Aquin, der in die Bibliothek des Union Theological Seminary (Ms 5) gelangt ist. Der Codex steht weder auf der Liste Vérons noch auf der Liste Schönebecks, er kam nach New York mit der Bibliothek des Leander van Eß, den wir soeben als Besitzer vieler kölnischer Handschriften kennengelernt haben. Den Hauptteil dieser Handschriften hat er an den englischen Sammler Sir Thomas Philipps verkauft. Seine Druckschriften aber, 13 500 Stück, und auch einen kleinen Handschriftenbestand von 31 Nummern hat er im Jahre 1838 durch Vermittlung einer englischen Freundin an das Union Theological Seminary verkauft[22]. Den Gladbacher Thomas-Codex, der darunter war, hat er offenbar im Jahre 1821 von Heberle gekauft, er kann eigentlich nur aus dem Depot der Domänenverwaltung stammen. Da er nicht auf der Liste vom 4. Januar 1795 erscheint, gewinnt die Vermutung an Gewicht, diese Liste sei nicht vollständig. Tatsächlich spricht ja Maurus Ahn nicht von 26, sondern von 39 Bänden. Véron und Gancel sind auch nicht am 5. Januar abgereist, sondern erst Mitte des Monats. Offenbar haben sie weitergesucht und noch andere Bände ausgewählt, darunter vermutlich den Thomas von Aquin.

Ferner könnten ihnen dabei die beiden Evangelienhandschriften in die Hände gefallen sein, die zu den Zimelien der Gladbacher Bibliothek gehört haben und die später in Hüpschs Besitz erscheinen. Man hatte sie, da sie nicht auf der Raves'schen Liste stehen, offenbar nicht ausgelagert, vielleicht im Kloster selbst versteckt. Denkbar wäre aber auch, daß ein anderer seine Hand im Spiele hatte, ein Mann, der in der Besitzgeschichte wertvoller Handschriften nur allzu oft eine Rolle gespielt hat, ohne daß man seine Tätigkeit in jedem Falle ins rechte Licht rücken kann. Es ist der Exbenediktiner Jean Baptiste Maugérard, der als Händler auf eigene Rechnung Geschäfte gemacht und als französischer Beauftragter für die Bibliothèque Nationale wertvolle Codices und Inkunabeln gesammelt hat. Er hat beide Funktionen nicht immer auseinandergehalten. Darüber beschwert sich der genannte Kölner Bibliothekar Konstantin von Schönebeck in einem Brief an den Aachener Präfekten Mechin. Den Brief hat Hermann Degering[23] vor vierzig Jahren in Kölner Akten aufgefunden und mit einem kurzen Satz erwähnt. Trotz meiner Bemühungen ist er noch nicht wieder zutage gekommen. Schönebeck sagte aber ausdrücklich, Maugérard habe Handschriften, die er für die Bibliothèque Nationale beschlagnahmt hat, an Hüpsch verkauft. Da Maugérard sich nur mit Erstrangigem abgegeben hat, erhebt sich besonders bei den Zimelien der Sammlung Hüpsch die Frage, welche denn Maugérard geliefert hat. Zur Klärung dieser Beziehungen zwischen Hüpsch und Maugérard hoffe ich an anderer Stelle beitragen zu können. Hier aber kann ich nur die Vermutung äußern, Maugérard könnte die beiden Gladbacher Prachthandschriften Hüpsch verkauft haben.

Es bleibt also für die Erhellung der Gladbacher Bibliotheksgeschichte noch manches zu tun. Die Aufgabe wurde von den Gladbacher Historikern erkannt und mit Energie angegangen. Möchte ihnen die Rekonstruktion dieser offenbar beachtlichen Bibliothek wenigstens auf dem Papier gelingen. Damit wird ein geistiges Zentrum sichtbar werden, das neben dem weithin leuchtenden Köln einen eigenen Glanz behauptet hat.

Als Anhang gebe ich einen Abdruck der Liste vom 4. Januar 1795. Hinzugefügt habe ich eine Numerierung und bibliographische Angaben, die der Identifizierung der Drucke und Handschriften dienen sollen. Bei den Drucken handelt es sich um die Nummern von Hain, Copinger und dem Gesamtkatalog der Wiegendrucke, bei den Handschriftensignaturen, sofern nichts anderes bemerkt ist, um Standortnummern der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt.

---

[20] Hermann Knaus: Die Handschriften des Leander van Eß, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 1 (1956) S. 336.

[21] Die Liste im Staatsarchiv Düsseldorf, Roerdep., Praefektur, IV. Div. 1, I. Büro Nr. 3, folio 181-216. Für Mikrofilmaufnahmen habe ich dem Staatsarchiv Düsseldorf zu danken.

[22] Knaus a.a.O. S. 334.

[23] Hermann Degering: Französischer Kunstraub in Deutschland 1794 bis 1807, in: Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 11 (1916) Spalte 1ff., bes. Spalte 23.

Catalogue des Livres trouvés à l'Abbaye de Gladbach

1. Lectura abbatis Seculi Super primum librum decretalium cum additionibus ipsius imp. per franciscum Gyrardengum Venet. anno 1484. [HC 12321]
2. Prima pars Seculi abbatis Super Secundum decretalium imp. per nicolaum jenson Venet. anno 1477. [H *12310 Vol. I]
3. Secunda pars et tertia Ejusdem Super Secundum decretalium a joanne Manthez Gheretzen Venet. anno 1479. [Teil von H *12325]
4. Ejusdem Lectura Super 3um decretalium a joanne Manthet de Gheretzen imp. anno 1478. [H 12327]
5. Lectura Ejusdem super quartum et quintum per Joannem Mantet de Gheretzen anno 1477. [H *12307 Vol. V]
6. Ptholemei Cosmographiae Libri 8° imp. anno Ulmae per leonardum hol. anno 1482 cum tabulis ligno incisis. [HC 13539]

7./8. Livre sur l'art de la guerre Ecrit en Allemand imp. a Nuremberg par Reinhart avec belles gravures en Bois anno 1559. 2 vol. in fol.

9. joannis Milis juris canonici repertoir imp. Lovanii anno 1475. [H 11154 oder *11155]
10. Bonaventurae Sermones de tempore et de Sanctis Zwollis imp. anno 1479. [GW 4810]
11. Pisani summa, imp. anno 1483. [Druckjahr verlesen, gemeint ist wohl GW 3453]
12. Alberti Magni Sermones annus et nomen desunt.

Manuscripts sur velin.

13. Petri Lombardi liber 4uor sententiarum in par. in fol. [Hs 343]
14. Vita Sancti Gregorii Papae in par. in fol.
15. Nicolai de lyra postilla Super 4or evangelia anno 1402. [Hs 531]
16. Tractatus de Musica in 4° in par. [Archiv d. Stadt Köln W 331]
17. Origenis Tropologia selecta ex Comentis in Gen. exod. et levi. et jos. in 8° in parc. [Hs 701]
18. Concordantiae Sacrae Scripturae anno 1348. ad calcem interpretationes Ethimologittationes vocabulorum Obscurorum in Bibliam anno 1348.

Manuscripts sur papier.

19. Sermones discipuli de tempore in pap. in fol. [Hs 772]
20. De vitiis et de virtutibus. Tractatus in fol.
21. Sermones de diversis festis item Sancti Bonaventurae instructio pro Sacerdotibus item Scala dei in fol.
22. Speculum Cristhianitatis cum aliis sex opusculis anno 1461 in fol. [Hs 535]
23. Liber Exemplorum et Similitudinum in fol.
24. Excerptum Compendiosum rationalis divinorum officiorum Collectum per joannem Sacrobusto.
25. Manipulus Curatorum in fol.
26. Manuscript historique anno 1408 in 4°.

Nous commissaires soussignés envoyés par le representant du peuple Frécine pour la recherche des monuments dans les monasteres et abbayes certifions avoir visité la bibliothèque de Gladbach et en avoir extrait les livres cidessus comme dignes du choix de la republique en foi de quoi nous avons signé

fait à Gladbach 4m jan. in mense nivos 14 an [3] — Véron, Com. des arts — Gancel

ERNST ZINNER

Ein merkwürdiger altdeutscher Holzschnitt

Es gibt einen Holzschnitt des 16. Jahrhunderts, der bezeichnend für die Neugier dieser Zeit zu sein scheint. Wir sehen auf dem Holzschnitt rechts eine Landschaft mit Gebäuden, Bergen und Pflanzen und darüber Sonne und Mond am Sternhimmel, der von einer gekrümmten Doppellinie begrenzt wird. Jenseits dieser Welt mit Sonne, Mond und Sternen ist eine andere Welt mit Wolken, Flammen und Bahnen, auf denen merkwürdige Gebilde zu rollen scheinen. Manche sehen aus wie strahlende Scheiben, die auf ihrer Oberfläche konzentrische Kreise zeigen. Auch ineinander gebaute, achtspeichige Räder sind zu sehen. Alles dies betrachtet ein Mann, der den Sternhimmel durchbrochen hat und dahinter eine ihm fremde Welt entdeckt. Was hat dieser merkwürdige Holzschnitt zu bedeuten? Zu seinem Verständnis müssen wir ausgehen vom mittelalterlichen Weltbild. Ihm liegt zugrunde die antike Auffassung, daß die Erde in der Weltmitte ruht und umkreist wird von den Planeten Mond, Sonne, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn und zu äußerst vom Sternhimmel, der sich im Lauf von 24 Stunden einmal um die Erde dreht. Die Erde selbst wird von den Elementen Wasser, Luft und Feuer umgeben, die aber an der täglichen Bewegung der Himmelskörper und Sterne nicht teilnehmen. Dieses Weltbild wurde von Ptolemäus durch Zutaten geschmückt.

Was sieht der Betrachter, der den Sternhimmel durchbrochen hat? Zuerst schaut er die Wolken mit dem Regen, erinnernd an die Elemente Luft und Wasser und umschlossen von lodernden Flammen, welche das Feuer darstellen. Er sieht also von der Erde aus die nächsten, um die Erde gelagerten Schichten. Von den Planeten hat der Künstler bereits Sonne und Mond über der Erde gezeichnet. Noch bleiben die anderen Planeten übrig. Dabei erinnerte er sich, daß man sich die Planeten wohl kreisend um die Erde dachte, jedoch zur genauen Darstellung ihres Laufes auch ihre Bewegung auf konzentrischen Kreisen annahm. Diese Annahme, obwohl primitiv neben der ptolemäischen Annahme exzentrischer oder epizyklischer Bewegung der Planeten, wurde doch um 1500 noch gelegentlich erörtert. Das sollen wohl die großen Scheiben mit konzentrischen Kreisen bedeuten. Und an was sollen die ineinander gebauten Räder erinnern? Vermutlich an einige Geräte zur Darstellung komplizierter Planetenbewegung, die im 16. Jahrhundert gebaut wurden, um Einzelheiten der ptolemäischen Planetentheorie zu zeigen. Allerdings handelte es sich nicht um Räder, sondern um Scheiben, die innerhalb der großen Scheibe der Planetenbahn verstellt werden konnten. Dabei war vorausgesetzt, daß sich die Erde in der Mitte der Planetenbahn befindet. Diese Voraussetzung gilt nicht für die Räder des Holzschnittes; sie fehlt aber auch bei den Scheiben mit den konzentrischen Kreisen. Und ebenso bedeutet der Sternhimmel eine Abweichung von der ptolemäischen Planetentheorie, da der Sternhimmel alle Planetenbahnen umschließen muß.

Der Künstler wollte offenbar kein getreues Abbild des ptolemäischen Weltbildes geben. Vermutlich kam es ihm nur darauf an, zu zeigen, was den Menschen erwartet, wenn er die ver-



traute Welt mit Sonne, Mond und Sternen verläßt. Dieser Mensch ist nicht als Astronom mit Astrolab oder Quadrant,

sondern als Wanderer mit langem Mantel und Reisestab gezeichnet. Als solcher durchbricht er den Sternhimmel und schaut unbekannte Welten, die er überrascht betrachtet. Neugier und Forschungsdrang sollen wohl gekennzeichnet werden, und zwar nicht auf Erden, wo die Seereisen der damaligen Zeit viel Neues finden ließen, sondern am Himmel. Der Künstler scheint von der damaligen Lust am Abenteuer angesteckt zu sein; jedoch fehlte ihm offenbar der Zutritt zu den Leuten, die etwas vom Ringen des Kopernikus um ein neues Weltbild gehört hatten. Obwohl zur Zeit der Entstehung des Holzschnittes – nach 1530 – die Kunde vom neuen Weltbild sich verbreitete, scheint sie den Künstler nicht erreicht zu haben.

Wann ist das Bild entstanden? Das ist leider nicht anzugeben, weil der Holzschnitt, der als Bildvorlage diente, nicht zu ermitteln ist. Das Bild kommt zuerst im bilderreichen Werk »Weltall und Menschheit«, das Hans Kraemer 1906–1907 in Berlin veröffentlichte, vor, und zwar im 3. Bande, wo W. Foerster den Abschnitt »Die Erforschung des Weltalls« lieferte und auf S. 45 das Bild mit der Unterschrift »Mittelalterliche phantastische Darstellung des Weltsystems. Nach Flammarions Astronomie« brachte. In Flammarions Astronomie, die 1880 erschien, ist das Bild nicht zu finden, auch nicht in anderen Büchern des bekannten französischen Schriftstellers. Offenbar liegt ein Irrtum Foersters vor. Ähnliche Irrtümer sind leider in anderen Unterschriften der von ihm gebrachten Bilder festzustellen. So bemerkt er auf S. 125 zum Bildnis des Kopernikus »Nach dem Original in der kgl. Sternwarte zu Berlin«. Tatsächlich besaß diese von ihm geleitete Berliner Sternwarte damals nur die Photographie des Bildnisses, und diese Photographie wurde für das Bild benützt. Ähnliche Versehen kommen auch in den Unterschriften »Darstellung von Kometen« auf S. 117 und »Ortsbestimmung auf dem Meere« auf der Tafel neben S. 172 vor. Deshalb möchte man schließen, daß Foerster die Vorlage für die »Mittelalterliche phantastische Darstellung« nicht aus Flammarions Astronomie, sondern anderswoher genommen hat. Woher stammt die Vorlage? Anfragen bei den Nachkommen von Foerster und Flammarion waren erfolglos. Deshalb wandte ich mich an die Kunstgeschichtler, die sich mit Holzschnitten des 16. Jahrhunderts beschäftigten. Wie H. Röttinger mir 1931 mitteilte, ist der Holzschnitt deutscher Herkunft und dürfte zwischen 1530 und 1550 entstanden sein. Die Herkunft vermochte er mir aber nicht anzugeben, sowenig wie andere Kunstgelehrte. Vergeblich war auch mein Bemühen, den Holzschnitt in großen Veröffentlichungen zu finden wie Georg Hirth, Kulturgeschichtliches Bilderbuch; W. Geisberg, Der deutsche Einblattholzschnitt in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts; R. Eisler, Sternenmantel und Himmelszelt. Im großen Werk von Albert Schramm, Der Bilderschmuck der Frühdrucke, kommt er natürlich nicht vor, da darin nur die Drucke vor 1500 berücksichtigt sind. Offenbar entstand der Holzschnitt erst nach 1520, denn die Holzschnitte des Petrarca-Meisters (Walter Scheidig, Holzschnitte des Petrarca-Meisters, Berlin 1955), die 1520 fertig vorlagen, zeigen wohl Astronomen beim Beobachten von Sonne und Mond, aber es sind herkömmliche Darstellungen.

Auch Versuche, diesen Holzschnitt im Bilderschmuck deutscher Bibeln des 16. Jahrhunderts zu finden, schlugen fehl. Ebenso erfolglos war die Durchsicht von K. Schottenlohers Bibliographie zur deutschen Geschichte im Zeitalter der Glaubensspaltung. Schottenloher selbst meinte, der Wanderer sei vielleicht der Ewige Jude. Auch dieser Hinweis führte nicht weiter. Der Wanderer sieht nicht jüdisch aus; im Buch von Georg Liebe »Das Judentum in der deutschen Vergangenheit«, Leipzig 1903, fehlt jeder Hinweis auf dieses Bild. Es war also nicht möglich, den Ursprung des Bildes nachzuweisen, das seit seiner Veröffentlichung durch W. Foerster bekannt wurde, teils durch die Vergrößerung im Deutschen Museum in München, teils durch seine Wiedergabe in verschiedenen Büchern.

FERDINAND GELDNER

Konstanz — Wiegendruckort?

Das erste volldatierte Erzeugnis der jungen Buchdruckerkunst war ein liturgisches Werk, der berühmte Mainzer Psalter, der am 14. August 1457 von Johann Fust und Peter Schöffer vollendet wurde. Es gilt heute als gesicherte Tatsache, daß der sehr kostspielige und komplizierte Typenapparat dieses Prachtdruckes von Gutenberg selbst oder doch mindestens auf seine Veranlassung und nach seinem Plane geschaffen und daß auch ein beträchtlicher Teil des Werkes unter seinen Augen und nach seiner Anweisung gedruckt wurde[1]. Selbst wenn die Hypothese zu Unrecht aufgestellt wäre, daß der Erfinder schon zu Anfang der 50er Jahre den Druck eines Mainzer Meßbuches plante[2], und wenn das »Missale speciale Constantiense« nicht ein Werk des Erfinders und um 1450 gedruckt wäre, — stehen doch dieses liturgische Werk und das »Buch der Bücher« als gewaltige Pylonen am Anfang der Via triumphalis der weltumwälzenden Erfindung des großen Mainzers.

Obwohl der Bedarf an Meßbüchern und Brevieren außerordentlich groß war, sah man offenbar aus innerkirchlichen Gründen zunächst vom Druck dieser liturgischen Werke ab, da die kirchlichen Stellen erst gereinigte, völlig einwandfreie Texte herstellen ließen; vor allem Kardinal Nicolaus von Kues hat sich eifrig um diese Textreformen bemüht. Noch während des ganzen achten Jahrzehnts des 15. Jahrhunderts war der Druck von Meßbüchern und Stundenbüchern sehr spärlich, obwohl schon eine Reihe leistungsfähiger Druckereien arbeitete. Das erste datierte Meßbuch, ein »Missale Romanum«, erschien 1474 in Mailand (gedruckt von A. Zarottus); ihm folgte 1475 ein »Missale Ambrosianum« (nach dem Mailänder Ritus; gedruckt gleichfalls von Antonius Zarottus; Hain 11254). Ebenfalls 1474 druckten die Brüder vom gemeinsamen Leben zu Marienthal im Rheingau ein Brevier für das Erzbistum Mainz[3].

Diese Drucke blieben aber Einzelerscheinungen; erst mit dem Ende der 70er Jahre wird die Kunst Gutenbergs, dann aber in rasch ansteigendem Maße, der Vervielfältigung liturgischer Bücher dienstbar gemacht.

Das auch heute noch in mancher Hinsicht rätselvolle »Missale speciale« war in erster Linie für die Diözese Konstanz bestimmt, wenn es auch daneben in den Sprengeln von Basel, Straßburg und Augsburg brauchbar war. Es ist nun kein Zufall, daß das älteste gedruckte Meßbuch dem Konstanzer Ritus folgte, denn der Bischof von Konstanz leitete den weitaus größten kirchlichen Sprengel des alten Deutschen Reiches; um 1430 unterstanden ihm über 17000 Priester; die Absatzmöglichkeiten für Meß- und Stundenbücher waren, gemessen an der Auflagenhöhe dieser Frühzeit der Schwarzen Kunst, ungewöhnlich günstig und lockten durch sichere Gewinnaussichten. Es ist deshalb auch nicht erstaunlich, daß das Bistum Konstanz auch mit den gedruckten Brevieren den meisten anderen Diözesen vorangeht. Diese Breviere sind zwar weit weniger bekannt als das »Missale«, bieten aber fast nicht weniger ungelöste Probleme. Der Gesamtkatalog der Wiegendrucke (GW) beschreibt sie im 5. Band unter den Nrn. 5315-5317. Alle drei Ausgaben sind nach Angabe des GW »nicht nach 1470« gedruckt, stammen aber aus zwei Druckereien, die mit ganz verschiedenen Typen arbeiteten. Die älteste Ausgabe (GW 5315)[4] macht einen außergewöhnlich primitiven Eindruck und könnte am Anfang des Buchdruckes stehen; die Typen zeigen einen unbeholfenen, rohen Schnitt, sie stehen vielfach nicht senkrecht, und die Zeilen bilden Zickzacklinien; Stempelschneider und Drucker müssen, gemessen an den gleichzeitigen Mainzer und Straßburger Leistungen, als kümmerliche Stümper bezeichnet werden. Außer diesem Brevier hat der »Drucker des Breviarium Constantiense« mit der gleichen Type auch ein Graduale hergestellt[5]. Wesentlich höher stehen die Leistungen des »Druckers des Remigius«[6], der außer zwei Ausgaben des Konstanzer Breviers (GW 5316 in 2° und GW 5317 in 4°) auch die kommentierten »Disticha Catonis« (GW 6281) mit den »Praeambula«

[1] Adolf Tronniers Ergebnisse s. bei Aloys Ruppel, Druckte Gutenberg vor seiner 42zeiligen Bibel ein größeres Werk? 1955, S. 5; Sir Irvine Masson, The Mainz Psalters and Canon Missae 1457-1459, London 1954, S. 62ff.

[2] Neuestens Rudolf Blum, Der Prozeß Fust gegen Gutenberg (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen. Bd. 2) Wiesbaden 1954, S. 89ff.

[3] Die Presse der Brüder vom gemeinsamen Leben in Marienthal arbeitete wahrscheinlich billiger als Peter Schöffer, und außerdem boten die Brüder größere Sicherheit für die Textreinheit und sorgfältige Korrektur.

[4] Vgl. Abb. 1

[5] Catalogue of Books. Printed in the XVth Century now in the British Museum. P. II. 1912, S. 401 u. Taf. XXXVII.

[6] Vgl. Abb. 2

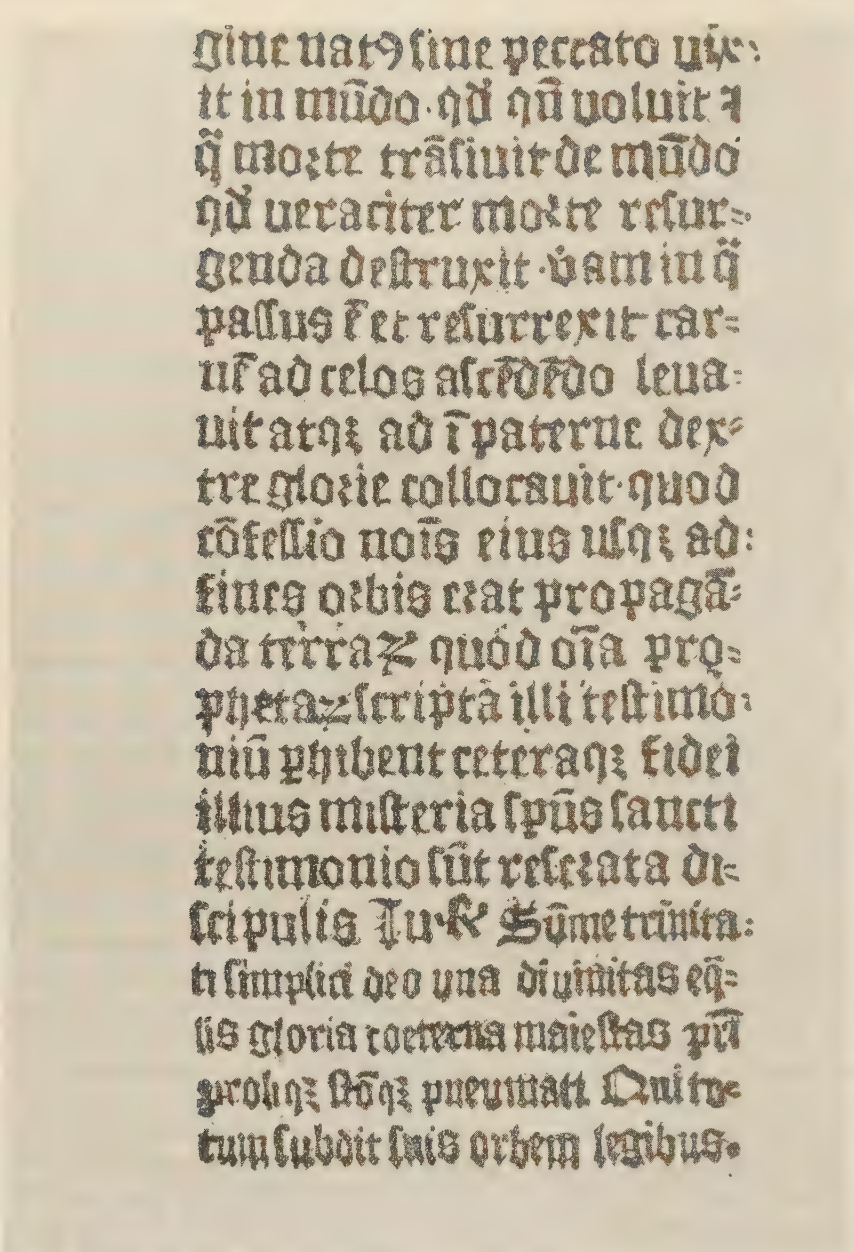

gine nat9 sine peccato vix-
it in mūdo · qd qū voluit ꝛ
q̄ morte trāsiuit de mūdo
qd ueraciter morte resur-
genda destruxit · dam in q̄
passus ē et resurrexit car-
ne ad celos ascēdēdo leua-
uit atq; ad ī paterne dex-
tre glorie collocauit · quod
cōfessio noīs eius usq; ad
fines orbis erat propagā-
da terraꝝ quōd oīa pro-
phetaꝝ scripta illi testimo-
niū phibent ceteraq; fidei
illius misteria spūs sancti
testimonio sūt reserata di-
scipulis In tr. Sūme trinita-
ti simplici deo una dignitas eq-
lis gloria coeterna maiestas pa-
tri proliq; sācq; pneumati Qui tre-
tum subdit suis orbem legibus.

Abb. 1: *Aus dem »Breviarium Constantiense« (nicht nach 1473) (GW 5315)*

des Remigius Antissiodorensis (deshalb »Drucker des Remigius« genannt) und – ähnlich wie 1462 Fust und Schöffer im Streit um das Hochstift Mainz – auch Streitschriften für Otto von Sonnenberg und Ludwig von Freiberg in ihrem Streit um das Bistum Konstanz (1474-1480) druckte. Seine kräftigen, klaren Typen weisen schon fast reinen Antiquacharakter auf; Satz und Zeilenschluß sind einwandfrei.

Im ausgehenden Mittelalter besaßen die einzelnen Bistümer und Mönchsorden ihre besonderen liturgischen Bücher, in die sich im Laufe der Zeit viele Fehler eingeschlichen hatten. Um die Drucklegung textlich überwachen zu können, ließ man Meßbücher und Breviere gerne am Bischofssitz drucken. Eine ganze Reihe von Bischofsstädten zog Frühdrucker zum Druck liturgischer Werke in ihre Mauern: deshalb gründete Georg Reyser seine Würzburger und Michael Reyser seine Eichstätter Druckerei; Johann Sensenschmidt siedelte von Bamberg zunächst nach Regensburg und dann nach Freising über, um die Meßbücher für die beiden Diözesen an Ort und Stelle drucken zu können[7]. Freilich wurde das nicht immer so gehalten; oft wurde auch ein weitentfernter Drucker mit der Herstellung eines Meßbuches betraut, obwohl man am Bischofssitz selbst sehr leistungsfähige Werkstätten besaß. So ließ der Augsburger Bischof von Werdenberg 1489 ein Meßbuch bei Johann Sensenschmidt in Bamberg drucken. Der Schluß, daß die ältesten Konstanzer Breviere auch in Konstanz gedruckt sein *müßten*, würde auf falschen Voraussetzungen beruhen.

Ohne ausreichende Begründung haben die jüngsten Abhandlungen über den frühesten Konstanzer Buchdruck die Frage kaum berührt oder ausdrücklich negativ entschieden. Dr. Binder schrieb 1936[8]: »Noch ist der Druckort dieser frühen Werke (= der ältesten Konstanzer Breviere) nicht erkannt; daß es nicht Konstanz war, müssen wir sicher annehmen.« Auch Otto Feger, der sich 1954 in einem längeren Aufsatz[9] mit Problemen des »Missale spec. Constantiense« befaßte, rechnet offenbar nicht mit der Möglichkeit, daß die drei Breviere in Konstanz hergestellt wurden, wenn er schreibt: »Die Stadt Konstanz kommt mit Sicherheit als Entstehungsort des ›Missale‹ nicht in Frage. Die Konstanzer Druckergeschichte ist zwar nicht unbedeutend, setzt jedoch erst in späterer Zeit ein«; er hält es anscheinend für sicher, daß vor der Errichtung der Druckerei des Johann Schäffler (1506) in Konstanz nicht gedruckt wurde.

Adolf Schmidt, der sich als erster mit der »Remigius-Druckerei« eingehend befaßt und sie von der »Druckerei des Albertus de Albo Lapide«, die wahrscheinlich in Zürich arbeitete, ge-

[7] Obwohl der zeitgenössische Historiker Veit Arnpeck schrieb, daß das Meßbuch 1487 in Freising gedruckt wurde, sah man lange Bamberg als Druckort an; vgl. F. Geldner, Zur Geschichte des Bamberger Buchdrucks im 15. Jh., in: Gutenberg-Jahrbuch 1949, S. 101 und E. W. Saltzwedel u. S. Benker, Impressum Frisingae. 1952, S. 17ff.

[8] Dr. Binder, Konstanz in der Geschichte der Buchdruckerkunst, in: Das schöne Konstanz 1936, S. 195.

[9] Otto Feger, Das Konstanzer Missale, das älteste gedruckte Buch? in: Südkurier vom 17. 4. 1954.

schieden hat, beantwortet die Frage nach dem Sitz der »Remigius-Druckerei« zwar mit »vielleicht in Konstanz, wahrscheinlicher in Basel«[10], fügt aber doch den vorsichtigen Satz ein: »In Konstanz selbst ist im 15. Jahrhundert keine Druckerei bekannt, was aber noch kein Beweis dafür ist, daß es damals in dieser Stadt keine Druckerwerkstätte gegeben hat.« Die Bearbeiter des 3. Bandes des Wiegendruck-Kataloges des Britischen Museums[11] bringen die Erzeugnisse der »Remigius-Druckerei« zwar erst im Anschluß an die deutschsprachige Schweiz, halten aber doch Konstanz als Druckort für wahrscheinlich. Josef Rest[12] schrieb 1928: »Die Vermutung liegt nun nahe, den Sitz dieser Druckerei in Konstanz selbst zu suchen«, und der »Gesamtkatalog der Wiegendrukke« (5. Bd. Sp. 266) gibt bei allen drei Ausgaben Süddeutschland (Konstanz?) als Druckort an.

Daß die offiziellen Ausgaben des Konstanzer Meßbuches und Breviere in den beiden letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts in Augsburg, Speyer, Straßburg, Reutlingen und Basel gedruckt wurden, spricht nur für die Wahrscheinlichkeit, daß in diesen Jahrzehnten in Konstanz keine Druckerei von der Leistungsfähigkeit der »Remigius«-Werkstätte existierte.

Eine endgültige Entscheidung kann in dieser Frage nur auf Grund eines zuverlässigen literarischen oder archivalischen Beleges gefällt werden. Die einzige bisher bekannte urkundliche Nachricht, die im Gesamtkatalog der Wiegendrucke[13] mitgeteilt wird, scheint noch nicht genügend ausgewertet worden zu sein. Nach einer heute im Staatsarchiv zu Solothurn verwahrten, am 7. Mai 1476 ausgestellten Urkunde verboten Propst Ludwig von Schönenwerd und sein Kapitel allen ihnen unterstellten Klerikern bei Strafe der Exkommunikation, ohne ihre ausdrückliche Erlaubnis die »*libros horarum canonicarum Const. noviter pressos*« zu kaufen. Die entscheidende Frage ist nun, ob man die Abkürzung »*Const.*« mit »*Constantiensium*« oder mit »*Constantie*« auflösen muß[14]. Da es selbstverständlich war, daß im Bistum Konstanz nur Konstanzer Breviere benützt wurden, war es wohl überflüssig, daß der Urkundenaussteller noch ausdrücklich beifügte, daß es sich um Konstanzer Stundenbücher handelte; es erscheint deshalb sinnvoller, die Abkürzung mit »Constantie« aufzulösen und zu übersetzen, »*die neuerdings in Konstanz gedruckten Stundenbücher*«, in der Annahme, daß der Propst sie mit dem Zusatz »*in Konstanz neuerdings gedruckt*« für seine Kleriker unzweideutig charakterisieren wollte. *Wenn man dieser Lösung als der wahrscheinlicheren zustimmt, hat man den urkundlichen Beleg dafür, daß mindestens die GW-Nrn. 5316 und 5317, die in Antiqua gedruckt sind und dem »Drucker des Remigius« zugeschrieben werden, in Konstanz hergestellt wurden.* Vielleicht wollte der Propst mit dem »*noviter*« zum Ausdruck bringen, daß auch schon früher Konstanzer Breviere (GW 5315) gedruckt wurden; er würde dann gleichzeitig einen Hinweis dafür bieten, daß die beiden Antiquadrucke (GW 5316 und 5317) nicht

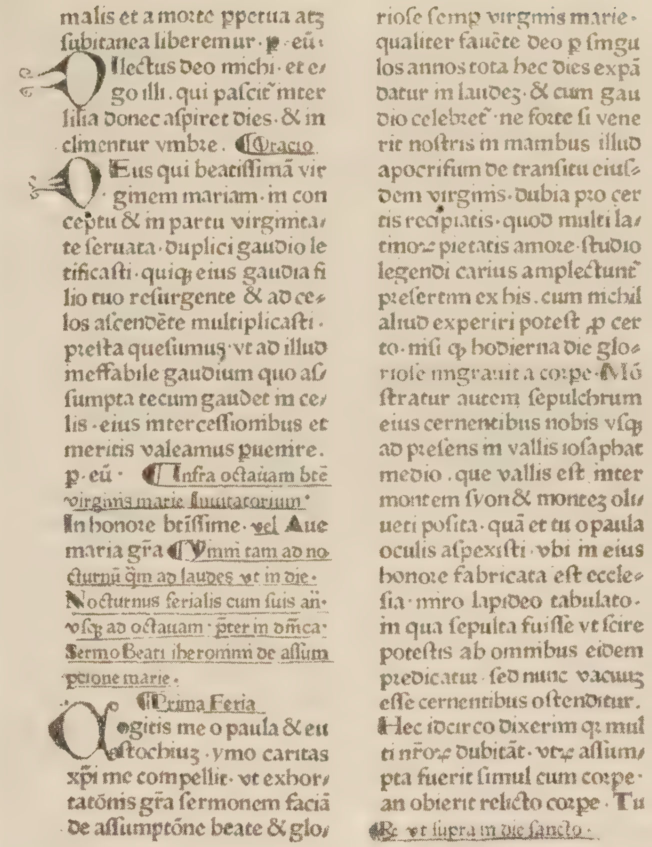

malis et a morte ppetua atq;
subitanea liberemur. p eū.
Dilectus deo michi. et e/
go illi. qui pascit inter
lilia donec aspiret dies. & in
clinentur vmbre. ¶ Oracio.
DEus qui beatissimā vir
ginem mariam in con
ceptu & in partu virginita/
te seruata. duplici gaudio le
tificasti. quiq; eius gaudia fi
lio tuo resurgente & ad ce/
los ascendēte multiplicasti.
presta quesumus. vt ad illud
ineffabile gaudium quo as/
sumpta tecum gaudet in ce/
lis. eius intercessionibus et
meritis valeamus peruenire.
p eū. ¶ Infra octauam btē
virginis marie Inuitatorium.
In honore btīssime. vel Aue
maria grā ¶ Ymni tam ad no
cturnū qm ad laudes vt in die.
Nocturnus ferialis cum suis an
vsq; ad octauam. pter in dñica.
Sermo Beati iheronimi de assum
pcione marie.
¶ Prima Feria
Cogitis me o paula & eu
stochium. ymo caritas
xp̄i me compellit. vt exhor/
tatōnis grā sermonem faciā
de assumptōne beate & glo/
riose semp virginis marie.
qualiter fauēte deo p singu
los annos tota hec dies expā
datur in laudes. & cum gau
dio celebret. ne forte si vene
rit nostris in manibus illud
apocrifum de transitu eius/
dem virginis. dubia pro cer
tis recipiatis. quod multi la/
tinorum pietatis amore studio
legendi carius amplectunt
presertim ex his. cum nichil
aliud experiri potest p cer
to. nisi q̄ hodierna die glo/
riose migrauit a corpe. Mō
stratur autem sepulchrum
eius cernentibus nobis vsq;
ad presens in vallis iosaphat
medio. que vallis est inter
montem syon & montez oli/
ueti posita. quā et tu o paula
oculis aspexisti. vbi in eius
honore fabricata est eccle/
sia miro lapideo tabulato.
in qua sepulta fuisse vt scire
potestis ab omnibus eidem
predicatur. sed nunc vacuū
esse cernentibus ostenditur.
Hec idcirco dixerim q. mul
ti nr̄orum dubitāt. vtrum assum/
pta fuerit simul cum corpe.
an obierit relicto corpe. Tu
Re. vt supra in die sancto.

Abb. 2: *Aus dem »Breviarium Constantiense«, gedruckt um 1475 von dem »Drucker des Remigius« (GW 5316)*

[10] Adolf Schmidt, Beiträge zur älteren Druckgeschichte der Schweiz, in: Zentralblatt für Bibliothekswesen 25. Jg. (1908), S. 129.

[11] Catalogue of Books Print. in the Fifteenth Cent. Part III. 1913, S. 803.

[12] Josef Rest, Von den Anfängen des Buchdrucks in Konstanz (Sonderdruck aus der Festnummer zur 200-Jahrfeier der Konstanzer Zeitung) 1928, S. 3.

[13] Gesamtkatalog der Wiegendrucke. Bd. 5. 1932, Sp. 267.

[14] Man muß dabei von der Annahme ausgehen, daß auch im Original die abgekürzte Form »Const.« steht, denn eine Abkürzung durch den Herausgeber wäre an dieser entscheidenden Stelle völlig abwegig.

lange vor dem Ausstellungsdatum (7. 5. 1476), also um 1475 gedruckt wurden, während sie der GW ebenfalls »nicht nach 1470« ansetzt; denn wenn sie spätestens 1470 auf den Markt gebracht worden wären, wäre der Propst mit seinem Verbot reichlich spät gekommen[15].

Die Namen der Drucker werden vielleicht für immer im Dunkel bleiben, denn es wäre eine völlig willkürliche Hypothese, wenn man den aus Konstanz stammenden ersten Pariser Drucker Ulrich Gering dafür in Anspruch nehmen würde oder den bei J. Rest[16] genannten »Drucker« Layus Schuler, der 1467 sein Konstanzer Bürgerrecht aufgab, oder wenn man annehmen wollte, daß Paul Hurus, ein geborener Konstanzer, der eine bedeutende Druckerei in Barcelona besaß, den Buchdruck in seiner Vaterstadt erlernt haben müsse. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß urkundliche Belege über den Buchdruck in dieser frühen Zeit noch außerordentlich selten sind; so haben wir nicht den geringsten urkundlichen Beweis für den Druckort der 36zeiligen Bibel oder den *Buchdrucker* Albrecht Pfister. Wenn Albrecht Pfister nicht einigen seiner Drucke Schlußschriften angefügt hätte, würde wohl die Mehrzahl der Forscher sie für Mainzer Erzeugnisse halten. Wie die Beschäftigung mit allen die 36zeilige Bibel betreffenden Fragen die Indizien, die für Bamberg als ihren Druckort sprechen, ständig vermehrt hat[17], so steht zu erwarten, daß durch neue Funde Konstanz mit absoluter Sicherheit unter die deutschen Wiegendruckorte eingereiht wird, besonders wenn sich die örtliche Forschung, die in dieser Frage ja das meiste leisten kann, positiver dazu einstellt und der alten Bodenseemetropole diese Ehre endgültig sichert.

---

[15] Das Donaueschinger Exemplar des vom »Breviarium-Drucker« hergestellten Breviers (GW 5315) hat den Rubrikatorvermerk »1473«; es ist mit »nicht nach 1473« anzusetzen, wie es auch in den Veröff. der Gesellschaft für Typenkunde, Taf. 1323 u. 1324 geschieht. Im Freiburger Ex. von GW 5317 findet sich nach GW 5, Sp. 271 der Rubrikatorvermerk »1470«; es scheint aber fraglich, ob dieses Datum wirklich einwandfrei ist, denn Josef Rest, der ja Direktor der UB Freiburg war und dieses Stück (S. 3) auch erwähnt, schreibt doch, daß man die Entstehung der Breviere (= GW 5316 u. 5317) »um das Jahr 1475« ansetzt (so auch Veröff. der Ges. f. Typ. Taf. 1326). Auch der Kaufvermerk im Schwarzauer Ex. von GW 5316 (vom 17. Aug. 1476) paßt sehr gut zu dieser Datierung.

[16] J. Rest, a. a. O., S. 4.

[17] F. Geldner, Alte Bamberger Einbände der 36zeiligen Bibel, in: Gutenberg-Jahrbuch 1952, S. 175-177.

LORE SPORHAN-KREMPEL

Hans Ludwig Brem und Theodor Hecht

ZWEI LINDAUER BUCHDRUCKER IM 17. JAHRHUNDERT

Hans Ludwig Brem

Vorbemerkung: Der Name des Lindauer Druckers *Hans Ludwig Brem* ist in der Geschichte der Buchdruckerei nicht unbekannt. Eine ganze Anzahl Drucke aus dem späten 16. und frühen 17. Jahrhundert trägt seine Signatur. Aber über seine Lebensumstände war man bisher nur unvollkommen und ungenau unterrichtet. Beim Studium der Rats- und Kanzleiprotokolle im Stadtarchiv Lindau aus den Jahren 1590–1630 habe ich jedoch so viele Notizen über ihn gefunden, daß hier versucht werden soll, in großen Umrissen eine Darstellung seiner Schicksale und seines Schaffens zu geben.

Kurz vor Weihnachten des Jahres 1591 erschienen vor den beiden Bürgermeistern der Stadt Lindau der Rektor der dortigen Lateinschule, Dominus Hans Martin Brem mit seinem Sohn Hans Ludwig Brem und einem »Fürsprecher«. Sie brachten vor, Hans Ludwig Brem hätte durch den Lienhart Straub[1] Anlaß und Gelegenheit zur Errichtung einer Buchdruckerei zu Lindau und baten um entsprechende Erlaubnis von Rats wegen. Eine Buchdruckerei in Lindau beeinträchtige niemanden an seiner bürgerlichen Nahrung und sei für die Stadt nur rühmlich.

Die Bürgermeister brachten noch am selben Tag diese Bitte vor den großen Rat und Brem erhielt danach folgenden Bescheid: Es werde dem Hans Ludwig gestattet, seine Druckerei einzurichten, aber es müsse ganz auf seine eigenen Kosten »ohne eines ehrsamen Rats oder gemeiner Stadt Beschwerde« geschehen. »Er soll auch, wenn er mit dem Werk fertig und was drucken will, dasselbig allwegen einem ehrsamen Rat anzeigen und garnichts, wie gering und wenig das ist, ohne eines ehrsamen Rats Erlaubnis in Druck ausgehen oder drucken lassen oder zu tun bestellen in keinem Weg.« Auch behalte sich der Rat jederzeit vor, diese Erlaubnis zu widerrufen. Beide Brem, Vater und Sohn, bedankten sich »fleißig« für diesen Bescheid und versprachen, ihm gehorsam nachzukommen[2].

Hans Ludwig Brem war damals 32 Jahre alt. Er wurde in Lindau im November 1559 geboren, seine Mutter war Judith Hienlin, die 2. Frau des Rektors Brem. Der Vater stammte aus Isny und genoß in Lindau als Schulmann sehr großes Ansehen. Wo Hans Ludwig Brem sein Handwerk gelernt und wo er bisher gearbeitet hatte, konnte nicht ermittelt werden. Doch läßt die Erwähnung des Rorschacher Druckers Lienhart Straub eine engere Verbindung Brems mit diesem vermuten. Der junge Brem war seit dem Jahre 1587 mit der aus Lindau stammenden Anna Frey verheiratet.

Brems Druckerei war die erste in Lindau überhaupt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie durch das Vorhandensein einer Papierwerkstätte in Lindau bedingt wurde. Aber es hat dem Drucker sicherlich die Arbeit erleichtert, daß er sein Papier an Ort und Stelle beziehen konnte, wenn er wollte. Wir finden ihn denn auch in späteren Jahren öfters unter den Schuldnern der Lindauer Papiermacher.

Ein Drucker hatte es nicht leicht in jener Zeit. Scharf sah ihm der Rat auf die Finger, daß er nichts aus seiner Presse ließ, was der Stadt schaden könne. Fußangeln, in denen sich ein Drucker verfangen konnte, gab es genug. Er mußte sich hüten, weder auf politischem noch auf religiösem Gebiet etwas »Unrechtes« zu drucken. So war es überall und auch in Lindau. Die freie Reichsstadt lag fast ganz umschlossen von österreichischem Gebiet: Vorarlberg und die Landvogtei Schwaben. Mit der benachbarten Schweiz pflegte sie freundschaftliche Beziehungen. Das war nicht immer einfach, denn Österreich und die Schweiz standen sich im Lauf der Geschichte oft feindlich gegenüber. Erschwerend kam nun noch in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts die Religionsfrage hinzu. Lindau bekannte sich zum Protestantismus, wollte und mußte aber als Reichsstadt mit dem Kaiser – der stärksten katholischen (politischen) Macht – möglichst in Frieden leben. Aus dieser Lage ist auch die große Vorsicht des Rats bei der Errichtung von Brems Druckerei zu verstehen. Als erste Zensoren wurden David Hinderegger und Hans Schnell ernannt, und es wurde ihnen ausdrücklich ans Herz gelegt, sie »sollen Fleiß haben, daß nit Schimpf erfolg«[3].

Schon bald weist uns das Protokoll eine Spur ihrer Tätigkeit nach. Die beiden Zensoren teilten dem Rat mit, Hans Brem habe ihnen gesagt, der Buchführer von Augsburg habe bei ihm den Druck von 2000 Exemplaren von »Dr. Fausti Geschichte«

[1] Buchdrucker zu Rorschach.

[2] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1589/93 fol. 271.

[3] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1589/93 fol. 282.

bestellt. Er, Brem, habe es aber ohne Vorwissen seiner Obrigkeit nicht zusagen wollen. Der Rat aber weigerte die Erlaubnis, denn er wollte »kurzum dergleichen Sachen nicht zulassen«[4].

Zur Errichtung seiner Druckerei hatte Hans Ludwig Brem von einer Verwandten eine Summe Geldes aufgenommen und ihr dafür als Unterpfand seine Druckerei mit allem Zubehör verschrieben. Durch die erhaltene Verschreibung bekommen wir einen umfassenden Einblick in die Einrichtung seiner Werkstatt. Es waren vorhanden:

grob antiqua Matrices lateinisch samt einem Instrument; Strassburger Matrices lateinisch; Strassburger Matrices deutsch samt einem Instrument; mittel »Reilender« Matrices deutsch; mittel antiqua Matrices samt zweien Instrumenten. Lateinische und deutsche Schrift:

grob Canon oder Titelschrift zu Titel genugsam; grobe Textschrift genugsam zu intitulieren; Bibelschrift, eine Form; grob Schwabacher eine halbe Form; Mittel Fraktur dritthalb Formen; Strassburger eine Form; Jungfrauschrift 80 hl; Mittel Canon latein ein halbe Form; grob Antiqua eine Columna in quarta; klein antiqua eine Columna in oktav; Kölner Schrift eine Columna in oktav; grob Cursivi eine Columna in quarta; der Kalenderzeug zu großen und kleinen Kalendern, auch »Paurencalender« groß und klein, der ist für sich 100 fl wert;

mehr die Druckerpressen samt zweien Rahmen und vier Rähmlein samt ihrer ganzen Zugehörd.

An Druckstöcken:

1. Stadt Lindau in Grund gelegt; 2. Stadt Lindau der Länge nach; der Bodensee; der Wilhelm Tell; die Erschaffung der Welt; Doktor Luther mit vier Christen; neun Musikstöck; acht Tugenden; sieben Künste; 12 Zeichen (wohl Tierkreiszeichen?); 12 Monate; 12 Fische; 7 Planeten; zweierlei Schild auf Kalender, Oberstock samt dem »Paurenstöcklein« rot und schwarz, in großen »Paurencalender«; Oberstock samt dem »Paurenstock« auf die kleinen »Paurencalender« rot und schwarz; 12 Monat zum Bauernbüchlein rot und schwarz »sampt 70 leith, mehr zweierlei Lass Mennle«[5].

An historischen Stöcken:

126 Stöcke, davon kann man drucken die Melusina, Ritter Pontus, die schöne Magelona, Fortunatus, sieben weise Meister, Kaiser Oktavian; mehr Stöck zum »Wilhalm Dellen«, 30 Stöck zum »Eylenspiegel«; fünf a. b. c. allerlei groß und klein, auf Buchstaben geschnitten; zwei a. b. c. sind groß, aber nur halb ausgeschnitten, ohne was täglich mehr dazu kommt[6].

Trotz der gut ausgestatteten Werkstatt machte Hans Ludwig Brem in den ersten Jahren seiner Tätigkeit – und wie wir sehen werden, auch später – nur schlechte Geschäfte. Er mußte immer wieder Kapital aufnehmen. Meist konnte er das Geld von seinem Vater, seinem Bruder oder andern Verwandten bekommen. Seinem Schwager Hans Frey J. setzte er im Jahr 1595 gegen eine Schuld von 75 fl als Unterpfand die von Jerg Straub[7] erkauften Buchstaben, nämlich: »Adapia antiqua 143 Pfund; Adapia Cursivi 85 Pfund; Text antiqua 95 Pfund; Text Cursivi 65 Pfund; klein griechisch 20 Pfund[8].

Es scheint, daß Hans Ludwig Brem neben dem Drucken auch die Buchbinderei betrieb, wenigstens wird er im März 1596 als Buchbinder bezeichnet – anläßlich einer unerfreulichen Angelegenheit: er mußte wegen Schulden eine achttägige Gefängnisstrafe verbüßen[9]. (Man war zu damaliger Zeit auch wegen verhältnismäßig geringer Schuldbeträge schnell mit Gefängnisstrafen bei der Hand.) Daneben stritt er auch noch mit seinem Gesellen Hans Cuno von Arnstadt, dem er den Lohn nicht bezahlen konnte. Der Geselle klagte hartnäckig, und die Sache wurde für den Rat unangenehm. Brem mußte daher dem Bürgermeister versprechen, daß er seinen Gesellen bis künftigen Martini nach Basel zu dem dortigen Buchführer Ludwig König ziehen lassen und mit jenem dahin handeln wolle, daß Cuno dann entweder von König oder von ihm (Brem) bezahlt werde. Bemühe Brem sich aber bis dahin nicht, Cuno zufrieden zu stellen, so würde gegen den Drucker mit ernstlichen Strafen verfahren werden[10].

Wie aus einer Abhandlung von Fritz Blaser im Gutenberg-Jahrbuch 1937 (»Dokumente zur Druckergeschichte aus dem Stadtarchiv Luzern«) hervorgeht, hatte Hans Ludwig Brem im Jahr 1599 für den Luzerner Bürger Hans Meyer ein Lied von der Schlacht bei Cappel gedruckt. Als der Rat von Luzern davon Kenntnis erhielt, beschwerte er sich deswegen beim Rat zu Lindau darüber. Die Herren in Lindau stellten fest, daß Brem den Druck ohne obrigkeitliche Erlaubnis verfertigt hatte, und er wurde deswegen mit Gefängnis bestraft.

War es Not, die Brem dazu verführte, im Jahr 1602 Kalender zu drucken in des verstorbenen Straub Namen und mit der Stadt Konstanz Wappen?[11] Als sich Straubs Witwe deshalb beim Lindauer Rat beklagte, antwortete Brem auf Vorhalten: »Weil der Straub kein privilegierter Bürger, so sei ihm erlaubt, seine Calender nachzudrucken und er well drucken, so lang Gott Tag gebe, und der Stadt Kostentz Wappen hab er nur auf die Bauernkalender gedruckt, well (davon) abstehen«. Der Rat aber, der zudem in der Sache auch noch von der Stadt Konstanz ein Schreiben erhalten hatte, ließ Brem einen scharfen Verweis zukommen und verbot ihm, künftig das Wappen der Stadt Konstanz zu benützen oder irgend etwas in Straubs Namen zu drucken. Er habe auch das Zensurverbot übertreten, was ihm ebenfalls streng verwiesen wurde[12].

[4] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1589/93 fol. 296b

[5] Vielleicht Darstellungen für den Aderlaß?

[6] Stadtarchiv Lindau. Kanzleiprotokoll 1591/95 fol. 97b

[7] Lienharts Bruder, ebenfalls Buchdrucker zu Rorschach.

[8] Stadtarchiv Lindau. Kanzleiprotokoll 1591/95 fol. 363

[9] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1595/96 fol. 191.– Dr. A. Dresler: Aus den Anfängen des Lindauer Zeitungswesens (1596–1810) S. 70/71 (Sonderdruck aus den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung) erwähnt für d. J. 1596 eine von Brem gedruckte »Newe Zeitung«. – Die übrigen Angaben in der Dreslerscher Schrift über Brems Leben und Schicksale entnimmt Dr. Dresler dem Beitrag von Waldemar Sensburg »Zur älteren Lindauer Buchdruckergeschichte« in: Wolfarts Geschichte der Stadt Lindau i. Bodensee II. Diese Daten sind durch die neuen archivalischen Funde, die im vorliegenden Artikel verarbeitet sind, teils berichtigt, teils ergänzt.

[10] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1595/96 fol. 315

[11] Straub hatte in seinen letzten Lebensjahren in Konstanz gelebt und gearbeitet.

[12] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1602/04 S. 46

Brem druckte aber auch in Zukunft ohne Befragung der Zensoren »allerlei Exemplar päpstischer und Calvinischer Bücher.. sonderlich Dr. Peter Ebern Buch wider Herrn Markgrafen Ernst Friedrich zu Baden«. Der Rat ließ den Drucker wegen dieses Ungehorsams gefangen setzen, stellte ihn aber nach wenigen Tagen gegen Urfehde auf freien Fuß[13].

Im Jahr 1604 erhielt Brem einen größeren privaten Druckauftrag von Herrn Dr. Bartlome Schobinger, Doktor beider Rechte und Bürger zu St. Gallen. Brem sollte 1500 Exemplare eines Buches mit dem Titel »Paraeneticorum veterum« drucken. Der darüber aufgestellte Vertrag belehrt uns genau über alle Einzelheiten. Brem darf von den gedruckten Exemplaren kein einziges für sich oder einen andern zurückbehalten. Das Werk soll sauber, fleißig und korrekt gedruckt werden, es darf keine Abweichung von der Orthographie der Exemplare geben, und auf die Satzzeichen muß gut geachtet werden, »damit nit eins fürs Ander gesetzt oder gar ausgelassen werde, welches die Bücher übel verderbt und ohnkäuflich machet, auch solches dem Correctori fürhalten«. Schobinger verspricht, auf jeden Ballen Papier, der zum Drucken der 1500 Exemplare gebraucht wird, 21 fl guter Lindauer Währung zu bezahlen. Damit Brem mit dem Werk anfangen und flüssig fortfahren kann, hat Schobinger ihm zur Bezahlung von 1 Ctr. griechischer Buchstaben, die er dafür kaufen mußte, bar 20 fl und für Papier 49 fl zugestellt. Die weiteren Kosten sollen laufend verrechnet werden. Zur Sicherung für Schobinger hat ihm Brem als Unterpfand verschrieben seine Druckerei mit den dazugehörigen Pressen und Buchstaben und allem sonstigen Zubehör, die Schobinger bei einem etwaigen Schaden, der durch Brems Schuld entstanden, pfänden lassen kann[14].

Aber dem Drucker war das Glück nicht günstig. Wegen vieler Schulden entwich er 1608 nach Ravensburg, wo bisher noch keine Druckerei vorhanden gewesen war. Im Juni 1608 wurde ihm dort für 2 Jahre der Beisitz gewährt[15], der 1610 um 2 Jahre verlängert wurde[16]. Es scheint, daß Brem bis zu Anfang des Jahres 1612 keine nennenswerten Schwierigkeiten in seinem neuen Wohnsitz hatte. Dann aber begannen ihn Geldsorgen wieder zu quälen. Er hatte von Hans Biterolf von Ravensburg und »Johann Macharius Keller« in Lindau Darlehen aufgenommen und war mit Rückzahlung und Zinsen säumig. Besonders der Lindauer Schuldner machte den Rat zu Ravensburg unruhig, und man verlangte von Brem, »er solle die Sachen mit Johann Macharius Keller in Lindau richtig machen und deßwegen ein Urkundt bringen, wa nit, soll Er die Stadt raumen...«[17] Diese Mahnung vom April 1613 wurde im Oktober desselben Jahres nochmals schärfstens wiederholt. Da es Brem nicht gelang, die gewünschte Urkunde über die Erledigung der Schuldsache beizubringen, mußte er um die Jahreswende 1613/14 Ravensburg verlassen. Er kehrte wieder nach Lindau zurück. Mit seinen Ravensburger Geldgebern, hauptsächlich mit Biterolf, war er immer noch nicht im reinen. Dieser, aber auch noch andere Gläubiger, gingen nun scharf gegen ihn vor. Es kam wieder einmal so weit, daß Brem in den Turm gelegt wurde. Auf Fürbitte seiner Frau und einiger Freunde entließ man ihn gegen »Obligation« nach einigen Tagen wieder.

In den nächsten Jahren druckte Brem zwar 1000 Exemplare Katechismus-Büchlein, sowie 1000 Exemplare »Agenden« und sonst noch Verschiedenes für die Stadt, trotzdem aber besserten sich seine Geldverhältnisse nicht. Mit dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges wurde seine Lage als Drucker immer schwieriger. Lindau mußte sich gegen äußere Feinde wahren, und nun geschah es auch noch, daß sich in der Stadt selbst ein verhängnisvoller religiöser Zwist erhob. Rat und Bürgerschaft waren erregt und gereizt. Das bekam auch Brem zu spüren. Man warf ihm den unerlaubten Druck eines angeblich papistischen Kirchengebets vor, das ihm ein Bürger von Feldkirch in Auftrag gegeben und das er angenommen, weil der Geselle nichts zu arbeiten hatte. Diese und einige weitere Eigenmächtigkeiten Brems erbosten nun den Rat aufs höchste, und man »legte Brem die Druckerei nieder«. Brem entschuldigte sich: es stimme, daß er (ohne Zensur) etwas gedruckt habe, ehe Herr Neukom[18] Zensor geworden, aber seither nichts mehr außerhalb dem letzten Zusatz des jüngst gedruckten Gebetbüchleins. Der Drucker bat, man wolle ihm das Drucken weiter zulassen und ihm einen andern Zensor ordnen, weil Neukom ihm so gar zuwider, und er versprach, künftig keinen Buchstaben mehr zu drucken denn allein, was ihm bewilligt worden[19]. Es scheint, daß diesmal noch seiner Bitte stattgegeben wurde. Aber knapp ein Jahr später — im Oktober 1620 — wurde er abermals beschuldigt »über Verbot allerhand Sachen ohne Vorwissen der Censoren, sonderlichen auch neue Zeitungen gedruckt« zu haben. Daher wurde beschlossen, ihm die Druckeinrichtung zu nehmen und auf dem Gerichtshaus zu verwahren[20]. Auch hatte Brem heimlich ein Büchlein des Magisters Marx Zangmeister zu drucken begonnen, mit dessen Inhalt der Rat nicht einverstanden war. Zangmeister trat nämlich für die in Lindau damals noch ungewöhnliche Privatbeichte ein. Auch dieser Umstand hatte den Rat mit dazu bewogen, die Druckerei stillzulegen. Doch dürfte m. E. diese Tatsache weniger schwerwiegend gewesen sein als der Druck der neuen Zeitungen.

Brem richtete an die Obrigkeit die Bitte, ihm die Werkstatt wieder zu öffnen, aber der Rat wollte ihn lieber wöchentlich mit einem halben Viertel Korn unterstützen als diese Erlaubnis geben. Von Amtswegen war man der Meinung, die Druckerei sollte »versilbert« und der Erlös an die Schulden gegeben werden. Brem aber solle künftig nur noch das Buchbinderhandwerk betreiben[21].

Auch im nächsten Jahr ließ man es vom Rat aus bei der Unterstützung bewenden, und auf Brems Bitten um Wiederauf-

[13] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1602/04. S. 148

[14] Stadtarchiv Lindau. Kanzleiprotokoll 1602/05. Einlage zwischen fol. 230 und 231. – Die »Paraeneticorum veterum pars I cum notis M. Goldasti« erschienen noch i. J. 1604.

[15] Stadtarchiv Ravensburg. Ratsprotokoll 1592-1618 S. 292

[16] Stadtarchiv Ravensburg. Ratsprotokoll 1592-1618 S. 340

[17] Stadtarchiv Ravensburg. Ratsprotokoll 1592-1618 S. 390. Ob Johann Macharius Keller mit dem ebenfalls genannten »Pfleger zu Eggartskirch« identisch ist, läßt sich nicht sagen.

[18] Neukom war Prediger zu Lindau, er hatte den religiösen Streit verursacht.

[19] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1619 S. 656

[20] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1620 S. 634

[21] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1620 S. 719

nahme der Druckerei wurde ihm bündig bedeutet, »man woll hier keine Druckerei mehr aufrichten lassen«[22].

Es geht aus den Lindauer Rats- und Kanzleiprotokollen nicht ganz eindeutig hervor, ob Brem nach d. J. 1621 nochmals als Drucker gearbeitet hat. Immerhin vermerkt ein Eintrag im Ratsprotokoll vom 2. 1. 1622: »Hans Ludwig Brem hat einem E. Rat 20 Exemplaria des D. Jakob Reihing Entsprungenen Jesuiten Renuvation verehrt.– Ihm sein 3 fl verehrt worden«[23].

Hans Ludwig Brem starb im Jahr 1623 oder 1624. Seine Witwe hinterließ er in großer Armut, und sie wurde noch jahrelang von der Stadt durch Almosen unterhalten. Es wurde kein Buchdrucker mehr nach Lindau aufgenommen. Was die Stadt an Druckaufträgen zu vergeben hatte, ließ sie zunächst einem Drucker in Kempten zugehen.

Theodor Hecht

Nach dem Tode des ersten Lindauer Buchdruckers Hans Ludwig Brem (1623/24) dauerte es ein halbes Jahrhundert, bis sich in Lindau wieder ein selbständiger Buchdrucker niederließ[24]. Der Rat mochte es allmählich selbst als Mangel empfinden, daß keine Druckerei in Lindau vorhanden war. Als daher im Juni 1678 *Theodor Hecht* (auch Höcht geschrieben), Buchbinder und Bürger zu Ulm, bat, eine Buchdruckerei in Lindau einrichten zu dürfen, fand er bei der Obrigkeit ein offenes Ohr für seine Bitte. Freilich sollte ihm nur erlaubt werden als Buch*drucker* zu arbeiten, denn gegen eine Ausübung des Buch*binder*handwerks wehrten sich die Lindauer Meister dieses Gewerbes. Der Buchbinder Hösslin berichtete dem Rat, Hecht habe bei ihm gelernt, sich dann nach Luzern begeben, »aposteriert nach Rom kommen, wie er weiter umkehrt, wisse er nit«; man habe ihm des Wildeisen Tochter angehängt, die eigentlich den Buchbinder Renich hätte heiraten sollen. Das Buchdrucken habe Hecht nicht gelernt. Hecht erklärte, er werde die Buchbinderei nicht treiben, wenn man ihn nach Lindau lasse. So wurde denn der Buchdruckerei halber beschlossen, Hecht drei Jahre lang den Beisitz in der Stadt zu geben; verhalte er sich recht, so solle er alsdann ins Bürgerrecht kommen, ihn »indessen Steuer Anlag und wachtfrei zu lassen«. Die nächsten acht Jahre solle ihm kein anderer Drucker in der Stadt an die Seite gesetzt werden. Hecht gelobte darauf, der Stadt Nutzen zu fördern und Schaden zu wenden, und begann sein Werk in Lindau[25].

Schon ein Jahr später aber beklagten sich die Buchbinder, daß Hecht, entgegen seinem Versprechen, sich ungebundene Bücher schicken lasse, ebenso Handwerkszeug (zum Buchbinden), auch lasse er die meisten seiner Bücher in Augsburg binden (und nicht in Lindau). Sie bäten ihm das von Rats wegen zu verbieten. Hecht widersprach. Er habe noch kein Buch hier gebunden. Er wolle den Lindauer Buchbindern seine Bücher gerne zum Binden geben, wenn sie ihm diese Arbeit ebenso gut machten wie die Meister in Augsburg, damit er seine Bücher auf den Messen verkaufen könne. Der Rat entschied, daß noch einmal genau nachgesehen werden sollte, was man seinerzeit mit Hecht abgesprochen hatte[26].

Hecht druckte Schulbücher und Kalender, die er in seinem Laden verkaufte. Für einen Kalender mit dem Lindauer Wappen erhielt er im Januar 1680 vom Rat 24 Gulden verehrt. Im selben Jahr druckte er aber auch schon eine Zeitung. Wegen des Verkaufs von Kalendern und Zeitungen nicht bloß in Lindau, sondern auch in der Umgebung, kam er mit dem Buchdrucker Bartholome Schnell von Bregenz in Konflikt. Beide Drucker warfen sich gegenseitig unlauteren Wettbewerb vor. Hecht mußte sich dazu noch von Schnell sagen lassen, er sei ein »Stimpler«, d. h. kein gelernter Meister seines Handwerks. Gegen diesen Vorwurf wehrte sich Hecht entrüstet. Der Rat gebot den beiden feindlichen Druckern Frieden, hob die Schmähworte gegenseitig auf und strafte den Schnell um 3 Pfund, »er soll auch die Hantierung in der Stadt und auf den Zünften mit den Zeitungen unterlassen und gehörigen Orts verkaufen«[27]. Das Stadtarchiv Lindau besitzt ein von Dr. A. Dresler aufgefundenes Exemplar der Hecht'schen Zeitung mit dem Titel: »Wochentliche Newe Zeitung. Num. XLVI... T... H... L.. vom November 1692. Es scheint die einzige noch vorhandene Nummer der Hechtschen Zeitung zu sein. Die Buchstaben T... H... L.. bedeuten: Theodor Hecht, Lindau. Ob die oben erwähnte frühere Zeitung schon unter dem gleichen Titel erschienen ist, konnte nicht ermittelt werden.

Hechts Druckerei scheint recht gut gegangen zu sein. Im März 1681 bat er den Rat, wegen vieler Arbeit einen aus Oberungarn stammenden Gesellen einstellen zu dürfen. Dieser sei zwar verheiratet und katholischer Religion, aber er sei »Soldat gewest, der werde sich auch gebrauchen lassen, wozu man wolle«. (Damit war wohl gemeint, er sei auch zu andern Arbeiten tauglich außer dem Buchdrucken). Der Rat gestattete, daß Hecht den Gesellen aufnahm, »und soll der Gesell dem Schneiderzunft angeloben wie es gebräuchig«[28]. Etwas später wurde es Hecht auch erlaubt, für eine Zeitlang einen Kupferstecher aus Augsburg einzustellen. Im September 1682 erhielt der Drucker die Genehmigung, Conrad Lömann aus Zürich für zwei Jahre als Faktor in Dienst zu nehmen.

Über Hechts auswärtige Handelsbeziehungen unterrichten uns verschiedene Protokollniederschriften aus dem Jahr 1682, aus denen hervorgeht, daß er der Drucker- und Verlegerfirma Endter in Nürnberg Geld schuldig war[29].

In religiösen Fragen zeigte sich der Rat duldsamer als zu Zeiten des Druckers Hans Ludwig Brem. Als Hecht im Jahr 1683 bat, ihn um seines Verdienstes willen ein katholisches Gebetbüchlein, das er von Augsburg erhalte, drucken zu lassen, wurde er beschieden: »Wann es ohne Ungelegenheiten geschehen kann, will man es ihme verstatten«[30].

Seiner Zeitung wegen hatte Hecht manches durchzufechten. Im Januar 1687 beschwerten sich die Kapuziner zu Wangen:

[22] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1621 S. 441.

[23] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1622 S. 5.

[24] Dagegen lebte der »Buchführer« Johann Cäsar von Nördlingen schon seit 1665 in der Stadt.

[25] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1678 S. 609ff.

[26] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1679 S. 313f.

[27] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1680 S. 778 u. a. O.

[28] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1681 S. 156.

[29] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1682. S. 85 u. a. O.

[30] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1683 S. 10.

Hecht habe in seiner Zeitung gedruckt, daß ein Kapuziner zu Salins wegen einiger Schandtaten erschossen wurde; sie seien der Sache nachgegangen, und es habe sich anders verhalten. Wegen einer dem französischen König mißliebigen Schrift sei der betreffende Kapuziner gefangen gesetzt und hernach auf der Flucht erschossen worden – nicht wegen irgendwelcher Schandtaten. Die Kapuziner verlangten von dem Buchdrucker Satisfaktion, »oder müssen es höheren Orts gelangen lassen«. Hecht wurde vor den Lindauer Rat zitiert, von der Beschwerde unterrichtet und erwiderte: Er wundere sich, daß sich die Kapuziner beschwerten, »er habe sich bisher aller Behutsamkeit beflissen«. Die Nachricht habe er aus der Basler Zeitung genommen, in der sie zweimal gestanden. Seine Zeitung werde ja zensiert. Er hoffe, nichts Unrechtes getan zu haben. Man möge sich an die von Basel halten. Wenn die Dinge so lägen, dürfe er ja keine Zeitung mehr drucken. Da die Kapuziner aber »so gross offendiert«, könne man in die nächste Zeitung drucken, daß nichts daran sei. Diesem Dementi stimmte der Rat zu, und damit war die Frage erledigt[31].

Interessant ist nun weiterhin, daß Hecht im Dezember des Jahres 1687 sogar Drohbriefe wegen seiner Druckerei bekam. Wahrscheinlich handelt es sich dabei um seine Zeitung. Er vermutete, daß diese Zuschriften von Bregenz oder Konstanz stammten – von der Konkurrenz. Der Rat nahm sich der Sache an, es konnte aber nicht geklärt werden, woher die Briefe gekommen waren. Obwohl die Herren der Ansicht waren, es werde mit diesen Drohungen keine Gefahr haben, so wurde Hecht doch geraten, »daß er sich in acht nehmen sollte und wegen des Druckens in Schranken bleiben«[32].

In dieser politisch so bewegten Zeit mußte der Rat der freien Reichsstadt geschickt operieren. Ludwig XIV. von Frankreich war in die Pfalz eingefallen. Der Kaiser, verschiedene Reichsfürsten, Spanien, Schweden, England, Holland, Savoyen hatten sich zu einer großen Koalition gegen Frankreich zusammengeschlossen. Unruhe und Unsicherheit herrschten überall, viele Nachrichten und Gerüchte schwirrten durch das Land, und es war nicht immer klar zu sehen, welche falsch und welche richtig waren. Das wirkte sich besonders ungünstig für die Zeitungsdrucker aus, denn sie konnten trotz der Zensur nicht immer wissen, ob gewisse Berichte, die sie veröffentlichten, ihrer eigenen Obrigkeit oder den benachbarten Ländern genehm waren oder nicht. Das hing von der jeweiligen politischen Konstellation ab, und diese wechselte oft sehr schnell. Das mußte auch Hecht und mit ihm der Lindauer Rat erfahren. Im Januar 1691 beanstandete die vorderösterreichische Regierung einige Nachrichten in Hechts Zeitung. Hecht gab an, diese Nachrichten aus Ulmer und Augsburger Blättern zu haben, welche ihm der Lindauer Postmeister zustellte. Die Angelegenheit zog sich über einen Monat hin, es scheint, der Rat habe alsdann mit diplomatischem Geschick die Sache wieder in Ordnung gebracht[33]. Aber man war doch vorsichtig geworden. Als Hecht im Sommer 1691 der Obrigkeit mitteilte, er habe Schreiben bekommen vom Sekretär des Generals von Arco, daß er wöchentlich etwas von dem Marsch des Generals in die Zeitung drucken solle, meinten die Herren, Hecht solle sich entschuldigen, »daß alles alhier cassiert werde und er kein Platz habe«[34].

Nachdem Hecht zehn Jahre in Lindau gelebt und gearbeitet hatte, brachte er beim Rat vor: Mit den Leuten, die ihm (als Gesellen) geholfen, habe er nicht auskommen können, da sie nicht fleißig gewesen und auch nicht geblieben. Er möchte aber nicht von Lindau fort. Nun habe er einen Bruder, Christoph, der schon zehn Jahre »in der Kunst stehe« und sich augenblicklich in Genf aufhalte. Um »die Druckerei in besseren Flor« zu bringen, möchte er sich mit diesem seinem Bruder in eine Compagnie einlassen, wenn dieser das Lindauer Bürgerrecht erhalte und er, Theodor, auch. Sie würden sich so aufführen, daß niemand sich über sie beklagen könne. Der Rat stimmte zu, wenn Hecht bezahle, was zur Aufnahme ins Bürgerrecht nötig sei; auch seinen Bruder wolle man einkommen lassen, wenn er die Aufnahmekosten begleiche und sich mit einer Bürgerstochter verheirate[35].

Christoph Hecht traf auch wirklich in Lindau ein. Bei der Prüfung seiner Papiere stellte man fest, daß er als Buchführer bezeichnet war und nicht als Buchdrucker, wie man nach allem erwartet hatte. Daher wurde er vor den Rat geladen und sollte sich zu der Sache äußern. Bei Buchdruckern, sagte er, sei es nicht gebräuchlich Lehrbriefe zu geben, ebenso auch nicht, sich in eine Zunft aufzudingen. Er habe in Frankfurt das »Postulat« von sich gegeben, daß er ein Buchdrucker sei, er dürfe das Buchdrucken lehren und fördern wie er wolle, anders sei es nicht Herkommen. Der Rat beschloß hierauf, ihn ins Bürgerrecht kommen zu lassen, doch auf seine eigene Verantwortung; er sollte auch eine Bescheinigung beibringen, daß es mit dem Postulat seine Richtigkeit habe, ebenso auch ein Vermögenszeugnis über 200 fl. Ferner müßte er sich mit seinem Bruder Theodor in eine Zunft begeben und seine Steuern pünktlich entrichten. Christoph konnte die verlangten 200 fl aufbringen und auch die Kosten für das Bürgerrecht bezahlen. So stand seiner Arbeit in Lindau nichts mehr im Wege[36].

In den ersten Jahren von Christoph Hechts Aufenthalt in Lindau scheinen die Brüder die Druckerei gemeinsam geführt zu haben. Verhandlungspartner der Stadt war aber immer Theodor. Im Sommer 1693 wollte nun Theodor dem Bruder die Druckerei allein überlassen und sich selbst ausschließlich als »Buchführer« (Buchhändler) betätigen. Doch erbat er vom Rat die Zusicherung, die Zeitung auf jeden Fall dem Bruder zu lassen, selbst wenn eine Konkurrenz in die Stadt komme, und ferner

[31] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1687 S. 12f.

[32] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1687 S. 641 u. a. O.

[33] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1691 S. 32 u. a. O. Vergl. hierzu: Dr. Adolf Dresler: Aus den Anfängen des Lindauer Zeitungswesens (1596-1810) S. 74f. (Sonderdruck aus den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. 74. Heft 1956). An der genannten Stelle bespricht Dresler den Fall ausführlich auf Grund eines im Stadtarchiv Lindau vorhandenen Aktenfaszikels. – Die übrigen Angaben in Dr. Dreslers Schrift über Hechts Lebensumstände und Tätigkeit fußen auf dem Beitrag von Waldemar Sensburg: Zur älteren Lindauer Buchdruckergeschichte – in: Wolfarts Geschichte der Stadt Lindau i. Bodensee II. Diese Angaben sind durch die Nachrichten, die sich über Hecht in den Rats- und Kanzleiprotokollen im Stadtarchiv Lindau gefunden haben, vielfach überholt und berichtigt. D. Verf.

[34] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1691 S. 361

[35] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1688 S. 114

[36] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1688 S. 422

den Christoph mit dem Amt eines Stadt-Buchdruckers »zu bedenken« und ihm die Wacht zu erlassen. Der Rat gewährte diese Bitte mit dem Zusatz, Christoph solle so lang wachtfrei bleiben als er ledig sei. Woraus zu ersehen, daß er bis dato noch nicht willens gewesen, mit einer Lindauer Bürgerstochter in den Ehestand zu treten[37].

Übrigens scheint die geschäftliche Trennung der Brüder praktisch dann doch nicht durchgeführt worden zu sein, denn Christoph tritt auch in Zukunft nie als selbständiger Buchdrucker auf.

Anno 1692 erhielt Hecht von der Stadt den Druckauftrag für eine sehr wichtige geheimnisvolle Schrift. (Was es genauer damit auf sich hat, wird leider nirgends deutlich.) Wieviel aber dem Rat an der Geheimhaltung gelegen war, geht schon aus den ganzen Vorbereitungen und Bestimmungen hervor. So sollte Hecht sich bemühen, die Sache nach Möglichkeit zu fördern, er solle womöglich einen evangelischen oder reformierten Gesellen dazu beiziehen, »alles in höchster Geheimbde halten und niemand andern weder von Bürgern noch Fremden zu der Arbeit lassen, als wen meine Herren darzu deputieren (abordnen)«. Auch mußte der Drucker versprechen, kein Exemplar des geplanten Druckes für sich zu behalten oder nachzuschaffen und dieses auch niemand zu gestatten. Ebenso mußte er geloben, die Bogen selbst zur Korrektur zu bringen oder sie zu versiegeln[38].

Im Jahr 1694 kam Theodor Hecht unschuldig in den Verdacht, daß er das Buch des Dr. Heinrici Petri »Basel Babel« gedruckt haben sollte. Der Lindauer Rat trat aber der Stadt Basel gegenüber nachdrücklich für seinen Buchdrucker ein[39].

Um eine politische Sache zwischen Baden und Österreich scheint es sich gedreht zu haben, als Hecht im Jahr 1696 wegen »stark geheimer Korrespondenz mit Thomas Wachter« beim Rat angeschwärzt wurde[40]. Man kann jedoch nicht feststellen, ob dem Drucker ernstliche Schwierigkeiten aus dieser Beschuldigung erwuchsen. Im selben Jahr klagte der Bregenzer Buchdrucker Johannes Schüssel gegen Hecht, daß dieser den Emsischen Kalender drucke, was doch eigentlich ihm, Schüssel, zustehe. Hecht aber sagte, er sei von der Herrschaft mit diesem Kalenderdruck beauftragt worden und werde daher den Kalender auch weiterdrucken. Wie so manchmal sonst, verraten die Akten leider auch in diesem Fall nicht, wie der Streitfall ausgegangen[41].

[37] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1693 S. 438
[38] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1692 S. 466ff.
[39] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1694 S. 187
[40] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1696 S. 481
[41] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1696 S. 599 u. a.O.

Christoph Hecht heiratete im Jahr 1697 eine Augsburger Bürgerstochter, was praktisch auch seinen Wegzug von Lindau bedeutete. Doch wurde ihm auf seine Bitte das Bürgerrecht noch drei Jahre offengehalten[42]. Noch nach zwei Jahren waren die Brüder geschäftlich nicht im reinen miteinander, was zu manchen Zwistigkeiten führte[43].

Kurz vor der Jahrhundertwende erhielt Theodor Hecht vom Lindauer Rat die Genehmigung, den Titel eines Markgräflich-Badisch-Durlachischen Hofbuchdruckers anzunehmen und für den markgräflichen Hof zu arbeiten[44]. Es war das eine Verbindung, die bald für ihn sehr bedeutungsvoll werden sollte. Denn schon einige Monate später, im Januar 1700, teilte Hecht dem Rat mit, er habe Nachricht bekommen, daß zur Zeit für den Markgräflichen Hof eine große Arbeit, darunter eine Bibel für die Fürstin zu verfertigen sei. Diese Arbeit wolle er gern annehmen und daher nach Durlach reisen um abzuschließen. Es könne jedoch sein, daß der Markgraf verlange, daß er seine Druckerei nach Baden verlege. Daher wolle er bitten, ihn zu entlassen, ihm aber das Bürgerrecht in Lindau offenzuhalten, er werde die Steuern und Anlagen bezahlen wie bisher. Wenn er seine laufenden Druckarbeiten für die Stadt beendet habe, wurde ihm erklärt, so wolle man ihn entlassen und ihm das Bürgerrecht zwei Jahre lang nach Gebühr offenhalten[45].

Ob Hecht damals gleich für immer nach Baden zog, ist nicht sicher. Jedenfalls heiratete er im Jahr 1701 noch als Bürger zu Lindau in 2. Ehe die Elisabeth Karoline Hohleisin. Die Hochzeit fand in Augsburg statt – (woraus zu schließen, daß die Braut wohl von dorther stammte) – und Hecht erbat von seiner Obrigkeit ein entsprechendes Attestat[46].

Im Juni 1705 aber schied Hecht endgültig aus dem Lindauer Bürgerrecht und mußte seinen geringen Grundbesitz innerhalb Jahresfrist an Lindauer Bürger verkaufen[47]. Von diesem Zeitpunkt an findet man seinen Namen nicht mehr in den Lindauer Protokollen.

Über Hechts Tätigkeit in Durlach unterrichtet kurz ein Aufsatz von Dr. Engelbert Strobel, der die im Pfinzgaumuseum vorhandenen Drucke Hechts (also nicht die gesamten in Durlach gedruckten Werke) bespricht. Als erstes Werk nennt Strobel den Druck eines Exerzierreglements vom Jahr 1701, als jüngstes eine erneuerte Landzollordnung von 1718[48].

[42] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1697 S. 516
[43] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1699 S. 30 u. a. O.
[44] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1699 S. 395
[45] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1700 S. 26f.
[46] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll. 1701. S. 163 u. a. O.
[47] Stadtarchiv Lindau. Ratsprotokoll 1705 S. 309
[48] Dr. Engelbert Strobel: Von alten Durlacher Druckern in ›Soweit der Turmberg grüßt. Beiträge zur Kulturgeschichte, Heimatgeschichte und Volkskunde‹. 2. Jhg. Nr. 5 v. 1. 7. 1950.

MARTIN VON HASE

Kritische Betrachtung der über die Geschichte des Buchdrucks in Erfurt erschienenen Gesamtdarstellungen und größeren Teildarstellungen

Die historisch-kritische Betrachtung geschichtlicher oder kultureller Ereignisse und Leistungen, soweit sie schriftlich niedergelegt wurde, ist stets großen Schwankungen unterworfen gewesen, die sich aus dem Abstand und der Einstellung des Verfassers und seiner Zeit gegenüber dem Geschehen sowie der Kenntnis der aktenmäßigen Unterlagen ergeben haben. Dies trifft besonders natürlich für die Weltgeschichte zu, aber auch kleine Sektoren – klein, gemessen an dem Ablauf der großen Geschehnisse – unterliegen demselben Gesetz. Es wäre interessant, einmal die Geschichtsschreibung über den Buchdruck von ihrem Beginn bis zur Gegenwart kritisch zu betrachten. Aber er dürfte zur Zeit wohl keinem Wissenschaftler möglich sein dies zu tun, da das vorhandene Material kaum von einem einzelnen Menschen erfaßt werden kann. In diesem Aufsatz soll der Versuch gemacht werden, diejenigen Werke kritisch zu betrachten, die es sich zum Ziele gesetzt haben, die Entwicklung der Buchdruckerkunst Erfurts von ihren Anfängen an zu beschreiben. Es werden dabei nur diejenigen Aufsätze oder Werke herangezogen, die die Gesamtheit oder größere Teile von ihr umfassen und nicht diejenigen, die sich mit kleinsten Teilgebieten befassen, obwohl deren Wichtigkeit als Grundlage für zusammenfassende Darstellungen nicht geleugnet werden soll[1].

Der erste Versuch wurde von dem sehr fleißigen Erfurter Advocaten und Konsulenten des Evangelischen Ministeriums *Heinrich Ernst Seebach* (1709-1758) in seinem Werke »Thuringia literata«[2] unternommen, das er im Jahre 1753 vollendete. Es wurde genauso wie seine anderen historischen Werke, von einer Ausnahme abgesehen[3], niemals gedruckt. Seebach hat in unermüdlicher Arbeit sich mit der Geschichte Erfurts und auch Thüringens beschäftigt[4]. In seinem Werke Thuringia literata, in dem er die Geschichte des »gelehrten Thüringens« niederlegt, findet sich der Abschnitt »Von den Buchdruckereien in Erfurt« als Kapitel 2 des 4. Teiles des 2. Bandes »Vom Anfange und Fortgang der Buchdruckerkunst in Thüringen«. Diese Geschichte der Erfurter Druckereien ist also der erste Versuch, sich mit dem historischen Material, das ihm bei seinen Arbeiten zur thüringischen und speziell Erfurtischen Geschichte vorlag, auseinanderzusetzen. Als Hauptunterlagen dienten ihm die Erfurter Drucke verschiedener Bibliotheken sowie Erfurter Urkunden. Es ist erstaunlich, daß Seebach trotz des sehr dürftigen Materials vor allen Dingen die Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts verhältnismäßig klar herausstellt und daß ihm die wichtigsten Drucker dieser Zeitspanne bekannt sind. Daß man an ein solches Werk, das unter Heranziehung äußerst geringer Hilfsmittel geschrieben wurde, nicht die Maßstäbe der Gegenwart anlegen kann, ist selbstverständlich. Interessanterweise enthält es aber eine Reihe von Drucken verzeichnet, die sonst bibliographisch nicht feststellbar sind.

Der nächste, der sich mit Erfurts Buchdruckern beschäftigte, war der Erfurter Stadtrat *Karl Herrmann* (1797-1874), den Johannes Biereye im Jahre 1937 charakterisiert als »Wiedererwecker der Erfurter Altertumsforschung durch Gründung des Stadtarchivs (1863), Herausgabe der Bibliotheca Erfurtina (1863) und Gründung des Geschichtsvereins (1863/64), dabei ein bedeutender organisatorischer und politischer, besonders kommunalpolitischer Kopf«[5]. Herrmann war ein geradezu fanatischer Forscher auf dem Gebiete der Geschichte Erfurts, und ganz besonders hat er sich mit dem Erfurter Buchdruck beschäftigt. Aber auch sein Werk darüber blieb wie das von Seebach ein Manuskripttorso[6]. Unter dem Titel »Geschichte der Buchdrucker Erfurts im 15., 16. und 17. Jahrhundert« beabsichtigte er dieses Werk herauszugeben. Sein Tod aber verhinderte diese Absicht. Mit einem Bienenfleiß hat Herrmann, dem auch die Thuringia literata von Seebach nicht unbekannt war, sich an diese Arbeit gemacht. Die im Erfurter Archiv befindlichen Ver-

[1] Über die zahlreichen Aufsätze über die Erfurter Druckerkunst des 16. Jahrhunderts unterrichten am besten nachstehende Werke: Joseph Benzing, Der Buchdruck des 16. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet. Eine Literaturübersicht. Leipzig 1936 (=68. Beiheft zum Zentralblatt für Bibliothekswesen) Nr. 516-533; Joseph Benzing, Buchdruckerlexikon des 16. Jahrhunderts (Deutsches Sprachgebiet). Frankfurt a. M. (1952) S. 46-50.

[2] Das Manuskript dieses Werkes sowie seine sämtlichen weiteren Manuskripte befinden sich im Staatsarchiv in Weimar.

[3] Erffurthische Feuer-Chronika 1736.

[4] Seine Schriften sind verzeichnet in: Karl Herrmann, Bibliotheca Erfurtina. Erfurt in seinen Geschichts- und Bildwerken. Erfurt 1863.

[5] Johannes Biereye, Erfurt in seinen berühmten Persönlichkeiten. Eine Gesamtschau. Erfurt 1937 (=Sonderschriften der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Heft 11) S. 43.

[6] Seine Niederschriften zur Erfurter Buchdruckgeschichte befinden sich im Erfurter Stadtarchiv.

rechten und sonstige Urkunden wurden von ihm systematisch durchgearbeitet. Allerdings dürfte auch dabei sein Tod eine restlose Durcharbeit verhindert haben, denn in späteren Jahren wurden immer wieder interessante Entdeckungen gemacht. Auch dürfte er das Weimarer Stadtarchiv, das viele Urkunden über den Erfurter Buchdruck und Buchhandel, von denen sicher ein Großteil noch nicht gefunden worden ist, nicht für seine Arbeiten herangezogen haben. Das von Herrmann gesammelte Material, das nach Druckern und chronologisch geordnet ist, stellt aber keineswegs eine fortlaufende Geschichte der Druckerkunst Erfurts dar, sondern lediglich eine Sammlung von Aktenauszügen und Beschreibungen von Drucken. Wichtig ist, daß Herrmann sich niemals mit Vermutungen über mögliche Zusammenhänge abgegeben hat, sondern, daß er sich bemüht, lediglich Tatsachen zu bringen. Ebenso wichtig ist es, daß er sich vor allen Dingen mit dem A und O jeder Geschichte der Buchdruckerkunst beschäftigt hat, nämlich mit den Drucken selbst. Die Anzahl der Drucke, die er für die einzelnen Druckereien zusammengestellt hat, ist natürlich gegenüber Seebach erheblich gestiegen, und wir finden bei ihm auch die ersten Versuche, auf dem Wege der Typenvergleichung Drucke, die ohne ein Impressum erschienen sind, einzelnen Offizinen zuzuschreiben. Auch Herrmann gibt die Titel einiger Drucke, die bibliographisch sonst nicht beschrieben sind. Besonders wichtig aber sind die recht genauen bibliographischen Titelaufnahmen von mehreren Drucken, von denen sich jetzt kein Exemplar feststellen läßt. Wenn Hermann mit Seebach das eine gemeinsam hat, daß sein Werk nur eine »Materialiensammlung« ist, so hat er doch das Wissen um die Geschichte des Erfurter Buchdrucks um ein gutes Stück weiter nach vorne getrieben.

Das Buch des *Freiherrn Wilhelm von Tettau* (1804-1894), das 1870 erschien und das sich mit unbekannten Erfurter Drucken[7] des Wanderdruckers Hans Sporer vom Ende des 15. Jahrhunderts beschäftigt, ist der erste Ansatz eines intensiveren Eingehens auf Erfurter Incunabeln und sei aus diesem Grunde hier erwähnt.

Im Jahre 1884 erschien im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel[8] ein Aufsatz von *J. Braun*, der denselben Titel trug, den das geplante Werk von Herrmann tragen sollte: »Geschichte der Buchdrucker Erfurts im fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.« Wer J. Braun war, konnte der Verfasser nicht feststellen. In einem von ihm erhaltenen Brief vom 12. November 1885, auf den später eingegangen werden soll, gibt er als Anschrift an: »pr. Adr. Herrn C. Villaret. Erfurt. Schlösserstraße 3.« Vielleicht war er im Verlag Carl Villaret tätig. Daß sein Aufsatz denselben Titel trug wie das von Herrmann geplante Werk, ist kein Wunder, denn Braun schreibt in der Einleitung: »Unter obigem Titel gedachte der um die Geschichtsforschung seiner Vaterstadt sehr verdiente Stadtrath K. Herrmann eine Buchdruckergeschichte von Erfurt herauszugeben, doch hat der im Jahre 1874 eingetretene Tod des Genannten leider diesen Plan vereitelt. Die von ihm zusammengetragenen chronologischen Notizen sind seitdem auf dem Stadtarchiv in Erfurt aufbewahrt, und der Verfasser hat es nun versucht, mit Zugrundelegung derselben eine Geschichte der Erfurter Buchdrucker auszuarbeiten. Das zu Gebote stehende Material war leider nicht sehr reichlich..., doch dürfte es immerhin von Interesse sein, aus den wenigen zur Verfügung stehenden Quellen schöpfend, über die Einführung der Buchdruckerkunst in Erfurt zu berichten, da die Aufzeichnungen und Urkunden über die Drucker... einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte der Druckkunst und des Buchhandels bieten.« Es ist interessant zu sehen, daß Braun in richtiger Einschätzung seiner Arbeit und des Materials, das ihm dafür zur Verfügung stand, selbst kritisch über seine Arbeit urteilt. Von besonderem Wert ist sein Aufsatz dadurch, daß er die erste gedruckte Darstellung der Erfurter Buchdruckerkunst bietet. Die meisten der Erfurter Buchdrucker aus dem bearbeiteten Zeitraum sind bereits erwähnt, allerdings wimmelt es von Fehlern und Ungenauigkeiten, und es ist manchmal unverständlich, woher Braun eigentlich so viel Fehlerhaftes herbeitragen konnte. Daß das Börsenblatt seinen Aufsatz abdruckte, ist kein Wunder, denn letzten Endes war es eben doch die erste zum Druck vorliegende Geschichte des Erfurter Buchdrucks, und eine Kritik war nicht gut möglich, da alle Kontrollmöglichkeiten fehlten.

Erstaunlicherweise erschien aber bereits zwei Jahre später im Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels wieder ein diesmal 57 Seiten umfassender Aufsatz von *J. Braun* unter dem Titel »Geschichte der Buchdrucker und Buchhändler Erfurts im 15. bis 17. Jahrhundert«[9]. Wie es dazu gekommen ist, können wir sowohl aus der Einleitung des Aufsatzes ersehen, als auch aus zwei Briefen von Braun an den damaligen Redakteur des Archivs F. Hermann Meyer, der zugleich Bibliothekar der damals sich mächtig entwickelnden Bibliothek des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler war[10]. In der Einleitung heißt es: »Trotz dieser ungünstigen Umstände (gemeint ist die große Unordnung und Mißwirtschaft im Erfurter Stadtarchiv) mußte es aber doch eigenthümlich erscheinen, daß letzterer (gemeint ist Herrmann), der sich beinahe während seines ganzen Lebens mit der Erforschung der Geschichte seiner Vaterstadt beschäftigt hatte, nur so lückenhafte Nachrichten über die Erfurter Drucker aufgefunden haben sollte... Es war deshalb um so erfreulicher, als Herr Dr. Beyer (damaliger Erfurter Stadtarchivar) mir im Juli 1885 die Nachricht überbrachte, daß er hinter anderen Werken versteckt ein umfangreiches Manuskript Herrmann's über Erfurts Drucker aufgefunden habe, von dem jedenfalls das früher von mir benützte nur ein kleiner Teil war. Bei näherer Durchsicht dieses Fundes stellte sich zwar heraus, daß der umfangreiche Band vorwiegend nur zusammenhanglose, oft kaum zu entziffernde Notizen enthielt, doch fand sich darunter auch der Anfang einer zum Theil ausgearbeiteten geschichtlichen Darstellung. Ich habe nun eine Sichtung und Zusammenstellung

[7] Wilhelm Freiherr von Tettau, Über einige bis jetzt unbekannte Erfurter Drucke aus dem 15. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Bibliographie der älteren deutschen Literatur und zur vergleichenden Sagenkunde. Erfurt 1870. In 50 Separat-Abzügen (aus dem Serapeum) abgezogen.

[8] Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. 51. Jahrgang. Leipzig 1884. S. 5290-5292, 5333-5336.

[9] Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels. X. Leipzig 1886. S. 59-116.

[10] Vgl. Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels I, 1878, p. V und Archiv VI, 1881, S. 5.

des Gebotenen unternommen, und dabei soviel wie möglich die Aufzeichnungen Herrmanns wörtlich wiedergegeben...«. Sofort nach dieser Entdeckung dürfte Braun beim Börsenverein angefragt haben, ob dieser bereit sei, einen neuen wesentlich erweiterten Aufsatz im Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels anzunehmen. Am 12. November 1885 schreibt Braun an den Börsenverein[11]:

Sehr geehrter Herr!

Einliegend erlaube ich mir Ihnen endlich meine Arbeit über die »Geschichte der Buchdrucker und Buchhändler Erfurt's im 15. bis 17. Jahrhundert« zu übersenden, von welcher ich Ihnen bereits im September Mitteilung gemacht habe.

Ich bitte Sie nun freundlichst, dieselbe gef. einer Durchsicht unterziehen zu wollen, oder, falls Sie das nicht selbst thun, von der historischen Kommission gütigst die Entscheidung einholen und mir recht bald anzeigen zu wollen.

Kleinere Änderungen oder Kürzungen können natürlich auch ohne mein Dazuthun gemacht werden; auch ich werde jedenfalls bei der Correctur einige unbedeutende Änderungen bzw. unwesentliche Ergänzungen vornehmen.

Es sollte mich freuen, recht bald zu erfahren, daß meine Arbeit Annahme gefunden und die Herausgabe eines neuen Bandes des Archivs möglich gemacht hat.

Noch möchte ich erwähnen, daß die verschiedenen bei den einzelnen Druckern und Buchhändlern aufgeführten Büchertitel in unseren bibliographischen Werken, wie Ebert, Hain, Panzer, Weller etc. sämmtlich fehlen; ich habe *nur solche* Titel aufgeführt, dagegen bei den anderen nur auf die Bibliographieen verwiesen. Um den Umfang der Arbeit etwas zu verkleinern, könnten vielleicht die namhaft gemachten Titel mit kleinerer Schrift gesetzt werden. Näheres über meinen Wunsch in Betreff einiger Separat-Abzüge darf ich Ihnen wohl nach Empfang des Bescheids zugehen lassen.

Indem ich nun einer gütigen Antwort entgegensehe, empfehle ich mich Ihrem geneigten Wohlwollen und zeichne

Hochachtungsvoll
ergebenster
J. Braun
pr. Adr. Herrn C. Villaret
Erfurt. Schlösserstraße 3.

Braun dürfte das Manuskript zurückerhalten haben, vermutlich um Verbesserungen durchzuführen, denn am 9. Juni 1886 schreibt er:

Hochverehrtester Herr Meyer!

Einliegend erlaube ich mir Ihnen nun das Manuskript meiner Geschichte der Erfurter Buchdrucker zu übersenden, nachdem ich einige Ergänzungen hinzugefügt habe, und möchte ergebenst bitten, dieselbe in den demnächst erscheinenden Bd. X des Archivs aufzunehmen.

Der Umstand, daß bisher noch nie eine zusammenhängende Geschichte der Buchdrucker Erfurts gedruckt erschienen ist, und daß alle in den verschiedenen Werken verstreute Angaben über Erfurt teils total unrichtig, teils sehr unvollkommen sind, giebt doch sicher meiner Bitte um Abdruck dieser auf Localforschung beruhenden Arbeit eine gewisse Berechtigung. Auch in Kapp's Geschichte wird Erfurt nur sehr kurz erwähnt, was ja bei dem kolossalen zu bewältigenden Material ganz selbstverständlich ist, aber gerade deshalb wird wohl eine ausführliche Geschichte der Erfurter Drucker und Buchhändler die betreffenden Kreise interessieren. War doch Erfurt die eigentliche Stätte, von der aus die Reformation ausging, durch ihre Universität voll wissenschaftlichen Lebens, und früher ein sehr bedeutender Ort für den Humanismus. Und wie sie sich vor Erfindung Gutenbergs durch ihre Schreiberstuben und Formschneidekünstler hervortat, so zeichnete sie sich auch später als ein besonders wichtiger Verlags- und Druckort aus. Schon Schwetschke schreibt in seinem Codex nundinarius, »daß Süddeutschland früher weit überwiegend durch seine literarische Kultur war, dagegen die Offizinen von Mainz, Straßburg, Köln, Basel, Augsburg, Nürnberg, Ulm etc., Norddeutschland nur mit Leipzig und Erfurt und Lübeck einigermaßen in die Schranken treten konnte«.

Daß ich die auf dem hiesigen Archiv aufgefundenen Notizen gewissenhaft ergänzt, berichtigt und durch Quellenangaben vervollständigt habe, die Versicherung kann ich Ihnen geben. Es sollte mich sonach sehr freuen, wenn ich recht bald die Nachricht erhielte, daß die Arbeit angenommen wurde. Leider habe ich die Anmerkungen an dem Fuße jeder Seite angebracht, doch wird es ja wohl keine Schwierigkeiten machen, wenn dieselben am Schlusse zusammengesetzt werden sollen.

Ich habe soweit es nötig war alles ausführlich wiedergegeben, aber doch dabei die möglichst kürzeste Form gewählt, und besonders die einzelnen Drucke nicht einzeln aufgeführt, sondern soweit es anging auf die betr. Bibliographien verwiesen. Um nun aber doch den Raum noch etwas zu beschränken, möchte ich vorschlagen, die Titel der Bücher, welche ich namhaft machen mußte, in kleinerer Schrift zu setzen.

Auch darf ich wohl bitten, mir gef. erst Correctur-Abzüge unter Beifügung des betr. Teiles des Manuskriptes zugehen zu lassen.

In Betreff einiger Seperat-Abzüge hat es wohl bis dahin Zeit. Indem ich nun einem günstigen Bescheid entgegensehe, empfehle ich mich Ihrem geneigten Wohlwollen und zeichne mit der Versicherung vorzüglichster Hochachtung

Ihr ergebenster
J. Braun

Die neue Arbeit hat nun allerdings die alte ganz erheblich übertroffen, und man muß sagen, daß eigentlich erst jetzt die erste Geschichte des Erfurter Buchdrucks geschrieben worden ist. Eine genaue Gliederung ist durchgeführt worden, neue Gesichtspunkte treten auf, neu gefundene Drucke werden beschrieben, und diejenige Drucke, die bereits bei Panzer, Hain, Weller und anderen Bibliographien erfaßt waren, wurden in

[11] Dieser und der folgende Brief befinden sich im Besitze des Verfassers, der sie kurze Zeit vor dem 2. Weltkrieg im Antiquariatshandel erwarb.

Anmerkungen aufgeführt. Die Kenntnisse über die Incunabeldrucker haben sich erweitert, die Drucker des 16. und 17. Jahrhunderts treten plastisch hervor und verlieren das Schemenhafte, das ihnen im Aufsatz von 1884 noch anhaftete. Daß natürlich noch eine Reihe von Fehlern und Auslassungen festzustellen ist, ist kein Wunder. Braun war ja auch in seiner Forschertätigkeit allzusehr an die Stadt Erfurt gebunden, und die Literatur, die ihm noch manche Einzelheit hätte übermitteln können, war noch nicht erschienen oder – falls sie schon erschienen war – ihm schwer zugänglich. Auf jeden Fall war für die damalige Zeit etwas Endgültiges geschaffen worden, das weiteren Forschungen eine Ausgangsbasis bot.

Erst 38 Jahre später, im Jahre 1924, erschien der Aufsatz von *Dr. Martin Wähler* (1889-1953) »Die Blütezeit des Erfurter Buchgewerbes (1450-1530)«[12]. Wenn auch Wähler in seinem Aufsatze in Zusammenfassung allerlei Neues bringt, so z.B. über den Bucheinband, und wenn er als erster Facsimiles von Titelblättern, Signeten und Holzschnitten abbildet, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß er trotz der Kenntnis der in der Zeit nach 1886 erschienenen Literatur in Wirklichkeit keine eigene Leistung mit der dazu notwendig gewesenen Forscherarbeit gebracht hat. In der Anmerkung 14 auf Seite 57 schreibt Wähler: »Die für ihre Zeit tüchtige Geschichte der Buchdrucker und Buchhändler Erfurts vom 15. bis 17. Jahrhundert von J. Braun ist natürlich durch die neueren Forschungen und die bessere Forschungsweise, zumal für die Wiegendrucke, überholt.« Dies stimmt natürlich. Aber leider übernimmt in gewissen Teilen seines Aufsatzes Wähler viele Angaben und Fehler von Braun und auch anderen, ohne sie kritisch zu prüfen und ohne von sich aus wirklich Neues zu bringen. So ist leider diese rein kompilatorische Arbeit nur von sehr geringem Werte und muß genauso mit Vorsicht benutzt werden wie die von Braun von 1884 und 1886.

In dem von Museumsdirektor Dr. Herbert Kunze herausgegebenen Werk »Das Erfurter Kunsthandwerk«, das anläßlich der Ausstellung »Ein Jahrtausend Erfurter Kultur und Geschichte« 1929 erschien, findet sich ein Abschnitt von *Adolf Rhein* »Buchkunst«, in dem auf den Seiten 67-72 einiges über den Erfurter Buchdruck des 15. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts berichtet wird, allerdings mit Übernahme der üblichen Irrtümer und ohne eigene Stellungnahme[13].

Im Jahre 1930 erschien ein Werk, das für den Erfurter Buchdruck des 15. Jahrhunderts von größter Wichtigkeit ist, und zwar derjenige Band des von *Albert Schramm* herausgegebenen Werkes über den Bilderschmuck der Frühdrucke, der Erfurt enthält[14]. Dieses Werk soll theoretisch sämtliche Erfurter Incunabelholzschnitte bringen. In technisch hervorragenden Abbildungen wird aus unbekannten Gründen nur ein Teil dieser Holzschnitte gebracht. Sowohl im Textteil als auch bei den Abbildungen selbst haben sich leider eine Anzahl Fehler eingeschlichen. Trotzdem ist dieses Werk von höchstem Wert für die Geschichte des frühsten Erfurter Buchdrucks, zumal ja in absehbarer Zeit keine Neuauflage oder ein umfassenderes ähnliches Werk zu erwarten ist.

Eine äußerst primitive Arbeit, die sich im wesentlichen auf Auszüge fehlerhafter Art aus Brauns Darstellungen beschränkt, ist der Abschnitt von *Georg Müller*, »Erfurt«, der 1933, anläßlich der 50-Jahr-Feier des Sächsisch-Thüringischen Buchhändler-Verbandes in dessen Festschrift[15] erschien. Neu ist lediglich eine kurze Geschichte der Erfurter Buchhandlungen des 19. und 20. Jahrhunderts.

Ein Jahr später – 1934 – erschien das umfassende Werk des 1933 verstorbenen Leipziger Universitätsprofessors *Dr. Wilhelm Stieda* über den Büchermarkt an den Hochschulen Erfurt, Wittenberg und Halle[16]. Stieda galt bereits seit Jahrzehnten als der besondere Kenner der Geschichte des Buchhandels, und das Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels brachte von ihm fünf wertvolle Aufsätze über den Buchhandel und die Presse einzelner Städte und Landschaften. In Bezug auf Erfurt ist dieses Buch recht unbefriedigend. Was über die Buchproduktion des 15. und 16. Jahrhunderts bis zum Jahre 1563 gesagt wird, ist eine Aneinanderreihung von Irrtümern, und die für die Zeit bis 1864 gegebenen Produktionszahlen entsprechen nicht andeutungsweise der Wirklichkeit. Immerhin bringen die Aufzählungen der einzelnen Verlage eine gewisse aber nachzuprüfende Grundlage für spätere wissenschaftliche Arbeiten[17].

Im Jahre 1938 erschien ein Aufsatz des Verfassers, des damals noch Leipziger Musikverlegers *Dr. Martin von Hase* (geb. 1901), über die Erfurter medizinischen Drucke der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts[18]. Bereits im Jahre 1928 war von ihm eine umfassende Biographie des Reformationsbuchdruckers Michel Buchfürer[19] erschienen, der in Erfurt und Jena druckte. Durch dieses Werk angeregt begann er im Jahre 1932 mit der Arbeit an einem Werk, das sich eine Geschichte der Erfurter Buchdruckerkunst von 1501 bis 1550 mit einer Bibliographie aller in dieser Zeitspanne gedruckten Werke zum Ziel gesetzt hatte. Sobald dieses Werk im Rohbau fertig war, begann er mit Einzelveröffentlichungen von Themen, die für die Forschung zur Geschichte des Buchdrucks Erfurts von Interesse waren. Die 25 von ihm entdeckten fachmedizinischen Werke geben einen interessanten Querschnitt durch die Produktion der damals in

[12] Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. 42. Heft. 1924. S. 3-58. (Nebst Nachtrag) Zum Erfurter Buchgewerbe des 16. Jahrhunderts. ebd. 43. Heft. 1925/26. S. 161-163.

[13] Das Erfurter Kunsthandwerk. Im Auftrage der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, hrsg. von Herbert Kunze. Erfurt 1929.

[14] Albert Schramm, Der Bilderschmuck der Frühdrucke. Band XIII. Die Drucker in Leipzig und Erfurt. Leipzig 1930.

[15] Der Sächsisch-Thüringische Buchhändler-Verband 1883-1933. Beiträge zur Geschichte des Buchhandels und buchhändlerischer Verbandsarbeit. Hrsg. v. Georg Müller. Magdeburg 1933. S. 153-165.

[16] Wilhelm Stieda, Der Büchermarkt an den Hochschulen Erfurt, Wittenberg und Halle in der Vergangenheit. Köln 1934.

[17] Vgl. die Besprechung des Buches durch den Verfasser dieses Aufsatzes im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, 1934, S. 318.

[18] Erfurter medizinische Drucke aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (= Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften. Bd. 30. Leipzig 1938. S. 194-219).

[19] Johann Michael genannt Michel Buchfürer alias Michel Kremer. Seine Tätigkeit als Buchführer in Erfurt und Jena (1511-1577) unter besonderer Berücksichtigung der von ihm verwendeten Holzschnitte. Mit einer Bibliographie seiner Drucke. Straßburg 1928 (= Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Heft 259). Eine Ergänzung hierzu erscheint im Gutenberg-Jahrbuch 1957.

Erfurt ansässigen Offizinen. Auf der Arbeitsmethode von R. Proctor und von Karl Schottenloher fußend, erschloß der Verfasser die Drucker eines großen Prozentsatzes der von ihm gefundenen Erfurter Drucke auf Grund der Typenvergleichung und der Druckergewohnheiten, selbstverständlich auch unter Berücksichtigung der Titeleinfassungen und Holzschnitte. Der 2. Weltkrieg unterbrach schmerzlich die weitere Arbeit an dem geplanten Werk. Als die Bombenangriffe auch Leipzig bedrohten, wurde das Manuskript im Keller des Hauses Breitkopf & Härtel in Leipzig untergebracht. Der 4. Dezember 1943 begrub es unter den Trümmern des altehrwürdigen Geschäftshauses. Nur einem geradezu unwahrscheinlichen Zufall ist es zu verdanken, daß es im August 1944 fast unversehrt geborgen werden konnte. Nur die Mappen mit den vergleichenden Typenstudien, die Literaturverzeichnisse und Teile der Incunabelforschungen blieben verschwunden.

1944 erschien im Leipziger Börsenblatt ein Aufsatz von *K. Neukirch* über den Erfurter Buchdruck des 15. Jahrhunderts[20], dem 1946 im Frankfurter Börsenblatt eine Fortsetzung folgte, die sich mit dem des Anfanges des 16. Jahrhunderts beschäftigte[21]. Beide Aufsätze zeigen eine geradezu erschütternde Ahnungslosigkeit, und es ist schwer einzusehen, warum diese Aufsätze geschrieben worden sind!

Um wenigstens die gröbsten Fehler richtigzustellen, brachte nun *Martin von Hase*, der unterdessen nach Wiesbaden übergesiedelt war, im Frankfurter Börsenblatt desselben Jahres eine Zusammenfassung seiner bisherigen Forschungen über den Erfurter Buchdruck von 1501 bis 1550[22]. Die einzelnen Drucker werden kurz behandelt und einige wichtige Drucke von ihnen aufgeführt. Neu ist eine statistische Übersicht der damals ihm bekannten 931 Erfurter Drucke in ihrer Verteilung auf die einzelnen Jahre und ein Verzeichnis der Erfurter Drucker, in dem die Anzahl der Druckjahre, die Anzahl ihrer Drucke und die Anzahl der Drucke pro Jahr aufgeführt sind. In den Jahren 1952 bis 1955 erschien von demselben im Gutenberg-Jahrbuch[23] eine Aufsatzreihe über die sechs Erfurter Kleindrucker der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die außer dem Leben dieser Drucker eine Bibliographie ihrer Drucke sowie Verzeichnisse der verwendeten Holzschnitte und Titeleinfassungen brachte. Seit einer Reihe von Jahren arbeitet der Verfasser nun neben seiner Berufsarbeit an der Druckfertigmachung seines Manuskriptes. Die von ihm festgestellten Erfurter Drucke der Zeit von 1501 bis 1550 haben die Zahl 1000 erreicht. Sobald dieses Werk erschienen ist, das die Biographien der einzelnen Drucker auf Grund der urkundlichen Unterlagen, die genaue bibliographische Beschreibung aller Drucke und den Katalog der Holzschnitte und Titeleinfassungen enthalten wird, ist ein weiterer, diesmal hoffentlich fest fundierter Stein zur Geschichte der Erfurter Druckergeschichte gelegt, wenn er auch nur eine kurze, dafür aber sehr wichtige Zeitspanne umfaßt.

---

[20] Die Erfurter Pressen vor 1500. In: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, Nr. 62, vom 9. 8. 1944.

[21] Die Erfurter Pressen im Anfang des 16. Jahrhunderts. In: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. Frankfurter Ausgabe Nr. 17/18 vom 20. 9. 1946. S. 149-150.

[22] Der Erfurter Buchdruck von 1501 bis 1550. In: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. Frankfurter Ausgabe Nr. 23/24 vom 31. 12. 1946. S. 267-268.

[23] Erfurter Kleindrucker des zweiten Viertels des 16. Jahrhunderts. In: Gutenberg-Jahrbuch 1952. S. 103-106; 1953. S. 92-95; 1954. S. 198-203; 1955. S. 143-149.

MARGARETE ZUBER

Die deutschen Musenalmanache und schöngeistigen Taschenbücher des Biedermeier 1815—1848

INHALT

*

Die vorliegende Arbeit entstand im Jahre 1955 als Dissertation der Philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität in München.

VORBEMERKUNG

Die vorliegende Dissertation versucht, nicht nur von literarhistorischen Gesichtspunkten aus zur Wesensforschung des Biedermeier beizutragen, sondern zugleich den soziologischen wie allgemein kulturellen Zeitfragen gerecht zu werden, soweit diese sich in dem gegebenen Rahmen abzeichnen. Sie läßt auch die bibliophile Seite des Themas nicht unberücksichtigt.

Schon 1935 wird im Biedermeierheft der Deutschen Vierteljahresschrift auf die »überaus zahlreichen Taschenbücher, Almanache usw.« verwiesen, die als beliebteste Publikationsform »dem gesellschaftlichen Charakter der Dichtung« jener Zeit entsprechen. »Von einer eingehenden Untersuchung der Musenalmanache des Biedermeier auch im Vergleich mit denen der Klassik und Romantik dürfte noch manches Ergebnis zu erwarten sein«[1].

Eine zusammenfassende Behandlung des Themas liegt bis jetzt nicht vor. Von den über 280 in der Biedermeierzeit neu erschienenen bzw. weiterlaufenden schöngeistigen Almanachunternehmen mit mehr als 1200 dieser Epoche zugehörigen Jahrgängen ist erst ein Bruchteil eingehender untersucht. So richtet sich unser Bemühen darauf, einerseits das Material möglichst übersichtlich vorzulegen und zu durchleuchten, andererseits charakteristischen Beiträgen oder solchen namhafter Mitarbeiter im einzelnen nachzugehen.

Die Anregung zu dieser Arbeit danke ich Herrn Professor Dr. Hans Heinrich Borcherdt, dessen richtungweisende Ausführungen über das Gesamtproblem des Biedermeier den Blick für meine Teilaufgabe weiten und vertiefen halfen. Seine Vorlesungen über die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts und das von ihm abgehaltene Biedermeier-Seminar klärten die Grundvoraussetzungen für die Abfassung.

Das erforderliche Quellenmaterial konnte zum Teil aus den reichen Beständen der Bayerischen Staatsbibliothek gewonnen werden, die auch einige der besonders schön ausgestatteten Almanachexemplare in ihrer Einbandsammlung verwahrt.

Das Thema ist so umfangreich, daß es vorweg eingegrenzt werden muß. Wegen der Fülle des vorhandenen Materials

[1] P. Kluckhohn, Biedermeier als literar. Epochenbezeichnung. (DVjs., Bd. 13, 1935. S. 11.).

würde die Aufnahme solcher Almanache und Taschenbücher, deren Inhalt vorwiegend dem Theater[2], der Musik[3], dem Tanz[4] und den bildenden Künsten[5] gewidmet ist, den Rahmen unserer Darstellung sprengen. Ebensowenig können die Jugendalmanache und -taschenbücher[6] behandelt werden, die in dieser so kinderliebenden Zeit sehr zahlreich sind. Sie zählen bekannte Schriftsteller wie Hauff, Otto Roquette, Reinick, Hoffmann von Fallersleben, Bechstein, neben Künstlern wie Hosemann und Richter zu ihren Beiträgern und graphischen Ausgestaltern.

Von den Kalendern, Weihnachts- und Neujahrsgaben, Alben, Jahrbüchern und ähnlichen Publikationen werden nur solche berücksichtigt, die trotz anderslautendem Titel ihrem Charakter nach schöngeistige Almanache oder Taschenbücher sind. Sammlungen in Taschenbuchform, die nur Nachdrucke enthalten, wie z. B. »Der Eislauf oder das Schrittschuhfahren«, erschienen 1825 bei Campe in Nürnberg, oder die »Rheinische Flora«, von einem Kölner Buchhändler herausgegeben, dessen Nachdruckgeschäft die preußische Regierung durch Entzug der Betriebserlaubnis ein Ende macht; desgleichen aus Musenalmanachen und poetischen Taschenbüchern zusammengestellte Anthologien, sowie Titelauflagen finden höchstens am Rande Erwähnung.

Die zur Biedermeierzeit in Deutschland und Österreich nicht seltenen fremdsprachigen Unternehmen, etwa in Tübingen der »Almanac des Dames« 1801-1831 oder der »Almanach de Carlsbad« (Prague 1831), können ebenfalls für unsere Untersuchung nicht mit herangezogen werden.

I
ÄUSSERE GESCHICHTE DER MUSENALMANACHE UND SCHÖNGEISTIGEN TASCHENBÜCHER IN DER BIEDERMEIERZEIT

1. Historische Entwicklung

Das Wort Almanach, wie bekannt aus dem Arabischen »al manah« gebildet, was Zählung, Berechnung bedeutet[7], bezeichnete ursprünglich eine astrologische Tafel[8]. Im Mittelalter zu kalendarischen Jahrbüchern[9] ausgeweitet, erfolgte die Wendung in das Belletristische erst im 18. Jahrhundert. Von da an wird der literarische Almanach bei allen europäischen Kulturnationen gepflegt[10], besonders als Musenalmanach nach französischem Vorbild sowie als Taschenbuch für Frauen.

Zunächst sind beide, vorwiegend der schöngeistigen Produktion gewidmete Arten noch streng voneinander geschieden, da die Musenalmanache nur Beiträge in gebundener Rede enthalten, die Taschenbücher außerdem auch Prosa.

Zweck eines Musenalmanachs war es anfänglich, die während des laufenden Jahres in Zeitschriften und ähnlichen Publikationen verstreut erschienenen kleinen Dichtwerke zu sammeln, besonders solche von jener leichten, mehr geselligen als rein poetischen Gattung, welche die Franzosen als »poésies fugitives« zu bezeichnen pflegten. Bald aber wird es zur Regel, ausschließlich bisher noch nicht Gedrucktes in dieser Form der Leserschaft darzubieten, um so alljährlich neue poetische Talente an die Öffentlichkeit zu führen.

Der erste Musenalmanach Deutschlands erlangte Berühmtheit durch den Dichterkreis, der mit ihm einer neuen literarischen Richtung zum Durchbruch verhalf. Gleich dem Göttinger wird in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts – nach vorhergegangenen kurzfristigen Versuchen romantischer Schwerpunktbildung in Almanachen – der »Deutsche Musenalmanach« noch einmal Sammelpunkt und Sprachrohr einer jungen Dichtergeneration. Dann sinken die lyrischen Almanache zur Bedeutungslosigkeit herab. Erst um die Jahrhundertwende ist ihnen eine Nachblüte beschieden[11], etwa im »Cottaschen Musen-Almanach« (1891-1900), dem Bierbaum in München seinen »Modernen Musenalmanach« (1891-1894) entgegenstellt, u.a. Zeichen für eine neu erwachte Teilnahme an der Lyrik werden nun vor allem die studentischen Almanache, unter denen sich abermals ein »Göttinger Musenalmanach« (1896-1901) einen Namen macht durch Erstveröffentlichungen der Balladen von Münchhausen und Miegel.

In der zweiten Hälfte der Biedermeierzeit wird die formale Abgrenzung zwischen Musenalmanach und Taschenbuch dadurch verwischt, daß einige Musenalmanache, dem Publikumsgeschmack gehorchend, ebenfalls Dichtungsgattungen übernehmen, die bisher nur den Taschenbüchern vorbehalten waren.

Bereits nach 1800 beginnt sich das Taschenbuch immer stärker auf Sondergebiete zu spezialisieren, für die der Leser mit den zwanziger Jahren des neuen Jahrhunderts ein stetig wachsendes Interesse zeigt. Beim Theater fängt man an; es folgen die einzelnen Wissenschaften. So gehören die von Raumer und Hormayr herausgegebenen historischen Taschenbücher zu den angesehensten ihres Fachgebietes. Ähnliches wird durch Justi für die Vorgeschichte, durch Simon Ratzeberger (d. i. Christ. Jak. Wagenseil) und Robert Prutz für die Literarhistorie erstrebt. Genealogische Taschenbücher und Universitätsalmanache gab es schon

[2] Darunter eines der langlebigsten, das »Taschenb. d. k. k. privaten Theaters i. d. Leopoldstadt« (1816-40, ab 1841-68 u. d. Tit. »Thalia«), dessen bedeutendster Mitarbeiter Grillparzer ist.

[3] Z. B. der Leipziger »Opern-Almanach« (1815, 1817), das musikalische Taschenb. »Orpheus« (1840-42) u. a.

[4] Etwa die »Terpsichore« (1840) in Leipzig als »neuer Ball- u. Maskenalm. f. Freunde d. gesell. Vergnügens u. d. heiteren Conversation« angepriesen.

[5] So enthält z. B. der 6. Jg. des »Mahlerischen Taschenb.« (Wien 1818) als besondere Kostbarkeit den Notenerstdruck von Mayrhofers Gedicht »Am Erlaf-See«, das der neunzehnjährige Schubert vertonte; »Schule d. schönen u. bildenden Künste« (1828) u. a.

[6] Der berühmteste ist wohl Wilh. Hauffs »Mährchen-Almanach« (Stuttgart 1826-28).

[7] Allgem. dt. Real-Encyklopädie f. d. gebildeten Stände. (Conversations-Lexikon.) In 12 Bd. 7. Originalaufl. Leipzig 1830. Bd. 1, S. 224.

[8] H. Mahlberg, Literar. Sachwörterbuch. (Kleines literar. Lexikon. T. 3. Bern 1948. S. 10.)

[9] Kleines österreich. Literaturlexikon. Hrsg. H. Giebisch, L. Pichler, K. Vancsa. Wien 1948. S. 3.

[10] Lexikon d. Weltliteratur. Hrsg. H. Kindermann, M. Dietrich. Wien, Stuttgart. 1950. S. 17f.

[11] Vgl. a. i. Folgenden F. Vogt, M. Koch, Geschichte d. Dt. Literatur. 4. Aufl. Bd. 3. Leipzig, Wien 1920. S. 235.

lange. Nun aber werden auch den bildenden Künsten, der Musik und dem Tanz in zunehmendem Maße eigene Taschenbücher gewidmet. Ferner häufen sich solche für Berufs- und Standesgruppen, konfessionellen und freimaurerischen Zielen dienende; Karnevals-, Masken-, Narren- und Modetaschenbüchlein für Damen und Herren überschwemmen den Büchermarkt. Sogar zu politischen Zwecken bedient man sich der Taschenbuchform. Hoffmann und Campe in Hamburg lassen als Verlag der Jungdeutschen 1829-1830 ein »Politisches Taschenbuch« erscheinen. Das 13 Jahre später von Robert Blum und Fr. Steger in Leipzig redigierte Volkstaschenbuch »Vorwärts« bringt es bereits auf 5 Jahrgänge. Auch Ruge verwendet den Untertitel »Taschenbuch« für seine 1847-1848 herauskommenden »Politischen Bilder aus der Zeit«.

Bezeichnend für die Epoche ist es, daß kaum in einer der genannten Taschenbucharten gelegentliche dichterische Beiträge fehlen, doch bleiben diese außerhalb unseres Untersuchungsbereiches, da der Umfang des Themas eine Beschränkung gebietet. Eine nach 1815 immer merklicher zunehmende Konkurrenz erwächst den Musenalmanachen im klassischen Sinne aber vor allem in den vielseitigeren belletristischen Almanachen und Taschenbüchern, deren teils poetischer, teils belehrend populärwissenschaftlicher Inhalt, vermehrt durch zahlreiche Beigaben, dem Streben des breiten Publikums im Biedermeier nach Bildung und Unterhaltung zugleich entgegenkommt.

Auf Grund seines Titels wird der seit 1765 in Paris erscheinende »Almanach des Muses« als ältester Musenalmanach bezeichnet. Einen Vorläufer dieser literarischen Gattung könnte man jedoch schon in dem Zinkgrefschen Anhang zu Opitzens »teutschen poemata« sehen; denn er sammelt die poetischen Ergüsse eines dichtenden Freundeskreises, der für eine neue Strömung in der Literatur eintritt[12]. Allerdings fehlt noch ein wesentliches Merkmal, das die Musenalmanache und Taschenbücher von den ganz ähnlichen Zwecken dienenden Anthologien und lyrischen Sammlungen, sogenannten »Blumenlesen«, unterscheidet, nämlich ihr periodisches Erscheinen. Auch stellen letzere nur Zusammenfassungen bereits bekannter Poesie älterer oder neuerer Dichter dar, ohne Erstveröffentlichungen zu enthalten. Überhaupt wird die Bezeichnung »Almanach« oder »Taschenbuch« oft irreführend nur als Aushängeschild gebraucht, um Käufer anzulocken. Während in der Regel ein Kreis fester Mitarbeiter die Beiträge liefert, finden sich unter diesem Titel auch mehr oder weniger poetische Erzeugnisse eines einzelnen Verfassers – ein Beweis für die Beliebtheit dieser Jahrbüchlein in der Zeit.

Was Gervinus[13] im Hinblick auf die schlesische Dichtung sagt, die mit Ende des 17. Jahrhunderts zu einem vorläufigen Abschluß kommt: »Sammlungen und Blumenlesen (früher auch als Ausdruck für Musenalmanache gebräuchlich) sind immer Anzeichen von Ausgängen«, ist nur bedingt richtig, wenn man die klassische Almanachperiode vor Augen hat. Für das Biedermeier gewinnt jedoch der Anspruch wieder Gültigkeit. In ihm erleben wir eine zweite Hochblüte der Musenalmanachproduktion, wenn auch nur für kurze Dauer, dann ein Absinken dieser Gattung und ihr fast völliges Verschwinden. Schon die immer stärker hervortretende Neigung zum schöngeistigen Taschenbuch mit seiner Bevorzugung des epischen, um nicht zu sagen prosaischen Elementes, sowie dessen allmähliche Verdrängung durch rein unterhaltende Almanache und Taschenbücher zeigt, wie sehr sich der Geschmack im Laufe weniger Jahrzehnte gewandelt hat.

Und die Gründe hierfür? Sind es allein die unter dem Druck der Restaurationspolitik zahlreich emporschießenden unpolitischen, meist literarischen Zeitschriften[14], die eine Nivellierung der Almanachbeiträge hervorrufen? Oder trägt Schuld der bestimmende Anteil, der nach den Befreiungskriegen dem weiblichen Geschlecht zugesprochen wird? Läßt doch schon die Namengebung erkennen, daß eine Vielzahl dieser zierlichen, fein ausgestatteten Bändchen für die Frau und ihren Gefühlsbereich gedacht ist. Frauen erobern sich als Beiträgerinnen zunehmend Platz, und ein von weiblicher Hand redigiertes Almanachunternehmen ist kein Einzelfall mehr. Gewiß spielt dies alles eine nicht zu unterschätzende Rolle. Ausschlaggebend aber wird, daß mit dem Anheben einer neuen geistigen Ausrichtung die poetischen Jahrbüchlein ihre Berechtigung verlieren. Die Zeit wird wieder reif für größere, in sich abgeschlossene Veröffentlichungen. Damit hat die Entwicklung dieser Literaturgattung ihr Ende erreicht, bzw. kehrt sie in gewissem Sinne wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Der Kreis beginnt sich bereits in der Mitte der dreißiger Jahre durch das Aufkommen der Volkskalender, wie z.B. die beiden »Deutschen Volkskalender« herausgegeben von F.W. Gubitz 1835-1868 Berlin und G. Nieritz 1842-1877 Leipzig u.a., zu runden. Diese geben dem Kalendarium, astronomischen und astrologischen Berechnungen wieder breiten Raum, bieten eine Menge bunten Lesestoffes an und verfolgen keine höheren Zielsetzungen mehr, sondern sind überwiegend volkstümlich gehalten. Um 1854 ist der Musenalmanach schon kein literarisches Bedürfnis, sondern nur mehr eine liebgewordene Gewohnheit, eine Laune des Publikums[15].

So sind die schöngeistigen Almanache und Taschenbücher, »in denen manches wichtige Stück der deutschen Literatur zum ersten Abdruck kam«[16], heute nur noch Kuriosa. Sie haben sich lediglich in der Form von Verlagsalmanachen erhalten, in denen ein Querschnitt der Jahrestätigkeit des jeweiligen Verlages mit Leseproben der bei ihm verlegten Werke geboten wird. Für das Biedermeier jedoch bilden sie einen nicht wegzudenkenden Bestandteil des literarischen und kulturellen Lebens.

2. Äussere Ausstattung und Beilagen

Die materielle Dürftigkeit zu Anfang des Biedermeier, welche das Zeitalter nach den Napoleonischen Kriegen zu bescheidener bürgerlicher Lebenshaltung zwingt und zunächst auch den Druck teuerer Bücher verbietet, ist wohl gerade deshalb der

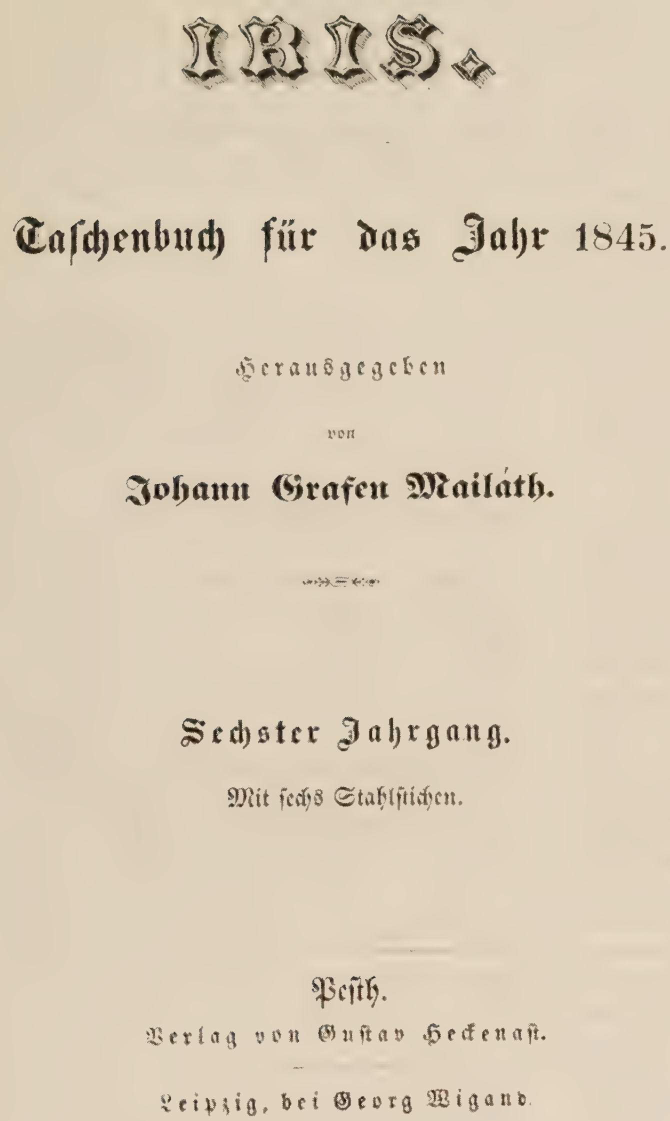
[12] Vgl. dieselben, a.a.O. Bd. 2. 1921. S. 47.

[13] G. G. Gervinus, Geschichte d. dt. Dichtung. 5. Aufl. Hrsg. K. Bartsch. Bd. 3. Leipzig 1872. S. 624.

[14] Vgl. P. Casser, Die westfäl. Musenalmanache u. poetischen Taschenbücher. Münster 1928. S. 199.

[15] Vgl. R. Prutz, Neue Schriften. Zur dt. Literatur- u. Kulturgeschichte. Bd. 1. Halle 1854. S. 109ff.

[16] H. Mahlberg, a.a.O. S. 11.



IRIS.

Taschenbuch für das Jahr 1845.

Herausgegeben von Johann Grafen Mailáth.

Sechster Jahrgang.

Mit sechs Stahlstichen.

Pesth.
Verlag von Gustav Heckenast.
Leipzig, bei Georg Wigand.

Abb. 1: *Titelblatt der Iris für das Jahr 1845*

feststellen, wie im 11. Band des Brockhaus'schen »Conversations-Lexikons«[18] 1830 vermerkt wird. »Wo ... noch vor 20–30 Jahren eine einfache Broschierung zureichte, sieht man jetzt mindestens saubere Bände mit Goldschnitt und Figuren, und nicht selten sind Bände von echtem Maroquin, von Seide, ja von zierlichstem Moiré mit silbernen Schlössern.« Besonders die Taschenbuchunternehmen versuchen sich darin zu überbieten; sie veranstalten bis zu drei preisverschiedene Ausführungen. Das Übliche sind zwei Ausgaben: neben der wohlfeil broschierten, meist mit farbigem Umschlag, eine feinere auf Velinpapier gedruckte, in kostspieligerem Einband. Häufig sind die einzelnen Bändchen durch ein Futteral geschützt. Ihr Umfang ist unterschiedlich, oft zählt man 300 bis 500 Seiten. Durchweg wird jetzt Fraktur verwendet. So sind z.B. die »Iris«-Jahrgänge mit Stifters Erstfassungen in gestochen klaren neugotischen Lettern von prägnanter Schwärze gedruckt, die dem Wesen seines Stiles merkwürdig nahe kommen. Vignetten und Verzierungen aller Art schmücken vielfach Umschlag und Titelblatt.

Während bei den Musenalmanachen der Text ausschlaggebend ist, spielen bei den Taschenbüchern, besonders in der ersten Hälfte des Biedermeier, die Kunstbeigaben eine wichtige Rolle. Meist sind die Illustrationen in einem glatten, gefälligen, sentimentalen Stil gehalten[19]. Allegorische Titelkupfer, Porträts zeitberühmter Personen, Familienbilder, Genreszenen und Veduten, geschichtliche und religiöse Darstellungen wetteifern mit Szenen zu den einzelnen Beiträgen, sowie unabhängig vom Inhalt, zu bekannten Dramen, Opern, Gedichten und Prosastücken, um dem künstlerischen Bedürfnis weiter Kreise nachzukommen. Die meisten dieser Küpferchen bezeugen, daß das Interesse an der bildenden Kunst noch vorwiegend vom Literarischen ausgeht. Nicht wie der Künstler sieht, will der

weiten Verbreitung jener »Literatur in Kleinformat« günstig, die »statt zwei schweren Adlerschwingen in Folio vier dünne Schmetterlingsflügel in Sedez«[17] trägt. Neben Sechzehnerformat und Duodez, das Schiller mit seinem »Historischen Calender für Damen« einführte, macht sich um 1820 schon die Tendenz zur Vergrößerung bemerkbar. Von der Kleinachtelform geht man zu Oktav und, vor allem nach 1840, zu Großoktav über, wobei innerhalb einer Serie das Format oft mehrmals wechselt.

Begnügte man sich zuerst »mit einer bloß zierlichen Form«, so läßt sich eine zunehmende Steigerung der »Ansprüche an die chalkographische Ausstattung so wie an den äußeren Schmuck«

[17] Jean Paul, Kleine Nachschule zur ästhetischen Vorschule. (Sämtl. Werke. Hrsg. E. Berend. Weimar 1927ff. Bd. 16. S. 455.)

[18] Allgem. dt. Real-Encyklopädie, a.a.O. Bd. 11. S. 49.

[19] Vgl. J. Rodenberg, Geschichte d. Illustration von 1800 bis heute. (Handb. d. Bibliothekswissenschaft. 2. Aufl. Hrsg. G. Leyh. Bd. 1. 1950. S. 737ff.)

Betrachter wissen, sondern was er sich dabei gedacht hat[20].

Die zahlreichen Arbeiten Rambergs erreichen Chodowieckis Vorbild nicht, doch erscheinen unter den Zeichnern auch Namen wie Peter von Cornelius, Julius Schnorr von Carolsfeld, der der ritterlich-romantischen und religiösen Zeitströmung Ausdruck verleiht, Führich, Neureuther, Ludwig Richter, Theodor Hosemann. Die bereits deutlich zur Realistik neigende Illustrationskunst der beiden Letztgenannten entfaltet sich dann hauptsächlich am neu entdeckten Holzschnitt der Volkskalender. Stiche nach Originalgemälden des Klassizisten Tischbein, des Nazareners Overbeck und Schwinds, des nationalen Romantikers, finden sich gleichfalls als Taschenbuchschmuck. Unter den österreichischen Künstlern seien hervorgehoben: der gemütsselige Fendi, Waldmüller, der Maler des Wienerwaldes und des vormärzlichen Bürgertums, der Landschafter Rudolf Alt und der bekannte Porträtminiaturist Daffinger; von den Schweizern J.M. Usteri und Martin Disteli, ein Meister des geistreichen Fabelbildes. Als Stecher bewähren sich insbesondere Schwerdgeburth und Friedrich John, der schon durch die großen Kunstblätter für Göschens Ausgaben der Werke Wielands und Klopstocks hervorgetreten war; bei den »Alpenrosen« vor allem Franz Hegi und J. Lips. Auch englische und französische Graphiker werden herangezogen. Vor allem legen Unternehmen wie »Aglaja«, »Minerva«, »Orphea«, »Penelope« besonderen Wert auf illustrative Ausgestaltung ihrer einzelnen Jahrgänge.

Während die Technik des Holzschnittes, der Radierung und später der Lithographie nur vereinzelt Anwendung findet, wird die Almanachillustration zunächst vom Kupferstich beherrscht, dessen Kosten durch die rasche Abnutzung der Platten allerdings nicht unwesentlich ins Gewicht fallen. Deshalb erlangt ein um 1824 in Deutschland neu eingeführtes Vervielfältigungsverfahren rasche Verbreitung. Dank der Härte des verwendeten Materials, das eine große Zahl von Abzügen ermöglicht, kommt der Stahlstich dem Bedürfnis der Massenauflagen entgegen[21] und setzt sich zwischen 1830-1840 fast bei allen großen Taschenbuchunternehmen durch[22]. Freilich läßt er als ausgesprochene Reproduktionstechnik, mit seiner klaren und scharfen Konturierung, die feinere künstlerische Wirkung des weicheren Kupferstichs vermissen.

Ältere Unternehmen, deren Jahrgänge sich im Biedermeier fortsetzen, wenden noch große Sorgfalt an die Ausschmückung des Kalenders, dessen Kopfstücke vielfach Miniaturstiche zieren. »Erinnerungsblätter zum Einschreiben[23]« und Widmungsblätter, oft schon mit vorgedruckten Gedichten zu Geschenkzwecken versehen, sind keine Seltenheit. Taschenbüchern für die Damenwelt und Almanachen, welche hauptsächlich der Geselligkeit dienen, werden Stickmuster, Modekupfer und Tanzanweisungen beigefügt.

Der biedermeierlichen Musikliebe mit ihrer ausgeprägten Hausmusikkultur huldigen zahlreiche Notenbeilagen, die meist Vertonungen von Gedichten bringen, welche dem Inhalt entnommen sind. Wir treffen u.a. auf Kompositionen von Zelter, Kreutzer, Mendelssohn-Bartholdy und sogar Beethoven; Carl Maria von Weber ist auch als literarischer Mitarbeiter z.B. in Beckers »Taschenbuch zum geselligen Vergnügen« vertreten, während das gleichnamige Zweigunternehmen in seinem letzten Jahrgang Franz Schuberts Polonaise op. 75 enthält.

3. Verleger, Herausgeber, Beiträger

Angesehene Verlage – auch wenn ihr Schwerpunkt nicht auf dem Gebiet der Belletristik lag[24] - und solche, die sich eben erst einen Namen begründet hatten, beteiligen sich neben einer Menge kleinerer und kleinster Betriebe an dieser Art von buchhändlerischen Unternehmen. Wir nennen einige der wichtigsten: für Leipzig Göschen, Friedrich und Ernst Fleischer, Tauchnitz jun., Brockhaus; für Berlin Duncker & Humblot und vor allem Georg Andreas Reimer, mit dem ältesten Sohn Karl und seinem Schwiegersohn Salomon Hirzel, als Nachfolger der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig, deren Firmenname auch für den Verlag des »Deutschen Musenalmanachs« beibehalten wird; für Tübingen J. G. Cotta; für Bayern Georg Joseph Manz, Johann Leonhard Schrag, sowie die Gebrüder Franckh; für Österreich Friedrich Wilhelm Pfautsch und Johann Baptist Wallishauser in Wien, aus den Kronländern Joseph Georg Traßler und Gustav Heckenast; für die Schweiz Sauerländer & Orell.

Auch die Aussichten auf ein gutes Geschäft beim Verlegen eines Almanachs spielen keine geringe Rolle. Infolge der gesteigerten Ansprüche auf äußere Ausstattung und Zusammenstellung des Inhalts, denen sich höhere Forderungen der beitragenden Autoren anschließen, hört man freilich um 1830 bereits Klagen von fachkundiger Seite[25]: »So viel Hunderte vor 30 Jahren dem Unternehmer ein solches Büchlein kostete, ebenso viel Tausende muß er jetzt darauf verwenden, und das Unternehmen ist gegenwärtig fast halsbrechend für die Buchhändler geworden; denn irgendein zufälliger Umstand, der sie hindert, das Taschenbuch zeitig auf den Markt zu bringen, der es nur um einige Wochen verspätet, kann den Verlust des ganzen darauf verwendeten Capitals nach sich ziehen.« Die durch laufende Neuerscheinungen sich ständig vermehrende Zahl dieser Periodika, welche »immer früher im Jahre erscheinen, so daß sie bereits eine Antiquität und abgegriffen sind, ehe die Schenkperiode der Weihnacht und des Neujahrs herannaht[26],« bewirkt jetzt im Biedermeier den zunehmenden Wettlauf der einzelnen Konkurrenten.

So wird nicht zuletzt die glückliche Hand bei der Wahl des Herausgebers entscheidend für den Erfolg eines Unternehmens. Eigenen Intentionen folgen hierbei u.a. Johann Friedrich Cotta,

[20] Vgl. M. v. Boehn, Biedermeier. Deutschland von 1815-47. Berlin. 1922. S. 386f.

[21] Vgl. H. Barge, Geschichte d. Buchdruckerkunst. Leipzig 1941. S. 378f.

[22] Die Wiener Taschenbücher »Huldigung den Frauen« u. »Aurora« sowie die Karlsruher »Rheinblüthen« gehören zu den ersten, die Stahlstiche aufweisen.

[23] Z. B. im »Taschenb. d. Liebe u. Freundschaft« ab 1808 f.

[24] Z. B. der Weidmannsche Verlag im Besitz G. A. Reimers.

[25] Allgem. dt. Real-Encyklopädie. Bd. 11. S. 49.

[26] »Hermes« f. 1820, 2. Stück, nach R. Pissin, Almanach der Romantik. (Bibliograph. Repertorium. Hrsg. H. H. Houben. Bd. 5. Berlin-Zehlendorf 1910. S. VII.)

der Verleger der Klassiker, der das literarisch bedeutende »Taschenbuch für Damen« begründet und dessen Redaktion persönlich betreut. Auch in der Auswahl der beigegebenen Illustrationen zeigt er einen feinen Geschmack. Friedrich Fleischer führt in der von ihm selbst herausgegebenen »Minerva« seinen Plan durch, die wichtigsten poetischen Werke der beiden großen Dichterfreunde in sorgfältig ausgestalteten Kupferblättern dem Publikum vorzulegen. Friedrich Arnold Brockhaus tritt mit einem literarhistorisch bemerkenswerten Preisausschreiben in seiner »Urania« hervor, in deren aufeinanderfolgenden Jahrgängen sich auch besonders gut die Vervollkommnung des Stiches beobachten läßt. Ernst Fleischer, gleichfalls Verleger und Redaktor in einer Person, sucht mit seiner Operngalerie in der »Orphea« der interessierten Leserschaft etwas Neues zu bieten. Das sind allerdings Ausnahmen. In der Regel werden Persönlichkeiten des geistigen Lebens in gesellschaftlich angesehener Stellung, journalistisch tätige Professoren, bekannte Schriftsteller etc. mit der Leitung betraut. Während sich der Verleger meist die künstlerische Ausgestaltung vorbehält, wirbt der Herausgeber den Mitarbeiterstab, prüft und verwirft Aufzunehmendes, wobei häufig nicht nur die Güte der Beiträge, sondern auch die Person des Einsenders berücksichtigt werden muß. Oft ist er selbst der fruchtbarste Beiträger. Man denke etwa an Clauren oder Spindler. Durch qualitativ oder quantitativ erfolgreiche Redaktionstätigkeit treten im Biedermeier u. a. hervor: die sächsischen Pseudoromantiker Kind und Fouqué; für Nordwest-, West- und Mitteldeutschland Rassmann, Freiligrath, Schükking und Döring; in Berlin Veith, Wolfgang Menzel, Chamisso, Ruge und Echtermeyer; für Schlesien Leopold Schefer und Gustav Freytag; in Süddeutschland Rückert, Wilhelm Hauff, Schwab, Lenau, Mörike; in und aus Österreich Castelli, Schreyvogel, Johann Nepomuk Vogl, Graf Mailáth, J. G. Seidl, Herloßsohn, Duller; auf Schweizer Boden Wackernagel, Follen, Fröhlich, Hagenbach. Nicht selten ist der Herausgeber zugleich alleiniger Verfasser, wie etwa Waiblinger, Tieck u. a.

Zu den unermüdlichsten Beiträgern gehören Haug und Fouqué, jener noch der klassizistischen, dieser der romantischen Generation entstammend. Anläßlich der Einladung Chamissos zur Teilnahme am »Deutschen Musenalmanach« bekennt Fouqué[27]: »Man mag die Katze werfen, wie man will, sie fällt doch wieder auf den Beinen(!). Mit einem Musenalmanach bin ich aus der Wiege gestiegen und muß mit einem Musenalmanach mich zum Abwärtssteigen anschicken.« Von den zwischen 1785 und 1800 Geborenen zeigen sich Rückert[28] auf lyrischem, Alexis[29] auf dem Gebiete der Prosa im Almanach ungemein produktiv. Der jüngere Freiligrath wird von Hebbel[30] »Marketender der Musenalmanache« genannt.

Was mag einen Dichter bewogen haben, seine Arbeiten als Erstbeiträge Almanachen und Taschenbüchern einzusenden? Es lassen sich verschiedene Gründe anführen. Für den Anfänger bedeutet die Publikation zusammen mit anerkannten Autoren, besonders in einem der größeren Unternehmen, den Eintritt in die literarische Welt. In einem Brief Freiligraths vom 5. 2. 1836[31] heißt es z.B.: »Daß ich schon lange Reime geschmiedet, ist Ihnen vielleicht aus Westphälischen Zeitblättern und Taschenbüchern bekannt; ich glaube aber wohl eine neue Epoche für mein – wenn ich es so nennen darf – Dichten von der Zeit an annehmen zu dürfen, wo ich anfing, meine Versuche in dem Chamisso-Schwab'schen Musenalmanach mitzutheilen. Sie haben in so glänzender Gesellschaft mehr Glück gemacht, als ich je erwartet hätte und mir außer der immer zweideutigen Gabe günstiger Recensionen nähere Bekanntschaft eines Schwab, Uhland, Pfizer u. A. erworben.« So vermittelt ein Almanach das Bekanntwerden in der Öffentlichkeit und zugleich die Anknüpfung einflußreicher literarischer Beziehungen. Dafür nimmt man auch das Fehlen eines Honorars in Kauf, das nicht immer oder oft nur in geringer Höhe gewährt wird. Die freundschaftliche Verbundenheit zu Herausgeber und Verleger ist ebenfalls ein Grund zur Teilnahme, wie etwa bei Goethe in Cottas Damentaschenbuch. Aber auch künstlerische Erwägungen spielen eine Rolle, sei es, daß bereitliegende Arbeiten nicht umfangreich bzw. nicht von so allgemeinem Interesse sind, um sie als selbständige Werke erscheinen zu lassen[32], sei es, daß die Wirkung einzelner Stücke erst in diesem Rahmen erprobt wird, ehe sie in eine Buchausgabe übernommen werden. So hat z. B. Geibel die »Gondelfahrt« (Deutsche Musenalmanache 1836, 281 – 82) nicht in seine späteren Gedichtsammlungen aufgenommen. Spätere Fassungen zeigen häufig Abweichungen gegenüber dem Erstabdruck im Almanach, die zuweilen so weitgehend sind, daß nicht nur die Form, sondern auch der Gehalt eine entscheidende Änderung erfahren, wie etwa bei Stifters Novellenbeiträgen in den Taschenbüchern des späten Biedermeier. Damit wird der dichtungsgeschichtliche Wert dieser Jahresbüchlein offenkundig. Wohl erscheint eine Reihe namhafter Verfasser nicht mit ihren besten Stücken, oder sie zeigen sich nur von ihrer schwächeren Seite wie z. B. Immermann, der ja als Lyriker unbedeutend bleibt. Doch lassen sich Vertreter aller literarischen Richtungen, auch die Jungdeutschen, als Mitarbeiter an den biedermeierlichen Musenalmanachen und schöngeistigen Taschenbüchern nachweisen. Ebensowenig fehlen die großen dichterischen Existenzen der Zeit. Zwar bilden Durchschnittsschreiber und heute längst vergessene Modelieblinge die Mehrzahl der Beiträger. Für sie, wie für ihre schriftstellerischen Erzeugnisse, die in unserer Untersuchung einen breiten Raum beanspruchen, besteht aber jener Ausruf Grillparzers zu Recht, den ihm eine volksfestliche Menschenmenge entlockte: »... wahrlich! man kann die Berühmten nicht verstehen, wenn man die Obskuren nicht durchgefühlt hat«[33].

---

[27] Nach E. F. Kossmann, Der Dt. Musenalmanach. 1833-39. Haag 1909. S. 29.

[28] Laube kann, vor allem in Rückerts neueren Veröffentlichungen, nur noch »ein wirklich geschmacklos-schwatzhaftes Zusammenreimen« sehen. (Zeitung f. d. elegante Welt, 1844, 2. nach H. Halm. Die Zeitung für die elegante Welt, 1801-44. Diss. München, 1924. S. 144.)

[29] S. Allgem. Dt. Biographie. Bd. 10. Lpzg. 1879. S. 600 f. und K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte d. Dt. Dichtung, 2. neu bearb. Aufl. Hrsg. E. Goetze. Bd. 9. Dresden 1910. S. 448f.

[30] Briefe. Bd. 1. Berlin 1904. S. 302.

[31] Nach E. F. Kossmann, a. a. O. S. 92.

[32] Z. B. A. Grüns »Volkslieder aus Krain« (Dt. Musenalm. 1838), die erst viel später in Buchform erscheinen.

[33] »Der arme Spielmann«, Iris 1848, S. 6.

II
DIE SCHÖNGEISTIGEN ALMANACHE IN IHRER SOZIOLOGISCHEN BEDEUTUNG
UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DER FRAUENTASCHENBÜCHER

Eine äußerlich stille, doch innerlich schwere und ringende Zeit sind die Jahre von 1815 bis 1848, das Biedermeier, in dem sich alles in unblutigen Kämpfen formt, in dem Altes und Neues, Vergangenheit und Gegenwart oft hart gegeneinander stoßen, aber immer noch einmal ein Ausgleich versucht wird. Es sind die Jahre, in denen die Maschine das Handwerk abzulösen beginnt[34] und sich auch Deutschland anschickt, in den Wettbewerb des Welthandels einzutreten; in denen die Eisenbahn den Postwagen überflüssig macht und dadurch das Lebenstempo verändert; in denen die Daguerreotypie als Vorläuferin der Photographie auftritt und die Großmacht der Presse ersteht; in denen bisher unbekannte Gewalten, neue Stände im Volksleben emporkommen; in denen sich aus monarchisch und autokratisch regierten Staaten langsam und unter schweren Kämpfen die Formen des modernen Parlamentarismus entwickeln[35]. Dies und noch manches andere ist im Entstehen begriffen unter der starren Decke einer Reaktions- und Restaurationspolitik, verkörpert in dem »Metternichschen System«, das eigentlich kein System, vielmehr eine Weltordnung darstellt, die aus dem Glauben an das Gottesgnadentum und die Legitimität erwachsen ist. Der »Entwicklungs-Ideologie« des Liberalismus steht die »Beharrungs-Ideologie«[36] eines ordo – Begriffes gegenüber, dessen Bestreben auf die Erhaltung des Gleichgewichtszustandes gerichtet ist und die Zeitenuhr um ein Jahrhundert zurückdrehen möchte. So strahlen Strukturgefüge wie Lebensgefühl des österreichischen Staatswesens, das im Vormärz europäischer Knotenpunkt ist, auch auf das übrige Deutschland aus.

Indem der Mensch mit seiner Einordnung in die Zeit zugleich eine innere Befriedigung findet, ergibt sich die Möglichkeit zu einer Lebensharmonie. Freilich läßt sie sich nur im engbürgerlichen Rahmen vollziehen, der die große Welt mit ihren Gefahren ausschließt nach dem Motto[37]:

> Dein Leben sey ein Quell,
> Der, von Gebüsch umkränzt,
> Stets ruhig, immer hell,
> Obwohl im Schatten, glänzt!

Wohl kann etwa Zedlitz' »Wilhelm Tell«[38], eingängig in Wort und Versrhythmus, bereits als Vorklang politischer Dichtung gelten. Doch während mit der jungdeutschen Bewegung die geistig-politischen Kräfte des Liberalismus und Nationalismus allmählich immer regsamer werden, hält der Durchschnittsbürger an der Meinung fest, daß die Politik der »Spielleidenschaft« oder »falscher Wetterprophetie«[39] vergleichbar sei, vor denen man sich hüten müsse. Denn nicht er, ferngehalten von jeglicher Teilnahme an politischen Dingen, übt die Macht im Staate, sondern Klerus und Hocharistokratie. So ist auch die Zurückhaltung begreiflich, mit welcher die Taschenbücher als treue Spiegelbilder der Zeit sich über das Verhalten der Menschen zu Politik und Staat äußern.

Da die bürgerliche Gesellschaft der Städte soziologisch gesehen ein Produkt der Aufklärung ist, unterscheidet sich das Bürgertum des 19. Jahrhunderts, an dem die Impulse des Idealismus fast spurlos vorüber gegangen sind, nicht wesentlich von dem des 18. Jahrhunderts mit seiner Nüchternneit und Rührseligkeit, seiner Zufriedenheit und Sparsamkeit, dem Hang zum Moralisieren und dem nationalen Bildungseifer. Auf den Unterschied der Bildung gründen sich die sozialen Unterschiede: je höher die Bildung, desto höher der gesellschaftliche Rang. Wie nach den philanthropisch-pädagogischen Tendenzen der in den schöngeistigen Jahrbüchlein vertretenen aufklärerischen Staatsauffassung der Bürger zu einem nützlichen Glied des Staates erzogen werden soll, so sollen neben gediegener Bildung vor allem Tugend und vorbildlicher Lebenswandel den Herrscher charakterisieren. Er soll nach einer Forderung Basedows einem in Strenge und Milde über sein Volk herrschenden Familienvater gleichen[40]. Diesem immer wieder vorgeführten Idealbild entspricht z. B. der alte Graf in Claurens populärer Erzählung »Das Dijonröschen« (Vergißmeinnicht 1822). Ein Muster der Ordnung und Gerechtigkeit, ist er mit väterlicher Liebe auf das Wohl seines Dorfes bedacht. Er sorgt durch Schulunterricht für die Bildung seiner Untertanen, er mehrt ihren Wohlstand durch allerlei praktische Vorkehrungen in Gärtnerei und Landwirtschaft, er ahndet Übeltaten, die das Gemeinwohl schädigen, mit fürchterlicher Strenge, wird aber um dieser Strenge willen nicht weniger geliebt. Seine Untertanen erzieht er zu Achtung und Gehorsam gegen sich, den Herrscher, und zu Pflichterfüllung gegen das Gemeinwesen. Persönliche Gefühlsaufwallungen darf er als Regent nicht zeigen; ruhige Sicherheit muß sein Auftreten kennzeichnen, wenn er als Vorbild gelten will[41]. Der Menschentypus des Biedermeier ist bei aller philisterhaften Treuherzigkeit stets auf Haltung und Würde bedacht.

Tief im christlichen Religionsbewußtsein wurzelnd, wie den Staat auch die Kirche als überpersönliche Macht anerkennend, findet der Biedermeierbürger, spekulativen Ideen abhold, seine Stütze in der christlichen Lehre. Solcher Einstellung entsprechen Taschenbuchunternehmen, welche in Lyrik und Prosa überwiegend geistlich-theologisch gerichtet sind, wie z. B. die *Siona* mit religiöser Poesie in Nachdrucken, oder die *Neujahrsgeschenke* der Mechitaristen-Kongregationsbuchhandlung in Wien; das im Rhein-Ruhrgebiet erscheinende *Christliche Taschenbuch* in 5 Jahrgängen sowie vor allem die 1833 – 1853 von Knapp

[34] Vgl. hierzu auch J. E. Dewald, Biedermeier auf der Walze. Aufzeichnungen u. Briefe. 1836-38. Hrsg. G. N. Hofmann. Berlin 1936. S. 83 ff.

[35] Vgl. G. Hermann. Das Biedermeier im Spiegel seiner Zeit. Berlin usw. 1913. S. 5.

[36] O. Rommel. Der österr. Vormärz. 1816-47. (Dt. Literatur i. Entwicklungsreihen. Reihe Polit. Dichtung. Bd. 4. Lpzg. 1931. S. 10.)

[37] »Stammbuchs-Aufsätze«, Taschenb. f. 1818, Offenbach. S. 88.

[38] Aglaja 1822. S. 39.

[39] F. L. Bührlen: »Mancherlei für Manche«, Taschenb. von der Donau 1825. S. 171 f.

[40] Vgl. H.Liebing. Die Erzählungen H. Claurens (Carl Heuns) als Ausdruck d. bürgerlichen Welt- u. Lebensanschauung i. d. beginnenden Biedermeierzeit. Diss. Halle-Wittenberg 1931. S. 59.

[41] Vgl. ders., a.a.O. S. 60.

redigierte *Christoterpe*. Bei der Herausgabe zahlreicher Schweizer *Weihnachtsgaben* und der *Agape* treten caritative Zwecke in den Vordergrund, die der ethischen Haltung des Biedermeiermenschen gemäß sind.

In dem Bestreben, Pflicht und Neigung in Einklang zu bringen, eine Harmonie der menschlichen Kräfte im Bereich des Möglichen, im Diesseits, herbeizuführen, wird die Liebe zum Kleinen, die Größe im Alltag sucht, bedeutsam. Haus und Familie rücken in das Zentrum des Lebens. Der Möbelstil[42] des Biedermeier, geschmackvoll und einfach, die glatten Flächen, geraden Linien und schlichten Motive des Empire übernehmend, doch ohne Materialprunk zweckmäßiger gestaltet, schafft mit Glasschrank, Schreibsekretär, Pianoforte und Tuchsofa den entsprechenden Rahmen für häusliche Geselligkeit. Der vorwiegend auf literarische und ästhetische Interessen eingestellte Geist der Zeit drückt jedem Beisammensein auch im kleinsten Kreise einen stark schöngeistigen Charakter auf[43]. Vorlesen und Musizieren, Rezitationen zu lebenden Bildern und Pantomimen gehören ebenso zur geselligen Unterhaltung wie Theaterspielen und Gemeinschaftstänze. Zu all diesen musischen Vergnügungen bieten die Taschenbücher mit ihren Beigaben mannigfaltige Anregung. Man übt sich im Erfinden von Rätseln[44], und neben Vorlesen fremder Dichtungen wird der Vortrag eigener gefördert. Vor allem ist das Versemachen nicht nur erlaubt, sondern selbstverständlich. Gesellschaftsspiele, bei denen möglichst geschwind hübsch gereimt werden muß, sind besonders beliebt; für hinkende Versfüße wird ein Pfand gegeben und dieses mit besseren ausgelöst. So bringt die Geselligkeit eine Art beständiger geistiger Dressur mit sich. Der Dilettantismus blüht, und es kann nicht wundernehmen, daß eine Hochflut von Gelegenheitspoesien sich in die Sammelbecken der Musenalmanache, Taschenbücher und Damenkalender ergießt. Während noch im 18. Jahrhundert die große Masse in Deutschland völlig unliterarisch war, ändert sich das nach den Freiheitskriegen rasch. Vielleicht sind nie und nirgends so viele Verse gedruckt worden als im Deutschland der Zwanziger- und Dreißigerjahre des vorigen Jahrhunderts. Alt und Jung, Hoch und Nieder reimt um die Wette[45]. So finden wir unter den Beiträgern der beliebten Jahrbüchlein nicht nur namhafte Vertreter der anderen Künste, etwa den erfolgreichen Freischütz-Komponisten oder die gefeierte Sängerin Henriette Sontag (s. Orphea), Peter von Cornelius, einen Hauptverteter der nazarenischen Schule (Rhein. Odeon, Jahrgang 1836), oder den Zeichner und Kupferstecher Karl Barth, dessen Gedichte Rückert im »Deutschen Musenalmanach« (Jahrgang 1834, Seite 106 f., 1835, 352 f.) herausbringt. Wir stoßen auch auf die Namen biederer Handwerker wie Drechslermeister Daniel Hirtz oder Bäckermeister C. Vorholz (Rhein. Taschenbuch 1845 ff.), die ihre Musenkinder der Öffentlichkeit nicht vorenthalten wollen. Diplomaten, Wissenschaftler und Militärs sind ebenso beteiligt wie Damen der Gesellschaft. Die adeligen Mitarbeiter stehen an Fruchtbarkeit den bürgerlichen nicht nach. Sogar Angehörige regierender Häuser sind verteten, vor allem Ludwig von Bayern (z. B. im Deutschen Musenalmanach 1834 ff.), sein Sohn Maximilian u. a. mehr. Daß einige es vorziehen, unter bürgerlichem Pseudonym zu schreiben, wie Anastasius Grün oder Friedrich Halm, geschieht nicht zuletzt aus Zensurgründen. Dagegen wird August Heinrich Hoffmann als »von Fallersleben« bekannt. Neben den jetzt immer zahlreicher sich erschließenden Häusern der Mittelklasse sind vor allem in Österreich die Salons des Adels Sammelpunkt der Gesellschaft. Es wäre daher einseitig, ausschließlich von einer »Bürgerkultur des Biedermeier«[46] sprechen zu wollen. Zweifellos ist jedoch eine gewisse Annäherung von aristokratischer und bürgerlicher, vornehmer und schlichter Lebensführung charakteristisch für die Zeit. Die allgemeine wirtschaftliche Depression der Kriegsjahre bleibt lange fühlbar und verwischt nach außen hin vielfach die krassen Unterschiede zwischen den Gesellschaftsschichten und Ständen, welche frühere Epochen kennzeichneten. Selbst Monarchen wie Franz II. oder Friedrich Wilhelm III. geben sich bürgerlich-volkstümlich in ihrer äußeren Erscheinung, ihren Gewohnheiten und persönlichen Ambitionen.

Große Feste, denen bestimmte, von Dichtern, bildenden Künstlern oder Gelehrten ausgearbeitete Ideen zugrunde gelegt werden, bilden den Höhepunkt der geselligen Zusammenkünfte. Wir denken etwa an das glänzende Fest mit 3 000 Geladenen, das der preußische König zum Vergnügen des Hofes und der Stadt Berlin gab. Es wird uns Lili Partheys Tagebucheintragung vom 21. 1. 1821[47] wieder lebendig.

Die umfangreiche Gruppe der Theateralmanache und -taschenbücher, welche einer theatergeschichtlichen Untersuchung noch manches ungehobene Material bieten, bezeugt die außerordentliche, weil auch von oben erlaubte Vorliebe des Biedermeierpublikums für das Theater und alles, was mit diesem zusammenhängt.

Damit es auch im Sommer bei einer Badekur an geistiger Anregung und geselliger Unterhaltung nicht fehle, erscheinen Taschenbücher wie der *Bad-Almanach* mit Beiträgen von Alexis, Gutzkow, Wolfgang Menzel, Rückert u. a., oder Johannes Gregers *Ich gedachte Dein*, das insbesondere dem Fichtelgebirge und seinen Bädern gewidmet ist. Die Vorrede preist das Schöne, Gute und Wahre im Sinne der Schillerschen Kalokagathie und schließt mit einer Empfehlung des Inhalts: »Zum Nutzen und Vergnügen für Leib und Seele« (ebd. Seite XIV). Die *Hygea*, als Almanach für österreichische Kurorte gedacht, enthält auch Kompositionen mit Noten. Andere, zusammengestellt nach Art von Reiseführern für bestimmte Gegenden, etwa das Riesengebirge[48] oder den Rhein[49], enthalten zwar auch Poesien eingestreut, zeigen jedoch überwiegend topographisch-historischen Charakter.

[42] Vgl. E. Friedell, Kulturgeschichte d. Neuzeit. Bd. 3. München (ca. 1950) S. 68.

[43] Vgl. M. v. Boehn, a.a.O. S. 520ff.

[44] S. z. B. Aglaja 1823, S. 149f.

[45] Vgl. M. v. Boehn, a.a.O. S. 319.

[46] H. Pongs. Zur Bürgerkultur d. Biedermeier. »Bürgerklassik«. (Dichtung u. Volkstum. N. F. d. Euphorion. Bd. 36. Stuttgt. 1935. S. 141f.)

[47] Lili Parthey, Tagebücher a. d. Berliner Biedermeierzeit. Hrsg. B. Lepsius. Berlin, Lpzg. 1926. S. 176.

[48] Z. B. »Das Riesengebirge. Ein Taschenb. f. Reisende u. Badegäste.« 1817.

[49] »Taschenb. f. Rheinreisende«, Coblenz 1818; »Taschenb. z. Nutzen u. Vergnügen f. Rheinreisende«, Coblenz 1821 etc.

In einer Epoche, in der die Frau als Trägerin des Geschmacks, als Mittelpunkt des Interesses eine wichtige Rolle spielt[50], nehmen naturgemäß die eigens dem schönen Geschlecht zugedachten Taschenbücher eine besondere Stellung ein. Schon die moralischen Wochenschriften der Aufklärungszeit wie »Die Vernünfftigen Tadlerinnen« (1725-1762) oder »Der Leipziger Zuschauer« (1759) wandten sich mit ihrem Erziehungsziel an die Frauenwelt und suchten diese der neuen Bildungsschicht zuzuführen[51]. Die Entwicklung wird fortgeführt durch eine insbesondere nach den Befreiungskriegen stetig sich mehrende Zahl von Almanachunternehmen, deren Inhalt vorzugsweise den Bedürfnissen der Leserinnen angepaßt ist. Bei den meisten zeigen schon Titel und Beigaben wie Modekupfer, Stickmuster u. dgl. ihre Bestimmung an.



Abb. 2: *Vordere Einbanddecke des Taschenbuchs für Damen auf das Jahr 1818*

Der *Frauenzimmer Almanach* als Fortsetzer des »Leipziger Taschenbuchs für Frauenzimmer«, noch im klassischen Duodezformat, das erst später etwas vergrößert wird, hat seinen Ursprung im vorletzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts. Die Jahrgänge bis 1796 weisen Chodowieckis berühmten Namen als Illustrator auf. Einige Porträts historischer weiblicher Persönlichkeiten sowie Illustrationen zu Erzählungen sind frühe Entwürfe Schnorrs von Carolsfeld. Die Redaktion hat Claudius inne, ein unter dem Pseudonym Franz Ehrenberg bekannter Verfasser von Kinderschriften und Familienromanen[52]. Neben einer Auswahl von meist nachgedruckten Gedichten und kleinen Originalerzählungen werden Aufsätze über natur- und völkerkundliche Themen, veranschaulicht durch kolorierte Stiche, ferner Wirtschaftlich-Diätetisches, Mode usw. geboten. Rochlitz, Herausgeber nach Ehrenbergs Tod, Fouqué, Miltitz und andere Publikumslieblinge liefern die poetischen Beiträge. Ersterer setzt das nur leichte Unterhaltung bietende Unternehmen als *Jährliche Mittheilungen* in Verbindung mit Houwald, Raupach u. a. bis 1823 fort.

Cottas *Taschenbuch für Damen*, gleichfalls noch der klassischen Periode entstammend, steht literarisch an der Spitze. Sein Gehalt wird von keinem der nachfolgenden Damentaschenbücher erreicht. Mehr als drei Dezennien erfreut es seine Leser, strebt sie zu bilden und zu veredeln[53]. Mit dem Erlöschen der

[50] H. Fischel, Die Frau der Biedermeierzeit u. ihre Kunst im Hause. (Die Frau. Sammlg. v. Einzeldarstellungen. Hrsg. A. Roeßler. Bd. 19. Lpzg. 1908. S. 9.)

[51] Vgl. K. Schottenloher, Bücher bewegten die Welt. Bd. 2. Stuttgart 1952. S. 344.

[52] A. Schlossar, Taschenbücher u. Almanache unseres Jahrhunderts (Zeitschr. f. Bücherfreunde. Jg. 3. 1899. S. 52).

[53] Vgl. M. Gräfin Lanckoronska, Kalender, Almanache u. Taschenb. d. Goethezeit. (Börsenbl. f.d. Dt. Buchhandel. Jg. 7. Nr. 66. Frankfurter Ausg. 1951. S. 279.)

Schillerschen Musenalmanache beginnt die Mitarbeit der Weimarer Klassiker. Im Jahrgang 1801 liefert Goethe zu den Kupfern der guten Frauen als Gegenbild der bösen Weiber die Erläuterung, und Schiller warnt in seinem Gedicht »Worte des Wahns« vor allzu seichter Auffassung des Lebens und leichtfertiger Veräußerlichung. Als Schiller stirbt, wird dem Taschenbuch die Ehre zuteil, Goethes Nachruf, den Epilog zum Lied von der Glocke, aufzunehmen. Von 1809 an läßt er hier zuerst Novellen aus den »Wanderjahren«[54] erscheinen, die das Problem der Liebesleidenschaft behandeln, immer aber im Bereich des Ethischen bleiben. Das Bändchen für 1814 bringt im Erstdruck »Rechenschaft« (Seite 275 – 278), 1815 »Epilog zum Trauerspiel Essex« (Seite 7 – 13), 1817 Teile aus dem »West-Oestlichen Divan« (Seite I – XVI) und das letzte für 1831 zwei »Gedichte« (Seite 21 – 26), deren Schlußvers gleichsam als Motto des Taschenbuchs gelten kann: »Sich ans Reine zu gewöhnen und dem Echten, Guten, Schönen, recht uns einzubürgern...« Außer den Vertretern der Klassik, auch Herder fehlt nicht, beteiligt sich die romantische Richtung mit Jean Paul, den Brüdern Schlegel, dann die Schwäbische Schule mit Uhland, Kerner, Hauff, Schwab; Heine ebenso wie sein Gegner Wolfgang Menzel; neben Schenkendorf und Rückert, Platen und Zedlitz; Ende der zwanziger Jahre auch König Ludwig und sein Minister Eduard von Schenk. Alles was in der Zeit literarischen Rang und Namen hat, weiß der Verleger in den Dienst seines Unternehmens zu stellen.

Nicht so vornehmer Art ist der aus unbedeutenden Anfängen hervorgehende *Freund des schönen Geschlechts*, ein Wiener Taschenbuch, das unter seinem dritten Herausgeber, Johann Gabriel Seidl, dem Textdichter der österreichischen Volkshymne, bald weite Verbreitung erlangt. Hier sind fast ausschließlich Österreicher vertreten, darunter Graf Auersperg, Freiherr von Feuchtersleben, der Theaterdichter Joseph Ritter von Seyfried, Johann Nepomuk Vogl, Ritter von Tschabuschnigg und der Redakteur selbst mit vielen Beiträgen aus eigener Feder, die sich durch gewandte Form und Geschicklichkeit der Erfindung größter Beliebtheit erfreuen. Wie das *Veilchen* und die *Iduna*, deren Bestand noch nach 1848 fortgeführt wird, und die früher oder später gleichfalls unter Seidls Redaktion herauskommen, gehören diese winzigen, zierlich gebundenen, besonders zart ausgestatteten[55], mit kolorierten Modekupfern geschmückten Bändchen zu den typischen Modealmanachen dieser Jahre. Sie sind dazu bestimmt, wie Heine im »Gesellschafter« (1821, Nr. 129) spöttisch bemerkt, »als ein niedliches Neujahrsgeschenk in die Sammelridiküls holder Damen geschmeidig hineinzugleiten oder mit der feingeglätteten Vignettenkapsel aus dem hervorblitzenden Goldschnitt auf duftender Toilette neben der Pomadenbüchse zu prangen«.

Hortensia und *Penelope* sind im pseudoromantischen Geist des Dresdner literarischen Wochenzirkels, der ein Vorläufer des »Liederkreises« ist, gehalten. Letztere, »der Häuslichkeit und Eintracht gewidmet«, leitet der als Lustspieldirektor und Erzähler unter dem Pseudonym Theodor Hell bekannt gewordene Theaterintendant Winkler. Er zeigt sich besonders um die Ausstattung bemüht, durch Landschaften und Illustrationen zu den Erzählungen, 1821 – 1830 durch Kupfer von Schnorr und Ramberg zu Schillers Gedichten. In Stahlstichen läßt er eine »Bilderchronik der theatralischen Zeiterscheinungen« folgen und zwar jener, welche »in diesem Zeitraum auf der deutschen Bühne in ihren verschiedenen Gattungen die oft gegebensten, und folglich entweder die ausgezeichnetsten, oder wenigstens die für die zeitgemäße Stimmung des Publikums berechnetsten waren«. (Penelope 1831, Seite X). So finden wir Auftritte aus Schenks »Belisar«, Raupachs »Schleichhändler«, Aubers »Stumme von Portici«, Goethes »Faust« neben Birch-Pfeiffers »Pfeffer-Rösl«, der »Templer« und die »Jüdin« von Marschner, Raimunds »Bauer als Millionair« und viele andere. Dem seit dem vierten Jahrzehnt immer stärker der Gegenständlichkeit sich zuneigenden Geschmack entsprechen Volksszenen und Porträts zeitgenössischer Schriftsteller mit beigefügten biographischen Skizzen. Den Inhalt der bändereichen Serie beherrschen Lafontaine, Kind, Laun, Clauren, Spindler und eine lange Reihe ähnlich zugkräftiger Namen, deren moralisierende Rührseligkeit großen Anklang findet. Vereinzelt stoßen wir auf Tieck oder etwa auf Grillparzers »Weihgesang« (ebd. 1834, Seite 370 – 374), den dieser für die Eröffnung des neu erbauten Saales der Wiener Musikfreunde verfaßt hat. Waiblingers »Beiträge zu einer Character-Skizze der heutigen Römer« (ebd. 1830, Seite 249 – 306) geben ein erstaunlich unparteiisches Bild der Schwächen und Vorzüge der italienischen Bevölkerung. Die sprachliche Form ist salopp, doch schildert er lebhaft und interessant. Teils in Prosa, teils in antiken Versen plaudert der todnahe Dichter in den »Skizzen aus Italien« (ebd. 1831, Seite 301 – 332) über zeitgenössische italienische Literatur, römische Malerei und das Theater in Rom. Hier und in Alexis' autobiographischem Bericht, der realistisch, aber mit Sinn für Humor, Kindheitserinnerungen an die Belagerung Breslaus nach der Schlacht bei Jena wiedergibt (ebd. 1837, Seite 316 – 350), zeigt sich eine eigenwüchsige Note, die man unter der sonstigen Durchschnittsware des Taschenbuchs vergeblich sucht.

Literarhistorisch wesentlich bedeutender ist das *Frauentaschenbuch*, eine Gründung des Nürnberger Verlegers Schrag. Dieser zeigt sich als Nachfolger des auf Napoleons Befehl erschossenen Buchhändlers Palm bestrebt, dessen Geschäft auch in ideeller Beziehung fortzuführen. Unter Fouqués Redaktion, der schon seit 1812 das durch den Krieg verzögerte Erscheinen des Taschenbuchs vorbereitet[56], setzt es sich zum Ziel, den »Sinn für die höchsten Beziehungen des Lebens, vaterländischer Tugend und Frömmigkeit, zumal in den deutschen Frauen und Jungfrauen, den Pflegerinnen und Hüterinnen der heiligen Flammen auf dem Herde des Vaterlandes immer rege und wachsam zu erhalten«[57]. Diesen betont vaterländischen Tendenzen entsprechend sind die ersten Jahrgänge jeweils mit überschwenglichen Lobpreisungen der Königin von Bayern und den Kaiserinnen von Rußland und Österreich gewidmet. Zur Verwirklichung so hochgesteckter

---

[54] »Die pilgernde Törin« Jg. 1809; »Sankt Josef der Zweite« Jg. 1810; »Das nußbraune Mädchen« Jg. 1816; »Die neue Melusine« Jg. 1817, 1819; »Der Mann von fünfzig Jahren« Jg. 1818.

[55] Den einzelnen Jahrgängen des »Veilchens« ist sogar ein Spiegel eingefügt; vgl. A. Schlossar, a.a.O. S. 308.

[56] Vgl. R. Pissin, a.a.O. Sp. 321.

[57] Originalien a. d. Gebiete d. Wahrheit, Kunst, Laune u. Phantasie. Hrsg. G. Lotz. Hamburg 1818, Nr. 127-28.

Pläne wirbt der schwerkrank aus den Befreiungskriegen zurückgekehrte Fouqué um Beiträge. Er wendet sich an Kerner und Uhland, zu denen er durch seine Mitarbeit an romantischen Almanachen Beziehungen hat. »Als ernsten Nachklang aus einem früh von der Erde geschiedenen Leben!«[58] veröffentlicht er Kleists »Letztes Lied[59]. ›Gesungen in der Zeit von Deutschlands Unterdrückung‹« (Jahrgang 1818) und gewinnt E.T.A. Hoffmann, der als Komponist der »Undine« mit ihm in Verbindung steht. Seit dem ungewöhnlich starken Erfolg dieser Märchennovelle ein anerkannter Dichter, bietet sich Fouqué nun durch das Taschenbuch die Möglichkeit, auch junge Talente dem Publikum bekannt zu machen. Neben der Förderung Unbedeutender wie Rehfues, Giesebrecht, Seegemund u. a. läßt er die neuesten Poesien Eichendorffs (ebd. 1816–1818), der bisher nur als Florens aufgetreten war, mit richtiger Namensbezeichnung erscheinen. Sie ernten freudigen Beifall, doch das phantastische »Marmorbild« (ebd. 1819) wird von der Kritik ablehnend beurteilt[60]. Mentortätigkeit übt Fouqué ferner gegen Krug von Nidda, der sein getreuer Nachahmer wird, Paul Graf von Haugwitz, den jungen Wilhelm Müller, der hier in einigen seiner Lieder den echten Volkston trifft, sowie dessen Freund Wilhelm Hensel. Auch Immermann führt er in die Öffentlichkeit ein. (Jahrgang 1820.) Warm befreundet ist er mit Schwab und Rückert, der nach Fouqués Ausscheiden die Herausgabe des Taschenbuchs übernimmt. Unter ihm beteiligen sich dann Arnim, Platen, Hoffmann von Fallersleben; in der Redaktionszeit Georg Dörings (nach 1825) auch Graf Auersperg (noch ohne Pseudonym) und Hauff. Rittertum, Minne und altdeutsche Kunst sind die Leitmotive des Unternehmens, »dessen Grundton ein sinniger und sittlicher Ernst ist. Die lustigen Scherze, die Charaden und andere Spielereyen der übrigen Taschenbücher findet man hier ebensowenig als die Streifereyen ins Gebiet der Oekonomie, Pädagogik und Naturkunde, ohne welche die früheren Frauenzimmeralmanache nicht zu erscheinen wagten«[61]. Während der siebenjährigen Redaktionsperiode Fouqués nehmen Gedichte den größten Raum ein, vor allem in Form der Romanze, Ballade und des Sonetts, als Liebes-, Kriegs- oder religiöses Lied. Bevorzugt werden Stoffe aus Legende, Sage, Chronik und Märchen. Die ersten drei Jahrgänge enthalten je eine dramatische Dichtung von Fouqué. Die einheitlich romantische Linie wird sowohl inhaltlich als auch in den beigegebenen Kupfern gewahrt. Noch vor Ende des zweiten Jahrzehnts beginnt sich jedoch der fortschreitende Zeitgeschmack gegen den bei Fouqué und seiner Dichterschule stark hervortretenden Hang zur mystischen Frömmelei, weichlichen Schwarmsucht und Deutschtümelei zu wenden. Man findet keinen Gefallen mehr »an dem Getändel mit Formen, die ihre Bedeutung verloren haben, an dem bunten, wirren Geflirre mit Zauberspuk und Feeerei (!), an dem unheiligen Spiel, das mit einer sogenannten christlichen Mythologie, mit Mönchsthum, Nonnenthum und Klosterleben, und wieder mit krassem Heidentum auf eine widerwärtige Weise getrieben wird.« (Originalien 1818, Nr. 127–128.) Mit dem ab 1822 erfolgten Redaktionswechsel treten dann auch, dem Geschmack des Publikums Rechnung tragend, Erzählungen und Novellen stärker in den Vordergrund. Der überwiegende Teil aller Beiträge, ob lyrisch, dramatisch oder episch, ist den Frauen zugeeignet. Man huldigt ihnen und ist bemüht, vornehmlich mit ernsten Musengaben Geist und Gemüt zu allem Hohen und Edlen zu erheben, um so bildend auf die weibliche Leserschaft einzuwirken. Unermüdlich besingt man Frauenliebe, -treue und -ehre, weibliche Tugend, Zucht und Sitte. Gleich im ersten Jahrgang berichten für die Frauen aus dem eigenen Leben der Frau: »Theudelinde« (Frauentaschenbuch 1815, Seite 1–21), die »Bilder aus dem Leben der Kaiserin Eudoxia« (ebd. Seite 121 – 155), »Augustens Tagebuch« (ebd. Seite 222 – 265). Die weiblichen Hauptcharaktere suchen das weibliche Herz anzusprechen, wie etwa jene in Franz Horns Novelle »Beatrix« (ebd. 1817 Seite 257 – 321) oder in seinen »Biographischen Gemälden«[62]. Auch die Mitarbeit der Frauen selbst ist rege: voran Caroline, die schriftstellernde Gattin Fouqués, Fanny Tarnow, die gefühlvolle Luise Brachmann, Henriette Schubart mit Übersetzungen; später Johanna Schopenhauer, die Mutter des Philosophen, als Novellistin in Weimar lebend, und Helmina von Chézy, die gleichzeitig an Cottas Damenalmanach teilnimmt. Dieser, noch im Geiste der Klassik geführt, sowie das spätromantische Schragsche Unternehmen sind die einzigen, speziell den Frauen gewidmeten Taschenbücher, welche eine ganz bestimmte literarische Richtung in Text, Illustration und Ausstattung getreulich widerspiegeln. Es ist bezeichnend, daß beide mit dem Jahrgang 1831 ihr Erscheinen einstellen.

Die *Cornelia* – begründet von Hofrat Aloys Schreiber, Professor für Ästhetik in Heidelberg, der sich bereits als Herausgeber eines Taschenbuchs im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts bekannt gemacht hatte, – ist die langlebigste unter den periodischen Folgen für die Damenwelt. Mit Gedichten und Erzählungen, hauptsächlich von rheinländischen und süddeutschen Autoren, wird sie unter wechselnder Redaktion bis in die Achtzigerjahre des 19. Jahrhunderts fortgesetzt. An den ersten Jahrgängen nehmen als lyrische Beiträger u. a. teil: die gealterten Brüder Stolberg, die Vaterlandssänger Arndt und Schenkendorf, Rückert zunächst unter dem Pseudonym Freimund Reimar, Uhland mit seinem »Schenk von Limburg« (Jahrgang 1820); nach 1824 auch Hoffmann von Fallersleben. Die Bändchen der dreißiger Jahre enthalten, wohl einer Anregung Schreibers folgend, der sich viel mit heimischer Sagenkunde beschäftigte, in Verse gebrachte rheinische Sagen, denen recht gute Kupferstiche beigegeben sind. Den Prosateil beliefern u. a. die vielbeschäftigten Blumenhagen, Spindler, Tromlitz, Guseck sowie die Unterhaltungsschriftstellerinnen Elise von Hohenhausen, Chézy, Schopenhauer, Tarnow, Therese Huber, Amalie Schoppe u. a. Einige Blätter schöner Frauenporträts stammen von Fendi. All diese Namen sichern den Erfolg des Taschenbuchs, das auch eine österreichische Ausgabe publiziert.

[58] Nach R. Pissin, a.a.O. Sp. 388.

[59] Bei C. Groß, Frauentaschenbuch. »Fouqué u. d. Frauentaschenb.« Diss. Münster i. W. S. 42 irrtümlich »Das letzte Bild«.

[60] Vgl. C. Groß, a.a.O. S. 35ff.

[61] Allgem. Literatur – Zeitung (Jenaische) 1819, nach C. Groß, a.a.O. S. 23.

[62] »Erinnerung an Sybille Schwarz«, die »pommersche Sappho«. Jg. 1818; »Erinnerungen an Johann v. Besser u. Gattin K. E. geb. v. Kühlewein«, Jg. 1819; »Erinnerungen an Johanna Eleonore Petersen u. ihren Gatten Dr. Wilh. Petersen«, Jg. 1820.

Während Fouqués zu hoch geschraubte Ansprüche an die Aufnahmefähigkeit des Publikums das »Frauentaschenbuch« unter seiner Leitung bald in Absatzschwierigkeiten bringen, erfreut sich die in demselben Jahre begonnene »Cornelia« fast sechs Jahrzehnte hindurch eines steten Abnehmerkreises. Das Claurensche *Vergißmeinnicht* aber wird sogleich zum Modeschlager unter den Taschenbüchern der Zeit. Sein Herausgeber, der nachmalige preußische Hofrat Carl Heun, welcher unter dem Anagramm seines Namens schrieb, war eben erst mit seiner »Mimili« zu literarischem Erfolg gelangt. Die Geschichtenserien, meist drei bis vier in jedem Jahrgang, ebenso häufig nachgedruckt wie übersetzt und dramatisiert, alle mehr oder weniger Abwandlungen der »Mimili«, steigern seine Beliebtheit in solchem Maße, daß sein Taschenbuch von »hoch und niedrig, jung und alt, mit einem Heißhunger verschlungen wird, wie er den edelsten Meisterwerken unserer Literatur nur selten zuteil geworden«[63]. Bereits zwei Jahre nach dem Erscheinen beträgt die Auflage 4 000 und 1825 soll sie die für jene Zeit beträchtliche Höhe von 8 000 Exemplaren erreicht haben[64]. Wie erklärt sich die außerordentliche Popularität dieses Claurenschen Machwerks, das bis 1834 von ihm allein bestritten wird und die unterste Geschmacksgrenze der belletristischen Taschenbuchgattung darstellt? Heun[65], als Beamter ein Kenner des Bürgertums seiner Zeit, wählt zum Stoff seiner Erzählungen das bürgerliche Leben, das er mit seinen Schwächen und Sehnsüchten dem Leser in novellistischer Verbrämung vorführt. Selbst ein anregender Gesellschafter, weiß er aus dem Unterhaltungsbedürfnis der breiten Masse Nutzen zu ziehen. Von liebenswürdigem Benehmen und besonders galant den Frauen gegenüber, versteht er in seinen weiblichen Romangestalten Idealbilder zu schaffen, die den Wunschträumen seiner Leserinnen entsprechen. Welche von ihnen möchte nicht auch so schön, sanft und fromm, voll Unschuld und kindlicher Naivität, zugleich aber so gebildet als vollendete Dame erscheinen, wie »Das Mädchen aus der Fliedermühle« (Jahrgang 1821), wie Vally, die Heldin der »Fraueninsel« (»oder Die Heirath aus Todesangst« Jahrgang 1822), Klotilde im »Dijon-Röschen« (Jahrgang 1822), Doralice im »Christ-Püppchen« (Jahrgang 1824), das Findelkind Luise im »Tornister-Lieschen« (Jahrgang 1826) und wie sie alle heißen mögen, diese Schablonentypen. Finden sich Mädchen und Jüngling zur Ehe zusammen, müssen sie schön, liebenswürdig und reich sein. Nur so kann das vom Lesepublikum gewünschte Happy end herbeigeführt werden, indem die Geisteshaltung des biedermeierlichen Durchschnittsbürgers berücksichtigt wird, die eine sichtbare diesseitige Glückseligkeit verlangt[66]. In immer neuen Varianten preist Clauren Bravheit, Einfachkeit, Tüchtigkeit, Frömmigkeit, Bildung und Fortschritt – freilich nur flach und äußerlich – und zeichnet damit die Richtmaße einer bürgerlichen Lebenswelt, die auf Besitz und Wissen beruht[67].

[63] R. Prutz, a.a.O. S. 147.

[64] Vgl. H. Kunze, Lieblingsbücher von Dazumal. München 1938. S. 175f.

[65] Vgl. H. Liebing, a.a.O. S. 16ff.

[66] Vgl. H. Liebing, a.a.O. S. 47.

[67] Vgl. Karlheinz Wallraf, Soziologische Probleme d. unteren Grenze. (Bücherei u. Bildung. Jg. 3. 1953. S. 794.)

Mit den Lobhudeleien der Dresdner »Abendzeitung« erreicht der Claurenkult seinen Höhepunkt. Doch der Wandel des literarischen Zeitgeschmacks bereitet diesem ein rasches Ende. Schon 1823 wagt es ein Korrespondent der »Zeitung für die elegante Welt«, sich über ein Publikum lustig zu machen, »das Claurens ›Vergißmeinnicht‹ im Ridicule und der Busentasche trägt«[68]. Drei Jahre später büßt er durch Hauffs geistreiche Parodie einen Großteil der gebildeten Leser ein. 1827 übergehen die »Blätter für literarische Unterhaltung« »das ›Vergißmeinnicht‹ mit Stillschweigen, weil es mehrere Mitarbeiter abgelehnt haben, es zu lesen«[69]. Nun wird es Mode, Claurens so süßlich-sentimentale wie versteckt lüsterne Manier zu persiflieren. In den unteren Volksschichten behält er jedoch noch Jahrzehnte lang eine treue Gemeinde. An den drei letzten Jahrgängen ist er nicht mehr beteiligt. Ab 1838 wird das »Vergißmeinnicht« mit den gleichfalls bei Friedrich Leo verlegten *Rosen* vereinigt, die 1827 unter Hells Leitung angelaufen waren und außer von Alexis und Bechstein noch von einer Schar drittrangiger Poeten beliefert werden. Das Niveau des unter neuem Titel als *Rosen* und *Vergißmeinnicht* fortgesetzten Taschenbuchs erfährt keine wesentliche Änderung. An Stelle der von Clauren aus dem Barockroman und der Trivialliteratur des 18. Jahrhunderts entnommenen Motivkreisen beherrscht nun die historische Novelle in Nachfolge Scotts den Inhalt.

Die *Eichenblätter* »der Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen« gewidmet, mit vorwiegend adeligen Beiträgern wie Eduard v. Badenfeld, Freiherr von Eyb, Baron von Schlechta haben nur einen beschränkten Wirkungskreis; desgleichen das mit Haugschen Gedichten gefüllte *Neujahrsbüchlein* für die Arbeits-Kästchen holder Frauen und Jungfrauen, sowie andere, die wir nicht namentlich erwähnen.

Dagegen gehört das Taschenbuch *Huldigung den Frauen*, dessen einzelne Jahrgänge nach der Zeitgepflogenheit fürstlichen Damen zugeeignet sind, zu einem der beliebtesten seiner Gattung in Österreichs Residenz, und erlangt auch darüber hinaus bald weite Verbreitung. Dank der reichen persönlichen Beziehungen des Herausgebers zu bedeutenden zeitgenössischen Autoren finden wir gleich im ersten Bändchen Grillparzers »Incubus« (Jahrgang 1823); später Beiträge von Lenau (Jahrg. 1836, 1839, 1844), Chamisso (Jahrgang 1836), Rückert, Schwab, Zedlitz und Hebbel, der 1846 in Wien seinen Wohnsitz aufschlägt. Graf Auersperg erscheint hier seit 1831 nur als Anastasius Grün und hütet sich, mit ersterem identisch zu sein, da die Zensur nach dem Verfasser der kurz vorher erschienen »Spaziergänge eines Wiener Poeten« fahndet[70]. Die Bühnendichter Bauernfeld, Halm, Holtei, Laube sind hier ebenso vertreten wie die flachen Unterhaltungsfabrikanten Clauren, Tromlitz und Konsorten. Mit einer Vielzahl wechselnder Mitarbeiter – sie reicht von Raupach und den Dresdner Pseudoromantikern bis zu dem bodenverwurzelten Stelzhamer – bietet das von Castelli mit großem Geschick geführte Taschenbuch eine bunte gemischte Lesekost.

[68] Nach H. Halm, a.a.O. S. 127.

[69] K. Goedeke, a.a.O. Bd. 10. S. 53. 19.

[70] Vgl. A. Schlossar, a.a.O. S. 310.

Lokale Unternehmen sind der *Erheiterungs-Bade-Almanach für Damen* aus Wien und das Leipziger Taschenbuch *Aurora*, das meist Nachgedrucktes enthält.

Karl Spindler, Redakteur der Stuttgarter »Damenzeitung«, pflegt in seinem »der Liebe, der Freundschaft und dem Familienleben des deutschen Volkes« gewidmeten *Vergißmeinnicht* ausschließlich mittelmäßige Tagesbelletristik. »Ein Talent..., das wohl zu Höherem berufen gewesen wäre«[71] – seine heute noch fesselnden Romane »Der Jude« und »Der Jesuit« beweisen es – gestehter Menzel, daß er nur in der Manier Walter Scotts schreibe, weil die Mode es verlange[72]. Außer einigen Gedichten bringen die 19 Jahrgänge des Taschenbuchs nur seine eigenen Novellenbeiträge. Kaum weniger gelesen als die Claurenschen Erzählungen 10 Jahre vorher, werden sie immer wieder nachgedruckt, umgearbeitet, übersetzt, dramatisiert oder mit Musik verbunden. Einige Illustrationen sind von Schwind.

Nach 1830 beginnt die Flut der Taschenbücher für die Frauenwelt abzuebben. Auch für Österreich ist die eigentliche Zeit dieser Periodika vorüber. Es wird kein nennenswertes Unternehmen mehr begründet, nur die älteren, eingelebten setzen sich noch eine Reihe von Jahren fort, teils der geschätzten Namen ihrer Herausgeber wegen, oder weil die Beliebtheit der Serie nachhält[73].

Eine der letzten Wiener Neuerscheinungen ist J. N. Vogls *Frauenlob* mit Novellen, Sagen und kleineren Prosastücken teils vom Herausgeber selbst, teils von J. G. Seidl und noch Unbedeutenderen. Trefflich weiß indes Bauernfeld in seinen »Dramatischen Streckversen« (Jahrgang 1835, Seite 34 – 47) die literarische Wahllosigkeit seiner Zeitgenossen zu verspotten: »...o, sie nehmen alles mit, / Speisen Rosen so wie Disteln mit dem gleichen Appetit.« (ebd. Seite 43.)

Im Zuge der fortschreitenden Emanzipation nimmt das weibliche Element nicht mehr nur passiv lesend oder aktiv beitragend an den Jahrbüchlein teil, sondern ist auch in zunehmendem Maße an ihrer Herausgabe beteiligt. Die Mahnung Brentanos an Sophie Mereau, es sei für ein Weib sehr gefährlich zu dichten, noch gefährlicher, einen Musenalmanach herauszugeben, war vergeblich gewesen.

1835 erscheint in Frankfurt der von Charlotte Döring redigierte *Dichtergarten für Frauen*. Ein später Namensbruder des Rostorfschen romantischen »Dichtergartens« (1807), erlebt das Taschenbuch nach einem Jahrzehnt noch eine Auflage.

Die Leitung des *Damenalmanachs*[74] für 1842 ruht gleichfalls in weiblichen Händen. Schon das geschmackvolle Äußere: hellgrüne Deckel, dunkler Leinenrücken mit rotem, goldbeschriftetem Titelbild zeigt seine Bestimmung an; nicht weniger die Aufmachung im Innern mit dem Bild der preußischen Königin und einer zarten Titelvignette, die den sorgfältig gedruckten, goldbeschnittenen Blättern vorgeheftet sind. Ebenso anmutig leitet Levin Schückings Essay »Dichter und Frauen« den Inhalt des Bändchens ein. In einem historischen Überblick zeigt er, wie schon in alter Zeit Frauenliebe und Dichterleben sich ineinander verwoben. Auf die neueste Literatur hätten vor allem drei Frauen gewirkt: Rahel, das wunderbar begabte prophetische Wesen, Bettina, die kindlichste aller Erscheinungen und Charlotte Stieglitz, die ihr Leben einsetzt für ein Ideal, allen Revolutionsdichtern zuvor. Die Herausgeberin, Mathilde von Tabouillot, – wir lernen sie bei den westfälischen Taschenbüchern noch näher kennen – setzt das Thema des »Ewig-Weiblichen« fort mit vier Gesängen aus dem Leben eines provenzalischen Troubadours. Auch sie bewegt sich wie die meisten der lyrischen Beiträger noch vorwiegend in der romantischen Geistesrichtung. Ihre übrigen Gedichte sind alle auf einen weltschmerzlichen Grundton gestimmt, gleich denen der Louise von Bornstedt, die dem Kreis um Elise von Hohenhausen angehört, mit dem auch die Droste in Verbindung steht. Nur zwei Naturgedichte von J. M. Hutterus zeigen in ihrer Sprache eine andere realistischere Färbung, die an den gesteigerten Wirklichkeitssinn der Lyrik Annettens gemahnt.

Landschaftlichen Einschlag verrät auch die »der Schönheit und Tugend geweihte« *Roswitha*, an welcher Ostdeutsche wie Leopold Schefer, Friedrich von Sallet, des Fürsten Pückler – Muskaus jüngste Schwester, Gräfin Agnes, u. a. beteiligt sind. Dem Umfang nach überwiegen die Prosabeiträge: Reisebilder, Phantasiestücke, Novellen, deren weibliche Hauptfiguren durch kolorierte Stahlstiche herausgehoben sind. Wie in den Frauentaschenbüchern des früheren Biedermeier, die voller Nachklänge vaterländischer Begeisterung der Befreiungskriege waren, findet auch um 1840 die politische Spannung zwischen Deutschland und Frankreich hier ihren Widerhall. Gleich eingangs schildert der Herausgeber in bewegten Worten die kriegerische Zeitstimmung (»Zueignung«, Jahrgang 1842): »Viel Stürme wohl durchwogen jetzt die Sphäre (!), / Ein jedes Volk steht kühn zum Kampf bereit; / In Männerhänden blitzen die Gewehre...«; denn alle wollen »für's Vaterland und holde Frauen« kämpfen. Doch nicht immer ist der Sieg gewiß. Das Vaterland kann auch verloren gehen. Darum am Schluß die Aufforderung an die Leser: »Nicht Krieg erfülle uns, nur sanfte Lieder... / Nur Friede soll stets uns're Losung sein...« und der sinnige Hinweis auf das Taschenbuch selbst: »Und bei der Freundschaft zärtlichem Gekose, / Umdufte lieblich Euch – die weiße Rose.« – Die übrigen Beiträge bringen meist nachromantisches Getändel, kaum weniger dilettantisch als die eben gegebene Probe. Ein vierter Jahrgang erscheint noch unter geändertem Titel als *Die weiße Rose*. Hier bildet die gebundene Rede nur mehr eine Randverzierung zu den Prosastücken. Die Novellenstoffe sind fast durchweg der russischen und brandenburgisch-lausitzischen Geschichte entnommen. Keine der Arbeiten überragt den Durchschnitt; ihre Verfasser sind Epigonen der Epigonen.

So sterben diese kleinen Schmuckbände, deren bevorzugter Genießer das weibliche Lesepublikum war, einer nach dem andern an der immer stärker mit den Realitäten des Lebens beschäftigten Zeit, vor welcher es bald kein Ausweichen in eine Scheinwelt gibt. Das Feld wird frei für echte Dichtungen, die Frauen – selbst noch im Biedermeier aufgewachsen – wie Luise von François, Maria von Ebner-Eschenbach und spätere für die Frau schaffen.

[71] R. Prutz. a.a.O. O.S. 145f.
[72] Nach M. v. Boehn, a.a. S. 344.
[73] Vgl. A. Schlossar, a.a.O. S. 314.
[74] Vgl. auch i. Folgenden P. Casser, a.a.O. S. 245f.

Indem das Biedermeier, wie kaum eine andere Epoche, den Wert häuslicher Ruhe, der Abgeschlossenheit im engen Kreise und damit das Heim und seinen Mittelpunkt, die Frau, zu schätzen weiß, kommt dieser eine besondere soziologische Bedeutung zu. Es drängt sich also die Frage auf, wie die Frau im Bilde der zeitgenössischen Almanach- und Taschenbuchliteratur erscheint. Mag auch der Niveauunterschied zwischen den einzelnen Unternehmen oft beträchtlich sein, in der das schöne Geschlecht betreffenden Erziehungsfrage sieht man durchweg ein wichtiges Anliegen. So suchen etwa die Mädchengestalten des Claurenschen »Vergißmeinnicht« ein weibliches Bildungsideal darzustellen, das durch eine starke Orientierung an der Aufklärung gekennzeichnet ist, die die Frau in der ersten Linie für den Mann geschaffen dachte. Die Mädchen sollten für den gottgewollten Beruf einer geschickten Haushälterin, würdigen Gattin und Freundin des Mannes, einer musterhaften Mutter und Erzieherin der Kinder vorbereitet werden[75]. Andererseits waren die Frauen kaum jemals schöngeistigen Neigungen mehr ergeben als in dieser Zeit strengster Zensur des öffentlich gesprochenen und geschriebenen Wortes. Das zwanglose Gesellschaftsleben, welches die geschlossenen, meist von kunstliebenden Frauen geführten literarischen Salons bieten, wird die eigentliche Ebene, auf der man sich trifft. Eine innige Wechselwirkung zwischen Frau und Künstler beherrscht die Zeit. Dies hat einerseits eine Verinnerlichung der künstlerischen Kräfte zur Folge; bei den schwächeren Begabungen freilich trägt der überspannte Gefühlsüberschwang zu einer Verflachung bei, in der das Bild der Frau, von Musen und Grazien umrahmt, versüßlicht und nur in einer sehr äußerlichen Seite seines Wesens erfaßt wird[76]. Auf die Gefahr einer Selbstüberschätzung des gesteigerten weiblichen Wertgefühls weist Schreyvogel in seiner Charakterskizze »Norberg und Elisa« hin (Aglaja 1828, Seite 217 f.) : »Ein Weib insbesonders, das sich mehr als gemeiner Anlagen bewußt ist, wird leicht verleitet, seine eigentliche Bestimmung zu verkennen. Es hat einen Mann gebraucht, wie Norberg, um Elisen in dem Kreise, für den sie geboren ist, festzuhalten, und ihr Achtung gegen ein Geschlecht einzuflößen, dem das ihrige, nach den Gesetzen der Natur und der Gesellschaft, untergeordnet seyn muß.« Denn das biedermeierliche Frauenideal ist, im Gegensatz zum emanzipierten der Frühromantik und der Jungdeutschen[77], naturnah und hausmütterlich. So wird es auch in den Almanachen immer wieder dargestellt. Nach einer harmonischen Vereinigung der beiden Extreme streben dagegen Dichter wie Tieck und Stifter. Einfach und bescheiden, unermüdlich die Hauswirtschaft besorgend lebt Helena, kaum beachtet von der Familie, neben ihren oberflächlichen, aber durch ein glanzvolles Äußere bestechenden Schwestern. (»Der Gelehrte«, Orphea 1828, Seite 283 – 336.) Nach getaner Arbeit sind gute Bücher ihre Lieblingsbeschäftigung. Durch geistige Interessen veredelt, wirkt die natürliche Anmut des Mädchens so anziehend, daß sie einen hypochondrischen Gelehrten zur Liebe und Freude an allem Schönen in Natur und Kunst bekehrt. In Helena, die noch als Gattin Sprachunterricht nimmt, um ihrem Mann bei seinen wissenschaftlichen Studien behilflich zu sein, schafft Tieck für seine Leser ein idealisiertes Ebenbild der eigenen Tochter, mit der er sich geistig so eng verbunden fühlte.

Die Frauengestalten der »Feldblumen« (Iris 1841, Seite 223 – 388) zeigen im Spiegel der Taschenbücher das weibliche Bildungsideal des Biedermeier auf seiner höchsten Entwicklungsstufe. Die drei Freundinnen sind ein verklärtes Bild dreier Schülerinnen, die Stifter zu jener Zeit unterrichtet und die, wie er sagt, »Dinge verstehen und nota bene lieben, die ich Mädchen nicht zugetraut hätte«[78]. Angela, ein Wesen von zartester, natürlicher Schönheit, voll Sanftmut und Herzenswärme, die nicht nur Beethoven richtig zu würdigen weiß, sondern auch Virgil in der Ursprache liest, Griechisch und Algebra treibt, und bei all diesen Gaben des Körpers und Geistes auch noch zu kochen verversteht, ist das Frauenideal, wie es dem Fünfunddreißigjährigen vorschwebt, fern der Wirklichkeit, der er sich durch seine Heirat beugt. Von den Rezensenten enthusiastisch gelobt, entsprechen die »Feldblumen« in Ton und Form der literarischen Zeitmode. Angela verkörpert das Idealbild der Frau im späten Biedermeier.

III
CHARAKTERISTIK NACH LANDSCHAFTLICHEN GESICHTSPUNKTEN

Seit zu Beginn der Siebzigerjahre des 18. Jahrhunderts der Göttinger Musenalmanach in Deutschland den Anstoß zu der neuen Literaturgattung der Musenalmanache und in ihrem Gefolge der schöngeistigen Taschenbücher gegeben hatte, ist kaum eine der deutschen Landschaften von der immer stärker anschwellenden Flut dieser Jahrbüchlein unberührt geblieben[79]. Die Voraussetzungen hierfür sind mit den politischen Gegebenheiten der Zeit nach dem Wiener Kongreß eng verknüpft. Zur Einheit Deutschlands, welche die Kämpfer der Freiheitskriege glaubten miterringen zu helfen, scheint es noch ein weiter Weg. Sie bleibt vorerst nicht mehr als eine Idee. Faßbarer und anschaulicher erscheinen dem Biedermeier die einzelnen Landschaften, in denen ihm Volk und Staat lebendig entgegentreten. Der Raum des Biedermeier ist die jeweilige Stammeslandschaft[80]. Zunächst noch durchaus typologisch und geschichtlich aus dem Blickfeld der historischen Schule gesehen, wird den bedeutenderen Schriftstellern der Zeit die heimische Landschaft Inbegriff dichterischen Erlebens.

Die provinziellen Vertreter der Almanachgattung widerspiegeln gleich den landschaftlich nichtgebundenen getreulich den Entwicklungsgang der gesamten deutschen Poesie, wenn auch in einigen Fällen die jeweiligen Richtungen später auftreten, – z. B. in Schlesien als Folge des siebenjährigen Krieges – oder keine tieferen Spuren hinterlassen, wie etwa die Romantik in den Schweizer Taschenbuchunternehmen.

Ein Großteil der schöngeistigen Almanache und Taschenbücher in der Biedermeierzeit ist landschaftlich gerichtet. Das erklärt, warum diese im Rahmen unserer Untersuchung einen so breiten Raum beanspruchen.

[75] Vgl. H. Liebing, a.a.O. S. 30.

[76] Vgl. H. Fischel, a.a.O. S. 16ff.

[77] Vgl. F. J. Schneider, Biedermeier u. Literaturwissenschaft. (Preuß. Jahrbücher. Bd. 240. Berlin 1935. S. 219.)

[78] Nach Adalbert Stifter, Studien, München 1950. S. 1174, Nachw.

[79] Vgl. P. Casser, a.a.O. S. 104.

[80] Vgl. G. Weydt, Literarisches Biedermeier. II. (DVjs. Bd. 13, 1935. S. 55.)

1. Aus Deutschlands Landschaften

a. Westdeutschland

Rheinland

Die Rheinlande stellen um die Mitte des zweiten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts eine zahlreiche romantische Gefolgschaft, welche die durch die Romantiker fortgeführte Almanachtradition nicht abreißen läßt.

Ausdruck dieser Bestrebungen ist das *Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst*[81] (1816) und seine Fortsetzung (1822) mit gekürztem Titel. Der Herausgeber Groote wird später erster Vorsitzender des Kölner Dombauvereins. Die Fundamente aber jener aus romantischem Geiste geborenen Restaurationstat werden jetzt gelegt. Unter Führung der Brüder Boisserée wollen Groote, Carové, Rektor Fochem, Professor Wallraf und andere kunstbegeisterte Kölner Verständnis und Liebe für altdeutsche Kunst wecken und verbreiten. So gelingt es mit Blüchers tatkräftiger Unterstützung, die nach Frankreich entführten Schätze aus der mittelalterlichen Blütezeit deutscher Kunst wieder zurückzuholen. Auch die Pflege des Marienkultes in Grootes und Carovés Taschenbuch knüpft an die ehrwürdige Überlieferung der Vaterstadt Köln in Malerei und Baukunst an. In berechtigtem Lokalstolz werden die Meisterschöpfungen früherer Jahrhunderte, etwa Stephan Lochners berühmtes Altarbild (Jahrgang 1816, Seite 1 – 17) in Reim und Prosa gefeiert. Hand in Hand mit der Freude an altdeutscher bildender Kunst geht die Liebe zum altdeutschen Schrifttum. Ihr dankt das Taschenbuch unter anderem die von Görres eingesandten »Altdeutschen Minnelieder« (ebd. Seite 117 – 140) und von der Hagens Bruchstück aus dem Heldenbuch: »Hugdietrich und Hildburg« mit Erläuterungen (ebd. Seite 267 – 310). Wilhelm Grimm steuert ein Märchen bei (ebd. Seite 321 – 331). Vertreten sind ferner Wallraf mit Prosa, Hornthal, gleichfalls Herausgeber eines romantischen Almanachs, und Schenkendorf, der in Koblenz eine neue Heimat gefunden hat, mit Lyrik.

Die *Morgenröthe*, in der Ruhrstadt Elberfeld verlegt, ein pseudoromantisches Unternehmen, ist nicht bedeutend; desgleichen der Kölner *Aprils-Almanach*, »veranlaßt durch die Preisaufgabe einer schönen Akademie der neuesten Literatur«. Letzterer enthält u. a. eine Persiflage der Schicksalstragödien.

Beiden Landschaften zugehörig und als poetisches Sprachrohr beider geplant, ohne prosaische Beimischung, sind Raßmanns rheinisch-westfälische Musenalmanache (1821 – 1823). In den zwei ersten Jahrgängen des Büchleins, dessen Äußeres so schmucklos ist, daß das »Stuttgarter Literaturblatt« (1822, Nr. 80) darüber witzelt, es sei »nichts anzufangen, als daß man es lese«[82], überwiegen der Zahl nach noch die westfälischen Mitarbeiter. Im dritten Jahrgang, der nicht mehr in Hamm, sondern in Köln mit verändertem Titel und im neuen Gewande erscheint, – die Umschlagseiten tragen als vornehmste Zeugen rheinisch-westfälischer Vergangenheit den Kölner Dom und das Rathaus zu Münster – ist das Ziel des Almanachs, die literarischen Kräfte beider Provinzen zu vereinen, ganz erreicht. Indem das romantische Element allen Jahrgängen den Stempel aufdrückt, gelingt es dem Taschenbuch, auch das poetische Streben der Zeit widerzuspiegeln. Seit Friedrich Schlegel als einer der ersten in den Reisebriefen seines »Poetischen Taschenbuchs« (1806) für die Gotik geworben, steht der Kölner Dom im Mittelpunkt des Kunstinteresses der rheinischen Romantiker. Wilhelm Smets, der später berühmte Kanzelredner des Doms, singt in einem Zyklus von sieben Sonetten »Vom Kölner Dom« (Jahrgang 1822, Seite 79). Eberhard von Groote erzählt eine Volkssage vom ersten Dombaumeister (ebd. Seite 86). Auch Heine mit einigen Freunden, die sich in Bonn der »in Heine versammelten Gemeinde« angeschlossen hatten, ist mit Gedichten vertreten; ebenfalls Fouqué und Arndt, »der nordische Aar von Rügen«, der als ständiger Beiträger zu rheinischen Almanachen beisteuert. Als niedersächsische Mitarbeiter begegnen uns u. a. Gottfried Bueren, Moritz Bachmann, Pustkuchen, Freiherr von Münchhausen, auf die wir dann auch in den rein westfälischen Unternehmen immer wieder stoßen. Unter den kritischen Stimmen, die das Musenbüchlein begleiten, erscheint uns die Ansicht der Zeitschrift »Westfalen – Rheinland« (1822, Nr. 31) am zutreffendsten, daß man die immer häufiger werdenden poetischen Ergüsse einer strengeren Kritik unterwerfen müsse, »um den zu unendlicher Breite gediehenen Strom deutscher Poesie in enge Ufer zurückzuführen, damit er an Tiefe und Fülle gewinne«.

Jean Baptist Rousseau, der Herausgeber des *Westdeutschen Musenalmanachs* (1823 – 1824) zählt, erst einundzwanzigjährig, zu den Führern der Spätromantik in den Rheinlanden. Sein Plan, für das Jahr 1822 unter Beteiligung von Dichtern aller deutschen Landschaften einen Musenalmanach erscheinen zu lassen, kam in dieser Form nicht zustande. Die Mitarbeit der westfälischen Poeten – es blieb zwangsläufig nur die provinzielle Beschränkung – war jedoch nur gering. Die rheinischen Beiträger überwiegen um ein Vielfaches; einige Berliner beteiligen sich auch. Der zweite Jahrgang führt den Titel eines westdeutschen Almanachs eigentlich nicht zu Recht, da er sich hauptsächlich auf den Herausgeber und seinen rheinischen Freundeskreis beschränkt. Neben elegisch-sentimentalen Tönen, die in Rousseaus Beiträgen vorherrschen, findet sich auch manch schales Getändel von fast anakreontischer Färbung, dem man allzu deutlich die gemachte Stimmung anmerkt. Unnatürlich und posenhaft zeigen sich einige als mißglückter Abklatsch Heinescher Gedichte; dieser ist auch selbst vertreten. Immermann, am Beginn seiner Dichterlaufbahn, erscheint hier erstmalig, allerdings mit Arbeiten ohne individuelle Prägung, die teilweise inhaltlich und formell sogar unter das Niveau der übrigen Beiträge sinken. Es kann daher nicht wundernehmen, wenn ein Rezensent im »Hermes« (Leipzig 1824, St. 1., Seite 395) sein Urteil dahingehend zusammenfaßt, daß »der Schwarm von Dichterlingen, der die Auen der Poesie wie ein Heuschreckenheer abweidet, ... die Lyrik und ihre Sammelplätze in solchen Mißkredit gebracht« habe, »daß Verleger und Publikum davor erbeben und selbst der Freund der Gesänge schwankt, ob er sich freuen oder zittern soll, wenn ein neuer Poet erscheint.«

Die Reihe der rheinisch-westfälischen Musenalmanache in den zwanziger Jahren ist damit abgeschlossen. Die Zeit der Jahrbüchlein ohne Prosabeigaben ist vorbei. Zwar übt man sich weiter in der Kunst des Versemachens, die zur Bildung gehört, doch

[81] Vgl. R. Pissin, a.a.O. Sp. 223-42.

[82] Dieses wie einige der folgenden Zitate nach P. Casser, a.a.O.

der Geschmack des breiten Publikums wendet sich immer offenkundiger den Taschenbüchern zu, die zusammen mit literarischen Zeitschriften auch die Büchermärkte der Provinz zu überschwemmen beginnen. Dieser Konkurrenz kann nur begegnet werden durch einen zeitgemäßen Stil. So vollzieht sich ein Wandel, der der Prosaliteratur im Laufe des folgenden Jahrzehnts immer mehr Raum widmet.

Das Rheinland aber bleibt nach wie vor ein Hort der lyrischen Dichtung. So wird in Düsseldorf im Geiste der Chamisso-Schwabschen Bestrebungen das *Rheinische Odeon* begründet (1836 – 1839), das als fühlbarer Rivale des »Deutschen Musenalmanachs« erscheint. Eine eingehende Besprechung erfolgt gemeinsam mit diesem, da es nicht nur westdeutsche Dichter versammelt.

Im Rheinischen Jahrbuch für Kunst und Poesie, das in zwei Jahrgängen in Köln herauskommt, steht Freiligrath neben Matzerath und Simrock an erster Stelle als Herausgeber. Auch Adolf von Marées, der auch den »Deutschen Musenalmanach« beliefert, ist unter den poetischen Beiträgern und nährt sich von Dr. Fausts Einfällen »In Auerbachs Keller« (Jahrgang 1840, Seite 405-408).

Mit dem *Rheinischen Jahrbuch* (1846) versucht Schücking noch einmal ein repräsentatives Organ für das Rheinland zu schaffen, allerdings ohne landschaftliche Beschränkung. Nicht uninteressant sind die Beiträge, in denen vor allem bei der Prosa kaum noch Romantisches zu spüren ist. Dem eigentlichen Inhalt gehen zwölf Holzschnitte voraus, nach de Keysers Kompositionen zu Bogaerts »Lord Stafford«, einer Episode aus der ersten englischen Revolution, verkürzt in deutscher Sprache von Gustav Pfarrius wiedergegeben (ebd. Seite VII-XLII), von dem auch das Bruchstück aus der Geschichte eines rheinischen Grafengeschlechts stammt (ebd. Seite 41-121). Eingeleitet durch ein Huldigungssonett des Herausgebers folgen die größtenteils noch unveröffentlichten »Reliquien« (ebd. Seite 1-40) von A. W. Schlegel. Sie enthalten äußerst bissige Bemerkungen zu »Goethes und Schillers Briefwechsel«, sowie einen französischen Brief an eine Dame, in welchem Schlegels Verhältnis zu den religiösen Bekenntnissen freimütig dargelegt ist. Bauernfeld gibt mit seiner satirischen Fabel einen bemerkenswerten Beitrag zur Zeitdichtung. Am Schluß der »Reichsversammlung der Thiere« (ebd. Seite 122-135) wird dem begeistert »Es lebe das Reich! / Alle Thiere sind gleich!« gackernden Huhn vom Luchs der Kopf abgebissen mit der Bemerkung: »Halt den Schnabel! / Die Gleichheit ist Fabel!« Darauf packt ihn der Geier und trägt ihn samt dem Huhn in die Lüfte nach dem Grundsatz: »Und wer Flügel hat und Krallen, / Der ist der Mächtigste von Allen.« Der freiheitlich fortschrittliche Ton dieses Jahrbuchs wird noch betont durch zwei bisher ungedruckte Abschnitte »Aus Varnhagens Denkwürdigkeiten.« (1. Ungarn. 2. Nach dem Wiener Frieden. Seite 165-224). In Form eines Kunstgesprächs zwischen zwei Freunden entwickelt Gutzkow seine Theorie über eine Theaterschule (ebd. Seite 136-164), die »das schauspielerische Handwerkszeug« lehrt, das heißt lernen nicht wie bisher »durch Aesthetik, nicht durch Deklamationsübungen, nicht durch Gypsabgüsse, nicht durch Commentare und Redensarten über Shakespeare und Calderon, sondern durch stufenweise Erziehung des Schauspielers in uns... Ich ließe die jungen Männer und Mädchen immerhin tanzen, fechten, Geschichte lernen und etwas gelehrten Kram anhören, aber die Hauptsache müssen die praktischen Übungen sein... Auswendig wird nur selten etwas gelernt, sondern immer improvisiert...« Man solle, so fordert er weiter, »die Leitung des Unterrichts in die Hände guter Schauspieler und solcher Dichter und Aesthetiker« geben, »die wie z.B. Tieck sozusagen latente, nicht zum Durchbruch gekommene Schauspieler sind...« Der letzte Teil des Bandes, d.i. kaum ein Drittel, ist den lyrischen Beiträgen vorbehalten. Auch hier überwiegt das Realistische, natürlich mit Ausnahmen, wie etwa die versifizierte Heldensage von Karl Simrock (Seite 227-237) oder drei Gedichte J. Burckhardts (Seite 265-269), die epigonenhaft Vorbilder Goethes (z.B. »Der See im Walde« im »Fischer«-Ton) und der Spätromantik nachahmen. Neben historisch-politischen Gedichten von A. Grün (Seite 238-244) u. a. finden wir zwei Erstbeiträge Annettes (Seite 244-250): »Gastrecht«, eine Satire auf die in literarischen Kreisen häufig anzutreffende Unart, an einem neueingeführten Gast, kaum daß er den Rücken kehrt, kein gutes Haar zu lassen. Indem sie als Beispiel eine Ballade vom Kaliphen Mütassim einschaltet, der sogar an einem Sklaven, welcher ihn meucheln wollte, Gastrecht übt, da er ihn unbedachterweise hatte aus seinem Becher trinken lassen, versucht die Droste der herrschenden Unsitte zu steuern. In ihrem Gedicht »Auch ein Beruf« prägt sich ihre besondere Naturverbundenheit aus. Das Abschiedsgespräch mit einer Freundin, die nach Italien reist, wird jäh durch einen Platzregen unterbrochen. Man rettet sich unter einen Lindenbaum, dessen dichtes Laubdach schon einem ganzen Menschenhäuflein Zuflucht bietet:

»Wie kämpfte er mit allen Gliedern
Zu schützen was sich ihm vertraut!
Wie freudig rauscht er, zu erwidern
Den Glauben, der auf ihn gebaut!
Ich fühlte seltsam mich befangen,
Beschämt, mit hoch erglühten Wangen,
Hab in die Krone ich geschaut.«

Nach Sprüchen (ebd. Seite 273-277) von Gottfried Kinkel erscheint als Abschluß des Jahrbuchs, gleichsam den Geist einer neuen Zeit demonstrierend, Julius Dresels Gedicht »Das Dampfschiff« (ebd. Seite 278-279). Und doch vermag das dem Andenken des vor kur em verstorbenen Altmeisters A. W. Schlegel gewidmete Jahrbuch, das außergewöhnlich prächtig ausgestattet ist, nur mehr wenige Käufer anzulocken. Schücking spricht später allen Unternehmen ähnlicher Art zu jenem Zeitpunkt bereits die Existenzberechtigung ab, indem er ausführt, daß eine Zeit, welche in ihren literarischen Hervorbringungen dürftig sei, die noch seltenen Blumen der Dichtkunst in einem Musenalmanach zu einem Strauße sammeln möge. Wenn aber die literarische Produktion ohnehin an Hypertrophie leide, hälfen alle diese sie fördernden Jahrbücher, Almanache und Alben nur, die Fahrigkeit und Unordnung in den Köpfen zu mehren. (Lebenserinnerungen, Band 1, Seite 90).

Ein *Rheinischer Liederkranz* (1847), zum Besten der Armen gespendet von Arndt, Delius, Kinkel, Simrock u. a., ist der letzte dieser Art im sangesfreudigen Rheinland der Biedermeierzeit.

Westfalen, Niederrhein, Lippe-Detmold

Der durch die Wiener Kongreßakte geschaffenen politischen Einheit wie auch den Fürstenbergschen Reformen zur Hebung der allgemeinen Volksbildung dankt Westfalen, das Land zwischen Rhein und Weser, sein neu aufblühendes Kultur- und Geistesleben. Erst jetzt gewinnt die westfälische Lyrik wieder endgültig Anschluß an die gesamtdeutschen Literaturströmungen der Zeit, nicht zuletzt unter Mithilfe der westfälischen Almanache, die selbst über die alten Landesteile am Niederrhein und dem Niederstift Münster bis ins Emsland und nach Oldenburg hin das Netz ihrer Beiträger und Bezieher spannen.

Das *Driburger Taschenbuch* (1816) und Raßmanns *Neujahrsgabe* (1815) aus Münster sind noch wenig bemerkenswert.

In Grotes *Zeitlosen* (1817), an denen eine erhebliche Anzahl »Thusnelda«-Mitarbeiter beteiligt sind, selbst bekanntere Namen wie Blumenhagen, Gubitz, Haug, Klamer-Schmidt, hebt Casser[83] – dessen fundierter Untersuchung wir hier in den Hauptzügen folgen wollen – den noch stark rationalistischen Grundton hervor. Nicht nur die literarische Bedeutung dieses »Gewindes« ist daher gering, sondern auch seine landschaftliche. Denn außer dem Herausgeber selbst sind kaum westfälische Poeten beteiligt, nur Raßmann aus dem benachbarten Rheinland und einige andere. Karl Wilhelm Grote, der auch das *Münsterländische Poetische Taschenbuch* (1818) herausgibt, steht als Persönlichkeit am Beginn der bürgerlichen Epoche in der westfälischen Kulturgeschichte. Seine Bemühungen zielen auf eine Vereinheitlichung des geistigen Lebens in Westfalen, auf die Verbreiterung der Bildungsbasis durch Verringerung der Bildungskluft. So weist er in der Ankündigung seines Taschenbuchs mit Nachdruck auf dessen landschaftlich-münsterländische Begrenzung hin. Es gelte »ein anspruchsloses gemeinsames Streben zwischen den Söhnen eines biederen Volksstammes, damit wie im Leben so im Liede sie sich in fester Verbindung ansprechen mögen zur Ehre des Ganzen...« (Jahrbuch für Westfalen und den Niederrhein, Band 1, Seite 351 f.). Eine Betrachtung der Beiträge nach ihrem stofflichen Inhalt zeigt, wie tief diese Poesie bereits, ungeachtet des romantischen Einschlags, in der eigentlichen Sphäre der Biedermeierkultur steckt, deren Zufriedenheit, Häuslichkeit, familienhafte Gebundenheit des Erlebens, Denkens und Fühlens in ihr sich ausprägt. In formaler Hinsicht ist eine Mischung klassizistisch-romantischer Einflüsse vorherrschend.

Mit *Demeter*, dem »Sommertaschenbuch zum geselligen Vergnügen für alle Stände«, beginnt die Reihe westfälischer Taschenbuchunternehmen der dreißiger Jahre. Seine Eigenart besteht darin, daß es, abgesehen von zwei Ausnahmen, nur Übersetzungen aus dem Englischen und einen Beitrag aus dem Italienischen enthält. Die Begeisterung für englische Literatur steht im Zusammenhang mit den geistigen Interessen der Zeit. Seit Aufhebung der Kontinentalsperre wird das deutsche Schrifttum von ihr überflutet. Ihre Bannerträgerin in Westfalen ist Elise von Hohenhausen. Bereits seit 1828 werden englische Taschenbücher als Weihnachts- und Neujahrsgeschenke von den Buchhandlungen Münsters annonciert.

[83] P. Casser, a.a.O. S. 154.

Aus Lemgo im Lippischen kommt für 1831 ein poetisches Taschenbuch *Eros*, welches von Nikolaus Meyer, dem Redakteur des Mindener Sonntagsblattes, herausgegeben und verfaßt ist. 1832 meldet sich Dr. Pustkuchen-Glanzow mit seiner in Wesel verlegten *Viola* zu Wort.

Im Südosten der Provinz vertritt Moritz Bachmanns *Gunloda* die Literatur des Paderborner Landes. Wie der Name des Büchleins, der skandinavischen Mythologie entnommen, ist seine Grundhaltung romantisch, aber im Sinne etwa der Schwäbischen Schule, d.h. kein Verströmen in ungebundene Phantasien, sondern, dem westfälischen Charakter gemäß, Hinwendung zum Gegenständlichen, Geschichtlichen und Heimatkundlichen. Die auffallende Vorliebe der Beiträger für kraftvolle Persönlichkeiten aus der Geschichte, wie sie etwa in den Gestalten des Griechenführers Markos Botzaris und des Cheruskerfürsten Hermann dargestellt werden, läßt sich begreifen aus der Seelenhaltung der Zeit mit ihrem Bedürfnis nach Verherrlichung von Kraft und Genialität. Trägt doch der zeitliche Hintergrund, vor dem diese Dichtungen auftauchen, den Charakter politischer Knebelung und Tatenlosigkeit gleich der Gegenwart des Biedermeierbürgers, der, abgedrängt von ihrer politischen Gestaltung, in der Vergangenheit die Verkörperung seiner politischen Sehnsucht feiert. Sogar die Natur, die sich den Paderborner Poeten in der Schönheit des Teutoburgerwaldes unmittelbar darbietet, wird nicht um ihrer selbst willen betrachtet, sondern epigonenhaft in geschichtlichen Erinnerungen reflektiert. Auch Freiligraths Beiträge, so sehr sie stofflich und dem Sprachton nach zunächst über ihre Zeit hinauszuragen scheinen, sind letztlich eine Flucht vor dem Politischen und der Unerfüllbarkeit der Gegenwart zwar nicht in die Geschichte, aber in eine romantische Ferne. Hatten Byrons, Moores, Hugos orientalische Dichtungen entscheidende Anregungen in dieser Richtung gegeben, so enthält die hier erstmalig erscheinende malerisch-exotische Lyrik Freiligraths frühe Zeugnisse seiner lebensvollen, sprachmächtigen Meeres- und Orientschilderungen. (»Auswanderer«, »Die Tanne«, »Piratenromanze«.) Daß diese in der weiteren literarischen Öffentlichkeit nicht schon jene Begeisterung erregen, welche zwei Jahre später durch seine Gedichte in Schwabs und Chamissos Musenalmanach entfacht wird, ist einzig der provinziellen Beschränkung der »Gunloda« zuzuschreiben. Auch die zweite Gruppe seiner 13 Arbeiten (darunter »Prinz Eugen«), zum Teil sentimentale Gefühlslyrik seiner Frühzeit, zeigt in ihrer elegischen Grundstimmung (z.B. »Die Blüte«, »Der Tod«, »Das kranke Kind«) die Zeitbedingtheit seiner Poesie.

In den *Kränzen* (1834) – auch ein von Bachmann geleitetes Unternehmen, das außer einer Erzählung nur Gedichte bringt – bildet das rein lokale, heimatliche Element nur eine Randerscheinung. Vorherrschend ist die modische Weltschmerzdichtung und – gleichfalls aus der politischen Verstimmung der Zeit verständlich – der überschwängliche Amerika-Enthusiasmus. Auch hier begegnen wir wieder dem jungen Kaufmannslehrling mit einer Reihe von Beiträgen, vorwiegend afrikanischen Stimmungsbildern. Doch erst im Jahre darauf wird Freiligraths Name über die literarischen Grenzen Westfalens hinaus bekannt. Wie schon in der »Gunloda« vertritt Bachmann neben politischen Zeitgedichten die Gesellschaftssatire, welche in

kräftigen Seitenhieben die im biedermeierlichen Gesellschaftsleben Platz greifende Spießigkeit und innere Hohlheit der »gebildeten« Kreise treffen will.

Lies mich (1832-1834), von dem rührigen Verleger Wilhelm Langewiesche begründet, der auch einer der häufigsten Beiträger in allen drei Jahrgängen ist, zeigt weder provinzielle Tendenzen, noch bodenständig-vaterländischen Charakter. Unterhaltung mit belehrendem Einschlag ist das Ziel dieses belletristischen Taschenbuchs; die Prosabeiträge, Novellen und Erzählungen nehmen den breitesten Raum ein; nur der dritte Jahrgang enthält zwei dramatische Stücke. In diesem tritt auch eine Sammlung von Epigrammen und Reimsprüchen hervor, nicht mehr die übliche satirische Plänkelei allgemeinen Inhalts, sondern gemünzt auf bestimmte Persönlichkeiten und Erscheinungen des zeitgenössischen literarischen Lebens. Die sechs Gedichte Freiligraths zum Jahrgang 1834 stammen aus der Amsterdamer Zeit. Durch ihre ausgeprägte Individualität überragen sie bei weitem die übrigen lyrischen Beiträge des Taschenbuchs und zeigen, wie weit die Berührung mit dem bunt bewegten Treiben der niederländischen Hafen- und Welthandelsstadt die Quellen seines Schaffens erschlossen hat. Im Ganzen macht sich bei der sonst schwach vertretenen Lyrik eine deutliche Abwendung von nachromantischer Gefühlspoesie bemerkbar. Das stoffhungrige Publikum weiß mit rein lyrischer Dichtung nur mehr wenig anzufangen. Im weitesten Umfang kommt die Prosa seinem Unterhaltungsbedürfnis entgegen. Daneben vermag sich fast nur die Verserzählung, meist in Balladenform, zu behaupten. So liefert der Inhalt dieses Taschenbuchs den Beweis für eine entschiedene Änderung des Lesergeschmacks in den Dreißigerjahren.

Mehr Beachtung als Agnes Franz mit ihrem *Niederrheinischen Taschenbuch* (1834) erzielt Mathilde von Tabouillot als Herausgeberin zweier Büchlein, den letzten dieser Literaturgattung in Westfalen vor 1848. Der mit kaum zwanzig Jahren schuldlos geschiedenen, zurückgezogen lebenden Rheinländerin bringt man große Teilnahme entgegen. Die erste Frucht ihrer literarischen Tätigkeit seit der Übersiedlung nach Münster ist der *Heimatgruß* (1840), eine »Pfingstgabe«, die allerdings nicht nur Erstveröffentlichungen darbietet. Einige darin enthaltene Gedichte von Lenau, Rückert, Grün, Heine, Freiligrath u. a. lassen sich als schon früher gedruckt nachweisen. Ein verunglückter Dramenversuch Schückings entstammt dem begeisterten Studium provenzalischer Literatur und Kultur seiner Frühzeit. Doch Junkmanns Mundartgedicht »Wat kiekt us de Stärnkes so fröndlik an...« gehört zum Besten niederdeutscher Lyrik.

Da Bachmanns *Hermann(s)-Taschenbuch* (1842) zeitlich vor dem nächsten Unternehmen der Tabouillot liegt, wird seine Besprechung vorweggenommen. Während in den dreißiger Jahren politische Tendenzen erst verdeckt aufscheinen, ist der Inhalt dieses Taschenbuchs, das symbolhaft den Namen des germanischen Befreiers trägt, zwar auch aus geschichtlicher Begeisterung, noch mehr aber aus den politischen Nöten der Gegenwart heraus gewachsen. Sein Zweck ist, wie es in der Vorrede heißt, »als eine Stimme der deutschen Literatur den Sinn für die Teilnahme an dem großen Werk zu wecken«, nämlich die Errichtung eines Herrmann-Denkmals, nicht als Ausgeburt einer denkmalsüchtigen Zeit, die bloß in Statuen und Bildern das Große der Vergangenheit ehrt, vielmehr »eine Warnung den Fürsten und dem Volk, soll es beiden auch eine Ehrensäule sein, die zeuge, daß die wahre Freiheit geachtet werde, soweit die deutsche Zunge klingt.« Dieser mit fast jungdeutscher Aktivität ausgestoßene Ruf nach politischer Freiheit tönt nun nach 1840 immer unüberhörbarer und läßt sich, wie wir an manch weiterem Beispiel noch sehen werden, auch in der Taschenbuchliteratur nicht mehr ganz unterdrücken.

In den *Producten der rothen Erde* (1846) entsteht, parallel zum »Rheinischen Jahrbuch« und vermutlich nach dessen Vorbild, noch einmal ein westfälisches Unternehmen, das sich die Aufgabe stellt, die literarischen Kräfte der Provinz allgemein nach objektiven Gesichtspunkten zu sammeln. Der Inhalt ist in vier Gruppen gegliedert: biographische Skizzen, Novellistik, Lyrik, Epigramme. Von den Erzählungen, die mehr oder weniger moralisierend – didaktisch akzentuiert sich der Mittel einer objektiven Darstellungstechnik bedienen, weichen zwei Beiträge ab, die in ihrer Auffassung von Liebe und Ehe im Bannkreis jungdeutscher Ideen stehen. Die Darstellung trägt ausgesprochen subjektivistische Züge; im Stil läßt sie den Einfluß Jean Pauls und E. T. A. Hoffmanns erkennen, der sonst bei den westfälischen Taschenbuchepigonen kaum nachweisbar ist. Aus dem Bemühen der Herausgeberin, die Dichterstimmen der roten Erde möglichst vollzählig zu Worte kommen zu lassen, erklärt sich die für ein rein landschaftliches Unternehmen beträchtliche Zahl von Beiträgern. Unter ihnen finden wir auch Freiligrath und erstmalig Annette von Droste-Hülshoff mit den drei Gedichten: »Das Bild«, »Das erste Gedicht«, »Durchwachte Nacht«; obgleich nicht ihre besten, werden sie in einer Rezension des Jahrbuchs, zusammen mit der religiösen Lyrik Sallets, als Glanzpunkte der Sammlung gerühmt. (Westfälischer Merkur 1847, 25.) Trotz seines Umfangs und der klangvollen Namen einiger Mitarbeiter erlebt das »Westfälische Jahrbuch«, wie das Büchlein im Untertitel genannt wird, keine Fortsetzung. Mit bissiger Satire und strenger Kritik öffnen Grabbe, Freiligrath, Schücking, Immermann u. a. ihren Landsleuten die Augen darüber, wie sehr »die welken Blätter am Baume unserer Lyrik die frischen duftigen Blumen bedecken«[84]. Aus dem »Wuste des Mittelmäßigen« gehen jetzt selbständige Ausgaben ihrer Werke hervor, die der westfälischen Dichtung eine Stellung in der gesamten deutschen Literatur sichern.

b. *Nordwest-, Nord- und Nordost-Deutschland*

Ostfalen

Die Almanachunternehmen der übrigen niederdeutschen Landschaften können sich weder an Zahl noch Bedeutung mit den westfälischen messen.

An der Göttinger Universität, dem geistigen Zentrum des alten welfischen Ostfalen, ruht bei dem kaum erst geschiedenen Nebeneinander von Dichtung und Wissenschaft um 1815 das Schwergewicht durchaus auf dem wissenschaftlichen Bereich. Am volkhaften Geist der Vorlesungen Georg Gottfried Beneckes, der die Arbeitsweise der klassischen Altertumskunde auf

[84] Nach P. Casser, a. a. O. S. 261.

die Germanistik übertrug, hatte sich die Jugend entzündet. 1832 erscheint ein *Neuer Göttinger Musenalmanach,* der freilich mit dem berühmten poetischen Sammelpunkt des 18. Jahrhunderts nur den Titel gemeinsam hat. Zwei Jahre vorher war in Braunschweig das Taschenbuch *Centifolie* herausgekommen.

Hannover

Eine der interessantesten Persönlichkeiten im geistigen Leben des Königreiches Hannover zu Ende der dreißiger Jahre ist Karl Goedeke[85], den der Literarhistoriker vor allem als Begründer des »Grundrisses« kennt. Zugleich Kritiker, Journalist und Dichter, ein Typus seiner Zeit, nimmt Goedeke Stellung im literarischen Streit der Epigonen-Partei: Hie Goethe – hie Menzel, hie Romantik – hie Jungdeutschland, hie Platen – hie Heine! Seine Kritiken, die zu den meistgelesenen gehörten, galten etwas in Deutschland. Goethe verehrend liebte er – auch darin zeittypisch – Schiller. Den Schwaben fühlt er sich innerlich verwandt. Das »Stuttgarter Morgenblatt« unter Schwabs Leitung hatte auch ihm, wie so vielen, den Weg in die Öffentlichkeit geebnet. Dichterisch tätig ist er fast nur in dem kurzen Zeitraum von 1837-1841. In Form, Motiv und Tendenz ist der Einfluß Platens unverkennbar. So nimmt es nicht wunder, daß Jakob Grimm in dem Fünfundzwanzigjährigen den würdigen Nachfolger des Grafen begrüßt. Seine Gedichte, die ihm ungewöhnlich leicht in anmutigen Versen, auch in kunstvollen Formen, vor allem dem Sonett, aus der Feder fließen, sind z.T. unter dem Pseudonym Karl Stahl und Ernst Fröhlich gedruckt. Wir finden sie z.B. im »Rheinischen Odeon«, dessen Herausgeber ihn persönlich besuchte, um ihn als Mitarbeiter zu werben, sowie in Tauchnitz' »Deutschem Musenalmanach«. In seinen Novellen zeigt Goedeke sich den Jungdeutschen am nächsten verwandt. Seine der Gegenwart entnommenen Stoffe wollen nicht nur ergötzen, sondern verfolgen auch das Ziel, die Gebrechen der Zeit ohne Sarkasmus aufzudecken und zu sittlicher Erneuerung aufzurufen. Mit dem *Novellen-Almanach* (1843) beginnt seine später so fruchtbare Herausgebertätigkeit. Ein noch in Celle gefaßter Plan, in einem Taschenbuch die besten deutschen Dichter zu vereinigen, blieb unausgeführt.

Schleswig

Die nordsächsischen Herzogtümer Schleswig und Holstein standen zu Dänemark in ähnlichem Verhältnis wie Hannover bis 1837 zu England. Das Taschenbuch *Eidora* ist zweisprachig. Zu den deutschen Beiträgern gehören u.a. Karl Baldamus, Friederike Brun, Fouqué und der Herausgeber Garetthausen. Von dänischen Schriftstellern tragen bei: Hoegh – Guldberg, Juliane Marie Jessen, B. S. Ingemann, D. W. Lewetzow.

Ostfriesland

Ein auf Ostfriesland lokalisiertes Taschenbuch, begründet von H. Gittermann, Prediger in Emden und Verfasser kleiner Heimaterzählungen, erhält sich 20 Jahre hindurch einen Leserkreis.

Bremen-Hamburg

Die Hansestädte waren nach den napoleonischen Kriegen wieder frei geworden. Einem nur zwei Jahrgänge umfassenden *Bremischen Almanach* steht in Hamburg ein rein poetisches Unternehmen gegenüber, das als *Nordischer Musenalmanach* in die Literatur eingegangen ist. Bereits für 1817 sammelt er Beiträge aus Lübeck, Hamburg und Schleswig-Holstein und erscheint mit wechselndem Titel bis 1826. Sein Herausgeber, der sich unter dem Schriftstellernamen Theobald und Winfried auf seinem Landsitz der Dichtkunst widmet, vertritt noch den Geist der vorromantischen Generation, aus der auch ein Großteil der Beiträger kommt.

Dagegen scheint Georg Lotz mit seinem Taschenbuch *Wintergrün,* das nur Prosabeiträge enthält, zunächst dem Zeitgeschmack vorauszueilen. Die lange Laufzeit (1821-1849) beweist jedoch, wie er gerade damit den Geschmack des breiten Lesepublikums trifft. Neben Erzählungen und Novellen von August Lewald, dem Königsberger Hoffmann-Nachahmer, und Dräxler-Manfred, der später die Redaktion des »Rheinischen Taschenbuchs« übernimmt, steuert Lotz selbst[86], der früh erblindete Hamburger Poet, unermüdlich Prosastücke bei. Freilich dient diese Massenproduktion ausschließlich der Unterhaltung eines mehr oder weniger gebildeten Bürgertums, doch zeigt sie zugleich, wie der Biedermeiermensch in der Beschäftigung mit der Literatur sich ein Zwischenreich zu schaffen vermag, das auch ein ungewöhnlich schweres Leben leichter machen und der fast völligen körperlichen Ohnmacht die Bitterkeit nehmen kann. Nicht zuletzt dank des geselligen Talents der mit ungewöhnlicher Lebenskraft begabten Gattin, die nach seinem Tod die literarische Herausgebertätigkeit fortsetzt, wird Lotzens Haus zum Treffpunkt aller, die an Hamburgs Theater- und aktuellem literarischen Leben interessiert sind.

1824 erscheint außer einem belletristischen *Taschenbuch für fröhliche Gesellschafter* mit kleinen Geschichten, Anekdoten, Briefen, Gedichten und dramatischen Szenen, auch das *Elegante Taschenbuch* des Hamburger Dialektdichters und Übersetzers englischer Romane J. N. Bärmann. Es enthält nur eigene Gedichte sowie eine Dramenübersetzung aus dem Spanischen (ebd. Seite 1-174).

Ende der dreißiger Jahre bringt Theodor Mundt, Hegelianer und vielseitiger Tagesschriftsteller jungdeutscher Prägung, in Altona den Almanach *Delphin* in zwei Jahrgängen heraus.

1831 hatte K. G. Prätzel in Hamburg sein von O. Speckter reizvoll illustriertes Märchen »Hildrian« unter dem Titel *Festrosen* auch in Taschenbuchform veröffentlicht.

Wohl angespornt durch die rheinischen und westfälischen Jahrbücher vereint das 1847 allerdings in Merseburg herauskommende *Norddeutsche Jahrbuch für Poesie und Prosa* eine Reihe bekannter Namen: den Lübecker Geibel (drei »Herbstlieder«, Seite 178-182), in dem Goedeke den Dichter einer neuen Zeit verehrt, den Ostfalen Hoffmann aus dem hannoverschen Fallersleben, Justinus Kerner, dessen Bruder Georg in Hamburg wirkte und dessen »Poetischer Almanach« hauptsächlich Romantiker aus Norddeutschland zu Mitarbeitern hatte. Vor allem ist Mörike – vielleicht seiner norddeutschen Abstammung wegen – mit sieben Gedichten im Erstdruck vertreten. Er leitet (ebd. Seite 149-161) den lyrischen Teil des Jahrbuchs mit der »Schönen Buche« ein, diesem wundervoll naturnah geschilder-

[85] Vgl. P. Alpers, Karl Goedeke. Bremen-Horn 1949.

[86] Vgl. Georg Lotz. 1784-1844. Aus d. literar. Leben d. hamburg. Biedermeier. Hrsg. H. Blumenthal. Hamburg 1934.

ten Baumerlebnis. Es kann in seiner künstlerischen Intensität als ein Gegenstück zu Annettens Lindengedicht gelten, das ein Jahr zuvor im »Rheinischen Jahrbuch« erschienen war. Was dort dramatisch durchlebt, ist hier episch geschaut. Es folgen der liebenswürdige »Petrefactensammler« und »An Philomele« mit der humoristischen Schlußstrophe. Die satirische »Epistel. An Longus.« und die »Erbauliche Betrachtung«, seinem Paar Wanderstiefel gewidmet, sind Kabinettstücke realistischer Kleinkunst in poetischer Verklärung. Den Abschluß bilden die »Inschrift auf eine Uhr mit den drei Horen« nach Theokrit und der Goethe nahe Hymnus an den »Rheinfall bei Schaffhausen«.

Pommern

Bei unserer Suche nach provinziellen Vertretern der Almanachgattung treffen wir in Pommern auf das *Jahrbüchlein deutscher Gedichte* (1815), das sich formal und stofflich noch als romantisches Unternehmen ausweist. Aus dem Wunsch des Herausgebers geboren, »auch hier im Norden einen Dichtergarten anzulegen«[87], kann es infolge der Kriegswirren erst jetzt erscheinen. Für die in vier Gruppen nach der Dichtungsform geordneten Beiträge zeichnen neben Heinrich Ludwig Giesebrecht, der in Stettin einen ganzen Kreis von Schülern erzog, und seinen drei Brüdern auch Nichtpommern wie Chamisso, Fouqué, Loeben, Uhland als Verfasser. Mitte der dreißiger Jahre stoßen wir wieder auf ein Pommersches Unternehmen, *Des Bettlers Gabe*, das als Prosataschenbuch dem neuen Publikumsgeschmack folgend sich bis zum Revolutionsjahr halten kann.

Mecklenburg

Während dieses zeitweise außer Kolberg, Cöslin und Berlin auch das mecklenburgische Stralsund zum Verlagsort hat, kann ein in Wismar erscheinendes *Norddeutsches Taschenbuch* (1836) sich bei der Leserschaft nicht durchsetzen, so daß der erste Jahrgang zugleich sein letzter ist.

c. *Ostdeutschland*

Die führenden Kreise Ost- und Westpreußens, welche vorwiegend mit staatspolitischen wie philosophischen Fragen beschäftigt sind, scheinen an einem größeren landschaftlichen Almanachunternehmen wenig interessiert.

Ostpreußen

Zwei Taschenbücher aus Königsberg (1829, 1846) – an jenem für 1846 ist auch Johann Jacoby, der geistige Führer der Königsberger Hochschulgeneration in den dreißiger Jahren, beteiligt – haben nur lokale Bedeutung.

Westpreußen

Die *Feldblumen* (1826) der Danziger Schriftstellerin Ihna Neumann enthalten nur zwei langatmige Erzählungen der Herausgeberin.

Schlesien

Schlesien, dessen Stellung unter den deutschen Landschaften von jeher eine besondere war, hatte nach dem »Göttinger Musenalmanach«, der ja kein landschaftliches Unternehmen war, 1773-1774 das erste provinzielle Musenbüchlein herausgebracht und seither immer wieder neue Sammlungen ähnlicher Art erscheinen lassen. Auch in der Zeit nach 1820 bleiben die Schlesier[88] ihrer Vorliebe für schöngeistige Almanache und Taschenbücher treu. Freilich kommt, trotz größerer formaler Vollkommenheit, den Unternehmen nach der Jahrhundertwende nicht mehr die kulturelle Bedeutung der früheren zu; denn inzwischen hatte der Bildungsstand Schlesiens wieder das allgemeine Niveau Deutschlands erreicht. Ein Großteil der neuen Jahrbüchlein bringt kaum Erstveröffentlichungen ihrer nun auch in der deutschen Literatur sich wieder zeigenden Stammesdichter, sondern überwiegend Machwerke von Dilettanten.

Es mag charakteristisch für die Geschmacksrichtung sowohl des Lesepublikums als auch für die Literaturentwicklung Schlesiens im Biedermeier überhaupt sein, daß wir hier nach 1815 keineswegs zuerst auf ein romantisch beeinflußtes lyrisches Unternehmen stoßen, vielmehr auf einen *Geschichten- und Anekdoten-Almanach* (1820), der in ähnlicher Art für 1823 eine Fortsetzung hat.

Das *Schlesische Taschenbuch* (1824-1829), von einem Warmbrunner Badearzt herausgegeben, enthält die übliche Mischung von Gedichten, Erzählungen und dramatischen Stücken, wobei der Hauptakzent bereits auf dem Prosateil ruht. Unter den Beiträgern tritt hier noch einmal Contessa auf, der die Almanache vor 1800 beliefert hatte.

Im *Schlesischen Musenalmanach* (1826f.), der auch Porträts älterer und neuerer meist einheimischer Autoren mit biographischen Skizzen bringt, geben sich vor allem ostdeutsche Schriftsteller der jungen Generation ein Stelldichein. Trotz bekannter Namen wie Alexis (mit »Fridericus Rex – unser König und Herr«, Jahrgang 1833), Eichendorff, Gaudy, Laube, Hoffmann von Fallersleben und Holtei (z. B. mit Parodien wie »Es giebt nur ein Weimar«, ebd. 1830, Seite 195-196), ist die Mehrzahl des Eingesendeten recht unbedeutend. Mangels brauchbarer Beiträge fallen die Jahrgänge 1831-1832 aus. Die ablehnende Kritik zwingt schließlich den Herausgeber, auch Erzählungen in Prosa aufzunehmen, nachdem er schon vorher vereinzelt kleine Prosastücke (Parabeln etc.) gebracht hatte.

Ein Treffpunkt künstlerischen und literarischen Lebens in Breslau ist der Künstlerverein. Er tritt Anfang des vierten Jahrzehnts mit zwei poetischen Sammlungen hervor. Den Hauptanteil bestreitet Hoffmann, der hier als Bibliotheksbeamter und Professor für deutsche Sprache und Literatur wirkt, mit Liedern und einer Abhandlung über Luthers Verdienste um die deutsche Sprache. Karl Witte, der Übersetzer und Herausgeber Dantes, ist mit Sonetten und einem Aufsatz über das italienische Volkslied vertreten, der Literarhistoriker August Kahlert mit Gedichten. Karl Schall, Journalist und Lustspieldichter, von Laube die lustige Person Schlesiens, der beste Schauspieler unter den Schriftstellern genannt[89], steuert Trinklieder bei. Wohl der beste *Archiv*-Beitrag ist Kopischs, des aus Breslau stammenden Malerdichters Novelle »Ein Karnevalsfest auf Iskia«. In ihr sind die Eindrücke seiner Italienfahrt dichterisch verarbeitet.

[87] nach R. Pissin, a.a.O. Sp. 189.

[88] Vgl. auch i. Folgenden R. Herzog, Die schlesischen Musenalm. von 1773-1823. (Breslauer Beiträge z. Literaturgeschichte. H. 23. Breslau 1912. S. 144ff.

[89] Nach J. Nadler, Geschichte der dt. Literatur, Wien 1951. S. 513.

Als völlig mißglückt muß man daneben die *Poetischen Versuche* eines Breslauer Dichterkränzchens bezeichnen, dessen Mitglieder sich die Aufgabe stellen, Themen wie den »Abschied von der Geliebten« oder den »Nachtwächter« zu besingen, um dann die nach ihrer Ansicht bestgelungenen Varianten der Öffentlichkeit im Druck mitzuteilen.

Kein poetisches, sondern ein vorwiegend heimatkundlich-»vaterländisches Produkt« ist das Taschenbuch *Silesia*, welches, seinem Namen verpflichtet, fast nur Schlesisches bietet.

Das Ende der dreißiger Jahre bringt in Schlesien gleich drei der Prosa gewidmete Unternehmen, die freilich von unterschiedlichem literarischem Wert sind. Während *Schneeglöckchen* und *Angelina* ihren Lesern vor allem heimische Kost auftischen, weist die *Helena* lediglich durch den Herausgeber und die in der Mehrzahl aus dem ostdeutschen Raum stammenden Mitarbeiter auf ihren landschaftlichen Ursprung hin. Einzelne Autoren sind vielbeschäftigte Taschenbuchnovellisten: Wachsmann, Herloßsohn, Friedrich August von Heyden, ein Danziger, welcher unter dem Pseudonym Emmerentius Scävola schreibt, sowie Gustav von Berneck, der als Bernd von Guseck signiert. Mit Vorliebe wird der Leser in fremde Länder und vergangene Zeiten geführt; es überwiegen die Sittenbilder und historischen Novellen. Die dichterisch wertvollen Beiträge dieses Taschenbuchs sollen im vierten (s. Inhalt) Teil unserer Arbeit besprochen werden.

Anfang des fünften Jahrzehnts kommt noch einmal ein an Lyrik reicher Almanach heraus, der Gedichte von Breslauer Studenten der Jahre 1841 und 1842 sammelt. Ein drittes Bändchen erscheint nicht mehr. Freytag, der Herausgeber des zweiten Jahrgangs, zeigt keine Lust zu weiterer Redigierung[90].

Die *Egeria* (1848), ein »Taschenbuch für Bilder aus dem Volksleben«, liegt bereits weitgehend auf der Linie der Volkskalender, die ja zu diesem Zeitpunkt die schöngeistigen Almanache und Taschenbücher ablösen.

d. *Mitteldeutschland*

Berlin, das geistige Zentrum auch des neuen, stark vergrößerten Preußen, steht im unmittelbaren Wirkungsbereich der romantischen Kräfte, die von hier aus in alle preußischen Provinzen ausstrahlen. So erscheinen hier in den ersten Jahren der von uns betrachteten Epoche eine Reihe von Almanachunternehmen, an denen noch einmal namhafte Vertreter der jüngeren Romantik führend beteiligt sind.

Berlin

Zum Teil noch aus dem Erlebnis der Befreiungskriege gestaltet sind die *Bundesblüthen*, die lyrische Sammlung von fünf zu einem poetischen Bund vereinigten Sängern: es sind dies die Grafen von Blankensee und Kalckreuth, Wilhelm Hensel, Wilhelm von Studnitz und Wilhelm Müller, dessen Jugendgedichte hier veröffentlicht werden (Jahrgang 1816, Seite 171-222).

Gaben der Milde (1817-1818) spenden in Reim und Prosa: Arnim mit seinem »Tollen Invaliden auf dem Fort Ratonneau« (4. Bändchen, Seite 75-124), Clemens Brentano mit der »Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl« (2. Bändchen, Seite 7-81), E. T. A. Hoffmann mit »Erscheinungen« (ebd. Seite 115-133), in denen Anselmus, der Held des Märchens vom »Goldenen Topf« und der Archivarius Lindhorst auftauchen; Wilhelm Müller u. a. mit drei »Müllerliedern« (4. Bändchen, Seite 214-216), darunter das von Schubert 1823 vertonte »Das Wandern ist des Müllers Lust...«. Aus der Vielzahl von Beiträgen sei noch das Gedicht »Wonne des Lebens« (2. Bändchen, Seite 1) genannt, welches Goethe dem Herausgeber dieser vier Bändchen »Für die Bücher-Verloosung zum Vortheil hülfloser Krieger« mit einer eigenhändigen Zeichnung zu Weihnachten 1816 geschenkt hatte.

Friedrich Förster, der Freischarkämpfer und Pfleger romantischen Geistes von 1813, jetzt Lehrer an der Berliner Artillerieschule, versammelt ein letztes Mal zwanzig Romantiker aus ganz Deutschland, Meister und Schüler – unter letzteren auch Hensel und seine Schwester Luise – zu einer *Sängerfahrt*, die nach künstlerischer Ausstattung und dichterischem Gehalt fast durchweg lobend von der Kritik hervorgehoben wird[91]. Zusammen mit einer eingehenden Besprechung des aus Paris zurückgebrachten Danziger Gemäldes »Das jüngste Gericht« (Jahrgang 1818, Seite II-VI) sowie einem Bericht »Ueber die Gemäldesammlung der Herren Boisserée und Bertram« (ebd. Seite VII-XVII) bilden lyrische (u. a. Tiecks Stanzen »Bei der Abreise einer Freundin«, Seite 112-114 und das Sonett »An Stella«, Seite 129), dramatische (u. a. 1. Akt des Schauspiels »Das Donauweib« in Tieckscher Bearbeitung, Seite 7-38) und novellistische Arbeiten (z. B. Arnims Erzählung »Seltsames Begegnen und Wiedersehen«, Seite 71-106, Brentanos »Aus der Chronicka eines fahrenden Schülers«, Seite 234-258 – beide wohnten damals in Berlin) den Inhalt des Taschenbuchs, das noch die Frische echt romantischen Fühlens zeigt.

Helmina von Chézys *Aurikeln* bringen neben Lyrik (u. a. vier Gedichte Kerners, Jahrgang 1818, Seite 222-226) und poetischer Prosa ebenfalls Abhandlungen über altdeutsche Kunstwerke. Für den interessantesten Beitrag dieser »Blumengabe« erklärt die Zeitung für die elegante Welt (1818, Nr. 14) die Lebenserinnerungen der Herausgeberin (Jahrgang 1818, Seite 1-190). Sie werden »meinen Leserinnen (Frauen sollten nur für Frauen schreiben) mit freundlicher Liebe« dargereicht und enthalten auch eine Auswahl aus den hinterlassenen Papieren ihrer Großmutter, der Karschin, nebst Briefen namhafter literarischer Persönlichkeiten an diese und Helmina selbst. Ein halbes vergangenes Jahrhundert wird wieder lebendig.

Neben diesen letzten künstlerisch geschlossenen Unternehmen der Romantik erscheinen gleichzeitig als Almanache dilettierender Einzelgänger *Poetische und dramatische Versuche* – darin ein Einakter »geschrieben zum Empfange der zurückkommenden Vaterlands-Vertheidiger« – und *Nachtviolen* mit Prosa und Gedichten von Korth, Langbein u. a., die eine kurze ablehnende Anzeige in der »Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung« (1816, Nr. 132) erfahren.

Das Taschenbuch *Momus* mit Anekdoten und Lyrik von Karl Müchler, dem Herausgeber einer jahrgangreichen, bei den

[90] Vgl. Freytag, Erinnerungen aus meinem Leben. Ges. Werke. 2. Aufl. Bd. 1. S. 103f. nach R. Herzog, a.a.O. S. 147.

[91] Vgl. R. Pissin, a.a.O. Sp. 257f.

Lesern so beliebten Anekdotenserie, bildet den Übergang zu einem charakteristischen Vertreter der Berliner Almanachgattung im Biedermeier.

Der *Berlinische Taschenkalender*, auch Berliner Taschenbuch genannt, ist für ein gemischtes Publikum berechnet und, durch Jahrzehnte laufend, genötigt, in seinen Beiträgen eine literarische Mittelstraße einzuhalten, ohne sich auf ein ausschließlich romantisches Programm festzulegen. Außer einem Verzeichnis der deutschen Postverbindungen und Orte enthält fast jedes der umfangreichen eng bedruckten Bändchen ein Kalendarium und eine genealogische Übersicht der Fürstenhäuser Europas. Der Inhalt ist unterschiedlich; teils überwiegt das Lehrhaft-Praktische; lokale Elemente sind vorherrschend. Der Beschreibung zahlreicher Kupfer, welche Ansichten von Berlin und seiner Umgebung zeigen oder Szenen aus beliebten Dramen: »Ahnfrau«, »Donna Diana«, »Leben ein Traum«, »Die deutschen Kleinstädter« etc., folgen meist literarisch-biographische, historische, geographische oder kunstgeschichtliche Aufsätze namhafter Gelehrter. Das Kernstück jedes Jahrgangs bildet eine Erzählung oder Novelle. Lyrik spielt eine untergeordnete Rolle; zum Teil sind es Übersetzungen aus Gedichten Lord Byrons und Campdells. Der Jahrgang 1847 enthält eine siebzehnstrophige Huldigung des bayerischen Kronprinzen an seine verstorbene Schwiegermutter, Prinzessin Wilhelm von Preußen. Auch eine romantische Oper wird dem Leser im Erstdruck vorgeführt »Aucassin und Nicolette oder: Die Liebe aus den guten alten Zeiten nach der Sage eines provenzalischen Troubadours« (Jahrgang 1820-1821, Seite 121-198, 131-190), verfaßt von einem der Hoffmannschen Serapionsbrüder, Koreff, der auch noch mit Gedichten vertreten ist. Das Bändchen für 1824 bringt Immermanns einaktiges Schauspiel »Die Brüder« (Seite 191-244). Unter den populärwissenschaftlichen Abhandlungen scheinen erwähnenswert die Hensels über Tasso (Jahrgang 1821, Seite 9-40), Raumers über Berliner und preußische Geschichte der jüngsten Vergangenheit (Jahrgang 1847, Seite 49f.), des Königsbergers E. A. Hagen über mittelalterliche Kunstvorstellungen (Jahrgang 1849), noch ganz im Geiste Wackenroders gehalten. Den bedeutendsten Beitrag dieser Art leistet A. W. Schlegel mit seiner Darstellung Indiens, die mit jeweils über 100 Seiten durch drei Jahrgänge (1829-1831) fortgeführt wird. Sie gibt erschöpfend Auskunft über die historisch-geographische Lage des Landes sowie über seine religiösen, wissenschaftlichen, künstlerisch-literarischen und wirtschaftlichen Verhältnisse bis auf die neueste Zeit. Mit einer »Landeskunde von Indien« (ebd. 1829, Seite 87-210) zur Erklärung der beigefügten Karte vervollständigt Carl Ritter das Gesamtbild dieses eben erst für deutsche Sprachwissenschaft und Dichtung neu entdeckten orientalischen Reiches. Den Hauptwert des Taschenbuchs, das in seinen letzten Jahrgängen literarisch bedeutungslos wird, machen neben Tiecks gegen die Burschenschafter als neue Jenaer Geheimbündler gerichteten Novelle »Glück gibt Verstand« (Jahrgang 1827) die beiden Prosabeiträge E. T. A. Hoffmanns aus. (Jahrgänge 1820-1821.) In ihnen erweist sich seine zwar großstädtische, doch keineswegs nur an den Berliner Bereich gebundene Landschafts- und Seelenkunst.

Das dritte Jahrzehnt bringt noch zwei nachromantische lyrische Almanache, den von Julius Curtius für Berlin sowie den *Altmärkischen Musenalmanach*, als provinzielles Unternehmen der Mark Brandenburg für 1829 in Stendal erscheinend. Im gleichen Jahre meldet sich auch der Berliner Sonntagsverein mit einer poetischen Sammlung, die unter neuem Titel 1832 fortgesetzt wird. Dieser 1827 von Moritz Saphir begründete Verein, dessen Mitglieder – darunter der Novellist Herloßsohn – sich auch »jüngere Serapionsbrüder« nannten, gewinnt nach seiner Umbenennung in »Tunnel über der Spree« in wenigen Jahren als literarischer Sammelpunkt des romantisch-vaterländischen Berlin für den Nachwuchs Bedeutung. Strachwitz, Kugler, seit 1844 Fontane u. a. gehören ihm an.

In den Dreißigerjahren erscheinen, wohl angeregt durch das Weidmannsche Unternehmen, zwei auf Berlin beschränkte, rein lyrische Jahrbüchlein: der *Musenalmanach* für 1831, herausgegeben von Horter, und der *Norddeutsche Frühlingsalmanach* (1836-1837). Letzterer schafft dem Almanach von Chamisso und Schwab Entlastung von einer beträchtlichen Zahl bedeutungsloser Berliner Dichterlinge.

Den Abschluß der lokalen Berliner Almanachveröffentlichungen bilden zwei Taschenbücher, das *Deutsche Taschenbuch* (1837-1838) und das Berliner. Ersteres hat seinen Schwerpunkt im Prosateil; der lyrische ist nebensächlich, obwohl Chamisso, Eichendorff, Geibel, Gaudy, Kopisch beitragen. Bewährte Taschenbuchnovellisten arbeiten mit wie Leopold Schefer, der von Jugend auf in Berlin lebende Theodor Mügge, Häring (»Herr von Sacken«, Jahrgang 1837; »Aehrenlese vom deutschen grünen Hügellande«, Jahrgang 1838) sowie dessen Vetter Ludwig Rellstab, Musikkritiker an der Vossischen Zeitung. Neben dem bescheidenen Talent des unglücklichen Heinrich Stieglitz ist auch der Danziger Kunstschriftsteller und Antihegelianer O. F. Gruppe vertreten; desgleichen die Jungdeutschen F. G. Kühne und Theodor Mundt, letzterer aus Potsdam, mit einem Lebensbild des Fürsten Pückler-Muskau (Jahrgang 1837, Seite 1-63). In seiner »Physiognomie der deutschen Literatur in den Jahren 1835 und 1836« (Jahrgang 1837, Seite 147-219) gibt Hermann Marggraff einen Überblick über die »Progoethe- und Antigoethesche Literatur« und kommt zu folgender Feststellung:

»Goethe... ist noch immer das eigentliche Standbild unserer Literatur, ... das jochende Querholz, worunter wir alle hindurch müssen... Er ist der Gott Apollo, der flötenspielende Dictator auf unserem Musenberge, ... einer, der nur nach sich selbst zählt, eine selbst eigene Größe..., die absolute Nationalgottheit. Man kann sagen, daß auch die jüngste Literatur, um sich fortzubewegen, immer wieder auf Goethe zurückgeht, daß ihr aber dies Immerwiederzurückgehen eher hinderlich als förderlich ist...« (ebd. Seite 158f.).

Der Verleger des *Berliner Taschenbuchs* (1843), Alexander Duncker, zeichnet zugleich als Mitherausgeber. Unter den Beiträgen in Poesie und Prosa findet sich ein im Erstdruck aus dem Nachlaß des Grafen Brühl mitgeteilter Brief Goethes vom 30. April 1821 (ebd. Seite 251-254). Brühl war Generalintendant der Kgl. Berliner Schauspiele gewesen. Auf seine Anregung hatte Goethe zur Sieges- und Friedensfeier das Festspiel »Des

Epimenides Erwachen« gedichtet; er hatte auch von Goethe zur Einweihung des Schinkelschen Neubaues 1821 einen Prolog erbeten und ließ die »Iphigenie« mit Glucks Ouvertüre aufführen, obwohl Friedrich Wilhelm III., ein eifriger Theaterliebhaber, lustige Stücke aus dem Alltagsleben der hohen Kunst vorzog.

Wenn gesagt worden ist, daß im Berliner Biedermeier das religiöse Leben bewegt, das wissenschaftliche glänzend sei, das literarische aber im Ruf betriebsamer Mittelmäßigkeit stehe[92], so macht die Almanachliteratur im ganzen gesehen keine Ausnahme. Wir können jedoch feststellen, daß sich gerade in den lokal begrenzten Berliner Taschenbüchern seit den Zwanzigerjahren eine Annäherung der romantischen und realistischen Elemente vollzieht, aus deren Mitte jener Stil erwächst, der dann von den landschaftlich nicht gebundenen deutschen Unternehmen übernommen und weiterentwickelt wird.

Sachsen-Anhalt

Anhalt, das Land zu beiden Seiten der Elbe und Saale, im Wiener Kongreß vom Königreich Sachsen an Preußen verloren, entwickelt im Biedermeier einige kurzlebige Taschenbuchunternehmen.

Bei Basse in Quedlinburg erscheinen die *Abenderheiterungen* (1815) mit prosaischen und poetischen Beiträgen; des Modeschriftstellers Pustkuchen unter verschiedenen Decknamen verfaßte Ergüsse, aufgereiht zu einer *Perlenschnur* (1820) sowie die *Frühlingsgaben* (1824), ein Jahrbüchlein, das ausschließlich Erzählungen enthält.

Während der Herausgeber des Halberstädter *Vergißmeinnicht* (1822) nicht genannt ist, läßt sich aus dem Pseudonym Talvj, mit dem das Taschenbuch *Psyche* (1825) aus Halle gezeichnet ist, der Name der vor ihrer Verheiratung schriftstellerisch tätigen Therese Albertine Louise von Jakob, verh. Robinson, herauslesen. Von Kindheit an mit den slawischen Sprachen vertraut, – ihr Vater war als Professor der Staatswissenschaften und der Philosophie mit seiner Familie nach Rußland gezogen – lernte sie nach ihrer Rückkehr serbisch. Durch Goethe ermuntert, beginnt sie zu übersetzen und gibt zugleich mit dem Taschenbuch »Volkslieder der Serben« heraus, welche in einem zweiten Bändchen fortgesetzt, später noch einige Male aufgelegt werden. Den Inhalt der »Psyche« aber bilden nur Prosaerzählungen, von denen die dritte (»Menschliche Schwäche«) 1851 eine Übertragung ins Englische erfährt.

Auf zwei Jahrgänge bringt es das 1829 in Naumburg und 1830 in Magdeburg herausgekommene *Gedenke mein*, welches u. a. ein fünfaktiges Trauerspiel (»Elfriede«, Jahrgang 1829) enthält.

Sachsen-Meißen

Im Königreich Sachsen, das auf napoleonischer Seite gestanden, sind die Jahre nach 1813 doppelt trübe. Jede Lust an der Politik erscheint gründlich verleidet; mit besonderer Vorliebe gibt man sich den neutralen künstlerischen und literarischen Interessen hin. So erklärt sich auch die Fülle belletristischer Taschenbücher, der wir gerade hier begegnen.

Leipzig, seit dem 18. Jahrhundert die Bücherstadt Deutschlands und daher mit der mildesten Presseaufsicht begabt, wird für eine große Anzahl in- und ausländischer Unternehmen zumindest als zweiter Verlagsort gewählt. Mit den *Hesperiden* (1816) erscheint hier noch ein Almanach fast rein romantischer Prägung, von dem aber nur mehr ein Jahrgang zustande kommt. Ihm liefern »Blüthen und Früchte« Eichendorff, ein Studienfreund des Herausgebers, und sein Bruder Wilhelm; Kerner, Schenkendorf und der Bamberger Peter von Hornthal, der gleichzeitig in seiner Heimat einen zweiten »Deutschen Frühlingskranz« windet. Der Herausgeber, Graf von Loeben, behält sein altes Heidelberger Pseudonym Isidorus bei. Er gilt als Übermittler der jüngeren Romantik. Seine hier veröffentlichten »Griechenlieder« sind anmutige Kleindichtung, doch die Zeiten seiner Berühmtheit, in denen er selbst Goethe durch sein virtuoses Formtalent geblendet hatte, liegen schon ziemlich weit zurück. Er war Fouqué, der auch unter den Beiträgern ist, näher getreten, und nun wird dieser sein Vorbild. Sein ästhetischer Einfluß, als dessen Charakteristikum das Spielerische und Manirierte gelten muß, wirkt auf den »Dresdner Liederkreis« ein, dem er angehört. Weitere Mitglieder dieses Kreises, welche auch beisteuern, sind Loebens Freund Otto von Malsburg, kurhessischer Geschäftsträger in Dresden, mit seiner mehr nach- als selbstempfindenden Natur einer der besten Übersetzer der Romantik; die Chézy, der Typ einer romantischen Emanzipierten, und Therese aus dem Winkel, eine aristokratische Frau und hochgebildet. Sie leistet zwar als Kopistin alter italienischer Meister sowie als Harfenspielerin nachschöpfend Hervorragendes, bleibt aber als Schriftstellerin ohne Belang. Zacharias Werner bekennt Loeben, als er ihm zwei Sonette für das Büchlein sendet, er habe aus Überempfindlichkeit gegen die leidigen Druckfehler der Mitarbeit an Almanachen abgeschworen[93].

In Dresden, der königlichen Residenz, bildet sich eine Art Dichterschule, die nach ihrem Hauptorgan die Gruppe der »Abendzeitungspoeten« genannt wird. Es sind im wesentlichen dieselben Schriftsteller, die sich nach 1814 als »Dresdner Liederkreis« in einer gewissen nur äußerlich romantischen Manier finden. Drei charakteristische Züge ihrer Schreibweise, der nüchterne Rationalismus des angeblich überwundenen Aufklärungszeitalters, die sentimentale Rührseligkeit und das übertrieben Romantische kennzeichnen sie als typische Pseudoromantiker. Ihr Sprachrohr, die 1817 begründete »Abendzeitung«, poetisch »Vespertina« genannt, kommt schnell zu ungeahnter Breitenwirkung und wird Ende des zweiten Jahrzehnts für die nördliche Hälfte Deutschlands zur Trägerin des Zeitgeschmacks. Die Grundhaltung des Blattes, alles durch eine rosige Brille zu sehen, um sich einen möglichst weiten Leserkreis zu sichern, prägt sich auch den Beiträgen auf. So überschwemmen die Vespertinapoeten die Almanache der Zeit mit seichten Prosastücken und süßlichen Versen.

Komus und *Janus*, beide in drei Gaben seit 1815 von Theodor Hell herausgegeben, vereinigen Mitglieder und Freunde des Dresdner »Dichterthees«. Voran Friedrich Kind, der die Anschauung vertritt, je spannender und verwickelter die Fäden

[92] Vgl. P. Weiglin, Berliner Biedermeier. Bielefeld, Lpzg. 1942. S. 108.

[93] Nach R. Pissin, a.a.O. S. X.

einer Erzählung oder eines Dramas seien, desto höher sei die künstlerische Leistung zu bewerten. Er gilt als der große Dichter des Kreises. Der Herausgeber selbst – neben Kind Hauptredakteur der »Abendzeitung« und bereits als Leiter des erfolgreichen Frauentaschenbuchs »Penelope« tätig – ist dichterisch einer der Unbedeutendsten. Doch der Vielgeschäftige weiß sich geschickt in Szene zu setzen und, dem herrschenden Modegeschmack entgegenkommend, sich gleich den anderen Pseudoromantikern populär zu machen. Von seinen zahllosen, meist fabrikmäßig hergestellten Übersetzungen, die immer wieder in den belletristischen Taschenbüchern angekündigt werden, pflegt er als von eigenen Stücken zu sprechen. Tatsächlich gab es Jahre, in denen die Zahl der Aufführungen von Hells Machwerken an der Dresdner Hofbühne jene der Dramen Schillers weit übertraf. Auch sein Intimus aus der Wittenberger Zeit, da sie Studiengenossen Hardenbergs waren, der Dresdner Rechtsanwalt Friedrich Kuhn ist vertreten, dessen beste Leistung die gemeinsam mit Hell ausgeführte Übersetzung der »Lusiaden« von Camoes bereits zehn Jahre zurückliegt. Seine Poesien, meist Gelegenheitsreimereien, sind formell gewandte, aber unselbständige Nachahmungen der romantischen Manier, platt und phrasenreich. Auch die übrigen sächsischen Pseudoromantiker fehlen nicht: Langbein, der als Student noch an Bürgers Musenalmanach mitgearbeitet hatte und infolge gelegentlicher zweideutiger Schlüpfrigkeiten immer wieder sein Lesepublikum findet; Friedrich Laun, der erfolgreiche Nacheiferer des gefühlsseligen Lafontaine; Gustav Schilling, ein früherer Artillerieoffizier, der trotz seiner Plattheit auch von Schopenhauer als Humorist geschätzt wird; Castelli, der österreichische Almanachpoet, u. a. mehr. Sie alle gehen mit der Menge, wollen ihre Unterhalter sein und tragen den romantischen Überwurf nur, weil er in dieser Form der literarischen Mode nach den Befreiungskriegen entspricht. Handwerksmäßig nach der Schablone wird jedem Stoff ein romantisches Gepräge gegeben, nämlich die Fabelführung seltsam verschlungen, durch unerwartete Episoden künstlich verwirrt, den Helden etwas Außergewöhnliches, Übernatürliches, meist allerdings nur Unnatürliches verliehen, einige pikante Situationen und abenteuerliche Überraschungen eingeflochten, eine überschwengliche Naturschwärmerei als Grundstimmung betont und, wenn möglich, noch ein mittelalterliches Milieu oder das irgendeiner anderen »grauen Vorzeit« gewählt[94]. Dieser geziert überladene Stil, dessen gedehnte Darstellungsweise und outrierter Idealismus in der Charakterzeichnung insbesondere der weiblichen Leserschaft als Inbegriff des Romantischen erscheint, bildet, mit gewissen Abstrichen und Varianten, einen Hauptbestandteil der Almanachliteratur in der Biedermeierzeit. Aus diesem Grunde haben wir uns hier so ausführlich mit der Charakteristik dieses Stils befaßt.

In den Jahren 1816 bis 1819 erscheinen in Chemnitz *Kleeblätter* und *Hyacinthen* als Unternehmen dreier Schriftstellerinnen, die hier unter Decknamen ihre Erzählungen, Märchen und Gedichte veröffentlichen, wobei die Prosa den Vorrang hat. Dagegen enthält das *Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für Liebende* nur Gedichte, dargebracht von Kuhn und einigen anderen Angehörigen des Dresdner Kreises, und zwar zur Hochzeitsfeier einer Tochter ihres Vorsitzenden, des Ministers Adolf von Nostitz und Jänkendorf, der als Arthur von Nordstern auch in österreichischen Taschenbüchern zu finden ist.

Das Leipziger Taschenbuch *Amor*, den »Liebenden« zugeeignet, enthält nur Gedichte des Herausgebers. Die gleichfalls in Leipzig erscheinende *Concordia* ist eine Titelauflage des bereits 1816 herausgekommenen »Liederkranzes für frohe Lebensstunden«. Ein gleichnamiges, in Grimma bei Göschen verlegtes Taschenbuch mutet sich mit seinem im Untertitel angedeuteten Ziel »zur Unterstützung der leidenden Menschheit« etwas zu viel zu. Die meist anonymen Beiträge, welche, in fünf Gruppen geordnet, neben Biographien, Erzählungen, Gedichten, auch »Dramatische Spiele« bringen, sind durchweg unbedeutend. Luise Brachmann, die »Sappho« unter den Vespertinapoeten, ist hier mit Anekdoten vertreten. Noch durch Novalis in die Literatur eingeführt, sucht sie später in der Saale den Tod.

Die »geselliger Unterhaltung geweihten« *Abendstunden* werden ebenfalls überwiegend von Beiträgern bestritten, die dem Dresdner Dichterbund nahestehen: Laun, Freiherr von Miltitz, Musikkritiker und einer der ersten deutschen Scott-Übersetzer; der Lyriker und ehemalige sächsische Offizier Krug von Nidda; Friedrich von Uechtritz, ein tief religiöser Görlitzer, Schüler Tiecks; Fanny Tarnow, jetzt noch schwärmerisch übersteigert im Sinne der Pseudoromantik, später zu hausbackener Unterhaltungsfabrikation übergehend, gleich den meisten Vertretern dieser Richtung.

Das dritte und vierte Jahrzehnt nehmen außer zahlreichen, meist in Leipzig erscheinenden und vor allem dem Unterhaltungsbedürfnis der Frauen gewidmeten Unternehmen hauptsächlich jene Taschenbücher ein, die nur Prosa enthalten und kaum noch lokale Eigenart aufweisen.

In Meißen kommt eine *Herbstgabe* in drei Jahrgängen bis 1841 heraus, die unter der redaktionellen Obhut von Caroline Leonhardt-Lyser steht. Carl Herloßsohn, Herausgeber eines Ende der Vierzigerjahre verlegten »Taschenbuchs romantischer Erzählungen«, gehört zu der Kolonie oppositioneller Schriftsteller aus Österreich, die sich in Leipzig um Laube und Kühne, die Redakteure der »Zeitung für die elegante Welt«, gesammelt hatte.

Sachsen-Altenburg

Im Herzogtum Sachsen-Altenburg erscheinen für 1848 als letzte Blumen des Taschenbuchherbstes die *Georginen*, welche der Prinzessin Alexandra gewidmet sind. Als Ausdruck loyaler Gesinnung stellen sie zugleich einen ersten Redaktionsversuch Georg Hesekiels dar, der, mit Fontane befreundet, als Claudius dem »Tunnel« angehört. Erst nach dem Revolutionsjahr tritt dann der an Scott geschulte Vielschreiber mit der Masse seiner altpreußisch-konservativen und protestantisch gerichteten Arbeiten hervor.

Sachsen-Coburg-Gotha

Das *Coburgische Taschenbuch* für 1821 steht noch unter dem Einfluß des 18. Jahrhunderts. Auf Uz, den Anakreontiker, berufen sich die hier veröffentlichten Stücke aus dem Nachlaß eines seiner Freunde. Unter den anderen, heute völlig verges-

[94] Vgl. H. A. Krüger, Pseudoromantik. Lpzg. 1904. S. 17ff.

senen Beiträgern tauchen auch die Namen von Haug und Luise Brachmann auf, die einst mit einem ihrer Gedichte den Beifall Schillers gefunden hatte.

Thüringen

Auch Thüringen produziert im zweiten und dritten Jahrzehnt einige Taschenbücher, so in Erfurt die *Granatblüthen*; in Jena das Taschenbuch *Hulda*, dessen Herausgeber Heinrich Döring, Verfasser von Dichterbiographien, auch im »Coburger Taschenbuch« vertreten ist. Die in Ronneburg verlegte *Ceres* bringt es mit ihrer Mischung unterhaltender Erzählungen, dramatischer Spiele, Gedichte etc. sogar auf vier Jahrgänge.

Hessen

Hessen zerfällt im Biedermeier politisch in das Großherzogtum Darmstadt, die Kurfürstentümer Kassel und Nassau sowie die Freie Stadt Frankfurt. Vor allem hier, im einstigen Zentrum des deutschen Buchhandels, erscheint eine Anzahl von Almanachen und Taschenbüchern ohne landschaftliche Bindung. Auch sonst verhindern die vielen kleinstaatlichen Grenzen das Aufkommen von Unternehmen mit ausgeprägt provinzieller Eigenart, wie wir sie etwa in Westfalen antreffen; ausschließlich örtlich bedingte sind dagegen häufiger.

Schon seit 1783 ist ein *Offenbacher Taschenkalender* im Umlauf, der auch mit dem poetischen Titel »Blümchen auf dem Altare der Freundschaft ...« bis 1824 geführt wird. Zu den drei letzten Jahrgängen liefern unter anderen Beiträge Georg Döring, Wilhelm Kilzer und Friedrich Wilhelm Krummacher, der Sohn des Parabeldichters, der als Jenaer Burschenschafter das Wartburgfest mitgemacht hatte.

Ein von Buri gleichfalls in Offenbach herausgegebenes *Taschenbuch* weist außer ihm selbst nur anonyme Mitarbeiter auf. Klassizistische Nachwirkungen sind deutlich. Wir finden Lyrik im Schillerschen Pathos, Widmungen und episch-historische Gedichte wie die Sage vom Kind, das fröhlich mit der Schlange spielt und, als es die Mutter der Gefahr entreißt, Tränen um die verlorene Spielgefährtin vergießt (Jahrgang 1818: »Gefahren der Unschuld«). In dem Vierzeiler »An Henrietten bei Übersendung eines Taschenbuchs« (ebd. Seite 33) wird die »schöne Seele«, das hier noch nachwirkende Idealbild des Empfindsamkeitszeitalters angesprochen. Epigramme und Rätsel ergänzen den gereimten Teil. Neben Aphorismen und kurzen Erzählungen enthält der Prosateil Sagen und Anekdoten aus der rheinischen, badischen und hessischen Geschichte.

Als Fortsetzung dieses Unternehmens kann wohl das sogenannte *Offenbacher Taschenbuch* gelten, das von Georg Döring redigiert, 1820-1823 erscheint. Der aus Kassel gebürtige Georg Döring hatte in Göttingen Philosophie und Aesthetik studiert und war dann auf Reisen nach Italien und in die Schweiz gegangen. Unterwegs knüpfte er literarische Bekanntschaften an, so mit Zschokke in Aarau, für seine späteren Erzählungen Stoff und Hintergrund sammelnd. Mit Hauff und Wilhelm Müller befreundet, zieht er sich, als 1819 die Pressefreiheit beseitigt wird, von seiner journalistischen Tätigkeit zurück und beginnt eine emsige Schriftstellerei, welche durch die Menge des Geschaffenen und dessen geschickte Verteilung in die gelesenen Taschenbücher (so z. B. in Cottas Damenalmanach) und Zeitschriften einen nicht unbedeutenden Einfluß gewinnt. Nach Rückert Redakteur des »Frauentaschenbuchs« (1826-1831), gibt er 1822-1833 in Frankfurt die *Phantasiegemälde* heraus. Gleichzeitig beglückt er seine Heimatstadt in drei aufeinander folgenden Jahren (1828-1830)- 1826 hatte er den Sommeralmanach *Alpenrosen* erscheinen lassen – mit den Sommertaschenbüchern *Wanderleben, Dichterbündnis* und *Freundestrost*. Letzteres enthält zwei bereits veröffentlichte Novellen, die hier durch eine hinzuerfundene Rahmenerzählung miteinander verbunden sind. Seine Gattin Charlotte geb. Kilzer leitet, wie schon erwähnt, die Redaktion eines Jahrbüchleins für Frauen.

Frankfurts Dichterlinge, durch eine Reihe beliebter Taschenbuchautoren verstärkt, treten für 1816 mit einem *Wintergarten* hervor, der, zum *Frühlingsboten* umbenannt, bis 1825 sich fortsetzt. Neben Haug und Tiedge, die immer noch von ihren einstigen Publikumserfolgen zehren, dem Dante-Übersetzer Kannegießer und dem unvermeidlichen Fouqué lassen sich auch die Dresdner Pseudoromantiker und eine Reihe dichtender Frauen vernehmen wie Luise Brachmann, die Deutsch-Dänin Friederike Brun, Helmina von Chézy, Agnes Franz, Elise von Hohenhausen, Amalie Schoppe, Henriette Schubart. Außer E. T. A. Hoffmann und Raupach sind Eckermann und Riemer (als Silvio Romano) vertreten. Goethes Geburtstag gibt Anlaß, ihm und seiner Vaterstadt besonders zu huldigen. So bringt der Jahrgang 1821 ein Preisgedicht des Herausgebers Stephan Schütze (»Die Stadt Frankfurt zu Göthe's 71sten Geburtstage den 28. August 1819 bei Ueberreichung eines goldenen Lorbeer Kranzes«, ebd. Seite 56-60). Er läßt es sich auch nicht nehmen, die Goethe-Geburtstagspoeme der letzten drei Jahrgänge in Musik gesetzt darzubieten. Allerdings ist hier von echt Goetheschem Geiste ebensowenig zu spüren wie in den *Hyacinthen* (1825), die der Übersetzer englischer Werke und Reisegeschichtenverfasser Ch. A. Fischer herausgibt. Dieses Taschenbuch enthält u. a. zwei Lustspiele.

Für 1830 und 1831 tritt noch einmal der uns aus rheinländischen Unternehmen bekannte Kölner Romantiker Carové hervor mit *Moosblüthen* und *Moosrosen*. Der Inhalt – christlich betonte Lyrik und Erzählungen – stammt größtenteils aus seiner Feder.

Der Versuch einer Darmstädter Anfängergruppe, für ihren *Musenalmanach* (1832) die Mitarbeit namhafter Zeitgenossen wie Schwab u. a. durch nachdrücklich erbetenes Stillschweigen über das geplante Unternehmen zu gewinnen, um vor der Öffentlichkeit als literarisch ebenbürtig zu erscheinen, wird von W. Menzel, dem gefürchteten Literaturkritiker, mit aller Schärfe zurückgewiesen. Unter den Beiträgern des ersten und einzigen Jahrgangs befindet sich u. a. der aus Weimar stammende Ludwig Bechstein.

e. Südwest- und Süddeutschland

Baden

Am Beginn des Biedermeier stehen die badischen Almanachunternehmen noch im Zeichen der Romantik und der auftretenden Gegenströmungen.

In Schreibers »Heidelberger Taschenbuch« (1809 f.) – das u. a. Beiträge von Haug, Overbeck, Fr. L. Graf zu Stolberg, Voß Vater und Sohn sowie Gedichte Herders im Erstdruck bringt –

hatten antiromantische Tendenzen ihren Niederschlag gefunden, wie etwa W. v. Blombergs »Der Teufel im Bade oder die Comödie für Gebildete« (Jahrgang 1811, Seite 111-128) zeigt. Der Jahrgang 1811 kommt nun inhaltlich unverändert nochmals für 1816 bei Löffler in Mannheim heraus mit dem neuen Titel *Clytie*.

Dagegen läßt man in Karlsruhe als *Romantische Dichtungen* (1818) Kerners rein lyrisch gehaltenen »Poetischen Almanach« (1812) wiedererscheinen.

Unter dem Pseudonym J. Wartenburg erscheint Kerner auch in Justus Lafontaines *Taschenbuch der Grazien*, das seit dem ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts mit Unterbrechungen bis 1820 geführt wird. Bei den anderen lyrischen Beiträgen dieses Unternehmens überwiegen noch anakreontische Nachwirkungen. Die didaktische Poesie ist durch Fabeln des Elsässers Pfeffel und Charaden von Ferdinand Kaufmann, dem Verleger, vertreten. Die dazwischen gestreuten kurzen Prosastücke sind teils auf den empfindsamen Ton L. Sternes gestimmt (z. B. 4 »Liebesbriefe« in deutscher Übersetzung, Jahrgang 1808), teils hausbacken nüchtern wie »Lady Jennings. Ein Gemälde aus dem häuslichen Leben« (Jahrgang 1805) oder »Das Leben ist kein Traum« (Jahrgang 1808), das eine Mischung nach bewährtem pseudoromantischen Rezept darstellt. Auch Kind ist unter den Beiträgern.

Wie die meisten Taschenbücher ist die Mannheimer *Aurora* (1823) bestrebt, möglichst vielseitig zu erscheinen. So stehen auf dem Titelblatt u. a. Namen wie Haug und Voß, Fr. Richter, Wilhelm Müller, der Literarhistoriker Franz Horn, welcher zu den Modelieblingen der frühen Biedermeieralmanache zählt, Fouqué, Theodor Hell. Aber auch Heine, der gleichzeitig zum »Westteutschen Musenalmanach« beiträgt, sowie J. B. Rousseau lassen sich hier vernehmen.

Langlebiger sind die *Rheinblüthen* in Karlsruhe. Der erste Jahrgang ist der Großherzogin Stephanie von Baden gewidmet und mit zahlreichen Kupfern geschmückt, die heimische Landschaft und Tracht illustrieren. Hauptziel des Taschenbuchs soll in Wort und Bild die Verherrlichung des deutschen Rittertums sein, das einst hier lebte. »So hat der Künstler mit Sinn und Wahl in seine Bilder aufgenommen, was den Rhein eigenthümlich bezeichnet«, heißt es in der Erklärung zu den Kupfern. »Die Lieder aber, die noch immer da klingen, wo der Rosengarten geblüht und der Mainzer Sänger lieblicher Minne von zarten Frauen zu Grabe getragen worden, bedurften keiner bildlichen Hinweisung, denn das Taschenbuch selbst wird in manchem Beitrag daran erinnern« (Jahrgang 1819). Das literarische Niveau der einzelnen Bändchen ist unterschiedlich. Das erste ist das schwächste mit Gedichten von Haug, Hell, Castelli und noch Unbedeutenderen. »Das Rheintal« (ebd. Seite 316) wird in freien Rhythmen besungen. Die Prosabeiträge Schreibers sind blutrünstig wie etwa »Das Windspiel« (ebd. Seite 18-45), eine Lokalsage, oder »Sabina« (ebd. Seite 72-109), eine Erzählung um die angebliche Tochter Erwin von Steinbachs; diejenigen des Barons von Miltitz sind sentimental, z. B. »Das Thalercabinet« (ebd. Seite 132-193), eine weitschweifige Geschichte von Leid und Glück eines musikbegabten Jünglings. Johann Peter Hebel, der Karlsruher Prälat und Professor, auch ein Autor des Verlages Braun, – der in den bei ihm verlegten »Rheinblüthen« eine Neuauflage der »Alemannischen Gedichte« anzeigt, – steuert mit »Herrn Charles« (ebd. Seite 46-53) einen treuherzig derben Schwank bei. Nach längerer Unterbrechung hat das Taschenbuch inhaltlich gewonnen. Im zweiten Jahrgang (1822) finden wir neben anderen österreichischen Mitarbeitern auch Grillparzer; im dritten ist Schwab mit einer Württembergischen Sage in Romanzenform (Jahrgang 1824, Seite 72-86), Raupach mit einem Märchen vertreten, das auch lyrische Einlagen enthält (ebd. Seite 1-50). F. L. Bührlens »Fliegende Blätter« (ebd. Seite 127-168) berufen sich zu Unrecht auf Jean Pauls Aphorismen, da sie sich an Originalität mit jenen nicht messen können. Der bedeutendste Prosabeitrag des Bändchens ist Tiecks spätromantische Novelle »Musikalische Leiden und Freuden« (ebd. Seite 195-303), die die Auswüchse der biedermeierlichen Musikliebe anprangert. Im letzten Jahrgang steht die Prosa bereits an erster Stelle. Mehr als 300 Druckseiten füllt allein »Der hohe Ausspruch oder Chares und Fatime« (Jahrgang 1825, Seite 1-320) von »Mahler Müller in Rom«. Die Novelle, deren Handlung in Altpersien spielt, folgt mit zahlreichen lyrischen Einlagen noch der romantischen Manier; sie treibt einen überschwenglichen Freundschaftskult; es gibt Tränen und Rührung, Ver- und Entführungen, auch die Musik spielt eine Rolle. Den Abschluß bildet der Tod der Geliebten, die Rache an ihren Peinigern und Treue über's Grab hinaus. Kerner trägt neun Gedichte (ebd. Seite 334-343), Schwab eine Romanze (ebd. Seite 352-359) bei. Ludwig Robert, ein Bruder Rahel Varnhagens, ist mit Aphorismen und einer geistreichen Nachdichtung des »Vorspiels im Himmel« sowie der »Walpurgisnacht« vertreten, die er zur Feier von Goethes 75. Geburtstag als Spiel und gleichzeitig Spiegel der verschiedensten Zeittypen in ihrer Stellung zu Goethe umgearbeitet hatte. (ebd. Seite 360-376.) Aus der sonstigen Durchschnittspoesie heben sich sechs »Kleine Gedichte von H.« heraus (ebd. Seite 346-349). Ein bisher kaum vernommener Subjektivismus erhebt hier seine Stimme, die sich erstaunlich modulationsfähig erweist. Bald satirisch im »König Wiswamitra«, bald mit dem charakteristischen Stimmungsumbruch »Du Lilie meiner Liebe«, keck »Ich rief den Teufel, und er kam«, dann wieder ängstlich »Mensch! Verspotte nicht den Teufel«, sarkastisch »Und als ich Euch meine Schmerzen geklagt«, in ergreifender Selbstenthüllung:

> Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand
> Mich aller Thorheit entled'ge;
> Ich hab' so lang als ein Komödiant
> Mit Dir gespielt die Komödie.
>
> Die prächt'gen Coulissen, sie waren bemalt
> Im hochromantischen Style;
> Mein Rittermantel hat goldig gestralt
> Ich fühlte die feinsten Gefühle.
>
> Und nun ich mich gar säuberlich
> Des tollen Tands entled'ge,
> Noch immer elend fühl' ich mich,
> Als spielt ich noch immer Komödie.
>
> Ach Gott, ich hab' ja unbewußt
> Gesprochen was ich gefühlet;
> Ich hab' mit dem Tod in der eignen Brust
> Den sterbenden Fechter gespielet.

Hier ist das Romantische nicht mehr nur Veranlagung, sondern vor allem Bildungserlebnis. Die zwischen Ideal und Leben aufgerissene Kluft erzeugt tragische Spannungen. Doch das Bekenntnis zu Zeit und Wirklichkeit wird unüberhörbar. Diese Gedichte, zwei Jahre später in das »Buch der Lieder« eingereiht, helfen mit, Heines Ruhm als »Stern der Lyrik« und »Stifter einer modernen poetischen Richtung zu begründen« (Zeitung für die elegante Welt 1837, 137; 1833, 75)[95].

Schwaben (Württemberg)

In Stuttgart, der Buchmetropole Süddeutschlands, konzentrieren sich die schwäbisch-württembergischen Almanachunternehmen der Biedermeierzeit.

Das *Schwäbische Taschenbuch* (1820), vorwiegend vaterländisch-historisch gerichtet, bringt u. a. Beiträge von Schwab, Neuffer, dem Freund Hölderlins, wie von der Frühromantikerin Therese Huber, Witwe des Weltumseglers und rheinischen Freiheitsstürmers Georg Forster.

Bernhard Korsinsky, nach 1815 als Redakteur eines »Kgl. Württemb. Hof-Theater-Taschenbuchs« hervorgetreten, läßt nun zwei belletristische Unternehmen folgen: *Polycheiria* (1820) und *Ernst* und *Frohsinn* (1822), die kaum landschaftliche Bindungen zeigen. Ihr Inhalt ist gekennzeichnet durch Namen wie Haug, Hell, F. L. Bührlen, L. Robert, Richard Roos, ein Deckname des als Mitarbeiter der »Dresdner Abendzeitung« beliebten Schriftstellers und Archivars Karl August Engelhardt.



Abb. 3: *Titelblatt des Frühlingsalmanachs 1835*

Das *Taschenbuch* von der *Donau* (1824f.) kommt als einziger schwäbischer Almanach im Biedermeier nicht in Stuttgart, sondern in Ulm heraus. Es will, wie die Vorrede kundtut, »auf eine angenehme und decente Art unterhalten, und hat auf Mannigfaltigkeit des Inhalts besonders Rücksicht genommen«. (Jahrgang 1824, Seite X.) Abgesehen von einigen nichtschwäbischen Beiträgern wie Castelli, Brun, Gellert – seine hier veröffentlichten Fabeln sind Nachdrucke mit Ausnahme der letzten »Die Freunde« (Jahrgang 1824, Seite 57-74) – handelt es sich hier um ein bodenständiges Unternehmen. Ulm, sein Münster und die Donaulandschaft, werden von Neuffer, dem Herausgeber, in elegischen Distichen gepriesen (ebd. Seite 343-355). In die Zeit des Boieschen Musenalmanachs und der Wertheriaden fühlt man sich zurückversetzt, wenn man hier auf den Ulmer Prediger Johann Martin Miller stößt, der mit seinem »Siegwart« einst die Zeitgenossen zu Tränen gerührt hatte. Seine Gedichte dem Publikum wieder nahezubringen, ist Neuffer ebenso ein Herzensbedürfnis, wie die Veröffentlichung eigenhändig übersetzter »Oden aus Horaz« (ebd. Seite 75-128). Letzteres geschieht zu dem Zweck, »daß unter der bessern Klasse des lesenden Publikums sich allgemeiner ein reiner und sicherer Geschmack bilden« kann (ebd. Seite V f.). Von Schubart werden Aphorismen abge-

[95] Nach H. Halm, a.a.O. S. 159ff.

druckt; aus Neuffers Jugendzeit sind Conz, Haug und Steudlin mit lyrischen Beiträgen vertreten. Nur Schiller fehlt, nicht dagegen das einst von ihm belobte »Dichtergenie« Matthisson. Dieser 1809 geadelte Stuttgarter Theaterintendant und Oberbibliothekar hat es allerdings weit gebracht. Führende Taschenbücher und Almanache rechnen es sich zur Ehre an, seine Gedichte bringen zu dürfen[96]. Von der jüngeren schwäbischen Dichtergeneration tragen Schwab und Uhland bei. Aber auch Hölderlin, der Freund, ist nicht vergessen. Der erste Jahrgang enthält drei seiner frühen Gedichte (»An eine Rose«, »Lied der Freundschaft«, »Einer abwesenden Freundin«, ebd. Seite 152, 193-196, 227-228); der zweite »Trost« (Seite 222) und die reimlose »Einladung« (Seite 201-202), beide Neuffer gewidmet Natur und Freundschaft waren die Impulse ihrer Gestaltung.

Dem seit kurzem bei Cotta in Stuttgart tätigen Menzel gelingt es zwar, Chamisso, Rückert, Schwab, den Schweizer K. R. Tanner u. a. für seine *Moosrosen* (1826) zu gewinnen, die unter dem Leitstern Uhlands blühen sollen. Doch folgt dem ersten Musenbändchen kein neues mehr.

In der Mitte des vierten Jahrzehnts scheint sich mit Lenaus *Frühlingsalmanach* in Stuttgart ein repräsentatives Unternehmen namhafter Lyriker aufzutun, das aus Konkurrenzgründen sogar bei Verlag und Redaktion des »Deutschen Musenalmanachs« starke Befürchtungen auslöst. Schon 1833 hatte Chamisso geäußert: »Ich halte ihn (Lenau) für einen der wenigen, die da noch Deutsche zwingen können, Geld für Verse herauszurükken, die mehrsten thun es ja doch nur für den Umschlag«[97]. Bald aber kann Schwab beruhigend an Hirzel berichten: »Niembsch Almanach wird uns doch weniger in die Quere kommen, als ich glaubte; er wird nur aus den Beiträgen von vier Dichtern... bestehen«. In der Tat sind es im ersten Jahrgang mit dem Herausgeber fünf, und zwar Lenau selbst mit seinem Faustfragment; die Schwaben Karl Mayer mit Liedern, Kerner mit einem Schattenspiel und Gustav Pfizer mit dem Gedicht »Salomo's Nächte«; unter der Überschrift »Herbst 1833 in Neusess« vereint Rückert 60 seiner Gedichte. Sämtliche Beiträger sind zugleich geschätzte Mitarbeiter des »Deutschen Musenalmanachs«. Am 2. 5. 1835 schreibt Lenau an Schwab: »Nächster Tage ziehe ich aufs Land... dort hoff ich was Ordentliches auszubeuten für unsere beiden Almanache, die ich gerne als gute Brüder, durchaus nicht als Eifersüchtler nebeneinander einhergehen sehen möchte.« Dennoch ist bei Schwab und Chamisso die Freude groß, als Lenau sein Unternehmen nach dem zweiten Jahrgang einstellt.

1836 suchen Mörike und W. Zimmermann für ihr *Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten*, das nur heimische Kost bieten will, einen Leserkreis zu werben. Aber der unbeliebte Zimmermann hält die meisten angesehenen Schwaben fern. Der lyrische Teil des Bändchens, der u. a. auch mit Liedern K. Mayers und Gedichten von Mörikes Internatsfreund Ludwig Bauer beschickt ist, enthält Mörikes breit angelegte Idylle »Das Bacchusfest« (Jahrgang 1836, Seite 225 f.) sowie die zart erotische Neckerei von der jungen Fischerin, welche statt eines Aals eine Schlange gefangen zu haben glaubt, die sie heimlich ins Herz gestochen hat; denn in Liebesdingen unerfahren, klagt sie: »Gift muß ich haben! / Hier schleicht es herum, / Thut wonniglich graben / Und bringt mich noch um!« (»Erstes Liebeslied eines Mädchens«, ebd. Seite 230). Der wechselnde Strophenbau der leichten Verse unterstreicht den unbeschwert heiteren Charakter des Einfalls. Im Prosateil findet sich neben zwei Novellen von A. Treuburg Mörikes Märchen »Der Schatz« (ebd. Seite 119-223), mit eingestreuter Lyrik, darunter die Ballade vom König Milesint. Dem Dichter gelingt es mit ein paar Kunstgriffen, den Leser zu verzaubern und in ein »Zwischenreich« zu entrücken. Zwar wird nichts von der Realität des Alltags unterschlagen, zugleich aber werden die Stimmen der Natur und des Herzens sichtbar gemacht, die in Gestalt von Zwergen, Wassergeistern und ähnlich übernatürlichen Wesen den Menschen hilfreich sind. So erfüllt Mörike auf seine Weise das Vorhaben des Büchleins, das seinen »poetischen Reichthum« auch dahin bringen möchte, wo man »keine Trauben herbstet«, um »durch eine ideale Welt« zu ersetzen, »was der Wirklichkeit abgeht«. (Erklärung des Titelkupfers, Jahrgang 1836.)

Franken

Bamberg, Würzburg und Erlangen sind auch in dieser Epoche Frankens kulturelle Sammelpunkte.

Die *Deutschen Frühlingskränze* (1815f.)[98] des Bamberger Bürgermeistersohnes Johann Peter von Hornthal, sowie Würzburgs *Harfentöne* (1816f.) gehören noch zu den »gemischt – romantischen« Almanachtypen, wie sie zu Beginn des Biedermeier vorherrschen. Im ersten Jahrgang der Hornthalschen Kränze ruht das Schwergewicht auf der Mitarbeit Loebens, den die jungen Dichter als »Führer und Meister« anerkennen. Der zweite Jahrgang hat an namhafteren Beiträgern Rückert (unter dem Pseudonym Freimund Reimar), Schenkendorf und Varnhagen gewonnen. Die schwäbischen Dichter, außer G. Schwab, halten sich fern. So scheitert der Versuch des Herausgebers, »die vorzüglichsten Sänger des deutschen Südens hier zu vereinen«. Der Inhalt ist in drei bzw. vier lyrische Gewinde geordnet, die ein Rezensent der »Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung« (1817, Nr. 203) in folgender Weise beurteilt: »Wer aus allen diesen Kränzen wieder eine Auswahl treffen wollte, den dürfen wir wenigstens versichern, daß er sich daraus einen recht guten Blumenstrauß binden könnte.« Einige von diesen »Blumen« – Lieferanten sind auch an G. J. Kellers Würzburger Unternehmen beteiligt, das sämtlichen Dichtern Frankens einen Vereinigungspunkt geben wollte. Das in zwei Bändchen vorliegende Ergebnis ist jedoch nicht bedeutend.

Wohl angeregt durch die eben zum Abschluß gebrachte sechsbändige Sammlung seiner in zahlreichen Zeitschriften und Almanachen verstreuten Gedichte, läßt Rückert für 1838 einen *Erlanger Musenalmanach* erscheinen. Er selbst trägt die »Brahmanischen Erzählungen« (ebd. Seite 271-309) bei. Wie die Arbeiten der übrigen 15 Mitarbeiter eingeschätzt wurden, erfahren wir aus einer brieflichen Mitteilung Chamissos an die Verleger seines eigenen Unternehmens: »Der Musenalmanach von Rük-

[96] Vgl. H. Kunze, a.a.O. S. 264f.

[97] Dieses sowie die beiden folgenden Zitate nach E. F. Kossmann, a.a.O. S. 58ff.

[98] Vgl. R. Pissin, a.a.O. Sp. 199f.

kert soll neben ihm nur den niederträchtigsten Schund enthalten, und Scheuerlin, der (!) Kuckucks-Ei, den er in unsern Musenalmanach gelegt hat, ein Heros sein!«[99]

Alt-Bayern

Auch bei dem überwiegenden Teil der biedermeierlichen Unternehmen des bayerischen Stammlandes ist der dichterische Ertrag gering.

Die in München verlegten *Eichenkronen* (1832f.) bieten außer den Einleitungsstrophen zu den beiden Jahrgängen nur Prosa. Der Herausgeber, ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller, ist zugleich alleiniger Verfasser. Das mit dem Signum »Villa Leoni am Starnbergersee« versehene Widmungssonett des ersten Bändchens feiert Jugend und Phantasie als die beiden Engel, die »den Dichter in das Reich der Lieder tragen«. Die »Zueignung« des zweiten Jahrgangs mit der Ortsangabe »Furth am Walde« ist der »geliebten Gattin Therese geweiht«. Den Inhalt füllen vaterländische »Fürsten-Gemälde«, historische und Alpennovellen, »Cabinets-, Nacht- und Originaldosen« – Stücke. Eine in München spielende Kriminalgeschichte wird an primitiven Spannungseffekten von der »Stunde auf dem Schandpfahle. Fragment aus dem Leben eines Verurtheilten« (Jahrgang 1832) überboten. »Briefe einer gemüthvollen Dame« wechseln mit einem »Methhaus – Spektakel. (Harmlose Herzensergießungen rechtschaffener Dienstmädchen)« ab. Auf »Vier und zwanzig Stunden aus dem Leben eines Verbannten« folgen »Feigenblätter für Theaterblößen« und ähnliches mehr. Auch ein »Bockkeller – Capriccio, als Angebinde zum ersten Mai für alle Bockfreunde« fehlt nicht. Das alles und noch mehr ist im zweiten Bändchen (1833) nachzulesen, welches mit Lithographien nach Entwürfen Neureuthers illustriert ist. Stilblüten wuchern ungezählt. Mehr als einmal wird die unterste Geschmacksgrenze überschritten.

Der für 1836 in Kempten erscheinende Almanach *Hertha* sowie das »sehr nützliche Familien-Taschenbuch« *Ernst und Laune*, München 1840, bilden den Übergang zu den jetzt immer populärer werdenden Volkskalendern.

Literarische Bedeutung kommt nur der *Charitas*[100] zu, an der so ziemlich alles beteiligt ist, was in Bayern Rang und Namen hat. Nicht nur ältere und jüngere Dichter geben sich hier ein Stelldichein, sondern auch Gelehrte und Künstler. Seit Sailer als Bischof nach Regensburg gegangen und die Universität nach München verlegt worden war, hatte Landshut, zehn Jahre vorher noch Sitz der »Landshuter Akademiker«, eines romantischen Zirkels, an Glanz verloren. Um so wichtiger wird nun Regensburg, das schon durch seine mächtig aufblühenden Verlagsbuchhandlungen Manz und Pustet die Augen aller Literaturfreunde auf sich lenkt. Hier begründet der bayerische Staats-

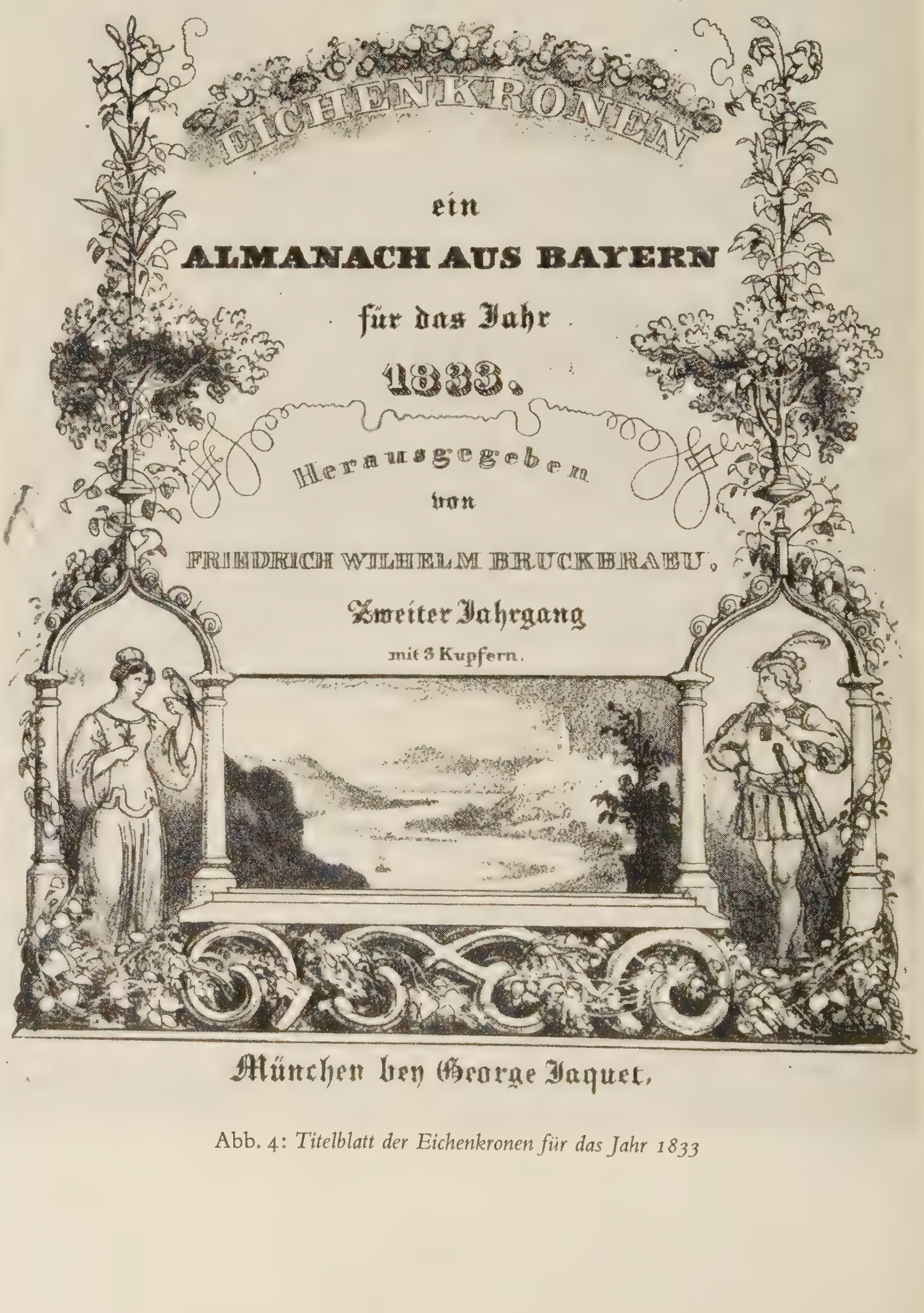


Abb. 4: *Titelblatt der Eichenkronen für das Jahr 1833*

[99] Nach E. F. Kossmann, a.a. O. S. 216f.

[100] Vgl. auch i. Folgenden W. Kosch, Geschichte d. dt. Literatur i. Spiegel d. nationalen Entwicklung v. 1813–1918. Abt. 1. 1813–48. Bd. 1. München 1925. S. 219ff.

minister Eduard von Schenk 1834 ein Almanachunternehmen, das mit kurzen Unterbrechungen bis 1847 läuft. Nach Schenks Tod wird es von Staatsrat Daxenberger fortgeführt, der sich unter dem Decknamen Karl Fernau als Lyriker, Dramatiker, Novellist und Kulturschilderer einen Namen macht. Für ein lokales Unternehmen ist die Zahl der Beiträger verhältnismäßig hoch. Einige von ihnen pflanzen die Überlieferung des romantisch-biedermeierlichen München über 1848 fort und entfalten, wie etwa Franz Graf Pocci, ihre Hauptätigkeit erst später. Andere wieder, z. B. Rückert, wirken in neuen Kreisen weiter oder erreichen kein höheres Alter. Schenk stirbt bereits als Fünfziger. Drei Generationen treffen hier zusammen. Der Philologe Thiersch, ein Führer der protestantischen Liberalen, spielt, trotz gelegentlicher Mitarbeit an der »Charitas« als Klassiker in München eine ähnliche Rolle wie der alte Voß in Heidelberg den Vertretern der jüngeren Romantik gegenüber. König Ludwig I., der Schöpfer des neuen München, der noch einmal den Versuch unternimmt, Antike und Mittelalter miteinander zu verschmelzen, erscheint in seinen literarischen Beiträgen bedeutender durch die echte Glut nationaldeutscher Gesinnung als durch Inhalt und Form des Vorgetragenen. Ludwig Aurbacher, der um vier Jahre ältere, Professor für dt. Stil und Ästhetik am kgl. Kadettenkorps in München, ein »still-vergnügter Biedermeier-Hagestolz«, der einen weitreichenden literarischen Briefwechsel führt, besitzt ein angeborenes Erzähltalent. Seine größeren Arbeiten, fast alle hier zuerst veröffentlicht, sind durch Kleist beeinflußt. In seinen besten Gedichten, wie z. B. dem »Nix« (Jahrgang 1834, Seite 219 f.) kommt er Uhland und Mörike nahe: formklar, echt, volkstümlich in der Wortwahl, melodisch und das romantisch Aufgefaßte realistisch geschaut. Der Rheinländer Schenk, »Chorführer der Charitas-Gemeinschaft und ihre einflußreichste Stütze«, zunächst noch klassizistisch gerichtet, folgt bald in seinen Novellen den Spätromantikern. Während »Der Mönch und die Gräfin« (Jahrgang 1835) – hier geht es um Liebes- und Standesprobleme – starke Anklänge an Arnims »Gräfin Dolores« und Eichendorffs »Ahnung und Gegenwart« zeigt, erinnern die »Nächtlichen Erzählungen« (Jahrgang 1836) an die Rahmenhandlungen Hauffs und E. T. A. Hoffmanns. Der tiefere Ideengehalt dieser Prosastücke berührt sich mit den Anschauungen Gotthilf Heinrich Schuberts, der von Nürnberg aus, gleichfalls an der »Charitas« mitarbeitet. Beiträge liefern auch die katholischen Kirchenfürsten Sailer (Lehrer Ludwigs I. und Schenks) und Diepenbrok; der Münchner Germanist Hans Ferdinand Maßmann sowie der Botaniker Karl Martius. Von der jüngsten Generation seien noch Kronprinz Maximilian und der Mineraloge Kobell genannt, der dann nach 1850 an der geistigen Tafelrunde seines königlichen Freundes die Dialektdichtung vertritt. Von den literarischen Kräften, die sich zeitweilig in München aufhalten, stehen Görres und Clemens Brentano dem Charitas-Kreis fern; auch der antiromantische Platen sowie die jungdeutsch gerichteten Heine und Saphir beteiligen sich nicht.

Zusammenfassend können wir sagen, daß neben rationalistischen und klassizistischen Elementen die romantische Bewegung mit ihrer Trivialisierung durch die Pseudoromantik die stärkste Komponente der in diesem Abschnitt besprochenen, landschaftlich bedingten Almanachliteratur Deutschlands darstellt; auf die Ansätze zu eigenständiger Gestaltung wurde jeweils verwiesen.

2. Aus den anderen deutschen Sprachgebieten

a. *Österreich mit seinen Kronländern*

Die napoleonische Übergangszeit führt Österreich politisch wie zeitgeschichtlich in das Biedermeier über. Von dem innenpolitischen Strudel, den die Befreiungskriege hinterließen, bis zu dem betonten Hervortreten Wiens während des Wiener Kongresses, der die Stellung der Residenzstadt nachhaltig beeinflussen sollte, liegen hier die mächtigen Wurzeln des Kommenden[101]. Der Sieg um die Freiheit Europas war erkämpft. Nach den erschöpfenden Kriegen folgen Friedensjahre hoher ästhetischer Kultur. In Kunst und Dichtung strömt dankbar das Gefühl wiedergeschenkten Lebens. Ein neuer Zugang zur Wirklichkeit wird notwendig.

Wien

Ausgangs- und Sammelpunkt aller geistigen Kräfte, so auch des literarischen Lebens in Österreich, ist Wien. Wenn von hervorragenden Schöpfungen der schöngeistigen Biedermeierliteratur die Rede ist, sind die Verfasser meist in Wien zu suchen oder sie stehen mit den Dichterkreisen der Residenz in Verbindung. Ein Gleiches gilt von allen bedeutenderen Almanachunternehmen, die eine längere Reihe von Jahrgängen aufweisen; sie sind in Wiener Verlagsbuchhandlungen und von Wiener Schriftstellern herausgegeben.

Die Aufmerksamkeit, welche man den Prosaerzählungen in Beckers Taschenbuch, Cottas Damenkalender und ähnlichen, außerhalb Österreichs erscheinenden Unternehmen dieser Gattung zuzuwenden beginnt, führt auch in Wiener Taschenbüchern zu dem Versuch, dem Zeitgeschmack entsprechend, der erzählenden Prosa mehr Raum zu bieten.

Der Almanach *Selam*, zum Teil noch der Übergangszeit angehörend, ist der erste, der bereits den modernen Anstrich aufweist. Sein Herausgeber Castelli, der Lebedichter und Lebenskünstler des Biedermeier, den Wolfgang Menzel, der ihn auf seinem Landgut besuchte, den wahren deutschen Anakreon nennt[102], ist untrennbar mit der Geschichte des geistigen Lebens von Wien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verbunden. So eröffnet sein Unternehmen eine neue Periode der Wiener Almanachliteratur. »Man suchte damals noch nicht in Taschenbüchern nur schöne Bildchen und einen glänzenden Einband«, berichtet er in seinen Memoiren (Band 1, Wien, Prag 1861, Seite 286f.)[103], »man sah die Taschenbücher nicht bloß an und legte sie dann auf den Tisch im Sitzzimmer, um sie auch von Andern ansehen zu lassen. Man las sie wirklich und forderte daher auch einen interessanten Inhalt«. So ist sein Almanach durch die Nutzung seiner Beziehungen zu allen schriftstellernden Persönlichkeiten Österreichs abwechslungsreich und mannigfaltig. Die Jahrgänge 1814-1815 enthalten einige Balladen und Gedichte seines gefallenen Freundes Theodor Körner. Das

---

[101] L. Schmidt, Die Stellung d. Wiener Biedermeierdichtung zu Volkstum u. Volkskultur. (German.-Roman. Monatsschr. Jg. 26. 1938. S. 287.)

[102] Vgl. A. T. Leitich, Wiener Biedermeier. Bielefeld, Lpzg. 1941. S. 71.

[103] Nach A. Schlossar, a.a.O. S. 302.

Bändchen für 1816 ist dessen Braut, Antonie Adamberger, gewidmet; als musikalische Gabe ist ihm Beethovens Vertonung des Gedichtes »Markenstein« von Rupprecht beigefügt. Von der älteren Generation tragen u. a. bei: Alois Weißenbach, der Tiroler Kampflieddichter, und der Steirer Johannes von Kalchberg, bekannt durch seine zahlreichen geschichtlichen Dramen, die ein Zwischenglied bilden vom österreichischen Barocktheater zur Bühne Grillparzers. Weitere Mitarbeiter sind der Theatersekretär Josef Sonnleithner, August von Steigentesch, Offizier und beliebter Lustspieldichter des Burgtheaters, Deinhardstein, Therese von Artner und Karoline Pichler, deren Namen wir in vielen der folgenden Taschenbüchlein wiederbegegnen. Der unter Napoleon eines Kriegsliedes wegen geächtete Redakteur zeigt sich nun vorsichtig, indem er in das letzte Bändchen nur Versbeiträge aufnimmt. Diese passierten im allgemeinen leichter die gerade wieder verschärfte Zensur, während Prosa, vor allem längere Stücke, damals nur zu gern vom Prüfer gestrichen wurde.

Inzwischen hatte 1815 ein Taschenbuch zu erscheinen begonnen, welches bald alle kleineren Unternehmungen an literarischem und künstlerischem Wert überragt. Jedem Jahrgang sind sechs Kupferstiche beigegeben, in der von F. John selbst erfundenen eigenartigen Manier, die sich durch besondere Feinheit und Weichheit vor der gewöhnlichen Punktmanier auszeichnet. Ausschließlich nach klassischen Originalen aus den Wiener Galerien gestochen, – vor allem Italiener, Holländer und Spanier des Barock – wird ihr Vorbild von keinem der nachfolgenden Unternehmen mehr erreicht. Auch inhaltlich verhilft ein Wechsel in der Redaktion der *Aglaja* zu einer eigenständigen Linie. Schreyvogel, welcher schon in seinem »Sonntagsblatt« den Stillen in Wien ein Refugium geboten hatte gegen allen politischen und literarischen Modelärm, versteht es auch hier, die verwirrenden Einflüsse vom Klassizismus wie von der Romantik her abzudämmen. Wohl ist Goethe mit seinem nachgedruckten Gedicht über Karlsbad vertreten (Jahrgang 1817, Seite 145-146); es wird ihm in elegischen Distichen gehuldigt (Jahrgang 1820, Seite 300) oder eine Szene aus Tasso nachdichtend verwertet (Jahrgang 1821, Seite 116-118). Andererseits finden wir auch Zacharias Werner, 1807 nach Wien gekommen, mit »Erinnerungen aus Italien« (Jahrgang 1820), »Phantasie« (Jahrgang 1825, Seite 275-289), »Pilgers Abschied von Weimar« (Jahrgang 1826, Seite 226-228) und Sonetten aus seinem Nachlaß (Jahrgang 1827, Siete 114-116); Friedrich Schlegel, seit 1808 in Wien, mit dem polemischen Gedicht »Die feindlichen Brüder oder der Zeitgeist« (Jahrgang 1821, Seite 263-265), das den »Schlendrian« und den »Schludrian« geißelt, die zahllose Verwandte in dieser Zeit haben. Auch die romatischen Epigonen Fouqué und Chézy tragen in Vers und Prosa bei; desgleichen die Pseudoromantiker Laun, Hell, Kuhn, Maltitz, Krug von Nidda, Rochlitz. Immer aber ist ein gemäßigter Ton vorherrschend, allzu phantastisches Schwärmen verpönt. In den ersten Jahrgängen spielt noch die Zauber- und Feenwelt im Sinne Raimunds eine Rolle. Das Erscheinen der Ahnfrau in einer mit lyrischen Partien durchsetzten Erzählung der Pichler (»Die goldene Schale«, Jahrgang 1819, Seite 83-137) geht wohl auf Grillparzers Erstaufführungserfolg von 1817 zurück. Zugleich aber ist auch die vaterländisch-historische Richtung vertreten (z.B. »Das Schloß im Gebirge« von K. Pichler, Jahrgang 1820). Mit der Zunahme der Prosabeiträge seit 1823 gewinnt der bürgerlich-häusliche Umkreis eine immer stärkere Beachtung. Das Lehrhaft-Moralische steht hier im Vordergrund. So warnt die Pichler im »Postzug« (Jahrgang 1823, Seite 3-72) vor Überhebung über den bürgerlichen Stand, indem sie die Ehe Minchens, einer Oberförstersfrau, an ihrer Sucht, es den adeligen Freundinnen gleichzutun, beinahe scheitern läßt. Auch in Rochlitz' Erzählung »Vater Hartmann und die Seinigen« (Jahrgang 1825, Seite 3-97) gelingt die Bekehrung des Oberbürgermeistersohnes, der seiner Karriere wegen die Braut im Stich lassen und sich vom Vaterhaus und seinem Glauben lossagen will, im letzten Augenblick und nur mit Freundeshilfe. Muster an Bravheit sind dagegen die Helden zweier Novellen, in denen das österreichische Handwerkertum verkörpert wird. Die Handlung verläuft nach dem Rezept »Ende gut, alles gut«. Nur eine Schilderung des deutschböhmischen Elbtales (»In te Domine speravi«, Jahrgang 1827, Seite 122-154) fällt aus dem schablonenhaften Rahmen. Diese Art frischer und ungekünstelter Landschaftsbetrachtung findet sich sonst in kaum einer der vielen Arbeiten Helminas von Chézy. Der Herausgeber selbst ist unter dem Pseudonym Thomas (oder Karl August C. A.) West mit einer Reihe von Erzählungen vertreten, die vorwiegend Eheprobleme behandeln. In den »Fingerzeigen der Vorsehung« (Jahrgang 1826, Seite 241-289) wendet er sich gegen den »unmäßigen Hang zum Lesen von Romanen und anderen kopfverwirrenden Büchern«, dem auch die Schuld an dem Selbstmordversuch einer liebeskranken Kammerjungfer zugeschrieben wird. Die Bemühungen des Arztes um die Rettung des Mädchens, und eines Freundes des Hauses, der sich den störrischen Liebhaber vornimmt, machen aus den beiden mit dem Segen der Herrin ein glückliches Paar. Aber nicht bei allen Prosastücken wird ein glücklicher Ausgang bevorzugt. Wo bliebe sonst die pädagogisch-abschreckende Wirkung! So berichtet z.B. W. V. Weingarten von dem Schicksal eines litauischen Judenmädchens, dessen Liebe zu einem christlichen Offizier an den religiösen Schranken scheitert. (»Rebecca«, Jahrgang 1825, Seite 151-249). Nicht minder rührend ist die Geschichte von Elliska, dem Edelfräulein, dessen Oheim die Heirat mit einem während der Thronstreitigkeiten in Polen stationierten jungen Franzosen nicht gestattet. Selbstlos verzichtet dieses dann auf die Verbindung mit dem nach Jahren Wiedergefundenen, um das Seelenglück des noch immer Geliebten nicht zu gefährden, der inzwischen ein neues Verlöbnis eingegangen ist. (»Der Wahlspruch«, Jahrgang 1827, Seite 3-86.) Helmine und Eduard bekommen sich zwar, doch »sie waren so glücklich und so unglücklich, als leidenschaftliche Liebe die Menschen machen kann. Nach einigen Jahren der erfreulichsten Eintracht, störten Launen und Mißverständnisse ihre eheliche Glückseligkeit; endlich stürzte ein Fehltritt, mit tragischen Folgen, Beide schnell nacheinander in ein frühes Grab.« (Jahrgang 1827, Seite 271.) So läßt Schreyvogel seine »Lebenserfahrungen eines Ungenannten« enden. Noch eindringlicher führt Grillparzer in seiner spannungsreichen Novelle »Das Kloster bei Sendomir« (Jahrgang 1828, Seite 65-102) dem erschauernden Leser die Folgen

einer enttäuschten Liebesleidenschaft vor Augen. Durchaus dem Zeitgeschmack folgend, häuft er hier Greueltaten bis zur bitteren Sühne. In dramatisch geraffter Prosa wird demonstriert, was Schreyvogel in einem Dialog zwischen Priester und Cäsar angedeutet hatte. (»Des Helden Geist«, Jahrgang 1820, Seite 92: »Priester: Entflieh dem Schein, der täuschend Dich verlockt! / Cäsar: So lehre mich, wie ich mir selbst entfliehe. – / Ich bin nur, wenn ich wirke; / In meinen Taten ist mein Selbst. / Priester: Dann weh' Dir!...« Cäsar lebt weiter in der Gestalt des Attila und nennt sich fortan »der Gottheit Geißel«.) Der Biedermeiergeneration, noch aufgewachsen unter dem Dämon Napoleons, dessen Auswirkungen sie unmittelbar verspürt hatte, schlingen sich Handeln, Reue und Buße in unauflöslicher Verkettung ineinander, eines das andere bedingend. Immer wieder wird die Frage nach dem Glück gestellt, das zu erreichen kaum möglich erscheint, da aus jeder Tat Verderben droht. Zedlitz' »Todtenkränze« (Jahrgang 1828, Seite 3-64) formen die dem Dichter des Biedermeier gemäße Antwort. In tiefe Betrachtung versunken, von Bildern seiner Träume umwoben, (1.) sinnt der Poet dem Wesen des Ruhmes, der Liebe und der Dichterehre nach, die symbolhaft in Form von Eichen-, Rosen- und Lorbeerkränzen die Stirnen Sterblicher schmücken. Er fragt sich, ob diese damit das höchste Lebensziel erreicht oder dennoch vergebens gelebt haben. (3.) Da erscheint ihm »der Geist des Grabes«, um ihn dorthin zu führen, »wo die Thoren modern«, die so wie er »... einst träumten Lichtgedanken; / Bis daß der Boden, der sie trug, zu wanken / Begann, und mild die Flamm' empor zu lodern, / Die ihre Brust gefüllt. Sie hat verzehret / Das Feuer, das auch sie einst treu genähret« .(7.) Zuerst trägt ihn der Geist zum Grabe Wallensteins, den einst Meuchelmörder überwältigten: »Und so wie Einer, der die That vollbrachte, / Wird er gestraft, weil er vielleicht sie – dachte!« (17.) Danach gelangen sie zur letzten Ruhestätte eines anderen Mächtigen – Napoleons, dessen Name aber nicht genannt wird – der wohl blutigen Kriegsruhm, doch nicht das Glück erbeutet hat. Schaudernd wendet sich der Dichter ab und preist das Los der großen Liebenden. Aber vor Lauras Grabmal in einem avignonensischen Kloster und in Verona, wo Romeo und Julias Schicksal sich erfüllte, muß er erfahren, daß auch sie die Glückseligkeit nicht gefunden. Nun klammert er sich an seine letzte Hoffnung, im Schaffensglück des Künstlers wie in seinem Nachruhm alles Sehnen gestillt zu finden. »Ein Glück doch lebt, lebt, weil's bewußtes Träumen, / Entbehren kann, was ist; weil, vielgestaltet, / Es Schein und Wahrheit bindet und entfaltet / Die Erd' emporhebt zu den Himmelsräumen...« (51.) Aber hohnlächelnd mahnt ihn der Geist, des Lebensweges eines Tasso oder Lord Byron zu gedenken; wie sehr sie gelitten, ehe dem einen die Neider, dem anderen die eigene Unrast ein frühes Grab bereitet. Auf Byrons dichterisches Werk verweisend, fragt die Geisterstimme: »Und jenen Widerschein von Qual und Gluten, / Hat ihn die Brust des Glücklichen geboren? / War's ein beseligt Herz, in dessen Grunde / So lebentödtende Gebilde gohren? / Wann gab, getränkt von milder Sehnsucht Fluten, / Es je von Lieb' und Vaterfreuden Kunde, / Von segenvollem Bunde / Beglückter Häuslichkeit, von Gott und Frieden?« (89.) Häusliches Glück, geborgen in Gott, schenkt dem Herzen Frieden. Macht, Liebesleidenschaft und Künstlerruhm aber sind eitel; jene Kränze dauern nicht in der Ewigkeit. Darum gilt der Rat: »Soll Euch der Kranz umwallen, / Schlagt Euer Ich an's Kreuz und lernt ertragen!« (101.) Damit allein aber will sich der Dichter nicht zufrieden geben, und als die Stimme des Geistes nun zu wissen begehrt: »Sprich, bist Du glücklich, Du, deß ganzes Leben / Nach weitem Ziel ein leer vergeblich Streben? –« antwortet er: »Ich bin's, ich bin's! – Und konnt' ich's nicht erringen, / Ich konnt' es ahnen, mit dem Aug erreichen!« (103.) Dagegen der Geist: »Und was gewannst Du denn, daß Kalebs Traube / Du sah'st und nicht gekostet? muß ich fragen: / Daß Du für Traum die Wirklichkeit gegeben?« – Darauf der Dichter: »Den festen Muth, die Wirklichkeit zu tragen! / Ich kann es seh'n, wie das Verdienst im Staube; / Den Dünkel kann ich sehen, glanzumgeben, / Das hohle Haupt erheben; / Den schlechten Baum gedeih'n vom Blitz getroffen / Den edlen Stamm – ich kann es seh'n und – hoffen! –« (105.) In solcher, trotz zerschlagener Hoffnungen bewahrten Zuversicht grüßt der Dichter »die bess're Zukunft« (106.), die in ihm lebt und ihm im Geiste zu schauen vergönnt, was im Leben noch nicht realisierbar erscheint. Der Geist des Grabes sieht seine Aufgabe beendet; er scheidet mit den Worten: »Und wenn ein Traum Dein Glück, wohlan so träume! / Einmal erwacht, entschlummerst Du nicht wieder! – –« (107.)

Mit dieser großangelegten Vision erhellt Zedlitz die geistige Situation des Menschen der Restaurationszeit, der, enttäuscht über die Gestaltung der politischen Verhältnisse nach Beendigung der Befreiungskriege, sich ausgeschlossen weiß von aktiver Mitarbeit am Staatsneubau. Im Politischen muß er resignieren. Dafür schafft er sich mit Hilfe der Phantasie ein Traumland des Glücks als Zwischenreich, das ihn die Wirklichkeit ertragen läßt und sein Leben trotz allem sinnvoll macht.

Die »Todtenkränze«, in denen Zedlitz die italienische Kanzone einführt und meisterlich handhabt, finden so nachhaltigen Beifall, daß der Verleger des Taschenbuchs noch im gleichen Jahr einen Separatdruck veranstaltet. Sie werden in kurzer Zeit Gemeingut nicht nur der österreichischen, sondern der gesamten deutschen Leserwelt.

Der kannegießernde Spießbürger freilich macht es sich mit der Frage nach dem Glück nicht so schwer. Für ihn ist es mit der Hand zu greifen, wenn er nur ein paar Faustregeln beherzigt, wie sie etwa Hell im »Buch des Schicksals« (Jahrgang 1828, Seite 103-119) leicht faßlich für jedermann aufstellt:

> Es taugt nicht für ein sterblich Wesen,
> Klar in der Zukunft Reich zu lesen;
> Der Gegenwart sich freun,
> Gedenken der Vergangenheit
> So fern sie Angenehmes beut,
> Vor allem Andern schließen seinen Blick,
> Nur das bringt wahres ungetrübtes Glück...

Neben so billiger Alltagsweisheit und ähnlich plattgemünzter von Castelli, Deinhardstein, Seidl u. a. steht der lyrische Beitrag Grillparzers. Dieser veröffentlicht hier erstmalig seit 1819 eine reiche Lese von Gedichten, darunter einige seiner bedeutendsten. Die beiden letzten Bändchen der »Aglaja« enthalten außer einem Trauerspiel nur noch Novellistisches. Den Rang dieses Ta-

schenbuchs, das mit Schreyvogels Tod zu erscheinen aufhört, erreicht kein gleichzeitiges oder nachfolgendes österreichisches Unternehmen, obgleich einige von ihnen von dessen ehemaligen Beiträgern redigiert werden.

Die *Klio* ist vorwiegend der Pflege des Historisch-vaterländischen gewidmet. So verherrlicht das volksliedhafte »Wer zog da im Prunke zum heiligen Dom?« (Jahrgang 1822) den österreichischen Monarchen als Erbkaiser.

Während vom Herausgeber und alleinigen Verfasser der *Heimaths-Klänge* die gebundene Rede bevorzugt wird, bringen *Almanach für Ernst und Laune*, *Balsaminen* (mit Beiträgen von Z. Werner), *Ceres* sowie *Taschenbuch für Frohsinn und Liebe* – alle zwischen 1820 und 1830 erscheinend – die übliche Mischung poetisch-prosaischen Lesestoffes. Die *Blüthen der Liebe und Freundschaft*, eine Serie von zehn Jahrgängen, werden in der Laufzeit noch übertrumpft von zwei Unternehmen, die beide zum erstenmal für 1824 herauskommen.

Es sind dies Toldts *Fortuna* und die durch Johann Gabriel Seidl bis 1858 geführte *Aurora*, eines der langlebigsten österreichischen Taschenbücher. Die »Fortuna«, zunächst das Taschenbuch des Josephstädter Theaters, welches Nachrichten über dessen Personalstand mit einem Verzeichnis der jeweils aufgeführten Stücke enthält, tritt vom dritten Jahrgang ab als selbständiges Unternehmen auf. Neben lyrischen Gedichten, Balladen, Romanzen und ähnlichen Beiträgen wird die Novelle besonders berücksichtigt, da der Herausgeber selbst ein überaus fruchtbarer Novellist ist. Zu den deutschen Mitarbeitern gehören die allbeliebten Chézy, Fouqué, Haug, Hell, Müchler, Rückert. Aus der großen Anzahl von Österreichern seien genannt: Graf Auersperg, Bauernfeld, Castelli, Deinhardstein, der unfähige Nachfolger Schreyvogels am Burgtheater, der Philosoph Feuchtersleben und der Orientalist Joseph von Hammer; desgleichen der volksmäßig-lyrische Halirsch, Schuberts Freund Mayrhofer sowie die unerschöpflichen Taschenbuchpoeten Seidl und Vogl, deren Balladen und volkstümliche Lieder noch in die Volksschullesebücher des XX. Jahrhunderts Eingang gefunden haben. Raimund ist im Jahrgang 1838 posthum vertreten.

Die meisten der »Fortuna«-Beiträger finden sich auch in der »Aurora«. Hier stoßen wir auf das Gedicht Niembsch' von Strehlenau »Jugendträume« (Jahrgang 1828), das noch nicht mit seinem Dichternamen signiert ist. Weiter ist noch eine Vielzahl von auf schöngeistigem Gebiet hervortretenden Österreichern beteiligt. Die ab 1828 den Jahrgängen beigegebenen Kunstblätter, von bekannten Wiener Stechern ausgeführt, illustrieren Szenen aus den Werken österreichischer Dichter, vor allem Grillparzers. So gewährt dieses Taschenbuch[104], ähnlich wie die »Aglaja«, einen Überblick über das literarische Leben Österreichs, und zwar durch fast dreißig Jahre. Neben dramatischen Stücken, Gedichten und topographischen Beschreibungen (letztere ab Jahrgang 1840) sind die Erzählungen die erste und wichtigste Gruppe des Inhalts. Sie werden beherrscht sowohl von starkem vaterländischen Traditionsbewußtsein, als auch von echter Bodenständigkeit. Immer wieder rankt sich um historische Persönlichkeiten der Habsburgerdynastie eine erzählte (z.B. Jahrgang 1831, Seite 4-48) oder dramatisch gefaßte (z.B. Jahrgang 1833, Seite 81-115) Handlung. Die Stoffe entnimmt man der österreichischen Volkssage ebenso wie der ungarischen und böhmischen Geschichte. So wird die Völkergemeinschaft Österreichs im Biedermeier zum letztenmal als eine geistige Einheit erlebt. Die zweite bestimmende Komponente des Taschenbuchs ist die Verbundenheit mit dem Volksleben, wie sie überhaupt in der Wiener und darüber hinaus der gesamten österreichischen Biedermeierdichtung zum Ausdruck kommt; das kaum vorhandene Bewußtsein eines Abstandes in Form einer Bildungsschicht. Denn Wien war durchaus keine Literatenstadt[105]. Der Jahrgang 1833 bringt eine kurze Mundartgeschichte (Seite 239-245), und ab 1842 erscheint hier Franz Stelzhamer, zunächst mit einer schriftdeutschen Erzählung (»Freitag«, Jahrgang 1842, Seite 103-131), die humorvoll von Spiridion, dem Freitagskind, berichtet, das von seinem Aberglauben an feststehende Glücks- und Unglückstage geheilt wird. Stelzhamers charakteristischer Kalendergeschichtenstil prägt sich jedoch erst in der »Dorfgeschichte aus dem Riederwalde« (Jahrgang 1845, Seite 233-251) vollends aus. Bauern halten Totenwacht bei einem der ihren, der jungverheiratet, sich im Jähzorn gegen die Eltern stellend, einem Schlagfluß erlegen ist. Die Dialektpartien in direkter Rede sind echt und gekonnt. Der alte Brauch des Obstweinumtrunks hält die Männer wach; für Frauen und Kinder stellt eine Magd mit Früchten gefüllte Körbe auf die Tische. Der Vorbeter beginnt, die andern fallen ein, langsam vergeht die Nacht. Mit schweren, einprägsamen Strichen beginnt der verunglückte Malschüler Stelzhamer sein Sittengemälde zu entwerfen: »... ein düsteres Bild muß ich malen, ein Bild, nur schwarzer Grund und mitten ein schreiend weißes Kreuz. – Vielleicht, daß ich an den äußersten Enden ein Paar Engelköpfchen anbringen kann? – Ich wäre froh...« Mit fester Hand setzt er, gleichsam zur Rahmung, die Worte des vierten Gebotes darunter: »Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lang lebest, und es dir wohl ergeh auf Erden!« Hier wird kein poetisches Zwischenreich mehr aufgebaut, weder mit künstlerischen, noch mit trivialen Mitteln. Die Wirklichkeit ist abgeschildert, wie sie sich dem aufmerksamen Beobachter darbietet, der die Menschen seiner Heimat kennt und ihre Sprache zu reden versteht. Das Biedermeier mündet in den Poetischen Realismus. Damit aber haben wir schon vorgegriffen.

Für 1831 bis 1836 erscheint das von August Rokert, dem Poeten und Kunstkenner, trefflich geleitete Taschenbuch *Vesta*, das sich auch durch ein reizvolles Gewand auszeichnet. Die Originale der beigegebenen Stiche stammen von modernen österreichischen Malern wie Ender, Fendi, Gauermann, – einer der Künstler Erzherzog Johanns –, und Waldmüller, die das österreichische Volksleben in Typen, Trachten und Bräuchen festhalten und das Bekanntwerden der Naturschönheiten Österreichs einleiten. Als literarische Beiträge erscheinen Gedichte, Erzählungen und kleinere dramatische Stücke. So sind einige der ersten Lustspiele Bauernfelds hier abgedruckt. Grillparzer, der von Anfang an mitarbeitet, veröffentlicht im Jahrgang 1835 seinen Zyklus »Tristia ex Ponto« im Erstdruck. Wie an den meisten größeren Wiener Almanachunternehmen, beteiligen sich

[104] Vgl. A. Schlossar, a.a.O. S. 311.

[105] Vgl. L. Schmidt, a.a.O. S. 290.

auch hier deutsche Schriftsteller. Für ein Honorar von 100 Gulden[106] gelingt es dem Herausgeber, Platens seit 1829 abgeschlossene »Abassiden« für den Jahrgang 1834 zu erwerben. Während ein gleichnamiges Epos des Barons von Zedlitz (Aglaja, Jahrgang 1826, Seite 65-74) in fünf gereimten Teilen, kunstlos tönend, vom Erlöschen des Abassidengeschlechtes durch Brudermord berichtet hatte, gleiten die Märchenbilder der Dichtung Platens, gereift an der Sonne des östlichen Italien, in neun Gesängen reimloser fünffüßiger Trochäen voll inneren Gleichmaßes am Beschauer vorbei. So rechtfertigt dieses »Taschenbuch für Gebildete« sein im Untertitel (ab 1834) angekündigtes Vorhaben, eine »kleine Halle für deutsche Kunst und Literatur« zu sein.

Von den beiden eleganten Unternehmen *Gedenke mein* (1832-1870) und *Cyanen* (1839-1843), welche die Wiener Buchhandlung und Verlagsanstalt Pfautsch auch als Prachtausgaben in Seide gebunden herausgibt, erfreut sich das erstere besonderer Beliebtheit, dank der geschmackvollen Auswahl in Text und Bild. Die Kritik bezeichnet dieses Salon-Taschenbuch »unter den goldbeschwingten Herbstschmetterlingen[107] seit Jahren als einen der schönsten, ausgezeichnet durch guten Druck, prächtiges Papier und die Eleganz seiner Stahlstiche. Nachdem sich der Verlag schon ein Jahr zuvor bemüht hatte, einen Beitrag Stifters zu erhalten, erscheint im Jahrgang 1844 (Seite 1-56) seine Novelle »Brigitta« im Erstdruck, von der Kritik als Perle des Almanachs gepriesen. Diese Frühfassung[108] ist deshalb bemerkenswert, weil sie, nicht zuletzt wegen der im Gegensatz zur »Studien«-Fassung in der indirekten Rede wiedergegebenen Gespräche, frischer und unmittelbarer wirkt; sie hat fast etwas von dramatischer Spannung, ohne die spätere Langatmigkeit. Die Hauptreihe der Erstveröffentlichungen Stifters, der seit dem »Kondor« in Fachkreisen wie beim Publikum große Aufmerksamkeit erregt, erscheint bereits seit 1841 in der »Iris«.

Zu den Wiener Verlagserscheinungen, die sich die Fortschritte der Technik auf dem Gebiete des Buchdrucks, der Buchausstattung wie des Stiches zunutze machen, gehört auch das Taschenbuch *Immergrün*, das in acht Jahrgängen sein Lesepublikum mit den Beiträgen beliebter österreichischer und deutscher Autoren unterhält.

Den Bestrebungen um die österreichische Balladendichtung[109], die im Biedermeier hauptsächlich Nachklang der späten Goetheschen und Uhlandschen ist, angereichert jedoch durch heimische Sagenmotive, können wir das *Oestreichische Wunderhorn* (1834) und den *Minstrel* (1836) zurechnen. Beide werden von J. N. Vogl redigiert, dem »Vater der österreichischen Ballade« und Umgestalter volkstümlichen Liedgutes, der bewußt im Sinne der Volksbildung wirkte.

Ritter Braun von Braunthal, der als Mitarbeiter in zahlreichen belletristischen Taschenbüchern auftaucht, versucht nach dem Beispiel des Chamisso – Schwabschen Unternehmens mit seinem *Österreichischen Musenalmanach* (1837) auch in Österreich für die Belange der Lyrik einzutreten. Ein zweites Bändchen, das unter gleichem Titel, aber in einem neuen Verlag erscheint, hat für 1840 Andreas Schumacher zum Herausgeber. Doch die Prosadichtung läßt sich jetzt nicht mehr ausschalten. Ende des vierten Jahrzehnts wird sie, wie in den deutschen Taschenbüchern, weitgehend zur Alleinherrscherin.

Der *Österreichische Novellenalmanach*, ebenfalls von Schumacher, dem vielseitigen Literaten und Redakteur der Zeitschrift »Die Gegenwart«, geleitet, will als erstes Unternehmen dieser Art österreichische Dichter mit ihren novellistischen Arbeiten, die meist der vaterländischen Geschichte ihre Stoffe entlehnen, vereinigen. Von den Beteiligten, wie Josef Rank, dem treuherzigen Schilderer von Land und Leuten des Böhmerwaldes, Alexander Baumann, als Mundartdichter, Komponist und Schauspieler eine bekannte Persönlichkeit des Wiener Gesellschaftslebens und seiner literarischen Zirkel, dem Kärntner Adolf Ritter von Tschabuschnigg, einem ungemein fleißigen Vertreter der Taschenbuchliteratur und anderen mehr ist nur der Name Stifters lebendig geblieben. Seine Beiträge »Abdias« (Jahrgang 1843, Seite 281-340) und »Das alte Siegel« (Jahrgang 1844, Seite 1-68) werden von der zeitgenössischen Presse begeistert gerühmt.

Dieser Novellenalmanach beendet die Reihe der Wiener Biedermeierunternehmen. Die Almanache der Kronländer sind zumeist Nachahmungen.

Tirol

In der Gesamtentwicklung der österreichischen Dichtung im Vormärz zeigt das Schrifttum Tirols eine eigenwilligere Note. Hier wirkt die josefinische Aufklärung stark nach. Man wendet sich gegen die reaktionären Mächte, gegen Schlendrian und Selbstgenügsamkeit. Die jungen, literarisch interessierten Kräfte schaffen dem Innsbrucker Dichterbund in den *Alpenblumen aus Tirol* (1828-1830) sein eigenes Organ. Es ist der Beginn der modernen Literatur des Landes, nachdem die klassischen wie romantischen Einflüsse Gemeingut geworden sind. Träger der neuen Richtung und Hauptherausgeber des Taschenbuchs ist der Nordtiroler Novellist Johannes Schuler. Die beiden Südtiroler Beda Weber und Josef Streiter sind seine Mitredakteure. Als Studenten noch eng zusammenhaltend, stehen sich in den Vierzigerjahren die freiheitlich und die kirchlich Gesinnten schroff gegenüber. So wird 1846 der Almanach *Frühlieder aus Tirol* zum Sprachrohr der freisinnigen Jungtiroler. Unter ihnen lassen sich auch zwei so wesensverschiedene Beiträger vernehmen wie Hermann von Gilm und Adolf Pichler. Ein Aufsatz Streiters rühmt sie als »neu aufkeimende Talente[110].

Böhmen-Mähren

Die Mitarbeiter der böhmisch-mährischen Taschenbücher kommen nicht nur aus den einheimischen Literatenkreisen. Es beteiligen sich zunächst eine Reihe von Schriftstellern der Wiener Biedermeierpublizistik. Auch zu den deutschen Pseudoromantikern sind die Beziehungen rege.

[106] Vgl. A. Schlossar, a.a.O. S. 313.

[107] Vgl. O. Jungmair, Adalbert Stifters Erstdrucke i. Almanachen u. Zeitschriften. (Das Antiquariat, Jg. 7. 1951. S. 74.)

[108] Vgl. H. Vetterleins Rezension von A. Stifter, Erzählungen i. d. Urfassung. Hrsg. M. Stefl. Augsbg. 1952. (Bücherei u. Bildung. Jg. 5. 1953. S. 263 f.)

[109] Vgl. L. Schmidt, a.a.O. S. 291.

[110] Nach J. Nadler, a.a.O. S. 619.

Das erste Bändchen der in Brünn bei Traßler verlegten *Feierstunden* ist den Mitgliedern des Dresdner Liederkreises zugeeignet, die hier zahlreich vertreten sind. Die Porträts zeigen Josef von Hammer und Friedrich Kind, im zweiten Jahrgang die der ebenfalls beitragenden E. T. A. Hoffmann und Fouqué.

Im gleichen Verlag und mit denselben Mitarbeitern, zu denen sich noch einige Prominente wie Graf Auersperg und Feuchtersleben gesellen, bringt Franz Gräffer, der Redakteur der Wiener »Ceres« und »Aurora«, das Taschenbuch *Philomele* heraus. Den Jahrgang 1826 schmücken zwei Kupfer nach Schwind.

Während der napoleonischen Kriege hatten die deutschen Romantiker die stehenden Gewässer der deutsch-böhmischen Literaturprovinz in Bewegung gebracht. Kleist entwarf sein antinapoleonisches Programm auf der Prager Kleinseite; die Familie Brentano erwarb hier Grundbesitz. In Bad Teplitz trafen die böhmischen Provinzgrößen mit den deutschen Berühmtheiten Tieck, den Brüdern Schlegel, Adam Müller und Zacharias Werner zusammen. Die junge Generation der deutschen Schriftsteller Böhmens nahm begeistert deren Bonmots auf. Mit Eifer stürzte sie sich nach romantischem Vorbild in die böhmische Geschichte[111]. So halten sie sich an ein äußeres Kennzeichen der Romantik; denn das ursprünglich romantische Erlebnis fehlt.

Wie in Wien, werden nun auch im Prag der Biedermeierzeit die Ansätze zu einer landeseigenen deutschen Literatur sichtbar. Karl Egon Ebert[112], in den Überlieferungen des ständischen Landespatriotismus aufgewachsen, beeinflußt von Goethe, und Uhland zeitlebens als Meister verehrend, wird zum Repräsentanten des deutschen Kulturkreises in Prag. In der freundlich bescheidenen Welt der Prager Kleinseite liegt die Voraussetzung für sein Schaffen; hier, wo die Tradition patriarchalischen Einvernehmens zwischen böhmischem Hochadel, deutscher Beamtenschaft – sein Vater war hofrätlicher Landesadvokat – und tschechisch-deutsch gemischtem Kleinbürgertum als überkommener Lebens- und Gesellschaftsform am längsten der Sprengwirkung des nationalen und liberalen Erwachens im 19. Jahrhundert standhielt. Eberts erste dichterische Versuche gehören der Taschenbuchliteratur an, die, wie überall in dieser Epoche, auch in Prag in Blüte steht. Mit Rudolf Born, Josef Julius Czermak, Ludwig Jeitteles, Wastel und anderen einheimischen Poeten, ist er im *Gesellschafter für einsame Stunden* vertreten. Beiträge von ihm erscheinen auch in der Brünner »Philomele«, der Wiener »Fortuna« und »Aurora«.

Die Prager *Fortuna* enthält dagegen nur eigene Erzeugnisse sowie Nachdichtungen des aus spanisch-jüdischer Familie stammenden Buchhändlers Moses Landau, der als Inspektor der israelitischen deutschen Hauptschule in Prag tätig war.

Der böhmische Landespatriotismus ist im Biedermeier noch die tragende Idee, aus welcher die Deutschen Böhmens eine zwar sprachlich geschiedene, inhaltlich aber beiden Völkern gemeinsame eigentümlich böhmische Kultur auszubauen bemüht sind. Diesem Gedanken einer übernationalen Freiheit, unteilbaren Heimat und national nicht begrenzten Humanität[113] fühlt sich auch das Jahrbuch *Libussa* verpflichtet. Sein Herausgeber spielt im Kreis der Prager Literaten eine führende Rolle. Paul A. Klar, Altphilologe und k. k. Kreisrat, einer der Lehrer der böhmischen Biedermeiergeneration, wurzelt noch in der pietistischen Frömmigkeit, im Pathos Klopstocks und der Empfindsamkeit des Hainbundes. Seine »Libussa«, die 1842 erstmalig erscheint, überdauert das allgemeine Almanachsterben. Sie ist das einzige schöngeistige Taschenbuch des vormärzlichen Böhmen, dem der bedeutendste Sohn des Landes einen Beitrag zukommen läßt. Auf Klars Bitte verspricht Stifter im Juli 1848 die Übersendung einer Arbeit. Doch die politischen Ereignisse sowie des Dichters Tätigkeit im Dienste der Schulreform bringen es mit sich, daß der »Pförtner im Herrenhaus« – als »Turmalin« in die »Bunten Steine« aufgenommen – erst 1852 (Seite 145-170) hier abgedruckt werden kann. Der Jahrgang 1853 (Seite 317-329) enthält außer einem Porträt Stifters eine erste kurze Biographie, deren Verfasser, Heinrich Reitzenbeck, ein Linzer Freund des Dichters ist, dem dieser wohl persönliche Aufzeichnungen dafür zur Verfügung gestellt hatte[114]. Mit dem Tode Klars im Jahre 1860 endet das Unternehmen.

Der Traum einer gemeinsamen vaterländischen Gesinnung und Kultur im böhmischen Raum ist längst ausgeträumt. Nur in Stifters »Witiko« lebt er noch weiter.

Ungarn

Blüte und Verfall des deutschen Geisteslebens in Ungarn[115] fällt in die Jahrzehnte von 1812 bis 1848. Die deutsch-ungarische Literatur schließt sich unmittelbar an die österreichische, insbesondere die Wiens, an. Der Verfall ist durch den Aufschwung des ungarischen Geisteslebens sowie die in den Zwanzigerjahren hervortretenden nationalen Reibungen bedingt. Das deutsche Buch und die deutsche periodische Presse bleiben aber trotz der raschen Entwicklung des ungarischen Schrifttums in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bedeutende Faktoren des ungarländischen Geisteslebens. In diesem Zusammenhang verdienen auch die deutschen belletristischen Taschenbücher in Ungarn einige Aufmerksamkeit.

Der Inhalt des 1820 herauskommenden *Vaterländischen Almanachs für Ungarn* ist zugleich für den größten Teil der deutschen Lyrik Ungarns charakteristisch. Wie in Böhmen und Mähren halten die Dichter auch hier zunächst fest an dem Vorbild der Klassiker und folgen der deutschen Romantik nur in dekorativen Äußerlichkeiten. Georg von Gaal zeigt sich noch ganz als Schüler Goethes und Schillers. Samuel Ludwigh und Gustav Bernath folgen dem Einfluß Schillers und der österreichischen Balladendichter. Bei Leopold Petz kommt bereits das weltliterarische Interesse der älteren Romantik zum Ausdruck, während Johann Graf Mailáths Gedichte von seiner Begeisterung für die mittelhochdeutsche Dichtung zeugen. Gustav Steinacker und Tobias Gottfried Schröer sind hier die ersten bedeutenderen Nachahmer Uhlands und der Schwäbischen Schule.

[111] Vgl. P. Demetz, René Rilkes Prager Jahre. Düsseldorf 1953. Kap. 4; Traditionen d. dt. Literatur i. Böhmen. S. 91.

[112] W. Krause, Karl Egon Ebert u. d. böhm. Biedermeier. (Dichtung u. Volkstum. Bd. 36. 1935. S. 197f.)

[113] Vgl. P. Demetz, a.a.O. S. 103.

[114] Vgl. O. Jungmair, a.a.O. S. 75.

[115] Vgl. auch i. Folgenden B. Pukánszky, Ungarländische Literatur. (Reallexikon d. Dt. Literaturgesch. Bd. 3. S. 419f.).

Eine *Aehrenlese aus den neuesten ausländischen Almanachen* vom Jahre 1822 macht das interessierte Lesepublikum mit nachgedruckten Erzählungen und Gedichten, vor allem der Pseudoromantiker, bekannt. Lenau ist in den deutsch-ungarischen Biedermeiertaschenbüchern nicht vertreten. Er spielt überhaupt in der Literatur Ungarns keine aktive Rolle. Doch ist die Vorliebe der deutschen und österreichischen Dichter für ungarische Stoffe im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts nicht zuletzt auf sein Vorbild zurückzuführen.

Viele österreichische Schriftsteller veröffentlichen während der Metternichschen Systemzeit ihre Arbeiten in ungarischen Zeitschriften und Taschenbüchern, da hier, wo es kein sanktioniertes Zensurgesetz gab, die Verleger- und Autorenrechte nicht so stark beschnitten waren. Die Aufgeschlossenheit der Pester Verlage und Redakteure vertieft die enge geistige Verbindung, die im Biedermeier noch zwischen der kaiserlichen Metropole und der königlich ungarischen Hauptstadt besteht.

So wird die bei Heckenast in Pest herauskommende *Iris* Anfang des fünften Jahrzehnts zum angesehensten Almanach, den ein zeitgenössischer Literarhistoriker »das schönste und ausgezeichnetste Taschenbuch der Monarchie«[116] nennt. Neben Graf Mailáth, dem Hauptherausgeber, der als Literat und Historiker im ungarischen Schrifttum seiner Zeit eine führende Rolle spielt, zählen die namhaftesten österreichischen Autoren zu den Beiträgern: Grillparzer und sein Freund Bauernfeld, Feuchtersleben, Zedlitz, Halm, Hammer-Purgstall, Karoline Pichler, Elisabeth Glück, unter ihrem Künstlernamen Betty Paoli dem unerreichbaren Vorbild der Droste nacheifernd, J. G. Seidl, J. N. Vogl u. a. Es nimmt daher nicht wunder, daß Mailáth sich auch um Stifters Mitarbeit bemüht. Er sucht ihn persönlich auf und darf ein noch fragmentarisches Manuskript, das aus losen, tagebuchartigen Abschnitten besteht, deren jeder die Kapitelüberschrift einer Feldblume trägt, in der »Iris« für das Jahr 1841 veröffentlichen. Bäuerles »Allgemeine Theaterzeitung« (1840, F. 301, Seite 1372) berichtet darüber: »Die bedeutendste Gabe des Almanachs ist unstreitig die unter dem anspruchslosen Titel ›Feldblumen‹ mitgeteilte Novelle... Einer so tiefen Gemütinnigkeit, einer so zarten blumenreichen Detailschilderung seelischer Zustände werden wenige Dichter unserer Tage mächtig sein. Jedenfalls ist in Adalbert Stifter eine große poetische Begabung erstanden, die uns für die Zukunft eine gar schöne Hoffnung stellt.« Und in Witthauers »Wiener Zeitschrift« (1840, F. 207, Seite 1654)[117] ruft Stelzhamer dem Autor der »Feldblumen« zu: »Herr! Sie haben da ein gutes, schönes Stück Arbeit geliefert, und die ganze ›Iris‹ hat durch Ihren hochroten, herzblutigen Farbenstreif Leben und Bedeutung gewonnen.« Von der ursprünglich mit dem Titel »Wildschütz« geplanten Novelle »Hochwald« (Jahrgang 1842, Seite 267-413), die Stifter erst einsandte, als das Taschenbuch schon im Druck war, erzählt Heckenast später folgendes: »Noch nie hatte ein Werk der modernen Literatur einen so tiefen Eindruck auf mich hervorgebracht, wie diese Dichtung... Ich bewunderte den mir ganz neuen Dichter, ... ließ sofort mehrere gedruckte Bogen des Taschenbuchs beseitigen und der ›Hochwald‹ erschien noch in diesem Jahrgang pro 1842.« Außer für 1844, da der Verlag die beiden ersten Bände der »Studien« herausbrachte, enthält jeder Jahrgang[118] einen Stifterschen Erstbeitrag, mit Stahlstichvignetten und Kupferstichen vornehm ausgestattet. Der letzte Jahrgang, dessen Erscheinen schon durch die Revolution in Frage gestellt ist, bringt neben dem »Prokopus«, der während der Wiener Barrikadenkämpfe abgesendet wurde, als besondere Ehrung für Stifter sein Porträt und ein Huldigungsgedicht an ihn von Betty Paoli. Dieser Band für 1848, der gleich dem vorletzten bereits Großoktavformat hat, wird eingeleitet durch Grillparzers Erzählung »Der arme Spielmann« (ebd. Seite 1-54). In ihr hat der Dichter seine Liebe zur Musik auf Jakob, den armen Geiger übertragen, dem sie als göttliche Offenbarung sein äußerlich so dürftiges Leben zur völligen Harmonie verklärt.

Damit haben wir – mit Ausnahme der in anderem Zusammenhang schon betrachteten Frauentaschenbücher – einen Großteil der schöngeistigen Almanache Österreichs noch einmal durchblättert. Wie wir aus den Kreisen der beteiligten Mitarbeiter ersehen können, ist der Austausch mit Deutschland rege. Viele der größeren Unternehmen erscheinen gleichzeitig auch bei einem deutschen Kommissionsverlag (zumeist in Leipzig). Inhaltlich unterscheiden sie sich von den deutschen Taschenbüchern dadurch, daß die Romantik, wie überhaupt in der österreichischen Biedermeierliteratur, vorwiegend in ihren äußeren Kennzeichen, den romantischen Strophenformen und der Pflege des Historischen Einfluß gewonnen hat. Neben Aufklärung und Klassik sind hier noch Nachwirkungen des Barock spürbar. So verwendet z.B. Grillparzer barocke Metaphern, wie wir sie etwa von Hofmannswaldau her kennen:

> Der Lippen Spiel, die Purpurlädchen gleich,
> Den Schatz von Perlen hüllen jetzt, nun zeigen...

(»Als Sie, zuhörend, am Clavier saß«, Aglaja, Jahrgang 1822, Seite 125-126). Aus all diesen Elementen formt sich ein eigener Stil, der in den epischen Prosaarbeiten am deutlichsten ausgeprägt erscheint. Die ausschließlich auf Beiträge in gebundener Rede beschränkten Musenalmanache erleben hier keine neue Blüte mehr.

b. Schweiz

Der allgemeine geistige Entwicklungsgang in Österreich und der Schweiz stimmt nur insofern überein, als er eng verwoben ist mit dem Gange des staatlichen Lebens. Die Schweiz nimmt auf Grund ihrer andersgearteten politischen Verhältnisse eine Sonderstellung unter den deutschen Sprachlandschaften ein. So kann man hier nur bedingt von biedermeierlicher Lebenshaltung und ihrem Ausdruck in der Dichtung sprechen.

In den ersten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts lebt das Land ziemlich streng abgeschlossen für sich. Außer gelegentlich zu stellenden Truppenkontingenten ist es nicht mehr direkt in die napoleonischen Feldzüge verwickelt. Dagegen sind die Er-

[116] Dieses Zitat wie die drei folgenden nach O. Jungmair, a.a.O. S. 72f.

[117] Diese hatte im gleichen Jahre Stifters »Condor« u. »Das Haidedorf« im Erstdruck herausgebracht.

[118] »Die Narrenburg«, Jg. 1843, S. 231-360; »Hagestolz« Jg. 1845, S. 277-394; »Die Schwestern«, Jg. 1846, S. 335-444; »Der Waldgänger«, Jg. 1847, S. 1-112; »Prokopus«, Jg. 1848, S. 61-135.

eignisse des Jahres 1798 und die darauf folgenden Verfassungsnöte lange nachwirkend. Es gibt viel zu tun, ehe man sich neuer Ordnung und Ruhe zur gedeihlichen Weiterentwicklung erfreuen darf.

In solch stürmischen Zeiten bleibt zur Pflege der Belletristik wenig Muße. So zeigt auch die Almanachliteratur auf Schweizer Boden kaum reichere Entfaltung. Es entstehen zunächst, den Bedürfnissen des praktischen Lebens angepaßt, kalenderartige Taschenbücher, wie etwa der »Helvetische Almanach« und populärwissenschaftliche, in denen der praktisch belehrende Teil durchaus auf Kosten des poetischen überwiegt.

Der Almanach *Alpenrosen* (1811f.) vereinigt alle drei Richtungen, die beschreibende, belehrende und unterhaltende. Episches und Lyrisches wechselnd darbietend, sucht er als literarisches Organ der Bewegung des Berner Oberlandes, bäuerliches Land und Volk, seine Kultur und Sprache, künstlerisch zu erschließen. Drei Berner sind die ersten Herausgeber: Jakob Kuhn, als Verfasser volkstümlicher Dialektdichtungen bekannt, der Naturforscher Friedrich Meisner und Johann Rudolf Wyss d. j.. Dieser, als Professor und Oberbibliothekar für Poesie und Kunst empfänglich, selbst Schriftsteller und Gelegenheitsdichter, ist Hauptbegründer, Leiter und Seele des Unternehmens. Nach seinem Tode ändert es den Charakter. Bis 1830 aber geben die »Alpenrosen« ein getreues Spiegelbild der zeitgenössischen Schweizer Geisteskultur. Dank der fleißigen Arbeit Ludins[119] erübrigt sich ein ins einzelne führendes Eingehen auf den Inhalt der 20 Jahrgänge.

Die Prosaabhandlungen bringen Biographisches, historisch-naturgeschichtliche Aufsätze, Volkskundliches sowie Berichte über schweizerische Kunst. Als Teil der vaterländischen Kultur soll sie vor allem auch durch die beigegebenen Kupferstiche und die Umschlagszeichnungen der Bändchen gefördert werden. Zahlreich und beliebt sind die Reiseschilderungen, die den Leser in verschiedene Schweizer Gegenden führen. Einige kontemplative Landschaftsbeschreibungen (z. B. »Herbstblätter von Strichvogels October-Flug«, Jahrgang 1824, Seite 316–346) bilden den Übergang zu den eigentlich erzählenden Beiträgen. Bei diesen fehlt noch die Fähigkeit, eine umfangreichere Handlung zu gestalten. Der Stoff zu den modernen, d. h. in der Gegenwart spielenden Erzählungen wird teils aus dem Stadt-, teils aus dem Landleben genommen; die typische Bauerngeschichte ist noch nicht vertreten. Liebesgeschichten überwiegen; sie enden fast durchweg glücklich; das tragische Element tritt ganz zurück. Im Mittelpunkt der Handlung stehen Handwerker, Kaufleute



Abb. 5: *Titelblatt der Alpenrosen auf das Jahr 1819*

[119] A. Ludin, Der schweizerische Almanach »Alpenrosen« u. seine Vorgänger (1780–1830). Diss. Zürich 1902.

und häufig junge Pfarrvikare. Der Wehrstand spielt keine nennenswerte Rolle. Romantische Mode führt auf das Gebiet der Legenden und Wundergeschichten. Für Chroniken, Volkssagen, Anekdoten und auch größere historische Erzählungen (z. B. »Die gefangenen Schweizerknaben«. Jahrgang 1815, Seite 179-212) herrscht reges Interesse. Der poetische Teil enthält vieles, das zwar moralisch gut gemeint, aber dichterisch wertlos ist. Aus Sage und Geschichte des Schweizerlandes holt man sich gern die Motive zu epischen Gedichten (z. B. Schwabs Romanzenzyklus »Der Appenzellerkrieg« Jahrgang 1827, Seite 94-142). Der bei den Alpenrosenbeiträgern beliebte lehrhafte Ton eignet sich besonders für Fabel und Epigramm. Auf pietätvolle Huldigungen verdienter Männer in Widmungen und Denksprüchen treffen wir noch häufiger als in den deutschen Almanachen. Lyrische Leitmotive sind Naturbetrachtung und -verehrung, Lebensgenuß in weiser Mäßigung, Freude am Guten und Schönen. Herzliche Zuneigung ohne große Leidenschaft ist die Grundstimmung der meisten Liebeslieder. Die Mutterliebe wird immer wieder besungen. Die religiösen Gedichte sind vorwiegend ethisch betont; sie enthalten Dank-, Trost-, und Mahnworte zu Geburt, Tod und Wiedergeburt. Poesie und Kunst werden als Stützen des Lebens betrachtet. Warme Anhänglichkeit an das Vaterland, vor allem an den Heimatkanton, ist Herzenssache. Über die Jahrgänge der »Alpenrosen« bis 1830 läßt sich zusammenfassend sagen, daß Beschaulichkeit, Vorliebe für das Lokale und Historische ihre hervorstechendsten Merkmale sind. Zu den Schweizer Mitarbeitern gehören außer den Herausgebern u. a. Salis-Seewis von der älteren Generation, der Dialektforscher Karl Ruckstuhl, der Erzähler Ulrich Hegner, der Dichtermaler Martin Usteri und Abraham Emanuel Fröhlich, der dann Hauptredaktor der neuen Alpenrosenfolge wird. Aus den angrenzenden deutschen Landesgebieten tragen u. a. bei: Schwab, Waiblinger, Fouqué, Dräxler-Manfred, aber auch Matthisson und A. W. Schlegel, mit den »Umrissen, auf einer Reise durch die Schweiz entworfen« (Jahrgang 1812, Seite 245-266; 1813, 92-105). Einige Bändchen enthalten literarische Reliquien, namentlich an Briefen von Schiller, Stolberg, Lavater und Jean Paul (»An einen Schweizer, M. [umenthaler] in L.«, Jahrgang 1827, Seite 226).

Während ein Taschenbuch wie die »Alpenrosen« von Anfang an ausschließlich schweizerischen Interessen gewidmet ist, sind die *Akazienblüthen aus der Schweiz* freimaurerisch angehaucht. Sie enthalten außer Aufsätzen auch Gedichte und Lieder von Heigel, Hottinger, Mutzer, Zschokke.

Der hessische Burschenschafter August Adolf Ludwig Follen, gleich anderen Revolutionären in die Schweiz geflohen, bringt 1823 in Zürich die *Harfen-Grüße aus Deutschland und der Schweiz* heraus, an denen u. a. Wackernagel, der Schweizer Lyriker Tanner, sowie mit musikalischen Beilagen Kreutzer und Hans Georg Nägeli, der Begründer des schweizerischen Männergesangs, beteiligt sind.

Follen ist es auch, der als Nachfolger von Wyss in der Redaktion den *Alpenrosen* (1831 ff.)[120], die nun engeren Anschluß an die herrschenden Literaturströmungen suchen, einen größeren künstlerischen und literarischen Wert verleihen will. Durch scharfe Auslese, die alles Dilettantische ausscheiden soll, das in den früheren Bändchen dominierte, erzielt er für den Jahrgang 1831 bei geringerer Beiträgerzahl – es sind vornehmlich neue Mitarbeiter – verhältnismäßig nur bessere Leistungen. A. E. Fröhlich, der das Taschenbuch vom nächsten Jahrgang ab bis zu seinem Erlöschen redigiert, ist zwar nachsichtiger, versucht aber die neue Linie einzuhalten. Seit der Juli-Revolution hat das Interesse für Almanach-Lektüre abgenommen. Einschneidender als in Deutschland sind zu Beginn der Dreißigerjahre die Veränderungen nicht nur im bürgerlichen und politischen Leben der Schweiz, sondern auch in der Dichtung. Aus beschaulicher Ruhe aufgeschreckt, muß diese jetzt zurücktreten, um einer Literatur Platz zu machen, die sich entschlossen den Forderungen der Gegenwart zuwendet. Die Kleinkunst fristet ihr Leben zum Teil noch in den »Alpenrosen« weiter, die auch nur mit langjährigen Unterbrechungen herauskommen. Erst 1850-1854 erfolgt eine letzte kurze Blüte dieses Taschenbuchs, an welchem dann nur noch eine kleine Zahl anerkannter Talente beteiligt ist; darunter Jeremias Gotthelf als Herausgeber und Mitarbeiter.

Seit dem Jahrgang 1831 sind die prosaischen und poetischen Beiträge voneinander geschieden. Bei letzteren überwiegen die epischen Gedichte, die sich stofflich kaum von jenen vor 1830 unterscheiden. Neu hinzu kommen erzählende Gedichte mit stärker ausgeprägten realistischen Zügen, meist Versifikationen von Zeitberichten. Die Fabeldichtung ist im Gegensatz zu früher dünn gesät; auf dem Gebiet der Spruchdichtung sind vor allem Fröhlich, Hagenbach, Wackernagel und Schnyder von Wartensee fruchtbar. Den weitaus größten Teil der Alpenrosenlyrik bildet die Naturpoesie, die entweder Verherrlichung und Beschreibung der heimatlichen Natur ist, vor allem der Alpenwelt, oder Betrachtung in reflexiven und idyllischen Naturbildern, die freilich von der Natursymbolik Kellers noch weit entfernt sind. Für den Mangel an Phantasie soll Gefühl und Empfindung entschädigen. Der Grundzug ist vorwiegend religiös; die Neigung zum Lehrhaften läßt sich auch hier nicht unterdrücken. Motive aus der Welt der Familie sind vorherrschend in Trauerliedern (z. B. »Aus einem Totentanz«. Jahrgang 1839, Seite 331-351), in Liebesgedichten (wie Wackernagels »Lieder aus dem Brautstande«, Jahrgang 1839, Seite 169f.) und in idyllischen Szenen aus dem häuslichen Leben (z. B. Dösselel »Herzenstrost«, Jahrgang 1850, Seite 105-106; Meyer »Hausbacken«, Jahrgang 1851, Seite 182; Öser »Vaterfreude«, Jahrgang 1852, Seite 218-219); Freuden und Leiden der Kinderwelt weiß K. R. Hagenbach köstlich zu schildern (z. B. »Lieder aus der Kinderwelt«, Jahrgang 1838, Seite 104f.; »Kinderrätsel«, Jahrgang 1839, Seite 201f.). Der Form nach werden Zyklen und Sonettenkränze bevorzugt. Ein einziger dramatischer Beitrag ist von Karl Gengenbach. Einige Szenen sind nicht ohne Wirkung, doch fehlt es an Originalität.

Die Erzählungen machen in den Bändchen nach 1830 den weitaus größten Teil der Prosabeiträge aus. Hatte die räumliche Entfernung zwischen deutscher und schweizerischer Poesie diese zunächst »vor den romantischen Tragödien und Sonetten-

[120] Vgl. auch i. Folgenden J. J. Hilty, Der schweizerische Almanach Alpenrosen u. seine Ersatzstücke i. d. Jahren 1831-1854. Diss. Zürich 1914.

fieber und der Wunderhornseuche geschützt[121]«, so lassen sich jetzt erst im vierten Jahrzehnt späte Nachwirkungen der Romantik in der erzählenden Prosa der »Alpenrosen« nachweisen. Nach Art und Umfang nimmt Follens Ritter- und Zauberroman »Malegys und Wiwian« (Jahrgang 1831, Seite 148-383) eine Sonderstellung ein, da er kaum zu Wesen und Geist des Taschenbuchs paßt. Eine Heidelberger Handschrift dient dem Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Aarauer Kantonschule als Quelle. Die aus dem 15. Jahrhundert stammenden Reimgedichte bilden gleichsam den ersten Teil der Sage von den Haimonskindern. Für die Darstellung der Kämpfe zwischen Christen und Sarazenen sowie der Fehden Karls des Großen und seiner zwölf Gefährten mit seinen Vasallen sind sämtliche Elemente der mittelalterlichen Volks- und Spielmannsepen sowie der Volksbücher verwendet. Angeregt durch die in den Heidelberger Jahrbüchern mitgeteilten Fragmente von Görres bietet Follens Roman lediglich eine Prosabearbeitung. Drei kleinere anonyme Skizzen stehen dieser am nächsten: »Die Erscheinungen in der Balmfeste« (Jahrgang 1832, Seite 294-319), ein phantastisches Traumbild; »Die steinernen Gäste in der Sylvesternacht« (Jahrgang 1837, Seite 387-419), eine wohl von Hauff inspirierte humoristische Spukgeschichte, und als ernstes Gegenstück »Vision in der Christnacht« (Jahrgang 1838, Seite 241-260). Auch Tscharners, durch Kerner beeinflußte Geistergeschichte »Das kalte Weh« (Jahrgang 1838, Seite 143-207) gehört zu dieser Gruppe. Alfred Hartmanns Novelle »Der vermessene Wunsch« (Jahrgang 1839, Seite 205-250) bildet den Übergang von diesen romantisierenden Zauber- und Spukgeschichten, die Ausnahmen bleiben, zu den wirklichkeitsnahen Erzählungen. Ausgesprochene Tendenzprodukte sind Fröhlichs Novellen. Sie spielen in den Kreisen der bürgerlichen Bevölkerung und richten sich vor allem gegen die Gebrechen der Zeit. Ihre Hauptthemen sind Kirche, Staat, Gesellschaft (etwa die satirische »Badekur zu Schinznach«, Jahrgang 1831, Seite 60-127); Schule, Musik, (z. B. der »Kinderball«, Jahrgang 1833, Seite 191-227, sein liebenswürdigstes Stück) und bildende Kunst. Belehrung wie Polemik gegen Andersgesinnte, und zwar nicht wie bei Tieck künstlerisch mit der Handlung verflochten, vielmehr direkt und aufdringlich tendenziös vorgebracht, das ist der Zweck all dieser, wohl nur für die »Alpenrosen« und wegen ihnen verfaßten Arbeiten.

Beim Wiedererscheinen des Taschenbuchs nach zehnjähriger Pause ist der Schritt zum Realismus endgültig vollzogen. Im Mittelpunkt jedes der folgenden fünf Jahrgänge steht ein Beitrag Gotthelfs: »Segen und Unsegen« (Jahrgang 1850, Seite 177-206), eine Pfarridylle, die nicht ohne Humor Licht- und Schattenseiten des Schweizer Volkscharakters in knappen Bildern hervortreten läßt; das meisterhaft erzählte, von echter Kenntnis des Volkslebens und feiner Beobachtungsgabe zeugende »Erdbeeri-Mareili« (Jahrgang 1851, Seite 1-46); ernst und voll schlichter Religiosität die Schilderung der Todesstunde eines braven Alten im »Sonntag des Großvaters« (Jahrgang 1852, Seite 97-139); die derb realistische Humoreske »Der Ball« (Jahrgang 1853, Seite 1-110), wohl etwas breit moralisierend geraten, doch fehlt es bei der Zeichnung von Land- und Stadtvolktypen nicht an treffender Charakteristik; »Der Besuch« (Jahrgang 1854, Seite 1-47), eine aus heiteren und ernsten Elementen gemischte Ehegeschichte, die dem Autor Gelegenheit gibt zu satirischen Ausfällen gegen zeitgenössische Literaturströmungen sowie Anspielungen auf politische Mißstände. Ort der Handlung fast aller Prosabeiträge ist die Schweiz. Große Probleme, Konflikte und Leidenschaften sind es nicht, die den Erzähler beschäftigen; vielmehr verweilt man mit Vorliebe im Kreise des Ruhig-Alltäglichen, fast Nüchternen. Im allgemeinen herrscht ein ernst religiöser Grundton vor, der bei den zweit- und drittrangigen Epikern oft in Sentimentalität umschlägt. Das hervorstechendste Merkmal fast aller Beiträge ist die erzieherische Absicht. Nicht allein durch die dargestellten Ereignisse, sondern vor allem durch eingestreute Betrachtungen oder direkte Hinweise will man im moralischen Sinne auf den Leser einwirken. Dabei kommt in den meisten Fällen das rein Dichterische zu kurz.

Im ganzen gesehen sind die »Alpenrosen« nicht ohne Einfluß auf die literarische Produktion der deutschen Schweiz geblieben. Sie nehmen unter den zeitgenössischen belletristischen Unternehmungen schon im Hinblick auf ihre lange Laufzeit die erste Stelle ein.

In den Jahren, da die Ungunst der Verhältnisse das Erscheinen einer größeren Almanachreihe nicht gestattet, bieten die *Weihnachtsgaben* zu wohltätigen Zwecken den vaterländischen Poeten doch Gelegenheit, ihre Produkte gemeinsam der Öffentlichkeit vorzulegen. Die Zahl der Mitarbeiter ist groß; viele sind freilich nur dritten und vierten Ranges. Die von Fröhlich, Hagenbach und Wackernagel redigierten Gaben (1835, 1839) finden den meisten Anklang. Beiräge religiösen Inhalts, vorweg naturgemäß Weihnachtspoesie, nehmen den größten Raum ein. In der Sammlung für 1845 sind auch Prosastücke enthalten. Hagenbach handelt »Über den Ursprung und die Geschichte der Weihnachtsfeier« (ebd. Seite 3-60), während Bitzius in den »Schlachtfeldern« (ebd. Seite 83-98) eine Kirchhofgeisterszene darstellt, die in eine Art von theologischer Disputation über die Zulässigkeit der Totensühne in der reformierten Kirche mündet.

Dieser vorwiegend christlich-theologischen Auswahl sucht das Jahrbuch *Alpina* (1841) einen vielseitigeren Querschnitt entgegenzustellen, um nach dem Beispiel der deutschen Taschenbücher den Bestrebungen der schweizerischen Dichter einen neuen Mittelpunkt zu geben. Neben Lyrik, Balladen, Märchen, kleinen Novellen, wie etwa Gotthelfs humoriger »Wie Joggeli eine Frau sucht«, spendet Franz Krutter, einer der Herausgeber, auch Bruchstücke aus seinem unvollendeten Drama »Gelimer«. Weil jedoch der Verleger ein schlechtes Geschäft macht, bleibt der erste Jahrgang der einzige. Die Radierungen sind von Heß und Disteli.

Der in Zürich herauskommende heimatbetonte Almanach *Alpenblumen* hat zwar eine längere Lebensdauer, ist aber literarisch ohne Belang. Das Bändchen für 1846 enthält vier Gedichte G. Kellers, doch nur »Waldesrauschen« (Seite 174f.) im Erstdruck.

Einen ganz anderen Charakter als die bisher besprochenen Schweizer Unternehmen zeigt das *Deutsche Taschenbuch* (1845f.).

[121] Zürcherische Beiträge zur wissenschaftl. u. geselligen Unterhaltung. Bd. 1. S. 115f. nach A. Ludin, a.a.O. S. 136.

Schon im Titel als Sammelpunkt deutscher und deutschschweizerischer politischer Schriftsteller kenntlich, erscheint es, da sich seit Anfang des 19. Jahrhunderts das geistige Schwergewicht von Bern nach Zürich verlagert hat, hier und in Winterthur in zwei Jahrgängen. Der zum Teil betont satirische Inhalt wird bestimmt von politischen und sozialrevolutionären Gesichtspunkten; er ist kirchenfeindlich und im Literarischen gegen die Goethetradition gerichtet. Zu den Mitarbeitern – einige bleiben anonym – gehört Hoffmann von Fallersleben, der in seinen »Diavolini« (Jahrgang 1845, Seite 1-56) Goethes Italienbegeisterung und deren Nachwirkung auf die deutsche Literatur verspottet. Neben vier Gedichten von Prutz steht eine Abhandlung Fröbels, über »Politik und soziales Leben«. Johannes Müller, unter dem Pseudonym Janus (von Pansophus) und Reinhold Solger, der um 1860 in der amerikanischen Romanliteratur eine Rolle spielt, mit dem Decknamen Apelles Storchschnabel, gefallen sich in satirischen Angriffen gegen die herrschenden Parteien, Jesuiten etc. In dieser Gesellschaft erscheinen die Erstpublikationen eines jungen Schweizer Dichters, Gottfried Kellers. Nachdem er in Zürich in nähere Beziehungen zu den politischen deutschen Emigranten getreten war, wird er besonders von A. A. L. Follen protegiert, der nun die Aufnahme seiner Gedichte in das Taschenbuch veranlaßt, zunächst anonym (»Lieder eines Autodidakten«), dann mit Namensnennung (»Einundzwanzig Liebeslieder« und »Feueridylle«).

Es erscheint uns nicht abwegig, zu Kellers erstem literarischem Hervortreten eine kritische Stimme aus dem zeitgenössischen Blätterwald zu zitieren:[122] »›Der Dichter Keller‹, ein junger Mann, der in München eine Weile der Malerei sich gewidmet, ist ein Züricher und studirt in Zürich. Er hat in beiden ›Deutschen Taschenbüchern‹ für 1844 und 1845 hübsche Gedichte publicirt. Er versteht sich auf den Vers und die Naturempfindung, weniger auf das ethische Gebiet, und läßt jetzt eine Sammlung erscheinen, die unter den Auspicien des ›Verschollenen‹[123] einigermaßen und sehr zu ihrem Nachtheil von dieser Richtung hingerissen wurde... Der ›Dichter Keller‹, der die übrigen Philosophen der Deutschen nicht kennt, sollte sich wenigstens anstrengen, seinen Schiller so lange zu lesen, bis er ihn versteht. Alsdann wäre er zum wenigsten dabei geblieben, daß er nach seinen ›21 Liebesliedern‹, in denen die Liebste stirbt, schließlich, weil er zum Werther zu phlegmatisch ist, vom Kirchhofe muthig, in die Welt zurückkehrte. Im ›Deutschen Taschenbuche‹ schloß der Cyklus mit den Worten:

Vor mir liegt das reiche Leben,
Schlägt die Zeit die hohen Wogen,
Kreis't die Welt mit ihren Sternen;
Fröhlich bin ich ausgezogen
Biete Stirn und Herz den Stürmen,
Lasse meine Wimpel wehen,
Und beim wilden Kreuzen denk' ich
Kaum noch – an ein Wiedersehen.

Das war ein Schluß. Jetzt aber unter dem pietistischen Einflusse des ›Verschollenen‹ fügt er noch einen ›Nachhall‹ hinzu, in dem es unter andern heißt:

Wohl ergeh' es, Engel Dir!
Werde licht und lichter!
Ach! Dein Knabe wurde hier
Unterdeß – ein Dichter!

Muß nun reimen früh und spät
Um sein täglich Leben;
Kannst Du keinen besseren Rath
Dann und wann ihm geben?

Der ›Dichter Keller‹ ist ganz Züricher Philister, liberal, ein Gegner der Jesuiten, nothdürftig fromm und so verständig, um es nicht zu verkennen, daß die Dichtkunst im Grunde ein schlechter Erwerbszweig ist. Sein Idealismus ist der Humor, mit dem er ihn dennoch ergreift. Da er nicht ohne Formtalent ist und namentlich die idyllische Schilderung seiner kleinen Welt mit Glück unternimmt, ja, da er den guten Zug hat, daß die Welt überall in jedem Wetter und in jeder Feuersbrunst poetisch genommen werden könne, so muß man es bedauern, daß er von dem alten Romantiker in seinem Aufschwunge gebrochen, zur Philisterei zurückgetrieben und von dem Verständniß der Mysterien des deutschen Geistes in der großen Periode der theoretischen Freiheit abgehalten wird... Herr Gottfried Keller, ziehen Sie den Züricher aus und werden Sie ein Dichter.«

Die in ihn gesetzten Erwartungen erfüllt Keller durch den reichen Beitrag an Erstveröffentlichungen in den *Neuen Alpenrosen* (Jahrgang 1848, Seite 183f.)[124]. Bis auf die »Drei Brüder« sind alle in die »Gesammelten Gedichte« 1883 eingegangen. Doch weisen die späteren Fassungen gegenüber dem Erstdruck zum Teil bedeutende Varianten auf, und auch die Titel sind fast durchweg geändert. Die »Neuen Alpenrosen« (1848f.) haben mit den ursprünglichen »Alpenrosen« kaum mehr als den Namen gemeinsam. In seinem Widmungsgedicht an Ludwig Uhland, das den ersten Jahrgang eröffnet, hebt der Redakteur Reithard hervor, daß der neue Almanach ein möglichst vollständiges Bild des poetischen Schaffens der deutschen Schweiz geben und alle namhaften Dichter vereinen solle, wobei das politische Bekenntnis keine Rolle spiele. Nicht nur Beiträge Lebender, sondern auch Stücke aus dem Nachlaß Verstorbener werden aufgenommen. Die Mitarbeiterzahl steigt auf 50. Fast alle Richtungen und Dichtungsarten sind vertreten: Reise- und Naturbilder, geistliche und weltliche Lieder, Balladen, Stimmungs- und Betrachtungspoesie, Stammbuchblätter, Festgedichte, Widmungen, politische Gedichte und Mundartstücke; neben der Rittergeschichte im Ton der Schauerromantik (Jahrgang 1849, Seite 219-284), Zeitsatiren gegen die Philosophie Hegels (Jahrgang 1849, Seite 179f.) und den Atheismus der Junghegelianer (Jahrgang 1848, Seite 3-47) ein Märchen, das Eindrücke aus dem modernen Leben wiedergibt (Jahrgang 1849, Seite 55-108) so-

[122] Aus dem literarischen Zürich ... Gottfried Keller oder »Der Dichter Keller«. (Literatur- u. Kunstbericht. Hrsg. G. O. Marbach. Lpzg. 1846. S. 138f.)

[123] Gemeint ist Follen, der Kellers ersten Gedichtband 1846 redigiert hat und vom Berichter als »verschollener Kaiser der Deutschen« apostrophiert wird.

[124] Drei Sonette: »Am Morgen«, »Am Abend«, »Der Kautz singt ihm nach«, vereint unter dem Titel »Der Wanderer«; außerdem »Der Wanderer im Abendregen«; »Schifferlied«; »Drei Brüder« sowie die Sonette: »Der Schein trügt«, »Das Leben«, »Maßstäbe«.

wie »Eine schweizerische Dorfgeschichte« (Jahrgang 1848, Seite 251-350) des Herausgebers, die aber keinem Vergleich mit den gewachsenen Bauerngeschichten Gotthelfs standhält. Von letzterem enthält das Bändchen für 1849 Porträt, Biographie und »Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung« (Seite 3-32), ein köstliches Genrebild aus der Schweizer Franzosenzeit. Insgesamt ist die Auswahl nicht ganz glücklich; zu viel Minderwertiges macht sich breit. So schreibt Keller an den gleichfalls beteiligten Lyriker Eduard Dösskel[125]: »Daß ihr an den Reithard'schen Alpenrosen (ja wohl Rosen, wie sie Kühe legen!) genug bekommen habt, ist mir eine große Satisfaktion. Ich habe diesen literarischen Schweinepriester schon lange gekannt.«

Indessen können auch die fünf letzten Jahrgänge der alten »Alpenrosen«, welche bedeutend einheitlicher als die früheren sind und nur Besseres aufweisen, – wir haben sie bereits besprochen – den Gang der Entwicklung nicht mehr aufhalten. Wie in Deutschland und Österreich ist auch in der Schweiz, die 1848 ihre politische Einigung vollzogen hat, die Zeit für schöngeistige Almanache und Taschenbücher abgelaufen. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts verlangt nach anderen literarischen Ausdrucksformen. Nicht die Zahl, der Wert des Einzelwerkes wird ausschlaggebend.

Seit Ende des 18. Jahrhunderts war die Schweiz in immer regere Beziehungen zum literarischen Deutschland getreten. Die deutschen Freiheitskriege, der Sieg der Verbündeten über Napoleon, die wachsende Geltung der deutschen Nationalliteratur sind es vor allem, die die Rückkehr der deutschen Schweiz zum Geistesleben des Mutterlandes und zum Anschluß an die deutsche Gemeinsprache vollenden. Es macht sich der lebendige Spracheinfluß deutscher Dichter und Gelehrter geltend, die besonders seit 1820 als politische Flüchtlinge oder Reisende das Land aufsuchen[126]. Nach 1830 werden auch Einwirkungen der deutschen Romantik und der Schwäbischen Schule spürbar. Die Vorliebe für das Historische hat hier aber andere als romantische Wurzeln. Sie ist in der schweizerischen Landesgeschichte selbst begründet, vor allem in ihrem Unabhängigkeitsstreben. All diese Vorgänge finden ihren Niederschlag nicht zuletzt in den zeitgenössischen belletristischen Taschenbüchern. Obwohl sich diese stärker heimatgebunden zeigen als die gleichzeitigen Unternehmen der anderen deutschen Sprachgebiete, sind Mundartgedichte verhältnismäßig selten. Im Interesse des Absatzes wird auf das Lesepublikum in Deutschland Rücksicht genommen, das den Schweizer Dialekt zum überwiegenden Teil nicht versteht. Die revolutionäre Literatur, welche der deutschen Zensur wegen von 1830-1848 in der Schweiz üppig wuchert, dringt nur in Ausläufern in die »Alpenrosen« ein. Dennoch tritt sie, wie wir sehen konnten, in anderen Unternehmen weit stärker hervor als bei den meisten deutschen. Freilich sind auch die Beiträger der schweizerischen Taschenbücher in dieser Epoche immer wieder bestrebt, jenseits aller politischen Zerwürfnisse »im Tempel der Musen« sich »wieder getreulich zusammenzufinden«[127].

[125] Nach J. J. Hilty, a.a.O. S. 123.

[126] Vgl. O. v. Greyerz, Schweizerische Dichtung. (Reallexikon d. Dt. Literaturg. Bd. 3. S. 217ff.)

[127] Der Erzähler. St. Gallen 1831, Beil. zu Nr. 46 nach J. J. Hilty, a.a.O. S. 145.

3. Von jenseits der deutschen Sprachgrenzen

Erwähnt seien noch einige deutsche Almanachunternehmen, die von außerhalb der bereits besprochenen Landschaftsgebiete kommen.

Livona (1812f.), »ein historisch-poetisches Taschenbuch für die deutsch-russischen Ostseeprovinzen«, setzt nun in erweitertem Umkreis die Tradition der »Esthländischen Blumenlese« (1779f.) aus der klassischen Musenalmanachzeit fort. 15 Jahre später kommt in St. Petersburg und Leipzig das Taschenbuch *Biarmia* heraus.

Als romantisch gerichtetes Unternehmen erweist sich das 1816 in Kopenhagen erscheinende *Taschenbuch für Liebhaber und Freunde der altnordischen Poesie und Musik.*

Straßburg legt 1825 sein *Alsatisches Vergißmeinnicht* »auf den Altar des Vaterlandes« – wie es im Untertitel heißt – und bekundet damit sein Zugehörigkeitsgefühl zum deutschen Sprach- und Kulturbereich über die politischen Grenzen hinweg.

Eine *Atlantische Erinnerung* als »Christ- und Neujahrsgeschenk« für 1826 aus Philadelphia kommend, bringt Erzählungen und Gedichte.

Im österreichischen Mailand erscheint das Taschenbuch *Italia*, welches neben Gedichten und Rätseln nur nachgedruckte Erzählungen der deutschen Unterhaltungsschriftsteller Lotz, van der Velde und Frohberg enthält.

Von der Vorliebe auch des Biedermeier für das klassische Land deutscher Sehnsucht geben zwei Unternehmen Zeugnis, die zwar in Berlin verlegt, doch aus unmittelbar in Italien gewonnenen Eindrücken heraus gestaltet sind. Das *Taschenbuch aus Italien und Griechenland* findet nach zwei Jahrgängen (Jahrgang 1829, 1. Buch: Rom; Jahrgang 1830, 2. Buch: Neapel und Rom) durch den Tod des Herausgebers ein vorzeitiges Ende. Es enthält flüchtige, aus Brothunger hingeworfene Skizzen, Schilderungen italienischer Gegenden und Volksszenen, die durch novellistische Fäden nur leicht verknüpft sind. In ihnen hat Waiblinger das antike Bildungserlebnis der Tübinger Jahre längst abgeschüttelt; er zeichnet hier Land und Leute oft erstaunlich wirklichkeitsnah. Eines der Kupfer ist von Führich selbst gestochen.

Der Rheinländer Alfred von Reumont, preußischer Geschäftsträger in Toscana, »ein Gesandter deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft bei der italienischen Nation[128], dokumentiert sein Mittleramt nicht zuletzt durch das Jahrbuch *Italia*, welches 1838 und 1840 von ihm redigiert wird. Zielsetzung ist, wie das Vorwort zum ersten Jahrgang ausführt, »das Land, dessen Namen es führt, in einer Reihe einzelner Bilder aufzufassen und darzustellen... Der Name dieses Landes weckt ein Echo in jeglicher Brust. Wer es nicht gesehen, in dem lebt die Sehnsucht: Sehnsucht und Dankbarkeit in dem Glücklicheren, der es betrat. In der Liebe zu ihm vereinigen sich die, welche sich zusammengefunden in diesem Buche.« Zu ihnen gehören Emanuel Geibel mit dem »Mädchen von Albano« (Jahrgang 1838, Seite XI-XII), einem Gedicht zum Titelkupfer des ersten Bändchens; C. Freiherr von Rumohr mit seiner magisch-romantischen Novelle »Schönheit ein Traum« (ebd. Seite 1-34),

[128] J. Nadler, a.a.O. S. 765.

die in Form einer Rahmenerzählung von den Schicksalen eines jungen Mannes berichtet, dessen Wunsch, die Insel Capri mit den Augen des Tiberius zu sehen, sich auf geheimnisvolle Weise erfüllt; der Spätromantiker Ernst August Hagen mit der Übersetzung einer italienischen Tragödie aus dem 15. Jahrhundert (ebd. Seite 35-63); ferner Reumont selbst, der ein Charakterbild Beatrices aus Dantes Jugendleben beisteuert (ebd. Seite 64-103); der Romanist Karl Witte, welcher »Ueber den Minne-Gesang und das Volkslied in Italien« handelt (ebd. Seite 104-154); Kopisch, der fesselnd von seiner 1826 mit einem Malerfreund gemachten »Entdeckung der blauen Grotte auf der Insel Capri« berichtet (ebd. Seite 155-201); ein Anonymus mit 16 zumeist in Sonettenform abgefaßten Gedichten (»Erinnerungen aus Venedig«, ebd. Seite 203-221) und Heinrich Leo, der den Jahrgang 1838 mit seiner verfassungsgeschichtlichen Studie über die zum Herzogtum Benevent gehörigen Länder (ebd. Seite 223-298) abschließt. Am zweiten Jahrgang für 1840 beteiligt sich auch Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Damit ist unsere Übersicht über die landschaftlich gerichteten schöngeistigen Almanache und Taschenbücher der Biedermeierzeit abgeschlossen. Neben der Weckung und Pflege literarisch-künstlerischer wie allgemein kultureller Elemente im heimatlichen Bereich und oft auch darüber hinaus bleibt es vor allem ihr Verdienst, die Frühwerke der jungen dichterischen Kräfte aufgenommen zu haben, die dann bald außerhalb der landschaftlichen Grenzen Geltung erringen.

IV
CHARAKTERISTIK NACH DICHTERISCHEN GESICHTSPUNKTEN

1. Zusammenfassung nach Dichtungsgattungen und -arten

a. Musenalmanache

Die Musenalmanache im alten Sinne, deren lyrische und dramatische Beiträge in gebundener Rede abgefaßt sind, verlieren gegenüber den immer zahlreicher werdenden Taschenbüchern im Biedermeier zwar wirkungsmäßig an Bedeutung; sie bleiben aber wichtig für die Geschichte der lyrischen Dichtung und einige ihrer besten Leistungen.

Den Reigen eröffnen für 1815 und 1816 die letzten Unternehmen der Romantiker im Norden und Süden: das *Jahrbüchlein Deutscher Gedichte*, die *Deutschen Frühlingskränze*, die *Hesperiden* und die *Bundesblüthen*. Für sie alle gilt, im einzelnen mehr oder weniger zutreffend, was ein Rezensent in der »Haller Allgemeinen Literatur Zeitung« (1815, Nr. 158, 485ff.)[129] über das zuerst genannte schreibt: »So häufig und jährlich wiederholt sonst die Taschenbücher erschienen, die sich Musenalmanache nannten und lauter Dichtungen enthielten, eben so selten erscheinen sie jetzt und haben den Mischlingen Platz gemacht, in denen gebundene Rede mit der ungebundenen wechselt. Dieses Jahrbüchlein beobachtet die alte Gestalt: es giebt nur Gedichte. Bey diesem Rückblick auf die ältere Zeit bietet sich uns eine Vergleichung von selbst dar…« Das Äußere der Gedichte habe sich allmählich zum Vorteil gewandelt; es sei immer mehr Rücksicht auf ihre kunstmäßige Gestaltung genommen worden. »Wenn so das Aeußere besticht«, heißt es weiter, »so läßt dagegen das Innere oft überaus leer, da – es leer ist; es ist eine hohle Form, aus welcher der Geist verflogen, oder die nie Geist in sich gebannt enthielt. Das ganze Häuflein neuerer Dichter sieht sich im Grunde so überaus ähnlich, alle haben einen solchen Familienschnitt, daß es bequem angienge, man würfelte die Namen unter einander und schriebe sie nun, wie sie fielen, unter die Gedichte; man würde jedes für den zufällig bestimmten Vf. passend finden, da eine hervorstechende Eigenthümlichkeit in wenigen sich beurkundet… Das meiste bewegt sich darin in gefälliger äußerer Gestalt, der Inhalt schlüpft leicht am Leser vorüber, und weniges ist darin, was den Leser so fesselt, daß er oftmals dahin zurückkehren möchte, so lieb ihm auch einige der darin wieder auftretenden Dichter / gemeint sind Uhland und Fouqué / seyn mögen.«

[129] Nach R. Pissin, a.a.O. Sp. 191f.

Mit diesen Unternehmen ist die einheitlich romantische Zielrichtung in den Musenalmanachen zu Ende. Der Inhalt der folgenden zeigt teils wiederholende Nachahmung der verschiedenen literarischen Strömungen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, teils ist er Übergang zum neuen Stil um 1830.

Friedrich Haugs *Almanach poetischer Spiele* (1815f.) bringt im ersten Jahrgang Epigramme, Anekdoten, Gleichnisse, im Anhang Gedichte aus Nachlässen von Vertretern der Genie- und der Sturm- und Drangzeit. Rätsel, Charaden u. ä. bilden den Beschluß. Das zweite Bändchen lebt gleichfalls noch weitgehend aus dem Geist des 18. Jahrhunderts, doch sind hier schon einige Jüngere wie Ludwig Robert, G. Schwab u. a. vertreten.

Auch Grotes *Zeitlosen* bedeuten einen Rückschritt. Überwiegend noch in Anakreontik und Matthisson wurzelnd, sind hier die dichterischen Hauptinhalte die hergebrachten: Abend, Liebe, Freundschaft, Wein, Natur, Gott; sie werden auch in durchweg hergebrachter Weise behandelt. Antike Stoffe finden häufig in Anlehnung an klassizistische Vorbilder Verwendung. Doch die romantischen Formen des Sonetts, der Glosse und besonders des Trioletts kehren immer wieder. So fehlt dieser »Blüthenlese aus den Gaben der Freunde und eigenen Dichtungen« die Einheit von Stoff und Form, die erst das organische Ganze ergibt.

Der Geist einer vergangenen Generation, der Göcking, Klamer-Schmidt, Overbeck, ist auch noch in der *Poetischen Blumenlese* deutlich spürbar, die der Herausgeber Hinsche unter dem Titel »Nordischer Musenalmanach« und als »Ruinen und Blüthen« zum Besten der durch Sturmfluten Beschädigten in dem Herzogthum Schleswig und Holstein« fortführt.

Der in Berlin erscheinende *Eos* (1818) von Heinrich Burdach, – er enthält als Musikbeilage u. a. Liedervertonungen von Zelter – sowie die Musenalmanache von J. Curtius (1826f.) und J. T. Horter sind lediglich lyrische Eintagsfliegen.

Mehr als nur lokales Interesse erwecken dagegen einige weitere landschaftliche Unternehmen, die bis zum Erscheinen eines gemeinsamen lyrischen Sprachrohrs der neuen Literaturbewegung die Lücke füllen. Bei dem *Rheinisch-westfälischen Musenalmanach* (1821f.) und seiner Fortsetzung, dem *Musenalmanach aus Rheinland und Westphalen* (1823), fällt schon rein äußerlich gegenüber den zuletzt genannten Veröffentlichungen das häufige Zurückgreifen auf Dichtung und Dichter der Romantik auf. Auch die Haupttendenzen und Motive zeigen noch starke

innere Verwandtschaft mit der Romantik. Eine Grundstimmung romantischer Dichtung, die Sehnsucht nach dem Ewigen, Fernen, Unerreichbaren, spricht aus zahlreichen Gedichten. Eine große Rolle spielt die romantische Anschauung, die den Ahnungen, Träumen, Erinnerungen, ja sogar dem Wahnsinn tiefere Bedeutung zuerkennt, aber auch die Begeisterung für Literatur und Kunst des deutschen Mittelalters. Die von der Romantik übernommene Hochschätzung des Katholizismus prägt sich in den Liedern rein religiösen Inhalts aus. Legenden und volkstümliche Sagenstoffe im Balladenton sind häufig anzutreffen, während die eigentliche Naturlyrik bei den noch in der romantischen Phantasie – und Bildungswelt lebenden Beiträgern verhältnismäßig selten ist. Aber auch biedermeierliche Züge lassen sich hier bereits feststellen. So nimmt die Familie, deren Bedeutung in der Zeit der politischen Unterdrückung stetig im Wachsen ist, eine zentrale Stellung in der Erlebniswelt vieler Mitarbeiter ein. Der verhaltenen politischen Sehnsucht geben die hier nachgeahmten Griechenlieder Ausdruck, zaghafte Vorklänge der politischen Lyrik der Vierzigerjahre. Für die formale Seite der Beiträge ist kennzeichnend, daß die Modeform des Sonetts überwiegt. Daneben wird die vierzeilige, volksliedhafte Strophe bevorzugt. Die von der Romantik besonders gepflegten südlichen Formen des Trioletts, der Glosse, Sestine und Kanzone fehlen nicht, andererseits hat das Studium der altdeutschen Dichtung auch die Nibelungenstrophe eingebürgert. Freie Rhythmen sind kaum mehr zu finden, galt doch der Reim den Romantikern als vorzügliches Mittel, musikalische Wirkungen zu erzielen. Der Jahrgang 1822 enthält von Heine zwei frühe Beiträge: »Das Lied vom blöden Ritter« und »Das Ständchen eines Mauren«. Sein Freund Rousseau nennt das erste das unstreitig beste Gedicht der Sammlung (Rheinisches Unterhaltungsblatt 1822)[130]. Heine, der junge Dichter, der bei so vieler Anlage manche Auswüchse seiner Phantasie nicht zu zügeln wisse (Westfalen-Rheinland 1822, Nr. 31)[130], betätigt sich zum erstenmal selbst als Rezensent an der Kritik dieses Almanachs, den die »Jenaische Literaturzeitung« (1822, Nr. 158)[130] als einen verdienstvollen Versuch begrüßt, die Musenalmanache gegenüber den geschwätzigen und prunkvoll aufgemachten Taschenbüchern wieder in ihre alten Rechte einzusetzen.

In dem zeitlich anschließenden *Westdeutschen Musenalmanach*[131] ist die Naturlyrik besser als in dem Rassmannschen Unternehmen vertreten, nämlich durch Hoffmann von Fallersleben mit einem Kranz von Frühlingsliedern. Dem Traummotiv, das im Biedermeier immer wieder zu dichterischer Behandlung anregt, ist eine ganze Sonettenreihe gewidmet. Die spätromantische Vorliebe für Gedichtzyklen, die Erlebnis an Erlebnis reihen, artet bald in modische Übertreibung aus. Immermanns hier veröffentlichte frühe Gedichte beweisen, wie wenig er sich zum Lyriker eignet. Heine liefert mehrere Erstbeiträge, doch für den zweiten Jahrgang unter seinem Namen nur »Gekommen ist der Maie« und das Gedicht »Traumbild« anonym. Beide waren vorher, allerdings unvollendet, schon im »Gesellschafter« erschienen. Die Aufnahme, die er bei der Kritik findet, ist keine uneingeschränkt freundliche; sein Liedchen »Du sollst mich liebend umschließen« wird unzüchtig genannt. Ein Jahr später kommt es zum Bruch mit Rousseau. Diesem hatte der Zusammenschluß von Rheinland und Westfalen zu einer Dichtergemeinschaft als Grundgedanke seines Musenalmanachs vorgeschwebt, wie er in den Einleitungsversen zum ersten Jahrgang ausführt. Schon wegen des zahlenmäßigen Mißverhältnisses zwischen den rheinischen und westfälischen Beiträgern kann aber sein Unternehmen kaum die Bedeutung des Rassmannschen erreichen. Obwohl nachträglich Simrock vernichtende Xenien gegen seinen Landsmann Rousseau richtet (Musenalmanach für 1826, Herausgeber J. Curtius), ist doch die Wiederbelebung der lyrischen Almanache auf breiterer Grundlage, noch ehe eine letzte Blüte der Musenalmanache in den Dreißigerjahren erreicht wird, anerkennenswert.

Der *Schlesische Musenalmanach*[132] stößt wegen seiner den Durchschnitt kaum überragenden lyrischen Beiträge – einige Gedichte Eichendorffs ausgenommen – in und außerhalb Schlesiens auf scharfe Kritik. So sieht sich der Herausgeber genötigt, vom Jahrgang 1834 an auch Prosa aufzunehmen. Die *Poesien der dichtenden Mitglieder des Breslauer Künstler-Vereins* bleiben auf einen engen Interessentenkreis beschränkt. Sie enthalten u. a. Kinder- und Kirchhoflieder Hoffmanns von Fallersleben sowie Ghaselen und Ritornelle von Wilhelm Wackernagel. Die *Poetischen Versuche*, eine weitere Breslauer Gedichtsammlung, und ein gleichfalls für 1832 erscheinender *Neuer Göttinger Musenalmanach* haben kaum dichterischen Wert. Auch der *Studenten-Musenalmanach*[133], von Breslauer Universitätsangehörigen zusammengestellt, interessiert nur, weil hier Gustav Freytag – damals Privatdozent in Breslau – den zweiten Jahrgang betreut und eine poetische Widmung an die Studenten richtet. Außer einigen Beiträgen von Graf Strachwitz und dem späteren Germanisten Karl Weinhold bringen die beiden Bändchen nur Durchschnittslyrik und einige mittelmäßige Balladen. Damit haben wir aber zeitlich vorgegriffen, um diese provinziellen Musenalmanache abzuschließen, die dichterisch wenig ergiebig sind.

Der Ansatz zu einem nicht mehr landschaftlich begrenzten Unternehmen wird mit dem *Berliner Musenalmanach* (1830f.) gemacht. Dem Hauptredakteur Moritz Veit stehen Heinrich Stieglitz und K. Werder zur Seite. Erstdrucke Goethes, der sich wohlwollend zeigt, leiten die beiden Jahrgänge ein: »Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten« (Jahrgang 1830, Seite 1-6) und »Zwei Festgedichte« (Jahrgang 1831, Seite 1-7). Der ältere Schlegel, Kerner, Eichendorff, Arnim, Anastasius Grün sind mit Beiträgen vertreten. Auch Chamisso, Schwab, Fouqué, Simrock und Wackernagel gehören neben den Herausgebern zu den Mitarbeitern; desgleichen Houwald, Castelli, Krug von Nidda, Maltitz und ähnliche Tagesgrößen. Die Heinenachahmung macht sich hier stark bemerkbar. Als Satire auf den ersten Jahrgang erscheint ein »Anderer Berliner Musenalmanach für das Jahr 1830, oder Geographie der neuentdeckten weltberühmten Musen-Erd-Kugel[134]. Da die Schwaben aber dem Weidmannschen Musenalmanach den Vorzug geben, ver-

[130] Nach P. Casser, a.a.O. S. 184ff.

[131] Vgl. P. Casser, a.a.O. S. 189-200.

[132/133] Vgl. R. Herzog, a.a.O. S. 144ff.

[134] K. Goedeke, a.a.O. Bd. 8., S. 126, 330.

zichtet Veit auf die Fortführung seines Unternehmens und sendet die für ein nächstes Bändchen bereits vorgesehenen Arbeiten an Chamisso.

Wie Kossmann in seiner gründlichen Arbeit aufgezeigt hat, verdankt der Weidmannsche Musenalmanach seine Entstehung dem Unternehmungsgeist Reimers und Hirzels, die mit ihm als Gegensatz zu den Ende der Zwanzigerjahre zahlreich kursierenden Taschenbüchern und trotz der veränderten literarischen Verhältnisse in die Fußstapfen der alten Musenalmanache, jener »ruhmreichen Publikationsstätten der Dichtung der Blütezeit«[135] zu treten gewillt sind. In ihrem Musenalmanach soll zuerst erscheinen, was die besten zeitgenössischen Dichter auf dem Gebiete der Lyrik hervorbringen; er soll aber auch den aufstrebenden Talenten eine Plattform bieten für ihr Hervortreten an die Öffentlichkeit. Für die Verleger wird der schon äußerlich sorgfältig ausgestattete Almanach vom Beginn an ein Zuschußunternehmen, das nur durch die Ehre, die Aufmerksamkeit aller literarisch Interessierten auf sich zu ziehen, und durch neugeknüpfte, dem Verlag nutzbringende Beziehungen, den Aufwand rechtfertigt. Die pekuniären Opfer sind nicht gering, da der Almanach auch in seiner besten Zeit kaum 500 Käufer hat. Der Leipziger Professor Wendt, welcher sechs Jahre lang für Gleditsch das »Taschenbuch zum geselligen Vergnügen« geführt hatte, erweist sich ungeeignet zur Herausgabe dieses, höheren Zielen zustrebenden Unternehmens. Erst mit der Übernahme der Redaktion durch Chamisso und Schwab wird der Musenalmanach programmatisch führend. In seinem Aufsatz über »Die Musenalmanache und Taschenbücher in Deutschland« betont Prutz[136], der selbst als einer der jüngsten Beiträger noch am Almanach teilgenommen hatte, die besondere literarische Bedeutung dieses Unternehmens sowie seiner beiden Herausgeber in der damaligen Zeitlage: »Mit dem Jahre 30, das überhaupt... für die politische wie literarische Entwicklung von so entscheidendem Einfluß wurde, tritt... eine Reaktion ein; die Zeitstimmung, angeregt durch den Ernst der politischen Situation, verlangt auch in der Literatur wieder nach einer ernsteren, gediegeneren, männlicheren Kost, die Poesie selbst rafft sich aus der romantischen Verschwommenheit empor, nimmt sich zusammen zu ernsteren, strengeren Formen, setzt sich noch einmal höhere, heiligere Ziele als die bloße Unterhaltung der allerordinärsten Lesewelt. Als Organ dieser strengeren, dieser wenn auch zum Teil noch in romantischer Form, doch gegen das romantische Prinzip... ankämpfenden Richtung stellt sich der Leipziger »Deutsche Musen-Almanach« dar. 1830 von Amadeus Wendt ziemlich principlos, aus... dilettantischer Kunstliebhaberei... gegründet, geht er in die Hände von Chamisso und Gustav Schwab über, wo er sofort den oben angedeuteten Charakter gewinnt... einen pädagogischen; aus der Verwilderung der Romantik sollte die Literatur aufs neue zu Ernst und Sittlichkeit herangezogen, die Dichter sollten der romantischen Formlosigkeiten und Koketterien entwöhnt,... das Publikum selbst noch einmal für den einfachen und doch so köstlichen, so lebensvollen Reiz wahrhafter Poesie... gewonnen werden. Man hätte berühmtere Dichter,... großartigere, umfassendere Geister an die Spitze des neuen Unternehmens stellen können... als Chamisso und Schwab waren: aber Niemand, der sich... dieses pädagogischen Theils der Aufgabe bewußter gewesen..., der sich ihr mit größerem Ernst, größerer Liebe... hingegeben hätte, als es von diesen beiden Männern geschehen ist... Chamisso's Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit, verbunden mit dem immer leutseligen, immer hilfreichen Wesen des vortrefflichen Schwab, veranlaßte die jungen Dichter unwillkürlich, sich zusammenzunehmen; es war nicht blos ein ästhetisches, es war zugleich ein sittliches Band, man wollte nicht blos seine Verse vors Publikum bringen, man wollte sich auch die Theilnahme, den Rath, die Freundschaft von Männern wie Schwab und Chamisso erwerben: während andererseits die hohe und ungetheilte Achtung, in welcher die beiden Herausgeber beim Publikum standen, auch dieses mit einem gewissen Respekt vor einer Unternehmung erfüllte, die so beliebte, so makellose Namen an der Spitze trug...«

Als »Herold« der Musen und »Wächter« ihres Altars lädt Chamisso, beglückt von seinem verantwortungsvollen Herausgeberamt, im »Prolog« (Deutscher Musenalmanach Jahrgang 1833, Seite 1f.) – geschrieben unter dem Eindruck von Goethes Tod – alle »zum Feste des Gesanges« ein, Meister wie Jünger, »die einer Sprache Mutterlaut« verbindet. In der Tat wächst die Zahl der Teilnehmer auf über 120 an. Noch während der Wendtschen Redaktion finden Riemer und Kanzler Müller Zutritt, da sie Erstbeiträge Goethes vermitteln, vor allem Didaktisches, wie »Den vereinigten Staaten«, »Willst Du Dir ein gut Leben zimmern«, »Wer mit dem Leben spielt« (Jahrgang 1831, Seite 42, 50, 230); den allegorisch-naturwissenschaftlichen Dialog von 1828 (Jahrgang 1830, Seite 1-8), die Idylle »Dornburg« Stammbuchverse (Jahrgang 1833, Seite 6-8) u. a. Im Jahrgang 1838 teilt der junge Elsässer August Stöber »Gedichte an Friedericke. (Aus dem Original-Manuskript)« mit (Seite 1-7), darunter »Ach bist du fort?«, das Lenz zugeschrieben wird.

Von den Frühromantikern sind vertreten A. W. Schlegel mit Epigrammen und parodistischen Versen (Jahrgänge 1832, 1836); sein Bruder Friedrich mit einem religiösen Sonett (Jahrgang 1830) und der fünfstrophigen Widmung zu Goethes 80. Geburtstag, worin dieser als »Verkünder des Schönen! Der Musen Bot' an das Jahrhundert!« (Jahrgang 1831, Seite 112) gefeiert wird; Schleiermacher spendet »Charaden« (Jahrgang 1830, Seite 262-273), Tieck aus seiner dramaturgischen Tätigkeit zwei Prologe zu Aufführungen von »Shakespeares Viel Lärmen um Nichts« (Jahrgang 1831, Seite 5-7) und »Goethes Faust an Goethes Geburtstage« (Jahrgang 1832, Seite 309-314), Gelegenheitsgedichte für die Dresdner Hofbühne und anderes mehr.

Arndt, ein Hausfreund des alten Reimer, liefert vorwiegend vaterländische Lieder; von Kleist sind nachgelassene Sprüche (Jahrgang 1830) veröffentlicht. Das Bändchen für 1831 enthält von Oehlenschläger, dem Vorkämpfer der Romantik im Norden, und der Deutsch-Dänin Friederike Brun je einen Beitrag. Arnim finden wir nur im dritten Jahrgang mit einer Ballade; Friedrich von Heyden, als Vertreter der romantischen Verserzählung, steuert zu den ersten vier Bändchen bei.

Zu den alten Freunden Chamissos gehören Varnhagen, dessen Schwester und ihr Gatte Assing; desgleichen Fouqué, der sich

[135] E. F. Kossmann, a.a.O. S. XIV.
[136] R. Prutz, a.a.O. S. 150f.

den Anachronismus leistet, die Helden seiner Nordlandsage »Krieg und Friede« (Jahrgang 1837, Seite 135-165) im Zweikampf zum »Gewehr« greifen zu lassen; Hoffmann von Fallersleben, »keiner Partei, Schule, Clique oder wie man es sonst nennen will«[137] angehörend, welcher hier u. a. einige seiner kindertümlichsten Lieder wie »Wer hat die schönsten Schäfchen ?« (Jahrgang 1833, Seite 202f.) oder »Morgen kommt der Weihnachtsmann« (Jahrgang 1837, Seite 293f.) mitteilt. Aus dem literarischen Bekanntenkreis der Mittwochgesellschaft tragen u. a. bei: die Dramatiker Houwald, Immermann und Holtei, dessen »Alter Komödiant« (Jahrgang 1834, Seite 249-257) eine Rechtfertigung seines Schauspielerberufes gegenüber den Angriffen Anastasius Grüns darstellt; die spätromantischen Epigonen Simrock und Wackernagel mit historischen Sagen und Balladen, sowie der poetischste von allen, Eichendorff, der als einer der Stammgäste des »Deutschen Musenalmanachs« sein literarisches Niveau mitbestimmt.

Eichendorffs lyrische Beiträge sind nicht mehr im eigentlichen Sinne romantisch, sondern zeitlos, eins mit der Natur:

Und die Wolken die reisen
Und das Land ist so blaß,
Und die Nacht wandert leise
Durch den Wald über's Gras.

(»Die Nachtigallen«, 2. Strophe, Jahrgang 1839, Seite 123f.) Die Natur ist ihm der verjüngende Quell, der immer wieder seine dichterische Schaffenskraft erneuert (»Frischauf!«, Jahrgang 1836, Seite 33). Er weiß um das »wunderbare tiefe Schweigen« der ersten Morgenfrühe, da es noch einsam auf der Welt ist (»Morgengebet«, Jahrgang 1834, Seite 239), wie um die überraschenden Wirkungen der aufgehenden Sonne, wenn sie ein regennasses Tal aus dem Schlaf weckt (»Der Winzer«, Jahrgang 1837, Seite 231f.). Und hat ihn der Tag »so müd gemacht«, sehnt er den »Trost der Welt«, die »stille Nacht« herbei, daß sie sacht von den Bergen zu ihm niedersteige (»Der Einsiedler«, Jahrgang 1837, Seite 242). In so inniger Naturverbundenheit lebt er, daß sie ihn selbst das »Zauberwort« finden läßt, welches die Dinge aus ihren Träumen hebt und sie singen macht (»Wünschelruthe«, Jahrgang 1838, Seite 287). Viele seiner Lieder gleichen Volksweisen auf einer höheren Stufe, deren reiner Gefühlswelt romantische Ironie fremd ist (vgl. »Der letzte Gruß«, »Vom Berge«, »Im Garten«, »Am Abend«, Jahrgang 1834, Seite 232-235). Sein naturhaft-kindliches Frommsein (»Frühmorgens«, Jahrgang 1836, Seite 30) ist Ausdruck selbstverständlichen Gottvertrauens:

Und der Herr hat nichts vergessen,
Was geschehen wird er meßen
Nach dem Maaß der Ewigkeit. –
O wie klein ist doch die Zeit.

(»Weltlauf«, Jahrgang 1837, Seite 238-239); dieses Vertrauen auf Gott bewahrt ihn vor dem Streit des Tages. Als freier Sänger, unbeschwert von Künstlerehrgeiz und dem Streben nach materiellen Besitztümern (»Sängerglück«, Jahrgang 1837, Seite 241), fühlt er sich nur den Werten des Gemüts verpflichtet. Aus der unproblematischen Offenheit seines gütigen Wesens und eigenem inneren Reichtum fließt die Mahnung: »Herz, in deinen sonnenhellen / Tagen halt' nicht karg zurück!« (»Wander-Sprüche«, Jahrgang 1834, Seite 238).

Ein Großteil des lyrischen Nachwuchses und der Talente zweiten wie dritten Grades wird von Heine und Uhland bestimmt. Heines Porträt – er selbst nimmt am Almanach nicht teil – das der Verlag dem Bändchen für 1837 beigibt, verschärft die bestehenden Gegensätze innerhalb der Redaktion und sprengt den Zusammenhalt zwischen norddeutschen und süddeutschen Beiträgern, der jüngst noch von Menzel, dem wortgewaltigen Gegner des Jungen Deutschland, beschworen worden war[138]. Uhland dagegen – sein Bildnis steht dem folgenden Jahrgang voran – ist mit eigenen Arbeiten vertreten, darunter »Ver sacrum« (Jahrgang 1831, Seite 21-26) und der Ballade »Die Bidassoabrücke« (Jahrgang 1835, Seite 1-3). Schwab, welcher die Würde der deutschen Poesie in Uhland verkörpert sieht, auch in seinen größeren Zyklen mit mehr oder weniger Glück auf dessen Spuren geht, führt dem Almanach den alten schwäbischen Freundeskreis zu: Kerner, G. Pfizer, W. Menzel, K. Mayer u. a. Pfizers Kunstsinn ist zwar in vielen Formen heimisch; er greift besonders auf die klassischen Vorbilder zurück, doch mangelt es ihm als typischem Epigonen an der Fähigkeit, eigenes Erleben zu gestalten[139]. Pfizer fühlt selbst, »daß der vollste Ton« seinem »Spiel noch fehle«. (»Das letzte Lied«, Jahrgang 1834, Seite 221f.) Menzel muß als Rezensent berücksichtigt werden. In Mayers vorwiegend einstrophigen, vierzeiligen Gebilden naturversunkener Zustandsschilderung prägt sich ein wirklichkeitsnaher Stil aus. Gleichfalls ohne romantischen Einschlag sind die Beiträge der jungen Schwaben Friedrich Theodor Vischer und Hermann Kurz, dessen »Mährchen vom Waldfegerlein« (Jahrgang 1838) gegenständlich didaktisch den Kinderton trifft und einem Mundartlied aus dem Kuhländchen nachgebildet ist. Von Mörike finden wir nur zwei Gedichte: »Scherz« und »An einem Wintermorgen« (Jahrgang 1834, Seite 337f.) Letzteres gehört seither zum unvergänglichen Bestand deutscher Lyrik.

Der fünfte Jahrgang ist mit lyrischen Ergüssen Ludwigs von Bayern eingeleitet und schließt mit »Albertus Magnus« (Jahrgang 1834, Seite 389-411), einem Bruchstück aus dem Epos »Der Ewige Jude« von Eduard Schenk, der, wie sein König, auch in den zwei folgenden Bändchen vertreten ist. Über den Beitritt der beiden bayerischen Prominenten zeigt sich Chamisso hoch erfreut, da sie, wie er in einem Brief an den Verlag äußert, »der Sache einen gewissen Anstrich« geben[140].

Rückert steht quantitativ an erster Stelle. Früchte seines Italienerlebnisses und der Begegnung mit der Orientalistik sind die Sammlung »Buntes aus Ost und West« (Jahrgang 1830, Seite 190-209) mit »Ghidher«, dem Sonett »Nach vier Jahren in der Fremde« u. a.; ferner »Sanskritische Liebesliedchen«, »Ermuthigung zur Uebersetzung Hamasa, einer Sammlung alt-arabischer Volkslieder« (Jahrgang 1831, Seite 127-143, 284-293). Seiner

[137] Brief des Hoffmann v. Fallersleben an Chamisso 1836, nach E.F. Koßmann, a.a.O. S. 167.

[138] Vgl. E. F. Koßmann, a.a.O. S. XXI.

[139] Vgl. B. Frank, Gustav Pfizers Dichtungen. Diss. Tübingen 1811. S. 1ff.

[140] Nach E. F. Koßmann, a.a.O. S. 58.

Beschäftigung mit dem Fernen Osten und Indien entstammen die »Stimmen des chinesischen Volkes, dem Deutschen angeeignet« (Jahrgang 1832, Seite 372-382) sowie die »Bruchstücke eines Lehrgedichts« (Jahrgang 1836, Seite 399-439; 1837, 1-62), welche dann in der Buchausgabe zur »Weisheit des Brahmanen« zusammengefaßt erscheinen. In Rückert, der damit seinen Zeitgenossen die Welt fremder Völker und Kulturen erschließt, lebt aber nicht nur der formgewandte Wissenschaftler, sondern ebenso stark der Biedermeiermensch. Aufgehend in Heim und Familie, besingt er in unzähligen Gedichten, teils sentimental (z.B. »Aus der Jugendzeit«, Jahrgang 1831, Seite 182-184), teils humorvoll (z.B. »Hermes-Hausrath«, »Schusters Leisten«, Jahrgang 1834, Seite 7, 105) Begebnisse und Dinge des Alltags. »Seine Sächelchen überströmen alle Blätter, er ist überall da, mithin nirgends mehr eine Auszeichnung«, seufzt Chamisso (Brief an die Verleger, 15. 10. 1837)[141].

Chamisso liebt Platen, den »Vers- und Sprachkünstler«, nicht, obgleich er einsieht, daß »sein Name in die Reihe« gehört[142]. Der Wendtschen Redaktion hatte der Graf eine beträchtliche Anzahl seiner Gedichte zukommen lassen, u. a. die bekannte Romanze »Harmosan« (Jahrgang 1832, Seite 53f.) und »Brunelleschi« (Jahrgang 1831, Seite 119-120), ein Loblied auf die Kunst des Erbauers der Domkuppel zu Florenz, der vor dem »gothischen Maß Orvietos« am Dom zu Mailand und Pavia der Preis zuerkannt wird. Der Jahrgang 1832 enthält u. a. »Proben aus einem Buch Epigramme« (Seite 86-88), die Ausdruck der hohen Anforderungen an Form und Gehalt seiner Gedichte sind. Während für Platen die Distanz zwischen Leben und Dichtung zur Notwendigkeit wird, um vor dem Übergang zum Realismus und damit vor einer Auflösung der Form bewahrt zu bleiben, fließen für den Waiblinger der italienischen Zeit Dichtung und Leben ineinander. Weder an Formvollendung noch gedanklichem Reichtum, wohl aber an innerer Lebendigkeit und Intensität übertreffen die Beiträge des kaum Sechsundzwanzigjährigen jene Platens, dem er in Rom begegnet. Im Volkswesen des modernen Rom untertauchend wie keiner der deutschen Italienfahrer vor ihm, zuletzt auf dem urkräftigen Boden Siziliens, dessen einsame Schönheit ihn überwältigt – »Nun könnt' ich ruhig in mein Grab mich legen, / Da meine Augen solche Schöne sahn« (»Abschied von Sizilien«, Jahrgang 1831, Seite 260f.; vgl. Platens »Wer die Schönheit angeschaut mit Augen, ...«) – entwächst er dem epigonenhaften Klassizismus der Tübinger Jahre. Das bezeugen die »Lieder aus Capri« (Jahrgang 1830), die sieben »Sizilianischen Lieder«, »Abschied von Sizilien« und »Der Tiber« (Jahrgang 1831, Seite 193ff.): »... immer athmet Melancholie / Dein träger Strom... / Doch leichten Sinn und fröhlichen gab Natur / Roms Volk ... / Zum Herbsttanz, zärtlich klingt in der Sommernacht / Dem Liebchen Lied und Mandoline / ... Tiber, gönn in deiner Nähe / Bald mir ein Grab an der Pyramide!...« Schon das Bändchen für 1832 kann nur mehr zwei Gedichte »Aus Wilhelm Waiblingers Nachlaß« (ebd. Seite 109-115) veröffentlichen, die zu den besten des Jahrgangs gehören.

Anders als der jüngere Rückert dringt Chamisso nicht als Philologe in den Geist fremder Länder ein; er ist in erster Linie Botaniker, aber auch abenteuerlustiger Reisender, der alle Eindrücke seiner Weltumseglung sammelt, um sie, zurückgekehrt, auch poetisch zu verwerten. Von der Inselwelt des Stillen Ozeans erzählen »Salas y Gomez« und »Ein Gerichtstag auf Muahine« (Jahrgang 1830, Seite 23-38; 1833). Persische (»Abdallah«, Jahrgang 1830), amerikanische (»Das Mordthal«, Jahrgang 1831, Seite 51) und spanische (»Don Juanito«, Jahrgang 1833) Stoffe wechseln mit solchen aus der russischen, litauischen, polnischen, jüdischen Geschichte und Literatur (vgl. Jahrgang 1830ff.). Aus der Beschäftigung mit literarischen, historischen und politischen Fragen seines Geburtslandes stammen Beiträge wie »Phanatos« (Jahrgang 1834, Seite 137-141), mit welchem er gegen Rationalismus und Atheismus in der neueren französischen Romanliteratur ankämpft, »Die zwei Grenadiere. (Nach Béranger.)« (Jahrgang 1838, Seite 309f.); ferner die geschichtliche Ballade »Chassané und die Waldenser« (Jahrgang 1834, Seite 148-150), »Der Republikaner zu Paris«, »Mäßigung und Mäßigkeit« (Jahrgang 1835, Seite 129f.) u. a. Damit aber ist sein Repertoire noch nicht erschöpft. Realistisch veranlagt, als Bürger des Biedermeier dem Familienleben zugetan, preist Chamisso in »Frauen-Liebe und Leben« (Jahrgang 1831, Seite 73-84) die Welt der Frau. In Rollenliedern singt er von ihrem Schicksal, das durch Liebe, Ehe und Tod bestimmt ist. Ähnlich unpersönlich gezeichnet sind die »Lebens-Lieder und Bilder« (Jahrgang 1832, Seite 21-51), eigentlich ein Dialog zwischen Knabe und Mädchen, die heranwachsend einander lieben, sich heiraten, Kinder großziehen, bis der Krieg den Gatten und Vater seiner glücklichen Familie entreißt. Stücke wie »Das Riesen-Spielzeug« (Jahrgang 1833, Seite 290f.) oder »Die Kreuzschau« (Jahrgang 1835, Seite 159-161) entsprechen dem lehrhaft pädagogischen Hang des Biedermeier. Dagegen entspringt die Nachdichtung des »Armen Heinrich« (Jahrgang 1839, Seite 7f.), die den Brüdern Grimm zugeeignet ist, romantischer Nachfolge. Den Übergang von der Romantik zum Realismus, der sich bei Chamisso bruchlos vollzieht, vermitteln »Deutsche Volkssagen« (Jahrgang 1833),wie »Die versunkene Burg«, »Die Männer im Zottenberge«, »Der Birnbaum auf dem Walserfeld«. Auch vom Dank des »alten Sängers« an die junge Lyrikergeneration, die ihm anhängt (»Nachhall«, Jahrgang 1835, Seite 435-348), von Todesahnungen (Jahrgang 1836, Seite 40f.) und vom Alter (Jahrgang 1837, Seite 338f.) sprechen mehrere Arbeiten des bereits kränkelnden Dichters. Schwer getroffen durch den Tod seiner jungen Frau, folgt er ihr ein Jahr darauf.

Gaudy, der jüngere Freund und Helfer Chamissos bei der Béranger-Verdeutschung, übernimmt die Herausgabe des letzten Jahrgangs. Heineverehrer (vgl. z.B. »Der Sabbath-Morgen«, Jahrgang 1833, Seite 253), voll Witz und sprühender Beweglichkeit, ist Gaudy weniger lyrisch als zeitsatirisch begabt, was jene Stücke beweisen (vgl. Jahrgang 1837, Seite 86ff.; 1838, 159ff.; 1839, 244ff.), die keine bloßen Nachahmungen Chamissos sind.

Aus der Gruppe der jüngeren Berliner Schriftsteller gehören dem Almanach u. a. noch Franz Kugler sowie die beiden Malerpoeten Kopisch und Reinick an. Letzterer, ein Schüler Schadows in Düsseldorf, hat viel im Kinderton Gereimtes, z.B.

[141] Nach E. F. Koßmann, a.a.O. S. 215f.

[142] Chamisso an Schwab, nach E. F. Koßmann, a.a.O. S. 38ff.

»Frühlingsglocken« (Jahrgang 1837, Seite 213); er versucht sich im volksliedmäßigen Kehrreim und kann auch Anklänge an Goethes Lyrik nicht leugnen (z.B. »Die Monduhr«, Jahrgang 1833). Von Kugler, der in romantischer Kunstanschauung groß geworden ist, sei das Gedicht »Der Architekt« (Jahrgang 1835, Seite 340) erwähnt, weil es treffend die Manier vieler Baukünstler im Biedermeier karikiert, die, zeitgenössischen Literaturströmungen folgend, Vorbilder aus aller Welt zusammentragen, sämtliche Stile auf Kosten des guten Geschmacks zu kopieren suchen und das zweckgerecht Schöne gering achten.

Vom jüngsten Lyrikernachwuchs beteiligen sich Freiligrath, Dingelstedt und Geibel. Freiligraths Erstveröffentlichungen, Balladen und Verserzählungen wie »Scipio«, »Löwenritt«, »Moos-Thee« (Jahrgang 1835, Seite 88f.), »Am Kongo«, »Gesicht des Reisenden« (Jahrgang 1836, Seite 310f.), in denen aller Zauber lockender Ferne eingefangen scheint, erregen Aufsehen[143]. Er wird von Chamisso als Dichter begrüßt[144]. Rückschauend faßt Prutz Freiligraths Bedeutung für die Lyrik der Zeit mit folgenden Worten zusammen[145]: »Ein Dichter..., der bei aller Einseitigkeit seines Talents,... dennoch ein ganz unwiderlegbarer Beweis ist für die Fortschritte, welche die Poesie der Dreißigerjahre im Vergleich zu der unmittelbar vorhergehenden Epoche gemacht hatte... Es ist leicht, die Schwächen / seiner / Muse nachzuweisen... Allein man versetze sich in die Mitte der Dreißigerjahre... Was bis dahin als die eigentliche Poesie des Tages gegolten und mit welchen trostlosen Wassergüssen die ... Houwald und Hell und Kind und Genossen die damalige deutsche Poesie überschwemmt hatten – und man wird die Revolution begreifen, welche die so ganz entgegengesetzte Freiligrath'sche Dichtweise, mit ihrer markigen Gedrungenheit, mit dieser brennenden Pracht ihrer Farben, dieser tönenden Gewalt ihrer Reime, dieser ganzen Wildheit und Fremdartigkeit ihrer Erscheinung in dem Geschmack jener Zeit hervorbringen mußte, so wie den außerordentlichen Fortschritt, die wahrhafte Befreiung und Erfrischung, die darin für die Gesammtheit unserer Literatur enthalten war.« Dingelstedts Beiträge, »Erste Lieder«, »Wanderlieder«, »Liebeslieder« (Jahrgang 1836, Seite 212f.) und »Sonette« (Jahrgang 1837, Seite 197f.) sind durchweg lyrisch angelegt und verraten noch nichts von der satirischen Note des »Kosmopolitischen Nachtwächters«. Geibel, der nach 1848 das Feld der deutschen Tageslyrik beherrscht, zeigt hier bereits in seinen Erstlingen die glatte, unschöpferische Art, romantische Stoffe und Empfindungen in gefällige Verse zu bringen.

Die Beiträge bekannter Schriftsteller aus der Schweiz, wie Ulrich Hegner, Wagner von Laufenburg, A. E. Fröhlich, A. A. L. Follen und Hagenbach, heben sich nicht aus dem Durchschnitt heraus. Nach Inhalt und Form überwiegt bei ihnen das, was man Biedermeier in Anführungszeichen zu nennen pflegt. Als Kostprobe seien die drei letzten Strophen aus Hagenbachs »Kochbuch und der Almanach« (Jahrgang 1831, Seite 239f.) angeführt:

[143] Vgl. E. F. Koßmann, a.a.O. S. 92.

[144] Vgl. E. F. Koßmann, a.a.O. S. 162.

[145] R. Prutz, a.a.O. S. 154f.

Begeistert von des Theetischs Dampfe,
In schöner Seelen edelm Kampfe,
Bei Räthseln und Sonettenklang,
In tausend rhythmischen Gestalten
Soll sich des Witzes Blüth entfalten
Zu Pfänderspiel und Rundgesang.

Da rauschet gleich den Schmetterlingen
Auf goldbestaubten Rosenschwingen,
Herbei der Almanache Schaar,
Und was in selt'nen Weihestunden
des Sängers kühne Brust empfunden,
Bringt liebend er den Frauen dar.

Wohin soll ich den Blick nun lenken,
Will ich der Braut ein Büchlein schenken,
Daß ich's ihr recht zu Danke mach'?
Wohlan! am besten wird's mich freuen,
Nimmst du das Alte zu dem Neuen,
Das Kochbuch zu dem Almanach.

Von den Österreichern beteiligt sich Zedlitz (Jahrgang 1831, Seite 67ff.), obwohl er aufgefordert wird, nicht mehr am Musenalmanach, während Karl Egon Ebert (Jahrgang 1831, Seite 104f.) keine Einladung mehr von der neuen Leitung erhält. Dagegen findet sich seit dem Jahrgang 1835 J. G. Seidl, der Typus des österreichischen »Biedermeier«, hier ein. Sein Gegenpol, der kunstverständige Arzt und Menschenkenner Feuchtersleben, ist mit gedanklich tiefen, ausgefeilten Arbeiten vertreten (Jahrgang 1834-1837). A. Grün, dessen »Spaziergänge« eben die Öffentlichkeit erregt hatten, gehört zum alljährlichen Mitarbeiterstab des Almanachs. »Er war mir«, heißt es in einem Brief an Reimer über den »Deutschen Musenalmanach«[146], »so eine Art lyrisches Kaffeehaus, in dem ich mich so behaglich und wohnlich eingebürgert hatte und wo ich immer sicher war, in guter Gesellschaft und unter guten Freunden zu sein...« Als Sohn der Alpen verfaßt Auersperg »Lieder aus dem Gebirge« (Jahrgang 1832, Seite 100-108), als Angehöriger der fortschrittlichen Laibacher Ritterschaft überträgt er in den »Volksliedern aus Krain« (Jahrgang 1838, Seite 295-308) slowenische Urtexte, die erst zwölf Jahre später in Buchform erscheinen. Grillparzers Name fehlt. Lenau aber beteiligt sich an den ersten vier Jahrgängen der Chamisso-Schwabschen Redaktion.

Von innerer Unruhe wird Lenau über das Meer getrieben, doch verweilt er kaum ein Jahr. Seine »Atlantica« (Jahrgang 1834, Seite 295-301) sind Ausfluß amerikanischer Stimmungen, vor allem seiner verzehrenden Sehnsucht nach der Heimat (Nr. 3). Das Bändchen für 1835 bringt den »Schmetterling« (Seite 4-6), der als Einleitungsgedicht zum »Faust« gleichzeitig in Lenaus »Frühlingsalmanach« erscheint; die beiden Szenen »Der Tanz« (Seite 7-12, von Liszt wiederholt vertont) und »Die Schmiede« (Seite 12-29), die laut Fußnote in einem inneren Zusammenhang stehen, sowie den »Nächtlichen Zug« (Seite 29-38). »Lenau möchte ich wohl für den ursprünglichsten und kräftigsten Dichter des jungen Aufschusses halten«, schreibt

[146] Nach E. F. Koßmann, a.a.O. S. 198.

Chamisso im Juni 1834 an Schwab[147], »und was er dies Jahr beigesteuert, für das Bedeutendste, was er je in unsern Almanach gegeben. Jedoch dieses gesagt und der Ausführung der Faustischen Scenen ehrfurchtsvolle Anerkennung gezollt, so muß ich doch opponieren und sagen, daß mir der Lenauische Faust nicht aus dem Goethischen herauszutreten scheint und nur innerhalb derselben Schranken ins Grässliche zu übertragen, was bei Goethe viel reicher ausgestattet nur gut und schön und liebewerth und dann erst herzzerreißend einnimmt und packt und erschüttert. Mit unserm lieben Gretchen mag sich jene Ungenannte / Mephisto nennt sie »Hannchen« / nicht messen; – der nächtliche Zug möchte schon eher dem Auftritt »Christ ist erstanden« aufwiegen. – Der Schmetterling ist ein eigenthümliches und allerliebstes Gedicht...« Während die vier genannten Stücke Lenaus pantheistischer Dichtungsphase entstammen, hat er in dem Gedicht »Heimatklang« (Jahrgang 1837, Seite 384) bereits die neue Wendung zu gefühlsbetont christlicher Gläubigkeit vollzogen. Der elegische Grundton, der Lenaus gesamte Dichtung bestimmt, tritt besonders in den Beiträgen »Die Sennin«, »Zeiger«, »Einsamkeit«, »Meine Furcht«, »Wunsch« (Jahrgang 1836, Seite 375ff.) hervor. Seit der Almanach Heines Bild gebracht hatte, liefert ihm Lenau gleich Freiligrath und vielen anderen nichts mehr.

Wir konnten feststellen, daß der »Deutsche Musenalmanach«, der »mitten in einer prosaischen, von den widersprechendsten Richtungen wild durchkreuzten Zeit ... der Kunst eine Stätte gegründet«[148], eine Vielfalt von Stimmen – alte, jüngere und neue – zu einem Chor vereinigt; darunter sind nicht wenige, die bereits in die Zukunft weisen. Der Ruf der Zeit, die Gegenwart poetisch zu durchdringen, ist also auch hier schon vernehmbar. Das technische Zeitalter kündigt sich an. Schwab, der nicht ahnt, wie rasch die Entwicklung tatsächlich voranschreiten werde, verlegt seine Vision in das »Jahr 2031« (Jahrgang 1831, Seite 152-169). Wo Wald und Fluß sich vormals breiteten, sieht er jetzt Rübenfelder und einen Kanal; statt »Rosses Traben« hört er nur den »Dampf-eilwagen«. Die romantische Ruine ist einer Fabrik mit rotem Ziegeldach gewichen; statt der Glocke gellt ein »Schallstab« durch die Landschaft.

Das soziale Zeitproblem klingt in Hoffmanns von Fallersleben »Lied der armen Damastweber« (Jahrgang 1832, Seite 209) an und wird hauptsächlich von Chamisso behandelt, der darin Béranger folgt. In Stücken wie »Der Bettler und sein Hund« (Jahrgang 1831, Seite 236-238), »Das Gebet der Witwe« (Jahrgang 1832, Seite 388-389), »Die alte Waschfrau«, (Jahrgang 1835, Seite 162-164) und in den beiden erst 1838 entstandenen »Thue es lieber nicht!« – nach einer Episode aus Mösers »Patriotischen Phantasien« – und »Zweites Lied von der alten Waschfrau« (Jahrgang 1839, Seite 38-39) zeigt sich sein nüchterner Beobachtungssinn, der französisch-rationalistischem Erbgut entspringt und ihn das tragische Los der unteren Stände richtig erfassen läßt.

Der politischen Erregung der Zeit gibt zunächst Platen Ausdruck in dem Mahnwort: »An einen Ultra« (Jahrgang 1832, Seite 72f.), das gegen die Reaktion und für den politischen Fortschritt eintritt; ferner in dem Appell »An Franz den Zweiten« (ebd. Seite 335-337), »Deutschland wieder ein deutsches Herz« zu geben; schließlich in dem Bekenntnis »An einen deutschen Staat« (Jahrgang 1834, Seite 277f.), das getragen wird von dem Glauben an »die freien Völker«, die »selbst in schlaffer Zeit« wach bleiben. Als Vorklänge der Zeitlyrik nach 1840 veröffentlicht A. Grün hier Stücke wie »Das Vaterland« (= Venetien, 1815 wieder unter österreichische Herrschaft gekommen, Jahrgang 1834, Seite 261-263) und »Ein Held« (gemeint ist das freie Wort, Jahrgang 1838, Seite 288f.). Kopisch wendet sich gegen die Kannegießerei (»Das Politisieren«, Jahrgang 1834, Seite 290f.). Auch Gaudys Arbeiten sind voll von politischen Anspielungen (z. B. Jahrgang 1838, Seite 159f.), obzwar er ironisch sich selbst zur Ordnung ruft: »Still! Das Staatsgesetz erlaubt / Charaden nur und patriot'sche Lieder!« (»Lebenslotto«, Jahrgang 1839, Seite 244f.). In den »Landesflüchtigen« (ebd. Seite 235 f., gemeint sind Dahlmann und die Gebrüder Grimm) greift Gaudy das Problem der politischen Emigration auf. Das »Lied vom Knüppel aus dem Sack« (Jahrgang 1839, Seite 52-58) von Hoffmann von Fallersleben erscheint zuerst im letzten Jahrgang des »Deutschen Musenalmanachs«, ehe es 1840 seine »Unpolitischen Lieder« einleitet. Durch die Aufnahme all dieser Beiträge bekundet der Almanach, daß er sich seiner Zeitmission durchaus bewußt ist.

Der zunächst als Konkurrenzunternehmen gefürchtete *Frühlingsalmanach* – wir haben ihn bereits bei den landschaftlichen Jahrbüchlein betrachtet – stellt sein Erscheinen schon nach dem zweiten Jahrgang ein. Anschließend kommt ein *Norddeutscher Frühlingsalmanach* heraus als Organ eines Vereins jüngerer Berliner Poeten. Ein Teil der Mitglieder, wie Ferrand, die Brüder Marggraff – der jungdeutsch gerichtete Herrmann tritt 1839 mit seiner geistreichen Schilderung des Biedermeier hervor –, F. von Sallet u. a., beteiligen sich auch am »Deutschen Musenalmanach«.

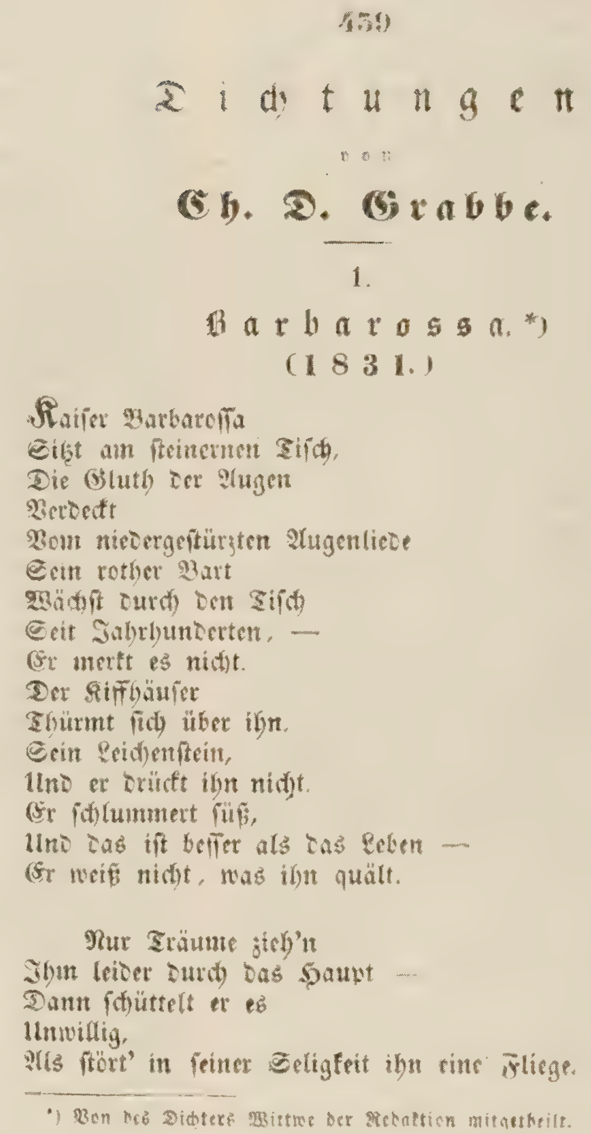
Von den in Stendal, Berlin, Göttingen, Darmstadt und Erlangen erscheinenden Musenalmanachen sei nur der letzte kurz erwähnt. Er wird von Rückert für 1838 herausgegeben und war lediglich als einmalige Publikation beabsichtigt. So bedeutet er keine Konkurrenz für das Chamisso-Schwab'sche Unternehmen, um so weniger, da er nur Beiträge aus Rückerts engstem Freundeskreis sammelt.

Hingegen scheint das *Rheinische Odeon* (1836ff.) dem »Deutschen Musenalmanach« seinen literarischen Rang streitig machen zu wollen. Fast ein Drittel von dessen Stammgästen gehört nun auch dem neuen Unternehmen an, darunter Freiligrath, der Vielbegehrte. Er zeichnet mit dem Rheinländer Ignaz Hub und dem Badenser Schnezler als Herausgeber. Die Zahl der Beiträger bewegt sich zwischen 50 und 60. Im dritten Jahrgang ist auch Hebbel dabei. Die meisten Namen sind uns schon aus westdeutschen Taschenbüchern bekannt. Das erste Bändchen, welches sieben Jahre später noch einmal aufgelegt wird, leitet Rückert mit Versen zu einer beigegebenen Illustration ein (»Die Schöne von Basra«, Jahrgang 1836). Den Abschluß bilden zwei Dichtungen Grabbes. »Barbarossa« (ebd. Seite 439f.), 1831 verfaßt, angeregt wohl durch die Julirevolution in Frankreich, war der Redaktion von der Witwe des Dichters mitgeteilt worden.

[147] Nach E. F. Koßmann, a.a.O. S. 93f.

[148] R. Prutz, a.a.O. S. 152.

Wie in allen seinen Werken erscheint auch in diesem der Held als Träger Grabbescher Weltanschauung. In der Gestalt Barbarossas lehnt der Autor die Anerkennung geschichtlicher Mächte ab. Vergeblich sucht die Stimme der Zeit den im Kyffhäuser schlummernden Kaiser wachzurufen, indem sie große Jahrhundertereignisse ankündigt. Ihm sind sie nur Träume, die sein Haupt durchziehen. »Dann schüttelt er es / Unwillig, / Als stört' in seiner Seligkeit ihn eine Fliege!« Auch der zündende Ruf »Freiheit« vermag nicht, ihn seiner Lethargie zu entreißen. »Ja, Freiheit gut, / Verlockend schön – / Die Völker erheben sich – / Die Heere gebären vielleicht – / Die Gestirne bekämpfen sich vielleicht – Die Seelen der Erden, / Der Sonnen / Brechen empor und streiten vielleicht – / Neue Götter, / Unnennbare Welten / Dringen herein, – / Doch nie sind Gott und Mensch und Welt des Glückes werth, / So lang keiner sich selbst bekehrt! / Breche die Welt, / Ich will schlummern – besser todt, als erwachen, / So lang' ich selbst nicht besser bin als – Barbarossa.« (ebd. Seite 141.) Das »Fragment aus ›Die Hermannsschlacht‹« (ebd. Seite 442f.) ist hier so wiedergegeben, wie es der Dichter im Winter 1835 zuerst entworfen und Hub diktiert hat. Diese beiden Beiträge Grabbes, unseres Wissens die einzigen, die als Erstdrucke in einem Almanach des Biedermeier erschienen sind, wirken im Vergleich zu den übrigen des Bandes wie erratische Blöcke in einem Haufen von Kieselsteinen und bunten Glaskugeln; unbehauene Findlinge, ragen sie einsam in kommende Jahrhunderte. In der zweiten Auflage fehlen sowohl die Widmung Martin Runkels zu »Grabbe's Bildniß« (Seite 448) wie auch das Porträt selbst.


439

Dichtungen

von

Ch. D. Grabbe.

1.

Barbarossa.*)
(1831.)

Kaiser Barbarossa
Sitzt am steinernen Tisch,
Die Gluth der Augen
Verdeckt
Vom niedergestürzten Augenliede
Sein rother Bart
Wächst durch den Tisch
Seit Jahrhunderten. —
Er merkt es nicht.
Der Kiffhäuser
Thürmt sich über ihn,
Sein Leichenstein,
Und er drückt ihn nicht.
Er schlummert süß,
Und das ist besser als das Leben —
Er weiß nicht, was ihn quält.

Nur Träume zieh'n
Ihm leider durch das Haupt —
Dann schüttelt er es
Unwillig,
Als stört' in seiner Seligkeit ihn eine Fliege.

*) Von des Dichters Wittwe der Redaktion mitgetheilt.

Abb. 6: *Aus dem Rheinischen Odeon 1843*

Für das Düsseldorfer Unternehmen wie für seinen Leipziger Konkurrenten ist der Jahrgang 1839 der letzte.

Der *Österreichische Musenalmanach*, der gleichzeitig in Wien, Dresden und Leipzig zur Auslieferung kommt, übertrifft mit etwa 70 Mitarbeitern das »Rheinische Odeon«, was die Zahl der Beiträger angeht. Er scheint zunächst, nach den Anpreisungen in den Zeitungen zu schließen, dem Weidmannschen Almanach gefährlich zu werden. Jedenfalls stellt das Unternehmen den einzigen Versuch dar, im Biedermeier einen für ganz Österreich repräsentativen Musenalmanach herauszubringen. Doch die Resonanz fehlt. Das biedermeierliche Österreich zeigt sich für die rein lyrisch betonte Form der Almanachgattung wenig empfänglich. Feuchterslebens zürnende Worte gegen ein »Geschlecht« von »Göthe's Affen« (Jahrgang 1837, Seite 92) bleiben ohne Wirkung. Der Herausgeber, ein liebenswürdiger aber unbedeutender Literat, kann sich nicht durchsetzen. Auch eine Wiederbelebung des Musenbüchleins durch A. Schumacher, den Redaktor des »Österreichischen Novellenalmanachs«, scheitert an der Vorliebe des Wiener Lesepublikums für belletristische Taschenbücher.

Nach Chamissos Tod gelingt es keinem der noch folgenden lyrischen Unternehmen, auch nur annähernd die Bedeutung des

Weidmannschen zu erreichen. Zwar sucht sich diesem der *Deutsche Musenalmanach* (1840f.) von Echtermeyer und Ruge in Titel und Ausstattung völlig anzugleichen. Der Geist jedoch ist hier ein anderer. Die Persönlichkeiten der beiden Herausgeber, durch die noch laufenden »Hallischen Jahrbücher« zwar bekannt, aber auch berüchtigt, sind zu einseitig festgelegt, als daß ihr Almanach ein Spiegel der mannigfaltigen zeitgenössischen Literaturströmungen sein könnte.

Auch bei Tauchnitz in Leipzig erscheint noch ein *Deutscher Musenalmanach* (1840). Er bringt das Porträt Rückerts, der sich immer mehr zum deutschen Hauspoeten entwickelt, sowie außer zahlreichen Beiträgen sein Gedicht »Ersatz für Unbestand« in Mendelssohn-Bartholdys Vertonung als Musikbeilage. Einige andere Mitarbeiter des älteren Unternehmens sind gleichfalls vertreten: Ludwig von Bayern, u. a. mit einem Streitruf gegen »Schiller's und Göthe's Bekritler« (Jahrgang 1840, Seite 101f.), Schenk, Seidl, Lenau, Sallet, Dingelstedt. Neue Namen sind: Bechstein, Hebbel, Herwegh; von letzterem wie auch von Dingelstedt finden wir nur Naturlyrik, nichts Politisches.

Kaum ein größerer Gegensatz ist denkbar als der zwischen Lenau, den sein Schicksal bezwingt, und Hebbel, der es selbst zwingt. Lenaus dichterisches Schaffen ist Ausfluß tragischen Ichgefühls und hat nur im Lyrischen Bestand. Das tragische Weltgefühl Hebbels dagegen drängt auch im lyrischen Werk nach dramatischer Gestaltung. Der Ausdruck der Schwermut in den Gedichten Lenaus ist tief geworden; war sie je Nachempfindung weltschmerzlicher Gestimmtheit eines Hölty, Klopstock, Byron, jetzt ist sie es nicht mehr. In dem Gedicht »Herbst« (Seite 207f.) wird das Absterben der Natur dem Hinneigen eines Kranken zum Tode gleichgesetzt. Die Rosen sind das flüchtige Fieberrot auf den Wangen des Sterbenden, die Landschaft wird zum »Sterbgemach«. Auch in den »Zugvögeln« (ebd. Seite 211f.) ist es Herbst, die Jahreszeit, die der Seelenlage Lenaus am meisten entspricht. Als »Erste Stimme« läßt sich die des Dichters vernehmen, der dem Sinn des Vergehens in der Natur nachgrübelt:

> Ist's Erdenleben Schein? ist's eine umgekehrte
> Fata Morgana nur, des Ew'gen Spiegelfährte?
> Warum dann aber wird dem Erdenleben bange,
> Wenn es ein Schein nur ist, vor seinem Untergange?
> Dies Bangen auch nur Schein? – . . .

Die »Zweite Stimme«, aus den Lüften kommend, ertönt gleichsam zur Antwort. Es ist der hoffnungsfrohe Ruf des Vogels, der allen Wetterunbilden zum Trotz »die Spur gefunden nach dem Süden«. Aus seiner Botschaft schöpft auch der Dichter neue Zuversicht:

> Denn das Herz in meiner Brust
> Ist dem Kranich gleichgeartet,
> Und ihm ist das Land bewußt,
> Wo mein Frühling mich erwartet.

Inhalt und Form der beiden Stücke sind einander kongruent. Gepaarte, weibliche Reime unterstreichen das bange Fragen der »Ersten Stimme«. Der Rhythmus des Vogelrufs ist bewegter; seiner zielgeschnellten Erwartung entsprechen gekreuzte Reime mit wechselnd betontem und unbetontem Versende. Zwei Sonette (ebd. Seite 202f.) sind abermals motivisch verbunden: »Erinnerung« – Verzweiflung an der Liebe – »Einsamkeit« – Verzweiflung an der Welt und an Gott. »Lieblos und ohne Gott« – das ist der Refrain des ihn beherrschenden dumpfen Leidgefühls. Zerstört ist das poetische Zwischenreich, das sich der Heranreifende zwischen seinem Ich und der Natur gebaut, zerstört aber auch das andere zwischen Gott und Mensch. Damit hat Lenau zwei Lebensphasen durchschritten.

Vom jungen Hebbel erscheinen hier fünf lyrische Beiträge (ebd. Seite 129f.): »Adams Opfer«, »Mutterschmerz«, »Die Entsündigte« – das Motiv der unehelichen Mutter aufgreifend – – »Spuk« und »Genesungsgefühl«. Mit Ausnahme des letzten, das in einem der folgenden Abschnitte analysiert werden soll, sind sie noch wenig charakteristisch für seinen lyrischen Stil.

Die letzten Almanache des Biedermeier in gebundener Rede sind wie die ersten landschaftlich bestimmt. Der Rheinländer Friedrich Steinmann, welcher in den Dreißigerjahren ein Bändchen Münsterländer Mundartdichtung herausgegeben hatte, betreut den in Münster und Leipzig erscheinenden *Musenalmanach* für 1843, der noch einmal 150 Beiträger versammelt. Hier ist u. a. auch Louise Otto, die spätere Frauenrechtlerin und Gattin August Peters, mit zwei bescheidenen Jugendgedichten vertreten. 1847 kommt noch ein *Rheinischer Liederkranz* heraus, dessen Titelvorgänger (1836) eine Sammlung von Trink- und Gesellschaftsliedern – also stofflich eng begrenzt – gebracht hatte. Damit endet, unbeachtet vom breiten Lesepublikum, das seine Anteilnahme einer anderen Literaturgattung zuwendet, die Reihe der lyrisch gehaltenen Almanache im Biedermeier.

Zwei Ausläufer nach 1850 werden von Schad in neun und von Gruppe in fünf Folgen redigiert. Letzterer hatte sich im »Deutschen Musenalmanach« bald in pseudoromantischen, bald in Tönen Goethes und Freiligraths versucht. Sie trifft Prutzens Verdammungsurteil: »Hinweg denn also mit diesen Musenalmanachen, . . . diesen bedeutungslosen Resten einer längst vergangenen Epoche, an denen nur die gedankenlose Liebhaberei unserer Dilettanten sich noch kitzelt und die nur dazu beitragen, das Publikum in seiner Zerstreutheit und seiner Gleichgültigkeit gegen die wahre Aufgabe der Poesie zu bestärken!«[149]

b. *Schöngeistige Unternehmen mit Beiträgen aller drei Dichtungsgattungen*

Die Mehrzahl der poetischen Taschenbücher und Almanache bringt neben Lyrik und gelegentlichen dramatischen Stücken sowohl Vers- als auch Prosaepik und didaktische Prosa. Im Anschluß an die schöngeistigen Taschenbücher der Romantik überwiegt zunächst noch das lyrische Element; in der zweiten Hälfte des Biedermeier beginnt sich die novellistische Prosa immer stärker durchzusetzen.

Außenseiter in dieser Gruppe sind zwei Unternehmen, die wir vorweg erwähnen wollen. Das *Taschenbuch der Sagen und Legenden* (1812, 1817) verrät schon durch seine Herausgeber, Amalie von Helwig und Fouqué – letzterer steuert mit der »Nacht im Walde« auch eine dramatisierte Sage bei – den romantischen Ursprung. Dann verblaßt die Freude an solch historisch-frommer Stoffsammlung, und erst für 1844 erscheint noch ein-

[149] R. Prutz, a. a. O. S. 164.

mal ein *Taschenbuch deutscher Sagen*, von Roderich Benedix herausgegeben, den die Literaturgeschichte eigentlich nur als Lustspielautor und Verfasser einer Unzahl von Stücken leichten Genres kennt.



Abb. 7: *Ramberg-Böhm: Titelkupfer aus Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen 1815*

Da wir die landschaftlich gerichteten sowie die besonders dem weiblichen Publikum gewidmeten Taschenbücher schon auf ihren dichterischen Gehalt geprüft haben, wenden wir uns hier nur jenen Unternehmen zu, die für einen großen und allgemeinen Leserkreis gedacht sind.

Das von Wilhelm Gottlieb Becker, einem königlich sächsischen Hofrat, begründete *Taschenbuch zum geselligen Vergnügen* feiert bereits seine 25jährige Fortdauer, da nach dem Tode Beckers Friedrich Kind die Redaktion übernimmt. In der Erläuterung zum Rambergschen Titelkupfer des Jubiläumsjahrgangs heißt es (Jahrgang 1815, Seite 111 f.): »Die Genien des gesellschaftlichen Vergnügens tragen den Kranz, den sich die Muse dieses Taschenbuchs ein Vierteljahrhundert hindurch erworben hat, in den Tempel der Ehre, und suchen den dornigen Pfad, den die Muse mit ihren Gespielen, unter Minervens schützender Aegide, vertrauensvoll von neuem betritt, mit einigen Blumen zu verschönern. Ein junger Satyr züchtigt mit einer Gerte die quakenden Sumpfbewohner; denn der Spiegel, oder das Gemälde, welches die Gespielin auf der anderen Seite ihnen vorhält, scheint für sie nicht hinreichend zu seyn.« Ursprünglich war das Taschenbuch gar nicht als periodisch erscheinendes Werk gedacht, sondern als Handbüchlein zur geselligen Unterhaltung, das mit jeder Neuauflage erweitert und verbessert werden sollte. Dem gesellschaftlichen Charakter entsprechend, sind in dem neugestalteten Taschenbuch einige der früheren Abteilungen beibehalten, wie Gesänge[150] vermischten Inhalts, Rätsel und Tänze, samt Erklärung der einzelnen Figuren in Wort und Bild. Neben Gedichten und Erzählungen kommen jetzt auch dramatische Stücke hinzu, etwa das 1818 im Wiener Burgtheater erstaufgeführte Schauspiel von Kind: »Petrus Appianus, oder: Achtung der Wissenschaft« (Jahrgang 1820, Seite 287-354), »Bilder aus der altgriechischen Hirtenwelt« (Jahrgang 1821, Seite 1-27), ein dramatisches Idyll von Eduard Gehe, und andere Einakter ähnlicher Art, die sich weniger für die Bühne eignen, sondern mehr zum Lesen mit verteilten Rollen oder für Liebhaberdarstellungen an Familienfesttagen. Prinzen, Fürsten und Grafen sind die Helden der Prosaerzählungen, die mit Künstlergeschichten in historischer Verkleidung und fingierten Ehechroniken aus der Gegenwart abwechseln. Unzerreißbare Freundschaftsbünde,

[150] Z. B. Herders »Wechsel der Dinge. An Comala. Mit Musik von Dotzauer« (Jg. 1816, S. 122). Öfter stoßen wir hier auch auf Vertonungen von Heinrich Marschner, der dann ab 1828 mit seinen romantischen Opern hervortritt.

Erwachen vom Scheintode, heimliche Trauungen und ähnliches mehr bilden die Handlungsmittelpunkte; Leidenschaft wird immer bestraft.

So langlebige Unternehmen wie dieses Taschenbuch machen naturgemäß in Herausgebern, Inhalt und Ausstattung mancherlei Wandlungen durch. Hatte Becker die Dichter Johann Christian Günther, Matthias Claudius, Hölty, Klopstock, Schiller, später auch Körner, A. W. Schlegel u. a. nachgedruckt oder als Beiträger zu gewinnen versucht, so bringen die Jahrgänge der Biedermeierzeit auch Beiträge und Nachdrucke von Herder, Goethe (Stammbuchvers für die Gräfin Tina Brühl, Jahrgang 1827, Seite 323), Jean Paul, Zacharias Werner und Grillparzer. Stets aber überwiegen die Blumauer, Bouterweck, Langbein, Pfeffel, Lafontaine, Kannegießer, Klamer-Schmidt, Tiedge, Streckfuß, Haug und Konsorten. Unter der Leitung Kinds, der, »das klassische Muster eines deutschen Modeschriftstellers«[151], zu Lebzeiten weitreichende Anerkennung genießt, macht sich insbesondere die ungemein fruchtbare Schar der Pseudoromantiker aus Nord und Süd hier breit; sie ist es, die nun dem beliebten Jahrbüchlein seine Note gibt. Als Probe der durch sie vertretenen Lyrik wollen wir die Schlußstrophe von Castellis Gedicht »Der Liebe Bedeutungen« (Jahrgang 1821, Seite 325-327) wiedergeben:

Ein Gott soll gar die Liebe seyn,
Zu viel! das räum' ich ihr nicht ein;
Etwa von unterird'schen Göttern
So Einer, die stets auf uns wettern
Und plagen uns? – Das könnte seyn;
Doch nein, auch davon ist sie weit,
Ein Gott besitzt Unsterblichkeit.
Die Liebe könnt ihr sterben sehen,
Wenn irgend rauhe Lüftchen wehen,
Drum mag die Lieb' auch Alles seyn,[152]
Die Gottheit räum' ich ihr nicht ein.

Für den Großteil der hier auf lyrischem, epischem und dramatischem Gebiet dilettierenden Mitarbeiter kann gelten, was Grillparzer mit seinem »An eine Nicht=Dichterin« gerichteten Beitrag sagen will (»Das Urbild und die Abbilder«, Jahrgang 1821, Seite 287):

Kunstbeflissen und unverzagt,
Feder und Farben und Stift in den Taschen,
Ziehen sie aus in wilder Jagd,
Unschuld und Reiz und Natur zu erhaschen.

Was er erschaut und was er erringt,
Jeder fein fleissig zu Buche bringt,
Um in des Winters Frieren und Härmen
Sich an dem köstlichen Labsal zu wärmen. –

»Wie? Und nur Du mehrst nicht ihre Zahl?
Schätzest du nicht, wonach jene geitzen?
Kann dich Natur und Unschuld nicht reitzen?« –
Oder wär's hier wie im Bildersaal?

Alles rennt dort und hascht nach Copieen;
Einer nur will sich nicht viel bemühen –
»Trägt er im Busen ein Herz von Stahl?« –
Nein, – er besitzt das Original.

Auf Originalität kommt es hier nicht an; je kleiner das Talent, desto reichlicher die Produktion. Das Publikum ist entzückt. So gehört dieses Taschenbuch, das in Leipzig und Wien herauskommt und seit 1819 in zwei Serien gespalten ist[153], »trotz seines geringen Gehaltes« (Literarischer Almanach für 1828, Seite 64) zu den meistgelesenen der Zeit.

Das um zehn Jahre jüngere *Taschenbuch der Liebe und Freundschaft* wird gleichfalls vom Publikumsgeschmack bevorzugt, da es, dem obengenannten ähnlich, so beliebte Erzähler wie Lafontaine, Rochlitz, Brachmann, Langbein, Charlotte von Ahlefeldt, Fouqué, Friedrich Laun u. a. ausgiebig zu Worte kommen läßt. Waren bis 1810 auch Herder, Wieland, Schiller und Goethe sowie Hölderlin, die Günderode, Görres, Jean Paul mit Beiträgen in Vers und Prosa beteiligt, erlebt das Unternehmen seine eigentlichen Glanzpunkte doch erst zur Zeit der Hoffmannschen Novellistik[154], die hier durch »Doge und Dogaressa (Jahrgang 1819), »Das Fräulein von Scuderi« (Jahrgang 1820), »Meister Martin und seine Gesellen« und einige andere von des Dichters besten Leistungen vertreten ist. Das Taschenbuch wird bis 1841 fortgesetzt, erreicht aber die literarische Bedeutung der beiden ersten Jahrzehnte seines Erscheinens nicht mehr, obwohl immer neue Mitarbeiter, vor allem in der lyrischen Gattung, auftauchen: Chamisso (1829-1836), Rückert (1837f.), Freiligrath (1838), Dingelstedt (1841) u. a.

Die *Minerva* ist weniger ihres Inhalts wegen beachtenswert als durch die Idee, zu den Kupfern ausschließlich Darstellungen aus den Werken Schillers (Jahrgang 1809-1820: Gedichte und Dramen) und Goethes (Jahrgang 1821-1833: Werther, Gedichte, Götz, Egmont, Geschwister, Faust und Tasso) zu wählen, welche Böttiger, der Dresdner Ästhetiker, mit einem Kommentar begleitet[155]. Die klassizistische Richtung dieses Taschenbuchs, das bis Mitte der Dreißigerjahre läuft, wird noch unterstrichen durch die Erstveröffentlichung von zwanzig Epigrammen Klopstocks (Jahrgang 1816, Seite 335-354) und Stücken aus dem Nachlaß von Johann Heinrich Voß (Jahrgang 1818) sowie einen Bericht Matthissons über eine Begegnung mit Goethe, den er seit dem Sommer 1799 nur wenig verändert findet (»Gegenwart und Vergangenheit«, Jahrgang 1825, Seite 499f.), und ähnliches mehr.

Von den großen Taschenbuchserien, deren Anfänge zwischen 1790 und 1810 liegen, steht die Brockhaus'sche *Urania* »an der Spitze, weil sie ... das Beste und Wertvollste dieser ganzen Un-

[151] Vgl. H. A. Krüger, a. a. O. S. 43.

[152] In den vorhergehenden Strophen wird die Liebe als Blitzstrahl, Verein verschiedener Hälften, als Krankheit und Spielwerk bereimt; so sind auch hier in der Häufung von Vergleichen Anklänge an die Barocklyrik spürbar.

[153] In der von Wendt, dann von Philippi, einem »übel-berufenen Vielschreiber« (R. Prutz, a. a. O. S. 142), redigierten Reihe finden wir außer zahlreichen Beiträgern der Kindschen Ausgabe auch die Namen von E.T.A. Hoffmann, Arnim, Hoffmann v. Fallersleben, Immermann, Rückert, Tieck.

[154] Vgl. R. Prutz, a. a. O. S. 143.

[155] Vgl. Allgem. dt. Real-Enzyklopädie ... a. a. O. Bd. 11, S. 50.

terhaltungsliteratur gebracht hat«[156]. Neu ist der Gedanke, durch öffentliche Preisaufgaben, zu denen alle Dichter Deutschlands eingeladen werden, das Interesse für die junge zeitgenössische Dichtung zu wecken, um diese zu höheren Leistungen anzuspornen. In der Tat wird auch das preisgekrönte Stanzenwerk »Die bezauberte Rose« (Jahrgang 1818) von Ernst Schulze, der kurz nach Erhalt der Erfolgsnachricht 28jährig stirbt, Muster epischer Versdichtung und Jahrzehnte lang Lieblingslektüre vor allem der Mädchen- und Frauenwelt. Gerade diese will man ja zunächst gewinnen, wie der Untertitel der Jahrgänge 1812 bis 1818 dartut, der die »Urania« als »Taschenbuch für Damen« bezeichnet. Die Ausschreibungen, für welche der Verlag Mühe, Kosten und Anfeindungen nicht gescheut hatte, werden 1832 wegen Unbrauchbarkeit sämtlicher Einsendungen (über 150) endgültig eingestellt. Gleichzeitig hören auch die Beiträge in gebundener Rede auf, damit das Interesse des Publikums für Novellistik voll befriedigt werden kann.

Beim Durchblättern der einzelnen Bändchen zeigt sich das für 1823 im Lyrischen besonders ergiebig. Wir finden darin u. a. Wilhelm Müllers Zyklus »Die Winterreise« (Seite 206-222) mit dem »Lindenbaum« als fünftem Stück, die Schubert zu seiner Gestaltung inspirierte; später das keck beschwingte »Morgenlied« (»Wer schlägt so rasch an die Fenster mir«, Jahrgang 1826, Seite 204f.), das seither unverlierbar dem Schatz deutscher Frühlingsgedichte angehört. Rückerts »Liebesfrühling« (Jahrgang 1823, Seite 297-328) wird zu einem Lieblingswerk des Biedermeier und ist durch Schumanns Vertonung des Liedes »Du meine Seele, du mein Herz« unvergänglich geworden. Auch zwölf Sonette Platens sind hier veröffentlicht (Seite 547f.), von denen vor allem das zweite mit seinem Wort an den Liebenden (Seite 550) – »Wenn du vergessen kannst und kannst entsagen, / So bist du mir der Glückliche hienieden...« – zugleich persönliche Aussage wie Ausdruck des resignierenden Lebensgefühls der Zeit ist. Im »Prolog an Göthe zu einer Uebersetzung Hafisischer Gedichte« (Jahrgang 1824, Seite 343-349) neigt sich Platen ehrfurchtsvoll vor der dichterischen und menschlichen Größe des von vielen Seiten Befehdeten, der doch »der Lehre größeste gegeben: / Im eignen Kreise müsse jeder walten; / Und überall umschwebt uns der Gedanke: / Wer Freiheit sucht, der suche seine Schranke!« (Seite 348.) Die dramatischen Beiträge spiegeln die jeweilig herrschenden Literaturströmungen wieder: so etwa die romantische Schicksalstragödie »Der 24. Februar« (Jahrgang 1815, Seite 307-384), welche schon 1810 in Weimar zur Erstaufführung gelangte und Z. Werner berühmt gemacht hat; »Der Paria« (Jahrgang 1826, Seite 141f.), ein mit jungdeutscher Problematik beschwertes Trauerspiel, in dem Michael Beer das indische Kastenwesen bekämpfend, zugleich für die Emanzipation seines eigenen Volkes eintritt; Schwabs Bearbeitung der Staatsaktion »Carl Stuart« von Gryphius (Jahrgang 1829, Seite 293f.), welche auf groteske Weise die allerdings unblutigen Ereignisse der französischen Julirevolution vorweg zu nehmen scheint. Außer einzelnen belehrenden Abhandlungen – z. B. Böttiger über italienische Sittengeschichte (Jahrgang 1823, Seite 1-42), ein Abschnitt aus Raumers Geschichte der Hohenstaufen (ebd. Seite 329f.) – und Briefveröffentlichungen (Goethes Briefe an Auguste Stolberg, Jahrgang 1839, Seite 67-146) ist der Prosateil ausschließlich der Novellistik vorbehalten. Im Programm zum Preisausschreiben für 1822 hatte die Redaktion »auf die großen Muster als Maßstab« hingewiesen, »welche wir (eine Kenntnis des Boccaccio und Cervantes nicht allgemein voraussetzend) unter uns von Goethe, Tieck, Kind und einigen anderen aufgestellt sehen« (Jahrgang 1821, Seite XLVIII). Die Tromlitz, Malsburg, Maltitz, Spindler etc. bereiten indes trivialromantische Lesekost nach bewährtem Kindschen Rezept. Das literarische Niveau der »Urania« wird jedoch nicht von jenen, sondern weitgehend von Tieck bestimmt. Ein großer Teil der Novellen seiner Spätzeit erscheint hier zuerst: »Dichterleben« (Jahrgang 1826, Seite 1f.), um Green, Marlow und Shakespeare kreisend; »Eine Sommerreise« (Jahrgang 1834, Seite 73f.), die unter anderem auch zu einem Besuch nach Jagsthausen und Weimar führt; die Märchenerzählung »Das alte Buch und die Reise in's Blaue hinein« (Jahrgang 1835, Seite 1f.); »Waldeinsamkeit« (Jahrgang 1841, Seite 300f.) – so benannt nach einer Wortprägung aus dem »Blonden Eckbert« – in der ein Jüngling von seinen allzu romantisch-lebensfernen Anschauungen kuriert wird; die Jahrgänge 1830-1839 enthalten regelmäßig einen Beitrag Tiecks. Sein Einfluß macht sich auch in den Arbeiten des Nachwuchses geltend. Seine Werke werden gern zitiert, vor allem der »Phantasus«, und die poetischsten Stellen daraus in einen neuen Handlungszusammenhang gebracht, wie z. B. in der Novelle »Florentin« von Friedrich Mosengeil (Jahrgang 1823, Seite 134ff.). Tieck gilt als Autorität auf dem Gebiete der Naturschilderung (vgl. Willibald Alexis' »Collaborator Liborius«, Jahrgang 1827, Seite 379), und sogar auf seine jüngste Produktion wird Bezug genommen (ebd. Seite 339). Bei der Anprangerung von Auswüchsen falsch verstandenen romantischen Ideengutes unterstützt ihn A. von Sternberg, der mit seiner »Pulcherie« (Jahrgang 1840, Seite 1-64) zugleich auch jungdeutsche Parolen ironisiert. Zwei begüterte Jugendfreunde, Emil und Robert, verlieben sich in ein Landkind, das der eine »à la Rousseau«, der andere »à la George Sand« (Seite 14) erziehen läßt. Nach drei Jahren steht es der jungen Schönen frei zu wählen, wem von beiden sie angehören will. Da jedoch das naturfrische Mädchen weder Neigung fühlt, nach Emils Ideal das »sentimentale, dienstbare Weib des achtzehnten Jahrhunderts« zu werden, noch das »heroische, emanzipierte des neunzehnten« (Seite 15) im Sinne Roberts, gewinnt ein junger Forstmann Käthchens Herz. Damit scheitern alle theoretisierenden Erziehungsversuche. Denn »sie hatte von den beiden so verschiedenen Systemen sich nur so viel angeeignet, als nöthig war, die Liebe ihres Mannes zu fesseln und auf die Dauer zu erhalten«. (Seite 63.) Auch Alexis geht den Zeitkrankheiten zu Leibe. Im »Collaborator Liborius« persifliert er das Doppelgängerproblem; seine Novelle »Der Prätendent« (Jahrgang 1841, Seite 1-134) zeigt die Verwirrungen auf, welche durch die sensationslüsternen Menschen entstehen, die in jedem geheimnisvollen Fremden einen vertriebenen Kronprätendenten zu erkennen glauben. Nach 1840 meldet sich dann schon die jüngste Erzählergeneration zu Wort mit Auerbach (1846f.), Gerstäcker und anderen. Zwei Novellenbeiträge (Jahrgänge 1840, 1843) stammen nicht aus der Feder des Eisfelder Dichters, wie man zunächst annahm,

[156] R. Prutz, a.a.O. S. 144.

sondern haben den Freiherrn Emil von Puttkammer zum Verfasser, der unter dem Pseudonym Otto Ludwig schriftstellerte.

Das *Rheinische Taschenbuch*, das gleich der »Urania« 1810 erstmalig herauskommt, ist kein provinziell begrenztes Unternehmen, obwohl die ersten drei Jahrgänge auch den Titel »Großherzoglich Hessischer Hofkalender« tragen. Die ständigen Mitarbeiter sind die landläufigen zeitgenössischen Publikumslieblinge. Außerdem finden wir bis 1821 noch Namen wie Schiller, Schleiermacher, ab 1822 E. T. A. Hoffmann, Dingelstedt, Leopold Schefer, ab 1845 Arndt, Clemens Brentano, Hoffmann von Fallersleben, Rückert, Tieck, Bechstein, Hermann Kurz. In den letzten Jahrgängen (1857-1858) erscheinen bereits Ernst Willkomm und Paul Heyse als Beiträger. Es versteht sich, daß auch westdeutsche Beiträger zahlreich beteiligt sind, darunter Simrock, Smets, Levin Schücking und seine Gattin, Louise von Gall, Gottfried und Johanna Kinkel, die Droste (Jahrgang 1846), Freiligrath, der seit Ende der Dreißigerjahre am Rhein lebende Auerbach u. a. mehr. Ein romantischer Grundzug bleibt dem Taschenbuch gewahrt. Noch das Bändchen für 1847 trägt als Deckelvignette eine Rheinlandschaft, und der Titelstahlstich zeigt eine Ruine am Rhein. G. Kinkel spinnt ein Märchen (»Der Traum im Spessart«, Jahrgang 1845, Seite 109-164) von Wald- und Wassergeistern mit lyrischen Einlagen voll romantischer Schwärmerei. Die Natur wird zum Fluchtziel und Wunschreich eines am Leben Gescheiterten: »Nur wer draußen Nichts mehr besitzt, kein Herz, kein Haus, kein geliebtes Grab mehr, den nimmt die Natur an ihre Brust, den läßt sie auch nie mehr fort aus ihrer Stille.« (Seite 158.) In der Seenovelle von Heinrich Smidt (Jahrgang 1845, Seite 205-336) spielt die Traumwelt eine bedeutsame Rolle. Dagegen gibt H. Zschokke seiner Erzählung lediglich den ominösen Titel »Die Vorbedeutungen« (Jahrgang 1847, Seite 1-56), um nach der Manier des Biedermeier in Anführungszeichen ein »Bild aus dem häuslichen Leben« zu malen. Dunkle Vorbedeutungen scheinen schon vor der Hochzeit eine unglückliche Ehe anzuzeigen. Doch der junge Künstler lebt glücklich mit der schönen Waise; es findet sich auch der vor der Hochzeit verlorene Verlobungsring des Bräutigams nach Jahren wieder. Gespräche über Kochkunst und Jungmädchenerziehung zur Heranbildung hausfraulicher Tugenden sind breit in die magere Handlung eingeflochten. Die Verschiedenheit der Konfession der Ehegatten bildet hier keinen Konfliktstoff mehr. Die rheinische Dorfgeschichte »Aus der Schmiede« von W. O. Horn (ebd. Seite 291f.) zeigt bereits den Einfluß der »Schwarzwälder Dorfgeschichten« Auerbachs. Durch Beziehungen, die der Herausgeber Dräxler-Manfred während seiner Wiener Studienzeit zu Stifter geknüpft hatte, gewinnt das Taschenbuch den »Beschriebenen Tännling« (Jahrgang 1846, Seite 353-405) als Erstdruck. Er bleibt allerdings des Dichters einziger Beitrag, da ihn Sauerländer mit der Honorarzahlung warten läßt. Von allen bedeutenden Zeitschriftenredaktionen als gesuchter Autor umworben, kann es sich Stifter leisten, für seine eingesandten oder zugesagten Arbeiten das Honorar selbst festzusetzen, das er nach den von Heckenast gezahlten Sätzen berechnet[157].

[157] Vgl. O. Jungmair, a. a. O. S. 75.

Das »Rheinische Taschenbuch« ist eines der wenigen, das trotz seiner weit über die Biedermeierzeit hinausreichenden Erscheinungsdauer den lyrischen Teil beibehält. Frühling und Herbst, die Abendstimmung, spielende Nixen sind immer wieder gewählte Motive. Der reiche Sagenschatz und die historische Überlieferung der Rheinlandschaft wird zu Balladen, Romanzen, Anekdotischem verarbeitet. Aber auch die von der Zeitgeschichte gelieferten Stoffe läßt man nicht mehr unbeachtet. So beruht Freiligraths Ballade »Vom Harze« (Jahrgang 184;, Seite 186-190) auf einer wahren Begebenheit: Ein Hirsch, der ihre Saaten verwüstet, wird vom Bauern und seinem Sohn erlegt. Der Förster überrascht die beiden. Sie versuchen zu fliehen. Den Alten trifft die Kugel, und der Sohn muß den Jagdfrevel mit Gefängnis büßen. Aber der Förster hat keine Gewissensbisse; er glaubt, nur seine Pflicht getan zu haben. »Vergessen wird der Bauer, / Gegessen wird der Hirsch« (Seite 189) ist das bittere Fazit. In der Abteilung »Rheinischer Dichter-Salon« stoßen wir unter anderem auf Gottfried Keller, der in acht Strophen die Schönheit des Rheins schildert (»Am Rhein«, Jahrgang 1847, Seite 222f.), sich vor allem des Ortes freuend, »wo, ungestört und ungekannt, / Ich Schweizer darf und Deutscher sein!« Ein ungewöhnlicher Gedankengang angesichts des poesievollen Stromtales; überhaupt: weder romatischer Überschwang, noch Flucht in das Zwischenreich der Phantasie, vielmehr im Ausklang des Gedichts nochmals verstärkt der Einbruch prosaischer Wirklichkeit: »Da raschelt's drüben, und der Scherg, / Zweifarbig, reckt das Ohr herein. / Ich fliehe rasch hinan den Berg – Ade, du stiller Ort am Rhein«. Gleichsam vorahnend, daß der schon allerwege spürbare Geist der neuen Zeit auch neue Ideale und Interessen bringen werde, beschließt Theodor Creizenach seine »Rheinischen Literaturbriefe« (Jahrgang 1845, Seite 237-416) mit der Mahnung: »Die deutschen Städte mögen über dem Räderwerke der Industrie, dem sie ihre Zukunft einzig zu verdanken glauben, den Dienst des Schönen nicht vergessen, den poetischen Keim nicht mißachten, der von den edelsten Kräften gehegt wurde in einer Zeit, wo kein anderer Same in Deutschland zu pflegen war. Alles, was in unseren Landen emporblühen mag, jede Stufe, die wir erreichen werden, hat die Poesie vorgefühlt und vorbereitet, während Ihr noch gar nicht ahntet, daß irgend Etwas sich entwickeln werde« (Seite 415).

Einen Übergang zu den vorwiegend der Musikwelt gewidmeten Taschenbüchern – sie müssen außerhalb unserer Untersuchung bleiben – bildet die *Orphea*. Im Vorwort zum ersten Jahrgang erklärt der Verleger Zweck und Ziel des Unternehmens: »Mit der Herausgabe dieses neuen Taschenbuchs verbinde ich zunächst die Ausführung einer Kupfergallerie zu den beliebtesten Opern der Deutschen und des Auslandes und habe für jede derselben eine Schaustellung von acht Szenen bestimmt, zu denen die darin enthaltenen Beiträge jedoch in keiner Beziehung stehen... Gestützt auf die Theilnahme unserer beliebtesten Schriftsteller, darf ich hoffen, diesem Taschenbuch einen guten Fortgang zu sichern« (Jahrgang 1824). So werden in den acht Jahrgängen unter Beifügung der betreffenden Textstelle oder mit kurzer Inhaltsangabe Szenen aus Freischütz, Don Juan, Zauberflöte, Figaros Hochzeit, Preciosa, Oberon, Barbier von Sevilla und Vampyr illustriert. Carl Maria von Weber und Mo-

zart erfreuen sich sichtlich zu gleichen Teilen der zeitgenössischen Gunst. Im übrigen sind die einzelnen Bändchen vorwiegend Tummelplatz jener belletristischen Tagesschriftsteller, »die mit rüstig breitem Pinsel für das rohe Ergötzen des großen Publikums arbeiteten«[158]. Ernst Raupach, der nüchterne Pedant, entwickelt in Gedicht, Schauspiel und Novelle sein ganzes Schauerrepertoire, um die Leser durch Schrecken und Rührung sittlich zu bilden. Als Nachfahre der Aufklärung strebt er nach pädagogischem Einfluß. So leitet er seine Erzählung »Der Proselyt« (Jahrgang 1826, Seite 173-249) mit folgender Betrachtung ein: »Natur, Glück, und Erziehung sind die drei wahrhaftigen Moeren, die durch ihre Gaben das Schicksal des Menschen bestimmen. Die letzte dieser Schicksalsgöttinnen ist unstreitig die mächtigste: ihre Begünstigung kann für die Ungunst der beiden ersteren wenigstens bis zu einem gewissen Grade entschädigen; da hingegen die ersteren dem Empfänger desto gefährlicher zu werden pflegen, je reicher sie sind, wenn ihm die Erziehung nicht gegeben hat, was sie allein geben kann, die sittliche Richtung des Willens, diese unerläßliche Bedingung alles Glückes...« (Seite 173). Ein Lustspiel der Chézy ist nicht in dem vorherrschenden, teils süßlich-sinnlichen, teils moralisierenden Ton abgefaßt, sondern verhältnismäßig flott und witzig geschrieben. »Der neue Narziß« (Jahrgang 1824, Seite 334-362) spielt auf dem Dorfe. Die handelnden Personen sind der Pächter, Rose, seine Tochter, deren Muhme Lieschen, Weltlichtlein, der Schulmeister und Hans. Der eitle, ältliche Schullehrer bläht sich in dem Wahn, daß alle Mädchen des Ortes in ihn verliebt seien, auch Lieschen und Rose. Er will um die Pächterstochter freien. Diese aber liebt heimlich Hans und Lieschen den Pächter, ohne zu ahnen, daß die Zuneigung gegenseitig ist. Beide Liebespaare trauen sich nicht, sich zu erklären, weil sie eine Abweisung fürchten. Da naht der St. Annentag, an dem, wie die Sage geht, ein Mädchen seinen Zukünftigen, Glockenschlag zwölf, in der Annenquelle erblicken kann. Lieschen beredet Rose, die Probe zu wagen, und erzählt auch den Männern davon. So schleichen um Mitternacht die drei Liebhaber den Mädchen zur Quelle nach. Ungeduldig zu sehen, wen wohl Rose und Lieschen im Wasserspiegel erblicken, beugt sich der jeweils besonders Interessierte aus seinem Versteck, so daß dem betreffenden Mädchen das ersehnte Spiegelbild erscheint. Der abergläubische Schulmeister dagegen, der furchtsam im Hintergrund geblieben, seine Rivalen nicht bemerkt, bezieht die Entzückungsrufe der beglückten Mädchen auf sich; es kommt zu einem Zwischenfall. Doch schließlich finden sich die Paare. Weltlichtlein stellt im Schlußmonolog fest, daß er leer ausgegangen ist.

Noch eine Stufe tiefer als die »Orphea« steht in der literarischen Rangordnung das »historisch-romantische Taschenbuch« *Vielliebchen*, welches das Schicksalsjahr 1848 noch um rund eineinhalb Jahrzehnte überdauert. Das Unternehmen ist eine Angelegenheit der drei einander ablösenden Herausgeber Witzleben, Berneck und Mügge, die in dieser Form ihre laufende poetische Produktion dem Leser präsentieren. Abgesehen von den gereimten Erläuterungen zu den Stahlstichen, einem gelegentlich eingestreuten Lied oder Trauerspiel handelt es sich ausschließlich um Prosa. Diese Häufung von Erzählungen und Novellen, in denen deutsche und ausländische Geschichte popularisierend ausgeschlachtet wird, befriedigt das anhaltend starke historische Interesse weiter Leserkreise, auch über die deutschen Grenzen hinaus; das bekunden die Übersetzungen zahlreicher Beiträge ins Holländische, Schwedische, Russische usw.

Während der Redaktion des aus Österreich emigrierten Publizisten, Erzählers und Lyrikers Herloßsohn, dem wir schon in mehreren Taschenbüchern begegnet sind, zählt das *Vergißmeinnicht* neben Geibel (Jahrgang 1848), Heine (Jahrgang 1850) u. a. auch namhafte österreichische Autoren zu seinen Mitarbeitern. So sind vertreten: Anastasius Grün, Karl Beck, der politische Lyriker aus Ungarn, Friedrich Halm, Betty Paoli, die Gesellschafterin der im »Nachsommer« abgebildeten Fürstin Schwarzenberg, J. G. Seidl u. a. Stifter stellt auf die Bitte des Herausgebers seine noch unvollendete Novelle »Die Pechbrenner« in Aussicht und schreibt: »Der Stoff ist eine wirkliche Begebenheit aus der Zeit der letzten Pest im südlichen Böhmen, mein Großvater hat die Sache wiederholt in meiner Kindheit erzählt, und ich lasse sie in der Bearbeitung wieder von dem Großvater erzählen, gerade mit den Ausdrücken und Wendungen, die er immer gebrauchte... Um jeden ferneren Weitläufigkeiten vorzubauen, setze ich auch gleich meine Bedingnisse her.« Es folgt die Angabe des genau nach Bogen und Buchstaben pro Seite berechneten Honorars, wie es der Verleger der »Iris« dem Dichter zu zahlen pflegte. »Hiebei ersuche ich die Buchhandlung«, so heißt es weiter, »um Übermachung des Geldes gleich nach Empfang des Manuskriptes. Ich habe mir das zum Gesetze gemacht, um jeder Mißlichkeit auszuweichen... Am liebsten würde ich die Erzählung bis Mitte Mai liefern... Frühling ist mir die liebste Jahreszeit und erleichtert mir die Arbeit ungemein«[159]. Diese später mit dem Titel »Granit« die »Bunten Steine« einleitende Erzählung erscheint im Jahrgang 1849 (Seite 325-384). Eine auch an Eichendorff ergangene Aufforderung, sich zu beteiligen, beantwortet der Dichter am 1. April 1848 aus Berlin: »Sie haben gantz Recht, in diesem Sturm den Banner der Poesie muthig aufrecht zu erhalten. Und so gern möchte ich daher Ihrer gütigen Einladung zu einem Beitrag für Ihr Taschenbuch Folge leisten. Allein ich habe nicht ein Blättchen vorräthig, und der Lärm hier ist jetzt in der That so arg und betäubend, daß ich in diesem Augenblick durchaus zu keinem irgend vernünftigen Liede zu gelangen vermag[160]. Vier Jahre überdauert das Taschenbuch den »Sturm«, dann stellt es sein Erscheinen ein.

Im selben Verlag wie die »Politischen Bilder« und zugleich mit ihnen veröffentlicht Ruge die *Poetischen Bilder aus der Zeit*, deren Inhalt durch den Namen ihres Herausgebers charakterisiert ist.

Nicht wenige der belletristischen Taschenbücher, insbesondere viele lokal gebundene, sind nur von ephemerer Bedeutung. Neben den führenden Unternehmen von jahrzehntelanger Dauer und nicht selten über 100 Mitarbeitern, wie wir sie in diesem Abschnitt besprochen haben, sind es oft nur schmale Bändchen, welche die poetischen Produkte eines Dichterlings

[158] R. Prutz, a.a.O. S. 145.

[159] Nach O. Jungmair, a.a.O. S. 75.

[160] Aus Aurora. Eichendorff-Almanach. (Jahresgabe d. Eichendorff-Stiftung e. V. Eichendorffbund. 13. Neumarkt/OPf. 1953. S. 36.)

enthalten, der sich gern gedruckt sehen möchte oder seinen eigenen Ergüssen noch fremde hinzufügt, um leichter Abnehmer zu finden. Teils handelt es sich auch nur um Nachdrucke erfolgreicher Autoren, mit deren Erzeugnissen der Herausgeber bei der allgemeinen Beliebtheit des Lesestoffes in Taschenbuchform ein gutes Geschäft zu machen hofft. Aus dem gleichen Grunde finden wir auch öfters Titelauflagen älterer Jahrgänge. Der ganze Jahreslauf wird von den zierlichen Büchlein umrahmt, die als Frühlingsalmanach, Sommertaschenbücher, Herbstgaben, Christ- und Neujahrsgeschenke auftauchen, um bei allen Gelegenheiten dabei zu sein. So kann nicht wundernehmen, daß von der Masse des Durchschnittlichen das dichterisch Wertvolle schier erdrückt wird.

c. *Taschenbücher, die nur epische und didaktische Prosa enthalten*

Die Zeit der klassischen Almanacherscheinungen ist vorbei, die Jahr für Jahr ihr Füllhorn kostbarer Erstdrucke ausstreuten. Allzu viel Gereimtes ermüdet jetzt das Lesepublikum, das nicht mehr nur erhoben, sondern auch spannend unterhalten sein will. Vor allem seit dem dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts kommt diesem Bedürfnis die nicht geringe Zahl von Taschenbüchern entgegen, welche keine Beiträge in gebundener Rede, sondern nur noch Prosa enthalten. Wie sehr sich seit dem frühen Biedermeier die Vorliebe für Prosaepik steigert, verdeutlichen die Erscheinungsjahre der folgenden Taschenbücher und Almanache: *Kleeblätter* (1816f.), *Wintergrün* (1821ff.), *Frühlingsgaben* (1824) mit Erzählungen von Elise Freifrau von Hohenhausen, einer Autorität des literarischen Biedermeier, Schenkendorf u. a.; ferner zwei Unternehmen, deren Herausgeberinnen zugleich auch die alleinigen Verfasser der darin enthaltenen Erzählungen sind: *Psyche* (1825) und *Feldblumen* (1826). Dieses über 300 Seiten starke Büchlein wird allein von zwei Erzählungen ausgefüllt, deren Titel ein näheres Eingehen auf den Inhalt überflüssig machen. Sie lauten »Siegfried von Dahnefeld und Maria von Alffleben oder Liebe, Kampf und Pflicht« und »Das Ebenbild«. Unter dem Decknamen der Autorin J. Satori verbirgt sich Johanna Neumann, geb. Hilpe, die nach dem Tode ihres Mannes sowohl eine höhere Töchterschule mit Pensionat einrichtet als auch durch Schriftstellerei als Verfasserin vorwiegend historischer Erzählungen und Romane das Auskommen ihrer Familie sichert. Etwas mehr Aufmerksamkeit gebührt dem *Novellenkranz deutscher Dichterinnen* (1828), an dem die nachromantische Generation der Chézy, Hohenhausen etc. beteiligt ist. Der *Freundestrost* (1830) ist ohne Belang, da er nur zwei schon in anderen Taschenbüchern veröffentlichte Novellen bietet, die der Herausgeber durch eine Rahmenerzählung künstlich verbindet. Die literarische Situation der Dreißigerjahre wird von einer zeitgenössischen Stimme folgendermaßen charakterisiert: »Alles nahm eine Taschenbuchnatur an, und die Form der Novelle wurde übermächtig«[161].

Auch Tiecks *Novellenkranz* (1831f.) wird vom Dichter allein bestritten. Die hier veröffentlichten Arbeiten überragen die Beiträge der eben aufgezählten Unternehmen bei weitem. Der erste Jahrgang enthält den zweiten Teil der Künstlernovelle »Dichterleben« (Jahrgang 1831), die Tieck in der »Urania« (Jahrgang 1826) beginnen ließ. In reifer Gestaltung stellt er hier den Genius seines Schaffens, Shakespeare, in den Mittelpunkt. »Der Tod des Dichters« (Jahrgang 1834) bildet das Gegenstück. Es zeigt Camões und das sterbende Portugal seiner Zeit. »Der Hexensabbath« (Jahrgang 1832), die Schilderung eines burgundischen Hexengerichts im 15. Jahrhundert, gehört zu den durch Scott angeregten Geschichtsnovellen, während im »Jahrmarkt« (ebd.) die Art der spanischen Spitzbubengeschichten wieder aufgenommen ist. Die spukhaften Wahnideen, welche durch die Massenerzeugung trivialromantischer Prosa genährt und verbreitet werden, brandmarkt Tieck im »Wundersüchtigen« (Jahrgang 1831) als sittliche Zeitkrankheit. Er wählt die Form der Märchennovelle, um mit seiner »Vogelscheuche« (Jahrgang 1835) einen entscheidenden Schlag gegen die Hohlheit und vielwisserische Überheblichkeit der Dresdner Vespertinapoeten und »Afterromantiker« zu führen. So erfüllen die beiden letztgenannten Beiträge zusammen mit gleichgerichteten, die Tieck in den verschiedenen Taschenbüchern des Biedermeier erscheinen läßt, die wichtige Funktion der Zeitkritik. Das rein Dichterische tritt dabei freilich in den Hintergrund.

Ab 1833 bringt auch die »Urania« nur noch Prosabeiträge. In dem Jahrzehnt zwischen 1835 und 1844 erscheinen gleich drei *Novellenalmanache*. Der erste, der in Leipzig (1835f.) herauskommt und volkstümlich redigiert wird von Adolf Glaßbrenner, dem Berliner Journalisten und Mundartschriftsteller, enthält nicht nur Erstdrucke. Der zweite erscheint in Hannover und wird von dem Herausgeber Karl Goedeke und einigen, heute längst in Vergessenheit geratenen Beiträgern beschickt. Der *Österreichische Novellenalmanach* (1843f.) gewinnt vor allem durch Stifters Mitarbeit Bedeutung. »Abdias« (Jahrgang 1843) nennt A. Foglár in der kaiserlichen »Wiener-Zeitung« (18. Oktober 1842) »die schönste Spende«, und der Kritiker Märzrot in Bäuerles »Allgemeiner Theaterzeitung« (28. Oktober 1842) das »Lichtzentrum des Almanachs«[162]. J. G. Seidl schreibt 1844 in der »Wiener Zeitung« (24. Dezember): »Allgemein wurde die Aufmerksamkeit auf den neuen Novellisten, als das herrlich ausgestattete Taschenbuch ›Iris‹ in drei Jahrgängen die umfangreichen Stifterschen Novellen ›Feldblumen‹, ›Hochwald‹ und ›Narrenburg‹ brachte, in welchem die berühmten Vorzüge der Stifterschen Muse auf überwältigende Weise ans Licht traten. Noch fehlte aber der Posaunenstoß der Journalistik... Endlich erdröhnte auch dieser; unser bescheidener Adalbert Stifter ward des hohen Glücks teilhaftig, von dem Korrespondenten eines vielgelesenen auswärtigen Blattes (›Augsburger Allgemeine Zeitung‹) in den Mund genommen zu werden, und siehe da: seine Novelle ›Abdias‹... wurde, nach so viel Trefflichem aus seiner Feder, das bisher nur Gegenstand stillen Genusses geblieben war, nun auf einmal das laute Schibboleth für die Almanach-Gourmands der Saison. Seither sind Stifters Novellen Modeartikel geworden, um welche sich die Redaktionen gegenseitig beneiden, und es ist der lieben Mode in der Tat Glück zu wünschen, daß sie endlich wieder

[161] H. Marggraff, Deutschlands jüngste Literatur- und Kulturepoche. Leipzig 1839. S. 182.

[162] Nach O. Jungmair, a.a.O. S. 74.

einmal zu einem Artikel kam, welcher im Grunde keiner Mode unterliegt, weil er unmittelbar der Kunst selbst angehört, welche über alle Moden erhaben ist«[162].

Das in Bunzlau erscheinende Taschenbuch *Helena* (1837f.) macht keinen provinziellen Eindruck. Jeder Jahrgang enthält mehrere Erzählungen und Novellen, die nicht besonders auf Schlesien Bezug nehmen. Bemerkenswert sind die Beiträge Tiecks und Schefers. »Die Klausenburg« (Jahrgang 1837, Seite 1-124) hält Nadler[163] für die beste Spielart der Gruppe Tieckscher Erzählungen, welche auf die viel verbreiteten romantischen Spukgeschichten und Schicksalsstücke abzielt. Sie richtet sich in gleicher Weise gegen Arnims »Majoratsherren« wie Hoffmanns »Majorat«. Die Form der Rahmenerzählung bietet den Vorteil, den spannenden Verlauf der Handlung dieser Gespenstergeschichte zu unterbrechen, so oft es beliebt, um Diskussionen über die Glaubwürdigkeit des vorher Berichteten einzuschalten. Die Novelle »Liebeswerben« (Jahrgang 1839, Seite 1f.) weist auf eine andere neuralgische Stelle des zeitgenössischen Lebens hin. Das Werben um eine unbekannte Schöne, die dem reichen, schon etwas abgestandenen und sehr leichtgläubigen Herrn Wallroß viele Unannehmlichkeiten bereitet, nimmt Tieck zum poetischen Vorwand, in ausführlichen Gesprächen dem Leser mannigfache Auswüchse und Überspanntheiten der Zeit vor Augen zu führen: »Das Überhandnehmen der Journalistik, die heute über dies und morgen über jenes schreibe, ohne tieferes Eingehen, da dazu keine Zeit, Kenntnis und Lust« sei (Seite 16), errege vor allem Ärger. Auch sei jetzt »die Rede nicht mehr von deutscher Literatur, ja nicht einmal von einer europäischen«. »Welt-Literatur« heiße das neue Schlagwort. Es sei »einem gefühlvollen Manne, der mit seiner Zeit lebt, fast so zu Muthe, als wenn der Erdglobus selber zu enge würde. Wer weiß, was die nahe Zukunft noch hervorbringe« (Seite 40), verkündet der mit jungdeutschen Parolen gefütterte Wallroß. In ihrem Fortschrittsglauben sähen die Literaten die Erde nur als »eine Dampfmaschine, die wohl bald platzen kann, um dann das Paradies zu erschaffen; daß die Regierung, Gesetze, Ehe und Verfassung zerstört werden müssen« (Seite 52), sei eine notwendige Folgerung, die in letzter Konsequenz zu Atheismus und Lebensverneinung führe. Auch die jungdeutsche Frauenemanzipation, die in den Köpfen der »gebildeten« Töchter Unheil stiftet, glossiert Tieck; desgleichen die Sucht der Zeit, wider alle Vernunft, mit Hilfe von Heilschlaf, animalischem Magnetismus und Hellseherei, den Zugang zu einer höheren Welt gewinnen zu wollen.

Schefers Arbeiten sind anderer Art. Ehe er sich in die Beschaulichkeit seiner herrschaftlich muskauer Güterverwalterstelle zurückzieht, hat er in Wien neugriechische, in Neapel arabische Sprachstudien getrieben, vier Jahre lang in Rom, Griechenland und Kleinasien gelebt und die Geheimnisse des Morgenlandes wie dessen reiche Erzählfreude tief in sich eingesogen. Ein Abglanz dieser Eindrücke fällt auch auf sein Taschenbuch »Helena«. Es ist nach jener antiken Frauengestalt benannt, die, dem Rat des Vaters folgend, ihre übergroße Schönheit, als diese zu schwinden beginnt, durch »innere Schöne« ersetzt, »... die in uns schläft, wie in der Flöte: Töne!« (Jahrgang 1837, Erklärung zum Titelkupfer). Selbst erzählend und sich erzählen lassend, wirkt Helena weiter, von neuem alle bezaubernd; denn »Merkzeichen will der Mensch, und Traum zur Stärke!« In solch symbolhaftem Sinne leiht sie ihren Namen diesem Büchlein:

> Daß Ihr des Lebens Geist darinnen schaut,
> Und an der innern Schönheit aller Welt
> Das Aug' Euch einen Augenblick erhellt,
> Und jedes Loos vergeßt auf liebe Stunden,
> Die ihr Euch sanft im stillen Reich empfunden.

Für Schefer ist die epische Dichtung ein magisches Mittel, das den Zugang zu einem »stillen Reich« erschließt, welches dem Ich Zuflucht bietet vor der Wirklichkeit. Der erste Jahrgang enthält von ihm noch die Novelle »Das große deutsche Musikfest« (ebd. Seite 317-479), eine Satire auf die oft allzu überschwengliche Musikfreudigkeit seiner Zeitgenossen. »Die Blumenkönigin«, als erzählender Text zu sechs englischen Stahlstichen gedacht, leitet den zweiten Jahrgang ein. Sie illustriert das Motto: »Denn des Vaters Segen baut den Kindern Häuser«. Außerdem ist hier sein Zyklus »Künstlerneid« (ebd. Seite 255-400) veröffentlicht. Er besteht aus vier Novellen, deren Held jeweils ein berühmter Künstler ist und durch den Neid der Mitmenschen um sein Lebensglück gebracht wird. Die historische Novelle »Der arme Dschem« (Jahrgang 1839) webt aus Geschichte und Phantasie ein orientalisches Gespinst von großer Farbigkeit.

Lilien, ein von C. von Wachsmann herausgebrachtes »Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen« (1838f.) erweist sich noch über das Jahr 1848 hinaus erfolgreich. Die beiden Breslauer Taschenbücher *Schneeglöckchen* (1839f.) und *Angelina* (1840) erwecken höchstens lokalgeschichtliches Interesse. Auch die wenigen, hier vertretenen schlesischen Mitarbeiter sagen uns heute nichts mehr.

Die *Phantasiegemälde* (1822f.) werden von Georg Döring, später von Eduard Duller und nach ihm von Ludwig Storch redigiert. »Seine historischen Novellen«, heißt es in einer Rezension über Dullers Arbeiten im »Literatur- und Kunstbericht« (Jahrgang 1846, Seite 190), »sind allerdings nicht für die gedankenlose Menge geschrieben, aber auch nicht für den gebildeten Freund der Poesie, sondern wenn es Menschen gäbe, die sich einbildeten, eine geschichtliche Abhandlung sei das Ideal einer historischen Novelle, und diejenige historische Novelle sei folglich die beste, welche am meisten Ähnlichkeit mit einem Abschnitt einer allgemeinen Weltgeschichte habe – wenn es solche Menschen gäbe, so wäre der Dichter für sie gefunden in Eduard Duller.« Die bis 1840 laufende Serie findet ihre geistige Fortsetzung in dem gleichnamigen Leipziger Unternehmen, das seine beiden Jahrgänge (1846f.) mit sogenannten »romantischen Erzählungen« füllt; als Herausgeber zeichnet Carl Herloßsohn, Verfasser historischer Romane, der sich bereits 1833 mit dem »Mephistopheles« eingeführt hatte, einem politisch-satirischen Taschenbuch, das außerhalb unserer Betrachtung liegt. Beide Folgen bieten reine Stoffsammlungen ohne dichterische Qualitäten, wobei das Frankfurter Unter-

[163] J. Nadler, a.a.O. S. 416.

nehmen an Trivialität zuweilen dem Claurenschen »Vergißmeinnicht« nahekommt. Laut Nachwort hatte der Verleger die vier ersten Jahrgänge der »Cornelia« käuflich erworben und bot die bearbeiteten Kupfer mit dazu verfaßten »Phantasiegemälden« dem Publikum von neuem an. Rahmenerzählungen, die aus sich heraus immer neue Erzählreihen gebären, werden bevorzugt.

Noch 1851 eröffnet das Nürnberger Unternehmen *Perlen*, das von 1842 bis 1848 erschienen war, eine neue Folge, die von Ludwig Bechstein herausgegeben wird. So liefert es – wie auch andere – den Beweis, daß von den schöngeistigen Almanachen und Taschenbüchern nur solche den kritischen Wendepunkt des Jahres 1848 überdauern, die ganz oder vorwiegend der novellistischen Prosa gewidmet sind.

Ähnlich den Zeitschriften, die eine immer fühlbarere Konkurrenz für die schöngeistigen Taschenbücher werden, ist der Inhalt in erster Linie für das Bildungsbedürfnis und den Stoffhunger breiter Volksschichten berechnet. Das Lesepublikum findet hier einen Vorrat von Geschichten, welche die Tragik des Lebens, statt sie zu offenbaren – wie etwa noch bei E. T. A. Hoffmann – ins Versöhnliche abbiegen, und sich so dem Weltbild der scheinbar ruhigen, tatsächlich aber bloß äußerlich beruhigten Zeit einfügen. Die poetische Gerechtigkeit, mit der das Gute belohnt, das Böse bestraft wird, mit der alle Verbrechen entsühnt und dem Tode seine Opfer noch im letzten Augenblick entrissen werden, sind Zeichen eines untragischen Lebensgefühls, für einen Optimismus, der die Welt um jeden Preis in Harmonie sehen will, und den auch die Widrigkeiten des Lebens in dieser Gewißheit nicht beirren[164]. Jungdeutsch-sarkastisch hatte sich H. Marggraff 1839 über »Deutschlands jüngste Literatur- und Kulturepoche« ausgelassen: »Wir befanden uns jetzt auf den Tanzböden der Zeit, wo die Taschenbuchmacher und der selige Clauren – von dem ich recht wohl weiß, daß er noch halbewege von dem pekuniären Erfolge seines jetzt verstorbenen Ruhmes existiert – den Reigen der Literatur führten. Die bare, nackte und frevelhafteste Mittelmäßigkeit hatte mit ihrem Fett- und Wasserbauche auf dem Lotterbett der schönen Literatur und den Dielen der Bühne Platz genommen. Da dehnte sie sich und blinzelte mit den Augen und fertigte aus dem allerweichsten Wachse der Sprache kleine zärtliche Figuren mit küßlichen Lippen und sammetnen Wangen, zierlichen Wädchen und angenehmen Beinchen, die bis zum Strumpfband zu sehen waren, denn das Mimili-Röckchen war doch gar zu kurz, und vom Busen wegen des angeschnittenen Mieders manches Menschliche zu sehen, und was so nett wächsern gedreht war, bestrich da dieselbe Mittelmäßigkeit mit dem Speichel einer krankhaften Phantasie und bunten, mit schädlichen Stoffen versetzten Schminkfarben. Da kam dann so ein Spielwarenhändler, kaufte sich die zierlichen Dinger, bezog damit den Markt der Literatur und schlug seine Bude auf, Taschenbuch oder Almanach oder Taschenkalender... genannt. Die Mittelmäßigkeit aber übt auf die mittelmäßige Menge eine große Gewalt aus, wenn nicht eine schwere Not der Zeit, oder eine Zeit der schweren Not vorhanden ist und die Weltgeschichte durch laute Mahnungen nicht zum Ernst und zur männlichen Würde auffordert«[165]. Solch eine Zeit kam schneller als geahnt. Vergeblich suchte man sich an Illusionen zu klammern. Das Ideal der Zufriedenheit, das eines der Wesensmerkmale dieser Epoche ist – von einzelnen in schmerzvoller Resignation errungen, beim Durchschnittsbiedermeier zur Selbstzufriedenheit erstarrt –, verblaßt nun vor den sozialen und politischen Spannungen; sie melden sich, verschärft durch ausländische Einflüsse, immer unabweisbarer zu Wort, sogar im Taschenbuch.

Die *Rosen und Vergißmeinnicht*, welche Louis Bourdin redigiert, haben nichts mehr mit dem vereinigten Clauren-Hellschen Unternehmen gleichen Namens zu tun. Das im Untertitel betonte »ohne Goldschnitt« gilt wohl nicht nur für die Ausstattung; es erscheint vielmehr auch für den Inhalt programmatisch. Schon die Abhandlung über die »Schlacht bei Deutschbrod«, welche den Jahrgang 1847 einleitet, zeigt unverhüllt die Gesinnung des Herausgebers. »Der eine Theil der Menschen sieht klar ein, daß kein menschliches Institut, selbst kein von Gott selbst gegebenes Institut für alle Zeiten passen kann, weil die fortschreidende (!) Erkenntniß der Menschen auch stets andere Bedürfnisse hervorruft; ein anderer Theil der Menschen giebt wegen seiner eignen Interessen vor, nie zu dieser Einsicht zu gelangen. Daher Widerwille von der einen und Tyrannei von der anderen Seite, daher von jeher alle Revolutionen in Staat und Kirche...« Bourdin stellt die historische Schlacht, die Zischka gegen Kaiser Sigismund gewann, als Sieg der Freiheit in religiöser und politischer Hinsicht dar und verherrlicht die Gestalt des Hussitenführers. Zwei biographische Skizzen befassen sich mit Alexander Dumas und Eugène Sue. Letzterer wird als einer der »ausgezeichneten Persönlichkeiten« gefeiert, »welche die Welt mit ihren Namen erfüllen«. (Seite XXI) »Mit einer Art von heiliger Scheu und mit dem Gedanken, daß Eugène Sue für den socialen Umsturz einst sein wird was früher Voltaire für den Bruch des Absolutismus war, verließ ich das Haus des Dichters und zwei Tage darauf Paris« (Seite XXIV) berichtet der Verfasser. Die folgende Novelle trägt den Titel »Wallenstein und die Jesuiten« (Seite 1-70). Das Bändchen für 1848 ist dem Andenken des freisinnigen und reformfreudigen Herrschers Joseph II. gewidmet. Ein Liebesverhältnis, das ihn als Erzherzog angeblich mit der Tochter eines protestantischen Pastors aus Preßburg verband und welches nur durch die von der Staatsraison erzwungene Heirat mit der bayerischen Prinzessin zerstört wurde, bildet den Mittelpunkt einer Novelle dieses Jahrgangs. Stahlstiche illustrieren Szenen aus dem Leben und der Regierungszeit des Monarchen. Das Vorwort erläutert hierzu: »Bei den gegenwärtigen Bestrebungen der Völker ihre Zustände zu verbessern, bei den mannigfachen Reformen, welche theils in constitutionellen theils in absoluten Staaten eingeführt werden, dürfte es an der Zeit sein an einen Mann zu erinnern, welcher das gegenwärtig Gewährte oder Erstrebte wo nicht durchgängig einführte, dennoch einzuführen beabsichtigte. Es giebt bloß einen solchen Mann in der Geschichte: es ist Joseph II., Oesterreichs großer Beherrscher. Wir hoffen, daß es allen Lesern dieses Taschenbuches erwünscht sei in einer Joseph-Gallerie die Hauptscenen seines Lebens ... vergegenwärtigt zu

[164] Vgl. G. Lotz, a.a.O. S. LXXII f.

[165] H. Marggraff, a.a.O. nach G. Hermann, a.a.O. S. 259.

sehen, denn einen zeitgemäßeren und würdigeren Gegenstand glauben wir kaum wählen zu können.«

Die unaufschiebbar gewordenen Probleme der politischen und gesellschaftlichen Reform entwickeln nun ihre Sprengkraft, die das auf dem geistigen Grundpfeiler des Beharrens errichtete Gebäude des politischen Systems in Mitteleuropa zum Einsturz bringt. Damit ist auch dem Biedermeier und seinen Almanachen ein Ende gesetzt.

d. *Anekdotenalmanache und -taschenbücher*

In der Reihe der biedermeierlichen Unternehmen, die ausschließlich anekdotische Beiträge bringen – eines trägt den bildhaften Namen *Rosen und Disteln* (1824), wohl um seinen zugleich literarisch-poetischen wie witzig-satirischen Inhalt darzutun – hat Karl Müchlers *Anekdotenalmanach* (1808 f.) die längste Laufzeit. Er erscheint, mit Ausnahme der beiden Bändchen für 1814 und 1816, Jahr für Jahr bis 1840. Für 1823 kommt sogar ein eigens gedrucktes Inhaltsverzeichnis heraus, das die ersten zehn Jahrgänge fein säuberlich in alphabetischer Ordnung nach Namen und Gegenständen aufschließt, was die Marktgängigkeit dieser Almanachart bezeugt.

Abgesehen von den reinen Anekdotenalmanachen fehlt die kurze, meist heitere Erzählung, welche bekannte Personen und Begebenheiten kennzeichnet, in kaum einem der zeitgenössischen belletristischen Taschenbücher. Häufig wird sie in gebundener Rede dargeboten, wobei freilich oft einer ihrer wesentlichsten Vorzüge, die Treffsicherheit des Ausdrucks, verloren geht.

e. *Rätselalmanache und -taschenbücher*

Nicht minder beliebt sind die Unternehmen, deren Inhalt den vielerlei Rätselarten vorbehalten ist. In ihnen lassen sich die mehr oder weniger poetischen Vorläufer unserer heutigen nüchternen Kreuzworträtselzeitschriften erkennen. Häufig wählt man den (sehr unterschiedlich orthographierten) Titel *Sphinx*, um Rebus, Charade, Logogryph, Homonym, Anagramm etc. in Reim und Prosa für leichte geistige Anspannung darzubieten.

Wo immer Dichtung zum Spiel der Muße und Schmuck der Geselligkeit wird, findet sich das Rätsel ein; schon Schiller, Goethe, Humboldt, Schleiermacher haben sich darin geübt. Zu ähnlich geselligem Zweck fassen einige Jahre hindurch Lotz und sein Schwager Toepfer in Hamburg Versrätsel und Rätselgeschichten zu dem Almanach *Turandot*[166] zusammen; er ist nach der chinesischen Prinzessin aus dem Stück von Carlo Gozzi benannt, das Schiller übersetzt, und für das er seine schönsten Rätsel gedichtet hat. Im Biedermeier erscheint freilich zumeist der tiefe Sinn des Rätsels verflacht; ihm kommt nicht mehr die Bedeutung einer Probe zur Aufnahme in die geweihte Zahl einer geheimen Gesellschaft zu. Nur selten hat es noch etwas mit seinem dunklen Ursprung zu tun, wie etwa im »Räthsel« von Feuchtersleben (Deutscher Musenalmanach 1837, Seite 192-193), das als »Lösung« in seine Werke aufgenommen ist. Ein »unbegriffenes Sehnen« lebt in des Menschen Brust; es entlädt sich bald in Tränen, bald läßt es »in kühner Lust« vorwärts stürmen.

[166] Vgl. G. Lotz, a.a.O. S. LX f.

Weder der Lärm der Schlachten, noch des »Weltgetriebes« können es übertönen; auch »Einsamkeit und Nacht« beruhigen es nicht. Vergeblich jagt es um die Erde, von Ort zu Ort fragend, »wann sich das Gute, von dem Bösen, / vom Irrthum sich die Wahrheit trennt«. Schließlich dämmert die Erkenntnis, daß es zu nichts führt, die Welt umwandeln zu wollen. Nur in der Verwandlung des eigenen Selbst, »im Lieben und im Handeln«, löst sich »jedes Menschenräthsel« auf, und mit ihm das Rätsel des Lebens.

In dieser Zeit erschöpft sich das Rätsel vorwiegend im Spiel der Formen, deren Vollendung und Genuß schon zum Wesen der älteren Kunsträtsel gehörte und einen ihrer besonderen Reize ausmacht; in der Übung des Scharfsinns, der geselligen Neckerei und der Freude am Aufdecken symbolhafter Lebensbezüge. So wird etwa im Dresdner Liederkreis von Dorette von Nostitz, der jüngsten Tochter Arthurs von Nordstern, folgende Rätselaufgabe gestellt:

> Sage mir, ist dir es selbst bewußt;
> Welches Glück wird Niemand mir beneiden?
> Welches sind des Lebens tiefste Leiden?
> Und was ist des Lebens höchste Lust?

Die Antwort für diese »zartempfund'ne Frage« bringt Friedrich Kuhn in seinem Gedicht »Am St. Silvesterabend 1821« (Aglaja 1823, Seite 149-154), dem als symbolische Gabe ein Saphirring beigefügt ist. Solche und ähnliche Rätsel- und Scherzfragen, die entweder zu einer besonderen Abteilung zusammengefaßt oder im Inhalt verstreut sind, bilden einen unentbehrlichen Bestandteil der biedermeierlichen Jahrbüchlein, insbesondere der gesellig betonten. So erfreut etwa »Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen« im Jahrgang 1820 mit einem reizenden »Silhouetten-Rätsel-Alphabet«, das Adele Schopenhauer freihändig ausgeschnitten und Friedrich Kind mit Begleitversen versehen hat.

f. *Humor und Satire im schöngeistigen Almanach und Taschenbuch*

Die theoretischen Äußerungen über das Wesen des Humors sind charakteristisch für das Lebensgefühl der Zeit. So ist, nach der Auffassung F. Th. Vischers, das humoristische Subjekt von der Macht des Guten überzeugt (Ästhetik I, 1846, § 207)[167]. Das Biedermeier kennt den Humor vor allem in der versöhnenden Form; es versucht, mit liebevollem Lächeln die Härten des Lebens zu mildern, zwischen der Welt des Ideals und der Welt der Wirklichkeit einen versöhnlichen Ausgleich zu finden. Dafür ein Beispiel aus dem »Deutschen Musenalmanach«. Hier stehen zwei Gedichte nebeneinander, beide von Lenau. Schwermutsvolle Klage schmerzlichen Verzichts spricht aus dem einen (»Einsamkeit«, Jahrgang 1836, Seite 380), doch das andere singt ein Loblied auf die Tabakspfeife; ihr Rauch dünkt dem Dichter lieblicher »als der süße Hauch der aufgeblühten Rose« (»Mein Türkenkopf«, ebd. Seite 378-379). Dem Kleinen, Unbedeutenden und Unscheinbaren, dem Bescheiden-Harmlosen und Gutmütigen gehört die Vorliebe des Biedermeier, aus der die Neigung für das Drollige erwächst, für Tiere, Kinder, alte Leut-

[167] Nach P. Wolter, Das Drollige bei Dickens als charakteristisches Stilelement der Biedermeierkunst. (Germ.-Rom. Monatsschr. Bd. 33. S. 293 ff.)

chen und für das winzige Volk der Heinzelmännchen, das sich in Kopischs Balladen so rührend lebendig bewegt (z.B. »Des kleinen Volkes Überfahrt«, ebd. 1839, Seite 157 f.).

Auch der in Deutschland und England überaus beliebten Karikatur in Wort und Bild fehlt das Bittere, schonungslos Beißende mancher gleichzeitigen Erzeugnisse auf französischem Boden. In der Figur des »Philisters« wird der zeitgenössische Banause karikiert, den alles Geschehen ungerührt läßt, der Denken und Grübeln verabscheut als »ein Stück vom Ewigübeln, Hexenbaumes Zweig« (»Lied des Philisters«, Deutscher Musenalmanach 1836, Seite 269-270); dagegen schätzt er einen geruhsamen Spaziergang zum Bierlokal oder ein Volksfest, wo man tüchtig schmausen und trinken kann (»Die Philister auf der Rudelsburg«, ebd. Seite 229-230). Den Gegensatz zum philiströsen Bürger ohne höhere Interessen bildet der »Enthusiast«, der zwar auch nur wenig oder gar nichts vom Wesen einer Sache, z.B. eines Kunstwerks versteht, diesen Mangel jedoch durch um so auffallender zur Schau gestellte Emotionen wettzumachen sucht. Solch einen Überschwenglichen zeichnet Tieck in seiner Erzählung »Musikalische Leiden und Freuden« (Rheinblüthen 1824, Seite 195 ff.). In dem satirischen Epos »Die Ideale« (Deutscher Musenalmanach 1833, Seite 254-263) will Immermann in der Gestalt des Hans, des romantisch Schweifenden, ewig Unzufriedenen die Idealsucht treffen, ein Erbübel des deutschen Menschen, dem es an Wirklichkeitsfreude und einem ausgebildeten Sinn für das Tatsächliche nur allzu oft gebricht. Über männliche Toiletteneitelkeit, weibliche Empfindsamkeit, die Anmaßung subalterner Naturen, über die deutsche Titelsucht und den Hang zur Nachäffung fremder Moden und Gebräuche gießt E. T. A. Hoffmann seinen Spott aus (»Brautwahl«, »Irrungen«, Berliner Taschenkalender 1820-1821). Auch die Vereinsmeierei, die in dieser Zeit der politischen Stagnation erstaunliche Blüten treibt, wird verlacht. Komisch verzweifelt beteuert der »Herr Rat« in dem Verslustspiel »Jedem das Seine« (Lies Mich, Jahrgang 1834):

> Vereine findest Du für Kunst und für Natur,
> Für Bürgerrettung, ja, für pferdische Dressur,
> Für Schafveredelung und Sang und Dichterweise,
> Feldbau samt Gartenkunst, für Kind und Jubelgreise.
> Ich bin bei all dem Zeug, als guter Patriot ...

Der Gesellschaftssatire gehören Stücke an wie Moritz Bachmanns »Referendarius Jocosus« (Gunloda) und »Der ästhetische Thee oder Goethes Geburtstag« (Kränze 1834), denen als Zeitspiegelung und Gradmesser der seelischen Verfassung des vormärzlichen Bürgertums kulturhistorische Bedeutung zukommt.

Fast immer ist ein Zug zur Gutmütigkeit und heiteren Gemütlichkeit unverkennbar, auch bei den Beiträgen, die Institutionen des öffentlichen Lebens und des Staates ins Komische ziehen. Im »Mai-Lied eines Censors« (Deutscher Musenalmanach 1837, Seite 187-189) läßt Ludwig Lesser, der unter dem Pseudonym L. Liber schreibt, den Rotstiftgewaltigen aufzählen, was alles er zu streichen hat: zuvörderst alles, was »gegen Sitte« und »wider die Moral« ist; aber auch »Persönlichkeiten« sind streng verboten, »weil sie zu allen Zeiten, / Geraubt die Bürgerruh«. Das heikle Thema endet mit dem zufriedenen Stoßseufzer: »Es ist führwahr von großem Glück«, daß der Frühling, um zu erscheinen, »kein Imprimatur braucht«. In ähnlicher Weise spottet Kerner über die gelenkte Meinungsbildung: »Einst hat man das Haar frisiert, / Hats gepudert und geschmiert, / ... Nun läßt schlicht man wohl das Haar, / Doch dafür wird wunderbar / Das Gehirn frisiret / Meisterlich dressiret.« (»Der Zopf im Kopf«, ebd. 1838, Seite 54). Ironie und Selbstverspottung, wie sie sich etwa bei Immermann (Wendts Musenalmanach 1830, Seite 80 f.), Gaudy (Deutscher Musenalmanach 1837, Seite 86 f.) Fouqué (»Wahrhafte Fabel«, ebd. 1839) äußern, entbehren der ätzenden Schärfe. Auch hier finden wir vielmehr ein Sichselbst-Belächeln, das zum Wesen des Biedermeier gehört[168].

Ein oft gebrauchtes Stilelement biedermeierlichen Humors ist die Parodie, die manchmal dem platten Unsinn ziemlich nahe kommt, aber meist den der Zeit entsprechenden gutmütigen, unagressiven Charakter bewahrt[169]. Da das Politische noch weitgehend ausgeklammert bleibt, finden wir hier hauptsächlich die literarische Parodie. Im *Almanach der Parodien und Travestien*, der überwiegend Nachdrucke bringt, sind Hölty, Goethe (z.B. mit »Blümlein Wunderschön«, »Kennst du das Land« etc.), Schiller (»An die Freude«, »Die Worte des Glaubens« usw.), Kotzebue, Tiedge mit seiner »Urania«, Matthisson und A. W. Schlegel-Shakespeare mit dem Hamlet-Monolog unter den Parodierten. Während Tieck, wie bekannt, in der »Vogelscheuche« (Novellenkranz 1835) die Dresdner Pseudoromantiker und ihren Anhang der Lächerlichkeit preisgibt, hatte man ihnen ein Jahrzehnt zuvor noch ihren freilich recht schwächlichen Humor zugute gehalten (Taschenbuch ohne Titel 1822, Seite 50-51):

> Ja, selbst der – Schwätzer Friedrich Laun –
> Wo blieb' er – hätte nicht bisweilen hinter'm Zaun
> Lebend'ger Laune sich sein Genius verkrochen?
> Kind, Clauren, Hell! – und wie man alle heißt,
> Die auf den novantiken Geist
> Deutsch-florentiner Schule pochen –
> Nur daß ihr des Humores euch befleißt,
> Damit habt ihr die Sudler ausgestochen
> Des Ostlands, welche allermeist,
> (Was freilich Armuthei beweist,)
> Mit trübem Donauwasser kochen ...

»Literarische Scherze« (Deutscher Musenalmanach 1832) nennt A. W. Schlegel eine Reihe von Epigrammen, die u. a. Lord Byron, »Die Übersetzer-Familie« Voß, Schillers Macbeth-Einrichtung für das Weimarer Hoftheater, Raupach, Müllners »Schuld«, Hegel sowie »Goethes und Schillers Briefwechsel« parodieren. Auch Grillparzer wird nicht verschont: »Wo Grillen mit den Parzen sich vereinen, / Da müssen grause Trauerspiel' erscheinen« (ebd. Seite 318). Im *Satyrisch-literarischen Taschenbuch* für 1848, das reichlich mit Karikaturen in Holzschnitt ausgestattet ist, nimmt man die junge und jüngste Schriftstellergeneration aufs Korn, darunter Carl Trutzkopf, Heinrich Lobe, Anna Droste von Fischerring, Em. Waibel, Ferd. Freilichrad, Robert Putz, Georg Hinweg, Moritz Bartmann, Friedrich Nebbel. Von den zahlreichen kritisch-satiri-

[168] Vgl. P. Wolter, a.a.O. S. 281 f.
[169] Vgl. P. Wolter, a.a.O. S. 282.

schen Äußerungen, die sich in Vers und Prosa über die Musenalmanache der Zeit ergießen, sei hier das A. W. Schlegelsche »Recept. Nach der Weise des Kinderliedes: Wer will gute Kuchen backen...« wiedergegeben (Deutscher Musenalmanach 1836, Seite 18):

Zu guten Muß-Almanachen
Muß man haben dreierlei Sachen.
Deutschheit, Romantik und Melancholei
Rühre zu Brei;
Schütte das Kinderpäppchen
In ein fein saubres Läppchen; Schnürchen herum!
Dann laß zutschen das Publicum.

Aus allen Teilen Deutschlands und Österreichs kommen die speziellen Taschenbücher »zur Erheiterung« sowie »des Scherzes und der guten Laune«; noch 1848-1849 erscheint in Leipzig das *Humoristische Vergißmeinnicht* mit »ergötzlichen« Holzschnittillustrationen. Vor allem in der ersten Hälfte des Biedermeier ist der Inhalt dieser humoristisch-satirischen Jahrbüchlein überwiegend harmlos und unpolitisch, auch wenn sich Herausgeber und Beiträger als »Fraternitas humoristica« unter Pseudonymen tarnen. Dies zeigt auch das *Taschenbuch ohne Titel*, dessen ersten Jahrgang wir hier einmal näher betrachten wollen.

Die Vorrede ist in Form eines »Frachtbriefs« (Jahrgang 1822, Seite XIIIf.) abgefaßt: »Ein Buch ohne Titel in die Welt schicken – ist nicht viel besser – als ohne Paß reisen und kann dazu führen, daß die Kritik solches, ohne weiter darnach, wes Geistes Kind es sey, zu fragen, auf den Schub setzt – ja es ist um so auffälliger, als gerade die für die Tasche bestimmten Bücher hochfahrende himmlische Titel z. B. Minerva, Urania, Kronos, Aglaja, Penelope etc. etc. zu führen pflegen und solche Titel doch ohne alle Taxgebühren zu haben sind. Freilich hat, wie in der politischen Welt, auch im Reiche der Musen der Titelkram etwas abgenommen. Geheimer Raths-Charakter[170] deckt öffentlich literarischen Unrath so wenig, als der Hofraths-Titel einen Dichter in Vorrath guter Ideen setzt... Kurz! Titel ohne Mittel führen jetzt zu nichts, wenigstens nicht so weit als Mittel ohne Titel, und so wollten denn die Autoren dieses Taschenbuchs mit ihren wenigen Mitteln es versuchen, ihre Muse doch so auszustatten, daß sie unter den hochbetitelten Musenkindern... doch mit auftreten könne. Der Anzug ist freilich curios ausgefallen[171], und die ganze Figur mag manchem polizeiwidrig vorkommen, ja die andern Sträußer- und Leier-Mädchen werden über die fremde Novize spötteln, doch sie hat gleiches Recht auf die Taschen des Publicums wie jene und wird sich nicht vom Stande jagen lassen...« In diesem Ton geht es weiter. Dann folgt eine längere Auslassung über den Umschlag des Bändchens, der in allen Einzelheiten erläutert wird. Eine zweite Einführungsrede enthält u. a. eine gereimte Epistel über die humoristische Kunst. Swift und Sterne werden als Vorbilder gepriesen und die deutschen Literaten auf ihre humoristische

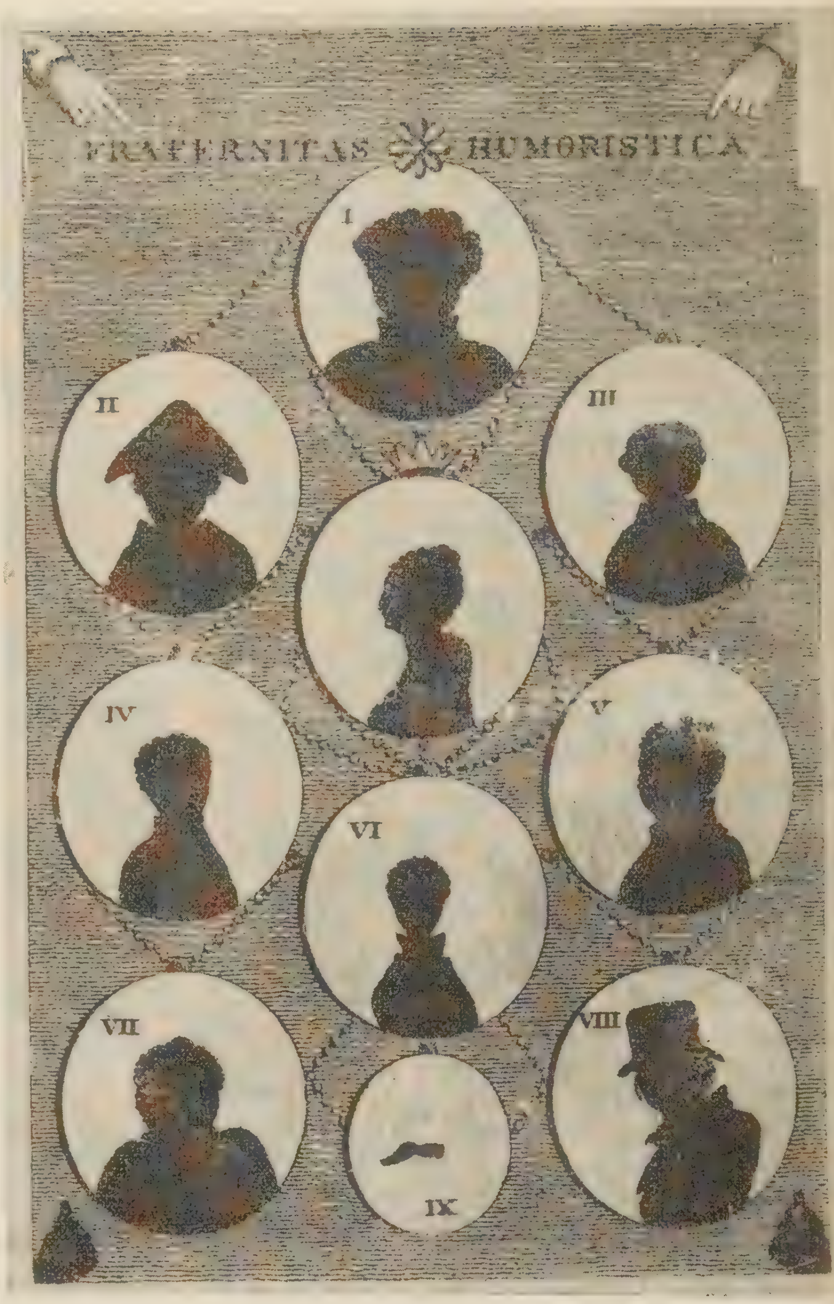


Abb. 8: *Rückseite der Einbanddecke des Taschenbuchs ohne Titel 1822*

[170] Wohl eine Anspielung auf Clauren, der in preußischen Diensten 1820 zum Geheimen Hofrat ernannt worden war.

[171] Broschierter blauer Umschlag, dessen Vorderseite oben eine Vignette trägt, auf der zwei Taschen und ein Buch in Lexikon-Format abgebildet sind, in der Mitte eine Reiselandschaft.

Ader untersucht. Die Frage, welche Verfassung sich am besten für ein Herzenskönigreich eigne, prüft das einzige weibliche Mitglied der humoristischen Brüderschaft. Der nächste Beitrag bringt ein ausführliches »Sendschreiben D. Eberhardt's an alle Aerzte Europa's«. Dann wird »Ueber die Erbfolge der Prinzessinnen in den Staaten des deutschen Bundes« berichtet und über den »Humor der Moral« philosophiert. Daran reihen sich »Zeitbilder und Zeitverse«, die vor allem zeigen, wie stark der Freiheitskampf der Griechen zu Anfang des dritten Jahrzehnts die deutschen Gemüter beschäftigt. Die »Reise in's Land der Philister« führt in drei satirischen Gesängen durch den deutschen Dichterwald und endet mit Spottversen auf den Dresdner Liederkreis (Seite 200). In einem Nachwort geben die »Fratres conventus humoristici« der Hoffnung Ausdruck, (Seite 215f.) »bei der Lesewelt Verzeihung zu erlangen, daß wir ästhetischen Rusköhler uns so unter die eleganten Taschenbücher einzuschwärzen versuchten. Es ist doch einmal etwas anderes, als die ewig süße, saubere und feine Zuckerbäcker-Waare – und – bei allem, was schwarz ist! ... wir fürchten uns nicht unter den weißgewaschenen Almanachen dieser Zeit aufzutreten...« Ein politisierendes Sonett und ein »Raisonnirender Katalog zur Rückseite des Umschlags«, auf dem die acht Mitglieder der Brüderschaft in Schattenrissen dargestellt sind, bilden den Abschluß des Jahrgangs. Wir sehen, daß die Grenzen seines Witzes nicht sehr weit gesteckt sind.

Die politische Satire ist, wie überhaupt im Biedermeier, auch in den schöngeistigen Almanachen und Taschenbüchern zunächst eine Randerscheinung. Man zieht es vor, möglichst im Allgemeinen zu bleiben und bei Anspielungen auf Zeitmiseren jede direkte Aggression zu vermeiden. So erscheint dem Dichter z. B. als Traumbild »Frau Germania«, die sich seit 1809 »Frau Etcätera« nennen muß, in einem wunderlich gestückelten Talar; sie reitet auf einem uralten hinkenden Gaul, der sie »schon seit grauen Jahren / Sicher trug auf dorn'ger Bahn, / Der den ält'sten Stammbaum vorweist – / Ihn, den alten Schlendrian.« (Gaudy: »Die Reiterin«, Deutscher Musenalmanach 1836.) Wird hier die politische Zerrissenheit Deutschlands beklagt und das Bestehenlassen alter Mißstände angeprangert – auch Friedrich Schlegel spottet über das Brüderpaar »Schlenderian und Schludrian« (Urania, 1821) – so bieten der Verlust der Redefreiheit – trotz des »Völker-Mais... ist's vorbei« mit ihr (»Die gute alte Zeit«, Deutscher Musenalmanach 1838, Seite 159-163) – die Verfolgung von Autoren angeblich staatsgefährlicher Bücher (»Que de bruit pour une omelette!«, ebd. Seite 163f.) und ähnliche Stoffe Anlaß zu satirischen Betrachtungen. Wie in der Malerei[172] ist auch hier alles ätzend Scharfe sowie das Grotesk-Dämonische, das etwa die illustrierten Texte eines Daumier so unheimlich einprägsam macht, kaum Sache des deutschen Biedermeier. Da die Kritik aggressiv wird – man denke an Bauernfelds »Reichsversammlung der Thiere« (Rheinisches Jahrbuch 1846) – und sich an öffentliche Dinge heranwagt[173], ist die Epoche an ihrem Ende angelangt.

[172] Vgl. K. Simon, Biedermeier in der bildenden Kunst. (DVJs. Bd. 13, 1935. S. 71.)

[173] Wie in den Münchner »Fliegenden Blättern« (1844f.) und im »Kladdaradatsch« (1848f.)

2. Formen- und Motivwelt der Almanachdichtung

A. Formenwelt

a. Dramatische Beiträge

Auch in den von uns betrachteten schöngeistigen Unternehmen spiegelt sich die Theaterfreude des Biedermeier, wenngleich ihr eigentliches Feld die dramatischen Taschenbücher und Theateralmanache sind.

Patriotisches Schauspiel

Ein Dilettant aus Berlin verfaßt für die Heimkehrer der Befreiungskriege das patriotische Schauspiel »Die Rückkehr« (Poetische und dramatische Versuche 1816). Mit seinem Heldenspiel »Die Schlacht bei Murten« (Alpenrosen), das von Vaterlandsliebe getragen altschweizerischer Tapferkeit ein Denkmal setzt, erweist sich der Schweizer Gengenbach als Schillerepigone.

Antikisierendes Idyll

In klassizistischer Nachfolge entstehen Stücke wie »Der Raub der Proserpina. Eine Frühlingsfeier« von W. von Schütz (Sängerfahrt 1818) oder das dramatische Idyll des Pseudoromantikers E. Gehe: »Bilder aus der altgriechischen Hirtenwelt«, die das »Taschenbuch zum geselligen Vergnügen« (1821) herausbringt.

Märchendrama

»Das Donauweibchen« (Sängerfahrt 1818), das Tieck nach einem bekannten Stück der Leopoldstädter Bühne in Wien bearbeitet, gehört auch stofflich dem romantischen Märchendrama an. Ähnliches gilt für Fouqués dramatische Szenen »Die Zauberer und der Ritter« im »Frauentaschenbuch« (1816).

Dramatisierte Sage

Die altfranzösische Sage von »Aucassin und Nicolette« dient Koreff zum Vorwurf einer gleichnamigen Oper in vier Aufzügen, die im »Berlinischen Taschen-Kalender« (1820-1821) vollständig zum Abdruck kommt, obwohl in der Regel nur Einakter oder dramatische Bruchstücke im Rahmen der Jahrbüchlein veröffentlicht werden. Dichterisch ebenso unzulänglich bleibt Freiherr von Schlechtas Versuch, eine österreichische Volkssage von »Kaiser Max auf der Martinswand« (Frauentaschenbuch 1821) zu dramatisieren.

Romantisches Minnespiel

Zu den späten Nachahmungen romantisch-mittelalterlichen Minnespiels zählen Levin Schückings »Richard von Poitou« (Heimatgruß 1840) und J. G. Seidls »Blumenpreis« (Wiener Aurora 1841), die vom Leben und Treiben der Troubadours berichten.

Dramatisches Gemälde

Aus der romantischen Verquickung von Begriffen der bildenden Kunst mit jenen der Literatur erwächst das dramatische Gemälde; ihm kann z. B. Friedrich Giesebrechts »Das Kreuz oder die Nacht vor Paris« (Frauentaschenbuch 1816) zugerechnet werden. Zum »Charaktergemälde« entwickelt, wie etwa in Kinds »Petrus Appianus« (Taschenbuch zum geselligen Vergnügen 1820), wird es bald in einer Serie von Malerdramen Mode, der vor allem Kind huldigt. Dieser Richtung folgt dann »Rembrandts Meisterstück« (Lies mich 1834) von Karoline Bernstein in schlechten Alexandrinern abgefaßt, das einen besonderen Grad schaler Äußerlichkeit erreicht.

Lustspiel

Einfallsreicher und wirklichkeitsnäher sind die den Taschenbüchern beigegebenen Lustspiele, etwa Friedrich Försters »Sylvester-Abend« (Sängerfahrt 1818), Chézys »Neuer Narziß« (Orphea 1824), Seidls Ehekomödie »Das Monatszimmer« (Wiener Aurora 1829) und vor allem Bauernfelds Unterhaltungsstücke, von denen die »Vesta« (1831-1836) einige seiner frühen bringt. An Geist und Gewandtheit der Form überragen die Beiträge des Burgtheaterautors, der seine Pointen gegen Staat wie Gesellschaft spitzt, alle übrigen hier vertretenen dieser Gattung. In seiner unermüdlich geübten Kritik der Alltagswirklichkeit am angestrebten Ideal erweist er sich als echter Vertreter der Dichtung seiner Zeit.

Historisches Schauspiel

Zahlreich sind jene dramatischen Arbeiten, die der zeittypischen Vorliebe für das Historische Rechnung tragen. Für Fouqués »Theudelinde« (Frauentaschenbuch 1815) bilden die Kämpfe zwischen Franken und Langobarden den Hintergrund; der Schauplatz seines dramatischen Stückes »Das Fürstenkind« (ebd. 1817) ist eine spanische Ritterburg. Geschichtsschauspiel mit Elementen des Rührstücks vermischt bieten z. B. Raupach mit »Alanghu« (Orphea 1827) und Seidl mit dem »Ersten Veilchen« (Wiener Aurora 1833). Das erste handelt in drei Akten von einem slawischen Fürsten, der sich dem Mongolen-Chan unterwirft. Er gewinnt dafür die Hand Alanghus, der Chan-Tochter, die ihn schon lange liebt, und bekehrt sie zum Christentum. Wird hier die religiöse Seite betont, so steht bei Seidl die vaterländische im Vordergrund. Ort der Handlung ist die Aue bei Wien. Anfang des 13. Jahrhunderts findet hier ein Dichterwettstreit statt, an dem auch ein steirischer Minnesänger teilnimmt, der zum Hofstaat Leopolds des Glorreichen gehört. Er verliebt sich in eine einheimische Försterstochter. Ein Veilchenstrauß und ein gestrenger Vater spielen im weiteren Verlauf eine wichtige Rolle. Im Schlußbild läßt der Verfasser den österreichischen Herzog auftreten, der sich huldvoll der Liebenden annimmt, indem er durch Erhebung der Bürgerlichen in den Adelsstand das letzte Hindernis beseitigt. Während Grillparzers Dramenmanuskripte in der Schublade des Zensors verstauben, erlebt das »Veilchen« 1831 seine erfolgreiche Erstaufführung im Wiener Burgtheater. Noch ehe Raupach mit der Dramatisierung von Raumers Hohenstaufengeschichte beginnt, plant Uhland ein Drama »Konradin« (Taschenbuch von der Donau 1824), das, wie die meisten seiner dramatischen Entwürfe, unvollendet bleibt. Das mitgeteilte Bruchstück über die Landung des letzten Hohenstaufen bei Neapel ist edel in Sprache und Gesinnung, bestätigt aber nur Uhlands mangelnde dramatische Begabung. Dagegen sind die beiden Szenen »Auf der Höhe der Dörnenschlucht«, »Armin und seine Krieger« aus Grabbes »Hermannsschlacht« (Rheinisches Odeon 1836) erfüllt von echt dramatischer Spannkraft. Auch hier ein historischer Stoff, dem Heimatboden entstammend, doch ohne Tendenz, bildhaft und unerhört knapp im Ausdruck, mit jenem fast mystischen Geschichtssinn gestaltet, dem wir nur noch im Werk seiner westfälischen Landsmännin Droste begegnen. Selbst Fragment, bleibt Grabbes Stück ohne Nachfolge in seiner Zeit. In die jüngste Vergangenheit greift Seidls »Manuela« (Wiener Aurora 1845), eine dramatisierte französische Erzählung aus dem spanischen Bürgerkrieg. Nach den üblichen Verwicklungen kommt es zur glücklichen Vereinigung des Liebespaares; der französische Spanienkämpfer verzichtet großmütig auf das von ihm gerettete Mädchen Manuela zu Gunsten Pedros, dem er selbst sein Leben verdankt. Das Stück enthält u. a. auch die echt biedermeierliche Sentenz, daß das Unglück kein Fluch sei, »Fluch aber, Unglück nicht ertragen können« (ebd. Seite 15).

Trauerspiel

Auch das Trauerspiel ist in einigen Beiträgen vertreten. Am Beginn des Biedermeier spielt noch die Schicksalstragödie eine Rolle. Im Jahrgang 1815 veröffentlicht die »Urania« den »24. Februar« von Zacharias Werner. Unter dem Titel »Des Helden Geist« (Aglaja 1820) stellt Schreyvogel fünf Szenen zusammen, welche zu dem Vorspiel einer vom Autor entworfenen Tragödie »Attila« gehören. Diese »dramatische Phantasie« ist als Beitrag zu dem Problem der Resignation zu werten, das im Biedermeier aus dem Widerstreit von Ideal und Wirklichkeit erwächst und zwar auf doppelter Ebene: einerseits als Widerstreit der metaphysischen Mächte Idee und Wirklichkeit, andererseits aber als Konflikt der menschlichen Anlagen, die teils einem Ideal nachstreben, teils die Hingabe an die Wirklichkeit suchen[174]. Flach, ohne tieferen Gehalt sind die Szenen aus »Eteokles und Polinikes« (Heimaths-Klänge 1825), Teile eines noch ungedruckten Trauerspiels in Versen, von einem adeligen Dilettanten verfaßt. Anliegen des eigenen Volkes vertritt der Berliner Michael Beer, ein Bruder des Komponisten Meyerbeer, wenn er sich mit seinem »Paria« (Urania 1826) für die religiöse Emanzipation einsetzt. Schwabs »Carl Stuart« (Urania 1829) ist lediglich eine Bearbeitung des Trauerspiels »Carolus Stuardus« von Gryphius, das dieser 1649 nach Zeitungsnachrichten von der Hinrichtung des englischen Königs geschrieben hatte. Das Faustproblem, das gerade im Biedermeier immer wieder neu zur Bearbeitung anregt, erscheint gleichfalls im Almanach. In Lenaus Faustfragment (Frühlingsalmanach 1835), einer Folge von mehr lyrisch-epischen Bildern als dramatischen Auftritten, prägt sich die titanische Möglichkeit der biedermeierlichen Tragödie aus. Langatmig und trivial wie die Prosabeiträge des »Vielliebchens« ist auch »Die Belagerung von Antwerpen« (Nr. 49) von A. von Tromlitz, ein Trauerspiel in fünffüßigen reimlosen Jamben, das weit entfernt von echter Tragik, in fünf Abteilungen einen historischen Stoff breitwalzt. Es gehört in die Reihe jener Stücke, die an Stelle der uninteressant gewordenen Schicksalstragödien die Sensationslust des Lese- und Theaterpublikums in den vierziger Jahren befriedigen.

Übersetzung

Abschließend seien noch die Übersetzungen erwähnt. Calderons »Leben ein Traum«, das schon Schreyvogel zur Übertragung gereizt hatte, erscheint im »Eleganten Taschenbuch« (1824) als »dramatisches Lehrgedicht, metrisch treu aus dem Spanischen«. In Grillparzers Neuformung zehn Jahre später wird dann »Der Traum ein Leben« zum Sinnbild biedermeierlichen Lebensgefühls. August Hagen übersetzt für die »Italia«

[174] Vgl. W. Bietak, Das Lebensgefühl des »Biedermeier« in der österr. Dichtung. Wien, Leipzig 1931. S. 96f.

(1838) »Orpheus. Ein dramatisches Festspiel« von Angelo Poliziano, der im 15. Jahrhundert am Hofe der Mediceer gelebt und gedichtet hatte.

Der Überblick, der freilich nur eine Auswahl bieten kann, zeigt, daß Mittelmaß und unterer Durchschnitt vorherrschen. Grabbe stirbt; Grillparzer und der junge Hebbel sind in den von uns betrachteten Unternehmen nur mit lyrischen Beiträgen vertreten. Durchweg wird die gebundene Rede bevorzugt. Die Neigung zum dramatischen Kleinwerk ist wohl nicht allein durch den begrenzenden Taschenbuchrahmen bedingt; sie steht vielmehr in einem inneren Zusammenhang mit dem Formproblem des Biedermeier.

b. Lyrische Beiträge

Trotz der breiten Dilettantenproduktion in den biedermeierlichen Almanachen finden sich hier auch nicht wenige der besten lyrischen Arbeiten. Wie weit diese nicht nur Ausdruck der dichterischen Persönlichkeit sind, sondern zugleich Formulierung des geistigen Standorts der Zeit und ihres Lebensgefühls, haben wir bereits an einer Vielzahl von Einzelbeispielen aufzuzeigen versucht.



Abb. 9: *Vordere Einbanddecke der Aglaja für das Jahr 1821*

In den lyrischen Almanachbeiträgen des frühen Biedermeier läßt sich noch mehrfach der Einfluß Matthissons nachweisen, den man wegen seiner modischen Beliebtheit besonders bei der Damenwelt den Geibel des 18. Jahrhunderts genannt hat. Er gewinnt auch noch für die Blütezeit der westfälischen Lyrik – für Anettes und Freiligraths Anfänge – Bedeutung[175]. Eichendorff wiederum gelingt die Verschmelzung von romantischer Sangesfreudigkeit mit den Gemütswerten der biedermeierlichen Lebenswelt. Wenn aber nach Bietak[176] unter Lebensgefühl das im Innern des Menschen waltende Gesetz verstanden wird, nach dem sich die geistige, gefühlsmäßige und sinnliche Aufnahme aller Erlebnisse, deren Gesamtheit eben den Begriff Leben ausmacht, vollzieht, und sich die gesetzmäßige Wirksamkeit dieser Erlebnisse in der Lyrik am unmittelbarsten zu erkennen gibt, so trifft dies in besonderem Maße für das lyrische Werk Grillparzers zu. Seine Gedichtbeiträge in den zeitgenössischen Taschenbüchern sind in gleicher Weise charakteristisch für ihn als Menschen und Dichter, wie für die Zeit, in der er lebt. Grillparzer, der durch die Erstaufführung seiner »Ahnfrau« (1817) mit einem Schlag berühmt wird, läßt nun auch seine lyrischen Erstlinge an der Öffentlichkeit erscheinen, zunächst in der »Aglaja«, deren Bändchen von 1819 an fast zehn Jahre hindurch einen Querschnitt seines lyrischen Schaffens darbieten.

Die stolzen Hoffnungen, die seine Reise nach Italien begleiten (»Kennst du das Land? März 1819.« Aglaja 1820, Seite 286–287), finden hier ebenso ihren Niederschlag wie das Italienerlebnis selbst (»Zwischen Gaeta und Kapua«, »Am Morgen nach

[175] Vgl. P. Casser, a.a.O. S. 131f.
[176] W. Bietak, a.a.O. S. 151.

einem Sturm« ebd. Seite 291f.) das, schon an der bewegten Gelöstheit des Rhythmus kenntlich, seiner Schaffenskraft neue Impulse zubringt. Der Vierzeiler »An eine wälsche Sängerin, als sie das Volkslied ›Gott erhalte Franz den Kaiser‹ ... sang« (ebd. Seite 178) bekundet zwar die vaterländische Gesinnung des Autors, doch sein im Kolosseum entstandenes Lehrgedicht »Auf die Ruinen des Campo Vaccino« erregt durch den gegen das päpstliche Italien gerichteten Inhalt den Unwillen der bayerischen Königin, der das Aglajabändchen für 1820 gewidmet ist; es muß aus sämtlichen Exemplaren entfernt werden. Trotzdem veranlaßt der Herausgeber den Dichter, ihm auch für die weiteren Jahrgänge Beiträge zu überlassen. Sein erster richtet sich »An einen Freund« (Jahrgang 1819, Seite 149). Im Gleichnis vom Schiffer, mit dem Wind und Wogen ihr Spiel treiben, erscheint der Freund als »Leitstern in der Nacht«, dem Verirrten einen Hafen weisend, der seiner »Irrfahrt frohes Ziel bereitet«. Als Dank weiht er ihm die ersten Gaben seiner Muse. Eines seiner letzten Stücke in dieser Taschenbuchserie ist abermals eine Widmung, geschrieben für den toten Beethoven (Jahrgang 1828, Seite 210-214), mit dem ihn die gemeinsame Arbeit an der »Melusine« zusammengeführt hatte. Befreit vom »Band der Grüfte« wird die Seele des Verstorbenen in den Raum der Geister emporgetragen. Immer neuen Meistergruppen begegnet sie hier, ihren musikalischen Vorbildern, dem einstigen Lehrer Haydn, aber auch den abgeschiedenen Dichterfürsten Shakespeare, Lope de Vega, Klopstock, Dante, Tasso, die den Genius Beethoven als einen der ihren willkommen heißen. Zuletzt gesellt sich ihm Byron zu mit den Worten:

> Bist du gern in dem Gedränge?
> Magst du gern bei Vielen stehn?
> Sich dort dunkle Buchengänge,
> Laß uns miteinander gehn!

Diese Schlußverse enthalten das Bekenntnis eines inneren Verwandtschaftsgefühls, das Grillparzer mit der polaritätgeladenen Künstlernatur Byrons verbindet. Doch echter, tiefer als dieser leidet Grillparzer an der Welt und an seinem Dichtertum. Durch Veranlagung und Familienschicksal (»An die vorausgegangenen Lieben«, Jahrgang 1820, Seite 270) ist sein Gemüt von Anbeginn mit Schwermut belastet, die auch das Erlebnis der Liebe prägt (»Erinnerung«, ebd. Seite 176) und frühe Skepsis fördert (»Frühlingsgedanken«, Jahrgang 1821, Seite 62-63). Die Betrachtung des Lebens und die Erschließung seines Sinns[177] – ein Hauptproblem der Biedermeierlyrik – gedeiht nur in der Einsamkeit. Sie befreit von der Qual und dem Unfrieden des Begehrens und läßt »das Innre Blüte« treiben (»Dezemberlied«, Jahrgang 1827, Seite 161). In der Einsamkeit der Natur, anschauend in sie versunken, führt Erinnerung, »der stillvertraute Zeuge, / Von dem was einst das Glück mir hier verlieh« (»Am Hügel«, Jahrgang 1821, Seite 301), den Geist des Dichters in ein poetisches Zwischenreich, das allein imstande ist, den unlösbaren Dualismus von Ideal und Wirklichkeit zu versöhnen[178]. Das Reich der Kunst gewährt ihm Zuflucht, auch im Liebesgram; denn »die Lieder, die dich strafen, / Trösten heilend ihn zugleich« (»Werbung«, ebd. Seite 172). Der Dichter wird von einer poetischen Traumwelt verzaubert, die ihn und die Wirklichkeit ringsum zu dem ersehnten Ideal erhebt. Um so härter ist das Erwachen (»Entzauberung«, Jahrgang 1827, Seite 162f.) – von Bietak »der große Enttäuscher« genannt – der das Gebundensein des Menschen an Ideal und Wirklichkeit zur zwanghaften Dämonie – das andere Kernproblem der Lyrik des Biedermeier – steigert. Immer ist für Grillparzer das Bewußtsein seines Künstlertums ein tragisches. Es wird zu ergreifender Aussage im »Abschied von Gastein. 1818« (Jahrgang 1820, Seite 214-215). Drei Metaphern veranschaulichen das Los des Dichters: wie der vom Blitz getroffene Baum, der in Flammen stehend Bewunderung erregt, während das Feuer sein Inneres auszehrt, wie das Muscheltier, das seine Perle nur aus Krankheit und langem Schmerz gebiert, wie der Wasserfall von den Klippen verletzt wird, die ihn verschönen – so leidet der Dichter, selbst wenn ihn jubelnder Beifall umtönt:

> Was ihr für Lieder haltet, es sind Klagen,
> Gesprochen in ein freudenleeres All,
> Und Flammen, Perlen, Schmuck die euch umschweben,
> Gelöste Theile sind's von seinem Leben.

Das künstlerische Idealbild steht mit der Realität des Lebens in ständigem Widerstreit, aus dem unerträgliche Spannung wächst. Unablässig dem Ideal nachjagend, ist der Dichter unfähig, den Augenblick mit seiner Schönheit in sich aufzunehmen; dadurch beleidigt er das Leben, die »Fürstin, der die Welt zu eigen« (»Der Bann«, ebd. Seite 278-281). Zur Strafe wird ihm »der wilde Dämon Phantasie« als Büttel beigegeben, der ihn rastlos vorwärts peitscht:

> Er heiße dich nach Allem fassen,
> Was irdisch schön, mit raschem Geiz;
> Doch hältst du's, müssest du es hassen[179],
> Und Mängel sieh in jedem Reiz!

Die Kraft zum Entsagen fehlt »und Selbstbegränzung zum Genuß!« Weil er den Gesetzen des Lebens widerstrebt, erscheint auch das Verhältnis zu den Mitmenschen getrübt: die ihn lieben, muß er fliehen, und die er begehrt, schaudern vor ihm zurück; sogar der einzige Trost, sich andern mitteilen zu können, bleibt ihm verwehrt: »Es zweifle der, dem du's geklagt, / An deines Leidens Wirklichkeit!« So fühlt er sich »verbannt, alleine«, dem Dämon seines Mensch- und Künstlerseins ausgeliefert. Vergebens beschwört er seine Muse (»Die tragische Muse. Vor Vollendung des Trauerspiels Medea gedichtet«, ebd. 1822, Seite 3-5) – die

> ... schon dem keimenden Knaben
> Das Spielzeug wand aus den Händen,
> Und, ablockend vom Kreis der Gefährten,
> In einsiedlerische Still' ihn bannend,
> Das Geschick der Könige
> Und der Welt ungelöste, ewige Räthsel
> Ihm gab zum ahnungsvollen, ernsten Spiel ...

[177] W. Bietak, a.a.O. S. 156.

[178] Vgl. hierzu auch E. Frh. v. Feuchtersleben: »Der Einsame.« (Iris 1841, S. 228-29.)

[179] Thackeray, der um 20 Jahre jüngere Zeitgenosse Grillparzers, sagt am Schluß von »Vanity fair«: »Ach, Eitelkeit der Eitelkeiten! Wer von uns ist auf dieser Welt glücklich? Wer von uns besitzt, was er wünscht? Oder ist zufrieden, wenn er es besitzt?« nach P. Ernst, Nachwort zu Thackerays »Vanity fair«. (Dichtung u. Volkstum. Bd. 36, 1935. S. 304.)

– ihn nicht ganz dem Bereich der Wirklichkeit zu entfremden. Er folgt ihr in immer einsamere Höhen, kämpft für sie in vorderster Reihe bis zur tödlichen Ermattung (»Todeswund«, Jahrgang 1825, Seite 258). Grillparzer stellt hohe Anforderungen an sich und sein Schaffen. Er strebt nach Vollendung im Kunstwerk, um dem Fluch des Epigonentums zu entrinnen. Dem Jäger gleich, der, eine Kugel im Lauf, auf Hirschjagd geht und lieber ohne Beute zurückkehrt als leicht erlegbares Kleintier heimzutragen, will auch der Dichter sich nicht mit Geringwertigem begnügen und mit »Groschen« zahlen, wo er »Tonnen Goldes« schuldig zu sein glaubt (»Bitte«, Jahrgang 1827, Seite 163-164). Noch will er nicht resignieren. So gestaltet Grillparzer aus eigenem tragischen Schicksal den Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit, der Dichtung wie Leben des Biedermeier durchzieht. Die dämonische Getriebenheit, die in seinen Arbeiten immer wieder zum Durchbruch kommt (vgl. auch »Incubus«, Huldigung d. Frauen 1823), bildet den dunklen Untergrund zu der dem Biedermeier gemäßen heiteren Gelassenheit; sie gehört ebenso dieser Epoche an wie die oft erstrebte »stille Größe« und der Verzicht auf die Verwirklichung des Ideals, die Resignation.

Während in den lyrischen Beiträgen Grillparzers Gehalt und Gestalt eins sind, zeigt ein erheblicher Teil der Almanachpoesie eine Vernachlässigung der künstlerischen Form zum Nachteil des künstlerischen Wertes. Der Dilettantismus treibt ja in dieser Epoche üppige Blüten. Nicht der Dichter, sondern vorzugsweise der Mensch spricht aus einer Vielzahl dieser lyrischen Erzeugnisse, die nur allzu leicht aus der Feder fließen. Indem häufig Poesie und Kunst als eigentliche Zwecke des menschlichen Daseins angesehen werden [180], fühlt sich auch das kleine Talent den Musen verpflichtet. Um der hohen Gegenstände willen erscheinen ihm oft seine eigenen Verse als hohe Kunst, zumindest aber des Druckes nicht unwürdig. Da man das Dichten schon auf der Schule systematisch betreibt[180], verführt die Beherrschung metrischer Gesetze andererseits immer wieder zum artistischen Ausfüllen vorgeprägter Formfiguren, wie wir dies etwa an Beiträgen von Loeben, Rückert, G. Pfizer, K. Goedeke u.a. feststellen können. Vermehrt vor allem durch die Romantik steht dem Biedermeier eine vordem nicht gekannte Vielfalt an Formen zur Verfügung. Neben antiken Maßen finden sich Terzine und Stanze als Strophenformen romanischen Ursprungs. Der Neigung zum Lehrhaft-Rhetorischen, zum reflektierenden Gedanken kommt die Gedichtform des Sonetts entgegen; zu dem Triolett aus Frankreich, der provenzalischen Sestine, der spanischen Glosse wird aus dem Arabischen das kunstvolle Ghasel übernommen. Dagegen sind Ode und Hymne, die dem elementaren Empfindungsreichtum eines Klopstock, Goethe, Hölderlin entsprachen, selten. Vor dem bevorzugten Reim treten jetzt die freien Rhythmen zurück. Charakteristisch für die biedermeierliche Lyrik auch im Almanach ist das kurze Gedicht, teils als schlichtes Natur-, teils als Genrebild, den Alltag verklärend. Der Vorliebe für epische Elemente in der Lyrik entsprechen Idylle und Verserzählung ebenso wie Romanze und Ballade, die häufig zu Zyklen zusammengefaßt erscheinen (etwa bei Fouqué: »Regner Lodbrog. E. altdän. Sage in Balladen«, Frauentaschenbuch 1818, Seite 1-56). Zyklische Aneinanderreihung ist bei diesen wie in den rein lyrischen Almanachbeiträgen (z. B. »Müllerlieder«, »Frauen- Liebe und Leben«, Weidmann. Musenalmanach 1831, Seite 13 f., u. a. mehr) üblich.

c. *Epische Prosabeiträge*

Gleich der Musik[181] und der Malerei[182] des Biedermeier vermag auch seine Dichtung, die mit beiden viel gemeinsam hat, sich in den kleinen Kunstformen am vollkommensten auszudrücken. Das gilt ebenso für Drama und Lyrik – wir fanden dies auf unserem Arbeitssektor bestätigt – wie für die epische Prosa, deren Inhalt am klarsten den Menschen dieser Epoche spiegelt.

Unmittelbar nach 1815 herrschen noch Märchen und Sage, Stimmungsbild, Kurzerzählung und Skizze vor. In den schöngeistigen Taschenbüchern der Folgezeit aber wird der Novelle und Novellette immer selbstverständlicher der erste Platz eingeräumt. Noch lebt man weitgehend in den überkommenen Anschauungen. Ein neues Weltbild, wie es der Roman schafft, ist erst im Entstehen. Die Novelle jedoch wurzelt in der Gemeinsamkeit und Gleichrichtung ethischen Zeiterlebens. Sie erzählt eine Begebenheit für Menschen, die gesellschaftlich (im höheren Sinne) untereinander verbunden sind[183]. So entspricht sie dem gesellschaftlichen Charakter der Dichtung des Biedermeier in ähnlicher Weise, wie einst dem der italienischen Renaissance[184], freilich mit verändertem Vorzeichen. Die Novelle ist nun nicht mehr dazu bestimmt, einen kleinen Kreis Kunstverständiger durch Erlesenheit des Stoffes und formale Geschliffenheit zu ergötzen. Vielmehr zielt sie darauf ab, möglichst in die Breite zu wirken, sei es in erzieherischer und satirischer Absicht, wie etwa die späte Tiecksche Novelle, sei es, um vorwiegend der Unterhaltung zu dienen, was bei einem Großteil der erfolgreichsten Taschenbuchnovellisten der Fall ist. Den Formproblemen fragt das biedermeierliche Lesepublikum wenig nach; es will vor allem stofflich unterhalten sein.

Welcher Möglichkeiten zur Bewältigung der immer fühlbaren Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit bedient sich nun der Dichter in der Prosaepik, soweit diese uns im Rahmen unserer Untersuchung entgegentritt? Um eine Antwort geben zu können, seien noch einmal einige Beispiele aus unserem Quellenmaterial herausgegriffen.

An der Schwelle zum Biedermeier steht der seit 1816 in Berlin als Kammergerichtsrat seßhaft gewordene E. T. A. Hoffmann, eine echt romantische Musiker-, Poeten- und Malernatur. Hoffmann ist nicht nur in literarischen Zirkeln bekannt, sondern auch den Berlinern ein Begriff. Man liest ihn und honoriert ihn gut; für eine mittellange Geschichte, wie er sie in den Almanachen der Biedermeierjahre veröffentlicht, erhält er

[180] Vgl. M. v. Boehn, a.a.O. S. 319.

[181] Vgl. H. Funck, Musikalisches Biedermeier. (DVjs., Bd. 14, 1936. S. 404f.)

[182] Vgl. K. Simon, a.a.O. S. 84f.

[183] Vgl. E. Groß, Wo bleibt die Novelle. (Welt u. Wort. Jg. 8, 1953. S. 300.)

[184] Am Werk des »Meisters Boccaz« werden auch die Erzeugnisse der Biedermeiernovellisten gern gemessen, siehe Literatur- u. Kunstbericht, a.a.O. Jg. 1846. S. 182.

z. B. 350 Taler[185]. Im »Taschenbuch der Liebe und Freundschaft« (Jahrgang 1820) kommt seine Meisternovelle »Das Fräulein von Scudéri« zum Erstabdruck, in welcher zwei scheinbar unvereinbare Bereiche, die harmlos-behütete Welt der Titelheldin und die dämonische Cardillac-Handlung, in einen paradoxen Zusammenhang gebracht sind. Auch die im »Berlinischen Taschen-Kalender« erstmalig erscheinenden Erzählungen sind immer noch voll Spuk, Magie und Zauberei, alles Elemente, welche die literarische Kritik bereits abzulehnen beginnt, die das breite Publikum dagegen ebenso unheimlich wie anziehend dünken. Über die Gründe von Hoffmanns Beliebtheit schreibt später ein jüngerer Zeitgenosse: »... alles las ihn des Vergnügens und der Verdauung wegen; niemand bedauerte ihn, niemand ahnte die tränenwerte Kluft, die zwischen dem enthusiasmierten Schriftsteller und dem ausgetrockneten Leser oder der gemütlichen Leserin lag, die sich doch auch einmal ›grauen‹ wollten«[186]. In all der phantastischen Verkleidung verbirgt sich indes ein durchaus realer Kern. Wie wirklichkeitsnah ist doch in der »Brautwahl« (Berlinischer Taschen-Kalender 1820, Seite 1-128) das altberliner Milieu gezeichnet. Hier wird die Atmosphäre der Weinstuben spürbar, dieser geselligen Treffpunkte der Bürger- und Künstlerschaft, die der alte Zecher ja aus eigener Anschauung gut genug kennt. Zielsicher trifft sein Spott nicht nur die Überheblichkeit subalterner Beamtennaturen, sondern auch die deutsche Titelsucht und die Vorliebe für hochtrabende Namen. Er macht sich über die »Thee- und Vorlese-Empfindsamkeit« der Damenwelt lustig, über ihr Bestreben, »von Kindlichkeit, poetischem Gemüth, Lebenstiefe u. a. auf die artigste Weise melodisch lispelnd« (Seite 45) zu schwätzen und Verse bekannter Schriftsteller, etwa Fouqués, gefühlvoll, wenn möglich gemeinsam mit dem Liebsten, zu rezitieren. Köstlich lebendig, halb bewundernd, halb spottend, führt er dem Leser den Idealtyp eines Berliner Frauenzimmerchens vor Augen, wobei ihm keine der liebenswürdigen Schwächen entgeht. »Jeder der die Demoiselle Albertine Voßwinkel kennt, weiß, daß sie ... die Jugend, Schönheit und Anmuth selbst ist, daß sie sich, wie die Berliner Mädchen überhaupt, nach der besten Mode sehr geschmackvoll zu kleiden weiß, daß sie in der Zelterschen Akademie singt, von Herrn Lauska Unterricht auf dem Fortepiano erhält, in den niedlichsten Sprüngen der Mademois. Lemiere nachtanzt, schon eine schön gestickte Tulpe nebst diversen Vergißmeinnicht und Veilchen zur Kunstausstellung geliefert hat, und, von Natur heiteren aufgeweckten Temperaments, doch zumal beim Thee genügende Empfindsamkeit an den Tag legen kann. Jeder weiß auch endlich, daß sie mit niedlicher, sauberer Perlschrift Gedichte und Sentenzen, die ihr in Göthe's, Jean Paul's und anderer geistreicher Männer und Frauen Schriften vorzüglich wohl gefallen, in ein Büchlein mit einem goldverzierten Maroquindeckel einträgt, und das Mir und Mich, Sie und Ihnen, niemals verwechselt.« Ebenso anschaulich weiß Hoffmann die Sucht der Zeit nach Horoskopen und nigromantischen Büchern darzustellen, wie leicht man geneigt ist, in einem kauzigen, vom gewohnten Mittelmaß abweichenden Menschen einen Taschenspieler, Zauberer oder gar den sagenumwitterten Ahasverus selbst vor sich zu sehen. Wenn Hoffmann gängige Kunsttheorien ironisiert, gilt dies kaum weniger der zeitgenössischen Poesie als der Malerei. In dem Gespräch, das Leonhart mit dem jungen Künstler Eduard führt, läßt er den Goldschmied sagen: »... jeder Maler, sei er Landschafter oder Historikus, muß zugleich ein Dichter sein, denn Gemälde sind Gedichte mit dem Pinsel ausgeführt.« Er warnt vor der Allegorie, »dem ärmlichsten, unkünstlerischsten Theil der Malerei. Hüten sie sich vor den Nebeln und Schwebeln! – Sie verfertigen bisweilen miserable Sonnette, und gefallen sich darin, seltsame Arabesken und Grotesken zusammen zu stoppeln, und schwatzen von Ahnung und Sehnsucht und Lebenstiefe, die in den abgeschmackten Zerrbildern liegen soll.« (Seite 32f.) – Ist damit nicht zugleich auch dem poetischen Stil eines Fouqué und der Pseudoromantiker das Urteil gesprochen? – Die unplastische Kunst der Nazarener wird von ihm abgelehnt: »Laß ab von aller modischen Überspanntheit und gieb dich ganz hin dem ernsten Studium. Ich rühm' es, daß Du nach der Würde und Einfachheit der alten deutschen Maler trachtest... Es gehört wohl ein tiefes Gemüth eine Seelenkraft, die der Erschlaffung der modernen Kunst zu widerstehen vermag, dazu, ganz aufzufassen den wahren Geist der alten deutschen Meister, ganz einzudringen in den Sinn ihrer Gebilde... Aber jetzt meinen die jungen Leute, wo sie irgend ein biblisches Bild mit klapperdürren Figuren, ellenlangen Gesichtern, steifen eckigen Gewändern und falscher Perspektive zusammen stoppeln, sie hätten gemalt in der Manier der alten deutschen hohen Meister.« Eine Anekdote aus dem Alltagsleben bekräftigt die vorgetragenen Ansichten: »Solche geistestodte Nachähmler mögen dem Bauernjungen zu vergleichen sein, der in der Kirche bei dem Vater-Unser den Hut vor die Nase hielt, ohne es auswendig beten zu können, angebend, wisse er auch das Gebet nicht, so kenne er doch die Melodie davon.« (Seite 35f.) Unerschöpflich sprudeln Hoffmanns Einfälle und originelle Vergleiche, wenn es ihm darum geht, zeitgenössische Übertreibungen festzunageln. So karikiert er in den »Irrungen. Fragment aus dem Leben eines Fantasten« (ebd. 1821, Seite 191-262) den überspannten Griechenenthusiasmus seiner Zeitgenossen, der sich in Nachahmung neugriechischer Kleidung und Gebräuche gefällt, italienische Kunstlieder für griechische Volksweisen hält und überhaupt einen ganz unsinnigen Kult mit allem treibt, was sich ausländisch gibt. Zugleich mit der Beschreibung des Toillentenputzes adeliger Kreise glossiert er die herrschende Herrenmode, die meist schwarze Oberkleidung, »nach der Form der Flügel und des Schweifs der Bachstelze zugeschnitten« (Seite 206), die Haar- und Barttracht, die hohen Halsbinden und die Kopfbedeckung, »die aus einer cylinderförmigen Mütze aus steifem Filz mit einem Rand besteht, Hut genannt.« Solche Seitenhiebe auf die kleinen Eitelheiten und Narrheiten seiner Mitmenschen sind nicht nur kulturhistorisch interessant, sondern auch amüsant zu lesen. Meist übergangslos erfolgt dann die Umschaltung vom realen Bereich zum irrealen. In diesen Erzählungen aus seiner Spätzeit hält Hoffmann jedoch für das Dazwischentreten außerordentlicher Gestalten, für plötzliche Einwirkungen übernatürlicher Kräfte, die sich in Verwandlungen und son-

[185] Vgl. P. Weiglin, a.a.O. S. 112.

[186] H. Marggraff, a.a.O. nach G. Hermann a.a.O. S. 259.

stigem Zauberwerk kundtun, immer auch eine ganz natürliche Erklärung bereit, etwa Sinnesverwirrung durch überreizte Liebessehnsucht oder starken Alkoholgenuß, Traumvorstellungen, Schlafbefangenheit und ähnliches mehr. Die romantische Ironie ist ihm das Mittel, den Leser unversehens wieder auf den Boden der Wirklichkeit zu setzen. Mit seinem lebendigen Witz und der wachen Beobachtungsgabe schafft er den Ansatz zur Überwindung der Romantik, die dann am Ende des Biedermeier in einen neuen Realismus mündet.

Ein Jahr vor E. T. A. Hoffmanns Tod tritt Tieck, der sich in Dresden niedergelassen hat, aufs neue als Novellist hervor. Sein reiches Novellenschaffen, das nun zwei Jahrzehnte lang hauptsächlich in den schöngeistigen Taschenbüchern veröffentlicht wird und besonders eindringlich auf das Junge Deutschland wirkt, haben wir im Verlauf unserer Arbeit wiederholt mit ausführlichen Proben zu Worte kommen lassen. Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die Gepflogenheit Hoffmanns, seinen Zeitgenossen des öfteren einen Spiegel vorzuhalten, bei Tieck vorherrschend wird. Ihm eignet weder Hoffmanns bizarre Sprunghaftigkeit, noch steht ihm dessen skurriler Humor zu Gebote. Die realistischen Ansätze im Spätwerk Hoffmanns aber finden durch Tieck ihre Ausweitung. Seit Beginn der zwanziger Jahre läßt auch er seine Wunder inmitten des Lebens geschehen und ist sich der Neuerung durchaus bewußt, wie ein Brief von 1822 an seinen Bruder Friedrich nachweist: »Ich bilde mir ein, eigentlich unter uns diese Dichtkunst erst aufzubringen, indem ich das Wunderbare immer in die sonst alltäglichen Umstände und Verhältnisse lege«[187]. In Tiecks Versuch, das Wesen der Novelle neu zu bestimmen, erhält diese Hinneigung zum Realismus ihre Festigung auch im Theoretischen: »... so kann die Novelle zuweilen auf ihrem Standpunkt die Widersprüche des Lebens lösen, die Launen des Schicksals erklären, den Wahnsinn der Leidenschaft verspotten, und manche Rätsel des Herzens, der Menschentorheit in ihre künstlichen Gewebe hineinblicken, daß der lichter gewordene Blick auch hier im Lachen oder in Wehmut, das Menschliche, und im Verwerflichen eine höhere ausgleichende Wahrheit erkennt«[188]. So bahnt sich eine Synthese zwischen Romantik und Realismus an, die für den biedermeierlichen Stil charakteristisch ist. Tiecks novellistische Taschenbuchbeiträge der letzten Schaffensperiode bergen einen reichen Schatz an Rohstoffen für die Ergründung der Epoche. Sein künstlerisches Ziel, das immer etwas Lehrhaftes hat, wie er es in seiner Definition der Novellenform selbst fordert, erfolgt aus einer Lebensphilosophie, die in erster Linie gesetzt und in bürgerlichen Anschauungen verankert ist. Es fehlen erregende Spannungen, große Konflikte, es sei denn, daß sie in Träumen und Phantasien vorkommen. Fast durchweg finden die Handelnden den Weg zurück zum heimatlichen Herd, wo ihnen ein bescheidenes Glück blüht[189]. Da es Tieck vor allem darum geht, den höchsten und edelsten Bestrebungen des Bürgertums im Kampf gegen die Niedertracht, Halbbildung und geistige Überheblichkeit Geltung zu verschaffen, kann sich das eigentlich novellistische Geschehen oft nur am Rande entfalten. Reflexionen, theoretische Erörterungen und insbesondere Gespräche über thematisch fernliegende Dinge belasten die formale Seite in einem Maße, daß in diesen Novellen das »Unerhörte« im Sinne der Goetheschen Begriffsbestimmung fast völlig aufgehoben erscheint.

Unabhängig von der Novellentheorie und -dichtung des späten Tieck, doch gleichfalls mit der Wendung zum Wirklichen, sind die epischen Prosaarbeiten Schefers, Mörikes und Grillparzers gestaltet. Leopold Schefer, dem wir immer wieder in den schöngeistigen Taschenbüchern des Biedermeier begegnen, rühmt ein Rezensent am Ausgang der Epoche nach, er stehe »als Novellendichter einzig da«, er habe »Niemand nachgeahmt, man müßte denn seine Verwandtschaft mit Jean Paul, die sich aber auch nur in einzelnen Zügen erkennen läßt (insbesondere in der Wortbildung[190]), als Nachahmung bezeichnen. Er wird aber auch nie einen Nachahmer haben, weil dazu eine Innerlichkeit des Gefühls und der Anschauung gehört, die in unserer Zeit immer seltener zu werden scheint«[191]. Den Novellenbeiträgen der drei Autoren ist noch die motivische Verbundenheit mit der Romantik gemeinsam. Sie zeigt sich in der von Schefer bevorzugten Darstellung des Künstlertums (z. B. »Der Kuß des Engels«, Aglaja 1826, Seite 3-54; »Künstlerneid«, Helena 1838) sowie seiner Vorliebe für das Geschichtliche (»Der arme Dschem«, Helena 1839, etc.). Mörikes »Schatz« (Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten 1836) nimmt die Form des seit E. T. A. Hoffmanns »Goldenem Topf« bekannten Novellenmärchens – allerdings in wesentlich nüchternerem Ton – wieder auf[192]. Im »Armen Spielmann« (Iris 1848) bildet abermals das romantische Motiv der künstlerischen Inspiration – hier der musikalischen – den Kern der Gestaltung. Wie bei Schefer, freilich auf einer höheren Ebene, und weit stärker als bei Mörike sind die Probleme des Alltags in diese Novelle Grillparzers miteinbezogen. Inmitten eines bunten Volksfestgetümmels wird dem Leser der alte Geiger in seiner ganzen hilflosen Dürftigkeit gezeigt. Realistisch ist die Schilderung der Jugend des Helden, der in einem reichen, aber lieblosen Vaterhaus aufwächst, realistisch die Darstellung seiner Schwäche und inneren Verzagtheit, die ihn den nüchternen Anforderungen des Lebens gegenüber versagen läßt, solange es um die Selbstbehauptung geht. Da sich auch Barbara, die Krämerstochter, von dem Verarmten abwendet, bleibt ihm als einzige Zuflucht sein unzulängliches Spiel auf der Geige. Daraus schöpft er Kraft und den Gleichmut, die äußerste Armut zu ertragen; es bewahrt ihm die Liebe zu seinen Mitmenschen. Selbst bedürfnislos geworden, setzt er seine Gesundheit für die Rettung fremden Gutes aufs Spiel. So endet ein Leben, dessen Sinnerfülltheit vom Dichter in einem durchaus als Wirklichkeit geltenden Sein gestaltet ist[193].

[187] Nach E. H. Zeydel, Ludwig Tieck und das Biedermeier. (German. Roman. Monatsschr. Jg. 26, 1938. S. 356.)

[188] L. Tieck, Schriften. Bd. 11. S. 89, nach E. H. Zeydel, a. a. O. S. 357.

[189] Vgl. E. H. Zeydel, a. a. O. S. 355f.

[190] Z. B. »Purpurwolken-Hallen«, »Gold- und Rosen-Himmel«, aus »Abschied von Griechenland« (Wendts Musenalm. 1831, S. 302f.)

[191] Literatur- u. Kunstbericht. Jg. 1846, a. a. O. S. 56.

[192] Vgl. J. Kunz, Geschichte der dt. Novelle vom 18. Jh. bis auf die Gegenwart. (Dt. Philologie im Aufriß. Hrsg. W. Stammler. Bd. 2. Berlin 1954. Sp. 1787.)

[193] Vgl. W. Bietak, a. a. O. S. 209.

Während es sich in den meisten Novellenbeiträgen des biedermeierlichen Tieck, Alexis (z. B. »Collaborator Liborius«, »Der Prätendent«, Urania 1827 und 1841), auch Schefers (vgl. »Der Bauchredner«, Berlin. Taschenbuch 1829, Seite 219-354; »Das große deutsche Musikfest«, Helena 1837) und der jungdeutsch gerichteten Taschenbuchmitarbeiter um eine unmittelbare Gegenwartsnähe handelt, die besonders durch die Aussprache über aktuelle Fragen erzielt wird, trifft der Realitätsgehalt der Arbeiten Stifters tiefere, grundsätzlichere Bereiche des Seins. Hier wird der Versuch unternommen, die tragische Spannung zwischen Wirklichkeit und Ideal auszugleichen, vor allem durch das Hinführen zur Natur, als der vorzüglichsten Stätte der Bescheidung und des maßvoll geordneten Zusammenhangs[194].

Stifters Beiträge, die auch quantitativ ins Gewicht fallen, bilden einen Höhepunkt der epischen Taschenbuchprosa des Biedermeier. Deshalb muß hier etwas ausführlicher auf sie eingegangen werden, um so mehr, da ja diese Erstdrucke sich nicht unwesentlich von den späteren Fassungen unterscheiden.

Der Frühstufe Stifterscher Erzählkunst gehören Naturstimmungen an, wie wir sie in der romantischen Schaffensperiode Tiecks vorgebildet finden. Man denke etwa an die Schilderung des Mädchens Bertha im »Blonden Eckbert« aus dem ersten Band des »Phantasus«[195]: »Als wir heraustraten, ging die Sonne gerade unter, und ich werde den Anblick und die Empfindungen dieses Abends nie vergessen. In das sanfteste Roth und Gold war alles verschmolzen. Die Bäume standen mit ihren Wipfeln in der Abendröthe, und über den Feldern lag der erquickende Schein; die Wälder und die Blätter der Bäume standen still; der reine Himmel sah aus, wie ein aufgeschlossenes Paradies; und das Rieseln der Quellen, und von Zeit zu Zeit das Flüstern der Bäume tönte durch die heitere Stille, wie in wehmüthiger Freude.« Von hier zu verwandten Stellen in den ersten Almanachbeiträgen Stifters ist es nicht weit. In dem Schreiben an Heckenast, welches das zu spät eingesandte Manuskript des »Hochwalds« (Iris 1842) begleitet, weist der Sechsunddreißigjährige selbst ausdrücklich auf sein Vorbild hin: »... denn das weiß ich mit Gewißheit, daß diese Dichtung innig und warm ist, und warme Herzen ergreifen muß, und das weiß ich auch, daß keiner außer Tieck sie schreiben kann...«[196]. Romantischen und insbesondere Jean Paulschen Erzählstil verrät die Frühfassung der »Feldblumen« (Iris 1841) mit ihrem noch nicht gedämpften lyrischen Überschwang, den noch unbeschnittenen Satzgebilden wie »... hingegen ich danke Gott, daß mein Gegenstand so unermeßlich angehäuft ist, in Wolkenhimmeln, Gebirgen, Schlünden, Abgründen – und da erst recht – auf Höhen, im Sternenhimmel, in Gesichtern und Herzen der Menschen, in der Weltgeschichte, im Universum...« (ebd. Seite 227) oder »... aber statt Himmels- hole ich zum öftesten Fegefeuer-Züge, und er blos Blähungen, der Arme« (ebd. Seite 228). Hier stehen auch noch die Noten zu einzelnen Kapiteln nach Art der Randbemerkungen Jean Pauls. Die häufige Erwähnung dieses Dichters wird dann in den »Studien«-Fassungen weggelassen, bis auf jene, da Lucie beim Vorlesen ihre ergriffene junge Schwester belehrt: »... siehst Du, welche Gewalt die Worte eines Menschen haben können, und der, welcher diese Worte sagte, und noch andere ungeheure (später »schöne«), die in diesem Buche stehen, war ein einfältiger Pfarrerssohn aus Baiern, der Jahre lang ungekannt war, und nichts hatte, als sein eigenes unerschöpfliches Herz, das nun auf die entferntesten Menschen und auf die entferntesten Länder wirkt, wie Predigten der Apostel und Propheten« (ebd. Seite 316). Wie in den musikalischen Novellen E. T. A. Hoffmanns bildet die dämonische Macht der Musik das Leitmotiv der »Schwestern« (Iris 1846). Aber schon in dieser ersten Fassung, deren Schwerpunkt noch durchaus in der Gestalt Camillas ruht, vollzieht Stifter am Schluß (ebd. Seite 444) die Wendung vom Absoluten zum Bedingten, von der Bezauberung durch die Kunst zur gesunden Kraft der Erde, wie sie im Wesen Marias verkörpert erscheint.

Neben den romantischen Elementen in Stifters früher Prosa, dem Superlativischen, Eruptiven und Emotionellen, das sich vor allem in der sprachlichen Form bemerkbar macht, um fortschreitend einem ruhiger fließenden, gelasseneren, immer epischeren Erzählungsstil Raum zu geben, sehen wir bei ihm auch die aus dem 18. Jahrhundert überkommene Erbschaft wirksam. Seine Vorliebe für altgriechische Bauformen, antike Kunstgegenstände und ihnen nachgebildete Geräte sowie für die griechisch-römischen Schriftsteller (vgl. z. B. »Feldblumen«, Iris 1841, Seite 237ff.) entspricht der Pflege des antiken Bildungsgutes durch die deutschen Klassiker. Schon in den »Feldblumen«, Stifters erster Taschenbuchnovelle, wird der Wertschätzung Goethes Ausdruck gegeben mit Zitaten aus dessen Jugendlyrik; desgleichen weisen die im Eingang angestellten Betrachtungen über das Naturgesetz der chemischen Affinität auf die »Wahlverwandtschaften« zurück. Im Abschiedsgespräch zwischen Oheim und Neffen (»Der Hagestolz«, Iris 1845, Seite 378f.) knüpft Stifter an das Humanitätsideal der deutschen Klassik an, das in der Ausbildung der Persönlichkeit gipfelt. »Jeder ist um sein selbst willen da«, läßt er den Greis zu Victor sagen, »aber nur dann ist er für sich da, wenn alle seine prachtvollen Kräfte spielen, wenn seine Lebenswogen im höchsten Bogen gehen und er dieses Leben austrinkt bis zum Grunde. Und wenn er so weise ist, seinen Kräften allen, großen oder kleinen, nur allen, diesen Spielraum zu erringen, dann ist er auch für Andere am besten da... Ja die begeisterte Hingabe für Andere, selbst in den Tod, ist am Ende nichts anderes, als das höchste, freudigste Aufplazen der eigenen Lebensblume« (ebd. Seite 384f.). In den Jahren der Arbeit an seiner ersten großen Novellensammlung – neun Stücke derselben erscheinen in den Taschenbüchern des letzten Biedermeierjahrzehnts im Erstdruck – liest Stifter die »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit«. Hier findet er u. a. ausgesprochen, daß sich die Bestimmung des Einzelnen im Staatsdienst in der Regel nicht erfüllen kann, »daß er Gesundheit und Seelenkräfte, das Glück seines Hauses und Herzens nicht vom Staate, sondern von sich selbst erringe und erhalte. Vater und Mutter, Mann und Weib, Kind und Bruder, Freund und Mensch – das sind Verhältnisse der Natur, durch die wir glücklich werden; was der Staat uns geben kann, sind Kunstwerkzeuge, leider aber kann er uns etwas weit Wesent-

[194] Vgl. J. Kunz, a.a. O. Sp. 1793.

[195] Wieder abgedruckt in der Urania, Jg. 1823, S. 136f.

[196] Nach O. Jungmair, a.a. O. S. 72f.

licheres, uns selbst, rauben«[197]. Die gleiche Belehrung erteilt der Hagestolz seinem jungen Neffen. Herders »Ideen« klären und vertiefen Stifters Bild von der in Natur und Menschheitsgeschichte waltenden Gesetzmäßigkeit, und sie rechtfertigen ihm sein dichterisches Schaffen. Die Leitsätze des ersten Kapitels, das von der kosmischen Ordnung handelt, schlagen in seinem Werk Wurzel und bilden fortan das sinnmächtige Gewebe seiner Novellenkunst.

Auch Stifter wird von dem Grundgedanken der Herderschen »Geschichtsphilosophie« geleitet, der an die fortschreitende Vervollkommnung der Menschheit mit Hilfe der zwei großen Bildungskräfte, Natur und Kultur, glaubt. Von dieser Überzeugung war schon das Aufklärungszeitalter ausgegangen, freilich ohne Herders umfassendes Wissen und seine Fähigkeit der Zusammenschau; in diesem Glauben hatte Rousseau seine Naturlehre entwickelt, die dem jungen Stifter durch das Medium der Jean Paulschen Naturschwärmerei[198] nahe gebracht worden war. Stellt Stifter vor allem im »Hochwald« dem Leser die Großartigkeit der Natur vor Augen, in deren schweigsamer Unberührtheit der einzelne kaum mehr zählt, als das Laub der Bäume oder die umherliegenden Stücke Gesteins, so zeigt er in den Novellen »Brigitta« (Wiener Gedenke mein 1844), »Abdias« (Österreichischer Novellen-Almanach 1843) und »Schwestern« (Iris 1846) den Menschen wirkend im Verein mit der Natur, als Gutsherrn, Landwirt und Gärtner, im größeren oder kleineren Kreise umsichtig waltend, ein Vorbild seiner Umgebung, wenn er das Land urbar macht, bestellt und pflegsam fördert. Wie Candide nach einer Unsumme von Leiden, einer Fülle schlechter Erfahrungen, die ihm zuteil geworden, am Ende die Worte ausspricht: »... wir müssen unsern Garten bebauen«[199], läßt auch Stifter – allerdings ohne die tendenziösen Absichten Voltaires – seine Helden aus tragischer Gefährdung Zuflucht suchen bei der Natur. Wo vordem nur Steppe, Heide, Karst war, wird dem Boden in geduldigen Mühen Fruchtbarkeit und Gedeihen abgerungen. Die heilenden Kräfte, die aus dieser Tätigkeit dem eigenen Leben erwachsen, füllen es mit neuer Sinnhaftigkeit, der tragisches Übermaß fern ist. Abdias freilich ist eine dauernde Befriedung nicht gegönnt, auch nicht in dem stillen Bergtal, wohin er seinen Schatz, das Kind, aus der afrikanischen Wüstenstadt rettet. Die gleiche Naturkraft, die Ditha das Augenlicht und damit eigentlich erst das Leben schenkt, setzt diesem in ebenso unbegreiflicher Fügung ein Ende. Der Vater, der einst alle Güter des Lebens genossen und ihren Verlust verwunden hat, kann diesen Schlag des Schicksals nicht mehr tragen. Sein Lebensabend verdämmert im Wahnsinn, wie der des Grafen Prokopus (»Prokopus«, Iris 1848) im Schmerz einer unerfüllten Liebe. Durch den Anspruch beider Gatten auf Absolutheit, die eine »Einigung der Herzen« (ebd. Seite 32) unmöglich macht, bleibt ihrer Ehe die innere Harmonie versagt.

Indem Stifter dem Problem der Familie eine entscheidende Bedeutung beimißt, erweist es sich eins mit dem Biedermeier. Schon auf dieser Frühstufe seines Schaffens, wie es uns in den Taschenbuchfassungen der Novellen entgegentritt, kommen Liebe und Ehe in vielfältiger Weise zur Darstellung. Der Dichter weiß um ihre Beglückung – die reine Liebe Heinrichs und Annas mündet in eine sinnvolle Lebensgemeinschaft (»Die Narrenburg«, Iris 1843) – um die Heiligkeit und Gesetzlichkeit von Liebe und Ehe (»Das alte Siegel«, Österreichischer Novellen-Almanach 1844), um die tragische Entfremdung in der Ehe (»Brigitta«, »Prokopus«). Sein innigstes Denken und Dichten kreist um das Kind, das als Frucht der Liebe der Ehe Erfüllung gibt und den Sinn des Lebens wahrhaft vollendet: »... wenn ein uralter Mann auf dem Hügel seiner Thaten steht, was nützt es ihm wenn er kein Dasein geschaffen hat, das nach ihm noch dauert? Stehen Söhne, Enkel, Urenkel, um ihn, dann ist er tausend Jahre alt; er legt sich freudig müde hin, und sein anderes Leben deckt einen Theil der Erde fort, ja man weiß es nicht einmal, wenn er ein wenig seitwärts ging und nicht mehr kam.« – (»Der Hagestolz«, Iris 1845, Seite 385.) Gleich der Natur, der Pflanze, trägt das Kind den Sinn des Lebens unbewußt in sich; es ist dem Zustand des reinen Seins am nächsten. Jede Maßlosigkeit idealen Strebens, jede einsichtige Leidenschaftlichkeit der Hingabe an die Wirklichkeit des Lebens[200] ruht noch im Schoß der Zeit. So lehrt die Liebe zum Kind wie die Beschäftigung mit der Natur die Demut vor dem Bedingten, dem Kleinen, Unscheinbaren, Sich-erst-Entwickelnden, das aber zugleich den Sinn des Ganzen, des Ewigen offenbart: »Zu einem der ersten, vielleicht zu dem allerersten Rechte und zu der holdesten Pflicht des Menschen gehört es, Kinder zu haben; darum hat Gott die beiden Geschlechter mit solcher Freude an einander gebunden, außer der es nichts freudenreicheres gibt, wenn nicht das Gefühl der Eltern noch süßer sein mag, und die Pflicht derselben noch mehr in das Herz gewachsen; denn wir sehen ja die rohesten Menschen, wenn sie Kinder bekommen haben, alles andere in dieser Welt bei Seite setzen, und den Kindern dienen – ja in der Gefahr das eigene Leben dahin werfen, um das der Kinder zu retten, so herzlich und allmächtig ist der Trieb, daß das junge Leben fortlebe und das alte vergehe, das junges hervor gerufen und seinen Zweck erfüllt habe. Darum ist die Welt so schön, daß sie jeder neu geputzt finde, und wenn er lebt, nicht anders meine, als das ganze Leben beginne überhaupt erst jetzt. Und wenn er alt wird, will er Kinder, in deren Aufblühen und Anfangen er auch aufblüht und anfängt – das Leben beginnt er wieder neu, wenn es ihm unbewußt aufhört und er stirbt«. (»Der Waldgänger«, Iris 1847, Seite 97.) Diesen höchsten und letzten Sinn des Lebens zu erfüllen – »ein ganzer Mensch« zu sein, nach der Einsicht Coronas (ebd.) – liegt jedoch nicht in der Hand des einzelnen. Wer eine sinnerfüllte Ehe allein dieses Wunsches wegen auflöst und eine neue eingeht, macht sich schuldig. Georg, der dies tut, muß in seinem Schicksal das harte Lebensgesetz erfahren, daß es die Kinder, sobald sie erwachsen sind, von den Eltern forttreibt ins Leben; einsam bleibt er zurück (ebd. Seite 111). Aus persönlichstem Wissen um die Schmerzlichkeit des Verzichts tritt Stifter für die sinnvolle Resignation ein: »Die zwei Menschen ... hätten die Kinderfreude opfernd, sich an der Wärme ihrer Herzen haltend, Glück geben und Glück nehmen sollen bis an das Grab, und

[197] Nach A. Stifter, Studien, a.a.O. S. 1186, Nachwort.

[198] Vgl. B. Emrich, Jean Pauls Wirkung im Biedermeier. Diss. Tübingen 1948. S. 370.

[199] Voltaire, Candide. Wiesbaden 1946. S. 160.

[200] Vgl. W. Bietak, a.a.O. S. 250f.

wenn sie zu Gott gekommen wären, hätten sie sagen sollen: ›Wir können keine Kinder als Opfer mitbringen, aber Herzen, die du uns gegeben, die sich nicht zu trennen vermochten, und die ihr Weniges, was ihnen geblieben, mit hierher bringen, ihre Liebe und Treue bis zu dem Tode‹.« (Ebd. Seite 112.) Schon im »Beschriebenen Tännling« (Rheinisches Taschenbuch 1846) waltet Entsagung. Hannes, der Holzknecht, den die Eifersucht beinahe zum Mörder werden läßt, verzichtet auf Rache und wendet alle Liebeskraft seines guten, einfältigen Herzens an die drei verwaisten Kinder der Schwester, denen er Vater und Mutter ersetzt.

Während in der »Narrenburg« so viel Spannendes und Erregendes, Unheimliches und Tragisches zusammenfließen wie in keiner der anderen Taschenbucherzählungen Stifters, wird hier der Übergang zur reinen Epik vollzogen: das Zuständliche gewinnt gegenüber dem Handlungsgeschehen, die Beschreibung gegen den Bericht entscheidende Bedeutung. In der besonders dieser Novelle[201] eigenen Symbolträchtigkeit, in der Ausgewogenheit zwischen dinglicher Fülle und idealisierender Stilisierung, zeigt sich bereits die Meisterschaft der künstlerischen Gestaltung an, die dann die endgültige Ausgabe in den »Studien« auszeichnet. Wie im »Hochwald«, in der »Narrenburg«, im »Waldgänger«, »Prokopus« und in den »Pechbrennern« spielt sich der novellistische Vorgang in der heimatlichen Böhmerwaldlandschaft ab. Das letztgenannte, in Herloßsohns »Vergißmeinnicht« für 1849 veröffentlichte Stück, das nach seiner Umarbeitung als »Granit« in die »Bunten Steine« eingereiht wird, gehört schon einer neuen Entwicklungsstufe in Stifters Schaffen an. Aus stammhaften und landschaftlichen Energien schöpfend, entfernt sich seine Erzählungskunst immer weiter von der Modepoesie, in der er herangewachsen ist.

Die Urfassungen der Novellen, wie sie in den biedermeierlichen Taschenbüchern vorliegen, sind Zeugnisse eines Reifeprozesses, der aus oft sprunghafter und plastischer Bewegtheit, aus frischer Unmittelbarkeit und noch durch kein vorsichtiges Abwägen gebändigter Leidenschaftlichkeit[202] in immer größere epische Gelassenheit und Dichte mündet. Indem der Einzelfall einer »sich ereigneten unerhörten Begebenheit« (Goethe) stetig mehr zugunsten des Allgemeinen eingegrenzt wird, nähert sich die Novelle der Romanform. An die Stelle des romantisch Unbedingten tritt die gesetzmäßige Bedingtheit des Ganzen. Der Ausgleich von Ideal und Wirklichkeit im reinen Sein erscheint erreichbar durch Eingliederung des Individuums in die Gemeinschaft und das ewig Gültige der Natur.

Wie in der Lyrik wird auch in den epischen Prosabeiträgen, die ein bestimmtes Thema von verschiedenen Seiten beleuchten (z. B. L. Schefer »Unglückliche Liebe«, Penelope 1833, Seite 261-367; ders. »Künstlerneid«, Helena 1838) die Form des Zyklus verwendet. Vor allem aber pflegt man auch in den Biedermeiertaschenbüchern die Technik der Rahmenerzählung. Sie bietet dem späten Tieck und jenen, die in seinen Spuren gehen, die Möglichkeit zu reflektierender Erörterung der Kernnovelle, verfolgt somit vorwiegend pädagogische und satirische Zwecke. Bei Stifter ist gleichfalls die erzieherische Absicht unverkennbar; sie wird aber dichterisch hineinverarbeitet, ohne polemisierend das Kunstwerk zu stören. Die Rahmenhandlung weiß jeweils das Besondere der Novelle auf die Norm zu beziehen; nicht das Ereignis des Novellengeschehens, sondern die Ordnung und die Sphäre des Zuständlichen[203] sind bestimmend (vgl. »Die Narrenburg«, »Die Pechbrenner«). Die Neigung zu dämonischer Isolierung, wie sie die romantische Novelle kennzeichnet, wird so überwunden zugunsten des ordnenden Ausgleichs und der Bescheidung im Begrenzten.

B. Motivwelt

Auch die Stoff- und Motivwahl in den Beiträgen der schöngeistigen Almanache und Taschenbücher spiegelt getreulich die von der Dichtung des Biedermeier bevorzugten Themen wieder.

Als eine Art Ersatz für die bald nach den Befreiungskriegen behördlich unterdrückte politische Dichtung erweist sich in den zwanziger Jahren die vor allem in der Lyrik zum Ausdruck kommende Griechenbegeisterung (vgl. z. B. Rheinisch-westfälischer Musenalmanach 1822, Seite 173 ff.; E. T. A. Hoffmann »Irrungen«, Berlinischer Taschenkalender 1821). Sie wird zu Beginn der dreißiger Jahre von dem Mitgefühl für die polnischen Aufständischen abgelöst, das, vermischt mit Bewunderung, u. a. im Weidmannschen Musenalmanach seinen Niederschlag findet (Chamisso, ebd. 1832; Holtei, 1833, Seite 88f.; W. Menzel und J. Kerner 1834; Wackernagel »Noch ist Polen nicht verloren« ebd. Seite 387) und lange nachwirkt (A. Grün »Lubomirski«, Deutscher Musenalmanach 1835; Gaudy »Freie Bearbeitungen aus dem Polnischen des Adam Mickiewicz«, ebd. 1837; ders. »Des Sapieha Rache« ebd. 1839; Emerentius Scävola »Der Zögling der Revolution«, Helena 1840, etc.).

Von der politischen Verstimmung der Zeit wendet sich das literarische Interesse in steigendem Maße dem Ausland zu, insbesondere Amerika, dem alle eigenen ungestillten Freiheitswünsche gelten. Ein so weitverbreitetes Jahresbüchlein wie »Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen« bringt z. B. in den Jahrgängen für 1820 und 1821 vier bzw. drei historische amerikanische Landschaften in Kupferstich, z. T. mit ausführlicher Beschreibung; darunter den »Berg Vernon in Vernon in Virginien, Sitz des großen Georg Washington, Befehlshaber der Armeen der V. Staaten im Revol. Kriege« und »Philadelphia, von dem großen Baum zu Kingston wo Penn den großen Tractat mit den Indianern schloß« (ebd. 1821). Der um 1825 niedergeschriebene Stoßseufzer Goethes: »Amerika, du hast es besser, / Als unser Kontinent, das alte...« wird im Wendtschen Musenalmanach für 1831 veröffentlicht. Eine Reihe von Versbeiträgen in den »Kränzen« (1834) bekundet den Amerikaenthusiasmus westfälischer Almanachmitarbeiter. Auf die ernste Seite des Problems weisen u. a. Freiligrath (»Die Auswanderer«, Gunloda 1832; ders. »Der Tod des Führers«, Deutscher Musenalmanach 1836) und Anastasius Grün hin. Letzterer setzt Lenaus im Frühjahr 1832 angestimmtem Hymnus auf die »neue ..., freie Welt, / An deren blütenreichen Strand / Die Flut der Tyrannei

---

[201] Hierzu M. Ludwig, Stifter als Realist. Untersuchungen über die Gegenständlichkeit im »Beschriebenen Tännling«. Diss. Basel 1948.

[202] Vgl. H. Vetterlein, a.a.O. S. 564.

[203] Vgl. J. Kunz, a.a.O. Sp. 1801.

zerschellt...« (»Abschied«)[204] seine mahnenden Worte an einen politisch Enttäuschten entgegen: »Weiche nicht von uns, o Jüngling! Laß uns all' in festen Reihn, / Hand in Hand und Herz am Herzen, stehn, ein Wall von Marmelstein! –« Die Gefahr der Entfremdung droht; sie kann sich bei der Rückkehr in die Heimat, »... deren Leiden du nicht littst, / Deren Losung du vergessen, deren Kämpfe du nicht strittst, / Deren Banner du nicht schirmtest, deren Reih'n du miedest längst...« (»Einem auswandernden Freunde«, Lenaus Frühlingsalmanach 1836, 1844 in die 3. Auflage der »Spaziergänge« aufgenommen) bitter auswirken.

Aus der Flucht vor den politisch unerfüllten Hoffnungen und jener von der Romantik geweckten Sehnsucht nach den Wundern der Ferne erwächst die Vorliebe für das exotische Motiv. Einige der besten episch-lyrischen Arbeiten dieser Stoffgruppe erscheinen als Erstdrucke im Weidmannschen Musenalmanach (Chamisso »Salas y Gomez«, Jahrgang 1830; Freiligrath »Gesicht des Reisenden«, ebd. 1836; Lenau »Mischka«, ebd. Seite 385f.; Rückert »Bruchstücke eines Lehrgedichts«, ebd. 1836-37). Von Nachahmern und Dilettanten vielfach abgewandelt, übernehmen zu Ende des vierten Jahrzehnts auch die novellistischen Beiträger den Exotismus, indem sie Südamerika (vgl. Isidor, Rosen und Vergißmeinnicht 1838; Th. Mügge, Penelope 1841), das Morgenland (L. Schefer, Helena 1839), Indien (Bernd von Guseck, Helena 1840), Afrika (Stifter, Österreichischer Novellen-Almanach 1843) und andere überseeische Länder zum Schauplatz ihrer Erzählungen und Sittenbilder machen.

Daß auch in diesen Prosastücken als Hintergrund der Handlung fast ausnahmslos ein historischer gewählt wird, versteht sich beinahe von selbst. Beherrscht doch das Geschichtliche als eines der Wesenselemente des Biedermeier vor allem die Vers- und Prosaepik auch der schöngeistigen Almanache und Taschenbücher. Dafür noch Einzelbeispiele anführen zu wollen, wäre müßig. Auch die »Bilder« aus dem Lande der »Corsen« (Helena 1839), »Tscherkessen« (Rosen und Vergißmeinnicht 1845) und andere mehr, die in bunter Kleinmalerei Menschen, Landschaften, Trachten, Sitten und Gebräuche schildern, greifen zumeist noch auf die Vergangenheit zurück. Erst die Dorfgeschichte, wie sie im letzten Biedermeierjahrzehnt mit Stelzhamer (vgl. Wiener Aurora 1845), Auerbach (Rheinisches Tagebuch 1846f.) und dessen Nachfolgern (z. B. W. O. Horn, Rheinisches Taschenbuch 1847) ihren Anfang nimmt, schöpft die Themen aus dem Volksleben der Gegenwart.

Die Liebesdichtung der biedermeierlichen Jahresbüchlein steht zum überwiegenden Teil gleichsam unter einem Leitspruch, wie ihn Schefer in seinem »Layenbrevier« (Wendts Musenalmanach 1832, Seite 262f.) prägt: »Daß Liebe nicht Vorliebe werde, unbillig / Und ungerecht den Andern, die dir früher / Lieb waren oder später lieb seyn werden...« (ebd. Seite 263). In der Leidenschaft wohnt das Verhängnis (vgl. Schreyvogel »Lebenserfahrungen eines Ungenannten«, Aglaja 1827; Grillparzer »Das Kloster bei Sendomir«, ebd. 1828). Lieber sucht man die zarten Gefühle der ersten Begegnung wiederzugeben (z. B. Grillparzer »Als sie, zuhörend, am Clavier saß«, Aglaja 1822), die in Eheglück und -leid, beide von Gott gesandt, münden (vgl. Chamisso »Lebens-Lieder und Bilder«, Wendts Musenalmanach 1832; U. Hegner »Im Leide«, ebd. 1831, Seite 185f.). Die Liebe wird als das entscheidende Erlebnis der Jünglings- und Mannesjahre gepriesen, das in der Ehe seinen Höhepunkt findet (Gottfr. Bueren »Schwanengesang«, Münsterländ. poet. Taschenbuch 1818); in ähnlicher Weise erfüllt sich des Mädchens Bestimmung im Frauen- und Muttertum. (Chamisso »Frauen-Liebe und Leben«, Wendts Musenalmanach 1831; Heilmann »Das Kämmerlein«, Musenalmanach für Rheinland und Westfalen 1823.) Die Familie ist dem Menschen des Biedermeier eine Daseinsgrundlage. Immer wieder kreist die Almanachdichtung um das Thema Vater und Sohn (z. B. Bueren »Eilt, der Muschelschiffer von Greotzyl«, Rheinisch-westfälischer Musenalmanach 1821, Seite 51; Arndt »Lehre an den Sohn«, Wendts Musenalmanach 1831, Seite 91f.), Onkel und Neffe (Stifter »Hagestolz«, Iris 1845), Bruder und Schwester (z.B. Krug von Nidda »Elegische Versuche, der Unvergeßlichen geweiht«, Aglaja 1825, Seite 135f.; L. Halirsch »Das Schwesterherz«, Wendts Musenalmanach 1830 Seite 251f. etc.), Mutter und Sohn (vgl. Gedichte der Freifrau v. Aachen, Münsterl. poet. Taschenbuch 1818; J. G. Seidl »Meiner Mutter«, Wiener Aurora 1829; J. G. von Salis, Weidmannscher Musenalmanach 1831, Seite 190f.; Schwab, ebd. 1839, Seite 5f.). Hier liegt die Gefahr nahe, ins Hausbacken-Philisterhafte abzugleiten; nicht selten wird die Grenze zum Banalen überschritten (vgl. z. B. »Weltbeglückerin«, »Des Weibes Würde«, Münsterl. poet. Taschenbuch 1818; »Bilder des weiblichen Lebens«, Wendts Musenalmanach 1830 u.a.m.). Ehe und häusliches Glück (vgl. auch Alpenrosen 1838ff.) sind nicht denkbar ohne das Kind. Es erscheint als Inbegriff des Schönen und zugleich Guten, alle Keime der Hoffnung in sich tragend, in pflanzenhafter Unschuld dem reinen Sein hingegeben:

> Nichts über Kinder! Auf der ganzen Erde
> Ist ihnen nichts, auch nur von fern vergleichbar:
> Sie selber wär' ohn' ihre Kinder nichts,
> Und wieder nichts die Menschheit ohne Kinder...

(L. Schefer »Der Blüthenbaum«, Wendts Musenalmanach 1832, Seite 286f.)[205]. Die Welt des Kindes bekommt eine Bedeutung wie nie zuvor. Jetzt entstehen die kindertümlichsten Lieder (vgl. Hoffmann von Fallersleben, Weidmannscher Musenalmanach 1830, Seite 136f.; ders. ebd. 1832, Seite 202f.; ders. 1837, Seite 289 f. u. a.) und Rätsel (z. B. K. R. Hagenbach, Alpenrosen 1839). Freundliche Wünsche umschweben das Kind in der Wiege (Hoffmann von Fallersleben »Wiegenlied«, Weidmannscher Musenalmanach 1830; Arndt »Des Knaben erstes Wiegenlied«, ebd. 1839), sein Schlaf wird gesegnet (Eichendorff »Gottes-Seegen«, Deutscher Musenalmanach 1837), das kranke Kind mit angstvollem Kummer gepflegt (ders. ebd. 1835), sein Tod ergreifend beklagt (ders. ebd. 1834, Seite 236; 1835, Seite 259f.; Hebbel »Mutterschmerz«, Tauchnitz' Deut-

[204] Nach O. Rommel, a.a.O. S. 297.

[205] Besonders auch die Schlußzeilen: »Und nun der Kinderlose,/ Der wahre Arme in der reichen Welt ...« zeigen Verwandtschaft mit Gedankengängen Stifters, die dieser dann im »Hagestolz« und »Waldgänger« entwickelt.

scher Musenalmanach 1840, Seite 130f.). Nur der Gedanke an die unverletzte Unschuld des Hinweggenommenen gibt Trost (Grillparzer »Des Kindes Scheiden«, Aglaja 1819, Seite 202f.; U. Hegner »Grabschrift auf O. L.«, Wendts Musenalmanach 1831, Seite 98). Gern werden Jugend und Alter miteinander verglichen (z. B. Arndt, Deutscher Musenalmanach 1835). Das Wissen um die eigene Vergänglichkeit verliert seinen Stachel in der Gewißheit, daß ein neues Geschlecht nachfolgt (Schefer »Der Blüthenbaum«, Weidmannscher Musenalmanach 1832; Eichendorff »Trost«, ebd. 1837, Seite 241; Stifter »Der Hagestolz«, Iris 1845, Seite 385; ders. »Der Waldgänger«, ebd. 1847, Seite 97). Die Abgeklärtheit des Alters macht es dem Menschen möglich, die reine Anschauung des Lebenssinns zu gewinnen; er nähert sich, »zum zweytenmal ein Kind« (Grillparzer »An der Wiege eines Kindes«, Aglaja 1822, Seite 180), wieder dem Idealzustand des reinen Seins (vgl. die Gestalt des alten Georg in Stifters »Hochwald«, Iris 1842, und des Geigers Jakob in Grillparzers »Armen Spielmann«, ebd. 1848). Die Feste des Familienkreises, vor allem Geburts- und Namenstage, sind ein beliebtes Thema der Almanachlyrik. So widmet Elise von Hohenhausen dem Geburtstag ihres Mannes ein Sonett (Münsterl. poet. Taschenbuch 1818, Seite 124), Kerner bringt »Der Kinder Angebinde« für die Mutter dar (Wendts Musenalmanach 1831, Seite 45); den Namenstag seiner Josephine ehrt Bueren mit einem Kranz von zwölf Sonetten (Musenalmanach für Rheinland und Westfalen 1823, Seite 22f.), während Smets ihn in einer Reihe von Gedichten feiert, deren Überschriften mit ihren Anfangsbuchstaben den Namen der Geliebten ergeben (Rheinisch-westfälischer Musenalmanach 1821, Seite 105). Unter den episch-didaktischen Versbeiträgen erfreuen sich Sprüche für das ganze Jahr (z. B. Schefer »Layenbrevier«, Weidmannscher Musenalmanach 1830, Seite 215f. und 1832, Seite 262f.) sowie für die verschiedenen Lebenslagen (vgl. Eichendorff »Wandersprüche«, ebd. 1834, Seite 238) großer Beliebtheit. Ein Gleiches gilt für Widmungen an Freunde, Gönner und verehrte Frauen; biedermeierliche Freundschaft und Liebe sind ernst und dauernd[206]. Gern wird der lebenden und verstorbenen Künstler (z. B. Zyklus »Bei Beethovens Begräbnisse«, Aglaja 1828, Seite 202-216), Dichter (Platen »An August Kopisch«, Weidmannscher Musenalmanach 1831, Seite 221f.; Feuchtersleben »An den Grafen Platen-Hallermünde«, »Goethe«, ebd. 1834, Seite 275f.; Schefer »Dem Fürsten von Pückler-Muskau«, ebd. 1837, Seite 326, u. a. m.), Gelehrten (z. B. Schleiermachers, vgl. ebd. 1835, Seite 333f. und 1839, Seite 202f.) sowie der Helden des Vaterlandes (z. B. Blüchers, ebd. 1836, Seite 39, Schills, ebd. 1839, Seite 206, u. a.) gedacht. Huldigungs- und Gedenkfeiern, die Einweihung von Theater- und Musiksälen (vgl. Grillparzer »Weihgesang«, Penelope 1834), Neuinszenierungen und ähnliche Anlässe (z. B. L. Tieck, Wendts Musenalmanach 1831, Seite 5f. und 215f.; ders. 1832, Seite 309f.) liefern den Mitarbeitern stets neuen Stoff zu Festgedichten und Prologen, die vielfach den familiären Charakter auch des öffentlichen und kulturellen Lebens dieser Epoche unterstreichen[207].

[206] Vgl. G. Weydt, Literar. Biedermeier. II., a.a.O. S. 57.

[207] Vgl. auch P. Casser, a.a.O. S. 164f.

Die heitere Menschlichkeit des Biedermeier erwächst aus der Resignation, eines der Leitmotive seiner Dichtung, das auch in den zeitgenössischen Taschenbuchbeiträgen immer wieder aufklingt. Dem persönlichen Glücksverlangen stehen die dunklen Gewalten der überpersönlichen Mächte gegenüber. In diesem Widerstreit erscheinen als einzig erstrebenswerte Lebensziele: die Enge häuslicher Geborgenheit (»... im stillen, friedlichen Blumenthale des Bürgerlebens das Glück zu bewahren, und nicht in Eitelkeit und Ehrgeiz es auf der Höhe zu suchen, wo die jähe, toddrohende Tiefe immer Nachbar ist.« W. Blumenhagen »Der Vertraute«, Orphea 1825, Seite 100), höchste Gelassenheit (»Freund hoffe nichts und fürchte nichts auf Erden / Mit Leidenschaft – und du wirst glücklich werden...« »Stammbuchs-Aufsätze«, Buris Taschenbuch für 1818, Seite 82; L. Schefer »Ebenmaas«, Wendts Musenalmanach 1832, Seite 263f.) und Wahrung der Ideale im Innern:

> ... Vom Innern geht der Menschheit Bildung aus:
> Die Schöpfung ist unendlich reich an Stoffen,
> Du, Geist des Menschen, bilde Welten d'raus!

(E. von Feuchtersleben »Zuversicht«, Deutscher Musenalmanach 1835, Seite 290.) »Arbeit, Sorg' und Liebe!« gelten als »Die drey Schätze des Lebens« (Schefer, ebd. 1837, Seite 327). Den sittlichen Forderungen der Welt und seinem Lebenskreise gemäß leistet der Mensch des Biedermeier Verzicht auf eigene Glückserfüllung, wenn diese für ihn nur auf Kosten anderer erreichbar ist. So entsagt Elliska lieber der ersehnten Vereinigung mit dem Geliebten, als dessen Seelenfrieden und das Glück seiner zweiten Braut zu zerstören (C. Pichler »Der Wahlspruch«, Aglaja 1827, Seite 85f.). Kerner vergleicht das menschliche Herz mit einer Glocke: »Soll's in Harmonie ertönen«, muß es wie diese »Schlag und Schmerz« leiden (»Die Mitternachtsglocke«, Deutscher Musenalmanach 1833). Die aus schwerem seelischen Ringen gewonnene Resignation zeigt Stifter an Gestalten wie Hans (»Der beschriebene Tännling«, Rheinisches Taschenbuch 1846), Georg (»Der Waldgänger«, Iris 1847), Bernhard von Kluen (»Prokopus«, ebd. 1848).

Zu solcher Bescheidung, dem demütigen Sichbeugen unter ein Gesetz, ist der Zerrissene nicht fähig. Ausmaß und Inhalt seines Glücksbegehrens lassen ihn eine Mittellinie zwischen Ideal und Wirklichkeit nicht finden. Diesen Zeittypus verkörpert u. a. Betty Paoli in Merced, der Titelheldin einer ihrer Taschenbuchnovellen. Sie läßt ihr sinnlos gewordenes Leben durch Selbstmord enden (Iris 1845, Seite 179). Von Lebensangst und quälendem Ungenügen zeugt G. Pfizers episches Gedicht »Des Lebens Unruhe« (Deutscher Musenalmanach 1834, Seite 217f.). Tragische Zerrissenheit spricht aus Arbeiten Waiblingers (vgl. »Lieder aus Capri« Nr. 4, 12, Wendts Musenalmanach 1830, Seite 109ff.; »Sizilianische Lieder« Nr. 3: »Agrigent«, ebd. 1831, Seite 201), Grabbes (Rheinischer Odeon 1836, S. 439f), Lenaus (insbes. auch das Sonettenpaar »Einsamkeit«, Tauchnitz' Deutscher Musenalmanach 1840, Seite 110f.); bei Heine wechselt der Vortrag weltschmerzlicher Empfindungen meist übergangslos ab mit ironischer Überlegenheit (vgl. Rheinblüten 1825, Seite 346ff.; Taschenbuch für Damen 1829). Häufig versucht man sich in Übersetzungen und Bearbeitungen byronscher Poesie (z. B. Berlinisches Taschenbuch 1829, Seite

356f.; Demeter 1830; Iris 1842, Seite 419f.), die drittrangige Mitarbeiter zu einer gängigen Scheidemünze machen. Ein Großteil der lyrischen Beiträge in den Jahrgängen des »Lies mich«, in den »Kränzen«, wie vor allem auch in den Taschenbüchern der Mathilde von Tabouillot ist auf einen weltschmerzlichen Grundton gestimmt, der, teils noch verwandt mit Matthissons elegischer Dichtung, die Klänge Byronschen wie Heineschen Einsamkeits-und Zerissenheitsgefühls nachahmt, wobei falsches Pathos und ein süßlich-sentimentaler Tonfall überwiegen.

Gleichsfalls Modethema der Zeit- und so auch der Almanachdichtung ist das Problem des Scheintodes. Eine im Jahrgang 1815 des Beckerschen »Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen« enthaltene Prosaerzählung beschäftigt sich mit dem Erwachen vom Scheintod, das auch in Helmina von Chézys »Unschuldigen Verbrechern« (Aglaja 1823, Seite 124-148) eine bedeutsame Rolle spielt. A. von Tromlitz stellt das Ereignis des Scheintod-begraben-Werdens in den Vordergrund seiner Novelle »Der Ring« (Urania 1828, Seite 137-251). Sogar der witzige Gaudy greift in einem schaurig empfindsamen Gedicht (»Die Gräber«, Deutscher Musenalmanach 1839, Seite 240f.) dieses Problem auf, das die Gemüter seiner Zeitgenossen in Erregung und Furcht versetzt. Dagegen wird das besonders durch E. T. A. Hoffmann ins Blickfeld gerückte Phänomen des Doppelgängertums nicht mehr ernst genommen (vgl. Alexis »Der Collaborator Liborius«, Urania 1827, Seite 312ff.).

Ein weiteres, vor allem in der Taschenbuchnovellistik viel behandeltes Thema ist das konfessionelle; es ist bezeichnend, daß es nicht mehr vom Metaphysischen her, sondern unter ethisch-psychologischen Gesichtspunkten betrachtet wird. Mit den Fragen der Liebe und Ehe zwischen Christ und Jüdin befassen sich u. a. W. V. Weingarten (»Rebecca«, Aglaja 1825) und L. Schefer (»Der Bauchredner«, Berlinisches Taschenbuch 1829). Um eine rührselige Schilderung der tragischen Folgen einer Verbindung von Protestanten bzw. Calvinisten und Katholiken sind Josephine Perin, geb. von Vogelsang (»Die Paulistin«, Aglaja 1826) sowie L. Storch (»Der Galeerensklave«, Helena 1837) bemüht, während Zschokke (»Die Vorbedeutungen«, Rheinisches Taschenbuch 1847) und Julie von Großmann (»Die Auswanderung nach Texas«, Iris 1848, Seite 303ff.) in der konfessionellen Verschiedenheit der Ehepartner kein Hindernis mehr sehen. Das Biedermeier vollzieht eine Annäherung der Bekenntnisse. Dogmatische Streitigkeiten finden in den schöngeistigen Jahresbüchlein kaum Widerhall, dafür werden oftmals religiöse Erbauung und Belehrung in Vers und Prosa eingerückt (Th. Hell »Gemüthserhebungen aus Stellen der hl. Schrift«, Aglaja 1823, Seite 260f.; über die göttliche Vorsehung vgl. »Agathon, der Essäer«, Buris Taschenbuch 1818, Seite 67 f., etc.). In solch überwiegend gefühlsmäßig verankertem Christentum, dem rationale Spekulation fern liegt, wirkt das Erbe des deutschen Idealismus und der deutschen Romantik nach. Aus ihm schöpfen Zedlitz:

Denn Einer, weiß ich, kreiset in den Sternen,
Und locket Harmonie'n aus ihrem Reigen,
Schwebt auf den Wassern, heißt die Stürme schweigen,...
Ihm fällt umsonst kein Saatkorn aus den Händen –
Ists Zeit, wird er die Ernte auch vollenden! –

(»Todtenkränze«, Aglaja 1828, Str. 106), Eichendorff (vgl. z. B. die letzte Strophe in »Weltlauf«, Deutscher Musenalmanach 1837, Seite 239), Stifter, wie auch die Schar der Durchschnittsmitarbeiter. In Liedern rein religiösen Inhalts betont man den Wert frommer Gläubigkeit und kindlicher Hingabe (z. B. Rassmanns rheinisch-westfälische Musenalmanache 1821, Seite 2; 1822, Seite 110; 1823, Seite 188); immer wieder wird der väterlich liebende Gott in den Mittelpunkt gestellt (F. von Sallet »Lieder vom lieben Gott«, Producte der rothen Erde 1846). Resignation und Ergebung in den göttlichen Willen bilden den letzten Trost des Biedermeiermenschen (J. Chr. Freiherr von Zedlitz »Graf Roger«, Aglaja 1822, Seite 168f.).

Auf die Natur als dichterisches Motiv und seine Gestaltung in Beiträgen Eichendorffs, Karl Mayers, Lenaus, Stifters wurde schon in den vorhergehenden Abschnitten ausführlich verwiesen. Die Naturpoesie der Schweizer »Alpenrosen« (vgl. ebd. 1831ff.) beherrscht ein religiöser Grundzug. Als ein frühes Zeugnis gegenständlich geschauter Naturbetrachtung können die Einleitungsverse des strophenlosen Gedichtes »Am Hügel« gelten (Aglaja 1821, Seite 300). Hier hat Grillparzer bereits einen Stil ausgebildet, der sich erst in der zweiten Hälfte des Biedermeier allgemeiner entwickelt und das Bindeglied zum Hochrealismus wird.

Diese Epoche, die mit politischem wie sozialem Aktivismus noch wenig anzufangen weiß, hat ein um so innigeres Verhältnis zur Kunst. – »Kunst ist Versöhnung mit dem Leben«, schreibt Gogol aus Neapel. – Wurzelnd in idealistisch-klassischen Anschauungen, sieht man in der Kunst die Möglichkeit gegeben, den Zwiespalt von Ideal und Wirklichkeit aufzuheben:

In der Künste holdem Licht
Schmerz wie Freude lieblich schweben,
Wenn die Gegenwart zerbricht,
Musengunst uns Bänder flicht.
Uns begeistert aufzuheben,
Denn ihr Trost verläßt uns nicht.

(L. Tieck »Einem Dichter«, Wendts Musenalmanach 1831, Seite 3.) Begeisterung und lebendiges Interesse werden der Musik (vgl. auch K. W. Grote »Als in Krähwinkel die Schöpfung aufgeführt wurde«, Münsterl. poet. Taschenbuch 1818, Seite 109; Eichendorff »Der Verzückte«, Deutscher Musenalmanach 1837) und den bildenden Künsten (z. B. Platen »Brunelleschi«, Wendts Musenalmanach 1831, Seite 119f.; ders. »Luca Signorelli«; ebd. 1832, Seite 67, etc.) entgegengebracht. Vor allem aber wird die Dichtkunst selbst sowie der Dichterberuf Gegenstand zahlreicher Beiträge. Immer wieder hebt man die Ausnahmestellung des Dichters und seine hohe Berufung hervor. Hölderlin folgend beschwört Platen in einer Ode das »Loos des Lyrikers« (Weidmannscher Musenalmanach 1832, Seite 84); er wendet sich »An die Poetaster« und »Halbdichter« (»Proben aus einem Buch Epigramme« Nr. 1 und 3, ebd. Seite 86ff.) mit der Forderung nach künstlerischer Selbstkritik. Tieck weist auf »die ächten Tugendpflichten« des Dichters hin, nämlich: »...Dunkles aufzulichten, / Des Lebens Schein verdichten, / Aus Thorheit Scherz zu sichten...«; er mahnt, das »Splitterrichten« den »kleinen Wichten« zu überlassen (»An –.« Ebd. 1831, Seite 4). Der junge Geibel singt vom »König

Dichter« (ebd. 1837, Seite 201) und seinem »Zauberstab«; Anastasius Grün gibt der Überzeugung Ausdruck, daß »das alte ew'ge Lied« forttöne bis »als der letzte Dichter / der letzte Mensch...« das »alte Erdenhaus« verlassen werde (ebd. 1831, S. 255f.).

Im Biedermeier, dem die Literatur – und mit ihr natürlich das Theater – die eigentliche Lebensluft ausmacht[208], mißt man der Dichtung noch einen unmittelbaren Einfluß auf das Leben des Einzelnen bei. So warnt Schreyvogel vor den verderblichen Wirkungen einer Romanlektüre – heute zieht man vor allem den Film zur Verantwortung – in der die »Krankheit des Zeitalters«, der Selbstmord, »als eine ganz natürliche, sittlich gleichgültige, in gewissen Umständen unserer innigsten Theilnahme würdige Handlung, mit der hinreißendsten Beredsamkeit der Leidenschaft« dargestellt wird (»Die Fingerzeige der Vorsehung«, Aglaja 1826, Seite 246). Gemeint sind insbesondere Goethes »Werther« und die »Wahlverwandtschaften«. Aber auch die »neuesten Tragödiendichter«, die »noch um Vieles ärger« sind als die Romanschriftsteller, werden unter die Lupe genommen. »In ihren Augen ist die Selbstentleibung, wäre es auch die eines kopf- und charakterlosen Phantasten oder eines gemeinen Verbrechers, nicht nur eine sittlich gleichgültige, sondern eine der Bewunderung höchlich würdige That, welche als tragisches Motiv dem eigentlichen Zwecke des Trauerspieles – der tragischen Erhebung des Gemüthes – und allen Forderungen des Aristoteles vollkommen entspricht...« (ebd. Seite 247f.). Vor den künstlerischen Wert eines Dichtwerkes stellt man seine moralische Wirkung. »Die Poesie soll der Zerrissenheit nicht huldigen, sondern gegen sie anstreben und den Menschen zur Einheit bringen. Nur so führt sie zu einem guten Ziel...« heißt es in K. R. Frühaufs Phantasiestück »Ein Dichter-Leben« (Wiener Aurora 1844, Seite 253). Der höchste Preis jedoch wird auch in den biedermeierlichen Jahresbüchlein der reinen, »von allen Nebenzwecken sich fernhaltenden«[209] Poesie zuerkannt. »Vertraut euch ihrer Dämmerung und träumet, / Dort wohnt die Klarheit, die hier immer säumet«, lautet Schwabs Bitte »An die Leser« (Deutscher Musenalmanach 1833, Seite 380). »Der Blick in's Leben wird verklärt« (ebd. Str. 4), die Kluft zwischen Wirklichkeit und Ideal überbrückt. Den Dichtern, als den »Geweihten«, gilt die Aufforderung Chamissos:

> Ruft in den Schlafenden die Träume wach,
> Die Träume jener Welt, die in euch lebt; –
> Das Reich der Dichtung ist das Reich der Wahrheit,[210]
> Schließt auf das Heiligthum, es werde Licht!

(»Nachhall«, ebd. 1835, Seite 438). Schon diese beiden Gedichtstellen erweisen den engen inneren Zusammenhang, in welchen man die Traumwelt und das Reich der Poesie stellt.

Die Bedeutung des Traummotivs in der Dichtung des Biedermeier hat Ursula Berninghaus[211] in ihrer Arbeit aufgezeigt. Wir wollen noch einige Beispiele aus der zeitgenössischen Almanachliteratur hinzufügen. Da das Bild des Traumes die Möglichkeit gibt, sich von der irdischen Wirklichkeit zu distanzieren, regt es gerade den Biedermeiermenschen so häufig zu dichterischer Behandlung an. Der Traum spiegelt ihn in seinen menschlichen Zügen (F. Kugler »Der Traum der Mutter«, Deutscher Musenalmanach 1833, Seite 132; Freiligrath »Fieber«, ebd. 1836, etc.) wie in seiner Bindung an außermenschliche Mächte[212]. So ist C. Freiherr von Rumohrs Novelle »Schönheit ein Traum« (Italia 1838) erfüllt vom Walten dämonischer Kräfte, während K. Barth und Chamisso in ihren gleichnamigen Gedichten »Traum und Erwachen« (Deutscher Musenalmanach 1834 und ebd. 1838) ethische Zielsetzungen verfolgen. In Grabbes »Barbarossa« (Rheinischer Odeon 1836) ist der Traum Ausdruck einer politischen Tendenz. Oft erscheint er auch als Symbol der Jugend (N. Niembsch »Jugendträume«, Wiener Aurora 1828) und der Liebe (Heine »Traumbild«, Westteutscher Musenalmanach 1824; Chamisso »Frauen-Liebe und Leben«, Wendts Musenalmanach 1831, Seite 82; L. Tieck »Der Gelehrte«, Orphea 1828, Seite 330). Die Welt des Traumes wird zu einem »poetischen Zwischenreich«, sei es in freispielender, rückgewandt romantischer Phantasie (Geibel »Traumkönig und sein Lieb«, Deutscher Musenalmanach 1838), sei es, indem künstlerische Eingebung den traumgelösten Geist durchdringt (Grillparzer »Am Hügel«, Aglaja 1821, Seite 301). Ein charakteristisches Anliegen des Biedermeier gestaltet Grillparzer in seiner Novelle »Der arme Spielmann« (Iris 1848). Jakob zieht sich vor der allzu rauhen Berührung mit der Wirklichkeit in die Traumwelt der Musik zurück und wendet sich ausschließlich den inneren Werten zu. Damit offenbart diese Flucht aus der Realität aber zugleich die Schwäche einer geheimen Lebensangst, die einem Mangel an Lebenstüchtigkeit entspringt und ein gesteigertes Bedürfnis nach schützender Begrenzung zur Folge hat. Andere Traumbilder zeigen weniger die Abkehr von der unmittelbaren Wirklichkeit als vielmehr den Versuch, die reale Welt in ein verklärendes Licht zu rücken[213]. (Schwab »An die Leser«, Deutscher Musenalmanach 1833; J. N. Vogl »Traumlieder«, Wiener Aurora 1844, Seite 259f.) Das Stimmungselement des Traumes zaubert für Mörike »lichte Feenreiche« in die erste Morgendämmerung (»An einem Wintermorgen«, Deutscher Musenalmanach 1834, Seite 339). Als den Gipfel der poetischen Traumgestaltung des Biedermeier bezeichnet U. Berninghaus[214] das Streben, durch Erhöhung der Wirklichkeit – doch ohne sich von ihr zu lösen – zur idealen Wahrheit zu gelangen. Man ist bemüht, in einem traumhaften Erleben, von der äußeren Er-

[208] Vgl. G. Lotz, a.a.O. S. CIV.

[209] A. Hesse »An eine Dame in Oestreich. Ein Wort über die heutige Poesie.« (Norddt. Jahrb. f. Poesie u. Prosa 1847, S. 342.)

[210] Vgl. hierzu Grillparzers Tagebucheintragung von 1827: »Für mich gab es nie eine andere Wahrheit als die Dichtkunst. In ihr habe ich mir nie den kleinsten Betrug, die kleinste Abwesenheit vom Stoffe erlaubt. Sie war meine Philosophie, meine Physik, Geschichte und Rechtslehre, Liebe und Neigung, Denken und Fühlen. Dagegen hatten die Dinge des wirklichen Lebens, ja seine Wahrheit und Ideen für mich ein Zufälliges, ein Unzusammenhängendes, Schattenähnliches, das mir nur unter der Hand der Poesie zu einer Notwendigkeit ward. Von dem Augenblicke an, als ein Stoff mich begeisterte, kam Ordnung in meine Teilvorstellungen, ich wußte alles, erkannte alles, ich erinnerte mich auf alles, ich fühlte, ich liebte, ich freute mich, ich war ein Mensch.« (Grillparzers Briefe u. Tagebücher. Hrsg. C. Glossy, A. Sauer. Bd. 2.: Tagebücher. Stuttgt., Berlin 1903. S. 65f. Nr. 122.)

[211] U. Berninghaus, Der Traum in der Dichtung des Biedermeier. Diss. München 1953.

[212] Dies., a.a.O. S. 23.

[213] Vgl. dies., a.a.O. S. 103.

[214] Dies., a.a.O. S. 109f.

scheinungsform der Dinge zu deren innerem Kern vorzudringen, um so die Welt erst wahrhaft zu erfassen (Zedlitz »Todtenkränze« Str. 51 ff., Aglaja 1828; Tieck »Der Gelehrte«, Orphea 1828, Seite 327; Mörike »An einem Wintermorgen«, Deutscher Musenalmanach 1834; ders. »Der Petrefactensammler«, »Epistel. An Longus.« Norddeutsches Jahrbuch für Poesie und Prosa 1847; Chamisso »Nachhall«, Deutscher Musenalmanach 1835). Der Mensch des Biedermeier fühlt sich dem Ideal wie der Wirklichkeit in gleicher Weise verpflichtet. Phantasie und Traum sind ihm die Mittler zu einem Reich zwischen realem Leben und idealem Sein. (Vgl. L. Schefer, Erklärung z. Titelkupfer, Helena 1837.)

3. Sprache und Stil der dichterischen Beiträge

Die Biedermeierzeit ist nicht sprachschöpferisch in dem Sinne, wie es Sturm und Drang und Romantik waren[215]. So ist auch die Mehrzahl der Almanachmitarbeiter nur Verbreiter und Mehrer des durch die Tradition bewährten Wort- und Formenschatzes. Eine Bereicherung des Wortgutes erfolgt lediglich durch Archaismen (vgl. vor allem die Beiträge Fouqués, Uhlands, Schwabs; den Volksliedton insbesondere bei Eichendorff, Kerner, Wilhelm Müller), durch volkstümliche und mundartliche Klänge, die zahlreich sind. Dagegen stoßen wir erst im letzten Jahrzehnt des Biedermeier häufiger auf eigentliche Dialektbeiträge, bzw. eingestreute Dialektpartien (z. B. Junkmann »Was kiekt us de Stärnkes«, Heimatgruß 1840; Stelzhamer »Dorfgesch. a. d. Riederwalde«, Wiener Aurora 1845; Mundartgedichte in den Neuen Alpenrosen 1848–1849). Eine Ausnahme machen allerdings die Schweizer »Alpenrosen« in den Jahren 1811 bis 1830, zu deren Programm die Pflege der Dialektdichtung gehört (Wyss, ebd. 1811, Seite 89).

Archaistische Sprachelemente, volkstümliche Redewendungen und mundartliche Färbung finden wir etwa bei Mörike (z. B. im »Schatz«, Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten 1836). Andererseits ist gerade er zum Ausdruck von Sinnesempfindungen, Nervenreizen und damit verknüpften seelischen Reaktionen befähigt, wie keiner der zeitgenössischen Lyriker außer der Droste[216]. So ist das »Erste Liebeslied eines Mädchens« (ebd. Seite 230) ein eigenartiges Zeugnis für die metaphorische Verwendung körperlicher Gefühle zur Schilderung eines seelischen Erlebnisses. Im Bild der »Schlange«, die das Mädchen heimlich ins Herz gestochen hat, verdeutlicht Mörike die seelischen und sinnlichen Empfindungen der ersten Liebesleidenschaft, die wie Gift im Herzen »herumschleicht« und »wonniglich grabend« die Betroffene »noch umbringt«.

Auch Heines Beiträge schöpfen aus einem sensualistischen Wortschatz, der aber Mörikes oder Annettes zart-differenzierte Halb- und Zwischentöne nicht kennt. Als des wichtigsten Kunstmittels bedient sich Heine des Kontrastes und der Antithese. Eine Mischung von scheinbarer Volksliedschlichtheit, Weltschmerzmaske und ironischer Bewußtheit[217] ist schon für seine lyrischen Almanacharbeiten typisch (vgl. u. a. »Kleine Gedichte« Nr. 3: »Du Lilie meiner Liebe«, Rheinblüten 1825). Desgleichen fällt bei ihm die häufige Verwendung von Fremdworten auf, die das Effektvoll – Grelle seines Sprachstils unterstreichen (Vgl. »Komödiant, Komödie, Coulissen, Styl« in: »Kleine Gedichte« Nr. 2, Rheinblüten 1825, etc.).

Der Gebrauch des Fremdworts und fremdsprachlicher Phrasen wird durch den Exotismus gefördert (vgl. lyrische Beiträge von Platen, Chamisso, Rückert, Freiligrath, J. von Hammer u. a.), während Mode- und Schlagwörter, ebenfalls meist ausländischer Herkunft, die insbesondere jungdeutsch gerichtete Schriftsteller im Munde führen, auch von konservativen Mitarbeitern aufgegriffen und verbreitet werden (vgl. A. von Sternberg »Pulcherie«, Urania 1840).

Mit Beiträgen von Platen, dem reinsten Vertreter des Erhabenen und Pathetischen[218] in der Lyrik der ersten Jahrhunderthälfte, findet sich auch diese Stilform in der Almanachdichtung des Biedermeier. (Vgl. »Aus einem Chor des Sophokles«, Wendts Musenalmanach 1832, Seite 334f.; »Aschermittwoch«, ebd. 1831, Seite 114, etc.). Für Platen sind die kunstreichen Maße mehr als artistische Experimente oder metrische Übungen eines gebildeten Dilettantismus, dem die Fähigkeit zu künstlerisch gestaltendem Erleben mangelt (wie etwa in G. Pfizers »Ghaselen«, Deutscher Musenalmanach 1835); sie werden ihm adäquater Ausdruck seiner Weltanschauung. Sogar die Redaktion des Weidmannschen Musenalmanachs, die Platen nicht gewogen ist[219], muß zugeben, daß die »großen Gedichte... auch wirklich trotz ihres Ultralapidarstyls gehaltreich sind«[220].

Grillparzer kommt es primär auf den Gehalt, nicht auf die sprachliche Formgebung an; das lassen auch seine Beiträge in den biedermeierlichen Taschenbüchern erkennen. Er hält an dem überkommenen Sprachgut fest, wobei auch bei ihm, wie überhaupt im österreichischen Sprachraum, noch barocke Stilelemente nachweisbar sind (vgl. ders. »Als Sie, zuhörend, am Clavier saß«, Aglaja 1822, I. F. Castelli »Der Liebe Bedeutungen«, Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen 1821). Wie die Dramen enthalten viele seiner Gedichte – der Zyklus »Tristia ex Ponto« (Vesta 1835) etwa – musikalische Wirkungen, die eine Eigenart seiner Sprache ausmachen. Diese weist jedoch keine gemeinsamen Merkmale mit dem ganz anders gearteten sangbar-musikalischen Stil Eichendorffs auf. Ein Bedürfnis nach Abstand, Objektivität und Verhüllung kennzeichnet Grillparzers Stilentwicklung, die auf eine zunehmende Rationalisierung der Sprache und ein immer stärkeres Hervortreten skeptischer Reflexion hinzielt[221]. Von dem düsteren Pathos des »Klosters bei Sendomir« (Aglaja 1828) gelangt Grillparzer zu der sparsam zurückgenommenen, völlig unrhetorischen Sprache im »Armen Spielmann« (Iris 1848).

E. T. A. Hoffmann, der gern gelesene Taschenbuchautor des frühen Biedermeier, übernimmt wohl sprachlich vieles aus der zeitgenössischen Trivialliteratur, doch wird diese Klischee-

[215] G. Weydt, Literar. Biedermeier. I. (DVjs., Bd. 9. 1931. S. 642.)

[216] Vgl. A. Langen, Dt. Sprachgesch. vom Barock bis zur Gegenwart. (Dt. Philologie i. Aufriß. Bd. 1, 1952. Sp. 1451.)

[217] Ders., a.a.O. Sp. 1407.

[218] Vgl. ders., a.a.O. Sp. 1456.

[219] Chamisso läßt Platens für den Jg. 1833 eingesandte Stücke nicht abdrucken. Dieser bemerkt dazu in einem Brief vom 14. 9. 32: »So bin ich nun auch von diesem Almanach erlöst, da ich nicht wieder unnützer Weise etwas abschreiben will.« Nach E. F. Kossmann, a.a.O. S. 39.

[220] Nach E. F. Kossmann, a.a.O. S. 38.

[221] Vgl. A. Langen, a.a.O. Sp. 1433.

sprache von einem ironischen Ton bestimmt, der Hoffmann wesenseigen ist. Mag die Erscheinung der Dogaressa (»Doge und Dogaressa«, Taschenbuch der Liebe und Freundschaft 1819) fast aufs Haar den süßlichen Frauenbildern in Claurens Taschenbuchnovellen gleichen, so ist doch der Ausdruck lächelnden Spottes bei der Vorstellung des Demoisellchens Voßwinkel in der »Brautwahl« (Berlinischer Taschen-Kalender 1820) nicht zu übersehen. Ein fast immer bewußtes humoristisches Mittel der ironischen Stilkunst des Dichters ist die Kanzleisprache[222], reich an verschnörkelten Sätzen, Fremdwörtern und altertümlichen Floskeln. In ihr läßt Hoffmann die humoristisch gezeichneten Vertreter des Bürgertums sprechen. Ein typisches Beispiel dafür ist die Gestalt des Geheimen Kanzleisekretärs Tusmann (ebd.), dem der zopfig wohlgesetzte Amtsstil noch im privatesten Bereich anhängt. Scharf beobachtend, ein Meister der Karikatur, übersteigert Hoffmann oft einzelne Züge bis zum Grotesken. Damit verhilft er der realistisch-komischen Erzählkunst des 18. Jahrhunderts zu neuer Wirksamkeit; seine Sprache wird mit ihrer Freude an dinglicher Beschreibung ein Bindeglied zur Prosa des späteren 19. Jahrhunderts.

Auch dem Wortschatz Tiecks ist das Klischee nicht fremd. Ihm fehlen jedoch die Ausdrücke der Angst und des Grauens, die Hoffmanns pathologischer Doppelnatur geläufig sind (vgl. die »Cardillac«-Handlung im »Fräulein von Scuderi«, Taschenbuch der Liebe und Freundschaft 1820). Das musikalische Element, welches die Sprache der romantischen Periode Tiecks beherrscht und auch E. T. A. Hoffmanns »hohem« Prosastil einen individuellen Rhythmus verleiht, erscheint in den Novellen des späten Tieck stark abgeschwächt. Wohl liebt er noch immer das Spiel mit Klangmotiven, wie etwa das Gedicht »An –.« (Wendts Musenalmanach 1831) beweist, in welchem der I-Laut durchweg den Versschluß bildet. Tieck folgt hier dem gleichen Prinzip wie in seiner U-Romanze, die als ein lehrreiches Extrem der von den Romantikern angestrebten Vokalfülle gilt. Den stimmungsgesättigten Klang des im »Blonden Eckbert« gebrauchten Kompositums »Waldeinsamkeit« greift Tieck wieder auf, um das Wort zum Titel einer nun allerdings gegen romantische Wirklichkeitsferne gerichteten Novelle zu machen (Urania 1841). Viele seiner Prosabeiträge in den biedermeierlichen Almanachen sind in polemischer Absicht geschrieben. Jeweils unter dem poetischen Vorwand einer Novellenhandlung richtet er seine Angriffe gegen die Verfallserscheinungen der Zeit, gegen anerkannte Größen des »niederen« Biedermeier, wie Clauren, Contessa, Weisflog u. a., vor allem aber gegen die Dresdner Pseudoromantiker als die Verfälscher des romantischen Werks (»Die Vogelscheuche«, Novellenkranz 1835). So wird sein Sprachstil vorwiegend didaktisch-satirisch, theoretisierend, reflexiv, in den reinen Dichtungen aber (vgl. »Dichterleben« T. 1.: Urania 1826, T. 2: Novellenkranz 1831; »Der Tod des Dichters«, Novellenkranz 1834) ist er geläutert, vornehm, von hohem moralischen und geistigen Ton. Tieck gilt nun neben den Klassikern als der große Dichter und in seiner Stellung am Dresdner Hof als Erbe von Goethes künstlerischem Ruhm.

Stifters Sprachsinn, geschult an den Vorbildern Jean Paul, Herder, Goethe, im Wirkungsbereich der österreichischen Landschaft und Sprachvielfalt, bildet ein eigenes Deutsch aus, das, wie ein Brief Rilkes an Sauer ausführt[223], »wenn irgend eines, als österreichisch« anzusprechen ist. Schon die Frühfassungen der Novellen, wie sie in den schöngeistigen Taschenbüchern des Biedermeier enthalten sind, zeigen den Wandel seines Stils von der insbesondere durch Jean Paul beeinflußten Denk- und Aussageweise (»Feldblumen«, Iris 1841) zu einer immer maßvollere Heiterkeit und Ruhe ausstrahlenden Sprachgestaltung (»Die Pechbrenner«, Herloßsohns Vergißmeinnicht 1849). Seine Anfänge stehen im Zeichen des lyrisch-subjektiven »Hesperus«-Stils, sowohl in der Syntax (vgl. »Feldblumen«, Seite 227f.) als auch in der Wiedergabe seelischer Vorgänge (Liebesszene im »Alten Siegel«, Österreichischer Novellenalmanach 1844) und in der Naturschilderung. Vor allem im »Hochwald« (Iris 1842) sind auch, wie wir bereits ausgeführt haben, Tiecksche Naturstimmungen wirksam. Charakteristisch für die Sprache seiner frühen und mittleren Zeit ist auch ihre Fülle an Metaphern, wobei Stifter, nach dem Vorbild Jean Pauls und Herders, die Bilder und Vergleiche für den Menschen aus der organischen Natur nimmt. Man denke etwa an die Benennungen Annas, deren Wesen Heinrich als das reiner Naturgeschöpfe erscheint (»Die Narrenburg«, Iris 1843) oder an das Gleichnis vom unfruchtbaren Feigenbaum im »Hagestolz« (Iris 1845). Anders als in der »Studien«-Fassung steht es hier nicht im Epilog, sondern bildet den bildkräftigen Schluß der Einleitung, die dann weggelassen ist. Während Stifter in der Erstfassung der Novelle »Brigitta« (Wiener Gedenke mein 1844) für die Gespräche meist die indirekte Rede wählt, setzt er sie bei der Umarbeitung weitgehend in die Dialogform; dadurch erzielt er eine Verlangsamung des Erzähltempos und eine zunehmende epische Breite. Dem gleichen Zweck dient die Einfügung längerer Mitteilungen, die, oft rückblendend, den Leser z. B. mit dem Lebensgang der Hauptpersonen bekannt machen sollen. Dabei wird das Dingliche in den Vordergrund gerückt. In dieser Weise berichtet Rikar dem Reisefreund ausführlich von der Instandsetzung und Einrichtung des Heidehauses, dem Anlegen der Pflanzungen und dem Anteil Marias an all diesen Verrichtungen. Ebenso gegenständlich, das Kleinste beachtend, drückt sich Alfred aus, wenn er etwa von der Bedeutung der Grassamen für die Kultivierung der Erde spricht oder seine Gedanken äußert über die Abstufung der Dinge, indem er die Natur im Ganzen, der auch der Mensch als Glied angehört, als Höchstes preist. Weil diese und ähnliche Einschübe die Taschenbuchfassung der »Schwestern« (Iris 1846) noch nicht beschweren, wirkt sie weit unmittelbarer und lyrischer als die breit ausgesponnene, stilisierte Spätfassung. An die Stelle der Schilderung seelischer Erlebnisse – rasende Eifersucht führt Jodokus in Versuchung, seine Gattin Chelion zu töten; draußen tobt ein Gewitter (»Die Narrenburg«, Iris 1843) – tritt die nur andeutende Beschreibung der Seelenzustände, das immer eingehendere Verweilen bei den Einzelheiten der dinglichen Umwelt (»Der beschriebene Tännling«, Rheinisches Taschenbuch 1846). So strebt Stifters Sprache von der dynamisch-gefühlsbetonten Bewegtheit ihrer Anfänge zum statisch-dingverbundenen Gleichmaß der Reife. Sie begegnet sich mit dem Prosastil Grillparzers, der die tragisch ge-

[222] Vgl. ders., a.a.O. Sp. 1391.

[223] Brief vom 11. 1. 1914, nach A. Langen, a.a.O. Sp. 1462.



Abb. 10: *Führich-Herzberg: Kupfer, Thalia darstellend, aus dem Novellenkranz auf das Jahr 1835*

standenen schweren Erkrankung voraus. Schon in den Eingangsversen zeigt sich jedoch die völlig verschiedene Auffassung des gleichen Themas:

Genesungsgefühl.

Ich habe mit dem Tod gerungen,
Er griff nach mir mit eis'ger Hand;
Er hat mich dennoch nicht bezwungen,
Ich hielt ihm festen Muthes Stand.

Der Genesene.

Jetzt, da ich's bestanden habe,
Leuchtet mir's erst deutlich ein:
Krankheit, du bist Gottes Gabe!
Er soll drum gepriesen seyn!

Bei Hebbel das Aufbäumen des Willens gegen die Bedrohung, ein Zusammenraffen aller Kräfte, um ihr Widerstand zu bieten, und als Ziel, so rasch wie möglich wieder zu gesunden. Bei Grillparzer die Hinnahme der Krankheit als Gabe Gottes, da sie »der Seele Krämpfe«, den »innren Schmerz« in äußre Qual« verwandelt (Str. 2), die sich leichter ertragen läßt. Sieht Hebbel in der Krankheit eine Prüfung, die es zu bestehen gilt, so ist sie für Grillparzer der lösende Ausgleich, eine Läuterung der Menschheit insgesamt (Str. 3), wie auch ein Wiederfinden des eigenen Selbst, das nicht mehr nach Fernen jagt, sondern sich auf das Nächste begrenzen muß (Str. 5); zugleich vermittelt die erzwungene Ruhe ein Begegnen mit den Mitmenschen, die den Kranken als Bruder ihrer Leiden schonen (Str. 4). Im Frieden mit sich und den anderen verstummen alle Fragen vor dem Frohgefühl der Gesundung (Str. 6f.); das Innere öffnet sich neuen Bildern (Str. 9f.) und alle Wünsche scheinen erfüllt. Während Hebbel sich kürzer faßt und im Allgemeinen bleibt, verweilt Grillparzer bei jeder Phase des seelischen Genesungsprozesses, der ihm Voraussetzung des physischen ist. Beide Gedichte klingen aus in einem Dank an Gott. Hebbel dankt für das wiedergeschenkte Leben, Grillparzer für die Krankheit, die ihn mit sich und der Welt versöhnt und zu tieferen Erkenntnissen geführt hat.

ballte Dramatik seiner für Schreyvogels »Aglaja« geschriebenen Erstlingsnovelle ausfließen läßt in die leidenschaftslos beruhigte Objektivität der zweiten und zugleich letzten Prosadichtung, die symbolhaft am Ende des Biedermeier steht.

Abschließend stellen wir zwei Gedichte einander gegenüber, Hebbels »Genesungsgefühl« (Tauchnitz' Deutscher Musenalmanach 1840, Seite 206f.) dem »Genesenen« von Grillparzer (Aglaja 1821, Seite 12f.). In ihrer Gestaltung scheint uns nicht nur der individuelle Stil der Verfasser, vielmehr besonders deutlich der Stil der Zeit ausgeprägt, deren Wirkungsbereich sie zugehören. Beiden Gedichten ist die Ichform gemeinsam; beide setzen das persönliche Erlebnis einer glücklich über-

Bei der Abfassung etwa im gleichen Alter stehend, sind die beiden Dichter nicht nur wesensmäßig grundverschieden, sondern auch der Generation nach. Fast ein Vierteljahrhundert liegt zwischen den Geburtsjahren, fast ebenso viele Jahre sind seit der Erstveröffentlichung des »Genesenen« verstrichen. In dieser Zeitspanne formt das Biedermeier den Realismus aus. Grillparzers Gedicht beherrscht noch der Gedanke des »erziehenden Unglücks«[224], der auch dem Opfertod der Charlotte Stieglitz (1834) zu Grunde liegt und die Biedermeierliteratur durchtränkt. Hebbel aber, einer neuen Epoche entgegenwachsend, sieht das Problem schon mit anderen Augen; er hält sich an die realen Gegebenheiten, die nun keiner methaphysischen Rechtfertigung mehr bedürfen.

V

1. Vergleich mit den klassischen und romantischen Musenalmanachen und schöngeistigen Taschenbüchern

Wie in der zeitgenössischen bildenden Kunst die klassizistischen und romantischen Einflüsse wirksam sind, so begegnen wir ihnen auch in den schöngeistigen Almanachen und Taschenbüchern. Mag immer die erste und eigentliche Blütezeit der Musenbüchlein fast ein halbes Jahrhundert vor dem Biedermeier liegen, der Strom der Tradition fließt von diesen poetischen Erzeugnissen des ausgehenden Rokoko ununterbrochen fort. In gewisser Hinsicht erreichen sie sogar in der Biedermeierzeit ihren Höhepunkt, indem jetzt nicht nur die Unternehmen der Romantik, sondern auch die des 18. Jahrhunderts an Zahl weit übertroffen werden. Gerade dieser Umstand gibt schon um 1820 Anlaß zu Prognosen für die Zukunft. Ein Anonymus schreibt[225]: »Will man… aus dem Allgemeinsten und zugleich Nächsten schließen, so ist es eine bekannte Erfahrung, daß bei uns wie überall die Masse in der Masse erstickt, so sind wir dem Zeitpunkt, wo der ewig durstige Geist sich aus der Zersplitterung in den alten starken Verband des Ernsthaften zurückringt und die schwächlichen Hebel unsrer Cultur versinken läßt, vielleicht näher als wir denken.«

Vergleichen wir zunächst die äußere Einrichtung. Anfänglich ist die Ausstattung schlicht. Dies ändert sich jedoch bald, wie wir dem Kapitel aus Jean Pauls »Titan« entnehmen können, das eine »Kleiderordnung für sämtliche einwohnende Bücher unseres Landes« aufstellt[226]: »Den ärgsten Unfug aber verführen die Neujahrs-Hausierer und Gratulanten, die Almanache. Die zusammengebrachten Kinder schlagen ihren guten, dürftigen Eltern, die selten etwas Ganzes anhaben, wenig nach, sondern schämen sich ihrer und treten in goldenen Gilets, in Seidenröken oder als patres purpurati (in Maroquin) daher und schnalzen als Goldschleien durch die Finger. Diese Kreaturen sind ordentliche Schalthiere, sitzend immer in Rinden- oder Wachthäuschen, Sänften, elastischen Korsets oder kleinen Selbstrepositorien, woraus man sie erst kriegt und lockt, wenn man an ihrem bunten Scherpen- oder Ordensbande zupft.« Goldschnitt und gefälliger Einband, durch Schuber geschützt, eingeklebte farbige Seidenbändchen zum Herausziehen und als Lesezeichen, all diese hübschen Einzelheiten werden noch bei den biedermeierlichen Jahrbüchlein in gleicher Weise gepflegt. In dem Maße freilich, als sich das Format vergrößert, bis es zuletzt zur Buchform übergeht, und durch immer häufigere Verwendung des Stahlstichs auch die Bildbeigaben eine Vergröberung erfahren, vollzieht sich die Nivellierung der Almanachgattung in ästhetisch-künstlerischer Hinsicht unaufhaltsam.

An Hand des Decken- und Titelblattschmuckes sowie der Illustrationen läßt sich ablesen, auf welche Weise sich der Stil vom Rokokohaften über das Klassizistische zum Biedermeierlichen abwandelt. Nicht minder deutlich ist der Wechsel im Modegeschmack, insbesondere in der Frauenmode, wie wir ihn nach den beigefügten Porträts, Modeblättern und sonstigen figürlichen Darstellungen der einzelnen Bändchen verfolgen können. In den führenden Unternehmen der Romantik sind Kunstblätter allerdings selten[227]. Der Kalender, meist mit Monatskupfern reizvoll verziert, bildet seit dem ersten deutschen Musenalmanach einen Bestandteil der schöngeistigen Almanache und Taschenbücher, ist aber bei den literarisch gerichteten Unternehmen des Biedermeier kaum mehr vorhanden und wird erst wieder für die Volkskalender unentbehrlich. Gleichsam den streng klassizistischen Gesamteindruck unterstreichend, verwendet Schiller für seine Almanache den Antiquadruck, welcher auch noch in denen seiner romantischen Konkurrenten überwiegt. Wohl als Folge des neu erwachten vaterländischen Geistes beginnt sich von 1812 an die gotische Schrift durchzusetzen und beherrscht dann das Druckbild der biedermeierlichen Jahrbüchlein.

Die Tradition der Musikbeilagen geht bereits auf den »Göttinger Musenalmanach« zurück; dieser überholt darin seine französische Vorlage bei weitem, kann er doch schon in den ersten Jahrgängen mit Kompositionen Glucks und Philipp Emanuel Bachs zu lyrischen Stücken von Klopstock, Miller und Voß aufwarten.

Die Musenalmanache, vor 1800 auch »Blumenlesen« genannt, unterscheiden sich dem Titel nach oft nur durch ein beigesetztes Adjektiv. Dagegen wird die Namengebung der wenige Jahre jüngeren Taschenbücher, die von Wien ihren Ausgang nehmen, bald so bunt und vielfältig wie ihr Inhalt. Neben dem Blumenreich hält die griechische und römische Mythologie sowie die homerische Heldendichtung ein unerschöpfliches Reservoir bereit. Antike Namen sind in der Biedermeierzeit stark vertreten; romantischer Einfluß fügt die germanischen hinzu. Nicht selten wird auch der Titel eines früheren Unternehmens wieder aufgenommen.

Die Gestaltung des Inhalts bietet ebenfalls mannigfache Vergleichsmöglichkeiten. Für die Musenalmanache waren bekanntlich nach dem Beispiel ihres ersten Vertreters nur Lyrik und kleine dramatische Stücke oder Proben aus Dramen zugelassen[228]. Doch schon der »Wienerische Musenalmanach« (1777–1796)[229] unterbricht diese Regel und bringt im ersten Jahrgang zwei Idyllen in Prosa. Seine beiden letzten Bändchen

[224] Vgl. M. v. Boehn, a.a.O. S. 510.

[225] Nach R. Pissin, a.a.O. S. VII.

[226] Nach H. Kunze, a.a.O. S. 150f.

[227] Vgl. R. Pissin, a.a.O. S. X.

[228] Vgl. Reallexikon d. Dt. Literaturgesch. Bd. 2. S. 424.

[229] Vgl. Dt. National-Litteratur. Hrsg. J. Kürschner. Bd. 135, T. 2. Stuttgt. 1893. S. 57f.

enthalten sogar bereits in Nachahmung der belletristischen Taschenbücher kleine Aufsätze aller Art, Theologisches und Politisches ausgenommen. Dieselben Gründe – Mangel an guten poetischen Arbeiten und die Vorliebe des Publikums für Abwechslung – veranlassen 40 Jahre später den Herausgeber des »Schlesischen Musenalmanachs«, Beiträge in Prosa aufzunehmen. Der »Wienerische Musenalmanach« gehört übrigens zusammen mit der »Schlesischen Anthologie« (1773f.) und dem »Frankfurter Musenalmanach« (1777f.) zu den Begründern der landschaftlich gerichteten Unternehmen dieser Gattung, die, wie wir bereits feststellen konnten, im Biedermeier ihren größten Aufschwung nehmen.

Während der erste Göttinger Musenalmanach nach dem Vorbild des französischen anfangs nur Zweitdrucke sammelte, bald aber zu Originalbeiträgen überging, setzen alle späteren bedeutenderen Unternehmen ihren Ehrgeiz daran, vor allem bisher Unveröffentlichtes herauszubringen. Im Chamisso-Schwabschen Musenalmanach sind sogar Übersetzungen verpönt. Die Anordnung der Beiträge erfolgt vorwiegend nach dem Gesichtspunkt der Abwechslung. Eine Ausnahme bildet z. B. das »Rheinische Odeon«, das die einzelnen Stücke nach ihren Verfassern ordnet. Einige andere Unternehmen gliedern nach Dichtarten und Stoffgruppen. Die Gepflogenheit mancher Mitarbeiter, nicht mit Namen, sondern mit ein oder mehreren Pseudonymen oder Chiffren zu zeichnen[230], erscheint erwünscht, wenn ein größerer Reichtum an Beiträgen vorgetäuscht werden soll; meist aber kommt der Verfasser davon ab, sobald sein Name Klang und Gewicht erhalten hat. Auch Zensurrücksichten spielen nicht erst im Biedermeier bei der Namensänderung eine Rolle[231]. Zielsetzung der Musenalmanache ist es, mit leichten gesellschaftlichen Stücken auch in den vom literarischen Zentrum entfernten Gegenden die Liebe zu den Musen zu wekken und durch sorgfältige Auswahl den Geschmack des Publikums zu veredeln; zugleich wollte man jungen Dichtern Gelegenheit geben, sich bekannt zu machen; auch gute alte Namen sollten in Erinnerung gebracht werden. Diese vom 18. Jahrhundert übernommene Bestimmung behält in der Folgezeit zunächst ihre Gültigkeit. Da die Musenalmanache an Bedeutung verlieren, übernehmen einige vorwiegend literarisch gerichtete Taschenbücher diese Aufgaben. So setzt sich etwa die »Aglaja« unter Schreyvogels Leitung für Grillparzers Lyrik ein, und Stifters Prosa wird schon in ihren Erstlingen in dem vornehmen Rahmen der »Iris« von einem angesehenen Verlag betreut. Anfänglich sind es aber nur die Musenalmanache, – und auch nicht alle von ihnen – die sich durch ein Programm auszeichnen, während die weniger exklusiven Taschenbücher, in denen Prosa aller Art neben der gebundenen Rede auftritt, sich mehr Freiheit gestatten. So bietet schon im 18. Jahrhundert eine Anzahl dieser Periodika reine Unterhaltungslektüre, für den Augenblick geboren und ebenso rasch wieder vergessen, da sie ohne ausgeprägte Eigenart sich nicht aus dem Durchschnitt heraushebt. Lag es doch im Interesse von Herausgeber und Verleger, durch stoffliche und regionale Neutralität der aufgenommenen Beiträge den artigen Büchlein überall einen freundlichen Empfang zu sichern. Auch die Schweiz zehrt ja bis zu den Befreiungskriegen in der Hauptsache vom deutschen Almanachexport[232].

Wenn wir nun die einzelnen Unternehmen der klassischen und romantischen Periode auf ihren bleibenden Wert hin untersuchen, ragen nur einige aus der großen Schar hervor, und auch bei diesen sind nicht alle Jahrgänge gleichwertig.

Im »Göttinger Musenalmanach« (1770–1804)[233] sind außer Schiller alle bedeutenden deutschen Dichternamen der Zeit vertreten. Seine Anfänge freilich zeigen noch das Bild eines ersten Versuchs. Mit der Stiftung des Hainbundes 1772 wird er jedoch zum Organ der neuen Lyrikergeneration, die beseelt von der Begeisterung für Gott, Tugend, Vaterland und Freiheit den Namen Klopstocks zur Losung ihrer Bestrebungen macht. Der Jahrgang 1773 bildet den Übergang; hier erweisen sich noch einmal Wieland und die Anakreontiker stark, desgleichen die Bardenpoesie, der das Altdeutsche nur eine Maske ist, während es den jungen Göttingern die gegebene Form für ihre vaterländische Gesinnung bedeutet. Der neue Geist spricht aber schon aus den Beiträgen Herders, aus Bürgers Minneliedern, die als Brücke vom Bardengesang zum Volkslied zu verstehen sind, sowie aus den Epigrammen Klopstocks, in denen die Grundsätze der Geniezeit enthalten sind. Der Almanach für 1774, der wichtigste in der langen Reihe der Jahrgänge, bringt den Sieg der literarischen Revolution mit Klopstock an der Spitze. Einmütig stehen hier, im Bewußtsein, Vertreter des Neuen zu sein, nebeneinander: Claudius, Miller, Hölty und Bürger, dessen »Lenore« von der Kritik zwiespältig aufgenommen wird[234]; Voß und die Brüder Stolberg – Friedrich Leopold mit der charakteristischen Ode »Der Genius« –, Herder und Goethe. Letzterer war durch Boies Freund Gotter mit dem Bund in Berührung gekommen und hatte vier Arbeiten, darunter den »Wanderer« und »Mahomets Gesang«, geschickt. Sie alle – jeder geht später eigene Wege – pflanzen hier die Keime zu einer Entwicklung, die für die deutsche Lyrik bis zur Romantik und darüber hinaus bestimmend wird. Schon mit dem folgenden Jahrgang beginnt der Abstieg des Almanachs. Voß, der neue Leiter, lehnt eine feste Mitarbeit der jüngeren Kräfte, auch Goethes, ab. Sein Hamburger Zweigunternehmen (1776–1800) bietet dem Sturm und Drang keine Stätte. In zu starrer künstlerischer Einseitigkeit verliert Voß die Fühlung mit der jüngsten Literaturströmung; er sieht sich daher gezwungen, wieder mit älteren Schriftstellern anzuknüpfen. Göckingk, der den »Göttinger Musenalmanach« fortführt, entstammt dem Halberstädter Kreis; Gleim ist sein intimer Freund, Klamer Schmidt ein Schulkamerad. So vertritt er

[230] Z. B. unterzeichnet Goethe seine Gedichte zum Jg. 1774 des »Göttinger Musenalmanachs« mit verschiedenen Einzelbuchstaben; Eichendorff erscheint in den Almanachen der Romantik bis 1815 als Florens; Heine zeichnet in den »Rheinblüthen« f. 1825 nur mit seiner Initiale, etc.

[231] S. z. B. die mit Chiffren gezeichneten Beiträge Schubarts im »Schwäbischen Musenalmanach«.

[232] Vgl. A. Ludin, a.a.O. S. 153.

[233] Vgl. Kürschners Dt. National-Litteratur. Bd. 135, T. 1. Stuttgt. 1892. S. 1f., u. H. Grantzow, Gesch. des Göttinger u. des Voßischen Musenalmanachs. (Berlin. Beiträge z. german. u. roman. Philologie. XXXV. Germ. Abt. 22. Berlin 1909.)

[234] Vgl. H. Grantzow, a. a. O. S. 57f.

im Gegensatz zu Boie, dem ersten Herausgeber, einen veralteten poetischen Standpunkt. Mit der Redaktionsübernahme durch Bürger ruht das Ansehen des Almanachs in der Hauptsache auf dessen Namen. Er selbst ist der eifrigste Beiträger; die übrigen sind zwar zahlreich, aber unbedeutend. Während der ältere Schlegel in Göttingen studiert, macht Bürger seine Bekanntschaft und läßt ihn mit einigen anderen Frühromantikern im Musenalmanach zu Worte kommen. Auch zu Angehörigen des schwäbischen Dichterkreises besteht Verbindung. Mit Bürgers Tod jedoch verliert der Almanach jede weitere Bedeutung.

Während im Göttinger und Hamburger Musenalmanach Dichter aus allen deutschen Gauen vereinigt sind wie ähnlich umfassend erst wieder in dem Chamisso-Schwabschen Unternehmen ab 1833, ist der »Schwäbische Musenalmanach« (1782-1793) Sammelpunkt einer landschaftlich orientierten Gruppe, deren Mitglieder Conz, Haug, Neuffer auch noch in der ersten Hälfte des Biedermeier in den schöngeistigen Almanachen und Taschenbüchern zu finden sind. Aber nicht ihretwegen heben wir gerade das schwäbische aus der Reihe der regional begrenzten Jahrbüchlein des 18. Jahrhunderts hervor; es enthält erstmalig einen Gedichtbeitrag Schillers (»Die Entzückung an Laura«, Jahrgang 1781), dessen »Räuber« eben die Aufmerksamkeit des Publikums auf den jungen schwäbischen Dichter gelenkt hatten. Auch eines älteren Sängers ihrer Heimat wird hier gedacht. Mehrere Jahrgänge bringen die mit Chiffren gezeichneten lyrischen Arbeiten Schubarts, des Gefangenen auf Hohenasperg. Das Wiedererscheinen des Almanachs nach längerer Pause wird vom Herausgeber Stäudlin u. a. damit begründet, daß »wieder einige neuere hoffnungsvolle junge Männer aufgestanden, die sich zur Mitarbeitung an dieser Blumenlese erboten haben«[235]; darunter in erster Linie der Tübinger Student Hölderlin, von dessen Hymnen die beiden letzten Bändchen (Jahrgang 1791 f.) überströmen.

Schillers Musenalmanache (1796-1800) bilden Gipfel und Abschluß der klassischen Almanachperiode. Statt des spielerischen Sedezformates ein handlicheres Duodez, die klare Didot-Antiqua an Stelle der Fraktur, Verzicht auf typographischen Schmuck, Zierleisten oder Schmuckstücke, lediglich Titelkupfer mit einfachen Kompositionen, Gestalten in antikisierender Gewandung vor idealisiertem Landschaftshintergrund, schon diese äußere Aufmachung bekundet den klassizistischen Stilwillen, wie er sich im Inhalt offenbart. Zeichnen Schillers große epische Gedichte (»Die Macht des Gesanges«, »Würde der Frauen« etc.) und Goethes »Venetianische Epigramme« den ersten Jahrgang besonders aus, so bringt der zweite, dessen Erscheinen sogleich einen »Mücken-Almanach« auf den Plan ruft, die »Xenien« als Antwort der beiden Freunde auf die ablehnende Kritik der »Horen«. Ihre scharfzüngigen Distichen rechnen nicht nur mit den Gegnern ab, sondern nehmen auch ganz allgemein zu den literarischen Verhältnissen in Deutschland Stellung. Die Scheidung zwischen dem plattgemünzten Aufklärungsschrifttum und der an kritischer Philosophie wie antiker Kunstform orientierten neuen Dichtung wird hier endgültig vollzogen. Früchte der 1797 gemeinsam betriebenen Balladenstudien spenden das nächste und noch das folgende Bändchen, welches auch Goethes Lehrgedicht »Die Metamorphose der Pflanzen« enthält. Den letzten Jahrgang – Schiller, bereits neuem dramatischen Schaffen zugewandt, verzichtet auf eine Fortführung – füllt hauptsächlich Amalie von Imhoffs Epos »Die Schwestern von Lesbos«; das »Lied von der Glocke« beschließt ihn. Neben Herder, Hölderlin, A. W. Schlegel, Tieck gehören auch Conz, Schillers Freund und Epigone, der Epigrammatiker Haug, Kosegarten, ein Nachbeter Geßners und Voß', der Dresdner Langbein, Pfeffel, Neuffer, ein Studiengenosse Hölderlins, der empfindsame Matthisson u. a. zu den Mitarbeitern, was beweist, daß die geniale Substanz auch dieser schier zeitlosen Almanachfolge nicht ohne Füllsel auskommen konnte.

Wie in der bildenden Kunst der Klassizismus sich rückwärts gegen die Zopfzeit und vorwärts gegen das Biedermeier abgrenzt, dabei dennoch beide verbindend, so trennt und verbindet die Literatur der Klassik jene beiden Epochen. Die verbindende Anmut erreicht es, daß trotz der trennenden Würde die klassischen Dichter Deutschlands einige ihrer wichtigsten Werke in der Form von Taschenbüchern erscheinen lassen. Bei allem Sinn für Größe und Ernst, den jene Werke offenbaren, führt die Freude am Gefälligen und Graziösen zur Veröffentlichung in solch spielerischer Aufmachung[236]. Hatte Schiller in der »Anthologie auf das Jahr 1782« sein lyrisches Jugendbekenntnis vorgelegt, so bringt er nun als Jenaer Geschichtsprofessor die »Geschichte des dreyssigjährigen Krieges« in dem bei Göschen verlegten »Historischen Calender für Damen« (1791-1793) heraus. Auch »Hermann und Dorothea« (1798), die Buchausgaben der »Jungfrau von Orleans« (1802) und des »Wilhelm Tell« (1804), »Die natürliche Tochter« (1804), die Bearbeitung der Racineschen »Phädra« (1805), »Pandora« (1810) kommen als Taschenbücher zur Welt. Für eine gleich rege Tätigkeit als Haupt- und auch als Mitherausgeber – Goethe neben Schiller (1797-1799), Seckendorff (1801), Wieland (1804) – findet sich bei den biedermeierlichen Almanachen keine Parallele. Die kurzfristigen Versuche Lenaus und Mörikes ausgenommen und abgesehen von Tieck, der ja noch der Romatikergeneration angehört, sind die bedeutendsten Vertreter der Epoche wohl beitragend, aber nicht mehr selbst redigierend beteiligt. Wie weit die Macht der Taschenbuchform auf die Dichtung der beiden Weimarer Klassiker eingewirkt hat, bezeugt die vielzitierte Briefstelle Goethes[237], die besagt, daß die Xenien nicht gesummt hätten, die Balladen und Lieder nicht verfaßt worden wären, wenn es Schiller nicht an Manuskripten zu den Musenalmanachen gefehlt hätte. Frühzeitig hat der Almanach als literarisch wichtige Tageserscheinung Goethe gefesselt. So erklärt es sich, daß von 1774 bis in die letzten Tage seines Lebens in Almanachen und Taschenbüchern fortlaufend Erstdrucke seiner Arbeiten erscheinen. Ihre Reihe reißt auch nach seinem Tode nicht ab; desgleichen setzt sich die Diskussion der Almanachmitarbeiter über Goethes Person und Werk fort; in immer neuen Meinungen und Urteilen wird dem deutschen Lesepublikum eine Stellungnahme für oder wider

[235] Nach Kürschners Dt. National-Litteratur. Bd. 135, T. 1. S. 359.

[236] M. Lanckoronska, A. Rümann, Gesch. d. Dt. Taschenbücher u. Almanache aus der klassisch-romant. Zeit. München 1954. S. 48.

[237] Goethe an Chr. Fr. L. Schulz, 10. Jan. 1829.

Goethe nahegelegt[238]. Nicht so umstritten ist die Persönlichkeit Schillers. Von den Brüdern Schlegel und dem frühromantischen Tieck bekämpft, wird ihm dann in den Unternehmen des Biedermeier fast durchweg Verehrung zuteil.

Der Almanachtradition können und wollen auch die Romantiker nicht widerstehen. Wohl hatte die alte Gruppe der Almanache, der Göttinger, Hamburger, Wiener, Berliner etc., abgewirtschaftet; dennoch füllt man unbedenklich den neuen Wein in die alten Schläuche. Gerade die Führer und Meister der neuen Schule – etwa ein so bewußt und mit Berechnung moderner Mann wie A.W. Schlegel – denken nicht daran, sich dem Geschmack der Zeit zu entziehen. Er setzt vielmehr alle Energie ein – erreicht er doch nach längeren Verhandlungen, daß Cotta den Verlag des ersten romantischen Almanachs übernimmt –, um mit einem gediegenen Musenalmanach vor das Publikum zu treten, als ob, nach dem Scheitern des »Athenäums«, erst der rühmlich erworbene Titel eines Almanachherausgebers seine Meisterwürde in den Augen der Menge legitimierte[239]. Die Zeit des Jenaer Zusammenlebens im Jahre 1800 hatte den Plan eines Scherzalmanachs zugunsten des höheren verdrängt, eine romantische Mustersammlung gemeinsam mit Tieck herauszugeben. Da nichts aufgenommen werden sollte, »was von einem zweydeutigen, einem bloß halben Talente zeuge«[240], blieb der Kreis auf einige rein romantische Mitarbeiter beschränkt. Ein Beitrag Goethes war vergeblich erbeten worden. Den Hauptanteil haben die beiden Herausgeber und Friedrich Schlegel, der u. a. »Alte Gedichte aus dem Spanischen« mitteilt, während sein Bruder »Hymnen nach dem Lateinischen« wiedergibt. Tiecks Schwester, Sophie Bernhardi, steuert neben Gedichten eine dramatisierte »Ballade« bei, deren lose aneinander gereihte Szenen zwischen Prosa und fünffüßigen Jamben wechseln. Im übrigen treten nun hier die romanischen Formen der Stanze, Romanze und des Sonetts in den Vordergrund; die Ode ist abgetan, nur vereinzelt finden sich noch Hymne, Lehrgedicht und Epigramm. Ein ursprünglich für die »Lucinde« bestimmter Zyklus zeigt auch diese, in den Biedermeierjahrbüchlein dann so gern gebrauchte Form bereits an. Außer Laun (= Fr. A. Schulze), der gleich den meisten Angehörigen des Dresdner romantischen Zirkels von 1801 in der ersten Hälfte des Biedermeier ein Taschenbuchliebling wird, sind pseudonym die Philosophen der neuen Bewegung, Fichte und Schelling, sowie die Brüder Hardenberg beteiligt. Die dem Nachlaß des jüngst verstorbenen Novalis entnommenen Beiträge – darunter zwei Gedichte aus dem noch ungedruckten Romanfragment »Heinrich von Ofterdingen« und »Geistliche Lieder« – geben dem »Musenalmanach für das Jahr 1802«[241] seinen eigentlich dichterischen Gehalt. Den Abschluß bildet A. W. Schlegels »Fastnachtsspiel vom alten und neuen Jahrhundert«, in dem Genius und Freiheit dem jungen Saeculum erscheinen und es segnen. Da die Aufnahme durch die Kritik überwiegend unfreundlich und der Absatz schlecht war, bleibt es bei diesem einen Jahrgang.

Auf zwei Bändchen bringt es dagegen der im selben Jahr erscheinende »Musen-Almanach« (1802–1803) des Jenaer Privatdozenten Vermehren. Er ist zwar in Anlehnung an die Romantiker zusammengestellt – Friedrich Schlegel sendet gutbezahlte Beiträge – doch enthält er noch viele Stücke der älteren Richtungen, so von Klopstock und Winckelmann; auch von Hölderlin sind hier einige Beiträge abgedruckt, darunter »Menons Klagen um Diotima«.

Als Zeugnis dafür, wie jede literarische Strömung des ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhunderts ihren Niederschlag in einem Musenalmanach findet, sei Chamissos und Varnhagens »Grüner« (1804–1806)[242] genannt; in der Tat ist er das noch recht unreife Produkt eines Kreises Zwanzigjähriger. Empfänglich und begeistert für Poesie, hatten sich 1803 in Berlin Varnhagen, Wilhelm Neumann, Chamisso, Hitzig, Franz Theremin, Varnhagens späterer Schwager Ludwig Robert, den wir als Novellisten in biedermeierlichen Taschenbüchern wiederfinden, und einige andere zu einem Nordsternbund zusammengefunden. Sein Mittelpunkt war Koreff, der als Symbol ihres gemeinsamen Strebens, anknüpfend an romantisch-mystische Anschauungen Baaders, den Polarstern bestimmte. Für Chamisso, den eigentlichen Initiator und Betreuer der drei »Grünlinge«, bedeutet das Unternehmen einen Wendepunkt. Ständig mit Hindernissen kämpfend, die sich der Herausgabe entgegenstellten, sammelt er hier die Erfahrungen, die ihn im Verein mit seiner realistischen Veranlagung dann befähigen, als Hauptredakteur des bedeutendsten lyrischen Organs im Biedermeier diesem jahrelang, dem widerstrebenden Zeitgeschmack zum Trotz, Anerkennung und Geltung im gesamten deutschen Sprachbereich zu sichern. Als preußischer Leutnant französischer Nationalität, seit kurzem erst mit dem Studium der deutschen Sprache und Literatur befaßt, macht er zunächst französische, dann deutsche Verse. Nun tritt er in enge Verbindung mit Gleichgesinnten, von denen etliche noch am »Deutschen Musenalmanach« teilnehmen, so Varnhagen und seine Schwester Rosa Maria, auch Fouqué, der mit seiner Frau Karoline jetzt zum Jahrgang 1806 beiträgt. Angesehene Männer wie Bernhardi und Fichte, die ihren Beitrag vorsichtigerweise mit Chiffre zeichnen, würdigen Chamisso ihrer Freundschaft. Der nahe drohende Krieg bereitet weiterem Sammeln und Sichten ein jähes Ende; denn Chamissos Regiment wird in Marsch gesetzt. Aus dem Inhalt, der sich teils in Goethes, teils in Schlegel-Tieckscher Nachahmung bewegt und fast sämtliche Formen der Lyrik durchprobiert, sei nur Chamissos »Faust, Eine Tragödie in einem Akt. Ein Versuch« der Kuriosität halber erwähnt.

Seckendorffs »Musenalmanach« (1807–1808) erweist sich als Fundgrube lyrischer Kostbarkeiten. Über Hölderlin, von dem u. a. so bedeutende Arbeiten wie »Die Herbstfeier«, »Die Nacht« und »Pathmos«, dem Landgrafen von Hessen-Homburg gewidmet, enthalten sind, weiß eine verständnislose Kritik nichts Besseres zu sagen, als daß er »immer aufs neue, und immer vergeblich sich martert, in seinen Gesängen das Unaussprechliche zu verkünden«[243]. 1807 ist Friedrich Schlegel, 1808 Zacharias Werner unter den Beiträgern. Doch nicht sie sind es, die den

[238] Vgl. A. Goldschmidt, Goethe im Almanach. Leipzig 1932. S. VIIIf.

[239] Vgl. R. Pissin, a.a.O. S. IX.

[240] Nach R. Pissin, a.a.O. Sp. 2.

[241] Vergl. ders., a.a.O. Sp. 1–9.

[242] Vgl. ders., a.a.O. Sp. 29–70.

[243] Nach R. Pissin, a.a.O. Sp. 96.

beiden Bändchen eine besondere Prägung geben; vielmehr lassen sich hier erstmalig zwei Angehörige der Schwäbischen Dichterschule vernehmen: Kerner und Uhland. Ihre Stimmen bewahren auch im Chor der lyrisch gehaltenen Biedermeierjahrbüchlein ihren Klang; insbesondere hört man sie aus den vielfältigen Variationen ihrer Nachahmer immer wieder heraus. Uhland vor allem breitet in Seckendorffs Unternehmen den ganzen Reichtum seiner ersten Schaffensperiode aus. Unter seinen mehr als 30 Gedichten finden sich so innig schlichte, wie »An den Tod«, »Im Herbste«, »Schäfers Sonntagslied«, »Des Knaben Berglied«; so zwanglos natürliche wie »Abschied« oder so bildhaft geschaute wie »Die Kapelle«. Aus Uhlands wissenschaftlicher Sammelarbeit sind »Bruchstücke aus dem Heldenbuche« sowie zwei Volksballaden mitgeteilt, die der Herausgeber, dem Vorbild Herders folgend, in die Abteilung »Teutsche« einreiht, als Proben seiner geplanten »Denkmale der Volkspoesie nach Völkern und Zeiten geordnet.«

Schreibers »Heidelbergisches Taschenbuch« (1809-1812), das keineswegs romantisch, vielmehr gegen die Romantik gerichtet ist und sich von Jahr zu Jahr philisterhafter gebärdet, wird in diesem Zusammenhang nur deshalb erwähnt, weil es die Keimzelle der »Cornelia« bildet. Diese ist ja nicht nur eines der beliebtesten und langlebigsten Frauentaschenbücher der Biedermeierzeit, sondern sie setzt sich noch weit darüber hinaus in das neue deutsche Kaiserreich fort.

Zu Vereinigungspunkten des schwäbischen Dichterkreises werden in den Jahren 1812 und 1813 der »Poetische Almanach« und der »Deutsche Dichterwald«. Beide erscheinen, von Kerner herausgegeben, den Uhland maßgeblich anregt und berät, trotz französischer Zensurschwierigkeiten und der durch die Kriegswirren gelähmten Unternehmungs- und Kauflust. In einem Brief an Varnhagen schreibt Dorothea Schlegel: »Wundern und erstaunen muß man über Euch junge deutsche Dichter, daß Ihr, werde es wie es wolle, und sei es wie es sei, doch immerfort und auf alles Lieder dichtet. Ich schrieb an Graf Loeben darüber, Ihr kämt mir vor wie Kanarienvögel, die immer lauter im Bauer singen, je mehr Lärm im Zimmer ist«[244]. Fouqué, Varnhagen und seine Schwester, Loeben, die Chézy, Chamisso beteiligen sich. Tonangebend aber ist das schwäbische Element: Uhland u. a. mit Balladen, einem vollen Strauß Frühlingslieder (»Lob des Frühlings«, »Frühlingsglaube« etc.), dem »Guten Kameraden« der »Einkehr«; Kerner mit seinem »Wanderlied« und dem »Alphorn« – dessen Stimmungsgehalt Stifter in den »Feldblumen« (Iris 1841, Seite 351) so zart interpretiert – neben vielen anderen Stücken; ferner Schwab und Karl Mayer, der im Biedermeier dann kleine landschaftliche Naturbilder entwickelt, die in keinem Jahrgang des Weidmannschen Musenalmanachs fehlen. Aber auch ältere alemannische Dichter sind im Almanach für 1812 vertreten, so Conz und Johann Peter Hebel mit einem Mundartidyll. In dem Bändchen für 1813 stoßen wir auf erste Gedichte Eichendorffs; das liedhaft romantische »In einem kühlen Grunde« bleibt charakteristisch für seine lyrische Dichtweise.

Die Jahre 1815 bis 1818 sind, wie wir bereits in Teil III und IV aufgezeigt haben, von Unternehmen angefüllt, in denen hauptsächlich der romantische Nachwuchs zu Worte kommt, der zwar an poetischen Talenten nicht arm ist, doch oft genug auch Dilettanten groß werden läßt. Nach 1818 erscheint kein im eigentlichen Sinne romantisches Jahrbüchlein mehr. Das »Frauentaschenbuch« unter Fouqués Leitung kann als Übergang vom romantisch betonten zum biedermeierlichen Almanachstil angesehen werden. Es ist tatsächlich ein Übergang, kein gewaltsamer Neubeginn. Aus dem seit einem halben Jahrhundert gespeicherten Vorrat kann nun die Dichtung des Biedermeier schöpfen. Und gerade in den schöngeistigen Almanachen und Taschenbüchern dieser Epoche spiegelt sich besonders deutlich das Neben- und Ineinanderfließen von aufklärerischen, klassizistischen wie romantischen Elementen, die hier und jetzt popularisiert werden. Zahlreiche Vertreter der älteren Generation bleiben Mitarbeiter; immer wieder wird auch der literarische Nachlaß der Vergangenheit nach unveröffentlichten Beiträgen durchstöbert. Nach den schweren Kriegsjahren beschert der Unterhaltungsdrang des Publikums pseudoromantischen Modeschreibern, die den wirklichen Dichtern der romantischen Bewegung ihre Manier abgelernt haben, sowie vordem wenig beachteten Epigonen der alten Aufklärungsschriftsteller in den vielgelesenen Taschenbüchern eine Hochkonjunktur. Sie gebärden sich als berufene Träger des Zeitgeistes, indem sie das romantische Ideengut trivialisieren; in Wahrheit wirken sie verbildend auf den Geschmack der breiten Masse[245]. Doch unaufhaltsam fortschreitend vollzieht sich ein Wandel der Vorstellungswelt. Gesündere Einflüsse beginnen sich durchzusetzen. Gerade auch die Schwäbische Dichterschule, die ihre Kräfte nicht in romantisch schweifenden Phantasien und metaphysischen Traumbildern verströmen läßt, vielmehr dem Gegenständlich-Logischen, dem Geschichtlichen und Volkhaft-Naturverbundenen sich zugewandt zeigt, trägt wesentlich zur Entwicklung lebensnaher Anschauungen in der biedermeierlichen Almanachdichtung bei.

Noch einmal, wie zu Beginn der Geniezeit, wie in der Hochblüte klassischen Kunststrebens, wie beim Hervortreten der romantischen Bewegung und des jungen schwäbischen Dichterbundes, wird ein Musenalmanach Sammelpunkt einer neuen literarischen Richtung, in lyrischer Aussage Künder biedermeierlichen Lebensgefühls. Zugleich aber ist er auch Zeuge dafür, daß diese Art gemeinschaftlich poetischer Meinungsäußerung langsam, aber unwiderruflich aus der Mode kommt. 1830, das Jahr der Julirevolution, dessen Bedeutung für das soziale wie staatliche Problem des Biedermeier bekannt ist, hat auch in der zeitgenössischen Literatur seine Spuren hinterlassen. Eine neue Einstellung zu den Mächten des Lebens gewinnt an Boden. Von jetzt an werden die klassisch-romantischen Nachwirkungen zunehmend von jungdeutschen realistischeren Denkformen überlagert. Diese Wendung findet auch in den schöngeistigen Almanachunternehmen ihren Niederschlag, indem das Interesse der Leserschaft sich immer eindeutiger dem Prosateil zuneigt, der die Wirklichkeit näher zu fassen scheint als die künstlich gebundene Rede. Schon 1833 weist Laube in der Zeitung für die elegante Welt auf den neu sich entwickelnden Stil hin: »Es regt sich in allen modernen Richtungen der Literatur ein Streben unverhüllt das darzustellen, was eben ist, und da dies in

[244] Nach R. Pissin, a. a. O. Sp. 162.

[245] Vgl. H. A. Krüger, a. a. O. S. 20.

einer bunten Zeit bunt ist, so erscheinen die Produkte ebenso«[246]. Mit der Ablehnung allen Allegorienwesens geht die Tendenz zum Realismus Hand in Hand. »Heute ist dem Leser weniger das echt Poetische als das willkommen, was aus dem wirklichen Leben mit Fleisch und Bein an ihn herankommt«[247], heißt es in einer Rezension über Hackländer, dessen oberflächliches Unterhaltungstalent seit Ende der dreißiger Jahre in zahlreichen Taschenbüchern fruchtbar wird.

Nun ist der Almanachmitarbeiter nicht mehr in erster Linie gleichgestimmter Bundesbruder und Weggenosse zu gemeinsamen Zielen. Der Herausgeber kann an den Beiträgen nicht mehr beliebig ändern, bis sie seinen Intentionen entsprechen, wie es etwa bei Boie und vor allem bei Voß für den »Göttinger Musenalmanach« üblich war[248]. Auch Fouqué verfährt noch mit Rückerts »Flor und Blankflor« für das »Frauentaschenbuch« (Jahrgang 1817) in ähnlicher Weise[249]. Jetzt aber im späten Biedermeier fügt sich der Dichter kaum mehr so selbstverständlich in den Kreis der Allzuvielen, in den ihn die wählerisch beschneidende Hand des Redakteurs hineinzuzwängen sucht. Er stellt selbst die Bedingungen für eine Teilnahme; man denke etwa an Stifter, dessen entschiedener Ton bei Verhandlungen mit Almanachverlegern und -herausgebern aus seinem Briefwechsel bekannt ist.

Die zu neuem Selbstbewußtsein gelangte dichterische Individualität drängt nach dem eigenständigen Werk, das reichere Entfaltungsmöglichkeiten bietet und zugleich dem Publikum einen geschlosseneren Eindruck von der Persönlichkeit des Autors zu übermitteln vermag, als dies im Rahmen eines Sammelunternehmens möglich ist. Um 1840 geht die Zahl der Almanachneuerscheinungen rasch zurück. Den Erfordernissen einer konfliktgeladenen Zeit, in der man auch nach gewichtigerem Lesestoff Ausschau hält, kann die spielerische, ästhetisch oft so reizvolle, aber immer nur Kostproben, Splitter dichterischen Geistes darbietende Form des Taschenbuchs nicht mehr genügen. Das Jahr 1848 mit seinen einschneidenden Veränderungen im Gefolge setzt der Rolle, welche die schöngeistigen Almanache fast acht Jahrzehnte lang auf literarischem, künstlerischem und allgemein kulturellen Gebiet gespielt haben, ein Ende. Als Dokumente ihrer Zeit sprechen sie heute noch zu uns.

2. Nachwort

Mit der Aufgabe, die Musenalmanache und schöngeistigen Taschenbücher des Biedermeier zu untersuchen, verband die vorliegende Arbeit das Ziel, von ihrem Teilgebiet aus ergänzende Aufschlüsse über das Problem des Biedermeier zu gewinnen. Die methodische Durchführung machte es notwendig, die in den einzelnen Abschnitten erarbeiteten Ergebnisse jeweils unmittelbar mit dem Gesamtproblem in Verbindung zu bringen. Wieweit sich zu den deutschsprachigen Almanacherscheinungen des Biedermeier und damit zugleich zu diesem selbst von den englischen »keepsakes« des »Victorianism« oder den »Almanacs des Muses« und »Almanacs des Dames« im nachnapoleonischen Frankreich sowie ähnlichen Veröffentlichungen anderer Länder Parallelen ziehen lassen, müßten Spezialuntersuchungen ergeben.

Die Begriffe »Musenalmanach« und »schöngeistiges Taschenbuch« haben wir bereits im Teil I bestimmt und gegen ähnlichen Zwecken dienende Periodika abgegrenzt. Es wäre noch zu prüfen, ob die Jahrzehnte zwischen 1815 und 1848, die wir vorwegnehmend mit dem Begriff Biedermeier deckten, auch im zeitgenössischen Bewußtsein schon als ein zusammengehöriges Ganzes empfunden werden. Auf Grund von Quellenmaterial, welches diesen Zeitraum einerseits gegen den Hochrealismus, andererseits gegen die Romantik absetzt, glauben wir, diese Frage bejahen und damit unsere Arbeitshypothese rechtfertigen zu können.

Zwei Belegstellen wollen wir anführen, aus denen deutlich wird, wie Ende und Anfang dieses Zeitabschnittes als eine Wende erlebt werden. Oswald Marbach, Herausgeber des in Leipzig bei Otto Wigand erscheinenden »Literatur- und Kunstberichtes«, gibt im Jahrgang 1846 einen umfassenden Überblick über »Die Literatur der Gegenwart und ihre Kritik«. Darin heißt es unter anderem: »Die bessern deutschen Schriftsteller der Neu-Zeit beginnen zu fühlen, daß Deutschland, das neue Deutschland, welches im Jahre 1813 empfangen, und 1815 auf dem Wiener Congresse geboren wurde, den Flegeljahren entwachsen sei« (ebd. Seite 2). Ihm erscheint also das Biedermeier als das Jünglingsalter des 19. Jahrhunderts, im Hinblick auf die nun erwartete Zeit der Reife, die wir heute unter dem Begriff des poetischen oder Hochrealismus zusammenfassen. Das andere Beispiel entnehmen wir dem Taschenbuch »Urania«. Im Bändchen für 1840 veröffentlicht Ungern-Sternberg seine Novelle »Pulcherie«. Die Einleitung würzt er mit eigenwillig formulierten Betrachtungen über die Entwicklung nach 1800: »Das junge 19. Jahrhundert machte damals mit seinem Füllhorn voll Ideen seine Reise durch Deutschland. Nie hatte die Muse der Geschichte ein für die Jugend verführerischeres Gewand umgelegt. Die griechische Tunika, so gelehrt in ihrem Faltenwurf und so unbequem in ihrem Stoff, war dem leichten Röckchen einer hübschen Marketenderin gewichen. Mit ihrer Leier, auf der Beranger's Lieder klangen, durchzog Klio die Gauen(!) Frankens und des schönen Rheinlandes. Überall vor einer alterthümlichen Burg hielt sie still und sang den alten Söhnen des Feudalsystems die lustigen Lieder des jungen Frankreichs. Der Brand von Moskau war eben verglommen und glühte gerade noch so viel, um die Wangen der Muse mit einem noch lebhaftern Roth zu färben, als ihr ihre ewige Schönheit schon schenkte. Sie rief die Jugend auf und zeigte ihr die ewigen Kränze des Ruhms. Ach, diese Jugend, die mit dem Geschick schmollte, daß es keine Schlacht von Leipzig mehr zu schlagen gab, wie quälend und betäubend klang der Muse Gesang in ihr Ohr. Damals warf sich ein Schwarm wilder Herzen und Köpfe auf den Kampfplatz der Geschichte. Tumult an allen Ecken und Enden. Das alte Deutschland mit seinen kleinen dunklen Städten, spitzen gothischen Türmen und ruhigen Bürgern durchschwärmte eine Jugend voll phantastischer Pläne und Aussichten. In den obersten Dachkammern dachte man über den besten Staat nach, und ein junger Bursche, der nur auf ein paar Augenblicke sein Mäd-

[246] Nach H. Halm, a.a.O. S. 138.
[247] Zeitung f. d. eleg. Welt 1842, nach H. Halm, a.a.O. S. 139.
[248] Vgl. H. Grantzow, a.a.O. S. 78.
[249] Vgl. C. Groß, a.a.O. S. 12.

chen sah, fand doch noch so viel Zeit, um mit ihr über die Wiener Bundesakte zu plaudern... Man setzte sich zusammen, blieb übermäßig lange sitzen, sprach und schrieb über alle Erwartung viel und ging dann wieder auseinander. Alles das war sehr herrlich, aber auch sehr langweilig. Die schönste Rede ist noch keine That, und eine That allein befriedigt, lähmt, sättigt den Kitzel der Jugend. Wenn die Kühnheit des Gedankens erschöpft ist, so ist es eine Art von Feigheit, nun nicht die Kühnheit der That auch hinzuzufügen. Eine allgemeine Verstimmung trat ein...« (ebd. Seite 16 f.).

Diese »allgemeine Verstimmung«, wie sie Sternberg hier aufzeigt, ist das Kennzeichen des nun einsetzenden Biedermeier. Die Romantik als schöpferischer Lebensimpuls hat ihre Kraft verloren. Man zieht sich ins Private zurück, lebt seinem Tagewerk und der häuslichen Geselligkeit. Man fürchtet noch nicht die Begegnung mit dem Du, sucht sie im Gegenteil überall: bei der Arbeit, beim Vergnügen und in der Liebe. Ein unaufhörlicher Austausch gegenseitiger Freundschaft bewegt die Epoche, der die Geselligkeit Ersatz sein muß für das, was ihr im Politischen versagt bleibt. Man führt Tagebücher und schreibt unzählige Briefe; man ist bemüht, sich in die Seele des andern einzufühlen, sich mitzufreuen und mitzuleiden. Das Mitteilungsbedürfnis ist außerordentlich groß.

Die etwas überspitzte Formulierung: »Literarisches Biedermeier ist deutsche Dichtung im Duodez«[250] wollen wir nicht übernehmen. Erwiesen aber scheint uns, daß die biedermeierlichen Musenalmanache und poetischen Taschenbücher treue Abbilder der literarischen Gesamtentwicklung und zugleich charakteristische Ausdrucksformen des Lebensgefühls ihrer Epoche sind. Diese schöngeistigen Jahresgaben, die in der klassisch-romantischen Periode noch für einen kleineren, vorwiegend literarisch interessierten Kreis bestimmt waren, werden nun zu intimen Hausfreunden des seelisch aufgeschlossenen Zeitgenossen. Hier findet sich die Biedermeierdame in ihren Sehnsüchten und diätetischen Bedürfnissen wieder; sie gehören als musische Schwingung zum täglichen Leben wie die Hausmusik, die niemals vor oder nach dieser Zeit eine solch hohe Blüte und zugleich Breitenwirkung erlangt hat.

> Dichtkunst hebt und Musik, wahre Geselligkeit
> Hebt dein Leben empor (wie es der Deutschen ziemt)
> Aus einförmigen Kreislauf...

Diese Verse Platens, »An eine Dame in Siena« (Wendts Musenalmanach 1831, Seite 118) gerichtet, erscheinen uns bezeichnend für den Geist der Epoche. Der Mensch des Biedermeier bedarf eines »Zwischenreiches«, das ihm die Wirklichkeit des Lebensalltags verklärt. Er findet es nicht zuletzt in den schöngeistigen Almanachen und Taschenbüchern seiner Zeit.

[250] F. J. Schneider, a.a.O. S. 220.

VI

BIBLIOGRAPHISCHER ANHANG

Alphabetisches Verzeichnis der Musenalmanache und schöngeistigen Taschenbücher, deren letzter Jahrgang nicht vor 1815 und deren erster Jahrgang nicht nach 1848 erschienen ist.

Wie bekannt, ist bei Goedeke die Ordnung der Titel chronologisch; die nach 1830 neu erschienenen sind in der Regel nicht mehr aufgenommen. Die illustrative Seite findet bei der bibliographischen Beschreibung keine Berücksichtigung, während Köhring sie ausführlich vermerkt. Dieser ordnet alphabetisch. Titelfassung und Erscheinungsjahr sind nicht immer zuverlässig; Verlags- und Formatangabe fehlen.

Ein *, dem Titel oder Jahrgang vorgesetzt, bedeutet, daß dieser weder bei Goedeke noch bei Köhring verzeichnet ist.

Ein r, vor dem Titel hochgestellt, heißt, daß dieser bereits bei Pissin als Unternehmen der Romantik auftaucht.

ABENDERHEITERUNGEN mit prosaischen und poetischen Beiträgen von ... Hrsg. Fr. Rassmann. – Quedlinburg: Basse 1815. 272 S. 8°.

ABENDSTUNDEN, der geselligen Unterhaltung geweiht, ... 3 Jg. – Leipzig: Gleditsch 1820f. 12°. Wiederholt 1823. 3 Jg.

AEHRENLESE aus den neuesten ausländischen Almanachen vom Jahre 1822. – Pest: Leyrer. 191 S. 16°.

AGAPE. Ein christliches Taschenb. a. d. J. 1842. Hrsg. Karl Steiger. – St. Gallen: Scheitlin & Zollikofer 1841. 265 S. 16°. Holzschn.

AGLAJA. Ein Taschenb. f. d. J. 1815 (-33). 19 Jg. Hrsg. Joseph Sonnleithner, Joseph Schreyvogel (ab 1817). – Wien: Wallishausser 1814 bis 1832. 12° (später 16°) Kupf. Neue wohlf. Ausg. 1833-36. 12 Jg. (= Jg. 1821-32).

AGNES, Taschenb. f. d. gebildete Lesewelt a. d. J. 1839 (-40). 2 Jg. – Leipzig: Rawicz. gr.-12°.

AKAZIENBLÜTHEN aus der Schweiz. 1819 (- * 20). 2 Jg. Hrsg. Br. Friedr. Heldmann. – Bern: Haller. 8 Musikbl.

ALMANACH, Bremischer. 1821 (-22). 2 Jg. Hrsg. Ph. Bucer. – Bremen. Portr., Lithogr.

ALMANACH f. Ernst u. Laune a. d. J. 1823. – Wien.

ALMANACH der Musen u. Grazien a. d. J. 1817. – Berlin: Schöne. 8° Kupf.

ALMANACH der Parodien u. Travestien. 1816 (1818). 2 Jg. Hrsg. Carl Friedr. Solbrig (1818 Gottfr. Günther Röller). – Leipzig: Franz 1815f. 16°. 2. verm. Ausg. 1826.

ALMANACH poetischer Spiele a. d. J. 1815 (-16). 2 Jg. Hrsg. Friedr. Haug. – Frankf. a. M.: Wilmans. 16°. Kupf.

ALMANACH, Vaterländischer, für Ungarn a. d. J. 1820 (- * 21). 2 Jg. Hrsg. J. S. Zerffi, Habermann. – Pesth: Trattner. 16° (12°).

ALMANACH der Weisheit, der Tugend u. des Erdenglücks. – Quedlinburg: Basse 1822. 8°.

ALPENBLUMEN aus Tyrol. Taschenb. f. d. J. 1828 (-31). 4 Jg. Hrsg. Johannes Schuler u. a. – Innsbruck: Wagner 1827-30. 16° Kupf. Neue Ausg. 1838.

* ALPENBLUMEN. Ein schweizer. Almanach. 4 Jg. 1846. / m. n. erm. / Hrsg. Johannes Staub. – Zürich, Baden: Locher. 8°.

ALPENROSEN, ein Schweizer Almanach (ab 1821 Taschenb.) a. d. J. 1811 (– * 54). 31 Jg. (1834-36, 40-49 n. ersch.). Hrsg. Joh. Rud. Wyss d.j. u. a. (ab 1832 A. E. Fröhlich u. a.). – Bern (ab 1831 Aarau): Burgdorfer (ab 1831 Christen). 16° (später wechs.). Kupf., Holzschn., Musikb.

* ALPENROSEN. Ein Sommeralm. f. 1826. Hrsg. Georg Döring. – Cassel: Bohné. 8°.

ALPENROSEN, Neue. Eine Gabe schweizer. Dichter. 1848 (-49). 2 Jg. Hrsg. J. J. Reithard. – Zürich, Frauenfeld: Beyel. 8°.

* ALPINA. Schweizer. Jahrb. f. schöne Literatur. Hrsg. Alfred Hartmann u. a. – Solothurn: Jent & Gaßmann 1841. 8°. Radier.

Amaranten s. *Fortuna*, ein Neujahrsgeschenk f. 1825.

Amor. Taschenb. f. Liebende a. d. J. 1819. Hrsg. K. H. L. Reinhardt. – Leipzig: Gleditsch 1818. 122 S. 12°.

Anekdotenalmanach a. d. J. 1808 (-40). 31 Jg. (1814, 1816 n. ersch.). Hrsg. Karl Müchler. – Berlin: Matzdorff (ab 1813 wechs.). 16°.

Angelina. Taschenb. f. 1840. – Breslau: Verl.-Compt. 8°. Stahlst.

Aprils-Almanach. Ein Toilettengeschenk zum Frühlings-Anfang ... – Cölln: Bachem 1822. 202 S. 12°. Portr.

* Archiv d. dichtenden Mitglieder d. Breslauer Künstler-Vereins. Hrsg. z. Besten d. in Breslau durch d. Cholera Verwaisten. – Breslau 1832. 216 S.

r Aurikeln. Eine Blumengabe von Deutschen Händen. Hrsg. Helmina v. Chézy. – Berlin: Duncker & Humblot 1818. 376 S. 8°.

Aurora. Taschenb. f. 1823. Hrsg. A. Gebauer. – Mannheim: Schwan & Götz. 234 S. 16°. Kupf.

Aurora. Taschenb. f. d. J. 1824 (-58) ... 34 Jg. (1832 n. ersch.). Hrsg. Fr. Gräffer, Johann Gabriel Seidl (ab 1828). – Wien: Riedl (ab 1825 wechs.), (ab 1835 auch) Leipzig: Liebeskind. 16° (ab 1844: 8°). Kupf., Stahlst., Musikb.

Aurora. Ein Taschenb. f. deutsche Töchter u. Frauen edleren Sinnes f. d. J. 1826 (-28). 3 Jg. Hrsg. Jakob Glatz. – Leipzig: Fleischer. 16°. Titelkupf.

Auswahl altdän. Heldenlieder u. Balladen s. *Taschenb.* f. Liebhaber u. Freunde d. altnord. Poesie u. Musik.

* Bad-Almanach. Hrsg. Aug. Lewald. – Stuttgart: Liesching 1836. 8°. Stahlst.

Balsaminen. Taschenb. f. d. J. 1823. Hrsg. Eman. Joh. Veith. – Wien: Volke. gr.-16° (laut Kayser: 12°). 2. Aufl. Regensburg: Manz 1837. 8°.

Becker's, W. G., Taschenb. z. geselligen Vergnügen 1815 (-32). 18 Jg. Hrsg. Fr. Kind. – Leipzig: Gleditsch (ab 1819 wechs.), (ab 1818 auch) Wien: Gerold. 16°. = Forts. des »Taschenb. (ab 1794 »u. Almanach«) z. geselligen Vergnügen« 1791 (-1814). Kupf., Musikb., Tanzfiguren.

Bettlers-Gabe, Des. Taschenb. f. 1835 (-48). 14 Jg. Hrsg. Wilh. Müller. – Kolberg, Berlin: Hold 1834-47. 8°. (Später Erscheinungsort, Verlag u. Format wechs.).

Biarmia. Taschenb. a. d. J. 1833. – St. Petersburg: Brieff, Leipzig: Weygand. 16°. Steindr.

Bilder, Poetische, aus der Zeit. Ein Taschenb. 1847 (-48). 2 Theile. Hrsg. Arnold Ruge. – Leipzig: Verlagsbureau. 8°.

Blätter, Blüthen u. Früchte. 3 Bdch. – Berlin: Heymann 1837. 8°. = Tit.-Aufl. der »Spenden a. d. Archive d. Sontagsvereins.«

Blümchen auf dem Altare der Freundschaft ... s. Offenbacher *Taschenkalender* f. d. J. 1783.

Blüthen d. Liebe u. Freundschaft. Taschenb. f. 1826 (-35). 10 Jg. - Wien: Pfautsch. 16°. Kupf.

Blumen u. Knospen, gesammelt zur Würze trüber Stunden. Hrsg. A. Mausberger. – Wien 1824. 135 S.

Blumenkette für die gebildete Lesewelt. Taschenb. f. 1836. – Suhl: Müller, Leipzig: Wienbrack. gr.-12°.

Blumenlese, Poetische, f. d. J. 1817 (-23). 7 Jg. Hrsg. Winfried (= Nik. Dan. Hinsche). – Leipzig: Rein & Comp., Hamburg: Perthes & Besser (dann wechs.). 12° (ab 3. Jg. wechs.). Ab 2. Jg. m. d. Tit. »Nordischer Musenalm. f. d. J. ...«. Fortges. als »Ruinen u. Blüthen« 1826.

r Bundesblüthen von Gg. Grafen v. Blankensee ... – Berlin: Maurer 1816. 251 S. gr.-8°.

Calliope. Taschenb. f. d. J. 1830 (-31). 2 Jg. – Hademar: Coudray, Wiesbaden: Ritter. 16°.

Centifolie, Die. Ein Taschenb. f. d. J. 1830. Hrsg. F. K. Griepenkerl. – Braunschweig: Verl.-Compt. 158 S. 12°.

Ceres. Originalien f. Zerstreuung u. Kunstgenuß. 1823 (-24). 2 Jg. Hrsg. F. Gräffer. – Wien: Tendler & Manstein. 8°.

Ceres. Eine Sammlung Erzählungen, dramat. Spiele, Gedichte ... 1824 (-27). 4 Jg. – Ronneburg: Weber gr.-8°.

Charitas. Festgabe f. 1834 (-47). 11 Jg. (1837, 39, 41 n. ersch.) Hrsg. Eduard v. Schenk, Carl Fernau (= Seb. Daxenberger ab 1845). – Regensburg (ab 1840 wechs.): Pustet (ab 1836 wechs.) 8°. Kupf., Stahlst.

Christoterpe. Ein Taschenb. f. christl. Leser a. d. J. 1834 (-53). 20 Jg. Hrsg. Albert Knapp. – Tübingen (später wechs.): Osiander (Winter) 1833 f. gr.-16°. (dann wechs.)

Clytie, ein Taschenb. f. d. J. 1816. – Mannheim: Löffler 1815. 256 S. 16°. Kupf. = Tit.-Aufl. des »Heidelberger Taschenb. a. d. J. 1811« (= 3. Jg.)

Cölestina. Weihgeschenk (später »Festgabe«) f. Frauen u. Jungfrauen f. 1837 (-39). 3 Jg. – Aschaffenburg: Pergay. Format wechs. Kupf., Steindr.

* Concordia. Ein Taschenb. – Leipzig: Rein 1823. 12 Kupf.

Concordia, ein Taschenb. f. frohe Lebensstunden. Hrsg. Moritz Engel. – Leipzig: Lauffer 1819. 162 S. 12°. Kupf. = Tit.-Aufl. des »Liederkranzes f. frohe Lebensstunden« 1816. 8°.

Concordia. Zur Unterstützung d. leidenden Menschheit. – Grimma: Göschen 1822. 387 S. 16°.

Cornelia. Taschenb. f. deutsche Frauen a. d. J. 1816 (-73). 58 Jg. Hrsg. Aloys Schreiber (ab 1843 wechs.). – Heidelberg (später wechs.): Engelmann. 16°. Kupf., Stahlst. = Forts. des »Heidelberger Taschenb.«

Cyanen. Taschenb. f. 1839 (-43). 5 Jg. – Wien, Leipzig: Pfautsch. 16°. Kupf., Stahlst.

* Damenalmanach f. d. J. 1842. Hrsg. Mathilde v. Tabouillot, geb. Gießler. – Wesel: Prinz 1841. 184 S. Portr., Lith.

Delphin, Der. Ein Almanach. 1838 (-*39). 2 Jg. Hrsg. Th. Mundt. – Altona: Hammerich. 16°. Stahlst.

Demeter. Sommertaschenb. z. gesell. Vergnügen f. alle Stände a. d. J. 1830. Hrsg. C. A. Beinhöfer, Weißenburg sen. – Rinteln: Osterwald. 8°. Steindr.

Denk an mich, ein Neujahrsgeschenk ... a. d. J. 1827. Hrsg. C. Strahlheim (= Joh. Conrad Friederich). – Stuttgt.: Sonnewald (Wolters). 16°. Kupf.

Dichterbündnis. Ein Sommeralm. f. 1829. Hrsg. Georg Döring. – Cassel: Bohné. 324 S. 8°.

Dichtergarten. (Taschenb.) f. Frauen. Hrsg. Charlotte Döring, geb. Kilzer. – Frankft. a. M.: Schmerber 1835. 8°. Vign., Tit.-Kupf. 2. Aufl. Leipzig: Kersten 1845.

Dichtungen, Romantische, von Fouqué ... – Karlsruhe: Braun 1818. 296 S. 8°. = Tit.-Aufl. des »Poetischen Almanachs f. 1812«.

Dioramen. s. *Gedenke* mein. Taschenb. f. d. J. 1830.

Eichenblätter. 1822. Ungen. Hrsg. Carl Friedr. Weiß. - Wien: Grund 1821. 322 S. kl.-8°.

Eichenkronen. Ein Almanach aus Bayern (f. d. J.) 1832 (-33). 2 Jg. Hrsg. Friedr. Wilh. Bruckbraeu. – München: Hübschmann (1833 Jaquet). 12°. Kupf., Lith.

Eidora. Taschenb. a. d. J. 1823 (-26). 4 Jg. Hrsg. H. Gardthausen. – Schleswig (ab 1825 wechs.): Taubstummeninst. 16°.

Egeria. Taschenb. f. Bilder aus dem Volksleben. – Breslau: Trewendt (& Garnier) 1848. 321 S. 8°. Stahlst.

Eos. Musenalm. f. d. J. 1818. Hrsg. Heinr. Burdach. – Berlin: Rücker. 328, 15 S., 12, qu.-4°. Liederb.

Erheiterungs-Bade-Almanach f. Damen. Hrsg. Fr. Xav. Told. – Wien: Sammer 1827. 365 S. 16°.

Eros. Poetisches Taschenb. a. 1831. Hrsg. Nikolaus Meyer. – Lemgo: Meyer 1830. 12°. gest. Tit.

Erinnerung, Atlantische, ein Christ- u. Neujahrsgeschenk f. 1826. – Philadelphia. 8°.

Ernst u. Frohsinn. Eine Sammlung von Erzählungen, Gedichten u. Charaden ... Hrsg. Bernhard Korsinsky. – Stuttgt.: Frankhard 1822. 8°.

* Ernst u. Laune. Ein sehr nützliches Familien-Taschenb. in 4 Gaben gespendet. – München: Deschler 1840.

Erzählungen, Drei s. *Psyche*. E. Taschenb. f. 1825.

Erzählungen, Rätselhafte, geheimnisvolle, u. Gedichte von ... 3 Jg. – Hamburg: Herold 1829. 16°. = Tit.-Aufl. des »Turandot. Almanach ...« 1827-29.

Feierstunden. Eine Schrift f. edle Unterhaltung ... 1821 (-22). 2 Bd. Hrsg. Ferdin. Frh. v. Biedenfeld, Christoph Kuffner. – Brünn: Trassler. gr.-8°.

Feldblumen, ein Taschenb. f. d. J. 1826. Hrsg. J. Satori (= Johanna Neumann, geb. Hilpe). - Danzig: Ewert, Leipzig: Rein. 362 S. kl.-12°.

* Festrosen. Taschenb. a. d. J. 1831. Hrsg. K. G. Prätzel. – Hamburg: Nestler & Maurer. 12°. Steindr.

Flora, Rheinische, eine Sammlung neuer Erzählungen, Gedichte u. kleiner Aufsätze von … 2 Thle. Hrsg. Fr. Schulze (= Wilh. Spitz). – Köln: Schmidt 1824. 8° (16°).

Fortuna, ein Neujahrsgeschenk f. 1825. Hrsg. Moses J. Landau. – Prag: Scholl & Landau. 114 S. 12°. A. m. d. Tit. »Amaranten«.

Fortuna. Ein Taschenb. f. d. J. 1824 (-31,38,40, *44). 11 Jg. Hrsg. Franz Xaver Told. – Wien: Tendler & Manstein (ab 1829 wechs.). 16°. Kupf., Stahlst.

Frauenlob. Taschenb. f. d. J. 1835 (-38). 4 Jg. Hrsg. Joh. Nep. Vogl. – Wien: Ludwig. 16°. Kupf. r (bis 1818).

Frauentaschenbuch f. d. J. 1815 (-31). 17 Jg. Hrsg. de la Motte-Fouqué (ab 1822 wechs.). – Nürnberg: Schrag. 1814-30. 16°. (ab 1826 kl. -8°).

Frauenzimmer-Almanach z. Nutzen u. Vergnügen f. d. J. 1817 (-20). 4 Jg. Hrsg. Friedr. Rochlitz. – Leipzig: Cnobloch. 16°. = Forts. des »Leipziger Taschenb. f. Frauenzimmer … a. d. J.« 1784f.

Freund, Der, des schönen Geschlechts. Taschenb. f. d. J. 1804 (-48). 45 Jg. Hrsg. Jos. Ritter v. Seyfried (ab 1823). Fr. Gräffer (ab 1825). Joh. Gabr. Seidl (ab 1828). – Wien: Buchholz. 16°. (später Ort, Verl., Format wechs.) Kupf., Modeb., Stahlst.

Freundestrost. Ein Sommertaschenb. f. 1830. Hrsg. Gg. Döring. – Cassel: Bohné. 334 S. 8°.

* Frühlieder aus Tirol. Hrsg. Ad. Pichler. – Wien (Innsbruck): Wagner 1846. 12°.

Frühlingsbote, Der. 1823 (-25). 3 Bd. Hrsg. Joh. Stephan Schütze. – Frankft. a. M.: Wilmans. 8°. = Forts. des »Wintergartens« 1816f.

Frühlingsgaben. Erzählungen von … Hrsg. Fr. Raßmann. – Quedlinburg: Basse 1824. 232 S. 8°.

Frühlingsalmanach. 1835 (-36). 2 Jg. Hrsg. Nikolaus Lenau. – Stuttgt.: Brodhag. 16°. Kupf.

Frühlings-Almanach, Norddeutscher. 1836 (-37). 2 Jg. Hrsg. Verein d. jüngern Berliner Dichter. – Berlin: Krause. 12°.

* Frühlingsalmanach. Hrsg. M. F. B(ardeleben). – Leipzig: Leiner 1848. 128 S. 16°.

r Frühlingskränze, Deutsche, f. 1815 (-16). 2 Jg. Hrsg. Joh. Peter v. Hornthal. – Bamberg: Kunz i. Comm. (ab 1816 auch) Würzburg: Goebhardt. 8°.

r Gaben der Milde. 1817 (-18). 4 Bdch. Hrsg. F. W. Gubitz. – Berlin: Maurer. kl. -8°.

Gedenke mein. Taschenb. f. d. J. 1829 (-30). 2 Jg. Hrsg. Archibald (= Otto Wilh. Karl v. Röder). – Naumburg: Wild (1829) 8°, Magdeburg: Creuz (1830). 16° (laut Kayser gr.-12°). Jg. 1830 a. m. d. Tit. »Dioramen«.

* Gedenke mein. Taschenb. f. d. J. 1832 (-59,70: m. d. Untertit. Damenkal.). 29 Jg. – Wien: Pfautsch, Leipzig: Liebeskkind (1870 Voß) 1831 f. 16° (dann wechs.) Kupf., Stahlst.

Georginen. Taschenb. f. 1848. Hrsg. Gg. Hesekiel. – Altenburg: Helbig. 224 S. 12°. lith. Tit., Portr.

Gesellschafter f. einsame Stunden. 1822 (-23). 2 Bdch. Hrsg. G. Wastel. – Prag: Widtmann.

Gespenst, Das schwarze. Taschenb. f. Satire, Ironie u. Persiflage, ohne Goldschnitt. A. d. J. 1831. 2 Bd. Hrsg. Eduard Maria Oettinger. – Frankft. a. M.: Sauerländer. 16°.

Granatblüthen. Hrsg. Gustav Osten. – Erfurt: Müller 1815. 263 S. 8°.

* Geschichten – u. Anekdoten – Almanach, Schlesischer, a. d. J. 1820. Hrsg. Bornemann. – Breslau: Korn. 12°.

Gunloda. Sommertaschenb. f. 1832 (-33). 2 Jg. Hrsg. Moritz Bachmann. – Paderborn, Arnsberg: Wesener i. Komm. 8°. * 2 Jg. m. d. Tit. »Westfälisches Taschenb. f. 1833«. Lith.

Harfengrüsse aus Deutschland u. der Schweiz … 1823. Hrsg. Adolf Ludwig Follen. – Zürich: Geßner. 182 S. gr. -8°. Kupf., Musikb.

Harfentöne. Taschenb. z. Unterhaltung. 1816 (-17). 2 Bdch. Hrsg. Georg Joseph Keller. – Würzburg (laut Goedeke Bamberg): Göbhardt i. Komm. 12°.

* Heimatgruss. Hrsg. Mathilde v. Tabouillot. – Wesel: Prinz 1840.

Heimaths-Klänge. Poetisches Taschenb. f. d. J. 1825. Ungen. Hrsg. Gg. Graf Thurn-Valsassina. – Wien 1825: Strauß. 146 S. 12°. Musikb.

Helena. Taschenb. f. 1837 (-40). 4 Jg. Hrsg. L. Schefer. – Bunzlau: Appun. 16°. Stahlst.

Herbstgabe. Ein Taschenb. a. d. J. 1839 (-41). 3 Jg. Hrsg. Caroline Leonhardt-Lyser, verh. Pierson. – Meißen: Goedsche 1838 f. Lith.

Hermann (s) – Taschenbuch f. 1842. – Minden: Essmann. 16°. Abbildg.

Hertha, Almanach f. 1836. Hrsg. Christian Kapp. – Kempten: Dannheimer. gr. -12°. Tit. Kupf., Kt.

r Hesperiden, Die. Blüthen u. Früchte a. d. Heimath d. Poesie u. des Gemüths. Hrsg. Isidorus (= Otto Heinr. Graf v. Loeben). – Leipzig: Göschen 1816. 260 S. 8°.

Hortensia, ein Taschenb. f. Damen a. d. J. 1811 (-12,27). 3 Jg. Hrsg. August Kuhn. – Berlin: Schlesinger (1827 Pauli). 16°. Kupf., Musikb.

Hulda. Ein Taschenb. a. d. J. 1818. Hrsg. Heinr. Döring. – Jena: Schreiber & Comp. 280 S. 12°.

Huldigung den Frauen. Ein (neues) Taschenb. f. d. J. 1823 (-48). 46 Jg. Hrsg. I. F. Castelli. – Leipzig: Industrie-Compt., (ab 1827) Wien: Tendler. 16°. (ab 1842: 8°) Kupf., Stahlst.

Hyacinthen. Eine Sammlg. von Erzählungen, Mährchen, Gedichten … Hrsg. Wilhelmine Willmar (= Wilh. Gensicke), Amalie Clarus (= Ch. A. Curtius), Henriette Steinau (= H. F. Hübner). – Chemnitz: Starke 1819. 274 S. 8°.

Hyacinthen in meinem Kerker gezogen. Taschenb. f. d. J. 1825. Hrsg. Christian August Fischer. – Frankft. a. M.: Sauerländer 1824. 232 S. 12°.

* Hygea. Ein Almanach f. österr. Curorte. Hrsg. Eberhardt A. Jonak. – Prag, Leitmeritz, Teplitz: Medau 1842. Musikb.

* Jahrbuch schwäb. Dichter u. Novellisten. Hrsg. Eduard Mörike, W. Zimmermann. – Stuttgt.: Balz (1835) 1836. 377 S. 8°. Tit.-Kupf.

* Jahrbuch, Norddeutsches, f. Poesie u. Prosa. Hrsg. Heinr. Pröhle. – Merseburg: Garcke 1847. 354 S. 8°.

Jahrbuch, Rheinisches. Hrsg. Levin Schücking. – Köln: Kohnen 1846. 282 S. Lex. = 8°. Portr., Kupf., Holzschn.

Jahrbuch, Rheinisches, f. Kunst u. Poesie. 1840 (-41). 2 Jg. Hrsg. Ferdin. Freiligrath, Christian Jos. Matzerath, Karl Jos. Simrock. – Köln: Du Mont-Schauberg. gr. -12°.

* Jahrbuch, Westfälisches s. *Producte* d. rothen Erde.

r Jahrbüchlein Deutscher Gedichte a. 1815. Hrsg. Joh. Georg Seegemund. – Stettin 1815: Struck. 279 S. 8°.

* Janus f. 1815 (18,20). 3 Jg. Hrsg. Th. Hell. (Nach A. Schlossar, S. 61; bibliogr. n. erm.)

Ich gedachte dein. Taschenb. z. gesell. Unterhaltung in Bädern. Hrsg. Joh. Bapt. Greger. – Waltershof (bei Köhring irrtüml. »Waltersdorf«) i. Fichtelgeb.: Selbstverl. 1838. 176 S. 12°. Lith.

Iduna. Taschenb. f. 1821 (-58). 38 Jg. Hrsg. J. G. Seidl (ab 1840). – Wien: Pfautsch (ab 1850 wechs.). 16°.

Immergrün. Taschenb. f. d. J. 1837 (-44). 8 Jg. – Wien: Haas 1836-43. 16°. Kupf., Stahlst.

Iris. Taschenb. f. d. J. 1840 (-48). 9 Jg. Hrsg. Joh. Graf Mailáth, Sigm. Saphir. – Pesth: Heckenast, (ab 3. Jg. auch) Leipzig: Wiegand 1839-47. gr. -12°. (ab 1847: gr. -8°) Stahlst. Jg. 1847-48 m. d. Untertit. »Deutscher Almanach«.

Italia f. 1826. Hrsg. J. K. Senoner. – Mailand: Manini.

* Italia. 1838 (40). 2 Jg. Hrsg. Alfred Reumont. – Berlin: Duncker. 8°. Tit.-Kupf.

Kalender, Berliner s. *Taschen-Kalender*, Berlinischer …

Kalender, Leipziger s. *Taschenb.*, Leipziger …

Kleeblätter. 1816 (-18). 3 Bd. – Chemnitz: Starke. 8°. Fortges. durch »Hyacinthen« 1819.

Klio. Ein Taschenb. (Taschenkal.) historischer Aufsätze u. heiterer Dichtungen (f. d. J.) 1821 (-23). 3 Jg. Hrsg. Joh. Carl Unger. (J. Peter Graf v. Sermage). – Wien: Riedl 1820-22. 16°. (12°) Kupf.

Komus. Ein Taschenb. 1815 (17, 18). 3 Gaben. Hrsg. Th. Hell, Fr. Kind, A. F. E. Langbein u. a. – Leipzig: Hartknoch. 16°. Kupf.

Komus Launig Kurzweil, der humorist. Anekdoten-, Raritäten- u. Kuriositätenjäger. Ein Almanach. Hrsg. Florestin. – Halberstadt (Potsdam): Vogler 1834. 8°.

Kränze. Hrsg. Moritz Bachmann. – Rinteln: Osterwald 1834. 8°. Steindr. = Forts. der »Gunloda«.

LIBUSSA. Jahrbuch f. 1842 (-60). 19 Jg. Hrsg. Paul Aloys Klar. – Prag: Calve, (ab 1847 auch) Leipzig: Hübner. gr.-16°. Portr., Lith., Kunstbl., Musikb.

LIEDERKRANZ, Rheinischer, a. d. J. 1847. Hrsg. B. Brach, W. Stens. – Bonn: Henry & Cohen. 328 S. 8°.

* LIES mich. Taschenb. f. gesell. Unterhaltung. 1832 (-34). 3 Jg. – Iserlohn: Langewiesche 1831 f. 12°. Kupf.

LILIEN. Taschenb. historisch-romantischer Erzählungen f. 1838 (-48,50). 12 Jg. Hrsg. C. v. Wachsmann. – Leipzig: Focke 1837 f. 16°. (ab 1842 wechs.).

LIVONA (laut Köhring »Livonia«). Ein historisch-poetisches Taschenb. f. d. deutsch-russischen Ostseeprovinzen f. 1812 (16,18). 3 Jg. Hrsg. G. T. Tielemann. – Riga, (Dorpat): Meinshausen. 12°. Kupf. 3. Jg. m. d. Tit. »Livonas Blumenkranz«.

MANUSCRIPT aus Odessa ... s. *Taschenb.* ohne Titel ...

MINERVA. Taschenb. f. d. J. 1809 (-29,31,33). 23 Jg. – Leipzig: Fleischer jun. 16°. Kupf.

* MINSTREL, Der. Taschenb. Hrsg. Joh. Nep. Vogl. – Wien: Benedikt 1836. 16°. Tit.-Ausg. 1841.

MITTHEILUNGEN, Jährliche. 1821 (-23). 3 Jg. Hrsg. Friedr. Rochlitz. – Leipzig: Cnobloch. 8°. = Forts. des »Frauenzimmer-Almanachs« 1817-20. Tit.-Aufl. 1824. 3 Jg.

MNEMOSYNE. Taschenb. d. Andenkens z. Besten d. Armen. Hrsg. Karl Andreas v. Boguslawsky. – Berlin (Leipzig: Centr.-Compt.) 1817. 188 S. 12°. Portr.

MOMUS. Ein Taschenb. z. Aufheiterung f. d. J. 1819. Hrsg. Karl Müchler. – Berlin: Stuhr. 372 S. 8°.

MOMUS. Ein Taschenb. f. Freunde des Scherzes u. der Satire. Hrsg. Wilh. Schumacher. – Graudenz: Rothe, Berlin: Enslin i. Comm. 1828. 198 S. 8°.

MOOSBLÜTHEN z. Christgeschenk. 1830 (-31). 2 Jg. Hrsg. Friedr. Wilh. Carové. – Frankft. a. M.: Brönner. 12°. 2 Jg. m. d. Tit. »Moosrosen ..«

MOOSROSEN. Taschenb. f. 1826. Hrsg. Wolfg. Menzel. – Stuttgt., Tübingen: Metzler. 404 S. 16°. Portr.

MOOSROSEN z. Christgeschenk s. *Moosblüthen* ... 1831.

MORGENRÖTHE, Die. 1819 (-20). 2 Jg. Hrsg. August Gebauer. – Elberfeld: Büschler. 8°.

MUSENALMANACH f. d. J. 1826 (-28). 3 Jg. Hrsg. Jul. Curtius. – Berlin: Vereinsbuchhdlg. 1825-27. kl.-8°.

MUSENALMANACH (ab 1833 »Deutscher Musenalm.«) f. d. J. 1830 (-39). 10 Jg. Hrsg. Amadeus Wendt (ab Jg. 1833 Adalbert v. Chamisso u. a.). – Leipzig: Weidmann (Reimer). 16°. Portr.

MUSENALMANACH f. 1831. Hrsg. Joh. Traugott Horter. – Berlin: Thorne. 8°.

MUSENALMANACH. Eine Neujahrsgabe f. 1833. Hrsg. Heinr. Küntzel, Friedr. Metz. – Darmstadt: Heyer 1832. 8°. 2. Aufl. 1833. gr.-16° Musikb.

MUSENALMANACH. Hrsg. Fr. Steinmann. – Münster, Leipzig: Fleischer 1843. gr.-12°. Portr.

MUSENALMANACH, Altmärkischer, f. 1829. Hrsg. Baudoin. – Stendal.

MUSENALMANACH, Berliner, f. d. J. 1830 (-31). 2 Jg. Hrsg. Moritz Veith u. a. – Berlin: Fincke (1831 Vereinsbuchhdlg.) 16°.

MUSENALMANACH, Deutscher, f. d. J. s. *Musenalmanach* f. d. J. 1833 f.

MUSENALMANACH, Deutscher. Mit Beiträgen von Friedr. Rückert, Nik. Lenau ... – Leipzig: Tauchnitz jun. 1840. 8°. Stahlst., Musikb.

MUSENALMANACH, Deutscher, f. 1840 (-41). 2 Jg. Hrsg. Th. Echtermeyer, Arnold Ruge. – Berlin: Simion. 16°.

MUSENALMANACH, Erlanger, f. d. J. 1838. Hrsg. Friedr. Rückert. – Erlangen: Enke. 312 S. 16°.

MUSENALMANACH, Neuer Göttinger. 1832. Hrsg. von einem zweiten Vereine. – Göttingen: Dieterich. 16°.

MUSENALMANACH, Nordischer s. *Blumenlese.* Poetische f. d. J. 1818 f.

MUSENALMANACH, Österreichischer. 1837. Hrsg. Karl Joh. Ritter Braun v. Braunthal. – Wien: Gerold, Dresden, Leipzig: Arnold. gr.-16°.

* MUSENALMANACH, Österreichischer, f. 1840. Hrsg. Andreas Schumacher. – Wien: Tendler & Schäfer 1839. 16°.

MUSENALMANACH, Rheinisch-westfälischer, a. d. J. 1821 (-22). 2 Jg. Hrsg. Friedr. Raßmann. – Hamm, Münster: Schulz & Wundermann. kl.-8°. Steindr.

MUSENALMANACH, Schlesischer. 1826 (-30,33-35). 8 Jg. Hrsg. Theodor Brand. – Breslau: Barth & Comp. (später wechs.) 8°.

MUSENALMANACH, Der Weidmannsche s. *Musenalmanach* (ab 1833 »Deutscher Musenalm.«) f. d. J. 1830 (-39).

MUSENALMANACH, Westteutscher, a. d. J. 1823 (-24). 2 Jg. Hrsg. Jean-Baptiste Rousseau. – Hamm, Münster: Schulz & Wundermann. 8°.

MUSENALMANACH aus Rheinland u. Westphalen. 1823. Hrsg. Friedr. Raßmann. – Cöln a. Rh.: Du Mont-Schauberg. 191 S. = Forts. des »Rheinisch-westfälischen Musenalmanachs«.

MUSENALMANACH d. Universität Breslau s. *Studenten-Musen-Almanach* f. d. J. 1843.

NACHTVIOLEN, Die, oder kleine Romane, Erzählungen u. Gedichte in einsamen Abendstunden. Hrsg. Edwin Florindor. – Berlin: Platen 1817. 152 S. 8°.

NEUJAHRSBÜCHLEIN f. d. Arbeits-Kästchen holder Frauen u. Jungfrauen. Hrsg. Fr. Hophtholmos (= Friedr. Haug). – Brünn: Trassler, Leipzig: Hartmann 1822. 258 S. 12°.

NEUJAHRSGABE f. 1815. Hrsg. Friedr. Raßmann. – Münster: Coppenrath i. Comm. 16. S. 8°.

NEUJAHRSGESCHENK. 1837 (-38). 2 Jg.-Wien: Mechitaristen-Congregat.-Buchhdlg. 8°.

NOVELLENALMANACH a. d. J. 1835 (-37). 3 Jg. Hrsg. Ad. Glaßbrenner. – Leipzig: Wigand (ab 1836 Schreck). 12°. Tit.-Kupf.

* NOVELLEN-ALMANACH f. d. J. 1843. Hrsg. Karl Goedeke. – Hannover: Hahn 1842. 382 S. gr.-12°.

NOVELLEN-ALMANACH, Österreichischer. 1843 (- * 44). 2 Jg. Hrsg. Andr. Schumacher. – Wien: Tauer & Sohn 1842-43. 16°. Stahlst.

NOVELLENKRANZ. Ein Almanach a. d. J. 1831 (-35). 4 Jg. (1833 n. ersch.). Hrsg. Ludwig Tieck. – Berlin: Reimer. 12° (dann wechs.) Kupf.

NOVELLEN-KRANZ deutscher Dichterinnen ... gewunden ... Hrsg. C. Niedmann. – Wolfenbüttel, Leipzig: Verl.-Compt. 1828. 332 S. 8°.

* ODEON, Rheinisches. 1836 (38-39). 3 Jg. Hrsg. Ignaz Hub, Ferdin. Freiligrath, A. Schnezler. – Düsseldorf: Schreiner (Coblenz: Hölscher). gr.-12°. Illustr. 1 Jg. = 2. Aufl. Düsseldorf: Wolf (Schreiner i. Comm.) 1843. 8°.

ORPHEA. Taschenb. f. 1824 (-31). 8 Jg. – Leipzig: Fleischer. 16°. Kupf.

PENELOPE. Taschenb. f. d. J. 1811 (-48). 37 Jg. (1814 n. ersch.) Hrsg. Th. Hell (= Theodor Winkler). – Leipzig: Hinrichs. 16°. (ab 1841: kl.-8°) Kupf., Stickm., Stahlst.

PERLEN. Taschenb. (romantischer Erzählungen) f. 1842 (-48,51). 8 Jg. Hrsg. Robert Heller, Ludwig Bechstein (ab 1851). – Leipzig: Reclam (ab 1846 Nürnberg: Korn). 16°. Stahlst.

PERLENSCHNUR, Die. 2 Bdch. Hrsg. Friedr. Wilh. Pustkuchen. – Quedlinburg, Leipzig: Basse 1820. 8°.

PHANTASIEGEMÄLDE. 1822 (24-33, 35-36, 40). 14 Jg. Hrsg. Gg. Döring (ab 1835 wechs.). – Frankft. a. M.: Hermann (ab 1828 wechs.). 8°. Kupf.

PHANTASIEGEMÄLDE. Taschenb. romantischer Erzählungen f. 1846 (-47). 2 Jg. Hrsg. Carl Herloßsohn. – Leipzig: Reclam jun. 16°. Stahlst.

PHILOMELE. 1825 (-26). 2 Jg. – Hrsg. Franz Gräffer. – Brünn: Trassler. 16°.

POESIEN der dichtenden Mitglieder des Breslauer Künstler-Vereins ... – Breslau: Gosohorsky 1830. 319 S. gr.-12°.

POLYCHEIRIA. Hrsg. Bernhard Korsinsky. – Stuttgt. 1820: Selbstverl. 180 S. kl.-8°.

* PRODUCTE d. rothen Erde. Hrsg. Mathilde v. Tabouillot. – Münster: Coppenrath 1846. 640 S. 12°. m. d. Untertitel »Westfälisches Jahrbuch«.

PSYCHE. Ein Taschenb. f. 1825. Hrsg. Talvj (= Therese Albertine Louise v. Jacob, verh. Robinson. – Halle: Ruff. 8°. A. m. d. Tit. »Drei Erzählungen«.

RÄTHSEL u. Charaden. Ein Neujahrsgeschenk f. 1829. – Königsberg, Berlin: Enslin. 12°.

REBUS-ALMANACH. - Leipzig: Weber 1845. 8° Holzst.

* REBUS-ALMANACH, Neuester. Eine Sammlung von 41 Rebussen, bestehend aus Liedern, Charaden, Sprüchwörtern etc. z. Unterhaltung bes. in heiteren Gesellschaften. – Breslau 1846.

RHEINBLÜTEN. Taschenb. a. d. J. 1819 (22, 24-25). 4 Jg. – Karlsruhe: Braun. 16°. Kupf., Stahlst. Musikb.

ROSE, Die weiße. Taschenb. f. 1845. Hrsg. Theodor Mügge. – Guben: Fechner, Berger i. Comm. 331 S. 16°. kolor. Bilder = Forts. der »Roswitha«.

ROSEN. Ein Taschenb. f. 1827 (-37). 11 Jg. Ungen. Hrsg. Th. Hell. – Leipzig, Bremen: Leo. 16°. Tit.-Vign., Stahlst. ab 1838 vereinigt mit »Vergißmeinnicht« zu »Rosen u. Vergißm.«

ROSEN u. Disteln oder satyr. u. literar. Anekdoten. Taschenb. a. 1825. Hrsg. Alwin (= Leopold Laugner). – Halberstadt: Vogler 1824. 8°.

ROSEN u. Vergißmeinnicht, dargebracht d. J. 1838 (-45). 8 Jg. – Leipzig: Leo. 16°. Tit.-Vign., Stahlst.

* ROSEN u. Vergißmeinnicht. Taschenb. f. d. J. 1847 (-48). 2 Jg. Hrsg. Louis Bourdin. – Leipzig: Berger 1846 f. 16°. Stahlst.

ROSETTEN u. Arabesken s. *Spenden* aus dem Archiv d. Sonntagsvereins. 2. u. 3. Bdch. 1832.

* ROSWITHA. Almanach d. Schönheit u. Tugend geweiht ... 1842 (-44). 3 Jg. Hrsg. Chlodwig (= F. L. Hunke). – Guben: Fechner, Berger i. Comm. 16°. kolor. Bilder.

RUINEN U. BLÜTHEN. Zum Besten d. durch Sturmfluthen Beschädigten i. d. Herzogthum Schleswig u. Holstein. Hrsg. Winfried. – Altona: Busch 1826. 160 S. kl.-8°.

r SÄNGERFAHRT, Die. Eine Neujahrsgabe f. Freunde d. Dichtkunst u. Mahlerey ... Hrsg. Christ. Friedr. Förster. – Berlin: Maurer 1818. 275 S. kl.-4°.

SCHNEEGLÖCKCHEN. Ein Taschenb. f. d. J. 1839 (-41). 3 Jg. – Breslau: Richter 1838-40. 16°. Bild.

* SELAM. Ein Almanach f. Freunde d. Mannigfaltigen a. d. J. 1812 (-17). 6 Jg. Hrsg. Ignaz V. Franz Castelli. – Wien: Strauß. Kupf., Musikb.

* SILESIA. Taschenb. a. d. J. 1838. Der Unterhaltung geweiht. Hrsg. C. Falch. – Brieg: Schwarz i. Komm. 368 S. 16°.

* SIONA. Taschenb. f. Gebildete ... 1826 (30,32). 3 Jg. – Wien: Pfautsch Leipzig: Liebeskind. 16°. (1832: 12°)

SOLBRIG'S Bellona u. Komus. Ein Taschenb. z. Unterhaltung f. Deutschlands Krieger insbes., so wie f. Freunde d. Poesie u. Deklamation überhaupt. – Leipzig: Taubert 1826. 248 S. 8°.

SPENDEN aus dem Archive d. Sonntagsvereins. Zum Besten d. ... durch Überschwemmungen Verunglückten. 1829 (32). 3 Bdch. Hrsg. Ludwig Lesser. – Berlin: Maurer (1832 Bechtold & Hartje). 1832 a. m. d. Tit. »Rosetten u. Arabesken. Novellen, poet. Gemälde u. satyr. Skizzen d. jüngeren Serapionsbrüder.« 2 Bdch. 8°.

SPHINX. Ein Räthselkranz als Neujahrsgabe. Hrsg. J. B. v. K. – Wien: Mayer i. Comm. 1829. 16°.

SPHYNX. Ein Räthsel-Almanach a. d. J. 1830 (-35). 6 Jg. Hrsg. Freimund Ohnesorgen (= L. Frh. v. Falckenstein). – Berlin: Natorff & Comp. (ab 1832 Krause). 16°.

STUDENTEN-MUSEN-ALMANACH f. d. J. 1842 (-43). 2 Jg. – Breslau: Freund. 16°.

* 2 Jg. m. d. Tit. »Musenalmanach d. Universität Breslau a. 1843«. Hrsg. Gustav Freytag.

* TASCHENBUCH f. 1817 (-18). 2 Jg. Hrsg. Chr. Buri. – Offenbach: Brede. kl.-16°. Tit.-Vign., Kupf.

TASCHENBUCH f. 1820 (22, 23). 3 Jg. Hrsg. Gg. Döring. – Offenbach: Brede, Heidelberg: Oßwald. 12°. a. m. d. Tit. »Offenbacher Taschenbuch«.

TASCHENBUCH f. 1828. Hrsg. L. Tieck. – Berlin: Reimer. = n. ersch. (nur im Messkatalog angekündigt.).

TASCHENBUCH f. d. J. 1848. – Wien. 8°. Modeb., Stahlst.

TASCHENBUCH wissenschaftl. u. unterhaltender Anekdoten von Gelehrten älterer u. neuerer Zeit. Hrsg. J. W. Bornmann. – Breslau: Horn 1823. 462 S. 8°.

TASCHENBUCH z. Belehrung u. Unterhaltung ... f. Deutschlands edle Mütter u. deren erwachsene Töchter. 1823 (26). 2 Bdch. – Schmalkalden: Varnhagen, Leipzig: Künzel. 8°.

TASCHENBUCH, Berliner s. *Taschen-Kalender*, Berlinischer.

TASCHENBUCH, Berliner. Hrsg. Hermann Kletke, Alexander Duncker, Eduard Hänel, – Berlin: Duncker 1843. 8°. Radier.

TASCHENBUCH, Christliches, a. d. J. 1830 (-34). 5 Jg. Hrsg. Karl August Döring. – Elberfeld, Barmen: Weisse, Leipzig: Klinghardt (ab 1831 Ort u. Verl. wechs.). Steindr.

TASCHENBUCH, Coburgisches, f. d. J. 1821. Hrsg. Verleger unter Beihilfe d. Künstlers Heideloff. – Coburg: Riemann. 352 S. 12°.

TASCHENBUCH f. Damen a. d. J. 1798 (-1822, 1828-31). 29 Jg. Hrsg. wechs. – Tübingen, (ab 1822 auch) Stuttgart, (ab 1830) München: Cotta. kl.-16° (ab 1828 kl.-8°). Kupf., Stahlst.

TASCHENBUCH, Deutsches, a. d. J. 1837 (-38). 2 Jg. Hrsg. Karl Büchner. – Berlin: Duncker & Humblot 1836-37. 16°. Kupf., Stahlst.

TASCHENBUCH, Deutsches. 1845 (-46). 2 Jg. – Zürich, Winterthur: Verl. d. Literar. Compt. 1844-45. 12°. *2. veränd. u. verm. Ausg. Mannheim: Grohe 1847. 2 Jg.

TASCHENBUCH von der Donau. A. d. J. 1824 (-25). 2 Jg. Hrsg. Ludwig Neuffer. – Ulm: Stettin. 16°. Kupf., Vign.

TASCHENBUCH, Driburger, z. Nutzen u. Vergnügen f. 1811 (1816). 2 Jg. Hrsg. Wilh. Ant. Ficker. – Paderborn: Wesener. 8°.

TASCHENBUCH, Elegantes, a. d. J. 1824. Ein Manuscript f. Freunde u. Gönner ... Hrsg. Georg Nicolaus (ndd. Jürgen Niklaas) Barmann. – Hamburg. 196 S. 16°.

TASCHENBUCH z. Erheiterung f. Freunde d. Scherzes ... Hrsg. Superbe Kurzweil, Magister d. freien Künste. – Hamburg, Itzehoe: Schuberth & Niemeyer 1833. 16° (laut Hayn: 12°). 2. Aufl. 1838.

TASCHENBUCH f. trauernde u. zagende Erdenwaller, oder Glaube, Liebe, Hoffnung. – Quedlinburg: Basse 1820. 8°.

TASCHENBUCH f. Freunde höherer Bildung ... – Wien 1827.

TASCHENBUCH, Neues, f. Freunde d. Laune, d. Scherzes u. d. Satire ... – Germanien 1817. 16°.

r TASCHENBUCH f. Freunde altdeutscher Zeit u. Kunst a. d. J. 1816. Hrsg. Eberh. v. Groote, F. W. Carové – Köln: DuMont-Schauberg. 389 S. gr.-8°. Kupf. = Fortges. m. d. Tit. »Altdeutsche Zeit u. Kunst«. 1822.

TASCHENBUCH f. Frohsinn u. Liebe a. d. J. 1826 (-27). 2 Jg. Hrsg. Christoph Kuffner. – Wien: Pfautsch, Leipzig: Liebeskind i. Comm. Kupf., Lith., Musikb.

TASCHENBUCH f. leidende Gemüther. – Ebnat: Keller, Leipzig: Kaiser 1825. 8°.

TASCHENBUCH f. fröhliche Gesellschafter u. alle, die es werden wollen. – Hamburg, Leipzig: Reclam 1824. 280 S. 8°.

TASCHENBUCH f. fröhliche Gesellschafter. Anekdoten, Parodien u. kleine Aufsätze, z. Unterhaltung ... – Hamburg: Erie 1828. 288 S. 8°.

TASCHENBUCH d. Grazien (a. d. J.) 1803 (1805-06, 1808, 1820). 5 Jg. Hrsg. Justus Lafontaine. – Mannheim: Kaufmann (1820 Schwan & Götz). 16° (1820: 12°). Kupf.

TASCHENBUCH aus Italien u. Griechenland a. d. J. 1829 (-30). 2 Jg. Hrsg. Wilh. Waiblinger. – Berlin: Reimer. 8°.

TASCHENBUCH von Königsberg. Hrsg. Karl Faber. – Königsberg: Univers. – Bibl. 1829. gr.-12°.

TASCHENBUCH, Königsberger. Hrsg. Ludwig Walesrode. – Königsberg: Voigt 1846. 8°.

TASCHENBUCH, Leipziger, f. Frauenzimmer z. Nutzen u. Vergnügen a. d. J. 1784 (-1816). 32 Jg. Hrsg. Georg Karl Claudius (= Franz Ehrenberg). – Leipzig: Böhme. 16°. Kupf., Musikb., Stickm. = Fortges. m. d. Tit. »Frauenzimmer-Almanach ...« 1817-20.

TASCHENBUCH der Liebe u. Freundschaft gewidmet. 1800 (-41). 42 Jg. Hrsg. Wilhelmine Spazier (ab 1811 wechs.). – Bremen (ab 1803 Frankfurt a. M.): Wilmans. 16° (8° wechs.). Kupf.

TASCHENBUCH f. Liebhaber u. Freunde d. altnord. Poesie u. Musik. Hrsg. Levin Chr. Sander, F. L. A. Kuntzen. – Kopenhagen: Bonnier (Leipzig: Wienbrack) 1816. kl.-8°. Musikb. A. m. d. Tit. »Auswahl altdän. Heldenlieder u. Balladen ...«.

TASCHENBUCH f. Männer. Eine Schaltjahrsgabe f. 1828. Hrsg. Martin Cunow. – Berlin: Voß. 152 S. 12°.

TASCHENBUCH, Münsterländisches poetisches, a. d. J. 1818. Hrsg. Karl Wilh. Grote. – Coesfeld: Wittneven. 176 S. 16°. Portr.

TASCHENBUCH, Niederrheinisches, f. 1834. Hrsg. Agnes Franz. – Wesel: Klönne. 8°.

TASCHENBUCH, Norddeutsches, a. d. J. 1836. Hrsg. David Russa. – Wismar: Schmidt & v. Cossel 1835. 16°. Stahlst.

TASCHENBUCH, Offenbacher s. *Taschenbuch* für 1820f.

TASCHENBUCH, Ostfriesisches, z. Belehrung u. Unterhaltung f. 1813 (-21, 1824-33). 19 Jg. Hrsg. Joh. Christian Hermann Gittermann. – Emden, Norden. 8°.

TASCHENBUCH f. Räthselfreunde oder neue Charaden u. Homonymen. 1830 (-31). 2 Bdch. Hrsg. J. v. Gnirnoc (= Conring). – Stettin: Böhme. 16°.

TASCHENBUCH, Rheinisches, f. (a.) d. J. 1810 (-58). 47 Jg. (1849, 1854 n. ersch.). Hrsg. Joh. Valentin Adrian (ab 1824), C. Dräxler-Manfred (ab 1845). – Darmstadt (ab 1822 Frankfurt a. M.): Leske (ab 1837 Sauerländer). 16° (ab 1840 wechs.). Kupf., Stahlst.

* TASCHENBUCH deutscher Sagen f. 1844. Hrsg. Roderich Benedix. – Wesel: Klönne 1843. 8°.

TASCHENBUCH d. Sagen u. Legenden. 1812 (17). 2 Jg. Hrsg. Amalie v. Helwig, geb. v. Imhof, Friedr. de la Motte Fouqué. – Berlin: Reimer. kl.-8°. Kupf.

TASCHENBUCH, Satyrisch-literarisches, f. 1848. Unter Mitwirkung d. jüngsten Deutschlands. Hrsg. von einem Unberühmten. XYZ (= O. B. Friedmann?). – Leipzig: Spamer. Holzschn.

TASCHENBUCH d. Scherzes f. d. J. 1825. – Leipzig: Seeger. 16°.

TASCHENBUCH d. Scherzes u. der guten Laune a. d. J. 1818. Hrsg. S. W. Schießler. – Prag: Enders. 12°.

TASCHENBUCH d. Scherzes u. der Satyre a. d. J. 1819. Ungen. Hrsg. Joseph Passy. – Prag, Wien: Haas 1818. 205 S. 12°.

TASCHENBUCH, Schlesisches. 1824 (-29). 4 Jg. Hrsg. W. L. Schmidt. – Hirschberg: Krahn. 16°.

TASCHENBUCH, Schwäbisches, a. d. J. 1820. Hrsg. J. Ch. Pfister. – Stuttgart: Sattler. 237 S. 12°. Kupf.

TASCHENBUCH ohne Titel f. d. J. 1822 (30, 32). 3 Jg. Ungen. Hrsg. Friedr. Ferd. Hempel. – Leipzig: Brockhaus. 8°. A. m. d. Tit. »Manuscript aus Odessa … Miscellen d. humorist. Brüderschaft«. Zeitblätter.

TASCHENBUCH z. Unterhaltung, in einer Sammlung von guten Anekdoten u. witzigen Einfällen, aus d. Tagebuche eines lustigen alten Mannes. – Eisenach: Bärecke 1837. 8°.

TASCHENBUCH z. gesell. Vergnügen a. d. J. 1819 (-29). 11 Jg. Ungen. Hrsg. Amadeus Wendt (ab 1820), Ferd. Philippi (ab 1826). – Leipzig, Gleditsch (ab 1827 Voß), Wien: Gerold (ab 1824 nur Leipzig). 16°. Jg. 1819 = 29. Jg. von »Becker's Taschenb. z. gesell. Vergnügen«. Jg. 1820 = N. F. 1. Jg. nach dem durch Kind erwirkten Verbot des ursprünglichen Titels.

TASCHENBUCH z. gesell. Vergnügen a. d. J. 1833. Mit Beiträgen von W. Blumenhagen … – Leipzig: Hartmann. kl.-8°.

TASCHENBUCH z. gesell. Vergnügen f. Liebende. – Dresden 1819. 16°.

TASCHENBUCH, Westfälisches, f. … s. *Gunloda*. 1833.

TASCHENBUCH-KALENDER, Berlinischer, a. d. (Gemein-, Schalt-) J. 1816 (bis 1850). 35 Jg. Hrsg. Kgl. Preuß. Kalender-Deputation. – Berlin (gedr. bei Unger, dann Trowitsch & Sohn): Reimarus (später Decker). 16° (dann 8°). Kupf., Stahlst. A. m. d. Tit. »Berliner Kalender« oder »Berliner Taschenbuch«.

* TASCHENKALENDER z. Erheiterung f. 1815 (-16). 2 Jg. – Frankfurt a. M.: Döring 1815 f.

TASCHENKALENDER, Offenbacher, f. d. J. 1783 (-1824) 41 Jg. – Offenbach. Brede. 12°. A. m. d. Tit. »Blümchen a. d. Altare d. Freundschaft z. Neujahrsangebinde gesammelt«.

TURANDOT. Almanach d. Rätselhaften. 1827 (-29). 3 Jg. Hrsg. Georg Lotz, Carl Töpfer. – Hamburg: Herold. 16°. Tit.-Aufl. »Rätselhafte, geheimnisvolle Erzählungen …«. 1829.

URANIA. Taschenb. (f. Damen) a. d. J. 1810 (-48). 35 Jg. (1811, 14, 16, 1825 n. ersch.). Hrsg. Wilhelmine Spazier (-1812). – Amsterdam: Kunst- u. Industrie-Compt. (ab 1812 auch Leipzig: Brockhaus). 16° (ab 1839: 8°). Kupf. Stahlst.

VEILCHEN, Das. Ein Taschenb. (guten Menschen geweiht) f. Freunde einer gemüthlichen u. erheiternden Lectüre. 1819 (-51). 34 Jg. Hrsg. Joh. Carl Unger (später wechs.). – Wien: Buchholz (ab 1821 Riedl), Leipzig: Liebeskind (ab 1825 nur Wien) 1818-50. 16° (ab 1817 wechs.). Kupf., Vign., Modeb., Stahlst.

VERGISSMEINNICHT, ein Taschenb. f. 1818 (-37). 19 Jg. Hrsg. H. Clauren (= Carl Heun). – Leipzig: Leo 1817 f. 16° (ab 1835 kl.-8°). Kupf. Ab 1838 vereinigt mit »Rosen« zu »Rosen u. Vergißmeinnicht«.

VERGISSMEINNICHT. Taschenb. (d. Liebe, d. Freundschaft u. d. Familienleben des dt. Volkes gewidmet) f. d. J. 1830 (-49). 19 Jg. (1844 n. ersch.). Hrsg. Carl Spindler. – Stuttgart (1831 auch München): Franckh. 16° (ab 1845: 8°). Stahlst., Lith., Holzschn., Musikb.

VERGISSMEINNICHT. Taschenb. f. 1847 (-53). 7 Jg. Hrsg. C. Herloßsohn (ab 1850 wechs.). – Leipzig: Thomas 1846-52. 16° (ab 1848 gr.-16°). Stahlst.

VERGISSMEINNICHT, Alsatisches, auf dem Altar des Vaterlandes … Hrsg. H. W. Asper. – Straßburg 1825: Heitz. 46 S. 16°.

VERGISSMEINNICHT, Humoristisches, f. 1848 (49). 2 Jg. Hrsg. M. B. v. Olschen. – Leipzig: Literar. Museum. 8°. Holzschn.

* VERGISSMEINNICHT ein Sträußchen gewunden von S. – Halberstadt: Brüggemann 1822. 8°.

* VERSUCHE, Poetische. – Breslau 1832: Fritsch. 123 S. 8°.

VERSUCHE, Poetische u. dramatische. Als Almanach f. d. J. 1816. Hrsg. Leisten. – Berlin: Selbstverl. 156 S. 12°. Kupf., Musikb.

VESTA. Taschenb. f. Gebildete. 1831 (-36). 6 Jg. Hrsg. August Rokert. – Wien: Ludwig. 16°. Stahlst. Ab 1834 m. d. Schmutztit. »Vesta. Kleine Halle f. dt. Kunst u. Literatur.«

VESTA. Weihnachtsgabe f. 1825 … Hrsg. J. P. v. Hornthal. – Frankfurt a. M.: Wesché. gr. -8°.

VIELLIEBCHEN. Historisch-Romantisches Taschenb. f. 1828 (-61). 34 Jg. Hrsg. A. v. Tromlitz (= Karl August Friedr. v. Witzleben), Bernd v. Guseck (= Gustav v. Berneck, ab 1842), Th. Mügge (ab 1850). – Leipzig: Industr.-Compt. (ab 1842 Baumgärtner). 16° (später kl.-8°).

VIOLA. Taschenb. f. 1833 den Freunden des Schönen u. Guten … Hrsg. Pustkuchen-Glanzow. – Wesel: Becker 1832. 268 S. 8°.

WANDERLEBEN. Ein Sommeralmanach f. 1828. Hrsg. Gg. Döring. – Cassel: Bohné. 414 S. 8°.

* Weihnachtsgabe z. Besten d. Wassergeschädigten i. d. Schweiz. 1835 (2. Abdr. 1839). Ungen. Hrsg. K. R. Hagenbach, W. Wackernagel, A. E. Fröhlich). – Basel: Schweighauser 1834, 1839. 16°. Lith.

* Weihnachtsgabe z. Besten d. Brandgeschädigten in Ehrikon, Kanton Zürich. Hrsg. K. L. Schuster, S. Vögelin. – Zürich: Meyer & Zeller 1840. 16 Lith., Musikb.

WEIHNACHTSGABE f. Hamburg z. Besten d. durch Brand verunglückten Hamburger. Hrsg. A. E. Fröhlich, K. R. Hagenbach, W. Wackernagel. – Basel: Schneider 1842. 16° (laut Kayser 12°).

* WEIHNACHTSGABE in Prosa u. Poesie. Hrsg. f. Felsberg von christl. Freunden. – Basel: Schneider 1845. 16° (laut Kayser 12°).

WINTERGARTEN, Der. 1816 (-22). 7 Jg. Hrsg. Joh. Stephan Schütze. – Frankfurt a. M.: Wilmans. 8°. Fortges. als »Der Frühlingsbote« 1823 bis 1825.

WINTERGRÜN. (Erzählungen.) (Taschenb.) a. 1821 (-49). 26 Jg. (1845, 46, 1848 n. ersch.). Hrsg. Georg Lotz. – Hamburg: Hoffmann (ab 1822 Herold) 1820 ff. 8°.

WUNDERHORN, Österreichisches, Taschenb. d. Balladen, Romanzen, Sagen u. poet. Erzählungen. Hrsg. J. N. Vogl. – Wien: Beck 1834. 16°.

ZEIT, Altdeutsche, u. Kunst. Hrsg. Eberh. v. Groote u. a. – Frankfurt a. M.: Körner 1822. 8°. Kupf.

ZEITLOSEN. Eine Blüthenlese aus den Gaben d. Freunde u. eigenen Dichtungen. Hrsg. Karl Wilh. Grote. – Wesel: Becker 1817. 230 S. 8°.

VII

LITERATURVERZEICHNIS

(Innerhalb der sachlichen Gliederung alphabetisch gegliedert.)

1. ALLGEMEINE NACHSCHLAGEWERKE:

ALKER, Ernst: Geschichte d. dt. Literatur. Bd. 1, 2. Stuttgart 1949-50.
Allgem. dt. Real-Encyklopädie f. d. gebildeten Stände. (Conversations-Lexikon.) 7. Originalaufl. Bd. 1, 11. Leipzig: Brockhaus 1830.
BARGE, Hermann: Geschichte d. Buchdruckerkunst von ihren Anfängen bis z. Gegenwart. Leipzig 1941.
Bibliographie d. Almanache, Kalender u. Taschenbücher für die Zeit von ca. 1750-1860. Bearb. u. hrsg. v. Hans Köhring. Hamburg 1929.
Bibliotheca Germanorum Erotica & Curiosa. Hrsg. Hugo Hayn. Alfred N. Gotendorf. Bd. 1f. München 1914.
BRÜMMER, Franz: Lexikon d. dt. Dichter u. Prosaisten vom Beginn des 19. Jhs. bis zur Gegenwart. 6. Aufl. Leipzig 1913.
Daten dt. Dichtung ... Hrsg. Herbert A. Frenzel. Köln, Berlin 1953.
ENGEL, Eduard: Geschichte d. dt. Literatur. 38. Aufl. Bd. 2. Leipzig 1929.
FRICKE, Gerhard: Geschichte d. dt. Dichtung. Tübingen 1949.
GOEDEKE, Karl: Grundriß z. Geschichte d. Dt. Dichtung. 2. neu bearb. Aufl. Hrsg. Edmund Goetze. Bd. 5ff. Dresden 1893ff.
HANKAMER, Paul: Dt. Literaturgeschichte. 3. Aufl. Bonn 1952.
KUNZE, Horst: Lieblings-Bücher von Dazumal. Eine Blütenlese aus den erfolgreichsten Büchern von 1750-1860. München 1938.
Lexikon d. gesamten Buchwesens. Hrsg. Karl Löffler, Joachim Kirchner. Bd. 3. Leipzig 1937.
MAHLBERG, Heinrich: Literarisches Sachwörterbuch. Bern 1948. (Kleines literar. Lexikon. T. 3.)
NADLER, Josef: Geschichte d. dt. Literatur. Wien 1951.
NEUFFORGE, Ferdinand Baron v.: Über den Versuch einer dt. Bibliothek als Spiegel Dt. Kulturentwicklung. Berlin 1940.
Die österr.-ungar. Monarchie in Wort u. Bild. Bd. 21. Mähren u. Schlesien. Wien 1897.
Reallexikon d. dt. Literaturgeschichte. Hrsg. Paul Merker u. Wolfgang Stammler. Bd. 1f. Berlin 1925ff.
RIEMANN, Hugo: Handbuch d. Musikgeschichte. 2. verb. Aufl. Bd. 2, T. 3. Die Musik des 18. u. 19. Jhs. Leipzig 1922.
SCHERER, Wilhelm: Geschichte d. dt. Literatur. 2. Aufl. Wien 1949.
SCHNABEL, Franz: Dt. Geschichte im 19. Jh. Bd. 2-4. 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1949f.
SCHNEIDER, Hermann: Geschichte d. Dt. Dichtung. Nach ihren Epochen dargestellt. Bd. 2. Bonn 1950.
SCHOTTENLOHER, Karl: Bücher bewegten die Welt. Eine Kulturgeschichte des Buches. Bd. 2. Stuttgart 1952.
VOGT, Friedrich, und KOCH, Max: Geschichte d. Dt. Literatur. 4. neubearb. u. verm. Aufl. Bd. 2. 3. Leipzig, Wien 1920f.
Vollständiges Bücher-Lexikon, bearb. u. hrsg. von Christian Gottlob Kayser. Bd. 1 f. Leipzig 1834f.
WALZEL, Oskar: Die dt. Dichtung seit Goethes Tod. Berlin 1919.
WIEGAND, Julius: Geschichte d. dt. Dichtung in strenger Systematik, nach Gedanken, Stoffen u. Formen in fortges. Längs- u. Querschnitten. Köln 1922.

2. ZU DEN MUSENALMANACHEN UND SCHÖNGEISTIGEN TASCHENBÜCHERN, IHREN MITARBEITERN UND BEITRÄGEN:

ALPERS, Paul: Karl Goedeke. Bremen-Horn 1949.
Amerika im Dt. Gedicht. Hrsg. u. eingel. von Max Rohrer. Stuttgart 1948.
CASSER, Paul: Die westfäl. Musenalmanache u. poetischen Taschenbücher in der 1. Hälfte des 19. Jhs. (Zeitschr. f. vaterländ. Geschichte u. Altertumskunde. 85. Münster 1928.)
Dt. National-Litteratur. Hrsg. Joseph Kürschner. Bd. 135, T. 1-3. Hrsg. Max Mendheim. Stuttgart 1892-93.
Dt. Philologie im Aufriß. Hrsg. Wolfgang Stammler. Bd. 1. Sp. 1309ff. Bd. 2. Sp. 1739ff. Berlin usw. 1952ff.
EMRICH, Berthold: Jean Pauls Wirkungen im Biedermeier. Diss. Tübingen 1948.
FRANK, Bruno: Gustav Pfizers Dichtungen. Diss. Tübingen 1911.
GOLDSCHMIDT, Arthur: Goethe im Almanach. Leipzig 1932.
GRANTZOW, Hans: Geschichte des Göttinger u. des Vossischen Musenalmanachs. Berlin 1909. (Berlin. Beiträge z. German. u. Roman. Philologie. 35. German. Abt. 22.)
GROSS, Carl: Frauentaschenbuch. (Fouqué u. das Frauentaschenbuch). Diss. Münster i. W. 1925.
HALM, Hans: Die Zeitung f. d. elegante Welt (1801-44). Ihre Geschichte, ihre Stellung zu den Zeitereignissen u. z. zeitgenöss. Literatur. Diss. München 1924.
HERZOG, Rudolph: Die schlesischen Musenalmanache von 1775-1823. Breslau 1912. (Breslauer Beiträge z. Literaturgeschichte. H. 23.)
HILTY, Johann Jakob: Der schweizerische Almanach »Alpenrosen« u. seine Ersatzstücke in den Jahren 1831-54. Diss. Zürich 1914.
JUNGMAIR, Otto: Adalbert Stifters Erstdrucke in Almanachen u. Zeitschriften. (Das Antiquariat. 7. Jg. Wien 1951.)
KOSCH, Wilhelm: Geschichte d. dt. Literatur im Spiegel d. nationalen Entwicklung von 1813-1918. 1. Abt. 1813-1848. Bd. 1, 2. München 1925-28.
KOSSMANN, E. F.: Der Deutsche Musenalmanach. 1833-39. Haag 1909.
KRÜGER, Hermann Anders: Pseudoromantik. Friedr. Kind u. d. Dresdner Liederkreis. Leipzig 1904.
LANCKORONSKA, Maria Gräfin, und RÜMANN, Arthur: Geschichte d. Dt. Taschenbücher u. Almanache aus der klassisch-romantischen Zeit. München 1954.
LIEBING, Heinz: Die Erzählungen H. Claurens (Carl Heuns) als Ausdruck der bürgerl. Welt- u. Lebensanschauung in der beginnenden Biedermeierzeit. Diss. Halle-Wittenberg 1931.
Literatur- u. Kunstbericht. Hrsg. Gotthart Oswald Marbach. Leipzig 1846.
LOTZ, Georg: 1784-1844. Aus dem literar. Leben des hamburgischen Biedermeier. Hrsg. u. eingel. von Hermann Blumenthal. Hamburg 1934.
LUDIN, Alfred: Der schweizerische Almanach »Alpenrosen« u. seine Vorgänger. (1780-1830.) Diss. Zürich 1902.
LUNDING, Erik: Strömungen u. Strebungen d. modernen Literaturwissenschaft. S. 22f. Die Stifterforschung. Kobenhavn 1952. (Acta Jutlandica. 24, 1.)
MARGGRAFF, Hermann: Deutschlands jüngste Literatur- u. Kulturepoche. Leipzig 1839.
PISSIN, R.: Almanache d. Romantik. Berlin-Zehlendorf 1910. (Bibliograph. Repertorium. Hrsg. N. H. Houben. Bd. 5.)
PRUTZ, Robert: Die Musenalmanache u. Taschenbücher in Deutschland. (Neue Schriften. Zur dt. Literatur- u. Kulturgeschichte. Bd. 1. Halle 1854.)
SCHLOSSAR, Anton: Taschenbücher u. Almanache unseres Jahrhunderts. (Zeitschr. f. Bücherfreunde. Jg. 3, Bd. 1. Wien 1899.)
WÄLCHLI, Gottfried: Martin Disteli. 1802-44. Zeit – Leben – Werk. Zürich 1943.

3. ZUM PROBLEM DES BIEDERMEIER:

ABERT, Josef Friedrich: Aus Würzburgs Biedermeierzeit. Würzburg 1950. (Mainfränkische Hefte. 4.)
BERNINGHAUS, Ursula: Der Traum in der Dichtung des Biedermeiers. Diss. München 1953.
BIETAK, Wilhelm: Das Lebensgefühl des »Biedermeier« in der österr. Dichtung. Wien, Leipzig 1931.
BOEHN, Max v.: Biedermeier. Deutschland von 1815-47. Berlin 1922.
DEWALD, Johann Eberhard: Biedermeier auf der Walze. Aufzeichnungen u. Briefe des Handwerksburschen J. E. Dewald 1836-38. Hrsg. Georg Maria Hofmann. Berlin 1936.
FISCHEL, Hartwig: Die Frau d. Biedermeierzeit u. ihre Kunst im Hause. Leipzig 1908. (Die Frau. Sammlg. von Einzeldarstellungen. Hrsg. A. Roeßler. Bd. 19.)
HACKS, Peter: Das Theaterstück des Biedermeier. Diss. München 1951.

Hermann, Georg: Das Biedermeier im Spiegel seiner Zeit. Briefe, Tagebücher, Memoiren, Volksscenen u. ähnl. Dokumente. Berlin usw. 1913.

Leitich, Ann Tizia: Wiener Biedermeier. Bielefeld, Leipzig 1941.

Meyer, Herbert: Das literarische Biedermeier. Ergebnisse u. Fragen. (Beilage zu: Der Deutschunterricht. H. 2. 1952.)

Parthey, Lili: Tagebücher aus der Berliner Biedermeierzeit. Hrsg. Bernhard Lepsius. Berlin, Leipzig 1926.

Rommel, Otto: Der österreichische Vormärz 1816-47. Leipzig 1931. (Dt. Literatur ... in Entwicklungsreihen. Hrsg. Heinz Kindermann. Reihe Polit. Dichtung. Bd. 4.)

Schmidt, Ferdinand Paul: Biedermeier-Malerei. 2. verm. Aufl. München 1923.

Die Schwestern Bardua. Bilder aus dem Gesellschafts-, Kunst- u. Geistesleben d. Biedermeierzeit. Aus Wilhelmine Barduas Aufzeichnungen. Gestaltet von Johannes Werner. 3. Aufl. Leipzig 1941.

Seiler, Harald: Die Anfänge d. Kunstpflege in Westfalen. Beitrag z. Wesensforschung d. Biedermeier. Diss. Münster i. W. 1936.

Volkmann, Ernst: Zwischen Romantik u. Biedermeier. Leipzig 1938. (Dt. Literatur i. Entwicklungsreihen. Reihe Dt. Selbstzeugnisse. Bd. 11.)

Weiglin, Paul: Berliner Biedermeier. Bielefeld, Leipzig 1942.

Die einschlägigen Aufsätze in folgenden Zeitschriften:

Deutsche Vierteljahresschrift. Bd. 9, 1931; 13, 1935; 14, 1936; 25, 1951.

Dichtung u. Volkstum. Bd. 36, 1935.

Preußische Jahrbücher. Bd. 240, 1935.

Germanisch-Romanische Monatsschrift. Bd. 20, 1932; 26, 1938; 33, 1952.

Weitere Literaturangaben siehe in den Anmerkungen.

RUDOLF STÖWESAND

Noch unbekannte Gutenbergbibeln

UND EIN ÜBERBLICK ÜBER DIE ENTWICKLUNG DER REGISTRIERUNG

ALOYS RUPPEL
dem nunmehr 75jährigen
in Verehrung und Dankbarkeit

INHALT

EINLEITUNG

Sollte man es für möglich halten, daß es immer noch Gutenbergbibeln gibt, die der allgemeinen internationalen Registrierung entgangen sind!

Ich glaube von zweien berichten zu können, von denen ich freilich die Existenz der einen keineswegs sicher nachzuweisen, die andere dafür aber um so faßbarer und greifbarer aufzuzeigen vermag. Es muß auch von einer dritten gesprochen werden, einer Neugeburt sozusagen insofern, als sie, lange in einem bereits bekannten Bande mitenthalten, diesem vor einiger Zeit entnommen und in ein selbständiges Dasein versetzt worden ist, ein Vorgang, der sich in aller Stille und unbeachtet von der bibliophilen Welt vollzogen hat.

Doch ehe ich darauf eingehe, möchte ich vorweg in einem ersten Abschnitt einen Überblick über die gerade eben genannte Registrierung geben, genauer, über ihre Geschichte und Entwicklung in den fast zwei Jahrhunderten, die vergangen sind, seitdem man auf die einmalige Vorrangstellung der Gutenbergbibel aufmerksam geworden ist.

Ich zähle zu diesem Zweck die Verfasser von Listen zunächst rein bibliographisch auf, um danach dann das kahle Gerippe bloßer Namen und Titel mit dem Fleisch und Blut des Lebens zu umkleiden und in der Würdigung des Geleisteten das sich stetig steigernde Interesse, das man in aller Welt an der Gutenbergbibel nimmt, zu schildern, wie es sich in dem von Mal zu Mal und von Mann zu Mann erfolgreicheren Aufsuchen und Auffinden der noch vorhandenen Exemplare manifestiert.

I

DIE REGISTRIERUNG DER GUTENBERGBIBELN

a) Bibliographie

1. Thomas Frognall Dibdin: Bibliotheca Spenceriana, Bd. 1, London 1814, S. 6.
2. Joseph-Basile-Bernard van Praet: Catalogue des livres imprimés sur vélin de la Bibliothèque du Roi. Bd. 1, Paris 1822, S. 17-18; Bd. 5, Paris 1822, S. 360; Bd. 6, Paris 1828, S. 3, 146-147.
3. Thomas Joseph Pettigrew: Bibliotheca Sussexiana, Bd. 1, London 1827, S. 292f.
4. Karl Anton Schaab: Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, Bd. 1, Mainz 1830, 2. Aufl. Mainz 1855, S. 270-275.
5. Samuel Leigh Sotheby: The Typography of the fifteenth century, London 1845, 2°, S. 56.
6. Antonius van (von) der Linde: Geschichte der Erfindung der Buchdruckkunst, Bd. 3, Berlin 1886, S. 871-879.
7. Walter Arthur Copinger: Incunabula biblica, London 1892, S. 1-6.
8. Paul Schwenke: Untersuchungen zur Geschichte des ersten Buchdrucks. In: Festschrift zur Gutenbergfeier hg. von der Kgl. Bibliothek zu Berlin 1900, S. 1-9.
9. Seymour de Ricci: Catalogue raisonné des premières impressions de Mayence 1445-1467 (Veröffentlichungen der Gutenberg-Gesellschaft 8/9), Mainz 1911, S. 27-36.

10. Paul SCHWENKE: Johannes Gutenbergs 42zeilige Bibel, Ergänzungsband, Leipzig, 1923, S. 7-22.
11. Herbert REICHNER: Die Gutenbergbibel der Sammlung Vollbehr, Wien 1927, S. 20f.
12. Rudolf STÖWESAND: Der heutige Bestand der Welt an Gutenbergbibeln mit besonderer Berücksichtigung derer in den alten Einbänden. In: Archiv für Schreib- und Buchwesen, Jg. 2 (1928), S. 63-72 und 99-112. Dann verbessert und um einige Abbildungen vermehrt als Sonderheft 2 des genannten Archivs, Wolfenbüttel 1929.
13. Gesamtkatalog der Wiegendrucke (GW), Bd. 4, Leipzig 1930, Spalte 73f.
14. Henry Lewis JOHNSON: Gutenberg and the Book of Books, New York 1932.
15. LEXIKON des gesamten Buchwesens, Bd. 1, Leipzig 1935, S. 182ff.
16. Aloys RUPPEL: Johannes Gutenberg, sein Leben und sein Werk, Berlin 1939, S. 155f. und 2. Aufl. 1947, S. 147f.
17. Edward LAZARE: The Gutenberg Bible, a Census. In: Antiquarian Bookman, New York, 18. Nov. 1950, S. 7-12.
18. Der gleiche Aufsatz in deutscher Sprache unter dem Titel: Die Gutenbergbibel, ein Census von Edward LAZARE, New York, autorisierte Bearbeitung von Michael Otto KRIEG in: Das Antiquariat, Jg. 7 Nr. 7/8, Wien, 10. 4. 1951; danach auch als Sonderdruck (Privatdruck), Wien 1951.
19. Edward LAZARE: The Gutenberg Bible, a new Census. In: The 1956 A(ntiquarian) B(ookman) Yearbook, Newark 2, New Jersey, USA., März 1956, S. 390-396.

b) ENTWICKLUNG

Zu 1. Dibdin 1814

Nicht in Deutschland, wo Gutenberg das erste Buch der Christenheit, die Bibel, in der Zeit von etwa 1452 bis 1455 zum ersten *gedruckten* Buche der Welt machte, und nicht in Frankreich, wo Debure i. J. 1763 die große Schöpfung des Erfinders zum ersten gedruckten Buche der Welt auch seinem *Werte* nach proklamierte, nachdem ihn der Zufall ein Exemplar davon in der Mazarine hatte entdecken lassen[1], ist die Verzeichnung der noch vorhandenen Stücke begonnen worden, sondern in England und zwar erst 52 Jahre nach Debure.

Das hatte seine Ursache keineswegs nur darin, daß eine Entdeckung fast immer erst eine gewisse Zeit braucht, ehe sie aus der Erkenntnis eines einzelnen zum allgemeinen Wissensgut wird, sondern weit mehr in den politischen Wirren jenes turbulenten halben Jahrhunderts.

In Frankreich trieben Volk und Staat durch die heillose Mißwirtschaft des Bienaimé der Pompadour und Dubarry unaufhaltsam dem Ruin zu, und als dann die Revolution ausbrach, zertrümmerte sie nicht nur das Gefüge Frankreichs, sondern erschütterte auch durch ihre eigenen wie die ihr folgenden Kriege Napoleons das ganze Europa, von dem Deutschland wohl am meisten litt. Nur England blieb, wenn es sich auch durch Nelson und Wellington in eisern durchgehaltenen zwanzig Kriegsjahren energisch an dem Widerstande gegen den Usurpator beteiligte, auf seinem eigenen Boden von Kampfhandlungen völlig frei und verschont. Hier war es sogar möglich, daß, während die wehrhafte Jugend des Kontinents auf die Schlacht- und Schneefelder Rußlands ins Verderben marschieren mußte, die reichen Bibliophilen des Landes, an ihrer Spitze Lord Spencer und der Herzog von Devonshire, sein Schwager, eine ganz andere Schlacht schlugen, die 43 Tage währte, im Speisesaal des Roxburgh-Hauses in London stattfand, um die Kostbarkeiten der zur Versteigerung kommenden Bibliothek des verstorbenen Hausherrn ging und ihren Abschluß darin fand, daß 18 der Hauptbeteiligten am letzten Abend in die St. Albans-Taverne zogen und dort zur bleibenden Erinnerung an die erstaunliche Auktion den exklusiven Roxburgh-Club gründeten, die erste englische Bibliophilengesellschaft, mit Lord Spencer als Präsidenten und dem Reverend Dibdin, Spencers Bibliothekar, als Vizepräsidenten. Dibdin, der Vielschreiber, hat uns das selbst mit sichtlicher Freude an den Sensationen dieser aufregenden Tage haargenau berichtet.

Dabei hat gerade der neue Präsident des neuen Klubs, der in echt englischem Konservatismus bis heute blüht, keineswegs beiseite gestanden in dem gewaltigen Ringen gegen den mächtigen Feind Europas, sondern ist sogar so entscheidend daran beteiligt gewesen, daß man ihm den stolzen Namen eines Organisators des Sieges beigelegt hat. Denn Spencer war über sechs Jahre lang, von 1794 an, in der ruhmvollsten Periode der englischen Seekriegsgeschichte Erster Lord der Admiralität, unter *ihm* waren die Schlachten von St. Vincent und Camperdown gewonnen, und *er* hatte Nelson in das Mittelmeer und zu seinem großen Vernichtungssiege bei Abukir ausgesandt. Aber Spencer war nicht einseitig nur Politiker. Reich an geistigen Gaben wie an materiellen Gütern baute er mit Dibdins Hilfe seine Bücherei zur größten Privatbibliothek seiner Zeit aus, und er konnte es, weil das Land, dem er angehörte, geschützt durch die auch von ihm mitgeschmiedete und mitgehandhabte furchtbare Waffe seiner Flotte, mitten im Kriege ein Friedenseiland blieb.

Auf solchem Boden vermochte denn auch, als der Friedensstörer nach Elba verbannt war, 1814 also, eine erste Zusammenstellung von Gutenbergbibeln an das Licht zu treten; und wiederum ist es der rührige Dibdin (1776-1847), dem wir sie verdanken. Er kam dazu, als er daranging, die Rara der Bibliothek Lord Spencers bibliographisch zu verzeichnen, ein Werk, das von 1814 bis 1822 auf sechs stattliche Bände anwuchs; es ergab sich ihm dabei wie von selbst, daß er, als er im ersten Bande Spencers Gutenbergbibel beschrieb (sie liegt seit 1892 in der John Rylands Library in Manchester), sich in zwei kurzen Absätzen von insgesamt 21 Zeilen auch Rechenschaft ablegte über weitere bekannte oder vermutete Exemplare. Natürlich unterliefen ihm dabei Irrtümer; kein Wunder bei einem ersten Versuch! Man pflegt im allgemeinen Dibdins Fähigkeiten gering einzuschätzen, und das härteste Urteil eines Landsmannes

[1] Guillaume-François Debure (le Jeune): Bibliographie instructive, Bd. 1, Paris 1763, S. 32: »Nos recherches nous ayant conduits dans la Bibliothèque Mazarine ou des Quatre Nations, nous n'avons pas peu été surpris d'y trouver cette première et célèbre production de l'imprimerie, qu'un simple mouvement de curiosité nous fit ouvrir... Le pur hazard nous a fait découvrir cette première édition de la Bible...«

nennt ihn »einen unwissenden Angeber ohne die Kenntnisse eines Schuljungen, der eine Menge Bücher veröffentlichte, in denen es von Fehlern aller Art nur so wimmelt«[2]. Bei seiner Verzeichnung der Gutenbergbibeln ist aber Nachsicht am Platze. Es war ja nicht nur der erste derartige Versuch, sondern auch Krieg, und die Kontinentalsperre unterbrach wie den Austausch von Waren auch den von Nachrichten.

Dibdin nennt 15 Exemplare, von denen 10 richtig angegeben sind, nämlich die drei in Paris, die da heute noch liegen, zwei in der Nationalbibliothek und das von Debure entdeckte in der Mazarine, drei in Deutschland, nämlich je eins in Berlin, Frankfurt am Main und Leipzig, und die restlichen vier in England, das des Königs Georg III., jetzt im Britischen Museum, das der Bodleiana, das des Mitbegründers des Roxburgh-Clubs Sir Mark Masterman Sykes in Sledmere (Yorkshire), heute in der Morgan-Bibliothek in New York, und das Spencers selbst. Die übrigen sind ihm z.T. selbst unsicher und lohnen nicht ihre Erwähnung; höchstens sei das irrige Hannover genannt, weil manch Späterer es ihm ungeprüft nachgesprochen hat. Zehn richtige Angaben sind für den Anfang ein gutes Resultat, wofür dem Bibliographen ein Lob und kein Tadel gebührt.

Was sich hier anbahnt, ist die Entthronung Frankreichs als des klassischen Landes der Bibliophilie durch England. Im 19. Jahrhundert steigt das Vereinigte Königreich zur ersten Macht der Welt empor. Wie überall wird das auch auf dem Gebiete der Bibliophilie und zwar selbst hier in der Gutenbergbibel-Verzeichnung sichtbar.

Zu 2. van Praet 1822/1828

Freilich lag Frankreich in diesem Rennen nur sozusagen um eine Nasenlänge zurück. Wohl führte England 1814 unbestreitbar mit Dibdin, doch folgte Frankreich schon 1822, nach der Liquidation des Korsen endlich zur Ruhe gekommen, mit der Liste, die van Praet zum Urheber hatte, unmittelbar nach.

Es war wirklich nur die Ungunst der politischen Verhältnisse, die Frankreich zurückgeworfen hatte, denn niemand in aller Welt war für die in Frage stehende Aufgabe besser vorbereitet als gerade van Praet, ja dieser zum waschechten Pariser gewordene Buchhändlerssohn aus Brügge (geboren 1755) war sogar doppelt prädestiniert dafür.

Einmal war er nämlich noch der unmittelbare Gehilfe desselben Debure gewesen, der 1763 als erster auf den unüberbietbaren Wert der Gutenbergbibel aufmerksam gemacht hatte. Seit 1779 in der Buchhandlung tätig, die dieser Debure der Jüngere zusammen mit seinem Vetter Guillaume Debure dem Älteren in Paris betrieb, hatte er die unvergleichliche Schulung des Meisters noch drei Jahre lang genießen können, um dann nach dessen Tode von dem überlebenden älteren Debure mit der Leitung der verwaisten Abteilung der kostbaren Bücher des Antiquariats betraut zu werden.

Und zum anderen war van Praet, weil ihn solche Vorbildung und zudem die Veröffentlichung des gemeinsam mit seinem Prinzipal verfaßten dreibändigen Kataloges der Bibliothek des Herzogs von Lavallière empfohlen hatte, 1784 in die damals noch Bibliothek des Königs heißende Nationalbibliothek übernommen worden, der er seitdem, von einer kurzen Unterbrechung in der Revolutionszeit abgesehen, bald auch hier der Leiter der Abteilung der Drucke, bis an seinen Tod im Jahre 1837, d. i. bis in sein 83. Lebensjahr, auf das treulichste gedient hat.

Er erlebte, wie die schon stattliche Sammlung, durch Säkularisations- und Beutezuteilungen gewaltig vergrößert, zur ersten öffentlichen Bibliothek der Welt erwuchs; er erlebte, wie ihr gleich zwei Gutenbergbibeln zuteil wurden. Die erste, ein tadelloses Pergamentexemplar, war ein Geschenk des Kardinals Loménie an seinen Souverän, kurz bevor die Revolution mit ungezählten anderen auch diese zwei Herren verschlang. Die zweite Bibel, jenes berühmteste zwar trümmerhafte doch um der Cremerschen Datierungen willen unschätzbare Exemplar in Papier, hatte van Praet sogar selber 1792 für die Königsbibliothek für nur 240 Livres zu erstehen vermocht, übrigens von dem berüchtigten Maugerard[3], der wie dieses vordem auch das eben erwähnte Pergamentexemplar in seinen Besitz zu bringen verstanden hatte[4].

Nun waren beide Exemplare in Paris in der Nationalbibliothek gelandet, wo sie noch liegen, und als van Praet 1822 den Katalog der von ihm betreuten kostbaren Pergamentdrucke des großen Instituts herausbrachte, da nannte er im ersten Bande dieses Kataloges außer den zwei da aufbewahrten Gutenbergbibeln noch fünf weitere, nämlich drei in Deutschland: in Berlin, München und St. Blasien im Schwarzwald (heute in Washington) und zwei in London: die des Thomas Grenville (heute im Britischen Museum) und die des Buchhändlers Nicol, die 1792 der französische Revolutionskommissar Merlin aus der Mainzer Universitätsbibliothek hatte mitgehen heißen (heute in der Huntington-Bibliothek in San Marino in Kalifornien)[5]. Diesen sieben fügte er ergänzend in dem im gleichen Jahre 1822 herausgekommenen Bande 5 noch das aus Langensalza stammende Exemplar der Universitätsbibliothek Leipzig hinzu und eins der Barberini-Bibliothek in Rom. Doch liegt hier offenbar eine Verwechslung vor, die Barberini-Bibliothek besaß damals noch keine Gutenbergbibel[6].

---

[2] Es sind die harten Worte von Alexander Dyce (1798–1896); sie schelten ihn »an ignorant pretender, without the learning of a school boy, who published a quantity of books swarming with errors of every description« (Dictionary of National Biography, repr. 1949/50, V 912). Die letzte Würdigung Dibdins in Rudolf Juchhoff, Von Dibdin zu Hain, Köln 1954, S. 7ff., wo auch alle Literatur angegeben ist.

[3] Ich ziehe die Schreibung ohne Akzent vor, da Maugerard selbst ihn nie setzt.

[4] Der Vielgewandte hatte beide Bibeln in Mainz ergattert, die pergamentene schon 1767 bei den Benediktinern auf dem Jakobsberge, (sie kam dann von ihm an seinen Metzer Landsmann Dupré de Geneste, von diesem an Loménie und von Loménie an Ludwig XVI.), die Cremerbibel aber erst zu Beginn des Jahres 1789 im Erzbischöflichen Priesterseminar (und nicht in der Kurfürstlichen Bibliothek, wie immer noch fälschlich angegeben wird).

[5] Schwenkes Bedenken in seiner Aufstellung von 1923, S. 20, Nr. 46 sind mir wohl bewußt, doch vermag ich sie nicht zu teilen.

[6] Die Barberini-Bibliothek kam erst 1867 in den Besitz einer Gutenbergbibel, die, als die ganze Bibliothek 1901/02 vom Papst gekauft wurde, mit ihr in die Vaticana überging, die dann 1921 mit und in der Rossiana noch ein zweites Exemplar erhielt.

Das sind acht richtige Angaben gegen zehn richtige bei Dibdin, und man vermag auf den ersten Blick nicht recht zu erkennen, warum das Ergebnis so mager ist. Warum nennt er z.B. das von seinem Lehrherrn in der Mazarine wiederentdeckte Exemplar nicht, das ihm doch unter allen Umständen bekannt war? Wollte er nur die vélins aufzählen, und ließ er deshalb das Papierexemplar der Mazarine fort? Aber auch die Cremerbibel und die in München, die er beide aufführt, sind Papierexemplare. Wenn man aber weiter feststellt, daß er die fünf Bibeln wegläßt, die Dibdin zusätzlich hat, die von Georg III., Spencer, Sykes, Oxford (Bodleiana) und Frankfurt, sämtlich Papierexemplare, dann kommt man doch zu der Überzeugung, daß er wirklich nur die ihm bekannt gewordenen *Pergament*exemplare aufzählen wollte und daß er sich in bezug auf die Münchener lediglich geirrt hat, während er die Cremerbibel einfach ihrer Wichtigkeit wegen trotz ihrer papiernen Beschaffenheit auch unter den vélins mit nennt.

In dem 1828 herausgekommenen 6. Bande hat er dann nach der vagen Aussage, daß die Pergamentexemplare peu nombreux seien, über 20 Papierbibeln aufgezählt, von denen 16 stimmen. Hier erscheinen nun richtig das Exemplar mit den Cremerschen Datierungen, das der Mazarine und das in München, ferner von den von Dibdin genannten nur die in Frankfurt und Leipzig[7] sowie die von Georg III. und Spencer, die der Bodleiana und von Sykes vergißt er merkwürdigerweise, doch nennt er zusätzlich über Dibdin hinaus die Exemplare in Wien, Trier, Mannheim (dies gelangt über München schließlich an Wells in New York und wird von ihm 1921 zerschnitten), Lissabon und Edinburgh, die des Herzogs von Sussex (nach 1938 an Pforzheimer in Purchase, N.Y. gekommen) und der Sammler Hibbert (jetzt in der New Yorker Public Library), Fuller (von diesem 1841 Eton geschenkt) und Lloyd (seit 1944 der Havard-Universität gehörend).

Unzutreffend ist die Angabe, die genau wie die von ihm aufgebrachte von dem Exemplar in der Barberini-Bibliothek noch durch manche der späteren Aufstellungen geistert, daß der Herzog von Devonshire Besitzer einer Gutenbergbibel gewesen sei. Daß Wolfenbüttel eine habe und noch dazu Harleyscher Provenienz, wird eine doppelte Verwechslung mit einer 36-zeiligen Bibel sein[8]. Gleichfalls um eine Verwechslung handelt es sich bei der Bibel des Grafen von Schönborn in Gaybach – sie war eine Bibel von 1462 – und bei dem angeblichen Exemplar der Prämonstratenser in Weisenau bei Mainz, die wahrscheinlich einen ganz anderen Bibeldruck besessen haben werden[9]. Das weiter von van Praet genannte Exemplar von Firmin-Didot – auch das wird uns wie die angeblichen Barberini- und Devonshire-Exemplare später noch öfter begegnen – wird mit dem oben genannten von Hibbert (und der New York Public Library) identisch sein, das von d'Ourches – das gleichfalls später immer wieder auftaucht – mit dem von Fuller (und Eton). Das dem Augustiner-Chorherren-Kloster in Rebdorf bei Eichstädt noch 1787 gehörende ist vermutlich von den Franzosen und also noch zu Lebzeiten van Praets verschleppt worden und bis auf den heutigen Tag verschollen wie auch das einst im Besitz der Brüder Gasparoli in Antwerpen befindliche Exemplar, mag es nun eine Gutenbergbibel gewesen sein oder eine andere[10].

Auf jeden Fall weist van Praets Aufstellung an richtigen Angaben sechs Pergament- und 16 Papierbibeln auf. Mit dieser Gesamtzahl von 22 hat er nicht nur Dibdin mit seinen zehn richtigen Stücken erheblich überrundet, sondern auch ganz allgemein einen so großen Vorsprung gewonnen, daß erst 58 Jahre hingehen mußten, ehe er ein- und überholt werden konnte.

Es ist, als leuchte mit van Praet Frankreich noch einmal in jenem hellen bibliophilen Glanze auf, der es das ganze vergangene Jahrhundert hindurch umflossen und den gerade auch die Entdeckung des Wertes der Gutenbergbibel so ruhmvoll verstärkt und intensiviert hatte. Aber es war ein letztes Aufblinken. Fortan verschwindet Frankreich aus der Registrierung dieser Kostbarkeiten, fast kann man sagen für immer, gewiß aber bis 1911, wo dann der eigenartige de Ricci die Bühne betritt, den wir doch wohl Frankreich zurechnen müssen, obwohl er in England geboren ist und seine Liste in Deutschland herausbringt. Doch davon später.

Zu 3. Pettigrew 1827

Das Verdienst van Praets ist freilich nicht ganz so groß, wie es auf den ersten Blick erscheint, denn seine letzte Aufstellung von 1828 zieht den Hauptteil ihrer Kraft aus einer anderen, die 1827 herausgekommen und somit gerade zwischen seine eigene von 1822 und 1828 mitten hineingestoßen ist.

Ihr Urheber war Pettigrew, wiederum wie Dibdin ein Engländer, doch, wiewohl in Göttingen zum Doktor der Philosophie promoviert, von Haus aus Mediziner und Leibarzt des sechsten der sieben Söhne König Georgs III., des Herzogs August Friedrich von Sussex, sowie von dessen verwitweter Schwägerin, der Herzogin Viktoria von Kent und deren gleichnamiger Tochter, der späteren Queen. Zugleich aber diente er August Friedrich auch als Bibliothekar und hatte das Glück, als solcher 1822 auf einer Auktion in London eine Gutenbergbibel für die große Bibelsammlung des Herzogs zu erwerben. Das Beispiel Dibdins nachahmend, stellte er neben dessen stattliche sechsbändige Bibliotheca Spenceriana die zweibändige Bibliotheca Sussexiana von 1827 bis 1839, in deren erstem Bande er bei Gelegenheit der Beschreibung der eigenen Gutenbergbibel alles zusammenbringt, was er zu dem Thema in Erfahrung hat bringen können. An Pergamentexemplaren kennt und nennt er die vier von Paris und Berlin, von Thomas Grenville und von Henry Perkins, wobei diese dieselbe ist, die vordem, wie van Praet angab, dem Londoner Buchhändler Nicol gehörte und heute in Amerika in der Huntingtonbibliothek liegt[11]. Dann folgen 14 Papierexemplare und zwar in derselben Reihenfolge, wie sie van Praet das Jahr darauf aufzählt, ein Beweis dafür, daß er diese

[7] Er stellte somit richtig neben das bereits oben 1822 aufgezählte Pergamentexemplar der Universitätsbibliothek Leipzig hier noch das gleichfalls ihr gehörende Papierexemplar.

[8] Vgl. de Ricci, Catalogue raisonné, S. 14, Nr. 5 und S. 16, Nr. 13.

[9] Schwenke 1923, S. 20, A. 1.

[10] Vgl. auch hierzu Schwenkes Ansicht in seiner Aufstellung von 1923, S. 20, A. 1.

[11] Vgl. A. 5.

Vorlage benutzt hat, nur mit dem Unterschied, daß van Praet die von Pettigrew an fünfter Stelle genannte Bodleiana-Bibel übersehen und ausgelassen hat. Dafür hat van Praet Pettigrews Irrtum mit übernommen, wonach auch Spencers Schwager, der Herzog von Devonshire, eine Gutenbergbibel besessen habe. Demnach sind von den 14 von Pettigrew genannten Papierbibeln 13 richtig. Er schließt mit dem Satze, daß es auch in den Bibliotheken von Frankfurt, Hannover, Leipzig und München je ein Exemplar geben solle, »but it is doubtful«. Nun, bis auf das irrige Hannover, das von Dibdin stammt, stimmt es; er hat demnach alles in allem 22 Exemplare aufgezählt und unter ihnen 20 richtig angegeben, damit nur um 2 hinter van Praet, der freilich erst ein Jahr später herauskommt, zurückbleibend.

Zu 4. Schaab 1830

Jetzt erst an vierter Stelle tritt nach zwei Engländern und einem Franzosen ein Deutscher auf den Plan und zwar nach einem Geistlichen, einem Buchhändler und einem Arzt nunmehr ein Jurist, der später Vizepräsident betitelte Erste Richter am Großherzoglich hessischen Kreisgericht zu Mainz und beider Rechte Doktor Karl Anton Schaab (1761-1855)[12].

Was war bisher geschehen?

Die erste öffentliche Bibliothek der Welt, die Pariser Nationalbibliothek, die glückliche Besitzerin zweier Gutenbergbibeln, hatte durch van Praet in einem ihrer offiziellen großen Kataloge einen Überblick über alle sonst noch vorhandenen Gutenbergbibeln zu geben versucht. Das gleiche taten durch ihre Bibliothekare in den stattlichen Katalogen ihrer stattlichen Sammlungen zwei englische Lords, die nicht nur jeder selber eine Gutenbergbibel hatten, sondern auch Geld wie Heu, der eine ein Königssohn, der andere der langjährige Erste Lord der Admiralität, der Organisator des Sieges, der Besitzer der größten Privatbibliothek seiner Zeit.

In dem armen Deutschland aber, das am meisten gelitten hatte unter der französischen Invasion, geschah nichts Offizielles, weil die Mittel dazu fehlten, doch dies, daß ein Privatmann, der zwar keine Gutenbergbibel sein eigen nannte, aber, in Mainz geboren und sein Lebtag dort wohnend und wirkend, derart dem genius loci verfiel, daß er 1830 auf eigene Kosten eine dreibändige »Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg« herausbrachte, ein liebenswürdiger Idealist von reinstem Wasser, dessen eigengeprägte temperamentvollen Ausführungen, 1855 in zweiter unveränderter Auflage erschienen, zu lesen noch heute erfreut und belehrt.

Die fleißige aus den Quellen geschöpfte und »mit mehr als dritthalb Hundert noch ungedruckten Urkunden«[13] versehene große Arbeit enthält eine Liste von Gutenbergbibeln im ersten Band (S. 270-275). Das, was Dibdin geschrieben, kannte Schaab nur zu genau, und wenn ihm auch als einem getreuen deutschen Patrioten die Inkunabelaufkäufe des Fremden in Deutschland mit Hilfe der Spencerschen Pfunde höchst zuwider waren[14] und er auch Eberts hartes Urteil über Dibdins mangelhafte Kenntnisse mitteilt, ist er doch andererseits gerecht genug, es nicht ganz zu teilen[15]. Höchstes und uneingeschränktes Lob aber zollt er van Praet; er hatte bei seinem Aufenthalt in Paris 1808 »die Freundschaft des ersten lebenden Bibliographen zu erwerben vermocht«, er hatte ihm dann brieflich »über hundert Fragen vorgelegt, und der gelehrte Bibliograph hat alle beantwortet«[16]. Leider ist Schaab aber sowohl Pettigrews Liste von 1827 wie auch die letzte van Praets von 1828 unbekannt geblieben, so daß er von dem Sussex-Exemplar ebensowenig weiß wie von den übrigen englischen von Pettigrew zuerst aufgeführten und von van Praet übernommenen Exemplaren.

Er bringt somit zwar acht Pergamentbibeln zusammen, die höchste bisher erreichte Zahl dieser, nämlich die an Ludwig XVI. geschenkte in Paris, die deutschen in Berlin, Leipzig und St. Blasien[17], die englischen von Grenville und Perkins, dazu eine in Dresden und die der Barberini-Bibliothek, deren Angabe er auf die Autorität van Praets hin übernimmt, ohne zu ahnen, daß sie nicht stimmt, während er die Angabe der in Dresden selber einschränkt: »Es soll nur ein Fragment sein«. Barberini und Dresden, das nur drei Blätter besaß und noch besitzt[18], haben

[12] Der treffliche Mann hat 90jährig auf die Bitten von Freunden sein Leben selbst skizziert und diese Skizze der Einleitung zum 4. Bande seiner großen »Geschichte der Stadt Mainz« (Mainz 1851, S. VII-XXXII) eingefügt, wo man sie nachlesen mag. Sein bisher nirgends vermerktes Todesdatum – geboren war Schaab am 5. 9. 1761 in Mainz als einziger Sohn vermögender Eltern – vermochte mir auf meine Anfrage hin das Staatsarchiv Darmstadt (am 15. 9. 1956 Nr. St. A. 2752) anzugeben: »Nach einer Mitteilung im Hessischen Regierungsblatt Nr. 15 aus dem Jahre 1855 ist der pensionierte Kreisgerichts-Vizepräsident Carl Anton Schaab am 12. 3. 1855 zu Mainz gestorben«.

[13] Vermerk auf dem Titelblatt der »Geschichte der Erfindung«.

[14] »Im Jahre 1818 durchreiste dieser (Dibdin) mit seinem Sohne und einem geschickten Zeichner namens Georg Lewis von April an während sechs Monaten Frankreich und Deutschland und wußte ebenfalls aus öffentlichen Bibliotheken mehrere kostbare Drucke seinem reichen Lord zu verschaffen« (Schaab: Geschichte I, 268). »Wie lange werden noch deutsche Bibliotheken die Schande auf sich laden, daß die kostbarsten Druckwerke der ihnen anvertrauten Bibliotheken über den Kanal gebracht werden?« (I, 269). »Lediglich in den sieben Jahren von 1815 bis 1822 ist die Spencersche Bibliothek um 314 alte Drucke vermehrt worden... Warum antwortet nicht jeder den englischen Kommissionären mit den Worten, wodurch der Bibliothekar Schweighäuser zu Straßburg den Herrn Dibdin abgewiesen: ›Mein Herr, wir behalten unsere alten Bücher‹. Genauer, da Dibdin kein Wort deutsch verstand: ›Monsieur le bibliographe, nous conservons nos anciens livres‹«. (I, 296. 270, A. 1.)

[15] Schaab I, 51f. A. 1: »Hr. Ebert fällt in der Zeitschrift Hermes 1821, III 351 über Dibdins Werke das harte Urteil, ›daß sie im allgemeinen nur wenig Gehaltreiches enthielten, einseitig, ohne Kritik, flüchtig und unsicher im Beobachten, alles in einer burlesken Manier vorgetragen, die man nur in England erträglich finden könne‹. Von seiner Bibliotheca Spenceriana läßt sich dieses gewiß nicht sagen.« Vgl auch das harte englische Urteil in A. 2 dieser Arbeit.

[16] Schaab: Geschichte der Stadt Mainz, Bd. 4, S. 12. Andere ähnlich lobende Worte sonst noch vielfach in Schaabs »Geschichte der Erfindung«.

[17] »Wohin dieses (Exemplar) gekommen ist, weiß weder ich noch der wohlunterrichtete Herr van Praet« (Schaab, Erfindung I, 272). Es war 1809 aus St. Blaien mitsamt den Mönchen vor den Franzosen nach St. Paul ins Lavantal in Kärnten geflüchtet und kam 1930 über den geschäftstüchtigen Vollbehr an die Kongreßbibliothek in Washington.

[18] Mitt. der Sächs. Landesbibl. Dresden v. 6. 7. 1956 auf meine Anfrage: »Die drei Blätter der Gutenbergbibel haben die Kriegskatastrophe überstanden. Zwei von ihnen werden in unserer Inkunabelabteilung aufbewahrt, eins ist in unserem Buchmuseum ausgestellt. Alle drei Blätter sind allerdings ziemlich dunkel und beschnitten und geben nur einen unvollkommenen Eindruck von der Schönheit der Bibel«.

wir also zu streichen. Es verbleiben damit sechs Pergamentexemplare.

An Papierbibeln kennt er aber neun. Obwohl er zwei neue Angaben über seine Vorgänger hinausgehend bringt, nämlich daß München nicht *ein* Exemplar hat, sondern zwei und daß auch in Aschaffenburg eins liegt, nennt er sonst nur noch die in Wien, Frankfurt und Trier, der Mazarine und die Cremerbibel und aus England nur das eine Exemplar Spencers. Hierin liegt der Beweis, daß ihm weder die Liste Pettigrews noch die letzte Zusammenstellung van Praets zu Gesicht gekommen ist, so daß seine Gesamtzahl nur auf 6+9=15 steht.

Deutschland hat den Vorsprung, den England und Frankreich ihm gegenüber gewonnen hatten, in jenen ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts nicht einzuholen vermocht.

Erst drei Menschenalter später holte es nicht nur auf, sondern übertraf auch alle anderen. Doch so weit sind wir noch nicht.

Zu 5. Sotheby 1845

Pettigrew 1827, van Praet 1828 und Schaab 1830 haben zu gleicher Zeit über dem gleichen Thema gesessen. Diesem embarras de richesse folgt eine 15jährige Pause, dann meldet sich wieder ein Engländer zum Wort und zwar wieder ein Antiquar wie schon van Praet. Es ist Samuel Leigh *Sotheby* (1805-1861), der Inhaber des großen hochangesehenen Londoner Versteigerungshauses, das, 1744 begründet, damals schon hundert Jahre alt war und heute noch blüht, nur daß es seit 1917 zu den Verkäufen von Büchern auch solche von Gemälden, Kunstwerken, Juwelen, Silber u. ä. hinzugenommen hat, so daß der Anteil der Bücher heute nur noch etwa 10 bis 15 vom Hundert des Gesamtumsatzes beträgt[19]. Dreimal, 1847, 1922 und 1936 ist auch eine Gutenbergbibel durch die Hände des Auktionators des Hauses gegangen. Das geschah allerdings erst *nach* der Veröffentlichung der Liste durch Samuel Leigh.

Dieser Sotheby hatte das Glück, in einer in Deutschland aufgekauften Sammlung die Bibliothek Melanchthons mitzuerwerben. Und als er 1840 in London seine Unpublished documents, marginal notes and memoranda in the autograph of Philip Melanchthon and of Martin Luther herausbrachte, war das schon etwas, womit er seinem Publikum zu imponieren vermochte.

Sein Hauptanliegen aber war, die Materialien der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, die sein Vater Samuel Sotheby (1771-1841) aus der Zeit der Anfänge der Druckkunst zusammengebracht hatte. So enthält der große Folioband The typography of the fifteenth century, London 1845, 100 Faksimiles von Inkunabeln; über Blockbücher mit den entsprechenden Abbildungen handelt er dann in den drei Quartbänden seiner Principia typographica, London 1858.

Die Liste der Gutenbergbibeln findet sich in The typography of the fifteenth century (S. 56). Sie fügt dem bisher schon verwendeten Unterscheidungsprinzip, ob Pergament oder Papier, ein neues hinzu, das nach den Zeilen. Sothebys Liste, die insgesamt 20 Exemplare nennt, ist demnach dreiteilig: neben Bibeln mit 40 und 42 Zeilen stellt er solche mit nur 42 Zeilen und endlich solche, deren Zeilenzahl ihm unbekannt geblieben ist.

In die erste Gruppe ordnet er acht Bibeln, die zwei pergamentenen von Perkins und der Pariser Nationalbibliothek voran, danach die sechs papiernen des Herzogs von Sussex, Spencers, der Bodleiana, von Hibbert, Eton und Frankfurt.

Der zweiten Gruppe zählt er vier zu, die Pergamentbibel von Grenville und drei Papierexemplare, das Georgs III., das mit der ganzen King's Library 1829 in das Britische Museum übergegangen war, die Cremerbibel der Pariser Nationalbibliothek und das von Sykes, das sich damals wie schon das ehemalige Nicolsche Pergamentexemplar gleichfalls im Besitze von Perkins befand.

Zu diesen 8+4 treten weitere acht der letzten Gruppe: das Berliner Pergamentexemplar und die Papierbibeln der Mazarine, von Wien, Trier, Edinburgh, des Herzogs von Devonshire, von John Fuller und Lloyd. Diese acht sind freilich um zwei zu reduzieren, denn der Herzog von Devonshire besaß keine Gutenbergbibel, wie wir bereits wissen, und die des John Fuller ist dieselbe wie die von Eton; 1841 hatte Fuller sie dem dortigen College geschenkt.

Demgemäß schließt Sothebys Liste mit 8+4+6 = 18 richtigen Exemplaren ab.

Sie basiert völlig auf Pettigrews Aufstellung, von der sie sich nur wenig abhebt. Einmal – und das eine mag als Plus gewertet werden – versucht er nach Zeilen zu scheiden, zum anderen aber – und das ist ein Minus – läßt er von den Exemplaren, die Pettigrew als doubtful bezeichnet hatte, die von Leipzig und München weg, ohne zu erkennen, daß sie keineswegs doubtful waren, sondern richtig genannt. Infolgedessen kann Sothebys Aufstellung mit 18 richtigen Angaben gegen Pettigrews richtige 20 der Zahl nach nur als ein Rückschritt hinter seinem Landsmann bezeichnet werden.

Zu 6. van (von) der Linde 1886

Ein ganz anderes Bild bietet sich dar, wenn wir nun die Liste betrachten, die van (von) der Linde 1886 vorgelegt hat. Zwar ist die Pause sehr lang, die sie von der Sothebys trennt, 41 Jahre; dafür ist aber auch der Fortschritt bedeutend größer. Die Liste von der Lindes ist die erste, die über die Aufstellung van Praets hinausgeht; sie ist die erste wirklich brauchbare.

Das Leben und Arbeiten ihres Urhebers[20] überschattet Tragik, an der er freilich nicht ganz schuldlos war. Im holländischen Haarlem am 14. 11. 1833 geboren, nach theologischem Studium kurze Zeit 1859 bis 1861 Prediger der reformierten Gemeinde zu Amsterdam, in Göttingen 1862 aufgrund einer Dissertation über Spinoza zum Dr. phil. promoviert, danach ein fleißig auf vielen Gebieten forschender und schriftstellernder Privatgelehrter, hatte van der Linde anfänglich noch naiv die Meinung seiner Landsleute geteilt, die in Coster den Erfinder der Buch-

[19] Mitt. der Firma vom 16. 8. 1954. Sotheby & Co., 34 & 35, New Bond Street, London WI, hatten die große Freundlichkeit, mir das kurze Resumee, das ich für mich über die mehr als 200jährige Entwicklung ihres Hauses niedergeschrieben hatte, zu verbessern und zu ergänzen, wofür ihnen auch an dieser Stelle auf das verbindlichste gedankt sei.

[20] Vgl. seine Selbst*biblio*graphie, Leipzig 1885, wo auch einiges Selbst*bio*graphische zu lesen ist.

druckerkunst sahen, sich später aber an der Hand genauer Quellenstudien von der echten Urheberschaft Gutenbergs und der Haltlosigkeit des holländischen Anspruches überzeugt und ihn in seiner Streitschrift De haarlemsche Costerlegende wetenschappelijk onderzocht, tweede omgewerkte uitgaf[21], 's Gravenhage 1870 energisch und ungestüm bekämpft, wie denn überhaupt Ungestüm und Maßlosigkeit im Ausdruck jene Eigenschaften waren, durch die er sich in der Wertschätzung der Mit- und Nachwelt sehr geschadet hat. Das Unglück wollte es, daß im gleichen Jahre 1870, da er sein Volk mit der Befehdung Costers ärgerte, der Krieg der beiden großen Nachbarnationen die politischen Leidenschaften in seiner Heimat auf das höchste aufpeitschte. Sarkastisch bemerkte er: »Vom asketischen Kronprinzen bis zum Nachtwächter... floß alles von Deutschenhaß über... darum war meines Bleibens in der französischen Residenz des Koningrijkes der Nederlanden nicht länger: ich verkaufte mein Besitztum und zog nach Berlin«. Das immer als rückständig und unfreiheitlich verschrieene Preußen berief den kompromißlosen Märtyrer seiner Überzeugung 1876 an die Königliche Bibliothek in Wiesbaden, die heutige Nassauische Landesbibliothek, die er, hier fest einwurzelnd und sein *van* der Linde in *von* der Linde umtauschend, fast zwei Jahrzehnte, ein nicht unwürdiger Vorgänger Zedlers, bis 1895 leitete, seit 1887 mit dem Titel Professor ausgezeichnet. In Wiesbaden blieb er auch nach seiner Emeritierung und starb da am 13.8.1897.

In zwei großen Werken liegen seine Forschungsergebnisse vor. 1878 erschien, insgesamt 686 Seiten stark, in Stuttgart sein »Gutenberg, Geschichte und Erdichtung aus den Quellen nachgewiesen«, an dessen Schlußteil die eben zitierten Sätze stehen[22], während er im Vorwort die Tragik seines Schaffens und Lebens etwas sachlicher andeutet: »Dieses Buch enthält meinen persönlichen Kulturkampf, der mich in seinen Folgen Heimat und Vermögen gekostet hat«. Und 1886 kam in Berlin die »Geschichte der Erfindung der Buchdruckkunst« heraus, die drei gewichtige Bände in Großfolio umfaßt.

Beide Werke bieten alles, was man im endenden 19. Jahrhundert über das weitschichtige Thema wissen konnte. Hier war in überreicher Fülle ein Material zusammengetragen, das nichts, auch nicht das Geringste ausließ; hier wurde Gutenbergs Ruhm verkündet und jeglicher und jegliches, das dem abträglich wäre, in Grund und Boden verdammt. Denn hoch und heiß geht es hier her über alle Feinde Gutenbergs, über alle Besser- und Wenigerwisser. Mit besonderer Wut wird Fust verfolgt. Sein Eid ist ein Meineid, er selbst nur »der zuschauende Geldmann«, »der Geldschießer«, »der spießbürgerliche Erbsenzähler«, »der herzlose Wucherer«, »sicher eine der vielen Drecksseelen, die in dieser scheußlichen Welt immer und immer oben treiben wie Öl auf dem Wasser«[23]. Der treffliche ehrwürdige Schaab, der nicht minder bienenfleißig als von der Linde ein halbes Jahrhundert früher die Gutenbergmaterialien gesammelt und kritisch gesichtet hatte, wird seiner doch hauptsächlich zeitbedingten Irrtümer und gewisser vermeidbarer Oberflächlichkeiten[24] wegen »Schaabskopf«[25] genannt. Als ob von der Linde infallibel gewesen wäre! Sein Werk enthält genau so gut zeitbedingte Irrtümer und auch Oberflächlichkeiten, Schorbach spießt gerade sie erbarmungslos auf[26], es ist heute genau so überholt wie das Schaabs und der Früheren, das ist nun einmal der Lauf der Welt.

Noch ein Beispiel für von der Lindes verletzende und beleidigende Kampfesweise. Da war in Dresden der eminent tüchtige Schneidermeister Heinrich Klemm, der dort die »Europäische Moden-Akademie« begründet, durch rege Fachschriftstellerei ein Vermögen verdient und von seinem König den Titel Kommissionsrat erhalten hatte, den sächsischen Kommerzienrat. Der wohlhabend gewordene war nun darauf verfallen, für einen Teil seines vielen Geldes Wiegendrucke zu erwerben, und dabei, erklärlicherweise im Inkunabelwesen nicht so versiert wie in seinem Handwerk, der angeblich echten Gutenbergpresse aufgesessen[27], die dann von der Linde als »die erst in der europäischen Bekleidungsakademie in Dresden erbaute 1441er Preße« verhöhnte[28]. Auch hatte Klemm eine Gutenbergbibel erstanden, die eine – vermutlich von einem Späteren eingefügte irgendwie errechnete – Datierung 1453 aufweist[29]; von der Linde bezeichnet sie grob als »Schneiderlüge«. So ist die Lektüre der Lindeschen Bücher im Grunde nur dem ergötzlich, der ein überschießendes Temperament, Witz und Ironie mehr schätzt als sachliche Ruhe und seriöse Zurückhaltung; und viele der mit aller Vehemenz geschleuderten Wurfgeschosse sind wie ein Bumerang auf ihren Werfer zurückgeprallt wie u. a. die ungerechte und peinliche Beschimpfung Schaabs.

Listen von Gutenbergbibeln bringt von der Linde zweimal. Die erste in seinem »Gutenberg« (S. 48f.) zählt zehn Papier- und sechs Pergamentexemplare lediglich auf. Weit wichtiger ist die zweite Aufstellung in seiner »Geschichte der Erfindung« (Bd. 3, S. 871–879), denn hier wird zum ersten Male systematisch bei jedem Exemplar das mitgeteilt, was von dessen Beschaffenheit und Schicksalen dem Verfasser bekannt geworden ist, und das ist bei vielen eine ganze Menge. Dreißig Exemplare

[21] Die erste war im niederländischen Spectator Dez. 1869 bis Mai 1870 erschienen.

[22] Gutenberg, Stuttgart 1878, S. 483.

[23] Geschichte der Erfindung, S. 854ff. Gutenberg S. 52 und sonst.

[24] Besonders spottet er darüber, daß Schaab aus dem Flamen van Praet mit dem stummen Dehnungs = e einen Herrn von Prät gemacht hat.

[25] Geschichte der Erfindung, Bd. 1, S. 79, A. 3.

[26] Karl Schorbach: Die urkundlichen Nachrichten über Johs. Gutenberg. In: Festschr. z. 500jähr. Geburtstag v. Jhs. Gutenberg hg. v. Otto Hartwig, Mainz 1900, merkt S. 238ff. und in den Anmerkungen 7b, 37, 47, 52, 58, 62, 66, 102, 109, 114, 202, 216, 218–220, 305, 319 *Fehler* von der Lindes an, während er in A. 366 sein *Verdienst* würdigt. Selbstverständlich setzen sich auch die übrigen Beiträge der Festschrift mit von der Linde kritisch auseinander.

[27] Heinrich Klemm: Johann Gutenbergs erste Buchdruck-Presse v. J. 1441 wieder aufgefunden... 1856. Dresden 1884.

[28] Geschichte der Erfindung I, 130f. Man beachte die eigenwillige Schreibung; v. d. Linde, vielen Interessen nachgehend – so stammt z. B. von ihm auch neben anderen einschlägigen Schriften eine grundlegende Geschichte des Schachspiels, Berlin 1874 – verwandte seine eigene deutsche Reform-Orthographie.

[29] Faksimiliert bei Dziatzko: Beiträge zur Gutenbergfrage, in: Sammlung bibliothekswiss. Arbeiten, Heft 15, Leipzig 1902, S. 104, ebenso bei Stöwesand: Der heutige Bestand der Welt an Gutenbergbibeln, Archiv f. Schreib- und Buchwesen, Sonderheft 2, Wolfenbüttel 1929, S. 7. Beide Faksimiles genügen freilich jetzigen Ansprüchen nicht.

reiht er so aneinander, wobei er sich dessen durchaus bewußt bleibt, daß er nicht mehr zustande gebracht hat als eine Art Entwurf, der gewiß verbesserungswürdig sei, weil das Verzeichnis kaum vollständig und manches Exemplar wohl auch doppelt genannt sei. Aber er irrt sich, seine Liste ist beachtlich gut. Freilich ist sie unvollständig, aber das ist ein Fehler, den sie mit jeder auch der folgenden teilt, und doppelt genannt ist kein einziges Exemplar. Das abwertende Urteil de Riccis: Er »énumerait en grand désordre trente exemplaires, avec des nombreuses inexactitudes«[30], trifft nicht generell zu. Gewiß vermochte de Ricci 1911 genauer zu registrieren, da ihm ganz andere Hilfsmittel zur Verfügung standen, aber von grand désordre bei von der Linde kann gar keine Rede sein.

Er zählt nach dem Alphabet auf, die deutschen Exemplare nach dem der Fundorte vorweg von 1. Aschaffenburg bis 15. Wien, danach die englischen nach dem der Besitzer von 16. Grenville bis 20. Sykes, denen er zwei englische Exemplare 21. und 22. anschließt, deren Verbleib ihm (doch nicht uns) unbekannt geblieben ist. Die nächste Gruppe sind die drei Exemplare von Paris als 23. bis 25. und weitere drei französische Exemplare 26. bis 28., von denen er wieder nicht erfahren hat, wo sie bei ihrer letzten Versteigerung hingegangen sind. Als 29. folgt die Bibel von St. Petersburg und als 30. die scheinbar unumgängliche der Barberini-Bibliothek in Rom. Anders, nämlich nach Ländern und nach dem Alphabet hat später de Ricci auch nicht geordnet.

Die Liste ist – ich wiederhole – beachtlich gut. Daß van Praets falsche Annahme von einer Bibel in der Barberini-Bibliothek auch hier auftaucht, ist kein Wunder bei einem Mann, der fast alle einschlägige Literatur kannte. Das ist aber auch der einzige Fehler in der großen Liste. Bei der St. Blasien-Bibel merkt von der Linde an, daß er – wie seine Vorgänger – nicht weiß, wo sie geblieben ist[31]. Ähnliches gilt von dem Exemplar, das die Augustiner zu Rebdorf an der Altmühl (nicht weit von Eichstädt) besessen hatten; von ihm wissen auch wir nichts, es ist bis auf den heutigen Tag verschollen und von der Lindes Vermutung, es könne identisch sein mit dem Neninger-Exemplar, das jetzt die Bodleiana besitzt, abwegig. Von seinen dreißig Exemplaren sind also im Grunde alle richtig, denn für den Barberini-Irrtum kann er nicht, und daß es eine Bibel in Rebdorf gegeben habe, stimmt auch, wenn uns auch ihr Verbleib bis heute noch unbekannt geblieben ist.

Auffällig ist, daß von der Linde das Exemplar Georgs III. und das in Edinburgh entgangen sind, wie er sich überhaupt über die englischen am schlechtesten unterrichtet zeigt und die Bibel der Bodleiana nur nach ihrem Vorbesitzer als Brienne-Laire[32] anführt, ein Zeichen, daß er keine der früheren Aufstellungen kennt außer der Schaabs; und von deutschen fehlt die Bibel in Göttingen – alles Mängel, die dann schon 1892 der nächste Listenverfasser beseitigen sollte.

Ich lasse nun um ihrer Bedeutung willen die Liste selber in der Anordnung von der Lindes folgen, natürlich nur in Stichworten und setze, hat sich ein Besitzer geändert, den jetzigen darunter:

1. Aschaffenburg
2. (Klein-) Bautzen
   Morgan-Bibl. New York
3. Berlin
4. (St.) Blasien
   Kongreßbibl. Washington
5. Dresden Klemm
   Buchmuseum Leipzig
6. Erfurt
   Scheide Titusville
7. Frankfurt
8. Fulda
9. Leipzig Pgt.
10. Leipzig Pap.
11. Mannheim
    zerschnitten
12. München
13. Rebdorf
    verschollen
14. Trier
15. Wien
16. Grenville
    Brit. Museum London
17. Hibbert
    New York Public Library
18. Spencer
    Rylands Library Manchester
19. Sussex
    Pforzheimer Purchase N. Y.
20. Sykes
    Morgan-Bibl. New York
21. Perkins
    Huntington-Bibl. San Marino
22. Syston-Bibliothek
    General Theol. Seminary New York
23. Paris Pgt. Nationalbibl.
24. Paris Pap. Nationalbibl.
25. Paris Mazarine
26. Brienne-Laire
    Bodleiana
27. Larcher-Lloyd
    Harvard-Universität
28. d'Ourches
    Eton
29. Petersburg
    Cologny Bodmer
30. Rom Barberini-Bibl.
    Irrtum

Zu 7. Copinger 1892

Nur sechs Jahre nach der Liste des zum Deutschen gewordenen Holländers erschien eine neue umfänglichere aus der Feder des Engländers Copinger (1847-1910).

Sein Name hat einen guten Klang in der Geschichte der Inkunabel-Verzeichnung um zweier Werke willen, die er her-

[30] de Ricci: Catalogue raisonné, S. 27.

[31] Vgl. A. 17 dieses Aufsatzes.

[32] Brienne ist der Kardinal Loménie, Laire sein Bibliothekar.

ausgebracht hat. Das bedeutendste ist sein großes 1895 bis 1902 publiziertes Supplement zu Hains Repertorium bibliographicum von 1826/38 mit etwa 7000 Verbesserungen und Zusätzen sowie fast 6000 neuen Titeln, das andere ein bereits 1892 herausgekommener Folioband Incunabula biblica, der 124 lateinische Bibelinkunabeln aufzählt. Doch erschöpfte sich darin seine immense Arbeitskraft und steigende Vielseitigkeit nicht. Als Professor der Rechte an der Viktoria-Universität zu Manchester ein Fachmann im Eigentumsrecht, war er Verfasser eines Law of Copyright in Works of Literature and Art (1870[1], 1904[4]) und anderer einschlägiger Schriften, präsidierte auch der Manchester Law Society's Library; als Historiker schrieb er die Geschichte von Suffolk und die seiner eigenen Familie; als Irvingianer und rege an Theologie Interessierter war er Engel der Katholisch-Apostolischen Kirche[33] in Manchester; als Musikus wußte er mehrere Instrumente zu spielen und eigene opera zu komponieren; als leidenschaftlicher Bücherfreund brachte er nicht nur die Bibliographical Society in London zustande, deren erster Präsident er war, sondern auch eine ausgezeichnete Sammlung alter lateinischer Bibeln, die schon zu seinen Lebzeiten 1893 an das anglikanische General Theological Seminary in New York überging, das dann 1898 auch eine Gutenbergbibel erwerben konnte. Kein Wunder, daß die Arbeiten eines so mehrfach beanspruchten Mannes oft genug die letzte Korrektheit vermissen lassen.

Das gilt in gewisser Beziehung auch für die Liste der Gutenbergbibeln, die er in seine Incunabula biblica (S. 4-6) eingeschoben hat.

Er numeriert hier nacheinander sieben Pergament- und 25 Papierexemplare, denen er weitere zehn unnumerierte folgen läßt, um damit auszudrücken, daß er hier nicht so genau Bescheid weiß. Und in der Tat sind es keineswegs 42, die er aufzählt. Copingers Liste sieht überprüft vielmehr so aus:

A. Pergamentexemplare
- 1. Brit. Museum
  vordem Grenville
- 2. Paris
- 3. Berlin
- 4. Leipzig
- 5. Lord Ashburnham
  vordem Perkins
- 6. Buchhändler-Börse Leipzig
  vordem Klemm
- (7. Dresden - Irrtum)

B. Papierexemplare
- 1. Brit. Museum
  vordem Georg III.
- 2. Bodleiana
- 3. Edinburgh
- 4. Paris
- 5. Mazarine
- 6. Wien
- 7. Trier
- 8. Eton
- 9. Spencer
  jetzt Manchester
- 10. Hopetoun
  jetzt UB Cambridge
- (11. Devonshire - Irrtum)
- 12. Crawford
  vordem Sussex
  jetzt Pforzheimer
- 13. Huth
  vordem Sykes
  jetzt Morgan-Bibl.
- (14. Fuller - Irrtum: = 8 Eton)
- 15. Lloyd
  jetzt Harvard-Universität
- 16. Lenox
  jetzt New York Public Library
- 17. Ives
  jetzt Scheide
- (18. Mainz - Irrtum)
- 19. München
- 20. Leipzig
- 21. Frankfurt
- (22. Hannover - Irrtum)
- 23. Göttingen
- 24. der Zar
  jetzt Cologny
- 25. Thorold-Makellar
  jetzt General Theol. Seminary New York

C. Sonstige (bei Copinger unnumeriert)
- 1. Shuckburgh
  jetzt Houghton
- 2. 3. Kardinal Loménie
  (2 identisch mit Papier 2)
  3 jetzt in Lissabon
- 4. Irwin
  jetzt Morgan-Bibl.
- (5. Mainz - Irrtum)
- (6. d'Ourches
  identisch mit Papier 8)
- (7. Didot-Katalog 1810
  identisch mit Papier 16)
- (8. Butsch Augsburg
  identisch mit Papier 24)
- 9. Gosford
  jetzt Camarillo
- 10. Troß
  jetzt Morgan-Bibl.

Das heißt:

Unter den sieben Pergamentbibeln ist die unter Nr. 7 aufgeführte Dresdener als nicht vorhanden zu streichen, dem gleichen Irrtum war bereits Schaab verfallen[34]. Desgleichen

[33] Die Irvingianer nennen bekanntlich die Prediger und Leiter ihrer Gemeinden Engel nach der gleichen Bezeichnung in den sieben Sendschreiben der Offenbarung.

[34] Vgl. A. 18 dieser Arbeit.

kommen in Fortfall die Papierbibeln Nr. 11 des Herzogs von Devonshire – auch das ein alter Irrtum – Nr. 18 in Mainz und Nr. 22 in Hannover als nicht vorhanden. Nr. 14, die von Fuller, ist identisch mit der Nr. 8 in Eton; Fuller schenkte sein Exemplar dorthin. Das sind schon fünf.

Und von der dritten Gruppe C kommen weitere fünf oder richtiger sechs in Fortfall. Von den zwei einst dem Kardinal Loménie gehörenden ist *ein* Exemplar bereits unter den Papierbibeln unter Nr. 2 als der Bodleiana gehörend angeführt; Mainz besaß damals überhaupt keins mehr; das des Grafen d'Ourches ist wahrscheinlich mit B8, dem in Eton, identisch, das von Butsch in Augsburg mit dem Petersburger unter B 24, das im Didot-Katalog von 1810 angeführte und von der Auktion zurückgezogene mit B 16, dem mit der Sammlung Lenox in die New York Public Library übergegangenen. Und da auch die hier mitgenannte Shuckburgh-Bibel damals noch verschollen war, dürfte sie hier als noch nicht wieder nachweisbar streng genommen gleichfalls nicht mitgezählt werden.

Von den insgesamt 42 Exemplaren kommen also zehn oder elf, je nach dem, ob man die Shuckburghbibel mitrechnen will oder nicht, in Fortfall, so daß Copingers Liste mit 31 oder 32 richtig angegebenen abschließt, von der Lindes 28 damit um drei übertreffend.

Vergleicht man einmal beide Aufstellungen, ergibt sich, daß Copinger fünf Exemplare von der Lindes nicht hat, nämlich die von Aschaffenburg, Klein-Bautzen, St. Blasien, Fulda und Mannheim, dagegen zusätzlich acht nennt, die von der Linde fehlen: die Georgs III. (jetzt im Britischen Museum), des Lords Hopetoun (jetzt in der Universitätsbibliothek Cambridge), von Edinburgh und Göttingen, das zweite Exemplar Loménies (jetzt in Lissabon[35]), das von Irwin (jetzt in der Morgan-Bibliothek), das von Lord Gosford (jetzt in Camarillo, Kalifornien) und das von Troß (jetzt gleichfalls in der Morgan-Bibliothek); das Shuckburgh-Exemplar (jetzt im Besitz von Houghton in Wye, Maryland) dazugerechnet, sind es sogar neun. Das ergibt (neun oder acht minus fünf) drei oder vier zusätzliche Exemplare zu den 28 von der Lindes, also auch von hier aus gesehen 31 oder 32.

Hätte Copinger die Liste von der Lindes gekannt, hätte er weit höher kommen müssen. Den Ausgleich hat erst Schwenke gefunden.

Zu 8. Schwenke 1900

Schwenke hat zweimal eine Gutenbergbibel-Liste gefertigt; die erste erschien 1900, die zweite 1923.

Wir haben es zunächst nur mit der von 1900 zu tun.

Der gründliche Deutsche ist der erste, der nicht nur die eine oder die andere der früheren Aufstellungen kennt, sondern sämtliche und der, da ihm das so Erfahrene noch nicht genügt, sich außerdem noch an die Besitzer der Bibeln, soweit sie bekannt sind, gewendet hat, um unmittelbar authentische Auskünfte einzuholen. So war er imstande, in seinen »Untersuchungen zur Geschichte des ersten Buchdrucks«, die als Festschrift der Königlichen Bibliothek, der späteren Preußischen und jetzigen Deutschen Staatsbibliothek zu Berlin 1900 herauskam, eine eigene neue wiederum vermehrte Liste vorzulegen.

Sie gliedert sich in zwei Teile. Er nennt zuerst und zwar, wie bereits erwähnt, »auf Grund authentischer Auskünfte der Besitzer oder Vorbesitzer« 38 Exemplare als sicher erhalten und fügt dem dann weitere acht als unsicher hinzu, kommt also insgesamt auf 46 Exemplare.

Um es gleich vorweg zu sagen: von diesen 46 sind 37 richtig als damals vorhanden angegeben.

Denn obwohl Schwenke geschickt alles zu verwerten und zusammenzustellen weiß, was er von seinen Vorgängern gelernt hat, und sogar zusätzlich weitere fünf bisher nicht registrierte Exemplare anzugeben vermag – es sind die Bibeln von Pelplin, Rom, St. Omer, Kopenhagen und Lambeth – unterläuft es ihm hier doch noch, daß er nicht weniger als sechs doppelt aufführt.

Ich gebe nun seine Liste von 1900 in seiner Zählung wieder. Die fünf zusätzlichen Exemplare sind mit einem * versehen, die doppelt genannten in eckige Klammern gesetzt, Vorbesitzer und heutige Besitzer in runde. Sonstige Bemerkungen folgen am Schluß der Liste.

1. Aschaffenburg
2. Berlin
3. Frankfurt
4. Fulda
5. Göttingen
6. Leipzig UB Perg.
7. Leipzig UB Pap.
8. Leipzig (Klemm)
9. München
*10. Pelplin
11. St. Paul = St. Blasien
12. Trier
13. Wien
*14. Rom
15. Paris Perg.
16. Paris Pap. (Cremer)
17. Paris Mazarine
*18. St. Omer
*19. Kopenhagen
20. St. Petersburg
21. Edinburgh
22. Eton
23. Brit. Museum (Grenville)
24. Brit. Museum (Georg III.)
*25. Lambeth
26. Manchester (Spencer)
27. Bodleiana
28. Huth (Sykes, Perkins; Morgan)
29. Sussex, Crawford (Pforzheimer)
30. Sotheran 1867 (Troß; Morgan)

[35] Loménie besaß ursprünglich *drei* Gutenbergbibeln. Die schöne Pergamentbibel schenkte er selber Ludwig XVI.; die beiden anderen wurden nach seiner Katastrophe 1792 öffentlich in Paris versteigert, eine von ihnen ging nach Lissabon, die andere an die Bodleiana.

31. New York Public Library
32. New York Gen. Theol. Seminary
33. Ellsworth (Erfurt; Scheide)
34. Hoe Perg. (Huntington)
35. Hoe Pap. (Harvard)
[36. Morgan (Troß) = 30]
37. Morgan (Kl. Bautzen, Irwin)
38. Hopetoun (Young, UB Cambridge)
[39. Loménie, Neninger = 27]
[40. Mainz UB = 34]
[41. Mannheim (Wells, zerschnitten)]
[42. Rebdorf (verschollen)]
[43. Didot = 31]
[44. d'Ourches = 22]
[45. Larcher, Lloyd = 35]
[46. Shuckburgh, damals verschollen, jetzt Houghton].

Nr. 14 lag damals in der Barberini-Bibliothek in Rom und zwar erst seit 1867 und nicht schon früher, wie von van Praet angenommen wurde und die Späteren es ihm nachgesprochen hatten. 1901/02 ging die gesamte Bibliotheca Barberiniana durch Kauf in die Vaticana über und mit ihr Nr. 14.

Nr. 41, die Bibel von Mannheim, kam 1921 an Wells in New York, der sie zerlegte und einzeln verkaufte. Da sie 1900 verschollen war, darf sie streng genommen hier nicht mitgezählt werden.

Nr. 42 ist noch immer verschollen und kann leicht in der Franzosenzeit um 1800 verschleppt und völlig verloren gegangen sein.

Nr. 46 ist die erst 1951 wieder aufgetauchte seit 1954 Arthur A(mory) Houghton jr. in Wye (Maryland) gehörende Shuckburghbibel, darf also hier gleichsfalls noch nicht mitgezählt werden.

Da außerdem Nr. 36 mit Nr. 30, 39 mit 27, 40 mit 34, 43 mit 31, 44 mit 22 und 45 mit 35 identisch sind, entfallen von den 46 Nummern der Aufzählung insgesamt neun, so daß Schwenkes Liste von 1900 mit 37 richtigen Exemplaren abschließt.

Mit dieser Liste endet das erste Jahrhundert und die erste Epoche der Gutenbergbibel-Registrierung. Aus den zehn Exemplaren von 1814, die Dibdin richtig vermerkt hatte, waren 1900 37 geworden. Das ist ein Anstieg, an dem man wie an einem Barometer oder Thermometer das ständig sich steigernde Interesse an diesem ersten Buche der Menschheit ablesen kann.

Aber das Interesse sollte noch weiter wachsen und mit ihm die Zahl der Exemplare dieser Bibel.

Zu 9. de Ricci 1911
und 10. Schwenke 1923

Was de Ricci 1911 und im Anschluß an ihn Schwenke 1923 an Listen aufgestellt haben, muß als die eigentlich klassische Registrierung bezeichnet werden. Denn die Akribie dieser Listen übertrifft alles bisher Dagewesene und erreicht eine Höhe, die danach von keinem der Späteren überstiegen worden ist. Wohl aber sind die Späteren sämtlich von den Arbeiten de Riccis und Schwenkes abhängig, so daß die beiden mit Fug und Recht zusammen gewürdigt werden können, zumal auch Schwenke die Drucklegung der Arbeit de Riccis großenteils mit überwacht hat.

Während nun das Leben des deutschen Geheimrats und Ersten Direktors der Preußischen Staatsbibliothek (1853-1921) offen vor aller Augen liegt, ein nach außen hin schlichtes Gelehrtenleben – Greifswald, Kiel, Göttingen, Königsberg und Berlin sind die Stationen seiner bibliothekarischen Laufbahn[36] – bleibt das von de Ricci nur in unscharfen Konturen erkennbar, einem impressionistisch verschwimmenden Landschaftsbilde vergleichbar, dessen Nebel nur da und dort von gelegentlich aufsprühenden Sonnenfunken durchblitzt wird[37].

Der Name schon, Seymour de Ricci, den er in seinen Veröffentlichungen führte, gibt Rätsel auf: ein englischer Vorname, ein französisches Adelsprädikat[38], ein italienischer Familienname. Auf Italien weisen auch andere Vornamen seines vollen Namens Seymour-Montefiore-Robert-Rosso de Ricci. Aber geboren ist er in Großbritannien und zwar in Meadowbank (Twickenham) am 17. 5. 1881 und gestorben in Paris am 25. 12. 1942, wie er denn auch nichts anderes als ein Franzose sein wollte, nachdem sich 1902 seine Mutter, die damals bereits verwitwet war, in Paris wie auch er selbst hatten naturalisieren lassen[39].

In französischer Sprache ist dann auch die Arbeit, auf die es uns in diesem Zusammenhange ankommt, geschrieben, sein

[36] Zentralblatt f. Bibliothekswesen 39 (1922), S. 57ff. und 40 (1923) über seinen Nachlaß.

[37] Ich habe mir große Mühe um die Aufhellung seines Lebensganges gegeben, freilich ohne den erhofften Erfolg. Seine in Paris lebende Witwe lehnte, so bereitwillig sie *biblio*graphische Auskünfte gab, *bio*graphische strikte ab. »Quant à la biographie, je vieux garder de privilège de l'écrire moi-même pour ses petits-enfants et le ferai très prochainement«, schrieb sie mir im August 1955. »Je ne fais, en cela, que respecter la volonté de mon mari qui n'aimait du reste pas vouloir que sa vie privée fût mêlée à sa bibliographie«. Es wurde mir auch von Herren in der Nationalbibliothek, die ihn persönlich gekannt haben, bestätigt, daß er selber immer alles, was seine Herkunft und seine privaten Verhältnisse betraf, mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllt habe. So gibt es bisher nur zwei Aufsätze über ihn, die ihn nach seinen Werken würdigen. Der eine stammt von Jean Porcher, Conservateur du Département des Manuscrits der Nationalbibliothek, ist betitelt: A la Bibliothèque nationale le legs Seymour de Ricci und befindet sich in der Zeitschrift Bibliothèque de l'école des chartes 105 (1944), S. 229-233. Der andere, lediglich eine Notice bibliographique, stammt von Louis Reau von der Académie des Beaux Arts.

[38] Es ist mir selbstverständlich bewußt, daß das ›de‹ nicht unbedingt ein Adelsprädikat sein muß.

[39] Auf eine Nachfrage in Paris wurde mir die Abschrift eines Schreibens des Ministre de la Santé Publique et de la Population à Monsieur le Ministre des Affaires Etrangères, Paris vom 8. 10. 1955 überlassen, in dem es von de Ricci heißt: »L'intéressé qui a bénéficié de l'effet collectif attaché à la naturalisation de sa mère survenue par décret du 18 Mai 1901 (application des dispositions de l'article 12§3 du Code Civil) est devenue définitivement Français en vertue d'une déclaration souscrite par Mme Vve de Ricci, conformément aux dispositions précitées, le 1er Février 1902, par devant M. le Juge de Paix du 16ème arrondissement de Paris, enregistrée sous le No 1200 X 1902«. Aufmerksamerweise war hinzugesetzt: »Aucun renseignement susceptible d'intéresser le Docteur Stöwesand concernant le susnommé ne figure dans le dossier de Mme Vve de Ricci«. Schade!

Catalogue raisonné des premières impressions de Mayence 1445-1467; der Verdienst der Publizierung aber gebührt Deutschland, wo das Werk als Doppelband 8 und 9 der Veröffentlichungen der Gutenberg-Gesellschaft 1911 in Mainz herausgekommen ist. Die Liste der Gutenbergbibeln enthalten die Seiten 27 bis 35.

Als seinen Lehrherrn in der Inkunabelkunde und Inkunabelbibliographie verehrte de Ricci den Lord Amherst of Hackney, in dessen famoser Spezialbibliothek zu Didlington Hall (Norfolk) er arbeiten durfte. Der Lord besaß auch eine Gutenbergbibel, und seiner Anregung verdanken sowohl de Riccis Census of Caxtons (Oxford 1909) als auch der Catalogue raisonné ihre Entstehung.

Seine Arbeiten sind übrigens so zahlreich, daß es ganz unmöglich ist, hier auch nur einen ungefähren Überblick zu geben. Der 1928 abgeschlossene Band 150 des Catalogue général des livres imprimés der Pariser Nationalbibliothek enthält 190 Titel von ihm, wobei natürlich die Zeitschriftenaufsätze mitgezählt sind. Frühere wie spätere Schriften von ihm sind zum Teil verzeichnet bei Thieme (Bibliographie de la litterature française de 1800 à 1930) und in dem Complement dazu, das 1948 herausgekommen ist. Das Complement, das Schriften von 1930 bis 1939 verzeichnet, enthält noch einmal 18 Haupttitel und 24 Artikel in Zeitschriften.

Immerhin möchte ich wenigstens auf einige seiner wichtigsten Arbeiten hinweisen: auf sein 649 Seiten starkes Handbuch der britischen und amerikanischen Bibliographie The book collector's guide (New York 1921), auf seinen vorzüglich orientierenden aufgrund von Vorlesungen an der Universität Cambridge publizierten Überblick English collectors of books and manuscripts 1530-1930 (Cambridge 1930), auf das freilich kleinere schon 1926 in Chartres herausgekommene Parallel-Opusculum dazu Les amateurs de livres anciens en France de 1900 à 1925, desgleichen auf seine zahlreichen Kataloge von berühmten Privatsammlungen aller Art wie Handschriften und Wiegendrucken, Altertümern, Majoliken u. ä. sowie auf seine unablässig fortlaufenden Arbeiten zur Ägyptologie und Papyrologie, seiner ersten und dauernden Liebe.

Immer unterwegs, immer in Eile, immer wie überarbeitet wirkend, groß und hager, nervös und hastig – »er ist immer gelaufen«, so wurde er mir geschildert – durchreiste und durchforschte der rastlose Tätige die Länder. Er schrieb mit gleicher Mühelosigkeit und Eleganz französisch, englisch und deutsch und veröffentlichte seine zahlreichen Arbeiten in Frankreich, England, Amerika und Deutschland. Seine reichhaltigen und kostbaren Sammlungen aber hinterließ er seinem selbstgewählten Heimatlande, indem er sie der Bibliothèque nationale vermachte, darunter 2 000 Briefe von und an Voltaire, 7000 griechische Münzen, 15 000 Verkaufs- und Bibliothekskataloge, zahlreiche kostbare und seltene Handschriften und Drucke.

Und gerade die Verkaufs- und Versteigerungskataloge der berühmten Bibliotheken und Sammlungen waren es, die ihm die Aufstellung der wechselvollen Schicksale der meisten Gutenbergbibeln mit einer oft bis auf den Tag festzustellenden Genauigkeit gestatteten, die vordem unbekannt und unmöglich gewesen war. Als *ein* Beispiel statt vieler diene seine Beschreibung der Schicksale der Bibel des Herzogs von Sussex (Catalogue raisonné S. 28, Nr. 8): »Vente de James Perry (*Londres, mars 1822*, T. I, p. 31, n. 860) £ 168 à Pettigrew pour le Duke of Sussex (Pettigrew, Bibl. Sussexiana, T. I, 2, pp. 288-293 et pl. III); sa vente (*Londres, juillet 1844*, T. I, pp. 21-22, n. 536) £ 190 à Daly, évêque de Cashel; sa vente (*Londres, Sotheby, 25 juin 1858* pp. 16-17, n. 147) £ 596 à Quaritch qui le revendit à l'Earl of Crawford (Sacrorum Bibliorum exemplaria, tam manuscripta quam impressa, quae in Bibliotheca Lindesiana adservantur, Rome 1884, p. 21); sa vente (*Londres, juin 1887*, T. I, p. 61, n. 48) £ 2650 à Quaritch pour feu l'EARL OF CARYSFORT, à Elton († 1909)«. Schwenke brauchte dann 1923 (S. 16, Nr. 35) nur hinzuzusetzen: »jetzt im Besitz seiner Erben, COL. DOUGLAS J. PROBY, ELTON HALL (Peterborouch)« und Reichner 1927 (S. 21, P 32), daß das Exemplar seit 1923 in den Besitz von Pforzheimer (New York, richtiger) Purchase N.Y. übergegangen ist, wo es noch liegt.

Solche Akribie also ist es, die der Aufstellung de Riccis ihren besonderen, alle bisherigen Listen überstrahlenden Glanz verleiht. Und nicht genug damit hat er neben die möglichst erschöpfende Darstellung der Schicksale der Exemplare eine entsprechend genaue Beschreibung ihrer jeweiligen Beschaffenheit gesetzt, sind ihm doch auf seinen Reisen fast alle zu Gesicht gekommen. Und endlich weiß er den von Schwenke 1900 richtig verzeichneten 37 Exemplaren weitere vier hinzuzufügen, nämlich die seines Gönners und Förderers Lord Amherst in Didlington Hall (seit 1950 in Camarillo in Kalifornien), die des Grafen Solms in Laubach in Hessen (seit 1925 im Gutenberg-Museum zu Mainz), die des Klosters Melk an der Donau (seit 1920 der Yale-Universität gehörig) und die der Portugiesischen Nationalbibliothek in Lissabon, der vormals Königlichen, in die sie, einst das dritte Exemplar Loménies, schon nach 1805 geraten war[40].

So schließt de Riccis Liste 1911 mit 41 vorhandenen Exemplaren ab.

Schwenke übernimmt in seiner neuen Liste in dem erst 1923, d. h. zwei Jahre nach seinem Tode herausgekommenen Ergänzungsbande zu seiner großen Faksimile-Ausgabe der Gutenbergbibel de Riccis Feststellungen, indem er verbessert, was daran verbesserungsbedürftig war, und insbesondere die Beschreibung der Beschaffenheit der Exemplare, die bei de Ricci kurz und knapp war, ausführlicher gestaltet. Auch vermochte er den 41 Exemplaren noch einmal vier weitere hinzuzufügen. Das sind zunächst zwei in Spanien und zwar in Burgos und Sevilla, die Konrad Ernst dort 1909/10 auf jener Studienreise entdeckt hatte, die er ein ganzes Jahr lang im Auftrage der Inkunabelkommission durch die iberischen Bibliotheken unternommen hatte. Ferner hatte Schwenke selbst sich in Trier überzeugen müssen, daß die in der dortigen Stadtbibliothek liegenden zwei Bände, die bisher als *ein* Exemplar gerechnet waren, als *zwei* angesehen werden mußten[41], so daß auf diese

[40] Vgl. A. 35 dieser Arbeit.

[41] Jetzt müssen drei gerechnet werden, vgl. Abschn. IIa) dieser Arbeit.

Weise ein weiteres Exemplar gewonnen war. Und das vierte war die beim Ankauf der Bibliothek der Baroneß Zouche of Haryngworth in Parham (Pulborough, Sussex) zum Vorschein gekommene ehemalige Mannheimer Bibel, die der Londoner Antiquar Frank Sabin am 9. 11. 1920 erstanden hatte. (Aber schon 1921 erwarb sie Wells in New York und veräußerte sie in Einzelstücken, so daß dies Exemplar, kaum gewonnen, wieder verschwand und abgeschrieben werden mußte.)

Schwenkes 1923 veröffentlichte zweite Liste (im Gegensatz zu seiner ersten oben gewürdigten von 1900) schließt dementsprechend mit 45 Exemplaren ab.

Von dem durch de Ricci und Schwenke angehäuften Kapital zehren alle Späteren ohne jede Ausnahme.

Ihre Arbeiten scheiden sich deutlich in zwei Teile, in einfache kürzere Listen auf der einen Seite und in etwas fülligere Monographien auf der anderen.

Beginnen wir mit den Listen.

Zu 11. Reichner 1927
13. GW 1930
15. Lexikon des gesamten Buchwesens 1935
16. Ruppel 1939, 1947

(11) Der erste, der Schwenkes Aufstellung übernimmt, ist der damalige Wiener Antiquar Herbert Reichner, der langjährige Herausgeber des Philobiblon, der, später nach New York emigriert, dort heute noch wirkt. Reichner behandelt in einem kleinen Privatdruck 1927 die zu der Zeit dem Berliner Inkunabelsammler Dr. Otto Vollbehr gehörende alte St. Blasienbibel, die dann 1930 an die Kongreßbibliothek in Washington übergegangen ist, und gibt am Schluß seiner Darstellung auf zwei Seiten einen knappest gefaßten Überblick, der die 45 Exemplare, die Schwenke nach Ländern geordnet hatte, nach ihrem Material gliedert, indem er zuerst die 12 Pergamentexemplare – mit einem V (vélin) vor der laufenden Nummer – und zuzweit die 33 auf Papier – mit einem P vor der Nummer – aufführt und natürlich die seitdem eingetretenen Besitzerwechsel berücksichtigt.

Interessant ist dabei, wie er die einst der Mannheimer Hofbibliothek Karl Theodors gehörende Bibel vermerkt. Sie, bei Schwenke 1923 unter Nr. 39 aufgeführt, war 1920 an den Buchhändler Frank Sabin in London gelangt und von diesem 1921 an den New Yorker Antiquar Gabriel Wells verkauft worden, der sie auseinandergebrochen und in Einzelstücken und Einzelblättern weiter veräußert hatte. Dabei war die Genesis von dem Reverend Dr. Roderick Terry in New Port, Rhode Island, U.S.A. erworben worden. Und ihn notiert dann als quasi Hauptbesitzer Reichner in seiner Aufstellung unter P 26.

Terry starb 1933. Seine in mehr als fünfzig Jahren zusammengebrachte Bibliothek wurde in drei Malen und zwar im Mai und November 1934 sowie im Februar 1935 bei Anderson versteigert. Seitdem verwischt sich die Spur dieses Gutenberg-Genesis-Druckes. Und da auch die Schicksale der übrigen Einzelstücke der Mannheimer Bibel nicht weiter verfolgt worden sind, muß dieses Exemplar künftig als nicht mehr vorhanden von der Liste gestrichen werden.

Eine gleichfalls knappe, wenn auch etwas mehr charakteristische Merkmale mitteilende Zusammenstellung bieten der Gesamtkatalog der Wiegendrucke und das Lexikon des gesamten Buchwesens.

(13) Der Gesamtkatalog, der bekanntlich 1925 begonnen und vorerst 1939 nach der ersten Lieferung des achten Bandes zu Beginn des Buchstabens F stecken geblieben ist, hat die Liste in seinem vierten Bande von 1930. Sie zählt 45 Exemplare auf, d. h. genau so viele wie Schwenke, doch mit folgender Differenz. Die in New York zerschnittene Mannheimer Bibel ist mit Recht fortgelassen, dafür aber ein zweites Rom-Exemplar dazu gekommen, jenes nämlich, das 1921 auftauchte, als es in und mit der Sammlung Rossi in die Vaticana gelangte. (Schwenke selbst konnte von den beiden Änderungen noch nichts wissen. Er war ja schon 1921 gestorben, seine Liste kam posthum heraus.)

(15) Die gleichen Exemplare wie der Gesamtkatalog zählt, wenn auch der Ton auf andere Merkmale gelegt ist, Karl Löffler (1875-1935) in dem 1935 herausgekommenen ersten Bande vom Lexikon des gesamten Buchwesens auf[42].

(16) Natürlich ist auch Ruppel, der langjährige Direktor des Mainzer Gutenberg-Museums und Inhaber des von der Stadt Mainz an der wiedererrichteten Universität gestifteten Gutenberg-Lehrstuhles, in seinem Buche über Gutenberg, das unser gegenwärtiges Wissen von dem Erfinder und seinem Werke enthält, nicht an einer Vermerkung der noch vorhandenen Exemplare der Bibel vorübergegangen.

Er zählt in der ersten Auflage insgesamt 44 gegen die 45 leider unnumerierten des GW und die gleichfalls 45 Schwenkes. Das erklärt sich daraus, daß er zwei Exemplare wegläßt und dafür eins mehr nennt als Schwenke.

Weggelassen sind die Nummern 35 und 37 Schwenkes. Nr. 37, das von Wells zerschnittene alte Mannheimer Exemplar, fehlt mit Recht, während Nr. 35, dessen Eigentümer noch 1923 Oberst Proby in Elton Hall in England war und danach Pforzheimer in Purchase, N. Y. in den Staaten, einfach vergessen zu sein scheint. Hinzugefügt ist das zweite Rom-

[42] Das gegen das große Lexikon des *gesamten* Buchwesens (3 Foliobände, 1935/37) stark gekürzte Lexikon des Buchwesens (4 Oktavbände, 1952/56) nennt in seinem ersten Bande S.77 dürftigst nur die vollständigen Exemplare, gehört also nicht in diese Arbeit hinein. Und geradezu falsch ist die Zahl in dem sonst guten Aufsatz über Gutenberg im neuesten Brockhaus Bd. 5, 1954, S. 150: »Erhalten sind 40 z. T. unvollständige Exemplare«. An Beispielen aus früherer Zeit, wie wenig Bescheid selbst Fachleute manchmal wissen, seien Mühlbrecht und das Handbuch der Bibliothekswissenschaft erwähnt. Otto Mühlbrecht, Die Bücherliebhaberei, Bielefeld und Leipzig (1896[1], 1898[2]), behauptet da S. 25, daß man von den Pergamentexemplaren heute noch sechs kenne, während von den auf Papier gedruckten noch neun erhalten seien. Und das zu einer Zeit, da von der Linde 1886 und Copinger 1892, die beide zitiert werden (!), schon die doppelte Anzahl und mehr registriert hatten! Das Handbuch der Bibliothekswissenschaft hat in seinem ersten Bande sowohl in der ersten Aufl., Leipzig 1931, S. 356 wie auch in der 2., Wiesbaden 1952, S. 413 den Satz: »Nachweisbar sind nach der Aufstellung Schwenkes 44 Papier- und 18 Pergamentexemplare«. Das ergibt zusammen 62. Woher mögen diese Zahlen stammen? Schwenkes Aufstellung schließt, wie man oben nachlesen kann, 1900 mit 46 und 1923 mit 45 (mit den verschollenen 53) Exemplaren ab.

Exemplar, das 1921, wie bereits angegeben, mit der Sammlung Rossi in die Vaticana gelangt war.

In der zweiten Auflage von Ruppels »Gutenberg« wird als Gesamtzahl 45 angegeben.

Sie kommt folgendermaßen zustande.

Wohl wird diesmal die Bibel Pforzheimers mitgezählt, das Plus aber durch das Auslassen der Leningrader kompensiert, deren Hinüberwechseln in die Bibliothek der Weltliteratur des Schweizers Dr. Martin Bodmer (jetzt in Cologny bei Genf) Ruppel zwar nicht entgangen ist, wohl aber ihr dortiger Verbleib. Zusätzlich nennt Ruppel ein Exemplar in Rio de Janeiro, doch hat sich die Nachricht, daß sich dort seit 1931 eine solche Kostbarkeit befinde, bis heute nicht bewahrheitet und ebenso wenig die Mutmaßung Ruppels, daß es sich mit dieser Bibel um das Leningrader oder Pelpliner Exemplar handeln könne. Das ehemals Leningrader ist nach wie vor seit 1931 im Besitz Bodmers, von dem Pelpliner sind wir freilich seit langem ohne jede Kunde. Das Gros der übrigen Exemplare stimmt mit den in der ersten Auflage genannten überein.

Zu 12. Stöwesand 1928/29
und 14. Johnson 1932

Zwischen die dürren und die kahlen Listen schieben sich zwei fülligere Darstellungen.

Sämtliche bisher genannten Werke enthielten Gutenbergbibel-Listen lediglich als Teil eines umfassenderen Themas, de Ricci und Schwenke nicht ausgenommen. Die meisten Verfasser kamen nur wie en passant darauf zu sprechen, manche brachten sie als Anhang.

Stöwesand und Johnson aber schrieben Monographien, die nur das *eine* Thema kennen und behandeln, den Bestand der Welt an Gutenbergbibeln.

(12) Stöwesand betitelt seine Arbeit auch so: Der gegenwärtige Bestand der Welt an Gutenbergbibeln, freilich mit dem Zusatz: mit besonderer Berücksichtigung derer in den alten Einbänden. Die Untersuchung war von ihm, der 1926 bis 1928 Volontär am Deutschen Buchmuseum in Leipzig war, auf Wunsch von Albert Schramm, dem Direktor des Museums[43], unternommen worden, der sie in das von ihm redigierte Archiv für Schreib- und Buchwesen zunächst in den laufenden Jahrgang 1928 und dann 1929 als Sonderheft 2 übernahm[44].

Das Material, das bei de Ricci und Schwenke wie in einzelne Schubladen verpackt erscheint, da beide – wie auch ihre Vorgänger – die Exemplare in laufenden Nummern nacheinander aufzählen und gesondert charakterisieren, versucht Stöwesand in umfassenderer erzählender Form dem Leser nahezubringen. Dabei werden Schwenkes Besitzerangaben nach dem damaligen Stand berichtigt, seine Feststellungen in bezug auf die Zahl aber kaum verändert, so daß es dementsprechend am Schluß des ersten Teiles heißt: »Es sind also 45, besser 44, da man die von Wells zerschnittene Bibel nicht mehr gut dazu rechnen kann«.

Dann fährt er fort: »Es liegt mir nun noch ob, auf der Basis dieses ersten Teiles den Hauptbau zu errichten, nämlich – und darin besteht das eigentlich Neue, das diese Arbeit bringt – in einem zweiten Teile diejenigen Exemplare gesondert und im Zusammenhange zu besprechen, die noch den alten Einband der Gutenbergzeit tragen und damit einen zwar kleinen doch nicht uninteressanten Beitrag zur Geschichte des Bucheinbandes zu liefern«. Die Arbeit legt also den Nachdruck auf die Beschaffenheit der Exemplare und zwar auf ein bestimmtes Charakteristikum dabei, den alten Einband. Als Resultat ergab sich, daß die neun Einbände der Gutenbergzeit, die im einzelnen sorgfältig untersucht werden, den vier Orten Mainz, Leipzig, Lübeck und Erfurt ihre Entstehung verdanken[45].

(14) Einen anderen Zweck verfolgt die kleine Monographie, die Henry Lewis Johnson 1932 in New York unter dem Titel Gutenberg and the Book of Books herausgebracht hat: er ist ein ausgesprochen pädagogischer. D. h. klein ist die Schrift nur ihrem Umfang nach mit ihren 23 ungezählten Seiten; dem Format nach ist sie groß, weil Johnson daran lag, zur deutlichen Veranschaulichung Reproduktionen von Seiten der Gutenbergbibel in Originalgröße zu bringen. Er wollte *zeigen*, wie die erste Type des Erfinders und sein erstes großes Buch aussahen, und er wollte *belehren*. Als Druckfachmann, der er war, und councillor der Society of Arts and Crafts in Boston[46] hielt er Kurse über die Geschichte und Technik der Druckkunst an den Universitäten New York und Boston und wollte nun mit seiner Gutenbergschrift über den verhältnismäßig kleinen Kreis seiner persönlichen Hörer und Schüler hinaus den etwa 1500 printer schools in den USA dienen und zumal den dort tätigen Lehrern informierendes Material in die Hände geben, dann aber auch an alle die herankommen, die irgendetwas mit dem Drucken zu tun hatten: for this large groupe of printers, publishers and advertisers, this monograph will furnish the essential facts. Und schließlich sollte noch apart from students and devotees of typography every adult die Möglichkeit haben, sich mit Hilfe seiner Arbeit über Gutenberg, sein großes Werk und seinen Anteil an the progress of civilization zu unterrichten.

Er verbreitet sich deshalb über Gutenbergs Erfindung und Gutenbergs Bibel und fügt eine Aufstellung der noch vor-

---

[43] Vgl. über ihn, der überhaupt ein großer Anreger war, Rudolf Stöwesand: Nunquam retrorsum, Beiträge zur Schrift- und Buchkunde als Ehrengabe für Albert Schramm anläßlich seines 50. Geburtstages 1930.

[44] Auf dies Sonderheft ist zu rekurrieren, da es dem Zeitschriftenaufsatz gegenüber verbessert und vermehrt ist.

[45] Vf. ist kürzlich diesem Thema erneut nachgegangen in seinem Aufsatze: Seltenere Themen der Gutenbergforschung in: Archiv f. Gesch. des Buchwesens, Bd. 1, 1956, S. 129-134, wo er jetzt so formuliert, daß von den uns bekannten Gutenbergbibeln höchstens noch zehn in ihren alten Einbänden stecken, acht bestimmt, bei zweien ist es fraglich. An den vier Entstehungsorten hat sich nichts geändert.

[46] Johnson war am 1. 6. 1867 in Limington, Mn., geboren; über seinen Lebensausgang war nichts festzustellen. Who's who in New England 1909 (Bd. 1, S. 538) gibt als seinen Wohnsitz Roslindale, Mass., an, die entspr. Ausg. v. 1916 (Bd. 2, S. 607) Boston; in der von 1938 fehlt er, so daß er etwa 70jährig gestorben sein kann. Auch ein Nachschlagen in anderen Indices blieb erfolglos. Die Auskunft stammt von Herrn Henry J. Dubester, Chief, General Reference and Bibliography Division der Kongreßbibliothek, dem ich für seine Mühe auch an dieser Stelle ergebenst danke.

handenen Exemplare wie der Fragmente und Einzelstücke an. Als seine Gewährsmänner bezeichnet er selber ausdrücklich de Ricci und Schwenke, und so enthält denn auch die Aufstellung nichts anderes als eine Übertragung dessen, was de Ricci französisch und Schwenke deutsch niedergeschrieben hatten, für Amerika in die englische Sprache.

Er zählt somit ebenso wie Schwenke 45 Exemplare, wobei er nach dem Vorgang des GW (vgl. unter 13) die zerschnittene Mannheimer Bibel wegläßt und dafür das Rossi-Exemplar der Vaticana einsetzt.

Zu 17. Lazare 1950
18. Lazare-Krieg 1951
19. Lazare 1956

Mit Johnson tritt Amerika in die Arbeit der Verzeichnung der Gutenbergbibeln ein und *bleibt* am Werke. Der jüngste und letzte der Listenverfasser ist der Amerikaner Lazare, und er hat ähnlich wie Schwenke zweimal zu dem Thema das Wort ergriffen, 1950 und 1956.

(17) Im Jahre 1950 beging man in Amerika das 500jährige Jubiläum des Beginnes der Drucklegung der Gutenbergbibel. Aus diesem Anlaß brachte das in New York wöchentlich erscheinende Magazin des Antiquariatsbuchhandels Antiquarian Bookman am 18. 11. eine Bibel-Sondernummer heraus, die u. a. auf sieben Seiten einen sogenannten Census der Gutenbergbibeln enthielt. Sein Verfasser war der 1904 geborene New Yorker Edward Lazare, der langjährige Herausgeber des American Book-Prices Current. Auch sein Census enthält die fast schon kanonische Zahl 45. Es sind die gleichen 45 Exemplare, wie sie Johnson nach dem Vorgang des GW aufgezählt hatte.

Unsicher war damals, wo das Exemplar geblieben war, das, aus dem Besitz des irischen Earl of Gosford stammend, Lord Amherst, dem Lehrmeister de Riccis, gehört hatte. Es war 1908 an Dyson Perrins in Davenham (Malvern, Worcestershire) gekommen und bei der Versteigerung von dessen Schätzen am 10./11. 3. 1947 bei Sotheby für 22000 Pfund von Ernest Maggs erworben worden. Der besaß es aber nicht mehr. Lazare vermutete als seinen neuen Besitzer den Sammler Philip Frere in London, und das stimmte auch in etwa, wie mir Herr Frere auf meine Anfrage gütigst mitteilte, aber auch nur in etwa, denn gerade zu der Zeit, da Lazare seine Liste aufstellte, nämlich am 14. 10. 1950, war die Bibel von Frau Estelle Doheny in Los Angeles gekauft worden, die sie mit ihrer ganzen großen Bibliothek zum Gedächtnis an ihren verstorbenen Gatten Edward Laurence Doheny dem St. John's Seminary der Erzdiözese Los Angeles in Camarillo (Kalifornien) schenkte, wo sie jetzt aufbewahrt wird. Der Papst verlieh daraufhin der großzügigen Spenderin den Titel Gräfin.

(18) Das Jahr danach erhielt Michael Otto Krieg, der Sohn des am 5. 1. 1955 verstorbenen Wiener Verlegers Walter Krieg, auf seine Bitte die Erlaubnis, den Census Lazares ins Deutsche zu übertragen und in der Zeitschrift »Das Antiquariat«, die im Verlag seines Vaters erscheint, abzudrucken. Das geschah denn auch im Jahrgang 7 Nr. 7/8 vom 10. 4. 1951. Der Aufsatz ist auch mit einigen Ergänzungen als Sonder- und Privatdruck erschienen. Auch diese Liste vermutete die Amherst-Bibel irrtümlich noch bei Frere, vermochte aber als erste die Zahl der Exemplare von 45 auf 46 zu erhöhen, denn unterdes war am 5. 2. 1951 durch Scribners die Entdeckung und der Ankauf des seit 1825 verschollenen Exemplars des Sir George Shuckburgh bekannt gegeben worden.

(19) Wie AB – so kürzt man in Amerika den Antiquarian Bookman ab und unterscheidet seit 1953 AB Weekly und AB Yearbook[47] – wie AB den 1450 vermuteten Beginn des Druckes der Gutenbergbibel 1950 in einer Sondernummer gefeiert hatte, so rief es auch den Abschluß des Druckes, der in die Wende von 1455 auf 1456 gefallen sein muß, nach 500 Jahren in das Gedächtnis der Nachwelt zurück; denn »this is the only printed book that can have two 500th birthdays. Let us make the most of it!« Das Jahrbuch von 1956, das im März 1956 erschien, enthielt auf den Seiten 385 bis 448 eine Sonder-Bibelabteilung und in ihr auf den Seiten 390 bis 396 wiederum eine Liste der Gutenbergbibeln aus der Feder Lazares, darum a new census betitelt. Hier sind jetzt folgerichtig 46 Exemplare verzeichnet, weil zu den 45 bisher bekannten die Shuckburghbibel dazu gekommen ist; hier ist auch das Amherst-Exemplar richtig als in Camarillo liegend angegeben; und hier erscheint zum ersten Male George A. Poole in Chicago als neuer Besitzer[48].

Damit haben wir das derzeitige Ende unseres langen Weges erreicht, der uns von 1763 bis in die unmittelbare Gegenwart hinein geführt hat. Blicken wir noch einmal zurück.

Debure d. J. proklamierte im Jahre des Hubertusburger und Pariser Friedens die Gutenbergbibel als das kostbarste Buch der Welt, und sein Ruf verhallte nicht: die Welt nahm ihn auf und gab ihn weiter von Jahrzehnt zu Jahrzehnt und von Volk zu Volk. Immer mehr solcher kostbaren Bücher wurden entdeckt, und mit ihrer wachsenden Zahl wuchs die Lust, die entdeckten zu registrieren und die aufgestellten Listen immer aufs neue zu revidieren und zu kompletieren.

Als Frankreich unter dem Sonnenkönig mit der politischen Führung zugleich auch den größten Reichtum besaß, war es das klassische Land der Bibliophilie; Debure ist der letzte Nachfahre dieser strahlenden Zeit.

Als Macht und Geld an England übergingen, wanderte mit der Bibliophilie und ihren größten Kostbarkeiten auch das Interesse an ihrer Verzeichnung auf die glückliche Insel hinüber.

Seit nun Amerika, zur ersten Geld- und Weltmacht aufgestiegen, die meisten Gutenbergbibeln aller Länder besitzt,

---

[47] Das Wochenmagazin Antiquarian Bookman, das früher die R. R. Bowker Company in New York herausbrachte, wurde am 1. 7. 1953 von seinem Herausgeber S. M. Malkin käuflich erworben und erscheint seitdem in seinen beiden Ausfertigungen als AB Weekly und AB Yearbook in Newark 2, New Jersey. Am gleichen 1. 7. 1953 erwarb Lazare American Book-Prices Current käuflich von der Bowker Company und ist nun ebenfalls sowohl Herausgeber als auch Besitzer.

[48] Über Poole und sein Exemplar Genaueres Abschn. II a) am Schluß. Auch Herrn Lazare schulde ich Dank und spreche ihn hiermit gern öffentlich aus für das liebenswürdig gegebene Geschenk seines new Census sowie für alle ausführlichen Auskünfte.

legt man sich auch dort Rechenschaft ab über die noch vorhandenen Exemplare.

Deutschland steht zwischen den Nationen. Wohl hat das Ursprungsland des großen Werkes Gutenbergs von seinen Beständen viel hergegeben und abgegeben und oft gar abgeben *müssen*, durch Notlagen dazu gezwungen. Nie aber ist seine Teilnahme erloschen und nie seine Liebe zur Gutenbergbibel; noch ist unübertroffen, maßgebend und vorbildlich, was es in ihrer Erforschung und was es gerade auch auf dem Gebiete der Registrierung geleistet hat.

II

NOCH UNBEKANNTE GUTENBERGBIBELN

a) Die Bibel des Grafen von Seilern

Der Bericht über noch unbekannte Gutenbergbibeln beginne mit jener, die ich zu Anfang eine Neugeburt genannt habe; wiewohl bekannt, ist sie im Grunde doch ein unbekanntes Exemplar gewesen.

Die Paradoxie löst sich leicht, wenn man sich in die Geschichte der Entdeckung und Verwahrung des Stückes vertieft; sie führt uns nach Trier.

Hier hatte Wyttenbach, einst nach der Campagne in Frankreich Goethes Führer durch die uralte Moselstadt, danach Begründer und Leiter der Stadtbibliothek wie des Gymnasiums, kundiger Lokalhistoriker, Inkunabelkenner und Sammler[49], in den wirren Säkularisations- und Franzosenzeiten zwei Torsen von Gutenbergbibeln auffinden, der völligen Zerstörung entreißen und in die Hut der Stadtbibliothek hineinretten können.

Am besten erhalten war das erste Exemplar, das er 1803 gefunden hatte. Es war zwar nur ein erster Band und darum nur ein Torso der ganzen Bibel, aber dieser erste Band selber war vollständig und in gutem sauberen Zustande bis auf die Anfangsseiten, die einige Schäden aufwiesen. Wyttenbach ließ sie ausbessern und alles in einen neuen Einband von Ganz-Kalbleder fassen, wohl weil der alte nichts mehr taugte.

Zerstörter zeigte sich ein zweiter Torso, den er im September 1818 aus einem Bauernhaus in Olewig bei Trier herausgeholt hatte. Das war diesmal ein zweiter Band, dem eine ganze Anzahl Blätter fehlten. Naiver Unverstand hatte sie herausgerissen und das Papier teils zum Feueranmachen verbraucht, teils, wie Wyttenbach gerade noch festzustellen vermochte, als Umschläge für Schulbücher verwendet. Er sammelte sie sorgfältig ein und nahm sie mitsamt dem arg lädierten Bande mit nach Trier. Als er dann zu Hause die Blätter in Ruhe durchzählte, ergab sich zweierlei. Erstens fehlten, worauf er gefaßt war, von den 317 Blättern, die der Band haben mußte, 55. Das zweite aber war eine Überraschung: es war ein merkwürdiges Plus von 63 Blättern vorhanden, die da gar nicht hingehörten, nämlich die Bücher von Tobias bis zum Psalter, d. h. der Schluß eines ersten Bandes, und dieses Bruchstück war nicht etwa vorn vorgebunden, sondern zwischen die Propheten und die Makkabäerbücher gebracht[50]. Und diese merkwürdige Einschiebung des Bruchstückes von Band 1 in den Band 2 war schon alt, denn der Einband, der alles umfaßte, war selber alt, zwar nicht mehr aus der Gutenbergzeit, sondern etwa hundert Jahre später, wie die zweimal eingeschriebene Jahreszahl 1569, das eine Mal unter das Inhaltsverzeichnis, das andere in eine Initiale, deutlich anzeigt. D. h. bereits damals war diese Bibel ein Torso.

Man rechnete nun in Trier, da sich der Band 1 von 1803 und dieser Band 2 von 1818 zu einem Vollexemplar zu ergänzen schienen und das 63-Blätter-Bruchstück von 1 nicht weiter in Anschlag gebracht wurde, mit dem Besitz nur *einer* Gutenbergbibel, und so ist denn auch hundert Jahre lang gezählt worden, die Listen von Schwenke 1900 (S. 3, Nr. 12) und de Ricci 1911 (S. 30, Nr. 15) inbegriffen.

Erst als sich Schwenke bei einer persönlichen Überprüfung an Ort und Stelle davon überzeugt hatte, daß sich die beiden Bände gar nichts angingen, daß vielmehr einerseits ein Band 1 und andererseits in einem zweiten Bande ein kleineres Bruchstück von 1 und ein größeres von 2 vorlag, nahm er folgerichtig *Trier* als den glücklichen Besitzer *zweier* wenn auch fragmentarischer Gutenbergbibeln an und zählte entsprechend in seinem Verzeichnis von 1923 (S. 10, Nr. 13 u. 14). Und alle späteren Listenverfasser taten es ihm nach (Reichner 1927, P 7 und P 8; Johnson 1932, Nr. 22 und 23; Lazare-Krieg 1950/51 Nr. 17 und 41; Lazare 1956, Nr. 17 und 42).

Die Entwicklung ging aber noch einen Schritt weiter. In den dreißiger Jahren löste Trier das 63-Blätter-Bruchstück aus seinem zweiten Exemplar heraus und besaß nun *drei* Torsen. Und dieses abgetrennte Separatum ist jene Neugeburt, von der ich wiederholt in vielleicht nicht ganz glücklicher Formulierung gesprochen habe.

Daß man in Trier so handelte, hatte seinen Grund darin, daß man zwei Exemplare abstoßen und selbst nur eins behalten wollte. Daß Trier sich dabei für das beste entschied, den gut erhaltenen Band 1 von 1803, dürfte verständlich sein.

Am ehesten trennte man sich – und dieser Vorgang ist es, der sich gänzlich unbemerkt von der bibliophilen Welt vollzogen hat – von dem 63-Blätter-Bruchstück des Bandes 1. Im Dezember 1931 erwarb es die Firma Karl W(ilhelm) Hiersemann in Leipzig. Dort blieb es nicht lange, schon im nächsten Jahre ging es an seinen jetzigen Besitzer über, den Grafen Oswald von Seilern und Aspang, Herrn auf Schönbühel und Aggstein in der Wachau, den Erben und Mehrer einer schönen Privatbibliothek, der sich zur Zeit weniger auf seinem Heimatschloß Schönbühel bei Melk an der Donau aufhält als in seinem Besitz in der Stadt Monaco, wo er auch die kostbare Inkunabel aufbewahren mag, die, wenn auch nur Fragment, doch als Gutenbergbibel gewertet und, da er selber Österreicher ist, unter Österreich registriert werden muß.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt – dies ist freilich im Gegensatz zu dem oben Berichteten bereits bekannt – daß

[49] Vgl. seinen Aufsatz Joh. Hugo Wyttenbach: Verzeichniß einiger alten Teutschen Drucke, welche die öffentl. Stadtbibl. zu Trier besitzt und nicht von Panzer angeführt sind. In: Neuer literatischer Anzeiger, München 1807, Nr. 46, S. 725-728.

[50] Es sei daran erinnert, daß Band 1 nur die alttestamentlichen Bücher Genesis bis zum Psalter enthält, wobei zwischen die Esrabücher und die Psalmen Tobias, Judith, Esther und Hiob eingeschoben sind, und daß Band 2 die übrigen Bücher des ATs aufweist, also die sogenannten Salomobücher, das gesamte Corpus der großen und der kleinen Propheten, die Makkabäerbücher und dann erst das NT.

Trier seinen Band 2 im August 1936 an Sotheby abgab, auf dessen Auktion am 21. 6. 1937 er über die Rosenbach Company (Philadelphia und New York) an Arthur A(mory) Houghton jr. in New York überging. Der aber tauschte ihn 1953 – natürlich gegen Zahlung eines entsprechenden Aufgeldes – bei Scribner in New York gegen die kurz zuvor aus jahrzehntelanger Verschollenheit wieder aufgetauchte Shuckburgh-Bibel ein. Scribners taten dann das gleiche, was Wells seit 1921 mit der Mannheimer Bibel getan hatte: sie brachen das Exemplar, das immerhin 260 Blätter eines Bandes 2 stark war, auseinander und verkauften es in Einzelbüchern. Dabei kam das ganze Neue Testament, über 100 Blätter stark, an George A. Poole in Chicago (Illinois), der damit ebenso wie zuvor Graf Seilern in die erlauchte Schar der Gutenbergbibelbesitzer eingerückt ist. Das übrige ging in kleineren Stücken in andere Hände. So erwarb z. B. das General Theological Seminary of the Protestant Church in New York – die Ausbildungsstätte der Anglikanischen Kirche in den USA – nur ein Blatt, das Blatt 111, das seinem Exemplar als einziges fehlte, so daß es nun vollständig ist. Auch in die Shuckburgh-Bibel gingen zwei Blätter über, so daß der jetzt nur noch eins fehlt.

Wir haben also, um noch einmal zu wiederholen, *drei* Trier-Exemplare zu zählen, von denen das beste, ein erster Band, in Trier verblieb, das zweite, ein Bruchstück von 63 Blättern eines ersten Bandes, an den Grafen Seilern in Österreich und von dem dritten das Neue Testament an Poole in Chicago kam.

Da man somit mit drei Trierexemplaren statt der bisherigen zwei zu rechnen hat, erhöht sich die Zahl der Gutenbergbibeln von 46 auf 47.

b) Eine Durlacher-Bibel?

Im August 1955 wandte sich ein Regierungsbezirksamt für Wiedergutmachung an mich um Auskunft über eine Gutenbergbibel, die es »eine sogenannte Shuckburgh-Bibel« nannte; sie sei das Eigentum einer alten jüdischen Dame nach deren Angabe gewesen, ihr aber durch nationalsozialistische Verfolgungsmaßnahmen verloren gegangen. Da die Dame Ersatzanspruch stelle, wurde ich gefragt, ob ich bestätigen könne, daß sich die Bibel im Besitz der Dame befunden habe, und bejahendenfalls gebeten, mitzuteilen, wie hoch der mutmaßliche Wert einer solchen Bibel im Jahre 1941 gewesen sei.

Noch war die Sensation nicht verklungen, die durch das Wiederauftauchen der seit 1825 verschollenen Shuckburgh-Bibel im Jahre 1951 in England ausgelöst worden war. Konnte jetzt vielleicht das geheimnisvolle Dunkel gelichtet werden, das über dem Schicksal dieses Exemplares in den 13 Jahrzehnten der Vergessenheit gebreitet war? Denn der Erwerb der Shuckburgh-Bibel 1951 durch die Londoner Filiale von Charles Scribner in New York war durch Geheimvertrag geschehen und hatte das Dunkel dunkel bleiben lassen[51].

Ich setzte mich mit der Dame in Verbindung, und was ich von der fast 80jährigen krank und gebrechlich gewordenen erfuhr, war traurig genug. Sie habe die Bibel von ihrem Vater, dem Antiquar Julius Durlacher, geerbt und immer wie ein Heiligtum gehütet. Um so bitterer sei es ihr gewesen, daß sie das Stück 1942 bei ihrer Überweisung in das Konzentrationslager Theresienstadt habe zurücklassen müssen. Sein Verbleib sei ihr unbekannt, jedenfalls habe sie bei ihrer Rückkehr 1945 keine Spur mehr davon entdecken können.

Was sollte ich dazu sagen? Es hätte immerhin möglich sein können, daß ein Antiquar in Deutschland die Shuckburgh-Bibel in der Zwischenzeit besessen hätte. Es war auch weiter denkbar, daß sie in den Wirren der Katastrophe von 1945 illegal nach England gebracht und dort wiederum illegal verkauft worden wäre. Die Tatsache des Abschlusses eines Geheimvertrages öffnete solchen Vermutungen geradezu Tür und Tor.

Und doch waren sie alle irrig.

Die Aufklärung war verhältnismäßig einfach.

Ich fragte die alte Dame, ob ihre Bibel ein- oder zweibändig gewesen sei und in welcher Art Leder ihr Einband bestanden habe, ob ihr Text hebräisch, lateinisch oder deutsch gewesen sei und eine Kapitel- und Verseinteilung aufgewiesen habe oder nicht. Die briefliche Antwort vom 5. 9. 1955 lautete: »Die bewußte Bibel... war ein Foliant von außergewöhnlichem Format und Gewicht. Sie besaß große deutsche Lettern in Fettdruck in damaliger unverständlicher deutscher Ausdrucksweise und mit römischen Zahlen versehen... Der Einband scheint Schweinsleder gewesen zu sein.« Damit war klar, daß dies Exemplar keinesfalls die Shuckburgh-Bibel gewesen sein konnte. Denn die Shuckburgh-Bibel besteht aus *zwei* Bänden in rotem Maroquin mit sparsamer Goldverzierung und Goldschnitt und ist natürlich die *Vulgata*; auch nennt der – 1789 angebrachte – Rückentitel Johann Fust als Drucker und nicht Gutenberg. Ich konnte der alten Dame eine Photographie davon übersenden, so daß sie sich selbst zu überzeugen vermochte, daß es diese nicht war, die sie einst besessen hatte. Sie war ganz einfach einem Erinnerungsfehler zum Opfer gefallen. Sie hat in den Zeitungen von dem Wiederauftauchen der Shuckburgh-Bibel gelesen und dabei unwillkürlich diese mit der ihr verlorengegangenen identifiziert. Im Grunde wird ihr nicht mehr vorgeschwebt haben, als eine Bibel *wie* die Shuckburgh-Bibel im Besitz gehabt zu haben.

Man wird nun meinen, durch die Angabe »große deutsche Lettern in Fettdruck in damaliger unverständlicher deutscher Sprache und mit römischen Zahlen versehen« sei auch geklärt, daß es sich hier nicht um eine Gutenbergbibel, sondern eher um eine deutsche gehandelt haben könne. Ich gestehe, genau so gedacht und in diesem Sinne dem anfragenden Regierungsbezirksamt Bescheid gegeben zu haben.

[51] Erst kürzlich hat der ausgezeichnete englische Bibliograph und Bücherkenner John Carter mitgeteilt, daß das Exemplar sich von Sir George Shuckburgh über weibliche Linien und Legate auf eine Lady Christian Martin in England vererbt hatte, von der es dann Carter als Leiter der Scribner-Filiale in London für Scribner in New York erwerben konnte. Carter war es auch, der das Exemplar nach New York brachte und zwar im Flugzeug; seine Tagebuchnotizen über diesen ersten Flug einer Gutenbergbibel über den Atlantik enthält ebenso wie die Vorgeschichte der Entdeckung und des Kaufes der Bibel der sehr amüsant erzählte Abschnitt »Operation Shuckburgh« in seinem Buche Books and Book collectors, London 1956, 1. u. 2. Aufl., S. 187–192.

Hinterher sind mir freilich beim erneuten Durchdenken erhebliche Bedenken aufgestiegen, ob ich nicht zu vorschnell so negativ entschieden habe, zumal ich am 14. 9. 1955 die Nachricht erhielt: »... da ich nicht in der Lage bin, Ihnen ganz bestimmte Angaben über den Inhalt nach dessen Schreibweise kraft meiner Gewissenhaftigkeit zu machen. Wissen tue ich, wie Ihnen im letzten Schreiben schon berichtet, ganz genau, daß es besonders große Lettern in Fettdruck waren; ob aber der Inhalt in deutscher oder lateinischer Sprache niedergeschrieben ist, das kann ich mit dem allerbesten Willen nicht angeben«. Hier wird die frühere Angabe: »in damaliger unverständlicher deutscher Sprache« eingeschränkt, und diese Einschränkung trifft natürlich das Richtige. »Große deutsche Lettern in Fettdruck« – das ist ja doch der konforme Ausdruck eines Laien für den Eindruck der Fraktur, wie sie die Gutenbergbibel nun einmal aufweist, und daß die Fortsetzung in dem ersten Schreiben hieß: »in damaliger unverständlicher deutscher Sprache«, ist auch erklärlich: »*deutsche* Lettern sind in der Meinung des Laien das Gewand auch der *deutschen* Sprache. Aber der Ton liegt hier auf dem Worte »in damaliger *unverständlicher* Sprache«. Wäre der Text ein deutscher gewesen, wäre er ja *nicht* unverständlich gewesen, denn das Deutsch des 16. Jahrhunderts ist durchaus verstehbar. Eine unverständliche Sprache in deutschen Lettern kann eigentlich nur auf einen *lateinischen* Text hindeuten, so daß ich auch ohne die in dem späteren Briefe gemachte Einschränkung: »Ob aber der Inhalt in deutscher oder lateinischer Sprache niedergeschrieben ist, das kann ich mit dem allerbesten Willen nicht angeben«, darauf hätte kommen sollen, daß hier nichts anderes als der Fehlschluß eines Laien vorliegt und unter gar keinen Umständen eine verwertbare hieb- und stichfeste korrekte wissenschaftliche Angabe.

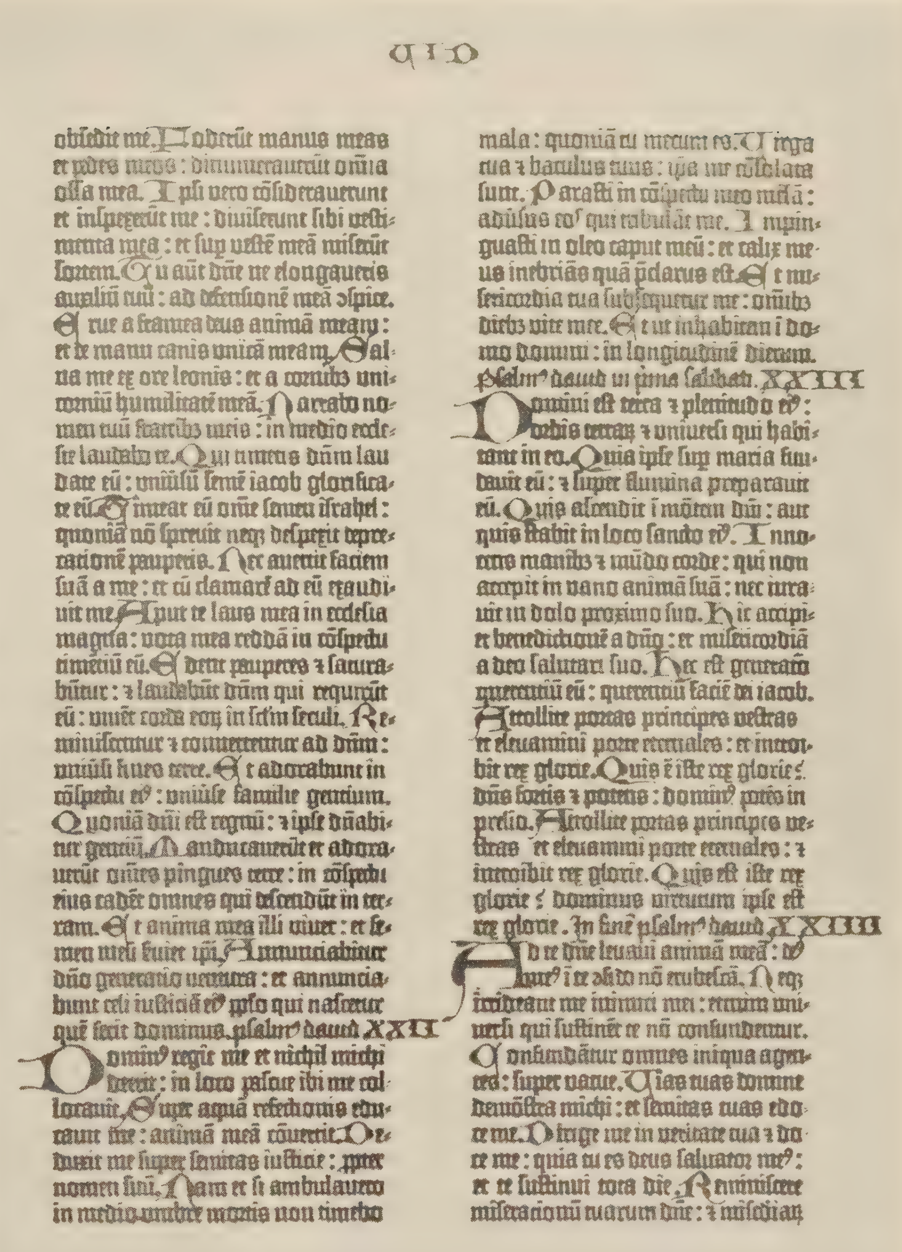

obsedit me. Foderūt manus meas
et pedes meos : dinumeraverūt oīa
ossa mea. Ipsi vero cōsideraverunt
et inspexerūt me : diviserunt sibi vesti-
menta mea : et sup vestē meā miserūt
sortem. Tu aūt dñe ne elongaveris
auxiliū tuū : ad defensionē meā cōspice.
Erue a framea deus animā meam :
et de manu canis unicā meam. Sal-
va me ex ore leonis : et a cornibꝫ uni-
cornium humilitatē meā. Narrabo no-
men tuū fratribꝫ meis : in medio eccle-
sie laudabo te. Qui timetis dñm lau
date eū : universū semē iacob glorifica-
te eū. Timeat eū omē semen israhel :
quoniā nō sprevit neqꝫ despexit depre-
catione pauperis. Nec avertit faciem
suā a me : et cū clamarē ad eū exaudi-
vit me. Apud te laus mea in ecclesia
magna : vota mea reddā in cōspectu
timentiū eū. Edent pauperes ⁊ saturā-
buntur : ⁊ laudabūt dñm qui requirūt
eū : vivēt corda eorꝫ in sclm̄ seculi. Re-
miniscentur ⁊ convertentur ad dñm :
universi fines terre. Et adorabunt in
cōspectu eiꝰ : universe familie gentium.
Quoniā dñi est regnū : ⁊ ipse dñabi-
tur gentiū. Manducaverūt et adora-
verūt omēs pingues terre : in cōspectu
eius cadēt omnes qui descendūt in ter-
ram. Et anima mea illi vivet : et se-
men meū serviet ipi. Annunciabitur
dño generatio ventura : et annuncia-
bunt celi iusticiā eiꝰ ppło qui nascetur
quē fecit dominus. psalmꝰ david XXII
Dominꝰ regit me et nichil michi
deerit : in loco pascue ibi me col-
locavit. Super aquā refectionis edu-
cavit me : animā meā cōvertit. De-
duxit me super semitas iusticie : pp̄ter
nomen suū. Nam et si ambulavero
in medio umbre mortis non timebo
mala : quoniā tu mecum es. Virga
tua ⁊ baculus tuus : ipa me cōsolata
sunt. Parasti in cōspectu meo mēsā :
adversus eos qui tribulāt me. Impin-
guasti in oleo caput meū : et calix me-
us inebriās quā p̄clarus est. Et mi-
sericordia tua subsequetur me : omībꝫ
diebꝫ vite mee. Et ut inhabitem i do-
mo domini : in longitudinē dierum.
Psalmꝰ david in prima sabbati. XXIII
Domini est terra ⁊ plenitudo eiꝰ :
orbis terrarꝫ ⁊ universi qui habi-
tant in eo. Quia ipse sup maria fun-
davit eū : ⁊ super flumina preparavit
eū. Quis ascendit i mōtem dñi : aut
quis stabit in loco sancto eiꝰ. Inno-
cens manibꝫ ⁊ mūdo corde : qui non
accepit in vano animā suā : nec iura-
vit in dolo proximo suo. Hic accipi-
et benedictionē a dño : et misericordiā
a deo salutari suo. Hec est generatio
querentiū eū : querentiū faciē dei iacob.
Attollite portas principes vestras
et elevamini porte eternales : et introi-
bit rex glorie. Quis ē iste rex glorie :
dñs fortis ⁊ potens : dominꝰ potēs in
prelio. Attollite portas principes ve-
stras et elevamini porte eternales : ⁊
introibit rex glorie. Quis est iste rex
glorie : dominus virtutum ipse est
rex glorie. In finē psalmꝰ david XXIIII
Ad te dñe levavi animā meā : de-
us meꝰ i te cōfido nō erubescā. Neqꝫ
irrideant me inimici mei : etenim uni-
versi qui sustinēt te nō confundentur.
Confundātur omnes iniqua agen-
tes : super vacue. Vias tuas domine
demōstra michi : et semitas tuas edo-
ce me. Dirige me in veritate tua ⁊ do-
ce me : quia tu es deus salvator meꝰ :
et te sustinui tota die. Reminiscere
miseracionū tuarum dñe : ⁊ misericordiaꝝ

Abb. 1: *Gutenbergbibelseite aus dem Psalter mit rubrizierten römischen Ziffern als Kapiteleinteilung am Schluß des betreffenden Psalms (Ps. 23: Dominus regit me, der Herr ist mein Hirte)*
Original im Besitz von James F. Drake, New York

Und was die römischen Ziffern am Rande betrifft, so stammen sie natürlich nicht aus Gutenbergs Druckerwerkstatt, doch haben einige Rubrikatoren solche später an den Rand geschrieben. Man betrachte nur die beigefügte Photokopie eines Blattes der Gutenbergbibel, das sich in amerikanischem Besitz befindet (vgl. Abb. 1). Hat man dabei nicht ganz und gar den gleichen Eindruck, wie ihn die alte Dame in die ihr adäquate Ausdrucksform gekleidet hat?

Ich neige darum jetzt durchaus der Meinung zu, daß es recht gut eine echte Gutenbergbibel gewesen sein kann, die sie besessen hat. Sie wäre dann freilich eine sonst unbekannte gewesen, und da wir von ihren Merkmalen so gut wie nichts wissen, wäre selbst der Versuch einer Identifizierung mit einer der von Schwenke als verschollen aufgezählten Exemplare zwecklos.

Ebenso wenig hilft die Besitzerangabe weiter, zumal die Gestalt des Vaters der Tochter, die bereits als 14jährige das Elternhaus verließ, gleich der Bibel im Laufe der vielen Jahrzehnte und unter der Einwirkung der späteren schrecklichen Erlebnisse etwas undeutlich geworden ist. Ihrer Erinnerung nach war Julius Durlacher am 5. 1. 1837 in Kippenheim (Baden) geboren und etwa 1917 oder 1918 in Lohr am Main in einer Nervenklinik gestorben. Ich zitiere aus einem Briefe der Tochter vom 18. 8. 1955: »Der Sterbetag ist mir leider nicht genau bekannt. Mein Vater war meist auf Reisen. Meines Wissens unterhielt er in Straßburg sowohl als auch in Baden-Baden, vielleicht auch in Wiesbaden Geschäftsräumlichkeiten. Er belieferte meist Museen in den größeren Städten. Die Eltern zogen damals nach Speyer am Rhein. Es zeigten sich bald nach der Übersiedlung nach dort Spuren einer Arteriosklerose... Meine Schwester Auguste (gest. 1941) und mein Bruder Hermann (gest. 1954 in Brasilien) brachten ihn in einer Lehrersfamilie (in Eschau) im Spessart unter. Dort blieb er mehrere Jahre, bis sich sein Zustand so verschlimmerte, daß er unbedingt in einer Nervenklinik (Lohr) mit angeschlossenem Altersheim untergebracht werden mußte.« Und am 11. 8. 1955 schrieb sie: »Ich, Amélie Durlacher, (geb. 13. 3. 1877 in Karlsruhe)[52], bin die unverheiratete Tochter meines verstorbenen Vaters, des Antiquars Julius Durlacher, z. Z. wohnhaft gewesen in dem württembergischen Ort Mühringen, Oberamt Horb«.

Von der Bibel heißt es in dem gleichen Briefe: »Erinnerlich ist mir, ich war damals etwa acht Jahre alt (also um 1885), daß ein Freiburger Antiquar, dessen Namen ich nicht kenne, neben vielen anderen Raritäten die Gutenbergbibel erstehen wollte, daß aber der Kauf nicht perfekt wurde... Wann er (der Vater) die Bibel erworben und zu welchem Preise, ist mir unbekannt, denn ich war ja noch ein Kleinkind«.

Wollte man trotzdem die Angelegenheit weiter durchdenken und einen Preis der Bibel zu ermitteln versuchen, vorausgesetzt, daß sie eine Gutenbergbibel war, so wäre vorab davon auszugehen, daß sie nur einbändig und somit unvollständig war, daß sie in einem alten Schweinslederband steckte, den wir zwar nicht als aus der Gutenbergzeit stammend annehmen wollen, ein solcher würde den Wert der Bibel steigern, aber wir wissen ja nichts über seine Herkunft; auch wissen wir nichts von dem Korpus der Bibel, ob es Papier war oder Pergament, ob es Vorzüge aufwies oder Mängel, reiche oder mindere Illuminationen, lädierte oder gar fehlende Blätter.

1930 kauften die U.S.A. die Inkunabelsammlung Vollbehr-Berlin, die außer etwa 3000 Frühdrucken die vollständige Gutenbergbibel auf *Pergament* des Benediktinerstiftes St. Paul im Lavantal in Kärnten enthielt, für 1 500 000 Dollar, wobei auf die Bibel selbst 250 000 Dollar entfielen, also etwa 1 000 000 Mark. 1926 hatte die vollständige *Papier*bibel von Melk, die dann an die Yale-Universität geschenkt wurde, 106 000 Dollar erbracht. Preise späterer Verkäufe sind geheim geblieben. Immerhin geben die genannten einen ungefähren Anhalt dafür, daß *vollständige* Exemplare schon vor einem Menschenalter je nach ihrer Beschaffenheit eine halbe Million oder über eine ganze Million erreicht haben, heute also sicherlich höher bewertet würden.

Ein *un*vollständiges *Papier*exemplar, nur ein Band 2, dem zudem 53 *Blätter fehlten*, eins der drei Exemplare, die das ganze 19. Jahrhundert hindurch in der Stadtbibliothek Trier lagerten, wurde 1937 bei Sotheby für Arthur Amory Houghton jr. in New York für 8 000 Pfund, also 160 000 Mark ersteigert.

Das mag auch der ungefähre Wert der Durlacher-Bibel gewesen sein, wenn wir sie als eine Gutenbergbibel in Anspruch nehmen dürfen, was durchaus wahrscheinlich, wenn auch nicht gewiß ist. Zur Gewißheit könnten wir erst kommen, wenn sie irgendwann einmal irgendwo wieder auftauchte. Ein solcher Glücksumstand ist freilich kaum zu erhoffen, sie kann und wird im Kriege mit ungezählten anderen Unersetzlichkeiten der Vernichtung anheimgefallen sein.

c) Die Bibel von Mons

Ganz anders steht es mit der Bibel von Mons.

Ende Oktober 1955, so war einer Notiz im Deutschen Pfarrerblatt (Nr. 2 vom 15. 1. 1956) zu entnehmen, habe in Brüssel unter der Ehrenpräsidentschaft der Königin-Mutter Elisabeth eine Bibelausstellung stattgefunden, die von der Belgischen Bibelgesellschaft und den evangelischen Kirchen Belgiens veranstaltet worden wäre. Das wertvollste Stück der Ausstellung sei eine Gutenbergbibel gewesen; »dieses Buch wurde kürzlich von dem gelehrten Kanonikus Puissant aus Mons gekauft, der sein ganzes persönliches Vermögen daransetzte, um es sich zu verschaffen«.

Ich schrieb sofort an den Kanonikus und bat um nähere Auskunft über das von ihm erworbene Exemplar und seine Provenienz.

Die Antwort war verblüffend. Sie kam von der Bibliothèque publique der Stadt Mons durch die Hand ihres Conservateur Dr. Maurice-Aurélien Arnould und besagte, daß der Kanonikus Puissant bereits 1934 gestorben sei, aber tatsächlich schon seit 1926 eine Gutenbergbibel besessen habe und zwar ein Papierexemplar, das freilich nur einen unvollständigen ersten Band umfasse und jetzt Mons gehöre, nachdem Puissant es mit seinen übrigen Sammlungen der Stadt vermacht habe.

Es entspann sich daraufhin ein längerer sehr fruchtbarer Briefwechsel, in dessen Verlauf ich alle nur möglichen Auskünfte und Unterlagen erhielt und schließlich auf meine Bitte die Erlaubnis, in einer deutschen Zeitschrift über diese dem Wissen der Welt noch unbekannt gebliebene Gutenbergbibel und ihren Entdecker und Besitzer alles zu veröffentlichen, was ich für notwendig erachten würde.

Beginnen wir mit dem Entdecker und Käufer der Bibel.

[52] Amélie Durlacher verstarb unterdes unerwartet am 21. 12. 1956 in Basel.

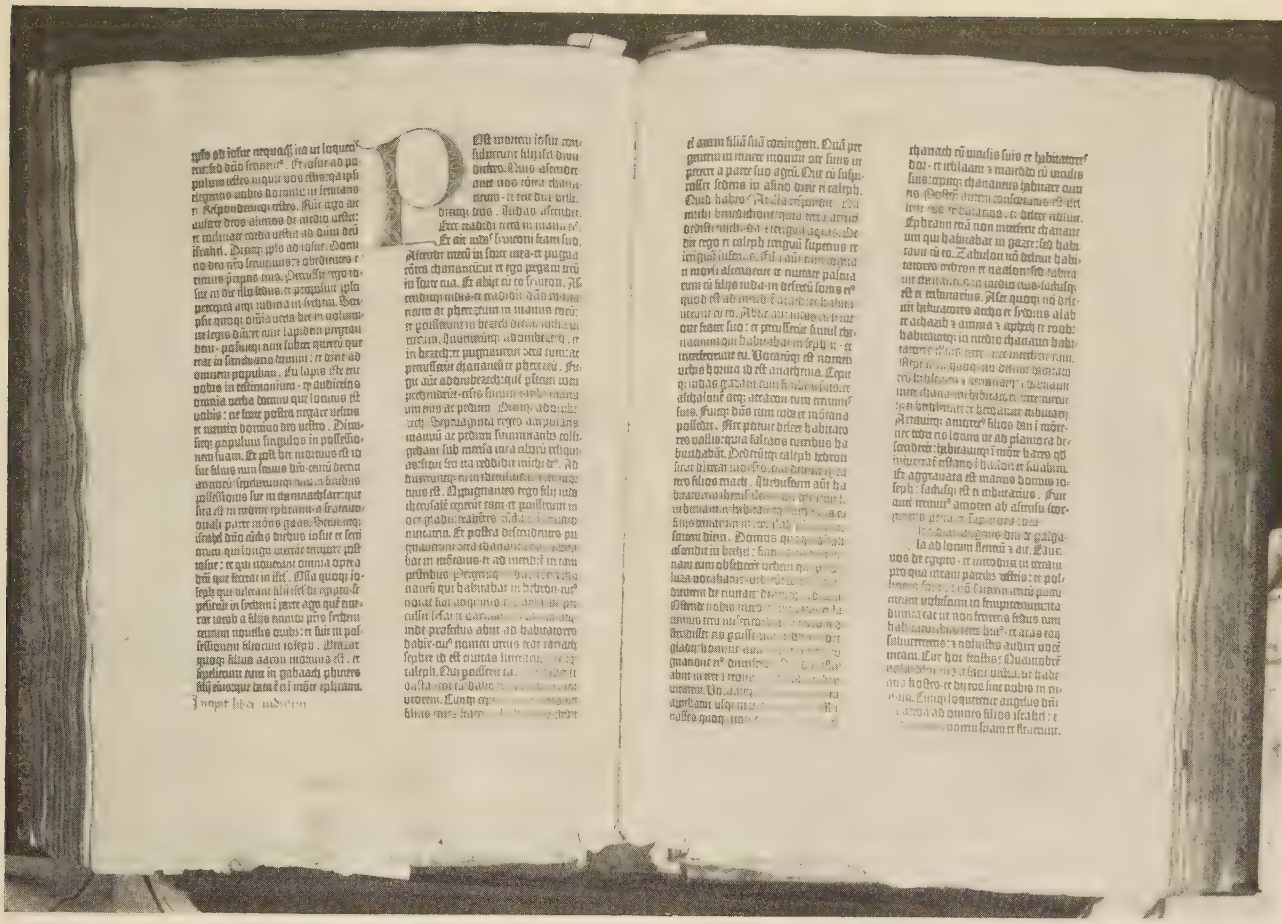


Abb. 2: *Die Bibel von Mons*
mit Spalte 1 endet Josua
mit Spalte 2 beginnt das Richterbuch (liber Judicum)

Die Daten seines äußeren Lebens sind schnell erzählt[53].

Edmond-Felix Puissant war ein Sohn des belgischen Königreiches: am 23. 10. 1860 kam er in der kleinen Stadt Renaix in Ostflandern nahe der Grenze der Provinz Hennegau zur Welt. Noch nicht fünf Jahre alt, verlor er am 3. 8. 1865 den Vater. In den Alumnaten der Seminare von Enghien (Edingen) und Tournai (Doornik), beide im Hennegau, erzogen und vorgebildet, wurde er 1884 Priester, amtierte zunächst in Tournai und kam Mitte 1890 nach Mons (Bergen), der Hauptstadt der Provinz Hennegau, dem industriellen Mittelpunkt der steinkohlenreichen Borinage, wo er, zugleich Religionslehrer am Königlichen Athenäum[54] von 1897 bis zu seiner Pensionierung 1917, Mitglied vieler gelehrter Körperschaften und seit 1925 Ehrendomherr – Chanoine honoraire – der Kathedrale zu Tournai, am 7. 5. 1934 starb, nicht ohne viele Jahre lang seinen gelehrten Neigungen folgend zu Arbeiten hie und da im Lande, auch auf Reisen in Italien, Griechenland und Palästina von Mons abwesend gewesen zu sein.

Denn diesen bescheidenen äußeren Rahmen füllte und überflutete eine außerordentlich expansive und doch auch intensive eigenartige Sammlerleidenschaft, die ihn den stolzesten Namen auf diesem Gebiete ebenbürtig zur Seite stellt. Kommt man heute nach Mons, so findet man die beiden Häuser dort, die er besaß und der Stadt, die ihm Heimat geworden war, hinterließ, voll von jenen mannigfaltigen reichhaltigen und seltenen Schätzen, die zusammenzubringen sein Leben und sorgsam zu hegen und zu pflegen seine Liebe war.

Die »Museen des Domherrn Puissant«, wie seine beiden Häuser heute heißen, bestehen aus dem sogenannten Alten Logis in der Rue Notre Dame Débonnaire und der etwa zweihundert Meter davon entfernten Kapelle der hl. Margarete in der Rue des Sars.

Auf ihre Entstehung aus Ruinen früherer Jahrhunderte, die voll und ganz Puissant zu verdanken ist, soll hier, so charakteristisch sie auch für seine stets geübte konservierende Arbeitsweise ist, nicht eingegangen werden, ebenso wenig auf die überreiche Fülle der Gegenstände, die sein triebhafter Sammeleifer dort ge-

[53] Lebenslauf, Würdigung, Bibliographie und ein Bild Puissants enthält die Zeitschrift Annales du Cercle archéologique de Mons in ihrem 54. Band (1936), S. 15-24, der mir durch die Güte von Herrn Dr. Arnould, dem ich auch an dieser Stelle für seine unermüdliche Auskunftsbereitschaft herzlich danken möchte, als Geschenk zugegangen ist.

[54] In Belgien tragen bekanntlich die staatlichen höheren Lehranstalten seit 1830 die Bezeichnung Athenäum.

stapelt hat, der sich keineswegs nur auf Bücher beschränkte, sondern sich auf weit mehr Gebiete erstreckte, auf Skulpturen, Gemälde und Stiche, Möbel und Türschlösser, Teppiche, Spitzen und Waffen, Keramiken und Tafelgeschirr u. a. Ein ausführlicheres Eingehen darauf würde den Rahmen dieser Darstellung sprengen und bleibe deshalb einer späteren gesonderten Würdigung dieses allround-Sammlers vorbehalten.

Seine Wohnung hatte sich Puissant in einem Anbau eingerichtet, den er der von ihm restaurierten Margaretenkapelle in der Rue des Sars angefügt hatte. Hier füllen seinen ehemaligen Arbeitsraum sowie das daranschließende Bibliothekszimmer heute wie ehemals Bücher über Bücher: Handschriften vom 13. bis zum 15. Jahrhundert, darunter illuminierte Missalien, etwa achtzig Inkunabeln, Plantin-Ausgaben, Elzeviere der besten Epoche, Drucke aus Mons selbst. Manche der alten Werke aus den alten Klöstern stecken noch in ihren originalen Ledereinbänden. Auch die Gutenbergbibel war ursprünglich hier in einer Vitrine ausgestellt, ist aber vor einiger Zeit aus Sicherheitsgründen in die Bibliothèque publique in der Rue des Gades verbracht und wird dort in dem stets verschlossen gehaltenen Raum der Rara (Handschriften und Inkunabeln) aufbewahrt.

Der Stadt Mons gehörig, sind die Museen Puissant administrativ mit der dortigen Öffentlichen Bibliothek verbunden, die ihrerseits, wie so viele andere in Frankreich, der großen Revolution ihren Ursprung verdankt: 1797 entstand sie aus den Beständen der säkularisierten Klöster der Umgegend. Seit 1811 ist sie in dem alten Jesuitenkolleg untergebracht; modern vermehrt, verfügt sie heute über mehr als 150 000 Bände und ist dank der Sammlungen Puissants ein veritables Buchmuseum und eine wissenschaftliche Studienbibliothek von hohem Rang.

Ihre größte Zimelie, die Gutenbergbibel, ist bald beschrieben (vgl. Abb. 2): Vorhanden ist nur der erste Band eines 40-41-42-zeiligen Papierexemplares. Aber von den 324 Blättern, die dieser Band stark sein muß, sind nur 220 da. Die größte Lücke ist am Schluß; der Band bricht mit 4 Es(d)ra ab, d. h. die Bücher Tobias, Judith, Esther, Hiob und der Psalter fehlen sämtlich[55]. Weitere Lücken sind zwischen Genesis 16 und Exodus 6 sowie hinter Ruth und 2 Regum 5. Die karge Illuminierung erschöpft sich in 19 wenig gezierten Initialen. Der späte Einband zeigt Gebrauchs- und Feuchtigkeitsspuren[56].

Von ihrer Herkunft ist nur bekannt, daß sie Puissant am 21. 7. 1926 in Antwerpen gekauft hat. Von wem aber und unter welchen Umständen und zu welchem Preise, darüber hat er sich weder geäußert noch Aufzeichnungen hinterlassen. Augenscheinlich umgab er absichtlich nicht nur das, was mit dem Erwerb zusammenhing, mit Stillschweigen, sondern auch den Besitz selbst. Er machte kein Aufhebens davon, so daß zu seinen Lebzeiten und bis jetzt die Welt nichts davon erfuhr, daß auch Belgien zu den bevorzugten Ländern zählte, die ein solches Kleinod ihr Eigentum nennen. Die Bibel selbst schweigt auch. Kein Exlibris, kein Eintrag, kein Vermerk sagt etwas über ihre Schicksale aus.

Mit ihr, die, wie schon erwähnt, jetzt in der Öffentlichen Bibliothek unter Verschluß gehalten wird, ist der Gesamtbestand der Welt an Gutenbergbibeln auf 48 angestiegen.

III

DER GEGENWÄRTIGE BESTAND DER WELT AN GUTENBERGBIBELN: 48 (49)

Abschließend sei ein Überblick über den nunmehr vorliegenden Bestand der 48 (49) Exemplare gegeben[57]. Wer ausführlichere Angaben wünscht, mag sie bei Schwenke 1923, der die korrektesten noch immer unüberbotenen Angaben hat, und bei Lazare 1956, der den gegenwärtigen Besitz registriert, unter den jeweilig mit angegebenen Nummern nachlesen. Ich bemerke noch, daß ich die Provenienzen (in Klammern) knappest nur insoweit angebe, als sie im vorangegangenen Text erwähnt sind, und daß die Abkürzungen S Schwenke 1923, L Lazare 1956, Pg Pergament, Pp Papier, v vollständig und u unvollständig bedeuten.

I. Deutschland: 11 (9)

1. ASCHAFFENBURG Hofbibl. 2 Bde., Pp u. S 1, L 15
2. BERLIN s. Tübingen
3. FRANKFURT/M. Stadt- und Universitätsbibl., 2 Bde., Pp v. S 3, L 12
4. FULDA Landesbibl., Bd. 1, Pg u. S 4, L 9
5. GÖTTINGEN Niedersächsische Staats- und Universitätsbibl., 2 Bde., Pg v. S 5, L 7
6. LEIPZIG Universitätsbibl. (Langensalza) 4 Bde., Pg u. S 7, L 10

[7. LEIPZIG Universitätsbibl., 2 Bde., Pp v. Verbleib unbekannt. Nach dem Kriege aus der Auslagerung nicht zurückgekehrt. S 8, L 13]

[8. LEIPZIG Deutsches Museum für Buch und Schrift. (Klemm.) 2 Bde., Pg u. Verbleib unbekannt. Vermutlich in Sowjet-Rußland. S 9, L 11]

9. MAINZ Gutenberg-Museum. (Laubach.) Bd. 2, Pp u. S 6, L 16
10. MÜNCHEN Bayrische Staatsbibl., 2 Bde., Pp v. S 11, L 14
11. TRIER Stadtbibl., Bd. 1, Pp u. S 13, L 17
    TÜBINGEN Universitätsbibl., 2 Bde., Pg u. S 2, L 8. Das Exemplar der Deutschen, vormals Preußischen Staatsbibl., das hier treuhänderisch verwahrt wird.

Von den 11 Bibeln in Deutschland sind somit 2 unbekannten Verbleibs, eine dritte hat ihren Aufbewahrungsort gewechselt, nicht aber ihren Besitzer.

[55] Vgl. Anm. 50.

[56] Eine erste Kollationierung hat unterdes im Sommer 1956 Don Cleveland Norman, ein amerikanischer Geistlicher aus Chicago, an Ort und Stelle vorgenommen; sein Bericht darüber im Antiquarian Bookman vom 20. 10. 1956, S. 1410.

[57] Ich korrigiere damit meine eigenen Angaben in meinem Aufsatz: Seltenere Themen der Gutenbergforschung, Archiv f. Geschichte des Buchwesens, Jg. 1 (1956), S. 130 A. 6.

II. Österreich: 2

12. SCHÖNBÜHEL b. Melk a. d. Donau (Wachau) Privatbibl. des Grafen Oswald von Seilern und Aspang. Bd. 1 (63 Blätter-Bruchstück.) (Trier. Hiersemann) Pp u. Mitenthalten in S 14, nicht registriert bei L
13. WIEN Österreichische Nationalbibl., 2 Bde., Pp v. S 15, L 1

In Österreich müssen also künftig 2 Exemplare gezählt werden.

III. Belgien: 1

14. MONS Museen Puissant, in Verwaltungseinheit mit der Öffentlichen Bibl., Bd. 1, Pp u. Weder bei S noch bei L

Belgien ist somit ebenfalls in den Kreis der Besitzerländer von Gutenbergbibeln eingetreten.

IV. Dänemark: 1

15. KOPENHAGEN Königliche Bibl., Bd. 2, Pp u. S 26, L 2

V. Frankreich: 4

16. PARIS Nationalbibl. (Benediktinerkloster Mainz. Maugerard. Dupré de Geneste. Loménie. Ludwig XVI.) 4 Bd., Pg v. S 23, L 3
17. PARIS Nationalbibl. (Datierungen von Cremer. Erzbischöfliches Priesterseminar Mainz. Maugerard.) 2 Bde., Neubindung 1954. Pp u. S 24, L 5
18. PARIS Mazarine. (Entdeckt durch Debure d. J.) 2 Bde., Pp v. S 25, L 4
19. ST. OMER Stadtbibl., Bd. 1, Pp u. S 26, L 6.

VI. Großbritannien: 8

20. CAMBRIDGE Universitätsbibl. (Hopetoun. Young.) 2 Bde., Pp v. S 36, L 20
21. ETON College (d'Ourches, Fuller.) 2 Bde., Pp v. S 28, L 22
22. LONDON Britisches Museum. (Grenville.) 2 Bde., Pg v. S 29, L 18
23. LONDON Britisches Museum King's Library (Georg III.) 2 Bde., Pp v. S 30, L 23
24. LONDON Lambeth Palace. Bd. 2, Pg u. S 31, L 19
25. MANCHESTER John Ryland's Library. (Spencer-Dibdin.) 2 Bde., Pp v. S 32, L 24
26. OXFORD Bodleiana. (Neninger. Loménie-Laire.) 2 Bde., Pp v. S 33, L 25
27. EDINBURGH Nationalbibl. von Schottland. 2 Bde., Pp v. S 27, L 21

VII. Italien: 2

28. ROM Vaticana. (Barberini.) 2 Bde., Pg u. S 19, L 26
29. ROM Vaticana. (Rossi.) Bd. 1, Pp 1, Pp u. Nicht bei S, L 27

VIII. Polen: 1

30. PELPLIN Bischöfliches Priesterseminar. 2 Bde., Pp u. S 16, L 28

IX. Portugal: 1

31. LISSABON Nationalbibl. (Loménie.) 2 Bde., Pp v. S 20, L 29

X. Schweiz: 1

32. COLOGNY b. Genf Bibl. der Weltliteratur, Besitzer Dr. h. c. Martin Bodmer. (München. Butsch-Augsburg. St. Petersburg.) 2 Bde., Pp u. S 17, L 32

XI. Spanien: 2

33. BURGOS Provinzialbibl. 2 Bde., Pp v. S 21, L 30
34. SEVILLA Universitäts- und Provinzialbibl., Bd. 2, Pp u. S 22, L 31

XII. USA: 14 (15)

35. CAMARILLO, KALIFORNIEN Edward Laurence Doheny-Gedächtnisbibl. des St. John's Seminary. (Gosford. Lord Amherst. Dyson Perrins. Maggs. Frere.) Bd. 1, Pp u. S 34, L 41
36. CAMBRIDGE, MASSACHUSETTS Harry Elkins Widener-Gedächtnisbibl. der Harvard-Universität. (Larcher. Lloyd. Hoe.) 2 Bde., Pp v. S 45, L 37
37. CHICAGO, ILLINOIS George A. Poole. (Trier. Sotheby. Rosenbach. Houghton jr. Scribner.) Bd. 1, Pp u. S 14, L 42.
38. NEW HAVEN, CONNECTICUT Bibl. der Yale-Universität. (Melk.) 2 Bde., Pp v. S 10, L 36
39. NEW YORK, N. Y. General Theological Seminary. (Syston. Thorold. Makellar.) 2 Bde., Pp v. S 39, L 38
40. NEW YORK, N. Y. Public Library. (Didot. Hibbert. Lenox.) 2 Bde., Pp u. S 38, L 44
41. NEW YORK, N. Y. Morgan-Bibl. (Troß. Sotheran.) 2 Bde., Pg u. S 42, L 35
42. NEW YORK, N. Y. Morgan-Bibl. (Sykes. Perkins. Huth.) 2 Bde., Pp v. S 43, L 39
43. NEW YORK, N. Y. Morgan-Bibl. (Kl. Bautzen. Irwin.) 2 Bde. in einem Bd., Pp u. S 44, L 45
44. PURCHASE, N. Y. Carl H. Pforzheimer. (Perry. Sussex-Pettigrew. Daly. Quaritch. Lord Crawford. Lord Carysfort. Proby.) 2 Bde., Pg u. S 35, L 40

45. SAN MARINO, KALIFORNIEN Henry Edwards Huntington Library. (Universitätsbibl. Mainz. Merlin. Nicol. Perkins. Lord Ashburnham. Hoe.) 2 Bde., Pg u. S 41, L 34

46. TITUSVILLE, PENNSYLVANIEN John Hinsdale Scheide. (Erfurt. Ives. Ellsworth.) 2 Bde., Pp u. S 40, L 46

47. WASHINGTON, D(ISTRICT OF) C(OLUMBIA) Kongreßbibl. (St. Blasien i. Schwarzwald. St. Paul im Lavantal. Vollbehr.) 2 Bde., Pg v. S 12, L 33

48. WYE, MARYLAND Arthur Amory Houghton jr.[58] (Shuckburgh) 2 Bde., Pp u. Bei S 51 noch als verschollen, L 43

[49. NEW YORK, N. Y. Gabriel Wells. (Mannheim. Baroneß Zouche. Sabin). Seit 1921 zerschnitten und einzeln verkauft. Pp u. S 37, bei L mit Recht nicht mehr mitgezählt.]

[58] Arthur A. Houghton jr., Glasindustrieller und Buchfachmann (er war 1940 bis 1942 Kurator der seltenen Bücher in der Kongreßbibliothek), nennt zwei Bibliotheken sein eigen. Die Hauptbibliothek ist in seinem Landheim in Wye und zwar in der Wye Plantation (Maryland) zur Aufstellung gekommen; hier befindet sich auch die Shuckburghbibel. Eine zweite Bibliothek hat Houghton in seinen Geschäftsräumen in New York, wo auf kleinstem Raum unter Glas an 1000 der kostbarsten Miniaturausgaben untergebracht sind. Eine dritte Bibliothek, die nicht mit einer dieser beiden verwechselt werden darf, ist die Houghton Library der Harvard-Universität in Cambridge, Massachusetts, jener stattliche Bau, den Houghton geschenkt hat und der neben den Rara der Universität die eigene wertvolle Sammlung des Stifters über den englischen Dichter John Keats als Dauerdepositum birgt.

PETER BAADER

Das Druck- und Verlagshaus Albin-Strohecker zu Mainz (1598—1631)

INHALT

EINLEITUNG

Wie das Buch eine äußere, materielle Gestalt besitzt, in der ein geistiger Inhalt zum Ausdruck kommt, so zeigen auch die Berufe des Verlegers, Druckers, Buchhändlers, die sich mit dem Buche beschäftigen, ein doppeltes Gesicht: Eine handwerklich-geschäftliche Tätigkeit und eine bald stärkere, bald schwächere Anteilnahme an den geistigen Strömungen, die sich mittels der Bücher ihren Weg bahnen. Heutzutage ist die Auswahl und Sichtung nach inhaltlichen Gesichtspunkten mehr Sache des Verlegers, während die Aufgabe des Druckers sich im allgemeinen auf die äußere Gestaltung und technische Anfertigung beschränkt. In den alten Zeiten des Buchdruckes bis ins 17. Jahrhundert hinein, als noch weitgehend Verleger, Drucker und Buchhändler in einer Person vereinigt waren, war das anders: Die großen Druck- und Verlagshäuser waren zugleich Zentren der geistigen, kulturellen und religiösen Kräfte, wobei die Inhaber bald eine mehr aktive, bald eine mehr passive Rolle spielten. Im 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts zwangen die Glaubenskämpfe mit ihrer Intensität und Breitenwirkung in besonderem Maße zur Entscheidung und Stellungnahme. Es müssen deswegen bei einem Drucker und Verleger dieser Zeit sowohl das Technische, Typographische und Wirtschaftliche als auch das Zeit- und Geistesgeschichtliche berücksichtigt werden, um ein einigermaßen geschlossenes Bild zu erhalten.

Versetzen wir uns also kurz zurück in den Anfang des 17. Jahrhunderts mit den religiösen Bewegungen und Glaubenskämpfen, die damals Europa durchzogen und – nicht nur in Deutschland – das gesamte Leben weitgehend in ihren Bann schlugen[1]. Im 16. Jahrhundert hatte die *Reformation*, begünstigt durch schwere kirchliche Mißstände, den größeren Teil Deutschlands und weite Gebiete West-, Nord- und Osteuropas gewonnen. Parallel dazu lief eine *Reformbewegung innerhalb der katholischen*

[1] Zum folgenden vgl. Hubert Jedin: Katholische Reformation oder Gegenreformation? Luzern 1946, besonders S. 10-38.

Die vorliegende Arbeit wurde von der Philosophischen Fakultät der Johannes-Gutenberg-Universität zu Mainz im Jahre 1953 als Dissertation angenommen. Einzelne Teile, besonders der Abschnitt über Inhalt und Bedeutung der gedruckten und verlegten Bücher (III, 2) sind gekürzt.

Kirche, deren Wurzeln bis in das 15. Jahrhundert zurückreichen. Aber erst unter der Einwirkung der Reformation gelangte sie um die Mitte des 16. Jahrhunderts zur vollen Entfaltung und Wirksamkeit und bekam ihren offiziellen Ausdruck in den Bestimmungen des Trienter Konzils (1545-63). Von da ab begann die langdauernde Phase der praktischen Durchführung dieser Bestimmungen, die im katholischen Deutschland bis weit ins 17. Jahrhundert und darüber hinaus währte. Zugleich nahm die Reformbewegung seit der Mitte des 16. Jahrhunderts eine neue Wendung: sie ging zur organisierten Abwehr und zum Gegenangriff gegen die nichtkatholischen Bekenntnisse auf theologischem, seelsorglichem und, wie es im Zuge der Zeit lag, auch auf politischem Gebiet über und wurde zur *Gegenreformation*. Die dogmatischen Grundlagen dafür hatten die Entscheidungen des Trienter Konzils geliefert, in denen die katholische Glaubenslehre scharf gegenüber den Reformatoren abgegrenzt worden war. Mit dem Einzug eines neuen, kämpferischen Geistes war ein Zurückdrängen der gemäßigten, humanistischen Vermittlungspartei im katholischen Lager verbunden[2]. Beide Bewegungen, die katholische Reform wie die Gegenreformation, die in der konkreten Wirklichkeit Hand in Hand gingen und nicht voneinander isoliert gesehen werden dürfen, nahmen ihren Ausgang von den durch die Reformation im wesentlichen unberührt gebliebenen romanischen Ländern, hauptsächlich von Spanien und Italien, und trugen demzufolge in ihrer geistigen Prägung und in ihren führenden Gestalten weitgehend romanischen Charakter. Ihre Bannerträger waren unter der Leitung des Papsttums vor allem der 1540 gegründete Jesuitenorden und die katholischen Bischöfe und Fürsten.

So kam es, daß unser Vaterland Ende des 16. Jahrhunderts, abgesehen von den inneren Streitigkeiten im Lager der Protestanten, in zwei religiöse Parteien gespalten war, die sich in wachsender Feindschaft gegenüberstanden. Unter den katholisch gebliebenen oder rekatholisierten Territorien nahmen nach den habsburgischen Erblanden und Bayern die drei rheinischen Erzbistümer einen hervorragenden Platz ein.

In Mainz setzte der Umschwung zur Reform im Sinne des Tridentinums mit Erzbischof Daniel Brendel von Homburg (1555-82) ein[3]. Der entscheidende Schritt dazu war die Berufung der Jesuiten im Jahre 1561, die neben ihrem seelsorglichen Wirken eine intensive Lehrtätigkeit an ihren Schulen und an der theologischen und artistischen Fakultät der Universität entfalteten. Daniels Nachfolger Wolfgang v. Dalberg (1582-1601) neigte wie sein Vorgänger persönlich noch zur Vermittlungspartei, betrieb jedoch die Reform weiter.

Den kirchlichen Verhältnissen entsprach auch die Mainzer Druck- und Verlagstätigkeit dieser Zeit. Mit Franz Behem tritt hier 1540 zum erstenmal ein Drucker auf, der seine Presse überwiegend in den Dienst der katholischen Literatur stellte[4]. Jedoch lag bei ihm das Schwergewicht noch auf Schriften vermittelnder Theologen[5]. Unter seinen Nachfolgern in der Leitung des Geschäfts: seinem Sohn Kaspar Behem (1563-92) und dessen Stief- und Schwiegersohn Heinrich Breem (1592-98) kamen in zunehmendem Maße auch Schriften der Mainzer Jesuiten unter die Presse[6].

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts zeichnet sich in Mainz eine neue Wendung der Dinge ab. Mit dem Regierungsantritt Johann Adams von Bicken (1601-4), der auf dem von den Jesuiten gegründeten Germanikum in Rom ausgebildet worden war, beginnt im Erzstift die Ära der Gegenreformation im politischen Sinne; und dieser Kurs wurde auch von seinen Nachfolgern Johann Schweikard von Kronberg (1604-26), Georg Friedrich v. Greiffenklau (1626-29) und Anselm Kasimir Wambold v. Umbstatt (1629-47) beibehalten. Gleichzeitig macht die innere Erneuerung des kirchlichen Lebens weitere Fortschritte. Zudem erreicht im neuen Jahrhundert die literarische Tätigkeit der an der Mainzer Universität dozierenden Jesuitenprofessoren einen Höhepunkt[7], zu der sich auch ein lebhaftes literarisches Interesse und Wirken in anderen Kreisen des Klerus und der Laien gesellte. So kann man von einer Blüte des geistig-religiösen Lebens in Mainz zu Beginn des 17. Jahrhunderts sprechen, die sich auch noch im ersten Jahrzehnt des 30jährigen Krieges fortsetzte und erst 1631 durch die Einnahme der Stadt durch Gustav Adolf und die anschließende Zeit der Schwedenbesatzung (1631-36) eine jähe Unterbrechung fand.

Wir sahen schon bei Franz Behem, wie das Mainzer Druckwesen in engem Verhältnis zur kirchenpolitischen Lage stand. Es war daher ganz organisch, wenn sich auch die neue Entwicklung um die Jahrhundertwende hier auswirkte; im Laufe dieser Untersuchung soll versucht werden, den einzelnen Kräften und Kanälen dieser Wirkungen nachzugehen. Seit 1598 ist Johann Albin Inhaber der Behem-Breemschen Offizin. Im selben Jahr errichtet Balthasar Lipp eine zweite Druckerei in Mainz, während, seitdem 1559 die Offizin Ivo Schöffers zu drucken aufgehört hatte, die Druckerei Franz Behems die einzige gewesen war[8]. In den beiden Druck- und Verlagshäusern Johann Albins und Balthasar Lipps nahm nun das Mainzer Buchwesen eine großen Aufschwung und eine neue Richtung[9].

I

FAMILIEN- UND GESCHÄFTSVERHÄLTNISSE

1. Vorgeschichte

a) *Die Offizin*

Der Ursprung der Albinschen Offizin, ihrem materiellen Bestand nach, ist wohl in das Jahr 1552 zu verlegen, in welchem Franz Behem mit Hilfe seines Verwandten Johann Cochläus be-

[2] Vgl. Jedin a.a.O. S. 33f; Josef Lortz: Reformation in Deutschland, Bd. 2. Freiburg i. Br. 1940, S. 215ff.

[3] Vgl. hierzu und zum Folgenden: Brück S. 56-122.

[4] Vgl. die Monographie von Widmann (s. Literaturverz.).

[5] Besonders eines Kreises um Erzbischof Sebastian v. Heusenstamm, dem Johannes Wild, Necrosius, Joh. Hoffmeister, Georg Witzel u. d. Weihbischof Michael Helding angehörten (vgl. Brück S. 6f.).

[6] Benzing-Presser S. 52ff.

[7] Vgl. Falk, Bibelstudien, S. 204f.

[8] Vgl. Benzing-Presser S. 49-109.

[9] Franz Falk hat wiederholt auf diese »typographische Blütezeit« in Mainz hingewiesen (Marianum Moguntinum, S. 134; Exeget. Arbeiten, S. 366; Bibelstudien, S. 205). Josef Benzing stellt die Geschäfts- und Druckgeschichte beider Pressen im Rahmen der Mainzer Druckgeschichte im Umriß dar (Benzing-Presser, S. 97-109).

ginnen mußte, sich eine neue Druckerei einzurichten, da seine alte Werkstatt im St. Viktorstift beim Einfall des Markgrafen Albrecht Alkibiades von Brandenburg zerstört worden war. Wahrscheinlich konnte er dabei nichts wesentliches an Druckgeräten retten. Wo er die neue Werkstatt zunächst aufschlug, ist unbekannt; jedenfalls erscheint ab 1556 auf seinen Drucken die Adresse »Zum Maulbaum«[10]. Dabei handelte es sich um das Haus Birnbaumgasse Nr. 3[11]. Dort verblieb die Druckerei nun dauernd bis zu ihrem Untergang; und dort müssen wir uns auch Johann Albin und später Anton Strohecker mit ihren Gesellen bei der Arbeit denken.

Rechtlich konnte sich die Offizin jedoch als Nachfolgerin derjenigen Ivo Schöffers und damit der ersten Druckerei der Welt, der Druckerei Johannes Gutenbergs, betrachten. Nach dem Tode Ivo Schöffers (1555) wurden ihr nämlich die Privilegien für Reichsdrucke und amtliche Drucke der Mainzer Erzbischöfe übertragen[12]. Dies dürfte der Grund für Ausdrücke wie »Typographia omnium antiquissima atque artis huius prima«[13] oder »Typographia antiquissima, huius artis quasi matrix«[14] sein, mit denen Albin seine Druckerei gelegentlich auszeichnet.

Eine andere Verbindung zu Gutenberg scheint der Mainzer Jesuit und Geschichtsschreiber Nikolaus Serarius anzudeuten. Er berichtet nämlich bei den Beweisen dafür, daß die Druckkunst in Mainz erfunden wurde, Albin habe ihm im Haus »Zum Saulöffel« im Kirschgarten die »primi modioli« der Druckkunst gezeigt[15]. Dort hatten 1491-95 Jakob Meydenbach und 1508-15 Friedrich Heumann gedruckt[16], der nach Bodmann von den Kogelherren zu Marienthal 1508 das Druckwerkzeug Gutenbergs gekauft haben soll, welches diesen von Hans Bechtermünzes Erben überlassen worden sei[17]. Schaab vermutet nun, Albin habe schon vor 1598 die Druckerei im Haus »Zum Saulöffel« besessen und sie auch nachher weitergeführt[18]. Man wird jedoch mit Benzing[19] diese Vermutung als unbegründet auf sich beruhen lassen müssen, denn Albin ist nirgends weder als Besitzer noch als Drucker im Hause »Zum Saulöffel« bezeugt. Auch die weitere Annahme Schaabs, Albin habe dort 1604 Serarius die »hölzernen Typen Gutenbergs« gezeigt, läßt sich nicht halten; denn abgesehen davon, daß Gutenberg niemals mit hölzernen Typen gedruckt hat, besteht auch die Behauptung Bodmanns vom Übergang der Druckwerkzeuge Gutenbergs an Heumann zu Unrecht[20]. Was die »primi modioli« anbetrifft, so vermutet Benzing, es seien Holzbuchstaben in vergrößerter Form gewesen, die den Lehrlingen bei ihrem Postulat überreicht wurden. Vielleicht wurden solche noch von Heumann her im Hause »Zum Saulöffel« aufbewahrt.

[10] Widmann S. 10f. Adolph Tronnier: Zur Lebensgeschichte des Mainzer Druckers Franz Behem, in: Gutenberg-Jahrbuch 13 (1938), S. 168.

[11] Schrohe, Stadtaufnahmen, Teil 1, Nr. 1153.

[12] Benzing-Presser S. 51, 52, 53, 54.

[13] Im Schlußimpressum von: Baronius: Epistolarum sacrarum ... (Anh. Nr. 90).

[14] In der Widmung von: Flaminius Chartarius: Decisiones Rotae ... (Anh. Nr. 82).

[15] Serarius: Moguntiacarum rerum libri quinque. Moguntiae: Lipp 1604, S. 159.

[16] Benzing-Presser S. 47.

[17] Schaab Bd. 1, S. 552.

[18] Schaab Bd. 3, S. 428.

[19] Benzing: Albin S. 211.

[20] Benzing-Presser S. 47.

b) *Albins Jugend*

Die spärlichen Daten über Albins Jugendjahre lassen seinen Werdegang nur annähernd rekonstruieren. Er scheint sich durch eine gründliche und vielseitige typographische Ausbildung für seine Drucktätigkeit qualifiziert zu haben. Auch stand er wohl schon von Kindheit an unter dem Einfluß reformfreundlicher katholischer Kreise.

Die erste völlig gesicherte Nachricht über Albin, dessen Name wahrscheinlich eine Latinisierung des deutschen Namens »Weiß« ist, liegt zwar erst in seiner Eheberedung vom 7. 6. 1598 vor. Das Dunkel über seiner Herkunft wird jedoch durch einige Hinweise erhellt. Zwei voneinander unabhängige Nachrichten deuten auf Trier oder auf die Umgebung dieser Stadt als Geburtsort. Einmal war im Jahre 1593 in der Matrikel der reformierten Hohen Schule in Herborn ein »Johannes Albinus Trevirensis« als Druckergeselle eingetragen[21]. Sodann richtete Johann Albin 1601 eine Widmung an den Trierer Chorbischof Wilhelm Quad von Lanzcron, in der er sich für Wohltaten bedankt, die ihm Quad von der Knabenzeit an erwiesen habe[22]. Nach Auskunft des Trierer Stadtarchivs sind dort um 1580 Apotheker und Wollweber als Träger des Namens Weis bezeugt. Albins Geburtsdatum wäre in die Zeit zwischen 1570 und 1575 zu verlegen, wenn wir annehmen, daß er mit rund 20 Jahren in Herborn Geselle war und 1620 mit 45 bis 50 Jahren starb. Von seinen Eltern wissen wir nur, daß sein Vater 1598 schon gestorben war, während seine Mutter damals noch lebte[23].

Interessant ist, daß Albin die Liebe seines Gönners Quad zu den Jesuiten hervorhebt. Vielleicht hat ihn Quad bei reformfreundlichen Kreisen in Trier eingeführt. Möglicherweise erwarb Albin sich im Gymnasium der Jesuiten zu Trier[24] die Bildung, auf die sein späterer Umgang mit Persönlichkeiten des literarischen Lebens und sein aktiver Anteil an seinem Verlagsprogramm schließen lassen.

Er muß schon in jungen Jahren nach Mainz gekommen sein, da der Mainzer Schulhalter Johann Mühlich und Johann Albin schon seit etwa 1590 einander »in Freundlichkeit beigewohnet

[21] Antonius van der Linde: Die Nassauer Drucke der königlichen Landesbibliothek in Wiesbaden. Bd. 1. Wiesbaden 1882. S. 351.

[22] Widmung Albins von: Vasquez: De cultu adorationis (Anh. Nr. 48), datiert vom 4. 4. 1601. Albin will darin »in me iam inde a puero collatorum a Te beneficiorum ... publicum testimonium exstare«. – Wilhelm Quad v. Landskron ist seit 1559 Domkapitular, seit 1572 Chorbischof in Trier und wohnte wahrscheinlich seit seiner Ernennung zum Chorbischof in der Trierer Domkurie Althammerstein (Auskunft des Stadtarchivs Trier).

[23] Eheabrede vom 7. 6. 1598. StA Mz Borg.B. 5/19 fol. 141 ff.

[24] Vgl. Duhr Bd. 1, S. 95 ff.

haben«[25]. Wahrscheinlich war er Druckerlehrling bei Kaspar Behem. Nach seinem Postulat zum Gesellen mag er dann die Wanderschaft angetreten haben, und so finden wir ihn 1593 bei Christophorus Corvinus in Herborn. Daß er hier trotz seiner sonstigen katholischen Einstellung in einer Druckerei mit ausgesprochen reformatorischen Tendenzen tätig war, ist nicht allzu verwunderlich, denn er war auf der Wanderschaft, um die Welt kennenzulernen.

c) Albins Einheirat in die Druckerei

Wie wurde nun der Geselle Johann Albin zum Inhaber der Firma? Auf eine Weise, die damals nicht ungebräuchlich war: Er heiratete, nachdem Heinrich Breem zu Anfang des Jahres 1598 verstorben war[26], am 7. 6. 1598 dessen Witwe Maria, die Tochter Kaspar Behems aus erster Ehe[27].

In erster Linie mögen geschäftliche Rücksichten mitgespielt haben, da Albin finanziell schwerlich in der Lage war, allein eine Druckerei zu kaufen oder einzurichten; dazu kommt, daß bei der damaligen Verknöcherung des Zunftwesens einem Gesellen oft kein anderer Weg als die Einheirat offenstand, um zur Meisterschaft zu gelangen[28], andererseits scheint auch das Breemsche Geschäft nach Wegfall der männlichen Leitung in Unordnung und Schwierigkeiten geraten zu sein. Balthasar Lipp, der zur gleichen Zeit seine neue Druckerei in Mainz errichtete, konnte verschiedene Privilegien für sich gewinnen, die vorher die Druckerei »Zum Maulbaum« innegehabt hatte. In einer Eingabe Albins an den Erzbischof Wolfgang von Dalberg aus dieser Zeit[29] klingen denn auch Sorgen um die Erhaltung des Geschäftes an. Er schreibt darin aber auch – und es ist vielleicht doch mehr als eine Floskel – von ihrer – Albins und Marias – beiderseitiger Freundschaft und Liebe.

Die güterrechtliche Seite ihrer Ehe legten Johann Albin und Maria am 7. Juni 1598 vertraglich fest[30]. Das war notwendig, da Maria aus ihrer ersten Ehe zwei unmündige Kinder, Hans Heinrich und Ursula, verblieben waren. Nach dem in Mainz gültigen Eherecht bestand zwischen den Ehegatten allgemeine Gütergemeinschaft. Nach Auflösung der Ehe fielen $^2/_3$ des Gesamtgutes, der sogen. Schwertteil, an die Partei des Mannes, während $^1/_3$ als »Rockenteil« bei der Partei der Ehefrau verblieb[31]. Bei Marias zweiter Ehe hätte nun den Kindern ihr Vaterteil, das sind $^2/_3$ des Gesamtvermögens, abgeteilt werden müssen. Das war aber wegen des zur Führung der Druckerei notwendigen Kapitals nicht möglich. So einigten sich die beiden Parteien, Johann Albin einerseits und Maria mit den Vormündern ihrer Kinder andererseits, in einer Eheabrede auf eine vom gesetzlichen Eherecht abweichende Lösung. Durch genaue Aufstellung von Guthaben und Schulden wurde der Wert des Vermögens zu 4037 Gulden und das väterliche Erbteil der Kinder zu 2691 Gulden 8 Albus ermittelt. Dann wurde bestimmt, daß die Eheleute zwar bei der ganzen Erbschaft verbleiben, dafür aber die Kinder aufziehen und jedem von ihnen 1000 Gulden, zahlbar bei ihrer Verheiratung, sicherstellen sollten. Der Sohn Hans Heinrich sollte ferner bei Eignung nach seiner Volljährigkeit als Teilhaber in die Druckerei aufgenommen werden und in den Genuß aller Privilegien kommen[32].

Anhand der Aktivposten können wir uns einen Begriff von den Vermögensverhältnissen bilden, in die Johann Albin eintrat. An Immobilien sind vorhanden: Das Haus »Zum Maulbaum«, geschätzt zu 1600 Gulden, und drei Weinberge: einer vor der Gaupforte zu 800 Gulden, zwei Stücke in Laubenheim zu 1500 bzw. 1000 Gulden. Wie aufschlußreich wäre es, wenn die stückweise erfolgte Veranschlagung von Büchern, Hausrat, Fahrnis, Inventar des Buchladens im Paradies am Dom, Pressen und Druckereimaterialien in dieser Form auf uns gekommen wäre! Leider ist dafür nur ein summarischer Wert von 3600 Gulden eingesetzt.

Von Albin ist nur vermerkt, daß er sein väterliches Erbteil, vorbehaltlich dessen, was seine Mutter lebenslänglich nutzen durfte, mit in die Ehe brachte.

Die Liste der Gläubiger gibt einen Einblick in die geschäftlichen Verbindungen und die wirtschaftliche Lage der Firma. Die Erben des Kölner Verlegers Birckmann, des Hauptgeschäftspartners von Albins Vorgängern[33], haben eine Forderung von 1500 Gulden, den Erben des Papierhändlers Nikolaus von Türkheim in Straßburg stehen 450 Gulden gut. In einer längeren Reihe ziehen dann der Stadtbaumeister, Bürger, Händler und Handwerker mit Forderungen von 15-224 Gulden vorüber. Zum Teil wird es sich dabei um unbezahlte Rechnungen gehandelt haben. Jedenfalls ist daraus ersichtlich, daß sich das Ge-

[25] Widmung Mühlichs vom 23. 10. 1608 an Albin in seinem »Wechselbüchlein« (Anh. Nr. 147). Darin schreibt er, »Dass E. E. und ich über 18 Jahre lang ledig und bürgerlichen Standes in Lieb, Ehren und Freundlichkeit einander beigewohnet«. – Mühlich ist ab 1601 des öfteren in Archivalien des Mainzer Stadtarchivs bezeugt. Wahrscheinlich ist er identisch mit dem deutschen Schreiber Hans Mühlich aus dem Stift Würzburg, der 1598 als Mainzer Bürger angenommen wurde (StA Mz Bürgerann.).

[26] Am 28. 1. 1598 lebte er noch (StA Mz Borg.B. 5/20 fol. 60r).

[27] Benzing-Presser S. 54.

[28] Vgl. Janssen Bd. 8, S. 73ff.

[29] Vor dem 13. 1. 1599. Darin heißt es, Albin sei »nicht allein verpflichtet ... meiner lieben Hausfrauwen ihre gerechtsame nicht zum Untergang geraten lassen, sondern auch maritali affectione wohlgeneigt ... dieselbige zu restaurieren und zu erhalten« (Kopie der Eingabe: HHSA Wien Impr. Fasc. 1, fol. 40f.).

[30] StA Mz Borg.B. 5/19 fol. 141v-143. Vgl. Benzing-Presser S. 100f.

[31] Richard Schröder u. Eberhard v. Künßberg: Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. 7. Aufl. Berlin u. Leipzig 1932. S. 813; Richard Schröder: Das eheliche Güterrecht Deutschlands in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Berlin 1875. S. 12ff., 16.

[32] Hans Heinrich Breem ist am 18. 1. 1622 mit einer Katharina verheiratet (StA Mz Borg.B. 5/27 fol. 18r). Am 14. 7. 1622 hob Albins Geschäftsnachfolger Anton Strohecker ihren Sohn Anton Breem aus der Taufe (Benzing-Presser S. 303 Anm. 6). Ursula Breem heiratete am 22. 11. 1604 Johann Heinrich Baronius-Calvinus, den Bruder des mit Albin befreundeten Konvertiten und Kontroversschriftstellers Justus Baronius-Calvinus (StA Mz Kirchenb. St. Quintin). Am 17. 10. 1605 wurde Albin Taufpate eines Sohnes Johann Heinrich (ebd.). Johann Heinrich Baronius sen. ist 1607 bei der Taufe einer Tochter Maria als Buchhändler bezeugt (Schrohe, Calvinus-Baronius S. 306 Anm. 33). 1622 war er Arnsburgischer Keller in Frankfurt (StA Mz Borg.B. 5/27 fol. 18v). Nach Ursulas Tod ging er eine neue Ehe mit Maria Elisabeth Spiegel ein und starb vor dem 10. 6. 1627 (StA Mz Borg.B. 5/30 fol. 40r).

[33] Benzing-Presser S. 54; Widmann S. 8.

schäft in schwieriger finanzieller Lage befand. Dafür sprechen auch verschiedene weitere Schuldposten bei Mainzer Stiftern, Juden und bei dem Pfarrer von St. Ignaz, wahrscheinlich einem Sohn Franz Behems[34]. Mehrere Mitglieder der Familie Behem finden wir übrigens auch bei den Zeugen für die Witwe und ihre Kinder.

2. Johann Albin und seine Offizin

Durch seine Verheiratung hatte sich Johann Albin das Mainzer Bürgerrecht erworben. Er gehörte, wie auch andere Mainzer Drucker seiner Zeit, der Krämerzunft an, vermutlich wegen seines Buchhandels[35].

Aus Albins Ehe mit Maria sind drei Kinder bekannt:

1. Leonhard Albin, geb. um 1599,
2. ein weiterer Sohn Johann Dietrich, der am 28. 4. 1602 getauft und schon am 24. 12. desselben Jahres beerdigt wurde[36] und
3. eine Tochter Barbara.

Barbara heiratete vor dem 5. 12. 1623 den Faßbender Balthasar Strom[37]. Ihre Tochter Anna Maria wurde am 7. 1. 1653 Ehefrau des Buchdruckers Nikolaus Heyl d. J. und knüpfte so ein Band zu kommenden Mainzer Druckergeschlechtern[38].

Leonhard ging, wahrscheinlich 1619 oder 1620, eine Ehe mit Margreth, der Tochter des Biersieders Philipp Fuchs, ein[39]. Am 4. 7. 1620 nahm ihn der Mainzer Rat wohl infolge dieser Heirat als Bürger an[40]. Im Kirchenbuch der Pfarrei St. Ignaz sind die Taufen bzw. Beerdigungen von fünf Kindern aus dieser Ehe aufgeführt[41]. Leonhard wird 1621 und 1623 in Urkunden des Mainzer Stadtgerichts als »Buchdrucker« erwähnt[42]. Für 1623 führt Draudius sogar einen Druck »Christlich katholische Gesäng für das Erzstift Mainz« unter seinem Namen an[43], der jedoch nicht nachzuweisen ist. Vielleicht hat er als Teilhaber seinen Vater und nach dessen Tod seine Stiefmutter bei der Weiterführung der Offizin unterstützt[44]. Dabei scheint er sich hauptsächlich buchhändlerisch betätigt zu haben, wie 1619-1624 bezeugt ist. Was er später betrieb, ist unbekannt. 1631 gehörte er noch der Krämerzunft an. Sein Vermögen wurde damals zu 250 Gulden geschätzt[45]. Er überlebte die schwedische Besatzungszeit nicht, denn am 24. Juni 1633 heiratete seine Witwe Margreth einen Hans Velten Span[46].

In dem Pestjahr 1606 starb Maria[47], und im Juli 1608 ging Albin eine zweite Ehe mit Anna, der Tochter des spanischen Kriegshauptmannes Nikolaus Oste von Limburg, ein. Ihnen wurde am 27. 6. 1609 eine Tochter Adelheid getauft[48].

Gleich nach Albins Geschäftsübernahme 1598 erschienen Werke aus seiner Presse. Peruschis »Historica relatio de regis Mogor vita« trägt auf manchen Exemplaren noch den Druckvermerk Heinrich Breems, auf anderen den von Johann Albin[49]. In den folgenden Jahren bemühte er sich eifrig, das Unternehmen neu zu beleben. Den Erfolg bezeugt der große Aufschwung der Drucktätigkeit und des Verlags unter seiner Leitung. Trotzdem gelang es ihm nicht, die finanzielle Lage des Geschäftes zu verbessern; verschiedene Anzeichen sprechen eher für eine Verschlechterung im Laufe der Jahre.

Bis zur Herbstmesse 1613 hatten Albin und Anna »in ihren Nöten« von Annas Mutter Elisabeth, deren Mann damals schon tot war, 600 Gulden geliehen[50]. Auch der Buchbinder Nikolaus Koch war Gläubiger Johann Albins und erhielt nach Albins Tod aus seinem Nachlaß 210 Gulden[51]. In ähnlicher Weise scheint Albin den Buchdruckern Reinhard Elz und Johann Volmar verpflichtet gewesen zu sein (s. u.). 1637 schreibt Albins Nachfolger Strohecker von ziemlichen Schulden, die ihm seine Vorgänger hinterlassen hätten[52]. Bei der Schätzung von 1614 wurde Albins Vermögen mit 2000 Gulden veranschlagt, allerdings wohl ohne seine Behausung und den Weingarten vor der Gaupforte[53], während die schuldenfreie Vermögensmasse der Druckerei 1598 4037 Gulden betragen hatte.

Für die schlechte geschäftliche Entwicklung lassen sich an Hand des vorliegenden Quellenmaterials drei Gründe vermuten:

Erstens wurde das Kapital durch weitere Erbteilungen gemindert. Mit dem Tode Marias und mit Albins zweiter Ehe wurde nämlich auch das mütterliche Erbdrittel der ersteheIichen Kinder Marias, Hans Heinrich und Ursula, fällig. Außerdem beanspruchten jetzt Albins Kinder erster Ehe, Leonhard und Barbara, ihr mütterliches Erbe. Am 10. 2. 1610 erschienen Hans Heinrich und Ursula vor dem Mainzer Stadtgericht und gewannen den ersten Bann[54] über 1363 Gulden 6 Albus und 2 Pfennig mütter-

[34] Vgl. Widmann S. 25f.; Adolph Tronnier: Zur Lebensgeschichte des Mainzer Druckers Franz Behem, in: Gutenberg-Jahrbuch 13 (1938), S. 173.

[35] In dem Schatzungsregister von 1606, dem Belagbuch von 1614 und der schwedischen Kontributionsliste von 1631-1640 (StA Mz 6/54, 6/55 und 7/2-4) sind außer Albin noch Lipp, Meres und Albins Witwe bei der Krämerzunft eingetragen.

[36] StA Mz Kirchenb. St. Quintin.

[37] StA Mz Borg.B. 5/27 fol. 107v.

[38] StA Mz Kirchenb. St. Emmeran. Vgl. Benzing-Presser S. 109.

[39] StA Mz Borg.B. 5/25 fol. 217r und 238r u. ö.

[40] StA Mz Bürgerann.

[41] 1. Beerdigung eines Kindes am 10. 11. 1620. 2. Beerdigung eines »Infantulus« am 1. 4. 1621. 3. Taufe einer Christina am 3. 1. 1622. 4. u. 5. Taufe von Zwillingen (Johann und ein Mädchen) am 24. 2. 1629.

[42] StA Mz Borg.B. 5/26 fol. 217r und 5/27 fol. 125v.

[43] Anh. Nr. 365.

[44] Vgl. Benzing-Presser S. 101.

[45] StA Mz 7/2 (schwedische Kontributionsliste).

[46] StA Mz Kirchenb. St. Ignaz.

[47] Benzing-Presser S. 101.

[48] StA Mz Kirchenb. St. Quintin.

[49] Vgl. Anh. Nr. 7.

[50] StA Mz Borg.B. 5/24 fol. 57r.

[51] StA Mz Borg.B. 5/27 fol. 99v.

[52] In einer Eingabe an Erzbischof Anselm Kasimir (HHSA Wien Impr. Fasc. 70 fol. 13f.).

[53] Belagbuch 1614 (StA Mz 6/55). – Das Haus »Zum Maulbaum« und der Weingarten vor der Gaupforte waren 1598 mit zusammen 2400 Gulden eingeschätzt worden, aber ohne Berücksichtigung der Verschuldung. Da deren Höhe nicht bekannt ist, lassen sich aus diesen Zahlen keine sicheren Schlüsse auf die Vermögensentwicklung ziehen.

[54] Der Bann, d. i. die gerichtliche Vermögenseinweisung, wurde ähnlich wie ein Eheaufgebot dreimal vollzogen.

liches Rockenteil. Johann Albin und Anna verpfändeten dafür ihre ganze Nahrung, Haus, Hof, Weingarten vor der Gaupforte, das ganze Buchdruckereiwesen, Bücher und ihr sämtliches Vermögen. Am selben Tag erlangten Leonard und Barbara, vertreten durch ihre Vormünder, den ersten Bann über 1406 Gulden 23 Albus mütterliches Rockenteil, wofür das Ehepaar Albin dasselbe Pfand einsetzte[55]. Diese Belastung mit rund 2800 Gulden mußte sich ungünstig auf das Geschäft auswirken. Einen gewissen Ausgleich dafür bot wahrscheinlich, was Anna in die Ehe einbrachte bzw. später von ihrer Mutter erbte, die nach Annas Ehe mit zu Albin gezogen war. Annas Mutter Elisabeth, die Witwe des Kapitäns Nikolaus Oste, war nicht unvermögend. Sie verlieh, wie erwähnt, 600 Gulden an Albin und Anna und außerdem von ihrer Barschaft 500 Gulden an die Prediger zu Frankfurt und an Paulus Zentgräven zu Burghain[56]. Ihr Todesdatum ist nicht bekannt.

Zweitens hat sich Albin wahrscheinlich bei seiner starken Verlagstätigkeit übernommen. Bei dem geringen Kapital war das Unternehmen dem Verlagsrisiko kaum gewachsen. Ihm fehlten die geldlichen Reserven, um die Herstellungskosten tragen zu können, wenn einzelne Auflagen nicht abgingen. Die günstigere finanzielle Entwicklung des Konkurrenzunternehmens Balthasar Lipps mag mit dessen geringerer Verlagstätigkeit zusammenhängen.

Schließlich wirkten sich auch die allgemeinen wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse ungünstig aus. Die Münzverschlechterung und Preissteigerung erreichten im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Die Wirren des beginnenden 30jährigen Krieges störten nicht nur Verkehr und Handelsverbindungen, sondern machten auch in den Jahren 1620–22 das Mittelrheingebiet zum Kriegsschauplatz[57]. Daß die Druckerei »Zum Maulbaum« dabei in Mitleidenschaft gezogen wurde, geht aus einer Widmung des Rektors des Mainzer Jesuitenkollegs, Balthasar Hager, vom 1. 10. 1622 hervor[58]. Er erklärt die Verzögerung des Erscheinens seines bei Albins Nachfolger Strohecker gedruckten Werkes damit, daß »diese verwirrte und trübselige Zeit wie aller anderer Hantierung also auch die Drukkerherren in ihrer Arbeit und Werbung verhindert hat«.

In dieser »verwirrten und trübseligen Zeit« wurde die Drukkerei auch noch ihres Leiters beraubt. Johann Albin starb im Herbst des Jahres 1620, nach dem 22. 9.[59]. Was uns die spärlichen Quellen verraten, ist nur ein Bruchteil seines Lebens und Wirkens. Wir hören, daß es von Unglücksfällen und schwersten Bedrängnissen begleitet wurde[60]. Die beste Würdigung seiner Persönlichkeit wird die Darstellung seiner Druck- und Verlagstätigkeit bilden, die er durch alle Nöte hindurch fortführte.

3. Die Offizin unter Albins Nachfolgern und ihr Untergang

Nach Albins Tod führte zunächst seine Witwe Anna das Geschäft mit großer Tatkraft selbständig weiter, wie mehrere Drucke bezeugen, die unter ihrem Namen erschienen. Wir finden sie auch auf der Frankfurter Messe, und sie unterschreibt Widmungen. Aber, wie schon einmal im Jahre 1598, so kam auch jetzt wieder die Druckerei durch zweite Ehe in andere Hände: Zwischen der Frühjahrs- und Herbstmesse 1622 heiratete Anna den Anton Strohecker. Auf der Frühjahrsmesse erschien sie noch als »Anna Albin«, auf der Herbstmesse schon als »Anna Stroheckerin«[61].

Anton Strohecker stammt wahrscheinlich aus Frankfurt, wo mehrere Familien Strohecker bekannt sind. Am 10. 2. 1595 wurde ein Anton Strohecker als Sohn des Tuchscherers Barthel Strohecker geboren[62].

Anna schenkte ihrem zweiten Gatten 4 Kinder, die 1631 noch alle »unerzogen« waren[63], und von deren weiterem Schicksal nichts bekannt ist. 1630 erscheint außerdem ein Johann Ulrich Strohecker in enger Verbindung mit Anton Strohecker. Er widmet ein von ihm verfaßtes und bei Anton Strohecker gedrucktes Andachtsbüchlein[64] seinem Taufpaten, dem Domherrn Joh. Ulrich v. Andlau. Dabei spricht er von seinen Eltern, Geschwistern und Verwandten und nennt die Stroheckersche Offizin »unsere Druckerei«. Sollte es sich um einen Sohn Stroheckers handeln, so müßte er einer früheren Ehe entstammen und Anton Strohecker könnte altersmäßig nicht mit dem Sohn Barthel Stroheckers identisch sein. Ebensogut kann es aber ein Verwandter gewesen sein, den Strohecker als Gehilfen oder Teilhaber ins Geschäft genommen hatte.

Der Tod Albins und Annas zweite Ehe brachten wohl neue Schwierigkeiten über das Unternehmen. Im Jahre 1621 kam es zu einer Verteilung von Albins Nachlaß, wobei, wie wir hörten, der Buchbinder Nikolaus Koch sich mit seinen Ansprüchen zu einer Abfindung von 200 Gulden vergleichen mußte[65]. Am 28. Mai 1621 entrichtete Anna ihrem Stiefsohn Hans Heinrich Breem 160 Gulden, vielleicht für Forderungen, die noch aus

[55] StA Mz Borg.B. 5/20 fol. 171r und 172r. Bei der 2. und 3. Banngewinnung am 21. 10. 1615 (Borg.B. 5/21 fol. 86ff., bzw. 171ff.) erschienen weder Hans Heinrich und Ursula noch die Vormünder von Leonhard und Barbara. Vielleicht war inzwischen eine Teilzahlung erfolgt.

[56] StA Mz Borg.B. 5/26 fol. 60r.

[57] Zur Herbstmesse 1620 konnte der größere Teil der Buchführer wegen des Kriegswesens nicht nach Frankfurt kommen (HHSA Wien Bücherkomm. Karton 1, Konvol. 4, fol. 55ff.).

[58] In: Hager: Newe Juden und Gottesleydler... (Rettung der Ehr Gottes. 2. Teil) Mainz 1623, Strohecker.

[59] Eine von Albin unterzeichnete Vorrede zu: Becanus: Opusculorum theologicorum. T. 5 ist vom 22. 9. 1620 datiert und alle bekanntgewordenen Drucke aus dem Jahr 1620 tragen noch seinen Namen, während auf den Werken des folgenden Jahres der Name seiner Witwe erscheint. Vgl. Schaab Bd. 3 S. 428.

[60] Seine Witwe schreibt in der Widmung von: Piatti: De dignitate cardinalis (Anh. Nr. 342) von »casus adversi« und »aerumnis gravissimis«.

[61] HHSA Wien Bücherkomm. Kart. 1, Konv. 3, fol. 79f. u. Konv. 4, fol. 77f.

[62] Benzing-Presser S. 106f. auch zum folgenden Absatz. In diesem Zusammenhang ist es interessant, daß Beziehungen zwischen einem Formschneider Johann Strohecker und dem Kupferstecher Georg Keller, welcher für Albin arbeitete, bestanden: Johann Strohecker, vielleicht ein Neffe Barthel Stroheckers, ist 1611 Pate bei der Taufe eines Sohnes Kellers (Zülch S. 444f., 488).

[63] HHSA Wien Impr. Fasc. 70, fol. 13f.

[64] Güldene Arch (Anh. Nr. 400).

[65] StA Mz Borg.B. 5/27 fol. 99v.

dem Ehevertrag von 1598 herrührten[66]. Am 17. Juni 1622 vereinbarte sie sich mit ihrer Stieftochter Barbara Strom, Albins Tochter aus erster Ehe, wegen deren mütterlichen und väterlichen Erbansprüchen zu einer Zahlung von 600 Gulden[67].

Strohecker scheint selbst nicht begütert genug gewesen zu sein, um das Geschäft zu sanieren. Im Gegenteil, es trat ein weiterer Niedergang ein, der sich in einem deutlichen Sinken der Bücherproduktion spiegelt. Am 7. Juli und am 13. Oktober 1626 mußten sich Strohecker und Anna auf Befehl des kurfürstlichen Kämmerers mit dem Bevollmächtigten des Straßburger Papierhändlers Nikolaus von Türkheim über eine Schuld vergleichen, die mit Zinsen und Unkosten auf 3065 Gulden angewachsen war, und dafür ihr ganzes Hab und Gut verpfänden[68].

Das Ende der Offizin wurde jedoch durch äußere politische Ereignisse herbeigeführt. Strohecker gibt davon selbst eine anschauliche Schilderung in einer Eingabe an Erzbischof Anselm Kasimir von 1637 um eine Schutzfrist gegenüber seinen Gläubigern[69]. Da er sein Unglück vielleicht schlimmer dargestellt haben könnte, um seinen Zweck zu erreichen, soll die Richtigkeit seiner Angaben an Hand anderer Nachrichten überprüft werden. Jedoch ist zu bedenken, daß die Eingabe von Erzbischof Anselm Kasimir gebilligt und so an den Kaiser weitergeleitet wurde.

Strohecker hatte nach seinem Bericht gerade noch einen Versuch unternommen, sich durch Druck und Verlag einiger kostbarer Werke aus seiner Schuldenlast herauszuarbeiten, da brach das Unglück im Spätherbst 1631 mit raschen Schlägen über ihn, seine Familie und sein Geschäft herein: Als Gustav Adolf Ende November auf seinem Siegeszug nach Süddeutschland zum ersten Mal vor Mainz erschien[70], starb Stroheckers Frau; so wurde er mit seinen vier unerzogenen Kindern »in trübseligen Witwerstand versetzt«. Zehn Tage darauf floh er mit ihnen vor den Schweden nach Köln.

Auch in anderen Quellen ist die Flucht vieler Bürger vor den Schweden, die am 23. Dezember (neuen Stils) die Stadt einnahmen, überliefert. Ein Teil, darunter auch Erzbischof Anselm Kasimir, suchten damals ebenfalls ihre Zuflucht in dem kaiserlich gebliebenen Köln[71]. Strohecker mag durch die allgemeine Verwirrung, durch seine engen Beziehungen zum Erzbischof oder durch die kaiser- und jesuitenfreundliche Tätigkeit seiner Presse zu diesem Schritt bewogen worden sein[72]. Seine Angabe vom Tode seiner Frau wird allerdings durch einen Eintrag in der schwedischen Kontributionsliste für Mainz[73] in Frage gestellt. Dort heißt es: »Johann Albini modo Antoni Strohecker relicta, verschätzt (mit) 1500fl. (hat) geben 216fl.«, was genau dem von Frohnhäuser[74] errechneten Satz entspricht. Von anderer Hand ist hinzugefügt »absens«. Es mag sein, daß Anna ihrem Mann erst später nachfolgte, und Stroheckers Angabe, sie sei gestorben, unrichtig ist, oder, daß jemand vom Druckereipersonal zurückblieb und in Annas Namen die auferlegte Schatzung abzahlte.

Während Strohecker sich – wie er weiter berichtet – in seinem Kölner Exil kümmerlich ernährte und in neue Schulden stürzen mußte, konfiszierten ihm die Schweden seinen Besitz, seine beiden Buchläden im Paradies am Dom und seinen Buchhandel zu Hause. Seine Druckerei, seine alten Bücherbestände, seine Schriftgießerei und Buchbinderei wurden demontiert und nach Schweden transportiert; seine Häuser zu Mainz und Laubenheim wurden niedergerissen, sein sämtliches Mobiliar, 5 Stück Wein und aller Proviant gingen verloren, seine Weingärten wurden verdorben.

Diese Angaben werden von Erzbischof Anselm Kasimir ausdrücklich bestätigt[75]. Sie stimmen auch mit anderweitigen Nachrichten aus der Mainzer Schwedenzeit überein. Nach Bodmann wurden »teils aus Haß, teils aus Bosheit, teils wegen Holzmangel... aller abwesenden Bürger und Geistlichen Häuser rein ausgeplündert, die Dächer abgedeckt... was immer von Holz war, zerschlagen«, der Hausrat verkauft und »alle Stickel und Pfähle in den umliegenden Weinbergen ausgerissen, verbrennt«[76]. Weiter hören wir von der Überführung von Büchern und Bibliotheken als Kriegsbeute nach Schweden. Gustav Adolf gab am Tag der Kapitulation von Mainz eine Instruktion aus, daß u. a. alle Bibliotheken und »Privat Büchern«, die im Schloß und in den »verlauffenen« Kollegien, Schulen, Klöstern oder »sonsten in den verlauffenen Häusern« gefunden wurden, an einen Ort zusammengebracht und bei Gelegenheit abgeführt werden sollten[77] . Dieses Schicksal mögen auch Stroheckers Büchervorräte und seine Druckereieinrichtung geteilt haben. Der Grund, den Strohecker für die ihm zugefügten Schäden angibt: er habe sich geweigert, den Schweden etwas gegen den Kaiser und den Kurfürsten zu kontribuieren, soll natürlich einen guten Eindruck machen. Seine Richtigkeit muß dagegen dahingestellt bleiben.

Als die Schweden am 9.1.1636 abgezogen waren und Strohecker endlich zurückkehren konnte, war ihm »aller Orten« seine »Nahrung entnommen und verstricket und gleichsam der Faden« seines »Lebens nahegar abgeschnitten«. Einzig einige Bücher in seinem Frankfurter Buchladen waren ihm verblieben, die jedoch der Rat wegen der auf über 600 Gulden angewachsenen Laden- und Gewölbezinsen arrestiert hatte. In dieser Not richtete er 1637 das erwähnte Gesuch über den Erzbischof an den Kaiser und bat um eine Schutzfrist gegenüber seinen Gläubigern, damit er sich geschäftlich etwas erholen und seinen

[66] Ebda. Borg.B. 5/26 fol. 222v.

[67] Ebda. Borg.B. 5/27 fol. 107v.

[68] Ebda. Borg.B. 5/29 fol. 94v, 106r.

[69] HHSA Wien Impr. Fasc. 70, fol. 13f.

[70] Vgl. auch zum Folgenden, Frohnhäuser S. 27ff., Bodmann S. 9ff.

[71] Bodmann S. 20, 131f.; Frohnhäuser S. 98.

[72] Sein Konkurrent Meres, der Nachfolger Lipps, verblieb in Mainz und druckte während der Besatzungszeit für die Schweden (Benzing-Presser S. 108).

[73] StA Mz 7/2 fol. 8.

[74] S. 125: 144 Gulden Kontribution für je 1000 Gulden Vermögen.

[75] In seinem Begleitschreiben an den Kaiser zu Stroheckers Eingabe, datiert vom 8. 8. 1637 (HHSA Wien Impr. Fasc. 70, fol. 12 u. 15).

[76] Bodmann S. 50. Frohnhäuser schreibt die Zerstörungen von Häusern der Verwahrlosung durch mangelnde Bewohnung, den Einquartierungen und dem Holzmangel hauptsächlich den Belagerungen durch die Kaiserlichen 1635 zu (S. 213ff.).

[77] Binz S. 157-165.

Frankfurter Buchhandel wieder aufnehmen könne. Ferdinand III. erteilte ihm darauf am 13. November 1637 das gewünschte »Moratorium« auf 3 Jahre[78].

Strohecker ging auch mit dem Gedanken um, seine Druck- und Verlagstätigkeit wieder aufzunehmen, und hat wohl Vorbereitungen dazu getroffen. 1639 bat er in einem erneuten Gesuch an den Kaiser um die Verlängerung einer ganzen Reihe von Privilegien, die er auch am 29. Juli 1639 erhielt[79]. Dabei schreibt er, er habe »mit guter Leut Hilfe« eine Neuauflage aller Reichskonstitutionen bereits in Angriff genommen. 1640 ersuchte er das Domkapital, die Kalender herstellen zu dürfen, was ihm abgelehnt wurde[80]. Überhaupt scheinen sich diese Pläne zerschlagen zu haben, denn außer einem Druck von 1638, den Strohecker zusammen mit Schönwetter ausgeführt haben soll[81], hören wir nie mehr von irgendeiner Druck- oder Verlagstätigkeit Stroheckers. Sicher ist, daß er die Druckerei »Zum Maulbaum« nicht mehr in Betrieb genommen hat, denn noch 1657 heißt es von ihr, sie sei »ruiniert und vor diesem die Albinische Druckerei gewesen«.[82]

Strohecker hatte zugleich mit dem Gesuch um den Kalenderdruck 1640 beim Domkapitel um den Faktoreidienst in Frankfurt gebeten. Ob er ihn erhalten hat, ist unbekannt[83]. Vielleicht ist er mit dem Herrn Strohecker identisch, der 1644 im Hause der Witwe des verstorbenen Herrn Hayler beim Reichklarakloster wohnte[84].

Damit stimmt überein, daß die Beisetzung des »Buchdruckers Anton Strohecker« am 12. Juli 1647 im Kirchenbuch der Pfarrei St. Christoph eingetragen wurde, die für das Gebiet des Reichklaraklosters zuständig war. Wenn die Nachricht vom Tode der ersten Frau Stroheckers zutrifft, muß er eine neue Ehe eingegangen sein, denn wenige Tage nach ihm wurde seine Ehefrau wie er in St. Quintin beerdigt[85]. Es mag Stroheckers letzter Wille gewesen sein, in seiner alten Pfarrkirche eine Ruhestätte zu finden, in deren unmittelbarer Nähe er einst in besseren Zeiten seine Druckerei »Zum Maulbaum« betrieben hatte.

4. Verhältnis zu anderen Mainzer Druckern

a) *Balthasar Lipp*

Im gleichen Jahr 1598, in dem Albin selbständig zu drucken begann, eröffnete Balthasar Lipp in Mainz eine zweite Offizin am Flachsmarkt, die er bis 1623 und sein Nachfolger Hermann Meres[86] bis 1653 betrieb, und in der zahlreiche, zum Teil bedeutende Drucke erschienen. Da ergibt sich ganz von selbst die Frage: Wie war das gegenseitige Verhältnis der beiden Druckereien? Lebten sie in erbittertem Konkurrenzkampf oder arbeiteten sie friedlich nebeneinander?

Gleich zu Beginn seiner Tätigkeit konnte Lipp sich in den Besitz verschiedener Privilegien setzen, die vorher die Behem-Breemsche Offizin innegehabt hatte. Anfangs 1598 machte er eine Eingabe um ein Privileg für den Regensburger Reichsabschied dieses Jahres, das ihm Rudolph II. am 27. April erteilte[87]. Als Albin am 23. November 1598 das Domkapitel unter Berufung auf die Tradition seiner Geschäftsvorgänger bat, die Wappenkalender drucken zu dürfen, mußte er erfahren, daß ihm auch hierin Lipp zuvorgekommen war. Der Kurfürst hatte den Wappenkalender und »andere Sachen mehr« zufolge erlangten Privilegs dem neu angenommenen Buchdrucker Lipp anbefohlen[88]. Auffällig ist auch, daß, während Franz und Kaspar Behem sowie Heinrich Breem viel mit dem Kölner Verlagshaus Birckmann-Mylius zusammengearbeitet hatten[89], diese Geschäftsverbindung 1598 plötzlich auf Lipp überging und kein einziger Druck Albins für Mylius bekannt geworden ist.

Diese Vorgänge sind wahrscheinlich damit zu erklären, daß nach Heinrich Breems Tod in seiner Druckerei Verwirrung und Unordnung herrschte und ihre Leistungsfähigkeit vorübergehend herabgesetzt war. So konnte Lipp sich in ihre Geschäftsverbindungen einschalten und die anfallenden Drucke an sich bringen. Vielleicht waren diese Verhältnisse in der Breemschen Presse ein Anlaß zu seiner Übersiedlung nach Mainz gewesen.

Später scheint es jedoch zu einer gütlichen Einigung über diese Frage, ja sogar zu einer Zusammenarbeit zwischen den beiden Druckern Albin und Lipp gekommen zu sein. Albin erhielt 1599 auf die Fürsprache des Erzbischofs Wolfgang von Dalberg ein Privileg für die Sammelausgabe der Reichsabschiede und -konstitutionen[90] und druckte von da ab alle Reichsdrucke wie seine Vorgänger. Auch die später anfallenden kurfürstlichen Veröffentlichungen gingen, soweit bekannt, wieder aus seiner Presse hervor. Akten über Nachdruckprozesse wurden nicht bekannt[91]. Einzelne Privilegien, wie das über den Speyerer Deputationstagsabschied von 1600[92] oder für zwei Werke des Jesuiten Serarius[93], wurden sogar für beide Drucker gemeinsam

[78] HHSA Wien Ant. Fasc. 945, Konv. 2.

[79] Ebda. Impr. Fasc. 70, fol. 1-4, 9-11.

[80] Schrohe: Aufsätze S. 35.

[81] Schwetschke Bd. 1, S. 93.

[82] Schrohe, Stadtaufnahmen Bd. 2, S. 110. Das Haus befand sich damals im Besitz des Druckers Nikolaus Heyl und des Friedrich Steinmetz.

[83] HHSA Wien Impr. Fasc. 70, fol. 1-4, 9-11.

[84] Schrohe a.a.O. Bd. 3, S. 242 Nr. 656. Damals waren viele Einwohner des flachen Landes infolge der Kämpfe zwischen Deutschen und Franzosen in die Stadt geflohen (a.a.O. S. XI).

[85] StA Mz Kirchenb. St. Christoph.

[86] Näheres über Lipp und Merses bei Benzing-Presser S. 103ff., 108.

[87] Abgedruckt in: Abschied der Rö. Kays. Mt... auff dem Reichstag zu Regensburg... MDXCVIII auffgericht. Mainz. B. Lipp, 1598. Vgl. Benzing-Presser S. 101.

[88] SA Würzb. Mz. Domkap. Prot. Bd. 24, fol. 227. Unter den »anderen Sachen« sind wahrscheinlich die neue Mainzer Agende (gedruckt von Lipp 1599) und das neue Mainzer Missale (gedruckt von Lipp 1602) zu verstehen.

[89] Benzing-Presser S. 50ff., 54; Widmann S. 8.

[90] HHSA Wien Impr. Fasc. 1, fol. 36 u. 46.

[91] Vgl. Benzing-Presser S. 97.

[92] HHSA Wien Impr. Fasc. 1, fol. 47 u. 50.

[93] Facultas excudendi für die »Commentaria in Josue, Judices, Ruth«, ausgestellt vom Provinzial für die Rheinprovinz der Gesellschaft Jesu, Henricus Scherenus, am 3. 4. 1609; abgedruckt in: Serarius: Josue ... Bd. 1 (Anh. Nr. 167). Beide Drucker teilten sich in die Arbeit, indem Albin den Josue-Druck ausführte und Lipp im gleichen Jahr 1609 die Kommentare zu Judices und Ruth druckte.

ausgestellt. Oft teilten sie sich in die Werke eines Verfassers[94]. Gelegentlich druckten sie sogar dasselbe Werk gemeinsam. So finden wir bei der Ausgabe der »Annales ecclesiastici« des Cäsar Baronius (1601-1608 für die Kölner Verleger Joh. Gymnicus und Anton Hierat) in den Bänden 1-8 den Druckvermerk Lipps, in Band 11 dagegen denjenigen Joh. Albins. Von gutem gegenseitigem Einvernehmen zeugt es auch, daß Albin am 13. Oktober 1613 Zeuge war, als Lipp in Höchst ein Haus und 4 Pressen verkaufte[95] und das weltliche Gericht nach Albins Tod Lipp zum Taxator seines Nachlasses bestellte[96].

b) Reinhard Elz und Johann Volmar

Vor ein nicht ganz zu lösendes Problem stellt uns das Verhältnis Albins zu den beiden Druckern Reinhard Elz und Johann Volmar, unter deren Namen zwischen 1610 und 1618 eine ganze Reihe Mainzer Drucke erschienen[97]. Neben kleineren Werken befinden sich darunter umfangreiche und typographisch hervorragende Leistungen, wie die »Opera Mathematica« des Christophorus Clavius von 1611/12 in 5 dicken, reichillustrierten Foliobänden oder die »Opera« des Hugo von St. Viktor von 1617.

Volmar, dessen Name als Drucker in Mainz von 1612-1618 auftritt, war wohl der Nachfolger von Elz, der 1610-1611 druckte. Diese Annahme wird bestätigt durch die auffällige Übereinstimmung in der typographischen Ausstattung ihrer Werke und durch die Tatsache, daß die »Opera Mathematica« laut Druckvermerken 1611 von Elz begonnen und 1612 von seiner Witwe und Johann Volmar vollendet wurden. Vielleicht hat sich Volmar durch Heirat mit Elzens Witwe zu dessen Geschäftsnachfolger gemacht. Dafür spricht auch, daß er am 31. März 1612 die Mainzer Bürgerschaft erlangte[98].

Waren Elz und Volmar also im Besitz einer selbständigen Druckerei in Mainz? Diese Frage ist wohl zu verneinen. Zur Drucklegung eines Werkes wie der »Opera Mathematica« von Clavius war eine ausgezeichnet eingerichtete Offizin notwendig[99]. Volmars Vermögen wird aber 1614 nur mit 400 Gulden eingeschätzt und der Vermerk beigefügt: »hat zu Mainz nichts eigenes«.[100] Auch sonst hören wir nirgends von einer dritten Druckerei in Mainz. Viel wahrscheinlicher ist es, daß Elz und Volmar die Pressen einer der beiden vorhandenen Druckereien benutzten. Und in der Tat führen bei näherem Zusehen viele Spuren zur Offizin Albins. Zunächst sind es die Verwendung desselben Typen- und Buchschmuckmaterials und die Ähnlichkeit in der Druckgestaltung. Dann hatten beide Beziehungen zu Albin: Ein Volmar aus Guidenberg im Rheingau[101] soll bei Albins Vorgänger Heinrich Breem als Drucker tätig gewesen sein[102] und war 1613 zusammen mit Albin Zeuge bei einem Verkauf von seiten Lipps[103]. Elz war Vormund für Albins Kinder aus erster Ehe, Leonard und Barbara, und vertrat sie am 10.2.1610 bei der Banngewinnung über ihr mütterliches Erbteil[104]. Albins Name erscheint auch im Druckvermerk eines Teils der von Elz und Volmar gedruckten »Opera Mathematica«. Andererseits waren Elz und Volmar geschäftlich selbständig und unterhielten eigene Beziehungen zu Verlegern.

Eine Möglichkeit, ihr Verhältnis zu Albin näher zu erklären, bietet die Tatsache, daß 1610, als die ersten bekannten Drucke Elzens erschienen, die finanzielle Lage Albins sich durch die Erbabteilung an seine Stiefkinder und Kinder erster Ehe verschärft hatte und er Geld aufnehmen mußte. So ist es denkbar, daß er auch bei Elz eine Anleihe gemacht und diesem dafür einen Anteil an seinen Pressen und seinem Typenmaterial verpfändet hat. Man könnte auch daran denken, daß Elz in seiner Eigenschaft als Vormund der Kinder Leonard und Barbara deren Vermögensanteil auf seinen Namen verwaltete. Dann wäre aber der Übergang dieser Rechte an seine Witwe und Volmar unverständlich.

Bei Berücksichtigung der angeführten Gründe darf man mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Elz und Volmar ihre Drucke in der Offizin Albins herstellten, wo sie, vielleicht ursprünglich Gesellen, zu einer Art Teilhaber aufgerückt waren.

Volmar verließ 1618 oder 1619, einem Ruf des Bischofs Johann Gottfried v. Aschhausen von Würzburg und Bamberg folgend[105], Mainz und druckte ab 1619 in Würzburg. Er starb am 23. März 1627. Seine Witwe Annamaria, die das Geschäft weiterführte, heiratete am 10. September 1629 Elias Michael Zink aus Erfurt und starb am 8. Februar 1635[106].

II

DER DRUCK- UND VERLAGSBETRIEB

1. Druck

a) Umfang der Drucktätigkeit

Die Bedeutung der Druckerei Albins geht schon aus der Zahl von 450-500 Drucken hervor, die in den 33 Jahren zwischen 1598 und 1631 die Pressen im Hause »Zum Maulbaum« verließen. Auf den Jahresdurchschnitt kommen also rund 14 Drucke; das sind etwa 1% der damaligen deutschen Bücherproduktion[107]. Dieser Prozentsatz ergibt sich auch bei einem Vergleich der Zahl der in den Frankfurter Messekatalogen angezeigten Werke aus der Offizin Albins mit der Gesamtzahl der deutschen Erschei-

[94] So war es z. B. bei den Werken der Mainzer Jesuiten Nikolaus Serarius, Johann Busäus oder des Frankfurter Bücherkommissars Valentin Leucht.

[95] StA Mz Borg.B. 5/24 fol. 37r.

[96] Schaab Bd. 3, S. 432.

[97] Vgl. Benzing-Presser S. 105f.

[98] StA Mz Album civicum.

[99] Vgl., auch zum Folgenden, Benzing-Presser a.a.O., wo ebenfalls eine Verbindung mit der Albinschen Offizin vermutet wird.

[100] StA Mz 6/25 (Schatzungsbelagbuch 1614).

[101] Alfons Schott: Julius Echter und das Buch. Phil. Diss. Würzburg 1953. S. 11.

[102] F. W. E. Roth: Geschichte der Verlagsgeschäfte und Buchdruckereien zu Würzburg 1479-1618. In: Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels 20 (1898), S. 80.

[103] StA Mz Borg.B. 5/24 fol. 137r.

[104] StA Mz Borg.B. 5/20 fol. 172r.

[105] Widmung Volmars vom 9. 9. 1619 an den genannten Bischof in: Sandäus: De praedestinatione. (Würzburg 1619: Volmar).

[106] Schott a.a.O. S. 9, 11f.

[107] Schottenloher (Bücher bewegten die Welt, Bd. 2, S. 291) schätzt den Jahresdurchschnitt der deutschen Bücherproduktion vor 1618 auf 1587 Nummern, während er im Laufe des 30jährigen Krieges auf 660 abgesunken sei.

nungen[108]. Als Vergleichszahl möge dienen, daß der Münsteraner Drucker Lambert Raesfeldt in den 28 Jahren zwischen 1590 und 1618 207 Werke verlegt und gedruckt hat[109]. Allerdings geben diese nackten Zahlen nur ein grobes Bild, da viele Schriften geringen Umfangs und untergeordneter Bedeutung darin enthalten sind.

War die Tätigkeit Albins im Rahmen der deutschen Buchproduktion somit nicht unbedeutend, so leitete sein Auftreten für die Mainzer Druckgeschichte eine neue Blütezeit ein. Während die Frankfurter Meßkataloge in den Jahren 1578-1597 durchschnittlich 5 Drucke verzeichneten, die auf den Pressen von Albins Vorgängern gedruckt worden waren, führen sie für die nächsten 10 Jahre im Jahresdurchschnitt 13 Drucke Albins an. Albin hatte sich auch, als er im Jahre 1598 die Offizin seiner Vorgänger übernahm, bewußt die Aufgabe gestellt, das darniederliegende Druckwesen in Mainz zu heben und es, wenn auch nicht im alten Glanz, so doch freizügiger und ehrenvoller zu handhaben[110]. Auch die Offizin Lipp-Meres, die einen wichtigen Anteil an der damaligen Mainzer Drucktätigkeit hat mit rund 300-400 Drucken, wurde von Albin überflügelt.

In ihrer zeitlichen Verteilung zeigt die Druckproduktion allerdings erhebliche Schwankungen. Nach einer langsamen Anlaufperiode in den Jahren 1598 bis 1600 nimmt sie mit dem Jahr 1601 stark zu. Etwa zwischen 1612 und 1618 erreicht sie ihren Höhepunkt mit einem Jahresdurchschnitt von 19 Drucken. Nach der Krise von 1620, die durch Albins Tod und die Kriegsereignisse bedingt ist, steigt die Kurve noch einmal kurz an in den ersten Jahren Stroheckers. Von 1624 ab bleibt dann die Drucktätigkeit deutlich gegenüber den ersten zweieinhalb Jahrzehnten zurück. Es entfallen aufs Jahr nur noch 5 Druckwerke. Die Ursachen dieser Entwicklung sind wohl in der zunehmenden geschäftlichen Zerrüttung unter Stroheckers Leitung zu suchen.

b) Einrichtung und Personal der Druckerei

Im Jahr 1598 wurden die Pressen und Druckereimaterialien, die Albin übernahm, anläßlich seiner Eheabrede mit Maria zusammen mit dem übrigen Büchervorrat, dem Kram in seinem Mainzer Buchladen und dem übrigen Hausrat auf 3600 Gulden geschätzt. Wenn wir die anderen Posten mit etwa einem Drittel der Gesamtsumme veranschlagen, bleiben rund 2400 Gulden für die Druckereieinrichtung. Das spricht dafür, daß Albin von Anfang an über einen gut ausgestatteten größeren Betrieb mit mehreren Pressen verfügte. Als Vergleich kann dienen, daß Balthasar Lipp am 13. Oktober 1613 seinem Neffen Adam Dumbreuter 4 Buchdruckerpressen mit allem Zubehör für 900 Gulden verkaufte, womit dieser offenbar eine selbständige Tätigkeit beginnen wollte[111]. Für spätere Zeiten besitzen wir das indirekte Zeugnis der umfangreichen und typographisch zum Teil hervorragenden Produktion. Da Albin seine Drucktätigkeit gegenüber seinem Vorgänger erheblich steigerte, mußte er auch seine Einrichtung vervollständigen und erweitern. Hierbei kam ihm die Unterstützung des Erzbischofs Wolfgang von Dalberg zustatten. (s. u.)

Natürlich erfordert ein solcher Betrieb auch Hilfskräfte. In der Tat sind die Namen einer ganzen Reihe unselbständiger Drucker und Gesellen bekannt, die damals in Mainz arbeiteten. Benzing führt für die Zeit zwischen 1598 und 1631 an:[112] Hans Grau (1606-1619); Christoph Körber (Kirber, 1617-1624); Johann Martini (1614-1620); Konrad Reichenbach (1615-1624); Matthias Rippel (1622, 1625 gestorben); Michael Saleck (Buchsetzer, 1624); Michael Still (Stiel, 1601-1617, Buchdrucker und Buchsetzer); Johann Styer (1622). Ein Teil von ihnen war sicher in der Offizin Lipps tätig. Ein Arbeitsverhältnis zu Strohecker ist nachweisbar bei Christoph Kirber, der 1622 auf dem Titelblatt eines Exemplars der »Wahrhaftigen newen Zeittung... aus dem Spanischen Quartier...« zu dem Druckvermerk »Getruckt im Jahre 1622« handschriftlich zusetzte: »zu Maintz bey Stroheckern A Christoph. Kirbern 25t Julij«. Der Buchdrucker Johann Martini ist am 24. Januar 1620 Zeuge für Johann Albin[113], der demnach sein Druckherr gewesen sein mag. Von Reinhard Elzens und Johann Volmars Verhältnis zu Albin war schon die Rede.

Wenn wir der Eingabe Anton Stroheckers von 1637 glauben dürfen, so war der Druckerei auch eine Buchbindewerkstatt angegliedert. Bei dem damaligen Brauch, die gedruckten Werke in ungebundenen Bogen zu verkaufen, kann es sich nicht darum gehandelt haben, daß alle Bücher gleich an Ort und Stelle gebunden wurden. Das bestätigen uns auch handschriftliche Einträge in manchen Werken. So kaufte der Domvikar Konrad Mahs ein Exemplar der von Albin gedruckten »Expositio Psalmorum Davidis« »in crudis« und ließ sie am 5. September 1619 beim Buchbinder Graff einbinden[114]. Es ist aber trotzdem nicht unwahrscheinlich, daß ein Teil der für Mainzer Kunden bestimmten Werke oder kleinere Schriften in der eigenen Hausbuchbinderei ihren Einband erhielten[115]. Damals treten in Mainz mehrere Buchbinder auf[116]. Zum Teil waren es selbständige Meister, wie der genannte Dietrich Graff; zum Teil mögen sie auch in einem mehr oder weniger engen Verhältnis zu einer der

[108] Schwetschke Bd. 1, S. 15-48.

[109] Lucas S. 58, 67ff.

[110] Widmungen Albins von »Follerius: Aurea praxis censualis« (Anh. Nr. 38) an den Mainzer Kanzler Philipp Wolf von Rosenbach, datiert vom 1. 1. 1601, und von »Commentarii Collegii Conimbricensis« (Anh. Nr. 8) an Erzbischof Wolfgang von Dalberg, datiert vom 15. 9. 1599.

[111] StA Mz Borg.B. 5/24 fol. 37r; Joseph Benzing: Balthasar Lipp und die Anfänge des Buchdrucks zu Höchst a. M. In: Gutenberg-Jahrbuch 27 (1952), S. 133-136.

[112] Benzing-Presser S. 302, Anm. 4.

[113] StA Mz Borg.B. 5/26 fol. 160r.

[114] Handschriftlicher Eintrag im Exemplar der Stadtbibliothek Mainz.

[115] Vgl. Kuhnert S. 970.

[116] In den Akten des Mainzer Stadtarchivs begegneten mir: Valentin Blumacher, am 20. 5. 1608 als Bürger angenommen (Bürgerann.); Christoph Dhür (Dürr), am 14. 3. 1604 Zeuge, gestorben vor dem 5. 12. 1616 (Borg.B. 5/23 fol. 35r; 5/20 fol. 172r; 5/27 fol. 99v); Dietrich Graff, am 5. 9. 1619 Buchbinder (s. o. im Text), am 25. 6. 1625 Taufpate (Kirchenb. St. Ignaz); Hans Kuntz, Buchbinder und Buchhändler aus Winkelheim, 1594 als Bürger angenommen, am 5. 7. 1604 und am 4. 4. 1624 Zeuge (Bürgerann.; Borg.B. 5/22 fol. 91r; 5/27 fol. 145r; Benzing-Presser S. 111, 304 Anm. 37); Zacharias Schirle, am 5. 4. 1625 als Bürger angenommen (Bürgerann.); Lorenz Schneider, am 20. 5. 1608 als Bürger angenommen (Bürgerann.); Hans Wilhelm, am 5. 6. 1603 als Bürger angenommen, am 14. 3. 1604 bezeugt (Bürgerann.; Borg.B. 5/22 fol. 103v).

beiden Offizinen gestanden haben. Persönliche und geschäftliche Beziehungen lassen in einzelnen Fällen eine Zusammenarbeit mit Albin vermuten. So war der Buchbinder Nikolaus Koch am 10. Februar 1610 Vormund für Albins Kinder erster Ehe und hatte nach Albins Tod Forderungen aus seinem Nachlaß, über die er sich mit Anton Strohecker zu 210 Gulden verglich[117]. Die Frau des Buchbinders Dietrich Graff war am 24. Februar 1629 Taufpatin einer Tochter Leonhard Albins[118].

c) Das Schrift- und Schmuckmaterial

Um den Kern der typographischen Ausrüstung, den Typenvorrat der Druckerei zu untersuchen, mußte, da keine Verzeichnisse vorliegen, von den Drucken selbst ausgegangen werden. Dabei zeigte sich, daß alle damals gebräuchlichen Schriftgattungen, zumeist in einer reichen Auswahl von Formen und Schriftgraden, in den Setzkästen der Druckerei vorhanden waren. In den Druckwerken der Albinschen und Stroheckerschen Offizin lassen sich rund 40 Typenalphabete feststellen, die sich durch Größe und Typenformen voneinander unterscheiden, wovon einige jedoch nur beschränkte Zeit verwendet wurden. Die reichhaltige Ausstattung erklärt sich aus der damals üblichen Art des Buchsatzes. Die Druckerei Albins und Stroheckers bildete damit auch keine Ausnahme; die Lippsche Offizin besaß einen ähnlich großen Typenvorrat, und das Inventar der Dillinger Druckerei von 1660 verzeichnet 30 Schriften[119].

In der größten Auswahl sind entsprechend dem überwiegend lateinischen Druckprogramm die *Antiquaschriften* vertreten. Die *Kursivschrift*, die sich ebenfalls seit ihrer Einführung durch Aldus Manutius allgemein eingebürgert hatte[120], ist auch in zahlreichen Formen vertreten. Sie weist eine größere Anzahl von Ligaturen (z. B. st, fi, ct, is, us, es) und überhängenden Zeichen (z. B. Q, f) auf. Die Versalbuchstaben kommen häufig in doppelten Sätzen vor: in einer der Antiqua entnommenen Form, die sich von dieser nur durch die Schrägstellung unterscheidet, und in einer Kursiv-Form, die mit geschwungenen Linien, bogenförmigen Ansätzen und Schnörkeln freier gestaltet ist. Die deutschen Texte druckt Albin in den ersten Jahren noch vereinzelt mit *Schwabacher*-Typen, die damals jedoch schon weitgehend außer Gebrauch gekommen waren[121]. Später verwendet er dafür ausschließlich *Fraktur*, wie es allgemein üblich war. Im Gegensatz zur Antiqua sind die Versalien hier deutlich höher als die Minuskeln. Die größeren Grade, besonders der Versalien, sind stark verschnörkelt, während die Textschriften einfachere Gestaltungen zeigen.

Besondere Beachtung verdient es, daß Albin (und etwa gleichzeitig Lipp) wohl erstmalig in Mainz gegossene *griechische* und *hebräische* Typen einführten, und zwar gleich in den ersten Jahren durch die Hilfe des Erzbischofs Wolfgang von Dalberg (s. u.)[122]. Die griechische und hebräische Typographie hatte als ein Bedürfnis des Humanismus damals schon längst die bedeutenden Druckorte erobert[123]. Durch die Tätigkeit Albins und Lipps fand nun auch die Mutterstadt der Druckkunst den Anschluß an die allgemeine Entwicklung. Bei den griechischen Buchstaben handelt es sich um die allgemein gebräuchliche, von Aldus Manutius aufgebrachte kursive Form, die wegen der Menge der Ligaturen dem ungeübten Auge nahezu unleserlich ist. Während die hebräischen Typen nur in einzelnen Worten oder Sätzen eingestreut vorkommen, erscheinen nun in Mainzer Druckereien die ersten ganz oder zu wesentlichen Teilen in griechischer Sprache gedruckten Werke wie die »Flores« des Johannes Chrysostomus oder die Evangelienharmonie des Jesuiten Roberti[124].

Auch für Notendruck war die Offizin eingerichtet. So finden wir in Contzens Kontroversschrift »Jubel über Jubel« von 1618 ein Schmähgedicht auf die Protestanten mit überlegter Melodie. Größere Notenpartien stehen in dem »Enchiridion psalmorum ferialium« von 1607. Noch weitere Drucke, die ich nicht im Original feststellen konnte, dürften mit Noten versehen gewesen sein, wie Schewichs Sodalitätsbüchlein »Geistliche Übung und andächtige Gesäng« von 1615 oder das 1628 von Strohecker gedruckte Mainzer Gesangbuch »Himmlische Harmony«. Es sind Schwanznoten mit eckigen Köpfen im 4-Liniensystem, wobei sich Noten und Linien auf derselben Type befanden.

Zur typographischen Ausstattung im weiteren Sinn ist auch ein großer Teil des vielgestaltigen Zier- und Schmuckwerks zu rechnen, das dem damaligen Buche eigentümlich war. Im Gegensatz zur eigentlichen Illustration wurde es durch mechanische Vervielfältigung hergestellt und wie die Typen in den verschiedensten Zusammenhängen immer wieder angewandt.

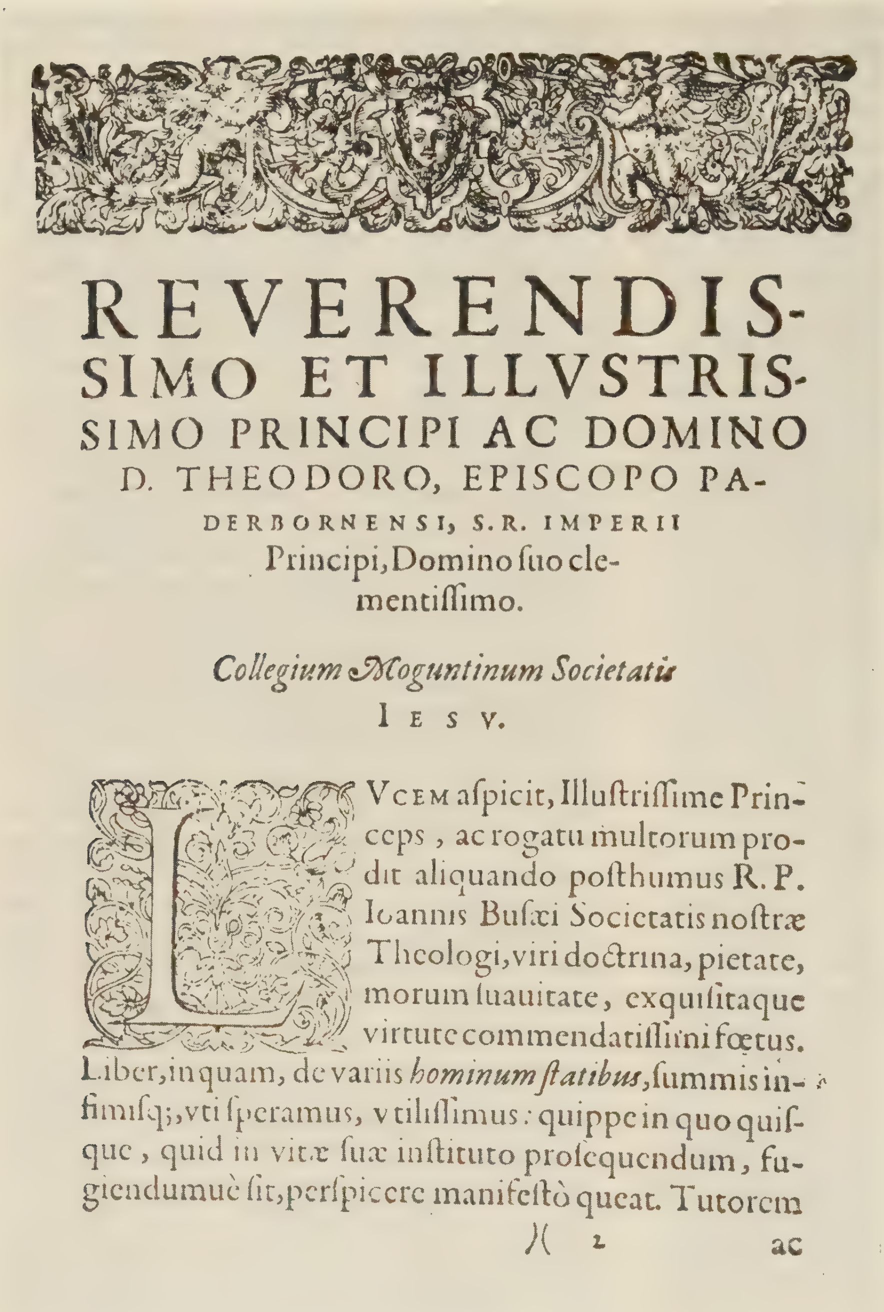
In der Größenordnung von Lettern bewegt sich eine Fülle kleiner Blätter, Rosetten, Kreuzchen, stilisierter Blüten, Schnörkel und Bandornamente. Wir finden sie überall an Absätzen, auf Rändern, am Anfang und Ende von Kapiteln. Häufig sind sie marschkolonnenartig zu Leisten und rechteckigen Flächen beliebiger Größe zusammengefügt. Sie liefen unter der Bezeichnung »Korallen«, »Röschen«[125], »Blumen«, »Rosenlinien«, »Allmanachzeichen«[126].

Die größeren von ihnen bilden den Übergang zu den mannigfaltigen Vignetten und Schmuckstücken, die hauptsächlich unter dem Schluß eines Werkes oder Kapitels ihren Platz fanden. Es sind meist dreieckige oder schildförmige, aber auch runde und polygonale Flächen, gebildet aus Schnörkeln, geschwungenen Bändern, schraffierten Flächen, Quasten, seil-, blatt- und rankenartigen Gebilden. Aus diesem Wirrwarr schauen gelegentlich Masken, grotesk verzerrte, aus menschlichen und tierischen Bestandteilen zusammengesetzte Gestalten, Köpfe mit seltsamen Diademen und Turbanen und andere phantastische Gebilde heraus. Es treten hier, wie auch in dem übrigen verwendeten typographischen Buchschmuck die

[117] StA Mz Borg.B. 5/20 fol. 172r; 5/27 fol. 99v.
[118] StA Mz Kirchenb. St. Ignaz.
[119] v. Rath, Buchdruck S. 513f.
[120] Faulmann S. 276f., 364; v. Rath a.a.O. S. 485-487.
[121] Faulmann S. 364.
[122] Aus früherer Zeit sind nur die geschnittenen Typen Peter Schöffers bekannt (Löwe S. 297, 300, 311). Vgl. auch Falk, Exegetische Arbeiten S. 368.
[123] Vgl. die angeführte Untersuchung von Löwe und Faulmann S. 377.
[124] Anh. Nr. 74 und 263.
[125] Faulmann S. 364f.
[126] Lucas S. 61.

Ein einheitliches Gepräge zeigen die meisten der Zierleisten, die über Widmungen und Textanfängen stehen, gelegentlich auch zur Einrahmung von Seiten dienen. Figürliche und ornamentale Darstellung sind in vollendeter Form vereinigt. Eingebettet in ein Geschling von Ranken, plastisch geschwungenen Bändern, Blättern und Blüten treffen wir wieder die mythologischen, halb menschlichen, halb tierischen Figuren, Köpfe, Masken, Torsen, Putten, Vögel, Affen, Füchse, Vasen, Kelche, auch religiöse Motive. Diese Leisten wie auch ein Großteil der Vignetten und Antiqua-Initialen entstammen dem Buchschmuck der Renaissance und weisen in ihrem Ursprung auf Frankreich und die Schule Geoffroy Torys zurück. Von dort hatte sie besonders Andreas Wechel[128] nach Deutschland eingeführt, wo sie nach dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts auf lange Zeit den Geschmack bestimmten.

Bei vielen Antiqua-Initialen haben wir ähnliche Renaissanceformen. Andere Initialen beschränken sich auf das Ornamentale. Besonders prägnant ist eine in drei Größen vorkommende Form, bei der sich der Buchstabe abhebt von einem Feld mit Mauresken, gebildet aus verschlungenen Linien mit abwechselnd schraffierten Feldern. Dasselbe Motiv kehrt auch bei einigen Schlußvignetten wieder. Die Fraktur-Initialen zeigen dagegen barocken Charakter. Sie sind mit Querlinien, Verflechtungen, Schnörkellinien und Punkten sehr reich ausgestaltet, was bis zur Auflösung des Buchstabens gehen kann. Hervorzuheben sind einzelne Initialen großen Formats (53× 58 mm), die in Reichsdrucken Verwendung fanden.



REVERENDISSIMO ET ILLVSTRISSIMO PRINCIPI AC DOMINO D. THEODORO, EPISCOPO PADERBORNENSI, S.R. IMPERII Principi, Domino suo clementissimo.

Collegium Moguntinum Societatis IESV.

LVCEM aspicit, Illustrissime Princeps, ac rogatu multorum prodit aliquando posthumus R. P. Ioannis Busæi Societatis nostræ Theologi, viri doctrina, pietate, morum suauitate, exquisitaque virtute commendatissimi fœtus. Liber, inquam, de variis *hominum statibus*, summis infimisq;, vti speramus, vtilissimus: quippe in quo quisque, quid in vitæ suæ instituto prosequendum, fugiendumuè sit, perspicere manifestò queat. Tutorem

)(2 ac

Abb. 1: *Widmung von »Busäus: De statibus hominum 1613«*

im 16. und 17. Jahrhundert neu entwickelten Schmuckformen des Rollwerks, der Maureske und des Schweifwerks auf[127]. Eine besondere Gruppe stellen die Jesuitenmarken dar, die vornehmlich auf den Titelblättern von Büchern jesuitischer Autoren angebracht wurden. Ihr fester Bestand sind die griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Jesus »IHS«, wobei auf dem Querbalken des »H« ein Kreuz steht. In vielfältiger Abwandlung sind sie mit Strahlennimbus, den Leidenswerkzeugen, Putten, Kränzen und ähnlichem umgeben.

Auch an solchem Schmuck besaß die Albin-Stroheckersche Offizin einen großen Reichtum. Es sind rund 40 verschiedene Zierstücke, 30 verschiedene Vignetten und 25 verschiedene Leisten nachzuweisen. Die verwendeten Initialen entstammen 34 verschiedenen Alphabeten, 23 in Antiqua und 11 in Fraktur; zum Teil mögen sie allerdings unvollständig gewesen sein.

[127] Lotz, Die neue Formenwelt S. 203f., 212f., 219; Lotz, Bücherschmuck S. 235.

[128] Vgl. Fried Lübbecke: Hanau Stadt und Grafschaft. Köln 1951. S. 203.

Sind die beschriebenen Schmuckstücke aber nun wirklich vervielfältigte Metallware? Beim ersten Blick könnte man an Holzschnitte denken. Abgesehen davon, daß die typischen, der Maserung des Holzes folgenden Holzschnittbeschädigungen nirgends auftreten, spricht dagegen, daß wir nicht nur bei Lipp, sondern auch bei Drucken weit entfernter Offizinen genau übereinstimmende Formen finden. Johannes Luther hat an Hand solcher Übereinstimmungen den Beweis geführt[129], daß seit etwa 1575 solche Schmuckstücke durch Klischierung mechanisch hergestellt wurden. Er weist für mehrere Leisten und Initialen die gleichzeitige Verwendung durch weit auseinanderliegende Druckereien nach. Darunter befinden sich die »Affenleiste«, die »Rebhuhnleiste« und zwei Initialen, die sämtlich auch in Albinschen Drucken auftreten.

Durch die Untersuchung der Typen und Schmuckstücke scheint sich ein Weg zu öffnen, um die Zugehörigkeit von Drucken, besonders von Mainzer Drucken dieser Jahre ohne Druckerangabe, zur Albinschen Offizin zu erweisen. Die typenvergleichende Methode läßt sich jedoch im 17. Jahrhundert nicht mehr mit gleichem Erfolg anwenden wie in der Inkunabelzeit, da mittlerweile eine weitgehende Nivellierung des Druckwesens eingetreten ist und die einzelnen Offizinen ihren individuellen Charakter zum großen Teil verloren haben. Das gilt nicht nur für das Typenmaterial, sondern auch für die Drucker- und Setzerpraxis. So müssen wir feststellen, daß die beiden Mainzer Druckereien in den verwendeten Schriften und Schmuckstücken weitgehend übereinstimmen. Es gelang nur mit einiger Wahrscheinlichkeit, rund 35 Mainzer Drucke an Hand bestimmter Sonderformen von Typen der Albin-Stroheckerschen Offizin zuzuweisen. Als ergänzende Kriterien traten die Art des Satzes und die Personen des Autors und Verlegers hinzu.

Es bleibt noch die Frage nach dem Ursprung von Albins und Stroheckers gegossenem Schrift- und Schmuckmaterial. Das gleichzeitige Vorkommen in anderen Druckereien in- und außerhalb von Mainz deutet auf eine gemeinsame Bezugsquelle hin. Wir dürfen sie wohl in dem nahegelegenen Frankfurt suchen, wo damals die Egenolff-Berner-Luthersche Schriftgießerei einen ausgedehnten Schriftenhandel betrieb[130]. Jedenfalls bezog Albin von dort seine griechische Typen[131]. Nun war aber nach Stroheckers Eingabe von 1637 in der Offizin eine eigene »Schriftgießerei« vorhanden, die ebenfalls als Kriegsbeute nach Schweden verbracht wurde. Dies könnte mit der Tatsache des auswärtigen Bezugs der verwendeten Typen- und Schmuckformen in Einklang gebracht werden, indem man annimmt, daß die Druckerei nur die Matrizen kaufte und sie dann in der eigenen »Schriftgießerei« abgoß, wie für jene Zeit mehrfach bezeugt wird[132].

[129] Luther S. 182 ff.

[130] Rodenberg S. 549; Mori, Anfänge des Schriftgießereigewerbes S. 3 f.; Mori, Egenolff-Luthersche Schriftgießerei S. 17-22; Friedrich Bauer: Chronik der Schriftgießereien in Deutschland. 2. erg. Aufl. Offenbach a. M. 1928, S. 49 ff.

[131] Löwe S. 311.

[132] Vgl. Mori, Anfänge S. 3; v. Rath S. 484, 513 ff. Im Sinne von »Matrizen« könnte z. B. auch der Ausdruck »Abgießschriften« verstanden werden, der im Bestandsverzeichnis einer Druckerei von 1601 steht (Faulmann S. 364).

d) Das Papier

Die Qualität des von Albin und Strohecker verwendeten Papiers ist sehr unterschiedlich; in literarisch wertvollen oder repräsentativen Drucken ist sie im allgemeinen besser als in Tagesliteratur und in volkstümlichen Schriften. Das Papier erreicht jedoch nicht die Festigkeit und weiße Farbe wie in Drucken der ersten Hälfte des vorhergehenden Jahrhunderts. Es ist bald schwächer, bald stärker vergilbt, bald fest und kräftig, bald aber auch dünn oder von löschblattartiger Weichheit. Dies war jedoch, wie der Vergleich mit anderen Druckwerken lehrt, eine allgemeine Erscheinung der Zeit[133].

Albin bezog sein Papier wohl hauptsächlich von der Straßburger Papierhandlung des Nikolaus von Türkheim. Der Papierkauf erfolgte weitgehend auf Kredit, denn schon 1598 mußte Albin von seinem Vorgänger Heinrich Breem 450 Gulden Schulden an Türkheims Erben übernehmen, und 1626 waren diese Schulden auf 3056 Gulden angewachsen, wofür Strohecker seine ganze Habe verpfänden mußte[134]. Nikolaus von Türkheim und Balthasar Marstaller hatten eine gemeinsame Handelsfirma und belieferten zwischen 1570 und 1600 Drucker und Händler in Frankfurt a. M. mit Papier. Dort werden auch Albin und Strohecker auf der Messe ihr Papier eingekauft haben. Ihr Geschäftspartner war Johann von Türkheim, der zwischen 1599 und 1631 als Inhaber der Firma bezeugt ist[135].

Die Wasserzeichen der von Albin und Strohecker verwendeten Papiere weisen auch zum großen Teil in die Umgegend Straßburgs. In einem Fall läßt sich der Fabrikationsbetrieb genau feststellen: Der Reichsadler mit »GN« in Verbindung mit den zwei »Geng-Fischen« ist der Papiermühle in Gengenbach zugehörig, die 1615 Johann von Türkheims eigener Besitz war[136]. Andere Zeichen verraten wenigstens den Ort der Herkunft: Das lothringische Doppel-C und die Lilie stammen aus Straßburg[137], der Basilisk und der Baselstab aus Basel[138]. Alle diese Orte lagen wahrscheinlich im Einzugsbereich der Türkheim'schen Papierhandlung.

e) Allgemeine Buchgestaltung; Art des Satzes

Bei vielen Abweichungen und Ausnahmen im einzelnen kann man doch das Gesamtbild der Albin-Stroheckerschen Drucke auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Es ist der beginnende Barockstil, der mit seiner unruhigen Bewegtheit, seinem Überschwang, seiner Vorliebe für Fülle und Reichtum, wie jeder Stil, auf die äußere Gestaltung der Bücher übergriff[139]. Dabei

[133] Vgl. Kapp S. 475.

[134] StA Mz Borg.B. 5/19 fol. 141 ff. und 5/28 fol. 54v, 106v.

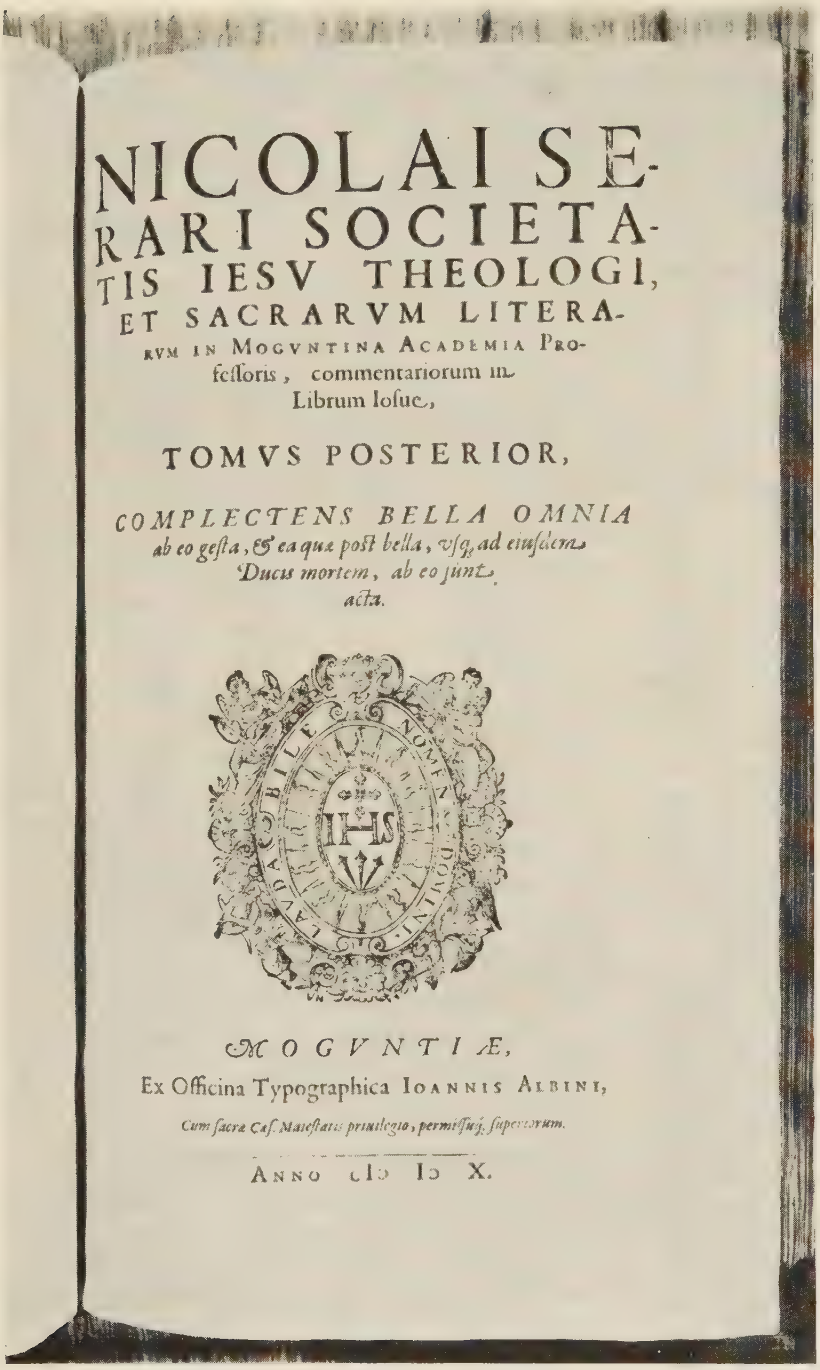
[135] Die Ortenau. Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden. H. 1951, S. 122.

[136] Lore Sporhahn-Krempel: Aus der Geschichte der badischen Papiermühlen und ihrer Wasserzeichen. In: Wochenblatt für Papierfabrikation. Jg. 1950, S. 698.

[137] Paul Heitz (Filigranes des papiers contenus dans les archives de la ville de Strasbourg, Straßburg 1902) bringt sehr ähnliche Formen.

[138] Mündliche Auskunft von Herrn Kazmeier, Forschungsstelle für Papiergeschichte und Wasserzeichenforschung, Gutenberg-Museum Mainz.

[139] Vgl. Schottenloher, Bücher bewegten die Welt Bd. 2, S. 282.



NICOLAI SE-
RARI SOCIETA-
TIS IESV THEOLOGI,
ET SACRARVM LITERA-
RVM IN MOGVNTINA ACADEMIA PRO-
fessoris, commentariorum in
Librum Iosue,

TOMVS POSTERIOR,

COMPLECTENS BELLA OMNIA
ab eo gesta, & ea quæ post bella, vsq; ad eiusdem
Ducis mortem, ab eo iunct
acta.

MOGVNTIÆ,
Ex Officina Typographica IOANNIS ALBINI,
Cum sacræ Cæs. Maiestatis priuilegio, permissuq. superiorum.

ANNO CIϽ IϽ X.

Abb. 2: *Titelblatt zu »Serarius: Josue T. 2. 1610«*

handelt es sich allerdings mehr um einen allgemeinen Zeitstil, als um eine ausgebildete Eigenart der Offizin oder eines ihrer Leiter.

Die gesamte Anlage und Einteilung des Buches, auf die der Drucker ja sicher nicht ohne Einfluß war, verrät einen Hang zum Vielgestaltigen, Komplizierten. Wie in den bestausgestatteten Ausgaben ein prunkvoller Kupferstich die Eingangspforte zum Buch bildet, so geht, namentlich bei größeren Werken, dem eigentlichen Text eine ganze Anzahl Einleitungen und Vorbemerkungen voran. Dazu gehören: Widmungen, Vorreden an den Leser, Zitate aus der Heiligen Schrift oder Kirchenvätern, Lebensbeschreibungen des Autors, lateinische Lobgedichte auf ihn und Inhaltsverzeichnisse. Hinzu treten Zensurvermerke und Abdrucke von Privilegien. Der Hauptinhalt ist aufgeteilt in zahlreiche Kapitel und Absätze mit eigenen Überschriften, die zum Teil wieder in einzelne Punkte oder Thesen untergegliedert sind. Er ist begleitet von Randnoten mit kurzer Inhaltsangabe oder Quellennachweisen. Bei manchen philosophischen und theologischen Werken beruht diese Eigenart auf dem wiedereingeführten scholastischen Schema. Aber sie findet sich auch sonst. Am Schlusse stehen oft Indices, Druckfehlerverzeichnisse und literarische Beigaben.

Die Neigung zum Bunten und Abwechslungsreichen bestimmt auch das typographische Bild. Charakteristisch dafür sind die Titelseiten, auf denen, soweit sie keine Kupfertitel tragen, gewissermaßen der ganze Typenschatz zur Schau gestellt ist. Der dem Zeitgeschmack gemäß meist sehr umfängliche Titel mit seinen Beigaben wie Zensur- und Privilegienvermerken erscheint in zahlreiche Zeilen aufgeteilt, wobei Zeilenbreite wie Typengröße bald anschwellen, bald abnehmen. So entsteht ein rhythmisch bewegtes Ganzes, was oft zwei Drittel der Seite einnimmt. Darunter folgen der Druckvermerk und gelegentlich Vignetten, wie z. B. die »Jesuitenmarke«. Zur Erhöhung der Wirkung ist manchmal Zweifarbendruck in rot und schwarz angewendet. Wenn uns auch heute solche Titel unübersichtlich und verwirrend erscheinen, erforderten die richtige Auswahl der Typen und die harmonische Aufteilung des Raumes doch ein künstlerisches Feingefühl. Hier offenbart sich das typographische Können, das in der Offizin Albins gepflegt wurde.

Im Innern begegnet uns oft ein ähnliches Bild. Auf einer Seite können wir bis zu acht verschiedene Typensorten feststellen. Schon der Textsatz ist differenziert, indem deutsche Worte in Fraktur, lateinische in Antiqua gesetzt wurden, und zwischen dem Text und den sehr häufigen und umfangreichen Zitaten durch Verwendung von Antiqua und Kursive bzw. von zwei verschiedenen Frakturgraden unterschieden wurde. Vorreden, Marginalien, Kapitelübersichten und Thesen sind ebenfalls durch besondere Typen abgehoben. Die Mannigfaltigkeit wird noch gesteigert durch die oft in Versalien gesetzten Seitenüberschriften und durch die zahlreich eingestreuten Zier- und

Schmuckstücke, Randleisten und Initialen. Manchmal finden wir den ganzen Satz durch eine oder mehrere Linien umrahmt, wozu bei zweispaltigem Satz noch Trennungslinien zwischen den Spalten treten.

Wir können das Ganze nur verstehen auf dem Hintergrund der damaligen wissenschaftlich-literarischen Methode, die in den Werken zum Ausdruck kommt. Kennzeichnend dafür sind: Die schwülstige, »barocke« Ausdrucksweise; die Neigung zur breiten, erschöpfenden, umständlichen Behandlung oder Widerlegung einzelner Thesen, zur systematischen Erfassung und Erschließung, wie sie uns in den »Indices locupletissimi« und den Randnoten begegnet; die Vorliebe für angehäufte Zitate klassisch-antiker oder patristischer Autoritäten[140], worin der Humanismus weiterwirkte.

Wie ist es nun mit der handwerklichen Durchführung bestellt? Der vieltypige, komplizierte Satz erforderte eine außerordentliche setzerische Gewandtheit, Aufmerksamkeit und Routine in der Beherrschung des Typenmaterials. Diese Schwierigkeiten steigerten sich noch, wenn griechischer Satz oder Formeln und Tabellen, wie z. B. in den mathematisch-physikalischen Werken, auftraten. Es kamen setzerische Meisterwerke zustande, wie die Evangelienharmonie des Roberti von 1615, in der das Leben Jesu in 170 Sektionen eingeteilt und in jeder Sektion die zugehörigen Evangelientexte griechisch und lateinisch in Kolumnen nebeneinander gestellt sind, wodurch sich bis zu sechs Kolumnen auf einer Seite ergeben[141]. Als Beispiel eines typographisch vorbildlichen mathematischen Werkes sei die »Geometria practica« des Clavius von 1606 genannt. Das Können Albins, Stroheckers und ihrer Setzer zeigt sich aber nicht nur im komplizierten Satz, sondern vielleicht noch mehr in der harmonischen Gestaltung des Titels und der Textseiten, in dem gutabgestimmten Verhältnis der verschiedenen Typenarten zueinander, des Satzspiegels zum Rand, der Typengröße zum Papierformat und der Überschriften zum Textblock. Diese Eigenschaften treten besonders in größeren sorgfältig gearbeiteten Drucken zutage. Genannt seien die Reichsdrucke mit ihrem ruhigen und klaren Satzbild, die mathematischen und juristischen Werke, die aszetischen Schriften und Editionen des P. Busäus, das Breviarium Moguntinum, die Vulgata-Ausgabe von 1609 und das Gebetbüchlein des Erzbischofs Johann Schweikart. Das Verdienst wird in erster Linie Albin und auch Strohecker zukommen, die sich sicher direkt an der Gestaltung solcher Werke beteiligt und auch indirekt durch Ausbildung ihrer Setzer das Niveau der Offizin soweit gehoben haben.


COPIA
Kayserlichen Man=
dats vnder dato den 8. Julij/ An=
no/ rc. 1614. an die Gesellschafften/ Zünfften
vnd Burgerschafft der Statt Franckfurt
abgangen.

Auß befelch allerhöchstgedachten Kay: May: vnsers
allergnedigsten Herrn zu dieser sachen verordneten Kayserlichen Commis=
sarien/ zu menniglichs vnd sonderlich der Interessenten/ nachrichtiglichen wissen=
schafft/ in offentlichen truck außgefertigt/ durch Johann Albin
Burgern vnd Buchtruckern zu Meyntz/

Den 11. Augusti/ Anno 1614.

Abb. 3: *Titelblatt zu »Copia kayserlichen Mandats an die Bürgerschaft der Stadt Frankfurt. 1614«*

[140] Vgl. Flemming S. 247.

[141] Vgl. Falk, Bibelstudien S. 256.

Was schöne und ausgewogene Satzgestaltung betrifft, stehen die Drucke der Offizin Lipps im allgemeinen hinter den Albin'schen Erzeugnissen zurück.

Den genannten Vorzügen stehen verschiedene Schattenseiten entgegen. Man wird kaum eine Seite lesen können, ohne einige Druckfehler feststellen zu müssen, um ganz zu schweigen von setzerischen Ungenauigkeiten, wie Verwendung falscher Typenarten, Willkür und Inkonsequenz im Gebrauch der Schmuckstücke und Initialen, Unstimmigkeiten bei deren Eindruck, Unregelmäßigkeiten im Spatium zwischen den Worten und Zeilen, Auf-den-Kopf-stellen von Zierleisten. Demgemäß finden wir häufig am Schluß der Werke Errata-Tafeln zur nachträglichen Verbesserung von Druckfehlern, deren Umfang jedoch mäßig zu nennen ist, wenn wir anderswo von seitenlangen Druckfehlerverzeichnissen aus derselben Zeit hören[142]. Zum Beispiel sind am Ende der »Tabulae Sinuum« des Clavius von 1607 (88 S. in Quart) ca. 50 Zahlen-Errata angemerkt, während das Errataverzeichnis zum »Josue« des Serarius von 1609, 2. Band (509 S. in Folio), eine halbe Seite geschlossenen Satzes umfaßt. Bei der Betrachtung des Drucks entdeckt man ähnliche Unvollkommenheiten. Scharf und gleichmäßig ausgedruckten Seiten stehen – oft im selben Werk – andere gegenüber, wo die Typen bald nicht voll ausgedruckt sind, bald zu breit und verschmiert erscheinen. Manchmal schlägt der Satz durch das Blatt durch oder färbt auf der gegenüberliegenden Seite ab. Ein gut Teil Schuld daran mag das verwendete schlechte Papier tragen.

All diese setzerischen und druckerischen Mängel treten in verstärktem Maße in zweitrangigen Drucken wie volkstümlichen Schriften, Disputationen und Kontroversschriften zutage. Auch scheint in den Jahren nach Albins Tod eine gewisse Verwilderung eingerissen zu sein: In manchen Drucken Stroheckers fällt das überaus unruhige, unübersichtliche Satzbild auf. Wir müssen uns deswegen, um die hohe handwerkliche Kunst Albins und seiner Offizin voll zu würdigen, an die besten Leistungen halten.

Insgesamt kann man über die druckerische Leistung der Albin'schen Offizin folgendes Urteil fällen: Der allgemeine Niedergang der deutschen Buchdruckerkunst im 17. Jahrhundert[143] zeigt sich auch in ihren Werken, insofern sie sich nicht mit den Meisterleistungen des ersten Jahrhunderts der Druckkunst messen können. Jedoch haben auch die Bücher dieser Zeit ihr eigenes Gesicht und ihre eigenen Schönheiten[144], die wir bei vielen Drucken der Albin-Strohecker'schen Presse kennen und schätzen lernen können. Im allgemeinen vertritt die Offizin einen guten handwerklichen Durchschnitt. Speziell für das Mainzer Druckwesen bedeutet das Auftreten Albins (zusammen mit demjenigen Lipps) einen großen Aufschwung durch die Einführung der griechischen Typographie mit gegossenen Typen, durch eine allgemeine Leistungssteigerung nach Umfang und Ausstattung gegenüber den vorhergehenden Jahrzehnten und durch die Einführung des Kupferstichs, wovon nun noch die Rede sein soll.

[142] Kapp S. 309ff.

[143] Vgl. Kapp a.a.O.; Schottenloher, Bücher bewegten die Welt Bd. 2, S. 287.

[144] Vgl. Eckehard, bes. S. 9.

f) Illustration

Die Drucktätigkeit Albins und Stroheckers fällt in die Zeit, in der der Holzschnitt in der Buchillustration mehr und mehr durch den Kupferstich verdrängt wurde, der mit seiner reicheren Abstufung der Helligkeitswerte und seiner feineren Ausführung der Details der Bewegtheit, dem Pathos und dem Prunkbedürfnis des Barock mehr entsprach.

Eine wichtige Errungenschaft Albins und Lipps war es, daß sie zu Beginn des 17. Jahrhunderts die neue Illustrationsart auch in Mainz einführten. Einheimische Mainzer Kupferstecher treten damals allerdings – soweit bekannt – noch nicht auf; die Drucker standen vielmehr in Verbindung mit Frankfurter und Kölner Künstlern[145]. Diese Verbindung war bei Albin und Strohecker zum Teil durch die Verleger vermittelt. Es müssen aber auch direkte Beziehungen bestanden haben, da ein großer Teil ihrer illustrierten Werke im eigenen Verlag erschien. So schreibt auch Valentin Leucht in seiner Widmung des »Fons animae« an die Kaiserin Anna am 8. September 1613: Albin habe sich »beflissen, schöne Kupferstücke darzu zu verfertigen (wohl im Sinne von »beschaffen«)«. Ähnlich gibt Albin selbst in einer Eingabe um ein Privileg für Johann Schweikards »Handbüchlein geistlicher Übung« von 1612 an, er habe das »Werk mit neuen Schriften und etlichen Kupferstücken zu verfärtigen« sich unterzogen[146].

Die Kupfer für Werke der Albin'schen Offizin wurden zum Teil von namhaften Künstlern geschaffen. Am bedeutendsten in dieser Hinsicht ist wohl die für Joh. Theobald Schönwetter und Jakob Fischer gedruckte Vulgata-Ausgabe von 1609[147]. Sie ist mit zahlreichen Textillustrationen geziert, die *Robert Boissard*[148] nach Zeichnungen des *Joh. Theodor de Bry d. J.* gestochen hat. Diese biblischen Szenen gehören zu den besten Werken de Brys, eines der führenden Kupferstecher seiner Zeit[149]. Von etwas geringerer Qualität sind die von dem Frankfurter Maler, Radierer und Kupferstecher *Georg Keller*[150] herrührenden Teile der Illustration, das ist die Mehrzahl der Bildchen zum 2. und 3. Teil, sowie der von dem Frankfurter Kupferstecher *Jacob de Zetter* gestochene Titel zum 2. und 3. Teil. Keller, der den Umschwung seiner Zeit vom Holzschnitt zum Kupferstich mitmachte und vorwiegend als reproduktiver Stecher für die Buchillustration tätig war, lieferte auch die Stiche zu Georg Riedingers »Architektur des Schloßbaus zu Aschaffenburg« von 1616. Mit diesem Werk ist die Gattung der Kupferstichtafelwerke, die damals aufkam, in der Offizin Albins vertreten. Es entstand anläßlich der Vollendung des neuen Schlosses der Mainzer Kurfürsten in Aschaffenburg und enthält Wiedergaben der historischen Gemälde des kaiserlichen Saales, eine Karte von Aschaffenburg, sowie Grundrisse, Aufrisse und Teilansichten des Schlosses.

[145] Vgl., auch zum folgenden, Benzing-Presser S. 99f.

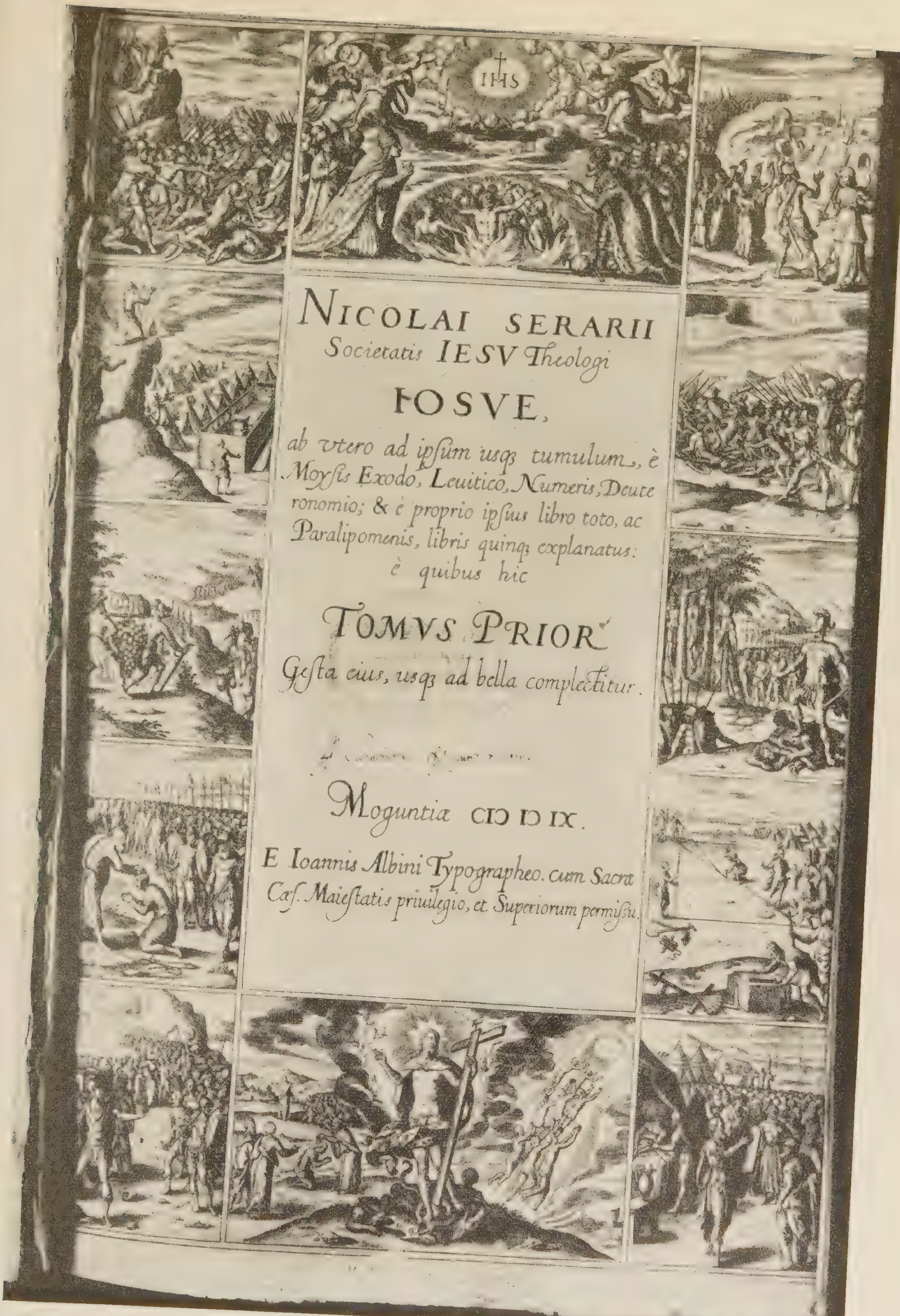
[146] HHSA Wien Impr. Fasc. 1 fol. 57f.

[147] Vgl. Falk, Vulgata-Druck; Falk, Bibelstudien S. 214-220.

[148] Vgl., auch zum folgenden, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Hrsg. von U. Thieme u. F. Becker (später:) H. Vollmer. Bd. 1-37. Leipzig 1907-50.

[149] Vgl. auch Zülch Sp. 439ff.; Paul Kristeller: Kupferstich und Holzschnitt in 4 Jahrhunderten. 3. Aufl. Berlin 1921, S. 257.

[150] Vgl. auch Zülch Sp. 444ff.



NICOLAI SERARII
Societatis IESV Theologi

IOSVE,

ab vtero ad ipsum usq; tumulum, è Moysis Exodo, Leuitico, Numeris, Deuteronomio; & è proprio ipsius libro toto, ac Paralipomenis, libris quinq; explanatus: è quibus hic

TOMVS PRIOR

Gesta eius, usq; ad bella complectitur.

Moguntiæ CIↃ IↃ IX.

E Ioannis Albini Typographeo. cum Sacræ Cæs. Maiestatis priuilegio, et Superiorum permissu.

Abb. 4: *Titelblatt zu »Serarius: Josue T. 1. 1609«*

Von *Eberhard Kieser*, der um 1609 in Frankfurt als Verleger und Kupferstecher wirkte, sind die Kupfertitel eines im Verlag Albins erschienenen Werks von Busäus[151] und zweier für Schönwetter bzw. Hierat gedruckter Ausgaben[152] signiert. Von dem Kölner Kupferstecher *Peter Isselburg*[153], der sich nach 1612 in Nürnberg niederließ, stammen Titelblatt und wohl auch die Illustrationen zu dem »Handbüchlein geistlicher Übung« von Erzbischof Joh. Schweikard von Kronberg, das 1612 erstmals erschien. Dargestellt sind in kleinformatigen, gut ausgeführten Bildchen die Leidensgeschichte, die Auferstehung und die Himmelfahrt Christi sowie das Pfingstwunder. Die Mehrzahl der Kupferstichillustrationen in den Druckwerken der Offizin Albin ist aber unsigniert.

Ein gestochener Titel oder Vortitel erscheint bei rund 25 der von mir eingesehenen Drucke Albins bzw. Stroheckers und bei 3 Drucken Volmars. Meist ist er nach damals weitverbreitetem Schema in der Form einer architektonischen Umrahmung des Titels gehalten, in welche Heilige, allegorische Figuren und ähnliche Darstellungen eingegliedert sind, die in Beziehung zum Inhalt des Werkes stehen[154]. So finden wir z. B. allegorische Darstellungen der drei theologischen und der vier Kardinaltugenden auf dem Titel eines Tugendspiegels von P. Busäus[155], oder die Gestalten der »Justitia«, der »Ecclesia«, eines Schreibers und eines Notars auf dem Kupfertitel zu Nikolaus Hontheims Notariatsspiegel[156]. Es tritt aber auch die freiere, von der Frankfurter Stecherfamilie de Bry in den neunziger Jahren aufgebrachte Form auf, bei der sich mehrere auf den Inhalt des Buches bezügliche Bilder um den Titel gruppieren. So umrahmen die allegorischen Darstellungen der sieben Hauptsünden das Titelblatt von Busäus' »Panarion« von 1608. Auf dem Titel des Josue-Kommentars von Serarius[157] sind auf den Seiten zehn alttestamentliche Szenen und oben und unten die Auferstehung und das Weltgericht abgebildet. Ganz individuelle Gestaltungen zeigen einige Kupfertitel zu Werken des Maximilian *Sandäus* im Verlag Schönwetters. Z. B. ist der Titel von »Maria gemma mystica« (1631) von einem Kranz mit Edelsteinen umrahmt, über dem auf einem Schild das Haupt Mariä schwebt. Das Titelblatt von »Maria flos mysticus« (1629) stellt einen Garten dar, in dessen einzelnen Beeten die Geheimnisse des Lebens Mariens mit Blumensymbolen wiedergegeben sind. Diese Motive werden dann in den einzelnen Textillustrationen des Werkes ausgeführt. In vielen Fällen wurde ein und derselbe Kupfertitel für verschiedene Werke verwendet, indem man den gestochenen Titel des ursprünglichen Werkes entfernte und den neuen Titel eindruckte. Die Folge war natürlich, daß Titelbild und Inhalt des Werkes nicht mehr oder nur noch oberflächlich zusammenpaßten. Diese Erscheinung ist bei Albin'schen Drucken oft zu beobachten. Z. B. benützte er den oben beschriebenen Kupfertitel zum »Viridarium« des P. Busäus von 1610 wieder im »Orator Christianus« des Carolus Regius von 1613 und in einem Exemplar von Busäus' »De statibus hominum« von 1613.

Titeleinfassungen und allegorische Figuren sind reich mit ornamentalem Beiwerk ausgestattet. Hier herrschen – wie übrigens auch bei den Holzschnitten – Kartuschen, Rollwerkmotive und knorpelartige Verzierungen im Sinne des »Ohrmuschelstiles« vor, also die für den deutschen Buchschmuck des 17. Jahrhunderts charakteristischen Formen[158].

In einigen Werken sind Kupferstiche als Textillustrationen verwendet. Wir hörten schon von der Vulgata-Ausgabe von 1609 und von Erzbischof Johann Schweikards »Handbüchlein geistlicher Übung«. Ähnlich wie dieses sind auch Valentin Leuchts Gebetbüchlein »Fons animae«[159] und die Neuausgabe des »Breviarium Moguntinum« von 1611 mit kleinformatigen Darstellungen aus dem Neuen Testament geschmückt, die jedoch von geringerer künstlerischer Qualität sind als die des »Handbüchleins«. Sehr hübsch ist der Notariatsspiegel Nikol. Hontheims »De syntaxi et fide instrumentorum« von 1607 ausgestattet. Zwei Kupferstiche zeigen in symbolischer Darstellung die Erfordernisse eines öffentlichen Notariatsinstrumentes und die Tugenden eines Notars, ein dritter führt die zweckmäßige Einrichtung einer Notariatsstube vor Augen. Die Zeichnungen oder die Idee dazu stammen wohl vom Autor selbst, denn ein Stich ist mit den Anfangsbuchstaben seines Namens »NHT« (Nikolaus Honthemius Trevirensis) signiert. In origineller Art ist die für Schönwetter gedruckte »Päpstliche Chronik« von Platina (1604) illustriert: Für jeden Papst ist am Rande ein winziges Kupferstichporträt (Format etwa 20× 40 mm) eingeklebt.

Aber auch der in Abgang geratende Holzschnitt hat einen wichtigen Platz in den Werken der Offizin behalten. Neben den unten zu behandelnden Wappenkalendern des Domkapitels sind hier an erster Stelle die Titelseiten der Reichsdrucke zu nennen. Mit ihren holzgeschnittenen Anfangszeilen und dem meist beigefügten, reich verzierten kaiserlichen Wappen ergeben sie einen großartigen Gesamteindruck[160]. Einfachere Holzschnittwappen treten auch in anderen Drucken auf, so z. B. das Wappen des Empfängers gegenüber von Widmungen[161], oder das Wappen des Erzbischofs in kurfürstlichen Verordnungen.

Ein wichtiges Feld des Holzschnittes sind die mathematisch-physikalischen Werke aus dem Verlag Albins: die »Geometria practica« des Clavius von 1606, die »Novae coelestium orbium theoricae« von Magini (1608), der »Canon triangulorum sphaericorum« des Adrianus Romanus von 1609 und die »In Mecha-

[151] De statibus hominum. 1613. (Anh. Nr. 215)

[152] Baronius: Annales ecclesiastici ex 12 tomis... 1614 bzw. 1623 (Anh. Nr. 449 bzw. 463).

[153] Vgl. Kristeller a.a.O. S. 450; Johann Jakob Merlo: Kölnische Künstler in alter und neuer Zeit. J. J. Merlos neubearb. u. erw. Nachrichten von dem Leben und den Werken kölnischer Künstler. Hrsg. v. Ed. Firmenich Richartz. Düsseldorf 1895. Sp. 453 ff.

[154] Vgl., auch zum Folgenden, v. Rath, Kupferstichtitel S. 55 f.

[155] Viridarium christianarum virtutum. 1610 (Anh. Nr. 175)

[156] De syntaxi et fide instrumentorum. 1607. (Anh. Nr. 127)

[157] Josue explanatus. 1609. (Anh. Nr. 167.)

[158] Lotz, Buchschmuck S. 235 f.

[159] Erste Auflage 1614 (Anh. Nr. 235) Das Werk erschien in mehreren Auflagen.

[160] Abbildung der Titelseite der Ordnung des Peinlichen Gerichts Caroli V. von 1607 (Anh. Nr. 134) bei Benzing, Albin S. 210.

[161] Z. B. das Wappen des Bischofs Wilhelm von Worms in Helwichs »Wormatiensium Annalium prodromus« von 1615 (Anh. Nr. 255) – Diese Sitte hatte Sigmund Feyerabend eingeführt (Schottenloher: Widmungsvorreden S. 172 ff.)

nica Aristotelis problemata exercitationes«, die 1621 bei Albins Witwe herauskamen; sie alle sind reich mit geometrischen, physikalischen und astronomischen Figuren illustriert. P. Reinhard Ziegler, der diese Ausgaben hauptsächlich redigierte, zeichnete wohl selbst die Figuren zum »Canon triangulorum sphaericorum« des Adrianus Romanus[162] und vielleicht auch zu den übrigen Werken.

Ganz mit Holzschnitten illustriert ist die 1601 in zwei Teilen erschienene Postille Martin Eisengreins[163], die zu jedem Evangelium eine bildliche Darstellung in einem Rollwerkrahmen enthält. Die Bildchen sind zwar sauber geschnitten, aber künstlerisch unbefriedigend.

Für die Person der Formschneider, mit denen Albin und Strohecker zusammenarbeiteten, sind wenig Anhaltspunkte vorhanden. Sicher ist, daß die geometrisch-physikalischen Figuren alle aus derselben Hand stammen, wie an den mitgeschnittenen Buchstaben und Schriften deutlich ersichtlich ist. Derselbe Schneider illustrierte auch die Clavius-Gesamtausgabe, die Elz und Volmar 1611-1612 für Anton Hierat druckten. Vielleicht handelt es sich um eine ortsansässige Persönlichkeit. Bei Albins Eheabrede vom 7. Juni 1598 tritt ein Formenschneider Lenhart *Liederer* als Zeuge für Albins Frau Maria auf[164], der möglicherweise für Albin gearbeitet hat.

2. Verlag und Buchhandel

a) Umfang der Verlagstätigkeit

Man kann im 17. Jahrhundert noch nicht zwischen Druckern und Verlegern im heutigen Sinne scharf unterscheiden, da damals der ursprüngliche Typ des Druckers, der seine Werke zugleich selbst verlegte, noch weit verbreitet war. Aber immerhin hatte sich zur Zeit Albins schon eine gewisse Differenzierung herausgebildet, in dem Sinne, daß kapitalkräftige Firmen, die mit dem Druck ihrer Verlagswerke selbst nicht mehr nachkamen, für ihre Rechnung fremde, meist kleinere Druckereien arbeiten ließen[165]. Daß Albin oder Strohecker fremde Drucker in Dienst genommen hätten, ist nicht bekannt geworden; dagegen druckten sie selbst eine Reihe von Werken für auswärtige Verleger. Sie traten jedoch auch in unmittelbare Berührung mit Vertretern des geistigen und literarischen Lebens und druckten im eigenen Verlag, wobei allerdings mit der Möglichkeit zu rechnen ist, daß sich in einzelnen Fällen die Autoren an den Kosten beteiligten[166]. Auf jeden Fall ist es von Wichtigkeit, bei ihrer Druckproduktion den Anteil des eigenen Verlags gegenüber demjenigen fremder Verleger abzugrenzen, wo die Drucker nur eine untergeordnete Funktion ausübten.

Ein ausdrücklicher Vermerk, daß der Druck auf eigene Kosten (»Typis et Sumptibus«), also im eigenen Verlag erfolgte, findet sich nur auf verhältnismäßig wenigen, meist unbedeutenden Werken zwischen 1618 und 1631. Tatsächlich war der Eigenverlag aber weit umfangreicher. Den klarsten Beweis dafür liefert eine Liste von Werken eigenen Verlags, die Strohecker 1639 über den Erzbischof an den Kaiser einreichte, um eine Erneuerung von Privilegien zu erwirken[167]. In ihr sind 39 Titel von Werken enthalten, die fast alle, teils in mehreren Auflagen, bei Albin oder Strohecker erschienen waren. Daß diese Liste nicht vollständig ist, geht schon daraus hervor, daß nur Werke aufgeführt wurden, die mit kaiserlichen Privilegien versehen waren und die auch in Zukunft noch Absatz versprachen.

Der Kreis der Verlagswerke kann aber noch erweitert werden. Zunächst sind alle solchen Drucke einzubeziehen, für die Albin oder Strohecker Privilegien erhalten haben; denn ein Privileg bedeutete Schutz gegen Schädigung durch Nachdruck. Eine solche Schädigung war aber nur dann zu befürchten, wenn Albin bzw. Strohecker das betreffende Werk auf eigene Kosten und damit auf eigenes Risiko herstellten. In die Gruppe der nachweislich privilegierten Bücher gehören neben verschiedenen Einzelwerken die Reichsdrucke und Drucke im Auftrag der Erzbischöfe[168]. Weiter müssen wir die zahlreichen Schriften des Jesuiten Martinus Becanus dazurechnen, mit dem Albin gleich nach Becans Eintreffen in Mainz einen Vertrag abgeschlossen hatte, wonach er für sich und seine Nachfolger das ausschließliche Recht erwarb, die Schriften Becans zu drucken und wohl auch das von der Gesellschaft Jesu vergebene kaiserliche Privileg für diese Schriften erlangte[169]. Dasselbe Privileg erhielten Albin und Strohecker kraft kaiserlicher Generalvollmacht auch für mehrere Werke anderer jesuitischer Autoren vom Jesuitenprovinzial zugebilligt. Als eigene Verlagswerke können wir schließlich die Drucke betrachten, denen Widmungen Albins, seiner Witwe oder Stroheckers vorausgehen.

Es bleibt noch ein erheblicher Teil der Produktion der Albin'schen Offizin, die weder dem eigenen noch dem fremden Verlag mit Sicherheit zuzuschreiben ist. Unter den fraglichen Drucken befindet sich aber eine große Anzahl örtlich bedingter, kleinerer Schriften, wie Schulausgaben, »Zeitungen«, Verfügungen oder Gelegenheitsschriften. Angesichts der Tatsache, daß Albin und Strohecker viel umfangreichere, kostspieligere Werke auf eigene Kosten herstellten, wird man diese Drucke ihrem Selbstverlag zusprechen dürfen. Dasselbe kann man bei der Mehrzahl der Schriften von Mainzer Jesuiten oder anderen Mainzer Persönlichkeiten annehmen, die ohne ausdrückliche Angabe eines Verlegers bei Albin oder Strohecker erschienen, wie z. B. bei den 1601, 1602, 1603 und 1605 erschienen Schriften des mit Albin befreundeten Kontroverstheologen Justus Calvinus-Baronius oder bei den 1618 gedruckten Werken des P. Maximilian Sandäus.

So kommt man bei einer Gesamtdruckzahl von rund 450 Drucken auf rund 200 Werke, die mit Sicherheit und rund 100 Werke, die mit Wahrscheinlichkeit im eigenen Verlag erschie-

[162] Vorwort des Adrianus Romanus. Vgl. de Backer-Sommervogel Bd. 2, Sp. 1216, Nr. 5.

[163] Anh. Nr. 36 und 37.

[164] StA Mz Borg.B. 5/19 fol. 141 ff.

[165] Vgl. Kapp S. 303.

[166] Duhr Bd. 2, 2, S. 370.

[167] »Specificatio etlicher der uralten Maintzischen Druckerei eigenes Verlags privilegiert gewesener Bücher...« HHSA Wien Impr. Fasc. 70 fol. 11.

[168] Hierzu und auch zum Folgenden vgl. den Abschnitt »Privilegien und Nachdrucke«.

[169] HHSA Wien Impr. Fasc. 70 fol. 22 f. Vgl. Opel.

nen. Demgegenüber stehen etwa 40 Drucke, die nachweislich im Auftrag fremder Verleger erschienen. Ihr Anteil ist allerdings größer als es nach dem Zahlenverhältnis erscheint. Er besteht in der Mehrzahl aus dicken Folianten und Quartanten, während unter den selbstverlegten Werken Albins und Stroheckers eine große Anzahl kleiner und kleinster Schriften enthalten ist, die wenig ins Gewicht fallen. Trotzdem ist ein deutliches Übergewicht des eigenen über den fremden Verlag zu erkennen (die in ihrer Verlagszugehörigkeit nicht zu bestimmenden Drucke haben in dieser Hinsicht keine ausschlaggebende Bedeutung). Daß dieses Übergewicht auch nach Inhalt und Bedeutung der Drucke bestand, soll im dritten Teil dieser Arbeit gezeigt werden.

Albin hat seine Tätigkeit von Anfang an auf Verlag ausgerichtet. In den ersten Jahren bemühte er sich, persönliche Bekanntschaften zu machen und Gönner zu gewinnen, wovon seine zahlreichen Widmungen, besonders aus dem Jahre 1601, Zeugnis geben, und sich so eine breitere Basis für seine Verlagstätigkeit zu verschaffen. Seit etwa 1600 erschienen durchschnittlich jedes Jahr 1-2 Werke größeren Umfangs und eine Anzahl kleinerer Schriften im eigenen Verlag, die den überwiegenden Teil der Druckproduktion ausmachten. Ähnlich wie die Drucktätigkeit steigerte sich auch der Verlag noch in den Jahren 1611-1614 und ging später, zur Zeit Stroheckers, deutlich zurück, in dessen letzten Jahren der Druck für fremde Verleger sogar im Vordergrund gestanden zu haben scheint. Trotzdem hat das Unternehmen bis zum Ende den Charakter einer Verlagsdruckerei behalten; noch in den Jahren 1630-31 nahm Strohecker die großangelegte Gesamtausgabe der Werke Becans in Angriff.

b) Buchhandel

Mit dem eigenen Verlag trat für Albin und Strohecker auch das Problem des Absatzes auf. Im 17. Jahrhundert war es noch allgemein üblich, daß die Verleger sich selbst am Vertrieb ihrer Bücher beteiligten. So unterhielt auch Albin wie seine Vorgänger Kaspar Behem[170] und Heinrich Breem in 2 Buchläden einen eigenen Buchhandel.

Der eine befand sich im Paradies, einem gedeckten Verbindungsgang zwischen dem Leichhofportal am Dom und der St. Johanneskirche, der mit Kramläden besetzt war, die vom Domkapitel verpachtet wurden[171]. Albins Laden lag unmittelbar neben der Domtür[172]. Das war eine günstige Verkaufslage für Albin und Strohecker, denn bei ihrer theologisch eingestellten Verlagsproduktion waren der höhere Mainzer Klerus und fromme, gebildete Persönlichkeiten, die den Dom häufig besuchten, sicher wichtige Abnehmer. Der Laden war 1598 von Heinrich Breem an Albin übergegangen[173]; vielleicht befand er sich schon lange in Pacht der Familie, denn 1544 hatte Franz Behems späterer Compagnon Theobald Spengel von Ivo Schöffer einen Laden im Paradies übernomen[174]. Da der Buchhandel neben der Druckerei betrieben wurde, war es nötig, dafür eigene Hilfskräfte einzusetzen, und es scheint, daß Leonhard Albin, nachdem er herangewachsen war, mit dieser Aufgabe betraut wurde. Am 5. September 1619 kaufte nämlich[175] der Domvikar Konrad Mahs ein Exemplar von Sebalds »Psalmorum Davidis expositio« »bey Albini Sohn«, und ein Kaufvermerk Christoph Mörtzings[176] vom 11. August 1623 lautet: »apud Leonh. Albin An. 1623 11^{t}. Augusti recepi«. Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1620 hatte Leonhard den Laden offenbar auf eigene Rechnung gepachtet, wollte ihn aber 1624 abgeben. Darauf kam es am 22. Juni 1624 zu einer Doppelbewerbung durch Anton Strohecker, der mittlerweile die Firma Albins übernommen hatte, und »Niklas den Jungen« aus Worms. Das Domkapitel entschied sich für Strohecker und verlieh ihm am 25. Juni den strittigen Laden. Er blieb nun Inhaber bis zum Einfall der Schweden. In der Eingabe von 1637 schreibt Strohecker sogar von 2 Buchläden im Paradies, die ihm die Schweden konfisziert hätten.

Der Mainzer Buchhandel konnte Albin und Strohecker nicht für den Verkauf ihrer Verlagsartikel genügen, da es sich zum großen Teil um umfangreiche und wertvolle Werke von überörtlicher Bedeutung handelte, die ein weites Absatzgebiet erforderten. Der geeignete Markt war das naheliegende Frankfurt, auf dessen Frühjahrs- und Herbstmessen sich damals die Buchhändler, Gelehrten und wissenschaftlich Interessierten ganz Mitteleuropas ein Stelldichein gaben[177]. Albin und Strohecker waren dort Inhaber eines zweiten Buchladens, wohl einer der Verkaufsräume und Gewölbe an der Buchgasse, die vom Frankfurter Rat an auswärtige Buchhändler verpachtet wurden. Wahrscheinlich betrieben sie den Buchhandel nur während der Messe und benützten das Gewölbe in der übrigen Zeit als Lagerraum für Büchervorräte, wie es üblich war. Als Strohecker nach 1635 aus Köln zurückkehrte, war der in Frankfurt gerettete Büchervorrat das einzige, was ihm von seinem Druck- und Verlagsgeschäft geblieben war. Die Anwesenheit Albins, seiner Witwe und Stroheckers auf der Messe ist wiederholt in den Verzeichnissen der an die kaiserliche Bücherkommission abgelieferten Bücher bezeugt[178].

Daß auch in Frankfurt Albin und Strohecker direkt an Kunden verkauften, ist an sich naheliegend, da zur Messe ja auch die Gelehrten erschienen, um ihren Bücherbedarf zu decken. Albin schreibt 1609 in seiner Widmung des »Apologeticus« von Busäus, daß Katholiken, Kalviner und Lutheraner das Büchlein auf der Frankfurter Messe von ihm gefordert hätten. Die Bedeutung der Messe für den Buchhandel lag aber hauptsächlich im gegenseitigen Verkehr der Buchhändler und Verleger, wobei die Ver-

---

[170] Benzing-Presser S. 52ff.

[171] Schrohe: Stadtaufnahmen Bd. 1, S. 61 Nr. 614.

[172] SA Würzb. Mz. Domkap.Prot. Bd. 30 fol. 168v.

[173] Laut der Eheabrede von 1598. S. Anm. 23.

[174] Brück S. 6.

[175] Laut handschriftlichen Eintrags im Exemplar der Stadtbibliothek Mainz.

[176] Im Exemplar der Stadtbibliothek Mainz von »Renovirte Münzordnung des Landgrafen Moritz von Hessen« (Kassel 1623).

[177] Vgl., auch zum Folgenden, Kapp S. 456ff.; Kuhnert S. 891ff., 971.

[178] HHSA Wien Bücherkomm. in Karton 1 Konv. 1-4. Albin wird aufgeführt zur Ostermesse 1599, 1600, 1601, Herbstmesse 1608, Ostermesse 1613, Herbstmesse 1614 und 1619; seine Witwe zur Ostermesse 1621, 1622 und Herbstmesse 1622; Strohecker zur Oster- und Herbstmesse 1626. Aus Prozeßakten des Verlegers Schönwetter geht auch Albins Anwesenheit bei den Ostermessen 1604 und 1605 sowie bei der Herbstmesse 1618 hervor (s. folgende Anm.).

leger entweder ihre Artikel gegenseitig austauschten, »verstachen«, oder sie gegen Bar, Rechnungs- oder Kommissionsverkehr an Buchhändler absetzten. Beides ist für Albin und Strohecker nicht direkt bekundet, aber wir dürfen annehmen, daß sie diesem allgemeinen Handelsbrauch folgten. Aus erhaltenen Abrechnungen des Frankfurter Verlegers Johann Theobald Schönwetter geht hervor, daß Albin bei ihm auf den Ostermessen 1604 und 1605 verschiedene Werke auf Kredit bezog, darunter 6 Exemplare des 1. Bandes der »Disquisitiones magicae« von Delrio[179]. Er ist auch als Käufer eines Exemplars des Heiligenlebens von Surius auf der Herbstmesse 1618 bezeugt, das er dem Kölner Buchhändler Arnold Quentel auf den folgenden Messen in mehreren Raten bezahlte[180]. Auch diese Käufe legen es nahe, daß er einen Sortimentsbuchhandel betrieb. Hauptsächlich sprechen aber die Vorzüge des Sortimentsbuchhandels dafür: die breitere Absatzbasis für den eigenen Verlag durch »Verstechen« mit anderen Verlegern und die größere Verkaufsmöglichkeit bei größerer Auswahl im eigenen Bücherlager.

Im Laufe der Jahre sammelten sich auch unverkaufte Restbestände alter Auflagen an, und die Verleger mußten sich um ihren Absatz bemühen. Das war eine allgemeine Erscheinung, die sich aus der Verkoppelung von Buchhandel und Verlag und aus dem Tauschverkehr ergab. Auch Strohecker schreibt 1637 von »Antiquiteten«, die ihm die Schweden konfisziert hätten[181]. Dem Verkauf solcher Altbestände diente wahrscheinlich ein »Catalogus librorum apud Antonium Strohecker prostantium... usque ad annum 1630«, den Strohecker 1630 in Kleinoktav druckte[182].

c) Nachdruck und Privilegien

Da es im 17. Jahrhundert weder ein gesetzlich geschütztes Urheberrecht noch einen gesetzlichen Schutz von Verlagswerken gab, stellte der Nachdruck eine ernste Gefahr für die Verleger dar. Man schützte sich dagegen durch obrigkeitliche Privilegien, die für einzelne oder mehrere Werke ausgestellt wurden. Diese sprachen ein Verbot des Nachdruckens und des Verkaufs nachgedruckter Exemplare unter Strafe auf bestimmte oder gelegentlich auf unbegrenzte Zeit aus. Für das Reichsgebiet kamen kaiserliche, für die einzelnen Territorien landesherrliche Privilegien in Frage. Da die Exekutivgewalt bei den Territorien lag, waren die kaiserlichen Privilegien, die theoretisch für das ganze Reich und die habsburgischen Erblande galten, in ihrer praktischen Wirksamkeit sehr beschränkt. Die Bedeutung, die ihnen trotzdem zukommt, beruht darauf, daß ihre Einhaltung auf der Frankfurter Messe durch die kaiserliche Bücherkommission weitgehend durchgesetzt wurde[183].

Auch für die Albinsche Offizin war der Schutz gegen Nachdruck eine dringende Notwendigkeit. Ihre Ausgaben, in denen zum Teil hoher Aufwand für die Beschaffung des Textes, für den erstmaligen Satz und für die Korrektur investiert war, wären ohne diesen Schutz eine leichte Beute der Konkurrenz geworden. Ähnliche Gefahren drohten bei Werken, die starken Absatz versprachen; ein findiger Nachdrucker konnte durch rasches Handeln den erhofften Gewinn des Erstdruckers illusorisch und den Absatz der Originalauflage unmöglich machen. Dementsprechend hatte sich das Verlagshaus stark mit Privilegien gesichert.

Besehen wir uns zunächst die kaiserlichen Privilegien oder kaiserlichen Impressorien. Selten waren sie in extenso oder im Auszug den Werken vorgedruckt. Oft findet sich dagegen der Vermerk »cum gratia et privilegio S. Caes. Maiestatis« auf dem Titelblatt, der jedoch damals auch häufig in betrügerischer Weise angewendet wurde[184].

Besseren Aufschluß geben die Wiener Impressorienakten. Sie betreffen in ihrem größeren Teil Reichsdrucke. Die Privilegien dafür waren ein altes Vorrecht der Behemschen Druckerei. Aber nach Breems Tod 1598 war Balthasar Lipp Albin zuvorgekommen und hatte das Impressorium auf den Regensburger Reichsabschied von 1598 erlangt. Daraufhin richtete Albin Ende 1598 oder 1599 ein Bittschreiben an den Mainzer Erzbischof Wolfgang v. Dalberg, er möge sich für ihn beim Kaiser um ein Privileg für die Sammelausgabe der Reichsabschiede und -konstitutionen (ohne den Abschied von 1598) verwenden, wobei er sich auf die Tradition seiner Vorgänger berief. Wolfgang von Dalberg leitete diese Eingabe samt der gewünschten Befürwortung am 13. Januar 1599 an Kaiser Rudolf II. weiter, und dieser erteilte am 28. August das erbetene Privileg auf 10 Jahre[185]. In Zukunft kam die Druckerei »Zum Maulbaum« wieder in den Genuß aller Privilegien auf Reichsdrucksachen – nur dasjenige für den Speyerer Deputationstagsabschied von 1600 ist noch für Albin und Lipp gemeinsam ausgestellt[186]. Weitere Akten betreffen ein Impressorium auf den Regensburger Reichsabschied von 1603, das am 1. Juli erteilt wurde[187], und Erneuerungen der Privilegien für die Sammelausgabe der Reichsabschiede und -konstitutionen von 1612 und 1627[188].

In ähnlicher Weise wurden auch Privilegien für andere Drucke erteilt. Es sind vorhanden: Die Kopie einer Eingabe Albins betreffs Erzbischof Johann Schweikards »Handbüchlein geistlicher Übung« von 1612[189] und das Konzept eines Impressoriums auf Giov. Ant. Maginis »Novae coelestium orbium Theoricae« vom 16. September 1608[190], worin der mathematisch und astrologisch interessierte Kaiser Rudolf II. bemerkt, daß die Werke Maginis ihm selbst einst Genuß bereitet hätten.

In einer Eingabe von 1629 wollte Strohecker auch Schutz gegen den überhandnehmenden Nachdruck in den spanischen

---

[179] Starp S. 665f., 699, 707.

[180] Domarchiv Köln K II 7 fol. 3ff.

[181] Eingabe an den Kaiser (s. Anm. 63).

[182] Ein Exemplar, das sich vor dem zweiten Weltkrieg in der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt befand, ist dort leider nicht mehr vorhanden.

[183] Dietz S. 61.

[184] Kapp S. 742.

[185] HHSA Wien Impr. Fasc. 1 fol. 37f., 40f., 36 und 46; vgl. Bake: Die Frühzeit des pommerschen Buchdrucks. Pyritz 1934. S. 133 Anm. 4.

[186] A.a.O. fol. 47 und 50. Das Impressorium ist vom 13. 12. 1600 datiert.

[187] A.a.O. fol. 45, 43f. Das Privileg ist abgedruckt im Reichsabschied.

[188] A.a.O. fol. 55f.; Fasc. 70 fol. 5–7.

[189] A.a.O. Fasc. 1 fol. 57f.

[190] A.a.O. fol. 51–53.

Niederlanden, die damals nur noch formell dem Reichsverbande angehörten, gewinnen. Er ersucht darin um ein kaiserliches Impressorium für die »Opera omnia« des Becanus, die er herauszubringen beabsichtigte[191], und bat gleichzeitig den Erzbischof Wolfgang, sich bei der Infantin Eugenia Isabella um ein Privileg für die Niederlande zu bewerben[192]. Johann Schweikard leitete auch an beide Adressen die Eingabe weiter. Der Kaiser erteilte das gesuchte Impressorium am 30. Januar 1630. Wie sich die Infantin verhalten hat, ist unbekannt.

Von besonderem Interesse ist eine Eingabe Stroheckers aus dem Jahre 1639, die schon wegen der beigefügten Verlagsliste genannt wurde. Er stand vor den Trümmern seines Unternehmens, die ihm nach der Schwedenzeit verblieben waren, und suchte mit verzweifelter Anstrengung, seinen Verlag neu zu beleben. Zu diesem Zweck hoffte er durch Schilderung seines Unglücks ein immerwährendes Privileg (Privilegium perpetuum) für 38 Verlagswerke zu erlangen, welches ihm allerdings trotz der Fürbitte des Erzbischofs Anselm Kasimir am 11. Juli 1639 nur auf 12 Jahre gewährt wurde. Es kam nicht zur praktischen Auswirkung, weil Stroheckers Verlagspläne scheiterten. Die Eingabe wirft aber ein Licht auf den Umfang des Privilegienschutzes der Firma, da alle aufgezählten Werke früher schon privilegiert gewesen waren. Neben Reichsdrucken sind die wichtigsten Verlagswerke aufgezählt: theologische, juristische, mathematische, philosophische und erbauliche Schriften[193].

Aus den angeführten Akten geht hervor, daß in allen Fällen der gleiche Weg beschritten wurde: Albin und Strohecker richteten ihre Eingaben nicht direkt an den Kaiser, sondern an den Erzbischof, ihren Landesherrn, der als Mittelinstanz zwischen Untertan und Kaiser eintrat. Dieser sandte nun eine Abschrift der Eingabe zusammen mit einer persönlichen Befürwortung an den Kaiser. In Prag bzw. Wien wurde dann die Entscheidung getroffen und das Privileg erteilt.

Angesichts der großen Zahl erscheint es aber fraglich, ob für jedes einzelne Privileg der umständliche Weg der Petition über den Erzbischof beschritten wurde. Das war sicher nicht der Fall bei zahlreichen Jesuitenschriften. Kaiser Rudolf II. und Kaiser Matthias hatten nämlich der Gesellschaft Jesu ein allgemeines Privileg erteilt, daß niemand ihre Bücher ohne ihre Einwilligung drucken oder verkaufen dürfe[194]. Es war ein Autorenprivileg, welches von Fall zu Fall auf den Verleger übertragen wurde. Durch Bewilligung des Provinzials der rheinischen Ordensprovinz kamen Albin, seine Witwe und Strohecker häufig in seinen Genuß. Die Erteilung ist als »Facultas excudendi« jeweils den betreffenden Werken vorgedruckt.

Von den kaiserlich privilegierten Werken mußten drei und ab 1624 vier Exemplare an die kaiserliche Reichshofkanzlei eingeliefert werden, die in die Wiener Hofbibliothek gelangten. Die Einziehung oblag der kaiserlichen Bücherkommission in Frankfurt[195]. Wie die anderen betroffenen Buchhändler zeigten auch Albin und Strohecker keinen besonderen Eifer in der Abgabe der Pflichtexemplare. Das geht aus den erhaltenen Ablieferungslisten[196] hervor, in denen Titel und Anzahl der abgegebenen Bücher genau bezeichnet sind und auf denen manches privilegierte Werk fehlt. Oft stehen überhaupt keine Drucke Albins oder Stroheckers auf der Liste. In einem Schreiben vom 16. Dezember 1615[197] beschwert sich der kaiserliche Bibliothekar Sebastian Tengnagel über die mangelhafte Ablieferung und reklamiert neben anderen auch zwei privilegierte Werke aus der Albinschen Offizin.

Der Verlag war auch mit kurfürstlich mainzischen Privilegien versehen. Urkundlich belegt sind solche für den domkapitelschen Wappenkalender vom 26. Dezember 1605[198] und für »zwei unterschiedliche Tractätlein in Sterbensläuften« vom 24. Februar 1624[199]. Aber auch für die amtlichen Drucksachen der Erzbischöfe und für liturgische Drucke für das Erzstift muß man solche Privilegien annehmen.

Trotz dieses Schutzmantels von Privilegien wurden Albin und Strohecker von Nachdruckern nicht verschont. Am 18. Januar 1602 beschwerte sich Albin bei Martin Delrio, daß der Frankfurter Verleger Joh. Theobald Schönwetter und dessen Schwager Joh. Philipp Spieß ihn durch Nachdruck von Delrios »Disquisitiones magicae« belästigten. Daraufhin erwirkte Delrio für sich ein kaiserliches Privileg auf 20 Jahre, welches er Albin am 17. Februar 1603 übertrug[200]; und Albin druckte nun ermutigt eine neue Auflage. Trotzdem erschien 1606 in Ursel ein Nachdruck des Werkes auf Kosten Jakob Königs, worin sogar der Brief Delrios an Albin aus der Vorlage übernommen worden war[201]. Johann Volmar druckte das 1623 bei Strohecker erschienene »Manuale controversiarum« Becans noch im selben Jahr in Würzburg nach. Unter den Nachdrucksorten sind niederländische und französische Städte, in denen die kaiserlichen Privilegien keine Wirksamkeit hatten, sehr häufig vertreten. Vom »Panarion« des Busäus erschienen bis 1631 sechs Ausgaben in Lyon, Paris und Venedig, von seinem »Viridarium« drei und von seinem »De statibus hominum« ein Nachdruck in Lyon. Der Josue-Kommentar von Serarius wurde im gleichen Zeitraum zweimal in Paris nachgedruckt. Besonders zahlreich sind die Nachdrucke einiger Werke des Kontroverstheologen Martin Becanus. Bis 1631 erschienen von seinem »Manuale controversiarum« fünf Ausgaben in Würzburg, Münster, Antwerpen und Vilna, von dem »Compendium manualis controversiarum« zehn Ausgaben in Lyon, Duai, Paris und Luxemburg; die »Theologia Scholastica« wurde unter verschiedenen Titeln sechsmal, die

[191] A.a.O. Fasc. 70 fol. 22f., 20f. Das Impressorium ist auszugsweise abgedruckt in beiden Bänden der »Opera« (Anh. Nr. 395, 403 a).

[192] Opel bringt einen Abdruckt der an Eugenia Isabella gesandten Kopie der Eingabe Albins.

[193] A.a.O. Fasc. 70 fol. 9ff.; 8 und 16; 1–4.

[194] Duhr Bd. 2, 2, S. 374.

[195] Kapp S. 651f.

[196] HHSA Wien Bücherkomm. in Karton 1 Konv. 1–4.

[197] A.a.O. Konv. 3 fol. 40 und 42. Das Schreiben ist an den Reichsvizekanzler Johann Ludwig von Ulm gerichtet.

[198] SA Würzb. Mz. Ingross.B. Bd. 84 fol. 113v–114v.

[199] Ebda. fol. 377.

[200] Brief Delrios vom 17. 2. 1603 an Albin, abgedruckt in der Ausgabe der »Disquisitiones magicae« von 1603, Bd. 1. (Anh. Nr. 71).

[201] Delrio: Disquisitionum magicarum libri VI... Ex Archiepiscopatus Moguntinensis Officina Ursellana. Impensis Iacobi König. 1606. Universitätsbibliothek Tübingen.

»Opuscula theologica« wurden zweimal und die »Analogia Veteris et Novi Testamenti« dreimal in Lyon, Paris und Duai nachgedruckt[202]. Über Nachdruck von Werken Becans in Frankreich, Deutschland, vornehmlich aber in den Niederlanden beklagt sich auch Strohecker 1629 bitter und fügt hinzu, daß die nachgedruckten Werke »in der Frankfurter Messe und sonsten überall« heimlich verkauft und ihm viel Schaden zugefügt würde[203]. Die Berechtigung dieser Klage ist urkundlich belegt. Im selben Jahr ging nämlich der Bücherkommissar Joh. Ludwig v. Hagen auf Ansuchen Stroheckers auf der Frankfurter Frühjahrsmesse gegen den Buchhändler Bellerus vor, der nachgedruckte »Manuale controversiarum« von Becanus vertrieb. Als sich Strohecker 1630 abermals an v. Hagen wandte, weil der Kölner Verleger Johann Kinck die für Strohecker privilegierte »Kammergerichtsordnung« verkaufte, zeigte v. Hagen aber Bedenken einzugreifen, da der Druck auf Befehl eines kaiserlichen Rats erfolgt war[204].

Diese überlieferten Beispiele umfassen sicher nicht alle Fälle von Nachdruck. Dieses Übel, das im Laufe des 30-jährigen Krieges bei wachsender Rechtlosigkeit immer mehr überhand nahm[205], stellte eine ernste Schädigung des Albin-Strohecker-schen Druck- und Verlagshauses dar und trug Mitschuld an seiner finanziellen Zerrüttung. Strohecker schreibt in der Eingabe von 1639, daß ihm sowohl vor dem schwedischen Einfall als auch danach an seinen privilegierten Werken viele »Corruptiones, Einträg und Schäden« trotz der angedrohten Strafen zugefügt worden seien[206].

Wie verhielt sich nun aber die Offizin selbst in diesem Punkt? War sie auch von der Zeitkrankheit des Nachdrucks angesteckt und suchte so einen wohlfeilen Gewinn einzuheimsen?

Man muß bei der Beurteilung des Nachdrucks die Zeitverhältnisse berücksichtigen und einen Unterschied machen. Wo er aus reiner Gewinnsucht heraus erfolgte und den Erstdrucker um den Ertrag seiner Arbeit und der aufgewendeten Kosten brachte, ist er zu verwerfen. Dies zu verhindern war ja der eigentliche Sinn der Privilegien. Anders liegt der Fall jedoch bei Werken, die weit entfernt erschienen waren. In ihrem Nachdruck konnte bei der damaligen Schwierigkeit, ausländische Bücher zu beschaffen[207], sogar ein großes Verdienst des Druckers liegen.

Neben vielen Erstausgaben druckten Albin und seine Nachfolger in ihrem Verlag auch eine große Anzahl auswärts erschienener Werke neu, darunter in erster Linie Werke spanischer und italienischer theologischer Schriftsteller. Diese Art des Nachdrucks war eine positive Leistung, da es sich um die Befriedigung eines wirklich vorhandenen Bedarfes und um die Verbreitung von geistigen Werten hohen Ranges handelte, die die neu erwachte Theologie und Philosophie im 16. und 17. Jahrhundert in den romanischen Ländern schuf. Heute, wo wir mehr geneigt sind, im europäischen Geistesleben ein organisches Ganzes zu sehen, liegt uns die Anerkennung und Würdigung dieser Leistung näher[208]. Albin spricht diese Absicht auch ganz deutlich aus, wenn er in seiner Widmung zu der Neuausgabe des »Orator Christianus« von Carolus Regius[209] schreibt, er habe beschlossen, das Werk durch Mainzer Typen in Deutschland zu verbreiten, damit nicht ein so großes Gut auf die Grenzen Italiens beschränkt bleibe. Ähnlich erklärt seine Witwe[210], sie habe die Schrift »De dignitate ac munere Cardinalis« von Piatti wiedergedruckt, weil in Deutschland an Exemplaren dieses begehrten Werkes Mangel herrsche; und Strohecker motiviert seine Ausgabe des in Rom erschienenen Traktats über das Jubiläum von Santarelli mit seiner Pflicht gegenüber dem Gemeinwohl, da er immer wieder den Wunsch nach einer solchen Schrift vernommen habe[211]. In der Widmung zu einem der Aristoteles-Kommentare des Kollegs von Coimbra bezeichnet es Albin schließlich geradezu als die Aufgabe der Drucker, das was anderswo entstanden ist, wiederum zu gebären[212].

Entsprechend muß natürlich auch der Nachdruck von Albin-Stroheckerchen Verlagswerken im Ausland beurteilt werden. Die eigentliche Schädigung lag wohl hauptsächlich darin, daß ihr Vertrieb auf das Reichsgebiet und auf die Frankfurter Messe ausgedehnt worden war.

Es ist von Albin oder seinen Nachfolgern kein Fall von Nachdruck bekannt geworden, der sicher als unehrlicher Wettbewerb zu gelten hätte. Wir hören auch nicht, daß sie deswegen in irgendwelche Prozesse verwickelt worden wären, und dürfen darum annehmen, daß die Firma sich im wesentlichen vom Nachdruck im üblen Sinne ferngehalten hat.

d) Zensur

Die staatliche und kirchliche Bücherzensur griff seit dem Ende des 15. Jahrhunderts tief in das Leben von Buchhandel und Verlag ein. Im Zeitalter der Glaubenskämpfe wurde sie natürlich stark unter konfessionellem Gesichtspunkt gehandhabt. Im Reich war sie, entsprechend der Mehrheit im Reichstag, im katholischen Sinne geregelt. Die Verbesserte Reichspolizeiordnung von 1577 enthielt strenge Zensurvorschriften, forderte die Präventivzensur aller zu druckenden Bücher und die Unterdrückung von allen antikatholischen, aufrührerischen und Schmähungen

[202] De Backer-Sommervogel Bd. 1, Sp. 1107f. Nr. 49; Bd. 2, Sp. 416ff. Nr. 37, 38, 39; Bd. 7, Sp. 1134ff. Nr. 36; Bd. 1, Sp. 1096ff. Nr. 49, 50, 30, 25, 48.

[203] HHSA Wien Impr. Fasc. 70 fol. 22f.

[204] St A Ffm Zensur und Presse Nr. 27 fol. 13, Nr. 28 fol. 88-91, Nr. 157,

[205] Kapp S. 494.

[206] HHSA Wien Impr. Fasc. 70 fol. 9f.

[207] Vgl. Duhr Bd. 2, 2, S. 376.

[208] Vgl. dazu Schneider, bes. S. XVII, 3-76.

[209] Anh. Nr. 223. Die Widmung vom 17. 3. 1613 ist an Anton von Boppard, Präfekt des Zisterzienserklosters in Erbach, gerichtet.

[210] In der Widmung der Schrift an den Domdekan Jakob v. Elz vom 15. 7. 1621.

[211] In der Widmung des Druckes vom 30. 9. 1626 an Bischof Georg Friedrich von Worms.

[212] Widmung der »Commentarii Collegii Conimbricensis... in libros de generatione et corruptione Aristotelis« von 1600 an Erzbischof Wolfgang von Dalberg (Anh. Nr. 18)

enthaltenden Schriften. Die Ausführung war aber den Territorialobrigkeiten vorbehalten, und so kamen sie nur in katholischen Landesteilen streng zur Geltung. Außerdem wurde ihre Einhaltung auf der Frankfurter Messe durch die kaiserliche Büchercommission überwacht[213].

In Mainz waren seit 1521 wiederholt Verordnungen zur Beaufsichtigung des Büchermarktes und der Druckereien ergangen[214], und es galt zu den Zeiten Albins und Lipps ebenfalls die Bestimmung, daß alle zu druckenden Bücher zum Zweck einer vorhergehenden Revision vorzulegen seien. Damit waren anscheinend die Patres des Jesuitenkollegs betraut, wie aus dem gleich zu behandelnden Dekret von 1607 an Weihbischof Weber hervorgeht. Im Jahre 1607 hielt Erzbischof Johann Schweikart eine Neuregelung für erforderlich, weil eine merkliche Unordnung eingerissen sei und die Drucker Albin und Lipp unterschiedslos alle Bücher, Thesen und Traktate sowohl einheimischer als ausländischer Autoren angenommen und zum Teil ohne vorhergehende Revision und Zensur gedruckt hätten. In zwei Dekreten vom 8. November übertrug Johann Schweikart die Revision der Bücher an den Weihbischof Stephan Weber und befahl den beiden Buchdruckern, künftig kein Werk mehr unter ihre Presse zu nehmen, es sei denn vorher Weber zur Zensur vorgelegt worden[215]. Für diese Maßnahme lag noch ein weiterer Grund vor. Wie Joh. Schweikart an Weber schreibt, waren nämlich in etlichen Büchern trotz vorgängiger Revision durch Jesuitenpatres scharfe polemische Wendungen und Behauptungen stehen geblieben, die nach des Erzbischofs Meinung mehr zur Verbitterung der benachbarten Protestanten als zur christlichen Erbauung dienten. Weber sollte in Zukunft die Bücher selbst revidieren, soweit es ihm möglich sei, oder sich dazu eines der Patres bedienen, aber sich selbst die letzte Entscheidung vorbehalten.

Ob die neuen Bestimmungen strenger als vorher durchgeführt wurden, ist unbekannt. Jedenfalls finden wir nur wenige Zensurvermerke des greisen Weihbischofs[216] in Albinschen Drucken. Wie daraus zu entnehmen ist, las er die Werke teils selbst durch, teils übertrug er diese Arbeit Theologen aus der theologischen Fakultät, also wohl Jesuiten[217]. Ob nach Webers Tod 1622 sein Nachfolger Ambrosius Seibäus das Amt der Zensur übernommen hat, entzieht sich unserer Kenntnis.

Im Gegensatz zu protestantischen Druckern, Verlegern und Buchhändlern dürfte die Zensur Albin und Strohecker keine wesentliche Einbuße gebracht haben, da ihr Verlags- und Druckprogramm ohnehin ganz im Sinne des katholisch-kirchlichen Schrifttums lag.

[213] Vgl. Kapp S. 550ff.; Dietz S. 63ff.

[214] Benzing-Presser S. 43; Brück S. 38, 85.

[215] SA Würzb. Mz. Ingross.B. Bd. 84 fol. 49ff.

[216] Weber war 1606 schon 68 Jahre alt (Brück S. 83).

[217] Im Zensurvermerk zu »Ryckius: Manuale Confraternitatis Chordae S. Francisci« (Anh. Nr. 238) vom Januar 1614 schreibt er »Perlegi«, in demjenigen zum 1. Band von Hagers »Rettung der Ehre Gottes« (Anh. Nr. 347) vom 1. 1. 1622 dagegen »Deputati ad id Theologi Facultatis nostrae Theologicae legerunt et approbarunt«.

III

DIE STELLUNG DES DRUCK- UND VERLAGSHAUSES IM GEISTIGEN LEBEN SEINER ZEIT

1. Die einwirkenden Kräfte

a) Die Mainzer Erzbischöfe

Als Buchproduktionsstelle war das Unternehmen Albins und seiner Nachfolger nicht nur ein handwerklich-gewerblicher Betrieb, sondern auch ein Zentrum, auf welches von außen geistige Kräfte einwirkten, und von dem aus umgekehrt Ideen in der Gestalt von Büchern ihren Weg zu den Menschen nahmen.

Im »Zeitalter des konfessionellen Absolutismus«[218] erstreckte sich die Gewalt der Landesherren im Innern nicht nur auf Verwaltung und Aufrechterhaltung der Ordnung, sondern griff weit ins kulturelle und religiöse Leben ein. So stand auch das Mainzer Druckwesen weitgehend in Abhängigkeit von den Erzbischöfen. Ihnen stand nach der verbesserten Reichspolizeiordnung von 1577 die Prüfung, Zulassung und Überwachung der Drucker und das Zensurrecht zu[219].

Als Reichserzkanzler hatten sie die Veröffentlichung der reichsamtlichen Kundgebungen durchzuführen[220], womit seit Peter Schöffer d. Ä. Mainzer Drucker beauftragt waren. Von 1555 ab hatten die Inhaber der Druckerei »Zum Maulbaum« diese Aufgabe übernommen[221]. Unter Berufung auf diese Geschäftstradition erhielten ab 1599 Albin und seine Nachfolger die Privilegien für Reichsdrucksachen und waren somit die einzigen bevollmächtigten Reichsdrucker[222].

Daneben vergaben die Mainzer Erzbischöfe den Druck ihrer amtlichen Veröffentlichungen als Landesherren. Auch hierin folgten Albin und seine Nachfolger ihren Vorgängern und hatten praktisch das Amt kurfürstlicher Hofbuchdrucker inne, wenn auch nicht den Titel. Aus der Offizin Lipps sind außer der Agende von 1599 und dem Missale von 1602, die er wohl gleich zu Beginn seiner Tätigkeit erhalten hatte, keine amtlichen Drucke für die Erzbischöfe bekannt geworden.

Indem die Mainzer Erzbischöfe im Sinne der kirchlichen Reform und der Gegenreformation das literarische Leben förderten und Schriftsteller begünstigten, übten sie indirekt auch eine wichtige Wirkung auf Hebung und Beeinflussung des Druckwesens aus. Das bezeugt Albin für Erzbischof Wolfgang von

[218] Karl Eder: Die Kirche im Zeitalter des konfessionellen Absolutismus. Freiburg i. Br. 1949. (Kirchengeschichte... hrsg. von J. P. Kirsch. Bd. 3, 2.) S. 1ff.

[219] Kapp S. 550.

[220] Vgl., auch zum Folgenden, Schottenloher, Druckprivilegien S. 90; Benzing, Albin.

[221] Benzing-Presser S. 51, 52, 53.

[222] Auch für Strohecker ist ein Reichsdruck bekannt geworden: Die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V. von 1623. Sein letztes Reichsdruckprivileg erhielt er am 29. 7. 1639 für alle Reichsabschiede, -ordnungen, -satzungen und anderen Konstitutionen, sowie den Prager Frieden (HHSA Wien Impr. Fasc. 70 fol. 1-4). Diesen Druck konnte er jedoch nicht mehr ausführen.

Dalberg (1582-1601)[223]. Besonders stark muß in dieser Richtung Wolfgangs Nachfolger Johann Adam von Bicken (1601-1604) tätig gewesen sein, der in Mainz die Gegenreformation einführte und mit dessen Regierungsantritt 1601 die Druck- und Verlagsproduktion Albins ruckartig anstieg[224]. Erzbischof Johann Schweikard von Kronberg, der sich sehr um den geistlichen Gesang bemühte, erteilte 1606 Albin auf dessen Bitten die Genehmigung zum Druck eines »Enchiridion psalmorum ferialium« und drängte auf baldige Ausführung[225]. Unter seiner Regierung erschien 1611 eine neue Ausgabe des »Brevarium Moguntinum« bei Albin. Er nahm sogar selbst Albins Verlagstätigkeit in Anspruch für sein 1613 in Latein und Deutsch erschienenes »Manuale precum familiarum«.

Mit der Vervielfältigung und Verbreitung der Schriften mußte den Erzbischöfen auch das Druckwesen selbst am Herzen liegen, das die Vorbedingung dazu bildete. Sie unterstützten das Albinsche Druck- und Verlagshaus durch materielle Hilfe, durch ihre persönliche Fürsprache, wie bei der Erlangung der kaiserlichen Privilegien, oder durch Erteilung kurfürstlicher Privilegien. Dem Erzbischof Wolfgang v. Dalberg hat die Druckerei viel, vielleicht entscheidende Hilfe in den ersten schweren Jahren zu danken. In einer Widmung von 1599 preist Albin seinen Eifer, das Druckwesen auszuschmücken und zu erneuern[226], und hebt hervor, daß er mit Wolfgangs Gunst griechische und bessere lateinische Typen hätte anschaffen können. Der spätere Erzbischof Johann Schweikard von Kronberg hatte schon Albins Vorgänger protegiert und diese Gunst auf Albin übertragen[227]. Gleich nach seiner Wahl bat ihn Albin in einer Widmung[228], die Druckerei mit ihren Rechten und Privilegien gegen listige Machenschaften in seinen Schutz zu nehmen. Später rühmt er Johann Schweikarts Milde, und am 26. März 1621 schreibt Albins Witwe, daß sich ihre Druckerei schon viele Jahre des Schutzes der Familie Kronberg erfreue[229]. Erzbischof Anselm Kasimir Wambolt v. Umbstatt (1629-1647) setzte sich nach Stroheckers Rückkehr aus dem Kölner Exil zweimal beim Kaiser für ihn ein, um ihm ein Zahlungsmoratorium bzw. eine Verlängerung der Privilegien zu erwirken, damit er seinen Druck- und Verlagsbetrieb wieder aufnehmen könne (s. o.).

b) Das Mainzer Domkapitel

Es liegt auf der Hand, daß Albin mit einer so einflußreichen Behörde wie dem Domkapitel in Berührung kam. Wie aus Widmungen Albins hervorgeht, erfreute er sich der Gunst, ja der Freundschaft verschiedener Persönlichkeiten aus seiner Mitte. Hier seien genannt: Der Domkustos Johann Christoph Neustetter[230], der Domherr Friedrich von Sickingen[231], die Dompröpste Philipp Cratz von Scharpfenstein[232] und Philipp Christoph von Sötern[233], der spätere Bischof von Trier. Der Domdekan Jakob von Elz hat für Albin bis zu dessen Tod auf das gütigste gesorgt, ihn im Unglück getröstet und ihn in schwersten Bedrängnissen durch Rat, Gunst und Hilfe wieder aufgerichtet[234]. Der Domherr Johann Ulrich von Andlau war Taufpate von Stroheckers Verwandtem Johann Ulrich Strohecker[235].

Auch geschäftliche Beziehungen verknüpften die Offizin mit dem Domkapitel. Albin und Strohecker waren mit ihrem Buchladen im Paradies Pächter des Domkapitels. Als Albin 1611 das neue Mainzer Brevier gedruckt hatte, zeigte sich der Mangel, daß die Eigenfeste des Domstifts ausgelassen waren. Daraufhin bot er dem Domkapitel an, dieselben entweder dem Brevier beizudrucken, oder ein eigenes Diurnale daraus zu fertigen. Obwohl das Domkapitel am 1. Juli 1611 beschloß, mit dem Drucker deswegen zu verhandeln[236], ist von einem solchen Druck nichts bekannt geworden.

Am 26. Dez. 1605 erhielt Albin auf Empfehlung des Kapitels ein kurfürstliches Privileg auf 15 Jahre über den Druck des Wappenkalenders, das vorher Balthasar Lipp innegehabt hatte[237]. Hiermit war ihm eine traditionelle Veröffentlichung des Kapitels anvertraut worden. Aus dem Privileg erfahren wir erstmals Näheres über das Aussehen dieses Druckwerks: Es war ein »langer Almanach oder Tafelkalender« mit Angabe der Fest- und Feiertage, welcher mit den Wappen und Kleinodien des Erzbischofs, der Suffraganbischöfe, der Domherren, des Erzstiftes und der Erz- und Erbämter in Holzschnitt geschmückt war. Möglicherweise wurde er von Albin zum ersten Mal so reich ausgestattet, da Albin versprach, den Kalender in »etwas zier-

223 Er preist ihn in der Widmung zu den »Commentarii Collegii Conimbricensis in libros de generatione et corruptione Aristotelis« von 1599 (Anhang Nr. 8) als Förderer und Verbreiter der Literatur.

224 Vgl. Jakob Schmidt: Die katholische Restauration in den ehemaligen Kurmainzer Herrschaften Königstein und Rieneck. Freiburg i. Br. 1902. S. 11.

225 Widmung des Büchleins an Johann Schweikard durch Albin vom Sonntag Laetare 1607 (Anh. Nr. 124).

226 »Typographiae instaurandae, ornandaeque studium«. In der Widmung zu den »Commentarii Collegii Conimbricensis...« (s. Anm. 223). Wolfgangs Interesse an der Druckkunst geht auch daraus hervor, daß er im Jahr 1598 Lipp die Genehmigung zur Errichtung einer zweiten Offizin erteilte.

227 Widmung Albins von »Petri Rebuffi Commentarius super librum unicum« (1599, Anh. Nr. 14) an Johann Schweikard, datiert vom 14. 9. 1599.

228 Zu: »Chartarius: Decisiones Rotae causarum executivarum Reipublicae Genuensis« (Anh. Nr. 82), datiert vom 1. 3. 1604.

229 Widmung zu »Baldus: In Mechanicam Aristotelis«. (Anh. Nr. 334).

230 Albin widmete 1615 Becans Epistula ad Sartorium. (Anh. Nr. 245).

231 Widmung der Exercitationes piae et devotae (Anh. Nr. 125) vom 1. 1. 1607 durch Albin an ihn.

232 Widmungen Albins von Pimentas »Nova relatio historica« (Anh. Nr. 44) und von »Recentissima de amplissimo regno Chinae« (Anh. Nr. 41) vom 1. 7. 1601, an ihn.

233 Widmung von Honthemius: »De syntaxi et fide instrumentorum« (Anh. Nr. 127) vom 1. 5. 1607 durch Albin an ihn.

234 Albins Witwe schreibt in einer Widmung an ihn vom 15. 7. 1621: »Johann. Albinum, quondam maritum meum, semperdum viveret benignissime fovebat, in omnibus adversis casibus solabatur, in aerumnis gravissimis consilio sustendebat, favore, auxilioque superiorem efficiebat« und bittet ihn, sie und ihre Kinder nicht zu verlassen (in Piatti: De dignitate et munere cardinalis, Anh. Nr. 342).

235 Widmung von »Güldene Arch« (Anh. Nr. 400) durch Johann Ulrich Strohecker an ihn von 1629.

236 SA Würzb. Mz. Domkap.Prot. Bd. 27 unter dem 1. 7. 1611.

237 Ebda. Mz. Ingross.B. Bd. 84 fol. 113vf. Schon 1564 hatte Franz Behem ein Privileg über den Kalender erhalten (Benzing-Presser S. 51).

lichere Form als bisher« zu bringen[238]. Über den Wappenkalender, den Albin nun jährlich druckte, kam es gelegentlich zu Verhandlungen im Kapitel. Vom 6. Januar 1616 ist eine Abrechnung erhalten: Albin erhielt für Kalender, vermutlich für die zum Jahresbeginn gelieferten Exemplare, 25 Reichstaler[239]. Im Herbst desselben Jahres unterliefen ihm beim Druck des neuen Kalenders einige peinliche Versehen, unter anderem beim Wappen des Erzbischofs, welche im Kapitel bemängelt wurden[240]. Später hat sich der Frankfurter Verleger Johann Theobald Schönwetter in den Kalenderdruck eingeschaltet. Er erhielt nach Albins Tod am 29. Juli 1621 ein Privileg darüber auf 10 Jahre, vielleicht weil er versprach,die Kalender mit neuen Holzschnitten und Kupferstichen und mit den Bildnissen des regierenden Erzbischofs und seiner Vorgänger zu schmücken[241]. Aber auch Strohecker muß noch an Druck und Vertrieb beteiligt gewesen sein, denn am 6. Dezember 1627 wurde im Kapitel ein Gesuch von ihm behandelt, den Kalender in Zukunft früher drucken zu dürfen, damit er ihn auf der Herbstmesse feilhalten könne[242]. 1640 bot er sich dem Domkapitel noch einmal zur Herstellung der »Holzformkalender« und Kupferkalender an; das Gesuch wurde aber abgelehnt[243].

c) Das Mainzer Jesuiten-Kolleg

Die stärksten Impulse erhielt die Albinsche Druckerei von den Jesuiten des Mainzer Kollegs. Diese stellten nach ihrer Berufung 1561 einen entscheidenden Faktor bei der inneren und äußeren Erneuerung des kirchlichen Lebens im Erzstift dar. Neben der Seelsorge konzentrierten sie ihre Wirksamkeit besonders auf zwei Punkte: Die höhere Bildung der Jugend und die Einwirkung auf die gebildeten Erwachsenen durch das geschriebene Wort. Ende des 16. Jahrhunderts wurde Mainz ein Zentrum hervorragender jesuitischer Dozenten, die auch bald eine umfangreiche schriftstellerische Tätigkeit entfalteten[244]. Diese Tätigkeit, die in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte, verlangte natürlich Pressen, die ihre Erzeugnisse vervielfältigten und verbreiteten, und war eine Hauptursache für den damaligen Aufschwung des Mainzer Druckwesens[245]. Die Werke der Mainzer Jesuiten machen einen wesentlichen Teil der gesamten Produktion des Albinschen Druck- und Verlagshauses aus.

Von der größten Bedeutung unter den Mainzer Patres für die Offizin war *Martin Becanus* (Verbeeck)[246], der von 1601 bis 1614 an der Mainzer Universität Kontroverstheologie und Dogmatik lehrte. Er gehört zu den führenden katholischen Kontroverstheologen seiner Zeit und leistete auch in der Dogmatik Bedeutendes. Albin hatte von Anfang an mit Becan einen Vertrag geschlossen, daß er und seine Nachfolger alles, was Becan schreiben würde, drucken und verlegen wollten, während umgekehrt Becan seine Werke niemand als ihnen zukommen lassen sollte[247]. Tatsächlich erschienen die Erstausgaben von Becans zahlreichen Werken zwischen 1602 und seinem Tode 1624 sämtlich bei Albin bzw. Strohecker, auch nachdem er 1614 nach Wien abgegangen war. Zwischen Albin und Becan muß ein gutes Vertrauensverhältnis bestanden haben. Wie aus Widmungen und Vorreden hervorgeht, schalteten Albin und Strohecker, was Anordnung und Herausgabe anbetraf, oft frei mit seinen Werken, die stark begehrt waren. Sie verehrten ihn sehr und einmal nennt ihn Albin, wohl mit Recht, *seinen* Becan[248].

Nächst Becan ist *P. Johannes Busäus* (de Buys)[249] zu nennen. Von 1582 bis zu seinem Tode 1611 lehrte er in Mainz Kontroverstheologie und ließ seine Werke seit Albins Auftreten 1598 in der Mehrzahl bei ihm erscheinen. Der vielseitige Gelehrte beschränkte sich aber nicht auf Kontroversschriften, sondern verfaßte vielgelesene aszetische Werke, übersetzte aszetische Traktate und Berichte aus den asiatischen Missionen und veranstaltete bedeutende Handschriften-Editionen. Das Vorwort des Busäus zur Ausgabe der »Anastasii Bibliothecarii Historia de vitis Romanorum pontificum« gibt einen Einblick in seine Zusammenarbeit mit Albin: Da das Buch bis zur Ostermesse 1602 fertig sein sollte, konnten außer der von Marcus Welser in Augsburg zur Verfügung gestellten Handschrift keine weiteren Texte verglichen werden. Da trafen kurz vor Beendigung des Drucks noch 2 Codices des Geschichtsforschers Marquard Freher ein, und die darin enthaltenen Varianten wurden rasch noch vorgedruckt[250].

Ein weiterer Stern am Mainzer Gelehrtenhimmel jener Zeit war *P. Nicolaus Serarius*[251], für Mainz bedeutend als erster Geschichtsschreiber der Stadt. Er lehrte von 1595 bis 1609 an der Mainzer Universität Exegese und gilt neben Salmeron, Toleto und Maldonat als Begründer der klassischen katholischen Schriftauslegung[252]. Außerdem hat er wichtige Beiträge zur Kontroverse geleistet. Seine Schriften erschienen nur zum Teil

[238] Vgl. Schrohe, Aufsätze S. 34f.; Diepenbach.

[239] SA Würzb. Mz. Domkap.Prot. Bd. 28 fol. 235v.

[240] A.a.O. fol. 325vf.

[241] A.a.O. Mz. Ingross.B. Bd. 84 fol. 372ff.

[242] A.a.O. Mz. Domkap.Prot. Bd. 30 fol. 690vf.

[243] Schrohe, Aufsätze S. 35.

[244] Vgl. Falk, Bibelstudien S. 204f.; Heinrich Metzner: Die alte Universität Mainz, in: Die alte Mainzer Universität, Mainz 1946, S. 19, 21.

[245] Über ähnliche Verhältnisse in Münster vgl. Lucas S. 9.

[246] Geboren etwa 1561 zu Hilverenbeck nördlich Brabant, trat er 1583 ins Noviziat der Gesellschaft Jesu ein, war 1601-1614 Professor an der Mainzer Universität, 1614-1619 Professor an der Wiener Universität, kehrte dann noch einmal für kurze Zeit nach Mainz zurück und wirkte von 1620 bis zu seinem Tod am 22. 1. 1624 in Wien als Beichtvater Ferdinands II. Vgl. Duhr Bd. 2, 2 S. 217ff., 377ff.; Hurter Tom. 3, Sp. 720ff.; Grabmann S. 160, 172; seine Werke in: De Backer-Sommervogel Bd. 1, Sp. 1091ff.

[247] S. o. Anm. 167.

[248] In der Vorrede Albins zum 5. Band von Becans »Opusculorum Theologicorum« vom September 1620 schreibt er von Becan: »Quem (ut spero per humanitatem eius licebit) multis modis meum nunquam dubitaverim asserere«.

[249] 1547 zu Nimwegen geboren; trat 1563 in die Gesellschaft Jesu ein; gestorben am 30. 5. 1611 zu Mainz. Liste seiner Werke: De Backer-Sommervogel Bd. 2, Sp. 419ff. Vgl. Brück S. 91f, 109

[250] Widmung Albins an Weber vom 1. 2. 1602 und Vorwort Busäus' an den Leser.

[251] Geboren am 5. 12. 1555 zu Rambervillers i. d. Vogesen; trat am 3. 3. 1573 ins Noviziat der Gesellschaft Jesu ein, lehrte später in Würzburg und ab 1595 in Mainz; gestorben in Mainz am 30. 5. 1609. Falk, Bibelstudien S. 206f.; Brück S. 110; Werkverzeichnis: De Backer-Sommervogel Bd. 7, Sp. 1134ff.

[252] Grabmann S. 157.

bei Albin; die Mehrzahl von ihnen druckte Lipp. Auch andere Mainzer Jesuitenschriftsteller: P. Busäus, P. Mulhusinus, P. Sandäus und P. Contzen, haben beide Druckereien mit ihren Werken bedacht, ohne daß es deswegen zu einem Konkurrenzkampf gekommen zu sein scheint. Vielleicht hätte eine Offizin allein gar nicht den ganzen Anfall an Druckaufträgen bewältigen können. Serarius war mit Albin persönlich bekannt, welcher ihm 1604 im Haus »Zum Saulöffel« die mysteriösen »primi modioli« der Druckkunst zeigte[253].

Auch *P. Adam Contzen*[254], der 1610 bis 1621 in Mainz einen Lehrstuhl für Exegese und Kontroverse innehatte, gehörte in die Reihe der führenden katholischen Theologen Deutschlands. Neben seinen exegetischen und polemischen Schriften sind die politischen Werke von Bedeutung, in denen er für einen religiösen Frieden in Deutschland auf der Basis des Konzils von Trient eintrat. Er ließ die meisten seiner Schriften, zum Teil im Verlag des Kölners Bernhard Walter, bei Albin und Volmar drucken.

Ein äußerst vielseitiger Schriftsteller war *P. Maximilian Sandäus* (van der Sandt)[255], von 1622 bis 1631 als Exeget, Dogmatiker und Prediger in Mainz tätig. Seine dogmatischen, juristischen, aszetischen, polemischen Traktate, an deren Druck Albins und Stroheckers Pressen beteiligt waren, sind tiefgründig, oft aber mit Allegorien überladen. Besonders lag ihm die Marienverehrung am Herzen. Er war auch Leiter der Marianischen Kongregation in Mainz.

Neben diesen führenden Autoren bedienten sich auch andere Patres für einzelne Schriften und Editionen der Albinschen Druckerei. Sie machen das Bild des blühenden wissenschaftlichen Lebens, das damals im Mainzer Kolleg herrschte, noch bunter. Der Orientalist *P. Balthasar Etzel*[256] edierte einen Band Homilien des Joh. Chrysostomos. *P. Joh. Mulhusinus*[257] und der Rektor des Mainzer Kollegs und Domprediger *P. Balthasar Hager*[258] verfaßten gelegentlich Kontroversschriften, letzterer besonders zur Verteidigung der Bilderverehrung gegen die kalvinistischen Bilderstürmer. *P. Reinhard Ziegler*[259], Beichtvater dreier Mainzer Erzbischöfe und Rektor der Kollegien zu Mainz und Aschaffenburg lehrte Philosophie, Theologie und Mathematik, der seine besondere Neigung gehörte[260]. Ihm ist das Zustandekommen mehrerer mathematischer Ausgaben im Verlage Albins zu danken. Er setzte sich auch in Wien 1629 für die beschleunigte Erteilung eines Privilegs an Strohecker ein[261]. *P. Gisbert Schevich*[262], Vorgänger von P. Sandäus als Leiter der marianischen Kongregation, ist zugleich Verfasser eines Werkes über die Trinität.

Das von den Jesuiten ins Leben gerufene, reich entwickelte Kongregationswesen in Mainz[263] mit seinen Handbüchlein und periodischen Veröffentlichungen gab der Albinschen Offizin weiteren Stoff. Schließlich veröffentlichte das Jesuitenkolleg zu besonderen Anlässen, wie Todesfall oder Neuwahl eines Erzbischofs, der Sitte der Zeit entsprechend, schwülstige Schriften. Daß diese Personalschriften[264] fast ausschließlich Albin bzw. Strohecker zufielen, charakterisiert sie als eine Art Hausdrucker des Kollegs.

Verschiedene Hinweise berechtigen zu der Annahme, daß die Mainzer Jesuiten sich nicht darauf beschränkten, ihre eigenen Schriften drucken zu lassen, sondern auch andere Werke zum Druck oder Nachdruck an die Offizin herantrugen. 1601 fertigten sie von einem alten Exemplar des »Opusculum de regimine rusticorum« des Kölner Kartäusers Werner Rolevinck eine Abschrift mit Randnoten an und übergaben sie Albin zum Druck[265]. Im selben Jahr druckte Albin das Werk des spanischen Theologen Gabriel Vasquez »De cultu adorationis«, das »D. J. Porcellanus a. Maillan« »einem unserer Theologen« geschickt, und Albin des Nachdrucks für würdig befunden hatte, wie es in seiner Vorrede heißt. 1607 schreibt Erzbischof Joh. Schweikard in seinem Zensurdekret ganz allgemein von »anderen Büchern«, die die Patres der Gesellschaft außer ihren eigenen drucken lassen wollten[266]. Die von Clavius verfaßte »Responsio ad convicia Scaligeri« von 1609, die bei Albin erschien, war vom

---

[253] S. o. Anm. 15.

[254] Geboren 1571 zu Monschau bei Aachen, lehrte 1606 Philosophie in Würzburg, wurde 1624 Beichtvater Maximilians v. Bayern und starb 1635 in München. Vgl. Lexikon für Theologie und Kirche. Hrsg. v. M. Buchberger. Freiburg i. Br. 1930ff.; Duhr Bd. 2, 2 S. 250ff.; Janssen Bd. 7, S. 509f.; Grabmann S. 157; Werkverzeichnis: De Backer-Sommervogel, Bd. 2, Sp. 1399ff.

[255] Geboren 1578 in Amsterdam, trat 1597 in Rom in die Gesellschaft Jesu ein, lehrte 1605-1622 Philosophie und Theologie an der Universität Würzburg, 1622-1627 Exegese an der Universität Mainz, siedelte beim Einfall der Schweden 1631 nach Köln über und starb dort am 21. 6. 1656 als Studienpräfekt. Vgl. Duhr a.a.O. S. 443f.; Franz Falk: Maximilian Sandäus und seine Marienschriften, in: Der Katholik, Jg. 83, 2 (1903), S. 454-458; Werke: De Backer-Sommervogel Bd. 7, Sp. 555ff.

[256] Geboren 1566 in Bremen, trat 1591 in die Gesellschaft Jesu ein, lehrte später in Mainz Humaniora, Orientalia und biblische Theologie, wo er am 29. 4. oder 2. 5. 1648 starb. Er arbeitete mehrere Jahre lang an einem großen orientalischen Wörterbuch, das in den Wirren des 30jährigen Krieges verloren ging. Falk, Exegetische Arbeiten S. 367; Falk, Bibelstudien S. 212ff.; De Backer-Sommervogel Bd. 3, Sp. 481.

[257] Geboren 1560 in Mühlhausen in Thüringen, konvertierte in Rom und trat dort 1585 ins Noviziat der Gesellschaft Jesu ein, lehrte Philosophie in Würzburg und Theologie in Mainz, war später Rektor in Trier und starb dort am 18. 9. 1609. De Backer-Sommervogel Bd. 5, Sp. 1389. Dort auch ein Verzeichnis seiner Werke.

[258] Geboren 1572 zu Überlingen, 1593 zum Noviziat der Gesellschaft Jesu zugelassen, lehrte Humaniora und Philosophie, leitete dann die Kollegien zu Mainz, Heiligenstadt und Würzburg, wo er am 9. 3. 1627 starb. De Backer-Sommervogel Bd. 4, Sp. 19.

[259] Geboren 1569 zu Oedikshofen oder Oderhofen in der Diözese Speyer, trat 1588 in die Gesellschaft Jesu ein, gestorben 1630 zu Mainz. Duhr Bd. 2, 1 S. 148f., Bd. 2, 2 S. 272ff.; De Backer-Sommervogel Bd. 8, Sp. 1499f.

[260] Vgl. seine Widmung im Band 5 der »Opera omnia« des Clavius von 1611/12 (Anh. Nr. 417).

[261] HHSA Wien Impr. Fasc. 70 fol. 18f.

[262] Geboren 1558 zu Arnheim, trat 1575 ins Noviziat der Gesellschaft Jesu ein, lehrte Humaniora und Philosophie, war Rektor der Kollegien von Glatz und Koblenz, Spiritual der Kollegien zu Würzburg und Mainz, starb in Mainz am 20. 5. 1622. De Backer-Sommervogel Bd. 7, Sp. 776; Sartorius S. 30f.

[263] Vgl. Duhr Bd. 2, 1 S. 145; Sartorius S. 8f.

[264] Aufgezählt in De Backer-Sommervogel Bd. 5, Sp. 772ff.

[265] Widmung Albins vom 1. 9. 1601 (Anh. Nr. 46).

[266] SA Würzb. Mz. Ingross.B. 84, fol. 49ff.

Autor an P. Reinhard Ziegler gesandt worden[267], der auch die 1611 bis 1612 erfolgte Ausgabe der »Opera omnia« des Clavius besorgte[268]. Auf Zieglers Vermittlung gehen wohl auch die anderen Werke des Clavius im Verlag Albins, die »Geometria practica« von 1606 und die »Tabulae sinuum« von 1607, sowie der »Canon triangulorum sphaericorum« von 1609 des Adrianus Romanus, für den Ziegler die Figuren besorgte[269], zurück. Wenn man hört, daß ein Aristoteles-Kommentar des Jesuitenkollegs von Coimbra »aus dem äußersten Portugal« Albin zugetragen worden sei[270], liegt es ebenfalls nahe, an die Mainzer Jesuiten als Vermittler zu denken. Wir finden im Verlag Albins noch zahlreiche Werke auswärtiger, deutscher, spanischer und italienischer Autoren, darunter vieler Jesuiten. Sollten nicht in manchen dieser Fälle die Jesuiten mit ihren internationalen Beziehungen die Texte für die Druckerei besorgt haben? Es war ja auch an anderen Orten ihr Bestreben, wissenschaftliches und theologisches Schrifttum zu verbreiten[271], um auf diese Weise den katholischen Glauben und die allgemeine Bildung in katholischen Gebieten zu fördern. So ist es vielleicht auf ihre Initiative zurückzuführen, daß Mainz, ähnlich wie Köln, Ingolstadt, München und Dillingen, zu Beginn des 17. Jahrhunderts ein Ausgangspunkt internationaler katholischer Literatur in Deutschland wurde.

Vielleicht waren die Jesuiten auch als Korrektoren in der Albin-Stroheckerschen Offizin tätig[272]. Die wissenschaftlichen Werke und Ausgaben, die dort entstanden, verlangten Fachleute, welche für fehlerfreie Texte und sachgemäße Gestaltung der Drucke sorgten und die Korrekturen lasen. Albin spricht in Widmungen meist in allgemeinen Ausdrücken von einem Freundeskreis, der ihn beraten und unterstützt hätte. Sicher waren darunter Patres des Mainzer Kollegs, zumindest wenn es sich um Werke handelte, die von ihnen selbst verfaßt oder der Druckerei zugetragen worden waren.

d) Universität und Schulen

Auch das höhere Bildungswesen in Mainz stand damals weitgehend unter dem Einfluß der Jesuiten. Sie unterhielten ein blühendes Gymnasium, hatten die theologische Fakultät der Universität in ihre Hand gebracht und großen Einfluß an der Artistenfakultät erlangt[273]. Überall dort richteten sie den Unterrichtsbetrieb in ihrem Sinne aus. Auch das Vergeben der notwendigen Druckaufträge lag wohl bei ihnen.

An Schulausgaben für das Gymnasium sind nur wenige aus der Albinschen Offizin bekannt[274]. Die Mehrzahl scheint Lipp ausgeführt zu haben. Meist sind es Textausgaben von griechischen oder römischen Klassikern wie Demosthenes, Homer und Cicero oder von Kirchenvätern wie Basilius und Ambrosius.

Am Druck der Disputationen der Universität hatte dagegen Albin den größeren Anteil. Es erschienen ausschließlich solche Disputationen in seiner Presse, die an der theologischen oder philosophischen Fakultät, meist unter dem Vorsitz von Jesuiten, abgehalten wurden. Darunter sind nicht mehr wie ursprünglich die Thesen zu verstehen, die zur Erlangung eines akademischen Grades verteidigt werden mußten. Vielmehr hatten sich daraus im Laufe der Zeit kürzere oder längere Abhandlungen des präsidierenden Professors entwickelt, für welche die Disputation nurmehr den Anlaß bot[275]. In der Mehrzahl handelt es sich um theologische Gelegenheitsschriften der Patres Becan und Mulhusinus über strittige Glaubenspunkte.

Die Universität am Ort hat sicher die Herausgabe manches wissenschaftlichen Werkes veranlaßt oder ermöglicht, da sie einen verhältnismäßig großen und sicheren Abnehmerkreis bot. Das kommt auch gelegentlich in den Werken zum Ausdruck, wie z. B. in der Bemerkung »ad scholarium philosophicarum utilitatem« auf dem Titel der »Problemata quae in Collegii Conimbricensis Physicis commentariis enodantur« von 1601, oder in der Widmung Albins in Hontheims »De syntaxi et fide instrumentorum« von 1607, wo er auf den Nutzen des Werkes für Praktiker und Jurastudenten hinweist. Das 1608 erschienene astronomische Werk von Magini »Novae coelestium orbium theoricae« widmet Albin den Studenten, und er beweist bei dieser Gelegenheit seinen Eifer zur Förderung der mathematischen Studien durch die Aufzählung mehrerer bei ihm erschienener Werke. Die Zahl der an einer Fakultät immatrikulierten Studenten und Dozenten dürfte jedoch nicht ausgereicht haben, um den Absatz einer ganzen Auflage sicherzustellen. So kann man bei den wissenschaftlichen Ausgaben Albins und Stroheckers kaum von ausgesprochenen Universitätsdrucken sprechen. Sie waren ja auch inhaltlich von überlokaler Bedeutung und sind, wie Besitzvermerke und Privilegien bezeugen, Objekte des freien Buchhandels in Mainz und Frankfurt gewesen.

e) Mainzer Kleriker und Laien

Auch im übrigen Klerus und in Laienkreisen herrschte zu Beginn des 17. Jahrhunderts in Mainz ein reges geistiges Leben. Schon Erzbischof Sebastian von Heusenstam hatte seinerzeit um sich einen Kreis vermittelnder Theologen gesammelt[276]. Diesmal waren es die Ausstrahlungen des durch die reformfreundliche Haltung der Erzbischöfe und die eifrige Wirksamkeit der Jesuiten neu geweckten kirchlichen Lebens, die weitere Kreise ergriffen. Wir treffen unter den Mitgliedern der erzbischöflichen Behörden und des geistlichen Rates, im Domkapitel und

[267] Widmung Zieglers.

[268] Von Elz und Volmar gedruckt im Verlag Anton Hierats. Vgl. die Widmungen von Clavius im 1.u.4., von Ziegler im 5.Bd. (Anh. Nr. 417).

[269] Vorwort des Adrianus Romanus, aus Würzburg datiert.

[270] Commentarii in libros de generatione et corruptione Aristotelis. Widmung Albins vom 14. 9. 1599 in der Ausgabe von 1600 (Anh. Nr. 18).

[271] Vgl. Schottenloher: Bücher bewegten die Welt, Bd. 1 S. 216; Duhr Bd. 1 S. 646ff., Bd. 2, 2 S. 56ff., 353f.

[272] Falk (Mainzer Vulgata-Druck, S. 450, Anm. 1) vermutet, die »frommen Männer«, die Schönwetter bei der bei Albin gedruckten Vulgata-Ausgabe von 1609 unterstützten und berieten, seien ebenfalls Jesuiten der Mainzer Universität gewesen.

[273] Duhr Bd. 1, S. 103ff.; Bd. 2, 1 S. 143ff.; Brück S. 70, 75f., 109f.

[274] Z. B. Epigrammatum Graecorum selectorum pars III. 1600; Joh. Chrysostomus: Orationes duo ... In usum scholarium... (griech.) 1604 (Anh. Nr. 20, 84).

[275] Vgl. Duhr Bd. 1, S. 653f.; Janssen Bd. 7 S. 528.

[276] Brück S. 6f.

im übrigen Stiftsklerus eine Reihe gebildeter Persönlichkeiten an, die selbst schriftstellerisch tätig sind, oder sich um die Förderung der Literatur bemühen. Darunter befinden sich auch von auswärts stammende Gelehrte wie Justus Calvinus-Baronius aus Wetter in Hessen oder Vitus Miletus aus Schwäbisch-Gmünd. Vielfach sind es Männer, die zugleich im öffentlichen Leben an wichtiger Stelle bei der Durchführung der kirchlichen Reform und der Gegenreformation im Erzstift mitwirkten.

Natürlich spannten sich von ihnen zahlreiche Fäden zur Druckerei »Zum Maulbaum«, die ja ein Brennpunkt des literarischen Lebens war. Albin und Strohecker berufen sich wiederholt auf einen Bekanntenkreis gelehrter, einflußreicher und vornehmer Männer[277]. Einzelne von ihnen lernen wir persönlich kennen.

Besonders gut befreundet war Albin mit *Justus Calvinus-Baronius*[278], einem Mann mit ungewöhnlicher Vergangenheit und weitreichenden Beziehungen. Als Sohn eines kalvinischen Predigers geboren, beschäftigte er sich als Student mit dem katholischen Glauben und konvertierte im Jahre 1601. 1602 empfing er in Rom aus der Hand Clemens' VIII. die Firmung und knüpfte enge Beziehungen zu Bellarmin und Cäsar Baronius, der ihm seinen Namen verlieh, an. Schließlich ließ er sich in Mainz nieder, gewann die Gunst des Erzbischofs Johann Schweikart und rückte bis zum Direktor des geistlichen Konsistoriums auf. Durch Angriffe seiner früheren Glaubensgenossen bedrängt, wurde er zum apologetischen Schriftsteller und verteidigte sich und seine neuerwählte Kirche in mehreren Druckschriften zwischen 1601 und 1605. Albin, immer bestrebt mit Personen des geistigen Lebens in Berührung zu kommen, hatte sich schon während der Exilzeit nach der Konversion des Baronius angenommen[279] und druckte, soweit bekannt, seine sämtlichen Schriften. Auch verwandtschaftliche Bande verknüpften beide Familien: Albins Stieftochter Ursula heiratete 1604 Johann Heinrich Baronius, den Bruder des Justus, und 1605 sehen wir Albin als Paten bei der Taufe eines kleinen Johann Heinrich, der dieser Ehe entstammte[280].

Albin und Strohecker richteten vielfach Widmungen an hochgestellte Persönlichkeiten des Erzstifts, worin sie sich für deren Gunst bedanken und sie bitten, ihnen und ihrer Druckerei in Zukunft gewogen zu sein. Dabei ging es ihnen nicht nur um materielle Hilfe und Gewinnung der Fürsprache dieser einflußreichen Männer. Vielmehr waren es oft Persönlichkeiten von geistigen Interessen, die den Inhabern der Druckerei Anregung, Beratung und Unterstützung bei ihrer Druck- und Verlagstätigkeit zukommen ließen. Schon 1599 bat Albin in einer Widmung[281] um das Wohlwollen des unermüdlich für die Reform tätigen Weihbischofs *Stefan Weber*[282]. Er übte ab 1607 das Zensoramt aus (s. o.) und bearbeitete u. a. die 1611 von Albin gedruckte Neuausgabe des Mainzer Breviers[283]. Der Kanzler *Phil. Wolf v. Rosenbach*, der sich mit der Heiligen Schrift und Kirchenvätern beschäftigte und Münzen und alte Inschriftensteine sammelte, war Besitzer einer Bücherei und verfaßte geschichtliche Werke[284]. Er veranlaßte die Ambrosius-Cicero-Ausgabe von 1602 bei Albin und unterstützte ihn dabei. Dankbar widmete sie Albin nach seinem Tod seinem Sohn, dem erzbischöflichen Rat *Bernhard Wolf v. Rosenbach*[285]. Der erzbischöfliche Offizial Dr. jur. utr. *Jakob Campius*[286] war Professor an der juristischen Fakultät, besaß eine eigene Büchersammlung und stand in Verbindung mit zeitgenössischen Gelehrten. Mit Baronius zusammen drängte er Albin zum Druck der »Decisiones Rotae causarum executivarum reipublicae Genuensis« von Chartarius[287]. Den Domdekan *Jakob v. Elz* lernten wir schon kennen als Albins treuen Helfer in allen Nöten und Schwierigkeiten. Der Dompropst *Phil. Cratz v. Scharpfenstein* zeigte großes Interesse an den von Albin gedruckten Berichten aus den Ostasienmissionen[288]. Der erzbischöfliche Rat und spätere Kanzler *Nikolaus Gereon* war 1608 Trauzeuge bei Albins zweiter Ehe[289]. Seine Gemahlin *Katharina*, geb. *Niclass*, gen. *Steinmetz* bezeichnete Strohecker 1630 als seine »Patronin und Befürderin«; er selbst ist ihr Schwager[290]. Auch zu dem erzbischöflichen Kanzler *Christian Agricola*[291] und zu einigen Persönlichkeiten des Domkapitels stand Albin in Beziehung. Jedoch ist über diese Verhältnisse nichts Näheres bekannt.

Verschiedene Mainzer Weltkleriker sind als Schriftsteller mit der Druckerei in Verbindung getreten. Der Pfarrer von St. Ignaz, Vikar *Johann Walter*, arbeitete für Albin das »Enchiridion psalmorum ferialium« von 1607 aus[292] und stellte auch die Eigenfeste des Domstifts als Ergänzung zum Brevier zusammen, deren Druck er und Albin 1611 dem Domkapitel anboten[293]. Der

[277] Albin in den Widmungen zu Follerius: Aurea praxis censualis, 1601; Honthemius: De syntaxi et fide instrumentorum, 1607; Magini: Novae coelestium orbium theoricae, 1608; Becan: Opusculorum Theologicorum T. 5, 1621; Milet: Brevis discussio et refutatio sexcentorum errorum, 1604. Strohecker in dem Vorwort an den Leser in Band 1 der »Opera Omnia« Becans von 1630.

[278] Vgl. Heinrich Schrohe: Justis Calvinus-Baronius, in: Historische Jahrbücher d. Görres-Gesellschaft 47 (1927) S. 297ff.; (dort auch ein Verzeichnis seiner Schriften); Buschbell.

[279] Nach einem Brief von Baronius an Bellarmin, abgedruckt bei Buschbell S. 312f.

[280] StA Mz Kirchenb. St. Quintin.

[281] Von Frois: De rebus Japonicis Historica Relatio, 1599.

[282] Vgl. Brück S. 83.

[283] Falk, Correctoren S. 542f.

[284] Binz S. 163; Brück S. 102 Anm. 38.

[285] D. Ambrosii ... de officiis libri tres. Cum libris tribus eiusdem argumenti M. T. Ciceronis, 1602. Widmung Albins v. 21. 1. 1602.

[286] Binz S. 163.

[287] Widmung Albins an Erzbischof Joh. Schweikard i. d. Ausgabe von 1604.

[288] Nach Albins Widmungen an ihn in Pimentas »Nova relatio historica« von 1601 und in »Recentissima de amplissimo regno Chinae« 1601.

[289] StA Mz Kirchenb. St. Quintin.

[290] Widmung Stroheckers an sie in »Klein Catholisch Betbüchlein« von 1630.

[291] Albin widmete ihm die »Problemata quae in Coll. Conimbricensis physicis commentariis enoduntur« von 1601 und Rolevincks »Opusculum de regimine rusticorum« v. 1601.

[292] Nach der Widmung des Werkes durch Albin an Erzbischof Joh. Schweickart.

[293] SA Würzb. Mz. Domkap.Prot. Bd. 27 unter dem 1. 7. 1611.

Domvikar *Johann Scheubel*[294] und der Vikar *Johann Ganss*[295] übersetzten mehrere aszetische und apologetische Traktate, die zum Teil bei Albin und Strohecker gedruckt wurden. Der Domvikar *Konrad Mahs* verfaßte eine Schrift »Geistliche Goldkammer«, die Albins Witwe in Verlag nahm. Mit Dr. *Vitus Miletus* muß Albin näher bekannt gewesen sein; er war als enger Vertrauter der Mainzer Erzbischöfe, Stiftsdekan und Kontroversschriftsteller ein eifriger Vorkämpfer der Reform und der Gegenreformation im Erzstift[296]. Albin brachte 1604, während Milet im Auftrag des neugewählten Erzbischofs Johann Schweikhart in Rom weilte, ohne dessen Vorwissen seine Streitschrift »Brevis discussio et refutatio sexcentorum errorum« heraus[297]. Schließlich erschien bei Albin eine Abhandlung des Vikars von St. Alban *Georg Helwich*, der weitere genealogische und lokalgeschichtliche Forschungen bei Lipp und Meres veröffentlichte.

Nicht nur das Jesuitenkolleg sondern auch die Konvente älterer Orden in Mainz beherbergten damals in ihren Mauern Autoren, die ihre Werke Albin oder Strohecker zum Druck gaben. An erster Stelle sei hier *Johannes Andreas Coppenstein* genannt, 1618 Prior des Dominikanerkonvents, der nach der Einnahme Heidelbergs durch Tilly im Jahre 1622 dort zum kaiserlichen Pfarrer bestellt wurde[298] und zwischen 1615 u. 1629 zahlreiche dickleibige Werke in der Offizin drucken ließ, teils im Verlag Johann Theobald Schönwetters. Es sind überwiegend aus anderen Autoren zusammengestellte kontroverstheologische und homiletische Arbeiten. *Anton van Kerebeck*, 1601 Generalvikar des Augustinerordens für das Rheingebiet und Prior zu Mainz und Würzburg[299], verfaßte zwischen 1600 und 1602 apologetische Schriften, übersetzte die Fastenpredigten des Panigarola und das »Libro de sua vida« der hl. Terese v. Avila aus dem Italienischen ins Lateinische (1602 bzw. 1603). Der Mainzer Dominikaner und Provinzialvikar des Ordens für das Rheingebiet *Michael Cremer*[300] und der Lektor für Theologie im Mainzer Franziskanerkonvent *Simon Ryckius* schrieben Handbüchlein für Bruderschaften.

Unter den Mainzer Bekannten Albins muß auch sein langjähriger Freund *Johann Mülich*, deutscher Schulmeister, erwähnt werden, der ein Büchlein mit Geldwechseltabellen zusammenstellte, das Albin in mehreren Auflagen druckte[301].

[294] Vgl. Joseph Benzing: Die Anfänge des Buchdrucks zu Aschaffenburg, in: Gutenberg-Jahrbuch 28 (1953) S. 112 Anm. 10.

[295] Er erhielt am 7. 2. 1603 eine Provision über eine Vikarie bei St. Alban (SA Würzb. Mz. Ingross.B. Bd. 80 fol. 89).

[296] Vgl. Baader: Vitus Miletus. Eine Gestalt der katholischen Reform und der Gegenreformation im Erzstift Mainz, Kath. theol. Lizenziatenstudie 1952.

[297] Widmung der Schrift durch Albin an Erzbischof Joh. Schweickart.

[298] Vgl. die »Autoris Licentia« in Coppensteins »Nucleus Coppensteinius...« (Mog. 1618 Volmar); Hurter Bd. 3, Sp. 743.

[299] Widmung von Prumbäus: Eigentliche Vrsach ... Mainz Albin 1602, durch den Autor an Kerebeck, datiert vom 20. 10. 1601.

[300] Vgl. Druckerlaubnis in Coppensteins »Nucleus...« (Mog. 1615 Volmar).

[301] »Künstlich gerechnet Wechselbüchlein«, 1608. Widmung Mülichs an Albin v. 23. 10. 1608.

f) Auswärtige Autoren und Gönner

Die Verbindungen Albins und Stroheckers reichten über die Mauern von Mainz weit hinaus. Es erschienen nämlich in ihrem Verlag eine Reihe von Werken auswärtiger Autoren als Erstausgaben. Mit dem Frankfurter Stiftsdekan *Valentin Leucht*[302] war Albin sicher persönlich bekannt, schon wegen dessen Amt als kaiserlicher Bücherkommissar. Leucht gab ein Gebetbuch »Fons animae« bei Albin in Verlag. Auch einige der philosophischen, philologischen und polemischen Werke des streitbaren und viel bekämpften *Caspar Schoppe*[303] erschienen bei Albin im Erstdruck. Der Architekt des Aschaffenburger Schloßneubaues *Georg Riedinger* aus Straßburg ließ sein Tafelwerk darüber bei Albin drucken. Der bedeutende Historiker *P. Christoph Brower*[304], Rektor der Jesuitenkollegien in Fulda und Trier, gab eine Sammlung von Heiligenleben nach Fuldaer Handschriften bei Albin in Verlag[305]; der Trierer Rechtsgelehrte *Nikolaus Honthemius* sein Buch über die Notariatskunst[306]. Der Jesuit *P. Martin Delrio* übertrug 1603 von Graz aus ein Privileg auf seine vielgedruckten »Disquisitiones magicae« an Albin.

Auch in Klöstern der näheren und weiteren Umgebung besaß das Druckhaus Gönner und Freunde. Der Abt Valentin des Benediktinerklosters St. Benedikt auf dem Petersberg bei Erfurt lieferte Albin gelegentlich eines Aufenthalts in Mainz einen Erweis seiner Freundlichkeit[307], dem Abt Valentin Molitor des Zisterzienserklosters Erbach dankte Albin 1614 für viele Dienste[308].

Wir können uns diese ausgebreiteten Beziehungen kaum alle als persönliche Bekanntschaften Albins erklären, sondern müssen annehmen, daß sich hier Albins Gönner und Freunde in Mainz: Die Erzbischöfe, die reformfreundlichen Kreise und besonders die Jesuiten als Vermittler eingeschaltet haben. Dies ist umso wahrscheinlicher, als die fraglichen Werke fast alle in die Richtung der von ihnen geförderten katholischen Literatur fallen.

g) Eigener Anteil Albins und Stroheckers

Nachdem nun verschiedene Kräfte aufgezeigt wurden, die die Tätigkeit des Druck- und Verlagshauses beeinflußten, erhebt sich die Frage, inwieweit die Inhaber eigentlich selbst zu ihrem Verlagsprogramm beigetragen haben und inwieweit sie nur ausführende Organe waren. Antwort darauf geben in erster Linie die Widmungen und Vorreden der Drucker.

[302] Vgl. Franz Falk: Ein in Vergessenheit geratener fruchtbarer Schriftsteller des 16./17. Jahrhunderts: Valentin Leucht, in: Der Katholik Jg. 83, 2 S. 216-244.

[303] Vgl. Duhr Bd. 2, 2 S. 647f.; Moriz Ritter: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation Bd. 3, S. 435f.

[304] Vgl. Duhr a.a.O. S. 424.

[305] Sidera illustrium et sanctorum virorum, 1616.

[306] De syntaxi et fide instrumentorum, 1607.

[307] Widmung von Sanchez: Conciones in dominicis et feriis quadragesimae, 1602, durch Albin an den Abt, datiert vom 10. 7. 1602.

[308] Widmung von Villalpando: Remigii explanationes epistolarum beati Pauli. Mog. 1614, durch Albin an den Abt, datiert vom 26. 3. 1614.

Sowohl Albin als auch Strohecker treten in solchen Widmungen und Vorreden, wie es Autoren, Herausgeber und Verleger seit den Zeiten des Humanismus zu tun pflegten, häufig selbständig vor die Öffentlichkeit[309] und heben darin immer wieder ihre eigenen Bemühungen und Anstrengungen hervor, Bücher für ihren Verlag heranzuziehen, den Ansprüchen ihrer Leser gerecht zu werden und gute Literatur zu fördern. Einige Beispiele mögen das belegen: In der Widmung von Eisengreins »Postill Oder ... Außlegungen aller Sonn- und Feyertäglichen Euangelien« von 1601 preist Albin zunächst die Vorzüge des Verfassers als Prediger für einfache und gebildete Menschen und als Widersacher der Häresie und schreibt dann weiter: Diese und andere Gründe hätten ihn bewogen, die Predigten ans Licht zu bringen, denn sein einziges Bestreben sei, den Predigern (an die das Vorwort gerichtet ist) und ihren Bedürfnissen möglichst entgegenzukommen; er bitte sie daher, das Werk zu kaufen, damit er die Kosten nicht umsonst aufgewendet habe. Um diese Postille zu vervollständigen erbat er sich von Eisengreins Erben auch noch die Predigten zu den Heiligenfesten, die er im selben Jahr erscheinen ließ[310]. 1607 wandte er sich mit der Bitte an Erzbischof Johann Schweikard, ein »Enchiridion psalmorum ferialium« drucken zu dürfen[311]. Auf Wunsch von Katholiken, Lutheranern und Calvinisten veranstaltete er 1609 eine Neuausgabe von Busäus' »Apologeticus... adversus ubiquitarios[312]. Nach Albins Vorrede zum 5. Band von Becans »Opusculorum Theologicorum« war es seine Aufgabe, die einzeln erschienenen Traktate Becans in einer Sammelausgabe herauszubringen. 1608 spricht er von seinem Eifer, die mathematischen Disziplinen zu fördern und führt zum Beweis verschiedene bei ihm erschienene Ausgaben mathematischer und physikalischer Werke an[313]. Aus all dem scheint hervorzugehen, daß er sich nicht rein passiv verhalten hat.

Auch bei seinem Nachfolger Strohecker finden wir solche Zeugnisse eigener Aktivität. Er bemühte sich, da der Traktat Becans »De Jure et Justitia« auf dem Wege von Wien her verlorengegangen war, um eine neue Abhandlung als Ersatz, die er in der Gesamtausgabe der Werke Becans an dessen Stelle setzte[314]. An anderer Stelle hören wir von seinen Bemühungen, dem Wunsche des Publikums nach einer Schrift über das in der Erzdiözese Mainz gefeierte Jubiläum zu entsprechen[315].

Die Autoren bestätigen Albins Mitwirken. Becan bestätigt selbst, daß der Plan, seine Einzelschriften gesammelt herauszugeben, von Albin ausging, der sich nach Becans Zustimmung ans Werk machte[316]. Busäus schreibt im Vorwort zur Ausgabe der Briefe des Hinkmar v. Reims, es seien auf Wunsch des Druckers noch vier Schriften hinzugefügt worden[317], und Leucht bezeichnet Albin 1613 als einen »Buchdrucker, der sich in re libraria und gemeinem Nutz wohl verdienet«[318].

Die vorliegende Textform der Widmungen und Vorworte geht allerdings schwerlich auf Albin bzw. seine Witwe oder Strohecker zurück. Das gewandte humanistische Latein, eingestreute Zitate aus Kirchenvätern und antiken Klassikern und Bilder aus der antiken Literatur und Sagenwelt lassen auf einen Gelehrten schließen, der den Text rezensiert hat. Noch mehr spricht gegen eine selbständige Autorschaft der Drucker der Inhalt mancher Widmungen. Z. B. ist in der von Albin unterzeichneten Widmung zu Vasquez' »De cultu adorationis« von 1601 eine längere theologische Verteidigung der Bilderverehrung gegen die Kalvinisten enthalten. In dem Vorwort zu den trigonometrischen Tabellen des Clavius ist unter anderem von der Wichtigkeit der trigonometrischen Funktionen die Rede[319]. Stroheckers Widmung des ersten Bandes der Gesamtausgabe Becans würdigt ausführlich die Verdienste des Verfassers als Kontroverstheologe[320]. Diese und ähnliche Abschnitte können nicht aus der Feder Albins bzw. Stroheckers hervorgegangen sein. Es müssen ihnen vielmehr theologisch und humanistisch gebildete Persönlichkeiten zur Seite gestanden haben, die die Formulierung des Textes besorgten und auch die fachwissenschaftlichen, besonders die theologischen Partien beisteuerten. Dabei liegt es nahe, wieder an die Jesuiten des Mainzer Kollegs zu denken.

Trotzdem besteht kein Grund, die Vorworte und Widmungen den Druckern in ihrem übrigen Inhalt und der Gesamtanlage abzusprechen, oder die darin enthaltenen sachlichen Angaben über ihre eigenen verlegerischen Bemühungen in Zweifel zu ziehen, zumal wir für einen Fall ein unmittelbares Zeugnis dafür besitzen, daß Albin selbst die Initiative ergriff, um Werke an seinen Verlag heranzubringen. In einem Brief vom 5. April 1603 an Kardinal Bellarmin bittet nämlich Justus Calvinus-Baronius auf Albins Veranlassung, Bellarmin möchte doch Albin den Druck seines in Aussicht stehenden Psalmenkommentars zukommen lassen[321]. Albin hatte also die Beziehungen seines Freundes ausnutzen wollen, um das Werk dieses berühm-

---

[309] Von Albin konnten 31, von seiner Witwe 2 und von Strohecker 4 Widmungen ausfindig gemacht werden. Vgl. dazu: Schottenloher, Widmungsvorrede.

[310] Widmung Albins an Herzog Wilhelm von Bayern. (Anh. Nr. 37).

[311] Widmung der Schrift durch Albin an Joh. Schweikard.

[312] Vorwort Albins an den Leser.

[313] Vorwort Albins an die Studenten in Magini: Novae coelestium orbium Theoricae, 1608.

[314] Vorwort Stroheckers an den Leser im 1. Teil von Becans »Opera omnia«, 1630.

[315] Santarelli: Tractatus de Jubileo, 1626. Widmung Stroheckers an Erzbischof Georg Friedr. v. Greiffenklau.

[316] Widmung des 1. Bandes »Opusculorum theologicorum« durch Becan an Weihbischof Stephan Weber.

[317] Vorwort an den Leser in »Hincmari Rhemensis Archiepiscopi ... Epistolae« von 1602.

[318] Widmung des »Fons animae« von 1616 an die Röm. Kaiserin Anna.

[319] Vorwort Albins an den Leser in Clavius; Tabulae sinuum tangentium et secantium, 1607.

[320] Becanus: Opera omnia. Tom. 1. 1630. Widmung Stroheckers an Ferdinand II., seinen Sohn und die katholischen Kurfürsten.

[321] »Unum est, quod hoc tempore ab Illma C^{ne} V^{ra} contendere pietas et amor ... d. Joannis Albini typographi Moguntinensis iubet. Intellexit is... Ill^{mam} C^{nem} V^{ram} commentarios in psalmos hactenus elaboratum propediem in lucem edituram. Quem commentarium ... rogat humillime nisi iam aliud forte statutum sit, suae id opus officinae excudendum committi, promittitque fore ut quanta potest maxima diligentia elegantiaque et characteris et chartis adhibeatur, ...«. Der Brief ist abgedruckt bei Buschbell S. 313.

ten Autors zu erlangen. Der Vorstoß scheint allerdings nicht von Erfolg gekrönt gewesen zu sein, denn der Kommentar erschien erst 1611 in Rom[322].

Albin und seine Nachfolger standen also einerseits in Mainz in engster Berührung mit den Jesuiten, den Erzbischöfen, den gebildeten Schichten und empfingen von ihnen immer wieder Beratung, Anregung und Unterstützung. Hier liegen die Hauptwurzeln für die Ausrichtung ihrer Tätigkeit im Sinne der kirchlichen Reform und der Gegenreformation. Ja, von diesen Seiten wurde wohl der größte Teil des Verlagswerkes an sie herangetragen; und insofern bestand eine gewisse geistige und materielle Abhängigkeit des Druck- und Verlagshauses. Andererseits ging diese Abhängigkeit nicht so weit, daß die Inhaber die selbständige Leitung des Geschäfts und die freie Entscheidung über den Druck der Bücher aus der Hand gegeben hätten. Die Abmachung mit Becan, alle seine Werke zu verlegen und zu drucken, war ein frei abgeschlossener Vertrag auf Grund gegenseitigen Vertrauens und ist der einzige bekanntgewordene Fall einer solchen Bindung. Beide Drucker suchten vielmehr auch auf eigene Faust neue Literatur für ihre Pressen und standen wohl mit ihrer persönlichen Überzeugung hinter ihrem Verlagsprogramm. Das geht nicht nur aus ihren Widmungen hervor. Auch die engen und dauerhaften Beziehungen und Freundschaften zum kurfürstlichen Hof, zu den reformfreundlichen Kreisen in Mainz, zum Jesuitenkolleg, der persönliche Einsatz und die Mitwirkung bei der Gestaltung des Verlagsprogrammes und nicht zuletzt das Ausharren in größten Schwierigkeiten und Bedrängnissen lassen darauf schließen, daß ihnen die Förderung des katholischen Buchwesens zugleich Sache der inneren Gesinnung war. So kann die Stellung Albins und Stroheckers zu den hinter ihnen stehenden Kräften als eine freie Mitarbeit charakterisiert werden.

h) Verleger

Der auswärtige Verlag nimmt unter den Mainzer Drucken jener Zeit einen verhältnismäßig breiten Raum ein. Unter Albins Vorgängern war er im wesentlichen auf die Kölner Firmen Birckmann und Quentel beschränkt gewesen[323]. Durch Albin und Lipp wurden die Verbindungen zu auswärtigen Verlegern nun stark ausgebaut. Es treten viele neue Namen auf; neben den Kölner erscheinen jetzt Frankfurter Firmen[324]. Jedoch sind es in erster Linie Lipp und Meres, die für auswärtige Verleger arbeiten. An der Druckproduktion Albins und Stroheckers ist ihr Anteil geringer, wenn auch nicht unbedeutend; er tritt hinter deren eigenem Verlag zurück.

Am meisten ins Gewicht fällt für die Albinsche Offizin wohl Frankfurt mit *Joh. Theobald Schönwetter*. Er stammte aus Mainz, hatte an der dortigen Universität studiert und sich 1598 in Frankfurt als Buchhändler und Verleger niedergelassen[325]. Entgegen den Feststellungen von Dietz, Schönwetter sei Protestant gewesen, betont er wiederholt seine katholische Gesinnung[326], womit auch sein Verlagsprogramm in Einklang steht[327]. Unter anderem pflegte er Verbindungen mit Erzbischof Joh. Schweikard[328]. Es sind über 20 Werke bekannt, die zwischen 1604 und 1631 in Mainz für seinen Verlag gedruckt wurden. Davon tragen zwar nur drei den Druckvermerk Albins. Wegen der Ähnlichkeit der typographischen Ausstattung, und weil für andere Mainzer Drucker keine Verlagswerke Schönwetters nachgewiesen sind, liegt es jedoch nahe, auch diejenigen Werke der Albinschen Offizin zuzuweisen, die nur mit Angabe des Verlegers Schönwetter und des Druckorts Mainz versehen sind[329]. In ähnlicher Weise wie Hermann und Arnold Mylius für Lipp und Meres[330] wäre dann Schönwetter »Hausverleger« für Albin und besonders für Strohecker gewesen. Denn in den letzten Jahren Stroheckers, etwa von 1625 an, scheint seine Zusammenarbeit mit Schönwetter als Verleger immer größeren Umfang angenommen zu haben. Auch Johann Theobalds Sohn *Johann Gottfried Schönwetter* war wohl mit 2 Verlagswerken in der Druckerei Stroheckers vertreten[331]. Die Drucke sind in der Mehrzahl umfangreiche, inhaltlich bedeutende theologische Werke. An erster Stelle ist die Vulgata-Ausgabe von 1609 zu nennen, dann der Auszug des Spondanus aus den Annales ecclesiastici von Cäsar Baronius, Kommentare von Gaspar Sanchez zu Isaias und von Christophoro de Castro zu den zwölf Propheten und die Papstchronik von Platina. Obwohl sich Albin 1602 über Nachdruck durch Schönwetter und dessen Schwager Joh. Philipp Spieß beschwert hatte, scheint es also später doch zu einem guten Geschäftsverhältnis gekommen zu sein.

Für einen anderen katholischen Verleger Frankfurts, *Nikolaus Stein*[332], druckte Albin in seinen ersten Jahren (1598-1606) einige kleinere Schriften, meist Kontroversliteratur. Stein hatte Be-

---

[322] De Backer-Sommervogel Bd. 1, Sp. 1191 ff., Nr. 29.

[323] Vgl. Benzing-Presser S. 50ff., 52ff., 54ff.; Widmann S. 8.

[324] Vgl. Benzing-Presser S. 97f.

[325] Dietz S. 85, 130.

[326] In der Widmung der »Biblia sacra vulgatae Editionis« v. 1609 an Erzbischof Joh. Schweikart zählt er sich zu den ehemaligen Studenten der kathol. Religion u. d. freien Künste. In der Widmung der »In Isaiam prophetam commentarii« von Caspar Sanchez, 1616, an Abt Joh. Friedr. v. Fulda spricht er von seinem »sincero Catholico corde«. Vgl. Starp. Sie kommt zu dem Ergebnis, daß sich Schönwetter, obwohl katholisch getauft und erzogen, im Punkte seiner konfessionellen Zugehörigkeit sehr zwiespältig verhalten hat (S. 654f.).

[327] Vgl. Dietz a.a.O. S. 130.

[328] Vgl. die Widmung der »Biblia sacra vulgatae Editionis«, für die ihm Joh. Schweikard ein großes Geschenk verehrte (Widmung Schönwetters an Joh. Schweikard in den »Annales ecclesiastici ... in Epitomen redacti« von Spondanus, 1614). 1621 erlangte er von Joh. Schweikard das Privileg auf die Wappenkalender

[329] Die Untersuchung von Starp führte auch zu dem Ergebnis, daß alle Mainzer Drucke für Johann Theobald Schönwetter von Albin ausgeführt wurden. Alle theologischen Werke in Schönwetters Verlagsprogramm, die darin einen wesentlichen Teil ausmachen, wurden in Zusammenarbeit mit Albin hergestellt. Erhalten ist eine Abrechnung, nach der Albin für den Platina-Druck von 1604 234 fl. Druckerlohn erhielt (Starp S. 664, 681).

[330] Vgl. Benzing-Presser a.a.O.

[331] Coppenstein: Christ und Antichrist, Mog. 1626, und: Sandäus: Maria flos mysticus, Mog. 1629.

[332] Vgl. Dietz S. 87; Katharina Valentin: Geschichte der Musik in Frankfurt vom Anfang des 14. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts, Frankfurt a. M. 1906, S. 103.

ziehungen zu Valentin Leucht, der kaiserlichen Bücherkommission und zu Lipp[333] und war vielleicht auf einem dieser Wege mit Albin in Berührung gekommen.

Die übrigen Verleger Frankfurts sind in den Albinschen Drukken kaum vertreten. *Konrad Meull* und *Jakob Fischer* erscheinen auf je einem Druck in Gemeinschaft mit Schönwetter als Verleger[334]; Meull ferner in einer medizinischen Schrift[335].

Für den Kölner Verlag hat Albin im Gegensatz zu Lipp wenig gearbeitet. Die weltanschauliche Stellung der Verleger unterliegt hier keinem Zweifel: Köln war damals eine Hochburg des katholisch-theologischen Verlags[336]. Für *Anton Hierat* sind fünf Drucke Albins und Stroheckers bekannt, unter anderem der Genesis-Kommentar von Benito Pereyra und die Conciones quadruplices von Felippe Diez; für *Peter Henning* drei Drucke; für *Johann Crithius* und *Bernhard Walter* je ein Druck. Anton Hierat, Bernhard Walter und Peter Henning sind auch die Hauptverleger von Elz und Volmar; dazu treten für diese beiden Drucker noch Johann Kinckius in Köln und Lambert Raesfeldt in Münster i.W. Auf eigene Kosten druckten Elz und Volmar selten.

Der Mainzer *Joh. Valentin Pistorius* verlegte zwei von Albin gedruckte Kontroversschriften. Bei dem als Verleger des »Tractatus de jurisdictione« von Marta angegebenen »*Hulderichs Revval*«, der sonst nicht bekannt ist, handelt es sich vielleicht um eine Fiktion. Das 1609 erschienene Werk vertrat nämlich die damals heftig umstrittene Jurisdiktionsgewalt des Papstes gegenüber der weltlichen Obrigkeit in ganz extremer Weise. Deshalb mochte es für Albin angebracht erscheinen, einen Verleger vorzuschieben, um die Verantwortung von sich abzuwälzen. Vielleicht stecken hinter dem ganzen Spiel die Mainzer Jesuiten, von denen ja z. B. Becanus in der Frage der päpstlichen Vollmacht ebenfalls einen ziemlich scharfen Standpunkt einnahm.

Es ist bezeichnend und entspricht ganz der sonstigen Einstellung der Albinschen Offizin wie auch den Mainzer Zensurverhältnissen, daß sich die Verbindungen Albins und Stroheckers fast ausschließlich auf zwei katholische Verleger Frankfurts und die katholischen Verleger Kölns beschränkten. Vergleichen wir mit den für sie gedruckten Werken ihr eigenes Verlagsprogramm, so finden wir in der Gesamtausrichtung keine wesentlichen Unterschiede. Man spürt hier wie anderswo im katholischen Verlag jener Zeit in Deutschland[337] eine gewisse Gleichförmigkeit. Er war ausgerichtet auf die Verbreitung einer internationalen theologischen und philosophischen Literatur, die großenteils aus Spanien und Italien stammte. Dazu gesellten sich Werke einheimischer Autoren, wobei kontroverstheologische und aszetische Schriften einen breiten Raum einnahmen.

[333] Vgl. Valentin a.a.O. S. 104f., 109f.; Benzing-Presser S. 98, 103.

[334] Meull in Biblia sacra vulgatae Editionis, 1609; Fischer in Maioli: Dies caniculares, 1607.

[335] Goclenius: De vita proroganda, 1608.

[336] Vgl., auch zum Folgenden: Johann Jakob Merlo: Die Buchhandlungen und Buchdruckereien zum Einhorn in der Straße Unter Fettenhennen zu Köln, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein. H. 30. (1876), S. 1-60, bes. S. 1f.; Janssen: Bd. 7, S. 618f.

[337] Vgl. dazu die Bibliographien zeitgenössischer Jesuitenautoren in De Backer-Sommervogel.

2. Inhalt und Bedeutung der gedruckten und verlegten Bücher.

In der Druckproduktion der Albin-Stroheckerschen Offizin überwiegt dem allgemeinen Zeitgeist und den geschilderten äußeren Einflüssen entsprechend das theologische und religiöse Schrifttum. Es spiegelt die inneren und äußeren Kämpfe auf der katholischen Seite und enthält das Gedankengut, das im Zuge der kirchlichen Reform und der Gegenreformation in Deutschland verbreitet wurde.

Wie der konfessionelle Kampf geradezu Lebensstil geworden war[338], so nimmt die Kontroverstheologie einen sehr breiten Raum ein, zumal Mainz damals als ein »Mittelpunkt der jesuitenfreundlichen Literatur«[339] ein gewichtiges Wort mitzusprechen hatte. Viele der Streitschriften greifen in die religiös-politischen Streitfragen und Bewegungen des Tages, wie die Einführung des Gregorianischen Kalenders, die Erhaltung des Religionsfriedens oder das Reformationsjubiläum, ein. Andere setzen sich mehr grundsätzlich und in wissenschaftlicher Form mit entgegenstehenden Glaubenslehren auseinander; auch volkstümliche Darstellungen der strittigen Punkte in deutscher Sprache fehlen nicht. Unter den Autoren ragt neben den Jesuiten Busäus, Serarius und Contzen und dem Konvertiten Justus Calvinus-Baronius besonders P. Becanus SJ hervor, dem seine schriftstellerische Tätigkeit den Namen eines »Hammers der Kalvinisten« eintrug[340].

Bei den Werken der übrigen Disziplinen der Theologie fällt der starke Anteil ausländischer, insbesondere spanischer und italienischer Verfasser auf, unter denen wieder die Jesuiten an erster Stelle stehen. Es sind Angehörige jener Länder, in denen sich im Anschluß an das Trienter Konzil die katholische Theologie zu einer neuen Hochblüte erhoben hatte[341]. Wir finden in der Albinschen Offizin alle theologischen Einzelwissenschaften mit bedeutenden Werken vertreten. Besonders stark ist die reiche aszetisch-mystische Literatur der Zeit vertreten. Von der Autobiographie der hl. Teresa von Avila und den »Exercitia spiritualia« des Ignatius v. Loyola spannt sich der Bogen über Schriften des Luis de Granada und einheimischer Autoren wie P. Busäus S. J., P. Sandäus S. J., Valentin Leucht, Johannes Wild bis zu zahlreichen Andachts- und Gebetsbüchlein für den geistlichen Stand, Laien und Kongregationen.

Für die Verbreitung der Bibel in Deutschland hat besondere Bedeutung der Druck der Vulgata-Ausgabe von 1609 für Schönwetter. Mit exegetischen Werken von Autoren wie P. Nikolaus Serarius oder Benito Pereyra nimmt die Offizin aktiven Anteil an dem »goldenen Jahrhundert der katholischen Exegese«[342]. Der persönlichen Frömmigkeit und der praktischen Seelsorge dienen eine lange Reihe biblischer Predigtsammlungen und Postillen von Eisengrein, Sanchez, Luis de Granada, Coppenstein und anderen Verfassern. Auf dem Gebiete der Patrologie

[338] Vgl. Karl Eder: Die Kirche im Zeitalter des konfessionellen Absolutismus (Kirchengeschichte ... Hrsg. von J. P. Kirsch. Bd. 3, 2), Freiburg i. Br. 1949, S. 21ff., 272f.

[339] Krebs S. 62.

[340] Duhr Bd. 2, 2 S. 377.

[341] Grabmann S. 154.

[342] Grabmann S. 155ff.

und der christlichen Literaturgeschichte erscheinen die Editionen des P. Busäus (Petrus v. Blois; Briefe des Hinkmar von Reims; aszetische Werke des Johannes Trithemius; Teile des Liber Pontificalis), des P. Balthasar Etzel (22 Homilien des Johannes Chrysostomus unter dem Titel »Flores«) und des P. Christoph Brower (Heiligenleben nach Fuldaer Handschriften) bei Albin. Auch Kirchengeschichte, (Epitome der »Annales ecclesiastici« des Baronius von Henricus Spondanus), Kirchenrecht und scholastische Theologie (Theologia Scholastica von Becanus) sind vertreten. Ferner druckte Albin fast alle amtlichen Veröffentlichungen der Mainzer Erzbischöfe und neben Lipp ihre liturgischen Neuausgaben (Breviarium Moguntinum 1611).

Das Bild, das Mainz als Bücherproduktionsstätte zu Beginn des 17. Jahrhunderts bietet, wird noch ergänzt durch einen Blick auf die gleichzeitige Tätigkeit der Lipp-Meres'schen Offizin, in der – allerdings überwiegend in fremdem Verlag – die Schriften des Suarez, des »Fürsten der neueren Scholastik«, exegetische Werke von Emmanuel Sa, Franz Toleto, Johannes Maldonat, Dietenbergers deutsche Bibelübersetzung, eine große Bonaventura-Ausgabe und Cäsar Baronius' »Annales ecclesiastici« erschienen, um nur einige wichtige Titel zu nennen. Indem Mainz so durch die Wirksamkeit der beiden Pressen in die Reihe der bedeutenden katholischen Druck- und Verlagsorte Deutschlands einrückt, beteiligt es sich an einem Aufschwung, der, in starkem Maße von den katholischen Fürsten und den Jesuiten getragen, seit dem Ende des 16. Jahrhunderts das katholische Buchwesen auf deutschem Boden erfaßt hatte[343]. An führender Stelle scheint dabei, besonders nach dem Umfange der Verlagstätigkeit, Köln zu stehen; ihm folgen neben Mainz als weitere Buchzentren München, Dillingen, Ingolstadt, Wien, Würzburg, Freiburg i.B. und Münster i.W.[344]. Man wird wohl angesichts der entscheidenden Bedeutung, die dem Buchdruck und der Verbreitung von Flugschriften für die Ausbreitung der Reformation zukommt[345], auch den Anteil der Druck- und Verlagstätigkeit an der tridentinischen Reform und der Gegenreformation, der noch nicht im selben Maß gewürdigt wurde, hoch einschätzen müssen[346].

Gegenüber dem theologisch-religiösen Schrifttum tritt die Profanliteratur in der Albin-Stroheckerschen Offizin sehr in den Hintergrund, obwohl sich darunter einzelne bemerkenswerte Werke befinden. Vielfältig spiegeln sich auch hier die alles beherrschenden religiös-politischen Auseinandersetzungen wieder. Als Reichsdrucker stellten Albin und Strohecker unter anderem die amtlichen Ausgaben der letzten Reichstagsabschiede vor dem 30jährigen Krieg her; auch die weltlichen Veröffentlichungen der Mainzer Kurfürsten und Erzbischöfe fielen ihnen zu. Unter den nichttheologischen wissenschaftlichen Werken wären etwa noch die mathematischen Schriften des in Rom lebenden Jesuiten Christophorus Clavius zu nennen, die bei Albin, Elz und Volmar gedruckt wurden. Was in der Offizin an philosophischen Werken gedruckt und verlegt wurde, gehört mit Ausnahme der »Elementa philosophiae stoicae« des Kaspar Schoppe (Scioppius) dem Bereich der in Spanien und Italien neu aus- und weitergebildeten Scholastik an und steht in engem Zusammenhang mit dem theologischen Druck- und Verlagsprogramm. Schließlich weisen einzelne zufällig erhaltene Exemplare und Nachrichten darauf hin, daß auch politische Flugschriften, Plakate und Anschläge (so z. B. die Ankündigung eines Wunderarztes) und kleine Schriften für den praktischen Gebrauch – ein Wechselbüchlein mit Münzumrechnungstabellen, ein Traktat mit Verhaltungsmaßregeln bei der Pest, ein französischer Sprachführer – gedruckt wurden.

IV

ZUSAMMENFASSUNG

1. Johann Albin, aus dem Trierischen stammend, übernahm 1598 von seinem Vorgänger Heinrich Breem durch Einheirat die Druckerei »Zum Maulbaum« in Mainz und betrieb darin ein Druck- und Verlagsunternehmen, das nach seinem Tode von seiner Witwe Anna (1620-22) und von deren zweitem Ehegatten Anton Strohecker (1622-31) weitergeführt wurde. Enge Beziehungen bestanden zu den beiden Druckern Reinhard Elz (1611-12) und Johann Volmar (1612-18), die wahrscheinlich ihre Drucke auf Albins Pressen herstellten. Die Zeitumstände, Erbteilungen und die geringe Kapitalkraft der Firma bedingten eine ungünstige wirtschaftliche Entwicklung. Das Ende des Unternehmens brachte die Zeit der Schwedenbesetzung von Mainz (1631-36): Nach Stroheckers Flucht wurde das Haus »Zum Maulbaum« zerstört und die Druckereieinrichtung samt den alten Bücherbeständen nach Schweden abtransportiert.

2. Die Drucktätigkeit Albins (und seines Konkurrenten Balthasar Lipp) bedeutete für das Mainzer Druckwesen einen erheblichen Aufschwung der Produktion. Die Ausstattung und Ausführung der Drucke Albins und Stroheckers ist sehr unterschiedlich und weist bei einem im Vergleich zur Zeit guten Durchschnitt einzelne ansehnliche typographische Leistungen

[343] Vgl. die Gesamtzahlen der in Deutschland erschienenen und in den Frankfurter Messkatalogen aufgeführten katholisch-theologischen Werke in den einzelnen Jahren bei Schwetschke.

[344] Vgl. Johann Jakob Merlo: Die Buchhandlungen zum Einhorn in der Straße Unter Fettenhennen zu Köln, vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, in: Annalen für den Niederrhein H. 30 (1876), S. 1-60; Janssen Bd. 7 S. 618-620; Ferdinand Siebert: Zwischen Kaiser und Papst. Kardinal Truchsess v. Waldburg und die Anfänge der Gegenreformation in Deutschland, Berlin 1943, S. 199-213; Fr. X. Schild: Die Dillinger Buchdruckerei und ihre Druckwerke im 16. Jahrhundert, im 5. Jahresbericht des historischen Vereins Dillingen (1852), S. 102ff.; Alfons Schott: Julius Echter und das Buch, Würzburg, Phil. Diss. 1953 S. 3, 5-9, 13f.; Lucas; Hermann Barge: Der Buchdruck des 17. Jahrhunderts, in: Geschichte der Buchdruckerkunst, begr. von G. A. E. Bogeng, Bd. 2, Berlin 1941, S. 141ff. S. auch die Bibliographien zeitgenössischer Jesuitenautoren in De Backer-Sommervogel.

[345] Vgl. Eder a.a.O. S. 105; Schottenloher, Bücher bewegten die Welt, S. 198ff.; Otto Clemen: Die lutherische Reformation und der Buchdruck, Leipzig 1939; derselbe: Der Buchdruck der deutschen Reformation, in: Geschichte der Buchdruckerkunst, begr. von G. A. E. Bogeng, Bd. 2, Berlin 1941; Joseph Lortz: Die Reformation in Deutschland, Bd. 1, 1939, S. 40, 243f.; S. auch das Verzeichnis einschlägiger Literatur in: Joseph Benzing: Der Buchdruck des 16. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet, Leipzig 1936, Nr. 42-54 (S. 4f.).

[346] S. Eder a.a.O.; Siebert a.a.O.; Clemen: Der Buchdruck der deutschen Reformation S. 37; Duhr Bd. 1 S. 646ff.

auf. Sie schließt sich im allgemeinen dem Stil der Zeit an und zeigt Einflüsse des Barocks. Als neue Errungenschaften führte Albin (wie auch Lipp) den Kupferstich und gegossene griechische Typen in Mainz ein.

3. Das Schwergewicht der Drucktätigkeit der Offizin liegt nach Zahl und Inhalt auf Werken eigenen Verlags. Der Druck für auswärtige, in erster Linie für Frankfurter, aber auch für Kölner Verleger ist zwar beträchtlich, tritt aber demgegenüber zurück.

4. Neben der Verlagstätigkeit betrieben Albin und seine Nachfolger Buchhandel in Mainz und auf der Frankfurter Messe, wobei sie wahrscheinlich als Sortimentsbuchhändler nicht nur eigene, sondern auch fremde Verlagswerke absetzten. Er war durch zahlreiche kurfürstlich-mainzische und hauptsächlich kaiserliche Privilegien geschützt, die jedoch Schädigung durch Nachdruck nicht völlig unterbinden konnten. – Druck und Verlag unterlagen in Mainz der erzbischöflichen Zensur, die nach 1615 von Weihbischof Stephan Weber unter Hinzuziehung von Jesuiten ausgeübt wurde.

5. Albins und Stroheckers Druck- und Verlagstätigkeit stand vorwiegend im Dienste der katholischen kirchlichen und theologischen Literatur. Bestimmend war für sie nicht mehr wie bei Franz Behem die zur Vermittlung mit den Protestanten neigende Expektanzpartei, sondern die kirchliche Reform im Sinne des Trienter Konzils und die Gegenreformation. Italienische und spanische Kirchenschriftsteller sowie Autoren aus dem Jesuitenorden sind dementsprechend stark vertreten; neben zahlreichen Kontroversschriften finden sich zum Teil bedeutende Werke aller anderen theologischen Disziplinen, die die neue Blütezeit der katholischen Theologie in der zweiten Hälfte des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts repräsentieren.

6. Die das Druck- und Verlagsprogramm bestimmenden Kräfte waren, abgesehen von den auswärtigen Verlegern, die Mainzer Erzbischöfe, die Jesuiten des Mainzer Kollegs und reformfreundliche Kreise unter den Laien und dem höheren Klerus von Mainz. Die Inhaber der Offizin standen mit diesen Kräften, unter denen die Jesuiten den bedeutendsten Platz einnehmen, zum Teil in enger persönlicher Verbindung.

7. Die Tätigkeit des Albin-Stroheckerschen Druck- und Verlagshauses, zusammengenommen mit dem gleichzeitigen Wirken des Lipp-Meres'schen Konkurrenzunternehmens, machte Mainz zu einem der Zentren des katholischen Büchermarktes neben anderen Orten wie Köln, Dillingen, Ingolstadt und München. Bei der großen Bedeutung des Buchdrucks im Zeitalter der Glaubenskämpfe leistete das Haus, indem es volkstümliche Erbauungs- und Streitschriften verbreitete und theologische Werke druckte, einen wichtigen Beitrag zur inneren und äußeren katholischen Restauration in Deutschland.

V
ANHANG: VERZEICHNIS DER DRUCKE

Abkürzungen

B.-S.	De Backer-Sommervogel: Bibliothèque de la Compagnie de Jésus. Bruxelles, Paris 1890-1909.
Bohatta	Hanns Bohatta: Bibliographie der Breviere 1501-1850. Leipzig 1937.
Cat. gén.	Catalogue générale des livres imprimés de la Bibliothèque Nationale. Paris 1896ff.
Cless	Johannes Clessius Wineccensis: Unius saeculi eiusque virorum literatorum ab 1500 ad 1602 elenchus. Francofurti 1602.
Draudius BC	Georg Draudius: Bibliotheca classica in quo... libri usque ad annum 1624. (2. Aufl.) Frankfurt a. M., B. Oster 1625.
Draudius BG	——: Bibliotheca librorum germanicorum classica. Das ist Verzeichniß aller ... Bucher ... biß ... 1625. (2. Aufl.) Frankfurt a. M., B. Oster 1625.
Fft MK	Catalogus universalis pro nundinis Francofurtensibus. (Frühjahrsmesse 1613 – Frühjahrsmesse 1621).
Fft St u UB	Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt a. M.
GK	Deutscher Gesamtkatalog. Hrsg. v. d. Preuß. Staatsbibliothek. Bd. 1, 1931 – 14, 1939, Berlin.
Hohenemser D	Paul Hohenemser: Flugschriftensammlung »Discursus politici« des Johann Maximilian zum Jungen. Frankfurt/M. 1930. (Katalog d. Stadtbibl. Frankfurt/M.).
Hohenemser F	Paul Hohenemser: Flugschriftensammlung Gustav Freytag. Frankfurt/M. 1925. (Katalog d. Stadtbibl. Frankfurt/M.).
Hurter	Hugo Hurter: Nomenclator literarius theologiae catholicae ... Oeniponte 1903ff. (T. 3: Ed. 3. 1907).
Japan-Katalog	Katalog der in deutsch. Bibliotheken u. in einigen außerdeutsch. Büchereien Europas vorhandenen Japan betreffenden Druckwerke aus d. Jahren 1542-1853. Bearb. v. Japan-Institut i. Berlin. H. 1. Berlin 1929.
Kath MK 1613	Index novus librorum inprimis Catholicorum theologorum ... Moguntiae 1613. B. Lipp.
Mainz StB	Stadtbibliothek Mainz.
Mainz B PrSem	Bibliothek des Priester-Seminars zu Mainz.
Stevenson	Enrico Stevenson: Inventario dei libri stampati Palatino-Vaticani. Roma 1886-89.
Tübingen UB	Universitätsbibliothek Tübingen.

Vorbemerkung

Um einen Überblick über die Druckleistung jedes einzelnen Jahres zu geben, sind die Verzeichnisse chronologisch angelegt und auch die einzelnen Bände mehrbändiger Werke selbständig unter den einzelnen Jahren angeführt.

Soweit Originaldrucke zugrunde lagen, wurde die betreffende Bibliothek angegeben, in anderen Fällen die bibliographischen Quellen. Für die dem GK entnommenen Titel kann dort ein Nachweis nachgeschlagen werden; bei Katalogen einzelner Bibliotheken, wie z. B. dem Cat. gén. wurde der Name der Bibliothek nicht eigens angegeben.

Da in den Frankfurter Meßkatalogen bisweilen dieselben Bücher wiederholt aufgeführt oder die Titel fehlerhaft beschrieben sind[347], wurden aus ihnen bzw. aus den auf ihnen fußenden Bibliographien von Cless und Draudius nur solche Ausgaben aufgenommen, bei denen es nicht nahelag, sie als mit anderen Ausgaben identisch zu betrachten.

Für die Wiedergabe der Titel erschien angesichts ihrer großen Weitschweifigkeit eine Kürzung angebracht, wobei unter Streichung allen Beiwerks Verfassernamen, Sachtitel, Anlaß, Auflage, Erscheinungsvermerk und sonstige besonders wichtig erscheinende Angaben beibehalten wurden; Titel, die in bekannten Bibliographien vorliegen, sind stark gekürzt.

Dagegen wurde die Wiedergabe in der Form möglichst genau gehalten. Unberücksichtigt blieben der Unterschied zwischen Fraktur, Antiqua und Kursive; die Ligaturen, z. B. zwischen a und e; die verschiedenen Formen der Worttrennungsstriche; ebenso in vielen Fällen der Unterschied zwischen I und J, der z. B. in der Kursive schwer festzustellen war. Das Format ist nur bei Quartanten und Folianten angegeben.

[347] Vgl. Schwetschke: Codex nundinarius Bd. 1, S. V, Anm. 5.

1. Verzeichnis der Drucke Johann Albins, seiner Witwe und Anton Stroheckers

1598

1. Androzzi, Fulvio: R. P. || FVLVII ANDROTII... CONSIDERA- || TIONES DE FRE- || QVENTANDA COM- || MVNIONE... ex Italico idiomate || in latinum conversa. (Übers.: Johannes Busäus) ... MOGVNTIAE, || apud Ioannem Albinum, || Anno M.D.XCVIII. 323 S. + 4 ungez. Bl. (Index) 4°
B.-S. II, 423, 24. Mainz StB.

2. Fabricius, Andreas: Röm: Kays: May: || Weyland Caroli V. ... und der Catholi- || schen Fürsten | etc. || Antwort | || Auff die Articul Augspurgischer || Confession | ... in Teutscher Spraach || verfertiget ... Gedruckt in ... Mayntz | Durch || Johannem Albinum, in Verlegung Nicolai Steinij. ||| Anno ... MD.IIC. 4° 71 S. Mainz StB.

3. Frois, Luis: Nova || relatio historica || de statv rei || Christianae in Ja || ponia, || et || de Qvabacvndoni... trucidatione... ex Italico idiomate in latinum traducta (Übers.: Johannes Busäus). Mogvntiae, || Ex Officina Typographica Ioannis || Albini, Anno M.D.XCVIII. 93 S.
B.-S. II, 421, 16.
Japan-Katalog 357.

4. — —: Zwey newe Jahrschreiben || auß Japonia... auß der Italienischen, in vnsere hochteutsche Sprach vbersetzt. Getruckt in ... Meyntz || durch Johannem Albinum || im Jahr 1598. 4° 80 S.
B.-S. III, 1035
Japan-Katalog 358.

5. Leucht, Valentin: Speculum historiae, d. i. historischer Spiegel von den denkwürdigen ... Schlachten ... Meyntz, Joh. Albinus 1598.
Antiquariatskat. Sagoty

6. Loarte, Gaspar: PIAE || MEDITATIONES || IN QVINDECIM ||| MYSTERIA ROSARII... ex Italico idiomate || in Latinum conuersa (Übers.: Johannes Busäus). || MOGVNTIAE, || Apud Ioannem Albinum, || Anno M.D.IIC. 113 (vielm. 213) S.
B.-S. II, 424, 25. Mainz StB.

7. Peruschi, Johannes Baptista: HISTORICA RE || LATIO, DE... REGIS MO- || GOR ... VITA, MORIBUS, ET ... IN CHRI- || stianam religionem propen- || sione (Übers. aus dem Italienischen durch Johannes Busäus) ... MOGVNTIAE, || ex Officina Typographica Henrici || Breem, Anno M.DXCVIII. 1 ungez. Bl. + 53 gez. Bl.+ 1 ungez. Bl.
Andere Exemplare tragen den Druckvermerk: Moguntiae, ex officina typographica Ioannis Albini, 1598.
B.-S. II, 420, 14. Mainz StB.

1599

8. Collegium Conimbricense: COMMENTARII || ... IN LIBROS DE GENE- || RATIONE ET CORRV- || PTIONE ARISTOTELIS ... HAC SECVNDA EDITIONE GRAECI CON- || textus ... accessione auctiores ... MOGVNTIAE || In OFFICINA Typographica IOANNIS ALBINI, || Anno M.D.IC. 4° 8 ungez. Bl. + 524 S. + Index.
Mit lateinischer Widmung des Druckers an Erzbischof Wolfgang v. Dalberg, datiert vom 15. September 1599. Mainz StB.

9. Frois, Luis: DE REBVS JAPONICIS || HISTORICA || RELATIO, EA- || QVE TRIPLEX || I. De gloriosa morte 26. crucifixorum ... EX ITALICO IDIOMATE MO- || guntiae in Latinam linguam translata (Übers.: Johannes Busäus) ... MOGVNTIAE, || Ex officina Typographica IOANNIS ALBINI, || M.D.XCIX. 4 ungez. Bl. + 314 S. + 1 ungez. Bl.
Mit lateinischer Widmung des Druckers an Weihbischof Stephan Weber, datiert vom 14. September 1599.
B.-S. II, 241, 17. Mainz StB.

10. — —: Drey Japponische Schreiben. Das erst. || Was massen 26. Geist- || liche vnd Weltliche Personen ... am Creutz getödt. ... Getruckt zu Meyntz || bey Johan Albin. || M.D.XCIX. 4° 1 ungez. Bl. + 301 S. Mainz StB.

11. Loarte, Gaspar: Andächtige Betrachtungen der Geheimnuss vnserer Frawen Rosenkrantzes ... Mainz. Joh. Albin für Nikolaus Stein 1599.
B.-S. IV, 1880.

12. Luis de Granada: DVX PECCATORVM, || Das ist – || Deß Sünders Beleytsmann ... durch || Herrn Johann Eisengrein ... in vnser Hochteutsche Sprach || gebracht ... Gedruckt in ... Meyntz || bey Johann Albin. || M.D.XCIX. 16 ungez. Bl. + 359 S. + 432 S. (am Ende defekt). Mainz B PrSem.

13. Ordnung, Satzung vnd Abschied, aller des Heil. Römischen Reichs gehaltener Reichstäg, sampt andern Keyserl. vnd königl. Constitutionen als Gülden Bull ... Meyntz: J. Albin 1599, 2°
Wien, Fideikommiss.-Bibl.

14. Rebuffe, Pierre: PETRI || REBVFFI ... COMMENTA- || RIVS SVPER L. VNIC. C. DE || sent. quae pro eo quod interest ... Acceßit Explicatio EIVS QVOD IN- || TEREST ... D. PHILIBER- || TI BONETII ... MOGVNTIAE || In Officina Typographica IOHANNIS ALBINI. || Anno M.D.IC. 8 ungez. Bl. + 314 S. + 23 ungez. Bl. + 78 S.
Mit lateinischer Widmung des Druckers an den Domdekan Joh. Schweikard v. Kronberg, datiert vom 14. September 1599.
Tübingen UB.

1600

15. Basilius d. Grosse: Basilii Magni Opera ... verteutscht ... vnd durch ... Schweickart, Graffen zu Helffenstein in Truck verfertiget. Meyntz Albin 1600.
Cless P. 2, S. 131.
Draudius BG, S. 292.

16. Becanus, Martin (Praes.): M. Reineri Oer (Resp.) Disputatio de purgatorio Caluinistarum ... Mog. ap. Jo. Albin 1600.
Draudius BG S. 542.

17. Benzoni, Rutilio: De Anno sancti jubilaei libri 6 ... Mog., ex officina J. Albini 1600. 2° 724 S.
Cat. gén. 10, 1099.

18. Collegium Conimbricense: COMMENTARII || COLLEGII CO- || NIMBRICENSIS ... IN LIBROS DE GENERATIONE ET CORRV- || PTIONE ARISTOTELIS ... HAC SECVNDA EDITIONE GRAECI CON- || textus ... accessione auctiores ... MOGVNTIAE || In Officina Typographica IOANNIS ALBINI, || Anno 1600. 4° 8 ungez. Bl. + 524 S. + Ind.
Widmung des Druckers wie bei Nr. 8. Mainz StB.

19. Delrio, Martin: DISQVISITI- || ONVM MAGICA- || RVM LIBRI SEX, ... Tomus, Primus ... EXCVSSVS IN AVREA MOGVN- || tia typis Joannis Albini. || MDC. 14 ungez. Bl. + 654 S. + 8 ungez. Bl. (Index).
Tomus Secundus: 644 S. + Index
Tomus III: 561 S. + Index. Mainz StB.

20. ΕΠΙΓΡΑΜΜΑ || ΤΩΝ ΕΛΛΗΝΙ || ΚΩΝ EPIGRAMMATVM || GRAECORVM SELE- || ctorum ... pars III- || MOGVNTIAE, || Apud IOANNEM ALBINVM || ANNO DOMINI, || MDC. 47 S. Griechisch und lateinisch. Mainz StB.

21. Henningius, Marcus: Nova et vera historia de ... regno Chinae ... Mog. Ioan. Albin 1600.
Draudius BC S. 1055.

22. Ignatius v. Loyola: EXERCITIA || SPIRITVALIA || IGNATII DE || Loyola ... MOGVNTIAE, || ex officina Typographica Io- || annis Albini, Anno || M.DC. 230 S. + Index.
B.-S. V, 62.
Abb. d. Titelbl.: Duhr: Gesch. d. Jesuiten 2,2 S. 41.

23. Keerbeck, Anton: Tractatus de sacramentis veteris & nouae legis. Mog. Albin 1600. 4°.
Draudius BC S. 573.

24. Petrus v. Blois: OPERA || PETRI BLESEN- || SIS ... OPE ET STVDIO || IOANNIS BVSAEI ... ex pervetustis bibliothecis ... MOGVNTIAE, || EX OFFICINA TYPOGRAPHICA IOANNIS ALBINI. || M.D.C. 4° 20 ungez. Bl. + 607 S. + Index.
Mainz B PrSem.

25. Scherer, Georg: Aller Schrifften, ... Meyntz bei Albino, 1600 (?). B.-S. VII, 762, 38.

1601

26. Abschiedt || Der Rö. Kay Mt. || auch der Churfürsten | deputirten || Fürsten und Stände | ... deß heiligen Reichs Ständen zu Speyer | || im Jahr M.DC. auffgericht. || ... Gedruckt in ... Meyntz | durch Johan Albinum. || Anno MDCI. 2° 1 ungez. Bl. + 25 Bl.
GK 1. 4950.
Benzing, Albin S. 212 Nr. 1.

27. Abschiedt || Der Rö. Kay. Mt: || ... (wie Nr. 24) 2° 1 ungez. Bl. + 53 gez. Bl. + 1 ungez. Bl.
GK 1. 4951
Benzing, Albin S. 212 Nr. 2. Mainz StB.

28. Abschiedt || Der Rö. Kay. Mt. || auch der Cuhrfürsten | ... Gedruckt in ... Meyntz | durch Johann Albinum || Anno MDCI. || 2° 1 ungez. Bl. + 54 gez. Bl.
GK 1. 4952.
Benzing, Albin S. 212 Nr. 3.

29. Abschiedt || Der Rö. Kay. Mt. || auch der Curfürsten | ... Gedruckt in ... Meyntz | durch Johan Albinum. || Anno MDCI. 2° 1 ungez. Bl. + 54 gez. Bl.
GK 1. 4953
Benzing, Albin S. 212 Nr. 4.

30. Adelmus, St. (Bischof von Sherborne): S. Aldhelmi poetica nonnulla, E vetere manuscripto codice per R.P. Martinum Delrio ... exscripta ... Moguntiae, Ex Officina Typographica Ioannis Albini, Anno M.DCI. 78 S.
B.-S. II, 1901, 9.

31. Baronius-Calvinus, Justus: IUSTI CALVINI ... PRO SACRO || SANCTA CATHO- || LICA ROMANA ECCLESIA, || PROQVE SVA AD EAM TRANS- || MIGRATIONE || APOLOGIA ... ACCESSIT || EPISTOLARVM CATHOLI- || CORVM EIVSDEM VOLVMEN. VNVM ... MOGVNTIAE, || Ex officina Typographica Ioannis Albini. || anno MCICI. (! vielm. 1601). 8 ungez. Bl. + 124 S. + 3 ungez. Bl. + 196 S. + 1 ungez. Bl. Sondertitel: DE VNITATE || SACROSANCTAE || ROMANAE ECCLESIAE ... EPISTOLARVM CATHOLICARVM || VOLVMEN VNVM ... MOGVNTIAE. || EX OFFICINA TYPOGRAPHICA IOANNIS || ALBINI. Anno M.DCI.
GK 11. 8536. Mainz B PrSem.
GK 11. 8535 hat dasselbe mit 123, 195 S. Schrohe (Calvinus S. 297) zählt XIV + 126 S.

32. ——: Controversiarum theologicarum isagoge ad illustrissimum Card. Baronium. Mog. 1601.
Schrohe Calvinus S. 297.

33. Broughton, Hugh: Λόγος πρὸς τοὺς Γενεβαίους ... Oratio ad Genevenses de descensu ad Inferos ... Moguntiae, ex officina J. Albini 1601. 93 S.
Cat. gén. 20, 124.

34. Collegium Conimbricense: Commentaria in duos libros de generatione et corruptione Aristotelis ... Hac secunda editione Graeci contextus ... accessione auctiores. Moguntiae, In Officina Typographica J. Albini. Anno MDCI. 4° 510 S. + Index.
B.-S. II, 1276, 6.

35. ——: PROBLEMATA || QUAE IN || COLLEGII CO- || NIMBRICENSIS ... Physicis commen- || tariis enodantur. ... MOGVNTIAE. || In Officina Typographica Ioannis Albini. || Anno Domini MDC.I. 155 S. + Index.
Mit lateinischer Widmung Albins an den Rektor der Mainzer Universität und erzbischöflichen Kanzler Christian Agricola. Cless (P. 1, S. 505) erwähnt eine Ausgabe von 1600, die wahrscheinlich damit identisch ist. Mainz StB.

36. Eisengrein, Martin: Postill | || Oder ... Außlegungen aller Son- vnd Feyertägli- || chen Euangelien ... Zum andernmahl gebessert ... Getruckt in ... Meyntz | || durch Johannem Albinum. || Anno Domini, M.DCI. 2° 10 ungez. Bl. + 596 S. + 2 ungez. Bl. + 560 S. Mit lateinischem Vorwort des Druckers an die katholischen Prediger, Holzschnittitel und 1 Holzschnittillustration zu jedem Evangelium. Mainz B PrSem.

37. ——: Postilla | de Sanctis. || Das ist | || ... Euangelische Predigen vnnd || Außlegung aller Fest vnd Feyertäg ... Getruckt in ... Meyntz | || durch Johannem Albinum. || Anno Christi, M.D.CI. 2° 12 ungez. Bl. + 307 S.
Mit deutscher Widmung des Druckers an Herzog Wilhelm v. Bayern, datiert von Mariae Verkündigung 1601. Holzschnittitel und -illustrationen wie bei der vorhergehenden Nummer.
Mainz B PrSem.

38. Follerius de S. Severind, Petrus: PETRI FOLLERII || DE S. SEVERI- || NO ... AV- || REA PRAXIS CENSVALIS ... additionibus practicis ... illu- || strata ... MOGVNTIAE, || Ex Officina Typographica Ioannis Albini. || Anno M.DCI. 8 ungez. Bl. + 610 S. + Index.
Mit lateinischer Widmung des Druckers an den erzbischöflichen Kanzler Philipp Wolf v. Rosenbach, datiert vom 1. Januar 1601.
Mainz StB.

39. Gratulatio Ioanni Adamo a Bicken electo Archiepiscopo et Electori Moguntino. Moguntiae, typis Ioannis Albini, 1601. (Hrsg.: Collegium Societatis Jesu Moguntinum). 4°.
B.-S. V, 776, 55.

40. Hap, Kaspar: DEFENSIO || LIBRORVM ... ROBERTI BEL- || larmini, de Translatione imperii, aduersus ... notationem ... MAT- || THAEI DRESSERI, ... AVCTORE || GASPARO HAP POSNA- || niensi ... MOGVNTIAE || Ex Officina Typographica Ioannis Albini. || Anno M.DCI. 109 S. + 1 ungez. S.
Draudius (BC S. 436) führt eine Ausgabe von 1600 an, die wohl mit dieser identisch ist. Tübingen UB.

41. (Longobardi, Nikolaus u. a.): RECENTISSIMA || DE ... REGNO || CHINAE. || Item || DE STATV REI CHRI- || STIANAE APUD ... REGEM MOGOR ... MOGVNTIAE || Typis IOANNIS ALBINI. || ANNO M.DCI. (Übers. aus dem Italienischen durch Johannes Busäus). 2 ungez. Bl. + 132 S.
Mit lateinischer Widmung des Druckers an den Mainzer Dompropst Philipp Cratz v. Scharpfenstein, datiert vom 1. Juli 1601.
B.-S. II, 422, 18. Mainz StB.

42. Mulhusinus, Johannes (Praeses): DISPVTATIO THEOLOGICA || DE FIDE ... DEMONSTRANS; QVAE- || NAM INTER TOT RELIGIONES ... sola ... recipi ... debeat ... QVAM proposuit; ... CONRADVS || DIEL WETTERAVVS, ... summae Aedis || Moguntinae Vicarius. (Resp.) ... MOGVNTIAE, Typis IOANNIS ALBINI. || Anno MDCI. 106 S. Mainz B PrSem.

43. Neydecker, Laurentius: De sponsalibus et matrimonio. Mog. 1601.
Hurter III, 587.
Wohl wie die Ausgabe von 1607 bei Albin gedruckt. Cless (P. II, S. 226) und Draudius (BC S. 833) nennen das Werk als 1600 von Albin gedruckt.

44. Pimenta, Niccolò: NOVA || RELATIONI || STORICA DE RE- || BVS IN INDIA ORIENTA- || li a Patribus Societatis Jesu, || Anno 1598. & 99. gestis ... (Übers.: Johannes Busäus) MOGVNTIAE || ex Officina Typographica Ioannis Albini. || ANNO M.DCI. 2 ungez. Bl. + 200 S.
Mit lateinischer Widmung des Druckers an den Mainzer Dompropst Philipp Cratz v. Scharpfenstein.
B.-S. II, 422, 19. Mainz StB.

45. R^mo et Illmo Principi ac Domino, D. Wolfgango Archiepiscopo Moguntino ... morte sublato ... Collegium Societatis Jesu Moguntiae ... Moguntiae, Typis Ioannis Albini, Anno 1601. 4° 16 Bl.
B.-S. V, 776, 54. Mainz StB (Titelbl. fehlt).

46. (ROLEVINCK, Werner:) OPVSCVLVM || DE REGIMI- || NE RVSTI- || CORVM ... MOGVNTIAE, || Typis IOHNNIS (!) ALBINI. || Anno M.D.CI. 12 ungez. Bl. + 238 S.
Mit lateinischer Widmung des Druckers an den Rektor der Universität und Mainzer Kanzler Christian Agricola, datiert vom 1. September 1601. Mainz StB.

47. TRITHEMIUS, Johannes: IOANNIS || TRITENHEMII || ABBATIS SPANHEMENSIS || liber octo questionum, quas illi dis- || soluendas proposuit Maxi- || milianus Caesar. ... MOGVNTIAE || In Officina Typographica Ioannis Al- || bini: Anno 1601. 4 ungez. Bl. + 76 S. + 1 ungez. Bl. Tübingen UB.

48. VASQUEZ, Gabriel: DE CVLTV A- || DORATIONIS LIBRI TRES ... MOGVNTIAE || EX OFFICINA IOANNIS ALBINI || Anno M.DCI. 16 ungez. Bl. + 548 S. + Index.
Mit lateinischer Widmung des Druckers an Wilhelm Quad von Lanzkron, Chorbischof am Trierer Dom, datiert vom April 1601. Mainz StB.

1602

49. AMBROSIUS, St.: D. AMBRO- || SII ... DE OFFICIIS || LIBRI TRES. || CVM LIBRIS TRI- || BVS EIVSDEM ARGVMEN- || TI M. T. CICERONIS ... collati. ... MOGVNTIAE, || Excudebat IOANNES ALBINVS. || anno M.DCII. 8 ungez. Bl. + 375 S.
Mit lateinischer Widmung des Druckers an den erzbischöflichen Rat Bernh. Wolff v. Rosenbach. datiert vom 21. Januar 1602. Mainz StB.

50. BARONIUS-CALVINUS, Justus: Justi Calvini ... Pro sacrosancta catholica Romana Ecclesia ... Apologia. Mog. 1602: Albin. 123, 195 S.
GK 11. 8537.

51. ——: APOLOGIA || oder Schutzrede || Deß ... Justi Caluini ... Als er vom Caluinismo zu der || Römischen Kirchen getretten ... in Teutsche Sprach ... vbersetzet | || Durch || MATTHAEVM KIENING ... Gedruckt in ... Meyntz | || bey Iohann Albin | im Jar 1602. 4° 16 ungez. Bl. + 150 (vielm. 151) S. Mainz StB.

52. ——: Praescriptionum adversus haereticos perpetuarum ex ss. orthodoxis potissimum patribus tractatus 6 ... Moguntiae 1602: Albin. 712 S.
GK 11. 8542.

53. BASILIUS D. GROSSE: Summa kürtzlich begriffen, unnd auff Frag unnd Antwort gestelt ... Meyntz 1602. Albinus. 438 S.
GK 12. 6704.

54. BECANUS, Martin (Praes.): DISPVTATIO THEOLOGICA || DE DVPLICI PRAEDESTI- || NATIONE CALVINISTA- || RVM DESPERATA || VNA; CATHOLICORUM OR- || THODOXA ALTERA; QVAM ... propugnabit R. D. || Stephanus Weberus ... (Resp.) ... Ecclesiarum D. Victo- || ris extra muros Moguntinos, ac SS. Petri || & Alexandri apud Aschaffenbur- || genses Canonicus, ... MOGVNTIAE, || Excudebat Ioannes Albinus. || ANNO M.D.CII. 4° 4 ungez. Bl. + 108 S. Mainz StB.

55. Kurtzer doch gründtlicher || Bericht | || Von der zu Regen- || spurg ... gehaltenen Disputati- || on ... Gedruckt in ... Meyntz || bey Johann Albin | Anno 1602. 4° 44 S. Mainz StB.

56. HAILL, Andreas: Klag Predig Nach dem sehr Trawrigen ... Fall dess in Gott seliglich entschlafenen Herrn Wolfgang Ertzbischoffen zu Mayntz ... Gehalten im Thumb zu Mayntz ... Mainz, Joh. Albinus 1602. 5 Bl. 45 S.
Schottenloher, Bibliogr. z. deutsch. Gesch. 31278.

57. HINKMAR V. REIMS: HINCMARI || RHEMENSIS AR- || CHIEPISCOPI ... EPISTOLAE. || EX MS. MEMBRANACEO || COD. descriptae ... CVM CONJECTVRIS, NOTIS ... IOANNIS || BVSAEI ... ACCESSERE ... COAETANEORVM SCRIPTA ... MOGUNTIAE, Typis Ioannis Albini, anno || MDDCII. (vielm. 1602). 4° 8 ungez. Bl. + 374 (vielm. 384) S. + 8 ungez. Bl. (Index).
B.-S. II, 428, 31. Mainz StB.

58. KEERBECK, Anton: COLLOQVIVM || INTER QVEN- || DAM CALVINISTAM || ET ... ANTONIVM KERBEKIVM ... HABITVM ... MOGVNTIAE, || Apud IOANNEM ALBINVM, || ANNO M.D.CII. 37 S. Mainz StB.

59. (LIBER PONTIFICALIS:) ANASTASII, S. R. || E. BIBLIOTHECARII (angebl. Verf.) || HISTORIA DE VITIS ROMANO- || RVM PONTIFICVM ... DEINDE || VITA HADRIANI II. ET STEPHANI VI. || Auctore GUILIELMO BIBLIOTHECARIO || EX BIBLIOTHECA MARCI VELSERI ... (Hrsg.: Johannes Busäus) ... MOGVNTIAE, In Typographeio IOANNIS ALBINI, anno || M.DCII. 4° 18 ungez. Bl. + 352 S. + Index.
Mit lateinischer Widmung Albins an Marcus Welser in Augsburg, datiert vom 1. Februar 1602.
Mainz StB. (Mit Exlibris des Domvikars Georg Helwich).

60. LUITPRAND V. CREMONA: LVITPRANDI || TICINENSIS DIA- || CONI OPVSCVLVM || DE VITIS ROMANORVM PON- || TIFICVM. || ITEM || ALBONIS FLORIA- || CENSIS ABBATIS EPITOME || DE VITIS EORVNDEM EX ANA- || stasii Bibliothecarii Historia ... EX ... CODD. MEMBRA- || NEIS descriptum ... (Hrsg.: Johannes Busäus) MOGVNTIAE || Ex Typographeio IOANNIS ALBINI, anno || M.DCII. 4° 4 ungez. Bl. + 161 S. + 6 ungez. Bl.
B.-S. II, 427, 30. Mainz StB.

61. MULHUSINUS, Johannes: (Praes.): DISPVTATIO THEOLOGICA; || DE LIBERO ARBITRIO, EIVS- || que in diuinis rebus ... impotentia ... PROPONIT ... CONRADVS DIEL ... Summae Aedis Moguntinae || Vicarius (Resp.) ... MOGVNTIAE || Excudebat IOANNES ALBINUS. || ANNO M.D.CII. 4° 99 S. Mainz StB.

62. PANIGAROLA, Francesco: CONCIONES || QVADRAGESI- || MALES, ... trans- || latae ex lingua Italica in linguam la- || tinam || PER ... ANTONIVM KER- || BEKIVM ... MOGVNTIAE, || Typis IOANNIS ALBINI, Anno | M.D.CII. 16 ungez. Bl. + 782 S. Tübingen UB.

63. PIMENTA, Niccolò: EXEMPLVM || EPISTOLAE ... DE STATV REI CHRISTIA- || nae in India Orientali (Übers.: Johannes Busäus) ... EXCVSVM PRIMO ROMAE ... 1602. || NVNC VERO || MOGVNTIAE APVD IOANNEM || ALBINVM, ANNO EODEM. 123 S.
B.-S. II, 422, 20. Mainz StB.

64. PRUMBÄUS, Richard: Eigentliche Vrsach vnd Bericht | || Warumb Godfried || Raab ... den Orden deß heiligen Augustini verlassen | || ... Getruckt in ... Meyntz | || bey Johan Albin | anno 1602. 4° 63 S. + 3 ungez. S. Mainz StB.

65. SANCHEZ, Gaspar, de Granada: R. P. || GASPARIS || SANCHEZ ... CONCIONES, || IN DOMINICIS, ET FE- || RIIS QVADRAGESIMAE ... in hac noua editione ab erroribus ... expur- || gatum. || MOGVNTIAE, || APVD IOANNEM ALBINVM, || M.D.CII. 16 ungez. Bl. + 1085 S. + 10 ungez. Bl. (Index).
Mit lateinischer Widmung des Druckers an den Abt Valentin des Benediktinerklosters St. Peter auf dem Petersberg bei Erfurt, datiert vom 10. August 1602.
Cat. gén. 162, 349: 1059 S. Tübingen UB.
Draudius (BC S. 544) führt eine Ausgabe von 1600 an, die wohl mit dieser identisch ist.

1603

66. Abschiedt der Rö. Kay. Mt: und gemeiner Ständt auff dem Reichßtag zu Regenspurg A.D.MDCIII. Meyntz, J. Albinus 1603, 2° 54 S.
GK 1. 4930.
Benzing, Albin S. 212 Nr. 5.

67. Abschiedt || Der Rö. Kay. Mt. || Und gemeiner Ständt | auff dem || Reichßtag zu Regenspurg | Anno Domini || M.DC.III auffgericht ... Gedruckt in ... Meyntz | durch Johan Albinum. || Anno Domini M.DC.III. 2° 2 ungez. Bl. + 105 S.
Mit vorgedrucktem Druckprivileg Rudolphs II.
Benzing, Albin S. 212 Nr. 6. Mainz StB.

68. (Baronius-Calvinus, Justus): Pseudojubiläus Wittenbergensis. Id est. confutatio orationis secularis Aegidii Hunnii ... Authore Triboniano Cassio a Seestervurt (Pseudonym) Mog., J. Albin 1603. 341 (vielm. 421) S.
GK 11. 8545.
69. Becanus, Martin (Praes.): DISPVTATIO THEOLOGICA | DE OFFICIIS ANGELORVM CIR- || CA HOMINES. Quam. in ... Academia Moguntina...propugnabit R. D. StephanusWe-|| berus... (Resp.) MOGVNTIAE, || Exudebat Ioannes Albinus. || ANNO M.D.CIII. 4° 4 ungez. Bl. + 116 S. Mainz StB.
70. Cygneus, Johannes: Annalium Bambergensium prodromus, hoc est ... ennarratio omnium episcoporum Bambergensium ... Moguntiae, ex officina typographica J. Albini 1603. 59 S.
Cat. gén. 34. 1057.
71. Delrio, Martin: DISQVISITIONVM || MAGICARVM || LIBRI SEX ... NVNC SECVNDIS CVRIS AVCTIOR ... correctior. ... MOGVNTIAE, || Apud IOANNEM ALBINVM. || ANNO M.D.CIII. 2° 13 ungez. Bl. + 276 S. + Index + 2 ungez. Bl. + 268 S. + Index + 2 ungez. Bl. + 250 S. + Index.
Mit Kupfertitel. Vorgedruckt sind ein Privileg Rudolphs II. für Martin Delrio, vom 15. Juni 1602, und ein Brief Delrios an den Drucker, datiert vom 17. Februar 1603, in welchem er Albin das Privileg überträgt. Mainz StB.
72. Du Perron, Jacobus Davy: FALSAE DE | COLLOQVIO || INTER || EPISCOPVM EBROICENSEM ET DOMI- || NVM DV PLESSIS ... Plessiae Narrationis Refutatio, ... Latine conversa || PER IACOBVM COVTHONVM ... MOGVNTIAE. || E Typographeo Ioannis Albini. || Anno M.DCIII. 8 ungez. Bl. + 376 S.
Exemplar der Mainzer StB mit handschriftlicher Widmung des Übersetzers an das Jesuitenkolleg zu Mainz. Mainz StB.
73. Engelbert, Abt von Admont: De ortu et fine Romani imperii liber ... Moguntiae, ex officina J. Albini 1603. XVI, 160 S.
Cat. gén. 47, 474.
74. Johannes Chrysostomus: ΒΙΒΛΙΟΝ ΤΟΥ || ΕΝ ΑΓΙΟΙϹ ΠΑΤΡΟΣ || ΗΜΩΝ ΙΩΑΝΝΟΥ ... S. PATRIS NOSTRI || IOANNIS ... CHRYSOSTOMI liber, qui ap- || pellatur || FLORES ... IN QVO CONTINENTVR HOMILIAE XXXIII ... EX PERVETVSTO MANVSCRIPTO CODICE ... Monasterii S. JACOBI Moguntiae ....cum adjecta latina interpretatione ... Studio & opera R. P.BALTHASARIS ETZELII ... MOGVNTIAE, || Typis & sumptibus Ioannis Albini, anno 1603. 4° 4 ungez. Bl. + 571 S. + 4 ungez.Bl. Mainz StB.
75. Tanner, Adam: Apologeticus ... Pro compendiaria relatione de Colloquio Ratisbonensi ... Adversus Anti-Tannerum ... Ägidij Hunnij et Iacobi Hailbronneri ... Moguntiae, Typis Ioannis Albini, anno M.D.CIII. 4° 172 S. + Index.
B.-S. VII, 1844, 11. Mainz StB. (ohne Titelblatt).
76. Terese v. Avila: VITA || B. MATRIS || TERESAE, || DE JESV ... translata ex lingua, Hispa- || nica in Italicam || per ... Ioannem Franciscum || Bordonium ... ex Italica in Latinam || translata, || PER R. P. ANTONIVM KERBEKIVM ... Moguntiae, Typis Ioannis Albini || Anno M.DCIII. 11 ungez. Bl. + 307 S. + 2 ungez. Bl. Mainz StB.
77. Venator, Daniel: ANALYSIS || METHODICA || IVRIS PONTI- || FICII ... AVCTORE || DANIELE VENATORIO || I. C. ... Moguntiae, || In Officina Typographica Ioannis Albini, || M.D.CIII. 8 ungez. Bl. + 949 S. Mainz StB.

1604

78. Augustinus, St.: De cura pro mortuis agenda. Von versorg ... verteutscht durch Vitum Miletum. Mayntz, bey Johan Albin 1604.
Draudius BG S. 410.
79. Becanus, Martin: GEMINA DISPVTATIO || ... Prior || DE DVPLICI PRAE- || DESTINATIONE; CAL- || VINISTARVM ... una, Catholicorum ... altera. || Posterior || AN DEVS SIT AVTHOR || PECCATI? ... MOGVNTIAE PROPOSITA A ... STEPHANO || Webero ... (Resp.) MOGVNTIAE || Excudebat IOANNIS ALBINVS. M.DC.IV. 8 ungez. Bl. + 291 S. Mainz StB.
80. — —: Disputatio adversus Calvinistarum praedestinationem desperatam. Mog. apud Albinum 1604.
Draudius BC S. 501.
81. — —: DISPVTATIO THEOLOGICA || AN DEVS SIT AVCTOR PECCATI? || contra Calvinistas ... QVAM ... tuebitur R. D. STEPHANVS WEBERVS ... (Resp. MOGUNTIAE. || Excudebat Ioannes Albinus. M.D.CIV. 4° 102 S. Mainz StB.
82. Chartarius, Flaminius: DECISIONES ROTAE || CAVSARVM || EXECVTIVARVM || REIPVBLICAE GE- || NVENSIS ... MOGVNTIAE, || E Typographeio Iohannis Albini, Anno ... M.DC.IIII. 4° 54 ungez. Bl. (Index) + 365 S.
Mit lateinischer Widmung des Druckers an den neugewählten Mainzer Erzbischof Johann Schweikard v. Kronberg, datiert vom 1. März 1604. Mainz StB.
83. Cygneus, Theodorus: Eigentliche Beweisung || ... daß ge- || horsame Christen | ... in der Catholischen Kirchen | das H. Sa- || crament deß Altars vnder einerley gestalt em- || pfahen können. || Sambt ... Motiuen | wa- || rumb die ... Vnderthanen in dem ... Stifft Fulda ... recht gethan ... dass sie sich ... zu der waren Römischen || Kirchen begeben ... wider || Die ... Schrifft ... Ioannis Winckelmanni ... Marpurg. || Gestelt | durch || Theodorum Cycneum Theol. || ... Gedruckt || In ... Mayntz | durch Johann || Albin | in verlegung Nicolai Steinij. || ANNO Christi || M.DCIV. || ... 4° 110 (vielm. 113) S. + 1 ungez. S. Mainz B PrSem.
84. Johannes Chrysostomus: Τοῦ ἐν ἁγίοις ... Orationes duae: 1. de animi humilitate ... In usum scholarum ... Moguntiae, sumptibus J. Albini 1604. 51 S.
Nur griechischer Text. Hrsg.: Balthasar Etzel? Vgl. Nr. 72.
Cat. gén. 77, 749, Nr. 447.
85. Miletus, Vitus: BREVIS DISCVSSIO || ET || REFVTATIO SEX- || CENTORVM ERRORVM || QVOS ...TILEMANNVS HESHVSIVS, ET || IOANNES OLEARIVS, PONTIFICIIS ... ATTRI- || buerunt. ... MOGVNTIAE || Excudebat Ioannes Albinus || Anno M.DCIV. 4° 4 ungez. Bl. + 596 S.
Mit lateinischer Widmung des Druckers an Erzbischof Johann Schweikard, datiert vom 5. September 1604. Mainz StB.
86. Mulhusinus, Johannes: De Sacrarum || Scripturarum || AVTORITATE DI- || VINA ET CANONICA ... DISPVTATIO PRIMA; D. DAVIDIS PAREI ... NOTIS ... ILLVSTRATA ... PER R. P. IOANNEM MULHVSINVM ... Accessit Breuis Admonitio. In Epistolarem disceptationem || Ioannis Magiri: & D. Parei. || Auctore || R. P. Ioanne Magiro ... MOGVNTIAE || Apud IOANNEM ALBINUM 1604. 4° 12 ungez. Bl. + 174 S.
Die von Draudius (BC S. 586) für 1605 angeführte Ausgabe ist wahrscheinlich damit identisch. Mainz StB
87. Pasio, Francesco: Litterae annuae Japonicae ... anno 1601 datae (Übers.: Johannes Busäus). Moguntiae apud Ioannem Albinum, 1604 (?).
B.-S. II, 422, 21.
88. Trithemius, Johannes: IOANNIS TRI- || THEMII ... OPERA || PIA ET SPIRITVALIA ... A || R. P. IOANNE BVSAEO (Hrsg.) ... MOGVNTIAE || EX TYPOGRAPHEO IOAN. ALBINI. || ANNO DOM. M.DC.V. 2° 10 ungez. Bl. + 1226 S.
Andere Exemplare haben »M.DC.IV.«. Einband des Exemplars der Mainzer StB mit Supraexlibris des Domvikars Johann Scheubel aus Friedberg in der Wetterau (»ISFW 1604«); von ihm 1607 laut handschriftlichen Eintrags der Mainzer Kartause geschenkt.
B.-S. II, 428, 33. Mainz StB.

1605

89. Baronius, Cäsar: ANNALES || ECCLESIASTICI || AVCTORE || CAESARE BARONIO || ... TOMVS XI || PERMISSV AVCTORIS || Editio postrema ab ipsomet aucta et recognita. || MOGVNTIAE || Sumptibus Ioannis Gymnici, & Antonij Hierati ... MDCVI. 2° 4 ungez. Bl. + 1208 Spalten + Index. Schlußimpressum: Moguntiae, Typis Ioannis Albini, Anno M.DCV.
Mit Kupfertitel. T. 1-8 (1601) tragen den Druckvermerk Balthasar Lipps. Mainz StB.

90. Baronius-Calvinus, Justus: IVSTI BARONII ... EPISTOLARVM || SACRARVM AD PONTIFICEM MAX. ET AM- || plissimos cardinales || LIBRI VI ... MONGVNTIAE. || E Typographeo Ioann. Albini. || Anno M.DCV. 16 ungez. Bl. + 392 S. + 2 ungez. Bl. Mainz StB.

91. — —: IVSTI BARONII || ... PRAESCRIPTI- || ONVM ADVERSVS || HAERETICOS PERPETVA- || rum ex SS. potissimum || Patribus || TRACTATVS VI. || ITERVM EDITI, AC VIN- || diciis adversus IOAN. RAINOL- || DVM ... aucti. || ... MOGVNTIAE || APVD IOANNEM ALBINUM. || Anno M.DCV. 16 ungez. Bl. + 712 S. + Index + 10 ungez. Bl. + 76 S. Sondertitel: IVSTI BARONII ... PRO PRAESCRI- || PTIONIBVS SVIS || ADVERSUS IOHAN. RAI- || noldum ... Vindiciae... Mainz StB.

92. — —: IVSTI BARONII || ... PSEVDOIVBI- || LAEI VVITTEBER- || GENSIS ADVERSVS AEGI- || dium Hunnium ... LIBER SINGVLARIS. || ... MOGVNTIAE. || APVD IOANNEM ALBINVM || Anno M.DCV. || . 16 ungez. Bl. + 342 (vielm. 421) S. Mainz StB.

93. Becanus, Martin (Praes.): QVESTIONES CALVINI- || STICAE CONTRA PAREVM. || Moguntiae ... PROPOSITAE A M. IO- || ANNE BARTHOLOMAEI Bleidenstadiano ... (Resp.) ... MOGVNTIAE, || Excudebat Ioannes Albinus || M.DC.V. 4° 38 S. Mainz StB.

94. Cisner, Nikolaus: Der Römischen || Kaiserlichen Mayestat || Cammergerichts- || Ordnung ... Getruckt in ... Meyntz | durch || Johannem Albinum. || Anno M.DCV. 2° 26 ungez. Bl. + 514 S. (am Ende defekt?).
Benzing, Albin S. 212 Nr. 7. Mainz StB.

95. Dasselbe. Titel und Vorrede vom gleichen Satz. Der eigentliche Buchblock ist anderer Satz. 2° 8 ungez. Bl. + 495 S.
Benzing, Albin S. 212 Nr. 8. Mainz StB.

96. Johann Schweikard v. Kronberg: Ioannes Suicardus ... (Veröffentlichung der Antrittsbulle Papst Pauls V. mit Ablaßverkündigung vom 28. 6. 1605, datiert vom 9. 8. 1605) Moguntiae, Typis Ioannis Albini, Anno M.DCV. Einblattdruck. Darmstadt LB.

97. — —: Reformatio Unnd ernewerte Ordnung deren Apotheken ... Meyntz 1605 Joh. Albin. 4° 110 S.
Hohenemser, Freytag, 764.

98. Schoppe, Kaspar: CASP. SCIOPPII || ELEMENTA || PHILOSOPHIAE || STOICAE MO- || RALIS... MOGVNTIAE || Ex Calcographeo IOANNIS ALBINI || Anno MDCVI. 24 ungez. Bl. + 168 Bl. Mainz StB.

99. Zanger, Melchior: EXAMEN VERSIONIS LV- || THERI IN BIBLIA, || Das ist | ... Erweisung | welcher gestalt Martinus Luther || die H. Schrifft ... verfälscht || vnnd verkert ... Gedruckt in ... Meyntz bey || Johann Albin. | MDC.V. || 2° 12 ungez. Bl. + 694 (vielm. 690) S. Mainz StB.

1606

100. Accessus Altaris, cum precationibus ... ante & post Missam recitandis, Moguntiae apud Albinum 1606.
Draudius BC S. 404.

101. Baronius, Cäsar: Paraenesis ad Rempublicam Venetam. Mog. apud J. Albinum 1606. 103 S.
Cat. gén. 7, 953.

102. Becanus, Martin: (Praes.): Assertiones theologicae de Bello Moguntiae propositae a Carolo Sennetario ... (Resp.) Mog., typographia Ioannis Albini 1606. 4° 7 Bl.
B.-S. I, 1093, 10.

103. — — (Praes.): DISPVTATIO THEOLOGICA || DE AVXILIIS || DIVINAE GRA- || TIAE || Moguntiae proposita à M. BERNARDO DÖR- || HOFF Monasteriensi ... (Resp.) MOGVNTIAE, || E Typographeo Ioannis Albini, || Anno M.DC.VI. 4° 7 ungez. Bl. Mainz StB.

104. — — (Praes.): Disputatio Theologica de circulo Calvinistico contra Pareum ... Moguntiae proposita a M. Bernardo Dürhoff ... (Resp.) Moguntiae, e Typographeo Ioannis Albini, anno MDCVI. 4° 25 S.
B.-S. I, 1092, 7.

105. — — (Praes.): DISPVTATIO THEOLOGICA || DE DVPLICI IVSTIFICATIONE, ... Caluinistarum ... Catholi- || corum. || Moguntiae || PROPOSITA A M. IOAN- || NE BARTHOLOMAEI ... (Resp.) MOGVNTIAE, || Ex Officina Typographica Ioannis Albini, || Anno 1606, in Januario. 4° 82 S.
Mainz StB. (am Ende defekt).

106. — — (Praes.): DISPVTATIO THEOLOGICA || DE DVPLI- || CI IVSTITIA || BONORVM OPERVM: || ALTERA CALVINISTARVM, || altera Catholicorum. || MOGVNTIAE PROPOSITA A || M. BERNARDO DÖRHOFF ... (Resp.) MOGVNTIAE, || Typis IOANNIS ALBINI. || M.DC.VI. 5 ungez. Bl. + Bl. 202-248.
Buchblock ist vom gleichen Satz wie der Abdruck in Nr. 107. Mainz StB.

107. — —: ENCHIRIDION || VARIARVM DISPVTA || TIONVM. || QVAE IN ACA- || DEMIA MOGVNTI- || NA CONTRA CALVINI- || STAS PROPOSITAE SVNT, || ... PRAESIDE, || R. P. MARTINO BE- || CANO ... MOGVNTIAE. || Ex officina Joannis Albini || Anno M.DCVI. 8 ungez. Bl. + 316 Bl. + 10 ungez. Bl. (zwischen Bl. 200 und 201 eingeschoben).
Inhalt s. B.-S. I, 1093, 11. Mainz StB.

108. Clavius, Christophorus: CHRISTOPHORI || CLAVII... GEOMETRIA || PRACTICA. || ... MOGVNTIAE, || Ex Typographeo IOANNIS ALBINI. || ANNO M.DC.VI. 4° 12 ungez. Bl. + 392 S. + 13 ungez. Bl. (Index).
Mit vielen geometrischen Figuren in Holzschnitt. Mainz StB.

109. Collegium Conimbricense: Commentarii Collegii Conimbricensis in duos libros de Generatione et Corruptione Aristotelis ... Hac secunda editione Graeci contextus ... accessione auctiores. Moguntiae. In Officina Typographica Ioannis Albini. Anno M.DC.VI. 4° 510 S. + Index.
B.-S. II, 1276, 6.

110. Enchiridion, das ist der kleine ... Catechismus, Mit ... Nohtwendiger Schutzred, sampt Evangelischen Wetter-Han. ... Gedruckt zu Meyntz durch Johann Albin. In Verlegung Nicolai Steinij. Anno Christi M.DC.VI. 397 S.
Christoph Moufang, Mainzer Katechismen, Mainz 1877, S. 661 Anm. 19.

111. Galonius, Antonius: De vita & rebus gestis Philippi Nerij. Moguntiae apud Albinum 1606.
Draudius BC S. 1294. Köln Stadt- u. Univ. Bibl.

112. Krzistanowic, Stanislaw: Polonia seu Brevis descriptio statuum regni Polonia ... accessere adjuncta testamentorum ... archiepiscopi Leopoliensis (Jo. Demetrius Solikowski), ... cancellarii regni Poloniae (Joannes Zamoskii). Moguntiae typis J. Albini, 1606. 4° VI, 35 S.
Cat. gén. 83, 934.

113. Leucht, Valentin: Speculum miraculorum Eucharistiae oder Hist. Beschreibung ... Meyntz durch Albinum 1606.
Draudius BG S. 446.

114. Mercvrivs Savromaticvs. Sive rervm in septentrionalibvs regnis in decvrsv 1605. anni gestarvm, relatio ... ex peregrino idiomate in Latinum versa. Darzu Eigentliche Beschreibung der Königlichen Hochzeit in Polen ... zu Meyntz getruckt durch Johann Albin, Anno 1606. 4° 24 ungez. S.
Hohenemser, Discursus politici S. 15.

115. Schopf, Johann: Beweisung, ... daß niemand ohn grosse Sünd das Sacrament deß Altars bey den Evangelischen empfahen möge ... Meyntz, durch Joh. Albin u. Nic. Steinium, 1606. 4°.
Draudius BG S. 19.

116. Spangenberger, Johann: Postill, hrsg. von Johannes Craendonch. 1606 Albin.
Widmann S. 20 Anm. 1.

117. Wappenkalender des Domkapitels zwischen 1606 und 1620. Mit Holzschnitten. Albin hatte für diese Zeit ein Druckprivileg darauf inne (SA Würzb. Mz Ingross.B. 84, fol. 113v.f.). Exemplare ließen sich nicht nachweisen.

1607

118. Becanus, Martin (Preas.): DISPVTATIO THEOLOGICA || DE FIDE HAE- || RETICIS SER- || VANDA ... PROPOSITA || a ... IOANNE LVDOVICO || ab HAGEN ... (Resp.) MOGVNTIAE, Ex officina Ioannis Albini, || ANNO M.DC.VII. 8 ungez. Bl. + 144 S. Mainz StB.

119. Buccio, Michele Angelo: In Funere ... Caesaris Baronii Sorani ... 3 id. Julii 1607. Moguntiae, ex officina J. Albini 1607. 4° 17 S.
Cat. gén. 20, 1021.

120. Canisius, Petrus: Evangelia et Epistolae ... cum parvo Catechismo ... Moguntiae apud Albinum 1607.
B.-S. II, 672, 15.

121. Clavius, Christophorus: TABVLAE || SINVVM, TAN- || GENTVM ET SE- || CANTIVM ... MOGVNTIAE || Ex Typographeio Ioannis Albini || ANNO M.DC.VII, ... 4° 4 ungez. Bl. + 92 S.
Mit Vorwort des Druckers an den Leser. Mainz StB.

122. Cnoglerus, Quirinus: Symbola tria, || CATHOLICVM. || CALVINIANVM. || LVTHERANVM. ... QVIRINVS CNOGLERVS ... recensuit, & notis illustravit. || MOGVNTIAE, || Excudebat Ioannes Albinus, || ANNO M.DC.VII. 180 S.
Mainz B PrSem.

123. Driell, Gottfried von: Antipericope disputationis III Pareanae adversus Jesuitarum strophas. Moguntiae, Joh. Albinus. 1607.
Köln, Stadt- u. Univ.-Bibl.

124. ENCHIRIDION || PSALMORVM || FERIALIVM AD VESPE- || RAS ET COMPLETORIVM || cum Antiphonis & || Tonis. ... In gratiam parochialium Eccle- || siarum & vsum iuventutis Scholasticae. || Secundum Breuiarium Metropoli- || tanae Ecclesiae Moguntinae (Hrsg.: Pfarrer Johann Walter) ... MOGVNTIAE, Typis Ioannis Albini, || Anno M.D.CVII. 16 ungez. Bl. + 348 Bl. + 4 ungez. Bl. (Register).
Mit lateinischer Widmung des Druckers an Erzbischof Johann Schweikard v. Kronberg, datiert vom Sonntag Lätare 1607.
Mainz B PrSem.

125. EXERCI- || TATIONES PIAE || AC DEVOTAE. || Ad digne celebrandum || & communicandum, ... MOGVNTIAE, || Typis IOANNIS ALBINI || ANNO MDCVII. 8 ungez. Bl. + 143 gez. Bl. + 4 ungez. Bl. (Index).
Mit lateinischer Widmung des Druckers an den Mainzer Domkapitular Friedrich von Sickingen, datiert vom 1. Januar 1607. Der Vorrede zufolge sind die meisten Gebete der »Pharetra divini amoris« von Johannes Justus Lanspergius entnommen.
Mainz B PrSem.

126. Ein Kurtz Ein- || fältig Gespräch von vorne- || mesten streitlichen Puncten der Christli- || chen Religion ... Durch einen Eyfrigen Catholischen || Weltlichen Christen (Joh. Georg Streit?) ... Getruckt in Mäyntz | in Verlegung || Ioan. Valentin Pistorii, im Jahr || M.DC.VII. (Draudius:) Albin. 8 ungez. Bl. + 142 S.
Vgl. Nr. 209.
Draudius BG S. 369. Mainz B PrSem.

127. Hontheim, Nikolaus: NICOLAI HONTHEMII || TREVIRENSIS V.I.D. || DE SYNTAXI ET FIDE IN- || STRVMENTORVM || siue || DE ARTE NOTARIATVS ... LIBRI IIII ... ANNO M.DC.VII. || MOGVNTIAE. || EXCVDEBAT IOANNES ALBINVS ... 4° 10 ungez. Bl. + 718 S. + 24 ungez. Bl.
Mit Kupfertitel, 3 Kupferstichen zum Text und lateinischer Widmung des Druckers an den Trierer Bischof Philipp Christoph v. Sötern, datiert vom 1. September 1607. Mainz StB.

128. Josemann, Hermann: 3 Fragen allen genannten Prädikanten von vielen Catholischen oftmals aufgegeben, jetzo aufs neue in Reimen verfasst. Gedruckt Mainz Albin 1607. Hildesheim Dombibl.

129. Krzistanowic, Stanislaw: Examen Catholicum edicti Anglicani ... contra Catholicos ... anno 1606: prostat apud Ioan. Albinum Moguntinensem. 1607.
Draudius BC S. 13.

130. Maioli, Simone: DIES CANICVLARES || Hoc est || COLLOQVIA TRIA ET VI- || GINTI PHYSICA ... Editio altera priori auctior & correctior. || MOGVNTIAE, Ex Officina Ioannis Albini, curante Ioanni || Theobal. Schönvvetter & Conrado Meulio. || M.D.CVII. 4° 4 ungez. Bl. + 780 S. + Index.
Mit Kupfertitel, signiert v. G. Keller.
Bd. 2 (ohne Impressum): 3 ungez. Bl. + 548 S. + Index.
Bd. 3 u. 4 erschienen in Frankfurt a. M. Mainz StB.

131. Mylensius, Felix: Scrutinium pro voto I. I. R. Card Caes. Baronij in causa Veneta, contra votum D. Ioannis Marsilii ... Moguntiae apud Albin. 1607.
Draudius BC S. 872.

132. Natalis, Hieronimus: Adnotationes et Meditationes in Evangelia quae in SS. Missae sacrificio ... leguntur ... apud Albinum Mogunt. 1607.
B.-S. V, 1518, 1.

133. Neydecker, Laurentius: SPONSALIO- || RVM ET MATRI- || MONII ... TRACTATVS ... MOGVNTIAE || In Officina Typographica Ioannis Al- || bini. Anno 1607. 3 ungez. Bl. + 1 leeres Bl. + 92 S. Tübingen UB.

134. Aller des Hei- || ligen Römischen Reichs gehal || tener Reichstäg Ordnung | Satzung || vnd Abschied | sampt andern ... Constitutionen | als Gülden Bull ... Getruckt in ... Mayntz | durch Johann Albin | || Im Jahr Christi M.DC.VII. 2° 36 gez. Bl. + 794 S. + 1 leeres Bl. + 40 S. + 2 ungez. Bl.
Sondertitel: Ordnung deß Peinlichen Gerichts || Der ... Mayestat || Caroli deß fünfften ...
Benzing, Albin S. 212 Nr. 9. Mainz StB.

135. Schoppe, Kaspar: GASP. SCIOPPII || SCALIGER HY- || POBOLIMAEVS || Hoc est: || ELENCHVS EPISTOLAE || IOSEPHI BVRDO- || NIS PSEVDOSCALIGERI || DE || Vetustate & splendore gentis || SCALIGERAE ... MOGVNTIAE, || Apud IOHANNEM ALBINVM. || M.DC.VII. 4° 10 ungez. Bl. + 429 Bl.
Beigefügt: Joh. Fabri ... De Nardo et Epithymo. Adversus Josephum Scaligerum Disputatio. Mainz StB.
Die Ausgabe von 1606 bei Draudius (BC S. 1261) ist damit wahrscheinlich identisch.

136. Ugolini, Bartolomeo: Responsum ad tractatum septem Theologorum pro causa Veneta scribentium ... Moguntiae apud Albin. 1607.
Draudius BC S. 872. Aschaff. Stiftsbibl.

137. Wild, Johann: Christlichs ... Betbüchlein. Mainz 1607 Albin.
Widmann S. 18 Anm. 1.

1608

138. Becanus, Martin: APHORISMI || DOCTRINAE || CALVINISTA- || RVM || EX EORVM LIBRIS, || DICTIS ET FACTIS ... CVM ... RE- || SPONSIONE AD APHORIS- || MOS FALSO IESVITIS || IMPOSITOS ... Ex Officina IOANNIS ALBINI. || ANNO M.DC.VIII. 112 S. Mainz StB.

139. — —: Disputatio theologica de Antichristo reformato ... Cum appendice, an Romana ecclesia defecerit a fide ... Moguntiae, J. Albinus, 1608.
B.-S. I, 1093, 13.

140. — — (Praes.): DISPVTATIO THEOLOGICA || DE TRIPLICI || COENA: || CALVINISTICA || LVTHERANA || CATHOLICA MOGVNTIAE PRO- || posita a ... IOANNE || LVDOVICO ab HAGEN ... (Resp.) M.DC.VIII. || MOGVNTIAE, Ex officina Ioannis Albini. 117 S. + 2 ungez. S.
Mainz StB.

141. —— (Praes.): Disputatio theologica de fide haereticis servanda ... Moguntiae proposita a ... Ioanne Ludovico ab Hagen ... Mog., ex officina Ioannis Albini, Anno MDCVIII. 8 Bl. + 144 S.
B.-S. I, 1093, 12.

142. Busäus, Johannes: ΠΑΝΑΡΙΟΝ || HOC EST, || ARCA MEDICA ... aduersus Animi morbos ... edita a || IOANNE BVSAEO ... MOGVNTIAE. APVD IOANNEM ALBINVM. || M.DC.VIII. 4° 8 ungez. Bl. + 604 S. + 12 ungez. Bl. (Index).
Mit Kupfertitel. Mainz StB.

143. ——: Dasselbe mit Verbesserungen im Text, zum Teil in neuem Satz. 8 ungez. Bl. + 596 S. + 11 ungez. Bl. Mainz StB.

144. Exercitium Christianae pietatis ad SS. Missae sacrificium ... Mog. ap. Albin. 1608.
Draudius BC S. 405.

145. Goclenius, Rudolf: DE VITA PRO- || ROGANDA, || Hoc est, || ANIMI CORPORISQVE || vigore conservando ... pro- || ducendo, || TRACTATVS ... MOGVNTIAE, || Typis Ioannis Albini, Impensis Conradi Meulli I, || ANNO M.DC.VIII. 8 ungez. Bl. + 628 S. + 13 ungez. Bl. Tübingen UB.

146. Magini, Giovanni Antonio: NOVAE COE- || LESTIVM OR- || BIVM THEORICAE, con- || gruentes cum observationibus || N. Copernici ... MOGVNTIACI || Imprimebat IOANNES ALBINVS || ANNO M.DC.VIII. 17 ungez. Bl. + 314 S.
Mit lateinischer Widmung des Druckers an die »Matheseos studiosi«, datiert vom 7. März 1608. Mainz StB.

147. Mülich, Johann: Künstlich gerechnet Wech- || selbüchlein: ... Getruckt in ... Maintz | bey Johann || Albin | 1608. 128 ungez. Bl.
Mit deutscher Widmung des Verfassers an den Drucker, datiert vom 23. Oktober 1608. Mainz StB.

148. Mulhusinus, Johannes (Praes.): Responsio a Ioanne Mulmanno ... datae; ad ... theologicas quaestiones refutatio, quam proponet R. D. Iacobus Ruttgerus (Resp.) ... Moguntiae, ex officina J. Albini 1608. 35 ungez. Bl.
Cat. gén. 159, 417.
Draudius (BCS. 170) nennt eine Ausgabe von 1609, die wohl mit dieser identisch ist.

149. Ordo officij diuini recitandi iuxta ritum Breuiarij Romani ad annum 1608. & sequentes septem annos accomodatus ... apud Albinum Moguntinensem 1608.
Draudius BC S. 70.

150. Q.D.O.M.B.E.I. || EPITHALAMICA. || IN ... DIEM NVPTIARVM ... FRIDE- || rici A FVRSTENBERG ... & ... ANNAE-MARIAE A KERPPEN ... A NOBILIBVS COGNATIS AFFINIBVSQVE ... MOGVNTIAE. || Ex Officina Typographica IOANNIS ALBINI || ANNO M.DC.VIII. 4° 8 ungez. Bl. Mainz StB.

151. Q.D.O.M.C.Q.B.V. || ADMODVM RE- || VERENDO ... D. || IACOBO AB ELTZ ECCLESIARVM METRO- || politanorvm Moguntinae Decano ... QVA DIE SACRIS OPERANS PRI- || MAM DEO HOSTIAM LITABAT ... COLLEGIVM MOGVNTINVM SO- || cietatis IESV ... DICA || BAT ... MOGVNTIAE, || Ex Officina Typographica Ioannis Albini. anno || M.DC.VIII. 4° 6 ungez. Bl. Mainz StB.

152. Symmachus, Quintus Aurelius: Symmachi || epistolarum || NOUA EDITIO. || Gasp. Scioppius || recensuit. || Moguntiaci Imprimebat Ioannes Albinvs, Anno | M.DC.VIII. 4°.
Stevenson I, 1909.

1609

153. Adrianus Romanus: ADRIANI ROMANI || CANON TRIAN- || GVLORVM SPHAE- || RICORVM ... Accessere ... TABVLAE SINVVM ... Christophori Clauii ... MOGVNTIAE, || Ex Officina IOANNIS ALBINI, || Anno M.DC.IX. 4° 2 ungez. Bl. + 315 S. + 4 ungez. Bl. + 91 S.
Die »Tabulae sinuum« sind Exemplare der Ausgabe von 1607 (Nr. 121), die beigebunden wurden. Mainz StB.

154. Becanus, Martin: DISPVTATIO || DE COMMV- || NIONE SVB || VTRAQVE || SPECIE ... MOGVNTIAE, ex Officina Ioannis Albini || Anno M.DC.IX. 159 S. Mainz StB.

155. —— (Praes.): Disputatio de purgatorio Calvinistarum ... Moguntiae proposita à M. Reinero Oer ... (Resp.) Moguntiae, Ex officina Ioannis Albini, Anno M.DC.IX. 168 S.
B.-S. I, 1095.

156. —— (Praes.): QVAESTIO || DE DIFFEREN- || TIA INTER CALVINI- || STAS, PELAGIANOS, ET CA- || THOLICOS, IN NEGOTIO PRAE- || DESTINATIONIS. Moguntiae proposita, respondente ... M. Reinero Oer ... MOGVNTIAE, Ex officina Ioannis Albini, || ANNO M.DC.IX. 92 S. Mainz StB.

157. ——: QVAESTIONES MISCEL- || LANAEAE || DE FIDE HAE- || reticis SERVAN- || da. || CONTRA QVENDAM || CALVINISTAM BATAVVM ... MOGVNTINAE, Ex officina Ioannis Albini, || ANNO MDCIX. 96 S. Mainz StB.

158. ——: Serenissimi Iacobi Angliae Regis Apologiae et monitoriae praefationis ad Imperatores ... Refutatio ... Mog., I. Albinus 1609. 174 S.
GK 14. 2445.
B.-S. I, 1095 (175 S.).

159. —— (Praes.): REFVTATIO || QVARVN- || DAM PROPOSI- || TIONVM PHILIPPI || PLESSAEI CALVINI- || stae de Eucharistia ... PROPOSITA A || M. Reinero Oer ... MOGVNTIAE, Ex Officina Ioannis Albini || ANNO M.DC.IX. 40 S. Mainz StB.

160. BIBLIA || SACRA || vulgatae Editionis || SIXTI V. ... iussu recognita || Et Clementis VIII auctoritate || edita ... Moguntiae apud Io. Albinum, impensis Ioanis || Theobaldi SchonWetteri & Iacobi Fischeri. 1609. 4° 4 ungez. Bl. + 574 S. + 226 S. + 263 S. + 47 ungez. Bl.
Sondertitel: ... pars altera, Continens Prophetas ... Moguntiae, Apud Iacobum Fischerum.
... pars tertia, Continens Testamentum novum ... Moguntiae, Apud Iacobum Fischerum.
Mit Kupferhaupttitel, signiert von Johann Theodor de Bry. Der Kupfertitel zum 2. und 3. Teil und die zahlreichen Kupferstichillustrationen stammen von Johann Theodor de Bry, Georg Keller und Robert Boissard. Mainz StB.

161. Busäus, Johannes: R. P. IOANNIS BVSAEI ... APOLOGETICVS, || DISPVTATIO- || NIS THEOLOGICAE || DE PERSONA CHRISTI || ADVERSVS VBIQVITARI- || OS ... 1609 || MOGVNTIAE, || IN OFFICINA TYPOGRA- || phica Ioannis Albini. 4° 8 ungez. Bl. + 590 S.
Sondertitel: Refutatio Cavillationum, a Stephano Gerlachio ... objectarum: quam in ... Academia Moguntina ... tuebitur praeside, Ioanne Busaeo ... Theodorus Rullius.
Defensio secundi capitis Apologetici ... quam ... propugnabunt ... Albertus de Puteo ... et Ambrosius Seibaeus ...
Mit Vorwort des Druckers an den Leser. Mainz StB.

162. Canisius, Petrus: INSTITVTIONES || CHRISTIANAE PIE- || TATIS, || SEV || PARVVS CA- || TECHISMVS ... MOGVNTIAE, || APVD IOANNEM ALBINVM. || ANNO M.DC.IX. 76 Bl. + 2 ungez. Bl.
Beigefügt sind: Preces horariae de aeterna sapientia ab H. Susone. Meditationes quotidianae. Mainz StB.

163. Clavius, Christophorus: RESPONSIO || AD CONVICIA, ... IOSE- || PHI SCALIGERI, IN CA- || LENDARIVM GREGO- || RIANVM, || Item || REFVTATIO CYCLOME- || TRIAE EIVSDEM ... MOGVNTIAE, || EXCVDEBAT IOANNES ALBINVS ... ANNO DOMINI MDCIX. 4° 4 ungez. Bl. + 36 S. + 84 S. Mainz StB.

164. Cudsem, Petrus: DE DESPERA- || TA CALVINI CAV- || SA ... MOGVNTIAE, Ex Officina Ioannis || Albini Anno 1609. 160 S. Mainz B PrSem.

165. Gertrud, St.: Geistliche Vbungen der H. Fürstlichen Jungfrauwen Gertrudis voller Gebettlein. Meyntz bey Iohan Albin 1609.
Draudius BG S. 173.

166. Marta, Giacomo Antonio: TRACTATVS || de jurisdi- || CTIONE PER, ET IN- || TER JVDICEM ECCLESIA- || STICVM, ET SECVLAREM ... MOGVNTIAE, Typis Ioannis Albini, sumptibus vero || Hulderici Revval. || M.DC.IX. 2° 6 ungez. Bl. + 344 S. + Index + 4 ungez. Bl. + 314 S. + Index (4 Teile in 2 Bänden). Mainz StB.

167. Serarius, Nikolaus: NICOLAI SERARII ... IOSVE, || ab vtero ad ... tumulum ... explanatus ... TOMVS PRIOR ... Moguntiae MDIX. (vielm. 1609) || E Ioannis Albini Typographeo ... 2° 8 ungez. Bl. + 576 S. + 5 ungez. Bl.
Mit Kupfertitel. Die Ausgabe, die B.-S. VII, 1143, 36 anführt, hat »MDCIX«. T. 2 erschien 1610. Mainz StB.

1610

168. Becanus, Martin: MARTINI || BECANI ... AD || FRIDERICVM || BALDVINVM ... De || Communione sub vtraque specie. || EPISTOLA || MOGVNTIAE, || Typis IOANNIS ALBINI. || ANNO M.DC.X. 54 S. Mainz StB.

169. — —: Examen Plagae Regiae. Mog., J. Albinus 1610. 93 S. + 1 ungez. S.
B.-S. I, 1096.

170. — —: R. P. || MARTINI || BECANI || ... OPVSCVLORVM || THEOLOGICORVM, || Tomvs Primvs. || ... MOGVNTIAE, || Ex Officina IOANNIS ALBINI || ANNO M.DC.X. 8 ungez. Bl. + 678 S. (B.-S.: 661 S.).
Tomus secundus: 8 ungez. Bl. + 694 S.
B.-S. I, 1096. Mainz StB.

171. — —: SERENISSIMI || IACOBI || ANGLIAE REGIS || Apologiae ... REFVTATIO ... MOGVNTIAE, || Typis IOHANNIS ALBINI. || ANNO M.DC.X. 174 S.
GK 14.2446.
GK 14.2447: 175 S.; B.-S. I, 1095: 153 S. Mainz StB.

172. — —: REFVTATIO || TORTV- || RAE TORTI ... Contra Sacellanum Regis An- || gliae ... MOGVNTIAE, || Typis Ioannis Albini. || ANNO M.DCX. 2 ungez. Bl. + 67 S. (B.-S.: 68 S.).
B.-S. I, 1095. Mainz StB.

173. — —: De Republica Ecclesiastica libri quatuor ... Moguntiae, apud Albinum 1610.
Draudius BC S. 189.

174. — —: De triplici || SACRIFICIO || NATVRAE, || LEGIS, || GRATIAE ... MOGVNTIAE, || Ex Officina IOANNIS ALBINI, || ANNO M.DC.X. 189 S. Mainz StB.

175. Busäus, Johannes: VIRIDARIVM || CHRISTIANARVM || VIRTVTVM ... MOGVNTIAE. || APVD IOANNEM ALBINVM || M.DC.X. 4° 6 ungez. Bl. + 709 S. + 2 ungez. Bl.
Mit Kupfertitel. Mainz B PrSem.

176. Officium horarum beatae Mariae virginis secundum vsum ... Ordinis Benedicti ... accessit ... formula quotidiani exercitij spiritualis ... opera R. P. Iacobi Abbatis montis S. Iacobi collectae. Moguntiae, apud Ioannem Albinum 1610.
Draudius BC S. 423.

177. Possevinus, Johannes Baptista Bernardus: DE || OFFICIO || CVRATI AD PRA- || XIM ... Moguntiae, || Ex Calcographia Ioannis Albini, || D.MC.X. 608 S. + Index. Mainz StB.

178. Serarius, Nikolaus: Nicolai Serarii commentariorum in Librum Josue. Tomus posterior ... Moguntiae, Ex officina Typographica Ioannis Albini, Anno MDCX. 2° 483 S. + 6 ungez. Bl. (B.-S.: 488 S. + Index).
B.-S. VII, 1143, 36.
Stevenson I, 582: Dasselbe mit »MDX«. Mainz StB.

1611

179. Becanus, Martin: De fide Deo servanda, vel an Monachi servent Deo fidem, qui profugiunt ... Mog., apud Io. Albinum 1611. 61 S.
B.-S. I, 1098.

180. — — (Praes.): Privilegia Calvinistarum Moguntiae ... proposita a ... Eucrardo Henotio ... (Resp.) Mog., ex officina Iohannis Albini, Anno 1611. 119 S.
B.-S. I, 1098.

181. — —: Quaestiones Batavicae ... Moguntiae J. Albinus 1611. 151 S.
B.-S. I, 1099.

182. — —: TRACTATVS || DE DEO ET || ATTRIBVTIS || DIVINIS ... MOGVNTIAE, || Ex Officina IOANNIS ALBINI, || Anno 1611. 8 ungez. Bl. + 349 S. Mainz StB.

183. Boysz, Guilielmus: Propositiones ex universa theologia quas ... propugnabit P. Guilielmus Boysz... (Hrsg.:) Collegium Societatis Jesu Moguntinum) Moguntiae, Ex Typographeo Ioannis Albini, M.DCXI. 27. August. 4° 8 Bl.
B.-S. V, 776, 76.

184. BREVIARIVM || MOGVNTINVM. || AVTHORITATE ... IOANNIS SVICARDI ... re- || cognitum et editum. || MOGVNTIAE. || Ex typographia IOANNIS ALBINI || ANNO ... , M.DC.XI || 24 ungez. Bl. + 546 S. + LXXXVIII gez. S.
Mit Kupfertitel und mehreren Kupferstichen im Text. Mainz B PrSem.
Draudius (BC S. 69) führt eine Ausgabe von 1618 an.

185. Büchelmann, Melchior: Theses ex universa Theologia quas ... propugnabit, P. Melchior Büchelmann ... (Hrsg.: Collegium Societatis Jesu Moguntinum) Moguntiae, ex Typographeo Ioannis Albini, M.DC.XI mense Septembre. 4° 6 Bl.
B.-S. V, 776, 77.

186. Paracelsus, Theophrastus Bombastus von Hohenheim gen. (Angebl. Verf.): Kurtzer | doch gründlicher Tractat || (V) Om Podagra ... in Truck gegeben | || Durch ... Nico- || laum Lippe von Basel ... Getruckt zu Mäintz | bey Johanni Albino. || Im Jahr 1611. 4° 21 S.
Mit Kupfernebentitel. Mainz StB.

187. Serarius, Nikolaus: Opusculorum theologicorum ... Tomi Tres ... MOGVNTIAE, || Excudebat IOANNES ALBINVS, || ... ANNO M.DC.XI. 2° 4 ungez. Bl. + 270 S. + 82 S. + 337 S. + 3 ungez. Bl. (Index).
Sondertitel: ... Tomus primus. In quo historica ...
... Tomus secundus. In quo didactica ...
... Tomus tertius. In quo Polemica ...
B.-S. VII, 1143, 38. Mainz B PrSem.

1612

188. Becanus, Martin: CONTROVERSIA || ANGLICANA || DE POTESTA- || TE REGIS ET || PONTIFICIS ... MOGVNTIAE, || EX OFFICINA IOANNIS ALBINI, || Anno M.DC.XII. 195 S.
GK 14.2371. Mainz StB.

189. — —: Controversia Anglicana ... recognita et aucta. Contra Lancelottum ... 272 S.
GK 14.2372.

190. — —: Dissidium Anglicanum de Primatu Regis. Moguntiae, ex officina typographica Ioannis Albini, Anno M.DCXII.
B.-S. I, 1101.

191. — —: Duellum || Martini || Becani, ... cum Guilielmo || Tooker, || De || Primatu Regis Angliae. Moguntiae || Ex Officina typographica Ioannis Albini, 1612. 232 S.
B.-S. I, 1101.
Stevenson I, 1086d.

192. — —: Opusculorum theologicorum T. 3. 1612: Albin. 444 S.
GK 14.2343.

193. ——: De Pontifice veteris Testamenti ... Moguntiae ex officina Typographica Ioannis Albini, Anno MDCXII. 124 S. (vielm.136)
B.-S. I, 1101.

194. ——: MARTINI || BECANI, || ... PRIVILEGIA CAL- || VINISTARVM ITERVM || edita ... MOGVNTIAE || Ex officina typographica Ioannis Albini. || Anno M.DC.XII. 104 S. + 208 S.
Mit lateinischem Vorwort des Druckers an den Leser.
Sondertitel: SIMONIANI || RITTIN- || GINDONI ... DE || Priuilegiis Calvinistarum ET || EPISTOLA SCVRRAE DE || OPPENHAIM ... IVDICIVM ...
GK 14. 2439. Mainz StB (Exemplar unvollständig).

195. ——: Serenissimi Iacobi ... Apologiae ... Refutatio ... Moguntiae, 1612.
B.-S. I, 1095.

196. ——: R. P. || MARTINI BE- || CANI ... THEOLOGIAE SCHOLASTICAE || PARS PRIMA ... MOGVNTIAE, || ... Ex officina Ioannis Albini, || Anno M.DC.XII. 4° 4 ungez. Bl. + 434 S. + 7 ungez. Bl. (Index).
GK 14. 2452. Mainz StB.

197. Busäus, Johannes: VIRIDARIVM || CHRISTIANARVM || VIRTVTVM ... MOGVNTIAE. || APVD IOANNEM ALBINVM || M.DC.XII. 4° 4 ungez. Bl. (unvollständig) + 712 S. + 2 ungez. Bl.
Mit Kupfertitel wie die Ausgabe von 1610 (Nr. 172).
Mainz B PrSem.

198. Clavius, Christophorus: NOVI || CALENDARII || ROMANI || APOLOGIA, || Aduersus ... Maestlinum.
in: Opera Mathematica s. Nr. 417.

199. Delrio, Martin Anton: DISQVISITIONVM || MAGICARVM || LIBRI SEX ... ultimis curis longe & auctius & castigatius. || MOGVNTIAE, || Apud IOHANNEM ALBINVM. || ANNO MDC.XII. ... 4° 12 ungez. Bl. + 1070 S. Mainz StB.

200. (Heroit, Johannes:) SERMONES || DISCIPVLI || De Tempore & Sanctis || Eiusdem Quadragesimale & Speculum || Exemplorum ... MOGVNTIAE || Apud Joannem Albinum Sumptibus Bernardi Gualteri || Anno M.DC.XII. 4° 4 ungez. Bl. + 944 S. + 4 ungez. Bl. + 539 S. + 8 ungez. Bl. + 44 S. + 32 ungez. Bl. (Index).
Sondertitel: SERMONES || DISCIPVLI || Quadragesimales & de Sanctis ... Tübingen UB.

201. Johann Schweikard v. Kronberg: Manuale precum. Moguntiae 1612. (Albin). 425 S.
Albin hatte 1612 ein kaiserliches Privileg über das Werk erhalten (Wien Haus-, Hof- und Staatsarch. Impress. Fasz. 1. fol. 70f.). – Mit verschiedenen Kupferstichen im Text.
Mainz B PrSem (ohne Titelblatt).

202. ——: Forir Zettel nacher Franckfurt ... Gedruckt zu Mayntz bey Johann Albin | || Im Jahr 1612. 4° 4 Bl.
Mit handschriftlicher Notiz auf dem Titelblatt: Christoph Mörzing a typographo 15. Octobr. 1616. Mainz StB.

203. Luis de Granada: Conciones de tempore et sanctis in epitomen redactae ... edita per ... Ioannem Sweertium ... Moguntiae, exc. J. Albinus, sumpt. J. Crithii 1612. 2 P. in 1 Vol. 4°.
Cat. gén. 100. 777.

204. (Pasio, Francesco:) RELATIONES DE || GLORIOSA || MORTE NOVEM || CHRISTIANORVM || IAPONENSIVM ... M.D.CXII. || MOGVNTIAE || Ex officina typographica Ioannis Albini. 117 S. + 2 ungez. S. Mainz StB.

205. Pereyra, Benito: R. P. BENEDICTI || PERERII ... COMMENTARIORVM ET DISPV- || TATIONVM IN GENESIM, || Tomi Quatuor ... Nunc tertio in Germania ... editum ... MOGVNTIAE, || Sumptibus Antonii Hierati, Excudebat Ioannes Albinus. || Anno M.DCXII ... 2° 26 ungez. Bl. + 1048 S. + Index.
B.-S. VI, 503. Mainz B PrSem.

206. Schoppe, Kaspar: Gasp. Scioppii || Alexiphar- || macum regium ... ve- || neno ... sub Philippi Mornaei || de Plessis nupera Papatus historia ab- || dito oppositum ... Moguntiae || Ex officina typographica Ioannis Albini. || Anno MDCXII. 4° 8, 79 S.
Stevenson I, 40a.
Cat. gén. 168, 899.

207. ——: GASP. SCIOPPII || MVLSI FI- || DELIA || IACOBO LECTIO CON- || suli Poneropolitano. || DE VITA AC MIRA- || CVLIS S. CLAVDII ... Hoc est: || NOVA PRO SANCTORVM ... gloria & miraculis atque cultu ... Disputatio. || MOGVNTIAE, || Ex Officina Typographica IOANNIS ALBINI. || Anno MDCXII. 4° 123 S. Tübingen UB.

208. ——: GASP. SCIOPPII || SCORPIACVM || Hoc est ... QVO || ADVERSVS ... IACOBVM ... BRITTANIAE || Regem ... demonstratur: || ECCLESIAE ROMANAE FIDEM OMNIBVS SAE- || CVLIS ... in vniverso mundo annunciatam fuisse. ... MOGVNTIAE || Ex officina Typographica IOANNIS ALBINI. || Anno MDCXII. 4° 54 (vielm. 66) S. + 1 ungez. Bl. Tübingen UB.

209. Streit, Johann Georg: Gründliche kur- || tze Abfertigung eines Lu- || therisch-Catholischen Handbuchleins | || So ... 1611. Jah- || res | Wider ... in Anno 607. (!) In Verle- || gung Ioannis Valentini Pistorii, zu Mayntz, außgangen etlich || streittiger Religions Puncten ... Ge- || sprech | ... in Truck außgesprengt || worden ... Durch || IOHANN GEORG STREITEN, Bey- || der Rechten Licentiaten Churf. Meyntzischen || vnd deß Thumbstiffts zu Wormbs respectiue || Rath Aduocaten vnnd Syn- || dicum. Gedruckt zu Meyntz | Durch Johann || Albin | In Verlegung Ioan. Valentini || Pistorii, Im Jahr || M.DC.XII. 7 ungez. Bl. + 320 (vielm. 418) S. Mainz StB.
(Mit handschriftlichem Kaufvermerk Christoph Mörtzings »a typographo«).

1613

210. Becanus, Martin: CONTROVERSIA || ANGLICANA || DE || POTESTATE || PONTIFICIS ET || REGIS, || RECOGNITA ET AVCTA. || Contra Lancelottum, Sacellanum regis Angliae... Vbi etiam || defenditur ... Bellarminus ... MOGVNTIAE, || Apud Ioannem Albinum, Anno 1613, 272 S. Mainz StB.

211. ——: Examen concordiae Anglicanae de primatu Ecclesiae Regio. Editio secunda recognita et aucta ... Moguntiae apud Ioannem Albinum. Anno M. DC. XIII. 221 S. + Vorwort.
B.-S. I, 1103.

212. ——: TRACTATVS || SCHOLASTICVS || De || LIBERO || ARBITRIO ... MOGVNTIAE, || Apud Joannem Albinum, || ANNO M.DC.XII. (Vielm. 1613. Widmung und Approbatio sind von 1613 datiert; dasselbe Jahr geben B.-S. I, 1103 und Hurter III, 721 an). 8 ungez. Bl. + 222 S. Mainz StB.

213. ——: Tractätlein von dem Hohenpriester des alten Testaments. Maintz 1613.
B.-S. I, 1101.
Fft MK 1613: verteutscht durch Johann Ganß / Vicarien des Hohen Thumbstiffts zu Meintz, bey Johann Albin. Draudius BG S. 217 nennt eine Ausgabe von 1614, ebenso der Fft MK 1614.

214. Biblia Sacra vulgatae Editionis Sixti V.... et Clem. VIII. ... Moguntiae apud Albinum 1613. 4° Draudius BC S. 43.

215. Busäus, Johannes: R.P. IOANNIS BVSAEI ... DE || Statibus hominum || Liber posthumus ... Moguntiae || TYPIS IOANNIS ALBINI. A.D.MDCXIII. ... 4° 10 ungez. Bl. + 610 S.
Mit Kupfertitel, signiert von E. Kieser. Ein Exemplar hat anderen Kupfertitel mit eingedrucktem Titel: DE || STATIBVS || HOMINVM ...
Mainz StB (3 Exemplare).

216. Concept || Dern auß Befelch || der Keyserlichen May. ... ernewerten || vnd verbesserten Cammergerichts || Ordnung. || Gedruckt in ... Mayntz || bey Johann Albin | im Jahr 1613. 2° 8 ungez. Bl. + 238 S.
Benzing, Albin S. 212 Nr. 10. Mainz StB.

217. Contzen, Adam: DEFENSIO || LIBRI DE || GRATIA PRI- || MI HOMINIS || A ... BELLARMINO ... CONTRA || Castigationes ... DAVIDIS PAREI ... MOGVNTIAE, APVD IOANNEM || ALBINVM, Anno M.DC.XIII. 392 S. Mainz StB.

218. Edictum generalium ordinum foederatarum Belgii provinciarum ... Moguntiae, apud Albinum 1613.
Draudius BC S. 1037. Köln, Stadt- und Univ.bibl.

219. Henriquez, Enrique: Summa theologiae moralis T. 1. Moguntiae, ex officina Typographica Ioannis Albini, Anno M.DC.XIII. 2° 884, 166 S. + Index.
B.-S. IV, 275, 1.

220. Johann Schweikard v. Kronberg: Manuale precum familiarium. Mog., J. Albin 1613. Kath. MK 1613.

221. — —: Handbüchlein Geistlicher Vbung vnd gewöhnlicher Gebet ... Meyntz, Joh. Albin 1613.
Kath. MK 1613.

222. (Mülich, Johann:) Rechenbüchlein auff deß H. Röm. Reichs... Münzsorten im Wechsel ... Mayntz, Joh. Albin 1613.
Fft. MK 1613. Mainz StB (vermißt)

223. Regius, Carolus: ORATOR || CHRISTI- || ANVS ... MOGVNTIAE. || APVD IOANNEM ALBINVM || M.DC.XIII. 4° 10 ungez. Bl. + 536 S. + Index.
Mit Kupfertitel und lateinischer Widmung des Druckers an den Profess Anton von Boppard, Präfekt im Kloster Erbach, datiert vom 17. März 1613. Mainz StB.

224. Singleton, Guilielmus: DISCVSSIO || DECRETI || MAGNI || CONCILII LATE- || RANENSIS ... de Po- || testate Ecclesiae in temporali- || bus ... MOGVNTIAE. || Ex Officina Ioannis Albini, Anno 1613. 135 S. Mainz StB.

225. Wild, Johann: Christlich sonder schön vnd Catholisch Bethbüchlein ... Meyntz Joh. Albin 1613.
Fft MK 1613.

1614

226. Abschiedt || Der Rö. Kay. Mt. || Und gemeiner Ständt || auff dem Reichßtag zu Regenspurg | Anno Domini || M.DC.XIII. auffgericht. || ...Gedruckt in ... Meyntz | durch Johan Albinum || Anno Domini M.DC.XIV. 2° 2 ungez. Bl. + 65 S.
Es folgt als Beidruck: Gründliche Relation || Desjenigen | So bey jüngst || zu Regenspurg vorgewesenem Reichstag ... 3 gez. + 1 ungez. Bl. + 150 S. GK 1. 4932, Benzing, Albin S. 212 Nr. 11.

227. Becanus, Martin: Opusculorum Theologicorum T. 1-3. T. 1: 656 S.
B.-S. I, 1096.
GK 14. 2344.

228. — —: Theologia Scholastica 2, 1. Moguntiae Albin 1614.
GK 14. 2452.

229. — —: TITVLI || CALVINISTARVM COLLECTI, || IN ORDINEM || REDACTI, ET EX- || PLICATI ... MOGVNTIAE, || Ex Officina Ioannis Albini, || Anno, 1614, 8 ungez. Bl. + 382 S. + 5 ungez. Bl. (Index). Mainz StB.

230. Cepari, Virgilio: HISTORIA || Von dem Leben ... des seligen Jung- || lings Aloysij Gonzagae ... Jetzundt ... in vnser hochteutsche Sprach ... versetzt ... Gedruckt in ... Meyntz || bey Johan Albin / 1614. 4° 3 ungez. Bl. + 25 S. + 318 S. Mainz StB.

231. Contzen, Adam: CRVDELITAS || ET IDOLVM || CALVINISTARVM || REVELATVM || seu || defensio trium libro- || rum de peccato, || a ... Bellarmino ... contra || castigationes ... Davidis Parei ... CVM || ADJVNCTA CONSIDERATIONE || DE HAERESEON INCREMENTO || ET || VTRVM ANNVS 1711. SIT ... MVNDO VLTIMVS ... MOGVNTIAE apud Ioannem Albinum. || ANNO M. DC. XIV. 8 ungez. Bl. ... 605 S.
Mainz B PrSem.

232. COPIA || Kayserlichen Man- || dats ... 8. Julij ... 1614. an die ... Burgerschaft der Statt Franckfurt ... Auß befelch ... Kayserlichen Commis- || sarien ... in ... Truck außgefertigt | durch Johann Albin ... zu Meyntz || Den 11. Augusti | Anno 1614. 2° 6 ungez. Bl. Mainz StB.
(Mit handschriftlichem Eintrag auf dem Titelblatt: »Empta a Typographo ipso 19t. Augusti 1614 2 batzen per Christoph Mötzing«.)

233. Han, Arnold: Assertiones ex universa theologia ... (Hrsg.: Collegium Societatis Jesu Moguntinum) Moguntiae, Typis Ioannis Albini, M.DC.XIV. ... 4° 9 Bl.
B.-S. IV, 63,1.

234. HYPOTYPOSIS || SCENOGRAPHICA (dem Mainzer Erzbischof Johann Schweikard von Kronberg anläßlich seines Einzugs in das neuerbaute Schloß zu Aschaffenburg, am 15. Februar 1614, gewidmet vom Mainzer Jesuitenkolleg) ... MOGVNTIAE, || APVD IOANNEM ALBINVM. || Anno MDC.XIV. 4° 62 S.
Mainz StB.

235. Leucht, Valentin: Fons animae Vollkommenes Catholisch Bettbuch ... Mayntz bey Albin 1614.
Draudius BG S. 174.

236. Manuale Ecclesiasticorum Moguntinensium, Quadragesimalia ... continens. Mogunt. apud. Albin. 1614.
Draudius BC S. 381.
Fft MK 1614.

237. (Remigius v. Auxerre:) SANCTI || REMIGII E- || PISCOPI RHE- || MENSIS || EXPLANATIONES || EPISTOLARVM BEATI PAVLI ... OPERA ET STVDIO ... IOANNIS-BAPTISTAE VILLALPAN- || di ... MOGVNTIAE ... Typis Ioannis Albini. || Anno Domini M.D.XIV. (vielm. 1614). 2° 11 ungez. Bl. + 493 S. + 9 ungez. Bl. (Index). Mit lateinischer Widmung des Druckers an den Abt Valentin Molitor v. Kloster Erbach, datiert vom 26. März 1614. Mainz StB.

238. Ryckius, Simon: MANVALE || CONFRA- || TERNITATIS || CHORDAE SAN- || cti Francisci ... AVTHORE || F. SIMONE RYCKIO SS. || Theologiae apud Fratres Minores Regul. || Obseruantiae in Conuentu Mogun- || tino Lectore. || MOGVNTIAE, APVD IOANNEM ALBINVM. || Anno M.DC.XIV. 12 ungez. Bl. + 766 S. + 3 ungez. Bl. Mainz StB.

239. Vasquez, Gabriel: De cultu adorationis libri 3. Mog., ap. Jo. Albin 1614.
B.-S. VIII, 513, 1.

240. Seraphischer Wegweiser ... von der Bruderschafft des ... Vaters Francisci (Verf.: Simon Ryckius?). Aus dem Lat. in Teutsch vbers. durch Jo. Scheubelium. Meintz, Joh. Albin 1614.
Benzing, Anfänge des Buchdrucks in Aschaffenburg, in Gutenberg-Jb. 28 (1953) S. 112 Anm. 10.

1615

241. Albertus Magnus: B. ALBERTI || MAGNI ... EVCHARISTICVM, || sive || SERMONES DE SS. || EVCHARISTIA ... operâ ... IOAN. ANDREAE COPPEN- || STEIN ... MOGVNTIAE || Excudebat IOANNES ALBINVS || ANNO M.DC.XV. 16 ungez. Bl. + 173 S. Tübingen UB.

242. ——: B. ALBERTI || MAGNI ... SERMONES || IN DOMINICAS, FESTA- || QVE ... operâ ... IOAN. ANDREAE COPPEN- || STEIN ... Acceßit ... Coppensteiniana PRAEDICATIO ... Paßionis Do- || minicae ... MOGVNTIAE, TYPIS IOANNIS ALBINI, || Anno M. DC.XV. 31 ungez. Bl. + 486 S. + 1 ungez. Bl. + 64 S. Mit einem Kupferstich.
Sondertitel: PASSIONIS || DOMINI || NOSTRI IESV CHRISTI ... PRAEDICATIO ... Tübingen UB.

243. Becanus, Martin: DE || ECCLESIA || CHRISTI. || ITEMQVE DE ECCLE- || SIA ROMANA ... ET DE REFOR- || mata ... MOGVNTIAE || EX OFFICINA IOANNIS ALBINI || Anno MDC.XV. 247 S. Mainz StB.

244. ——: Epistola ad D. Georgium N. ... de comparatione Ecclesiae et Synagogae. Mog., typis Ioannis Albini, anno M.DC.XV 46 S.
B.-S. I, 1103.

245. ——: R.P. || MARTINI || BECANI || Epistola ad || IOAN. SARTORIVM ... de Institutione & vsu SS. Eu- || charistiae ... MOGVNTIAE, || Typis IOANNIS ALBINI. || ANNO M.DC.XV. 60 S.
Mit lateinischer Widmung des Druckers an den Domkustos Joh. Christoph Neustetter, genannt Stürmer. Mainz StB.

246. ——: MARTINI || BECANI ... EPISTOLA || AD || ILLVSTREM VIRVM, || De oratione pro defunctis. || Moguntiae, || Typis IOANNIS ALBINI. || ANNO M.DC. XV. 39 S. Mainz StB.

247. ——: Theologiae Scholasticae P. 1. Mog. J. Albin 1615. 4° 434 S.
GK 14. 2453.

248. Collegium Conimbricense: Commentarii || COLLEGII || CONIMBRICEN- || SIS... IN LIBROS DE GENERATIONE || ET CORRVPTIONE ARISTOTELIS ... HAC TERTIA EDITIONE GRAECI CONTEXTVS ... accessione auctiores ... MOGVNTIAE, || In Officina Typographica IOANNIS ALBINI. || ANNO M.DC.XV. 4° 8 ungez. Bl. + 510 S. + Index.
Mainz StB.

249. Coppenstein, Johann Andreas: PERBREVIS EXEGESIS || DE ORTV GLORIOSAE || FRATER- || NITATIS ... SANCTIS- || SIMI || SACRAMENTI || EVCHARISTIAE ... MOGVNTIAE. || Typis IOANNIS ALBINI. || ANNO M.DC.XV. 95 S.
Tübingen UB.

250. Cremer, Michael: Heylig Rosenkrantz das ist Bericht von der ... Ertzbrüderschafft deß H. Rosenkrantzes. Mayntz bey Johann Albin 1615.
Draudius BG S. 377.

251. Vnsere liebe Fraw zu S. Marienthal (im Elsaß) ... Bericht von ... Wundergeschichten ... verfertiget durch ... Brüderschaft B. Mariae virg. Annunt. Meyntz bey Joh. Albin 1615.
Draudius BG S. 275.

252. Ganss, Johann: Hochzeitliche Posaunen | oder Betbuch auff die Fest. Mayntz bei J. Albin 1615.
Fft MK 1615.

253. Geldrop, Erasmus: Assertiones ex universa theologia selectae. Moguntiae, typis Joannis Albini 1615. Köln, Stadt- u. Univ.-Bibl.

254. GRATVLATIONES || ENCAENISTICAE ... IOANNI || SVICARDO ... PALATINVM ARCIS ASCHAFFENBVRGENSIS ... CONSECRANTI ... OBLATAE || Ab Archiepiscopali Societatis IESV Collegio Moguntino, || eiusdemq; Societatis Residentiae Aschaffenburgensi. || ... MOGVNTIAE, || E TYPOGRAPHIA IOANNIS ALBINI, Anno || M.D.C.XV. 4° 22 S.
Mainz StB.

255. Helwich, Georg: WORMATIENSIVM || Annalium Prodromus || Hoc est ... SVC- || CINCTA NARRATIO HISTORICA || secundum seriem Episcoporum ... MOGVNTIAE, || Typis IOANNIS ALBINI. || Anno M.DC.XV. 4° 56 S. Mainz StB.

256. Johann Schweikard v. Kronberg: Manuale precum familiarium. Moguntiae apud Joh. Albinum 1615.
Fft MK 1615.

257. ——: (C)Hurfürstliche || Mäyntzische Ordtnung | || auch ernstliche Beuelch vnd Er- || inderung |.|| Wie man sich sonderlich in anwendung aller- || handt vnkosten | bey Kindtauffen ... verhalten soll. || Getruckt in ... Mäyntz bey Johann || Albin | ANNO M.DC.XV. 2° 35 S.
Benzing, Albin S. 213 Nr. 2. Mainz StB.

258. ——: (D)Eß Hochwür- || digsten ... Herrn Johann Schweickhardten | ... Ernewerte vnnd mehrerklärte Reformation || vnnd Ordnung | ... Getruckt in ... Mäyntz bey Johann Albin | || ANNO M.DC.XV. 2° 40 S.
Benzing, Albin S. 213 Nr. 3. Mainz StB.

259. Leucht, Valentin: FONS ANIMAE. || Seelen Bronn || oder || Volkommenes Catholisches || betbuch ... Maintz || In Verlegung Ioannis Albini 1615. 4° 792 S.
Mit Kupfertitel.
Draudius BG S. 387.

260. Litaniae B. Virginis Mariae, pro faelici morte ... Mog. Joh. Albinus 1615.
Fft MK 1615.

261. Aller deß Heili- || gen Römischen Reichs ... Reichstäg Ordnung | Satzung || vnd Abschied | sampt andern ... Consti- || tutionen | als Gülden Bull | ... Getruckt in ... Mayntz | durch Johann Albin | || Im Jahr Christi | M.DC.XV. || 2° 36 ungez. Bl. + 804 S. + 40 S. + 2 ungez. Bl.
Sondertitel: Ordnung deß Peinlichen Gerichts || ... (wie Nr. 134).
Mit Privileg des Deutschen Kaisers Matthias vom 13. September 1612.
Benzing, Albin S. 212 Nr. 12. Mainz StB.

262. Selectissimarum precationum & litaniarum fasciculus. Mog. apud Jo. Albin 1615.
Draudius BC S. 507.

263. Roberti, Johannes: MYSTICAE || EZECHIELIS QVADRIGAE || Id est ... QVATVOR EVANGELIA ... VINCVLATA || Graece et Latine ... MOGVN-TIAE TYPIS JOIS ALBINI. 1615. 2° 4 ungez. Bl. + 256 S. + 7 ungez. Bl. (Index).
Mit Kupfertitel. Mainz B PrSem.

264. Himmlischer Rosenkrantz, jeden so zur ... Brüderschafft deß H. Rosenkrantzes Jesu vnd Mariae andacht tragen ... zu gebrauchen ... Mayntz Joh. Albin 1615.
Fft MK 1615.
Draudius BG S. 377.

265. Schewich, Gisbert: Geistliche Übung vnd andächtige Gesäng ... in der ... Sodalität ... der allerheiligsten Dreifaltigkeit, und seligsten Himmelskönigin Mariae ... Gedruckt ... Meyntz, durch Johann Albin, im Jahr 1615.
Sartorius S. 46.

266. Streit, Johann Georg: Gratulationschrifft D. Johan Heinrich Hiemer | biß anhero Lutherischen | nun mehr erleuchten halb Catholischen | Professorn zu Tübingen ... Mayntz bey Johan Albin. 1615.
Fft MK 1615.

267. Turnerus, Robert: Orationes XVII posthuma, accedunt Edmundi Campiani ... Orationes, Epistolae, Tractatus de imitatione Rhetorica. Moguntiae apud Albinum 1615.
Draudius BC S. 447.

1616

268. Becanus, Martin: DE || IVDICE || CONTROVER- || SIARVM ... AN SCRIPTVRA SIT ... An potius Ecclesia ... 1616. || MOGVNTIAE, || Ex Architypographeio IOANNIS ALBINI. 172 S.
GK 14. 2388.
GK 14. 2387: 163 S.; B.-S. I, 1104: Anno MDCXVI. 172 S. + Widmung. Mainz StB.

269. ——: LIBELLVS || DE || INVOCA- || TIONE SAN- || CTORVM ... MOGVNTIAE, || Typis IOANNIS ALBINI. || Anno M.DC.XVI. 172 S.
GK 14. 2389. Mainz StB.
GK 14. 2390: 164 S.; B.-S. I, 1104: Moguntiae, Ex Architypographeio Ioannis Albini. 172 S. + Widmung.

270. ——: Opusculorum theologicorum T. 4. Moguntiae Albin 1616. 380 S.
GK 14. 2345.

271. Brouwer, Christoph: SIDERA || ILLVSTRIVM || ET SANCTORVM || VIRORVM QVI GERMANIAM ... OLIM || GESTIS REBVS || ornarunt ... MOGVNTIAE, || Ex officina Typographica IOANNIS ALBINI. || M.DC.XVI. 4° Getrennte Zählung.
Inhalt s. B.-S. II, 220f. Die einzelnen Viten wurden auch gesondert herausgegeben. Mainz StB.

272. Busäus, Johannes: Panarion, hoc est Arca medica ... Mog. apud Albinum 1616. 4°.
Draudius BC S. 155.

273. ——: De statibus hominum ... Mog. J. Albinus 1616. 4°.
Fft MK 1616.

274. ——: Viridarium christianarium virtutum ... Mog. Joh. Albin 1616. 4°.
Fft MK 1616.

275. Coppenstein, Johann Andreas: Dispositiones Concionum in totum annum T. 1-4. Mogunt. ap. Ioan. Albinum 1616.
T. 1: De solemnitatibus Christi ac Mariae.
T. 2: De Dominicis.
T. 3: R. P. F. || IOANNIS ANDREAE COPPENSTEIN ... Dispositiones Concionum in totum annum ... TOMVS TERTIVS || DE PROPRIO, DEQVE COMMV- || ni Sanctorum ... MOGVNTIAE, || Ex Officina Typographica Ioannis Albini. || ANNO M.DC.XVI. 8 ungez. Bl. + 558 S.
T. 4: ... TOMUS QVARTVS || QVADRAGESIMALIS ... 8 ungez. Bl. + 448 S.
Draudius BC S. 138. Mainz B PrSem. (T. 3 u. 4).

276. Cremer, Michael: Archifraternitas sanctiss. Rosarij, Das ist: Gründtlicher ... Bericht ... Meyntz bey Joh. Albin 1616.
Fft MK 1616.

277. Guldin, Paul: REFVTATIO ELENCHI || CALENDARII || GREGORIANI A || SETHO CALVISIO || conscripti ... MOGVNTIAE || Ex officina Typographica Ioannis Albini. || M.DC.XVI. 8 ungez. Bl. + 584 S. + Index. Mainz StB.

278. ——: Ad refutationem Caluiniani Elenchi Calendarij Gregoriani breuia paralipomena, quibus ... vndetriginta exempla Paschatum ex S. Cyrilli Alex. Heortasticis ... nunc primo in lucem producuntur. Moguntiae ap. Io. Albinum 1616. 4°.
Fft MK 1616.

279. Indices Laetitiae publicae (Georg Friedrich v. Greiffenklau zu seiner Wahl zum Bischof von Worms am 16. September 1616 dargebracht vom Jesuitenkolleg zu Mainz) ... Moguntiae, ex Architypographeio Ioannis Albini, Anno M.DC.XVI. 4° 11 Bl.
B.-S. V, 777, 80.

280. Leucht, Valentin: FONS ANIMAE. || Seelen Bronn || oder Volkommenes Catholisches || betbuch...Maintz || In Verlegung Ioannis Albinj. 1616. 15 ungez. Bl. + 792 S. + 7 ungez. Bl.
Mit Kupfertitel wie die Ausgabe von 1615 und mehreren Kupferstichen im Text. Die Widmung Leuchts an die Kaiserin Anna ist vom 8. September 1613 datiert. Mainz StB.

281. Riedinger, Georg: ARCHITECTVR || Des Maintzischen Churfürstlichen || neuen Schlossbawes St: Johannspurg || zu Aschaffenburg ... Gedruckht jn ... Maintz, durch Joan Albin. || 1616. 2° 28 ungez. Bl.
2 Textfassungen (Fragebogen der Hof- und Staatsbibl. München vom 13. III. 1907).
Schulze-Kolbitz S. 36: 59 Bl.
Tafelwerk mit Kupferstichen von Georg Keller. Mainz StB.

282. Scribanius, Carolus: CAROLI || SCRIBANI ... AMOR || DIVINVS || MOGVNTIAE || Apud Joannem Al- || binum. || 1616. 9 ungez. Bl. + 627 S.
Mit Kupfertitel. Tübingen UB.
B.-S. VII, 985, 10 nennt J. T. Schönwetter als Verleger.

283. ——: CAROLI || SCRIBANI ... MEDITATIONES || SACRAE, || à || IOANNE BRISSELIO ... EDITAE. || MOGVNTIAE || Apud IOANNEM ALBINVM, || M.DC.XVI. 782 S. + 9 ungez. Bl. Tübingen UB.

284. Thomas v. Aquin: D. THOMAE || DE AQVINO ... SERMONES ... IN EPISTOLAS, INQVE || EVANGELIA CVIVSQVE || Dominicae, ac Festi ... ex Vaticana Bibliotheca, Doctoris- || que Tomorum editione vltima producti & in vsum communem adaptati || Per R. P. F. || IOANNEM ANDREAM COPPEN- || steinium ... MOGVNTIAE, || Ex Architypographeio Ioannis Albini. || ANNO M.DC.XVI. 442 S. + 8 ungez. Bl. (Index).
Mainz B PrSem.

1617

285. Becanus, Martin: Apologia pro Iudice controversiarum ... Moguntiae ex officina Ioannis Albini Anno 1617. 163, 391 S.
GK 14. 2368.
GK 14. 2369: 172, 391 S.; B.-S. I, 1104: 391 S. + Widmung.

286. ——: Libellus de invocatione Sanctorum ... Mog. apud J. Albinum 1617. 164 S. + Widmung.
B.-S. I, 1104.

287. ——: Grundfeste Catholischer Warheit, das ist 4 Theolog. Tractät ... in das hoch Teutsche ubers. Der 1., Von der Kirchen Gottes. Durch Ioan. Ruprecht Hagemüller ... Der 2. ... Durch Georg Teuffel Freihrn zu u. auff Gundersdorff, der 3. und 4. ... Durch Joann. Scheubelium. Mayntz 1617: Albinus. 279, 480 S.
GK 14. 2355.

288. Contzen, Adam: Freundtliches Gespräch || Von den Heimligkeiten || der Societät IEsu ... in vnsere hohe || Teutsche Sprach versetzt. || Durch || Magistrum Ioannem Jung | SS. || Theologiae Studiosum ... Mayntz | Bey Johann Albin. || ANNO M.DC.XVII. 11 ungez. Bl. + 368 S. + 1 ungez. Bl. Mainz B PrSem.

289. Cremer, Michael: Archiconfraternitas S. Rosarii ... Bericht von der ... Erzbruderschaft des hl. Rosenkranzes. Mayntz 1617.
Falk, Marianum Moguntinum S. 49.

290. Du Trieu, Philippe: MANVDVCTIO || AD LOGICAM ... Moguntiae Typis Ioannis Albini || Anno M.DC.XVII. ... 6 ungez. Bl. + 204 S. Mainz StB.

291. Johann Schweikard v. Kronberg: Handtbüchlein Geistlicher Vbung vnd gewohnlicher Gebett ... Maintz, Bey Johann Albin 1617.
Mit Kupfertitel von Peter Isselburg, Köln, und Kupferstichillustrationen, wahrscheinlich vom selben Künstler.
J. J. Merlo, Kölnische Künstler, Düsseldorf 1895, Sp. 460.

292. Ecclesiasticae Sodalitatis Moguntinae sub diuiniss. Sacramenti, & sanctiss. Deiparentis titulo ... origo, institutum ... Moguntiae apud Ioan. Albinum 1617.
Draudius BC S. 384.

293. Schewich, Gisbert: Leich Predigt. || Bey deß ... Herrn || Hans Reicharten von Schoneburg ... Kayserl. Mayst Kriegs Rath | || ... Begräbnuß. || Gehalten ... Anno 1617. den 19. Martij || ... Gedruckt in ... Mayntz | bey || Johann Albin | Ihm Jahr 1617. 37 S.
Mit Kupferstich: Wappen des H. R. v. Schoneburg.
Mainz B PrSem.

1618

294. Becanus, Martin: Opusculorum theologicorum. Tomus I. Mog. Albin 1618. 656 S.
... Tomus II. ... 647 S.
GK 14. 2346.
B.-S. I, 1096.

295. ——: DE || REPVBLICA || ECCLESIA- || STICA || Libri quattuor || CONTRA MARCVM AN- || TONIVM DE DOMINIS ... MOGVNTIAE || EX Officina IOANNIS ALBINI. || ANNO M.DC.XIIX. 8 ungez. Bl. + 394 S. Mainz StB.

296. Breuiarium Moguntinum, Autoritate ... Ioannis Suicardi ... denuo recognitum & editum. Moguntiae apud Ioan. Albinum. 1618.
Draudius BC S. 69.

297. Contzen, Adam: CHRONOLOGIA || IVBILAEI EV- || ANGELICI ... MOGVNTIAE || Typis & Sumptibus IOANNIS ALBINI, || M.DC.XIIX. 8 ungez. Bl. + 304 S.
B.-S. II, 1400, 8. Mainz StB.

298. ——: IVBILVM IVBILORVM || IVBILAEVM || EVANGELICVM ... MOGVNTIAE, || Typis & Sumptibus, IOANNIS ALBINI. || ANNO M.DC.XIIX. 8 ungez. Bl. + 517 S.
B.-S. II, 1400, (6). Mainz StB.

299. ——: Jubel uber Jubel. || New Euangelisch || Jubeljahr ... Jetzund ... in || hohe Teutsche Sprach vbersetzt. || Gedruckt zu Mayntz | bey Iohann Albin | || Im Jahr 1618. 4° 4 ungez. Bl. + 480 S. + 2 ungez. Bl.
B.-S. II, 1400, (6). Mainz StB.

300. ——: Ketzerbruet | || Das ist: || Augenscheinlicher Be- || weiß | daß alle Ketzereyen ... die aller gröste ... Irr- || thumben ... erzieglet || haben ... verteutscht | durch Ioannem Mayer ... SS. Theologiae Candidatum. || Getruckt in ... Mayntz | || durch Johann Albin | im Jahr 1618. 4° 8 ungez. Bl. + 184 S. Mainz StB.

301. Helding, Michael: Die fürnembste stück des kleinen Meyntzischen Catechismi | Gesangsweiß gestelt. Meintz bey Joh. Albin.
Fft MK 1618.

302. Information || Oder || (K)Eyserlicher Maje- || stät gründtlicher Bericht vber den || Bohemischen Auffstand ... Gedruckt im Jahr Christi | 1618. 4° 40 S.
Auf 1 Exemplar der Mainzer StB handschriftlicher Zusatz zum Druckvermerk: Zu Maintz bey Johan Albino. A quo ... Christophori Mörzing emit mense Augusti 1618.
Benzing, Albin S. 212 Nr. 13. Mainz StB. (2 Ex.).

303. Meßbüchlein, das ist kurtze Erklärung der H. meß ... Mentz, Joh. Albin 1618.
Fft MK 1618.

304. Sandaeus, Maximilian: Libellus de Jubilaeo Lutherano contra thema saeculare. Moguntiae, apud Ioannem Albinum 1618.
B.-S. VII, 557, 13.

305. ——: Sendtschreiben || Maximiliani Sandaei ... Von Vneinigkeit vnnd Spaltung der || Protestirendten in Hollandt ... Getruckt in ... Mayntz durch | Johann Albin. || Anno M.DC.XIIX. 4° 62 S.
Mainz StB.

306. —— (Praes.): THEMA SECVLARE || de caußis ... fugiendae || SYNAGOGAE || PROTESTANTICAE ... op || positum || THEMATI SECVLARI ... DAVIDIS PAREI ... Respondente || Alexio MIDASSVMANNO MOGVNTIAE || Typis & Sumptibus IOANNIS ALBINI. || ANNO M.DC.XIIX. 133 S.
Mainz StB.

307. Streit, Johann Georg: Dreyfache Form Euangelischer Dancksagung D. Joh. Henrich Hiemers ... Vff Lt. Jo. G. Streits vergangene wohlmeinende Gratulation. Mayntz bey Jo. Albin 1618.
Fft MK 1618.
Draudius BG S. 373.

308. Vetter, Georg: LIBELLVS || SVPPLEX DA- || VIDIS REI ... SIVE || ENARRATIO IN PSAL- || MVM L. DAVID ... MOGVNTIAE || Typis & sumptibus Ioannis Albini. || ANNO M.DC.XVIII. 16 ungez. Bl. + 456 S. Mainz StB.

1619

309. Becanus, Martin: EPISTOLA || MARTINI || BECANI AD || D. DAVIDEM || PAREVM ... DE ACTIS COLLO- || QVIORVM SWALBACENSIVM, & de fide haereticis servanda. || MOGVNTIAE || Typis IOANNIS ALBINI. || M.DC.XIX. 81 S.
Mainz StB.

310. ——: DE || REPVBLICA || ECCLESIA- || STICA || Libri quatuor || CONTRA MARCVM AN- || TONIVM DE DOMINIS ... MOGVNTIAE || Ex Officina JOANNIS ALBINI. || ANNO M.DC.XIX. 8 ungez. Bl. + 382 S. Mainz StB.

311. ——: Theologiae Scholasticae Pars prima. ... Moguntiae, Typis et Sumptibus Ioannis Albini, Anno MDCXIX. 4° 484 S. + Index.
... Pars secunda ... Tomus Prior. 425 S.
B.-S. I, 1099.
GK 14, 2455.

312. Brouwer, Christoph: Vitae illustrium et sanctorum virorum. Mainz 1619.
Aschaff. Aschaff. Stiftsbibl. (z. Z. nicht greifbar).

313. Contzen, Adam: CORONIS || OMNIVM IVBI- || LORVM ANNO SAE- || CVLARI EVANGELICO || SCRIPTORVM || qua || STATVS CONTVRBATAE IN || EVROPA RELIGIONIS ... exponuntur, & omnibus ... pax suadetur ... MOGVNTIAE || Typis & Sumptibus IOANNIS ALBINI, || Anno M.DC.XIX. 12 ungez. Bl. + 579 S. Mainz StB.

314. Hurtado de Mendoza, Petrus: DISPVTATIONVM || IN VNIVERSAM PHILOSOPHIAM || A || SVMMVLIS || AD || METAPHYSICAM || PARS POSTERIOR ... MOGVNTIAE || Typis & Sumptibus IOANNIS ALBINI. || ANNO M.DC.XIX. 4° 624 S. + 9 ungez. Bl. (Index).
Nach B.-S. IV, 534, 1 druckte Albin P. I und II. Mainz StB.

315. (Johann Schweikard v. Kronberg): Reformatio der Apotecken ... in ... Meyntz. Meyntz bey Johan Albin 1619. 4°.
Draudius BG S. 485.

316. Luis de Granada: Zwey Granat Rosenkräntzlein ... verteutscht durch ... Petrum Ediger. Mayntz bey Johan Albin 1619.
Draudius BG S. 377.
Wahrscheinlich identisch mit der im Fft MK 1618 angeführten Ausgabe.

317. Munus Augustale (Ferdinand II. vom Mainzer Jesuitenkolleg zur Krönung gewidmet) ... Moguntiae, typis Ioannis Albini, 1619. 4°.
B.-S. V, 777, 81.

318. Obicius, Hippolytus: De Nobilitate medici contra illius obtrectatores ... Moguntiae, ex officina typographica J. Albini 1619. 389 S.
Cat. gén. 126, 289.

319. Rhala, Henricus: Dissertatio politica, quae fuit Lectio in C. Corn Tacitum 13. Mogunt. apud Ioan. Albinum 1619. 4°.
Draudius BC S. 1212.

320. Sandäus, Maximilian: MAXIMILIANI SANDAEI ... HYPERBOLE || ET CASTIGATIO || PRODIGAE IESVITA- || RVM LIBERALI- || TATIS, IN VOCIBVS VNIVER- || SALIBVS, CONFICTAE IN || Hollandia ... MOGVNTIAE, || Typis ac Sumptibus IOANNIS ALBINI. || ANNO M.DC.XIX. 8 ungez. Bl. + 333 S. + Index. Mainz StB.

321. Schewich, Gisbert: DE AVGVSTISS. ET SANCTISS. || TRINITATE ... LIBRI DVODECIM ... MOGVNTIAE, || Ex Officina Typographica IOANNIS ALBINI. || ANNO M.DC.XIX. 30 ungez. Bl. + 1024 S. + Index. Mainz StB.

322. Sebald, Martin: PSALMORVM || DAVIDIS ... Juxta ordinem ... ROMANI BREVIARII || Paraphrastica Expositio ... MOGVNTIAE, || Typis ac Sumptibus Ioannis Albini. || Anno M.DC.XIX. 24 ungez. Bl. + 1151 S.
Aus dem Besitz des Domvikars Konrad Mahs, mit handschriftlichem Eintrag: in crudis 20 g alb. bey Albinj sohn, eingeb. bei Buchbinder Graffen 5. Sept. 1619. Mainz StB.

323. Streit, Johannes Georg: Ein kurtz einfältig Gespräch von den vornembsten Puncten der Christlichen Religion. Meyntz bey Jo. Albin 1619.
Serapeum 31 (1870) S. 60 Nr. 243.

1620

324. Anbringen deren von den ... Churfürsten und Ständten von Nürnberg auß abgefertigten Gesandten bey ... Maximiliano Pfalzgraven bey Rhein ... Meyntz, J. Albin 1620. 54 S.
GK 4. 2581.

325. Aristoteles: Definitiones, divisiones, ac regulae ex Logica & Physica. Mog., Joh. Albin 1620.
Fft MK 1620.

326. Becanus, Martin: ANALOGIA || VETERIS AC || NOVI TESTA- || MENTI ... Moguntiae, ex officina IOANNIS ALBINI, ANNO M.DC.XX. 12 ungez. Bl. + 574 S. + Index.
B.-S. I, 1105. Mainz B PrSem.

327. ——: Theologiae Scholasticae partis secundae tomi posterioris tractatus primus de Fide, Spe et Charitate (Darin enthalten: Tractatus secundus de Iustitia et Religione). Mog. apud Joh. Albinum 1620. 4° 368 S.
B.-S. I, 1099.
GK 14. 2452: Enthält nur: Tractatus de fide, spe & Charitate.

328. ——: Tractatus de Deo et attributis divinis. Mog., Sumptibus et Typis Ioannis Albini, Anno MDCXX. 326 S.
B.-S. I, 1099.

329. Hager, Balthasar: (W)Iederlegung deß ... Berichts Abrahami Scul- || teti, || Von den vermeinten Götzen- || Bildern | || Vnd deren Außmusterung auß der ... Schloßkirchen zu Prag ... Getruckt zu Meyntz bey Johann Albin || Im Jahr 1620. 4° 86 S.
Mainz StB.

330. LITANIAE COM- || MVNES ... RE || CITANDAE || JN CELEBRATIONE || IVBILAEI, || A ... PAVLO ... PAPA V. || INDICTI ... MOGVNTIAE, || Ex Officina IOANNIS ALBINI. || M.DC.XX. 21 S. Mainz StB.

331. Mielinsky, Christoph Alex. u. Joh. Albert Mielinsky: Eucharistica, dominis D. Iodoco Guilielmi ... D. Conrado Mahs ... cum nonis julii ... 1620, in ... Academia moguntina ... theologiae doctores ... renunciarentur, oblatae ... Moguntiae, typis J. Albini, 1620. 4° Sign. A-D.
Mit Kupferstichrahmen.
Cat. gén. 114, 879.

332. Officia, orationes, litaniae diurnae magnae Matris Virginisque magnae. Mog. Joh. Albin 1620.
Fft MK 1620.

1621

333. Am Ende, Otto: Brunnquel der gnadendürstigen Seel, das ist Catholisch Bettbüchlein. Meyntz b. Albini Wittib 1621.
Draudius BG 173.

334. Baldus, Bernardinus: BERNARDINI || BALDI ... IN || MECHANICA ARISTOTE- || LIS PROBLEMATA || EXERCITATIONES ... MOGVNTIAE, || Typis & Sumptibus Viduae Ioannis Albini. M.DC.XXI. 4° 10 ungez. Bl. + 194 S.
Mit lateinischer Widmung von Albins Witwe an Adam Philipp v. Kronberg, datiert vom 26. März 1621. Mainz StB.

335. Becanus, Martin: Opusculorum theologicorum. T. 5. Mog. J. Albin 1621. 748, 394 S.
GK 14. 2349.
GK 14. 2348: 748, 382 S.; B.-S. II, 1096, 25: 748 S.

336. ——: De Pontifice vetris Testamenti ... Mog., Albin M.DC.XXI. 136 S.
B.-S. I, 1101.

337. Canisius, Petrus: Catechismus in Kurtze Frag vnd Antwort gestellt für die junge Kinder vnd Leye. Maintz bey J. Albini Wittib 1621.
Fft MK 1621.

338. Desiderium animae quaerentis Jesum, hoc est, Meditationes XII, ... Xenioli loco à Sodalitate D. V. ... Mogun. apud viduam Joann. Albini 1621.
Draudius BC S. 396.

339. Mahs, Conrad: Geistliche Goldkammer, in welcher das reine Gold der Lieb vermahnet wird ... Meyntz bei Anna Albin 1621.
Draudius BG S. 174.

340. Aller deß Heili- || gen Römischen Reichs || gehaltener Reichstäg Ordnung | Satzung || vnd Abschied | sampt andern ... Consti- || tutionen | als Gülden Bull | ... wie die vom Jahr 1356. biß auff das 1613. auffgericht | || ... Gedruckt in ... Mayntz || durch Johann Albini Wittib. || Im Jahr Christi | M.DC.XXI. 2° 36 ungez. Bl. + 804 S. + 40 S. + 2 ungez. Bl.
Mit vorgedrucktem Privileg Kaiser Ferdinands II. vom 4. 9. 1620.
Benzing, Albin S. 213 Nr. 15. Mainz StB.

341. Pavone, Francisco: Summa Ethica sive introductio in Aristotelis et Theologorum doctrinam moralem. Moguntiae 1621.
Erschien laut Verzeichnis von 1639 im Verlag der Druckerei Albin-Strohecker (HHSA Wien Impr. Fasc. 70 fol. 11.).
B.-S. VI, 393, 9.

342. Piatti, Girolamo: DE || CARDINALIS || DIGNITATE || ET OFFICIO ... MOGVNTIAE, || Typis & sumptibus Viduae Ioannis Albini. || M.DC.XXI. 8 ungez. Bl. + 527 S.
Mit lateinischer Widmung der Witwe Albins an den Mainzer Domdekan Jakob v. Elz, datiert vom 15. Juli 1621. Mainz StB.

1622

343. Becanus, Martin: Opusculorum theologicorum T. 3. Mog. Strohecker 1622. 440 S.
GK 14. 2350.

344. ——: (Theologia Scholastica, P. III, 1) De Mysterio Incarnationis Christi Domini. Moguntiae, Ioan. Albinus 1622. 4°.
(P. III, 2) De sacramentis. 4°.
GK 14. 2452.
B.-S. I, 1099.

345. (K)Vrtzer vnnd || Summarischer Begriff ... der Caerimonien ... in der Canonization ... der HH. || Isidori, vnd Ignatij Loyolae, Francisci Xaverij. || Teresae vnd Philippi Nerei ... den 12. Martij diß || 1622. Jahrs ... Auß den Italienischen ... Exemplarien ... verteut- || schet ... Getruckt zu Meyntz in der Albinischen Truckerey || bey Anthonio Stroheckern | Anno 1622. 4° 24 S. Mainz B PrSem.

346. Contzen, Adam: Von newen || Heimligkeiten der || Societet IEsu | ... auß der Lateinischen in vnsere || hohe Teutsche Sprach || versetzt. || Durch Ioannem Jung | SS. || Theologiae Studiosum. || Getruckt zu Meyntz bey Anthonio || Stroheckern Anno 1622. 11 ungez. Bl. + 368 S. + 1 ungez. Bl. Mainz StB.

347. Hager, Balthasar: Rettung der Ehre Gottes in Verehrung der hl. Bilder ... Mainz 1622. 4°.
Gedruckt bei Strohecker.
B.-S. IV, 20, 5.

348. Helwich, Georg: Apographum Monumentorum Moguntinensium ... Mog. apud viduam Io. Albini. 1622.
Draudius BC S. 1184.

349. Johann Schweikard v. Kronberg: Thymiama pietatis concinnatum ... Mog. apud Ant. Strohecker 1622.
Draudius BC S. 493.

350. Lancilottus, Henricus: FVNICVLVS || TRIPLEX RE- || LIGIOSAE || PERFECTIONIS, || OBLIGATIONIS, || OBSERVATIONIS, || Item QVAESTIO, || DE LIBERTATE || RELIGION. SIVE SE- || CTARVM IN REPVB. || Christiana ... MOGVNTIAE, || Apud Viduam Ioannis Albini, Anno 1622. 12 ungez. Bl. + 218 S. + 9 ungez. Bl. (Index) + 14 ungez. Bl.
Sondertitel: Questio Quodlibetica de Licentia Religionum sive Sectarum ... Mainz StB.

351. PUGNA SPI- || RITVALIS. || Tractatus ... de Perfe- || ctione vitae Chri- || stianae ... latinè || redditus, || A ... IOD. LORCHIO ... Iussu ... Stephani VVeberi ... editus. || MOGVNTIAE, || Excudebat Antonius Strohecker. || ANNO M.DC.XXII. 8 ungez. Bl. + 129 S. + 5 ungez. Bl.
Mainz StB.

352. Relation. || Welcher gestalt Hertzog || Christian zu Braunschweig ... Nach || dem er Höchst eingenommen ... von der Keyserischen Arma- || da ... in || die Flucht geschlagen ... den 20. || Junij 1622 || Gedruckt im Jahr 1622. 4° 4 S. Exemplar der StB Mainz mit handschriftlichem Zusatz zum Druckvermerk: zu Meintz || A Christophoro Kirber 25ten Julij 1622. Vgl. Nr. 353, 356.
Mainz StB.

353. Ro, Jacobo: COPIA || EInes Schreibens ... Auß den Orientalischen Indien ... Auss der Italienischen in die Teutsche || Sprach vbergesetzt. || Getruckt zu Meyntz ... bey Anthonio Stroheckern / Anno 1622. 4° 12 S.
Im Exemplar der StB Mainz handschriftlicher Zusatz zum Druckvermerk: bei (?) Christoph Kirber 25 t. Julij 1622. Mainz StB.

354. Sebald, Martin: Novum Breviarium Romanum, in quo Psalterium et Hymni illustrantur ... Moguntiae ex Officina Albini 1622.
Bohatta 442.

355. VOTVM PROSEVCTICVM ... inter ... FVNEBRIA ... D. STEPHANI WEBERI... (gest. 7. 8. 1622) MITTEBAT || COLLEGIVM SOCIE- || TATIS IESV MOGVNTINUM. || MOGVNTIAE, || Typis ANTONII STROHECKER, || ANNO M.DC.XXII. 4° 8S. Mainz StB.

356. Warhafftige newe Zeit- || tung ... auß dem Spa- || nischen Quartir ... Getruckt im Jahr 1622. 4° 4 S.
Exemplar der StB. Mainz mit handschriftlichem Zusatz zum Druckvermerk: zu Meintz bey Stroheckern A Christoph: Kirbern 25ten Julij. Mainz StB.

1623

357. APIS || AMBROSIANA ... AMBROSII || SEIBAEI DOCTORIS || ECCLESIAE MOGVNT. ET EPISC. MYSIENSIS ... die XXIII Julij || Quo ... IOANNIS SVICARDI ... VICARIVS ... inaugurabatur (Hrsg.: Jesuitenkolleg zu Mainz) ... Moguntiae, Typis Antonij Strohecker. (1623). 4° 9 ungez. Bl. Mainz StB.

358. Becanus, Martin: Manuale controversiarum huius temporis ... Mog. apud Ant. Strohecker 1623.
Hurter III, 722

359. — —: Compendium Manualis Controversiarum huius temporis... Moguntiae, 1623.
B.-S. I, 1108.

360. — —: Opusculorum theologicorum T. 3. Moguntiae 1623: Strohekker. 440 S.
GK. 14. 2350

361. — — Theologiae Scholasticae Partis Secundae Tomi posterioris Tractatus primus De Fide, Spe et Charitate. Moguntiae, Ex Typographia Antonii Stroheckeri, Anno MDCXXIII 4° 368 S.
B.-S. I, 1099.
GK 14. 2460.

362. Coppenstein, Johann Andreas: Coppensteinischer Glauben Spiegel der Calvinisten ... Meyntz bey Anton Stroheckern 1623. 4°.
Draudius BC S. 79.

363. M. Ant. de Dominis. ... Consilium de suo ex Anglia reditu. Mogunt. ap. Ant. Strohecker 1623. 4°.
Draudius BC S. 1014.

364. Eichrodius, Johannes: Velitationes Academicae XXV. de oblationis, obsignationis, depositionisque remedio. Mogunt. ap. Ant. Strohecker 1623. 4°.
Draudius BC S. 795.

365. Christliche Catholische Gesäng für das Ertzstifft Mayntz täglich zu gebrauchen. Mayntz bey Leonhard Albino 1623.
Draudius GB S. 188.

366. Johann Schweikard v. Kronberg: Deß Hochwürdigsten Fürsten || ... Herrn || JOhann Schweick- || harts ... Taxordnung ... im || Jahr 1623. Getruckt zu Meyntz bey Anthoni Strohecker. 4° 44 S.
Hohenemser 979. Mainz StB.

367. Karl V.: Peinliche Halßgerichts Ordnung ... von newem mit || fleiß vbersehen ... Getruckt in ... Meyntz bey Anthoni || Strohekker Im Jahr Christi 1623.
179 S. + 5 ungez. Bl. Mainz StB.

368. Maria Carmelitana, oder Erklärung von dem Anfang vnd Zunehmung d. Brüderschafft ... der H. ... Jungfraw ... Mariae in dem Heil. Orden der Carmeliter ... verteutscht durch ... Peter Senerum. Meyntz: bey Anthoni Stroheckern 1623.
Draudius BG S. 72.

1624

369. Becanus, Martin: COMPENDIVM || MANVALIS || CONTROVER- || SIARVM HVIVS TEM- || PORIS DE FIDE AC || RELIGIONE ... MOGVNTIAE, || Ex Typographia ANTONII STROHECKERI || ANNO M.DC.XXIV. 4 ungez. Bl. + 345 S. + 6 ungez. Bl. Mainz B PrSem.

370. — —: Handbüchleins fast aller jetziger Zeit glaubigen Artickel Summarischer Begriff. Maintz bey Antonio Strohecker | 1624.
Draudius BG S. 205.

371. Canisius, Petrus: Epistolae et Evangelia quae Dominicis et Festis diebus ... recitantur. Accedit parvus Catechismus ... Moguntiae, Typis Antonij Stroheckeri, 1624. 411 S.
B.-S. II, 673, 15.

372. Tractat vnd Bericht | wie man sich in jetzigen Sterbensläufften verhalten | vor der Pestilentz bewahren ... durch die Curf. Meyn. Leib- vnnd der Statt Meyntz Medicos. Meyntz bey Antonio Stroheckern 1624. 4°.
Draudius BG S. 504.

1625

373. Becanus, Martin: COMPENDIVM || MANVALIS || CONTROVER- || SIARVM...MOGVNTIAE, || Ex Typographia ANTONII STROHECKERI. || Anno M.DC.XXV. 6 ungez. Bl. + 505 S. + 6 ungez. Bl.
B.-S. I, 1109. Mainz B PrSem.

374. Helwich, Georg: Genealogia. Das ist Stammbaum ... derer von Cronberg ... Mayntz 1625: Strohecker.
Abschrift in Fft St u UB (vermißt).

1626

375. GRYPHVS || AVREVS MOGVNTINVS ... GEORGIO FRIDERICO ... GREIFFENCLAW || A VOLRATHS ... IN ... Archiepiscopalis Electionis ... die || CONSECRABAT ... SOCIETAS IESV Moguntina ... (1626) ... Moguntiae, Ex Typographia ANTONII STROHECKERI. 4° 35 S. Mainz StB.

376. Santarelli, Antonio: TRACTATVS || DE IVBILEO || ANNI MAGNI ... MOGVNTIAE, || Excudebat ANTONIUS STROHEKER. || M.DC.XXVI. 5 ungez. Bl. + 205 S. + 13 ungez. Bl. Mit lateinischer Widmung des Druckers an den Wormser Bischof und Mainzer Dompropst Georg Friedrich v. Greiffenklau, datiert vom 30. August 1626. Mainz B PrSem.

377. THRENVS SEPVLCRALIS || ... D. IOANNI SVICARDO ... Ad vitam immortalem translato ... (zur Beisetzung am 1. 10. 1626 gewidmet vom Jesuitenkolleg zu Mainz) ... MOGVNTIAE, Typis ANTONII STROHECKER, Anno M.DC.XXVI. 4° 32 S.
Mainz StB.

378. Ziegler, Reinhard: Klag-, Lob- und Trostpredig. Welche nach ... dem 17. Sept. Anno 1626 ... vorgegangenem Ableiben, deß ... Johann Schweickhardten ... gehalten ... Getruckt zu Meyntz, durch Antonium Strohecker Anno 1626. 4° 24 S.
Hohenemser D S. 101.

1627

379. Catholisch Cantual oder Psalmbüchlein Darinnen viel Lateinische vnd Teutsche ... Catholische Gesänge begriffen ... Gedruckt zu Meintz, bey Anthonio Stroheckern im Jar 1627.
Serapeum 26 (1875) S. 262.

1628

380. Der calvinischen Prediger Abzug, das ist in Gottes Wort wohlgegründte Trostschrifft an die ... Stadt Heydelberg ihrer vorigen Prediger Abzugs wegen. Meyntz 1528 (vielm. 1628): Strohecker. 312 S.
GK 1. 5353.

381. Antoni, Johannes: CATALOGVS ... ABBATVM ... MONA- || STERII D.IACOBI IN MONTE || SPECIOSO PROPE MOGVNTIAM ... (Abt Wilhelm anläßlich seiner Abtsweihe am 29. 10. 1628 gewidmet) ... MogVntIae ExCVDIt (statt: EXCVDIt) AntonIVs Stroheker (1628). 4° 16 ungez. Bl. Mainz StB.

382. Apocalypsis haereticae calliditatis. Das ist ... Verfälschungen, deß ...göttlichen Worts: ... entdeckt ... durch e. Theologum ... Liebhaber ... der christl. cath. Wahrheit. Mäyntz 1628: Strohecker. 4° 694 (vielm. 690) S.
GK 5. 7554.

383. Becanus, Martin: Theologiae Scholasticae P. 3, 1. 2 Mog. Anton Strohecker 1628. T. 2: R.P. || MARTINI || BECANI ... THEOLOGIAE SCHOLASTICAE || PARS TERTIA. || TRACTATVS SECVNDVS || De Sacramentis Ecclesiae ... MOGVNTIAE, || Typis ac sumptibus ANTONII STROHECKERI. || ANNO MDCXXIIX. 4° 4 ungez. Bl. + 690 S. + 6 ungez. Bl. (Index).
GK 14. 2463. Mainz StB (nur T. 2).

384. Gomez, Pietro: Kurtzer Inhalt vnd Begriff || Deß ... Todts || welchen in || Japonia ... außgestanden || Paulus Mihi, Joannes Gotus vn Jacobus, Glusaeus ... auß Italianischer in die Lateinische erstlich | jetzo in die Teutsche Sprach || vbersetzt. Gedruckt zu Mayntz || bey Anthonio Stroheckern. || Anno M.DC.XXVIII. 4° 6 Bl.
Japan-Katalog 377.

385. Himmlische Harmony von vielerley lieblich zusammenstimmenden Frewd-Leid-Trost-vnd Klagvöglein, d. ist, New Mayntzisch Gesangbuch ... Gedr. zu Meyntz 1628 Ant. Strohecker. 723 S.
Eitner, Quellenlexikon der Musiker V, 157.

386. Newe vnd gewisse Relation, || Von ... fort- || gang des Christlichen Glaubens in || ... Japonia ... auch || Von der großen Tyranney des ... Königs Xogun ... wider die || Christen ... erstlich aus lateinischer in die deutsche Sprach || versetzt. || Gedruckt zu Meyntz bey Antonio Stroheckern | || im Jahr 1628. 4° 54 ungez.Bl.
Japan-Katalog 790.

1629

387. Am Ende, Georg: Drey nützliche Fragen von der Kirchen Gottes, und dem H. Abendmahl. Meintz 1629: Strohöcker. 135 S.
GK 3. 10783.

388. Becanus, Martin: COMPENDIVM || MANVALIS || CONTROVER- || SIARVM ... Editio Tertia || castigatior ... MOGVNTIAE. || Sumptibus ANTHONI || STROHECKERI || Anno 1629. 630 S. + 9 ungez. Bl. (Index). Mainz StB.

389. ——: Opusculorum Theologicorum Ed. 2., castigatior. T. 4. Moguntiae 1629: Strohecker 380 S.
GK 14, 2351.

390. Gertrud, St.: (Geistliche Vbungen. Übers.: Johann Ganß. 2. Auflage. Mainz 1629, Anton Strohecker) 10 ungez. Bl. + 253 S.
Mit deutscher Widmung des Druckers an Frau Anna Lerchin v. Dürmstein, Äbtissin des Klosters auf dem Ruppertsberg b. Bingen, datiert vom 24. oder 25. August (St. Bartholomäustag) 1629.
Mainz StB (ohne Titelblatt).

391. Johannes Chrysostomus: Orationes variae, insignes et selectae ... cum adjecta latina interpretatione ... (Hrsg.: Balthasar Etzel) Moguntiae, typis et sumptibus Antonii Stroheckeri, Anno 1629. 4°. Stimmt inhaltlich mit Nr. 74 überein.
B.-S. III, 481, 1.

392. Mausoleum heptastylon ... D. Georgio Friderico S. Sedis Mog. Archiepiscopo (zu seiner Beisetzung am 16. 7. 1629 vom Jesuitenkolleg zu Mainz gewidmet) ... Moguntiae, ex officina typographica Stroheckeriana. 2° 13 ungez. Bl.
B.-S. I, 597.

393. Sisselfelder, Johanes: Noua Paschalia De fvga dvorvm Iesvitarvm Adami Conzii et Hieremiae Drexelii ... Mogvntiae, Apud Antonium Stroheckervm 1629. 4° (2) + 6 S.
Hohenemser D. S. 114.

394. Theatrum || Gloriae Moguntinae ... Dn. ANSELMO || CASIMIRO ... ARCHIEPISCOPO ... DATVM || à S.C. COLLEGIIS SOCIETATIS IESV || MOGVNTINO & ASSCHAFFENBURGENSI (!) (zu seiner Wahl am 6. 8. 1629) ... MOGVNTIAE, || Excudebat ANTONIVS STROHECKERVS. || Anno M. DC. XXIX. 2° 16 ungez. Bl.
Mit Kupfervortitel. Mainz StB.

1630

395. Becanus, Martin: R. P. || MARTINI || BECANI ... OPERA OMNIA. || ALIQVOT TRACTATIBVS || POSTHVMIS AVCTA ... TOMVS PRIOR ... MOGVNTIAE, || Cura & impensis ANTONII STROHECKERI, || ANNO M.DC.XXX. 2° 12 ungez. Bl. + 918 S.
Vorgedruckt sind: Eine lateinische Widmung des Druckers an Kaiser Ferd. II., Ferdinand III. und die katholischen Kurfürsten, datiert vom 14. September 1630, ein Vorwort des Druckers an den Leser und der Auszug eines Druckprivilegs Ferdinands II. vom 3. 1. 1630.
B.-S. I, 1097. Mainz B PrSem.

396. ——: (Theologia Scholastica) Summa Theologiae Scholasticae. De beatitudine, et actibus humanis, Peccatis, Legibus, Gratia, Iustificatione et merito. ... Pars secunda ... Moguntiae, Antonius Stroheckerus, 1630.
B.-S. I, 1100.

397. Canisius, Petrus: Klein || Catholisch Bet- || buchlein ... Meyntz, | Truckts vnd Verlegts | Anthonius Srohecker. || Anno M.DC.XXX. 10 ungez. Bl. + 222 S. + 1 ungez. Bl.
Mit deutscher Widmung des Druckers an Frau Catharina Gereon, geb. Niclass, gen. Steinmetz, Gemahlin des Mainzer Kanzlers Nikolaus Gereon, datiert vom 10. 8. 1629. Mainz StB.

398. Zwey Trewhertzige, und auß der H. Schrifft gestellte ... Sendtschreiben. Eines Catholischen, an seinen ... Uncatholischen Herrn Vättern. ... Gedruckt zu Mäyntz, durch Antonium Stroheckern, Im Jahr 1630. 4° 36 S.
Hohenemser D S. 125.

399. Strohecker, Anton: Catalogus librorum apud Antonium Strohecker prostantium ... usque ad annum 1630. Moguntiae 1630.
Fft St u UB. (nicht mehr vorhanden).

400. (Strohecker, Johann Ulrich:) Güldene Arch || vnd || Köstliches || Schatzkämmerlein ... Darinnen ... Geistliche Clenodien ... Durch einen Liebhaber Christi ... verfasset. || Meintz | Bey Antonio Stroheckern | || ANNO M.DC.XXX. 8 ungez. Bl. + 73 S. + 3 ungez. Bl. S.
Mit deutscher Widmung von Johann Ulrich Strohecker an den Domherrn Johann Ulrich von Andlau, seinen Taufpaten.
Mainz StB.

401. Undergerichts Ord || nung: In welcher gantz || fleissig angezeigt | wie vnd welcher gestalt ... in Recht gehandelt ... Mäyntz | || Druckts Anthonius Strohecker zum Maulbaum | Im Jahr | M.DC. XXX. 4° 27 Bl. StA Mainz Churmainz. Verordn.

1631

402. Becanus, Martin: COMPENDIVM || MANVALIS || CONTROVER- || SIARVM ... MOGVNTIAE, || Sumptibus ANTHONI || STROHECKERI || Anno 1631. 630 S. + 9 ungez. Bl. (Index). Mainz StB.

403. ——: R. P. || MARTINI || BECANI ... OPERA OMNIA ... TOMVS POSTERIOR ... M.DC.XXXI. 2° 8 ungez. Bl. + 1155 S. Vorgedruckt: Lateinische Widmung des Druckers an Erzbischof Anselm Kasimir von Mainz, datiert vom 21. 4. 1631, und der Auszug aus einem Privileg Ferdinands II. wie in Nr. 395.
B.-S. I, 1097. Mainz B PrSem.

404. ——: Opuscula Theologica, sive Controversiae Fidei inter Catholicos et Haereticos huius temporis; ... Moguntiae, Antonius Stroheckerus, 1631. 2°.
B.-S. I, 1097.

405. Himmlische Harmony Mayntzigen Gesangbuchs. Mayntz, Ant. Strohecker 1631. 723 S.
Serapeum 31 (1870) S. 365.

406. Reformationsordnung des Hochgerichts. Moguntiae 1631, Ant. Strohecker.
Widmann S. 28.

407. Wolfgang v. Dalberg: (R)(E)formation Ordnung || an dem Churfürstlichen Mäyntzischen Hoff- vnd || Weltlichen Gericht zu Mäyntz | sampt ... Tax Ordnung | || Deß ... Herrn Wolffgangen | Ertzbi- || schoffen ... Gedruckt in ... Mäyntz | || Bey Anthonio Stroheckern | || ... Im Jahr ... M.DC.XXXI. 4° 29 S.
StA Mainz Churmainz. Verordn.

Undatiert:

408. Johann Schweikard v. Kronberg: (Manuale precum familiarum ... Moguntiae apud Ioannem Albinum) 360 S.
Mit Kupferstichillustrationen. Mainz StB. (ohne Titelblatt).

409. Ponte, Ludovico de: Expositio Moralis & Mystica in Canticum Canticorum. Mogunt. ap. Viduam Albin.
Draudius BC S. 79.

410. Turnerus, Robert: Rob. Tvrneri Epistolae quae reperiri potuere, additis centuriis duabus posthumis. Albin, Mogunt.
Draudius BC S. 204.

2. Drucke von Reinhard Elz und Johann Volmar

1610

411. (Clavius, Christophorus:) CONFVTATIO || CALENDA- || RII GEORGII || GERMANNI ... MOGVNTIAE, || Excudebat REINHARDVS ELTZ, || Anno Domini, M.DC.X. 39 S.
B.-S. II, 1221, 21: Moguntiae, sumptibus Schönwetteri 1610. Mainz StB.

412. Negrone, Julio: IVLII || NIGRONI ... ORATIONES XXV. ... MOGVNTIAE, || Excudebat REINHARDVS ELTZ, || Sumptibus ANTONII HIERATI. || ANNO M.DC.X. 8 ungez. Bl. + 847 S. + 11 ungez. Bl. (Index).
B.-S. V, 1614, 4. Mainz StB.

1611

413. Aquaviva, Claudio: De fervore spiritus jugiter in nobis excitando ... Epistola ... ad PP. Fratresque (Coll.) Societat. (Jesu) Moguntiae, E Typographeio Reinhardi Eltz. Anno M.D.C.XI. 32 S.
B.-S. I, 483.

414. Christianissimorum || GALLIAE || ET NAVAR- || RAE REGVM HEN- || RICI IV & LVDOVICI XIII. || Itemq; ... Prae- || sulis Parisiensis HENRICI || CONDEI Apologiae. || Pro SOCIETATE IESV ... ACCESSIT || DAMNATIONIS SENTEN- || tia contra Ioan. Ant. Ioualinum ... MOGVNTIAE, Typis Reinhardis Eltz; || Anno M.DC.CI. 29 S. Mainz StB.

415. Eudaemon-Joannes, Andreas: CONFVTATIO || ANTICO- || TONI, || Qua || Respondetur calumnijs, ex occassione caedis ... Regis Franciae, & sen- || tentiae Marianae, ab Anonymo ... in P. Cottonem ... congestis ... 1611 ... MOGVNTIAE || Excudebat REINHARDVS ELTZ, Sum- || ptibus IOANNIS KINCKII. 132 S. Mainz StB.

416. Maldonat, Johannes: IOANNIS MALDONATI ... Commentarii in Prophetas IIII: Ieremiam, Baruch, Ezechielem & Danielem. Accessit Expositio psalmi CIX. et Epistola de collatione Sedanensi cum Calvinianis ... M.DC.XI. Moguntiae, sumptibus Ioannis Kinckes ... Excudebat Reinhardus Eltz ... 4° 4 ungez. Bl. + 836 S. + 4 ungez. Bl. (Index). Mainz B PrSem.

1612

417. Clavius, Christophorus: CHRISTOPHORI || CLAVII ... OPERA MATHE- || MATICA || V. Tomis distributa || Ab auctore nunc denuo correcta, et ... aucta ... MOGVNTIAE || Sumptibus Antonii Hierat Excudebat Reinhardus Eltz ... Anno M.DCXII. 2°.
Mit Kupfertitel, signiert v. J. Leypolt.
T. 1: ... Anno M.DC.XI. 638 S. + 248 S. + 1 ungez. Bl.
T. 2: ... excudebat Ioannes Volmari ... Anno M.DC.XII. 230 S. + 7 ungez. Bl. + 20 S. + 78 S. + 3 ungez. Bl. + 181 S.
T. 3: ... excudebat Reinhardus Eltz ... Anno M.DC. XI. 4 ungez. Bl. + 317 S. + 10 ungez. Bl. + 348 S. + 9 ungez. Bl.
T. 4: ... excudebat Ioannes Volmari ... Anno M.DC.XII. 4 ungez. Bl. + 552 S. + 6 ungez. Bl. + 59 S. + 240 S. + 2 ungez. Bl.
T. 5: ... excudebat Ioannes Volmari ... Anno M.DC.XII. 6 ungez. Bl. + 596 S. + 13 ungez. Bl. + 122 S. + 62 S. + 23 S.
Sondertitel: NOVI || CALENDARII || ROMANI || APOLOGIA, || Aduersus Michaelem Maestlinum ... excudebat || IOANNES ALBINVS ... ANNO M.DC.XII. Es folgt Vorwort des Druckers an den Leser.
Sondertitel: Appendix ad novi calendarii Romani Apologiam ... Moguntiae, Sumptibus Antonii Hierat apud viduam Reinhardi Eltz ... Anno M.DC.XII.
Inhalt und weitere Sondertitel siehe B.-S. II, 1222f.

1613

418. COLLOQVIVM || DVRLA- || CENSE, || Habitum || INTER ... Ducem Vaudimontium, & ... Marchionem Durlacen- || sem, Anno M.DC.XIII. || Mense Julio. || MOGVNTIAE, || Typis IOANNIS VOLMARI, || ANNO M.DC.XIII. 42 S. Mainz StB.
Mit lateinischer Widmung des Druckers an den Mainzer Domkapitular Joh. Gotfried von Fürstenberg, datiert vom 23. September 1613.

1614

419. Clavius, Christophorus: CHRISTO- || PHORI CLA- || vii ... EPITOME ARITHMETICAE || Practicae nunc quinto ab ipso auctore an- || no 1606. recognita ... locupletata. || MOGVNTIAE, || Sumptibus Bernardi Gualtheri ... Excudebat IOANNES VOLMARI. || ANNO M.DC.XIV. 340 S. + Index. Mainz StB.

420. Crombecius, Johann: R. P. IOAN. || CROMBECII ... DE STVDIO PER- || FECTIONIS || LIBRI DVO. || Hac editione vltima ab ipso Authore re- || cogniti ... MOGVNTIAE, || Sumptibus Lamberti Rasfeldii, Excudebat | IOANNES VOLMARI, || ANNO M.DC.XIV. 20 ungez. Bl. + 1030 S. + Index. Mainz B PrSem.

421. Muretus, Antonius: M. ANTONII || MVRETI ... EPISTOLAE, HYMNI SACRI, || ET POEMATA OMNIA. || EDITIO VLTIMA, AB AVTHO- || re emendata, ... MOGVNTIAE, || Sumptibus ANTONII HIERATI, || Excudebat IOANNES VOLMARI. || ANNO M.DC.XIV. ... 300 S. Mainz StB.

422. TYMPIUS, Matthäus: SPECVLVM || MAGNVM || EPISCOPORVM, CANO- || NICORVM SACERDOTVM ET || aliorum Clericorum ... Accessit ... industria SPIRITVALIS || MILITIA CLERICORVM. || ... MOGVNTIAE, || Sumptibus PETRI HENNINGII, || ANNO M.DC.XIV. 6 ungez. Bl. + 839 S. + 6 ungez. Bl.
Schlußimpressum: MOGVNTIAE. || Excudebat Ioannes Volmari. || ANNO M.DC.XIV. Mainz StB.

423. ——: TRACTA- || TVS TRES SPI- || RITVALES ... I. De hostibus, bello, & armis militum || Christi ... MOGVNTIAE, || Sumptibus Petri Henningij & Lamberti Rasfeld, || Excudebat Ioannes Volmari. || ANNO M.DC.XIV. 103 S.
Beidruck zu Nr. 422? Mainz StB.

1615

424. COPPENSTEIN, Johann Andreas: EVCHARI- || STICVM COP- || PENSTEINIVM EX || CONCEPTIBVS BESSEANIS || AD VNDENAS REDACTVM || CONCIONES DE EVCHARISTIAE || ... MOGVNTIAE, || Sumptibus PETRI HENNINGII ... Excudebat Ioannes Volmari. || ANNO M.DC.XV. 175 S.
Nebentitel: Nucleus Coppensteinius ... de venerabili Sacramento. Mainz B PrSem.

425. ——: NOVISSIMORVM || MEMORIA- || LE Coppenstei- || nium ex conceptibus || Besseanis enuclea- || tis concinnatum. || ... MOGVNTIAE, || Sumptibus PETRI HENNINGII ... Excudebat Ioannes Volmari. || Anno M.DC.XV. ... 1 ungez. Bl. + S. 617-834. Tübingen UB.

426. ——: NVCLEVS || EX || CONCEPTIBUS || PRAEDICABILIBVS || Omnium operum || ... PETRI BESSEI ... MOGVNTIAE || SUMPT. PETRI || HENNINGY || ... 1615. 17 ungez. Bl. + 623 S.
Mit Kupfertitel.
T. 1: Sondertitel: NVCLEVS || COPPENSTEI- || NIVS ... In Dominicas Hybernas ... MOGVNTIAE, || Sumptibus PETRI HENNINGII ... Excudebat Ioannes Volmari. || ANNO M.DC.XV.
T. 2 (S. 295 ff.): ... In Dominicas Aestivas ... Tübingen UB.

427. MURETUS, Antonius: M. ANTONII || MVRETI ... ORATIONVM || VOLVMEN SECVNDUM. || Recens in lucem editum. || Adjunximus ... Caroli Sigonij ... Ora- || tiones VII. || Editio postrema ... MOGVNTIAE. || Sumptibus ANTONII HIERATI, || Excudebat Ioannes Volmari. || Anno M.DC.XV ... 7 ungez. Bl. + 279 S. Mainz StB.

428. ——: M. ANTONII || MVRETI, || ORATIONVM || VOLVMINA DVO. || QVORVM PRIMVM ANTE || ALIQVOD ANNOS IN || lucem prodiit, || Secundum vero recens est editum. || Editio Postrema. || Adjunximus ... CAROLI SIGONII ... Orationes VII. ... MOGVNTIAE, || Sumptibus ANTONII HIERATI, || Excudebat Ioannes Volmari. || ANNO M.DC.XV. ... 8 ungez. Bl. + 269 S. Mainz StB.

1616

429. CONTZEN, Adam: DE || PACE GER || MANIAE. || Libri Duo || PRIOR DE FALSA PACE || ALTER DE VERA PACE ... MOGUNTIAE, || Sumpt. BERNARDI GVALTHERI ... Excudebat Ioannes Volmari || ANNO MDC.XVI. 23 ungez. Bl. + 861 S. Mainz StB.

430. ——: De Unione et synodo generali Evangelicorum ... consultatio ... Moguntiae, apud B. Gualtherum 1615. 8 ungez. Bl. + 358 S. + 4 ungez. Bl. (Index).
B.-S. II, 1399, 3 hat das Impressum: Moguntiae, Sumpt. Bernardi Gualtheri ... Excudebat Ioannes Volmari. Anno M.DC.XV.
Mainz StB (2 Exempl. o. Titelblatt).

431. MAYER, Johann: THESES || EX VNIVER- || SIS PHILOSO- || PHIAE PARTIBVS || Quas ... IN ... Academia Moguntina ... propugnandas offert ... IOANNES MAYER || Asschaffenburgensis. (!) || MOGVNTIAE, || E Calcographeio IOANNIS VOLMARI. || Anno M.DC.XVI. 13. die Iunij. 4° 10 ungez. Bl. Mainz StB.

1617

432. CONTZEN, Adam: DISCEPTATIO || DE SECRE- || TIS SOCIE- || TATIS IESV || ... MOGVNTIAE, Apud Ioannem Volmari, || Sumptibus Bernardi Gualtheri, || ANNO M.DC.XVII. 190 S.
B.-S. II, 1400, 5. Mainz StB.

433. FORTUNATUS, Venantius Honorius: VENANTII || HONORII CLE- || MENTIANI FORTVNA- || TI...CARMINVM, EPISTOLARUM, EXPO- || SITIONVM LIBRI XI. || ... ACCESSERE || HRABANI MAVRI FVL- || DENSIS ... POEMATA SACRA || NVNQVAM EDITA. || OMNIA RECENS ILLVSTRATA NOTIS VARIIS || A || ... CHRISTOPHORO BROWERO ... MOGVNTIAE, || Sumptibus BERNARDI GVALTHERI ... Excudebat Ioannes Volmari. || ANNO 1617. || ... 6 ungez. Bl. + 345 S. + 14 ungez. Bl. + 266 S. + 5 ungez. Bl. + 150 S. + 3 ungez. Bl.
T. 1-3.
T. 3: Sondertitel: Hrabani Mauri ... Poemata ... Nunc primum vulgata et scholiis illustrata. Studio R. P. Christophoro Broweri. Mainz StB.

434. HUGO VON ST. VICTOR: HVGONIS || DE S. VICTORE, || ... OPERA OMNIA ... STVDIO ET INDVSTRIA ... THOMAE GARZONII || ... postillis, Annotatiunculis ... expolita ... TOMVS PRIMVS. || MOGVNTIAE, || Sumptibus ANTONII HIERAT ... excudebat Ioannes Volmari. || ANNO M.DC.XVII. 2° 4 ungez. Bl. + 418 S. + 2 ungez. Bl. (Index).
... TOMVS SECVNDVS ... 2 ungez. Bl. + 427 S. + 3 ungez. Bl.
... TOMVS TERTIVS ... 2 ungez. Bl. + 521 S. + 10 ungez. Bl.
Mit 2 Holzschnitten in T. 2. Mainz StB.

1618

435. COPPENSTEIN, Johann Andreas: NVCLEVS || COPPENSTEINIUS Ex || BESSEANIS || Conceptibus Praedicabilibus || ENVCLEATVS || ... MOGVNTIAE || Impensis Petri Henningij || ... M.DC.XVIII. 4° 4 ungez. Bl. + 303 S. + 7 ungez. Bl. + 563 S.
Kupfertitel: T. 1: NVCLEVS COP- || PENSTEINIVS ... IN DOMINICAS ... EDITIONE HAC ALTERA || AVXIT || FESTORVM SVPPLEMENTO ... COPPENSTEINIVS ... MOGUNTIAE, || Sumtibus PETRI HENNINGII ... Excudebat Ioannes Volmari. || Anno M.DC.XVIII.
T. 2: ... in Festa Sanctorum ... Tübingen UB.

436. JOHANNES TRUCHSESS V. WALDBURG: AGONES PERI- || PATETICI || QVOS ... IN ... ACADEMIA MOGVNTINA ... PVBLICE || INDICIT. || Ex in ante diem IV. Cal. Iun. Anno M.DC. XVIII. || MOGVNTIAE, || E Chalcographeio IOANNIS VOLMARI. 4° ungez. Bl. Mainz StB.

437. (SCHMIDT, Maximilian; Praes.:) PANCARPVM || SAPIENTIAE. || Quod ... IACOBVS CARO- || LVS S. R. IMP. DAPIFER || HAEREDITARIVS, BARO IN || WALPVRG ... IN ACADEMIA MOGVNTINA || ... Ad AVSTRIACI HONORIS || SACROS POSTES ... APPEN- || dit ... Ex in ante diem Calend. Iun. Anno M.DC.XVIII. || MOGVNTIAE, || Ex Typographeio IOANNIS VOLMARI. 4° 71 ungez. Bl.
B.-S. VII, 808, 6. Mainz StB.

438. (——; Praes.:) SEPTIZONIVM | PHILOSOPHICVM, || SIVE || VERITATVM PERI- || PATETICARVM MOLES SE- || PTENIS CLASSIBVS QVASI INTER- || COLVMNIIS INCISA...Quam...Archiepiscopali...Academiae Mogun- || tinae exhibet || GEORGIVS NICOLAVS REPFF...Ad III. Idus Iunias Anno M.DC.XVIII. || MOGVNTIAE || Ex officina Typographica IOANNIS VOLMARI. 4° ungez. Bl.
B.-S. VII, 808, 7. Mainz StB.

1619

439. Reginaldus, Valerius: COMPENDIARIA PRAXIS DIF- || FICILIORVM CASVVM CONSCIENTIAE || ... MOGVNTIAE, sumpt. Petri Henningii ... Excudebat Ioannes Volmari || Anno M.DC.XIX. 4 ungez. Bl. + 130 S. + 3 ungez. Bl.
Aschaffenburg Stiftsbibliothek

3. Drucke ohne Angabe des Druckers, die wegen ihrer typographischen Ausstattung, ihres Inhaltes oder Verlegers wahrscheinlich aus der Offizin Albin-Strohecker stammen.

1604

440. Platina, Bartolomeo: Päbstliche Chronica B. Platinae. || Das ist || Historische Beschrei- || bung aller ... Päpste ... durch ... PANVINIVM vnnd I || BAPTISTAM CICARELLAM biß auff gegenwertige zeit continuirt ... in hoch Teutsch vbersetzt || Durch || IOHANNEM BENTZIVM ... Getruckt zu Mäyntz | in Verlegung IOHAN. THEO- || BALDI SCHÖNVVETTERI. || Anno M.DC.IV. 2 ungez. Bl. + 764 S. + 96 S. (unvollständig?)
Mit Titelholzschnitt, der das Signet Georg Kellers trägt, und kleinen Kupferstichbrustbildern aller Päpste. Mainz B PrSem.

1608

441. Johann Schweikard v. Kronberg: Anno Domini M.DC.VIII. 3. Non. Septemb. || (I)N NOMINE SANCTISSIMAE TRINITATIS ... (liturgische Vorschriften für das Chorgebet im neuen Kirchenjahr) Einblattdruck.
Mainz StB (eingeklebt in den Einbanddeckel von Vf:2°/441 b; nur obere Hälfte).

442. Josemann, Hermann: Predicanten || Latein: || Das ist || Drey Fragen | allen genan- || ten Evangelischen Predicanten || von vielen Catholischen offtmals || auffgeben | aber nie ... gründ- || lich beantwortet: || Jetzo auffs new in Reimen verfasset. || ... Getruckt im Jahr Christi || MDCVIII.
Vergleiche Nr. 128. Mainz StB.

1610

443. Maioli, Simone: Dies caniculares, hoc est Colloquia tria et viginti physica ... Editio nova ... Moguntiae apud J. Th. Schönvvetter 1610. 4° VIII + 558 + Index.
... tomus secundus ... Editio altera ... Moguntiae (1610). 4° IV 545 S. + Index.
Cat. gén. 103. 1077.

1612

444. Breviarium Moguntinum. 1612.
Vgl. Nr. 184.
Bohatta 2458.

445. Petrus v. Posen: Commentaria in primum librum sententiarum ... Joh. Duns Scoti. Moguntiae, impensis J. T. Schönwetteri 1612. 4° 1034 S.
Mit Kupfertitel.
Cat. gén. 135. 272.

446. Tympius, Matthäus: Memoriale Granatae, Gülden Memorial ... Gedruckt zu Maintz, in Verlegung Petri Hennings u. Lamberti Rassfeldii 1612.
Vermutlich von Volmar gedruckt. Vgl. Nr. 422f.
Lucas S. 90.

1613

447. Candela, Johannes Dominicus: Ioannis || DOMINICI || CANDELAE || ... De Bono Status || virginitatis & || continentiae || LIBRI TRES ... Latine redditi à M. ENGEL- || BERTO OLIVERIO ... MOGVNTIAE. || Impensis Petri Henigi(!) ... Anno || 1613. 10 ungez. Bl. + 710 S. + 9 ungez. Bl. (Index).
Mit Kupfertitel. Tübingen UB.

448. Richeôme, Louis: IDOLOLATRIA || HVGENOTICA | || ... A R^doP. MARCELLINO BOMPAR ... latinitate donata || et edita ... MOGVNTIAE || Sumptibus Petri Henningi ... Anno || 1613 ... 20 ungez. Bl. + 740 S. + Index.
Mit Kupfertitel. Mainz StB.

1614

449. Baronius, Caesar: ANNALES || ECCLESIASTICI || EX XII TOMIS ... in Epitomen || redacti, || OPERA || HENRICI SPONDANI ... MOGVNTIAE, Impensis Ioannis Theo- || baldi Schönwetteri. || M.DC.XIV. 2° 11 ungez. Bl. + 1080 S. + Index.
Mit Kupfertitel, signiert von Eberhard Kieser.
GK 11. 8442.
GK 11. 8443: 1086 S. Mainz StB.

450. Diez, Felippe: R. P. FRATRIS || PHILIPPI || DIEZ ... CONCIONES QVADRV- || PLICES IN EVANGELIA ... PER TOTVM || Annum ... EDITIO POSTREMA, AB ... mendis vindicata, & Indice ... adaucta ... MOGVNTIAE, || Sumptibus Antonij Hierati ... || ANNO M.DC.XIV. 4° 4 ungez. Bl. + 492 S. + 347 S. + 163 S. Mainz B PrSem.

451. Maioli, Simone: Dies caniculares ... Opus hac tertia editione revisum ... Moguntiae, impensis J. T. Schönwetteri 1614. 2° VIII, 1060 S. + Index.
Cat. gén. 103, 1078.

452. Petrus v. Posen: Sermones Dominicales totius anni. Pars 1. Moguntiae apud Jo. Theob. Schonvvetter 1614. 4°.
Fft MK 1614.

1615

453. Coppenstein, Johann Andreas: Epitome conceptuum Praedicabilium & omnium operum R. P. Petri Bessaei. 2 Bde. Mog., sumpt. Petri Henningii 1615.
Fft MK 1615.

454. Iunius, Balduinus: R. P. F. || BALDVINI || IVNII ... MANVALE || THEOLOGICVM ... MOGVNTIAE, || Sumptib. BERNARDI GVALTERI ... M.DC.XV. 9 ungez. Bl. + 1172 S.
Mainz StB.

455. Maioli, Simone: DIES CANICVLARES ... Hoc est, || COLLOQVIA PHYSICA ... Opus hac vltima editione reuisum ... adauctum ... 1615 || MOGVNTIAE || Impensis Ioannis Theobaldi Schönwetteri. 2° 4 ungez. Bl. + 1248 (vielm. 1308) S. + Index.
Mit Kupfertitel. Mainz StB.

1616

456. Castro, Cristobal de: ... COMENTARIORVM in Hieremiae Prophetias, Lamentationes, et Baruch, Libri sex ... Editio nova ... ab ipso auctore emendata ... Moguntiae, apud Ioannem Theobaldum Schönwetterum, 1616. 2° 527 S. + 25 Bl.
B.-S. II, 860, Nr. 2.
Cat. gén. 24. 1027: 582 S. + Widm. + Indices; (anderes Exemplar: LVI, 542 S.)

457. — —: R. P. || CHRISTOPHORI || CASTRI ... COMMENTARIORVM || IN DVODECIM PROPHETAS || LIBRI DVODECIM ... MOGVNTIAE, || Apud Ioannem Theobaldum Schönvvetterum. || MDCXVI. 2° 10 ungez. Bl. + 582 S. + Index.
Mainz StB.

458. Sanchez, Gaspar de Cienpoçuelos: R.P. || GASPARIS || SANCTII ... IN ISAIAM PROPHETAM || COMMENTARII ... MOGVNTIAE, || Apud Ioannem Theobaldum Schönvvetterum. ANNO M.DC.XVI. 2° 8 ungez. Bl. + 736 S. + 7 ungez. Bl. (Index).
Mainz StB.

1617

459. Baronius, Caesar: (Ausz.) Annales ecclesiastici ex 12 tomis red. (Hrsg.: Henricus Spondanus), postrema editio. Mog.: Schönwetter 1617. 2° 1086 S.
GK 11. 8446.
GK 11. 8447: Dasselbe P. (1.) 2.

1618

460. Baronius, Caesar: (Ausz.) Annales ecclesiastici ... (Hrsg.: Henricus Spondanus) Postrema editio. Mog.: Hierat 1618. 2° 1086 S.
Vgl. Nr. 459, 463.
GK 11 8448

461. Smetius, Henricus: SYSTEMA || PROSODIAE ... De cognoscenda Syllabarum Posi- || tione ... MOGVNTIAE, || Sumptibus Petri Henningij & viduae || Lamberti Rasfelds. || Anno 1618. 390 S.
Der Druck ist nach der typographischen Ausstattung von Johann Volmar angefertigt, der auch sonst für die Firmen Henning und Raesfeldt arbeitete (vgl. Nr. 420, 422ff.). Mainz StB.

1619

462. Canisius, Petrus: Manuale Catholicorum in vsvm pie precandi. Mog. apud Schönwetter 1619.
Fft KM 1619.

1623

463. Baronius, Caesar: ANNALES || ECCLESIASTICI, || EX XII. TOMIS ... in Epitomen redacti. || Editio altera ... accuratior ... cum...AVCTARIO...vsque...1622...|| Opera || HENRICI SPONDANI ... MOGVNTIAE, Impensis ANTONII || HIERATI ... M.DC.XXIII. ... 2° 11 ungez. Bl. + 562 S. + 1 ungez. Bl. + 464 S. + Index + 78 S. + Index.
Mit Titelkupfer, signiert von Eberhard Kieser. Mainz B PrSem.

464. Torreblanca, Franciscus: Daemonologia. Mainz 1623.
Vgl. die Ausgabe von 1624 (Nr. 468).
Aschaffenburg Stiftsbibliothek

1624

465. Coppenstein, Johann Andreas: Controversiarum inter Catholicos et haereticos ex ... Bellarmino in epitome redactarum pp. 4. Moguntiae 1624-26.
Hurter III, 743. Aschaffenburg Stiftsbibliothek

466. ——: NVCLEVS || COPPENSTEINIUS Ex || BESSEANIS || Conceptibus Praedicabilibus || ENVCLEATVS ... In Euangelia per Annum || Dominicarum, Festorum || Aduent: et Quadrages: ... MOGVNTIAE || Impensis Petri Henningij ... M.DC.XXIV. 4° 7 ungez. Bl. + 976 S. + Index.
Mit Kupfertitel und verschiedenen Sondertiteln. Tübingen UB.

467. Johann Schweikard v. Kronberg: Ankündigung einer Landrettungssteuer (Formular), datiert: Aschaffenburg 30. 8. 1624: »Johann Schweickhart von Gottes Gnaden | || ...«; Einblattdruck
StA Mainz Churmainz. Verordnung.

468. Torreblanca, Franciscus: DAEMONOLOGIA || SIVE || DE MAGIA NATVRALI, DAEMONIACA ... LIBRI QVATVOR ... MOGVNTIAE || Impensis IOH. THEOWALDI SCHÖNWETTERI. || Anno Christi || M.DC.XXIII (handschriftlich in »1624« geändert). 4° 12 ungez. Bl. + 76 S. + 632 S. + 21 ungez. Bl. (Index).
Mit Kupfertitel. Mainz StB.

1625

469. Coppenstein, Johann Andreas: Controversiarum omnium hujus aevi Luthero – calvinistarum libri tres, ex ... Bellarmino in epitomen redacti ... Ed altera T. 1-3. Moguntiae, impensis J. T. Schönwetteri 1625-27. 4°.
T. II: EPITOME R.ss P. || BELLARMINI CARD. ... Tomus II. ... Moguntiae Sumptibus IOANNIS THEO- || BALDI SHÖNVVETTERI. Anno M.DC.XXV. 8 ungez. Bl. + 285 S.
Mit Titelkupfer.
Beigefügt: Coppensteinii excalvinizata Catechesis Calvino – Heidelbergensis ...
F. IOANNIS AN- || DREAE COPPEN- || steinij ... ad || EPITOME R.ss BEL- || LARMINI CARD. || supplementum ... M.DC.XXV. 4 ungez. Bl. + 327 S.
T. III erschien 1626. Siehe Nr. 471.
Cat. gén. 31. 1097. Mainz StB.

1626

470. (Coppenstein, Johann Andreas): R. P. F. || JOANNIS ANDREAE MANDALENSIS ... COPPENSTEINISCHER || CHRIST || Vnd || ANTICHRIST ... Beantwortet ... Im Verlag Johann Gottfriedt | Schönwetters. || M.DC.XXVI. 4° 12 ungez. Bl. + 222 S. Mainz B PrSem.

471. ——: F. R. P. || IOH. ANDREAE || COPPENSTEINNII ... SECVLARIS || INDICIS ... continuatio, || SIVE || CONTROVERSIARVM EPITOME...Tomus Tertius. || ... MOGVNTIAE, || Impensis IOH. THEOBALDI SCHÖNWETTERI, || ANNO M.DC.XXVI. 4° 4 ungez. Bl. + 63 S. + 6 ungez. Bl. + 78 S.
Sondertitel: Castigatio Apologiae ... Mainz StB.

472. ——: SPONGIA || CONCORDIAE || PAPAE-CALVINISTICAE ... Contra || D. IOANNEM HIMMELIVM ... MOGVNTIAE, || JOAN. THEOB. SCHÖNWETTERI sumptibus || Anno MDCXXVI. 8 ungez. Bl. + 88 S. + 4 ungez. Bl.
Tübingen UB.

473. Sandäus, Maximilian: R. P. || MAXIMILIANI || SANDAEI ... (Theologia) SYMBOLICA ... MOGVNTIAE, || Impensis Ioannis Theobaldi Schönvvetteri. || M.DC.XXVI. 4° 4 ungez. Bl. + 716 S. + 20 ungez. Bl. (Index).
B.-S. VII, 559, 21. Mainz StB.

1627

474. Coppenstein, Johann Andreas: CONTROVERSIARVM || OMNIVM || HVJVS AEVI LVTHERO- || CALVINISTICARVM || Libri Tres || ex ... Bellarmino in Epitomen redacti ... EDITIO ALTERA || ... MOGVNTIAE || Impensis Ioannis Theobaldi Schönwetteri. || ANNO M.DC.XXVII. 4° 16 ungez. Bl. + 374 S. + 138 S.
Mit Kupfertitel. Mainz StB.

475. ——: DISCVRSVS || REALES || In | ADVENTVALES || FERIAS ... PARS PRIMA || ADVENTVALIS ... MOGVNTIAE. || Sumptibus Joannis Theobaldi Schönwetteri. || M.DC. XXVII. 4° 6 ungez. Bl. + 280 S.
... PARS SECVNDA || HYBERNA ... 4 ungez. Bl. + 680 S.
... PARS TERTIA || VERNA ... 2 ungez. Bl. + 751 S.
Tübingen UB.

476. Sandäus, Maximilian: Aviarium Marianum, sive Orationes ad sodales in festivitatibus Deiparae habitae, desumpta materia ab avibus ... (Moguntiae,) impensis I. T. Schönwetteri, 1627. 473 S.
Cat. gén. 162, 524.

477. ——: Theologia mystica, seu Contemplatio divina ... Moguntiae, impensis I. T. Schönwetteri 1627. 4° 663 S.
Titel mit Kupferstichumrahmung.
Cat. gén. 162. 527.

1628

478. Sandäus, Maximilian: Aviarium Marianum sive Orationes ad Sodales in festiuitatibus Deiparae habitae ... Moguntiae Impensis Joh. Theobaldi Schoenwetteri 1628. 473 S.
Franz Falk, Maximilian Sandäus, in: Der Katholik 83, 2 (1903), S. 455.
Cat. gén. 162. 524.

1629

479. Coppenstein, Johann Andreas: Bibliotheca concionatorum, sive Discursus exegetici et reales in dominicas per totum annum et singulas ferias ... P. 1-3 in 2 Vol. Moguntiae, imp. J. T. Schönwetteri, 1629. 4°.
Cat. gén. 31. 1097.

480. Sandäus, Maximilian: R. P. || MAXIMILIANI || SANDAEI ... MARIA || FLOS MYSTICVS || siue || ORATIONES || Ad Sodales in festiuitatibus deiparae ... Moguntiae apud Godefri- || dum Schonwetterum || 1629. 381 S.
Mit Kupfertitel. Tübingen UB.

481. ———: R. P. || MAXIMILIANI || SANDAEI ... THEOLOGIA || IVRIDICA. || Inqua || Materia de contractibus humanis ... Euangelijs Dominicalibus accomoda- || tur ... MOGVNTIAE, || Impensis Ioannis Theobaldi Schönvvetteri. || M.DC.XXIX. 4° 20 ungez. Bl. + 693 S. + 10 ungez. Bl. (Index).
Mit Kupfertitel. Mainz StB.

1630

482. SANDÄUS, Maximilian: R. P. || MAXIMILIANI || SANDAEI || ... MARIA || PATRONA || ORATIONES || Ad Sodales habitae ... MOGVNTIAE || Impensis Ioann. Theobaldi || Schönwetteri. || 1630. 23 ungez. Bl. + 570 S. + 5 ungez. Bl. Mainz StB.

1631

483. SANDÄUS, Maximilian: GEMMA MYSTICA || R. P. MAXIMILIANI || SANDAEI ... MARIA || GEMMA MYSTICA ... MOGVNTIAE || Impensis Ioann. Theobaldj || Schönwetteri. |. 1631. 23 ungez. Bl. + 1 leer. Bl. + 706 S. + 13 ungez. Bl. (Index). Mit Kupfertitel und 6 weiteren Kupferstichen. Mainz StB.

484. ———: CAVE || Videtur || MAXIMILIANI || SANDAEI || MVNDVS || FALLAX ... Moguntiae || Impensis Ioanni || Theobaldi schönWetter || XXXI. (1631). 36 ungez. Bl. + 617 S.
Mit Kupfertitel. Mainz StB.

Undatiert:

485. Kundt vnd zu wissen sey ... jedermenniglichen | daß ... (Ankündigung eines fahrenden Arztes, der in Mainz Quartier bezogen hat). Einblattdruck (während der Regierungszeit des Erzherzogs Albrecht in den Spanischen Niederlanden gedruckt).
Mainz StB (eingeklebt im Einbanddeckel von Vf: 2°/441 b).

VI

LITERATUR- UND QUELLENVERZEICHNIS

1. UNGEDRUCKTE QUELLEN

1. Aus dem Stadtarchiv FRANKFURT A. M.: (zit.: StA Ffm):
   Abteilung: Zensur, Buchhandel, Buchdruck, Presse Nr. 27, 28, 157. (zit.: Zensur u. Presse).
2. Aus dem Historischen Archiv des Erzbistums KÖLN:
   Domarchiv K II, 7: Akten betreffend den Nachlaß Arnold Quentels.
3. Aus dem Stadtarchiv MAINZ (zit.: StA Mz):
   Album civicum 1510/1707 (1/201).
   Borgations- und Ingrossationsbücher (zit.: Borg.B.) 5/19, 21, 23. 24. 26-28.
   Schatzungsbelagbuch 1614 (6/55).
   Verzeichnis der schwedischen Kontribution der Bürgerschaft 1631 (7/2).
   Kirchenbücher von St. Christoph, St. Ignaz und St. Quintin (zit.: Kirchenb. St. Christoph usw.).
   Verzettelung der Bürgerannahmen (zit.: Bürgerann.).
   Churmaintzische Verordnungen (zit.: Churmainz. Verordn.).
4. Aus dem Österreichischen Staatsarchiv, Abt.: Haus-, Hof- und Staatsarchiv WIEN (zit.: HHSA Wien):
   Impressoria (zit.: Impr.) Fasc. 1 fol. 27-58, Fasc. 70 fol. 1-24.
   Judizialakten des Reichshofrates, Antiqua (zit.: Ant.) Fasc. 945, Nr. 2.
   Akten der Bücherkommission im Reich (zit.: Bücherkomm.) Karton 1 und 2.
5. Aus dem Bayrischen Staatsarchiv WÜRZBURG (zit.: SA Würzb.):
   Mainzer Ingrossaturbücher (zit.: Mz. Ingross.B.) Bd. 84, 90.
   Mainzer Domkapitelsprotokolle (zit.: Mz. Domkap.Prot.) Bd. 24-28, 30.
6. Unveröffentlichtes Katalogmaterial, gesammelt von Herrn Bibliotheksrat Dr. Josef Benzing, Mainz.

2. LITERATUR

BACKER, Augustin de, und Alois de BACKER: Bibliothèque de la Compagnie de Jésus. Nouv. éd. par Carlos Sommervogel. Première partie: Bibliographie. T. 1-10. Bruxelles 1890-1909. (zit.: De Backer – Sommervogel)

BENZING, Josef: Johann Albin zu Mainz als Reichsdrucker (1598-1620). In: Gutenberg-Jahrbuch 25 (1950), S. 209-213

—: Balthasar Lipp und die Anfänge des Buchdrucks zu Höchst a. M. In: Gutenberg-Jahrbuch 27 (1952), S. 133-136

BENZING, Josef, und Helmut PRESSER: 500 Jahre Mainzer Buchdruck. Festgabe zum 70. Geburtstag von Aloys Ruppel. Mainz 1952. (zit.: Benzing-Presser)

BINZ, Gustav: Literarische Kriegsbeute aus Mainz in schwedischen Bibliotheken. In: Mainzer Zeitschrift, Jg. 12/13 (1917/18), S. 157-165

BODMAN, Franz Joseph: Die Schweden zu Mainz. Ein Beitrag zur Geschichte dieser Stadt, aus gedruckten und ungedruckten Quellen. Mainz (1812)

BRÜCK, Anton Philipp: Das Erzstift Mainz und das Tridentinum. Mainz, Kath. theol. Diss. 1948

BUCHSBELL, Gottfried: Zur Biographie des Justus Calvinus (Baronius) Vetera castrensis. In: Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, 22 (1901), S. 298-316

DIEPENBACH, Wilhelm: Die Wappenkalender des Mainzer Domkapitels. In: Mainzer Zeitschrift, 28 (1933), S. 21-24

DIETZ, Alexander: Frankfurter Handelsgeschichte. Bd. 3. Frankfurt/M. (1921)

DUHR, Bernhard: Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge. Freiburg i. Br., Bd. 1 ... im 16. Jahrhundert. 1907. Bd. 2, Teil 1, 2: ... in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts. 1913

ECKEHARD, Gabriele: Das deutsche Buch im Zeitalter des Barock. Berlin 1930

FALK, Franz: Exegetische Arbeiten der Mainzer Jesuiten 1600-1620. In: Zeitschrift für katholische Theologie 23 (1899), S. 366-371

—: Die Mainzer Bibeldrucke. In: Der Katholik. Jg. 79, 1 (1899), S. 334-343

—: Bibelstudien, Bibelhandschriften und Bibeldrucke in Mainz vom 8. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Mainz 1901

—: Die Correctoren und die Correctur der gedruckten liturgischen Bücher des ehemaligen Erzstifts Mainz. In: Der Katholik. Jg. 80, 2 (1900), S. 530-546

—: Marianum Moguntinum. Geschichte der Marienverehrung und der Immakulata-Tradition im Bistum Mainz und am Mittelrhein. Mainz 1906

—: Der Mainzer Vugata-Druck von 1609. In: Der Katholik. Jg. 79, 1 (1899), S. 448-454

FAULMANN, Karl: Illustrierte Geschichte der Buchdruckerkunst mit besonderer Berücksichtigung ihrer technischen Entwicklung bis zur Gegenwart. Wien, Leipzig 1882

FLEMMING, Willi: Deutsche Kultur im Zeitalter des Barock. Potsdam 1937

FROHNHÄUSER, Ludwig: Gustav Adolf und die Schweden in Mainz und am Rhein. Darmstadt 1894

GRABMANN, Martin: Die Geschichte der katholischen Theologie seit dem Ausgang der Väterzeit. Freiburg i. Br. 1933

HURTER, Hugo: Nomenclator literarius theologiae catholicae... T. 3. Aetas recens... 1564-1663, Ed. 3. Oeniponte 1907

JANSSEN, Johannes: Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 1.-12. Aufl. Freiburg i. Br. Bd. 5: Vorbereitung des 30jährigen Krieges. 1886. Bd. 6: Culturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des 30jährigen Krieges. 1888. Bd. 7. 8: Culturzustände... Buch 3. 4. Erg. u. hrsg. v. Ludwig Pastor. 1893-94

KAPP, Friedrich: Geschichte des deutschen Buchhandels bis in das 17. Jahrhundert. Leipzig 1886. (Geschichte des deutschen Buchhandels. Bd. 1)

KREBS, Richard: Die politische Publizistik der Jesuiten und ihrer Gegner in den letzten Jahrzehnten vor Ausbruch des 30jährigen Krieges. Halle 1890

KUHNERT, Ernst, und Hans WIDMANN: Geschichte des Buchhandels. In: Handbuch der Bibliothekswissenschaft, begründet von Fritz Milkau. 2. Aufl. hrsg. v. Georg Leyh. Bd. 1. Wiesbaden 1952. S. 849-1004

LÖWE, Busso: Die Ausbreitung der griechischen Typographie in Deutschland bis zum Ende des 30jährigen Krieges. In: Gutenberg-Jahrbuch 15 (1940), S. 297-316

LOTZ, Arthur: Die neue Formenwelt im Buchschmuck des 16. Jahrhunderts: Maureske und Rollwerk. In: Philobiblon, Zeitschrift für Bücherliebhaber. Jg. 8 (1935), S. 203 ff., 253

—: Ornamentaler Buchschmuck im deutschen Barock und Rokoko. In: Philobiblon, Zeitschrift für Bücherliebhaber. Jg. 11 (1938), S. 233 ff.

LUCAS, Bernhard: Der Buchdrucker Lambert Raesfeldt. Ein Beitrag zur Buchdruckergeschichte Münsters im 16. und 17. Jahrhundert. Münster i. W. 1929

LUTHER, Johannes: Die Anfänge des Klischee. In: Beiträge zur Bücherkunde und Philologie. August Wilmanns zum 25. 3. 1903 gewidmet. Leipzig 1903, S. 181-192

MORI, Gustav: Die Anfänge des Schriftgießergewerbes in Frankfurt/M., Frankfurt/M. 1928

—: Die Egenolff-Luthersche Schriftgießerei in Frankfurt/M. und ihre geschäftlichen Verbindungen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Frankfurt/M. 1926

OPEL, J.: Nachdruck der Schriften des Jesuiten Martin Verbeek (Becanus) in Frankreich und in den Niederlanden. In: Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels 10 (1887), S. 265-267

RATH, Erich v.: Buchdruck und Buchillustration bis zum Jahr 1600. Bearb. v. Rudolf Juchhoff. In: Handbuch der Bibliothekswissenschaft, begründet v. Fritz Milkau. 2. Aufl. hrsg. v. Georg Leyh. Bd. 1. Wiesbaden 1952. S. 388-533

—: Zur Entwicklung des Kupferstichtitels. In: Buch und Schrift. Jahrbuch des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum. Jg. 3 (1929), S. 51-56

RODENBERG, Julius: Der Buchdruck von 1600 bis zur Gegenwart. In: Handbuch der Bibliothekswissenschaft. Begr. v. Fritz Milkau. 2. Aufl. hrsg. v. Georg Leyh. Bd. 1. Wiesbaden 1952. S. 534-681

SARTORIUS, Johannes: Die Marianische Kongregation der Herren und Bürger in Mainz 1609-1640. Mainz (1940)

SCHAAB, Karl Anton: Die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gensfleisch, genannt Gutenberg zu Mainz... Mainz Bd. 1: 1830. Bd. 3: 1831

SCHNEIDER, Adam: Spaniens Anteil an der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts. Straßburg 1898

SCHNÜRER, Gustav: Katholische Kirche und Kultur in der Barockzeit. Paderborn 1937

SCHOTTENLOHER, Karl: Bücher bewegten die Welt. Eine Kulturgeschichte des Buches. Bd. 1, 2. Stuttgart 1951-52

—: Die Druckprivilegien des 16. Jahrhunderts. In: Gutenberg-Jahrbuch 8 (1933), S. 89-110

—: Die Widmungsvorrede im Buch des 16. Jahrhunderts. Münster i. W. 1953

—: Widmungsvorreden deutscher Drucker und Verleger des 16. Jahrhunderts. In: Gutenberg-Jahrbuch 12/13 (1942/43) S. 141-176

SCHROHE, Heinrich: Aufsätze und Nachweise zur Mainzer Kunstgeschichte. Mainz 1912. (Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz, Bd. 2)

—: Die Stadt Mainz unter kurfürstlicher Verwaltung (1462-1792). Mainz 1920. (Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz. Bd. 5)

—: Die Mainzer Stadtaufnahmen des 16. bis 18. Jahrhunderts. Mainz. Teil 1: Die Mainzer Stadtaufnahmen von 1568 und 1594. 1930. (Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz. Bd. 6.). Teil 2: Die Mainzer Stadtaufnahmen von 1657 und 1687. 1930. (Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz. Bd. 7)

SCHULZE-KOLBITZ, Otto: Das Schloß zu Aschaffenburg. Straßburg 1905.

SCHWETSCHKE, Gustav: Codex nundinarius Germaniae Literatae Bisecularis. Meß-Jahrbücher des deutschen Buchhandels von dem Erscheinen des ersten Meßkataloges im Jahr 1564 bis zur Gründung des ersten Buchhändler-Vereins im Jahre 1765. Halle 1850

STARP, Hildegard: Das Frankfurter Verlagshaus Schönwetter 1598-1726. Mainz, Phil. Diss. 1955

WERNER, Karl: Geschichte der katholischen Theologie. Seit dem Trienter Konzil bis zur Gegenwart. 2. Aufl. München und Leipzig 1889

WIDMANN, Simon: Eine Mainzer Presse der Reformationszeit im Dienste der katholischen Literatur. Paderborn 1889

ZÜLCH, Walther Karl: Frankfurter Künstler 1223-1700. Frankfurt a. M. 1935

BERNHARD BRILLING

Jüdische Buchdruckerfamilien in Frankfurt a. d. Oder

Zu den wenigen Berufen, deren freie Ausübung den Juden auch vor der Emanzipation gestattet war, gehörte der Beruf des Buchdruckers[1], der kurze Zeit nach der Erfindung des Buchdruckes auch von Juden ausgeübt wurde. Bereits ungefähr dreißig Jahre nach der Erfindung des Buchdrucks – im Jahre 1475 – erschienen die ersten hebräischen Drucke[2]. Im Laufe der Zeit bildete sich eine jüdische Buchdrucker-Tradition, und es gab bald Familien, in denen der Buchdruck eine überlieferte und erbliche Kunst war[3], die von den Druckern wegen ihrer Wichtigkeit als »heilige Arbeit« (Melecheth hakodesch) bezeichnet wurde. Zu den ältesten jüdischen Druckerfamilien gehört die aus Deutschland (Fürth) stammende Familie Soncino[4], die ihren Namen nach dem Druckort Soncino in der Lombardei erhielt, wo Josua Salomo ben Israel Nathan und sein Bruder Mose im Jahre 1483 ihre Arbeit mit der Herausgabe des ersten Talmudtraktates »Brachoth« (-Segenssprüche) begannen. Die Familie Soncino spielt in der Frühzeit der hebräischen Typographie der Länder Italien und Türkei eine wichtige Rolle, ebenso wie die Familie Gerschuni (Gersoniden)[5] in Prag und die Familie Helicz[6] in Polen im 16. Jahrhundert, als sich der hebräische Buchdruck in Europa verbreitete. Diese und einige weitere Familien sind in der Literatur bereits behandelt worden. Dagegen hat die Literatur und Forschung der hebräischen Druckgeschichte bisher die Familien nicht beachtet, die an der Entwicklung des hebräischen Buchdrucks in Frankfurt a.d.O. vom 17. bis zum 19. Jahrhundert beteiligt waren[7].

Bei meinen Forschungen zur Geschichte der hebräischen Buchdruckerei in Frankfurt a.d.O. konnte ich feststellen, daß sich auch dort jüdische Druckerfamilien herausgebildet hatten, die fast vom Beginn des hebräischen Buchdrucks in Frankfurt a.d.O. (1675) bis zur Emanzipationszeit (1812) in der dortigen hebräischen Druckerei beschäftigt gewesen waren. Zur Bildung seßhafter jüdischer Buchdruckerfamilien in Frankfurt a. d. O. trugen zwei Tatsachen bei. Einmal war es die günstige rechtliche Lage der jüdischen Buchdrucker, die durch ihre Inskription bei der Frankfurter Universität zu Universitätsbürgern wurden, die wie ihre christlichen Kollegen unter dem Schutz der Universität standen. Dadurch erwarben sie gewisse, für Juden in Preußen damals überaus wichtige Rechte, wie das der Niederlassung und Begründung von Familien, die den städtischen Behörden nicht unterstanden. Ferner war Frankfurt eine größere Stadt, deren Messen viele Besucher angezogen und in der sich eine bedeutende jüdische Gemeinde mit bekannten

[1] S. den Artikel »Druckwesen« in der Enc. Jud. Bd. VI. Sp. 39ff.

[2] Über die hebr. Inkunabeln s. A. Marx in: Soncino-Blätter I. (Berlin 1925-1926) S. 159ff. und Ch. B. Friedberg, History of Hebrew Typography in Italy, Spain-Portugal and the Turkey (hebr. Buch mit englischem Titel) Tel-Aviv, 1956 S. 9ff.

[3] M. Steinschneider hat in seinem Catalogus librorum hebraeorum in Bibliotheca Bodleiana als erster auf Grund des ihm zur Verfügung stehenden Buchmaterials versucht, Stammtafeln jüdischer Druckerfamilien zusammenzustellen, die allerdings sehr ergänzungsbedürftig sind. Er führt folgende Familien auf: Porto (Nr. 7734), Chalfan (7623), Bak (7835), Baschwitz (7858), Isac ben Aron aus Prostitz (8161), Jaffe (8276), Isac ben Jesaja aus Woidislaw (8568), Katz-Gersoni (8664), Hurwitz (8817), Mose ben Abraham Abinu (8832), Maarsen (8890), Medina (8910), Soncino (9283), Jachja (9290) und Letteris (9294).

[4] Über die Druckerfamilie Soncino s. A. Freimann in: Soncino-Blätter I (Berlin 1925) S. 9ff.; sowie das (hebr.) Buch von A. M. Habermann: Die Drucker aus der Familie Soncino, Wien, 1933.

[5] Über die Druckerfamilie Gerson Kohen (Gerschuni-Katz) s. S. H. Lieben in: Die Juden in Prag (Prag, 1927) S. 91ff.

[6] Über die Familie Helicz s. M. Balaban in Soncino-Blätter Bd. III (1929) S. 1ff.

[7] Die erste Arbeit über jüdische Buchdrucker in Frankfurt a. d. O. habe ich in der hebr. bibliographischen Zeitschrift: »Kirjath Sepher« Bibliographical Quarterly of the Jewish National and University Library (Jerusalem), vol. XXXI (1955/56) S. 136-145, und S. 252-254 unter dem Titel: Druckerfamilien in Frankfurt a. d. O. veröffentlicht. Hier bringe ich eine erweiterte und ergänzte Bearbeitung dieses Themas.

VERZEICHNIS DER IN DEN ANMERKUNGEN GEBRACHTEN ABKÜRZUNGEN

CB	= Moritz Steinschneider: Catalogus librorum Hebraeorum in Bibliotheca Bodleiana. Berlin, 1852-1860.
Enc. Jud.	= Encyclopaedia Judaica (in deutscher Sprache), Eschkol-Verlag, Berlin, 1928ff.
Friedberg	= B. Friedberg: Geschichte der hebräischen Typographie der mitteleuropäischen Städte: Altona, Augsburg, ... (hebräisches Buch mit deutschem Titel), Antwerpen, 1935.
MGWJ	= Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums.
SBB	= Studies in Bibliography and Booklore. Cincinnati, 1953ff.
ZGJD	= Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland (erste Folge) Berlin, 1887-1892.

Rabbinern an der Spitze gebildet hatte. Außerdem gab es dort eine bekannte Universität, an der seit Ende des 17. Jahrhunderts auch jüdische Hörer inskribiert waren. Frankfurt unterscheidet sich dadurch vorteilhaft von den kleinen Druckorten wie Dyhernfurth oder Sulzbach, die die Drucker ihrer Abgelegenheit und Kleinheit wegen gewöhnlich bald zu verlassen pflegten.

1. DIE FAMILIE HORWITZ

Die älteste jüdische Buchdruckerfamilie in Frankfurt a.d.O. war die Buchdruckerfamilie Horwitz. Sie war ein Zweig der alten angesehenen Prager Familie gleichen Namens, die diesen Namen, den sie ihrer Herkunft aus dem kleinen böhmischen Städtchen Horowitz bei Beraun verdankt, bereits seit dem 16. Jahrhunderts führt[8]. Zu den ersten Juden, die sich an dem hebräischen Buchdruck in Prag zu Beginn des 16. Jahrhunderts beteiligten, gehörte Jesaja ben Ascher Horwitz, der unter den Geldgebern des Druckes des Buches Genesis (begonnen am 4. Juni 1514) genannt wird[9]. Im 17. Jahrhundert werden einige Mitglieder der Familie Horwitz als Drucker und Korrektoren erwähnt. 1688-1692 war Abraham Sohn des Jehuda Loeb Horwitz – Dworeles aus Prag als Korrektor der hebräischen Buchdruckerei in Sulzbach in Bayern beschäftigt[10], und 1699 ff. finden wir in Hamburg den Setzer Isak Sohn des Mose Chaim Horwitz halewi[11].

Der Begründer der Frankfurter Druckerfamilie Horwitz war der Prager Jude Meschullam Salman Sohn des Josef halewi Horwitz aus Nachod in Böhmen[12]. Er dürfte ca. 1620 in Nachod (?) geboren sein und wird erstmalig 1647 als Drucker in Prag erwähnt[13]. Er arbeitete damals in der Druckerei der bereits oben erwähnten alten Prager Druckerfamilie Gerschuni, die seit 1514 als erste jüdische Druckerfamilie den Buchdruck in Prag betrieb. Nach der Schließung der hebräischen Druckerei im Jahre 1669 verließ er Prag und versuchte, sich eine neue Arbeitsstelle in den damals gerade in Bayern neu eröffneten hebräischen Buchdruckereien zu verschaffen. So ging er nach Sulzbach, wo im Jahre 1669 von den aus Prag vertriebenen Druckern aus den Familien Gerschuni und Back eine neue hebräische Druckerei eröffnet worden war[14]. Allerdings hielt es »Salman Pressenzieher«, wie er genannt wurde, dort nicht lange aus und verließ mit dem Besitzer des Druckerei-Privilegs (Isak ben Juda Jidels aus der Familie Gerschuni) Sulzbach, um nach Wilhermsdorf, in der Nähe von Fürth, überzusiedeln, dessen Besitzer, Fürst Julius von Hohenlohe, gleichfalls ein Druckerei-Privileg erteilte. Hier arbeitete Meschullam Salman von 1670 bis 1674, und auch seine beiden Söhne Samuel und Abraham, die das Druckerhandwerk erlernten, waren dort tätig[15].

Im Jahre 1676 kam Meschullam Salman Horwitz nach Frankfurt a. d. O., wo kurz zuvor Prof. Johann Beckmann die kurfürstliche Genehmigung zur Beschäftigung jüdischer Buchdrucker in seiner privilegierten Universitätsbuchdruckerei erhalten hatte. Als Fachmann zur Einrichtung der hebräischen Abteilung hatte Prof. Beckmann aus Prag den Drucker und Setzer Aron ben Israel Katz aus der Druckerfamilie der Gerschuni berufen, dem er die Aufsicht über die hebräische Abteilung der Druckerei übergab. Dieser goß die diversen hebräischen Lettern und brachte, nachdem er die Druckerei eingerichtet hatte, die ersten Druckarbeiter aus Prag nach Frankfurt, unter denen sich auch der Setzer Meschullam Salman Horwitz nebst seinem Sohn Isac befand[16]. Hier verblieb nun Meschullam Salman Horwitz endgültig und begründete den Frankfurter Zweig der Druckerfamilie Horwitz, die dort vier Generationen in diesem Beruf tätig sein sollte.

Meschullam Salman Horwitz blieb wohl bis zu seinem Tode, der zwischen 1680 und 1690 erfolgt sein dürfte, in Frankfurt als Setzer. Seine Witwe allerdings (Feigele, Tochter des Feischel Trebitsch) kehrte nach Prag zurück, wo sie 1691 verstarb[17]. Von seinen Söhnen sind uns drei bekannt, die sich gleichfalls als Drucker betätigten: Abraham, Isac und Samuel Feischel.

Abraham arbeitete als Drucker und Pressenzieher in den Jahren 1679-1682 in der Druckerei von Wilhermsdorf. Weiteres ist über ihn nicht bekannt[18].

Isac, der Setzer war, arbeitete seit 1676 zusammen mit seinem Vater und seinem Bruder Samuel Feischel in Frankfurt a. d. O. 1688 kehrte er nach Prag zurück (wahrscheinlich mit seiner Mutter, die dort 1691 starb) und arbeitete dort bis 1694 als Setzer in der Druckerei der Enkel des Mose Katz und 1695 in der Druckerei der Familie Back in Prag. Bei dem Beginn des ersten Frankfurter Talmuddruckes (1697/99) kehrte er nach Frankfurt zurück, um sich an diesem Talmuddruck zu beteiligen[19]. Späterhin finden wir ihn wieder in Prag, wo 1736 seine Frau Malka (Tochter des Selig Ramschak) verstarb[20].

Der dritte Sohn des Meschullam Salman, namens Samuel Feischel (gewöhnlich »Feischel Setzer« genannt) blieb in Frankfurt und setzte den Frankfurter Zweig der Familie Horwitz fort. Er dürfte ca. 1650, wahrscheinlich in Prag, geboren sein und starb

[8] Über die alte Prager Familie Horwitz s. jetzt Hana Volavková: The Pinkas Synagogue (Prag, 1955) S. 54ff.; ferner H. Horowitz in: Zeitschrift für die Geschichte der Juden in der CSR II (Brünn-Prag, 1931/32) S. 89ff.; sowie B. Friedberg: Geschichte der Familie Horowitz (hebr. Buch mit deutschem Titel) 2. A. (Antwerpen 1928). In diesen Arbeiten wird die Frankfurter Druckerfamilie nicht erwähnt.

[9] Lieben S. 92 und Friedberg S. 3 bringen den richtigen Namen: Jesaja ben Ascher, während er bei Horowitz l. c. S. 90 und H. Volavková irrtümlich: Jesaja ben Moses genannt wird.

[10] M. Weinberg: Die hebr. Druckerei in Sulzbach (Frankfurt a. M. 1904), 172.

[11] M. Grunwald: Hamburgs deutsche Juden (Hamburg 1904) S. 337, Friedberg S. 52.

[12] Nach Steinschneider CB. Nr. 8816.

[13] Friedberg S. 16.

[14] Weinberg l. c. S. 109; S. 174 Nr. 50.

[15] A. Freimann: Annalen der hebr. Druckerei in Wilhermsdorf in: Berliner Festschrift für A. (Frankfurt a. M. 1903) S. 100-101.

[16] Friedberg S. 34-35; Steinschneider CB Nr. 8816.

[17] S. Hock und D. Kaufmann: Die Familien Prags (Preßburg 1892, hebr. Buch mit deutschem Titel) S. 92. Dort ist angegeben, daß Feigele Frau des Salman Horwitz Setzer s. A. am 11. Siwan 5451/1691 in Prag gestorben ist.

[18] Freimann l. c. S. 101; vielleicht ist er mit A. H. identisch, der 1726-1730 als Verleger in Amsterdam erwähnt wird.

[19] Steinschneider CB Nr. 8193; Friedberg 17, 35, 37.

[20] Hock-Kaufmann l. c. S. 93 und 358.

in Frankfurt a. d. O. am 24. August 1717, nachdem er nach dem Zeugnis seines Sohnes Moses dort 40 Jahre als Drucker tätig gewesen war. Diese Angabe dürfte richtig sein. Denn nachdem er in den Jahren 1670-1674 zusammen mit seinem Vater in Wilhermsdorf gearbeitet hatte, wird er seit 1677 als Drucker in Frankfurt aufgeführt. Seine Frau Frumet überlebte ihn und starb am 14. November 1734 in Frankfurt[21]. Von seinen Kindern sind uns zwei bekannt, die in Frankfurt blieben bzw. dort als Drucker arbeiteten: Meschullam Salman und Noach Mose Meschel. Meschullam Salman ben Samuel Feischel Horwitz halewi (dies ist sein Name in hebräischen Urkunden) wird in den deutschen Akten »Salman Feischel« genannt. Er dürfte Ende des 17. Jahrhunderts, bald nach dem Tode seines Großvaters, dessen Namen er erhielt, in Frankfurt geboren sein. Nachdem er wohl in Frankfurt bei seinem Vater das Druckereigewerbe erlernt hatte, wurde er am 12. Oktober 1702, zusammen mit Zadok Abraham aus Meseritz, bei der Universität als Drucker inskribiert. Er wird in den von ihm gedruckten Büchern als Drucker von 1703-1740 erwähnt und beteiligte sich an der zweiten (1715-1724) und dritten (1734-1739) Talmudausgabe der Frankfurter Druckerei. Seit ca. 1740 war er infolge einer Lähmung an der Ausübung seines Berufes verhindert, so daß ihn sein Sohn Hirsch vertreten mußte[22].

Zwischen 1710 und 1715 hatte er sich mit der Tochter des Judenrichters Koppel in Lissa verheiratet. 1724 hatte er bereits sieben Kinder, von denen einer – bereits im vierten Geschlecht – das Druckereihandwerk in Frankfurt betrieb. Von ihm heißt es in der Liste aus dem Jahre 1752: »Dieser ist laut seiner Concession schon den 12. Oktober 1702 als Setzer angenommen, kann aber bei seinem Alter von etlichen siebzig Jahren und da er ganz contract, darin auch jetzt nicht mehr arbeiten. Hat nur einen noch unverheirateten Sohn von 24 Jahren namens Hirsch Salomon. Von seinen drei Töchtern sind zwei auswärts verheiratet, die dritte von 12 Jahren ist bei den Eltern, welche weder Domestiquen noch sonst jemand bei sich haben, noch ein Haus besitzen«[23].

Der hier erwähnte Sohn Hirsch Salomon (Zwi Hirsch ben Meschullam Salman Horwitz halewi) gab im Jahre 1753 folgendes über sich selbst an: »Er sei Setzer und noch ledig, habe schon an die 12 Jahr für seinen Vater, so Salomon Feischel heiße, gearbeitet, den er solchergestalt miternähre, – und weil der Herr Professor Grillo eben dazugekommen, so sagen derselbige, daß er ein guter Arbeiter sei.... eine Concession habe er noch nicht«[24].

Hirsch Salomon ist ca. 1720 in Frankfurt geboren und erscheint als Drucker seit 1740. Die obige Angabe über Hirsch Salomon, daß er 1753 bereits 12 Jahre in der Druckerei anstatt seines Vaters tätig gewesen ist, wird durch die Angaben in den von ihm gedruckten Büchern bestätigt. Sein Name erscheint als Drucker in von ihm gedruckten Büchern in Frankfurt a. d. O. von 1740-1787, während er in den Listen von 1753-1779 erscheint[25]. In den Jahren 1764-1766 war er vorübergehend in Berlin als Drucker tätig[26]. 1778 ist er wohl erkrankt, denn am 28. Ijar 5538 (Mai 1778) ging er mit einem Empfehlungsschreiben des Frankfurter Krankenpflegevereins (Bikkur-Cholim) an den Berliner Krankenpflegeverein nach Berlin und dürfte zwischen 1779 und 1790 verstorben sein[27]. Seine Witwe Gittel (1790: 56 Jahre) lebte unter dem Schutze der Universität in Frankfurt weiter, wo sie am 19. 10. 1807 verstarb[28].

Der zweite Sohn des Samuel Feischel Horwitz war Noach[29] Mose Meschel ben Samuel Feischel halewi, in den Akten »Moses Feischel« genannt. Er wurde 1715 als Korrektor und Setzer bei der Universität inskribiert, scheint aber nicht ständig bei der Universitätsdruckerei beschäftigt gewesen zu sein, sondern war nur von Fall zu Fall als Hilfskorrektor tätig. So wurde er 1735 als assistierender Korrektor beim Druck der dritten Talmudausgabe herangezogen[30]. In der Judenliste von 1733 heißt es von ihm: »Ist laut Attestat von 1715 als Corrector und Setzer angenommen, jetzt aber, da ein anderer seine Stelle innehat, Schulmeister, womit er sein Brot verdienet«. Nach dieser Angabe war er als Rabbiner (denn dies ist die Bedeutung von Schulmeister) in Frankfurt a. d. O. tätig, worauf auch sein Titel »Morenu« (»Unser Lehrer«, der Rabbinern verliehen wurde) hindeutet. Er starb am 19. Ab (August) 1738 in Frankfurt a. d. O.[31]. Von seinen sechs Kindern arbeiteten zwei als Drucker in Frankfurt: Jehuda Löb (Lewin Moses) und Chaim Eljakum Gottschalk (Gottschalk Moses) und setzten damit im 4. Geschlecht die Tätigkeit der Familie in der Frankfurter Druckerei fort.

Lewin Moses (Jehuda Löb ben Mose Meschel Horwitz halewi) ist ungefähr 1712 in Frankfurt geboren und arbeitete als Setzer seit 1728. In den Listen wird er von 1728-1753 erwähnt, wäh-

[21] Freimann l. c. S. 101; Steinschneider CB 9179. Friedberg S. 35, 42, 78. Freudenthal in MGWJ 42 (1898) S. 284. Die Todesangaben über ihn und seine Frau, die aus dem Sterbeverzeichnis der Frankfurter Judengemeinde stammen, verdanke ich meinem Freunde und Kollegen Dr. J. Jacobson, dem letzten Direktor des Gesamtarchivs der deutschen Juden in Berlin, jetzt in England.

[22] Brilling in: SBB vol I (1953/54) S. 149. Als Quellenmaterial für die hier aufgeführten Frankfurter Drucker benutze ich die in meiner Arbeit: Urkundliche Beiträge zur Geschichte der hebr. Druckerei in Fr. a. d. O. in der SBB I und II abgedruckten Listen der jüdischen Buchdrucker in Frankf. von 1724-1805. Einige Listen jüdischer Buchdrucker aus den Jahren 1752 und 1753, die mir erst nachträglich bekannt geworden sind, befinden sich im deutschen Zentralarchiv Abtlg. Merseburg (Rep. 51 Nr. 67 des ehemaligen Geheimen Preußischen Staatsarchivs.) Ich verdanke den Hinweis darauf dem Direktor dieses Archivs, Dr. Nissen. Ich hoffe, diese Listen, die wichtiges Material enthalten, an geeigneter Stelle veröffentlichen zu können.

[23] Geh. Preuss. Staatsarchiv (jetzt Deutsches Zentralarchiv Abt. Merseburg) Rep. 51 Nr. 67 fol. 26.

[24] l. c. fol. 48.

[25] SBB I, 188.

[26] Friedberg S. 49, 95.

[27] SBB II, 104, Nr. 9.

[28] Nach Mitteilung von Dr. Jacobson vom 12. 5. 1954.

[29] Der Vorname Noa(ch), den er zuweilen zusätzlich führt, dürfte ihm nach altem Brauch anläßlich einer Krankheit gegeben worden sein; s. über diesen Brauch der Namensänderung bei Schwerkranken in: Jüdisches Lexikon (Berlin) V Sp. 211 s. v. »Schinnuj haschem« (Namensänderung).

[30] SBB I, 186 (Druckerliste vom 9. Dezember 1735 Nr. 10). Die dritte Frankfurter (sogenannte 2. Berlin-Frankfurter) Talmudausgabe wurde in den Jahren 1734-1739 gedruckt.

[31] s. Anm. 28.

rend sein Name in von ihm gedruckten Büchern von 1732-1767 erscheint. Im Jahre 1754 arbeitete er auch als Drucker in Berlin[32]. Wohnhaft war er in Lissa und wurde nach seinen Angaben vom Jahre 1753 von Professor Grillo, dem Besitzer der Druckerei, nur im Bedarfsfalle als Setzer zugezogen, wobei er sich dann je nach Bedarf ein halbes oder ein ganzes Jahr in Frankfurt aufhielt[33]. Daher war er wohl auch bei der Universität nicht als Drucker inskribiert. Er scheint auch nicht in Frankfurt verstorben zu sein, sondern vielleicht in Lissa, wo seine Familie lebte. Sein Bruder Gottschalk Moses (Chaim Eljakum Gottschalk ben Mose Meschel Horwitz halewi) war Drucker und erscheint in den Frankfurter Druckerlisten von 1765-1779, während er in den von ihm gedruckten Büchern in den Jahren 1739-1767 verzeichnet ist[34]. Auch er arbeitete in Berlin und zwar im Jahre 1768 in der Druckerei des Itzig Speier, der als königl. preuß. privilegierter Buchdrucker in Berlin von 1764-1788 tätig war[35]. Gottschalk Moses, der ca. 1720 in Frankfurt geboren war, starb zwischen 1779 und 1790. Seine Witwe lebte unter dem Schutze der Universitätsbehörden im Jahre 1790 in Frankfurt a. d. O. (damals 70jährig). Die beiden Witwen des Gottschalk Moses und des Hirsch Salomon, die 1790 in Frankfurt erwähnt werden[36], sind die letzten in Frankfurt erwähnten Mitglieder der Familie Horwitz, die seit Beginn des hebräischen Druckes in Frankfurt in der dortigen Druckerei beschäftigt gewesen war[37].

Wo die Nachkommen dieser Familie geblieben sind, bzw. welchen Familiennamen sie 1812 angenommen haben[38], konnte ich nicht feststellen. Es sei nur darauf hingewiesen, daß merkwürdigerweise der jahrhundertealte Familienname Horwitz in Frankfurt a. d. O. nur in hebräischen Quellen vorkommt, aber in den deutschen behördlichen Akten nicht erscheint.

2. DIE FAMILIE BASCHWITZ

Das gleiche ist der Fall mit dem Namen der Druckerfamilie Baschwitz, die auch zu den ältesten Druckerfamilien Frankfurts gehört[39]. Auch dieser Familienname, der offiziell 1812 in den zwei Formen Baschwitz und Baswitz von den Angehörigen der Familie angenommen wurde, ist in den deutschen Akten vor 1812 nicht zu finden, obwohl ihn die Angehörigen dieser Familie, nach den hebräischen Quellen, bereits seit ihrem ersten Erscheinen in Deutschland trugen.

Die Verbindung dieser Familie mit dem hebräischen Buchdruck datiert bereits vom Jahre 1701, und ihr erstes Auftreten bei der hebräischen Buchdruckerei in Frankfurt a. d. O. vom Jahre 1708. Der Name Baschwitz, mit dem der erste Träger dieses Namens 1701 in Deutschland erscheint, scheint auf einen Ortsnamen in Litauen (vielleicht auf den Ort Baszowicze im Bezirk Kielce) hinzudeuten[40], denn die Familie stammt aus der alten Judengemeinde von Brest-Litowsk (Litauen). Der erste als Buchdrucker tätige und urkundlich nachweisbare Angehörige dieser Familie ist Hirschel Meier (Zwi Hirsch ben Meir Baschwitz). Er dürfte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Sohn eines sonst nicht bekannten Meir in Brest-Litowsk geboren sein und durch die ungünstige Lage der dortigen Juden zur Auswanderung veranlaßt worden sein[41]. Wann er von dort auswanderte, und wo er seinen Beruf erlernte, ist nicht bekannt. Er gehörte zu den »Wandernden Druckern«, die in jener Zeit bei den hebräischen Druckereien keine ungewöhnliche Erscheinung waren, sehr oft ihre Arbeitsplätze wechselten und es nicht lange an einem Orte aushielten[42]. Wir können anhand der von ihm gedruckten Bücher und anderer Angaben seine Wanderungen innerhalb Deutschlands von 1701-1725 verfolgen. In jenen Jahren finden wir ihn in verschiedenen hebräischen Druckereien Ost- und Westdeutschlands, die damals gerade zum größten Teil eröffnet worden waren. Zuerst erschien er in Berlin, wo 1697 durch den Hofprediger Prof. Daniel Ernst Jablonski eine hebräische Buchdruckerei eröffnet wurde. Er arbeitete dort von 1701-1709[43] und hielt sich während dieser Zeit auch vorübergehend in Frankfurt a. d. O. auf, wo er im Jahre 1708 als Drucker erwähnt wird[44]. Von Berlin aus wandte er sich nach Westdeutschland und arbeitete von 1710-1713 in der hebräischen Druckerei, die von Seligmann Reis aus Frankfurt a. M. in Homburg v. d. H. gegründet worden war[45]. Von dort zog er nach Osten, in das damals österreichische Schlesien, und arbeitete als Drucker in der 1688 von Sabbathai Bass aus Prag errichteten hebräischen Buchdruckerei in dem kleinen, bei Bres-

[32] Friedberg S. 49, wo zu verbessern ist, daß er bereits seit 1732 (anstatt 1739) als Drucker tätig ist, wie aus einem Vermerk in dem von ihm 1732 in Frankfurt a. d. O. gedruckten Midrasch Rabboth (am Schluß des Buches Deuteronomium) hervorgeht.

[33] Deutsches Zentralarchiv l. c. S. 47.

[34] Friedberg S. 49.

[35] Steinschneider in: ZGJD V, 1892, S. 161; Friedberg S. 95.

[36] SBB I, 193 Liste von November 1790 Nr. 5 und 6 der »Emeriti«.

[37] Zum letzten Mal wird ein Mitglied der Druckerfamilie Horwitz 1807 in Frankfurt erwähnt, in der Todeseintragung der Gittel, Witwe des Hirsch Drucker halewi, die am 19. 10. 1807 in Frankfurt verstorben ist und wohl die Witwe des Druckers Hirsch Salomon Horwitz gewesen sein dürfte.

[38] Der Familienname Horwitz wurde 1812 von einigen Familien in Frankfurt a. d. O. angenommen. Diese gehörten aber zu einem anderen Zweige der Familie, den Nachkommen des 1744 in Frankfurt verstorbenen Dajan (Judenrichter) Abraham ben Jesaja Horwitz aus Posen.

[39] Das hauptsächliche Quellenmaterial auch für diese Familie sind die in Anm. 22 erwähnten Listen; s. ferner die Stammbäume der Familie Baschwitz in CB Nr. 7858 (Steinschneider) sowie in der Jewish Encyclopaedia (New York) II, 567 (Freimann), die unvollständig und verbesserungsbedürftig sind. Mir stand ferner der 1914 in Berlin gedruckte »Stammbaum des Meyer Hirsch Baschwitz« (durch die Freundlichkeit seines Nachkommen, des Jerusalemer Auslands-Journalisten E. Gottgetreu aus Chemnitz) zur Verfügung, der allerdings nur Namen und Daten enthält.

[40] s. Brief des jüd. Wissenschaftlichen Instituts (Jiwo) in Wilna vom 3. 12. 1935.

[41] s. Enc. Jud. IV. 1057/58.

[42] s. das Urteil von M. Brann über die jüdischen Drucker in Dyhernfurth um 1700, die er als »ein wanderlustiges Völkchen... von überall her, meist zu kurzem Aufenthalt... zusammengeströmt... und schnell wieder in alle Winde enteilend« bezeichnet. (MGWJ 40, 1896, S. 520 Anm.)

[43] Steinschneider CB Nr. 7858; ZGJD I (1887) S. 377 ff; Friedberg S. 89.

[44] Friedberg S. 39.

[45] Friedberg S. 97; Zeitschrift für hebräische Bibliographie 21 (1918) S. 15.

lau befindlichen Städtchen Dyhernfurth a. d. O.[46]. Dort wurde ihm zwischen 1715 und 1720 sein Sohn Meir (Meier) geboren, der nach seinem verstorbenen Großvater genannt wurde und später die Frankfurter Linie begründete. Auch hier hielt es ihn nicht lange, und er ging wieder nach Westdeutschland. Dort arbeitete er in den Jahren 1720-1725 in Hanau als Drucker in der von Salomon Hanau, zusammen mit einem christlichen Drucker, neu errichteten Druckerei[47]. Während dieser Tätigkeit verließ er im Jahre 1722 Hanau, um sich in diesem Jahre an dem Druck des Talmud in Berlin zu beteiligen[48]. Dann kehrte er wieder nach Hanau zurück und wird dort als Drucker bis 1725 erwähnt.

Über sein weiteres Schicksal ist nichts bekannt. Zwischen 1725 und 1736 dürfte er jedenfalls verstorben sein[49]. Er hatte drei Kinder, zwei Söhne (Meier und Kalman[50]) und eine Tochter[51]. Genauere Angaben besitzen wir nur über seinen Sohn Meier (Meier oder Markus Hirschel genannt), den Begründer des Frankfurter Zweiges der Familie Baschwitz.

Bis zu seiner Niederlassung in Frankfurt a. d. O. führte Meier ebenso wie sein Vater, den er wohl auf seinen Reisen begleitete, und bei dem er den Druckerberuf erlernte, ein unstetes Wanderdasein.

Geboren ist er, wie bereits erwähnt, zwischen 1715 und 1720 in dem kleinen schlesischen Städtchen Dyhernfurth[52], wo sein Vater damals als Drucker gearbeitet hatte. Dann[53] dürfte er mit ihm nach Hanau gezogen sein, wo sein Vater von 1720-1725 als Drucker nachweisbar ist. Über die Jahre von 1725-1730 sind wir nicht unterrichtet.

Zum ersten Male erscheint er 1731 als Drucker in der 1726 gegründeten Buchdruckerei des Israel ben Abraham in Wandsbek (bei Hamburg)[54], wo er bis zur Schließung der Druckerei im Jahre 1733 arbeitete. In den Büchern, an deren Druck er sich dort beteiligte[55], bezeichnete er sich als »Meir aus Brest-Litowsk, geboren in Dyhernfurth«[56]; später aber ließ er die Herkunftsbezeichnung »aus Brest-Litowsk« fort und bezeichnete sich in den von ihm gedruckten Büchern als »Der Setzer Meir Sohn des verstorbenen Hirsch aus der Gemeinde Dyhernfurth bei Breslau in Schlesien aus der Familie Baschwitz«[57]. Nach Beendigung der Arbeit in Wandsbek ging er nach Berlin, wo er von 1733-1740 in der Druckerei des Aron ben Mose Rofe aus Lissa (in der Königsstraße) arbeitete und sich bei dem Druck der sogenannten zweiten Berlin-Frankfurter-Talmudausgabe beteiligte[58]. Im Jahre 1740[59] siedelte er nach Frankfurt a. d. O. über, und wurde am 16. 8. 1742 als Universitätsbuchdrucker offiziell inskribiert[60]. In dem Protokoll über seine Aufnahme als Drucker wurde verzeichnet, daß »dessen Eltern hiebevor auch schon gearbeitet« haben. Dies bezieht sich auf die Tatsache, daß sein Vater, wie oben erwähnt, 1708 als Drucker in Frankfurt tätig gewesen war. Nach dem Protokoll aus jenem Jahre war er damals 24jährig und verheiratet; sein Schwager Salomon Kalman (1745 18jährig) hielt sich bei ihm auf, um die Druckerei zu erlernen. Meier (oder Markus) Hirschel, wie er in den Akten genannt wurde, zeichnete sich in der Druckerei so aus (er war zugleich Setzer und Drucker), daß ihn Professor Grillo's Witwe nach 1766 zum Aufseher über die hebräische Druckerei einsetzte[61]. Im Jahre 1775, nachdem er 45 Jahre als Drucker tätig gewesen war, trat er sein Druckerprivileg an seinen Sohn Kalman ab[62]. Aber er setzte trotzdem seine Druckertätigkeit fort, denn er wird in den von ihm gedruckten Büchern noch bis 1782 erwähnt[63]. Er starb am 4. November 1784 in Frankfurt a. d. O.;

[46] B. Friedberg: Geschichte der Hebräischen Typographie der Europäischen Städte Amsterdam, Antwerpen,... Dyhernfurth... (hebräisches Buch mit deutschem Titel) Antwerpen 1937 S. 65 gibt irrtümlicherweise an, daß Meir Baschwitz (Meier Hirschel) zusammen mit seinem Sohn Zwi Hirsch (der damals gerade geboren war!) im Jahre 1719 in Dyhernfurth als Setzer und Pressenzieher gearbeitet hätte.

[47] B. Friedberg, Geschichte der hebräischen Typographie der mitteleuropäischen Städte Altona, Augsburg... (hebräisch. Buch mit deutschem Titel, Antwerpen, 1935) S. 62.

[48] Freudenthal in MGWJ 42 (1898), 285, und Friedberg S. 91. Der sogenannte erste Berlin-Frankfurter Talmuddruck (= der zweite Frankfurter Talmuddruck) wurde in den Jahren 1715-1724 durchgeführt.

[49] Nach dem oben in Anm. 39 erwähnten Stammbaum des H. M. Baschwitz starb Hirsch Baschwitz im Jahre 1750. Aber aus der Eulogie, die sein Sohn Meier bei dem Druck eines von ihm 1736 in Berlin gesetzten Buches seinem Namen beifügt (Meir Sohn des Hirsch »seligen Andenkens«), ergibt sich, daß Hirsch damals (1736) bereits verstorben war.

[50] Sein Sohn Kalman wird nur im gedruckten Stammbaum erwähnt.

[51] Seine Tochter wird in den Akten des ehemaligen Breslauer Staatsarchivs (Rep. 132 e Fach 14 Nr. 8) erwähnt, wo es auf S. 12 heißt, daß sich die Tochter der Schwester des Meier, eine 8jährige Waise, im Hause ihres Onkels Meier 1752 befindet; in der erwähnten Liste aus dem Deutschen Zentralarchiv v. J. 1752 findet sich dieselbe Angabe auf S. 27.

[52] Daß er in Dyhernfurth geboren ist, ist in dem Protokoll über seine Aufnahme als Drucker (Staatsarchiv Breslau Rep. 132 e Fach 14 Nr. 6) angegeben. Außerdem bezeichnet er sich selbst in den Büchern, die von ihm gedruckt wurden, als »geboren in Dyhernfurth.«

[53] Die Angabe Steinschneiders im CB Nr. 7859, daß Meier 1731/32 als Drucker in Jeßnitz (in Anhalt) gearbeitet hätte, beruht nach den Angaben des verstorbenen Erforschers des Jeßnitzer Buchdrucks Dr. M. Freudenthal (Brief an mich vom 23. 12. 1935) auf einem Irrtum.

[54] Über den hebräischen Druck in Wandsbek bei Hamburg), s. Bamberger: »Wandsbeker Druckperiode des Israel ben Abrahem 1726-1733« in Festschrift für Aron Freimann (Berlin 1935) S. 105 – 108. (wo auf S. 103 bei Nr. 7 »Bassnitz« in das richtige »Baschwitz« zu verbessern ist); M. Grunwald, Hamburgs deutsche Juden (Hamburg 1904) S. 165-167 und Friedberg S. 104-105.

[55] Die Bücher, die von ihm gedruckt sind, sind bei Bamberger l. c. unter den Nr. 7-15, 22 und 23 aufgeführt. Dabei ist zu bemerken, daß das unter Nr. 7 aufgeführte Buch »Lechem Schamajim« nicht 1728, wie dort angegeben, sondern erst 1733 gedruckt wurde. Dies ergeben nicht nur die als Jahresdatum dienenden mit Hervorhebung gedruckten hebräischen Buchstaben, sondern auch die Tatsache, daß sich Meier Baschwitz an diesem Druck beteiligte, der erst zwischen 1715 und 1720 geboren ist.

[56] s. Bamberger l. c. S. 106 Nr. 15.

[57] So bezeichnet er sich z. B. am Schluß der von ihm gedruckten Ausgabe des Talmud-Traktats »Baba Bathra« (Berlin, 1736,)

[58] Friedberg. S. 92.

[59] Friedberg S. 49.

[60] Aufnahmeprotokoll im ehemaligen Staatsarchiv Breslau (s. o. Anm. 52)

[61] Friedberg S. 50.

[62] SBB I, 191.

[63] Friedberg S. 49.

seine ca. 1717 geborene Frau Sara Rifka (Kalman)[64] starb in Frankfurt 1810. Markus (bzw. Meier) Hirschel hatte acht Kinder[65]: fünf Söhne: Kalman, (geb. 1751), Zwi Hirsch (geb. 1753), Baruch (geb. 1765), Jehuda Löb (geb. 1770) und Abraham (geb. 1772) sowie drei Töchter: Liebe (geb. 1749), Gittel (verheiratet mit Salomon Kaufmann[66]) und Matte (verheiratet mit Baruch Berendt). Vier seiner Söhne erlernten und beschäftigten sich längere oder kürzere Zeit mit dem Druckgewerbe und arbeiteten in der hebräischen Buchdruckerei zu Frankfurt a. d. O., wo ihr Vater und Großvater gearbeitet hatten. Zwei von ihnen (Hirsch und Baruch) erwarben sich einen Namen in der Geschichte des hebräischen Buchdrucks.

Der älteste Sohn des Meier Baschwitz war Kalman[67], in den offiziellen Akten Kalman Marcus genannt, geboren 11. 12. 1751 in Frankfurt a. d. O. und dort am 10. 8. 1821 verstorben. Er begann 1765 in Frankfurt als Drucker zu arbeiten. Von 1767 bis 1773 war er in der hebräischen Buchdruckerei des Isac Speier in Berlin beschäftigt[68]. Nachdem sein Vater wegen seines Alters am 12. 8. 1775 sein Druckereiprivileg auf Kalman übertragen hatte, wird dieser in den Listen der Frankfurter Drucker bis 1792 geführt. Zwischen 1792 und 1798 gab Kalman die Druckertätigkeit auf und ließ sich als gewöhnlicher Schutzjude in Frankfurt nieder[69]. An seiner Stelle wurde als Drucker sein Bruder Jehuda Löb (Levin Meier) inskribiert. Kalman war auch als Verleger tätig und gab nach 1790 mit seinem Bruder Zwi Hirsch s. u. zahlreiche Bücher in Frankfurt heraus[70]. Aus seiner Ehe mit Fradel Kalman stammten zwei Söhne und eine Tochter. Sein Enkel Meier (Sohn des Samuel) Baswitz (1807-1870) war Vorsteher der jüdischen Gemeinde in Berlin[71].

[64] die Eltern seiner Frau hießen Kalman und Bune (= Bona) aus Prag; s. ehemaliges Staatsarchiv Breslau Rep. 132 e Fach 14 Nr. 8. Im Jahre 1752 wurde die Mutter aus Frankfurt a. d. O. ausgewiesen. l. c. Nr. 10.

[65] Nach dem Aktenstück des Staatsarchivs Breslau l. c. Nr. 20 befanden sich am 27. 11. 1775 in der Wohnung des M. Baschwitz 4 Söhne: Kalman (24 J.), Baruch (10 J.), Lewin (5 J.) und Abraham (3 J.). Der 1753 geborene Sohn Hirsch, der sich damals nicht in Frankfurt befand, wird in der Liste nicht aufgezählt.

[66] Salomon Kaufmann (mit hebräischem Namen: Schalom ben Jekuthiel Kaufmann Präger, d. h. aus Prag) ist der Ahne des Begründers der bekannten schlesischen Textilindustriewerke Meyer Kaufmann in Wüstegiersdorf (K. Zielenziger: Juden in der deutschen Wirtschaft, Berlin, 1930, S. 24). s. SBB. I. 93 Anm. 12.

[67] Kalman ist die bei den aschkenasischen Juden übliche Form des griechischen Namens Kalonymos (Schöner Name). Dieser Name gehört zu den jüdischen Vornamen, die aus der Epoche des mittelmeerischen bzw. hellenistischen, griechisch sprechenden Judentums stammen. Dazu gehören auch die Namen Alexander und Feibisch (= Phoebus, griechischer Übersetzungsname zu dem hebräischen Namen Uri = Licht bezw. zu dem aramaeischen Namen Schraga = Licht, mit dem zusammen der Name Feibisch gewöhnlich vorkommt); s. G. Kessler: Die Familiennamen der Juden in Deutschland (Leipzig, 1935) S. 11.

[68] Friedberg S. 95; Meisl in: Soncino-Blätter II, 1927, S. 48.

[69] s. SBB II, 104 Nr. 4-7.

[70] s. Friedberg S. 50.

[71] s. Steinschneider in ZGJD III (1889) S. 270; A. H. Heymann, Lebenserinnerungen (Berlin 1909) S. 309, 337; S. Gronemann, Genealogische Studien über die alten jüd. Familien Hannovers (Berlin, 1913) S. 84. Allgem. Zeitung des Judentums 1870 S. 3 und 12. M. S. Baswitz unterschrieb 1862 als »Ältester der jüdischen Gemeinde in der Kaufmannschaft« zu Berlin einen Aufruf für die Errichtung eines Lessingdenkmals.

Der zweite Sohn des Meier war Zwi Hirsch, in den Akten der staatlichen Behörden Hirsch Marcus Meier, und in den Listen der jüdischen Gemeinde (Zwi) Hirsch Drucker genannt, geboren am 23. 12. 1752 in Frankfurt und dort am 26. 11. 1837 verstorben. Auch er erlernte den Buchdruck bei seinem Vater und wurde 1785 als Universitätsbuchdrucker an Stelle von Berel Gerschel (Isachar Beer ben Gerson Wiener aus der Familie Riess – Öttingen)[72] inskribiert, der wegen seines Alters aus dem Amte geschieden war. Hirsch arbeitete in der Druckerei bis zum Verkaufe der Druckerei im Jahre 1813. Damals erwarben die beiden Brüder Hirsch und Kalman Baschwitz die hebräische Buchdruckerei von ihrem letzten Inhaber, dem Professor Ch. F. Elsner[73]. Sie setzten die Druckerei fort, aber auch ihren Bemühungen gelang es nicht, die wirtschaftliche Lage der Frankfurter Druckerei, die jetzt unter der Konkurrenz der inzwischen in Polen und Österreich begründeten Druckereien litt, zu heben. So waren sie schließlich gezwungen, ihre Druckerei an die Frankfurter Druckerei Trowitzsch und Söhne zu verkaufen, die dort noch bis 1826 hebräisch druckten[74] und dann die Druckerei nach Berlin überführten[75]. Damit hörte auch die Drucktätigkeit des Hirsch Baschwitz auf.

Hirsch war auch als Verleger tätig. Sowohl allein als auch mit seinem Bruder Kalman zusammen (wie bereits erwähnt) gab er zahlreiche Bücher heraus[76]. Auch als Übersetzer ins Hebräische betätigte er sich, so erschien im Jahre 1803 in Frankfurt das Lehrgedicht »Bechinoth Olam« des mittelalterlichen jüdisch-französischen Schriftstellers Jedaja Hapenini aus Beziers, eines der beliebtesten jüdischen Sittenbücher des Mittelalters, mit der deutschen Übersetzung des Hirsch b. Meier Baschwitz[77].

Im jüdischen Gemeindeleben spielte er eine bedeutende Rolle und war bei seinen Glaubensgenossen sehr angesehen.

Er war »Beglaubigter« (d. h. Notar) der Judengemeinde[78] und wurde nach dem Tode des Frankfurter Rabbiners Jehuda Löb Margalioth (gest. 14. 6. 1811) zu seinem Nachfolger ernannt[79]. Anläßlich des Friedensschlusses von Wien predigte er

[72] s. Archiv für Gesch. d. Buchwesens. I. (1956) S. 328 u. hier Anm. 141.

[73] Friedberg S. 50; Steinschneider l. c.; Freimann in Jew. Encyclopädia (New York) II. 567.

[74] Friedberg S. 50/51; Brilling in MGWJ 80 (1936), 275.

[75] Friedberg S. 51. Nach einem Schreiben der Frau E. Schirrmacher, Stadtarchivarin von Frankfurt a. d. O., vom 16. 12. 1954 finden sich die letzten Spuren hebräischen Druckes in Frankfurt a. d. O. in einigen Gelegenheitsdrucken, die im dortigen Stadtarchiv aufbewahrt werden.

[76] Friedberg S. 51.

[77] s. über dieses Werk und seinen Verfasser in der Enc. Jud. Bd. III. Sp. 1212 ff; J. Zedner, Catalogue of the Hebrew Books in the Library of the British Museum... (London, 1867) S. 315.

[78] Mit diesem Titel wird er in der offiziellen Liste der Frankfurter Juden, die 1812 die preußische Staatsangehörigkeit erwarben, aufgeführt. Auch in einem im Archiv der Hamburger Deutsch-Israelitischen Gemeinde aufbewahrten Schriftstücke vom Ende des Jahres 1834 findet sich die Unterschrift von H. M. Baschwitz, Beglaubigter der Frankfurter Gemeinde.

[79] In einem Protokoll des Frankfurter Jüd. Gemeindevorstandes vom 15. April 1816 wird er als »der Beglaubigte und Vive-Rabbiner« betitelt. In dem Totengedenkbuch der Frankfurter Gemeinde wird er als »Neeman u. More Horaah« d. h. Beglaubigter und Rabbiner bezeichnet (L. Lewin in Jahrbuch der jüd. literar. Gesellschaft, Frankfurt a. Main, 16, 1924 S. 76 Anm. 1); in dem weiter unten in Anm. 85 erwähnten Nachruf auf seinen Bruder Baruch B. vom Jahre 1836 wird er »Vice-Rabbiner« betitelt.

am 18. 1. 1816 in der Frankfurter Synagoge und ließ diese Predigt dann in hebräischer und deutscher Sprache erscheinen[80]. Anläßlich seines 80. Geburtstages am 23. 12. 1832, wurde die Tätigkeit des Jubilars als Sachverständiger und »Corrector bei der hiesigen Universitätsdruckerei« im hebräischen Fache lobend erwähnt[81], wobei zwei von ihm beaufsichtigte Bücher »Bäume Edens«[82] und »Köstliche Frucht«[83], auf deren Druck er anscheinend sehr stolz war, speziell erwähnt wurden[84].

Der dritte Sohn des Meier Baschwitz war Baruch, geb. am 8. 12. 1765 in Frankfurt und dort am 8. 9. 1836 verstorben. Er ist durch seine Tätigkeit auf dem Gebiete der hebräischen Typographie bekannt geworden[85]. Nachdem er bei seinem Vater den Druck erlernt hatte, arbeitete er 1784 in Berlin und in Frankfurt[86]. Um sich zu vervollkommnen, ging er nach Holland (Amsterdam), wo er Verwandte hatte und wo der hebräische Buchdruck in hoher Blüte stand. Nach der Eroberung Hollands durch den französischen General Pichegru (Januar 1795) kehrte er nach Deutschland zurück. In Frankfurt a. M. traf er den Gelehrten Seew Wolf Heidenheim[87], der ein anerkannter Fachmann auf dem Gebiete der hebräischen Grammatik war. Heidenheim und Baschwitz beschlossen, ihre Kenntnisse und Fähigkeiten zu vereinigen und eine hebräische Buchdruckerei zu eröffnen.

Die Wahl des Ortes fiel auf die Stadt Rödelheim bei Frankfurt a. M., deren Besitzer ihnen ein Privileg zur Errichtung einer hebräischen Buchdruckerei erteilte, wie die beiden Kompagnons in der Frankfurter Postzeitung vom 1. 12. 1798 mitteilten. Graf Vollrath von Solms-Rödelheim sicherte ihnen dabei jede Unterstützung zu und befreite sie von allen Steuern. Das erste Erzeugnis der gemeinsamen »privilegierten orientalischen und occidentalischen Buchdruckerei von W. Heidenheim und B. H. Baschwitzen« in Rödelheim war eine schwungvolle hebräische und deutsche Ode an den Grafen Vollrath, den Erteiler des Privilegs. Im Jahre 1800 begann die Herausgabe der Festtagsgebetbücher (Machsorim), die nach dem Zeugnis des bekannten Bibliographen M. Steinschneider eine neue Epoche der religiösen Gebetliteratur im deutschen Judentum einleiteten[88]. Diese Ausgabe zeichnete sich durch eine gediegene deutsche Übersetzung und sorgfältig redigierte Gebettexte aus, für die Heidenheim verantwortlich war. Baschwitz, der Fachmann für die drucktechnischen Arbeiten, legte besonderen Wert auf die gepflegte Ausstattung und den sorgfältigen Druck der Gebetbücher, eine Neuerung, auf die die Drucker hebräischer Bücher für die deutschen Juden bisher im allgemeinen nicht geachtet hatten[89]. Trotz der Anerkennung, die diese Druckerzeugnisse fanden, hatte die Druckerei mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Baruch Baschwitz löste 1806 das Societätsverhältnis, wobei er sich das Recht vorbehielt, die Machsorim »für seine alleinige Rechnung« wieder zu veröffentlichen[90]. Als er 1814 daraufhin den Plan faßte, eine Subskriptionsliste in Frankfurt a. M. zwecks Wiederherausgabe der Machsorim aufzulegen, geriet er in einen Konflikt mit Heidenheim. Später verkaufte Baschwitz die Erlaubnis zum Nachdruck der Baschwitz-Heidenheim'schen Gebetbücher an den Wiener Drucker Schmidt, wie der mährische Landesrabbiner Mordechai Benet in Nikolsburg 1817 erfuhr, nachdem er sich gegen den Verkauf der Schmidt'schen Nachdrucke gewendet hatte[91].

Nach diesen Streitigkeiten verlor Baschwitz anscheinend jedes Interesse am Buchwesen und betätigte sich auf verschiedenen finanziellen Gebieten, die mit dem Buchdruck in keiner Beziehung standen. Bei seinen Nachkommen vererbte sich das Interesse an der Buchdruckerkunst. Sein Urenkel Hermann Baswitz (geb. 19. 4. 1867, als Sohn des Max B.) war Buchdruckereibesitzer in Berlin[92].

Der vierte Sohn des Meier Baschwitz war Jehuda Löb, in den Akten Lewin Meier genannt, geboren 1770 in Frankfurt a. d. O. und dort am 10. 2. 1842 verstorben. Nachdem er das Druckereifach erlernt hatte, wurde er zwischen 1792 und 1798 als Drucker an Stelle seines Bruders Kalman inskribiert, der auf sein Druckereiprivileg verzichtet hatte. Vom 5. Sohn des Meier, Abraham (geb. 1773), ist nichts weiter bekannt[93].

[80] Zedner l. c. S. 79.

[81] Dieses Gedicht befindet sich laut Mitteilung der Frankfurter Stadtarchivarin Frau Schirrmacher im Frankfurter Stadtarchiv. Es ist sowohl in hebräischer als auch in deutscher Sprache gedruckt.

[82] Es handelt sich hier um das 1802 in Frankfurt gedruckte Buch »Aze Eden«, eine Predigtsammlung des Frankfurter Rabbiners Jehuda Löb ben Ascher Selig Margolioth, der 1804–1811 dort amtierte.

[83] Damit ist das 1787 in Frankfurt a. d. O. erschienene Buch des 1792 verstorbenen Frankfurter Rabbiners Josef ben Meir Theomim »Pri Megadim« gemeint, das einen Superkommentar zum Schulchan Aruch (Ritual- und Rechtskodex der jüdischen Gesetze) darstellt.

[84] Von seinen Söhnen sei Wolff Hirsch Baschwitz erwähnt (1786–1846), der auch als »der jüdischen Gemeinde Beglaubter und gerichtlich vereidigter Translator« in Frankfurt tätig war. (Nach einer Urkunde des oben erwähnten Hamburger Archivs vom Jahre 1843).

[85] Eine kurze Biographie von Baruch Baschwitz ist in der zu Frankfurt a. Main erschienenen Zeitschrift »Didaskalia« 1836 Nr. 289 veröffentlicht worden, wie ich dem Nachdruck dieses Artikels im »Frankfurter patriotischen Wochenblatt (herausgegeben von Dr. C. W. Spieker in Frankfurt a. d. O.) Nr. 49 vom 3. Dezember 1836 entnehme.

[86] Friedberg S. 50; ZGJD V (1892) S. 170.

[87] s. über Heidenheim (1757–1832) in der Enc. Jud. Bd. VII. Sp. 1107 ff. Er ist als hebräischer Grammatiker, Exeget, Erklärer der Gebete und der liturgischen Dichtungen sowie als Massoraforscher bekannt.

[88] s. M. Spanier »Rödelheim« in »Zeitung des Centralvereins der deutschen Juden« (Berlin) vom 5. 8. 1937 (3. Beiblatt); Lewin in MGWJ 76 (1932) S. 3.

[89] s. die Urteile über die Baschwitz-Heidenheimschen Drucke und Ausgaben, die von L. Lewin im »Jeschurun« (Berlin) Jahrg. 10 (1923) S. 112 ff. gebracht werden.

[90] Lewin l. c. S. 212.

[91] Lewin l. c.; ferner im MGWJ 76 (1932) S. 4. Hierher gehören auch die Angaben bei R. Färber: »Peer Mordechai« (hebr. Biographie des Rabbiners M. Benet) Tel-Aviv, 1951, S. 99 und 108 Anm. 18. Dort wird ein Brief des Rotterdamer Oberrabbiners Arie Löb zitiert, den dieser an Baruch Baschwitz schrieb, nachdem Baschwitz ihn über seine Absicht, in Wien eine neue Ausgabe der Gebetbücher zu verlegen, in Kenntnis gesetzt hatte.

[92] Hermann Baswitz ist der Herausgeber des in Anm. 39 erwähnten Stammbaumes des M. H. Baschwitz (der anläßlich des 80. Geburtstages von Julius Baswitz, Enkel des oben erwähnten Kalman B., am 5. 1. 1896 angefertigt und im Jahre 1913 vervollständigt wurde).

[93] Lewin Meyer Baschwitz erscheint in der Liste des jüdischen Druckereipersonals vom Ende des 18. Jahrhunderts (aus dem ehemaligen Geh. Staatsarchiv in Berlin), die mir vom ehemaligen Direktor des Gesamtarchivs der deutschen Juden, Dr. J. Jacobson, zur Verfügung gestellt wurde. Am 10. Oktober 1793 erhielt Lewin B. die Erlaubnis zur Heirat mit Mindel Baruch Markus aus Landsberg a. d. Warthe. s. SBB II 82.

In der Liste der Frankfurter jüdischen Druckereibedienten vom Jahre 1805 war nur noch Hirsch Baschwitz, als einziger aus dieser Familie, registriert[94]. Allerdings besagt dies nicht, daß sich seine Brüder, die als ordinäre Schutzjuden registriert waren, beim Druck nicht beteiligten; nur waren sie bei dieser Tätigkeit nicht mehr auf das Universitätsprivileg angewiesen.

Im Jahre 1812, als auch die Frankfurter Juden die preußische Staatsangehörigkeit erhielten und im Zusammenhang damit feste Familiennamen annehmen mußten, wurde der Familienname Baschwitz, der bisher nur den Lesern hebräischer Bücher bekannt war, von den Nachkommen des Meier Baschwitz, die in Frankfurt a. d. O. lebten, in zwei Formen angenommen: Baschwitz und Baswitz[95].

3. DIE FAMILIE FRÄNKEL

Nicht nur die Drucker in Frankfurt a. d. O. vererbten in ihren Familien ihre Kunst und ihre Privilegien, sondern auch die Korrektoren, die eine wichtige und geachtete Stellung innerhalb des hebräischen Druckwesens einnahmen. Von 1695 bis fast zum Abschluß des hebräischen Druckes in Frankfurt lag das Korrektoramt der Frankfurter hebräischen Universitätsdruckerei in den Händen der Familie Fränkel (Heller-Mirels) aus dem Stamme Levi, deren Angehörige sich auch auf anderen Gebieten des Buchwesens betätigten.

Diese Familie Fränkel ist ein Zweig einer aus Franken stammenden Judenfamilie, die in Wien um 1600 eingewandert sein dürfte[96]. Der dort 1612 verstorbene Urahne der Familie, Jakob Koppel ben Abraham ha-lewi, nach seinem Herkunftsort Wallerstein genannt[97], war mit Mirel Mirjam, der 1639 in Wien verstorbenen Tochter des Salomon Theomim[98], verheiratet. Sein Sohn Aron[99], nach seiner Mutter Mirels genannt, heiratete Nechla, die Tochter des Wiener und Prager Rabbiners Jomtob Lipman Heller[100], die 1632 in Wien verstarb[101]. Beider Sohn war Jakob Koppel Fränkel, der dazu noch die beiden Familiennamen Mirels-Heller nach seiner Mutter und Großmutter trug. Allerdings erscheint der Familienname Fränkel gewöhnlich in den deutschen Akten, während in den jüdisch-hebräischen Dokumenten die Namen Mirels-Heller bevorzugt werden. Jakob Koppel war Beglaubigter (d. h. Notar und Sekretär) der Judengemeinde in Prag, wo er 1699 verstorben ist[102]. Wohl den Beziehungen des Prager Juden Aron Katz aus der Buchdruckerfamilie Gerschuni[103], der 1676 die hebräische Druckerei in Frankfurt einrichtete, ist es zuzuschreiben, daß Israel, der Sohn des Jakob Fränkel, nach Frankfurt a. d. O. kam, wo er erstmalig 1695 erwähnt wird, als er in diesem Jahre von Frankfurt aus die Leipziger Messe besuchte. Dort wurde er unter dem Namen: Israel Koppel Fränkel registriert[104], während sein voller hebräischer Name, wie er in den von ihm korrigierten Büchern verzeichnet ist, lautet: »Abraham Israel ben Jakob Koppel ben Aron Mirels Heller halewi seligen Andenkens«[105]. Seit 1705 erscheint sein Name in den von ihm korrigierten Büchern[106], während er bei der Universität erst am 25. 10. 1708 als Korrektor inskribiert wurde[107]. Israel Fränkel war ein gelehrter Mann und besaß den Rabbinertitel (Morenu[108]). Dies befähigte ihn dazu, als Dajan d. h. Beisitzer des Rabbinatsgerichtes der Frankfurter Gemeinde (Judenrichter) von Fall zu Fall mitzuwirken[109]. Er stellte einen Teil der Auszüge aus dem Midraschkommentar des Samuel Jaffe – Aschkenasi zusammen, die der 1705 in Frankfurt erschienenen Ausgabe des Midrasch Rabboth beigedruckt wurden[110]. Gelehrte Bemerkungen von ihm werden auch in den Werken des Schriftstellers Juspa Trillinger, der in seinem Hause verkehrte, gebracht[111]. Speziell betätigte sich Israel auf dem Gebiete des jüdischen Kalenderwesens, das besondere Kenntnisse erforderte[112]. Er war der Redakteur der in Frankfurt gedruckten jüdischen Kalender[113]. Von seinen vier Kindern (zwei Söhne und zwei Töchter) arbeiteten beide Söhne – Elias und Aron – auch als Korrektoren in Frankfurt. Elias, der unverheiratet blieb,

---

[94] SBB I, 193–194.

[95] In der Liste der Frankfurter Juden vom Jahre 1812, die die preußische Staatsangehörigkeit erhielten und zugleich feste Familiennamen dabei annahmen, (enthalten in der Staatsbürgerliste der Juden in der Kurmark), sind 4 Familien verzeichnet, die den Namen Baswitz annahmen (Nr. 1782: Samuel Marcus Kalman B., Nr. 1889: Samuel Salomon B., Nr. 1922: Hirsch Kalman B. und Nr. 1939: Kalman Meyer B.) und 2 Familien, die sich Baschwitz nannten (Nr. 1801: Lewin Meyer B. und 1888: Hirsch Meyer B.). Baruch Baschwitz lebte damals anscheinend nicht in Frankfurt a. d. O., sondern kehrte erst später dorthin zurück.

[96] Daher nannte sich die Familie Fränkel. Mit diesem Namen wird sie allerdings hauptsächlich in den deutschen Akten benannt, während in hebräischen Quellen der Name Mirels-Heller bevorzugt wird. Die Erklärung für diesen Doppelnamen ergibt sich aus den im Text gebrachten Angaben.

[97] B. Wachstein: Die Inschriften des alten Judenfriedhofs in Wien, Bd. I. (Wien und Leipzig, 1912) S. 46 Nr. 52.

[98] l. c. S. 188 Nr. 240.

[99] l. c. S. 279 Nr. 370. Wachstein zweifelt allerdings daran, daß dieser Grabstein vom Jahre 1649, auf dem der Name Aron Levi erscheint, für Aron Mirels bestimmt war, und nimmt an, daß er die Grabinschrift eines Kindes dieses Aron enthielt.

[100] Über den Rabbiner Jomtob Lipmann Heller (1579–1654) s. Enc. Jud. Bd. VII, 1150 ff. Er ist der Verfasser des »Tausfes-Jontof« (recte »Tossfoth Jomtob«, Glossen zur Mischna, einer Sammlung von Lehrsätzen des jüdischen Gesetzes), die von Heinrich Heine in seinem Gedicht »Disputation« erwähnt werden.

[101] Wachstein l. c. S. 143 Nr. 186.

[102] s. Hock-Kaufmann: S. 211. Danach ist das Todesdatum bei D. Kaufmann: Die letzte Vertreibung der Juden aus Wien (Wien 1889) S. 19 Anm. 3 in 1699 zu verbessern.

[103] s. Friedberg S. 34–35.

[104] M. Freudenthal: Leipziger Messgäste (Frankfurt a. Main, 1928) S. 82.

[105] So wird er in dem Vorwort zu dem von ihm korrigierten Jalkut (s. darüber Archiv für Geschichte des Buchwesens I, I, 328 Anm. 37) bezeichnet. (ed. Frankfurt a. d. O., 1709).

[106] Friedberg S. 39.

[107] SSB I, 1150.

[108] Israel K. Fränkel dürfte in Frankfurt a. d. O. beerdigt sein, denn die Notiz bei Hock-Kaufmann l. c. S. 211 über ihn besagt nicht, daß er in Prag verstorben ist, sondern ist ein Auszug aus den Angaben Steinschneiders in CB Nr. 7691. Nach den Angaben über den Frankfurter Friedhof in der »Allgemeinen Zeitung des Judentums«, Leipzig, Jahrg. 26 (1862) Nr. 35 S. 492–493 waren dort einzelne Gräber der Familie Fränkel (wenn auch zum Teil nur trümmerhaft) 1862 noch erhalten.

[109] s. J. Meisl in MGWJ 71 (1927) S. 275 Anm. 3, wo ein hebräisches Zitat gebracht wird, in dem es heißt: »Abraham Israel Heller, der Richter in der jüdischen Gemeinde in Frankfurt a. d. O. war.«

[110] Enc. Jud. VII, 1149.

[111] D. Kaufmann, Letzte Vertreibung, S. 19 Anm. 3.

[112] s. M. Steinschneider in ZGJD III (1889), 271–274; V (1892), 185–186. s. ferner Meisl in MGWJ 71 (1927) S. 274 ff.

[113] Meisl l. c. S. 275.

assistierte schon zu Lebzeiten seines Vaters (seit 1711) als Korrektor[114], während sein ca. 1709 geborener Bruder Aron nach dem Tode seines Vaters am 10. 4. 1731 auf Grund der Empfehlungen des Landrabbiners Moses Aron Lemberger und des Druckerei-Pächters Michael Gottschalk, beide aus Frankfurt a. d. O., die Stelle seines Vaters als Korrektor bei der Universitätsdruckerei erhielt[115]. In der Liste der jüdischen Druckereibedienten vom Jahre 1752 heißt es von Aron Israel Fränkel: »Auch dieser ist von hier gebürtig und den 19. April 1731 als Corrector angenommen. Hat besage eines Attestes von der kgl. Societät der Wissenschaften d. d. Berlin, 16. Februar 1732 und desgleichen von dem General Graf von Schmettau d. d. Berlin, 24. April 1744 die Juden-Calender verfertigt. Allein es ist selbiger bereits vor vier Jahren in das Reich verreiset und abwesend, dessen Ehefrau, so gleichfalls eines hiesigen Schutzjuden Tochter, hat ihre zwei noch unerzogene Söhne und ihres Mannes altbetagten und abgelebten Bruder namens Elias Frenckel, sonst aber niemand bei sich«[116] Während seiner Abwesenheit wurde Aron Fränkel durch die Korrektoren Joseph Speyer aus Frankfurt a. d. O.[117] (inskribiert 13. April 1747) und Abraham Hirsch aus Landsberg a. d. Warthe (inskribiert 21. Juli 1736)[118] vertreten. Aron Israel Fränkel wird als Korrektor in den Listen der Druckereibedienten von 1731-1779 erwähnt, d. h. bis kurz vor seinem 1781 erfolgten Tode[119]. Er beherrschte gut deutsch und hebräisch und war auch kaufmännisch versiert[120]. So betätigte er sich auch als Verleger und Buchhändler. 1746 gab er zusammen mit seinen Kompagnons Juda ben Herz Ber (Oppenheimer) und dessen Schwager Aron ben Jsaac Saul in Frankfurt einen Chumasch (fünf Bücher Moses) heraus. Zum Vertrieb dieser und anderer Bücher bereiste er die verschiedenen Meßplätze in Deutschland. 1748-1752 war er auf Reisen im Reich, 1755 war er »zur Debitierung der hier gedruckten hebräischen Bücher nach Frankfurt am Main abgereiset«. Zwischen 1760-1770 besuchte er die Messen in Königsberg (Ostpreußen)[121].

Auch als Kalenderverfertiger war er tätig, nachdem er von der Societät der Wissenschaften zum »Verfasser des jüdischen Calenders recipiret« worden war. Er wollte sich aber nicht mit der Rolle eines Kalenderredakteurs begnügen, sondern wollte selbst Kalenderherausgeber sein. Daher geriet er in einen Konflikt mit dem Berliner Kalenderherausgeber und Drucker Aron Moses, wobei die Berliner Akademie der Wissenschaften, der durch Patent vom 10. Mai 1700 das alleinige Kalenderprivilegium für Preußen verliehen worden war[122], zu Gunsten des Berliner Druckers intervenierte und die Universität zu Frankfurt veranlaßte, ihren Schützling zu verwarnen[123]. Ebenso wie sein Vater amtierte Aron Fränkel auch als Rabbiner und Judenrichter. Als er sich dabei des »praedicates eines Vice-Rabbiners bedienet« hatte, wurde er dafür 1772 zusammen mit den Frankfurter Judenältesten zu einer Strafe von 10 Reichstalern verurteilt[124]. In seiner Eigenschaft als Rabbiner erteilte er von 1765-1777 einige Approbationen (»Haskamoth«) auf hebräische Bücher[125]. Nach dem Tode Aron Fränkels im Jahre 1781 wurde sein Sohn Fabian (Feibel, später auch Philipp genannt) an Stelle seines Vaters Korrektor. Er dürfte 1745 geboren sein und erhielt am 1. März 1786 die Heiratskonzession, nachdem die Behörden im Jahre 1785 bei seinem Antrag auf die Heiratsgenehmigung die Beibringung einer Bescheinigung der Frankfurter Judenältesten verlangt hatten, was bis dahin bei den Heiraten der von der Universität inskribierten Juden nicht üblich gewesen war[126].

Auch Fabian Fränkel war wie sein Vater und sein Bruder Israel (dieser von 1766-1774)[127] als Kalenderverfertiger bzw. Kalenderredakteur tätig, und wie sein Vater daran interessiert, nicht nur Kalenderhersteller, sondern auch Drucker und Verkäufer des Kalenders zu sein. Auch er geriet dabei in Konflikt mit der Akademie der Wissenschaften, wurde aber durch die Besitzer der hebräischen Buchdruckerei unterstützt, die der Druckerei neue Erwerbsmöglichkeiten zuwenden wollten[128]. Am 30. Januar 1783 wandten sich die Frankfurter Universitätsbehörden auf Veranlassung von Fabian Fränkel an den Pächter des Kalenderwesens in Preußen, Hofrat von Oesfeld[129]. Unter Berufung darauf, daß nach ihren Angaben »vordem beständig« jüdische Kalender in der dortigen hebräischen Druckerei solange

---

[114] Friedberg S. 39; er starb unverheiratet in Frankfurt am 20. Elul 1759.

[115] SBB II, 80.

[116] SBB II, 85.

[117] In den Akten des ehemaligen Geh. preußischen Staatsarchivs (heute: Deutsches Zentralarchiv Abt. Merseburg) Rep. 51 Nr. 67 heißt es von ihm auf S. 28: »Dieser ist von hier [d. h. Frankfurt a. d. O.] gebürtig und den 13. April 1747 als Corrector angenommen und noch unverheiratet, wohnet bei seiner Mutter, so als Schutzjüdin unterm Magistrat stehet«. S. auch SBB I, 188; Meisl l. c. S. 279 und ZGJD III (1889) S. 274.

[118] Von ihm heißt es im oben erwähnten Aktenstück S. 29: »Solcher ist eines Schutzjuden Sohn zu Landsberg a. d. Warthe und den 21. Juli 1736 zum Corrector angenommen worden«. Er hatte in eine Buchdrukkerfamilie eingeheiratet. Seine Frau war die Tochter des Frankfurter Buchdruckers Zadok Abraham aus Meseritz, der auch als Buchhändler tätig war (SBB I, 149) und dessen Sohn David Zodek in Frankfurt und Berlin später als Drucker arbeitete. (l. c.)

[119] Meisl l. c. S. 278 Anm. 11; S. 280. Er war Korrektor der 3. Frankfurter Talmudausgabe (1734-1739), s. ZGJD III (1889) S. 265.

[120] Meisl S. 281.

[121] SBB II, 80.

[122] Meisl S. 274.

[123] l. c. S. 280.

[124] SBB II, 87 Nr. 6.

[125] L. Löwenstein, Index Approbationum (Frankfurt a. Main, 1923) zählt S. 61 Nr. 1081 sieben Bücher auf, denen er Approbationen erteilt hat.

[126] SBB II, 81, 105; Meisl S. 278, Anm. 9.

[127] Meisl S. 279; Soncino-Blätter II (Berlin 1927) S. 47. Israel Fränkel starb vor 1800; denn kurz vor 1800 beantragte seine Witwe, die Tochter des Berliner Schutzjuden David Rieß, die Genehmigung zur Ehe mit Meyer Bernhard aus Rosenberg OS. (Akten der Frankfurter Judengemeinde).

[128] Die Angaben über die Verhandlungen betreffs des Kalenderdrucks in Frankfurt a. d. O. von 1783-1797 sind dem Aktenstück Rep. 132e Fach XIV Nr. 21 entnommen, das sich seinerzeit im Preußischen Staatsarchiv in Breslau befunden hat.

[129] s. MGWJ 71 (1927) S. 283.

gedruckt wurden[130], bis der verstorbene Korrektor Aron Jsrael Fränkel sich wegen seines Alters nicht mehr damit abgeben konnte, fragten sie an, wie es sich mit dem Privileg des Berliner Kalenderdruckers Markus Gerson[131] verhalte. Darauf antwortete v. Oesfeld am 18. 2. 1783, daß er an sich nichts gegen den Druck des Judenkalenders in Frankfurt einzuwenden habe, aber darum bitte, einen diesbezüglichen Antrag bei der Akademie der Wissenschaften in Berlin einzureichen. Die Universität teilte nun Herrn v. Oesfeld am 24. 2. 1783 mit, daß man den Kalender in Frankfurt drucken werde, und bat um Mitteilung, wie es sich mit der Stempelung der Kalender verhalte. Da die Universität ohne Antwort blieb, fragte sie am 13. 5. 1783 nochmals deswegen an, »da Fränkel den Druck nicht länger aufschieben kann«. Darauf erhielt sie einen abschlägigen Bescheid von v. Oesfeld (vom 23. 5. 1783), wonach gemäß der abschriftlich beigefügten Mitteilung der Akademie der Wissenschaften vom 10. 4. 1783, kein anderer Drucker zum Kalenderdruck zugelassen würde, »solange Marcus Gerson lebt«. Um jeden Zweifel am Druckverbot auszuschließen, »daß außer ihm (d. i. Marcus Gerson) sonst niemand jüdische Calender drucke, deshalb ist auch in dem diesjährigen jüdischen Calender«, wie sie hinzufügten, »der bereits fertig ist, ein Auszug des königl. Edict (vom 7. 3. 1744) beigefüget worden«, wonach ausdrücklich verboten wurde, »andere als von dero Academie der Wissenschaften herausgegebene Calender einzuführen und zu gebrauchen«[132]. Ein Protokoll dieser Mitteilung wurde Fabian Fränkel zugeleitet, wobei ihm bedeutet wurde, daß er Kalender nur für den Verkauf auf den Messen und für das Ausland herstellen dürfe. Als er nun daraufhin Kalender druckte und diese auf der Frankfurter Messe verkaufte, wobei auch Hausierer seine Abnehmer waren, legte Marcus Gerson dagegen Beschwerde ein, worauf die Beschlagnahme der von Fabian Fränkel gedruckten Kalender verfügt wurde. Dagegen protestierten die Universitätsbehörden am 9. 7. 1783. Sie verteidigten den Kalenderdruck des Fabian Fränkel mit dem nochmaligen Hinweis darauf, daß früher in Frankfurt immer Kalender gedruckt worden wären. Falls Fränkel aber das Verbot des Verkaufs der Kalender im Inlande überschritten hätte, würde die Universität ihn bestrafen. Sollten dagegen Hausierer diesen Kalender wider die Vorschriften im Inland abzusetzen versuchen, so soll die Regierung diesen Händlern die Handelskonzession entziehen. Diese und weitere Eingaben blieben zunächst unbeantwortet. Erst am 11. 9. 1783 antwortete die Akademie der Wissenschaften, daß sie nur aus Gefälligkeit gegen die Universität dem Fränkel die beschlagnahmten 973 Kalender unter dem Vorbehalt ausgefolgt habe, daß er sie nur »zum auswärtigen Debit« verwenden dürfe, daß sie zugleich aber jeden weiteren Druck und Verkauf des Judenkalenders unter Berufung auf das Edikt vom 7. 3. 1744 untersagen müsse[133].

Am 4. 4. 1784 reichte Fränkel wieder einen neuen Antrag an die Akademie der Wissenschaften ein, in dem er darum bat, seinen Kalendern die Approbation der Akademie zu erteilen, und sich dafür verpflichtete, sämtliche jüdischen Kalender, die für das Inland benötigt würden (er beziffert ihre Anzahl auf 1500-2000 Stück)[134], umsonst abzugeben. Sein Angebot, das von der Universität am 5. 4. befürwortet wurde, scheint einen gewissen Eindruck gemacht zu haben, denn die Antwort der Akademie vom 29. 4. 1784 war in entgegenkommendem Ton gehalten und vertröstete ihn auf weitere Verhandlungen nach dem Ableben des Druckers Marcus Gerson.

Marcus Gerson starb im Jahre 1792[135], aber erst am 4. 1. 1797 reichte Universitätsrektor Prof. Elsner namens der Universität einen Antrag an die Akademie betreffs Übertragung des Kalenderdruckes an Fränkel ein, da Marcus Gerson gestorben sei. Die Verhältnisse in Berlin hatten sich aber inzwischen geändert, denn 1787 war der Druck der Druckerei der jüdischen Freischule in Berlin übertragen worden[136], wobei allerdings Marcus Gerson den Verlag des Kalenders weitergeführt hatte. So lehnte die Akademie am 14. 2. 1797 den Antrag ab. Marcus Gerson sei zwar gestorben, aber seine Witwe habe seine Rechte übernommen, die nach ihrem Tode auf ihre Kinder übergehen würden[137]. Die Oberlandesältesten der preußischen Judenschaft, »die den Druck auf gewisse Weise dirigieren«, hätten den Druck der jüdischen Freischule in Berlin übertragen. Ferner könne die Akademie in Berlin besser den Druck beaufsichtigen.

Erst später gelang es dem Pächter des Kalenderwesens, Hofrat Joh. Friedr. Unger[138], Fabian Fränkel zu seinem Ziele zu verhelfen und ihm den Druck des Judenkalenders zu übertragen. Fabian Fränkel druckte die Judenkalender in Frankfurt in den Jahren 1804 und 1806-1808[139]. Er verblieb in Frankfurt bis zur Emanzipationszeit und nahm 1812 den Namen: Philipp Fränkel offiziell an[140].

[130] Es sind zwar keine Kalender bisher bibliographisch verzeichnet worden, die in Frankfurt a. O. vor 1725 (MGWJ l. c. S. 277) gedruckt worden sind. Aber nach den in diesem Aktenstück gebrachten Angaben dürften in Frankfurt a. d. O. jedenfalls vor dem Jahre 1744, dem Jahre des königl. Edikts, jüdische Kalender gedruckt worden sein.

[131] Markus Gerson (Mordechai ben Gerschon Landsberg) hat seit 1765 den Druck des Judenkalenders durchgeführt. Er war der Schwiegersohn des 1762 verstorbenen Druckers Aron Moses (Aron ben Mosche Rofe aus Lissa), der den Kalender von 1733-1762 in Berlin gedruckt hatte. Sonc. Blätter l. c. S. 46.

[132] Dieses Edikt ist von Meisl in den Sonc. Blättern l. c. S. 43 gedruckt. Aus meiner Darstellung geht hervor, daß der Abdruck in den Kalendern erfolgte, um den Nachdruck der Kalender durch Fränkel zu verhindern.

[133] Hierhin gehören anscheinend die von Meisl in der WJMG. l. c. S. 281 erwähnten Schreiben vom 22. Januar und 18. März 1784, in denen Fränkel von der Akademie verurteilt wird, den Schaden in Höhe von 11 Rt. 3 Gr. zu ersetzen, weil er nicht »den Verdacht einer vorsätzlichen Contravention von sich abgelehnt« und sich den Modalitäten nicht unterworfen habe, welche in Frankfurt beim »Debit einländischer, zum auswärtigen Debit verbotener Waren üblich sind und ihm nicht unbekannt gewesen sein können.«

[134] Nach der Statistik bei Meisl, MGWJ l. c. S. 285 waren 1788/89: 1180 Kalender, 1790: 1277 Kalender und 1791: 1377 Kalender zur Verteilung für die preußischen Juden bestimmt. Daraus ergibt sich, daß die von Fränkel gebrachte Zahl von 1500-2000 Kalendern für Preußen richtig sein dürfte.

[135] Markus Gerson starb am 7. Nissan 5552/1792 in Berlin. Sonc. Blätter l. c. S. 46.

[136] Sonc. Blätter l. c. S. 46.

[137] Der Verlag des Judenkalenders verblieb tatsächlich vorerst in der Familie des Markus Gerson. Nach seinem Tode führte ihn zuerst seine Witwe Fögelche (die 1812 den Familiennamen Marksohn annahm und 1814 in Berlin gestorben ist), dann sein Schwiegersohn Nathan Samuel Bloch (gest. 1807) bzw. dessen Frau Vogel (gest. 1812) Sonc. Blätter l. c.

[138] Johann Friedrich Unger war der letzte Pächter des Kalenderwesens. MGWJ l. c. 283.

[139] Sonc. Blätter l. c. MGWJ l. c. S. 282.

[140] SBB I S. 194.

4. DER VERLEGER JACOB ELIAS

Als Nachtrag zu meinem Aufsatz über »Jüdische Verleger in Frankfurt a.d.O. im 18. Jahrhundert«[141] kann ich jetzt auf Grund inzwischen neuerhaltenen archivalischen Materials und weiterer Angaben[142] einige zusätzliche Notizen über die verlegerische Tätigkeit und die Familienverhältnisse des Verlegers Jacob Elias (recte Sechariah Meschullam Feibisch ben Elia) bringen.

Die verlegerische Tätigkeit von Jacob Elias erstreckte sich, soweit bisher ersichtlich, von 1705-1732[143]. Auf den Leipziger Messen ist er als Besucher von 1693-1733 verzeichnet[144], woraus zu schließen sein dürfte, daß seine geschäftliche Tätigkeit (wahrscheinlich im Buchhandel) vor seiner verlegerischen Tätigkeit begonnen hat. Zu den letzten von ihm verlegten Büchern gehören der im Jahre 1732 erschienene »Midrasch Rabboth«[145] (eine Neuauflage) sowie ein Gebetbuch, der sogenannte »London Siddur«. Es handelt sich hierbei um eine Ausgabe des täglichen Gebetbuches mit einer jüdisch-deutschen Übersetzung (genannt »Tikkun Schlomo« nach dem Verfasser der Übersetzung, dem Schriftsteller und Buchhändler Salomo Salman ben Mose Raphael London)[146], die sich einer großen Beliebtheit bei den jüdischen Betern erfreute[147].

Um allen Schwierigkeiten bei der Herausgabe dieses Buches aus dem Wege zu gehen, hatte sich Jacob Elias sowohl einen Unbedenklichkeits-Vermerk des christlichen Zensors, des Professors Jablonski von der Frankfurter theologischen Fakultät[148], als auch eine »Haskama«[149] d. h. Empfehlungsschreiben des Frankfurter Rabbiners Mose ben Aron Lwow (Lemberger)[150] beschafft, das mit einem Nachdruckverbot für fünf Jahre verbunden war. Beides druckte Jacob Elias auf den ersten Seiten des Gebetbuches ab[151].

Der Druckereiinhaber Michael Gottschalk, der damals gerade in Streitigkeiten mit Jacob Elias verwickelt war[152], versuchte den Abdruck dieser Haskama gegen Jacob Elias auszunutzen, da er glaubte, daß das in der Haskama enthaltene Nachdruckverbot eine Art Bann darstelle, dessen Ausrufung den Rabbinern in Preußen verboten war[153]. Er denunzierte also Jacob Elias bei dem akademischen Rat der Universität, »daß der Schutzjude Jacob Elias sich auf ein gewisses hebräisches Buch, den »London Sieder« genannt, von dem hiesigen Rabbiner einen Bann auf fünf Jahre zur Verhinderung des Nachdrucks habe erteilen lassen«[154]. Gottschalk wies darauf hin, daß »dergleichen Bann eine Art von einem Privilegio sein solle«, das den Juden nicht zustehe, und daß sich das Verbot des Bannspruches auch auf diesen »Bann« des Frankfurter Rabbiners beziehe[155]. Die Universitätsbehörden überließen die Entscheidung in dieser Angelegenheit dem König Wilhelm I., der ein Gutachten des Ober-

[141] s. Archiv f. Geschichte des Buchwesens I (1956) S. 328 ff. – Ich benutze diese Gelegenheit, um hier einige Irrtümer dieses Artikels zu verbessern bezw. Ergänzungen vorzunehmen. Auf S. 327 Anm. 25 Zeile 10 von oben muß es anstatt: »Vater Mordechai« richtig: »Bruder (?) Mordechai« heißen. – Zu Seite 328 Spalte 1 (am Schluß des Abschnittes II) wurde mir von Dr. Jacobsen mitgeteilt, daß Lewin Gerschel = Löb Sohn des Gerson Wiener = Levi Gerson am 21.6.1764 in Frankfurt a. d. O. gestorben ist, und daß eine Tochter von ihm mit dem Frankfurter Juden Benjamin Hirsch (= Benesch ben Hirsch hakohen, 1733-1788) verheiratet war.

[142] Aktenstück des ehemaligen Geh. preußischen Staatsarchivs, (heute Deutsches Zentralarchiv Abt. Merseburg) Rep. 51 Nr. 67; s. o. Anm. 22.

[143] CB. S. 2991 Nr. 8814. Dort sind allerdings nur einige Bücher verzeichnet, die er von 1709-1732 verlegte.

[144] M. Freudenthal Leipziger Messgäste (Frankfurt am Main 1928) S. 81.

[145] Über den Midrasch Rabboth s. H. L. Strack: Einleitung in Talmud und Midrasch (5. A., München, 1921) S. 210.

[146] Der Buchhändler Salomon Salman London aus Nowogrodek (Weißrußland) lebte in Amsterdam (1709-1714, 1731-1735) und in Frankfurt a.M. (1714-1725), wo er Schüler des dortigen Rabbiners Samuel Schotten war. Er ist als Übersetzer hebräischer Literatur ins Jüdisch-deutsche bekannt; s. Enc. Jud. X, 1106/7.

[147] In dem hebräischen bibliographischen Lexikon der gesamten hebräischen Literatur von 1474-1950 »Beth Eked Sepharim« Bd. 4 (Tel-Aviv, 1956) S. 1125 verzeichnet Ch. B. Friedberg 9 Ausgaben dieses Gebetbuches aus der Zeit von 1737-1864, die in Mitteleuropa erschienen sind. Die Frankfurter Ausgabe vom Jahre 1732, um die es sich hier handelt, ist weder dort noch bei Friedberg S. 478 unter den im Jahre 1732 erschienenen Frankfurter Drucken verzeichnet.

[148] s. in dem oben erwähnten (Anm. 132) Aktenstück S. 112-113, wo sich auch der Text des Zensurvermerks befindet, der folgendermaßen lautet: »Exiit recens prelo Academiae hujus, libris Hebraicis excudendis dicato, ordo precum, quo utuntur quotidie Judaei quemque ipsi LONDER SIDDUR (im Original in hebräischen Buchstaben gedruckt) insigniye solent, quem post institutum examen exactum nihil Religioni nostrae inimicum continere intelleximus. Quam ob rem illius impressionem, sine cunctatione Facult. Academiae hujus Theologica permittendam esse censuit. Franc. ad Viadr. d. XIII Maji MDCCXXXII. P. E. Jablonski, D. Facultatis Theolog. h. t. Decanus.«

[149] s. darüber Enc. Jud. VII, 1015 ff. und Archiv für Gesch. d. Buchwesens I (1956), 325.

[150] Über Moses Aron Lemberger, 1729-1730 Rabbiner in Berlin und Frankfurt a. d. O., 1730-1743 Landrabbiner in Frankfurt a. O., und bis zu seinem Tode im Jahre 1758 mährischer Landrabbiner in Nikolsburg. s. MGWJ 72 (1928), 492-493; L. Geiger, Geschichte der Juden in Berlin (Berlin 1871) I, 49; II, 85-86, sowie SBB II, 95, Anm. 54.

[151] In dem oben erwähnten Aktenstück sind auf den Seiten 108-113 die Blätter mit dem lateinischen Zensurvermerk und der hebräischen Haskama eingeheftet, die von Michael Gottschalk mit seiner im Text sofort zu erwähnenden Eingabe als Belegstücke mit eingereicht worden waren.

[152] Michael Gottschalk beschwerte sich (Aktenstück S. 115) beim preußischen König in einem Schreiben vom 15. Mai 1732 über Jacob Elias, der es dahin gebracht hatte, daß eine Subhastation seiner unweit Frankfurt gelegenen Mühle wegen einer Schuld an Jacob Elias im Zusammenhang mit von ihm aufgelegten und gebundenen Büchern bereits drohte. In einem weiteren Schreiben brachte Michael Gottschalk vor: »Der Jude Jacob Elias, welcher mir wegen des aufgelegten Jalkut (s. Arch. f. Gesch. d. Buchwesens l. c. S. 328-329) ein ansehnliches schuldig geworden, hat es dennoch... dahin zu bringen gewußt, daß er propter negligentiam meines advocati eine favorable Sentenz erhalten«. Durch ein königl. Mandat wurde dem Magistrat zu Frankfurt am 28. 12. 1732 aufgegeben, »den Supplicanten mit der gesuchten Restitutio in integrum zu hören und darauf rechtlich zu bescheiden« (l. c. S. 119-120).

[153] Das Verbot der Bannausübung durch Rabbiner ist in dem Schreiben des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg an den Rat der Stadt Frankfurt a. O. vom 1. Juni 1682 ausgesprochen. SBB. I, 90-91.

[154] Aktenstück S. 104 (seine Beschwerde wird im Schreiben des akademischen Rates an den König vom 12. Juli 1732 erwähnt).

[155] »London Sidder«, so heißt das Gebetbuch nach dem Übersetzer des Textes in das Jüdisch-Deutsche, dem oben erwähnten (Anm. 146) Salomo Salman London.

fiskals J. Wagner einholte. Wie dieser in seinem Bescheid vom 24. 7. 1732 ausführte[156], handelte es sich aber in diesem Falle weder um einen Bann im Sinne des jüdischen Gesetzes noch im Sinne des staatlichen Verbotes (ein solcher Bann mußte unter bestimmten Zeremonien feierlich in der Synagoge verkündet werden)[157], sondern nur um eine »Commination« d. h. eine Verwarnung gegen den Nachdruck, die zudem nur in gedruckter Form vorliege. Ein jüdischer Verleger sei zur Beschaffung eines solchen Nachdruckverbots gezwungen, weil das königlich preußische Privileg gegen Nachdruck, das ein jüdischer Buchdrukker in Preußen erhalten könne, nur innerhalb Preußens gelte, während das rabbinische Nachdruckverbot auch für Juden außerhalb Preußens verbindlich sei bzw. sein sollte. Die Beschaffung von Privilegien gegen den Nachdruck seitens der Beherrscher sämtlicher Staaten, in denen Juden wohnen, würde zuviel Kosten verursachen und sei wahrscheinlich gar nicht durchführbar. Das rabbinische Nachdrucksverbot wirke sich ferner zum Vorteil der preußischen Finanzen aus, da dadurch die Möglichkeit zur Exportierung der in Preußen gedruckten Bücher gegeben würde. Auf Grund dieses Gutachtens teilte der König am 2. 8. 1732 den Frankfurter Universitätsbehörden seine Entscheidung mit[158], daß der Nachdruck hebräischer Schriften zwar durch königliche Privilegien im Lande selbst verboten sei, »inzwischen aber auch den jüdischen Buchdruckern freibleiben müsse, ihrem Gebrauch nach den großen Bann auf den Nachdruck von ausländischen Rabbinern legen zu lassen«, um den Absatz im Ausland zu ermöglichen.

[156] Aktenstück S. 101-103.

[157] Über die mit dem Bann zusammenhängenden Zeremonien s. Enc. Jud. V, 411 ff. s. v. Cherem (= Bann).

[158] Aktenstück S. 97.

Jacob Elias wird in der oben erwähnten hebräischen Haskama des Frankfurter Rabbiners vom Jahre 1732 als der »angesehene Mann und Vorsteher, der Gelehrte Meschullam Feibisch Sohn des Elia« bezeichnet. Er dürfte also[159] mit dem am 17. Nissan 5511/1751 in Frankfurt verstorbenen Vorsteher der Judengemeinde Feibisch Buckow identisch sein, der wahrscheinlich aus dem kleinen Örtchen Buckow (bei Züllichau)[160] nach Frankfurt eingewandert sein wird. Auf den Leipziger Messen sind außer ihm noch zwei seiner Söhne als Besucher verzeichnet, Isaac Jacob (1738-1745) und Lewin Jacob (1733-1735)[161].

Ein Verwandter oder Landsmann von Jacob Elias dürfte wahrscheinlich der Verleger David ben Mose Buckow sein[162], der 1730 in Frankfurt a. d. O. gemeinsam mit dem Buchhändler und Buchdrucker Zadok ben Abraham aus Meseritz[163] das Buch »Hamagid« herausgab[164], das eine Erklärung zu den Propheten und zu den Hagiographen in jüdisch-deutscher Sprache enthält und also auch zu dem Genre der jüdisch-deutschen Volksliteratur religiöser Art gehörte, wie sie von den Frankfurter jüdischen Verlegern vorzugsweise gepflegt wurde[165].

[159] Nach der Ansicht meines Freundes Dr. Jacobson (Schreiben vom 23. XI. 1956).

[160] Es gibt allerdings einige Ortschaften des Namens Buckow, aber wahrscheinlich dürfte es sich hier um den bei Züllichau (in der Nähe von Frankfurt a. O.) gelegenen Ort dieses Namens handeln.

[161] Freudenthal l.c.; Lewin Jacob (Löb ben Feibisch Buckow) ist in Frankfurt am 17. Tebeth 5536/1776 gestorben.

[162] Friedberg S. 47.

[163] SBB I, 149; s. o. Anm. 118.

[164] Friedberg S. 47.

[165] Im Jahre 1812 nahm Samuel Elias in Frankfurt a. O. den Familiennamen Buckow an, der bisher nur in hebräischen Quellen vorkam. Er dürfte vielleicht ein Nachkomme des Jacob Elias gewesen sein.

JOSEF BENZING

Matthäus Harnischs Söhne zu Neustadt an der Haardt und ihre Nachfolger

Mit dem Tode des Drucker-Verlegers Matthäus Harnisch im Jahre 1596, der der kleinen Provinzstadt Neustadt an der Haardt eine erste recht bedeutende Blüte als Druckerstadt bescherte[1], kam seine recht ansehnliche Druckoffizin, die vorwiegend im Dienst der reformierten Kirche und der Neustadter Hochschule stand, nicht zum Erliegen. Für ihn, der schon einmal vor fast 20 Jahren ein gut eingeführtes Buchhandels- und Verlagsgeschäft in Heidelberg im Stich lassen oder verlegen mußte, der sich dann in Neustadt nach dem Tode seines Schwagers Johann Mayer einer neuen Tätigkeit zuwenden konnte, sprangen seine beiden Söhne Josua und Wilhelm ein[2]. Hier wollen wir versuchen, Roths und Ports Darstellungen zu ergänzen und der kleinen Skizze von J. Leyser[3] durch eine Liste der Neustadter Drucke etwas mehr Farbe und Gewicht zu geben.

Josua Harnisch wird wohl bald nach seines Vaters Weggang nach Neustadt (1577/78) dessen Heidelberger Geschäft fortgeführt haben, nicht mit der gleichen Umsicht und Tatkraft wie der Vater, da er damals wohl noch recht jung an Jahren und unerfahren im Buchgeschäft war. Er wird dabei wohl zuerst mehr Nachdruck auf den Buchhandel gelegt haben. Im Dezember 1585 erschien sein Name zum erstenmal in der Heidelberger Matrikel, wahrscheinlich als Universitätsangehöriger auf Grund seiner buchhändlerischen Tätigkeit. Im Jahre 1589 wurde er als bibliopola und 1592 auch als Drucker inskribiert. Es ist aber anzunehmen, daß er kein gelernter Buchdrucker war. Bis zum Jahre 1594 druckte er hier einige juristische und theologische Schriften und Dissertationen der Universität. Im letzteren Jahre verkaufte er seine Offizin an Georg Justus, der an ihn sehr verschuldet war und begab sich wohl nach Neustadt zu seinem Vater. Nach dessen Tode nahm dort auch der jüngere Sohn Wilhelm aus Frankfurt a. M. vorübergehenden Aufenthalt, während aber die Familie in Frankfurt wohnen blieb. Wilhelm Harnisch war von Beruf gelernter Schriftgießer, hatte am 12. April 1591 Anna, die Tochter des verstorbenen Schriftgießers Jakob Sabon geheiratet und am 9. Mai des gleichen Jahres den Frankfurter Bürgereid geleistet. Er wurde dabei als Schriftgießer von Heidelberg bezeichnet, weil er dort geboren und aufgewachsen war. Wahrscheinlich hat er in gute Verhältnisse hineingeheiratet; denn am 20. April 1593 kaufte er von dem Schriftgießer Peter Zinck das Haus zu den drei Königen um 1000 Gulden[4]. An Kindern werden eine Tochter Katharina (getauft am 28. April 1594), ein Sohn Johann (getauft am 15. Mai 1597) und ein Sohn Wilhelm (beerdigt am 12. Juni 1597) erwähnt. Ihm selbst war aber eine längere gemeinsame Tätigkeit mit seinem Bruder Josua als Nachfolger des berühmteren Vaters in Neustadt nicht vergönnt. Denn bereits Ende des Jahres 1597 ereilte ihn in Neustadt der Tod. Dort fand er am 1. November seine letzte Ruhestätte. Seine Witwe heiratete im Jahre 1598 zu Frankfurt a. M. den späteren Hanauer Drucker und Verleger Johannes Halbey aus Gelnhausen, der am 31. Dezember 1599 auch Frankfurter Bürger wurde[5]. Als Wilhelm Harnischs Witwe hatte sie noch am 15. Juli 1598 das Haus zur alten Rose auf dem Kornmarkt zu 1000 Gulden erworben. Die Eheschließung wird also nach diesem Datum erfolgt sein. Im Neustadter Geschäft verblieb die Witwe nach dem Tode ihres Mannes, ja sie wurde die Hauptträgerin sogar. Wir haben keinen Nachweis darüber, daß sie sich dort aufgehalten hat. Ihre Interessen nahm dort entweder ihr Schwager Josua oder ihr zweiter Mann Halbey wahr. Der Name Josua Harnisch trat namentlich nach dem Tode seines Bruders in der Verlegerangabe nicht mehr in Erscheinung. Zuerst erscheinen im Impressum nur die Witwe Wilhelm Harnischs, dann die Erben Wilhelm Harnischs. Bis zum Jahre 1600 hatte die Druckermarke, die die gleiche ist wie die des Vaters, nur mit den Initialen I & W statt M, noch diese Initialen (vgl. Zanchius Nr. 29); aber i. J. 1601 ist das »I &« bereits entfernt. Daraus kann gefolgert werden, daß Josua schon aus dem Verlagsgeschäft ausgeschieden war. Josua hatte mit seiner Über-

[1] Vgl. F. W. E. Roth. Die Verlagsfirma Harnisch in Neustadt a. d. H. und ihre Erzeugnisse im 16. Jhdt., Kaiserslautern 1897, wo fast 120 Drucke M. Harnischs verzeichnet sind, die A. Becker in Pfälzisches Museum um ungefähr 15 vermehrt hat.

[2] Den besten Überblick über M. Harnisch und seine Söhne bietet W. Port im Gutenberg-Jahrbuch 1942/43 S. 132-134 mit der Anführung der älteren Literatur, weshalb wir davon Abstand nehmen können.

[3] Die Neustadter Hochschule (Collegium Casmirianum), Neustadt a. d. H. 1886.

[4] Die archivalischen Einzelheiten hier verdanken wir dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Stadtarchivs zu Frankfurt/Main.

[5] Vgl. G. Könnecke, Hessisches Buchdruckerbuch, Marburg 1894, S. 135, wo aber die Angabe, daß er eine Anna geb. Lobberin geheiratet hat, auf einem Lesefehler für Sabon beruht.

siedlung nach Neustadt im elterlichen Haus (Kesselringviertel) Wohnung genommen. Im Jahre 1597 lieferte er Papier auf das Rathaus zu Neustadt. Wahrscheinlich hat er sich mehr dem buchhändlerischen Absatz der gemeinsamen Verlagswerke gewidmet. Bis zu seinem Tode (beerdigt am 18. Juni 1606 zu Neustadt) ist uns bis heute nichts mehr über ihn bekannt geworden. Ein Sohn Max, Student der Medizin, verkaufte nach dem Tode der Mutter das elterliche Haus im Oktober 1616 für 790 Gulden.

HIERONYMI ZANCHII
THEOLOGI CLARISSIMI
IN D. PAVLI APOSTOLI EPISTOLAS

AD { PHILIPPENSES, COLOSSENSES, THESSALONICENSES, Et
Duo priora capita primæ Epistolæ D. IOHANNIS.

COMMENTARII, IN QVIBVS ET *textus Apostoli accuratè explicatur: & multi loci communes Theologiæ solidè pertractantur.*

EDITIO ALTERA RECOGNITA ET AVCTA.

Cum INDICE *rerum & verborum locupletissimo.*

Iohan 5.v.39.
Scrutamini scripturas: Nam vos videmini vobis in ipsis vitam æternam habere, & illa sunt, quæ testificantur de me.



NEVSTADII PALATINORVM
Apud hæredes VVilhelmi Harnisij.
M. DCI.

Hieronymus Zanchius: »Hieronymi Zanchii ... in D. Pauli Apostoli Epistolas ... Commentarii«

Den eigentlichen Drucker der M. Harnisch Erben werden wir in Nikolaus Schramm sehen müssen. Schramm stammte aus Lam in Bayern und heiratete im Jahre 1588 zu Frankfurt a.M. die Witwe eines Nikolaus Jung, womit er auch Frankfurter Bürger wurde. Im Jahre 1593 versah Wilhelm Harnisch Patenstelle bei den Schramms. Auf seine Veranlassung wird Nikolaus Schramm, vielleicht schon kurz nach dem Tode Matthäus Harnischs, nach Neustadt zu den Harnischs Erben gekommen sein, wo er der Druckereifaktor wurde. Mit dem Jahre 1604 werden auch die Erben W. Harnisch aus der Neustadter Offizin ausgeschieden sein. Dafür spricht sowohl die Tatsache, daß Ihr Name in der Verlagsangabe nicht mehr auftrat, als auch ein Verlagswerk des Johann Halbey: Zacharias Ursinus, Explicationem Catecheticarum Davidis Parei... recognitum... Heidelbergae. Impensis Johannis Halbey. Anno M. DC. VII und mit dem Sondertitel: Miscellanea catechetica... Hanoviae, Apud Johannem Halbejum M D CVII, 8° 16 ungez. Bl. 898 S., 40 ungez. Bl., 230 S. (Wiesbaden LB), auf dem sich die oben erwähnte Verlegermarke der beiden Harnischs mit dem weggekratzten »I &« wiederfindet (vgl. auch die Abb.). Das ist wohl ein Beweis dafür, daß Halbey als Träger der Wilhelm Harnisch Erben die Trennung von der Neustadter Offizin vollzogen hatte. Damit ist auch anzunehmen, daß Nikolaus Schramm die altbewährte Neustadter Offizin der Harnisch, die 26 Jahre lang unter diesem Namen existiert hat, käuflich erworben oder zum mindestens in eigener Regie selbständig weitergeführt hat. Ende des Jahres 1608 hat Nikolaus Schramm noch ein Zweigunternehmen in Mannheim errichtet. Eine längere Tätigkeit war ihm dort aber nicht mehr beschieden. Denn er starb schon am 17. August 1609 auf einer Geschäftsreise in Frankfurt a. M. Möglicherweise hat die Witwe Schramms noch einige Drucke zu Neustadt herausgebracht, Drucke, die heute noch nicht recht greifbar sind.

Am 11. August 1614 verkaufte Schramms Witwe die Offizin mit Einverständnis ihres Sohnes Georg, der Kirchendiener zu Alzey war, an Johann Karl Unckel und Heinrich Starck für 1200 Gulden. Ersterer begann damit seine Verlegerlaufbahn, die hier in Neustadt und später in Frankfurt a.M. mindestens bis zum Jahre 1634 währte, während Heinrich Starck der eigentliche Drucker war. Daneben ließen aber auch andere Frankfurter Verleger hier drucken wie Jonas Rosa, der nach dem im Neustadter Archiv aufbewahrten Sterberegister hier sogar am 17. Juli 1622 gestorben sein soll, Christoph Vetter und die Erben Jakob Fischers, wie auch schon unter Schramm Egenolph Emmel und Peter Kopf gelegentlich Drucke hier in Arbeit gaben. Mit dem Tode Starcks am 14. Dezember 1619 fand dann die Druckerkunst zu Neustadt, die mit Matthäus Harnisch so verheißungsvoll begonnen hatte, ein vorläufiges Ende, um erst wieder im 18. Jahrhundert einen neuen Anfang zu nehmen. Der heraufziehende 30jähr. Krieg und die damit verbundene Zurückhaltung auswärtiger Verleger mögen ihren Teil dazu beigetragen haben. Ob einige Drucke aus den Jahren 1620 und 1621 noch der Witwe Starcks angehören oder wie unsere Liste Nr. 111 der Witwe Schramms oder einem noch unbekannten Nikolaus Schramm (Junior), läßt sich zur Zeit noch nicht entscheiden. Wir kennen noch einen anderen Drucker zu Neustadt mit Namen: Johannes Flor, der dort am 16. Mai 1622 zu Grabe getragen wurde. Ein Druck von ihm ist uns noch nicht überliefert. Seine Witwe heiratete im Jahre 1623 den Drucker Bernhard Borchillion aus Genf, dem in seinem Beruf hier wohl auch kein Erfolg beschieden war. Denn im Jahre 1624 richtete

er an den Rat der Stadt ein Gesuch, in Neustadt eine französische Kinderschule errichten zu dürfen. Ein weiterer Versuch seitens des Straßburger Druckers Johannes Andreae vom 6. März 1634, sich in Neustadt als Drucker niederzulassen, wurde vom Rat der Stadt abschlägig beschieden. Wahrscheinlich hatte auch ein gleiches Schicksal der Kaiserslauterner Buchdruckergeselle Johann Hartmann Gottschalk[6], der i. J. 1649 die von Johann Karl Unckel hinterlassene Druckerwerkstatt mit 20 Zentner Schriften an sich bringen wollte. Denn weder die Bestätigung seiner Niederlassung in Neustadt noch herausgebrachte Drucke ließen sich feststellen. Auch ist sonst sein Name als selbständiger Druckerherr nirgendwo überliefert.

Zum Schluß versuchen wir eine Bibliographie der Neustadter Drucke des besprochenen Zeitraumes zu geben, wobei Vollständigkeit angestrebt, aber sicherlich nicht erreicht wurde. Wir geben dabei die Titel in der z. T. unvollständigen Form, wie wir sie verzeichnet gefunden haben, auch aus den alten Meßkumulationen des Draudius, wobei wir uns bewußt sind, daß sie oft in der überlieferten Fassung nicht ganz korrekt sind. Bedauerlich ist, daß eine Einsichtnahme in die recht umfangreiche Pfalzbibliothek der Sammlung Dr. Diernfellner zu Neustadt nicht möglich war, da die Bücher noch in Kisten verpackt sind. Ferner ist zu bemerken, daß die Bestände der Leipziger Kirchenbibliotheken heute in der UB Leipzig aufbewahrt werden.

Diese Liste macht deutlich, daß rein mengenmäßig die Erben des Matthäus Harnisch in ihrer Produktion durchaus nicht hinter der ihres großen Vaters zurückstehen. Es sind auch meist die gleichen Autoren wie unter dem Vater, deren z. T. dickleibige Bücher von den Erben im Druck vervielfältigt wurden, während unter Unckel/Starck sich die bewährten Klassiker etwas stärker in den Vordergrund schoben.

A. Drucke von Josua und Wilhelm Harnisch nebst Erben (1597-1609)

1597

1. Kurtzer Bericht auß Heiliger Göttlicher Schrifft, für den gemeinen Mann: In jetzigen Sterbenden läufften nützlich zu lesen... Auss Lateinischer Sprach... Teutsch in Druck verfertiget, Durch Tobiam Fabricium... Neustadt an der Hardt: Josua u. Wilhelm Harnisch 1597.
8° – Roth 110. – Ehemals Wernigerode.

2. Fabricius, Johann: Woher die gifftige Seuch der Pestlentz komme. Neustadt 1597. – Heberle Kat. 74. 1640.

3. Melanchthon, Philipp: Objectionum (Argumentorum) et responsionum theologicarum. Ed. Christ. Pezelius.
Pars 5. Neustadii typis J. et W. Harnisiorum 1597.
Pars 7. Neustadii ex officina typographica Harnisiorum 1597.
Pars 8. Neustadii apud viduam W. Harnisii 1597.
Pars ultima. Neostadii typis J. et W. Harnisiorum 1597.
Paris BN.

4. Pezel, Christoph: Examen theologicum reverendae memoriae Philippi Melanthonis... Cum explicationibus eiusdem examinis,... Ex praelectionibus Christophori Pezelii... Ed. tertia. Druckermarke 1597 Neustadii, typis Josuae et Wilhelmi Harnisiorum.
8° 8 Bl., 698 S., Reg. – Roth 108. – Strassburg UB. Diernfellner (Neustadt)

5. (Wirsung, Christoph): Ein Artzeney-Buch alle eußerliche und innerliche Glieder... Übers. von J. Th. Tabernaemontanus. Gedruckt zur Neustadt an der Hardt,... durch Josuam vnd Wilhelmum Harnisch. M. D. XCVII.
2° – Roth 109. – Darmstadt LHB. Diernfellner (Neustadt).

6. Zanchius, Hieronymus: Tractionum theologicarum volumen primum... Neostadii Palat. Ex officina Josuae & Wilhelmi Fratrum Harnisiorum M. D. XCVII.
2° 6 Bl., 807 S., 10 Bl. – Diernfellner (Neustadt). Speyer LB.

7. Zanchius, Hieronymus: De tribus Elohim, aeterno patre, filio et spiritu sancto, uno eodemque Iehova, libri XIII,... Druckermarke Neustadii Palatinorum Typis Josuae & Wilhelmi Harnisiorum. M. D. XCVII.
4° 20 Bl., 718 S., 24 Bl. – Diernfellner (Neustadt).
Dazu erschien 1598 ein Pars posterior (Überlingen a. D., Leopold-Soph.)

8. Zanchius, Hieronymus: Von den Dreien, Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist. Neustadt: Wilhelm Harnisch 1597. Druckermarke. Neustadt Archiv.

1598

9. Heerbrand, Jakob: Pro Ph. Melanthone oratio ...in accademia Tubingensi opposita Witebergensium quorundam Philippomastigum falsiss. criminationibus in praefatione, tum editionis cau a exponitur,... Neapoli Nemetum anno 1598.
8° 7 Bl., – Hartfelder, Melanchthon S. 629 Nr. 130. – Diernfellner (Neustadt).

10. Meister, Philipp: Speculum notariorum. Neustadt 1598.
2° – Roth 111.

11. Ursinus, Zacharias: Explicationum Catecheticarum... absolutum opus... Davidis Parei D. ... recognitum... Neostadii in Palatinatu apud viduam Wilhelmi Harnisij M. D. XCIIX.
8° 16 Bl., 896 S., 41 Bl., 1 Tab. – Speyer LB. Diernfellner (Neustadt).

12. Ursinus, Zacharias: Miscellanea catechetica... operâ extremâ Davidis Parei D. (Druckermarke) Neostadii in Palatinatu apud Viduam Wilhelmi Harnisij M. D. XCIIX.
8° 239 S. – Zürich ZB. Diernfellner (Neustadt).

13. Zanchius, Hieronymus: De natura dei seu de divinis attributis libri V. Neostadii Palatinorum 1598.
4° – Roth 112. Biundo, Pfälzisches Pfarrer- u. Schulmeisterbuch, Kaiserslautern 1930, S. 480. – Strassburg UB. Zweibrücken Bip.

14. Zanchius, Hieronymus: Compendium Praecipuorum Capitum Doctrinae Christianae, ... nunc vero ...studio heredum in lucem editum. Neostadii in Palatinatu Apud Viduam Wilhelmi Harnisij. M. D. XCIIX.
8° 26, 658, 1 S. – London BM. New York Theol. Sem.

[6] Vgl. H. M. Sauer, Altpfälzische Buchdruckereien und deren Wirken in Neustadt a. d. H., in: Das Hambacher Schloß 1933, Heft 2.

1599

15. PEZEL, Christoph: Commentarius in primum librum Mosis. Neustadt, Harnisch 1599.
Leyser S. 37, Nr. 15. Roth. 113.

16. PEZEL, Christoph: Commentarius in Genesim. Neostadii 1599.
8° – Becmann, Kat. von Frankfurt/Oder S. 224.

17. PEZEL, Christoph: Catecheticarum Jesuitarum pars 1. Neostadii 1599.
8° – Becmann S. 224.

1600

18. BEZA, Theodor de: Fragstück vnd Antwort, darinnen die fürnembsten Artickel Christlicher Religion kürzlich erkläret werden. Newstatt an der Hardt, bey Harnisch 1600.
Draudius BG. S. 364.

19. BEUMLER, M.: Falco emissus ad capiendum, deplumandum et dilacerandum audacem illum Cuculum Elbiquitarium, qui nuper ex Jac. Andreae mali corvi, malo ovo, ab Holdero simplici Curruca exclusus et a Daemone Bovio Fescennio varii coloris plumis instructus impetum in Philomelas innocentes facere coeperat. Neostadii Palatinorum [um 1600].
4° – Roth 120.

20. MELANCHTHON, Philipp: Epistola Philippi Melanchtonis. An Hertzog Moritzen Churfürsten zu Sachsen, von der Expedition wider Kayser Carl den Fünfften. Beschrieben von D. Christophoro Pezelio in seinem Buch, genannt oder intituliert: Christliche Beratschlagung vnd Bedenken. Fol. 365. Getruckt zu Newstatt an der Hardt, durch Wilhelm Harnisch Erben, Im Jar 1600. 4° 4 Bl.
Zur Zeit noch nicht belegt; erschlossen aus einem Nachdruck von 1610.

21. MELANCHTHON, Philipp: Philippi Melanchthonis consilia siue iudicia theologica, itemque responsiones ad quaestiones de Vnacum fragmentis narrationum historicarum... studio et opera Christophori Pezelii ...Neustadii haeredes Wilhelmi Harnisij. 1600.
8° 672, 416 S. – Knaake I 441. Roth 114. Hartfelder 699. – Neustadt, Archiv. Diernfellner (Neustadt).

22. MELANCHTHON, Philipp: Christliche Beratschlagungen vnnd Bedenken, Auch andere nützliche vnnd heylsame Erinnerungen vnnd Antworten, ...Getreuwlich zusammen gebracht, Durch D. Christophorum Pezelium... [Druckermarke] Gedruckt zur Neustadt an der Hardt, durch Wilhelm Harnischs Erben, Im Jahr M. DC.
8° 8 Bl., 792 S. – Hartfelder 700. – Neustadt Archiv. Diernfellner (Neustadt)

23. PAREUS, David: Calvinus orthodoxus, hoc est. Doctrina orthodoxa Johannis Calvini de sacrosancta Trinitate et de aeterna Christi divinitate... Neostadii apud haeredes Wilhelmi Harnisij (um 1600).
8° 364 S. – Roth 118. – Paris BN. Diernfellner (Neustadt).

24. PEZEL, Christoph: Außfürliche, warhaffte, und bestendige Erzehlung: 1 was vom H. Nachtmal Christi, die Lehre dern so man unbefügt Calvinisch nennet. ... Gedruckt zur Newstadt an der Hardt, durch Wilhelm Harnischs Erben 1600.
8° Stevenson 169. – Rom Vat.

25. TOSSANUS, Daniel: De recta consideratione et usu salutari doctrinae de providentia dei et de sacramentis, liber votivus. ... Neostadii Palatinorum 1600.
8° 210 S. – Roth 117. – Wiesbaden LB.

26. URSINUS, Zacharias: Explicationum catecheticarum absolutum opus.. D. Parei opera recognitum. Neustadii: Wilhelm Harnisch Erben 1600.
8° 898 S. – Leyser S. 36 Nr. 5. Roth 115.

27. ZANCHIUS, Hieronymus: In Hoseam prophetam primum et difficillimum inter eos, quos minores vocant, commentarius. Neustadii: Wilhelm Harnisch Erben 1600.
4° – Roth 115. Biundo S. 480. – Leipzig Thomaskirche.

28. ZANCHIUS, Hieronymus: Hieron. Zanchii in D. Pauli Epistolam ad Ephesios, commentarius ... (Druckermarke) Neustadii Palatinorum Apud haeredes Wilhelmi Harnisij. M. DC.
2° 12 Bl., 670 S. – Mainz StB.

1601

29. CRELL, Fortunatus: Analysis physica, sive ... in octo acroamaticos Aristotelis libros, analytici commentarii, quibus accessit... eorundem librorum ab eodem autore e graeco in latinum conversio... Neostadii in Palatinatu, ex officina Harnisiana 1601.
2° 418 S. – Paris BN.

30. ERNST FRIEDRICH Markgraf zu Baden: Des Durchleuchtigsten Hochgebornen Fürsten... Ernst Friderichen Marggrauen zu Baden und Hochberg,... wolgegründte und satte Ableinung der durch die Theologen des Württembergischen Consistoriums wider Ihro Fürstliche Gnaden christliche Bedencken... Getruckt zur Newstadt an der Hardt, Anno M. DCI.
4° – Diernfellner (Neustadt).

31. TOSSANUS, Daniel: Betbüchlein, Oder Ubung der Christlichen Seel Daniel Tossani. Hiebevor in Frantzösischer Spraach außgangen, jetzt aber auff vieler Gottseliger begeren durch den Autorem verteutscht und in etlichem gemehret: Sampt einer vorgesetzten Summarischen Histori, der grewlichen vnd jämmerlichen Verfolgungen, so den Evangelischen zu Orliens zu Franckreich vor etlichen Jahren widerfahren sind. Gedruckt zu Newstadt an der Hardt, 1601. (ohne Druckvermerk)
8° – 419 S. – Wiesbaden LB.

32. ZANCHIUS, Hieronymus: In primae Johannis apostoli epistolae capita priora praelectiones. Neostadii Palatinorum 1601.
4° – Leipzig Thomaskirche.

33. ZANCHIUS, Hieronymus: De tribus eloim, libri XIII. Neostadii Palatinorum. 1601.
4° – Leipzig Thomaskirche.

34. Zanchius, Hieronymus: Hieronymi Zanchii ... in D. Pauli Apostoli Epistolas ... Commentarii, editio altera recognita et aucta....[Druckermarke]. Neustadii Palatinorum Apud haeredes Wilhelmi Harnisij. M. DCI.
2° – 10 Bl., 870 S., 3 Bl. – Mainz StB.

In der Druckermarke ist die Initiale I [osua] entfernt worden.

1602

35. Kimedoncius, Jakob: Jacobi Kimedoncii de Scripto Dei Verbo, libri octo ... Neustadt in Palatinatu apud Nic. Schrammium, impensis Wilhelmi Harnisij haeredum 1602.
8° 8 Bl., 934 S., 8 Bl. – Speyer LB.

36. Zanchius, Hieronymus: De Operibus Dei intra spatium sex dierum creatis opus ... Neustadii in Palatinatu, Apud Nicolaum Schrammium Impensis haeredum Wilhelmi Harnischi M. D. CII.
4° – 1081 S., Index. – Biundo S. 480. – Diernfellner (Neustadt).

1603

37. Luther, Martin: De servo arbitrio, ad D. Erasmum Rot. In usum studiosae iuventutis ed. Jac. Kimedoncius. Neustadii 1603.
8° – Jackson 1603.

38. Marnix, Philipp: Tafel von Vnterscheidt der Religion: Welche von der Christlichen Kirchen, Dero Namen, Beschreibung, Kennzeichen, Haupt, Eigenschafften, Gelegenheit, Glauben vnd Lehr handelt: ... Jetzo aber aus dem Frantzösischen in vnsere hochteutsche Spraach versetzt Durch Ianum Apirocacum von Norcsnal. Gedruckt zu Neustadt an der Hardt, bey Nicolao Schrammen, in Verlegung Egenolff Emmels, 1603.
8° 32 Bl., 990 S. – Neustadt Archiv. Diernfellner (Neustadt).

Daß ein Frankfurter Verleger dieses Werk in Verlag nahm, ist etwas auffallend. Es ist das erste bekannte Verlagswerk Emmels überhaupt, der im Jahre 1602 von Hanau nach Frankfurt/M. kam und nach A. Dietz Setzer bei Basse gewesen sein soll.

39. Scultetus, Abraham: Abrahami Sculteti ... de Precatione tractatio logico-theologica, viam ostendens studiosis doctrinae sacrae ... Neustadii in Palatinatu, impensis haeredum W. Harnisii 1603.
8° 216 S. – Brieg GyB. Paris BN.

40. Tossanus, Paulus: Vita et obitus Tossani: Das ist Danielis Tossani Leben und Wandel, in die hochdeutsche Sprach verfertiget durch I. F. W. P. Neustadt i. d. Pf.: N. Schramm 1603.
4° 43 S. – Schottenloher, Bibl. z. dt. Geschichte 21339.

41. Ursinus, Zacharias: Explicationum catecheticarum ... absolutum opus: ... Davidis Parei D. operâ extremâ recognitum ... Neustadii in Palatinatu, Typis Nicolai Schrammij, sumtibus haeredum Wilhelmi Harnisij. M. DCIII.
8° 16. Bl., 898 S., 42 Bl. – Brieg GyB. Neustadt Archiv. Diernfellner (Neustadt).

42. Ursinus, Zacharias: Miscellanea catechetica, seu collectio eorum, quae catecheticis explicationibus ... opera extremâ Davidis Parei D. [Druckermarke] Neustadii in Palatinatu, Typis Nicolai Schramij, sumtibus haeredum Wilhelmi Harnisij. MDCIII. 8° 393 S. – Neustadt Archiv.

43. Zanchius, Hieronymus: Hieron. Zanchii Tractationum Theologicarum volumen de statu peccati et legali, ...[Druckermarke]. Ed. secunda. Neostadii Palatinatus Excudebat Nicolaus Schrammius, impensis haeredum Wilhelmi Harnisii. MDCIII.
4° 6 Bl., 1136 S., 10 Bl. – Leipzig Thomaskirche. Neustadt Archiv. Diernfellner (Neustadt)

44. Zanchius, Hieronymus: Miscellaneorum libri tres. Neostadii Palatinorum 1603. 4° – Leipzig Thomaskirche.

1604

45. Chytraeus, Nathan: Betrachtung von der Welt und der Kirchen Zustadt. Neuwstatt bey Nicl. Schram [um 1604]. Draudius BG S. 243.

46. Der Catholisch Glaub, kurtzer Bericht, von den fürnembsten Lehrpuncten der genanten Catholischen Religion. Newstatt a. d. Hart bey Niclaus Schram [um 1604]. – Draudius BG. S. 94.

47. Ludovicus, Laurentius: Analysis trium dialogorum Theodoreti, epicopi Cyri, methodo doctrinae Melanchthonis conscripta et erroribus Eutychianis opposita. Acc. Abrahami Sculteti de vita et obitu auctoris oratio. (Ed. Georgius Ludovicus). Neustadii, impensis heredum W. Harnisii 1604.
8° 508 S. – Paris BN.

48. Marnix, Philipp van: Gewisse Weg zur göttlichen Wahrheit. Neustadt 1604. 8°.
Draudius BG 364.

49. Melanchthon, Philipp: Tertia pars Argumentorum et responsionum theologicarum. Ed. Christ. Pezelius. Neostadii, apud N. Schrammium 1604.
8° 579 S. – Paris BN.

50. Melanchthon, Philipp: Quarta pars Objectionum et responsionum theologicarum ... opera et studio Christ. Pezelii... Neapoli in Palatinatu, typis M. Harnisch 1614.
8° 472 S. – Paris BN.

So nach dem Cat. gén. der Nationalbibliothek zu Paris; wahrscheinlich ist es aber ein Druckfehler für 1604.

51. Pareus, David: Exegesis disputationis de sacrae scripturae ecclesiae. Neustadt 1604. – Brieg GyB.

52. Pareus, David: Disceptatio epistolaris Joh. Magiri jesuitae et Dav. Parei de sacrae scripturae auctoritate et infallibilitate ecclesiae. Neustadt 1604. – Brieg GyB.

53. Ursinus, Zacharias: Gründtlicher Bericht Vom H. Abendmal vnsers HEERN Jesu Christi, ... Gedruckt zur Neustadt an der Hardt, bey Niclas Schrammen: in Verlegung Wilhelm Harnischs Erben. MDCIV.
8° 469 S. – Diernfellner (Neustadt).

54. Zanchius, Hieronymus: De tribus Elohim, aeterno patre, filio, et spiritu sancto, ... libri 13. Pars 1. 2. Neostadii Palatinorum 1604. Tübingen UB.

1605

55. DIALOGVS ANTIQUARIUS, VEL LEXIPHANES LATINUS. Lexiphanes. Simylus. Sopolis. PLINIUS. ... NEAPOLI, Typis Nicolai Schrammij, 1605. –
8° 31 S. – Neustadt Archiv.

56. Scultetus, Abraham: Medula theologiae patrum syntagma. P. 1 (3. ed.) 2. Neapoli Nemetum excudebat Nic. Schrammius 1605. Dresden LB. Liegnitz, Rudolf.

57. Zonsius, Winand: Gespräch vom rechten Verstand vnd nützlichem Gebrauch des H. Abendmals Jesu Christi. Newstatt bey Schram 1605. Draudius BG S. 12.

1606

58. Alard, Frans: [Kort Vervat van alle menschelijke insettinghen, deutsch] Der römische Grempelmarck: ... Alles auß niderländischer Spraach ... überges. durch Tobiam Fabricium. Gedruckt zu Newstadt an der Hardt bey Niclas Schrammen 1606.
8° 174 S. Auf S. 151-Ende: Johannes a Lasco, Kurtz Bedencken ... ob den Christen, nachdem sie die Gottliche Wahrheit ... erkandt, einiger gestalt erlaubt sei, sich in und bey den Pabstischen Gottesdienst und sonderlich in der Mess finden zu lassen.
GK 2. 7960. – Diernfellner (Neustadt).

59. [Amling, Wolfgang]: Drey Schrifften Von der anhaltischen Reformation ... Gedruckt ... zur Newstadt an der Hardt, bey Niclas Schrammen, Anno 1606.
4° 38, 248 S. – GK 4.226. – Marburg UB. Rom Vat. (2 Ex.)

60. Kriegs Practick die Feind Christliches Namens zu vberwinden, auß Niderländischer Sprach vbergesetzt. Newstatt bey Schram 1606.
8° – Draudius BG S. 253.

61. Pitiscus, Bartholomäus: Synopsis Theologiae methodicae. Neapoli Nemetum, apud Nicol. Schrammium 1606.
4°. – Tübingen UB.

1607

62. Jacob König von England: Oration ... sampt Antwort. Neustadt an der Hardt 1607
8° 54 S. – Heck (Wien) Liste 194 Nr. 603.

63. Osiander, Lucas: Trewhertzige Vermahnung der Pfältzischen Kirchen an alle andere Evangelische Kirchen in Teutschlandt. Das sie doch die große gefahr, die ihnen sowol als vns vom Papsthumb furstehet, in acht nemmen: ... Gedruckt ... zur Newstadt an der Hardt bey Niclas Schram 1607. –
8° 72 S. – Diernfellner (Neustadt).

64. Pitiscus, Bartholomäus: Brevis commonefactio. Neostadii 1607.
8° 19 S. – Graesse VI 102.

65. Scultetus, Abraham: Confutatio prolixae disputationis Caesaris Baronii ... de baptismo Constantini romano. Neostadii, typis N. Schrammii 1607.
4° 28 S. – Bremen StB. London BM. Paris BN.

1608

66. Alard, Frans: Der Römische Grempelmarck, ... Gedruckt zur Neustadt an der Hart, bey Niclas Schrammen. Anno MDCVIII.
8° 174 S., 5 Bl.
Dazu als Teil 2: Missale Romanum. Das ist: Römischer Meßkram außgelegt ... Durch Wolfgangum Musculum ... Ebenda 1608.
8° 198 S., 2 Bl. GK 2. 7961. – London BM (ohne T. 2). Marburg UB (ohne T. 2). Speyer LB. Diernfellner (Neustadt).

67. Beuther, Michael Philipp: Christliche Leichpredigt Bey der Begräbnis ... M. Pantaleoni Candidi ... Neustadt an der Hart: N. Schramm 1608.
8° 34 S. – Heidelberg UB. Speyer LB.

68. Freyheiten vnd Begnadungen vom Churfürst vnd Pfaltzgraff Friderichen, denen so sich zu Manheim häußlich niderzulassen gemeynt, bewilligt. Newstatt an der Hardt bey Niclas Schrammen 1608.
4° – Draudius BG S. 699.

69. Fridericus Mosellanus: Reuterischer Striegel vnd Außwüscher: Wider die von Jesuiten in Reichs: auch andern mehr der Augspurgischen Confessionverwandten Städte eyngeschleichten Schartecken ... Gedruckt zur Neustadt an der Hardt bei Niclas Schrammen, 1608.
8° 15 Bl., 320 S., 8 Bl. – Goedeke II 287. 98b. Zentralbl. f. Bibliothekswesen 10 (1893) S. 274 Nr. 9. – Diernfellner (Neustadt).

70. Lobwasser, Ambrosius: Der Psalter des königlichen Propheten Davids in deutschen Reimen verfasset. Neustadt: N. Schramm 1608.
8° 662 S., 4 Bl. – Speyer LB.

71. Marnix, Philipp de: Gründtlicher, vnd diese Zeit sehr nothwendiger Bericht von Unterscheidt der genanten Catholischen vnd Evangelischen Religion: ... Jetzo aber in unsere hochteutsche Sprach übersetzt durch Janum apirocacum von Norcsnal. Gedruckt zu Neustadt an der Hardt bey Nicolao Schrammen, in Verlegung Peter Kopfen, 1608.
8° 60, 990 S. – Draudius BG 369 – Diernfellner (Neustadt).

72. Quaestiones grauissimae num ad Ecclesiae gremium sit redeundum disceptatio epistolica inter Jacobum Sadoletum & Johannem Calvinum. Neostadii apud Nic. Schramium 1608. – Draudius BG S. 185.

73. Ein Christliches Schreiben, eines von Adel, darinnen der vnterscheidt zwischen der wahren vnnd falschen Bäpstlichen Religion. Neuwstatt bey Schrammen 1608. – Draudius BG S. 368.

74. Scultetus, Abraham: Warnung Für die Zäuberer und Sterngucker, verfasst in zwoen Predigten. Neustadt an der Hardt: Nik. Schramm 1608. Zinner 4206. – London BM.

75. Stöckle, Lucas: Vom rechten Trost frommer Gottseliger Eltern, vber den Abgang ihrer Kinder. Neuwstatt bey Schrammen 1608. – Draudius BG S. 132.

76. Zanchius, Hieronymus: Miscellaneorum Tomus alter. Neustadii 1608.
4° – Leipzig Thomaskirche.

1609

77. Scultetus, Abraham: Medullae theologiae patrum syntagma. Tom. 3. Neustadt 1609. – Brieg GyB.

1610

78. Burggravius, Johann Ernestus: Lampas Vitae et Mortis. Neostadii 1610. Becmann, Kat. der Bibel. zu Frankfurt/Oder S. 50.

B. Drucke des Heinrich Starck (1615-1619)

1615

79. Adam, Melchior: Disce mori oder Sterbekunst, ... Neustadt a. d. Hardt 1615. – GK 1. 8967. – Ehemals Berlin SB.

80. Pareus, David: Davidis Parei patris. J. Philippi Parei filij Musae fugitivae. In Adoptivis Parei Filij, accessit Georgii Thurii Pannonij ... Musa Posthuma. Neapoli Nemetum Henricus Starckius 1615.
8° 158,350 S. – Bremen StB. London BM.

81. Pareus, Johann Philipp: Catechisis Religionis Christianae ... perpetua analysi logica explicata ... Neostadii 1615.
4° – Biundo S. 483. – Brieg GyB. London BM.

82. Pareus, Johann Philipp: Paterno individuae Trinitatis... invocato auspicio ... F. Wyssius ... a J. P. Pareo ... hoc praesenti Lyrico inauguratur, ... Neapoli Nemetum 1615.
2°. – London BM.

1616

83. Fabricius, Tobias: Unterricht des römischen Grempelmarcks. 1616. Darin auch: Alard, Der römische Grempelmarckt. GK 2. 7961. Ist möglicherweise auch ein Druck von Starck.

84. Lobwasser, Ambrosius: Psalmen Davids nach Frantzösischer Melodey. Neustadt 1616. – Weller, Annalen II 329. – Greifswald UB.

85. Pareus, Johann Philipp: Calligraphia romana, sive thesaurus linguae latinae, in quo omnes phrases et formulae elegantiores ... colliguntur ac disponuntur ... Neapoli Nemetum 1616. – Biundo S. 483. – Ehemals Frankfurt a. M. StB.

1617

86. Alard, Frans: Der römische Grempelmarck ... Neustadt a. d. H.: N. Schramm 1617.
8° 174 S.
Jackson 1474. GK 2. 7963. – Ehemals Berlin SB.
Die Druckerangabe mit Schramm für dieses Jahr ist nicht zu erwarten. Vielleicht handelt es sich dabei um eine Titelauflage der Ausgabe von 1608 mit neu eingesetztem Erscheinungsjahr.

87. Erasmus, Desiderius: Dialogus cui titulus Ciceronianus sive de optimo genere dicendi, cui honorarii arbitri adjuncti Petr. Ramus, Joach. Camerarius, Joan. Sturmius, de imitatione. Edente et notis illustrante Meliore Adamo ... NEAPOLI NEMETUM, apud H. Starckium 1617. Sumptibus Joan. Caroli Unckelij.
8°. 271 S., Index. Paris BN. Rotterdam STB.

88. Fabricius, Georg: Preces jaculatorii ... a Georgio Fabricio Solitariensi. Neapoli Nemetum Sumptibus Joa. Caroli Unckelii, excudebat Henricus Starckius, anno M. D. CXVII.
8° 24 S. – Diernfellner (Neustadt).

89. Fabricius, Johann: Hemerologium ex Jacobi Augusti Thuani historiarum operibus confectum ut compendium eorundum sit atque index. Neapoli Nemetum impensis C. Vetteris 1617.
8° 662 S. – Paris BN.

90. Fabricius, Johann: Chrysosticha Paroemiognomica, E sacris Prophanisque scriptoribus ... collecti ... a Johanne G. F. Fabricio ... Neapoli Nemetum, sumptibus Joan. Caroli Vnckelii, Librarij Francofurtensis. Excudebat Henricus Starckius, anno M. DC. XVII.
8° 46 S. – Diernfellner (Neustadt).

91. Hombergius, Johann: Politia Judaica, Das ist ein warhafftige summarische beschreibung der judischen Regierung, in dreyen theilen beschrieben .... Getruckt ... zur Newstad an der Hardt, bey Heinrico Starckio, in verlegung Christof Vetters in Franckfurt a. M. Anno 1617.
4° 159, 86, 136 S. – Nürnberg StB.

92. Joellus, Johann: Apologia Ecclesiae anglicanae ... Impensis Christophori Vetteri Librarij Francfurtensis MDCXVII. (Am Ende:) Neapoli Nemetum excudebat Henricus Starckius, anno M. D. CXVII.
8° 222 S. – Diernfellner (Neustadt).

93. Justus, Paschasius: Alea, sive de Curanda in pecuniam ludendi cupiditate libri duo, cum collectaneis anthorum de sortibus, aleae taxillorum et chartarum ludo. Ed. studio et labore Joannis a Münster. Neapoli Nemetum, excudebat H. Starckius, imp. C. Unckelii 1617.
4°. 8 Bl., 212 S., Index. – London BM. Paris BN.

94. Plautus: J. P. Parei Electa Plautina, in quibis ... quicquid est rerum memorabilium, rituumque Romanorum in Comicorum Latinorum ... Neapoli Nemetum Impensis Jonae Rosae, excudebat H. Starckius 1617.
4° 581 S., Index. – London BM. Paris BN.

95. Plutarchus: Plutarchi Des fürtreflichen außbündigen ... Geschichtsschreibers vier unterschiedliche Tractätlein ... an jetzo allererst in die Hochteutsche Sprach gebracht & übersetzet durch Danielum Laelium, Veteranum, Hassum. Gedruckt zur Neustadt an der Hardt, durch Henrich Starcken, in Verlegung Johann Carl Vnckels zu Frankfurt am Mayn. Anno M. D. CXVII.
8° – Diernfellner (Neustadt).

96. Sallustius: Opera cum fragmentis et variis lectionibus ed. Joh. Phil. Pareus. Neustadt: Heinrich Starck 1617.
Biundo S. 483.

97. Symmachus, Quintus Aurelius: Epistolarum ad diversos libri X, ex nova recensione Joh. Philippi Parei. Accesserunt etiam electa Symmachiana, cum indice. Neapoli Nemetum, excudebat H. Starckius, impensis J. C. Unckelii 1617.
8° 4 Teile in 1 Bd.
Darin mit Sondertiteln und Sonderpaginierung:
Electa Symmachiana, Lexicon Symmachianum, Calligraphia Symmachiana.
Biundo S. 483. – Paris BN.

1618

98. [SANDÄUS, Maximilian]: Thema Seculare, Oder Jubel Jahrs Disputation, von Vhrsachen, Warumb vnsere VorEltern vor hundert Jahren, das Römische Papstumb verlassen haben, ... Auß dem Latein ins Teutsch gebracht von David Pareus. Gedruckt zur Newstatt an der Hardt, durch Heinrich Starcken. Anno 1618.
4° 19 Bl. – Neustadt Archiv.

1619

99. BEUTHER, Jakob Ludwig: Historia cometarum. Das ist: Kurtze Verzeichnüs, dass die Cometen ... Niemals vergebens vnd ohne sonderbahre Bedeutung abgelofen. Neustadt a. d. Hardt: H. Starck 1619.
4° 1 Bl., 33 S. – Zinner 4692. – München SB.

100. Catechismus oder Kurtzer Unterricht, Christlicher Lehr ... Sampt den XX Fragen, Sprüchen und Kirchen Legenden. Gedruckt in Newstadt an der Hardt, bey Henrich Starkken, In verlegung Johann Carl Unckels. Im Jahr 1619.
8° – Diernfellner (Neustadt).

101. Newe Gesäng Auff die Sonntages Evangelia: Componirt von Johanne Posthio, Germershemio, Med. D. Mit beygesetzten Evangelischen Texten. Newstadt an der Hardt, In Verlegung Johann Carl Unckels Anno MDCXIX. Diernfellner (Neustadt).

102. LUTHER, Martin: Etliche Psalmen und Geistliche Lieder so von D. Martin Luthern ... Gedruckt zur Newstadt an der Hardt Im Jahr 1619. Diernfellner (Neustadt).

103. LOBWASSER, Ambrosius: Psalter und Psalmen Davids. Nach Französischer Melodey in Teutsche Reymen artig gebracht ... Sampt D. Martin Luthers und anderen Kirchengesängen ... Gesangsweiß componirt von Johan. Posthio Med. Doct. Gedruckt zur Newstadt an der Hardt durch Heinrich Starck, In Verlegung Johann Karl Vnckels ... MDCXIX. Diernfellner (Neustadt).

104. PAREUS, Johann Philipp: Epistola apologetica. Neapoli Nemetum 1619. Bremen StB.

105. TERENTIUS: Publii Terentii Afri Comoediae sex, ... Labore Joh. Phil. Parei. Neapoli Nemetum: Heinrich Starck impensis haeredum J. Fischeri 1619.
4° 238, 160 S. – London BM. Paris BN.

106. In Publii Terentii ... comoedias sex notae criticae virorum doctorum, Johannes Rivii castigationes, Gabrielis Faerni emendationes, M. Antonii Mureti scholia, Georgii Fabricii castigationes. Neapoli Nemetum, impensis haeredum J. Fischeri 1619.
4° – Paris BN.

107. PLAUTUS: M. ACCII PLAVTI ... COMOEDIAE XX. SVPERSTITES. ... Curis Secundis IOH. PHILIPPI PAREI. ... [Verlegermarke] NEAPOLI NEMETVM IMPENSIS HAEREDVM IACOBI FISCHERI Excudebat Henricus Starckius. ANNO M D CXIX.
4° 44 ungez. Bl., 752, 87, 301, S., 20 ungez. Bl.
Paris BN. Speyer LB. Wiesbaden LB.

C. FRAGLICHE NEUSTADTER DRUCKE

108. Antwort auf die Frage: ob der jetzige Kaiser in der strittigen böhmischen Sache Richter sein könne oder nicht. Neustadt 1620. Zeitz Stiftsbibl.

109. Achtserklärung Kaisers Ferdinand II. wider Pfalzgraf Friedrich bei Rhein. Neustadt 1621. – Zeitz Stiftsbibl.

110. FRIEDRICH Pfalzgraf bei Rhein: Aller vnderthenigiste Supplication An die Röm. Kays: auch zu Hungarn vnnd Böhaimb Königkliche Mayest: Ferdinandum den andern, ... den 24. Julij Anno 1621. auß Leyden in Hollandt etc. Anfänglich Lateinisch außgangen, jetzt aber ... in Teutsch vbersetzt ... durch Ernst Ludwig Jansen von Darmbstatt. Getruckt zu Newstatt an der Hart, bey Niclas Schramb. 1621.
4° 1 Bl., 60 S. – Neustadt Archiv. Diernfellner (Neustadt).

111. Brillen-Krämer, d. i. ganz lustiges Hochzeits-Carmen. Neustadt 1621. Zeitz Stiftsbibl.

WOLFGANG MARTENS

Deutsche Dichtung

EINE LITERARISCHE ZEITSCHRIFT 1886—1904

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der literarischen Zeitschrift »Deutsche Dichtung«, die von 1886 bis 1904 von Karl Emil Franzos herausgegeben wurde. Sie ist heute so gut wie vergessen, ebenso wie der Persönlichkeit des Herausgebers zumindest seit 1933 in Deutschland nicht mehr gedacht worden ist. Während andere – zumeist etwas jüngere – literarische Zeitschriften der Zeit wie »Die Gesellschaft«, »Die Insel«, »Blätter für die Kunst«, »Pan«, »Jugend«, »Freie Bühne«, »Charon« heute weithin auf lebhaftes Interesse stoßen, existiert bis jetzt keine einzige wissenschaftliche Untersuchung, sei es Monographie, Dissertation oder Aufsatz, über die »Deutsche Dichtung«. Ihre fünfunddreißig Quartbände verharren stumm in den Magazinen der Bibliotheken.

Dennoch – mag es für einen solchen Zustand auch mancherlei gute Gründe geben – lohnt es sich, den Staub von diesen Bänden ein wenig abzuklopfen. Literarische Zeitschriften repräsentieren zumeist recht unmittelbar etwas von den geistigen Positionen und Tendenzen einer Zeit, und so können die folgenden Untersuchungen, die sowohl dem Äußeren der Zeitschrift, ihrem Aufbau, dem buchhändlerischen und redaktionellen Aspekt als auch ihren Autoren, ihrem Publikum und schließlich ihrem literarischen Profil gelten, einiges beitragen zur Charakteristik der Epoche des ausgehenden 19. Jahrhunderts im kaiserlichen Deutschland.

DIE PERSÖNLICHKEIT DES HERAUSGEBERS

Es erscheint angezeigt, ohne noch von der Tätigkeit Karl Emil Franzos' als Herausgeber zu sprechen, zunächst ein Bild seiner Persönlichkeit zu entwerfen. Die »Deutsche Dichtung«[1] ist entscheidend von ihm geprägt worden. Nicht daß er sie – wie Karl Kraus seine »Fackel« – fast allein geschrieben hätte, aber ihre »Linie« wie ihre Entstehung und ihr Ende sind mit Franzos' Namen eng verknüpft.

Karl Emil Franzos ist heute zuweilen noch bekannt als verdienstvoller Herausgeber der ersten Gesamtausgabe der Werke Georg Büchners zu einer Zeit (1879), da dieser kaum beachtet, der Name seines Bruders Ludwig als des Verfassers von »Kraft und Stoff« dafür umso berühmter war. Naturalismus und Expressionismus, Hauptmann, Wedekind, Sternheim und Brecht haben Georg Büchner in der Franzos'schen Edition, vor allem in seiner Entzifferung des »Woyzeck«, wiederentdeckt[2]. Sie ist bis zur Kritischen Ausgabe des Insel-Verlags von 1922 die Grundlage für alle weiteren Büchner-Editionen gewesen. – Zu seiner Zeit aber – und lange vor der Gründung der »Deutschen Dichtung« – war Karl Emil Franzos vor allem der angesehene und erfolgreiche Schriftsteller, der in Novellen und Erzählungen ein neuartiges Stoffgebiet für die deutsche Literatur erschlossen hatte, die Welt seiner Heimat, des östlichen Judentums, Galiziens und der Karpathenländer. Seine Novellensammlungen »Aus Halbasien«, »Vom Don zur Donau«, »Aus der großen Ebene« ebenso wie etwa »Die Juden von Barnow«, »Moschko von Parma« oder der Roman »Ein Kampf ums Recht« erfreuten sich in Zeitschriften weiter Verbreitung, in Buchform zahlreicher Auflagen[3]. Die Novellensammlung »Die Juden von Barnow« war 1894 dreimal ins Russische, zweimal ins Englische und Hebräische und je einmal ins Holländische, Dänische, Schwedische, Italienische, Spanische, Französische, Magyarische, Serbische, Polnische, Neugriechische, Ukrainische und Rumänische übersetzt[4]. Walter Krieg in seinen »Materialien zu einer Entwicklungsgeschichte der Bücherpreise und des Autorenhonorars« erwähnt Franzos unter den Beziehern besonders hoher Einkünfte[5]. (Abb. 1).

Charakteristisch für die Arbeiten Franzos', denen man heute im allgemeinen wohl weniger einen dichterischen als einen kulturhistorisch-volkskundlichen Wert beimessen dürfte, ist die Beschäftigung mit dem Thema der Spannung zwischen der westlichen, europäischen, aufgeklärten Lebensform und der orthodox-frommen Enge des östlichen Ghettos inmitten einer

[1] »Deutsche Dichtung« wird im folgenden abgekürzt: DD – Bandzahlen sind römisch, Seitenzahlen arabisch angegeben.

[2] Franzos berichtet über seine Edition DD XXIX, 195 ff, 285 ff.

[3] »Ein Kampf ums Recht« und der nachgelassene Künstlerroman »Der Pojaz« (= Bajazzo) sind übrigens nach 1945 wieder aufgelegt worden, »Ein Kampf ums Recht« im Paul List Verlag, Leipzig, 2. Aufl. 1955, – »Der Pojaz« im Henschelverlag Berlin 1954.

[4] Vgl. DD XVI, 128.

[5] Walter Krieg: Materialien zu einer Entwicklungsgeschichte der Bücher-Preise und des Autoren-Honorars vom 15. bis zum 20. Jahrhundert. Wien – Bad Bocklet – Zürich 1953, S. 163.



Abb. 1: *Der Herausgeber Karl Emil Franzos*

polnisch-ruthenischen Umwelt. Es ist eine Spannung, zu der Franzos von der Position des fortschrittlichen, aufgeklärten, des »Reform-Judentums« aus spricht, ohne doch den östlichen Brüdern Mitgefühl und Hilfsbereitschaft zu versagen. Wenn Franzos sich mit der in dem Einhalten von leeren äußeren Formen erstarrten und von aller westlichen Kultur streng isolierten, verelendeten Welt des galizischen Chassidismus auseinandersetzt, (ursprünglich einer frommen mystischen Richtung, deren tiefe Weisheit heute von Martin Buber wieder ans Licht geführt worden ist), so mit dem Ziel, dafür im Westen Verständnis und Abhilfe zu gewinnen. – Inzwischen ist das von ihm geschilderte osteuropäische Judentum unter Hitler fast gänzlich ausgerottet worden. Franzos' Arbeiten werden vermutlich zu den wenigen Quellen gehören, die – kritisch ausgewertet – über diese vernichtete Welt in Zukunft noch anschauliche Auskunft geben können.

Franzos wurde am 25. Oktober 1848 bei Czortkow im (österreichischen) Ostgalizien nahe der russischen Grenze als Sohn eines k.k. Bezirksarztes geboren. Die Familie gehörte nicht zum eingesessenen polnischen Judentum, sondern war aus Österreich hierher verschlagen; Vorfahren stammten aus Frankreich und Spanien. Der Vater war ein gebildeter Mann, aufgeklärt und national-deutsch gesonnen. Er hat den Weg des Sohnes offenbar mit seinen Überzeugungen entscheidend mitbestimmt[6].

So präsentiert Karl Emil Franzos denn jenen Typ des gebildeten Juden, der, ohne mit seinem jüdischen Glauben zu brechen, völlig deutsch-national und liberal im Sinne der Männer von 1848 fühlte und, fern von national-jüdischen, zionistischen Bestrebungen, wie sie am Jahrhundertende mit Theodor Herzl wieder erwachten, in Deutschland als dem Land der Aufklärung und der Toleranz, der Humanität und des Fortschritts, dem Land Lessings, Moses Mendelssohns und Schillers seine wahre Heimat sah, die völlige Assimilation des jüdischen Elements an die deutsche Kultur erhoffte und tief unter dem seit den 80er Jahren in Deutschland um sich greifenden Antisemitismus litt[7].

Ein Blick auf Franzos' äußeren Lebensgang. Franzos hatte nach dem Besuch des deutschen Gymnasiums in Czernowitz ursprünglich klassische Philologie studieren wollen, sich jedoch, da für ihn als Juden die Universitätslaufbahn versperrt war, der Jurisprudenz zugewandt. Er studierte in Wien und Graz. Bald nach der ersten juristischen Staatsprüfung schwenkte er um zu rein literarischer Tätigkeit. Seit 1873 lebte er in Wien als Journalist, bereiste von hier aus weite Teile Europas, veröffentlichte in der »Neuen Freien Presse« seine ersten Novellen und Skizzen aus »Halbasien«; 1877 heiratete er Ottilie Benedikt, die unter dem Pseudonym F. Ottmer später auch in der »Deutschen Dichtung« als Schriftstellerin in Erscheinung trat. Von 1884 bis 1886 redigierte er ein Wochenblatt, die »Neue Illustrierte Zeitung« in Wien, an der zahlreiche bekannte Schriftsteller der Zeit mitarbeiteten, die später zu den Autoren der »Deutschen Dichtung« gehören sollten. Hier scheint Franzos die nötige redaktionelle Erfahrung zur Herausgabe einer eigenen Zeitschrift gesammelt zu haben. Die entscheidende Vorschule für das Unternehmen der »Deutschen Dichtung« aber dürfte das »Deutsche

---

[6] Für die Kenntnis von Franzos' Jugend sind biographisch wertvoll sein Vorwort zu »Der Pojaz« (in der in Anm. 3 genannten Ausg. nicht abgedruckt) und sein autobiographischer Aufsatz »Mein Erstling: ›Die Juden von Barnow‹«, DD XVII, 57ff. – An biographischen Darstellungen und Einzelstudien seien genannt: Eduard Engel: Karl Emil Franzos (Nachruf), in: DD XXXV, Schlußheft, unpag. vor S. 205; Ludwig Geiger: K. E. Franzos, in: Goethe-Jahrbuch XXV/1904, S. 268–272; Alfred Klaar: Karl Emil Franzos, in: Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, Berlin, X/1907, S. 343–351; Ludwig Geiger: Karl Emil Franzos, in: Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur XI/1908, S. 176–229; wieder abgedruckt in Geiger: Die deutsche Literatur und die Juden, Berlin 1910; Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn, hrsg. von J. W. Nagl, J. Zeidler u. E. Castle, Bd. III, Wien 1935, S. 973–989; P. Schkilniak: Galizien bei Karl Emil Franzos, Diss. Innsbruck 1946; Richard M. Thurber: The cultural thought of Karl E. Franzos, Diss. Univ. of Michigan 1954.

[7] Übrigens ist Franzos, wie schon sein Vater, Burschenschafter gewesen, war 1868 Deputierter der Wiener Studentenschaft auf dem Berliner Kartellkongreß, zog sich während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 wegen einer zu deutsch-national gehaltenen Kommersrede in Graz einen Prozeß zu und mußte es als »Alter Herr« erleben, daß seine eigene Korporation allmählich antisemitischen Tendenzen nachgab und Juden als nicht couleurfähig nicht mehr aufnahm. Franzos äußert sich darüber kurz vor seinem Tode anläßlich eines Theaterberichts: DD XXXV, 93ff.

Dichterbuch aus Oesterreich« bilden, das 1883, von Franzos zusammengestellt, erschien[8].

Das »Deutsche Dichterbuch« ist eine umfängliche Anthologie deutscher Dichtung aus den österreichischen Ländern. Sie enthält – nur in metrischer Form – lyrische, epische und dramatische Beiträge von etwa 100 bekannten und unbekannten Autoren, darunter auch Unveröffentlichtes von bereits Verstorbenen, und will damit ausdrücklich das geistige Österreich *als Provinz dem großen Reiche des deutschen Geistes eingefügt* vorstellen[9]. Wesentliche Züge, die den Herausgeber der »Deutschen Dichtung« kennzeichnen werden, treten an dieser Anthologie bereits zutage: eine rührige Unternehmungslust, dichterische Zeugnisse, und zwar nur bisher Ungedrucktes, um sich zu versammeln, – das Geschick, angesehene zeitgenössische Schriftsteller wie z.B. Hamerling, Eduard von Bauernfeld, Ferdinand von Saar, Rosegger, Anzengruber, Marie von Ebner-Eschenbach zu Beiträgen zu bewegen und die Leidenschaft, ungedruckte Nachlässe berühmter Autoren (wie hier beispielsweise von Grillparzer, Halm, Anastasius Grün und Hebbel) aufzutreiben. Es zeigt sich hier auch bereits die optimistische Aufgeschlossenheit, die jungen unbekannten Talenten ans Licht helfen will und in löblichem Eifer ihre Maßstäbe nicht immer allzu hoch zu schrauben geneigt ist. Franzos selbst nennt später die einzelnen Bände seiner »Deutschen Dichtung« eine Anthologienreihe von bleibendem Wert. Sein »Deutsches Dichterbuch« ist dazu gewissermaßen die Generalprobe. Sie ist es auch insbesondere im Hinblick auf die Frage nach ausreichendem Material. Nach seinen Angaben erhielt Franzos von 59 von insgesamt 62 eingeladenen Autoren rund 1300 Beiträge, darunter rund 70 größere epische und dramatische Dichtungen. *Ich hätte*, schreibt er, noch ohne irgendeinen Bezug auf die »Deutsche Dichtung«, *damit eine ganze Reihe von Bänden im Format des vorliegenden Werkes füllen können*[10]. Hinzu kamen – neben zahlreichen Nachlaßstücken – noch etwa 2500 poetische Einsendungen unbekannter, nicht eigens eingeladener Dichter und Talente. Von der Seite der Produktion her war also für ein Unternehmen wie die »Deutsche Dichtung« Nachschub offenbar genügend vorhanden.

Wann Franzos selbst den Plan zu seiner Zeitschrift gefaßt hat, war nicht zu ermitteln. 1885 begann er mit dem Verlag Bonz u. Co., bei dem einige seiner Erzählungen erschienen waren, in Verhandlungen zu treten; im Frühjahr 1886 gingen Einladungen zur Mitarbeit an einen größeren Kreis angesehener deutscher Schriftsteller heraus. Die Abonnentenwerbung begann im Sommer. Mit dem Datum vom 1. Oktober 1886 erschien das erste Heft der »Deutschen Dichtung«.

ZUM ÄUSSEREN DER »DEUTSCHEN DICHTUNG«

Die neue Zeitschrift erschien von Anfang an als Halbmonatsschrift; die einzelnen Hefte wurden zum 1. und 15. jedes Monats herausgebracht[11]. Je 12 Hefte bildeten einen Halbjahresband mit eigenem Titelblatt, Mitarbeiter- und Inhaltsverzeichnis. Für die Abonnenten waren Einbanddecken in verschiedener Farbe und mit Goldprägung erhältlich.

Die »Deutsche Dichtung« bestand vom Herbst 1886 bis zum Frühjahr 1904 und brachte es damit auf 35 Halbjahresbände. Das erste Heft des 1. Bandes erschien zum 1. Oktober 1886, das Schlußheft des 35. Bandes, die Hefte 9-12 nach Franzos' Tode zusammenfassend, im März 1904. Außer bei diesem Schlußheft sind Heftzusammenlegungen nie vorgekommen. Am Ende des genannten letzten Heftes befindet sich eine stark vereinfachte Zusammenfassung der Inhaltsverzeichnisse der einzelnen Bände. Sie gewährt, 12 Seiten umfassend, einen ersten Überblick über den größeren Teil der Autoren der Zeitschrift, erfüllt jedoch nicht die Aufgaben eines Generalregisters.

Sämtliche Bände erschienen gleichbleibend im Quartformat von 29,5 mal 19,5 cm[12]. – Die Stärke der Hefte beträgt normalerweise 24 Seiten, d. h. also 3 Bogen; einzelne Hefte sind einen oder einen halben Bogen umfänglicher. Die Gesamtseitenzahl eines Bandes beläuft sich von Band V an fast ausnahmslos auf 300 Seiten, die ersten 4 Bände dagegen fielen stärker aus (Bd. I: 320 Seiten, Bd. II-IV: je 368 Seiten); entsprechend finden sich hier zahlreiche Hefte von 4 oder gar $4^1/_2$ Bogen.

Jedes Heft war von zwei Umschlagblättern eingefaßt, die unter einem Kopftitel Angaben zum Inhalt des jeweiligen Heftes, Ankündigungen, Inserate, geschäftliche Mitteilungen des Verlages sowie die »Korrespondenz der Redaktion« – von der noch die Rede sein soll – enthielten, – insgesamt interessantes Material zur Geschichte der Zeitschrift. Diese Umschlagblätter waren nicht paginiert und wurden normalerweise beim Einbinden der Hefte fortgelassen[13].

Die Aufmachung der Titelseiten (nicht der Umschlagblätter) für die einzelnen Hefte änderte sich im Laufe des Bestehens der Zeitschrift. Für die Hefte von Band I bis IV, bei denen stets ein Teil des Inhalts einer bestimmten, meist literarisch bedeutenden Persönlichkeit gewidmet war, ist die erste Seite regelmäßig von einem von Künstlerhand entworfenen, im Maschinenholzschnittverfahren wiedergegebenen Porträtrahmen beherrscht, in den das zumeist nach Photographien hergestellte Porträt des jeweils zu Ehrenden mit seinem Namenszug eingesetzt ist. Über dem Porträtrahmen prangt in fetter, vor allem bei den beiden Großbuchstaben mit Schnörkeln verzierter Fraktur der Zeitschriftentitel *Deutsche Dichtung*, unter welchem sich in schmaler Zeile noch die Angabe von Band, Heft und Erschei-

[8] Deutsches Dichterbuch aus Österreich, hrsg. von Karl Emil Franzos, Leipzig – Wien 1883.

[9] Deutsches Dichterbuch aus Österreich, S. VIII.

[10] A.a.O. S. XI.

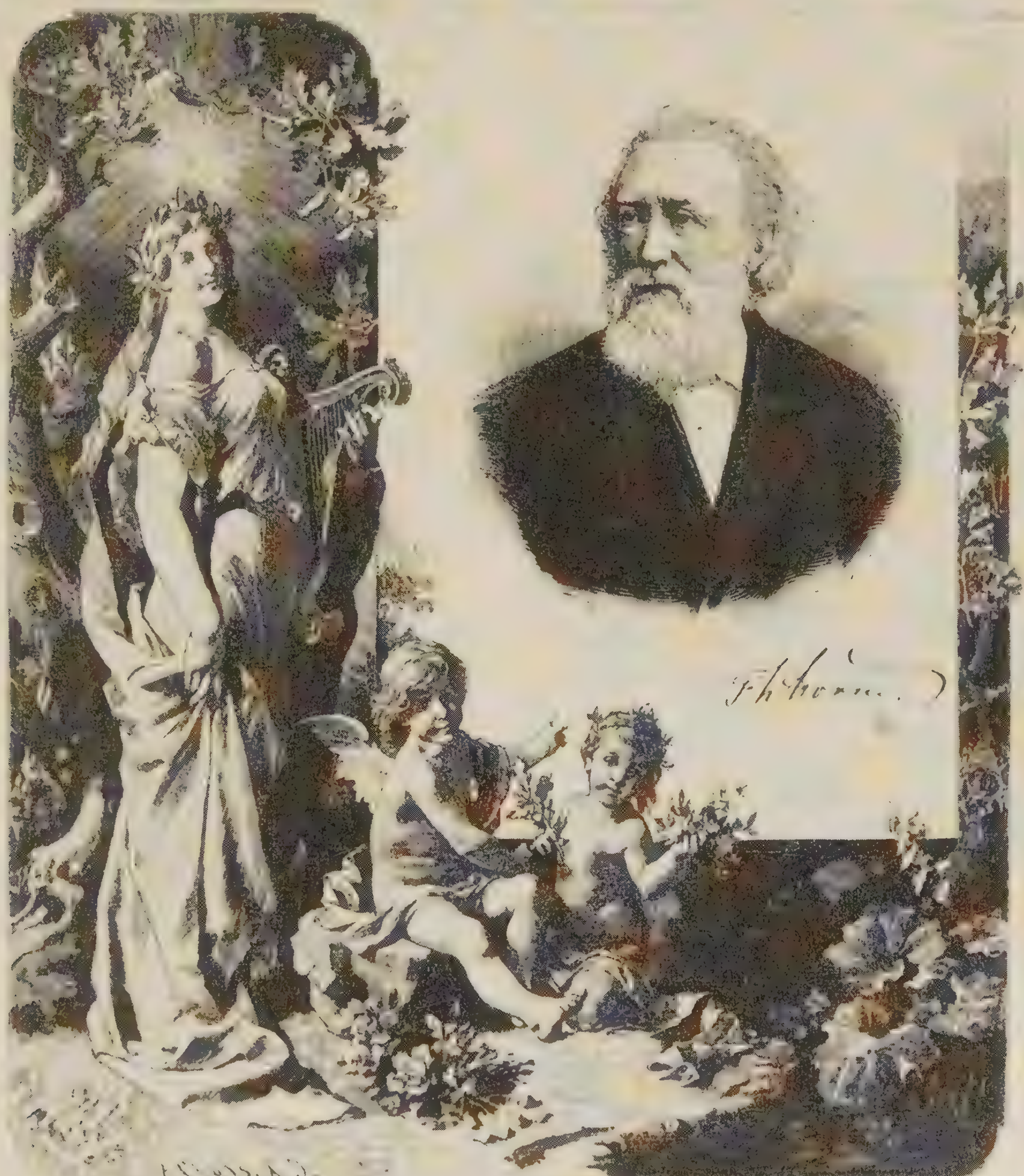
[11] Auf den Umschlagseiten von Bd. IV, Heft 11 kündigt der Ehlermann-Verlag, Dresden, der die DD von Bd. V an übernahm, neben der bisherigen Form eine »Monatsausgabe in Großoktav« mit dem gleichen Inhalt an. Ob eine solche Ausgabe tatsächlich zustande kam, ist nicht mehr festzustellen. In jedem Fall hat sie nur kurze Lebensdauer besessen; schon auf den Umschlagseiten der folgenden Hefte wird von dem Projekt nicht mehr gesprochen.

[12] Das Quartformat war – ganz anders als noch im 18. Jahrhundert mit seiner Vorliebe für zierliche Formate – in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei literarischen Zeitschriften weithin üblich, jedoch gewann das Oktavformat langsam an Boden. Vgl. dazu Gerhard Menz: Die Zeitschrift, ihre Entwicklung und ihre Lebensbedingungen, eine wirtschaftsgeschichtliche Studie, Stuttgart 1928, S. 75ff.

[13] Im Exemplar der DD in der Universitätsbibliothek Bonn, das der Verfasser einsehen konnte, fanden sich die Umschlagblätter jedoch zum größten Teil mit eingebunden.

Deutsche Dichtung.

I. Band. 6. Heft. Herausgeber: Karl Emil Franzos. 15. Dezember 1886.



Erscheint am 1. und 15. jeden Monats.
Abonnements durch alle
Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag:
Adolf Bonz & Comp.
Stuttgart.

[illegible]

Abb. 2: *»Deutsche Dichtung«. Titelseite des Theodor Storm gewidmeten Heftes vom 15. Dezember 1886 (verkleinert)*

nungsdatum befindet sowie der Vermerk: *Herausgeber: Karl Emil Franzos.* Unter dem Porträtrahmen sind Verlag und Erscheinungsort angeführt. (Abb. 2)

Der Porträtrahmen für die ersten 12 Hefte, (also den Band I), ist bestimmt durch eine stehende, von einem weichen Gewande umhüllte weibliche Gestalt mit einem Kranz im offenen Haar, die über einen wohlgeformten Busen verfügt und, während ihre Rechte in den Falten ihres Gewandes verweilt, mit der Linken sinnend eine Lyra umfaßt: die Muse mit Affinität zur Germania. Über ihrem Haupte strahlt ein Genius-Stern und rankt sich an knorrigem Aste ruhmreiches Eichenlaub. Zu ihren Füßen – und zugleich von unten her liebreich in den weißen Raum für das meist bärtig-würdig blickende Porträt hineinreichend – befinden sich, einem idyllischen Bächlein gesellt, zwei leiblich wohlgefällige, sitzende, mit Blumen und Eichenblättern beschäftigte Putten von Raffaels Gnaden.

Von Band II ab präsentiert sich der Porträtrahmen in neuer Form und weniger malerisch. Das Porträt des zu Ehrenden wird nun von einem gezeichneten Gras-Myrthen-Blüten-Gebinde umkränzt, in das sich drei geflügelte und mit Lyra und Fackel ausgerüstete Putten einfügen.

Von Band V an, zugleich mit dem Übergang der Zeitschrift von Bonz u. Co. auf den Verlag Ehlermann, erscheinen die Titelseiten der Hefte nur noch von Zeit zu Zeit, nämlich immer dann, wenn ein Heft noch in alter Weise um eine zu feiernde Persönlichkeit gruppiert ist, in der beschriebenen Weise mit Porträt und Rahmen. Sonst steht nur wie bisher der Kopftitel mit den Angaben über Band, Heft, Erscheinungsdatum und Herausgeber über der ersten Seite; dem folgen sogleich dichterische Beiträge. – Von Band IX ab, zugleich mit der Übernahme der Zeitschrift durch den Verlag A. Haack, fällt auch der Kopftitel fort; an seine Stelle tritt eine Arabesken-Kopfleiste. Der Zeitschriftentitel erscheint fortan nur noch auf der ersten Seite der Umschlagblätter der einzelnen Hefte.

Illustrationen – abgesehen von den Titelporträts – finden sich regelmäßig nur in den 12 Heften des ersten Bandes. Sie sind im Autotypie- oder im Maschinenholzschnittverfahren hergestellt und beziehen sich, zuweilen sogar zwei gegenüberliegende Seiten füllend, auf bestimmte Beiträge in dem betreffenden Heft. In den übrigen Bänden tauchen Illustrationen nur noch ganz vereinzelt auf. – Der Buchschmuck beschränkt sich auf einige Arabesken-Kopfleisten innerhalb wie auf der ersten Seite jedes Heftes. Vignetten und Randleisten fehlen. Den ornamentalen Abenteuern der Jugendstil-Richtung bleibt die Zeitschrift fern. Ebenso geht der in den 90er Jahren von William Morris geweckte Sinn für erlesene Typographie spurlos an der »Deutschen Dichtung« vorüber. Lediglich die großen Anfangsbuchstaben bei Gedichtüberschriften erfreuen sich von Band XX (1896) ab leichter schmückender Verschlingungen.

Das Papier ist von guter Qualität, wird jedoch streng ökonomisch ausgenutzt. Großzügig freigelassene Seiten, verschwenderisch breite Ränder, wie sie etwa die »Insel« kennt, finden sich niemals.

Der Text ist, wie in den Quartbänden der Zeit häufig, zweispaltig gesetzt. Die Seiten haben Kolumnentitel, und zwar führen die Seiten mit geraden Zahlen gleichbleibend den Titel der Zeitschrift, während die Seiten mit ungeraden Seitenzahlen wechselnde, auf den jeweiligen Inhalt bezügliche Überschriften bieten.

Als Type ist, in verschiedenen Schriftgraden, die Fraktur verwandt, (bei metrisch gebundener Dichtung eine andere gotisierende, der Textur nahekommende Type), und zwar erscheint im allgemeinen bei erzählender Prosa Korpus, bei Aufsätzen und metrischen Dichtungen Borgis, bei Rezensionen Petit und bei Inseraten auf den Umschlagblättern als kleinste Einheit Nonpareille.

Die Druckereien wechselten nicht selten, ohne daß sich dies typographisch irgendwie ausgewirkt hätte.

DIE »DEUTSCHE DICHTUNG« ALS BUCHHÄNDLERISCHES OBJEKT

Der Bezugspreis der »Deutschen Dichtung« belief sich für die ersten 4 Halbjahre auf je 7,50 Mark, vom Band V (Okt. 1888) an stieg er auf 8 Mark pro Halbjahr. Einzelne Hefte waren für 1 Mark zu haben. Die Abonnements mußten anfangs halbjährlich, später vierteljährlich erneuert werden[14]. Der Vertrieb erfolgte durch die Post oder den örtlichen Buchhandel.

Ein Abonnementspreis von 16 Mark im Jahr ist für die Zeit keineswegs billig. Zwar liegen (– alle Daten im folgenden für das Jahr 1895 –) Rodenbergs »Deutsche Rundschau« mit 24 Mark, »Die Grenzboten« mit 36 Mark, die »Preußischen Jahrbücher« mit 20Mark, die »Neue Deutsche Rundschau« mit 18 Mark jährlich im Preise darüber, vom hochpretenziösen »Pan« mit 75 Mark schon für die Allgemeine Ausgabe ganz zu schweigen. Die »Dichterstimmen der Gegenwart« (12 M.), die »Deutsche Romanzeitung« (14 M.), der »Kunstwart« (10 M.) etwa aber liegen bei gleicher oder größerer Seitenleistung unter diesem Preis, ebenfalls die großen Familienblätter wie »Über Land und Meer« (13 M.) und »Gartenlaube« (7 M.). – Vermutlich war ein solcher Preis für die »Deutsche Dichtung« – abgesehen von der Frage der Autorenhonorare – bedingt durch ein geringes Inseratengeschäft und vor allem die vergleichsweise niedrige Auflagenzahl.

Die Annoncen und Inserate auf den Umschlagseiten wurden zum größten Teil von der jeweiligen eigenen Verlagshandlung der Zeitschrift eingerückt. Fremde Verlage ließen nur gelegentlich Neuerscheinungen ankündigen und gewisse Zeitschriften, darunter auch der »Kunstwart« und Brahms »Freie Bühne für modernes Leben«, brachten sich zuweilen in Erinnerung. Antiquariatsanzeigen und Übersetzungs- und Verlagsangebote für hoffnungsvolle, zum Tragen aller Kosten bereite Dichter waren spärlich gesät. Die letzten 15 Bände der Zeitschrift boten fast ausschließlich Eigenreklame ihres Verlags, so daß die Reklame-Texte offenbar monatelang im festen Satz stehen bleiben konnten und gleichförmig auf den Umschlagseiten der

[14] Angaben nach den Abonnementseinladungen der DD auf den Umschlagblättern und der »Preisliste der durch das Kaiserliche Postzeitungsamt in Berlin und die Kaiserlichen Postanstalten des Deutschen Reichs-Post-Gebiets zu beziehenden Zeitungen, Zeitschriften usw.«, Berlin 1886ff.

einzelnen Hefte wiederkehren. Gelegentlich lagen – wie Vermerke bezeugen – den Heften selbständige Prospekte anderer Verlagsfirmen bei.

Das geringe Inseratengeschäft mag zum Teil mit der Auflagenhöhe der Zeitschrift zusammenhängen. In Angaben darüber befleißigte man sich bei der »Deutschen Dichtung« wie bei anderen Zeitschriften einer gewissen Diskretion[15]. So liegen von 1891 an für die »Deutsche Dichtung« keinerlei Auflagenangaben mehr vor. Für das Jahr 1890 gibt Sperlings Adreßbuch der Deutschen Zeitschriften 1500 Exemplare an[16]. Diese Zahl ist zwar ganz stattlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß im gleichen Jahr die »Grenzboten« zum Beispiel 1200, die »Preußischen Jahrbücher« 1500, das »Literarische Zentralblatt« 1250, die naturalistische »Gesellschaft« 1000 und das »Magazin für Literatur des In- und Auslandes« ebenfalls nur 1000 Exemplare auflegten, – sie ist bescheiden, wenn man sie an den Auflagezahlen der Familienzeitschriften mißt, die in die Hunderttausende stiegen.

Im Allgemeinen scheint die »Deutsche Dichtung« kein besonderer geschäftlicher Erfolg gewesen zu sein. Am deutlichsten spricht die Tatsache, daß sich im Laufe der Zeit fünf verschiedene Verlage an ihr versucht haben[17]. Aufschlußreich ist auch das Faktum, daß bis in den letzten Band hinein auf den Umschlagseiten die Angebote zu verbilligtem Bezug nicht abgesetzter früherer Jahrgänge als Anthologienbände »von bleibendem Wert« nicht abreißen.

Es wäre interessant, über die kalkulatorischen Verhältnisse einer Zeitschrift wie der »Deutschen Dichtung« Näheres zu erfahren, insbesondere was die Autorenhonorare anbelangt. Sicher ist nur, – es geht aus den Einsendungsbestimmungen hervor –, daß lyrische Beiträge von der »Deutschen Dichtung« im allgemeinen nicht honoriert wurden; Zelebritäten wie Paul Heyse und Fontane wurden bei lyrischen Beiträgen indessen vermutlich anders behandelt. Die Honorare für die gefragteste literarische Ware der Zeit, die Novelle, mögen bei namhaften Autoren, um die sich auflagenstarke Zeitschriften bemühten, recht gewichtig gewesen sein. In einem besonderen Falle ist die Beschränktheit der finanziellen Mittel der »Deutschen Dichtung« hier bezeugt: In seinem Nachruf auf den zu seiner Zeit hochberühmten und weitgelesenen Georg Ebers berichtet der Herausgeber nicht ohne Stolz, Ebers habe geraume Zeit vor der Gründung der Zeitschrift gesprächsweise geäußert, er schriebe nur für Zeitschriften, die ein bestimmtes Zeilenhonorar gewährten (er nannte einen für deutsche Verhältnisse exorbitanten Betrag), und deshalb sei er zunächst nicht zur Mitarbeit an der »Deutschen Dichtung« aufgefordert worden, – er habe sich schließlich aber selbst gemeldet und angeboten, sich bei *einer Zeitschrift von dem Inhalt und der Tendenz der »Deutschen Dichtung«* mit dem dort üblichen Honorar zufrieden zu geben[18].

Die ersten beiden Jahre des Bestehens der »Deutschen Dichtung« scheinen, was das Geschäftliche angeht, die schwierigsten gewesen zu sein. Franzos spricht einmal von den *beiden ersten Kampf- und Leidensjahren der ›Deutschen Dichtung‹, deren Geschichte wohl auch einmal zu erzählen der Tag kommen wird*[19]. Es ist die Zeit, in der die ganze alte honorargewohnte Garde der Schriftsteller von Rang und Ruhm jener Tage um Mitwirkung gebeten ist und die Rezensionen aus der Feder namhafter Germanisten stammen. Möglich, daß man sich hierbei finanziell übernommen hat; die renommierten Autoren jedenfalls werden in den späteren Bänden nicht mehr so reichlich bemüht.

Während dieser ersten beiden Jahre erschien die Zeitschrift bei Adolf Bonz u. Co. in Stuttgart. Die Firma war, aus der Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart hervorgegangen, 1876 gegründet worden und ganz auf Belletristik eingestellt. Die »Deutsche Dichtung« fügte sich durchaus in den Rahmen des bisherigen Verlagsprogramms ein. Zahlreiche Dichter, die in der »Deutschen Dichtung« zu Wort kommen sollten, wurden von Bonz u. Co. verlegt: Anzengruber, Friedrich Theodor Vischer, Hermann Lingg, Ernst Eckstein, Karl Stieler und als Prominentester Scheffel, dessen »Ekkehard« 1895 hier die 150. Auflage sah, während der »Trompeter von Säkkingen« um 1900 hier sogar seine 250. Auflage erleben konnte. Auch einige Novellen Franzos' waren hier erschienen[20].

Zum 1. Oktober 1888, mit dem Beginn des 5. Halbjahresbandes, wechselte die Zeitschrift, – in einer gemeinsamen Verlautbarung des bisherigen und des neuen Verlegers sowie des Herausgebers bekanntgegeben[21] –, in den Verlag Louis Ehlermann, Dresden, über, um zugleich, wie oben ausgeführt, den Umfang der Bände auf 300 Seiten zu beschränken und den Bezugspreis von 15 auf 16 Mark jährlich zu erhöhen. Der Ehlermann-Verlag, der heute noch besteht, war 1823 in Hannover gegründet worden. Auf seinem Verlagsprogramm stand vornehmlich Belletristik und Literaturgeschichte. Und so erschienen denn alsbald auf den Umschlagseiten der Zeitschrift Reklamen für die 2. Auflage von Goedekes »Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung«, literarhistorische Vorträge von Ludwig Geiger, Dichtungen von Eduard von Bauernfeld und Gedichtanthologien von Ferdinand Avenarius.

Wiederum nach zwei Jahren, – der Verlagsvertrag war für zwei Jahre abgeschlossen worden –, siedelte die »Deutsche Dichtung« ohne irgendwelche Veränderungen redaktioneller oder preislicher Art nach Berlin, wo der Herausgeber seit 1887

---

[15] R. Kootz vermag in der Gruppe »Literaturblätter, Revuen« von 198 gezählten Zeitschriften im Jahre 1902 nur 78 mit ihrer Auflagenhöhe zu ermitteln. (Robert Kootz: Zur Statistik der deutschen Zeitschriften, in: Zeitschrift für die Gesamte Staatswissenschaft 64/1908, S. 226 ff.)

[16] Das »Zeitungsverzeichnis der Annoncen-Expedition Haasenstein und Vogler«, 24. Aufl. 1890, notiert für das gleiche Jahr eine Auflage von 2500 Exemplaren. Worauf der Widerspruch beruht, war nicht zu klären, zumal für die früheren Jahre kein Vergleichsmaterial aufzutreiben war.

[17] Erich Ehlermann bezeichnet die Zeitschrift in seinen Erinnerungen drastisch als »negativ melkende Kuh«, findet übrigens auch für Franzos wenig freundliche Worte. (Der deutsche Buchhandel der Gegenwart in Selbstdarstellungen, hrsg. von Gerhard Menz, Bd. I, Leipzig 1925: Erich Ehlermann, S. 14 ff.)

[18] DD XXV, 56.

[19] DD XXII, 104.

[20] Von Meinungsverschiedenheiten mit dem Verleger hinsichtlich des Inhalts der DD berichtet Franzos in seinem Aufsatz über Franz Nissel, DD XII, 175.

[21] DD IV, Umschlag Heft 11.

ansässig war, über in einen neuen, nicht sehr profilierten Verlag. Die Firma A. Haack war 1861 in Berlin gegründet worden und brachte u. a. die »Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur« und literarhistorische Arbeiten von Geiger und Biese, aber auch einen Damenkalender, Reiseberichte und Schilderungen aus der Tier- und Pflanzenwelt heraus.

Bereits nach dem ersten Halbjahr behauptet die Abonnementseinladung zum Band X: *In einer Zeit, die vornehmen litterarischen Zeitschriften wahrlich nicht allzu günstig ist, ist es uns im Laufe des letzten Halbjahrs gelungen, unseren Leserkreis, ohne dem trivialen Geschmack oder der Mode auch nur die geringsten Zugeständnisse zu machen, erheblich zu vergrößern...*[22]. Gleichwohl geht die »Deutsche Dichtung« nach Ablauf von ebenfalls zwei Jahren vom 1. Oktober 1892 (d. h. Band XIII) an über in den belletristischen Verlag von F. Fontane, Berlin. – Die Firma war erst 1888 von Friedrich Fontane gegründet worden und wurde seit 1891 als Kommanditgesellschaft geführt. Bei ihr erschienen im Laufe der Zeit Autoren wie Theodor Fontane, Hoffmann v. Fallersleben, Helene Böhlau, Clara Viebig, Rudolf Stratz und Arno Holz. Auch einige Arbeiten von Franzos sind hier verlegt. Von 1895 an erschien hier die repräsentative ästhetisch-belletristische Zeitschrift »Pan« in Kommission. – Aber nach Ablauf von drei Jahren löste sich die Zeitschrift Franzos' auch von diesem Verlage wieder. Die »Deutsche Dichtung« erscheint vom Band XIX (d. h. vom 1. Oktober 1895) an bis zu ihrem Ende in der »Concordia Deutsche Verlagsanstalt« in Berlin.

Dieser Verlag war erst im August 1895 als G.m.b.H. gegründet worden. Der Herausgeber der »Deutschen Dichtung«, Franzos, war persönlich daran beteiligt. Zwar erwähnt das Buchhandelsadreßbuch seinen Namen nicht, doch geht aus biographischen Mitteilungen über Franzos hervor, daß er sehr eng mit der Verlagsanstalt engagiert gewesen sein muß[23]. Die »Concordia Deutsche Verlagsanstalt« wurde Franzos' Hausverlag. Fast sämtliche eigenen Werke Franzos' gingen in diesen Verlag über; die jungen Autoren, für die sich Franzos in seiner Zeitschrift eingesetzt hatte, wurden hier mit ihren ersten selbständigen Werken verlegt, vor allem aber gestaltete sich die Verbindung zwischen dem Verlag und der Zeitschrift selbst sehr eng. Äußerlich geht das auch aus der Tatsache hervor, daß Verlag und Redaktion der »Deutschen Dichtung« nun die gleiche Berliner Adresse aufweisen. In der redaktionellen Praxis spiegelt es sich darin, daß jetzt zahlreiche Arbeiten, die ganz oder zum großen Teil in der »Deutschen Dichtung« veröffentlicht worden waren, bald darauf im Concordia-Verlag in Buchform erneut erschienen, oder umgekehrt ausgedrückt: daß die »Deutsche Dichtung« dem Concordia-Verlag zum Vorabdruck seines Verlagsprogramms zur Verfügung stand[24]. – Dies Verfahren war bereits gelegentlich mit dem Verlag F. Fontane praktiziert worden, es nimmt jetzt großen Umfang an. Das vom Herausgeber bisher gewahrte Prinzip der redaktionellen Unabhängigkeit der Zeitschrift von ihrem Verlag ist damit verlassen.

Auch im Rezensionsteil der Zeitschrift übrigens schlägt sich dies nieder. Wurden die Publikationen des jeweils »eigenen« Verlages zumeist schon recht wohlwollend besprochen, so fallen die Rezensionen zu Produkten des Concordia-Verlages jetzt regelmäßig lobend und preisend aus[25], und wenn man den Concordia-Verlag mit gutem Recht als Franzos' Hausverlag bezeichnen kann, so läßt sich die »Deutsche Dichtung« mit dem gleichen Recht zugleich fortan als Hauszeitschrift des Concordia-Verlages qualifizieren.

Bald nach Franzos' Tod im Januar 1904, der das Eingehen der Zeitschrift zur Folge hatte, erfolgte auch eine Umwandlung der Verlagsfirma. Auch dies bezeugt die enge Beziehung zwischen dem Herausgeber der »Deutschen Dichtung« und dem Concordia-Verlag.

Franzos' Werke gingen nach seinem Tode in den Verlag Cotta Nachf. über.

DIE REDAKTIONELLE GESTALTUNG

Wie aus gelegentlichen Äußerungen Franzos' – insbesondere bei Nachrufen auf verstorbene Mitarbeiter – hervorgeht, warb er im Frühjahr 1886, ein halbes Jahr vor dem ersten Heft, *durch Brief und gedrucktes Circular*[26] bei den angesehenen deutschen Schriftstellern um ihre Mitarbeit bei der geplanten neuen Zeitschrift. Wer diesem Kreis der um Mitarbeit Gebetenen angehörte, ist nicht genauer zu bestimmen. Franzos spricht von *etwa 50 Dichtern*, von denen nur einer aus einem Mißverständnis heraus seine Mitarbeit schroff abgeschlagen habe[27]. Daß zu ihnen C. F. Meyer, Fontane, Storm, Gustav Freytag, Ernst Wichert, Klaus Groth, Wilhelm Hertz gehörten, bestätigen Nachrufe Franzos'. Vermutlich aber dürften alle diejenigen lebenden Autoren, denen in den ersten vier Bänden ein Heft unter Voranstellung ihres Porträts gewidmet war, zu den Eingeladenen zu zählen sein. – Wie Programm und Ziele der neuen Zeitschrift in diesen Werbeschreiben formuliert worden sind, wäre interessant zu wissen. Gustav Freytag hatte, wie eine Mitteilung Franzos' bezeugt, nach dem Empfang der Einladung zur Mitarbeit Bedenken geäußert, ob sich eine Zeitschrift, die *nur*

[22] DD IX, Umschlag H. 12.

[23] Ludwig Geiger spricht in seinem Nachruf auf Franzos im Goethe-Jahrbuch XXV/1904, S. 268 ff. von dem Verlag, dem Franzos *nahestand.* Im Kapitel über Franzos in seinem Buch »Die deutsche Literatur und die Juden«, Berlin 1910, heißt es sogar (S. 284): *Im Jahre 1895 begründete er eine eigene Verlagsanstalt Concordia. Seine Motive dazu waren die Hoffnung, sich dadurch das Leben pekuniär zu erleichtern, und der Wunsch, Herr über seine Bücher zu werden und seiner geliebten »Deutschen Dichtung« einen dauernden Verlag zu schaffen. Die großen Hoffnungen, die er auf diese Gründung gesetzt hatte ... gingen nicht in Erfüllung.* Alle Unterlagen über die Concordia Deutsche Verlagsanstalt sind, laut freundlicher Auskunft von Herrn Oskar Engel, Inhaber des Oskar Engel Verlags vorm. Concordia Deutsche Verlagsanstalt Engel und Toeche, jetzt: Mittenwald/Obb., Laintalstr. 40, inzwischen durch Kriegseinwirkung verlorengegangen. Indessen konnte der Genannte dem Verfasser bestätigen, daß K. E. Franzos an der Gründung der Firma seinerzeit maßgeblich beteiligt war.

[24] Fast in jedem Heft von Bd. XXVIII z. B. finden sich Beiträge, die Vorabdrucke zu Publikationen des Concordia-Verlages darstellen.

[25] In Bd. XXI, S. 149 ff. führt die Besprechung zweier Werke der eigenen Verlagsproduktion sogar – völlig aus dem Rahmen des Üblichen fallend – zum Abdruck von zahlreichen dazugehörigen Illustrationen. Die Rezension übernimmt hier die Funktion der Reklame.

[26] DD XXV, 245.

[27] DD XXVI, 180.

nach dem künstlerischen Wert des zu Bietenden fragen wolle, behaupten könne[28]. – In den programmatischen Äußerungen, die sich auf den Umschlagblättern einzelner Hefte der »Deutschen Dichtung« anläßlich von Abonnementseinladungen finden (und auf die sich die vorliegende Untersuchung einzig stützen kann), findet sich diese Formel immer wieder. Man habe keine sozialen, politischen oder konfessionellen Ambitionen und folge keiner bestimmten ästhetischen Doktrin, sondern sei als ein Organ, das sich die Pflege der deutschen Dichtung zur Aufgabe gestellt habe, offen für jede dichterische Leistung, sofern sie nur künstlerischen Wert besitze. *Die »Deutsche Dichtung«* – so heißt es 1887 in einer Abonnementseinladung[29] – *wird bleiben, was sie bisher gewesen: eine Heimstätte der vornehmen, künstlerischen Produktion in Prosa und Vers, ein Organ, welches sich unablässig bemüht, nach Inhalt und Ausstattung das Beste und Würdigste zu bieten und die Gunst unseres gebildeten, literaturfreundlichen Publikums in immer höherem Maße zu verdienen. Die einzige Zeitschrift von Bedeutung, welche neben der sorglichen Pflege der dichterischen Produktion in Prosa doch auch dem Verse sein gutes Recht wahrt und an ihre Beiträge nur den rein künstlerischen Maßstab legt, hat sie sich in einer als nüchtern verschrieenen Zeit die Bahn zu brechen gewußt...* Diese Formulierungen werden ergänzt durch die Aussagen anderer Abonnementseinladungen; bei allen allerdings bleibt stets die pflichtgemäße Schönrederei des Werbetextes abzuziehen. *Die ›Deutsche Dichtung‹*, so heißt es 1890[30], *wird wie bisher eine durchaus eigenartige, belletristisch-kritische Zeitschrift sein... Die Familienblätter müssen auf die Bedürfnisse eines großen Publikums Rücksicht nehmen, andere Zeitschriften wieder verfolgen eine bestimmte politische oder soziale Tendenz, alle aber schließen ganze Gattungen der Dichtung aus, weil sie denselben nicht Zugkraft genug für das große Publikum zutrauen, so die größere epische Dichtung und das Drama...* Der »Deutschen Dichtung« aber sei *das Schöne in jedem Genre willkommen, sie will und wird auch ferner nur nach dem künstlerischen Werte fragen.* – Und schließlich: *Die ›Deutsche Dichtung‹ dient keiner bestimmten literarischen Partei auf Kosten der anderen und auf Kosten der Gerechtigkeit, sie hält sich in ihrem kritischen wie in ihrem Produktionsteil von jeglicher tendenziöser Einseitigkeit fern und sucht jedem Talent gerecht zu werden, gleichviel in welchem Lager es zu finden ist*[31].

Aus diesen Formulierungen – zum literarhistorischen Aspekt eines solchen Programms später wird noch etwas zu sagen sein –, gehen die Grundsätze, nach denen die Zeitschrift redigiert werden soll, deutlich hervor. Es gilt jetzt, ein Bild zu gewinnen von der redaktionellen Praxis, die nach derartigen Grundsätzen verfährt.

Tatsächlich hat die »Deutsche Dichtung« bis zu ihrem Ende »unvoreingenommen« den verschiedensten dichterischen Gattungen Aufnahme gewährt. Durchgehend ist auch die Vereinigung von dichterischen und literaturwissenschaftlichen Beiträgen angestrebt. Das spiegelt sich im Aufbau des einzelnen Heftes. In der Regel sind hier zwei Drittel bis drei Viertel des jeweils verfügbaren Raumes der Dichtung zugestanden. Innerhalb dieses Raumes kommen die verschiedenen Dichtarten stets nebeneinander zu Worte – was für die erzählende Prosa und die dramatische Dichtung, oft aber auch für die alte Gattung des Versepos die Erscheinungsweise in Fortsetzungen bedingte. – Fast stets ließ man das Heft mit einem Novellen- oder Erzählungsabschnitt beginnen, (während die Gattung des Romans sehr kurz gehalten wurde: in die »Deutsche Dichtung« wurden nur zwei Romane aufgenommen), und zwar ist diesem Novellen- oder Erzählungsabschnitt in der Regel der Löwenanteil gegönnt, während sich Lyrik, Dramatisches und Episches in den übrigen Seitenraum teilen. Essays, literaturwissenschaftliche Aufsätze und Buchkritik sind in den Schlußteil des Heftes verwiesen.

In den ersten vier Bänden – davon war bereits die Rede – sind die Beiträge der einzelnen Hefte regelmäßig, bis zum Band VIII sodann in unregelmäßiger Folge, um eine bestimmte Persönlichkeit gruppiert, deren Porträt die Titelseite ziert. Handelte es sich dabei, wie zumeist der Fall, um einen Dichter, so enthielt das Heft einen oder mehrere dichterische Beiträge des Gefeierten, nicht selten autobiographischer Art, denen im Aufsatzteil eine Würdigung von kundiger Hand folgte. Ferner enthielt das Heft – und das ist charakteristisch für die »Deutsche Dichtung« wie für ihren Herausgeber, der ein leidenschaftlicher Autographensammler war – regelmäßig etwas Handschriftliches von der gefeierten Persönlichkeit, – vom Stammbuchvers bis zur ganzen Manuskriptseite. – Derartige Ehrungen müssen in der Regel mit dem zu Ehrenden abgesprochen worden sein. Aus den Datierungen zahlreicher Autographen geht hervor, daß die Niederschrift dieser Handschriftenproben erst kurz zuvor, offenbar eigens für das Würdigungsheft der »Deutschen Dichtung«, erfolgt war. – Die übrigen dichterischen und kritischen Beiträge eines solchen Heftes besaßen im allgemeinen keine Beziehung zu der jeweils gefeierten Persönlichkeit.

Daß Franzos die Gestaltung der einzelnen Hefte nach derartigen thematischen Gesichtspunkten schließlich gänzlich aufgab, dürfte einen recht einfachen Grund gehabt haben: Der Kreis der würdigungswerten literarisch bedeutsamen Persönlichkeiten war für die »Deutsche Dichtung« erschöpft.

Fortan erschienen die Hefte weniger profiliert; dichterische und literarisch-kritische Beiträge stehen häufig ohne rechte Beziehung in schöner Zufälligkeit nebeneinander. Vor allem gilt dies für das Verhältnis der einzelnen lyrischen Beiträge zueinander, die in der Regel aus dem umfangreichen Anfall von Einsendungen noch unbekannter Autoren ausgewählt wurden. Allenfalls wurden Frühlingsgedichte für die März-April-Hefte, Herbstgedichte für die September-Oktober-Hefte zurückgehalten. Sonst aber läßt sich keine sinnreiche Anordnung der Gedichte feststellen; sie folgen einander in bunter Reihe, wobei ein lyrischer Autor in der Regel nur jeweils einmal im Heft vertreten ist, und richten sich in ihrer Zahl zumeist nach den Platzverhältnissen. Nicht selten müssen Sprüche (oder auch Aphorismen) sich, wenn es einen freigebliebenen Raum zu füllen gilt, um ihrer Kürze willen auch die Plazierung zwischen Aufsatzteil und die Rubrik der literarischen Notizen gefallen lassen. Übersetzungen fremdsprachiger Gedichte sind gelegentlich unter

[28] DD XXXI, 271 f.

[29] DD II, Umschlag H. 12.

[30] Abonnementseinladung zum IX. Band, DD VIII, Umschlag H. 11.

[31] DD XIII, Umschlag H. 1.

einer Rubrik wie »Aus fremden Zungen« zusammengefaßt dargeboten.

Alle Beiträge für die »Deutsche Dichtung« mußten die Eigenschaft des bisher Ungedruckten besitzen. Eine Spezialität der Zeitschrift ist dabei das Vorführen von ungedrucktem Material (Dichtungen, Fragmenten, Briefen) aus dem Nachlaß mehr oder minder bekannter Schriftsteller, wie es Franzos schon in seinem »Deutschen Dichterbuch aus Oesterreich« geübt hatte. In der Auswahl ging man nicht hinter das 18. Jahrhundert zurück. Zuweilen, wenn das Material ausreichte, erschienen derartige Nachlaßpublikationen in langen Fortsetzungsfolgen, zuweilen, wenn es sich nur um einzelne, zufällig zusammengetragene Reliquien handelte, wie sie auf dem Autographenmarkt auftauchten, wurden sie unter einer Rubrik wie »Bunte Reihe« zusammengefaßt. Stets begleitet sie ein kommentierender Text, so daß diese für die »Deutsche Dichtung« besonders eigentümliche Gattung der Nachlaßveröffentlichung die Brücke darstellt zwischen dichterischen Zeugnissen und literaturwissenschaftlichen Beiträgen.

Kritische, literarhistorische und -ästhetische Aufsätze und Essays waren häufig Literaturwissenschaftlern anvertraut. In der Regel enthält ein Heft nur einen größeren wissenschaftlichen Beitrag. Bemerkenswert ist die Neigung, literarhistorische Ausführungen durch reichliches Zitieren mit Anschauungsmaterial zu versehen, so daß derartige Aufsätze sich oft kaum äußerlich von der kommentierenden Vorführung ungedruckten Nachlaßmaterials unterscheiden[32].

Von Theaterberichten hatte Franzos in der »Deutschen Dichtung« zunächst, von Keller, Vischer und Freytag beraten, abgesehen. Die Anteilnahme am Theater, so habe Friedrich Theodor Vischer 1886 geäußert, drohe in Deutschland die ohnehin geringe Teilnahme am geistigen Leben gänzlich zu absorbieren[33]. So unterblieb anfangs die Berichterstattung über jene Gattung, deren sich die naturalistische Bewegung bemächtigt hatte, zu gunsten des Abdrucks von dramatischer, nicht eben dem Naturalismus verschriebener Dichtung selbst. 1895 trat hier ein Wandel ein. Vom Band XIX an finden sich, zumeist aus der Feder Franzos', Berichte über die Wiener und vor allem die Berliner Bühnenereignisse, wobei sich der Berichterstatter ausdrücklich auf Stücke, die für die Literatur *bleibende Bedeutung* haben könnten[34], beschränkte.

Zu Aufsätzen, Essays und Theaterkritiken gesellten sich gelegentlich von der Redaktion veranstaltete Rundfragen zu einem literarisch aktuellen Thema. So äußerten sich mehr oder weniger ausführlich zahlreiche Persönlichkeiten des geistigen Lebens über die Frage, ob die Gründung einer eigenen Akademie der deutschen Sprache und Literatur anzustreben sei, was man von der noch bestehenden Theaterzensur in Preußen halten müsse und ob die Rolle, die das Motiv der Suggestion in der modernen Dichtung einnehme, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus gerechtfertigt erscheine. – Zu spontanen Diskussionen oder privaten Meinungsäußerungen der Leser wurde kein Raum zur Verfügung gestellt; »Sprechsäle«, wie sie andere Zeitschriften der Zeit pflegten, waren nicht zugelassen. Die Korrespondenz mit der Redaktion wurde, knapp gefaßt, auf dem Umschlagbogen jedes Heftes abgewickelt (wovon im einzelnen noch zu sprechen sein wird).

Neben den Rundfragen sind zwei sich durch viele Hefte der »Deutschen Dichtung« ziehende, thematisch bestimmte Essayreihen zu erwähnen, an denen sich die verschiedensten Autoren beteiligten. Unter dem Thema »Die Geschichte des Erstlingswerks« veranlaßte Franzos – es war zweifellos ein fruchtbarer verlegerischer Einfall – damals berühmte deutsche Autoren, darunter Fontane, C. F. Meyer, Spielhagen, Sudermann, Heyse, zu einem autobiographischen Bericht über das Zustandekommen ihrer ersten dichterischen Arbeiten. – Soziologisch-kulturgeschichtlichen Charakters ist die Aufsatzreihe »Die Berlinerin«, in der sich namhafte Autoren wie Rodenberg, Ebers, Wildenbruch, Kretzer über die verschiedenen gesellschaftlichen Aspekte der zeitgenössischen Berliner Weiblichkeit äußerten[35].

Beiträge kulturgeschichtlichen Charakters finden sich ferner in Erinnerungen, Memoiren und Reisebildern, denen die Zeitschrift vor allem in ihren späteren Bänden zuweilen Raum bot[36]. Indessen halten sich diese Ausflüge der »Deutschen Dichtung« in dem Bereich von gebildeter Unterhaltung und Belehrung, wie sie die Rundschauen und die Familienzeitschriften in bevorzugtem Maße pflegten, in engen Grenzen. Von Musik und bildender Kunst gar ist nur ganz ausnahmsweise die Rede[37]. Die Lied-Kompositionen, die den ersten Bänden noch zuweilen beigegeben waren, verschwinden vom Band V an völlig.

Und so beziehen sich auch die Rezensionen, die stets mit kleinen »literarischen Notizen« (Abdruck von Aufrufen, Berichtigungen und dgl.) den Heftschluß machen, zumeist auf literarische Neuerscheinungen. Die Besprechungen bevorzugen die Form des Sammelreferats. Nur etwa ein Drittel des anfangs auf den Umschlagbögen, später am Schluß des redaktionellen Teils aufgeführten Bucheingangs wurde tatsächlich rezensiert[38].

---

[32] So wird z. B. ein Aufsatz über Keller mit zahlreichen dichterischen Proben und Briefstellen ausgerüstet, die einem gerade erschienenen Buch über Keller entnommen sind: DD XVIII, 17ff. – Ähnliches XIX, 77 (Mörike); XIX, 191 (Hamerling); XXIX, 269 (Wichert); XXXII, 199 (Goethe).

[33] DD XIX, 123.

[34] DD XXXI, 298.

[35] Beide Aufsatzreihen erschienen später erweitert in Buchform im Concordia-Verlag.

[36] Z. B. Rudolf von Ihering: Erinnerungen an Bismarck und Savigny, DD XIII, 47; Max Ring: Erinnerungen, XXII, 167ff.; K. E. Franzos: Allerlei Fahrten, XXXIII, 17ff.

[37] So ist Anton von Werner und Menzel je ein Heft gewidmet. (Bd. I, H. 3 und Bd. V, H. 3.)

[38] Dazu gibt die Redaktion auf dem Umschlag von H. 8 im Bd. XXIX folgende Erläuterung: *Wir übernehmen durch die Annahme von Büchern, die uns zum Zwecke der Rezension unaufgefordert zukommen, keineswegs die Verpflichtung, dieselben zu rezensieren ... Es bleibt vielmehr völlig uns wie den für uns tätigen Kritikern überlassen, welche Bücher uns zur Rezension in der »Deutschen Dichtung« geeignet erscheinen und welche, als für unseren Leserkreis von nicht genügendem Interesse, unberücksichtigt bleiben. Eine Rücksendung der unbesprochen gebliebenen Bücher kann unsererseits nicht stattfinden, da dieselben in das Eigentum der Kritiker, denen sie zur Durchsicht übergeben wurden, übergehen.*

DIE AUTOREN

Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis unseres ersten Bandes, so besagt eine Abonnementseinladung[39], *beweist, daß sich die hervorragendsten Dichter und Schriftsteller unserer Nation in den Spalten der »Deutschen Dichtung« in einer Vollständigkeit beisammen finden, wie kaum in einer anderen Zeitschrift.* – Diese Aussage ist in der Tat im Jahr 1887 nicht unberechtigt. Zehn Jahre später bereits aber haben ähnliche Ausführungen ihre Berechtigung eingebüßt. Die ersten Bände der »Deutschen Dichtung« versammeln, was in der deutschen Literatur der Zeit einen bewährten Namen hat. Die junge Generation, die in den naturalistischen und symbolistischen Bewegungen nach 1886 ihre Sprache gewinnt, schart sich um eigene Zeitschriften. Ihre Autoren, die der Literaturgeschichte heute bei weitem interessanter sind als die meisten ruhmvollen Mitarbeiter der »Deutschen Dichtung«, gelangen allenfalls zufällig und vorübergehend in den Umkreis der Zeitschrift. Die »Deutsche Dichtung« ist ein Organ der alten Schule und der gereiften Männer. Ein Blick auf die Titelporträts der Hefte in den ersten Bänden sagt genug; fast durchgehend blikken hier bejahrte Schriftsteller aus der Umrahmung. Das erste erschienene Heft ist bezeichnenderweise einem Siebzigjährigen gewidmet: Gustav Freytag. Von Adolf Friedrich Graf von Schack, Otto Roquette, Eduard von Bauernfeld, Adolf Wilbrandt, von Friedrich Theodor Vischer, Felix Dahn, Hermann Lingg, Friedrich Bodenstedt, Paul Heyse und Ernst Wichert – um nur einige bekannte Autoren der ersten Bände zu nennen – ist ähnliches zu sagen: Sie waren jung um 1848. Karl Emil Franzos, bei Begründung der »Deutschen Dichtung« noch nicht vierzigjährig, ist der bei weitem Jüngste unter ihnen, und es ist beachtlich, daß es ihm gelang, auch die größten Namen der alten Generation, Wilhelm Raabe ausgenommen, für sein Unternehmen zu gewinnen: Storm, Fontane, C. F. Meyer, Marie v. Ebner-Eschenbach, Ferdinand von Saar; ein mit Gottfried Keller abgesprochenes Heft allerdings kam nicht mehr zustande[40].

Es kann nicht Aufgabe der vorliegenden Untersuchung sein, die Autoren der »Deutschen Dichtung« mit ihren Beiträgen hier sämtlich aufzuführen. Nur einiges Wichtige sei hier hervorgehoben.

Neben Karl Emil Franzos, der mit Novellen, Erzählungen, Reisebildern, einem Schauspiel und zahlreichen Aufsätzen und Rezensionen (teilweise unter dem Pseudonym Otto Hartung)[41] in Erscheinung tritt, ist vor allem Paul Heyse als rühriger Mitarbeiter der »Deutschen Dichtung« zu nennen. Er ist vom ersten bis zum 35. Band vertreten und lieferte unter anderem 6 Schauspiele, 2 Novellen, eine Erzählung sowie zahlreiche Gedichte, vor allem Übersetzungen aus dem Italienischen. Zu ihm gesellt sich Ernst Wichert mit Gedichten, 2 autobiographischen Skizzen, 4 Schauspielen und einem Lustspiel. Unter den Lyrikern hat es Hermann Lingg auf 133 Gedichte gebracht. – Als ein sehr tätiger Autor erweist sich Wilhelm Jensen mit einem Roman, 9 Erzählungen und Novellen und über 50 Gedichten. Von den wenigen jüngeren Autoren, die zu den ständigen Mitarbeitern der Zeitschrift zählen, brachte es Ludwig Fulda zu zahlreichen Gedichten und Sprüchen, einem eigenen Lustspiel und der Übersetzung von 4 Molière-Komödien. Theodor Storm ist mit einer Novelle (»Ein Doppelgänger«), 2 Gedichten und 2 Briefen aus dem Nachlaß vertreten, C. F. Meyer mit 14 Gedichten, seinen – von Franzos angeregten – »Erinnerungen an Gottfried Keller« und der autobiographischen Skizze »Mein Erstling: ‚Huttens letzte Tage'«. Fontane sandte 11 Gedichte und Balladen, ein Kapitel aus »Meine Kinderjahre«, die Erzählung »Eine Frau aus meinen Jahren« sowie die autobiographische Skizze »Das Schlachtfeld von Großbeeren«, Marie von Ebner die Erzählung »Ihr Traum«, eine autobiographische Skizze sowie Gedichte, Parabeln und Aphorismen, – Ferdinand von Saar schließlich 9 Gedichte und die Novelle »Lieutenant Burda«.

Allen diesen genannten Autoren wie manchen hier übergangenen, war die Ehre eines Würdigungsheftes der »Deutschen Dichtung« zuteilgeworden; sie zählten zu ihren Honoratioren. Höchstwahrscheinlich gehörten sie sämtlich zu dem Kreis der bei Gründung der Zeitschrift zur Mitarbeit Eingeladenen.

Eine andere Gruppe von Autoren war offenbar auf Grund von gelegentlichen Abmachungen oder durch unbestellte Einsendung ihrer Arbeiten an die Redaktion in die Spalten der »Deutschen Dichtung« gelangt. Hier tauchen einige Namen auf, die erst später Klang erhalten sollten. So ist Börries Frhr. von Münchhausen mit 23 Gedichten und Balladen vertreten; das erste Gedicht war von ihm als Zweiundzwanzigjährigem eingesandt[42]. Der junge Christian Morgenstern bringt hier 22 Gedichte sowie Übersetzungen von Ibsen-Gedichten unter. Stefan Zweig sendet mit 17 Jahren sein erstes Gedicht[43]; 35 weitere Gedichte und zahlreiche Übersetzungen vor allem von Baudelaires Lyrik sowie ein Baudelaire-Aufsatz folgen. Andere Autoren, die heute vergessen sind, wie Th. Vulpinus, Rudolf Knussert, Max Kiesewetter, bringen es gar zu 90, 83 bzw. 76 Gedichten und Übersetzungen. Wiederum andere, deren Namen aufhorchen lassen und die heute den verschiedensten literarischen Richtungen zugerechnet werden, sind (neben einer stattlichen Zahl von gänzlich verschollenen lyrischen Eintagspoeten) mit lyrischen Beiträgen in der »Deutschen Dichtung« flüchtig zu Gast, so etwa Otto Julius Bierbaum, Karl Bleibtreu, Otto Ernst, Arno Holz, Isolde Kurz, Detlev von Liliencron, Adalbert von Hanstein, Alfred Mombert, E. G. Kolbenheyer, Franz Karl Ginzkey, Wilhelm von Scholz, Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Carl Spitteler, Arthur Schnitzler, Maurice von Stern, Karl Gustav Vollmöller, ja sogar – 18-jährig – Ernst Stadler. Von Johannes Schlaf und Heinrich Seidel findet sich je eine Erzählung, von Lou Andreas-Salomé eine Novelle.

Zu den wissenschaftlichen Mitarbeitern vor allem der ersten Jahre zählen bekannte Germanisten: Jakob Minor, Max Koch, Franz Muncker, Richard M. Meyer, Bernhard Seuffert.

---

[39] DD I, Umschlag H. 12.

[40] Vgl. DD XII, 226f.

[41] Daß Franzos dies Pseudonym führte, geht aus einer Bemerkung L. Geigers im Goethe-Jahrbuch a.a.O. hervor. Stilistische und psychologische Beobachtungen bestätigen diese Bemerkung; mehrfach erweist sich: Wenn der Herausgeber der DD in Harnisch gerät, streift er zugleich sein Pseudonym über. – Zahlreiche Rezensionen unterzeichnete Franzos daneben abgekürzt mit »Fr.« oder »–nz–«.

[42] DD XXI, 92.

[43] DD XXV, 123.

Über das Verhältnis der ständigen, von Franzos eingeladenen Mitarbeiter zur Redaktion ist, abgesehen von gelegentlichen Bemerkungen Franzos dazu in der Zeitschrift selbst[44], wenig zu erfahren. Über den Umgang mit einer anderen Gruppe von Autoren indessen, derjenigen nämlich, die durch unbestellte Einsendungen an die Redaktion zu Wort zu kommen suchte, bieten die Umschlagblätter der einzelnen Hefte ein vortreffliches Material.

DIE »KORRESPONDENZ DER REDAKTION«

Auf den Umschlagblättern jedes Hefts der »Deutschen Dichtung« befand sich eine Rubrik »Zur Beachtung«, unter der die Frage möglicher Einsendungen von Manuskripten an die Redaktion behandelt wurde. Die wichtigsten Bestimmungen hierüber gingen dahin, daß *Einsendungen größerer Beiträge (Novellen, Dramen, Epen, Essays) seitens jener Autoren, die von uns nicht zur Mitarbeit eingeladen wurden* nur nach vorheriger Anfrage erfolgen könnten, daß *Einsendungen kurzer lyrischer Gedichte* dagegen ohne vorherige Anfrage möglich seien; jedoch werde man *derartige Einsendungen nur dann prüfen, wenn dieselben deutlich geschrieben sind und wenn uns nicht mehr als 3 kürzere Gedichte zugleich eingesandt werden.* Eingesandte Lyrik werde prinzipiell nicht zurückgesandt. – Der Modus der Beantwortung der Anfragen und der Auskunft über die Einsendungen aber war auf eine eigentümliche Weise geregelt: *Unseren Bescheid über sämtliche Einsendungen, die uns unverlangt zukommen, geben wir ausschließlich an dieser Stelle. In direkte Korrespondenz mit den P. T. Einsendern treten wir nicht ein, werden uns auch durch eine beigefügte Briefmarke nicht hierzu verpflichtet erachten... Zu einer Kritik der uns zugehenden Beiträge halten wir uns nicht verpflichtet, wir geben in der Regel nur darüber Bescheid, ob dieselben für uns geeignet sind oder nicht...*

Eine derartige Einrichtung, Einsendern von dichterischen Beiträgen öffentlich zu antworten, war – offenbar seit Paul Lindaus »Das Neue Blatt« (1870 ff) – bei einigen literarischen Zeitschriften, die sich mit poetischen Einsendungen aus dem Publikum in größerem Maße abgaben, gebräuchlich geworden, so z. B. auch bei Oskar Blumenthals und Ernst Ecksteins »Deutscher Dichterhalle« (1871-1882)[45]. Es ist in gewissem Sinne eine Transposition des für alle Leseranliegen freundlich zuständigen »Briefkasten« der Familienblätter in den Bereich der belletristischen Zeitschrift. Bei einem Organ mit dem Anspruch der »Deutschen Dichtung« mutet sie etwas befremdlich an und scheint übrigens mit seinem Erlöschen aus der Übung geraten zu sein. Für den Literarhistoriker aber ist sie ein so kurioses wie wertvolles Zeugnis des literarischen Betriebes der damaligen Zeit.

Die Auskunft über Annahme oder Ablehnung von Einsendungen und die Beantwortung von Anfragen geschah in der »Korrespondenz der Redaktion« – immer auf den Umschlagblättern der Hefte – unter Angabe des Namens des Einsenders in seinen Anfangsbuchstaben und voller Nennung seines Wohnorts. Der Gegenstand (Titel) seiner Einsendung war ebenfalls meist durch die Anfangsbuchstaben bezeichnet. Im Heft 1 des Bandes XXVI beispielsweise sieht das so aus: *Angenommen: Th. H. Moskau. (»D. h. Zw.«); K. E. K. Ober-Klingen (»A. d. B. e. m. F.«); E. v. W. Hannover. (»S.«); R. F. Brünn. (»A.« – das Gedicht »St. A.« bedürfte einer nochmaligen Durcharbeitung...).* Und so weiter. Auf die Bekanntgabe der angenommenen Einsendungen folgte eine Reihe von Mitteilungen, Auskünften und Ratschlägen, etwa derart: *R. K. Edenkoben. Verbindlichsten Dank für Ihr freundliches Anerbieten, von dem wir keinen Gebrauch machen können, da uns jenes Material nicht von Wert wäre. Auch das Gedicht ist für uns nicht verwendbar. – O. P. München. Gewiß sind uns diese Tatsachen bekannt, aber sie gehören nicht zur Sache. Sollen wir vor Prüfung der Beiträge jedesmal vorher eine Untersuchung über das Privatleben des Verfassers oder der Verfasserin einleiten? – G. S. Paris. Ihr Anliegen liegt völlig außerhalb unseres Programmes. Wir bitten nichts zu senden. – K. B. Breslau. Ist uns nicht zugekommen. Wir sind auch nicht neugierig. – E. v. H. Bremen. Ja, mit Vergnügen*[46].

Diese seltsame öffentlich-einseitige Korrespondenz über dichterische Beiträge und andere oft nicht zu enträtselnde dunkle Gegenstände wäre nun doch von keinem größeren Interesse, wenn sie nicht gelegentlich Konkretes über den redaktionellen Alltag der »Deutschen Dichtung« aussagte und wenn sich nicht auch oft die volle Namensform der in Abkürzung apostrophierten Einsender erschließen ließe. St. Z. aus Wien mit der Einsendung »L«, von dem im Heft 1 von Band XXVI die Rede ist, entpuppt sich nach einem Blick ins Mitarbeiterverzeichnis des Bandes, das den Wohnort der beteiligten Autoren mit angibt, rasch eindeutig als Stefan Zweig, der auf Seite 72, (d.h. im 3. Heft) des gleichen Bandes mit seinem angenommenen Gedicht »Liebeslied« abgedruckt worden ist.

Ist einmal der Name auf diese Weise ergänzt, so lassen sich manche Einblicke in den »Autorenverkehr«, den die »Deutsche Dichtung« hier führt, tun. – Unter *H. L. Münster* heißt es: *Wir akzeptieren »Am Kolke« und »Über die Haide«, werden jedoch bei lezterem die dritte Strophe, welche die Wirkung beeinträchtigt, weglassen*[47]. Hermann Löns muß sich also als Zwanzigjähriger (er ist im September 1866 geboren, der zitierte Bescheid erscheint im März 1887) einen Eingriff der Redaktion gefallen lassen[48]. – *E. E. Berlin* geht es mit *I. d. A.-G.* nicht besser. Sein Gedicht

[44] Interessant Franzos' Angaben über sein Verhältnis zu C. F. Meyer (und dessen nachträgliches skrupulöses Feilen an seinen Einsendungen, DD XXV, 237ff.); redaktionelle Schwierigkeiten mit Heinrich Kruse (XXXI, 271ff.); die Mitarbeit Storms (V, 27) und Wicherts (XXXI, 276) und die Beziehungen zu Gottfried Keller (XII, 226).

[45] Verfasser hat die Einrichtung eines »Autorenbriefkastens« in der Art der DD festgestellt bei folgenden literarischen Zeitschriften: Deutscher Dichterfreund – Neuer Musenhain, Journal zur Unterhaltung und Belehrung, sowie Publicationsorgan für junge Dichter etc., Kassel 1879ff.; Deutsches Dichterheim, Neue Blätter für Dichtkunst, Kritik etc., hrsg. von Paul Heinze, Dresden-Striesen 1880ff.; Deutsche Dichterhalle, hrsg. von Oskar Blumenthal, Leipzig 1871ff.; Neue Deutsche Dichterhalle, hrsg. von Rudolf Fastenrath, Leipzig-Herisau 1877ff.; Schweizerische Dichterhalle, hrsg. von Rudolf Fastenrath, Herisau 1875ff.; Dichterstimmen der Gegenwart, poetisches Organ für das katholische Deutschland, Überlingen 1887ff.

[46] DD VIII, Umschlag H. 8.

[47] DD I, Umschlag H. 11.

[48] Übrigens erscheint das beanstandete Gedicht erst im Bd. IV, S. 170, also weit über ein Jahr nach dem Bescheid der »Korrespondenz«, und zwar doch mit drei Strophen. Die Folgerung: Löns muß das Gedicht inzwischen zur Zufriedenheit der Redaktion umgearbeitet haben.

Deutsche Dichtung.

jedoch werden wir solche nur dann prüfen, wenn dieselben deutlich geschrieben sind und wenn uns nicht mehr als drei kürzere Gedichte zugleich vorgelegt werden. Jeder Beitrag ist auf ein besonderes Blatt zu schreiben und mit dem Namen und Wohnort des Autors zu versehen. Auch bitten wir alle P. T. Einsender solcher Beiträge in ihrem eigenen Interesse, jedenfalls Abschriften zurückzubehalten, da Rücksendung unsererseits nicht stattfindet. Die Beifügung von Begleitbriefen zu solchen Sendungen ist nicht notwendig und wolle, wenn nicht sachlich Wichtiges mitgeteilt werden muß, unterlassen werden. Urteile über die Begabung des Einsenders oder Kritiken über die uns vorgelegten Gedichte geben wir nicht. Unser Bescheid über Annahme oder Ablehnung von Beiträgen erfolgt stets durch die „Korrespondenz der Redaktion"; die Beifügung von Briefmarken bitten wir daher, weil völlig zwecklos, unterlassen zu wollen. Wir können diesen Bescheid unter keiner anderen Chiffre geben, als den Anfangsbuchstaben des Autornamens unter Beifügung seines Wohnorts und der Titel-Initialen der einzelnen Gedichte 2c., da jede andere Bezeichnung zu Verwechslungen und Mißverständnissen führt. Wir beurteilen die Beiträge in der Reihenfolge des Einlaufs und geben den Bescheid baldmöglichst. Vor Ablauf eines Monats vom Tage der Absendung wolle derselbe jedoch nicht erwartet werden; bleibt er länger als zwei Monate aus, so möge daraus geschlossen werden, daß uns die Sendung nicht zugekommen ist. Bei Beiträgen, die anonym oder pseudonym erscheinen sollen, wolle sich der Autor uns gegenüber jedenfalls nennen; wir können derlei Sendungen sonst nicht berücksichtigen. Die „Deutsche Dichtung" bringt nur bisher Ungedrucktes. Unfrankierte oder nicht genügend frankierte Briefe werden nicht angenommen.

Korrespondenz der Redaktion.

E. L. **Berlin** („V."). Wir verzichten dankend; die Erzählung eignet sich nicht für uns.

A. H. **Gotha** („D. R. i. d. D."). Wir müssen auf diesen wie auf den angebotenen ähnlichen Aufsatz verzichten, da sie nicht in den Rahmen unserer Zeitschrift passen.

Angenommen: R. v. K. **Heidelberg** („W. d. u. w."); A. P. **Berlin** („S. u. R."); G. W. **Rom** („D. W."); H. B. **Bremen** („B"). Sollten die P. T. Mitarbeiter, welche wir vorstehend anführen, außer den Beiträgen, deren Titel-Initialen in Klammern beigefügt sind und die wir acceptieren, uns gleichzeitig noch andere Beiträge übersendet haben, so bitten wir, diese hier nicht angeführten Beiträge als abgelehnt zu betrachten.

Mit bestem Danke für ihr freundliches Interesse an unserer Zeitschrift müssen wir den nachstehend verzeichneten P. T. Einsendern mitteilen, daß wir von den uns angebotenen Beiträgen keinen Gebrauch machen können: W. R. **St. Gallen** („D. M.", „J. l. d. N."); E. B. **Prag** („D.", „R.", „H.-L."); F. R. **Vegesack** („B.-Bl."); A. Sch. **Uttendorf** („D. Kl. d. A."); Ch. M. **Berlin** („A.-S." — zu dem schönen, rein lyrischen Eingang paßt der reflektierende Ausgang wenig!); A. M. B. **Karlsruhe** i. B („S.", „R"); G. B. **Moskau** („E.-Z.", „Schl.-L.", „J."); R. M. R. **Prag** („St", „St.", „D. sch. T." — das letzte Gedicht wäre druckfähig, doch müßte Zeile 3 verständlicher gefaßt werden; das Büchlein ist einem unserer Kritiker zugewiesen); A. v. E. **Chicago** („A. II."); N. K. **Aldenhoven** („D. H. K"); A. N. B. **Leipzig** („Fr.-N. i. W."); C. H u. E. **München** („R. M. D.", „A. m. G."); W. A. H. **Wien** („D. L. v. G."); F. T. **Wien** („G. m. H. t. i. sch. z. Gr.", „J. i. w. d. Gl. e."); E. K. **Florenz** („Z. Fr.", „R. n. J.", „M. A", „S."); P. H. **Stettin** („E. B.", „Ü.", „S.-A"); H. S. **Prag** („E.")

Redaktions-Schluß für Bd. XX Heft 5, Hauptblatt: 15. Mai, Umschlagbogen: 16. Mai 1896.
Redaktions-Schluß für Bd. XX Heft 6, Hauptblatt: 31. Mai, Umschlagbogen: 1. Juni 1896.

Druck von Wilhelm Baensch, Berlin SW., Ritterstr. 77/78.

Abb. 3: *»Deutsche Dichtung«. Umschlagblatt mit ›Korrespondenz der Redaktion‹*

wird abgelehnt: *Die Ablehnung erfolgt nur wegen des schauderbarlichen Reims in Strophe 1; wollen Sie diesen wegfeilen und uns das Gedicht in dieser verbesserten Fassung nochmals vorlegen, so wollen wir es bringen*[49]. – Emil Ermatinger hat in Eile gefeilt; sein Gedicht *In der Antiken-Gallerie* ziert schon das nächste Heft[50]. – Zu den zahlreichen mit Ablehnung Beschiedenen aber gehört im Heft vom 1. Juni 1896 auch ein zwanzigjähriger Prager. *Mit bestem Dank für Ihr freundliches Interesse an unserer Zeitschrift*, so - lautet die Ablehnungsformel, *müssen wir den nachstehend verzeichneten P. T. Einsendern mitteilen, daß wir von den uns angebotenen Beiträgen keinen Gebrauch machen können: ... R. M. R. Prag (»St.«, »St.«, »D. sch. T.«) – das letzte Gedicht wäre druckfähig, doch müßte Zeile 3 verständlicher gefaßt werden; das Büchlein ist einem unserer Kritiker zugewiesen*[51]. (Abb. 3). – R. M. R. hat sich's offenbar verdrießen lassen, denn es ist tatsächlich kein Gedicht von ihm in der »Deutschen Dichtung« erschienen. Das »Büchlein« jedoch wird nach einiger Zeit unter einigen Aussetzungen wohlwollend besprochen: René Maria Rilke: Larenopfer, Prag o. J.[52]. Der junge Rilke vorschriftsmäßig drei Gedichte einsendend, mußte hier also das herbe Los des Poeten erfahren, dem eine souveräne Redaktion – und dazu noch halb öffentlich – die Tür vor der Nase zuschlägt.

Die Redaktion beschränkte sich übrigens, vor allem in den ersten Bänden, – das geht schon aus den hier vorgeführten Beispielen hervor –, keineswegs stets auf knappen positiven oder negativen Bescheid. Zuweilen finden sich in der Korrespondenz gute Ratschläge und »Dichtanweisungen«[53], individuelle Aufmunterung[54] oder gar tröstlicher Zuspruch, der auf inhaltsschwere Briefe an die Redaktion schließen läßt[55]. Daneben sind manche Ablehnungen mit Urteilen begründet, die in der Tönung von der Ironie[56] bis zu drastischer Offenheit[57] und harter Abkanzelung[58] reichen.

Es ist daher kein Wunder, daß die »Korrespondenz der Redaktion« immer wieder Versuche abwehren muß, den Weg über den »Autorenbriefkasten« zu vermeiden, in ein direktes Gespräch mit ihr zu kommen oder doch wenigstens fremde Chiffren für den eigenen Namen durchzusetzen. Doch die Redaktion blieb hart. Auch Autoren wie Münchhausen, Morgenstern, Bleibtreu, Salus und Zweig mußten sich die übliche Abfertigung auf den Umschlagseiten gefallen lassen. Von Band XXII, Heft 6 an allerdings wurde auf die Aufführung der abgelehnten Autoren in der »Korrespondenz der Redaktion« verzichtet; seither waren nur noch die angenommenen Beiträge öffentlich verzeichnet. Wer zwei Monate nach seiner Einsendung noch keinen Bescheid in der »Korrespondenz der Redaktion« vorgefunden hatte, mußte sich als abgewiesen betrachten.

Aus all diesem geht deutlich eines hervor: die gewaltige Machtposition des Redakteurs einer literarischen Zeitschrift. Wenn es uneingestandenermaßen allgemeine Regel ist, daß eine Zeitschrift es mit zwei grundsätzlich verschiedenen Gruppen von Autoren zu tun hat, – einer Gruppe, um die der Redakteur sich selbst fleißig bemühen muß mit Bitten, guten Worten, zarten Mahnungen und Honorarversprechungen, und jener anderen, die ihrerseits bescheiden an die Pforten zu klopfen hat, um, wenn Glück und Verdienst es fügen, einmal in die erste Gruppe überwechseln zu können, – so illustriert die »Korrespondenz der Redaktion« der hier behandelten Zeitschrift das Los der zweiten Gruppe, der Aspiranten gegenüber den Meistern, besonders nachdrücklich. Die Redaktion erläßt souverän ihre Einsendungsbestimmungen und richtet als unanfechtbare Instanz über Talentierte und Untalentierte. Sie verwaltet den Zugang zur Publizität, der einsendende Dichter aber sieht sich in die peinliche Position des Bittstellers gesetzt und hat mitleidloser Abfertigung gewärtig zu sein.

Die Gründe für die Einrichtung eines derartigen Autorenverkehrs dürften für die Redaktion der Zeitschrift vorwiegend praktischer Art gewesen sein. Man schaffte auf diese Weise, ohne im Einzelnen intim und ausführlich werden zu müssen, sich die Flut von poetischen Einsendungen pauschal vom Halse. Über die Ausmaße dieser Flut liefert wieder die »Korrespondenz« interessantes Material. So wird 1889 der tägliche Eingang an die »Deutsche Dichtung« auf *durchschnittlich mindestens 15 Gedichte*[59] bemessen. Über größere Objekte äußert sich die Redaktion Anfang 1892 folgendermaßen: *Es vergeht kein Tag, der uns nicht eine*

---

[49] DD XVII, Umschlag H. 9.

[50] DD XVII, 243.

[51] DD XX, Umschlag Heft 5.

[52] DD XXI, 128.

[53] Zum Beispiel: *Werden Sie einfacher! Das eine Bild schlägt das andere tot!...* (VII, Umschlag H. 12); oder: *Sie bedürfen dringend der Sammlung und Vertiefung. Stellen Sie dies lyrische Schnellfeuer für einige Zeit ein, halten Sie nicht alles, was Sie in Reimen schreiben, für ein Gedicht, sondern sehen Sie es nach einigen Monaten prüfend durch...* (II, Umschlag H. 2).

[54] *Unter so vernünftigen Voraussetzungen, wie sie Ihr Brief aufzählt, sollte eigentlich niemand davon abgemahnt werden, sich in seinen Mußestunden mit der Abfassung von Gedichten zu beschäftigen, die nur gleichsam ein Tagebuch bilden oder ersetzen sollen. Am wenigsten würden Sie, dessen Brief ein so rührendes Streben verrät, eine schroffe Zurückweisung verdienen...* (I, Umschlag H. 12).

[55] *Wir haben innigstes Mitgefühl mit Ihrer Lage, aber solche Ratschläge lassen sich brieflich nicht geben; sicherlich wird sich auch in Ihrem Wohnorte ein verständiger Mann finden, der Ihnen die nötigen Weisungen gibt. Ob Sie Talent haben, können wir natürlich nach Ihrem Briefe nicht beurteilen, aber schon das Streben wird Ihnen, angesichts Ihres Geschicks, dem niemand das wärmste Mitgefühl versagen wird, ein Trost sein* (I. Umschlag H. 6).

[56] *Wir warnen Sie vor dem elenden Plagiator Heinrich Heine, der Ihnen die erste Zeile Ihres Gedichts, aber auch so ziemlich Alles vom sonstigen Inhalt gestohlen hat und es frech genug schon vor 60 Jahren unter seinem eigenen Namen hat drucken lassen!* (IX, Umschlag H. 6).

[57] *H.T. Elberfeld. Drei Gedichte – »C. A.« ist von ermüdender Redseligkeit, in welcher der an sich hübsche Gedanke rettungslos ertrinkt; »S.« durchaus trivial; »S. H.« in der Pointe verbraucht und in der Form unkorrekt.* (VII, Umschlag H. 10).

[58] *Sie haben uns an einem und demselben Tage vier Sendungen von zusammen 13 Gedichten zukommen lassen! So war die Bestimmung unserer Hausordnung – nur 3 Gedichte in jeder Sendung – umgangen; waren es doch eben 4 getrennte Sendungen! Leider hat der drollige Einfall und das vierfache Porto Ihnen nichts genützt. 13 Gedichte statt dreier prüfen wir eben nicht, und der Rest ist das Schweigen des Papierkorbs!* (V, Umschlag H. 3).

[59] DD V, Umschlag H. 8. – Bemerkenswert übrigens, wie sich Einsender von aktuellen Ereignissen poetisch inspirieren ließen. Unter den abgelehnten Gedichten des Heftes 1 von Bd. VI (1. April 1889) beziehen sich allein 5 auf den Tod des Kronprinzen Rudolf von Österreich in Mayerling. Die Einsendungen kamen aus Dresden, Prag, Wien, Brünn und Berlin. Die Gedichttitel: *Coriolan (Kronprinz Rudolf); Das Schloß zu Maierling; Klagelied am Sarge des Kronprinzen Rudolf; Rudolf von Österreich; Der tote Prinz.*

oder zwei, zuweilen auch drei große lyrische Sammlungen brächte, die wir zuerst (oft 200 Gedichte eines und desselben Autors!) in der »Deutschen Dichtung« veröffentlichen und für die wir dann einen Verleger suchen sollen. An größeren Romanen erhalten wir ein bis zwei Manuskripte wöchentlich... An Dramen erhalten wir jährlich rund 300, an Epen rund 50, an sogenannten »populär-wissenschaftlichen« Essays aus der Geschichte, den Naturwissenschaften, der Länder- und Völkerkunde usw. rund 100 Manuskripte...[60].

Es dürften aber auch geschäftliche Erwägungen bei der Einrichtung des »Autorenbriefkastens« eine Rolle gespielt haben, denn Autoren, die etwas über das Schicksal ihrer Einsendungen erfahren wollten, waren genötigt, die Zeitschrift zu lesen, wenn nicht gar zu halten. Die Zeitschrift »Deutsches Dichterheim«, die sich vorwiegend mit dem Umsatz lyrischer Tagesproduktion befaßte und deren Redakteur mit Karl Emil Franzos als Konkurrenten eine heftige Fehde austrug[61], verlangte bei Einsendungen sogar offen den Nachweis, daß der Einsender Abonnent sei, verschickte zur Vorsicht, falls ein Beitrag angenommen worden war, keine Belegexemplare, und veranstaltete daneben halbjährlich Preisausschreiben für die besten Dichtungen bei Voreinsendungen von 5 Mark durch jeden Bewerber[62]. – Die »Deutsche Dichtung« folgte dieser Übung nicht und versandte die Belegexemplare an ihre Mitarbeiter regelmäßig; die Möglichkeit, die »Deutsche Dichtung« in Lesehallen und Bibliotheken zu lesen, bestand; gleichwohl dürfte doch mancher Abonnent vor allem von der Hoffnung auf Autorenwürden zum Bezug der Zeitschrift veranlaßt worden sein.

Damit hängt es zusammen, daß von den in der »Korrespondenz der Redaktion« auftauchenden Personen mit gewissem Recht auch auf das Publikum der Zeitschrift geschlossen werden darf. – Soziologisch bemerkenswert ist hier, daß sich unter den Einsendern und Briefschreibern, auf die die »Korrespondenz« unter Anführung der Anfangsbuchstaben ihrer Namen eingeht, auffallend viele Personen mit einem Adelsprädikat finden. Ein Schöngeist zu sein und zuweilen den Musen zu huldigen, war zu jener Zeit gesellschaftlich unverächtlich, ja es muß offenbar als ehrenvoll und förderlich angesehen worden sein. – Ob das Publikum der »Deutschen Dichtung« mehr männlichen oder mehr weiblichen Geschlechtes war, ist dagegen hier nicht festzustellen. Immerhin ist das Faktum, daß Zeitschriften wie die »Modenwelt« und die »Illustrierte Frauenzeitung« unter den wenigen Reklame-Anzeigen der »Deutschen Dichtung« auftauchen, bemerkenswert.

Einen interessanten Einblick in die heimatliche Aufgliederung des Korrespondenten-Publikums der »Deutschen Dichtung« aber gewährt die Übung der »Korrespondenz«, den Wohnort bei jeder Antwort zu nennen. Eine Überprüfung der ersten drei Hefte des Bandes II (1887) ergab, daß von insgesamt 89 Schreibern 13 eine Wiener, 7 eine Münchener, 6 eine Berliner und je 5 eine Leipziger und Prager Adresse hatten. Je 3 Einsendungen bzw. Briefe kamen aus Graz, Regensburg und Bremen, je 2 aus Stuttgart, Mannheim, Münster und Hamburg, und jeweils einmal waren Aquila/Italien, Barmen, Bückeburg, Brünn, Brüssel, Budapest, Czernowitz, Frankfurt a. M., Freiburg, Görz, Groß-Glogau, Hannover, Halberstadt, Heidelberg, Köln, Konstantinopel, Königsberg, Kopenhagen, Mainz, Malmö, Neulengbach, Offenburg, Perhamowka b. Charkow, St. Petersburg, Preßburg, Rheydt, Salzburg, Seehausen/Altmark, Stockholm, Tauberbischofsheim, Tilsit, Verviers und Wiesbaden vertreten. Dabei fällt das Überwiegen der Einsendungen aus den großen Städten auf, sodann eine überraschend weite Streuung der Wohnorte über ganz Mitteleuropa mit – der Herkunft und dem Bekanntenkreis des Herausgebers entsprechend – leichter Präponderanz des österreichisch-süddeutschen Raumes. – Entsprechende Untersuchungen an späteren Bänden ergaben kein wesentlich anderes Bild. Nur ist ein Vorrücken Berlins, wohin der Herausgeber inzwischen übergesiedelt war, auf den ersten Platz unter den Wohnorten der mit der Redaktion Korrespondierenden zu verzeichnen.

DIE »DEUTSCHE DICHTUNG« IN IHRER ZEIT

Die Gründung der »Deutschen Dichtung« war in eine Zeit des rapiden Anwachsens jeglicher Zeitschriftenliteratur gefallen. Zählte man 1858 noch 845 Zeitschriften aller Sachgruppen in Deutschland, so waren es 1875: 1961 Zeitschriften, 1887 bereits 2727 und 1890 gar 3441 an der Zahl. Im Jahre 1900 ist die Ziffer auf 5131 Zeitschriften geklettert, 1903 auf 5717, um dann zunächst wieder leicht zurückzugehen[63]. – Die Gruppe der Literaturblätter, der die »Deutsche Dichtung« zuzurechnen wäre, weist im Verhältnis zu den Zahlen der gesamten Zeitschriftenproduktion noch eine stärkere Steigerung auf. Sie bringt es von 27 Organen im Jahre 1867 auf 85 im Jahre 1894, erfährt also für diesen Zeitabschnitt eine Verdreifachung, um sich bis zum Jahre 1902, dem (bis heute absoluten) Gipfeljahr für den Bestand an literarischen Zeitschriften in Deutschland, mit 198 Titeln noch einmal mehr als zu verdoppeln und dann im Jahre 1906 wieder auf 128 Titel abzusinken[64]. Das durch den Tod des Herausgebers bedingte Eingehen der »Deutschen Dichtung« fällt daher zugleich auch in die Zeit, in der die Konjunktur der literarischen Zeitschriften in Deutschland ihren Höhepunkt überschritten hat.

Die Rolle und die Bedeutung der »Deutschen Dichtung« nun in ihrer – auch durch das eben skizzierte Anschwellen der literarischen Produktion charakterisierten – Zeit kann im Rahmen dieser Arbeit nur andeutend bezeichnet werden.

---

[60] DDXI, Umschlag H. 11.

[61] Es ist der einzige Streit, den die DD mit einem anderen Publikationsorgan ausficht. Er spiegelt sich in ausführlichen Erklärungen auf den Umschlagblättern der Hefte von Bd. V und VI. – Vgl. dazu auch die Erinnerungen des Verlegers, der in den Streit hineingezogen wurde: Der deutsche Buchhandel der Gegenwart in Selbstdarstellungen, a.a.O.

[62] Diese Praxis kommt als schmutzige Wäsche bei den genannten Streitigkeiten zutage. Vgl. die dem H. 9 von Bd. V beigefügte Erklärung »Zur Abwehr«.

[63] Angaben nach Ernst Herbert Lehmann: Einführung in die Zeitschriftenkunde, Leipzig 1936, S. 198 f.

[64] Angaben nach R. Kootz: Zur Statistik der deutschen Zeitschriften, a.a.O. – In einer anderen Zählung ergeben sich ähnliche Verhältnisse; auch hier bilden die Jahre 1902-03 den absoluten Gipfel: Erich Lorenz: Die Entwicklung des deutschen Zeitschriftenwesens, eine statistische Untersuchung, Charlottenburg 1937, S. 38.

Die Selbstcharakteristik der Zeitschrift in Abonnementseinladungen und programmatischen Ankündigungen auf den Umschlagseiten betonte – es wurde oben bereits darauf hingewiesen – immer wieder, daß man keiner literarischen Doktrin untertan, keiner Tendenz verpflichtet sei und der Dichtung, dem Schönen, nach rein künstlerischen Gesichtspunkten diene. Diese Zurückhaltung, die übrigens ähnlich die anspruchsvolle »Deutsche Rundschau« in künstlerischen Dingen vertrat und die sich selbst als Signum der Vornehmheit verstehen mochte, ist kennzeichnend für die Position der »Deutschen Dichtung«. Dabei ist das Bestreben, *nur nach dem künstlerischen Werte* zu fragen und unvoreingenommen *das Schöne in jedem Genre* willkommen zu heißen, bei Lichte besehen freilich selbst Programm und Parteinahme, – Parteinahme für eine ästhetische Konzeption, die an der überlieferten, in Klassik und Romantik sanktionierten künstlerischen Wertwelt festhält. Wenn literarische Zeitschriften im Allgemeinen Laboratorien des Neuen, Träger des Zukunftweisenden sind oder sich doch zumindest so gerieren, so ist die »Deutsche Dichtung« dagegen ein konservatives Blatt. Sie orientiert sich an den großen Leistungen der Vergangenheit und verharrt bei den künstlerischen Errungenschaften des »poetischen Realismus«. Die Auswahl der in den Würdigungsheften der ersten Bände zu ehrenden Persönlichkeiten spricht eine deutliche Sprache. Das höchste Lob wird Paul Heyse gespendet[65]. Die »Deutsche Dichtung« gebärdet sich nicht jugendlich; der Terminus »fortschrittlich« gehört nicht zu ihrem Vokabular. Sie will keine Brücken abreißen, sondern sie ist besttrebt, das Gestern für das Morgen zu retten. Die für die »Deutsche Dichtung« so charakteristische Übung der Veröffentlichung von pietätvoll aufgestöberten nachgelassenen Werken, Briefen und Tagebüchern deutscher Schriftsteller bis zurück ins 18. Jahrhundert ist nicht nur eine zufällige redaktionelle Eigenheit, sondern sie hat hier ihren tiefen Sinn. Es gilt, auch die kleinsten und nebensächlichsten Zeugnisse der Vergangenheit, – die gelegentlich verwandte Bezeichnung »Reliquien« spricht noch deutlicher –, als Kostbarkeiten zu bewahren. Die Zeitschrift trägt hier förmlich antiquarisch-museales Gepräge. – Dem entspricht übrigens ihre Reverenz vor den Literarhistorikern; zwei von ihnen, Wilhelm Scherer und Karl Goedeke, wurden eines Würdigungsheftes für wert befunden. – Was die ältere Generation des literarisch gebildeten Bürgertums für seriös, gediegen, niveauvoll und würdig hält, erscheint in der »Deutschen Dichtung«.

Die Zeit, in der Karl Emil Franzos die Zeitschrift ins Leben ruft, ist literarisch gekennzeichnet durch die naturalistische Bewegung, deren Zentrum sich rasch von München, wo 1885 M. G. Conrads »Gesellschaft« gegründet worden war, nach Berlin verlagerte. In den 90er Jahren zeichnet sich eine Gegenbewegung symbolistisch-neuromantischen Gepräges ab; in den letzten Jahren der Zeitschrift erscheinen die ersten Vorboten des Expressionismus. Ganz allgemein aber ist der Zeitraum bestimmt von einer unruhigen Lebendigkeit, von Bühnengründungen mit skandalsfreudigem Publikum und der Bildung zahlreicher literarischer Clubs, Zirkel, Gruppen und Parteien vor allem in Berlin, deren Aktivität die Zeitschriftenstatistik illustriert.

Die »Deutsche Dichtung« nimmt an all dem nicht teil. Aus literarischen Fehden hält sie sich heraus, ja sie nimmt, »nur nach dem künstlerischen Werte fragend«, selten und nur in kühler Distanz Kenntnis von dem literarischen Getriebe um sie her.

Sehr bezeichnend ist vor allem, daß die »Deutsche Dichtung« selbst keinen »Kreis« gleichgesinnt Strebender oder einmütig Mißvergnügter um sich schart. Sie ist nicht in die Chronik eines Stammcafés eingegangen, in dem sich Debatten austragen und Pläne schmieden lassen, wie dies für die Zeit so charakteristisch ist[66]. Die Zeitschrift entsteht kontinuierlich am Schreibtisch Karl Emil Franzos'. Sie bleibt, unberührt vom Treiben einer literarischen Bohème, sich ständig gleich. Etwas wehmütig spricht Franzos im Nachruf auf eine Mitarbeiterin von einem *starken und originellen, freilich von keiner Clique geförderten Talent*[67]. In der Rezension über einen jungen Lyriker heißt es: *Der Dichter ist kein »Moderner« im Sinne der X plusminus 1 kleinen Parteien und Cliquen, die sich heute auf dem Parnaß zusammenthun, und deren jede, auch wenn sie nur 5 Mann und ein halbes Talent hoch ist, doch im Vollbewußtsein einherstolziert, das Geheimnis der echten, richtigen »Moderne« zu besitzen*[68]. – Alles »Moderne« und jeder Avantgardismus der einzelnen Richtungen sind für die Sache der wahren, reinen Dichtkunst vielmehr bedenkliche Gefährdungen. *Laßt endlich das wüste Streiten sein!* – mahnt 1901 ein Epigramm Franzos' – *Trotz aller Ketzerrichter / gibts ewig doch nur zwei Partein, / die Stümper und die Dichter*[69].

Es nimmt nicht Wunder, daß die »Deutsche Dichtung« auf die Gestalt Gerhart Hauptmanns, seit »Vor Sonnenuntergang« 1889 in aller Munde, zum ersten Mal 1895 eingeht, um fortan allerdings öfter in gemessenem Urteil über ihn und die Berliner Theaterereignisse zu berichten[70]. Von Zola, dem Heros der Naturalisten, wird geschwiegen; nur ein sehr empfindsames Jugendgedicht von ihm wird - gleichsam triumphierend - ausgegraben[71]. Ibsen erhält erst zu seinem 70. Geburtstag einen vorsichtigen Aufsatz[72]. Frank Wedekinds, Hofmannsthals, Thomas

[65] Anläßlich seines 70. Geburtstages (25. 3. 1900) heißt es, Heyse sei *nächst Goethe wohl der innerlich vornehmste Mensch unter den deutschen Dichtern dieses Jahrhunderts ... Der Schatz, den wir ihm danken, eine Welt von Schönheit, durchflutet von allen wahrhaft edlen und freien Strebungen unserer Zeit, wird bleiben und die Enkel laben, wie er uns erquickt hat ... Der berühmteste Mitarbeiter der »Deutschen Dichtung« war auch immer ihr getreuester.* Er bleibe *künftigen Geschlechtern der Schmuck und Stolz der deutschen Dichtung unserer Tage, die Verkörperung des Besten, was sie erfüllt.* (DD XXVII, 300)

[66] Vgl. dazu z.B. Karl H. Salzmann: Pan, Geschichte einer Zeitschrift, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens I, Frankfurt 1956, S. 112 ff.

[67] DD XXVIII, 80.

[68] DD XXVIII, 227.

[69] DD XXX, 238.

[70] Franzos' Theaterberichte sind übrigens ausgezeichnet und spiegeln vorzüglich die Haltung des künstlerisch konservativen Gebildeten zu den Theaterereignissen der Zeit. – Als indirekte Auseinandersetzung mit der naturalistischen Richtung darf Franzos' Rundfrage über die »Suggestion und die Dichtung« (DD IX, 71 ff.) gelten. Eine im Umschlagbogen von Heft 12 Bd. XII angekündigte öffentliche Diskussion über das Thema »Die Vererbungstheorie und die Dichtung«, die ebenfalls auf Motive der Naturalisten gemünzt war, kam nicht zustande.

[71] DD XIII, 15.

[72] DD XXIV, 31.

Manns, die um die Jahrhundertwende von sich reden machen, wird nicht einmal Erwähnung getan. Dehmel, der um 1900 weitberühmte, tritt nur ganz am Rande bei einer Rundfrage in Erscheinung.

Auch der Rezensionsteil ignoriert die großen künstlerischen Auseinandersetzungen der Zeit tunlichst, verzichtet auf Polemik, und nur aus gelegentlicher Distanznahme und bekümmerter Abwehr vermag der Leser der Zeitschrift etwas von den Vorgängen »draußen« zu erfahren. So wird etwa ein Gedichtband besprochen *aus einem Verlag* (gemeint ist der Verlag Johann Sassenbach), *der sonst nur die Gruppe der Allermodernsten umfaßt, die unter Arno Holz' Führung mit kannibalischem Vergnügen die bisherigen Formen zerhacken, ohne durch ihre Formlosigkeiten, trotz der starken Stimmungskraft, die einzelne von ihnen besitzen, etwas anderes zu erweisen, als daß eben doch Lyrik ohne Form nicht denkbar ist*[73]. Sonst ist von Arno Holz, der einst in Band XII einige Gedichte veröffentlicht hatte, als er *es noch für keine Sünde hielt, prächtige Verse in strengen Maßen zu schreiben*[74], nirgends die Rede. – Gelegentlich eines Aufsatzes über Gottfried Keller (der mit Franzos 1886 für die »Deutsche Dichtung« eine Streitschrift gegen die Berliner Jüngsten – Bleibtreus »Revolution der Litteratur« – verabredet hatte, die nicht zur Ausführung kam[75]), heißt es 1895, die *Sturmflut des Naturalismus* habe Kellers unmittelbare Wirkung behindert, aber was übriggeblieben sei, der Sinn für *Wahrheit in der Poesie*, werde dem Keller-Verständnis zugute kommen, *wenn nur erst das neue Extrem, das nun eine gesunde Entwickelung bedroht: die Abkehr vom Wirklichen, der Irrwahn, daß Poesie nur im Märchen, im Symbol, in der Allegorie wohne, ebenso gründlich überwunden sein wird, wie jenes andere Extrem, dem es in begreiflichem Rückschlag gefolgt ist*[76]. – Der Name Stefan Georges fällt ein einziges Mal in einer Rezension, die zwar gegen eine Verhimmelung Robert Hamerlings Front macht, aber doch von der Zeit spricht, *wo dieselben Litterarhistoriker, die heute für ihn nur Tadel, für den großen Stefan George nur Lob haben, emsig darauf bedacht sein werden, an diese ihre kritischen Leistungen möglichst wenig zu erinnern*[77]. – Die erste expressionistische Lyrik aber wird von der »Deutschen Dichtung« gar nicht ernst genommen. Nur deswegen vermutlich wird Else Lasker-Schülers Gedichtband »Styx« 1903 eine Rezension zuteil, in der sich Entrüstung und Spott vereinen. Der Kritiker führt zur Belustigung des Publikums einige Passagen der Gedichte vor, in denen neues fremdes Lebensgefühl sich revolutionär eine eigene Sprache geschaffen hat. Proben wie *Krallen reißen meine Glieder auf / und Lippen nagen an meinem Traumschlaf – / und ich weine / zu den Höllen* geben die Belege ab für Urteile über die *unsägliche Stümperhaftigkeit der Form; so miserable und undeutsche Verse ist man heute selbst von den schlechtesten Reimern nicht mehr gewöhnt*; »Vergehen« gegen die Grammatik werden bissig geahndet, der Inhalt der Gedichte als *ein wüstes Durcheinander von hochtrabenden, wirren, sichtlich unverstandenen Phrasen* abgetan[78].

[73] DD XXVII, 228.

[74] ebenda.

[75] DD XII, 227

[76] DD XVIII, 17.

[77] DD XXVIII, 276.

[78] DD XXXIV, 31. Die Rezension erinnert an Franzos' verständnislosen Verriss Walt Whitmans, DD XI, 177.

Die »Deutsche Dichtung« selbst, nur nach dem künstlerischen Werte fragend, der sich nach den Regeln der deutschen Grammatik bestimmen läßt, gibt sich niemals zu Experimenten her. Die Gedichte, die sie in ihre Spalten aufnimmt – um 1886 übrigens zu einer Zeit, in welcher Lyrik zugunsten von Novelle, Roman und Drama in Deutschland nicht hoch im Kurs steht –, entsprechen durchweg den Forderungen von Grammatik und Poetik. Der »Inhalt« ist stets auf den ersten Blick verstehbar; von Verfremdung oder auch nur schöner Dunkelheit kann nicht die Rede sein. Er ist aber auch stets einem gewissen sittlichen Maßstab unterworfen. Häßliches und »Würdeloses« ist in die Zeitschrift nicht aufgenommen; die Auswahl der Gedichte Verlaines und Baudelaires, die in Übersetzung in den letzten Bänden wie eine Konzession an modernes Interesse anmuten, vermeidet Anstößiges und hält alle Gedichte fern, *die einen pathologischen Zug aufweisen*[79]. Die beiden großen Franzosen erscheinen hier domestiziert; von den »poètes maudits« dringt nichts zu den Lesern der »Deutschen Dichtung«. – Die große Masse der eigenen lyrischen Beiträge pflegt das Herkömmlich-Wohlanständige. Das heißt vor allem: Das lyrische Gedicht ist konventionelle, formal glatte Aussprache persönlicher Empfindungen oder stimmungsvolle Wiedergabe von gegenständlicher Wirklichkeit. Liebe, Schmerz, Hoffnung, Leid und Rührung werden poetisch ausgedrückt. Wehmütige, weltschmerzliche Regungen werden mit Vorliebe aufgesucht, und die Grenze zur Sentimentalität ist leicht überschritten. Die Motive sind vor allem der Natur und dem familären Bereich entnommen. Daneben finden sich zuweilen Gedichte impressionistischen Gepräges in der Manier Liliencrons.

Charakteristisch ist die besondere Pflege der Ballade, neben der Novelle der bevorzugten Gattung des poetischen Realismus. Es ist dabei ungemein kennzeichnend für die Sicherheit des künstlerischen Urteils Franzos' innerhalb seiner ästhetischen Intentionen, daß die einzigen Dichtungen bisher gänzlich unbekannter Autoren, denen er in einer Rezension spontan Beifall zollt, Balladen und Gedichte der jungen Agnes Miegel und Lulu von Strauß und Torney sind, die sie im Göttinger Musenalmanach von 1901 veröffentlicht hatten[80].

Wenn die Zeitschrift in ihren programmatischen Äußerungen darauf hingewiesen hatte, daß sie, die »das Schöne in jedem Genre« willkommen heiße, als einzige unter allen literarischen Zeitschriften die Gattungen der größeren epischen Dichtung und des Dramas pflege, so trifft diese Behauptung für das Drama nach 1890 nicht mehr zu: Brahms »Freie Bühne für modernes Leben«, die spätere »Neue Deutsche Rundschau« (ab 1904: »Die Neue Rundschau«) nahm Dramen in ihr Programm auf (und begann mit Hauptmanns »Friedensfest«). – Was in der »Deutschen Dichtung« selbst an dramatischen Arbeiten erscheint, ist nicht naturalistischer Prägung. Schon ein Blick in die Zeitschrift bezeugt dies: Nirgends die ausführlichen Bühnenanweisungen der Naturalisten, – häufig dafür der Vers als Strukturelement.

[79] Aus der Rezension der auf den Abdruck in der DD folgenden Buchausgabe der Verlaine-Übersetzungen im Concordia-Verlag, DD XXVIII, 32.

[80] DD XXIX, 227.

Es ist zumeist der klassizistische Dramentypus Schillers, Grillparzers und Hebbels, dem in der »Deutschen Dichtung« nachgeeifert wird.

Der konservative Zug der »Deutschen Dichtung« tritt besonders deutlich zutage an Verserzählung und Epos, wie sie die Zeitschrift bis in den letzten Band hinein – und offenbar wirklich als einzige unter den zeitgenössischen literarischen Organen – pflegt, einer Gattung, die schon seit der Romantik etwas antiquiert wirkt und seit 1900 kaum mehr ernsthaft verwandt worden ist. Bezeichnenderweise ist auch der Stoff hier zumeist altertümlich-altmodisch. Die Zeitschrift bringt es da zu mittelalterlichen Mönchs- und Ritterhistorien in der Art von F. W. Webers »Dreizehnlinden« und zu germanischer Reckenpoesie mit blauäugigen Thusnelden, die wie Parodien ihrer selbst wirken[81].

Was Novelle, Roman und Erzählung anlangt, so hält sich die »Deutsche Dichtung« auf den Wegen, die die großen Namen des Realismus gewiesen hatten. Bemerkenswert, wie das soziale Motiv, das schon in der ersten Novelle der Zeitschrift, Storms »Ein Doppelgänger«, anklang, in jener Zeit der großen industriellen Entwicklungen und des Umsichgreifens des Sozialismus allenthalben auch bei der »Deutschen Dichtung« am Horizont auftaucht, ohne doch, wie etwa in den Romanen Max Kretzers, beherrschend zu werden. Die Erzähler der »Deutschen Dichtung« finden sich allenfalls zu Gesellschaftsschilderung in der Art Gustav Freytags bereit und verzeichnen zuweilen – gewissermaßen erschrocken – unverschuldete Armut und menschliches Elend, ohne doch über das Mitleid hinausgehende Konsequenzen zu ziehen. Die »Deutsche Dichtung« will nicht verändern, gesellschaftliche Mißstände bloßstellen, die Welt neu ordnen oder gar »kämpfen«. Ihre Leser bleiben vor Zugluft bewahrt. Soziale Polemik oder Satire ist nicht zugelassen. Die Perspektive, *jeglicher tendenziöser Einseitigkeit ferne*, wie es das Programm verhieß, bleibt vornehm-neutral der reinen Dichtung zugewandt, das heißt: bürgerlich-idealistisch. Wenn Schiller im Vorwort zu den »Horen« dem Blatt die Aufgabe stellt, es solle *die eingeengten Gemüter aus der starken Gewalt befreien, mit der die Politik alles erfüllt* und sie *durch ein allgemeines Interesse an allem, das rein menschlich über der Zeit erhaben, wieder in Freiheit setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Schönheit und Wahrheit vereinigen*, so gilt dies in übertragenem Sinne auch für die Bestrebungen der »Deutschen Dichtung«. Literatur und Kunst, (diese Auffassung bildet zugleich eine charakteristische deutsche Konstante voll schwerer Gefahren für den deutschen Bürgersinn), haben nur Wert außerhalb jeder Tendenz; sie läutern und erheben den Menschen über den »Tageslärm« und das »Weltgewühl« des öffentlichen Lebens hinweg zu sich selbst. Die »littérature engagée«, der wachsame Protest, das »J'accuse« Zolas (im Dreyfuß-Prozeß) wird Leuten überlassen, die man später abschätzig als »Zivilisationsliteraten« bezeichnen wird. – In einem gewissen Sinne entspricht diese Haltung zugleich der Attitüde des George-Kreises, ohne daß freilich, wie dort, der »Kunst« ein sakraler Wert verliehen und der »Kreis«, das Publikum, exklusiv-esoterisch geworden wäre.

So wenig die »Deutsche Dichtung«, ihrem Programm getreu, modernen Bestrebungen oder gar einer »Tendenz« auf dem sozialen Gebiet zugänglich war, so wenig läßt sie auch das rein politische Thema zu Wort kommen. Aus den Heften der Zeitschrift ist nichts über die große Politik der wilhelminischen Epoche zu entnehmen. Bismarcks Entlassung, die Aufhebung des Sozialistengesetzes, das Vordringen der Sozialdemokraten, das Flottenprogramm des Kaisers bleiben außerhalb des Gesichtswinkels der Zeitschrift. Lediglich der Tod Wilhelms I. und Friedrichs III. im Dreikaiserjahr 1888 bewegt die »Deutsche Dichtung« zum Abdruck von schwarzumrandeten Gedenkgedichten, und wohl nur der Verfassername des greisen Felix Dahn brachte 1896 zum 25. Jahrestag der Reichsgründung ein Gedicht in die Spalten der Zeitschrift, in dem von Wilhelm I. als *Barbablanca*, dem *schlichten Sohn Luisens* rühmend die Rede ist[82]. – Eine solche Zurückhaltung ist nicht selbstverständlich zu einer Zeit eines massenhaften poetischen Patriotismus. Mehr noch: die »Deutsche Dichtung« wendet sich in Rezensionen entschieden gegen schlechten Vaterlandsgesang, Deutschtümelei (das *Deutschtum mit dem harten T*[83]) und einen erwachsenden Chauvinismus (ein *undeutsches Wort für eine undeutsche Sache*[84]). Hier in der Tat verläßt die »Deutsche Dichtung« gelegentlich – in Rezensionen – ihre sanfte Reserve: *Welches Volk, sei es auch noch so gut geartet wie das unsere, soll auf die Dauer gesund bleiben, wenn ihm unablässig dieses Hurrahgeschrei von seiner eigenen Herrlichkeit und der Erbärmlichkeit aller anderen Völker die Ohren füllt?!*[85]. – Auch in der Verteidigung Heines, eines, *gegen den derzeit der Wind geht*[86], bezieht die Zeitschrift eine feste Position; zahlreiche Beiträge der »Deutschen Dichtung« sind der Heine-Forschung gewidmet.

Im ganzen indessen bleibt die zurückhaltende Linie im öffentlichen Leben gewahrt. So ist es auch eine Ausnahme, wenn die Zeitschrift Epigramme zum Streit über das Frauenstudium veröffentlicht[87] und über die Äußerungen deutscher Schriftsteller zum die damalige Zeit bewegenden Problem der »Cremation«, der Feuerbestattung, berichtet[88]. Kritik, Auseinandersetzung sind künstlerischen Fragen vorbehalten. Und zwar beschäftigt sich die »Deutsche Dichtung« zumeist mit Werken, deren ästhetische Grundvoraussetzungen mit ihren eigenen übereinstimmen. Hier – und weniger an der grundsätzlich anders orientierten »Moderne« – wird anspruchsvoll-kritisch angesetzt. Gern distanzieren sich die Rezensionen, von denen ein großer Teil vom Herausgeber Franzos selbst besorgt wurde, von dem »Leihbibliotheksniveau«, von der Sentimentalität des Kolportageromans, dem Stil der »Gartenlaube« und der »Pierson-Lyrik« (Lyrik aus dem Verlag E. Pierson, Dresden, der Novellen- und Lyrikbändchen zu Dutzenden auf den Markt warf, wenn die

[81] Etwa: Georg Edward: »Die Hunnenschlacht« DD XXXII, 3 ff.; Nicolaus Welter: »Indutiomar« DD XXIX, 160 ff.; Angelica von Hörmann: »Oswald von Wolkenstein« DD VI, 165 ff.

[82] DD XIX, 163.

[83] DD XIII, 250.

[84] DD VII, 204. Vgl. auch die Rezensionen XVI, 249; XXX, 125.

[85] DD XXIII, 56.

[86] DD XXIII, 156.

[87] DD XIX, 178.

[88] DD XXI, 31.

Verfasser nur jeweils die Kosten selbst übernahmen[89]). Elise Polko und die Marlitt müssen sich manches abfällige Urteil gefallen lassen. – Wenn nicht immer das eigene Niveau, so doch den eigenen Niveau-Anspruch spiegeln gelegentlich auch Distanznahmen gegenüber zu »glatten Reimern« wie Martin Greif und platter Altertümelei in der Nachfolge Baumbachs und Geibels[90].

Niemand hat offenbar den Versuch unternommen, die »Deutsche Dichtung« nach Franzos' Hingang zu retten und fortzuführen. Sie hing ganz von der Persönlichkeit Franzos', seinen festbleibenden ästhetischen Überzeugungen, seiner Pietät vor den Zeugnissen der Vergangenheit, seiner Rührigkeit und seinen Verbindungen ab. Zwar lassen sich im Laufe der 18 Jahre, die die Zeitschrift bestand, – das ist eine sehr hohe Lebensdauer! –, gewisse Zugeständnisse gegenüber einer gewandelten Umwelt bemerken: Die lyrischen Beiträge wachsen an, so daß die letzten Bände etwa die doppelte Zahl an Gedichten gegenüber den ersten Bänden aufweisen; Gedichte von Verlaine und Baudelaire, auf die sich die deutschen Symbolisten beriefen, erscheinen in Übersetzungen; neben die strenge Novellenform rücken später kürzere, lockere Erzählgebilde, – Studien, Skizzen; neben dem hergebrachten Dramentypus finden sich lyrisch gefärbte Einakter, die an Hofmannsthals Art erinnern[91]. Das alles hindert jedoch nicht, daß die »Deutsche Dichtung« die sich 1886 bei ihrer Gründung bereits unvermutet in eine schöpferisch-unruhige neue Aera versetzt sah, um 1904 in ihrem Profil deutlich der Vergangenheit angehörte. – Die »Deutsche Dichtung« ist für den heutigen Betrachter ein bemerkenswertes Zeugnis der »Welt von Gestern«, – wie Stefan Zweig die Epoche seiner Jugend in seinem Erinnerungsbuch genannt hat. Sie vertritt, so könnte man sagen, den Hintergrund, vor dessen konservativgemessenem Umriß sich das Neue, die literarische Welt von Heute, lebendig ankündigte.

---

[89] Vgl. DD XXX, 31.

[90] Zur Distanz gegenüber Geibel vgl. die Rezension XXI, 204. – Aus der Rezension eines Musenalmanachs 1897: ... *die 24 jungen Leute geibeln, scheffeln und baumbachen, als wäre das Büchlein Anno Domini* 1877 *erschienen* (XXIII, 180).

[91] z. B. Albert Geiger: »Finale«, DD XXXIV, 81 ff. Das Stück, monologisch bestimmt, atmet eine süße Verfallsatmosphäre und erinnert frappant an Hofmannsthals »Der Tod und der Tod«.

GEORG KURT SCHAUER

Georg Salter und die jüngste Phase des Schutzumschlags

Die nach dem zweiten Weltkrieg herangewachsene Generation kennt Georg Salter kaum vom Hörensagen. Die Kenntnis von einer Graphikerpersönlichkeit, die in den Zwanzigerjahren plötzlich hervorgetreten ist und eine Umwälzung auf dem Gebiet des Schutzumschlags hervorgerufen hat, droht in Vergessenheit zu geraten. Zwar haben Eberhard Hölscher, F. H. Ehmcke und der Schreiber dieses Berichtes in fachlichen Zusammenhängen auf Salters Bedeutung hingewiesen, umfassende Zeitschriftenveröffentlichungen sind jedoch seit 1932 nicht mehr im deutschen Bereich erschienen. Politisch bedroht und von seinen Freunden zur Auswanderung gedrängt, verließ Salter im zweiten Jahr der nationalsozialistischen Herrschaft Deutschland und betrat am 18. November 1934 amerikanischen Boden. Im Verlauf von sieben Jahren vor diesem Zeitpunkt war er der führende Umschlaggestalter seiner Generation geworden. Gegenüber den großen Fünfzigjährigen von damals (E. R. Weiss, Schneidler, Ehmcke, Tiemann, Hegner) war Salter, der Dreißigjährige, die Verkörperung der buchgraphischen Jugend, die neue Wege der Umschlaggestaltung suchte. In den reichlich zwanzig Jahren, die seit 1934 vergangen sind, erarbeitete er sich in USA eine Position, die sein früheres Ansehen in Deutschland noch überragt.

Was wissen wir von Salters Herkunft? Am 5. Oktober 1897 wurde er in Bremen geboren. Von Musik und Beziehungen zur Bühne war sein Elternhaus erfüllt. Da ist es nicht verwunderlich, daß der Vierzehnjährige bereits eine gut funktionierende Drehbühne besaß und darauf Bühnenbilder einrichtete, u. a. Carmen 3. Akt und Meistersinger 2. Akt. Im Jahre 1916 war Georg Salters Gymnasialbildung abgeschlossen. Seit 1919 war er Schüler von Ewald Dülberg und Harold Bengen, schließlich ganz der dekorativen Malerei zugewandt. Als Hospitant von Emil Pirchan beschäftigte er sich seit 1922 nunmehr beruflich mit dem Bühnenbild, als Assistent von Hans Strohbach wurde er mit selbständigen Inszenierungen an der Berliner Volksoper betraut. Seit 1925 war er bei den »Vereinigten Stadttheatern Barmen-Elberfeld«, wo er insgesamt etwa 100 Schauspiele, Opern und Operetten ausstattete. Im Jahre 1927 wandte er sich vom Theater ab und kehrte nach Berlin zurück. Schon 1922 hatten sich bei ihm Neigungen zur Buchgraphik gezeigt. Nach 1927 wurde er sozusagen mit einem Schlag ein überaus begehrter Buchausstatter, besonders auf Grund seiner aufsehenerregenden Arbeiten für die Verlage Die Schmiede, Kiepenheuer und S. Fischer. Er wurde an die Kunstschule der Stadt Berlin berufen, wo er von 1931 bis 1933 Lehrer war. Nach seiner Auswanderung arbeitete Georg Salter erst in dem ausgezeichneten Herstellungsbüro H. Wolff, New York. Im Jahre 1937 machte er sich selbständig, um von da ab bis heute Einbände und Schutzumschläge zu entwerfen, dazu – vielleicht in größerem Ausmaß als früher – Gesamtausstattungen einschließlich Typographie, ferner Gebrauchsdrucksachen, Zeitschriften, Signete und eine Reihe von Illustrationsfolgen. Zu seinen ständigen Auftraggebern gehören u. a. Alfred A. Knopf, weiterhin Little, Brown & Co, Random House und Viking Press. Seit nunmehr schon zwanzig Jahren lehrt Salter außerdem an der Cooper Union Art School, New York.

Salters Schritt vom Theater zum Buch im Jahre 1927 ist eine bedeutsame Entscheidung. Er hat Methoden des Bühnenbildners in die Schutzumschlaggestaltung hineingetragen und damit eine Wende herbeigeführt, die dann bald einen großen Teil dieses graphischen Arbeitsgebietes erfaßt hat.

In Salters eigener Entwicklung bedeutet jener Schritt keine Wendung. In gradliniger Weiterführung seiner bühnenbildnerischen Tätigkeit hat der vielseitig erfahrene Maler und Graphiker die Aufführung von Gedanklichem, die Schaubarmachung von Dichtungen und die Szenerie zu Geschehnissen – also die bildliche Zubereitung und Vorbereitung von Bühnenstücken – in den Bereich des Buchgestalters übertragen, was sich als überaus fruchtbar erwiesen hat. Der Rahmen ist gewiß enger, das Bildformat kleiner. Es verhält sich zu seinem früheren Wirkungsbereich wie die Bühnenwerkstatt zur Schreibstube. Weder die monumentale Wucht des Bildeindrucks noch die Nachhaltigkeit oder Breite der Einwirkung auf das Publikum ist von der Größe der Bildfläche abhängig. Wir haben gelernt, daß antike Gemmen, alte Münzen und Briefmarken monumentale Bildwirkungen hervorrufen können. Nicht die größte Bühne verbürgt das theaterwirksamste Schaubild; oft werden große Bühnen auf Guckkastenformat gebracht, um bestimmte Beziehungen zum Publikum zu sichern. Weshalb sollte nicht die Schauseite eines Oktavbandes entweder Gelegenheit zu einer monumentalen Aufführung bieten oder aber eine intime Wirkung an-



Abb. 1: *Giono, Die große Herde. Zweifarbiger Schutzumschlag von E. R. Weiß 1932. S. Fischer*

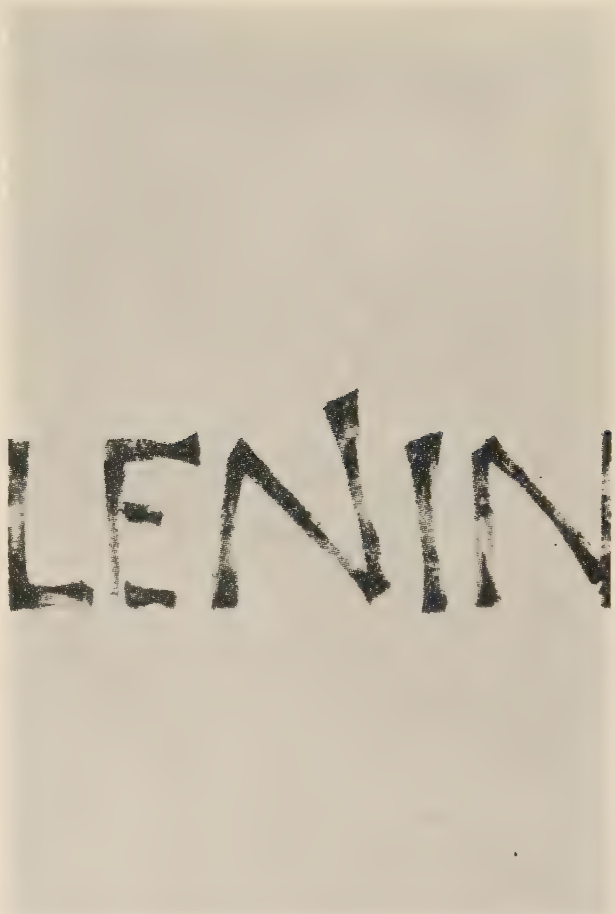


Abb. 2: *Lenin, Broschurumschlag von G. Salter 1922 (rot auf grauweißem Grund)*

bahnen? Allerdings muß der auf kleine Räume beschränkte Bühnenbildner die Mittel seines Fachs vollkommen beherrschen. Beim Buch wird kein Formfehler durch imponierende Dimensionen und raschen Szenenwechsel vertuscht.

Theoretisch ist dem Theatermann jedes Mittel recht, wenn es nur die wirkungsvolle Einleitung und die textgerechte Begleitmusik garantiert: Untermalung und Steigerung, visionäre Andeutung und Illusion des Realen – ein Bühnenbildner muß in allen Sätteln gerecht und bereit sein, bald diese, bald jene Mittel anzuwenden, zwar nicht im gleichen Stück, wohl aber in der bunten Folge des zur Aufführung Gelangenden. Mit einer solchen Verpflichtung auf die Sache, mit einer solchen Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel ging Georg Salter an das Buch heran. Seine Lust am Formenspiel war nicht zu ermüden, seine Phantasie unerschöpflich. Es hat bis dahin seit 1900 gewiß nicht an Erfindungsgabe in der Buchausstattung gefehlt, aber nichts hat zur Beseitigung von Hemmungen und Grenzen so lebhaft beigetragen als die Hereinziehung der Methode des Bühnenbildes. Bei der Anlage der Einbände freilich kamen für Salter nur dauerhafte (wenn auch meist farbenfrohe) Stoffe, klare Einteilungen und bibliotheksgerechte Beschriftungen in Frage. Beim Umschlag waren ihm starke Farbkontraste, fernwirksame Beschriftungen, bildliche Drastik oder naturalistische Photomontagen geläufig. Als Theatermann war er gewöhnt, die Mittel haarscharf den Zwecken anzupassen. Die Stille der Bibliothek und der vertraute Umgang des Lesers mit seinem Buch waren maßgebend für die Einbandhaltung, während das gleiche Buch sich vor dem Gekauftwerden auf seinem Umschlag ganz anders gebärden mußte – entweder laut oder spröde, fröhlich oder leise, sachlich oder einschmeichelnd. Werbende Deutlichkeiten von solcher Art sind dem Absatz förderlich. Allerdings muß sich das Buch auch später seinem Herrn in jeder Weise angenehm machen. Hat es Taschenbuchcharakter, so darf es nicht zu breit sein und muß gut in der Hand liegen. Es muß, kurz gesagt, ein angemessenes und erfreuliches Gehaben an den Tag legen. Diese Art ständigen Werbens ist aber etwas ganz anderes als das Rufen und Glänzen und Berichten, mit dem das Buch im Schaufenster schon auf weite Distanz den Leser anzuziehen trachtet. Salter hat aus den verschiedenen Zweckbestimmungen der einzelnen Buchteile die Konsequenz gezogen. Scherzhaft erwähnt er einmal, der Schutzumschlag führe ein heroisches Dasein. Wie bei einem Heros ziele sein ganzes Dasein auf eine Tat hin, die zugleich Erfüllung des Lebenszweckes und Untergang für ihn bedeute. Diese Tat sei nichts anderes als die Herbeiführung des

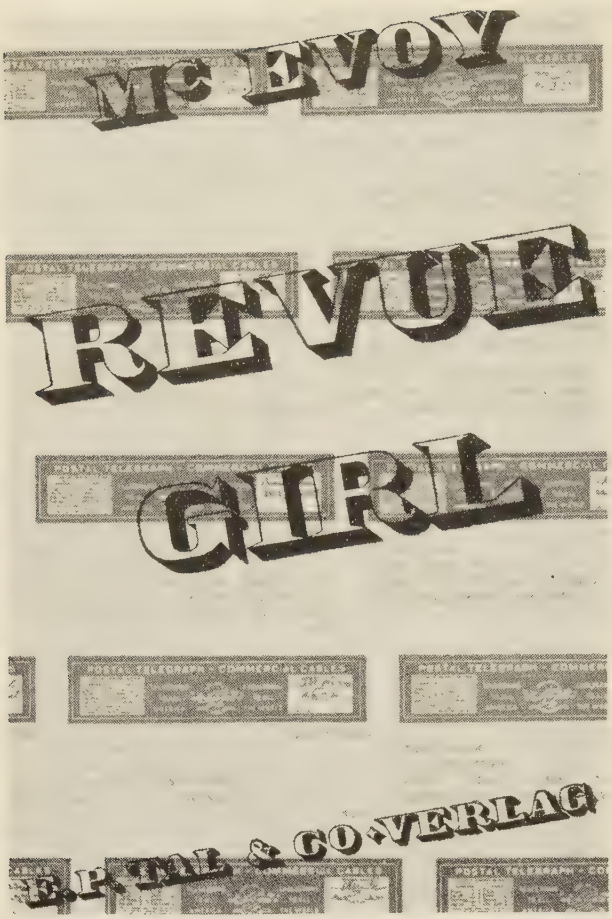


Abb. 3: *Mc. Evoy, Revue Girl. Dreifarbiger Schutzumschlag von G. Salter 1929. E. P. Tal Verlag, Wien*



Abb. 4: *Smirnowa, Marfa. Schutzumschlag (rot und blau auf hellem Papier) von G. Salter 1932. Erich Reiß Verlag, Berlin*

Kaufentschlusses. Komme es dazu, so sei der Zweck des Schutzumschlages erfüllt, er überlebe das erste Lesen des Buches selten.

Die Individualisierung der Bucherscheinung durch den Schutzumschlag ist keineswegs die Erfindung von Salter. Die seit 1900 ständig wachsende Bedeutung des Schutzumschlags ist ein Zeichen dafür, daß der Zug zur Individualität die stärkste Strebung der Epoche gewesen ist, die mit dem zweiten Weltkrieg, wie dem Verfasser scheint, zum Abschluß gekommen ist. Der Schutzumschlag mit werbender Beschriftung und Bebilderung ist eine Erfindung des frühen 20. Jahrhunderts. In der höchst kennzeichnenden Umhüllung des Buches gipfelt das Ausstattungsideal der Zeit, aus jedem Buch ein Individuum zu machen, seine Gestaltung aus dem Inhalt abzuleiten und seine Eigenart so weit in allen Teilen sichtbar zu machen, wie es die nivellierende Technik der Massenherstellung erlaubt. Am ehesten ließ sich der Drang zur Charakteristik oder gar Individualisierung bei der Anlage des Schutzumschlages verwirklichen, und zwar auf recht verschiedene Weise. Der Jugendstil ordnete gewiß Schrift, Ornament und Bild in seine alles erfassende Dynamik ein. Aber individualisierende Tendenzen sind doch schon an der Jahrhundertwende, also im Scheitelpunkt seiner Entwicklung erkennbar. Die Schrift soll um jeden Preis von der historischen Strichführung abweichen. Sie muß sich allerdings vollkommen in das rahmende und überwuchernde Ornament einfügen. Bedeutsamer ist die Verwendung der nach 1895 in den Zeitschriften Jugend und Simplizissimus üblichen Illustrationsart auf dem Schutzumschlag. Sehr oft werden aber Titelschrift und Ornament des Einbandes und des Broschurumschlages auf den Schutzumschlag übernommen. Seit dem Beginn des dritten Jahrzehnts macht sich die Beschriftung des Umschlags selbständig, wird größer und will in irgendeiner Weise Inhalt oder Charakter des Buches repräsentieren. Zu der Schrift – werde sie nun mit typographischen oder zeichnerischen Mitteln vorgeführt – gesellt sich das bezeichnende Bild. Es ist vignettenhaft vereinfacht, ordnet sich der Schrift unter oder hält ihr die Wage. Tritt das Bild beherrschend in Erscheinung – symbolisierend, als Beispiel aus dem Bildbestand des Buches, als Bildnis oder schließlich als breit erzählende Illustration – dann tritt die Schrift zurück. Das Bild sagt in solchen Fällen lebhafter aus als die Schrift. Bei all dieser Verschiedenheit gilt doch immer der Umschlag als ein Bestandteil des Buches.

E. R. Weiss war die stärkste Verkörperung der Gestaltungstendenz jener ersten Phase der Buchkunst in unserem Jahrhundert. Er wußte, daß die Idee von der Individualisierung aller Teile des Buches – Papier, Satzbild, Einband, Umschlag – nur abgestuft und unvollkommen durchführbar war. So gut es ging,



Abb. 5: *Trotzki, Geschichte der russischen Revolution. Schutzumschlag (schwarz und rot auf hellem Papier) von G. Salter 1932. S. Fischer*

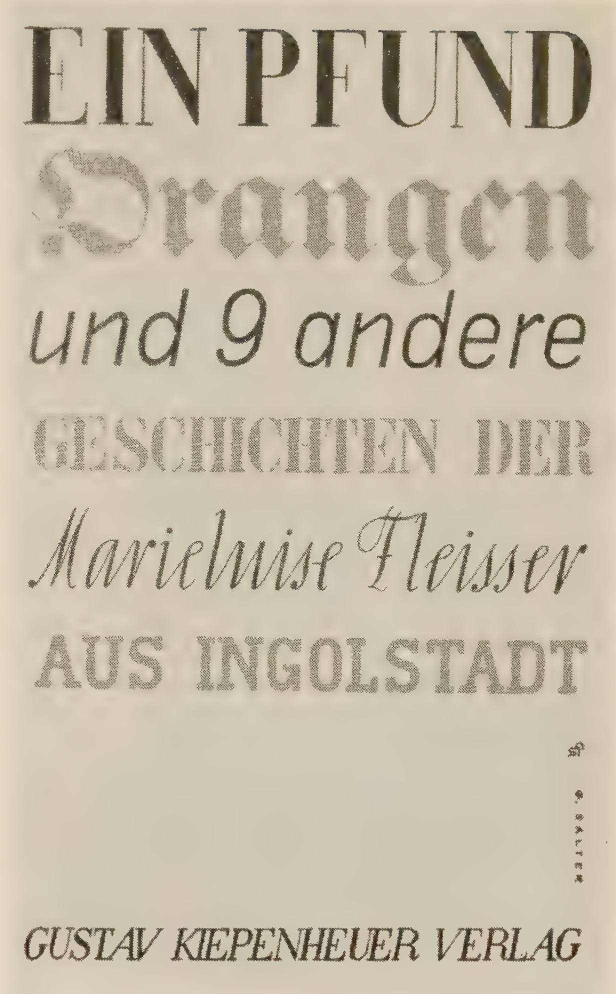


Abb. 6: *Fleisser, Ein Pfund Orangen. Schutzumschlag (rot und blau auf weißem Papier) von G. Salter 1930. Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin*

brachte er Textschrift, Einband und Umschlagbild auf einen Generalnenner. Er unterstellte, wo es ihm erlaubt war, das ganze Buch einem graphischen Leitgedanken. Das Zeichnerische, das auch durch seine gemalten Umschläge überall durchschimmert, ist ein Bestandteil der ökonomischen, ordnenden Disziplin, die sein ganzes Werk, auch seine Tafelmalerei, beherrschte. E. R. Weiss war Salters erbitterter Gegner, während Salter selbst dem älteren Meister tiefen Respekt entgegenbrachte. Wie ist das zu verstehen? Es war doch offenkundig, daß beide Gestalter darauf aus waren, den Inhalt der ihnen anvertrauten Bücher so echt und genau wie möglich zur Anschauung zu bringen. Worin lag das andere und Neue, dessen Angelpunkt und frühester Aussprecher Salter gewesen ist?

Bei Salter ist der Schutzumschlag nur zur Hälfte ein Bestandteil des Buches, zur anderen Hälfte ist er ein Werbemittel, das dem Buch beigefügt ist und über das Buch aussagt. Dieser Zwischenstellung wird die geschilderte Inszenierung gerecht. Salter spricht auf dem Schutzumschlag über das Buch. Er holt seine Aussageelemente nicht immer aus dem Buch sondern oft von draußen her. Dabei ist ihm jedes Mittel recht – allerdings muß es eine Kontrolle passieren. Es muß zum Buchinhalt passen und darf diesen nicht verfälschen. Salter stattet kein Buch aus, ohne es vorher genau gelesen zu haben. Es ist auch denkbar, daß dem gleichen Buch verschiedene Schutzumschläge dienen. Der »Zigeunerbaron« und die »Aida« sind immer wieder neu inszeniert worden. Alle Versuche haben das gleiche Ziel: den Inhalt der Stücke so eindringlich wie denkbar zu vermitteln. Ohne kühne Interpretation der Bühnenanweisung des Textbuches geht es oftmals nicht ab. Der Ausstatter hat eine gewichtige Begründung für seine Abweichungen. Er muß nicht nur das Libretto sondern auch das Publikum respektieren. Salter und die Gleichgestimmten seiner Generation dachten genau so. Sie wollen sich als werbende Vermittler dem Kreis der mutmaßlichen Leser verständlich machen.

Ganz anders E. R. Weiss. Für ihn ist der Buchinhalt ausschließlich die Richtschnur. Es kümmert ihn nicht, wenn sein Verleger und sicher auch mancher Leser nun einmal keinen Totenschädel sehen mögen (vgl. Abb. 1: Giono, Die große Herde). Maßgebend ist für ihn, daß der Widderschädel das stärkste Sinnbild des Buchgeschehens ist. Empört wies er jedes Ansinnen, »etwas anderes« zu machen, ab, wenn er gestalterisch Stellung genommen und den schlechthin deutlichsten Buchausdruck gefunden hatte. Es wäre ja gegen seine Natur und gegen das Prinzip der Individualisierung aus der Sache heraus gewesen.



Abb. 7: *Baarslag, SOS Zu Hilfe. Schutzumschlag (in drei Farben auf hellem Papier) von W. Beucke 1936. S. Fischer*



Abb. 8: *Hauser, Feldwege nach Chicago. Schutzumschlag (Beschriftung rot auf grau bis schwarzem Photogrund) von G. Salter 1931. S. Fischer*

Es kann keine Rede davon sein, daß sich Georg Salter dem Buch zugewandt hat, weil er darin so etwas wie einen Gegenpol zum Theater gesehen hätte. Es sind lediglich die Dimensionen des Theaters, von denen er sich abgewendet hat. Der spielerische Wechsel in den Mitteln, die ständige Rücksicht auf den Beschauer und die Werbung um den Käufer sind nur scheinbar raffiniert und skrupellos. Das Schriftwerk setzt aus seinem Charakter heraus Grenzen. Jeder Verstoß gegen Geschmack und Maß würde verfälschend wirken und das gewählte Mittel ungeeignet erscheinen lassen. Die Erfindungskraft Salters ist durch solche Grenzen nicht beeinträchtigt worden. Kalligraphische Handschriften und bildhafte Wortprägungen aus den verschiedensten Schreibwerkzeugen, Typen aus mehreren Bereichen der alten Druckschriften, Federzeichnung und Malerei, alle Stufen der Kombination von Text und Bild, von Bild und Schrift, alle Stimmungsstufen vom Grausigen bis zum Idyllischen sind in Georg Salters Werk sichtbar geworden.

Wir hörten, daß Salters buchgraphische Arbeiten bis ins Jahr 1922 zurückreichen. Der Anfang war eine Lenin-Broschüre (vgl. Abb. 2). Die kalkig weiße Fläche des Umschlags zeigte nichts als das Wort LENIN in riesigen Lettern aus schmutzigem Rot – über die ganze Breite wie mit dem Blut der Erschossenen auf die kahle Gefängnismauer mit dem Finger hingeschrieben, wo es nun in brutaler Einsamkeit steht. Die letzte Arbeit Salters auf deutschem Boden, zwölf Jahre später (1934), ist die Serie von vier Umschlägen zu einer Fontane-Ausgabe (vgl. Abb. 12): landschaftliche Ansichten aus den vier Jahreszeiten, sozusagen Aquarellskizzen zu spätromantischen Bildern – spröde und zierlich, verhalten und gemütvoll – dazu dann die Titelschrift in einer hageren Handschrift von edler Ausgeschriebenheit. Hier ist Fontane für einen spätbürgerlichen Leserkreis inszeniert worden. Alles Historisierende ist vermieden, aber das Geschichtliche steht hinter Schrift und Bild. Dies entspricht genau dem Leserkreis. Auch er hat das Geschichtliche, Fontanes Wirklichkeit, als Erinnerung in sich. Andererseits handelt es sich um Menschen der Gegenwart, die sich doch nur mit einer gewissen Ironie in der märkischen Gesellschaft des späten 19. Jahrhunderts bewegen können.

Der Leser wird auch nach all diesen Erklärungen und Hinweisen das Gefühl haben, der Berichterstatter sei ihm eine Begründung für Salters Übergang zum Buch schuldig geblieben. Die Antwort wäre unzulänglich, wenn sich der Berichtende mit der Anführung beruflicher Zufälle (die es im Grunde nicht gibt)

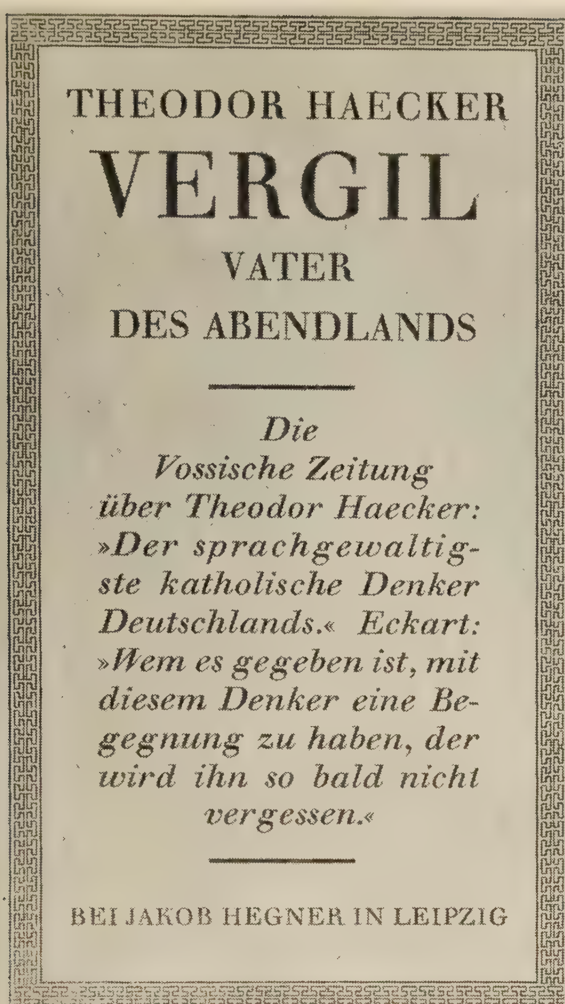


Abb. 9: *Haecker, Vergil. Gesetzter Schutzumschlag des Jakob Hegner Verlages 1931 (schwarz und braun auf kornfarbenem Papier)*



Abb. 10: *Billinger, Das Schutzengelhaus. Schutzumschlag in Vierfarbendruck von H. Meid 1934*

begnügen würde. Bei genauerem Hinsehen sind solche Argumente immer zweitrangig. Die eigentlichen Gründe liegen allerdings oft so tief, daß sie schwer auszuleuchten sind. Versuchen wir es immerhin! Ich denke in diesem Zusammenhang an Salters Vorliebe für schönes Werkzeug aus bestem Material. Weit über den Bedarf des Graphikers hinaus sammelte er Hämmerchen, Zangen und Zirkel. Das hat sich auch in den letzten Jahrzehnten nicht geändert. Es macht ihm Vergnügen, daß er es jüngst zu einer elektrisch betriebenen Miniatur-Drehbank gebracht hat. Die Lust an gutem Werkzeug hängt mit seiner Art des Arbeitens zusammen. Er arbeitet zäh, unverdrossen und termingenau. Das Korrelat dieser Disziplin ist ein unbewußt immer wieder gesuchtes Vergnügen an technischen, bildlichen und kalligraphischen Einfällen. Die meisten und die besten seiner Umschläge hat er im Grunde für sich selbst und nicht für seine Auftraggeber gemacht. Daraus wird bei ihm nichts Monomanisches, weil er weder weltfremd noch weltfeindlich ist, vielmehr offen und grundvernünftig. Seine Neigung gehört dem spielerisch betriebenen Handwerk im begrenzten Gehäuse und nicht dem unermeßlichen Bühnenraum. In derselben Richtung liegt seine völlige Unfähigkeit, das Gehaben des Prominenten anzunehmen. Die amerikanische Lebensluft ist ihm angenehm. Es ist kein Photo von ihm zu erlangen. Er tut nichts für sein Denkmal, nur gezwungen etwas für seine Biographie, und er findet den Schatten der Anonymität besonders erholsam.

Im übrigen hat die Wirkung und die Entwicklung seines buchgraphischen Schaffens im Verlauf von nunmehr dreißig Jahren deutlich genug gesprochen. An sich ist es fast unmöglich, bei Salter eine Entwicklung zu erkennen. Seine Anfänge sind die eines Naturtalents. Was ihn für die Geschichte des Schutzumschlags wichtig und bekannt gemacht hat, ist in den Reifejahren seiner deutschen Zeit (1927–1934) nicht nacheinander sondern sozusagen nebeneinander entstanden. Der Reichtum seiner Erfindungskraft und sein virtuoser Umgang mit den Entwurftechniken haben sich auch in den darauffolgenden zwei amerikanischen Jahrzehnten nicht geändert. Nur eins fällt auf und zeigt eine Veränderung an: der Umgang mit der Schrift ist differenzierter und intimer geworden. Desgleichen scheint das Innere des Buchladens nun stärker als das Schaufenster die Umschlagform zu bestimmen. In der deutschen Zeit überwogen die auf Fernsicht eingerichteten, bisweilen plakathaften Kompositionen, jetzt scheint ihm das Intime, die vertrauliche Zwiesprache mit dem Betrachtenden wichtiger zu sein. Eine früh schon

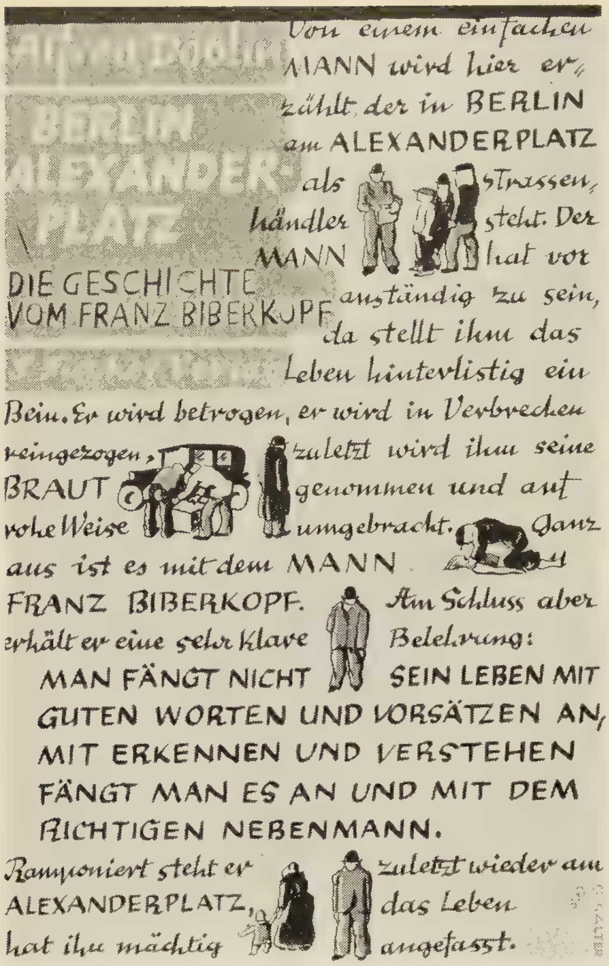


Abb. 11: *Döblin, Berlin Alexanderplatz. Schutzumschlag (rot, blau, schwarz auf hellem Grund) von G. Salter 1929. S. Fischer*

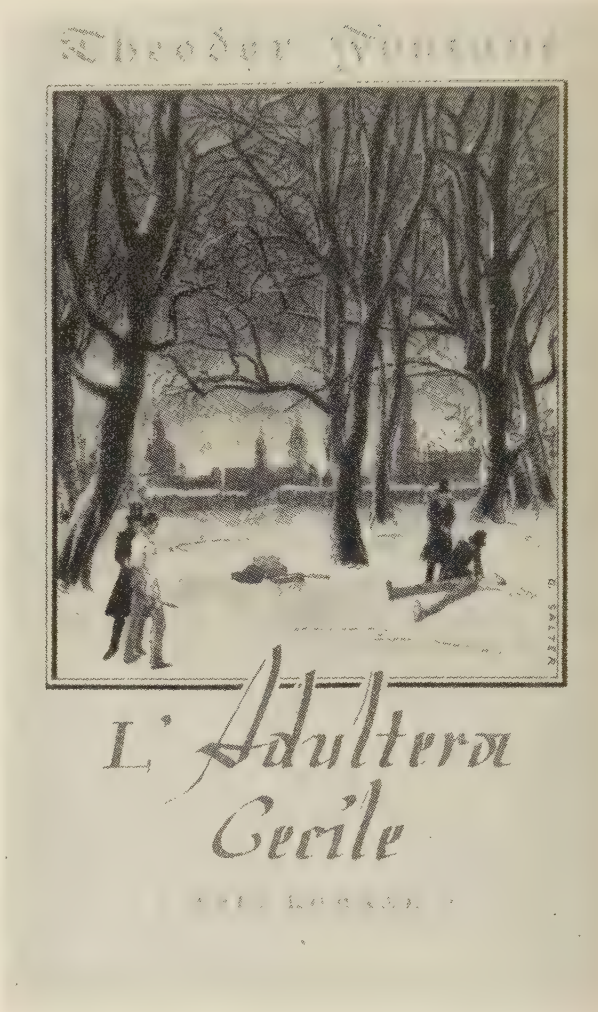


Abb. 12: *Fontane, L'Adultera, Cecile. Schutzumschlag (in sechsfarbigem Offsetdruck) von G. Salter 1934. S. Fischer*

bei ihm bemerkbare Neigung hat sich breit entfaltet: die Verehrung edlen Schriftguts, die Lust an verfeinerter Typographie und das kalligraphische Spiel. Salter hat eine Sammlung von Bodoni-Drucken, die in dem großen »Manuale tipografico« gipfelt, und auch Schneidlers »Wassermann« besitzt er.

Das Klassizistische hat dem humanistischen Kern seiner Bildung zu allen Zeiten gut entsprochen. Es ist recht bezeichnend, daß von den Frakturschriften die Unger in ihrer Nachbarschaft zur Didot-Antiqua ihn besonders angezogen hat. Ebenso wenig ist es zufällig, daß die Variationen und Versuche des großen Schriftmannes Ernst F. H. Schneidler ihn bezaubern konnten. Der Glanz der Buchstaben-Aufführung und die Lust am Spiel, wie sie in Schneidlers Zentenar-Fraktur mit ihren Schwungversalien zu erkennen ist, schuf innere Verwandtschaft. Schneidler ist es auch, der mit seiner Legende den ersten kühnen Vorstoß in das jetzt so reich bestückte Gebiet der individuellen Werbe- und Anrufschriften getan hat. Georg Salter hat in seiner Wohnung an der Wand vier Piranesi-Stiche, es sind die frühen, die ein wenig an Callot erinnern. Er besitzt auch zwei spätere Blätter aus der Carceri-Reihe und erwägt dann und wann, diese heroischen Kompositionen von der Bühne des Schreckens aus der Mappe an die Wand zu versetzen. Er hat es noch nicht getan. Seinem Zustand entspricht im Augenblick eher das Leichte, das Intimere.

Salter ist einer der wenigen, die sich über den typographischen Aufbau eines Schreibmaschinenbriefes Gedanken gemacht haben. Ein von ihm selbst getippter Brief ist ein ästhetisches Vergnügen. Allerdings reicht es an handschriftliche Briefe von ihm nicht heran. Diese sind in ihrer zierlichen Exaktheit und in der Energie ihrer Buchstabenbildung kleine Kunstwerke, die den vollendeten Kalligraphen verraten. Fülle und Feinheit im kleinsten Raum, wie sie schon aus solchen Briefen abgelesen werden können, sind auch die Kennzeichen gelegentlicher Schreiberspiele, bei denen Salter – der plötzlich dadurch in eine Nachbarschaft zu Rudolf Koch gerät – erhebliche Textmengen auf wenigen Quadratzentimetern unterbringt.

Wer von geschichtlichen Vorgängen spricht und wer gar Ereignisse der Kunst in ihrer geschichtlichen Bedeutung erkennen und einordnen will, tut gut daran, das Persönliche zu erkunden, dann aber ganz im Hintergrund zu lassen. Wie oft trifft der Historiker auf einen Bruch zwischen Werk und Person, ein Doppelleben, das weniger den Berichterstatter als den Psy-

chologen interessiert! Die weise und sicherlich wertvolle Empfehlung ist in der vorliegenden Darstellung unbeachtet geblieben. Der Leser wird in unserer gewiß um das Sachliche bemühten Betrachtungen zahlreiche Beziehungen auf das Persönliche bemerkt haben. Dies war notwendig zur Aufhellung schwer erklärbarer Umstände, und es war zulässig, weil bei Georg Salter Mensch und Gestalter eins sind. Es liegt kein Widerspruch darin, daß hier ein beschaulicher und von spielerischer Phantasie erfüllter Mensch den Schutzumschlag wie eine Bühnenszene dem breiten Publikum darbietet. Der Gebrauchsgraphiker ist dem Schauspieler und dem Schriftsteller verwandt, er ist ein Interpret wie diese, er muß zahlreiche Rollen beherrschen. Er hat manches Stück Leben zu interpretieren, aufzuführen und bewußt zu machen.

Wie sah die Schutzumschlagpraxis der deutschen Verlage in den Jahren um 1930 aus? E. R. Weiss stand auf der Höhe seiner Schaffenskraft. Im Stuttgarter Bereich breitete sich Schneidlers glanzvolle Schriftkunst aus. Der Leipziger Insel-Verlag entwickelte seine Umschlagtypographie. Ehmckes Meisterschaft im Signet und in der festgefügten Schriftzeile hatte sich in der Beschriftung der Pressa erneut gezeigt. Hans Meid setzte die mit den Jugend-Zeichnern begonnene Tradition des illustrierten, novellistisch erzählenden Schutzumschlags fort (vgl. Abb. 10); wie oft war sein Schutzumschlagbild nichts als die Weiterführung der Textillustration und des Einbandschmuckes! Die Biographie kennzeichnete sich durch einen Bildnis-Umschlag, das Kunstbuch zeigte auf dem Umschlag ein charakteristisches Bildbeispiel aus dem Inneren. Keine von den hier skizzierten Gestaltungsarten ist mit dem neuen Umschlagstil von Salter in Übereinstimmung zu bringen. Am ehesten berührt sich Salters Aufführungsweise mit Werner Beucke, dem Vollender des frischen, echt berlinischen Ullstein-Stiles – allerdings wohl nur auf dem Gebiet des Schriftumschlages (vgl. Abb. 7). Beucke war in erster Linie Schriftgraphiker. Er ordnete alles Bildliche, auf knappste Vignettenform gebracht, seinen großartigen, manchmal wahrhaft zur Schriftperson gewordenen Titeln unter.

Es mögen zu allen Einzelheiten der Gestaltungsweise von Georg Salter Parallelen in jener Zeit, vor allem nach 1930, erkennbar sein. Die szenische Wendigkeit, die Anpassung an die Aufgaben, der Reichtum an Aufführungsmitteln ist neuartig und in seiner Zeit von niemandem übertroffen worden. Es muß in diesem Zusammenhang wiederholt werden, daß der Einbandzeichner Salter sich ganz anders verhielt, bewußt zurückhaltend, ganz und gar nicht propagandistisch, immer bibliotheksgerecht. In der jüngsten Phase der Buch- und Werbekunst, die kaum älter als zehn Jahre ist, finden wir mehrfach solche Kontraste, die aus genauer Anpassung an die Aufgabe resultieren. Während die Werkschriften sich vom Persönlichen lösen und das Typische anstreben, steigern sich die Werbeschriften (Mistral, Bazar, Maxim u. a.) in einen handschriftlichen Individualismus hinein, der bis zu Schneidlers Legende unbekannt gewesen ist. »Anruf persönlich – Begründung sachlich!« Dieser typographische Leitsatz kennzeichnet die Situation und läßt zugleich das Zusammenwirken der Gegensätzlichkeiten erkennen. Bibliothekseinband und äußerste Individualisierung des Umschlags sind Gemeingut geworden. Die in der vorigen Phase als Ideal gepriesene Harmonisierung ist verblaßt. Mit seinem Verhalten in der Buchgestaltung ist Georg Salter zum Mitbegründer des jüngsten Buchstiles geworden.

LITERATUR

BOCKWITZ, Hans H.: Neue Arbeiten von Georg Salter. Archiv für Buchgewerbe und Gebrauchsgraphik Jg. 69, 1932, S. 186f.

EHMCKE, F. H.: Broschur und Schutzumschlag am deutschen Buch der neueren Zeit. Kl. Druck der Gutenberg-Gesellschaft, Nr. 47, Mainz 1951.

HÖLSCHER, Eberhard: Georg Salter. Archiv für Buchgewerbe und Gebrauchsgraphik Jg. 67, 1930, Heft 9.

SCHAUER, Georg Kurt: Wege der Buchgestaltung. C. E. Poeschel Verlag, Stuttgart 1935, S. 92f.

HELLMUT ROSENFELD

Zur Datierung der Spielkarten des 15. und 16. Jahrhunderts

Kartenspiel, Schach und Halma haben einen gemeinsamen Ahnen im fernen Osten, ein Brettspiel mit vier Parteien, die vier Kriegerheere repräsentieren[1]. Unseren Schachfiguren sieht man bei aller Stilisierung noch heute die Repräsentation menschlicher Gestalten (vgl. König, Dame, Bauern) und Kriegsmittel (vgl. Turm, Springer und Läufer = Kriegselefant, Reiter und Kriegswagen) an. Das Kartenspiel aber hat sich schon im Orient vom Spielbrett gelöst und die Spielsteine zu Spielkarten verflacht und überdies für die Mehrzahl der Karten, die sogenannten Zahlenkarten, jede figürliche Erinnerung verloren. Europa empfing das Kartenspiel aus den Händen der Sarazenen und der italienische Ausdruck *naibi*, der spanische *naipes* für »Spielkarten« erinnern noch daran[2]. Entweder ist *naibi* bzw. *naipes* aus arab. la^{c}ib-al-waraq »Kartenspiel« oder la^{c}ib-al-qimar »Glücksspiel« entstanden (das arabische stark dentale *l* wird von vielen Fremdvölkern als *n* aufgefaßt[3]) oder aus arab. *nā' ib malik at-tūmān* und *nā' ib thānī at-tūmān* »Gouverneur« bzw. »Vizegouverneur«, den beiden sarazenischen Figurenkarten neben *malik* »König«[4] (wie Sonne und Mond im Arabischen als *qamaran* »die beiden Monde« bezeichnet werden, so könnten die drei Figurenkarten *malik*, *nā'ib*, *nā'ib thāni* zusammenfassend als *nā'ibin* bezeichnet sein; dieser Name wäre dann auf alle Spielkarten übertragen worden). Mohamed hatte seinen Anhängern bekanntlich jede Darstellung der menschlichen Gestalt verboten. Deshalb waren bei den Mohamedanern die ursprünglichen Kriegerfiguren zu bloßen, durch wechselnde Häufung der Farbzeichen (1–10) unterschiedenen »Zahlenkarten« geworden[5], und nur die ehemaligen Führerfiguren wurden durch unterschriftliche Kennzeichnung unter dem Farbzeichen als *malik*, *nā'ib malik*, *nā'ib thānī* gekennzeichnet. Das Abendland hat demgemäß die arabischen Farbzeichen (Pokal, Münze, Säbel und Stab)[6] ziemlich unverändert übernommen (ital. *coppe, danari, spade, bastoni*), ebenso die Häufung dieser Farbzeichen auf den »Zahlenkarten«. Die durch Inschrift als *malik*, *nā'ib malik* und *nā'ib thānī* hervorgehobenen Führerkarten jedoch wurden ohne Vorbelastung durch ein sarazenisches Vorbild in abendländische Ikonographie umgesetzt, der *malik* als abendländischer König hoch zu Roß als Heerführer oder mit Szepter in Händen auf dem Throne sitzend (ital. *re*), *nā'ib malik* und *nā'ib thānī* als reitender Feldherr, Ritter (ital. *cavallo*, eigentlich *cavaliero*, »Ober«) und als Hofmann oder Knappe zu Fuß (ital. *fante*, »Unter«). Der Baseler Dominikaner Johannes von Rheinfelden bezeichnete um 1400 (?) Ober und Unter als *duo marschalki*[7]), was dem arabischen *nā'ib* und *nāib thānī* einigermaßen entspricht. Erst das ausgehende Mittelalter hat, wohl im Anschluß an die Dame des Schachspieles, neben den König oder als Ober oder Unter eine weibliche Gestalt gestellt und damit den Sinn der Bildkarten als Wiedergabe der Führer der namenlosen Krieger (Zahlenkarten) vollends verwischt. Deshalb verstand man auch nicht mehr, daß in dem »Banner« mit dem jeweiligen Farbzeichen, das in alten Spielen noch statt der Zehnerkarte steht[8], tatsächlich die gehobene wichtige Charge des Fahnenträgers nachlebt. Die alten sarazenischen Farbzeichen wurden nördlich der Alpen und damit fern vom unmittelbaren sarazenischen Einfluß heimischer Vor-

[1] Vgl. H. Rosenfeld, Archiv f. Geschichte des Buchwesens 1 (1956), S. 122 f. (nebst Literaturangaben).

[2] Florentiner Verordnung vom 23. 3. 1376: *ludus qui vocatur naibbe;* Chronik von Viterbo zum Jahr 1379: *il gioco delle carte, che in saraceno parlare si chiama nayb.* Vgl. W. L. Schreiber: Die ältesten Spielkarten, Straßburg 1937, S. 74. Alle älteren Erwähnungen des Kartenspiels sind nachträgliche Ergänzungen, vgl. Schreiber S. 31 ff.

[3] H. Rosenfeld (s. Anm. 1) S. 123.

[4] L. A. Mayer: Mamluk playing cards, Bulletin de l'Institut français d'Archéologie du Caire 38 (1939), S. 113–118, berichtet über ein handgemaltes sarazenisches Kartenspiel aus dem 15. Jahrhundert in Istambul, das neben diesen noch eine vierte Bildkarte *ahad al-ackan malik at-tuman* aufweist.

[5] Vgl. die Abbildungen bei Mayer (s. Anm. 4).

[6] Das in Anm. 4 erwähnte mamelukische Kartenspiel hat als fünfte Farbe zusätzlich noch den Polostab.

[7] Vgl. Schreiber (s. Anm. 2) S. 83.

[8] Auch das Stuttgarter handgemalte Kartenspiel von 1440 hat Bannerkarten als Zehnerwerte (vgl. Max Geisberg: Das Kartenspiel... in Stuttgart, Straßburg 1910, Taf. 9, 22, 33, 46), wobei die Fahne in typischem Fahnenschwung von der schräg geneigten Fahnenstange nach oben flattert. Es ist nicht einzusehen, wie diese Fahnendarstellung nachträglich die Zehnerhäufung des Farbzeichens hätte verdrängen können, während das Umgekehrte als Analogiewirkung der übrigen Zahlenkarten denkbar ist. Problematisch ist nur, ob der Falke, der auf den Holzschnitt-Bannerkarten auf der Mitte der abwärts geneigten Fahnenstange sitzt, lediglich zur Lückenschließung zugefügt wurde oder vielmehr auf die uralte Tradition des »Schamanenvogels auf der Stange« zurückgeht.



Abb. 1: *Oberinntal*



Abb. 2: *Oberinntal*

stellung als Herz, Schellen, Eichel und Laub angeglichen und in Frankreich zu Herz, Treff, Karo und Pique stilisiert[9].

Von den ältesten gemalten Spielkarten des Abendlandes, die im Gefolge der ebenfalls von den Sarazenen erlernten Papierfabrikation im 14. Jahrhundert im Abendland in Gebrauch kamen, wissen wir nur aus Verboten und ähnlichen Nachrichten[10]. Erhalten haben sich aus dem 14. und 15. Jahrhundert nur die Prachtkarten hervorragender Künstler, die diese für fürstliche Persönlichkeiten (z. B. für Karl VI. von Frankreich 1392) oder im Kupferstich für eine künstlerisch interessierte gehobene Schicht schufen. Diese weniger für den Alltagsgebrauch als für den Sammler und Kunstfreund geschaffenen, höchst eigenwillig Farben und Bilder variierenden Spielkarten haben sich als Sammlerstücke und eingeklebt in Handschriften erhalten, sind auch von der Wissenschaft gründlich durchforscht und im Rahmen der Kunstentwicklung und Stilwandlung der Hohen Kunst eindeutig datierbar. Die Holzschnittspielkarten dagegen, die von Briefmalern und Briefdruckern und nebenberuflich arbeitenden Kartendruckern für den Tagesbedarf der Masse mehr schlecht als recht hergestellt wurden, entziehen sich als »Massenkunst«, d. h. als volksmäßige Gebrauchskunst, den Normen und Datierungsmöglichkeiten der Kunstgeschichte. Ihre Datierung liegt im Argen, weil falsche Maßstäbe angelegt und wirklich für die Datierung aufschlußreiche Einzelheiten meist übersehen werden. Deshalb sind diese schlichten Holzschnittspielkarten in den letzten Jahrzehnten meist bis zu hundert und mehr Jahren vordatiert und damit in ein völlig verkehrtes Licht gerückt worden. An einigen Beispielen soll die Problematik dieser Datierungen dargetan und die Möglichkeit gerechter und besserer Datierung erörtert werden.

Als vor kaum zwei Jahrzehnten hinter einer gotischen Wandverkleidung im Oberinntal ein paar kolorierte Spielkarten aufgefunden wurden, lag der Glücksfall vor, daß das Alter der Wandvertäfelung urkundlich auf etwa 1360 festzulegen war. Theoretisch war also die Möglichkeit gegeben, diese durch eine Ritze hinter die Vertäfelung gerutschten Spielkarten, die einen alten Eindruck machen, sehr früh anzusetzen. Im Gutenbergjahrbuch, einem angesehenen Wissenschaftsorgan, wurden sie alsbald mit dem Christophorus-Holzschnitt von 1423 verglichen, wegen ihrer Primitivität mindestens in die gleiche Zeit gesetzt und als »älteste Spielkartendrucke Deutschlands« deklariert[11]. Nicht beachtet wurde dabei, daß diese nur für den Tagesgebrauch arbeitenden Kartenmacher ihre Vorlagen meist ohne Veränderungen zu kopieren suchen, daß also z. B. die Tracht und andere zeitgebundene Einzelheiten, die ein Künstler von Format ohne weiteres seiner eigenen Zeit und Mode angleichen würde, oft viele Jahrzehnte lang ohne wesentliche Änderung weitergeschleppt werden. Die ältesten Vorlagen der volkstümlichen Kartenspiele entstammen begreiflicherweise der Frühzeit des Holzschnittes 1430-1460. Den Trachten von 1430-1460 begegnen wir deshalb auf zahllosen, eindeutig in die Mitte oder ins Ende des 16. Jahrhunderts gehörigen Kartenspielen, oft vermischt mit jüngeren Tracht- und Stilelementen. Solche Trachten sind also in keiner Weise zur Datierung geeignet, und schon gar nicht, wenn man nicht ein komplettes Spiel, sondern nur einzelne Karten daraus vor Augen hat. Wir können also den Oberinntaler Eichel-Unter, der einen Rock von 1430 trägt, (Abb. 1) nicht als Beweis für eine so frühe Fertigungszeit sehen.



Abb. 3: *München (ca. 1523)*

[9] H. Rosenfeld: Die ältesten Spielkarten und ihre Farbzeichen, Archiv für Geschichte des Buchwesens 1 (1956) S. 122-128.

[10] Vgl. Schreiber (s. Anm. 2) passim.

[11] J. Tscholl: Über einen Fund von Spielkarten aus dem 15. Jh., Gutenberg-Jahrbuch 1942/43, S. 37-39; es fehlt Angabe der Zahl, Größe und Werte der in Fließ/Oberinntal aufgefundenen Karten. Meine Rückfrage vom 12.6.1956 beim Bürgermeister von Landeck/Tirol, bei dem die Spielkarten deponiert waren, blieb unbeantwortet.



Abb. 4: *Oberinntal*

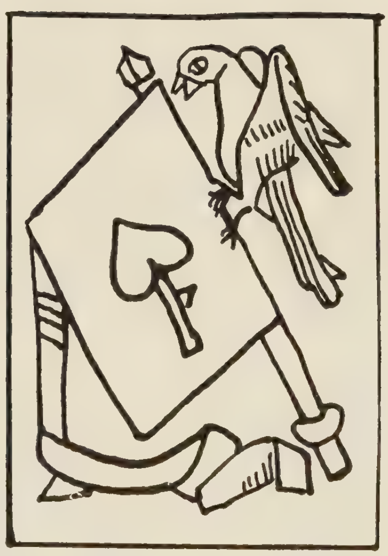


Abb. 5: *München (ca. 1523)*

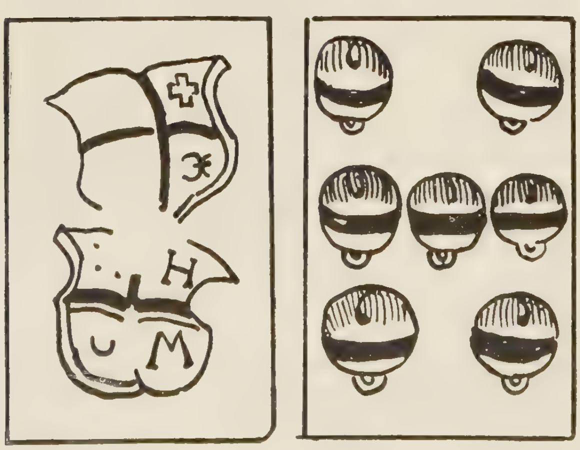


Abb. 6/7: *Basel 1570*

Für die Herzdame (Abb. 2) hat als Vorlage eine spätgotische Königsdarstellung zu gelten, wie sie etwa auch für den Herzkönig aus München von ca. 1523 (Abb. 3) anzusetzen ist. Jedoch hat der Oberinntaler diese ältere Königsdarstellung im Sinne des grobianischen 16. Jahrhunders verändert und verballhornt, indem er auf den Königsthron, zeichnerisch sehr ungeschickt, eine völlig nackte, aber gekrönte Frauengestalt plazierte. Wohl beginnt schon im 15. Jahrhundert in Frankreich die Sitte, dem Spielkartenkönig eine Königin an die Seite zu stellen. Andrerseits haben wir in der Landsknechtzeit die Neigung, den einen oder anderen Ober oder Unter als nacktes Weib zu geben. Nun aber auf den Königsthron und mit der Königskrone ein nacktes Weib zu geben, setzt doch einen Grad von Ehrfurchtslosigkeit voraus, hinter dem wir viel eher die durch die Reformation geschürte Aufsässigkeit der Bauernkriegszeit sehen dürfen als die Zeit Kaiser Sigismunds 100 Jahre früher. Die Zehnerkarte (Abb. 4) hat denn auch nicht das geringste mit den Schriftrollen der Manessischen Handschrift zu tun, wie der Herausgeber behauptet, sondern zeigt ein Banner mit Fahnenband. Der Holzschneider hat das aber keineswegs selbst erfunden, sondern recht unverstanden aus einer Vorlage übernommen, während z.B. die Münchner Karte von ca. 1523 den Bannertyp viel richtiger und ursprünglicher wiedergibt (Abb. 5)[12]. Man kann auf Grund dieser drei Spielkarten, die im Gutenbergjahrbuch abgebildet sind (Abb. 1-3), zwar keine sichere Umdatierung vornehmen. Immerhin wird man sagen dürfen, daß es sich eher um Nachschnitte aus dem 1. Viertel des 16. Jahrhunderts handelt als, wie der Herausgeber behauptet, um Originale vom Anfang des 15. Jahrhunderts.

Im Jahre 1937 erwarb das Historische Museum in Basel 30 in einem Trinkglas ausgegrabene Spielkarten. Der Museumsbericht bezeichnete sie auf Grund der Tracht teils als Abdrucke eines Holzstockes von 1440, teils als Drucke aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts[13]. Außer den Trachten, deren Fragwürdigkeit für die Datierung von volkstümlichen Spielkarten wir schon betonten, spielte für den Herausgeber der Tartschenschild auf der Schild-Zwei (Abb. 6) eine entscheidende Rolle, da er angeblich nur bis gegen 1500 vorkomme. Leider muß ich dem entgegenhalten, daß dieser Schild sich auf dem (durch Aufdruck der Jahreszahl datierten) Wiener Kartenspiel Forsters von 1570 (München St. B.) genauso wiederfindet. Das Baseler Spiel benutzt mit der traditionellen Eigenwilligkeit des Schweizers statt der Eicheln Hüte als »Farbe«. Die Hutform, die dabei benutzt wird, findet sich meines Wissens nirgends im 15. Jahrhundert, sie ist aber in Jost Ammanns »Beschreibung aller Stände«, Frankfurt 1568, bei dem Huter, Nestler, Weydmann, Schlosser, Büchsenschmidt, Uhrmacher, Pantzermacher, Pogner und Bergknappen zu sehen, und ebenso findet sich die

---

[12] Ob das Abwärtshängen der Fahne und der Falke auf der Stange (Abb. 5) jüngere Elemente sind als der Fahnenschwung nach oben (Abb. 4) sei dahingestellt. Jedenfalls hat der Formschneider von Abb. 5 die Funktion des Fahnenbandes noch verstanden, der der Oberinntaler Karte (Abb. 4) jedoch nicht.

[13] E. Major, Jahresbericht u. Rechnung des Histor. Museums Basel für 1937 (Basel 1938) S. 19. Meine Beurteilung gründet sich auf mir vom Museum dankenswerterweise zugesandte Gesamtfotos; sie wurde lt. Brief vom 9. 8. 1956 vom Museum akzeptiert.

als andere »Farbe« dienende Feder bei Ammann als Hutfeder bei dem Nestler, Büchsenschmidt, Pantzermacher, Pogner und Bergknappen, und die Reiterstiefel des Baseler Wappen-Ober entsprechen solchen des Klienten bei Ammanns Procurator. Die Schattenstriche, wie sie die Schellen im Baseler Spiel aufweisen (Abb. 7), fand ich auf Zahlenkarten erstmals bei den Herzen eines datierten Münchner Spiels von 1570 (Abb. 8), ferner bei den Schellen eines Frankfurter Spieles von 1585 (Abb. 10). Nachdem alle diese Einzelheiten auf die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts hindeuten, kehren wir zu der Wappen-Zwei (Abb. 6) zurück und betrachten sie genauer, weil gerade Daus-Karten und zumal, wenn sie Hinweise auf den Hersteller enthalten, für die Datierung wichtig sind. Der untere Schild der lädierten Karte enthält die Initialen der Verfertiger, wahrscheinlich H. H. und O. M. Schon die Antiqua-Buchstaben allein weisen in die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Der obere Schild deutet im oberen Feld das Schweizer Wappen an. Das rechte untere Feld zeigt ein durchstrichenes X in Fraktur. Es kann sich nicht noch einmal um Herstellerinitialen handeln, sondern nur um eine Jahreszahl, wobei offenbar (wie öfters im 16. Jahrhundert) die Jahrhunderte (1500) als bekannt weggelassen sind. Es kann dann auf dem lädierten Nebenfeld nur ein L gestanden haben, so daß 1560 zu lesen ist. Die Form des durchstrichenen X stimmt auch genau zu dem Datum in deutschen Majuskeln, das der Baseler Drucker Henri Petri bei seiner Jovius-Übersetzung von Pantaleon im gleichen Jahre benutzte (vgl. die Durchzeichnung unter Abb. 6/7). Das bisher 1440 und »letztes Viertel des 15. Jahrhunderts« datierte Baseler Kartenspiel wurde also eindeutig 1560 gedruckt.

Bei diesen Baseler Spielkarten von 1560 handelt es sich wie bei den vorher erwähnten Oberinntaler Spielkarten um bereits benutzte *Einzelkarten*, die der Zufall vor dem Untergang bewahrt hat. Gerade aus Wandvertäfelungen wie im Oberinntal sind recht viele Spielkarten zutage gekommen. Man hat die Spielkarten nach Gebrauch zur Aufbewahrung in Ritzen der Vertäfelung hineingesteckt, aber oft genug rutschten sie dann gleich ganz hindurch und fielen in den Hohlraum hinter der Vertäfelung und blieben solange unerreichbar, bis die ganze Vertäfelung abgerissen wurde. So sehr diese Funde als unmittelbare Zeugnisse des Alltaglebens ferner Zeiten erfreuen, so schwierig sind sie zu datieren, da es sich fast stets um ganz unvollständige Spiele handelt. Überdies weiß man nie, ob die zusammen gefundenen Einzelkarten wirklich zusammengehören, ob sie nicht vielmehr ganz verschiedenen Spielkartenserien angehören und zu ganz verschiedenen Zeiten hinter die Vertäfelung geraten sind. Deshalb sind die unzerschnittenen *Kartenspielbogen*, die aus Bucheinbänden zutage kommen, für den Sammler in mancher Hinsicht viel willkommner. Sie sind meist noch unkoloriert und stehen damit den Dokumenten der künstlerischen Graphik näher. Der Zusammenhang des Druckbogens enthebt uns der Zweifel über Zusammengehörigkeit der Karten, und oft findet man auf einer Leiste zwischen den Einzelkarten genaue Angaben über Kartenmacher, Ort und Fertigungsjahr. Darüber hinaus bietet der Fundort, eben der Büchereinband, weitere und wichtige Hinweise für Lokalisierung und Datierung.

Unbegreiflicherweise werden allerdings die Hinweise, die der Bucheinband für die darin gefundenen Spielkarten bietet, sehr oft überhaupt nicht ausgenutzt. Die meisten dieser Kartenspielbogen oder Teilstücke gehen in den Antiquariatshandel und in die öffentlichen Sammlungen über, ohne daß ein genauer Fundbericht beigegeben würde. Man begnügt sich meist mit der fast selbstverständlichen Bemerkung »aus einem Einbande ausgelöst«. Wo aber etwas über diesen Einband ausgesagt wird, ist dies durchwegs unzureichend. Wichtig ist selbstverständlich Titel und genaues Impressum des Buches, in dessen Einband der Spielkartenfund gemacht wurde. Aber man muß sich darüber im klaren bleiben, daß das Druckjahr des Buches nur einen terminus post quem bietet und daß es in erster Linie auf eine genaue Datierung des Einbandes selbst ankommt. Eine ältere Abhandlung, die einen etwas unklaren Fundbericht auszuwerten sucht, stellt (ohne daß der Fundbericht dafür einen Anhalt gibt) die Behauptung auf, daß es sich offensichtlich um einen Originaleinband gehandelt habe: *the binding, it should appear, was the original one*[14]. Ebenso wird in einem neueren Standardwerk die Datierung aufgefundener Spielkarten ins 15. Jahrhundert mit der Auffindung im Originaleinband begründet: (*they*) *were found in the original binding of a Concilienbuch von Konstanz, Ulrich von Reichenthal, Augsburg, Sorg 1483*[15]. Beide Male wird also mit der Bezeichnung »original binding« der Eindruck erweckt, daß der Einband im Druckjahr erfolgt sei. Dabei gibt es im allgemeinen keine Möglichkeit zur Feststellung, ob es sich um den ersten Einband oder einen späteren zweiten handelt. »Originaleinbände« im eigentlichen Sinne, d. h. Verlegereinbände, gab es in der Frühdruckzeit ja nur ausnahmsweise[16]. In der Re-

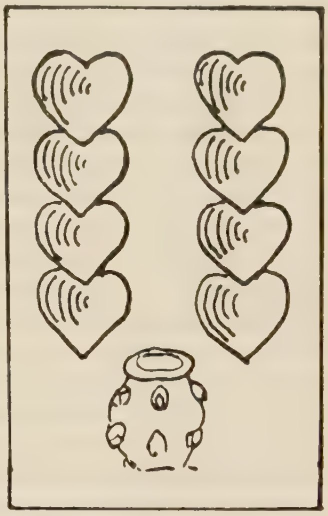


Abb. 8: *Wien 1570*

[14] Samuel Weller Singer: Researches into the history of playing cards, London 1816, S. 176.

[15] Catherine Perry Hargrave: A history of playing cards, Boston 1930, S. 99, wo Einband und Spielkarten mit »Ulm, 15. Jh.« datiert werden; S. 152 heißt es »*Ulm*, 1460«, auf der Abb. zwischen S. 98/99 »*at Augsburg not later than* 1460«. Der eingebundene Druck von 1483 erlaubt gar keine Datierung auf 1460. Ein Einband von 1483 könnte noch gar keine Klebepappe und Spielkarten enthalten. Das Motiv des Hundes mit einem Vogel im Maul auf der Herz-Sechs ist vor Mitte des 16. Jh. gar nicht denkbar auf Spielkarten!

[16] Eine Ausnahme bilden einige große Verleger, die einen Teil ihrer Druckwerke bei Vertragsbuchhändlern oder in der Druckerei selbst binden ließen: Anton Koberger, Erhart Ratdolt, William Caxton, Aldus Manutius. Ihre Verlegereinbände sind einheitlich gestaltet und deshalb als solche zu erkennen. Vgl. Hans Loubier: Der Bucheinband, Leipzig 1926, S. 109-110 und 151.

gel wurden die Drucke ungebunden verhandelt. Gelegentlich erfahren wir durch handschriftliche Einträge im Buch, daß erst der Käufer sich das Werk binden ließ[17]. Für manchen Bücherliebhaber gehörte das Einbinden so sehr zum Erwerbungsvorgang dazu, daß er die Kosten zusammenrechnete. So schrieb z. B. ein Spandauer Geistlicher auf das Titelblatt seines neu erworbenen Druckwerkes vom Jahre 1585: *Hoc conciliorum opus emebam M. Christophorus Gigas 33 fl. misnicis et 6 argent. anno serie Christiane 1600*. Aus den Briefen seiner Bücherlieferanten, die ich auffand, geht jedoch eindeutig hervor, daß die Lieferung schon im Jahre 1599 erfolgt war, und zwar zum Preise von 30 Gulden: der Besitzeintrag bezeichnet also erst das Fertigungsjahr des Einbandes als Erwerbungsjahr und zählt bei Angabe des Preises Kaufpreis und Bindepreis zusammen[18]. Aber nicht nur, wenn ein Druck erst viele Jahre nach Erscheinen seinen Käufer findet, schiebt sich zwischen Druckjahr und Bindejahr ein größerer Zeitraum. Ein von mir ziemlich vollständig in der Klebepappe eines Einbandes aufgefundener Wiegendruck von 1499[19] war laut Eintrag von seinem Besitzer 1503 erworben und, wie handschriftliche Randbemerkungen zeigen, auch intensiv durchgearbeitet worden. Jedoch wiesen die Druckbogen, als sie 24 Jahre nach dem Druck, 20 Jahre nach Inbesitznahme im Jahre 1523 makuliert wurden, noch keinerlei Verletzungen durch Nadelstiche auf: das Buch war also völlig ungeheftet und ungebunden geblieben! Ähnliche Feststellungen lassen sich an den Büchern des Orientalisten Johann Albert Widmanstetter (1506–1557) machen. Er führte bei seinem unruhigen Leben die erworbenen Bücherschätze z.T. ungebunden mit sich und hat dann bei längerem Aufenthalt in Wien oder anderswo Drucke ganz verschiedener Erwerbungsjahre in Einbände seines Geschmackes zusammenfassen lassen. Trotzdem blieb ein großer Teil seiner Bücher ungebunden und ging nach seinem Tode ungebunden mit seiner ganzen Bibliothek an Herzog Albrecht von Bayern über, der einem Teil dieser ungebundenen, mit Namenszug Widmanstetters versehenen Drucke in München erstmals 1560 eine *original binding* mit seinem Supralibro und der Aufschrift *H.A.I.B.MDLX* angedeihen ließ, darunter Inkunabeln von 1498 u. 1499 und Frühdrucken von 1502, 1503, 1511, 1513, 1514, 1515, 1516, 1518, 1519, 1520, 1545 und 1554[20]. Damit ergibt sich eindeutig, daß die Drucke damals oft viele Jahrzehnte lang ungebunden benutzt wurden, daß somit das Druckjahr und das Jahr des ersten originalen Einbandes um mehrere Jahrzehnte differieren können.

[17] Jemand schrieb in das Exemplar von W. Hundt's Bayr. Stammenbuch, Teil 1 (Ingolstadt 1585) *Emptus in nund. Monacensibus 1 Fl., ligat. 22 gr.*, ein Tegernseer Mönch in sein Buch: *W. Sedulius me comparavit anno domini 1540 pro 3 Florino 12 crucig., illigatione 24 crucig.*

[18] H. Rosenfeld: Buchhändler u. Bücherfreund anno 1599, Zentralbl. f. Bibelwesen 56 (1939) S. 294–305.

[19] Über die Fundumstände wird meine in Anm. 28 genannte Publikation berichten.

[20] Die bezeichneten Drucke sind sämtlich in sechs (mit *MDLX* in Golddruck versehenen) Einbänden der Bayerischen Staatsbibliothek (Rar. 1001, 1002, 1003, 1004, 1005, 4 A. gr. b. 369) enthalten. Diese Beispiele ließen sich durch Heranziehung weiterer Einbände noch vermehren. Vgl. auch Hans Striedl: Die Bücherei des Orientalisten J. A. Widmanstetter, in: Serta Monacensia, Fr. Babinger dargebracht, Leiden 1952, S. 200–244, besonders S. 241.

Es ist für die Spielkartenfunde deshalb äußerst wichtig, den Einband, aus dem die Spielkarten zutage kamen, möglichst genau zu datieren. Selten haben wir das Glück, daß gerade diese Einbände durch Jahraufdruck oder durch Eintrag des Besitzers genau festgelegt sind. Es kommt dann alles darauf an, aus den Makulaturblättern, die mit den Spielkarten zusammen gefunden werden, Hinweise auf das Alter des Einbandes zu gewinnen. Andrerseits dürfte in der Regel das Jahr des Einbandes und der Druck des darin gefundenen Kartenspielbogens eng aneinanderzurücken sein. Die noch unzerschnittenen Kartenspielbogen sind ja im Kleinbetrieb für den Tagesbedarf hergestellte Halbfabrikate, die als Fehldrucke oder Remittenden nicht weiter verarbeitet und verkauft, sondern stattdessen makuliert wurden. Es liegt somit keine begründete Möglichkeit vor, einen längeren Zeitraum zwischen dem Druck des Kartenspielbogens und seiner Verwendung als Makulatur anzusetzen[21]. Man kommt deshalb der Wahrheit am nächsten, wenn man das Fertigungsjahr des Einbandes auch als Druckjahr des unzerschnittenen Kartenspielbogens ansetzt.

Grundlage der Datierung von Kartenspielbogen volkstümlicher Provenienz ins 15. Jahrhundert bilden oft genug die bekannten *Stukeley's cards* in London. Einerseits ist dieser Kartenspieltyp weit verbreitet, andrerseits handelt es sich bei den *Stukeley's cards* um einen reichen und verhältnismäßig frühen und auch einigermaßen genau beschriebenen Fund, so daß er vielen als sicherer Eckpfeiler aller Spielkartendatierung erscheint. Deshalb konnte das angesehene Münchener Antiquariat Emil Hirsch 1926 in seinem 53. Antiquariatskatalog die Datierung eines (mit 32 Karten auf 2 Foliobogen ziemlich unvollständig überlieferten) Kartenspieles, dem sämtliche Bildkarten fehlen, als »Holztafeldruck um 1440« mit dem Zusatz begründen: *»Diese Spielkarten sind beinahe identisch mit Stukeley's cards, deren Entstehungszeit in das 2. Viertel des 15. Jahrhunderts gesetzt wird«*[22]. Es ist dies ein Musterbeispiel unkritischer Legendenbildung.

Die sogenannten *Stukeley's cards* wurden 1763 von Thomas Rawlinson Esq. in den Klebepappe-Deckeln eines alten Bucheinbandes als unzerschnittene Blätter aufgefunden. Dr. Stukeley kaufte sie, schnitt sie auseinander und stellte handgemalte Kopien dieser Spielkarten am 9. November 1763 in der Society

[21] Die mit Aufdruck 1570 versehenen Kartenspielbogen Hans Forsters (München St. B., Einblattslg. IX, 3–6) wurden aus dem Einband von Heinrich Wirre: Beschreybung der fürstl. Hochzeit Wilhelm Pfalzgrafen bei Rhein, Augsburg 1568, ausgelöst. Dieser Einband trägt die Aufschrift »*H. Muck MDLXXII*« (München St. B. Rar. 1023). Der Zwischenraum von 2 Jahren zwischen Spielkarte und Einband verringert sich noch, wenn man bedenkt, daß das Spielkartenmodel von 1570 auch im Jahre 1571 und 1572 noch zum Druck von Kartenspielen benutzt sein dürfte. Die Fehlstellen im Abdruck der Spielkartenbogen lassen den Schluß zu, daß sie erst 1572 vom bereits abgenützten Holzmodel gemacht wurden.

[22] Incunabula rara et curiosa saeculi XVI, Antiquariat Emil Hirsch, Katalog 53, München 1926, S. 3 Nr. 1 (dazu Tafel 1). Der Katalog fußt offensichtlich auf William Hughes Willshire: A descriptive catalogue of playing and other cards, London 1887, S. 192–194 (Beschreibung des den Stukeley's cards gleichenden Spieles G 122), obwohl schon H. R. d'Allemagne: Les cartes à jouer du XIV au XX siècle 1 (1908) S. 48 schreibt: *Il est donc absolument impossible, que les cartes du docteur Stukeley soient du quinzième siècle, comme on l'a prétendu jusqu'à présent*, und sie mit den Spielkarten des Nürnbergers Clas Oth zusammenbringt.

of Antiquaries in London aus. Am 15. Mai 1766 kaufte Mr. C. Tutet die Originale und die Kopien, stellte aus der Masse der Originalkarten, die z. T. doppelt vorhanden waren, ein möglichst gut erhaltenes komplettes Spiel zusammen und ließ die Originale und die handgemalten Kopien getrennt in zwei Bänden binden. Auf der ersten Seite des ersten Bandes hielt er den Fundbestand fest, soweit er ihm selber bekannt war – er kaufte ja nicht vom Finder selbst, sondern aus dritter Hand. Wichtig ist, daß weder Tutet selbst noch Dr. Stukeley das Buch, in dessen Einband die Kartenspielbogen gefunden wurden, selber gesehen hat. Sie beide wußten nur, daß es sich um *an old book supposed to be Claudian, printed before 1500* gehandelt haben soll[23]. Da die früheste nachweisbare Ausgabe von Claudians »De raptu Proserpinae« heute »Venedig 1471« datiert wird und die früheste Ausgabe seiner Opera in Vicenza 1482 erschienen ist, hätte man diese Notiz höchstens zu einer Datierung der *Stukeley's cards* auf »nach 1471« oder »nach 1482« verwenden dürfen, nicht aber zur Datierung ins 2. Viertel des 15. Jahrhunderts. Wir müssen der Notiz *supposed to be Claudian printed before 1500* jedoch wohl entnehmen, daß es sich um eine Ausgabe ohne Druckjahr gehandelt hat, von der vermutet wurde, sie sei vor 1500 anzusetzen. Andrerseits beweist die Tatsache, daß bis auf drei Karten alle 48 Karten ohne jede Beschneidung auf uns gekommen sind, eindeutig, daß es sich um einen Folioband gehandelt hat. Bei einem Quart- oder gar bei einem Oktavband wären die Kartenspielbogen, die stets Folioformat hatten, allseitig so stark beschnitten worden, und zwar jeweils an der gleichen Stelle, daß eine Vielzahl von Karten stark beschnitten hätte erscheinen müssen. Wir müssen also eine undatierte Folio-Ausgabe des Claudian für den 1763 auseinandergenommenen Einband annehmen. Von Claudians »Opera« gibt es zwischen 1482 und 1598 nur datierte Ausgaben, und von diesen ist nur die Ausgabe von 1482 eine Folioausgabe. Von Claudians »De raptu Proserpinae« gibt es fast nur Quartausgaben. Die beiden undatierten Folioausgaben werden heute auf Utrecht 1473/75 bzw. Venedig 1510 datiert[24]. Da die Ausgabe von 1473 wohl eindeutiger als Wiegendruck erkannt wäre, spricht die Unsicherheit der Formulierung für die Ausgabe von 1510.

Das Fertigungsjahr des Druckes bedeutet jedoch für den Einband nur einen terminus post quem. Es ist für die Datierung der *Stukeley's cards* sehr viel weniger wichtig als die richtige Interpretation der weiteren Angabe Tutets: *there was a leaf or two of Erasmus's Adages pasted between the layers of the cards, which being laid stratum super stratum composed two pasteboards and made the cover of the book.* Diese Angabe konnte Dr. Stukeley seinem Käufer aus eigner Anschauung machen und deshalb ist sie von Mr. Tutet einigermaßen präzis wiedergegeben. Da die erste Ausgabe von Erasmus' Adagia am 15. 6. 1500 in Paris erschien, ist der Einband eindeutig »nach 1500« anzusetzen. Man hätte *Stukeley's cards* also niemals anders als »nach 1500« datieren dürfen!

Nun hat jedoch Dr. Stukeley gar nicht versucht, diese Adagia-Blätter durch Vergleich der Adagia-Ausgaben mit einem bestimmten Druck zu identifizieren. Es bleibt somit ein Spielraum zwischen der ersten Ausgabe von 1500 und der letzten von 1599. Da es sich bei dem Claudian-Band, wie oben ausgeführt, um eine Folio-Ausgabe gehandelt haben muß, kommt nun aber die Erstausgabe der Adagia von 1500 gar nicht in Frage, sondern nur eine der Folioausgaben. Folioausgaben aber erschienen sehr zahlreich, und zwar 1508, 1513, 1514, 1515, 1520, 1523, 1526, 1528, 1533, 1538, 1539, 1540, 1541, 1546, 1558, 1559, 1571, 1574, 1579, 1599. Wir können somit dieser Angabe, daß mit den *Stukeley's cards* Blätter aus Erasmus' Adagia in der Makulatur des Einbandes verwendet waren, mit Sicherheit nur entnehmen, daß der Einband zwischen 1508 und 1599 zu datieren ist und daß die Datierung der *Stukeley's cards* auf diese Weise nur ungewiß mit »nach 1508« erfolgen kann. Denn das eine können wir wohl sagen: der Druck der *Stukeley's cards* muß kurz vor der Verwertung als Makulatur gelegen haben. Die *Stukeley's cards* waren noch unzerschnitten, aber bereits koloriert. Sie wurden offenbar vor dem Aufkleben und Fertigmachen zum Verkauf einer Prüfung unterzogen, und dabei war festgestellt worden, daß der Druck nicht fehlerfrei genug war, z.B. weisen Laub-Unter, Laub-Vier und Laub-Sechs Fehlstellen auf; auch die Kolorierung ist teilweise sinnentstellend oder überdeckt, wie bei Schellen-Sechs und Schellen-Zehn, die Holzschnittkonturen zu stark[25]. Diese Mängel treten auf, obwohl Mr. Tutet ja diese Serie aus den besten Stücken mehrerer Kartenspielblätter zusammengestellt hat. Diese Kartenspielbogen wurden also, und das gilt wahrscheinlich von allen unzerschnittenen Kartenspielbogen, die in Bucheinbänden zutage kommen, als Fehldrucke von weiterer Verwendung ausgeschlossen und vielleicht dem gleichen Buchbinder, der auch das Aufkleben der fehlerfreien Drucke besorgte, zur Verwendung als Makulatur übergeben.

Hier müssen wir eine weitere Überlegung grundsätzlicher Art anschließen, die zu zeitlicher Einengung nicht nur dieser, sondern aller unzerschnittenen Spielkartenfunde führen muß. Alle Funde unzerschnittener Kartenspielbogen kommen aus Bucheinbänden zutage, jedoch nur aus Bucheinbänden, bei denen statt der lederüberzogenen Holzdeckel sogenannte »Klebepappe« (d. h. aus Makulaturblättern zusammengeklebte »Pappdeckel«) als Buchdeckel Verwendung fanden. Neben einfachen Pergamentblatt-Einbänden ohne weitere Versteifung des Umschlages ist aber der lederüberzogene Holzdeckel das Normale für jedes alte Buch. Der lederüberzogene Holzdeckel ist noch das ganze 16. Jahrhundert über vorherrschend, und er behauptet sich für Foliobände beinahe überwiegend bis ins 18. Jahr-

[23] Diese Nachrichten bringt Mr. Gough: Some observations on the invention of cards and their introduction into England, in: Archaeologia 8 (London 1787), S. 152 ff. Die für uns wichtigste Partie ist wiederabgedruckt bei Singer (s. Anm. 14), S. 172–175.

[24] Gesamtkatalog der Wiegendrucke 6 (1934) Nr. 7059 ff. Meine Vermutung, Rawlinson könne den Claudian-Band an die Bibliothek der Society of Antiquaries oder an die des British Museum in London geschenkt haben, bestätigte sich bei den freundlichen Recherchen beider Institute nicht.

[25] Vgl. die farbigen Faksimile in: Playing cards of various ages and countries selected from the collection of Lady Charlotte Schreiber 2 (1893) pl. 75–78. Die Abbildungen bei Singer (s. Anm. 14) pl. 1–6, scheinen nach den handgemalten Kopien gemacht zu sein, da sie mehrfach abweichen. Die stärkste Abweichung ist, daß der halb zerstörte Schellen-Unter bei Singer, pl. 1, Nr. 2 durch unrichtige Einfügung der Schelle in einen zweiten Schellen-Ober verwandelt wurde.

hundert hinein. Die Verwendung von Klebepappe statt der Holzdeckel zur Versteifung des Lederbezuges ist, wie es scheint, eine Eigentümlichkeit der islamischen Buchbinderei und kommt über Spanien, Frankreich und Italien nach Deutschland[26] und wird begreiflicherweise bei Foliobänden, wo die Stabilität des Buchdeckels besonders groß sein muß, nur sehr zögernd angewandt. Der früheste Folioband mit Klebepappe, der mir in meiner Praxis vorgekommen ist, war nach der Makulatur auf »nach 1523« festzulegen. Da andere ähnliche Beobachtungen machten, darf man wohl sagen, daß jedenfalls in Deutschland Foliobände mit Klebepappdeckeln erst im 2. Viertel des 16. Jahrhundert neben den vorherrschenden Holzdeckelbänden sich einzubürgern beginnen[27]. Da es aber die Foliobände mit Klebepappdeckeln sind, die uns die unzerschnittenen Kartenspielbogen in ihrer Makulatur aufbewahren, besteht überhaupt keine Möglichkeit, daß Spielkarten auf uns kommen, die älter als das 2. Viertel des 16. Jahrhunderts sind. Deshalb bestehen begründete Zweifel, daß irgendeines der unzerschnittenen Kartenspiele älter ist als 2. Viertel des 16. Jahrhunderts. Eine ältere Datierung hat nur Aussicht auf Glaubwürdigkeit, wenn eindeutig nachgewiesen wird, daß auch der betreffende Bucheinband tatsächlich so alt ist. Mit dieser Feststellung dürfte die bisherige Datierung der meisten volkstümlichen Holzschnittkartenspiele angeblich des 15. Jahrhunderts hinfällig werden.

Der Beweis, daß der Einband, der sie bewahrte, älter als das 2. Viertel des 16. Jahrhunderts ist, wurde weder für die *Stukeley's cards* oder für ein anderes Spiel dieses Typs noch für andere unzerschnittene Kartenspielbogen erbracht. Wir werden alle diese Kartenspielbogen also erst in das 2. Viertel des 16. Jahrhunderts



Abb. 11: *Stukeley's card*



Abb. 12: *Stukeley's card*

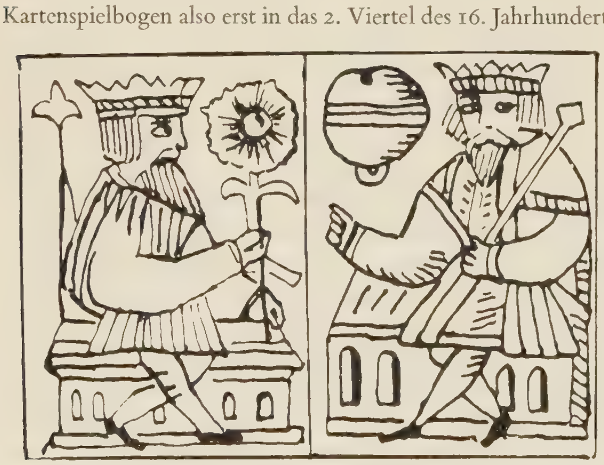


Abb. 9/10: *Frankfurt 1585*

oder noch später datieren dürfen, solange nicht zwingende Gegengründe erbracht werden. Als zwingenden Gegengrund kann, das sei noch einmal betont, die Bewahrung einer alten Tracht nicht angesehen werden, da im Bereich der Massenkunst der Spielkarten die Kartenmacher skrupellos ältere Vorbilder getreu nachschnitten, aber dabei oft moderne Bildtypen zwischen unverändert übernommene Bildtypen einfügten. Man wird z. B. in der Tracht des Königs aus dem Münchner Spiel von 1523 (Abb. 3) noch ein Vorbild etwa von 1460 erkennen. Das besagt aber nicht das geringste für die Datierung dieses Druckes[28]. Ja, die Königsbilder aus dem Frankfurter Spiel des H. Hauk (Abb. 9/10) weisen eine wohl möglich noch ältere Tracht auf, obwohl das Kartenspiel den Aufdruck 1585 trägt[29]. Aber vielfach werden andere Einzelheiten das ältere Vorbild Lügen strafen und die Zeit des Druckes verraten oder wenigstens andeuten.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt noch einmal *Stukeley's cards!* Der Eichel-König (Abb. 11) trägt eine Zaddeltracht, wie sie 1470 üblich war[30] und sitzt auf einem Thron, der vielleicht noch erraten läßt, daß ein gotischer Thronsessel mit türmchenartigen Stützen der Rücklehne einmal das Vorbild bildete (vgl. Abb. 3). Der Holzschneider der *Stukeley's cards* hat jedenfalls die undeutliche Vorlage, die er nachschnitt, überhaupt nicht mehr verstanden, aber der doppeltürmige Thronsessel seiner Vorlage hat ihn dazu verführt, gegen alle Tradition das Farbzeichen, die Eichel, gewissermaßen als Krönung der Rückstützen, doppelt zu geben. Der Eichel-Unter (Abb. 12) trägt zwar einen Rock, der noch auf ein Vorbild von 1430 hinweist

[26] Loubier (s. Anm. 16) S. 122; Hellmuth Helwig: Der Ganz-Elefantenhaut-Band, Gohrmühle, Bergisch Gladbach, 1952, S. 14 f.

[27] Loubier (s. Anm. 16) S. 197 formuliert anders: *Die schweren Holzdeckel wurden bei uns erst nach 1550 und dann auch ganz allmählich von den leichten und beweglichen Pappdeckeln verdrängt.* Das Datum 1550 ist, wenn Klebepappedeckel mitgemeint sein sollen, zu spät, andererseits kann von einer Verdrängung des Holzdeckeleinbandes bis ins 18. Jahrhundert keine Rede sein.

[28] Die von mir aufgefundenen beiden Münchner Kartenspiele von ca. 1523 sollen in eigner Publikation veröffentlicht werden, die auch Lokalisierung und Datierung begründet. Der Druck des seit 3 Jahren fertiggestellten Manuskriptes hat sich aus finanziellen Gründen noch nicht ermöglichen lassen.

[29] Joseph Baer: Frankfurter Bücherfreund 8 (1910) S. 5, Nr. VIII und Tafel 2.

[30] Schreiber (s. Anm. 2) S. 172.

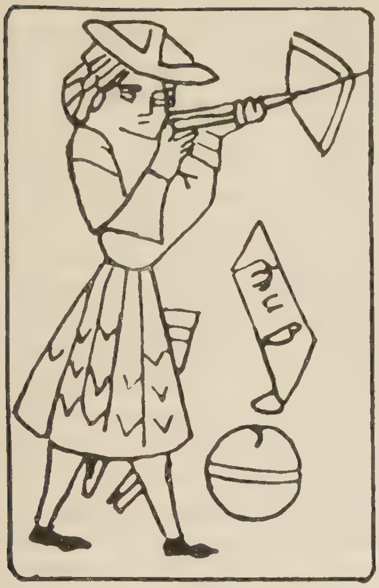


Abb. 13: *Nürnberg (Clas Oth)*



Abb. 14: *Nürnberg 1580*

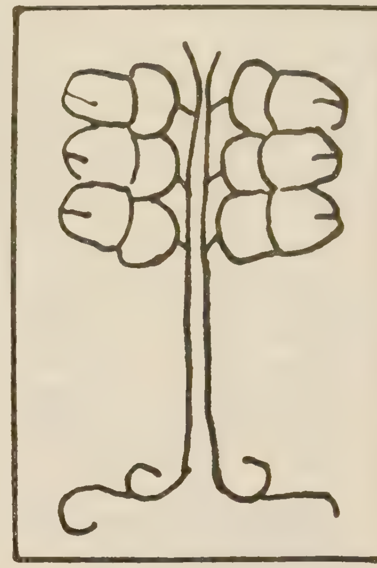


Abb. 15: *Stukeley's card*

wie Abb. 1. Aber während z. B. die Münchner Spiele von 1423 noch die Ober und Unter als Ritter mit umgegürtetem Schwert geben, wie es der kriegerischen Wurzel des Kartenspieles entsprach, ist der Eichel-Unter bei Stukeley zu einem Armbrustschützen degradiert worden. Er folgt damit aber dem Schellen-Unter des Clas Oth in Nürnberg (Abb. 13), dessen Spiel auch die anderen Karten gleichen, nur fehlt das Spruchband mit der Inschrift *schutz*, wogegen Wentzel Sigel 1580 zwar auch Clas Oths Kartenbild übernahm, aber das Spruchband für die Jahresangabe benutzte (Abb. 14). Während die älteren Spiele den Stengel der Laub-Blätter und Eicheln auf den Zahlenkarten streng stilisiert und steif halten (Abb. 16, 17, 18), besteht bei dem Holzschneider der *Stukeley's cards* die Neigung, diesen Stengel spielerisch zu verdoppeln, so z. B. bei Eichel-Vier, Eichel-Sechs (Abb. 15), Laub-Acht und Blatt-Zehn. Damit wird ein Bildmotiv sekundär ins Spielerische verfälscht, das ursprünglich dazu diente, die isoliert nebeneinanderstehenden Farbzeichen (die Eichel ist ja die deutsche Umbildung von Schwertern, das Laub die von Keulen) durch stilisierte Andeutung des Vegetabilischen zu Trägern spätgotischen Lebensgefühls zu machen. Die Verdoppelung des Stengels (Abb. 15) ist geradezu ein Symbol dafür, daß behäbige Bürgerlichkeit der Renaissancezeit die herbe Stilisierung der Spätgotik, wie die Vorlage sie noch bot, zu zersprengen sucht. Diese kleine Veränderung dokumentiert sich also als ein Ausfluß jüngeren Formwillens. Sie findet sich in gleicher Weise bei anderen Nürnberger Spielen und weist auf die Mitte des 16. Jahrhunderts[31].



Abb. 16: *Münster (ca. 1523)*

Die deutschen Kartenspiele unterscheiden sich von den romanischen unter anderem dadurch, daß die Aß-Karten fehlen. Stattdessen wird die Zwei (Daus) als geringstwertige Endkarte meist durch Beifügung einer Sau hervorgehoben (Abb. 16)[32], war es doch üblich, bei Schützenfesten und Wettrennen dem



Abb. 17/18: *München (ca. 1525)*

[31] Das Nürnberger Spiel Clas Oth's, German. Nationalmuseum Sp. 67-104, das als Vorlage der Stukeley's cards gelten darf, hat ebenfalls bei der Eichel-Sechs Doppelrippen (Sp. 71), ebenso die jüngeren Spiele Oth's Sp. 122-165, bzw. Sp. 161. Die bei diesen Spielen befindliche Herz-Drei (Sp. 138) wird im Katalog (s. Anm. 34) in die dreißiger Jahre datiert, jedoch darf die halb zerstörte Jahreszahl auf dieser Karte wegen des langen Unterstriches der dritten Ziffer zweifellos nicht 15(30?) gelesen werden, sondern eher 15(90?).

[32] Nicht die Übertragung der Sau von der Schellen-Vier auf die Dauskarte ließ die Sau zur Bezeichnung von As werden, wie, auf Spielen von ca. 1545 fußend, Trübners Dt. Wörterbuch 6, 1955, S. 13 fälschlich be-

Schlechtesten ein Schwein als Trostpreis zu geben[33]. Ein Münchner Spiel von ca. 1523 zeigt die Sau zwar auf der Laub-Zwei, tauschte sie jedoch bei der Eichel-Zwei aus gegen einen Löwen, der einen Wappenschild hält (Abb. 17). Der Wappenschild zeigt eine Pflugschar, ein Wappenbild, das den Kartenmacher als einen Mann namens Pflüger, Ackermann, Bauer oder ähnlich kennzeichnet. Der Nürnberger Kartenmacher Clas Oth, dessen Spielkarten mit den *Stukeley's cards* fast völlige Übereinstimmung zeigen, übernahm von dem Münchner Spiel den Löwen bei der Eichel-Zwei, ließ aber das für ihn sinnlose Wappen zunächst weg und fügte statt dessen nicht gerade sehr geschickt über dem Rücken des Löwen ein Schriftband mit seinem Namen ein. (Abb. 19). Man braucht nur den majestätischen Münchner Löwen (Abb. 17) und das mißratene Nürnberger Tier (Abb. 19) zu vergleichen, um zu wissen, daß hier der Nürnberger dem Münchner Vorbild folgte und nicht umgekehrt; der Münchner Kartenmacher hatte in der »Löwengrube« der herzoglichen Burg zu München, wo Löwen als lebende Wappentiere Bayerns gehalten wurden, reale Vorbilder, außerdem hatten die heutigen Bronzelöwen vor dem Eingang zur Residenz aus dem Jahre 1614 vielleicht zur Zeit der Fertigung der Löwenkarte schon ältere Vorgänger. Vergleicht man die beiden Löwenkarten stilistisch, so erkennt man bei der Münchner noch die Betonung spätgotischen Linienschwunges (Abb. 17), bei der Nürnberger aber die realistische Auflockerung durch Einführung der sich kreuzenden Einzelstiele beider Eicheln (Abb. 19). Deshalb muß man dieses Spiel der von 1506–1586 in Nürnberg belegten Kartenmacherfirma Clas Oth gegen die Mitte des Jahrhunderts, ca. 1535–1540, ansetzen.



Abb. 19: *Nürnberg*

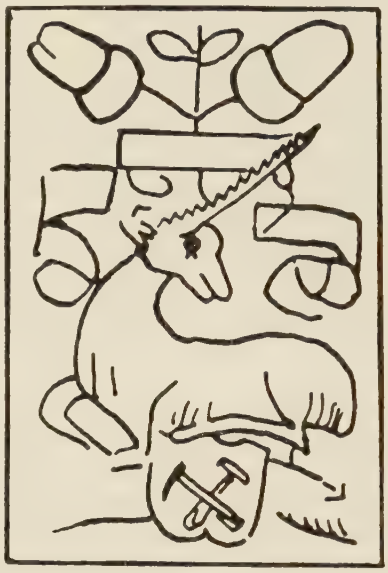


Abb. 20: *Stukeley's card*

Dieses von uns nun auf ca. 1535–1540 datierte Kartenspiel des Clas Oth in Nürnberg[34] stimmt, wie bereits gesagt, bis in Details mit den *Stukeley's cards* überein (man vergleiche z. B. Abb. 12 und 13), so daß man *Stukeley's cards* als unmittelbare Nachschnitte des Othschen Spieles ansehen muß. Gerade weil das so ist, fällt es besonders auf, daß die Eichel-Zwei bei Stukeley nicht einen Löwen hat wie Abb. 19, sondern ein liegendes Einhorn mit zwei gekreuzten Bergwerkshämmern im Wappenschild (Abb. 20). Mit dem Wappen der gekreuzten Bergwerkshämmer ist zweifellos keine Beziehung auf den Herstellungsort oder den Hersteller der Karten gegeben, sondern auf den Verkaufsmarkt, wie wir das auch anderwärts finden. Etwa 30 deutsche Städte des Ostens im Bergwerksgebiet führen die gekreuzten Bergwerkshammer in ihrem Wappen[35]. Das Bergwerkssymbol der Spielkarten sollte sicher den Absatz im Bergwerksgebiet fördern. Damit hängt wohl zusammen, daß als Wappenhalter nicht der bayerische Löwe gewählt wurde wie in München, sondern ein landschaftlich nicht gebundenes Fabeltier, dem man überdies eine Beziehung zum Bergwerk andichten konnte. Das liegende Einhorn finden wir zwar noch nicht in dem erwähnten Spiele Oths, jedoch auf der Schellen-Drei eines jüngeren, Landsknechttypen statt der älteren Rittertypen bringenden Spiels Oths aus der Jahrhundertmitte[36]. Dieses jüngere Oth-Spiel hat den kümmerlichen Löwen auf der Eichel-Zwei des älteren Spieles unter genauerer Nachzeichnung des Münchner Spielkartenlöwen (Abb. 17) auf den Holzstock (deshalb erscheint er jetzt spiegelverkehrt) zu verbessern gesucht und dabei widersinnig auch den Wappenschild mit der Pflugschar übernommen. Andrerseits wurden jetzt die Eicheln (statt in heraldischer Steifheit parallel zur Kartenoberkante) nunmehr naturalistischer schräg in die Ecken gerichtet. Diese Löwenkarte taucht ziemlich unverändert auch in Oths durch Aufdruck datiertem Kartenspiel von 1565 auf (Abb. 21), sie hat aber bereits 1547 in Michel Schrags Nürnberger Kartenspiel eine übrigens technisch sehr viel bessere Nachahmung gefunden (Abb. 22).

Es ist nun evident, daß Schrags Löwenkarte mit dem sich aufrollenden Schriftband wie das ideale Vorbild der sehr viel

hauptet wird. Vielmehr ist die Sau auf den Zweierkarten aller Farben alt und z. B. auf beiden Münchner Spielen von ca. 1523 und vielen anderen zu finden. Erst ca. 1545 haben Clas Oth und Michel Schrag in Nürnberg (und meines Wissens nur sie) völlig willkürlich bei Zufügungen von Tierbildern auf mehreren Zahlenkarten die Sau auf die Schellen-Drei versetzt.

[33] Trübners Dt. Wörterbuch 6 (1955) S. 13. Diese negative Auslese ist Kennzeichen uralter, einst kultischer Bräuche, wie ja im Ernte- und Drescherbrauch die letzte Garbe und derjenige Drescher, der den letzten Schlag tut, mancherorts Bär, d. h. »Eber« heißt und offenbar im Kult zum Repräsentanten des als Schweineeber gedachten Wachstumsdämonen wurde. Vgl. E. Beitl, in: Handwörterbuch d. dt. Aberglaubens 5 (1933), S. 297 f. 310.

[34] Katalog der im German. Museum befindlichen Kartenspiele und Spielkarten, Nürnberg 1886, S. 8, Nr. 71–108 = Sp. 67–104 und Taf. VII–VIII.

[35] J. Siebmachers Gr. allgem. Wappenbuch, Städtewappen, Nürnberg 1885, passim.

[36] Katalog (s. Anm. 34) S. 8, Nr. 126–169 = Sp. 122–165 und Taf. X XI; das Othsche Spiel von 1565 ebenda S. 9, Nr. 256–287 = Sp. 2193–2224 und Taf. XVII–XXI; Schrags Spiel ebenda S. 8/9 Nr. 173–220 = Sp. 169–216 und Taf. XII.

schlichteren und steiferen Einhornkarte bei Stukeley (Abb. 20) aussieht. Hier wie da sind die Eicheln schräg in die Ecken gerichtet, hier wie da hält das Tier den Wappenschild, hier wie da haben wir das sich aufrollende und über dem Kopf noch einmal vorwölbende Schriftband, nur daß es bei Stukeley streng symmetrisch gestaltet wurde und andrerseits ungenutzt blieb[37]. Die sich umrollenden Enden der gekreuzten Eichelstile bei Schrag könnten auch den Anlaß



Abb. 21: *Nürnberg 1565*

zu den beiden unmotivierten kleinen Blättern als Abschluß des Eichelstiles auf der Einhornkarte gegeben haben. Da aber die Othsche Löwenkarte von 1565 weitgehend mit der Schragschen von 1547 übereinstimmt, dürfen wir vielleicht annehmen, daß Oth zu einem zufällig nicht erhaltenen Kartenspiel bereits eine Löwenkarte hatte, die der Schragschen noch stärker ähnelte und das Vorbild für Schrag bildete. Gleichgültig ob wir nun diese nur vermutete Othsche Löwenkarte oder aber Schrags Löwenkarte als Vorbild für die Einhornkarte bei Stukeley ansehen: es scheint mir deutlich, daß der Verfertiger der *Stukeley's cards* einerseits das ältere einfachere Othsche Kartenspiel ziemlich getreu nachschnitt, andrerseits für die Eichel-Zwei sich bei jüngeren Spielen nach Vorbildern umsah, die er, seiner geringeren künstlerischen Fähigkeit gemäß, nur sehr steif, ungeschickt und stilisiert nachzuschneiden vermochte. So zweigte sich von der Nürnberger Tradition, die den Wappenlöwen auf der Eichel-Zwei siegreich in die Weite trug (kaum eines der auf der Nürnberger Tradition fußenden Kartenspiele bis ins 18. Jahrhundert hat sich den Wappenlöwen mit Schriftband entgehen lassen), damit eine weniger zahlreiche Gruppe ab, die stattdessen das Einhorn bringt: wir finden es (ohne Wappenschild) bei Hans Rediger in Frankfurt/Main in der Jahrhundertmitte[38], finden es aber auch bei Heinrich Hauk 1586[39]. Für die Datierung der *Stukeley's cards* aber dürfen wir aus diesen Erwägungen den Schluß ziehen, daß sie trotz des getreuen Nachschnittes der älteren Othschen Karten mit ihrer Einhornkarte in die zeitliche Nachbarschaft des Schragschen Kartenspieles, also etwa in die Jahre 1540/1545 gehören. Jemand, der bei allen anderen Karten



Abb. 22: *Nürnberg 1547*

so mechanisch ein fremdes Vorbild kopierte, hätte ja nie von sich aus die jüngeren Neuerungen wie die Schrägrichtung der Eicheln und das in drei Stufen sich vorrollende Schriftband zeichnen können und wäre auch wohl nicht auf das Einhorn als Wappenhalter verfallen, wenn er es nicht bereits auf der Schellen-Drei bei Oth und Schrag vorgefunden hätte.

Diese Ausführungen wollten an einigen exakten Beispielen die Problematik und Methode der Datierung volkstümlicher Spielkarten aufzeigen. Es darf geradezu als ein Reiz dieser volkstümlichen Spielkarten gelten, daß sie der Tradition so stark verbunden sind und oft nur an unwesentlichen Einzelheiten die eigene Zeit verraten und doch ab und zu einen Mutigen finden, der auf einmal zu jüngeren Bildtypen übergeht. Bei aller Problematik, die die volkstümlichen Spielkarten uns aufgeben, dürften die Erwägungen des Aufsatzes aber auch gezeigt haben, daß die bisherigen Altersbestimmungen wesentlich einzuengen und weit ins 16. Jahrhundert hinüberzurücken sind. Es sollte nicht mehr vorkommen, daß man die aus der Tracht einiger Bildgestalten gewonnenen Anhaltspunkte, Relikte eines irgendwie zugrundeliegenden Entwurfes bzw. einer ursprünglichen Vorlage, einfach für die Entstehungszeit des vorliegenden Druckes auswertet, ohne auf die jüngeren stilistischen Details und auf die Datierung des Fundortes zu achten. So wenig es bei einem gedruckten Buch üblich ist, als Druckjahr das Jahr einer früheren Auflage anzugeben, selbst wenn es sich um eine völlig unveränderte Neuauflage handelt, so wenig sinnvoll ist es, bei Spielkarten das Jahr einer erschließbaren ursprünglichen Vorlage anzugeben anstelle des tatsächlichen Druckjahres.

Allerdings ließe sich aus der Besonderheit der Spielkartenfertigung der Versuch rechtfertigen, außer dem Alter des vorliegenden Druckes zusätzlich auch noch das Alter des Holzmodels zu bestimmen oder zu schätzen. Das Alter des Holzmodels ist eindeutig nur durch eingeschnittene Jahreszahlen bestimmbar. In diesem Falle könnte man umgekehrt aus einem eindeutig als jünger zu bestimmenden Fundort (Einband) und aus Fehlstellen im Abdruck schließen, daß der Abdruck jünger ist als die Fertigung des Models. Aus Bequemlichkeit wird man in diesem Falle die geringere Differenz ignorieren und das eingeschnittene Datum beibehalten. Andrerseits kann bei Datierung von Spielkarten auf Grund des Einbandes, der sie bewahrte, die Frage entstehen, ob nicht Fehlstellen beim Abdruck darauf schließen lassen, daß das Holzmodel schön längere Zeit benutzt wurde und folglich das Model wesentlich älter zu datieren wäre. Bei

[37] Die Replik der Stukeley's cards, die Hirsch's Katalog (s. Anm. 22) abbildet, hat auf dem Schriftband über dem Einhorn die Initialen des Kartenmachers I. S. in Antiquabuchstaben; die Verwendung von Antiquabuchstaben weist auf die Jahrhundertmitte.

[38] Abb. bei Otto Reisig: Die Spielkarten, Leipzig 1935, S. 25.

[39] Abb. bei Hargrave (s. Anm. 15) S. 114; für die Lokalisierung in Innsbruck wird keine Begründung gegeben. Ein Kartenmacher Heinrich Hauck, geb. Frankfurt 1561, ist in Frankfurt 1584-1602 als Kartenmaler belegt, vgl. Joseph Baer: Frankfurter Bücherfreund 8 (1910) S. 2ff.

den Münchner Kartenspielen von ca. 1523 wäre man auf Grund solcher Beobachtungen und stilistischer Details in der Schrift und dergl. vielleicht versucht, das Holzmodel mehr an die Jahrhundertwende heranzurücken. Für eine nicht eigentlich für Massenexport, sondern mehr für den eigenen Bereich arbeitende Fertigungsstätte wie München könnte man also vielleicht zu einer Doppeldatierung kommen: »Druckjahr ca. 1523, Model vielleicht schon ca. 1500«. Bei größeren, für Export arbeitenden Fertigungsstätten wie Nürnberg und Ulm ist jedoch kaum anzunehmen, daß Model längere Zeit abdruckfähig blieben. Hier muß man wohl mit häufigeren Nachschnitten rechnen. Gerade weil die Kartenmacher gewohnt waren, nach verhältnismäßig kurzer Zeit die Model neuanfertigen zu müssen, läßt sich verstehen, daß die Tracht einer ursprünglichen Vorlage so lange Zeit immer wieder nachgeschnitten wurde: man war gewohnt, die Vorlage im wesentlichen getreu zu kopieren; nur in unwesentlichen Details, vor allem bei der für Herstellervermerke ausgewählten Eichel-Zwei, gab dann der Nachschneider dem Geschmack seiner Zeit mehr unbewußt als bewußt nach. Es wäre deshalb wohl meist ein unfruchtbares Rätselraten, wenn man die Entstehungsdaten von Holzmodel und Abdruck sondern wollte. Es bleibt zu empfehlen, aus den Hinweisen des Einbandes, der die Kartenspielbogen bewahrte, und, wo diese nicht eindeutig sind, aus Vergleich mit verwandten Spielen auf kleine stilistische Details hin das Alter der vorliegenden Spielkartenabdrucke so genau wie möglich zu bestimmen und Vermutungen über eine wesentlich frühere Fertigung des Holzmodels nur dann auszusprechen, wenn die Differenz zwischen Modelfertigung und Abdruck wirklich eindeutig plausibel zu machen ist.

ERNST KYRISS

Ausländische Einbände in deutschen Bibliotheken

Jede große Bibliothek, vor allem wenn sie im Laufe von Jahrhunderten gewachsen ist, besitzt außer den nach vielen Tausenden zählenden Einbänden des eigenen Landes auch solche aus dem Ausland. Von diesen sind am weitesten verbreitet aus spätgotischer Zeit im allgemeinen die italienischen, während vom letzten Viertel des 16. Jahrhunderts an die französischen Einbände diesen Platz einnehmen. Beiden Ländern stehen an Zahl die Bände aus Belgien und den Niederlanden wenig nach. An diese schließen sich die Englands vor allem nach dem 16. Jahrhundert an, wogegen Einbände aus dem Orient, Spanien, den nordischen Ländern und Rußland in großem Abstand folgen. Beschrieben werden nachstehend nur Einbände, die der Verfasser selbst aufgenommen hat, soweit sie kennzeichnend für das Land sind oder von berühmten Handwerkern für hochstehende Personen und bedeutende Sammler gebunden wurden.

In *England* waren in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Plattenstempel in Blinddruck mit Darstellungen aus dem neuen Testament, von Heiligen mit Medaillons und den englischen Wappen weit verbreitet, wie Hobson[1] nachweist. Zu den zuletzt genannten zählen aus der Landesbibliothek Stuttgart die Stempel des Einbandes von Theol. 4° 3371a, der die im Jahre 1510 in Paris gedruckten »Proverbia Salomonis« des Holcot enthält. Die 110 mm breite und 79 mm hohe Platte des Vorderdeckels zeigt in einem Laubstabrahmen die Tudorrose, die ein von zwei Engeln gehaltenes kreisförmiges Band mit umgeknickten Enden und der Inschrift »hec rosa / virtutis de celo missa sereno – Eternū florēs regia / sceptra fe / ret« einfaßt. Die Platte des Rückdeckels von 79 mm Breite und 113 mm Höhe gibt die Verkündigung wieder, wobei der Engel in der Linken einen Zweig mit dem beschrifteten Band »ave Gra plena dns tecū« hält. Der Rahmen dieses Bildes bringt die Inschrift »Ecce ancilla / domini fiat michi / Secundum / verbum tuum«. Im Mittelfeld der Platten stehen am unteren Rand in der Mitte die durch eine Schleife verbundenen Initialen A H. Auf den 138 auf 210 mm großen und mit braunem Kalbsleder überzogenen Holzdeckeln, deren fehlende Schließen vom Vorder- zum Rückdeckel gingen, ist die Platte je zweimal nebeneinander aufgepreßt. Beide Platten beschreibt Weale[2] unter Nr. 123 und 124 Seite 126; nach Hobson S. 40 sind 17 Bände mit Drucken der Jahre 1512 bis 1534 bekannt.

Ein anderes Plattenpaar ohne Rahmen zeigt der Einband aus Sammlung Trew von D 8° 805 der Universitätsbibliothek Erlangen mit dem unsignierten Druck des Th. Gaza »Theophrasti de historia plantarum«. Die Darstellung auf dem Vorderdeckel ist dem Stuttgarter Band sehr ähnlich auch in der Umschrift »:hec. rosa./virtutis. de. celo. missa. sereno. –: Eternū. florens. regna./.sceptra. feret« (siehe Abb. 1). Auf dem Rückdeckel erscheint das von einem Windhund und einem Drachen gehaltene vierteilige und gekrönte englische Wappen. Über den Engeln und den beiden Tieren findet man ein Wappenschild mit Kreuz und am unteren Rand die Initialen H I, zwischen denen auf der Rosenplatte eine Hausmarke steht. Die Platten sind 109 mm breit und 73 mm hoch und bei Weale[2] unter Nr. 104 und 102 beschrieben. Hobson[1] S. 39 waren 26 Einbände bekannt, die er in den Zeitabschnitt 1515 bis 1537 verlegt. Nach Mitteilung von J. B. Oldham, dem besten Kenner des blindgepreßten englischen Einbandes, konnte bis heute der Nachweis nicht erbracht werden, auf wen sich die Initialen A H und H I beziehen.

Aus dem Fach »Biblia Kupfer« der Landesbibliothek Stuttgart kommt die zweibändige 1674 in Cambridge gedruckte englische Bibel mit ganzseitigen Kupfern. Die 322 auf 473 mm großen mit dunkelblauem Leder überzogenen Pappdeckel sind in Gold- und Blinddruck reich verziert, ebenso der Rücken sowie Steh- und Innenkanten, diese jedoch nur in Golddruck. Drei Rahmen, die mit Ausnahme der Ecken und Seitenmitten blind gepreßt wurden, umschließen das rechteckige, im sog. Cottage-Stil angeordnete Mittelfeld. Der Wiegenfußstempel ist dabei als Einfassung größerer, zusammenhängender und in Gold gedruckter Flächen verwendet. Da die Bibel regliert und mit Goldschnitt versehen ist, diente sie vermutlich einst zu Geschenkzwecken; sie wurde vor dem Jahr 1683 gebunden. Eine Wiedergabe des Deckels findet man a. a. O.[3] S. 33. Die seit Jahren umstrittene Frage, ob ähnliche Einbände bei dem be-

[1] G. D. Hobson: Blind-stamped panals in the English book-trade. London 1944.

[2] Bookbindings and rubbings of bindings in the National Art Library South Kensington II Catalogue. London 1894.

[3] E. Kyriss: Katalog historischer Einbände des 11. bis 20. Jahrhunderts in der Württ. Landesbibliothek Stuttgart. Stuttgart 1955.



Abbildung 1

kannten Londoner Verleger Samuel Mearne gefertigt wurden, hat durch Nixon[4] S. 148 bis 152 in jüngster Zeit ihre Lösung gefunden. Der Verfasser weist nach, daß Mearne im Jahre 1641 bei einem Buchbinder in der Lehre war und daß er seiner Firma eine Buchbinderwerkstatt angeschlossen hatte. Eine dem Stuttgarter Band sehr ähnliche Verzierung zeigt Abb. 40 bei Harthan[5].

Nach *Frankreich* gehört Theol. 8° 392 (Einband 309) der Stadtbibliothek Nürnberg mit dem Livre d'heures à l'usage de Rome von 1497. Der braune, weiche Lederband von 102 mm Breite und 162 mm Höhe trägt auf beiden Deckeln je zweimal den gleichen Plattenstempel von 75 auf 106 mm Größe mit der Darstellung des hl. Nikolaus von Myra. In der unteren Rahmenleiste liest man »theodric(us)[6] ricardi«, vermutlich den Namen des Pariser Buchhändlers. Zwei seitenverkehrte Drachen schließen den Namen ein, während in den oberen Ecken zwei Adler mit ausgebreiteten Flügeln stehen und Eichel- und Rebenranken die drei übrigen Rahmenleisten füllen. Die gleiche Platte kommt auf dem Einband einer Handschrift der Bibliothèque Nationale in Paris aus dem Ende des 15. Jahrhunderts vor, doch ist hier der ursprüngliche Name durch »NICOLA(US)[6] MATHEI« ersetzt, siehe Gruel[7] S. 135. Abgebildet wurde der Nürnberger Band a. a. O.[8] Fig. 3. Von dem nicht näher bekannten Ricardus ist nur noch ein zweiter Band mit einem Druck des Jahres 1493, gleichfalls aus der Bibliothèque Nationale, nachweisbar. Sein kleiner Plattenstempel gibt die hl. Barbara wieder, eingeschlossen in den beschrifteten Rahmen »Ora. pro. nobis. bt̄a. barb/ara.ut.digni·:·/efficiamur.promissionibz. theodoric(us)[6] ricardi« (siehe Gruel S. 156). Wahrscheinlich stammen diese Einbände aus dem Ende des 15. Jahrhunderts.

Gleichfalls aus der Stadtbibliothek Nürnberg kommt Solg. 8° 2241 mit den beiden griechischen Florentinerdrucken des Jahres 1515 Th. Gaza: Libri grammatices introductionis und Alexandreus: De constructione verborum. Die mit braunem Leder überzogenen Pappdeckel von 94 mm Breite und 170 mm Höhe, die ursprünglich mit vier runden Lederschließen zusammengehalten werden konnten, zeigen nach Abb. 2 reiche Goldpressung im Rahmen und dem rechteckigen Mittelfeld. Ungewöhnlich ist, daß der den Rahmen bildende Einzelstempel in fortlaufender Richtung aufgedruckt wurde, so daß er an der Vorderkante des Rückdeckels auf dem Kopf steht. Es ist eine ausgesprochen italienische Form, bestehend aus zwei halbkreisförmig gebogenen Delphinen, die eine ornamentale freie Blüte einschließen. Im Mittelfeld erscheint zweimal das Wappen von Frankreich in schwarzer, ursprünglich wahrscheinlich blauer Farbe, ferner ein Salamander und ein Stachelschwein neben kleinen Stempeln. Nun kennzeichnet das Stachelschwein die Einbände Ludwigs XII., der Salamander die Franz' I. Das Buch ist daher nach Dacier[9] in den ersten Jahren der Regierung nicht nach 1519 für diesen König gebunden worden. Ein genau gleicher Einband, ebenfalls einen griechischen Druck des Jahres 1515 aus Florenz enthaltend, wird in der Nationalbibliothek Wien unter der Signatur 46. J. 30 aufbewahrt und Taf. XIV bei Dacier abgebildet. Während er die Werkstatt an den Hof Ludwigs XII. nach Blois verlegt, glaubt Nixon[4] S. 33-36, daß dieser Binder in Paris seßhaft war.

In der Handschriften-Abteilung der Landesbibliothek Stuttgart wird unter Cod. brev. 5 das auf Pergament geschriebene lateinische Brevier aufbewahrt, das mit 15 ganzseitigen Miniaturen und vollständiger Umrahmung aller Seiten in Gold und

[4] H. W. Nixon: Broxbourne Library. Styles and designs of bookbindings from the 12th to the 20th century. London 1956.

[5] J. P. Harthan: Victoria & Albert Museum. Bookbindings. London 1950.

[6] Die Endung »us« steht für ein Abkürzungszeichen, das aus drucktechnischen Gründen hier nicht wiederzugeben ist.

[7] L. Gruel: Manuel historique et bibliographique de l'amateur de reliures. Paris 1877.

[8] E. Kyriss: Parisian Panel Stamps between 1480 and 1530. (Studies in bibliography Vol. VII 1955, S. 113-124. Charlottesville, Virginia).

[9] E. Dacier: Les premières reliures françaises à decor doré l'atelier des »reliures Louis XII«. (Les trésors des bibliothèques de France Tom. V, S. 7-40 und S. 192, 193.)

Farben reiche Ausmalung zeigt. Dem Inhalt entspricht auch der Einband von 125 mm Breite und 202 mm Höhe aus rotem Maroquin über Pappe in Vergoldung und mit Doublure. Die Außenseiten der Deckel sind im späteren Stil à la fanfare mit punktierten Stempeln aufgeteilt, die Innenseiten einfacher gehalten, auch der Rücken ist verziert. Als besonderen Stempel trifft man auf Innen- und Außenseite je einmal in den vier Ecken einen kleinen Männerkopf, über den Dacier[10] eine ausführliche Abhandlung schrieb. Darin stellte er zunächst fest, daß der heute noch unbekannte Le Gascon und Badier zwei verschiedene Binder waren und daß dieser Kopf sicher nicht die persönliche Marke Badiers war. An Hand der Beschreibungen von vierzig Einbänden, auf denen der Männerkopf vorkommt, weist er fünf verschiedene Arten nach, die verschiedenen Werkstätten angehörten. Von Badier kennt man drei signierte Einbände, auf denen der als Type A bezeichnete Kopf verwendet wurde, der auch den Stuttgarter Band ziert. Es ist dies die am häufigsten, auf neunzehn Büchern, benutzte Form. Außen- und Innendeckel bildet Loubier[11] Taf. 28 und 29 ab. Ähnliche Aufteilung läßt Taf. L. bei Dacier erkennen. Die Fertigung des Einbandes fällt in den Zeitabschnitt 1636 bis 1660.

Theol. 8° 14335 der Landesbibliothek Stuttgart enthält die im Jahre 1732 in Paris gedruckten »Pseaumes de David«. Der hellbraune Lederband von 92 auf 170 mm Größe zeigt Schachbrettmuster in Mosaikarbeit mit grüner Lederauflage in den Quadraten mit leicht abgerundeten Ecken und roter in den von einem Kreis eingefaßten Schnittpunkten der bandförmigen Diagonalen, die sich auf dem Rücken gleichartig wiederholen. Die Mitte der Schnittpunkte nimmt eine kleine sechsblättrige Blüte ein, während der leichte Schmuck der Quadrate aus kleinen Stempeln besteht. Steh- und Innenkanten sind gleichfalls in Goldpressung und Vorsatz und Schmutzblatt aus goldgrundigem Papier mit purpurroten Blüten- und Fruchtstengeln. Der Schnitt ist vergoldet und der Druck regliert. Die Mosaikbände hat Michon[12] ausführlich und erstmals zusammenhängend behandelt. Nach ihm kann der Einband dem Hofbuchbinder des Königs Antoine-Michel Padeloup le Jeune zugeschrieben und in dessen zweite Gruppe mit Repetitionsmuster eingereiht werden, die durch das Schachbrettmuster gekennzeichnet wird, das sich über den ganzen Deckel ausbreitet. Zu ihren Merkmalen gehört außerdem die kleine sechsblättrige, freie Blüte und das goldgrundige Vorsatzpapier. Das Buch wurde zwischen den Jahren 1732 und 1740 gebunden.

Aus *Italien* kommt der Einband, der den Wiegendruck des im Jahre 1497 in Rom gedruckten Pontificale Romanum, HC 13287, umschließt, das in der Stadt- und Universitätsbibliothek Köln unter der Signatur AD bl. 469 steht. Der Einband weicht von dem damals in Venedig Gebräuchlichen dadurch ab, daß die Mitte des Vorderdeckels eine Kamee mit dem antiken Kopf der Diana einnimmt. Sechs Rahmen umgeben das schmale, hohe innere Rechteck, das oben und unten drei eng aneinanderstoßende und aus einem Stempel zusammengesetzte Querstreifen abschließen. Ober- und unterhalb der Kamee ist nochmals ein Querband aus je drei Knotenstempeln angebracht. Von außen nach innen folgen sich abwechselnd unverzierte und mit rechteckigen, freien Stempeln dicht besetzte Rahmen, die durch vierfache Streicheisenlinien eingefaßt werden. Aus diesen bestehen auch die Gehrungslinien der unverzierten Rahmen. Die Außenkanten der mit olivbraunem Rindleder überzogenen Holzdeckel wurden auf der Innenseite abgeschrägt, die einst vorhandenen beiden Schließen fehlen. Alle Stempel sind blindgepreßt und die Schnitte vergoldet und ziseliert. Der 245 auf 350 mm große Einband gehört der Jahrhundertwende an; er ist a. a. O.[13] Taf. 20 abgebildet und Seite 49 und 50 beschrieben.

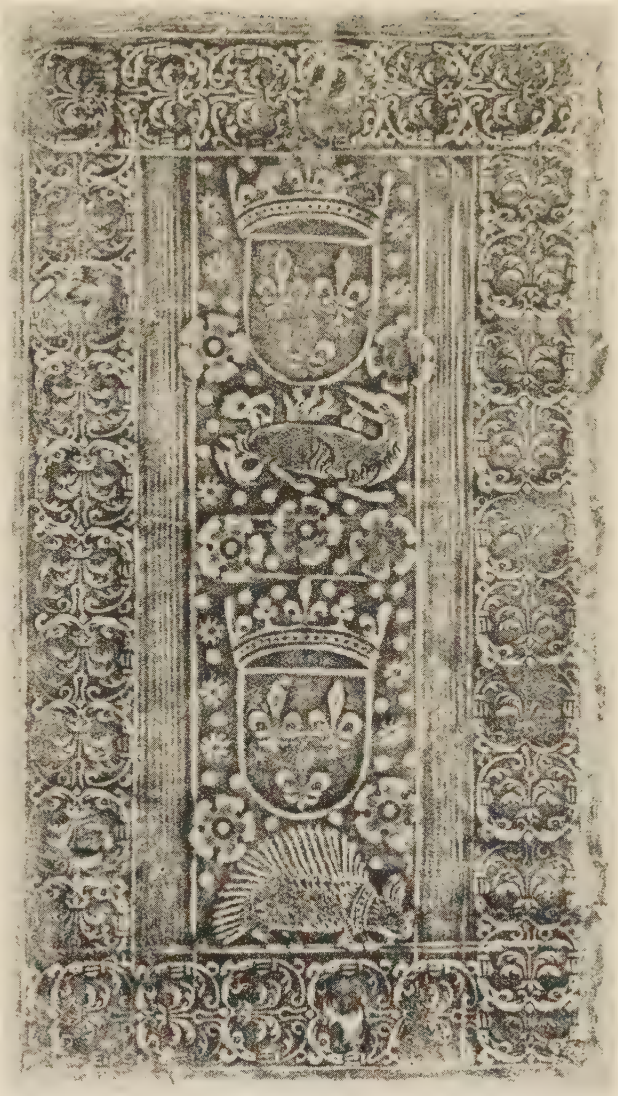


Abbildung 2

In dem Fach »Fremdes Recht« der Landesbibliothek Stuttgart, das gegen Ende 1944 ein Raub der Flammen wurde, befanden

[10] E. Dacier: Autour de Le Gascon et de Florimond Badier. (Wie Anm. 8: Tom. III, S. 77-90 und Tom. IV, S. 177-186.)

[11] H. Loubier: Zwei neuaufgefundene Einbände von Florimond Badier. (Jahrbuch der Einbandkunst 2. Jahrgang 1928, S. 100-105.)

[12] L.-M. Michon: Les reliures mosaiquées du XVIIIe siècle. Paris 1956

[13] E. Kyriss: Plaketten- und Kameenbände. (Jahrbuch der Einbandkunst 3. und 4. Jahrgang, S. 41-53. Leipzig 1931.)



Abbildung 3

sich ursprünglich die 1507 in Verona gedruckten »Leges civitatis Verone«. Durch seine Einreihung in die Abteilung »Rara« blieb der Band erhalten. Das Buch wurde nicht nach dem Jahre 1510 in Mailand, das damals von Frankreich besetzt war, für den Generalfeldzahlmeister Jean Grolier, einen der größten Bibliophilen, von einem unbekannten Meister gebunden. Die Pappdeckel von 220 mm Breite und 322 mm Höhe sind mit gelbgrünlichem Leder überzogen, die Stempel vergoldet und die Streicheisenlinien blindgepreßt. Zwei Rahmen, ein äußerer breiter mit spärlichem Schmuck und ein innerer schmaler, der mit einem freien rechteckigen Stempel fortlaufend besetzt ist, schließen das Mittelfeld ein. Seine Verzierung bildet eine hochstehende Raute, die ein schmales, aus einem Einzelstempel bestehendes Band einfaßt. Die Mitte nimmt eine durch Farben hervorgehobene runde Plakette von 54 mm Durchmesser ein, die auf dem Vorderdeckel darstellt, wie Mutius Scävola die Hand über den Feuertopf hält, auf dem Rückdeckel, wie Orpheus den wilden Tieren auf der Leier vorspielt. Die Schnitte zeigen ein frühes rotes und blaues Blatt- und Blütenornament und inmitten des Vorderschnittes das Wappen Groliers, siehe a. a. O.[13] Taf. 17. Die zwei runden grünen Schließbänder sind nicht mehr vorhanden. Nur 20 Einbände, von denen sich zwei in Deutschland befinden, konnten von diesem Buchbinder nachgewiesen werden. Eine Beschreibung des Stuttgarter Bandes mit Abbildung des Vorderdeckels findet man a. a. O.[3] S. 26, 27. Das Buch hatte Herzog Carl Eugen im Jahre 1789 in Paris auf der Versteigerung der Bibliothek des Prinzen Charles de Rohan-Soubise erworben.

Der Band der Universitätsbibliothek Göttingen 4° Patr. Lat. 953 nimmt durch seine überladene Verzierung eine Sonderstellung ein. Zwei dem Stuttgarter Einband ähnliche Rahmen umgeben im allgemeinen das innere Rechteck, in dessen Mitte wieder eine Plakette sitzt. Diese wurde entweder mit einem Kranz von Einzelstempeln eingefaßt oder, wie bei dem zuvor genannten Band, in eine Raute eingeschlossen, deren Ecken durch einen Stempel betont sind; bei runder Einfassung sitzt je ein Stempel in den Ecken des Mittelfeldes. Der Göttinger Band hat vier Rahmen, von denen der dritte von außen unverziert blieb. Die Plakette umringen dreieckförmige Stempel, durch die die Verzierung der senkrechten inneren Rahmenleisten eine kurze Strecke unterbrochen wird. Die verbleibenden Teile des Rechtecks sind mit drei verschiedenen Einzelstempeln dicht besetzt. Das Buch enthält die im Jahre 1500 von Aldus Manutius in Venedig gedruckten »Epistolae« der Catharina Senensis, GW 6, 6222. Die 219 auf 325 mm großen Holztafeln wurden mit braunem Kalbleder überzogen, die Stempel, Streicheisen und Plakette wie auf dem vorigen Band ausgeführt. Auch dadurch weicht dieses Buch von den andern ab, daß Vorder- und Rückdeckel die gleiche Darstellung mit Mutius Scävola zeigen. Vier runde Schließbänder hielten ursprünglich die Deckel zusammen. Auf dem Schnitt treten Blattornamente auf, die einst rot und blau getönt waren. Vorderdeckel und Schnitt sind a. a. O.[14] abgebildet. Die wenig befriedigende Art der Verzierung legt die Vermutung nahe, daß hier der früheste für Grolier gefertigte Plakettenband vorliegt.

Aus der Mitte des 16. Jahrhunderts kommen die Einbände, die Nikolaus von Ebeleben, ein sächsischer Adliger, während seines Studiums der Rechte an der Universität zu Bologna in den Jahren 1543 bis 1548 hat binden lassen. Nach der Liste bei Goldschmidt[15] S. 273 waren 18 italienische und ein Pariser Einband bekannt. Neu kommt aus der Landesbibliothek Stuttgart mit der Signatur Misc. 8° 1560 hinzu von N. Machiavelli »Historie« mit »Libro dell'arte della guerra«, beide Schriften von 1546 und aus der Aldus Druckerei in Venedig. Die mit rotem Leder überzogenen Pappdeckel von 100 mm Breite und 160 mm Höhe zeigen Bandverschlingung mit reichem Golddruck (siehe Abb. 3) auch auf dem durch vier einfache und drei doppelte Bünde gegliederten Rücken und den Stehkanten. Inmitten des Vorderdeckels steht »NI / COLAUS / AB EB / ELEBE / N.«, darunter »HIST. / DI N / MACH / IA.«, des Rückdeckels »X. / MAII / .M.D. / XLV / III«, darunter »BO / NONI / AE«. Die beiden runden Schließbänder sind nicht mehr erhalten, der Rotschnitt ist in Gold und im Knotenmuster ziseliert. Die Aufteilung der Deckel weicht von der auf den meisten andern Bänden angewandten insofern ab, als nur am Ober- und Unterrand eine breitere Querleiste angeordnet wurde, die senkrechten Rahmenleisten dagegen fehlen.

---

[14] E. Kyriss: Ein Grolier-Plakettenband in der Universitätsbibliothek Göttingen. (Gutenberg-Jahrbuch 1951, S. 196-198.)

[15] E. Ph. Goldschmidt: Gothic & Renaissance bookbindings. London 1928.

Das dreibändige Werk des P. Aretino: De le lettere, ein Venetianischer Druck von 1542 und 1546, in der Stadtbibliothek Nürnberg mit der Signatur Solg. 8° 1925/27 ist im Verzeichnis bei Goldschmidt enthalten, von Bock[16] beschrieben und samt Rücken und Schnitt abgebildet worden. Das schmale, von einem breiten Rahmen eingefaßte Mittelfeld hat zwei untereinander stehende Rauten mit den Inschriften »NI / COLA / VS AB EB / LEBE / N.«, darunter »LET. / DI. M.P. / ARET. / LIB. / .I.« auf dem Vorderdeckel und ».XX. / MAII / M.D.XL / VIII«, darunter »BO / NONI / AE« auf dem Rückdeckel. Deckelgröße, Rücken, Stehkanten und Schnitt sind dem Stuttgarter Band ganz ähnlich, der zehn Tage früher gefertigt worden war. Der Name des Buchbinders blieb unbekannt.

Die »Grammatica Hebraica« des E. Slaughter, ein römischer Druck von 1705 in der Landesbibliothek Stuttgart, trägt die Signatur Phil. 8° 7535. Sie ist in rotbraunes Leder gebunden mit Goldpressung auf den Deckeln und Stehkanten sowie dem durch fünf Bünde abgeteilten Rücken. Der Hauptschmuck, der beinahe das ganze Mittelfeld beider Deckel ausfüllt, besteht aus dem Wappen des im Jahre 1700 erwählten Papstes Clemens XI. (siehe Abb. 4). Die Größe der Deckel beträgt 100 auf 166 mm, der Schnitt ist vergoldet. Der mit dem Druck etwa gleichzeitige Einband ist für den Papst gefertigt worden.

Aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts stammt der Einband von St. Borgia »Confessio vaticana«, eines römischen Druckes von 1776, der in der Landesbibliothek Stuttgart unter der Signatur KirchenGesch.4° 224 aufbewahrt wird. Die Deckelmitte nimmt das gemalte Wappen von Württemberg ein, das auf einem großen, mit einer Krone überhöhten Mantel aufliegt. Den Rahmen der Deckel bildet eine 9 mm breite Rolle, an die sich nach innen eine breite Spitzenbordüre anschließt. Kennzeichnend für diesen italienischen Stil sind die etwas schweren Blattstempel, das Gitterwerk in den Ecken des Mittelfeldes und der große Wappenmantel. Der rotbraune Lederband von 201 mm Breite und 281 mm Höhe zeigt reiche Goldpressung auch auf dem Rücken und den Stehkanten, der Schnitt ist vergoldet; er wird a. a. O.[3] Seite 35 abgebildet. Die dort ausgesprochene Vermutung, daß ein Geschenkexemplar für Herzog Karl Eugen vorliegt, findet ihre Bestätigung durch Geldner[17], der aus der Staatsbibliothek München zwei gleichartige Einbände nachweist, die das Wappen des Kurfürsten Karl Theodor tragen.

In *Belgien* und *Holland* wurden schon vom 13. Jahrhundert an, zahlreicher als in andern Ländern, Plattenstempel mit vielseitigen Darstellungen verwendet. Zu den häufig benützten Formen gehören zweiteilige wie die von Theol. 116, 177, 648 und 750, die in der Bibliothek der Nikolauskirche in Isny stehen. Alle vier Bücher sind mit dem gleichen rechteckigen Plattenstempel von 82 mm Breite und 129 mm Höhe verziert. In dessen äußerem 10 mm breitem Rahmen steht in Frakturschrift »+ non. possum. prohibere / .canem. quin. latrat. ubiqz. nec. queo. / mendaci. claudere. / .labra. viro. iheronimus. papal. me. lighavit« und in den Ecken je eine Lilie. Das Mittelfeld trennt eine kräftige, senkrechte Linie in zwei gleiche Teile, deren Mitte im linken Feld das Wappen von Frankreich, im rechten das von Brabant einnimmt. Über und unter dem Wappen ist je eine zweiteilige Spirale, die einen Hirsch, Hund, Drachen und ein Wildschwein in gleicher, aber seitenverkehrter Wiedergabe einschließt. Theol. 116 enthält den Mailänder Druck H 1648

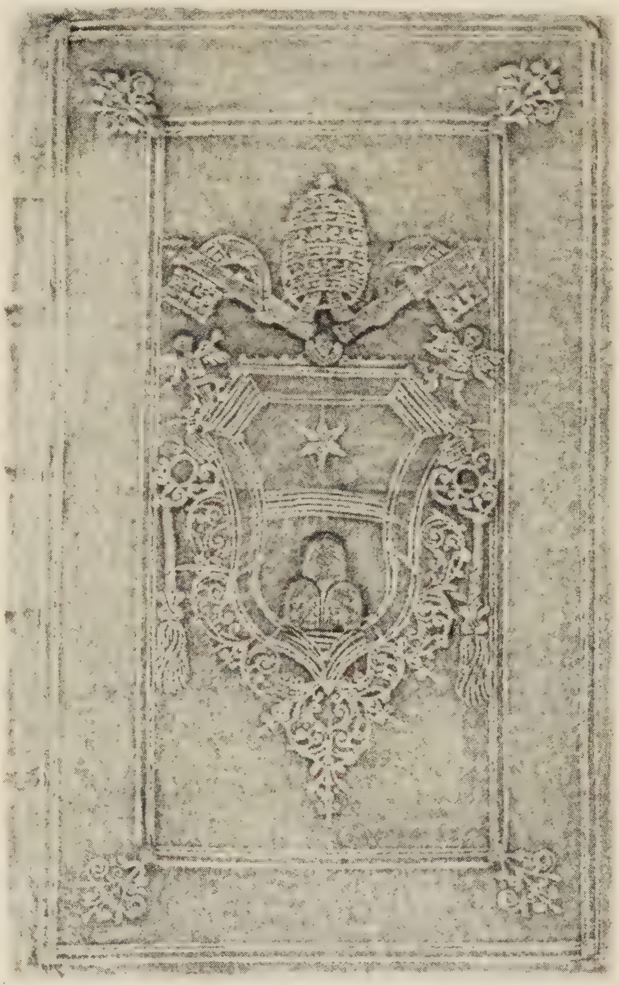


Abbildung 4

von 1494, auf seinen 197 auf 286 mm großen Deckeln wurde die Platte je zweimal aufgepreßt. Theol. 177 mit dem Pariser Druck der Jahre 1489/90, HC 10458, zeigt die Platte dreimal auf jedem Deckel von 207 mm Breite und 292 mm Höhe. Theol. 648 von 101 auf 148 mm Deckelgröße besteht aus vier Pariser Drucken GW 4, 4824 + C 1686 + ... + HC 10220. Der dritte Druck ohne nähere Angaben kommt bei Hain, Copinger, Reichling, dem Gesamtkatalog der Wiegendrucke und dem Katalog des Britischen Museums nicht vor. Auch Theol. 750 ist ein Sammelband mit Pariser Drucken um 1495: GW 3, 3917 + 4037 + 4049 + 3909 und mit 98 auf 150 mm großen Deckeln. Dem kleinen Format von Theol. 648 und 750 entsprechend wurde die Platte nur einmal auf jedem Deckel aufgepreßt. Die bei allen vier Büchern einst vorhandenen beiden Schließen gingen vom

[16] F. Bock: Vier unbekannte Ebeleben-Einbände in Nürnberg und Gotha. (Festschrift zum 60. Geburtstag von Dr. Theodor Hampe. Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums Jahrgang 1924 und 1925, S. 66–70. Nürnberg 1926.)

[17] F. Geldner: Ein Katalog historischer Einbände. (Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel Frankfurter Ausgabe 1955, S. 660/661.)



Abbildung 5

Vorder- zum Rückdeckel. Während das Ende des 15. Jahrhunderts als sicher für die Fertigung der Einbände angesehen werden darf, nimmt die Platte selbst eine Sonderstellung ein. Vor Jahren hatte ich wegen ihr bei dem inzwischen verstorbenen P. Verheyden, dem besten Kenner des flämischen Einbandes, angefragt und folgende Antwort erhalten: Den Namen Papal halte ich für einen Spottnamen, der einen Handwerker bezeichnet, der alles pappt. Von ihm wäre demnach nur der Vorname Hieronymus bekannt. Die Umschrift sei eine Erinnerung an ein Sprichwort, wie solche auch auf andern Bänden vorkommen. Im Stadtarchiv zu Gent werde Papal im Jahre 1485 als Buchbinder erwähnt. Einen Band mit seiner Platte besitze ferner die Studienbibliothek in Salzburg, V 7 F 88. Besitzeintragungen der Zeit findet man in den Isnyer Bänden nicht. Die Drucke wurden zweifellos in Paris gekauft, wohl von einem Süddeutschen, der sich hier aufhielt, in Gent gebunden und in die Heimat mitgenommen.

Eine ähnlich angeordnete Platte trifft man auf Inc. 2° 1057 der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg, die den Venetianischen Druck GW 6, 7219 von 1498 enthält. Die 98 mm breite und 147 mm hohe Platte besteht aus einem 13 mm breiten Rahmen mit wellenförmiger Ranke, von der Blätter und kleine Früchte ausgehen. Das Mittelfeld zerlegt ein senkrechtes Band mit der Inschrift in Fraktur »IOHES: DE: DVTCHE: ME FECIT:« Die beiden Streifen füllen fünf untereinander stehende Kreise von 20 mm Durchmesser, die folgende Figuren von oben nach unten einschließen. In der linken Hälfte einen Raubvogel, der sich auf einen kleinen Vogel gestürzt hat, das Osterlamm, den Greif, die Meerfrau, den Affen, in der rechten den heraldischen Adler, einen schreitenden Vogel, den Löwen, den Zentaur und den Drachen. Die Platte ist je zweimal auf den mit hellbraunem Leder überzogenen Pappdeckeln aufgepreßt. Laut handschriftlichem Eintrag auf dem Titelblatt war das Buch im Besitz von Laurens du Blioul, der von 1496-1545 das Amt des Registrators des Ordens vom Goldenen Vließ bekleidete. Von dem in Brüssel beheimateten Buchbinder ist nach Verheyden nur noch ein zweiter Band ms II 298 der königlichen Bibliothek in Brüssel bekannt[18]. Beschrieben und abgebildet wird die Platte bei Verheyden S. 166 und Taf. VII.

Aus der Werkstatt des Willem Vorsterman in Antwerpen kommt die Platte mit der Wiedergabe Kaiser Karls V. stehend in ganzer Figur und in reicher zeitgenössischer Hofkleidung, wie Abb. 5 erkennen läßt. In der Rechten hält der Kaiser ein Schwert nach oben, während ein zweites in der Scheide an seiner linken Seite steckt, in der Linken den Reichsapfel. Zwei kurze Säulen des Herkules am Oberrand der Platte verbindet das Band mit seinem Wahlspruch »PLVS. O VLTRE«, am Unterrand links hinter dem Kaiser steht ein Löwe, der mit einer Tatze das Schild des doppelköpfigen Reichsadlers hält. Die Größe der Platte beträgt 64 auf 98 mm, auf einem zweiten Band ist sie in gleichen Abmessungen nicht nachweisbar. Das Buch in Oktavformat steht in der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg und enthält die Schrift des Macer »De materia medica«, die im Jahre 1540 erschienen war. Besondere Bedeutung kommt dem Band durch den handschriftlichen Eintrag auf dem ersten und letzten Blatt zu »Amicorum Georgij De Zelle Physicj brux«. Wie Indestege[19] nachweist, hängt im Königlichen Museum der Schönen Künste in Brüssel ein Porträt des damals 28jährigen Zelle aus dem Jahre 1518 von dem berühmten Brüsseler Maler Barend van Orley. Zelle war Arzt des St.-Johannes-Spitals seiner Vaterstadt und mit dem Maler befreundet; er starb im Jahre 1567.

Der folgende Band befindet sich in der reichen Bibelsammlung der Landesbibliothek Stuttgart, die im wesentlichen auf Herzog Karl Eugen zurückgeht. Denn er hatte die Sammlungen des deutschen Pastors Josias Lorck in Kopenhagen mit 6000 Bänden und des Pastors G. W. Panzer in Nürnberg mit 1600 Bänden erworben. Der Oktavband von 85 mm Breite und 157 mm Höhe ist in der Abteilung Biblia batavia eingereiht und im Jahre 1664 in Amsterdam gedruckt worden; er kommt aus der Sammlung Lorck. Der mit hellbraunem Leder überzogene Pappband zeigt reiche Goldpressung auch auf dem Rücken und den Stehkanten (siehe Abb. 6), sowie Goldschnitt. Ein Vergleich

[18] P. Verheyden: La reliure en Brabant. (Le livre, l'estampe, l'édition en Brabant du XVe au XIXe siècle, S. 141-188. Brüssel 1935).

[19] L. Indestege: Boekbanden uit het bezit van de Brusselse dokter Joris van Zelle 1491-1567. (Musées royaux des beaux-arts, Bulletin 1955, S. 149-162).

mit Nr. 75 der Sammlung Ehrman, Nixon[4], ermöglicht die sichere Zuweisung des Einbandes an einen Angehörigen der bedeutendsten holländischen Buchbinderfamilie Magnus des 17. Jahrhunderts. Gemeinsam ist beiden Bänden vor allem der kleine Stempel des gekrönten Delphins und die vierblättrige Blüte über einem schalenförmigen Blattornament als obere und untere Begrenzung der senkrechten Mittelachse. Die Bibel wurde von Albert Magnus gebunden, der im Jahre 1669 das väterliche Geschäft übernommen hatte und 1689 gestorben ist.

Ein zweiter Einband des gleichen Binders, ebenfalls aus der Sammlung Lorck, steht in der Abteilung Biblia latina. Der 94 auf 150 mm große Band umschließt das 1681/82 in Amsterdam gedruckte Novum testamentum. Der braune Lederband über Pappe ist reich verziert, auch auf Rücken und Stehkanten und der Schnitt vergoldet. Mit dem vorigen Buch hat er den gekrönten Delphinstempel gemeinsam, mit dem von Nixon beschriebenen die beiden Rahmen, von denen der äußere aus einer schmäleren Spitzenrolle, der breitere innere aus der Rebenrolle mit Vögeln besteht. Das Buch wurde vor dem Jahre 1689 gebunden.

Nach *Ungarn* führen die Einbände aus der Bibliothek des Königs Matthias Corvinus, der 15jährig im Jahre 1458 den Thron bestiegen, 1476 sich mit Beatrix, der Tochter König Ferdinands von Neapel vermählt hatte und 1490 gestorben war. Von Neapel aus ging der neue und in dieser Frühzeit noch ungewohnte Stil, mit dem der König einen Teil der Einbände seiner Bibliothek verzieren ließ. Angaben, nach denen er 3000 Bände besessen haben soll, sind sicher zu hoch gegriffen, denn nur 156 Handschriften und 3 Inkunabeln blieben erhalten, von denen sich 24 Handschriften in deutschen Bibliotheken befinden. Eine genaue Beschreibung der 159 Bücher bringt Hevesy[20]. Aus seinen Feststellungen ergibt sich, daß nur 41 Handschriften im verzierten und im Auftrag des Königs gefertigten Lederband vorhanden sind. Zu diesen gehört aus der Landesbibliothek Stuttgart Cod. Theol. 2° 152. Die auf Pergament geschriebene Handschrift mit der »Enarrationes in psalmos I-LVI« des Aurelius Augustinus zeigt auf den drei ersten Blättern reichste Ausmalung in Gold und Farben von dem berühmten, im Jahre 1517 verstorbenen Florentiner Buchmaler Attavante und am Anfang jedes Psalms ähnlich ausgeführte Initialen. Die erste Seite und den Vorderdeckel bildet Löffler[21] S. 75 und 76 ab. Die 278 auf 428 mm großen Holzdeckel sind mit rotbraunem Leder überzogen, die vier Schließen nicht mehr erhalten. Wie stets wurden beide Deckel gleich in Blind- und Golddruck verziert. Ein Rahmen mit schmäleren senkrechten und breiten waagrechten Leisten faßt das innere Rechteck ein, das ein Repetitionsmuster füllt. Dieses besteht aus einer Art Vierpaßform mit 70 mm großen Hauptdiagonalen, die in der Breite und Höhe je dreimal zusammenstößt und oben und unten jeweils mit einer halben Form abgeschlossen wird. Das obere, mittlere und untere Feld der Mittelachse ist ausgeschnitten und zeigt oben ein Schild mit dem Raben, unten das Wappen von Böhmen und Ungarn. Am Oberrand des Rückdeckels ist der Buchtitel aufgepreßt »SANCTVS: AVGVSTINVS: IN : PSALMOS : DAV«. Die Verzierung des Rückens besteht aus kleinen sechsblättrigen, freien Blüten, der Schnitt ist vergoldet und ziseliert. Handschrift und Einband sind gleichzeitig und vor dem Jahr 1490 entstanden. Nur bei dem Einband von Cod. 2271 der Nationalbibliothek Wien trifft man eine ganz ähnliche Aufteilung des Mittelfeldes.

Eine Sonderstellung nimmt auch der Einband der Pergamenthandschrift Ms. 6 in der Universitätsbibliothek Erlangen ein, der im Katalog[22] S. 37-39 eingehend beschrieben wird. Ungewöhnlich für Corvineinbände und einmalig ist die Anordnung im Mittelfeld. Eine dreiteilige Kreisscheibe in Deckelmitte von 118 mm Durchmesser umschließt die runde 41 mm große Kamee mit der Büste des Königs und der Umschrift in Schwarz »MATHIAS - REX«. In den Ecken treten zweiteilige Kreisscheiben von 57 mm Durchmesser auf mit 16 mm großem, einen



Abbildung 6

[20] A. de Hevesy: La bibliothèque du roi Matthias Corvin. Paris 1923.
[21] K. Löffler: Die Corvinhandschrift der Württ. Landesbibliothek. (Zeitschrift für Bücherfreunde 1924, S. 86-88.)

[22] Katalog der Handschriften der Universitätsbibliothek Erlangen, Band VI, 2. Teil. E. Kyriss: Die Einbände. Erlangen 1936.

Raben darstellenden Mittelstück. Die übrigen Flächen des Rechtecks füllen Blatt- und Blütenranken von Einzelstempeln. Der in gleicher Breite von 8 mm angeordnete Rahmen und die Kreisringe zeigen italienisch-byzantinische Schmuckformen, während die sonst benützten italienischen Knotenverschlingungen fehlen. Die Holzdeckel von 200 mm Breite und 283 mm Höhe sind mit rotem Leder überzogen, durch Auflagen von Pappe gegliedert und, wie der Rücken, in reicher Goldpressung ausgeführt. Die einst vorhandenen beiden Schließen fehlen. Der Goldschnitt enthält ornamentale Blattmotive in blauer, grüner und rosa Farbe und inmitten des Vorderschnittes eine Kartusche mit der Beschriftung in Gold » B I / B L I / A«. Wie beim Stuttgarter Band trifft man auch hier im zweiten Ring der Mitte ein durchbrochenes Muster. Die Handschrift stammt aus dem 13./14. Jahrhundert, der Einband aus dem Zeitabschnitt 1480 bis 1490.

Die Einbände sind am Hofe des Königs in Ofen entstanden und vor allem durch die etwas schweren, naturalistischen Blatt- und Blütenformen der Einzelstempel in Gold gekennzeichnet, die sonst nirgends nachgewiesen werden können. Dazu tritt die farbige Behandlung vor allem der Wappen und der häufig benützten kleinen Kreisringe neben Blindpressung der Flechtwerkstempel.

Den Einband des Venetianischen Aldusdruckes von 1501/04 mit der Signatur IV 9 D 804^{n} in der Landesbibliothek Hannover verweist Leskien[23] nach Ungarn und bringt ihn mit der Corvinwerkstatt in Zusammenhang. Diese Zuteilung stützt sich auf die Stempel des Mittelfeldes, die große Ähnlichkeit mit den naturalistischen Stempeln des Ofener Meisters zeigen, denen auch der kleine Kreisstempel mit Punkt in der Mitte zuzurechnen ist. Dazu kommt die gleichzeitige Pressung in Gold- und Blinddruck sowie die teilweise farbige Behandlung der Stempel und Linien in Blau und Weiß. Neu sind die drei in den Rahmen gebrauchten rechteckigen und quadratischen Formen, wobei jedoch der Knoten nicht wie in Italien aus Stäbchen zusammengesetzt wurde, sondern ein selbständiger Stempel war. Engste Beziehungen bestehen zu zwei Pergamenthandschriften in zwei ausländischen Bibliotheken durch die drei Rahmenstempel, den Vierpaß in Deckelmitte und den Viertelsvierpaß in den Ecken des Mittelfeldes. Doch muß wegen der Abgrenzung des Stoffes hier von einer zusammenfassenden Besprechung der drei Bücher Abstand genommen werden.

Daß außer England, Frankreich, Italien, Belgien, Holland und Ungarn auch Einbände aus Dänemark, Schweden, Spanien, Rußland, dem Orient, Nordafrika und Nordamerika, meist aus dem 17. bis zum letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, ermittelt wurden, sei ergänzend erwähnt. Doch handelt es sich bei diesen im allgemeinen nicht um ausgefallene Stücke wie bei den oben beschriebenen Einbänden.

---

[23] E. Leskien: Ein ostdeutscher Frührenaissance-Einband im Corvinenstil. (Gutenberg-Jahrbuch 1955, S. 297-300.)

FERDINAND GELDNER

Deutsche Drucker des 15. Jahrhunderts im Dienste der christlichen Mission in Spanien (Granada) und Afrika (São Tomé)

NACH DEM BERICHT DES HIERONYMUS MÜNZER – EIN NACHTRAG ZU KONRAD HAEBLERS »DIE DEUTSCHEN BUCHDRUCKER DES XV. JAHRHUNDERTS IM AUSLANDE«

1. Deutsche Drucker schon im Oktober 1494 in Granada

Als im Sommer des Jahres 1494 die Reichsstadt Nürnberg von einer Seuche bedroht war, besann sich der eine der nicht sehr zahlreichen Ärzte der Stadt auf das *»antiquum remedium de fuga«* und trat mit 3 jungen Leuten, Söhnen reicher Kaufleute, eine Reise nach Südfrankreich, Spanien und Portugal an, die ihn auf der Rückkehr auch durch nordwestdeutsche und rheinische Gegenden führte. Seine Nürnberger Kollegen haben ihm aber dieses nach heutigen Begriffen recht ungewöhnliche Verhalten in keiner Weise übelgenommen; er stand bei ihnen und dem ganzen geistigen Nürnberg des endenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts bis zu seinem Tode (27. August 1508) in hohen Ehren und konnte seine Tochter Dorothea – mit einer großen Mitgift – an den angesehenen Hieronymus Holzschuher verheiraten.

Von den Zeitgenossen wurde Hieronymus Münzer vor allem als Astronom und Geograph gerühmt, er war Mitarbeiter an der in einer sehr hohen Auflage gedruckten »Weltchronik« seines Kollegen Hartmann Schedel und an dem berühmten Erdglobus seines Nürnberger Landsmannes Martin Behaim. Als Büchersammler hat er zwar den großen »Bibliophagen« Hartmann Schedel nicht erreicht; er hatte wohl auch kein so persönliches Verhältnis zum geschriebenen und gedruckten Buch wie dieser Prototyp eines deutschen Bibliophilen, seine Bibliothek war aber doch nicht unbedeutend; Teile von ihr hat E. Ph. Goldschmidt (zusammen mit den Büchern seines Schwiegersohnes Hieronymus Holzschuher) in der Bibliothek des Fürsten Dietrichstein in Nikolsburg aufgespürt[1].

Münzers Reise hat anscheinend einen gewissen offiziösen Charakter gehabt; in den größeren Städten wurde er von den Spitzen der Behörden empfangen; im November 1494 lud ihn König Johann II. von Portugal in Evora wiederholt zur Tafel, und am 24. Januar 1495 hatte er eine Audienz bei den »Katholischen Königen« in Madrid. Sein Reisebericht, der uns in einer Abschrift von Hartmann Schedels eigener Hand[2] erhalten ist, zeigt eine in ihrer naiven Ehrlichkeit nicht unsymphatisch wirkende Freude, daß er, der Vertreter der zwar reichen, aber doch noch mittelalterlich engen Reichsstadt, von der großen Welt der an der Schwelle ihres großen Jahrhunderts stehenden Iberischen Halbinsel so ehrenvoll aufgenommen wurde, läßt aber weder eigenes Urteil noch Kritik vermissen und betont bei wichtigen Nachrichten, daß er sie aus dem Munde vertrauenswürdiger Männer (»homines fide digni«) habe; zu den Erzählungen der Portugiesen von den furchtbaren Drachen, die in Afrika hausen sollen, macht er ein ungläubiges Fragezeichen. Mehr als Bibliotheken und Bücher haben ihn die großen Kirchen und Klöster, die Wallfahrtsorte und Heiligenlegenden interessiert. Er hat aber auch die fremde Wunderwelt der Alhambra genau beschrieben und stand, wie er betont, selbst an der Stelle, von der aus der maurische Herrscher seine badenden Haremsfrauen beobachtet und der Favoritin der nächsten Nacht den Apfel zugeworfen hatte.

Hieronymus Münzer hatte Granada am 22. Oktober 1494 erreicht und blieb dort mehrere Tage, von den höchsten staatlichen und kirchlichen Behörden sehr ehrenvoll aufgenommen. Den Gouverneur, den Grafen von Tendilla, der zu seiner Ehre ein Turnier veranstaltete, und den Erzbischof, Don Fernando de Talavera, den in der Theologie und Philosophie gelehrtesten Mann Spaniens, kann er nicht genug preisen. Die

[1] Gilhofer u. Ranschburg: Antiquariats-Katalog Nr. 200: Incunabula typographica zum Teil aus der Bibliothek des Hieronymus Münzer ... später im Besitz seines Schwiegersohnes H. Holzschuher (1927). Gilhofer u. Ranschburg: Versteigerungs-Katalog Nr. 11: Bibliothek des Fürsten Alexander Dietrichstein, darin auch die Sammlung des H. Münzer, H. Holzschuher ... Luzern 1933; E. P. Goldschmidt, H. Münzer und seine Bibliothek, London 1938.

[2] Im Cod. lat. mon. 431, Bl. 96ff.; umsichtige, aber unvollständige Ausgabe von Ludwig Pfandl: Itinerarium Hispanicum Hieronymi Monetarii, in: Revue Hispanique, T. 48 (1920), mit Beschr. der Handschrift von Nikolaus Pronberger und Verzeichnis der älteren Literatur; spanische Übersetzung von Julio Puyol, Jerónimo Münzer: Viaje por España y Portugal en los años 1494 y 1495, in: Boletin de la Real Academia de la Historia, T. 84 (Madrid 1924). Neuere Literatur: P. Joseph Fischer, Der Nürnberger Arzt H. Münzer aus Feldkirch als Mensch und Gelehrter, in: Stimmen der Zeit, 96. Bd. (1919); derselbe, El D. J. Münzer (Monetario, † 1508), su viaje por Espana (1494/95), in: Razón y Fé, 66 (1923); Ernst Werner, H. Münzer und sein »Itinerarium Gallicum et Germanicum«, in: Archiv f. d. Stud. der neuer. Spr. u. Lit., Bd. 152 (1927); W. K. Fränkel, H. M., in: Schweiz. mediz. Wochenschrift, 64. Bd. (1934); W. K., H. M., in: Mediz. Welt, 9. Bd. (1935); E. Déprez, J. M. et son voyage dans le Midi de France, in: Annales du Midi, 47. Bd. (1936).

beiden stellten ihm wohl auch orts- und sprachkundige Führer, einen aus Böhmen stammenden Herold, der so viel Gutes von den Nürnberger Landsleuten Gabriel Tetzel[3] und Gabriel Muffel zu berichten wußte, und eine Gruppe von deutschen Buchdruckern; Münzer sagt wörtlich: »*Astiterunt etiam nobis Impressores Almani Jacobus magnus de argentina, Johannes de spira, Jodocus ex Gerlishofen et alii*«[4] (»Es waren um uns auch die deutschen Buchdrucker Jakob Groß aus Straßburg, Johannes aus Speyer[5], Jodocus aus Gerlishofen[6] und andere«.) Diese Stelle ist Konrad Haebler, der sich um die Erforschung des spanischen Frühdruckes die größten Verdienste erworben hat, anscheinend unbekannt geblieben. In seinem auf Grund jahrzehntelanger Vorarbeiten geschriebenen Werk »Die deutschen Buchdrucker des XV. Jahrhunderts im Auslande«[7] weist er bei der Schilderung der Einführung der Buchdruckerkunst in Granada zunächst darauf hin, daß diese letzte maurische Zwingburg auf spanischem Boden erst einige Jahre vorher von den Truppen Ferdinands und Isabellas erobert worden war[8] und daß der neue Erzbischof vor der schwierigen Aufgabe stand, die neubekehrten Diözesanen möglichst rasch und möglichst gründlich zu christianisieren. Fernando de Talavera »versuchte, die neue Kunst des Buchdrucks in den Dienst seines Missionswerkes zu stellen. Er hatte in einer Reihe von Abhandlungen die wichtigsten Fragen der Glaubenslehre und des Kirchendienstes behandelt und diese kleinen Schriften wollte er am Sitze seines Erzbistums, in Granada selbst, drucken lassen. Zu diesem Zwecke hat er sich nach Sevilla gewendet, und da ihm offenbar die Wahl schwer wurde, welche von den beiden konkurrierenden Druckereien (die eine war die des Meinard Ungut und des Stanislaus Polonus und die andere die der »*Quatro companeros alemanes*«: Johann Pegnitzer aus Nürnberg, Paulus de Colonia, Thomas Glockner und Johann Herbst aus Fils) er mit der Aufgabe betrauen sollte, griff er zu dem Auskunftsmittel, aus jeder der beiden Werkstätten einen der führenden Meister zu berufen, und ihnen gemeinsam die Ausführung seiner Pläne zu übertragen. So ist es gekommen, daß Johann Pegnitzer und Meinard Ungut als Gesellschafter im Jahre 1496 in Granada gedruckt haben, und zwar außer den erwähnten Abhandlungen des Erzbischofs selbst noch die Vita Christi des Franciscus Jimenez, deren am 30. April 1496 abgefaßte Unterschrift das einzige Zeugnis für den Bestand dieser Granadiner Werkstätte gewesen ist«.

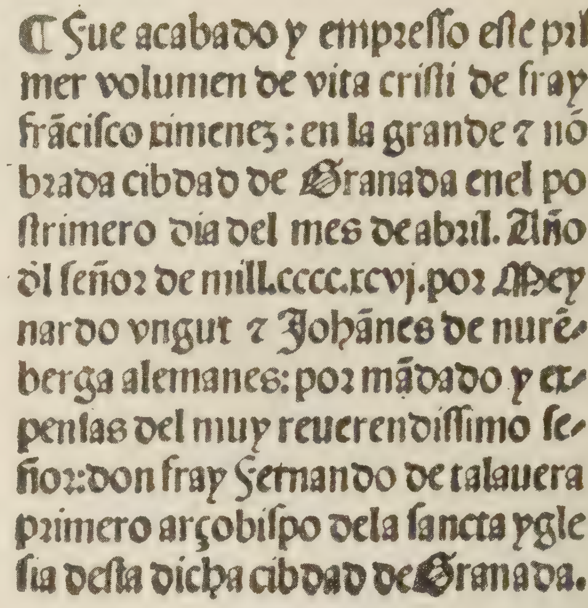

¶ Fue acabado y empresso este pri
mer volumen de vita cristi de fray
frãcisco ximenez: en la grande ⁊ nõ
brada cibdad de Granada enel po
strimero dia del mes de abril. Año
dl señor de mill.cccc.xcvj. por Mey
nardo vngut ⁊ Johãnes de nurẽ
berga alemanes: por mãdado y ex
pensas del muy reuerendissimo se
ñor: don fray Fernando de talauera
primero arçobispo dela sancta ygle
sia desta dicha cibdad de Granada.

Abb. 1: *Schlußschrift der »Vita Christi« des Francisco Jimenez. Granada: Meinard Ungut und Joh. Pegnitzer, 30. April 1496.*

Francisco Vindel führt im 5. Bande seines breitangelegten Tafelwerkes[9] die Granadiner Offizin als »*Taller de Meinardo Ungut y Juan de Nuremberga 1496*« an und weist darauf hin, daß die beiden noch Mitarbeiter hatten, die Hieronymus Münster (!) sah: »*Jacobus Magnus de Argentina, Johannes de Spira y Jodocus de Gerlishofen*«. Auch Aloys Ruppel, der der Werkstatt des Meinard Ungut und Stanislaus Polonus eine ausgezeichnete Monographie gewidmet hat[10], nennt die drei deutschen Drucker auf Grund des Reiseberichtes des Hieronymus »Münster«, ist aber der irrigen Meinung, daß dieser erst im Jahre 1496 nach Granada kam. Er nimmt an, daß jeder von den beiden (Meinard Ungut und Johann Pegnitzer) im Frühjahr 1496 aus seiner Druckerei die nötigen Gerätschaften zusammenpackte und die geeigneten Gesellen heraussuchte. Da in kurzer Zeit gewaltige Arbeit geleistet wurde, zieht er den Schluß, daß auch »jeder eine Presse mit sich führte und daß in Granada mit zwei Pressen gleichzeitig gedruckt wurde«.

Die Druckergesellschaft, die Hieronymus Münzer in Granada im Oktober 1494 antraf, war aber wahrscheinlich nicht erst kurz vor ihm angekommen, da sie ihm als Führer durch die fremde Welt diente. Zwischen der Ankunft dieser deutschen Drucker und der urkundlich erschlossenen Übersiedlung der beiden Deutschen von Sevilla nach Granada liegen also ungefähr eineinhalb Jahre. Anderseits kann man bei Ruppel zwischen den

[3] In den Ausgaben fälschlich: Tegel.

[4] Clm 431, Bl. 152v; Ausgabe Pfandl, S. 65; Übersetz. Puyol, S. 109, bei E. P. Goldschmidt S. 93, Anm. 2.

[5] Schon vorher Clm. 431, Bl. 138v, (Pfandl, S. 45) als »*dominus Joannes de Spira, homo fide dignus*« genannt; er gehörte vielleicht der bedeutenden Druckerfamilie Drach an.

[6] Wohl Gerolzhofen (bei Schweinfurt), nicht Gerlenhofen bei Neu-Ulm.

[7] Konrad Haebler, Die deutschen Drucker des XV. Jahrhunderts im Auslande (München 1924), S. 267.

[8] Die Kapitulation Granadas wurde am 25. November 1491 in Santa Fé unterzeichnet; die Einnahme erfolgte im Januar 1492.

[9] Franciscó Vindel, El arte tipográfico en España durante el siglo XV: (5) Sevilla y Granada (Madrid) 1949, S. LI.

[10] Aloys Ruppel, Stanislaus Polonus, ein polnischer Frühdrucker in Spanien (1946), S. 49.

Zeilen lesen, daß die Zeit zwischen der Abreise der beiden aus Sevilla (zwischen dem 4. Februar und 9. März 1496) und der Vollendung des Druckes der »Vita Christi« des Francisco Jimenez (30. April 1496) unmöglich zum Druck dieses 378 Blatt umfassenden Foliowerkes ausgereicht hätte. Durch die Nachricht Münzers wird bezeugt, daß der Plan zur Errichtung der Druckerei schon im Herbst 1494 bestand; andererseits kann man sicher annehmen, daß sich Johannes Pegnitzer damals nicht unter diesen Druckern befand, sonst hätte ihn Münzer als Nürnberger sicher ausdrücklich genannt. Da ein verhältnismäßig langer Zeitraum zwischen Oktober 1494 u. April 1496 liegt, bestünde natürlich auch die Möglichkeit, daß diese Druckergesellschaft wieder weitergezogen wäre, ohne daß sie in Granada tätig wurde. Daß die Namen dann nicht in anderen Städten auftauchen, ist kein Einwand dagegen; denn wir kennen die Namen der meisten im Ausland tätigen deutschen Drucker des 15. Jahrh. nicht; bekannt sind im allgemeinen nur die Leiter der Betriebe. Man wird es aber doch für gesichert ansehen dürfen, daß die von H. Münzer genannten deutschen Drucker in Granada blieben und in der ersten Druckerei (die auch die einzige während des 15. Jahrhunderts blieb) mitarbeiteten. Konrad Haebler[11] weist auf die auffallende Tatsache hin, daß die Werkstatt der »*Cuatro* (seit 1492: *Tres*) *compañeros Alemanes*« im Jahre 1491 mit einer staunenerregenden Energie ihre Tätigkeit begann und in diesem einen Jahre eine solche Fülle von Arbeit leistete wie keine andere Druckerei Spaniens während der Wiegendruckzeit, daß aber die Produktion schon im nächsten Jahre sehr stark zurückging. Sollte schon im Laufe des Jahres 1492 ein Teil der Belegschaft von Sevilla nach Granada übergesiedelt sein? Ungeklärt bliebe dann allerdings die Frage, warum Johann Pegnitzer und Meinard Ungut erst Anfang 1496 nach Granada zogen und warum man mit dem Typenbestand der beiden Sevillaner Werkstätten arbeitete. Es ist dann sehr wahrscheinlich, daß das ohne Impressum erschienene Werk des Erzbischofs Fernando de Talavera (Copinger 1244 b) schon vor der »Vita Christi« des Francisco Jimenez vollendet wurde; möglicherweise sind noch weitere Drucke aus dieser Werkstatt hervorgegangen.

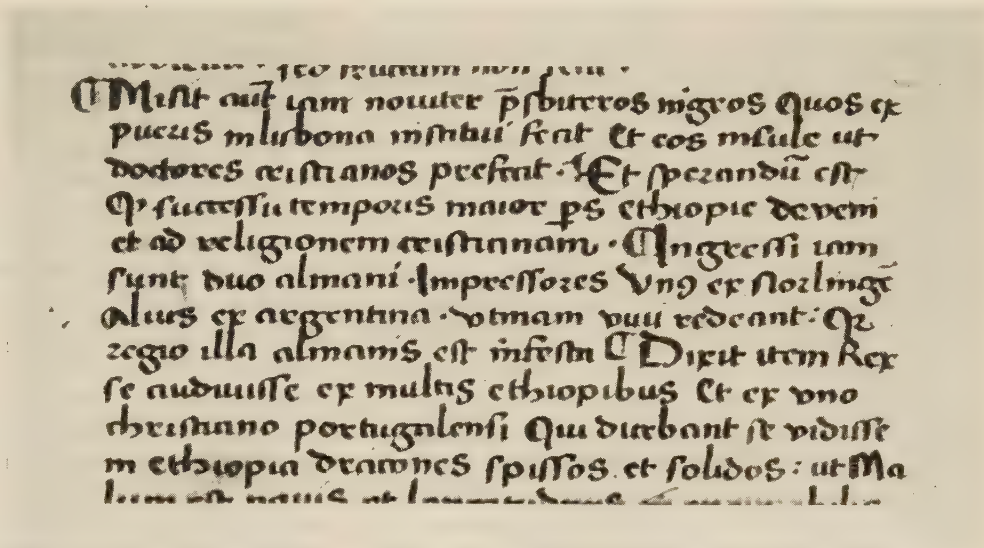

Misit autem nouiter presbiteros nigros quos ex pueris in lisbona instrui fecit Et eos insule ut doctores cristianos prefecit. Et sperandum est quod successu temporis maior pars ethiopie veniet ad religionem cristianam. Ingressi iam sunt duo almani impressores Vnus ex Norlinge alius ex argentina. [illegible] regio illa almanis est infesta. Dixit item Rex se audiuisse ex multis ethiopibus Et ex vno christiano portugalensi Qui dicebant se vidisse in ethiopia dracones spissos et solidos: ut Ma[illegible]

Abb. 2: *Aus dem Bericht des H. Münzer, geschrieben von Hartmann Scheckl: über die Reise deutscher Drucker nach São Tomé.*

2. Deutsche Drucker 1494 auf der Insel São Tomé?

Münzers Nachricht über die deutschen Drucker in Granada ist in der jüngsten Zeit zwar nicht völlig unbeachtet geblieben, sie ist aber bis jetzt für die Geschichte des Granadiner Buchdrucks nicht genügend ausgewertet worden. Es ist vor allem bedauerlich, daß Konrad Haebler diesen Bericht nicht kannte. Die zweite Stelle, an der Münzer von deutschen Druckern auf der Pyrenäenhalbinsel spricht, scheint in neuerer Zeit nicht beachtet worden zu sein, da dieser Teil der Reiseerzählung in den beiden Ausgaben weggelassen wurde und die Edition Friedrich Kunstmanns[12] schon über hundert Jahre zurückliegt.

Am 27. Oktober verließ H. Münzer mit seinen 3 Reisebegleitern die »hochberühmte Stadt« (Granada), am 4. November erreichte er Sevilla; er überschritt am 13. November die portugiesische Grenze und kam am 16. November in Evora an, wo er wieder einen längeren Aufenthalt nahm[13], da damals König Johann II. in Evora residierte. Der Prinzenerzieher Dr. Cataldus Siculus (Cataldo Parisio)[14] stellte ihn dem König vor, und der aus der Geschichte der Berichte über die portugiesischen Entdeckungsfahrten bekannte Valentin Fernandez Aleman diente ihm als Dolmetsch. Der damals schon schwerkranke König[15] lud Münzer viermal zu Tisch und schloß ihn beim Abschied in seine Arme. Über diese Gespräche mit König Johann II. hat Münzer einen besonderen Bericht verfaßt, der erst auf Bl. 280 bis 290 der Handschrift folgt[16]. Während eines Frühstücks im Orangenhain des Schlosses in Evora kam der König auch auf

[11] K. Haebler, S. 266.

[12] Friedrich Kunstmann, H. Münzers Bericht über die Entdeckung der Guinea, mit einleitender Erklärung, in: Abhandlungen der K. B. Akademie der Wiss., Hist. Kl., Bd. 7, Abt. 2 (München 1854).

[13] Die Reise ging weiter über Lissabon (26. Nov.), Santarem, Coimbra, Compostella, Salamanca, Guadalupe, Toledo, Madrid ...

[14] Schriften von ihm wurden schon im 15. Jh. gedruckt (GW 6212–6214).

[15] König Johann II. starb am 25. Oktober 1495.

[16] Der Titel des die Insel São Tomé betreffenden Abschnittes lautet: »*Verba Regis Johannis II Regis portugalie De Insula S. Thome*«; die zitierte Stelle auf Bl. 289r. (s. Abb. 2).

die Insel São Tomé zu sprechen (die im Jahre 1471 von den Portugiesen entdeckt und in Besitz genommen wurde). Deportierte Gefangene waren von dort schon auf primitiven Fahrzeugen zum afrikanischen Festland hinübergefahren. Nach dem Willen des Königs sollte die Insel die Ausgangsbasis für die Christianisierung Afrikas werden. Er hatte schon schwarze Priester, die von Jugend an in Lissabon erzogen worden waren, auf die Insel geschickt, um die Eingeborenen in der christlichen Religion zu unterrichten. Es sei zu hoffen, so meinte er, daß sich im Laufe der Zeit der größere Teil Afrikas dem christlichen Glauben zuwende. »Auch zwei deutsche Drucker, der eine aus Nördlingen der andere aus Straßburg, sind schon dorthin (nach São Tomé) gereist, mögen sie lebendig zurückkehren. Denn das Land ist für die Deutschen recht gefährlich«. (*»Ingressi iam sunt duo almani Impressores vnus ex Norlingen alius ex argentina, vtinam viui redeant Quod illa regio almanis est infesta«*).

An der Tatsache, daß zwei Deutsche die Fahrt nach São Tomé zur Errichtung einer Druckerei antraten, ist angesichts der Bestimmtheit der Angaben nicht zu zweifeln; Münzer betont, daß er seinen Bericht über São Tomé aus dem Munde des Königs selbst habe. Auch der Zweck des Unternehmens ist in dem Zusammenhange eindeutig; die Buchdruckerkunst sollte hier zum ersten Male in den Dienst der christlichen Mission in Afrika gestellt werden. Wahrscheinlich war geplant, diese Lehrbücher, die wohl für die Hand der eingeborenen Priester bestimmt waren, in einem afrikanischen Idiom zu drucken. Alles andere aber liegt im Dunkeln. Sind die beiden deutschen Drucker schon während der Überfahrt umgekommen? Haben sie die Insel erreicht und dort einen frühen Tod gefunden, sind sie wieder umgekehrt, als sich die Aussichtslosigkeit des Unternehmens herausstellte? Hat der Versuch zu praktischen Ergebnissen geführt? Letzteres ist zwar sehr unwahrscheinlich, aber nicht völlig unmöglich. Zu Schiff konnte man jedenfalls die Einrichtung für eine kleine Druckerei und das notwendige Papier verhältnismäßig leicht befördern. Daß dann die sicher wenig umfänglichen Erzeugnisse dieser Presse verloren gegangen wären, würde nicht weiter überraschen. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß die Frage noch eindeutig geklärt wird, wenn auch in den portugiesischen Archiven wohl noch unerschlossenes Material für die Entdeckungs- und Kolonialgeschichte verwahrt wird.

Das wirksamste Motiv, das Kolumbus der Königin Isabella vortrug, war die christliche Missionsidee, die Möglichkeit, daß man den christlichen Glauben auch den noch unbekannten Völkern des Ostens bringen und daß man den damals so schwer auf Europa lastenden Islam auch im Rücken werde fassen können. Die Entdeckung Amerikas war eine Fortführung der achthundertjährigen spanischen Kreuzzüge. Es war nur folgerichtig, daß man auch die Buchdruckerkunst, die ja schon in ihren Anfängen im Dienste der religiösen Welt und der Kirche stand, nun der Verbreitung der christlichen Religion unter Mohamedanern und Heiden dienstbar machte, und es ist kein Zufall, daß Sevilla, das Tor zur Neuen Welt, dabei auch später noch die erste Rolle spielte. Die ersten Druckerzeugnisse, die den Atlantik überquerten, stammten aus der Offizin Ungut-Polonus, die seit 1504 unter der Leitung Jakob Crombergers stand. Sein Sohn Johann Cromberger gründete 1539 mit Hilfe seines Setzers Johannes Pablos die erste Druckerei in der Neuen Welt (Mexiko). Erst 1784 – 290 Jahre nach der Fahrt der beiden deutschen Drucker nach São Tomé – richtete J. Chr. Ritter aus Hof eine Druckerei in Kapstadt ein, die erste auf afrikanischem Boden, von der wir sichere Kenntnis haben.

LORE SPORHAN-KREMPEL

Pergamenter und Pergamenthandel im Bereich der Reichsstadt Nördlingen

DARGESTELLT AN HAND DER NÖRDLINGER KAMMERRECHNUNGEN, MESS-STANDREGISTER UND PERGAMENTERAKTEN IM STADTARCHIV NÖRDLINGEN.

Pergament beherrschte im frühen und hohen Mittelalter vor dem Aufkommen des Papiers den Markt der Beschreibstoffe fast ganz. Von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts an wurde jedoch in den geistlichen und weltlichen Kanzleien und auch im privaten und geschäftlichen Schriftverkehr in steigendem Maß Papier benützt.

Das Pergament wurde aus den Häuten von Ziegen, Kälbern, Eseln und Schweinen durch Einlagern der Häute in Kalk und nachheriges Schaben und Glätten hergestellt. In Italien fertigte man feineres, weicheres und dünneres Pergament an als in Deutschland.

Wie aus den Mess-Standregistern von Nördlingen zu entnehmen ist, besuchten in den Jahren 1468, 1469 und 1470 von 79 jeweils sechs oder sieben Pergamenter mit ihren Waren die große Nördlinger Pfingstmesse. Leider besitzt das Stadtarchiv aus den folgenden Jahren keine weiteren Mess-Standregister. Diese setzen erst wieder im Jahre 1540 ein und laufen dann fast lückenlos durch. In den Mess-Standregistern nach 1540 sind nun überhaupt keine Pergamenter mehr verzeichnet. Das zeigt deutlich die absinkende Bedeutung des Pergaments als Beschreibstoff. Ein geringfügiger Bedarf an Pergamenthäuten blieb wohl in den fürstlichen und städtischen Kanzleien bestehen, sei es für gewisse Urkunden oder aber für Einbanddecken. Doch war die Nachfrage so gering, daß ein Pergamenter, wollte er für sich und seine Familie eine gesicherte Nahrungsgrundlage schaffen, große Landstrecken beliefern und seinen Handel weit ausdehnen mußte.

Die Kammerrechnungen der Stadt Nördlingen, die ab 1399 in fast lückenloser Folge bis 1806 im Stadtarchiv zu finden sind, sowie die dort noch vorhandenen Pergamenterakten geben ein anschauliches Bild von dem langsamen Verfall des Pergamenterhandwerks.

In den ersten erhalten gebliebenen Rechnungsbänden wird die Ausgabe für Pergament (Birmet, Birment, Pergamen) mit der für Papier und andern Schreibmaterialien zusammen angegeben, so daß es nicht möglich ist, Einzelpreise für zugerichtete Häute anzuführen. Auch fehlt es an genauen Spezifikationen, so z. B. ob die Pergamenthaut klein oder groß, gut oder schlecht ist und von welchem Tier sie gewonnen wurde. Nur zwischen Schreibpergament und Einbandpergament »Copperthäuten« wird verhältnismäßig früh unterschieden.

In der Kammerrechnung von 1417 wird ein Gulden als Ausgabe für Pergament verzeichnet, aber es ist nicht angegeben, wieviel Häute um diesen Preis gegeben wurden, so daß es unklar bleibt, ob diese Summe als hoch oder niedrig zu bezeichnen ist. Im selben Jahr werden für Papier etwas mehr als 3 fl ausgegeben, wobei das Ries eineinhalb Gulden kostet. Die Ausgabe für Pergament entspräche also etwa der für 300 Bogen Papier. 1423 betragen die Kosten für Pergament und Papier je 1 fl; im Jahr 1444 kauft die Stadt von dem einheimischen Pergamenter Judenfind um 5 fl Pergament, die Ausgaben für Papier betragen damals etwa das anderthalbfache. Für »14 hüt berments« zahlt die Stadt ihrem »birmenter« anno 1454 1 fl (d.s. 240 Pfennige, pro Haut also 17 dn), für 1000 Bogen Papier wird im selben Jahr fast das Doppelte ausgeworfen. 1480 gibt die Stadt ihrem Pergamenter Michel Wurm für 36 Häute 3 Gulden.

Die Wurm übten lange ihr Handwerk in Nördlingen aus; Michel Wurm beschickte lt. Nördlinger Mess-Standregister in den Jahren nach 1450 die Nördlinger Sommermesse und hielt seine zugerichteten Häute feil mit seinen Berufsgenossen, den Stürzel von Ulm und Augsburg und dem Pergamenter von Lauingen. Einer von Michels Nachkommen, Marx Wurm, geriet infolge schlechten Haushaltens in Schulden, sollte Haus und Werkstatt verlieren (1540) und bat deswegen den Nördlinger Rat um Schutz[1]. Ähnlich erging es drei Jahre später Georg Wurm, der schuldenhalber aus der Stadt geflohen war. Mag man hier vielleicht noch von Verfehlen des einzelnen sprechen, so enthüllt das Gesuch des Pergamenters Hans Wurm vom Jahre 1543 die soziale Notlage dieses Handwerks. »Wiewol ich von Jugend auff meinem Handwerk vil und manchen ordten nachgewandert, dasselbe auch so fleissig und dermassen erfaren und gelernt, daß ich desselben... von andern meistern meines Handwerks, auch denen, die mein Arbait gesucht und gepraucht, kundig und erfarn geacht worden«, schreibt Hans Wurm, ist es ihm trotzdem nicht gelungen, in seiner Vaterstadt Nördlingen mit seinem Handwerk sich und die Seinigen zu ernähren. »Gleichsam unwissentlich« ist Wurm in schwere Schulden geraten, sieht aber keine Möglichkeit, diese jemals zu

[1] Stadtarchiv Nördlingen: Pergamenterakten.

bezahlen, wenn er in Nördlingen bleibt. Er hat sich deshalb um Verdienst an andern Orten umgesehen, »da meine arbait meeren gang oder vertrieb haben, auch ich die feel leichter und Inn größerer anzal, auch ringeren kauff dann allhier bekommen mag«. Er bittet den Rat um Erlaubnis, ohne Verlust seines Nördlinger Bürgerrechtes eine Zeitlang Nahrung und Verdienst außerhalb der Stadt suchen zu dürfen, – verspricht jedoch, nichts gegen Stadt- und Zunftgebrauch zu tun.

Es scheint, daß dies Gesuch vom Rat genehmigt wurde, denn nach 1550 taucht in den Kammerrechnungen kein einheimischer Pergamenter mehr auf. Im Jahr 1555 liefert Peter Stürzel, der Pergamenter von Augsburg, an die Kanzlei 50 Häute Pergament für 10 fl, also pro Haut 30 kr. Der Bote, der diese Ware von Augsburg nach Nördlingen bringt, erhält einen Lohn von 2 Pfund und 8 Pfennig (ca. $^1/_4$ fl). Anno 1559 werden dem Pergamenter Sigmund Beham von Ingolstadt für 30 Pergamenthäute 5 fl bezahlt, je 6 Stück für 1 fl. 1566 zahlt man Daniel Stürzel von Ulm für 100 Häute 25 fl. 1583 kauft die Kanzlei bei den Pergamentern Hans Vischer zu Memmingen, Daniel Stürzel zu Ulm und Peter Stürzel zu Augsburg zusammen 100 Pergamenthäute, deren Preis fast gleichmäßig für 25 Stück »in Münz« 7 fl 4 Pfnd. $28^1/_2$ Pfennig beträgt.

Die Pergamenterfamilie Stürzel muß in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts den süddeutschen Pergamenthandel fast völlig beherrscht haben. Der Name taucht auch in den fürstlichen Landschreibereirechnungen am württembergischen Hof und in den Stadtrechnungen von Nürnberg immer wieder auf[2].

Im Jahr 1584 läßt sich in Nördlingen wieder ein selbständiger Pergamenter nieder. Andreas Köllin, »aus Nellingen b. Ulm gebürtig« erbittet vom Rat das Bürger- und Niederlassungsrecht. Er führt an, daß es in Nördlingen keinen Pergamenter gebe, er also niemand die Nahrung entziehe, und das Heimischwerden eines solchen Gewerbes auch für die Stadt nur von Nutzen sein könne. Er werde sich nach der Stadt Ordnung halten, so daß jederman an ihm ein Wohlgefallen haben werde.

Der Rat beantwortet dieses Gesuch zustimmend. Die Köllin betreiben nun über hundert Jahre lang ihr Handwerk in Nördlingen[3]. Bereits 1586 kauft die Stadt bei Andreas Köllin 25 Pergamenthäute zu 7 fl 4 Pfnd. $28^1/_2$Pfennig i. M.; und solange die Köllin in Nördlingen seßhaft sind, findet man nur noch selten einen fremden Pergamenternamen in den Kammerrechnungen verzeichnet.

1587 gibt Andreas Köllin 25 gefärbte »Compertheut« und 25 Häute Schreibpergament in die Kanzlei und erhält dafür i. M. 15 fl 1 Pfnd. 15 Pfennig. In den folgenden Jahren ändern sich die Preise für Pergament nicht wesentlich. 1599 kostet bei Köllin eine Haut Schreibpergament 22 kr; er liefert davon 40 Stück zur Kanzlei und erhält i. M. 14 fl 7 Pfnd. 2 dn. Im selben Jahr wird von der Nördlinger Kanzlei für Papier eine Summe von etwa 62 fl ausgegeben.

1621 bittet Köllins Sohn, Andreas d. J. für sich und seine Frau um Wiederaufnahme ins Bürgerrecht, das sie beide als gebürtige Nördlinger schon einmal gehabt, aber bei ihrem Wegzug von Nördlingen vor vierzehn Jahren aufgegeben haben. Andreas Köllin d. J. war nach Kitzingen gezogen, hatte dort sein Handwerk ausgeübt, und zwar hatte er seine Ware mehrenteils ins Würzburgische verhandelt und auch von den dortigen Metzgern zu einem »zimlichen Geld« die Rohhäute gekauft. Nun aber, schreibt er in seinem Gesuch an den Rat, hätten sich 2 Pergamenter von Bamberg niedergelassen, »und nur allein, das ich mich nit nach Würzburg ins Pabsttumb begeben wollen, mir die nach Würzburg und ander umbliegenden ortten bedürfftige Waren ... von den Gerbern ganz und gar entzogen worden«. Andreas Köllin ist daher entschlossen, nach Nördlingen zurückzukehren und das nach dem Tod seines Vaters ziemlich in Abgang gekommene Handwerk wieder aufzunehmen und seiner Mutter beizustehen. Ob er tatsächlich nach Nördlingen zurückgekommen ist, wird nicht klar ersichtlich, in den Kammerrechnungen ist bis 1635 immer von der Witwe Köllin die Rede, worunter man doch wohl die Ehefrau des älteren Andreas zu verstehen hat.

Bald nach dem Tod des älteren Andreas machen sich die ersten wirtschaftlichen Folgen des eben begonnenen großen Krieges bemerkbar. Zahlt die Stadt noch 1621 der Witwe Köllin rund 1 fl pro Haut, so kosten 1623 zwei Pergamenthäute 9 fl 27 Pfennig. Auch die Preise für Papier gehen um dieselbe Zeit in die Höhe; 1623 gibt die Stadt dem Heidenheimer Papierer für »Gross-Papier« pro Ries 9 fl und für Maculaturpapier pro Ries 6 fl in Münz. Um 1626 haben sich die Preise wieder etwas stabilisiert und sind gesunken, es werden nun für 20 Schreib- und Comperthäute etwas über 10 fl bezahlt.

1635 war Christoph Köllin Pergamenter in Nördlingen. Der Preis von einem halben Gulden pro Haut hatte sich so ziemlich gehalten, trotzdem war für die Pergamenter eine schlimme Zeit. Sie waren darauf angewiesen, ihr Rohmaterial aus einem weiten Umkreis von ihrem Wohnsitz zu beziehen und ihre Waren ebenso weit zu verhandeln. Das fiel nun um so schwerer, als infolge des Krieges, der sich nach 1634 vornehmlich nach Südwestdeutschland gezogen hatte, Handel und Wandel daniederlagen und die Verkehrsverhältnisse unsicher waren. Aus den verschiedenen Eingaben des Christoph Köllin an den Rat der Stadt Nördlingen geht diese Notlage deutlich hervor. 1641 gibt Köllin an, daß er nun 7 Jahre sein Handwerk treibe und sich und die Seinen die meiste Zeit über »trübselig und elendiglich« ernährt habe. In Nördlingen sei kein Boden mehr für das Pergamenterhandwerk. Er bittet daher, für einige Zeit nach Rothenburg/Tauber ziehen zu dürfen, wo ein Pergamenter ein leichteres Fortkommen habe. Der Rat indes schlägt Köllins Bitte ab. Zwei Jahre darauf richtet der Pergamenter abermals eine Bittschrift an den Rat. Nun sei sein Sohn erwachsen und könne ihm bei der Arbeit helfen, aber er habe nichts zu arbeiten,

[2] 1562 erkauft die fürstl. Kanzlei zu Stuttgart z. B. von Daniel Stürzel zu Ulm 300 Pergamenthäute, immer 5 Stück für 1 fl und 1581 ebenfalls von Daniel Stürzel 200 Pergamenthäute, das Hundert zu 32 fl. Wttbg. Hauptstaatsarchiv Stuttgart. A 256. Landschreibereirechnungen. Jahrg. 1562 und 1581.

[3] Auch die herzogliche Kanzlei zu Stuttgart deckte bei den Nördlinger Pergamentern nun zeitenweise ihren Bedarf, so z. B. im Jahr 1599, wo für 29 fl insgesamt 100 Pergamenthäute bei Köllin gekauft wurden. Wttbg. Hauptstaatsarchiv Stuttgart. A 256. Landschreibereirechnungen. Jahrg. 1599.

denn er sei zu arm, um Rohmaterial einzuhandeln. Nicht einmal zwei oder drei Häute könne er aus eigenem Vermögen anschaffen, was er ankaufe, gehe alles auf Borg. Der Rat möge ihm ein Darlehen von 30 fl vergönnen, die er durch Lieferungen an die Kanzlei abzahlen wolle.

Aber auch diese 30 Gulden, die Köllin tatsächlich vom Rat erhalten hatte, konnten ihm nicht helfen, denn die Zeiten wurden anstatt besser noch schlechter. Wehmütig vergleicht Köllin in einer neuen Eingabe das Einst mit dem Jetzt: ehemals hatte er das Jahr hindurch tausend Gulden und mehr in die Stadt gebracht, jetzt sind es kaum mehr hundert. So wiederholt der Pergamenter seine Bitte, unter Beibehaltung des Bürgerrechtes für ein oder zwei Jahre mit seiner Familie nach Rothenburg/Tauber ziehen zu dürfen, von wo aus er seine Ware ins Frankenland – nach Würzburg und Bamberg – verschleißen könne, was von Nördlingen aus zu weit und zu teuer wäre. Diesmal wird ihm der Abzug erlaubt. Während seiner Abwesenheit drängt sich nun der Gerber Tobias Platzer in das Handwerk, läßt auf Köllins Namen Instrumente in Augsburg anfertigen und verkauft ebenfalls in Köllins Namen nach außerhalb der Stadt fertige Ware. Darüber führt Köllin in einer Eingabe vom Juli 1652 bittere Klage. »Ungesehen er (Platzer) die Leute mit ungerathener und ungiltiger Ware ziemlich angeführt, mir inzwischen meine Nahrung unverantwortlich vor dem Mund abgeschnitten, ja, die Gerber allhier meiner noch gespottet und ... gesagt, daß mein Handwerk (so ein Geschenkt Handwerk) müsse ja eine liederliche Kunst und Handwerk sein, daß man bei einem Stümpflein Licht ungewiesen erlernen könne, welches nicht nur mir, sondern einem ganzen erbaren Handwerk der Pergamenter, deren in Deutschland wenige anzutreffen, zum höchsten Schimpf und Spott gereichet...«

Obwohl der einzelne Pergamenter sich wacker um sein Handwerk wehrte, hatte es doch als solches keine Zukunft mehr. Zwischen 1700 und 1710 zahlt die Stadt Nördlingen dem Pergamenter Jörg Rupfle für Pergament durchschnittlich im Jahr 8 Gulden, und in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts ist in den Kammerrechnungen für Pergament überhaupt keine Ausgabe mehr verzeichnet.

Der Pergamenter Johann Michael Bosch beklagt sich anno 1731 darüber, daß die Vorsteher der Gerberzunft fälschliche Anschuldigungen gegen ihn erheben, vor allem deshalb, weil er noch mehrere Felle lohrot zu machen in Arbeit habe. »Dieses bin ich zwar nicht in Abrede«, schreibt Bosch, »allein gegenwärtiger harter Winter zwang mich hierzu, maßen ich viele Fell in Äschen gebracht, in Hoffnung, gut Pergament daraus zu verfertigen, weilen aber das Pergament keine Kälte leidet, als mußte ichs, soll anders die war in Äschen nicht verderben, zu meinem Schaden lohrot machen«.

Bosch konnte sich aber auch nicht halten, er kam in Konkurs und zog von Nördlingen weg. Ungelernte bemächtigten sich des Handwerks und betrieben es fernerhin.

Als gegen Ende des 18. Jahrhunderts das »Handwerk« sich in die »Manufaktur« oder »Fabrik« verwandelte, kam es an manchen Orten, z. B. in Waiblingen bei Stuttgart auch zur Gründung von Pergamentfabriken, deren Anzahl freilich beschränkt bleiben mußte, weil der Verbrauch der hergestellten Ware entsprechend gering war. So verarbeiteten z. B. alle Buchbinder zusammen in Ludwigsburg gegen Ende des 18. Jahrhunderts jährlich nur für 500 fl an Pergament[4].

[4] Wttbg. Hauptstaatsarchiv Stuttgart. A 202. Geh. Rat. R. 46. Nr. 109

WOLFGANG REUTER

Zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Buchdruckgewerbes im Rheinland bis 1800

(Köln - Bonn - Düsseldorf)

INHALT

*

Die vorliegende Arbeit wurde von der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn 1956 als Dissertation genehmigt.

*

EINLEITUNG

Als im Jahre 1906 die »Histoire économique de l'imprimerie« (für Frankreich) von Paul Mellottée[1] erschien, wurde sie als bedeutender und wichtiger Beitrag zur Geschichtsschreibung der Buchdruckerkunst begrüßt, die bis dahin, besonders seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, allzu einseitig von der Erforschung der Typographie und von der Inkunabelbibliographie her bestimmt worden war. Viele einzelne Forschungen bemühten sich darum, Licht in das Dunkel der Anfangszeit der Druckkunst zu tragen. Besonders Oskar Hase, Paul Heitz, Albrecht Kirchhoff, Johann J. Merlo, Karl Stehlin, Ernst Voul-

[1] Mellottée, Paul: Histoire économique de l'imprimerie, Paris, 1906 (= Tome I: 1469-1789).

liéme und Otto Zaretzky[2] machten sich durch ihre intensiven Einzeluntersuchungen und durch teilweise auf Quellenforschungen beruhende Beiträge zur Erforschung der Frühzeit der Buchdruckerkunst um die Historiographie der »ars impressoriae« verdient. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Fragen blieben im Hintergrund und wurden als dienend für das Gesamtverständnis noch nicht erkannt oder kaum beachtet. Erst in der 1920er und 1930er Jahren machten sich besonders Konrad Haebler, Gustav Mori, Walther Oschilewski und Karl Schottenloher an diese Materie heran und wiesen an Hand ihrer Unterlagen auf die das Gesamtbild bestimmenden sozialen und wirtschaftlichen Fragen hin. Diese Erörterungen blieben Bausteine für das noch zu schaffende Gesamtwerk.

Wohl wurden in den umfassenderen Darstellungen der Geschichte der Buchdruckerkunst, z.B. von E. von Rath und R. Juchhoff, H. Barge, W. Krahl, K. Falkenstein, besonders aber bei K. Faulmann, soziale und wirtschaftliche Fakten in die Darstellung einbezogen. Sie entstammten meist aber Zeitschriftenaufsätzen, die bisher verstreut gewesen waren; eine eigene Quellenforschung ließen sie vermissen. Die fünfbändige Geschichte des deutschen Buchhandels von F. Kapp und J. Goldfriedrich[3] berücksichtigte erst in zweiter Linie den Buchdruck. Mit vollem Recht konnte deshalb Hans Bockwitz noch 1948 feststellen[4]: »Eine zusammenhängende, vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus gesehene Geschichte der Buchdrucker- und Papiermacherkunst ist noch nicht geschrieben!«

Nicht nur ihm scheint es wichtig, danach zu fragen, wer die Drucker waren, wo sie herkamen (aus welchen Gesellschaftsschichten), was sie zu ihrem Beruf führte, wie sich ihre wirtschaftliche und soziale Lage gestaltete. Denn daß sie »im Wirtschaftsleben der Völker eine bedeutsame Rolle als Hersteller und Verbraucher, als Produzenten von Ware in Gestalt von Büchern und Zeitschriften, Zeitungen und Werbedrucken von Anfang an gespielt haben«[5], ist eine historische Tatsache. – In der vorliegenden Arbeit werden dieselben Fragen gestellt, um die wirklichen Wirtschaftszustände und ihre Wandlungen innerhalb dreier Jahrhunderte, um das Typische gegenüber den weniger bestimmenden Erscheinungen im Buchdruckgewerbe, speziell Kölns, zu erkennen. Der sozialgeschichtlichen Entwicklung des wirtschaftenden Menschen, in unserem Falle des Buchdruckergesellen, aber auch der gesellschaftlichen Situation des Buchdruckerherrn wird besondere Beachtung geschenkt. Um die Erscheinungen besser verstehen zu können und um ihren Standort innerhalb der allgemeinen Wirtschafts- und Sozialgeschichte aufzuzeigen, werden hier und da allgemeinere Betrachtungen eingeflochten, die das Buchdruckgewerbe in die Gesamtgeschichte einordnen.

Die Arbeit will ein Beitrag zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Buchdruckerkunst im allgemeinen und zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Kölner Buchdrucks im besonderen sein, der 1964 seine 500-Jahr-Feier begehen kann. Trotz gewisser Bedenken ist versucht worden, die Kölner Verhältnisse in einer zusammenhängenden Übersicht über dreihundert Jahre hinweg zu durchleuchten. Die zeitliche Begrenzung des Stoffes durch das Ende des 18. Jahrhunderts scheint deshalb berechtigt, weil durch die Franzosenzeit und die folgende preußische Gewerbefreiheit die alte Stadtwirtschaft ihr Ende findet und andererseits im Jahre 1800 die ersten Anzeichen der industriellen Revolution im Buchdruckgewerbe erkennbar werden[6], das Untersuchungsobjekt also wirtschaftsgeschichtlich und gewerbegeschichtlich einen natürlichen Einschnitt erfährt.

Von J. von Büllingen abgesehen[7], haben sich vornehmlich J.J. Merlo, E. Voulliéme und O. Zaretzky als erste mit der Geschichte des Kölner Buchdrucks befaßt und zu diesem Zweck auch Quellenforschung getrieben. Einzelne Teiluntersuchungen verschiedener Autoren[8] folgten in späterer Zeit. Eine nähere Auseinandersetzung mit wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Fragen unterblieb. Erst in jüngster Zeit wieder verband S. Corsten mit seinen typographischen Forschungen soziale und wirtschaftliche Erörterungen. – Besonders für das 16. bis 18. Jahrhundert lagen so gut wie keine Forschungsergebnisse vor. Die vorliegende Arbeit stützt sich deshalb wesentlich auf das Akten- und Urkundenmaterial des Historischen Archivs der Stadt Köln[9]. Besonders erfreulich war die Ausbeute der Handels- und Zunftakten für das Thema. Auf sie gründeten sich hauptsächlich die Forschungsergebnisse. Die Testamente Kölner Bürger ergänzten wesentlich den biographischen Teil, gaben oft auch Aufschluß über wirtschaftliche Verhältnisse. Die Prozeßakten sind für die Geschichte der einzelnen Firmen sehr wichtig; für die vorliegende Arbeit fanden sie aber nur teilweise Verwendung, da sie sonst den Rahmen gesprengt hätten. Die Ratsprotokolle konnten nur unsystematisch ausgewertet werden, da ihre gründliche Durcharbeitung ein Menschenalter in Anspruch nehmen würde[10]! Aus gleichen Gründen mußte eine systematische Verarbeitung der Briefbücher (Copienbücher), Schreinsurkunden, Tauf- und Traubücher wegen ihres riesigen Umfanges und der voraussichtlich geringen Ausbeute unterbleiben. Der Verfasser erhebt daher keinen Anspruch auf Vollständigkeit in Bezug auf die Auswertung des Quellenmaterials.

Das dem Kölner Abschnitt vorangestellte Verzeichnis von Buchdruckern ist ein erster Versuch dieser Art für Köln und lehnt sich in der Anlage an das Buchdruckerlexikon von J. Ben-

[2] Im Literaturverzeichnis sind die Werke der zitierten Autoren aufgeführt.

[3] Kapp, Friedrich: Geschichte des deutschen Buchhandels, Bd. 1, Leipzig 1908; Goldfriedrich, Johann: (Fortsetzung der) Geschichte des deutschen Buchhandels, Bd. 2–5, 1909–23.

[4] Bockwitz, Hans H.: Kulturgeschichtliche Sendung der Buchdruckerkunst, S. 204.

[5] Ebenda, S. 204.

[6] In das Jahr 1800 fiel die Erfindung der eisernen Druckpresse durch Lord Stanhope.

[7] Er trug als erster Material für die Geschichte des Kölner Buchdrucks zusammen (Anfang des 19. Jahrhunderts). Vgl. die Angaben im Literaturverzeichnis.

[8] Vgl. das Literaturverzeichnis (Der Buchdruck in den einzelnen Städten – Köln), so z. B. Domel, Haentjes, Theele, u. a.

[9] Zum Teil wurde auch Material aus dem Staatsarchiv Düsseldorf verwertet.

[10] Bis heute besteht noch kein Register, das die ungeheure Fülle des Materials dem Forscher offen darlegt, abgesehen von dem unzureichenden und unvollständigen Wegweiser, den Dr. h. c. Fuchs bearbeitete und auf den sich der Verfasser hauptsächlich gestützt hat.

zing an. Als Materialsammlung und zur Entlastung der in Kapitel 2 gemachten Ausführungen glaubt der Verfasser, dieses hier einfügen zu müssen. Denn eine Darstellung der Geschichte sämtlicher Offizinen Kölns kann hier keinen Platz finden. Die Auswahl der im Verzeichnis stichwortartig dargestellten Buchdruckerschicksale steht im direkten Verhältnis zu den im folgenden Kapitel 2 geschilderten wirtschaftlichen Verhältnissen. Deshalb ist Vollständigkeit in der Biographie der Zitierten angestrebt, aber Vollständigkeit in der Nennung der Namen unterlassen worden. Die Angaben zu jeder Person aus dem 15. und 16. Jahrhundert stützen sich in erster Linie auf die zitierte Literatur; sie werden häufig aber auch durch Aktenfunde ergänzt. Für die spätere Zeit hat neben Büllingens »Annales Typographici Colonienses« nur noch (von wenigen Ausnahmen abgesehen) archivalisches Quellenmaterial zur Verfügung gestanden. Das Quellenverzeichnis am Schluß bietet für weiteres Studium eine schnelle Einführung in das Material, das in Kapitel 2 eingehend erörtert wird.

In einem zweiten Teil werden die wirtschaftlichen Verhältnisse des Buchdruckgewerbes in Bonn und Düsseldorf dargestellt. Die hier gänzlich anders gearteten Erscheinungen lassen es zweckmäßig erscheinen, sie an dieser Stelle den Kölner Buchdruckern gegenüberzustellen. Als Darstellungsmethode ist die chronologische Schilderung gewählt worden. Nach Kenntnis der Zustände in Köln und der im ersten Teil eingefügten allgemeineren Betrachtungen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte wird es dem Leser ein leichtes sein, auch die Bonner und Düsseldorfer Buchdrucker an den gehörigen Platz innerhalb der Gesamtgeschichte zu stellen. Da die sozialen Verhältnisse der Gesellen (cum grano salis) dieselben gewesen sind wie in Köln, wird auf das Kapitel 3 des ersten Abschnittes verwiesen.

Der Darstellung der Bonner und Düsseldorfer Verhältnisse lagen in erster Linie die Rechnungsbücher der Landrentmeistereien (für Kurköln: – Bonn; für das Herzogtum Berg: – Düsseldorf) zu Grunde. Ihnen ließen sich nicht nur die Gehälter und Löhne der Hofbuchdrucker entnehmen, sondern auch das Anstellungsdatum, die Anstellungsdauer, die Einordnung in den Hofstaat und vieles mehr. Für Bonn ergänzten die Universitätsrechnungen sowie die Druck- und Bücherrechnungen des Kurfürsten Max Franz die Darstellung der wirtschaftlichen und Betriebsverhältnisse. Die Rechnungen der Pfennigmeistereien des Bergischen und Jülichschen Herzogtums vermehrten die Düsseldorfer Angaben. Gerichtsakten konnten fast gar nicht herangezogen werden. Andererseits brachte der unverhoffte Fund der Privilegien und Anstellungspatente eine wesentliche Aufhellung des Dienstverhältnisses am Bonner Kurhofe mit sich. Für Düsseldorf fehlen leider Akten solcher Art, so daß diese Abhängigkeitsverhältnisse teilweise erschlossen und durch Vergleich mit anderen Hofbuchdruckereien gefunden werden mußten.

Bislang haben sich nur wenige Historiker mit der Materie der Hofbuchdruckerei beschäftigt. Die Bonner Verhältnisse sind unter den vorliegenden Gesichtspunkten überhaupt noch nicht untersucht worden, ebensowenig die Düsseldorfer. Das einzige Werk, das sich in einer zusammenfassenden Darstellung mit dem Bonner Buch- und Zeitungsdruck beschäftigt, schrieb 1953 Th. A. Henseler[11], dem aber mehr das Zeitungsverlagswesen am Herzen lag. Für die Kenntnis der Düsseldorfer Hofbuchdrucker ist bis heute, abgesehen von Einzeldarstellungen, immer noch L. Merländers Arbeit heranzuziehen, wenn sie auch einige Fehler aufweist. F. Schubert stützt sich wesentlich auf Merländer. Als neuestes Werk, allerdings vom Standpunkt der Zeitungsgeschichte, liegt H. Stöckers »Düsseldorfer Zeitungskunde« vor, die für die Geschichte der Hofbuchdruckerei nur wenig Neues bringt. –

Der eigentliche Anstoß zur Beschäftigung mit dem Themenbereich erfolgte im Seminar für Wirtschafts- und Sozialgeschichte bei Herrn Prof. Dr. F. Steinbach. Bei der Betrachtung der sozialen Betriebsverhältnisse im Buchdruckgewerbe in historischer Sicht wurde der Verfasser auf die oben geschilderten Lücken in der wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Forschung gelenkt. So entstand der vorliegende Versuch, wenigstens die Verhältnisse von Köln, Bonn und Düsseldorf näher zu untersuchen. – Besonders möchte ich Herrn Prof. Dr. F. Steinbach Dank sagen für den Rat, den er mir ständig zuteil werden ließ. Die Herren Dr. J. Benzing und Dr. S. Corsten gaben aus ihrer Sachkenntnis heraus manche Anregung, wofür ihnen gedankt sei.

I

DER BUCHDRUCKER ALS FREIER UNTERNEHMER IN KÖLN

1. Verzeichnis Kölner Buchdrucker (1464–1800)[11a] (nach Jahrhunderten geordnet)

15. Jahrhundert

Bongart, Hermann, 1493–1521

Aus Kettwig stammend. Matrikel an der Universität Köln vom 17. 4. 1476[12]. Druckerverleger, ca. 50 Werke, bes. Theologie. Ratsdrucker. Offizin im Hause »Zum Wilden Mann« am Alten Markt. Unterschreibt mit die Petition an den Papst von 1501[13]. Kaufmann und Buchhändler seit Anfang der 1480er Jahre[14]. Besitzt zwei Läden am Alten Markt. Kauft am 28. 6. 1492 407 Pfd. und am 10. 12. 1492 276 Pfd. Leim[15].

Hauserwerb: am 16. 12. 1490 das Haus »Zum Wilden Mann« von Rudolf Spot; am 19. 10. 1491 das anhängende Nebenhaus. Das Haus »Avignon« in der Bürgerstraße. 1496 (Sept. 17) das Haus »Zur Weiden« in der Gereonstraße. 1503 (Dez. 15) ein Haus (ohne nähere Bezeichnung). Später Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Aufnahme eines Darlehens am 26. 6. 1520 in Höhe von 200 fl. Das Haus »Zur Weiden« fällt an den Grundherrn zurück.

---

[11] Siehe das Literaturverzeichnis; ebenso für die Titel der folgend genannten Autoren.

[11a] Hier sind nur die Buchdrucker berücksichtigt, deren Tätigkeit wirtschaftsgeschichtlich interessiert oder zu deren Biographie neue Angaben gemacht werden. Man vergleiche im übrigen J. Benzings Buchdruckerlexikon, Abschnitt Köln. – Die jeweils erwähnte Zahl der Verlagstitel ist natürlich nur eine approximative, um wenigstens annähernd die Verlagsproduktion anzugeben. – Die Literatur wird hier nur abgekürzt zitiert. Ausführliche Angaben findet man im Literaturverzeichnis S. 735 f.

Freundschaftliche Beziehungen zu dem Drucker Cornelius von Zierickzee. Gestorben vor dem 23.6.1527. – Sohn: Johann Bongart, Matrikel der Universität Köln vom 9.7.1499[16]. Tochter heiratet Nikolaus, Sohn des Corn. von Zierickzee.

Voulliéme, Dte. Drucker, S. 54; ders., Buchdruck Kölns, S. LXIX; Benzing, Lexikon, S. 86; Corsten, Kölner Buchdruck, S. 22f.; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XIX; Corsten, C. v. Zierickzee, S. 10f.; L. Ennen, Hermann Bongart, in: ADB 3, S. 122; Nörrenberg, Drucker des Flugblattes.

GÖTZ, Nikolaus, 1474-1480

Aus Schlettstadt im Elsaß stammend. Hatte das Goldschmiedehandwerk erlernt. Um 1460 in Mainz. Dort oder in Straßburg Begegnung mit der Buchdruckerkunst. Studium der Rechte in Köln seit Dezember 1470, doctor legum[17]. Mitglied der Hanseatischen Gesellschaft in Köln[18].

Lohndrucker, bes. für die Verleger Helman und Quentel. Götz hatte einen Teil des Typenmaterials von Johann Schilling übernommen. Wegen einer Schmähschrift, die Erwin von Stege mit Typen und Druckmaterial des Götz 1477 gedruckt hatte, verlor Götz durch Beschlagnahmung seitens der Stadt dieses und auch seine Druckerei. 1481-1484 klagte er gegen die Stadt auf Schadenersatz. Verließ Ende 1480 Köln. Seit 1481 in Mainz, nach 1483 in Graz, später wieder in Schlettstadt.

Voulliéme, Dte. Drucker, S. 45-46; ders., Buchdruck Kölns, S. XXVIII; Corsten, Kölner Buchdruck. S. 66 ff.; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XVI; Zaretzky, Zensurprozeß, S. 6 ff.; Zaretzky, Bilderbibel; Kelchner, Nikolaus Götz, in: ADB 10, S. 253f.

GULDENSCHAIFF, Johann, ca. 1470-1494

Aus einem Mainzer Patriziergeschlecht stammend. Lernte wohl bei Zell in Köln. Druckerverleger, ca. 60 Werke. – Buchhändler. Im Jahre 1490 Buchhandelsverbindungen bis nach Venedig. Akzisestundung am 26.7. (1469 oder) 1473 für 34 Ries Papier[19].

Voulliéme, Dte. Drucker, S. 48; ders., Buchdruck Kölns, S. XL-XLI; Corsten, Kölner Buchdruck, S. 18; Kelchner, Johann Guldenschaff, in: ADB 10, S. 114f.

KOELHOFF, Johann, 1472-1493

Aus Lübeck stammend. Erlernung der Buchdruckerkunst in Venedig (bei Wendelin). Seit 1472 in Köln. Kaufmann, Buchhändler. Verleger, u. a. für die Lohndrucker Bartholomäus von Unkel und Ludwig Renchen. Drucker. Offizin im Hause »Ederen« apud St. Laurentium. Über 80 Werke.

Mitglied der Hanseatischen Gesellschaft und der Goldschmiedezunft. Einfuhr von Papier (Stundung der Akzise): am 29.5.1473 22 Ballen, am 1.10.1474 59 Ballen und am 8.5.1479 12 Ballen[20]. Handel mit Wolle und anderen Gütern. Geschäftsvertrag vom 24.10.1486 mit dem Buchhändler Johann Ewiler in Lübeck betr. den Verkauf von Büchern. Export nach Livland, Schweden, Dänemark und Italien[21].

Hauserwerb: vor 1475 ein Haus (ohne nähere Bezeichnung), am 14.2.1480 das Haus »Ederen« auf dem Eigelstein, 1484 ein Haus, das aber 1491 wieder veräußert wurde. – Koelhoff war ein vermögender und angesehener Bürger. 1479 (Febr. 2) trat er als Zeuge bei der Einführung einer Regel im Minoritenkloster in Köln auf[22]. Freundschaftliche Beziehungen zu Ulrich Zell. Geschäftsverbindungen mit berühmten Italienfahrern. – Gestorben Anfang 1493[23]. Offizin vom Sohn, J. K. dem Jüngeren, übernommen.

Voulliéme. Dte. Drucker, S. 45; ders., Buchdruck Kölns, S. XXII; Corsten, Kölner Buchdruck, S. 61ff.; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XIV; J. J. Merlo, Koelhoff, in: ADB 16, S. 419f.

KOELHOFF, Johann, der Jüngere, 1493-1502

Sohn des Johann K. Studium der Rechte an der Universität Köln seit 1487[24]. – Kaufmann, Buchhändler. Verleger und Drucker. Ratsdrucker. Ca. 30 Werke (meist deutscher Sprache).

Seit 1491 Handel mit Vieh, Wein, Heringen, Käse, u. a. Gütern. Erwarb 1496 das Haus »Ryle«, verkauft nach 1500. Eigentümer eines Anteils an einem Haus in der Schildergasse, 1497 veräußert. Geschäftsverbindung mit Heinrich Kolenberg von Neuß.

Wegen des nicht genehmigten Drucks der »Chronik van der hilligen stadt Cölln« (Verkaufsverbot der gedruckten Exemplare) nach 1499 Verarmung. Durch Verschuldung Zwangsverkauf des Grundbesitzes. Verbannung aus der Stadt. Offizin durch Verkauf oder Verpfändung an Heinrich Kolenberg.

Voulliéme, Dte. Drucker, S. 54; ders., Buchdruck Kölns, S. LXVI; Benzing, Lexikon, S. 86; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XV; Höhlbaum, Chronik; J. J. Merlo, Koelhoff, in: ADB 16, S. 419f.

LANDEN, Johannes, 1496-1522

Aus der Gegend von Lüttich stammend. Wurde 1497 Bürger von Köln. Druckerverleger, ca. 20 Werke. Offizin bis 1507 in der Straße »Untersechszehnhäuser«, danach in der Gereonstraße.

Voulliéme, Dte. Drucker, S. 54, ders., Buchdruck Kölns, S. LXXI; Benzing, Lexikon, S. 86.

QUENTEL, Heinrich, 1478-1501 (-1520)[25]

Aus Straßburg gebürtig. Dort wohl Erlernung der Buchdruckerkunst. Druckerverleger und Buchhändler. Über 200 Werke. Seit 1478 eigene Druckerei, später im Hause »Zum Palast« am Domhof. Verlagsgesellschaft mit dem Verleger Johannes Helman, geschlossen zwischen dem 17.4. und 31.8.1479.

Einfuhr von Papier (Stundung der Akzise): 12 Ballen am 12.12.1478; am 27.3.1479 24 Ballen, 14 Ballen am 17.4.1479. Von 1477-1480 durch Joh. Helman 356 Ballen Papier[26]. Quentel ließ bis Sommer 1479 auch

---

[12] Keussen, Matrikel Nr. 350, 3.

[13] Ein Prozeß gegen das Erzbischöfliche Offizial, das am 12.11.1499 eine Zensurordnung veröffentlicht hatte, war eröffnet worden. Nun suchten die Kölner Buchhändler und Druckerverleger in einer Petition beim Papst Hilfe. Unterschrieben ist dieser Brief, datiert vom 3.9.1501, von: Ludovicus de Reyngen, Johannes de Soelingen, Henricus de Nussia, Wilhelmus de Belle, Johann de Dursten, Johannes de Landen, Hermann Bongart de Ketwich, Cornelius de Zurixee, Petrus Voegel, Wilhelm de Aesten, Christianus de Nurenberga, Henricus Friese, Theodoricus de Berse, Gerardus de Amesfordia.

[14] Der Buchhändler Heinrich Trach hielt sich 1482 bei (seinem Berufskollegen?) H. Bongart auf. Vgl. den Brief des H. Trach an J. Amerbach vom 10.11.1482, in Amerbach-Korrespondenz, Bd. 1, S. 4.

[15] Kuske, Handel, Bd. 3, S. 125.

[16] Keussen, Matrikel, Nr. 443, 6. – facult. art.

[17] Keussen, Matrikel, Nr. 329, 7.

[18] StA Köln: Hans. UB. 10, 497

[19] Kuske, Handel, Bd. 3, S. 56.

[20] Kuske, Handel, Bd. 3, S. 50, 85 u. 88. – Da nur etwa $^1/_3$ der Akzise nicht sofort bezahlt wurde, geben diese Register natürlich nur einen Teil der eingeführten Waren wieder. Für das übrige eingeführte Papier, über deren Menge wir keine Kenntnis haben, hat Koelhoff (und ebenso seine Berufskollegen) sofort die Akzise entrichtet.

[21] Kuske, Handel, Bd. 2, S. 614.

[22] StA Köln: Hans. UB. 13, 479.

[23] Vor dem 6. April 1493, nach Haitz/Zaretzky, S. XIV.

[24] Keussen, Matrikel, Nr. 396, 8. – Oktober 1487.

[25] Die in Klammer gesetzten Jahreszahlen zeigen an, daß die Firma unter dem alten Namen von den Erben oder einem Geschäftsführer fortgeführt wird.

[26] Kuske, Handel, Bd. 3, S. 80 u. 84. – Helman wurden zwischen dem 25.1.1477 und dem 15.4.1480 allein für 356 Ballen Papier die Akzise gestundet. Da ein Ballen rd. 10 fl kostete (nach Zedler, Preise, S. 268f.) – nach Noss, Niederrheinischer Albus, 1892, S. 9f. ist 1 fl oberrhein. = $1^1/_2$ fl niederrheinisch – und diese Einfuhr nur einen Teil der wirklich gekauften Papiermenge ausmachte, müssen etwa 5000-10000 fl in drei Jahren allein für Papier ausgegeben worden sein.

bei Götz u. a. Lohndruckern arbeiten. Später vergab er Aufträge an die Druckerei Retro Minores. Die Firma Helman-Quentel ließ vornehmlich bei Götz, Renchen, Unkel und Schilling drucken. – Buchhandelsexport bis in den Ostseeraum, nach Antwerpen und Venedig.

Heinrich lebte 1483-1487 in Antwerpen; dort Filiale der Firma. Verheiratet mit der Tochter Helmans, Elisabeth. Seit 1479 Bürgerrecht besitzend. Gestorben im Herbst 1501. – Der Verlag und die Druckerei werden von den Erben Quentel fortgeführt.

Voulliéme, Dte. Drucker, S. 50; ders., Buchdruck Kölns, S. LXV ff.; Benzing, Lexikon, S. 86; Corsten, Kölner Buchdruck, S. 72ff.; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XVII; J. J. Merlo, Quentell, in: ADB 27, S. 37-39; Gerlach, Kölner Bilderbibel.

RENCHEN, Ludwig, 1475-1482

Als anonym. Lohndrucker, 1483-1505. Aus Baden stammend. Druckerverleger, ca. 15 Werke. Hauptsächlich Lohndrucker, bes. für die Verleger Koelhoff, Quentel, ten Raem. Buchhändler. Bezahlte 1493 Akzise für Büchereinfuhr. Unterschrieb mit die Petition an den Papst betr. die Zensurordnung in Köln[13].

Erwarb am 27.9.1485 gegen eine Rente von 10 fl. ein Haus an der Marspforte, 1490 wieder verkauft. Danach in der Gr. Neugasse wohnend. In den 1490er Jahren verarmt. Seinen beiden Söhnen wurde am 1.12.1500 die Matrikelgebühr an der Universität erlassen[27].

Voulliéme, Dte. Drucker, S. 51; ders., Buchdruck Kölns, S. LVII; Benzing, Lexikon, S. 86; Corsten, Kölner Buchdruck, S. 94f.; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XIX; J. Franck, Ludwig von Renchen, in: ADB 19, S. 599 f.

SCHILLING, Johannes, ca. 1470-1474

Aus Winternheim, Diözese Mainz. Studium in Basel, Matrikel vom 18.10.1460, 1462 Baccalaureus. Seit 1465 Studium in Erfurt, Magister. – Lohndrucker in Köln seit der Anfang 1470er Jahre; für J. Helman arbeitend. Machte sich vor dem 4.3.1472 selbständig als Druckerverleger. Wegen Schulden im Frühjahr 1474 aus Köln geflohen. Danach Druckerverleger und Buchhändler in Basel. Verlor 1476 wegen Schulden seine Selbständigkeit und wurde Geselle bei B. Ruppel in Basel. Floh Anfang 1477 ins Ausland. Druckte 1478-81 in Vienne (Südfrankreich). Nach 1484 Verleger und Buchhändler in Toulouse.

Voulliéme, Dte. Drucker, S. 24f.; ders., Johannes Schilling – Solidi, Zbl. f. Bibliothekswesen 30, 1913, S. 220-225; Corsten, Kölner Buchdruck, S. 41ff.

THERHOERNEN, Arnold, ca. 1470-1482

Aus der Diözese Utrecht. Matrikel der Universität Köln vom 4.5.1468[28]. Ausbildung wohl bei U. Zell. Druckerverleger, ca. 90 Werke. Schöpfer neuer Schriften. Offizin in der Straße »Untersechzehnhäuser«. Verbindung zu dem Karthäuserkloster. Kauf eines Hauses am 24.3.1479. – Gestorben 1484. Offizin von Molner und Welcker fortgeführt.

Voulliéme, Dte. Drucker, S. 42, ders., Buchdruck Kölns, S. XII; Corsten, Kölner Buchdruck, S. 19ff.; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XII.

UNKEL, Bartholomäus, 1475-1484

Druckerverleger und Lohndrucker, bes. für die Verleger Johann Helman und Johann Koelhoff. 36 Werke.

Voulliéme, Dte. Drucker, S. 46ff.; ders., Buchdruck Kölns, S. XXXV; Corsten, Kölner Buchdruck, S. 66; Gerlach, Kölner Bilderbibel.

WINTERS VON HOMBERG, Konrad, ca. 1470-1482

Buchhändler. Druckerverleger, 30 Werke. Lernte wohl bei Zell. Einfuhr von Papier (Akzisestundung): (1469 oder) 1473 6 Ballen; am 27.11. 1479 für 10 Ballen Papier; am 18.9. 1479 für 1 Packen Bücher[29].

Die 1479 von ihm gedruckte lateinische Bibel trägt den ersten Zensurvermerk der Universität Köln: »admissum et approbatum ab almae universitate studii civ. Col. etc.«[30].

Voulliéme, Dte. Drucker, S. 48; ders., Buchdruck Kölns, S. XXXVII; Corsten, Kölner Buchdruck, S. 13; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XVII.

ZELL, Ulrich, 1464-1503

Aus Hanau stammend. Studium in Erfurt seit 1453. Ausbildung in der Buchdruckerkunst bei Fust/Schöffer in Mainz. Seit 1464 in Köln. Matrikel der Universität vom 17.6.1464[31]. – Druckerverleger, ca. 200 Werke (Theologie, Kirchenväter). Offizin »apud Lyskirchen«. Zell bezog 1469 3 Ballen Papier[32]. Außerdem lieferte ihm Rutger Selbach größere Mengen Papier, u. a. 1482; 1488: Zahlung von 800 Mark, 1489: 400 Mark.

Verheiratet mit der Patrizierstochter Katharina Spangenberg. Erwarb das Kölner Bürgerrecht. Haus- und Grunderwerb: am 25.5.1471 Haus »Birkelyn« apud Lyskirchen; am 26.10.1473 Rittersitz »Lyskirchen«; am 11.5.1477 »Alte Malzmühle« auf dem Eigelstein, verkauft am 14.8. 1507; am 8.3.1480 zwei Häuser in der Witschgasse; am 21.6. und 3.7. zus. 1½ Morgen Land; am 20.6.1485 zwei Häuser auf dem Eigelstein, verkauft am 24.10.1504 und am 20.3.1507; am 27.6. 1493 Erwerb von 54¾ Morgen Ackerland; am 31.8.1507 erwarb er das Haus »Hemmenroide«, verkauft an demselben Tage. – Außerdem Vergabe von Darlehen in Höhe von 4815 Mark in der Zeit von 1477-1495: Erbzinsrenten. Verschuldung zwischen 1488 und 1494 in Höhe von 2240 Mark, die im Jahre 1495 bis auf 400 Mark getilgt sind[33]. – Seit ca. 1476 ist Zell Kirchmeister von »Maria in Lyskirchen«. Wohlhabender und angesehener Mann. Im Winter 1506/07 krank[34]. Nach dem 31.8.1507 gestorben.

Voulliéme, Dte. Drucker, S. 44.; ders., Buchdruck Kölns, S. IIff.; Benzing, Lexikon, S. 86; Corsten, Kölner Buchdruck S. 10ff.; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XI; Merlo, Zell; J. Schnorrenberg, Ulrich Zell, in: ADB 45, S. 19-21.

ZIERICKZEE, Cornelius von, 1492-1517

Aus Holland stammend. Matrikel der Universität Köln vom 10.11. 1492[35], 1505 Magister, 1508 »... universitatis superpositus« (Syndikus). – Druckerverleger, 35 Werke. Offizin in der Stolkgasse, wohl von Guldenschaiff übernommen.

Zierickzee wurde nicht Kölner Bürger. Verließ wohl schon 1509 Köln. Starb als Stadtschreiber in Middelburg (vor dem 11.8.) 1516. – Offizin in Köln von 1509-1517 vom Sohn, *Nikolaus von Zierickzee*, fortgeführt. Lohndrucker für Gymnich, Quentel u. a. Verleger. Nikolaus war verheitaret mit der Tochter Hermann Bongarts.

Voulliéme, Dte. Drucker, S. 56; ders., Buchdruck Kölns, S. LXXV; Corsten, Corn. v. Zierickzee; Benzing, Lexikon, S. 86.

---

[27] Keussen, Matrikel Nr. 444, 63/64

[28] Keussen, Matrikel Nr. 317, 23.

[29] Kuske, Handel, Bd. 3, S. 58, 90 u. 92. Vgl. Corsten, Kölner Buchdruck, S. 15.

[30] Mitteilungen des Stadtarchivs Köln, Bd. 15, 1918, Nr. 1711.

[31] Keussen, Matrikel Nr. 301, 101. – facult. art.

[32] Kuske, Handel, Bd. 3, S. 49.

[33] Die von Merlo erstmalig geäußerte Vermutung, daß nach 1488 ein Verfall von Zells Wohlstand eingetreten sei (Merlo, Zell, S. 24), wird auch von Voulliéme (Dte. Drucker, S. 44, und Buchdruck Kölns, S. VIf.) übernommen. Auch wenn S. Corsten typographisch nachweisen kann (Kölner Buchdruck, S. 10-13), daß nach 1488 die Zellschen Druckwerke an Qualität nachlassen und dieser sogar fremde Typen nachahmt und Kölner Werke nachdruckt, so scheint m. E. nur diese Tatsache gelten zu können, »daß er (Zell) keine führende Rolle mehr unter seinen Berufsgenossen spielte« (Corsten, S. 13), da die Konkurrenz zu groß geworden war. Da er am 1.8.1507, kurz vor seinem Tode, noch fünf Häuser, darunter Berkelyn und Lyskirchen besitzt, kann aber von einer Verarmung keine Rede sein, wie z.B. bei Renchen. Die Produktion war zurückgegangen, und damit auch Zells wirtschaftlicher Fundus: das wird vom Verfasser nicht geleugnet.

[34] StA Köln: RKG / H 30. – Merlo kannte diese Akte nicht. Zaretzky (Bilderbibel) erwähnte sie 1906 (S. 105, Anm. 3).

[35] Keussen, Matrikel Nr. 416, 84.

16. Jahrhundert

AICH, Arnd von, 1512 bis ca. 1528

Aus Aachen gebürtig. Druckerverleger. Über 30 Werke aus der »Lupus-Presse«. Privileg vom 24.9.1512.

Besaß Anteile am Hause »Zum Irrgang« in der Schildergasse. Verheiratet mit Ida Grutter. Sein Schwiegersohn Laurenz von der Mülen[36] führte die Offizin eine Zeitlang fort. Evangelisch gesinnt, gestorben ca. 1528.

Benzing, Lexikon, S. 87; Benzing, Drucke der Lupuspresse; Domel, Arnd v. Aich; Piel, Bonner Buchdruck; Könitzer, Arnd v. Aich; L. Ennen, Arnd v. Aich, in: ADB 1, S. 165; Willi Kahl, Die Musik an der alten Universität Köln um 1500, in: Festschrift zur Erinnerung an die Gründung der alten Univ. im Jahre 1388, Köln 1938; Artikel Arnd v. Aich, in: Musik in Geschichte und Gegenwart, 1949-51, Bd. 1, Sp. 175 ff. P. Bockmühl, Der Minorit Johannes Meynertshagen, sein Lebenswerk und sein Anteil an dem Handbüchlein des evangel. Bürgers, (betr. Arnd v. Aich siehe S. 11-37) in: Theolog. Arbeiten aus dem Rhein. Wissenschaftl. Prediger-Verein, N. F. 15, 1914. S. 1-37

AICH, Johann von, 1530-1553?

Sohn des Arnd v. Aich. Verheiratet mit Katharina von Neuß (Schwester des Buchdruckers Melchior von Neuß ?).

Druckerverleger, ca. 30 Werke. Führte die Lupuspresse fort. Wegen Druck reformatorischer Schriften mehrfach eingesperrt – 1534, 1548, 1552. Visitation der Offizin am 22.3.1549 wegen einer englischen Lutherbibel. Gestorben vor 1562.

Benzing, Lexikon, S. 90; Domel, Arnd v. Aich; Merlo, Beiträge Kölner Buchdrucker, S. 69 ff.; Könitzer, Arnd v. Aich.

AICH, Heinrich von, 1567-1577

Sohn des Johann von Aich und Geschäftsnachfolger? Druckerverleger. Auch Lohndrucker, u. a. für den Verleger Johann Gymnich. Seit 1578 in Würzburg als Fürstbischöflicher Hofbuchdrucker. Gest. am 11.12. 1590.

Benzing, Lexikon, S. 93; Domel, Arnd von Aich.

ALECTORIUS, Ludwig, 1575-1582

Geschäftsnachfolger der Firma Heyl; firmierte mit »L. Alectorius et Haeredes J. Soter«. Druckerverleger, 39 Werke.

Benzing, Lexikon, S. 94.

ANDREAE, Lambert, 1589-1597

Wohl aus St. Truiden in der belgischen Provinz Limburg. Lohndrucker für die Verleger Quentel, Falckenburg, Bussemacher, u. a. 34 Drucke. Offizin in der Römergasse.

Bewohnte ein Haus in derselben Gasse für 12 Taler Miete jährlich. Mitglied der Goldschmiedegaffel. Gestorben 1597[37]. – Nachfolger: Bernh. *Wolter.*

Benzing, Lexikon, S. 96

BATHEN (auch: Bathonius), Johannes, 1556-1562

Aus den Niederlanden stammend. Druckte 1552-1556 sechs Werke in Löwen. In Köln Druckerverleger, ca. 11 Werke. Lohndrucker, u. a. für die Verleger M. Cholinus und A. Birckmann, in den Jahren 1556 und 1558 auch für F. Behem in Mainz.

Benzing, Lexikon, S. 92; Colmi, Jacob Bathen, S. 52 ff.

BAUM, Dietrich (Baumius, Theodoricus), 1556-1588 (-1596)

Buchhändler und Druckerverleger. Offizin in der Schmierstraße. Ein Buchladen (gemietet) am Domhof. Verlagsgesellschaft mit Johann Birckmann 1568-1573. Regelmäßiger Besuch der Messe in Frankfurt; 1569 und 1578 vor den Rat dieser Stadt geladen[38].

Eigentümer des Hauses »Zum Baum« in der Schmierstraße; eines Hauses in der Glockengasse (Wert 200 Taler); eines Hauses in der Herzogstraße (Wert 800 Taler). – Mitglied der Achatius-Bruderschaft, dort seit 1573 Brudermeister. Ratsherr von 1576-85. – Gestorben am 6.3. 1588. Die Witwe führte das Geschäft fort. Nachfolger B. *Clipeus.*

Benzing, Lexikon, S. 92; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXXI; L. Ennen, Theodor Baum, in: ADB 2, S. 152.

BIRCKMANN, Franz, (1513-) 1526-1529

Aus Hinsbeck bei Venlo. – Schon vor 1510 Buchhändler, ab 1513 auch Verleger und nach 1526 Drucker. Offizin und Buchladen in der Straße »Unterfettenhennen«. Buchfilialen in London und Antwerpen. Bedeutendes Buchhandelsgeschäft, bes. mit England und den Niederlanden, z.T. auch mit Frankreich. Zeitweilig (1520-1528) Mitglied der Verlagsgesellschaft Froben et Socii, Basel, als Kapitalgeber und Verleger fungierend. Übernahm den Buchvertrieb dieser Gesellschaft am Niederrhein, nach England, die Niederlande und nach Frankreich. – Seit 1526 eigene Offizin, 26 Werke. Verlagsdruckerei ohne größere Bedeutung. In Köln arbeiteten H. Fuchs und E. Hirtzhorn, in Paris drei und in Antwerpen sechs Lohndrucker für ihn. – Am 5.5.1518 Stundung der Akzise »van boichern und papir« in Köln. Im Jahre 1526 in Antwerpen wegen Verkaufs der Werke des Chrysostomus verhaftet.

Nahm erst 1526 seinen Wohnsitz in Köln. Verheiratet mit der Tochter des Kölner Buchhändlers Gerhard von Amersfort. Erwarb 1511 zusammen mit seinem Bruder Arnold ein großes Wohn- und Geschäftshaus (»Blankenburg«) in der Straße »Unterfettenhennen«. – Gestorben 1529. Geschäftsnachfolger: Franz Birckmann.

Benzing, Lexikon, S. 89; J. Benzing, Birckmann, in: NDB Bd. 2, S. 254 f.; Heitz/Zaretzky Büchermarken, S. XXI; Kirchhoff, Beiträge, Bd. 1, S. 88 ff.; Merlo, A. Mylius, S. 14 f.; ADB Bd. 2, S. 663 f.

BIRCKMANN, Arnold, 1529-1542 (-1555)

Bruder des Franz B. Geschäftsnachfolger der Buchhandlung und Verlagsdruckerei. Schon vor 1529 als Buchhändler tätig. Buchhändler und Druckerverleger, ca. 12 Werke.

Erwarb am 19.3.1526 das Bürgerrecht. Sein Sohn wird Geschäftsnachfolger. Seine Tochter Sophia verheiratet in erster Ehe mit Johann Quentel, in zweiter Ehe mit Gervin Calenius. Sein Sohn Theodor studierte Medizin. Gestorben am 28.4.1542.

Benzing, Lexikon, S. 89; J. Benzing, Birckmann, in: NDB Bd. 2, S. 254 f.; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXI; Kirchhoff, Beiträge, Bd. 1, S. 88 ff.; Merlo, A. Mylius, S. 14 f.; ADB Bd. 2, S. 663 f.

BIRCKMANN, Johann, 1555-1572 (-1585)

Sohn des Arnold B., geboren am 3.2.1527. – Seit ca. 1555 Leiter des väterlichen Unternehmens, das von 1542 bis nach 1580 meist mit »Haeredes A.B.« oder »Arnold Birckmann« zeichnete. – Buchhändler. Regelmäßiger Besuch der Frankfurter Messe, so z. B. Herbst 1564 und Herbst 1569 (Vgl. Anmerkung 38). – Verleger und Drucker. 116 Werke (Katholisch-theologische Literatur). Verlagsgesellschaften mit den Druckerverlegern Theodor Baum (Köln) und Franz Behem (Mainz) für einzelne Werke. Verlagsgesellschaft, sog. Große Company, mit den

[36] Über diesen Drucker ausführlich auf S. 706 f.

[37] Im Rechnungsbuch des Krebs steht: Buchdrucker Lambertus Andrea 1597 mortuus (fol. 42-43).

[38] Kapp, Buchhandel, Bd. 1, S. 772. – Vor den Frankfurter Magistrat wurden am 14.9.1569 u. a. geladen: (aus Köln) Heinrich Nutius, Johann Gymnich, Gervin Calenius, Maternus Cholinus, Peter Horst, Johann Greiffenbruch, Johann Birckmann, Jacob Weiß, Arnold Birckmann et fratres, Dietrich Baum, Engel Diegen. Am 24.3.1578 wurden abermals die in Frankfurt zur Messe weilenden Buchdrucker vor den Rat beschieden. Hier handelte es sich um die Begutachtung einer Erfindung des Schriftschneiders Sabon. U. a. waren anwesend aus Köln (Meldau, Sabon, S. 207): Maternus Cholinus, Theodor Baumius, Johannes Gymnicus. Bei den Erfindungen handelte es sich um Initialien, Schriftleisten und Verzierungen, die der größeren Haltbarkeit wegen jetzt in Kupfer, Messing oder Bronze gegossen werden sollen.

Verlegern Th. Spengel und J. Quentel und dem Drucker Franz Behem: alle in Mainz, von 1550 bis in die 1560er Jahre; ab 1565 ist auch Claus Geyer beteiligt. Johann B. übernahm wohl den Vertrieb der Produktion. Die sog. Kleine Company bestand mit dem Drucker Franz Behem (und später dessen Sohn Caspar) 1567-1570 (?). Johann B. hier Verleger, Vertrieb durch den Buchhändler Georg Willer, Augsburg (Vgl. den Brief Johanns vom 2. 8. 1570 an F. Behem[39]). Neben Franz Behem waren auch Kölner Lohndrucker für ihn tätig. – Viele kaiserliche und städtische Privilege. Am 28. 12. 1558 Privileg des Königs von Frankreich (Heinrich II.), im Jahre 1567 von Karl IX.[40].

Eigentümer der Häuser »Blankenburg« und »Im Falken« (Wert 1000 Taler) in der Straße »Unterfettenhennen«. Verheiratet mit Margaretha, Witwe (des Verlegers) Kaspar Falckenburg. – Gestorben am 3. 12. 1572. Das Geschäft wird von den Erben bis 1585 fortgeführt. Nachfolger: Arnold *Mylius*.

Benzing, Lexikon, S. 92; J. Benzing, Birckmann, in: NDB Bd. 2, S. 254f.; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXI; Kirchhoff, Beiträge, Bd. 1, S. 88ff.; Widmann, Behem; ADB Bd. 2, S. 663f.



Abb. 1: *Johann Birckmann. (Ölgemälde, datiert 1557, Rhein. Museum Köln)*

Calenius, Gervinus, 1557-1595

Um 1525 in Lippstadt geboren. Jurastudium in Köln seit 24. 3. 1541, Baccalaureus am 5. 6. 1543, Licentiatus juris am 9. 3. 1545. – Heiratete 1557 die Witwe Johann Quentels Sophia geb. Birckmann. – Geschäftsführer der Buchhandlung, des Verlages und der Offizin Quentel im Hause »Hirtzhorn« am Domhof. Bedeutendster und kapitalkräftigster Druckerverleger der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts: 150 Werke bis 1595. Die Drucker Franz Behem (Mainz), Godfried Kempen (Köln) u. a. arbeiten als Lohndrucker für die Officina Quenteliana. Buchvertrieb durch Ladengeschäft in Köln, Export ins Ausland und über die Frankfurter Messe. Filialen in Frankfurt, Antwerpen und Paris. Kaiserliche Druckprivilege. Päpstliches (Pius V.) Privileg vom 24.9.1569[41].

Hausbesitz im Jahre 1589: Haus »Hirtzhorn« am Domhof; Haus (Wert 1600 Taler) in der Straße »Unterfettenhennen«, vermietet; Haus (Wert 300 Taler) in der Römergasse, vermietet; Haus in der Thieboldsgasse, zwei Häuser in der Straße »Unterfettenhennen«; Haus in der Bursgasse; drei Läden am Domhof. Wert des Gesamtvermögens im Jahre 1595: 11000 Taler. – Mitglied der Ritterzunft Windeck. Ratsherr von 1579-1600. Am 23.6.1582 zum Stimmeister gewählt, bekleidete aber auch noch andere Ehrenämter im Rat. Gestorben am 14.9.1600.

Benzing, Lexikon, S. 92; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XVIII; Zaretzky, Quentelsches Rechnungsbuch.

[39] Widmann, Behem, S. 39.

[40] Schottenloher, Druckprivilegien, S. 100.

[41] Dto. S. 92; in Köln sind diese päpstlichen Privilege wohl einmalig geblieben.

Cholinus, Maternus, 1550-1588

Geboren um 1525 in Arlon/Belgien. – Buchhändler, Verleger seit ca. 1550, später (seit 1557) auch eigene Offizin, im Hause »Zum Goldenen Halsband« in der Straße »Unterfettenhennen«. Über 350 Werke. Läßt auch bei den Firmen Gennep und Heyl drucken. Ratsdrucker, seit (mindestens) 1574[42]. Kaiserliches Privilegium generale vom Juni (oder Juli) 1560 auf 10 Jahre. Am 21.6.1561 Spezialprivileg für den Katechismus des Canisius. – Geschäftsverbindungen mit dem Druckerverleger Plantin in Antwerpen (Verlagsgesellschaft). Enge geschäftliche und freundschaftliche Beziehungen zu dem Jesuitenorden. Freundschaftliches Verhältnis zu dem Kölner Druckerverleger Peter Horst. Regelmäßiger Besuch der Frankfurter Messe. Am 14.9.1569 und am 24.3.1578 vor den Frankfurter Magistrat geladen. (Vergleiche Anmerkung 38).

[42] Handel Nr. 225 (StA Köln). – Folgende Ratsdrucke sind in einer Rechnung zitiert: Mandat de obitu principis inhaerensis; Mandat vom 6. 8. 1575; Leinentuch-, Cramer-, Fremden-, Seiden-, Münz-Ordnung. Privilegien (ohne Angabe der Titel). – Diese Ratsordnungen sind alle, gedruckt, in den Ratsedikten-Bänden im StA gesammelt. Sie können für typographische Untersuchungen den Ausgangspunkt bilden.

Erwarb 1562 das Haus »Zum Goldenen Halsband«, 1571 ein zweites Haus. – Mitglied der Achatius-Bruderschaft seit 1585. Ratsherr von 1562–1586; bekleidete mehrere Ehrenämter. Gestorben am 17. 10. 1588.

Benzing, Lexikon, S. 91f.; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXX; Schrörs, Cholinus, S. 147ff.; Hansen, Akten, S. 291f., 323, 354 usw. (Briefwechsel Canisius an Kessel); Hipler, Predigten, S. 169–177 (Briefwechsel Cholinus mit Kromer); Douret, Imprimeurs, S. 3ff.; Douret, J.-P., Ouvrages imprimés à Cologne par Materne Cholinus d'Arlon, in: Annales. Institut Archéolog. de Luxembourg 39, 1904, p. 174ff.; L. Ennen, Maternus Cholinus, in: ADB 3, S. 136.

Cholinus, Goswin, 1588–1610

Sohn des Maternus Ch., Geschäftsnachfolger. Buchhändler und Drukkerverleger. Offizin im »Goldenen Halsband« in der Straße »Unterfettenhennen«. Im Jahre 1610 wegen Drucks einer Schmähschrift mit 50 fl bestraft, 300 Exemplare konfisziert.

Haus »Goldenes Halsband« hatte einen Wert von 2000 Talern. Cholinus erwarb ein zweites Haus zwischen dem Großen und Kleinen Bikkelstein (vor 1612 abgebrannt), Wert des Grundstückes: 1300 Taler. – Verheiratet mit 1. Sybilla, Tochter des Verlegers Peter Horst, 2. Magdalena Rotterdams (Witwe des Peter Albertz), war damit Schwager des Druckers Gerhard Grevenbroich. Gestorben nach 1610. (Testament seiner Witwe v. 1. 9. 1612).

Benzing, Lexikon, S. 95.

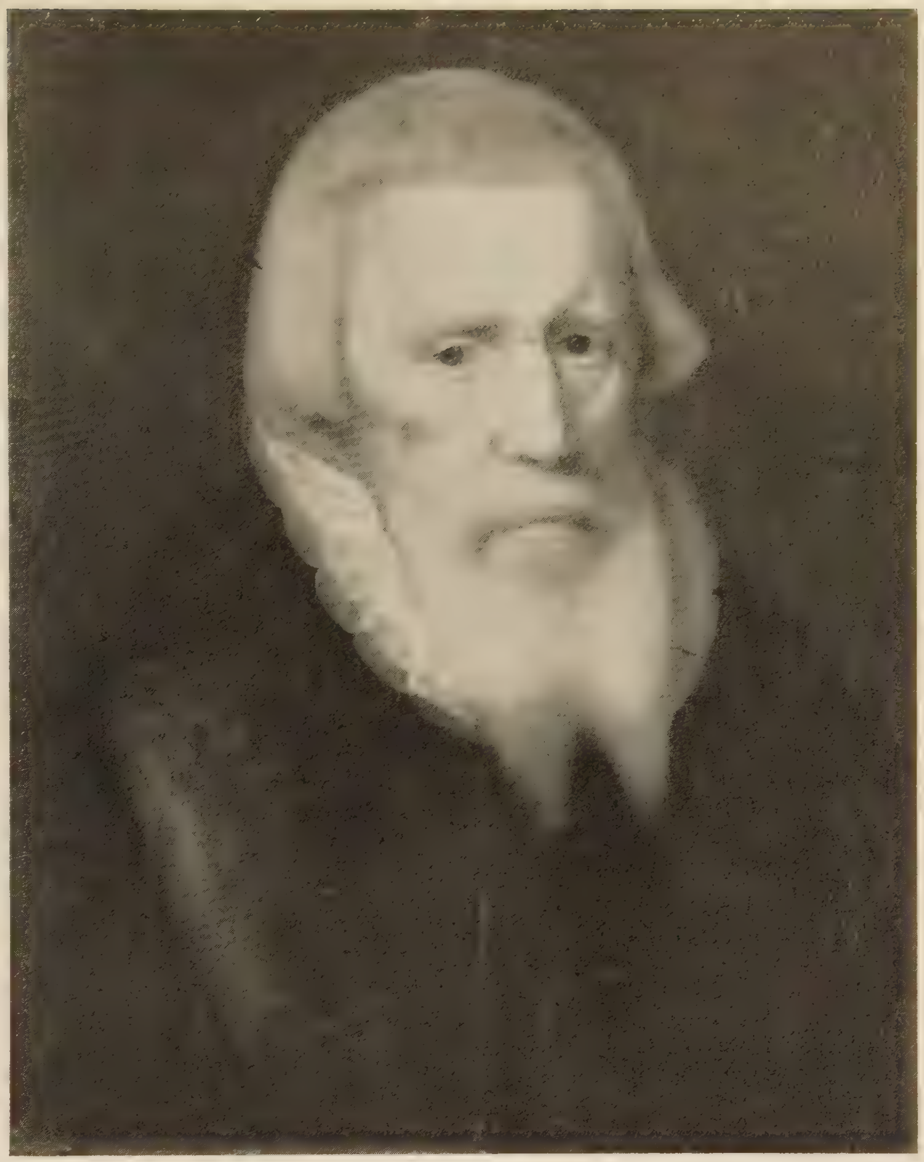


Abb. 2: *Gervinus Calenius. (Ölgemälde, datiert 1580, Rhein. Museum Köln)*

Christoffel, Johann, 1598–1619

Anfangs Druckerverleger, Offizin in der Marzellenstraße. Mehrere Werke. Später hauptsächlich Lohndrucker, u. a. für die Firma Quentel. Offizin jetzt in der Mariengartengasse.

Benzing, Lexikon, S. 97.

Clipeus, Balthasar, 1596–1604 (-1605)

Führte die Offizin des Dietrich Baum fort. Druckerverleger, über 60 Werke (Mathematik, Jura, Astronomie). Heiratete im Jahre 1600. Gestorben 1604. Seine Witwe leitete die Firma noch bis 1605. Nachfolger: C. *Bütgen*.

Benzing, Lexikon, S. 97.

Fabricius, Gerhard, 1550

(früher unter dem Namen: Gerhard Hensberg).

Drucker und Holzschneider. Aus Heinsberg (Hzt. Jülich) stammend. Studierte an der Universität Marburg, ohne Abschlußexamen: Verbummelter Student. – Als Druckergeselle bei Melchior von Neuß beschäftigt. Druckte 1550 auf eigene Kosten mit geliehenem Typenmaterial ein Buch. Später als Geselle bei Andreas Kolbe in Marburg arbeitend.

Benzing, Lexikon, S. 91; Corsten, G. Fabricius; Vergl. auch Schuz, Verbummelte Studenten.

Fabritius, Walter, 1553–1572

In Emmerich geboren. Studium an der Universität Köln, Matrikel vom 29. 4. 1545[43]; Licentiatus juris utr. – Heiratete 1552 (oder 1553) die Witwe Martin Gymnichs und wurde dadurch Leiter des Verlages »Zum Einhorn« in der Straße »Unterfettenhennen«. (Vgl. Anmerkung 45). Buchhändler, Verleger und Drucker, ca. 30 Werke. Übernahm Druckaufträge für den Jesuitenorden. Buchhandel bis nach Antwerpen und Paris. Besuch der Frankfurter Messe. Seit 1565 wurde sein Stiefsohn Johann (III.) Gymnich im väterlichen Geschäft mittätig. Fabritius zog sich 1572 von diesem Unternehmen zurück.

---

[43] Keussen, Matrikel Nr. 626, 7. – facult. jur.

Seit 1572 (?) fürstlicher (herzoglicher) Rat zu Jülich. – Mitglied der Goldschmiedegaffel zu Köln. Gestorben am 7.7.1589. – Erwarb das Haus »Isenburg« in der Straße »Unterfettenhennen« (Ecke Burgmauer und Pfaffenpforte), Wert 6000 Taler; außerdem zwei Häuser in dem Perlenpfuhl, Wert zusammen 800 Taler.

Benzing, Lexikon, S. 91; Merlo, Buchhandlung Einhorn, S. 17ff.

FUCHS (Alopecius), Hero, 1520–1541

Lohndrucker, bes. für die Verleger G. Hittorp (1521–35) und P. Quentel. Auch Druckerverleger. Gemeinsame Verlagstätigkeit mit E. Hirtzhorn 1520–21. – Erwarb am 2.3.1540 zwei Wohnungen. Gestorben vor 1556.

Benzing, Lexikon, S. 88.

GENNEP, Jaspar, 1530–1563

Kölner von Geburt. – Ratsdrucker. Lohndrucker. Seit 1535 auch Drukkerverleger, 80 Werke. Offizin erst im Haus »Zum Wilden Mann«, seit 1541 »Auf der Weyerpforte«, nach 1555 im »Hirsch« vor der Paulskirche. Lohndrucker u. a. für Hittorp, Quentel u. Cholinus. G. ließ für sich Lohndruckarbeiten in Antwerpen, Löwen, Mainz, etc. ausführen.

Kaiserliches Privilegium generale vom 15. 1. 1540 für den Druck katholischer Bücher, wiederholt am 15.1.1544. Ein kaiserliches Privilegium speciale vom 20.3.1544. Am 13.11.1555 als Burggraf seines Amtes enthoben, da er ein »Pasquill« ohne vorherige Approbation des Rates gedruckt hatte. Auch Schriftsteller und Übersetzer. – Ratsherr. Gestorben nach 1564.

Benzing, Lexikon, S. 89f.; Scheel, Gennep; Voulliéme, Buchdruck Kölns, S. XCII; Kelchner, J. v. Gennep, in: ADB 10, S. 793f.

GRAMINAEUS, Theodor, 1569–1594

Aus Roermond. Licentiatus jur. utr., Professor der Rechte an der Universität Köln. Fürstlich-Bergischer Generalanwalt und Landschreiber. – Buchhändler, Verleger und Lohndrucker. Ließ die Firmen Heyl und Alectorius für sich arbeiten. Zur Herbstmesse 1569 in Frankfurt am Main. (Vgl. Anmerkung 38).

Benzing, Lexikon, S. 93.

GREVENBROICH, Gerhard von, 1583–1633

Buchhändler, Verleger und Drucker. Offizin in der Bechergasse (bei St. Martin). Auch Lohndrucker für W. Lützenkirchen. Nachfolger der Presse *Heyl-Alectorius*? Über 200 Werke (Geschichte, Grammatik, Klassiker, Musikdrucke, u. a.). Buchladen in Köln (von seiner Frau betrieben) und in Frankfurt. Viele kaiserliche Privilege. Verlagsvertrag zwischen Dr. jur. Stephan Broelman und Gerhard von G. betr. Druck der »Epideigmatis« (Jurist.-historischer Kommentar) vom 11.8.1608.

Mitglied der Weinbruderschaft seit 15.6.1589 (bis 1627). Verheiratet mit Katharina Rotterdams, damit Schwager des G. Cholinus. – Am 7.5. 1636 noch am Leben.

Ein Johann *Greiffenbruch* (der Vater des Gerhard?), Buchhändler, wurde mit anderen Kölner Messebesuchern im Herbst 1569 vor den Rat der Stadt Frankfurt geladen.

Benzing, Lexikon, S. 95; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXXII.

GÜLCHER, Johannes, um 1570

»Civis et impressor Coloniensis«. Buchhändler, Verleger und Drucker. 1573 hatte Samuel Emmel, Straßburg, für ihn gedruckt (im Werte von über 83 fl.)[44].

GYMNICH, Johann (I), (1516–) 1520–1544

Geboren um 1485 in Essen. Studium in Münster und in Köln. – Begründete die Buchhandlung und den Verlag »Zum Einhorn« in der Straße »Unterfettenhennen«. Im Jahre 1520 wurde eine eigene Offizin eröffnet. Vorher waren Zierickzee in Köln und Lohndrucker in Antwerpen für ihn beschäftigt. Über 170 Werke (Theologie und Klassiker). Filiale der Buchhandlung in Antwerpen. – Gestorben 1544.

Benzing, Lexikon, S. 88; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXV; Merlo, Buchhandlung Einhorn; Kelchner, Gymnich, in: ADB 10, S. 244–247

GYMNICH, Martin, 1542–1551

Sohn des Johann (I.) G., dessen Geschäftsnachfolger. Studium an der Universität Köln, Matrikel vom Januar 1538. – Buchhändler und Drukkerverleger. 24 Werke. Privileggesuch vom 13.3.1549 von der Stadt abgelehnt. Gestorben 1551. – Firma von Walter *Fabritius* fortgeführt.

Benzing, Lexikon, S. 90; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXV; Merlo, Buchhandlung Einhorn, S. 1–60; Kelchner, Gymnich, in: ADB 10, S. 244–247.

GYMNICH, Johann (II.), 1550–1556

Sohn des Johann (I.) G. Schon vor 1550 selbständiger Buchhändler, Verleger und Drucker. Weilte 1552 in Antwerpen. – Verheiratet mit Elisabeth von Erverfeld.

Benzing, Lexikon, S. 91; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXV, Merlo, Buchhandlung Einhorn, S. 1–60.

GYMNICH, Johann (III.)[45], 1572–1596

Sohn des Martin G. Eigentümer des Verlages »Zum Einhorn« und der Officina Gymnica seit 1572. Buchhändler und Druckerverleger, über 200 Werke. Gehörte zu den bedeutenderen Verlegern Kölns des 16. Jh. (neben Quentel, Birckmann, Hittorp und Grevenbroich). Verlagsgesellschaft in den 1580er Jahren mit der Firma Erben Andreas Wechel in Frankfurt/M. Neben der eigenen Druckerei waren Offizinen in Antwerpen, Mainz und Frankfurt für die Verlagsproduktion beschäftigt. Regelmäßiger Besuch der Messe; im Herbst 1569 und im Frühjahr 1578 in Frankfurt nachweisbar. (Vgl. Anmerkung 38).

Eigentümer des Hauses »Zum Einhorn« in der Straße »Unterfettenhennen«, bewohnte außerdem ein Haus am Ende derselben Straße, Ecke Margarethenkloster. Eigentümer des Hauses »Zur Weidentür« (Wert 1000 Taler) in der Breitestraße. – Mitglied der Goldschmiedegaffel. Verheiratet mit 1. Katharina Fedderhen, 2. Hieronyma von Aich. Gestorben am 21.1.1596. – Die Firma wurde von A. *Hierat* fortgeführt bis ca. 1610.

Benzing, Lexikon, S. 93; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXVf.; Merlo, Buchhandlung Einhorn, S. 1–60; Kelchner, Gymnich, in: ADB 10, S. 244–247

GYMNICH, Johann (IV.), 1598–1634

Sohn des Johann (III.) G. Um 1570 in Köln geboren. Geschäftsnachfolger der Firma »Zum Einhorn«. Hatte in Frankfurt gelernt und dort auch 1597 selbständig gearbeitet. – Buchhändler und Druckerverleger, 113 Werke. Verlagsgesellschaft mit seinem Stiefvater Anton Hierat nach 1601. Geschäftsverbindungen mit dem Drucker Lambert Raesfeldt in Münster.

Mitglied der Achatius-Bruderschaft seit 1598, von 1607–1612 Brudermeister. Seit 11.3.1605 Mitglied der Gaffel Eisenmarkt. Ratsherr. Zweimal verheiratet: 1605: Helena Hilgers, 1615: Sophia Meinertzhagen; – gestorben 1634.

Benzing, Lexikon, S. 97; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXVI; Merlo, Buchhandlung Einhorn, S. 1–60; Kelchner, Gymnich, in: ADB 10, S. 244–247.

---

[44] Emmel druckte also auch noch nach 1571! – Vgl. Benzing, Lexikon, S. 165.

[45] Merlo schreibt (Buchhandlung Einhorn, S. 17), Fabritius habe die Witwe Johanns (II.) geheiratet, was recht unwahrscheinlich ist, da in dieser Zeit das Vermögen immer auf den Erstgeborenen und dessen Kinder fiel. Außerdem sind (nach Benzing) bis 1556 Verlagswerke unter dem Namen Johann (II.) Gymnich erschienen. Zaretzky stützt sich auf Merlo. Keiner gibt aber Quellen für seine Ausführungen an. Folgerichtig zu der vom Verfasser geäußerten Ansicht ist deshalb Johann (III.) ein Sohn Martins. Merlo, Zaretzky und Benzing sehen in Johann (IV.) einen Nachkommen Johanns (II.).

HEMMERDEN, Stephan, 1598-1625 (?)

Aus Hemmerden bei Neuß stammend. Hauptsächlich Lohndrucker, u. a. für die Verleger Kinckius und Quentel. Offizin in der Straße »Auf dem Katzenbauch«. Eigene Verlagswerke sind Gelegenheitsdrucke (Gedichte, Lieder, etc.). Am 26.3.1618 zehn Taler Drucklohn von der Fa. Quentel. Auch Buchhändler, zahlte am 4.3.1625 an Johann Krebs eine Restschuld von 8 Batzen.

Benzing, Lexikon, S. 97.

HEYL (Soter), Johann, 1517-1543

Aus Bensheim in Hessen. Matrikel an der Universität Köln vom 27.8. 1517[46]. – Druckerverleger, mehr als ein halbes Hundert Werke. Lohndrucker, u. a. für Hittorp (1522-39), Birckmann und Quentel. Offizin in der Glockengasse.

Hauserwerb: 1524 Haus in der Glockengasse, 1532 ein zweites Haus in derselben Gasse. 1537 Erwerb einer Papiermühle in Solingen[47]. – Verheiratet mit Adelheid von Solingen. Gestorben 1543.

Benzing, Lexikon, S. 88; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXVII; Weyersberg, Soter; L. A. Sheppard, The printers of the Coverdale Bible 1535, in: The Library, London, Ser. 4, Vol. 16, 1935-36, p. 280-289; Franck, Johann Heyl, in: ADB 12, S. 371 f.

HEYL (Soter), Melchior, 1551-1553

Bruder des Johann H. – Druckerverleger seit 1543 in Dortmund. Später Lohndrucker in Köln. Wohl Geschäftsnachfolger seines Bruders.

Benzing, S. 91; Weyersberg, Soter; A. Döring, Melchior Soter, in: ADB 34, S. 697.

HEYL (Soter), Jacob, 1555-1563

Sohn des Melchior H. Druckerverleger, führte die Offizin seines Vaters fort. Auch Lohndrucker, u. a. für Cholinus und den Herzog von Jülich-Berg. – Gestorben 1563. Das Geschäft wurde von den Haeredes J. Soter fortgeführt. Nachfolger: L. *Alectorius*.

Benzing, Lexikon, S. 91.

HIERAT, Anton, 1597-1627

Heiratete 1597 die Witwe Johann (III.) Gymnichs. Geschäftsführer dieser Firma bis ca. 1610. Bedeutender Buchhändler, Verleger und Drucker, ca. 250 Werke (Theologie, Kirchenväter, etc.). Kaiserliche Privilegia specialia. Lohndruckaufträge wurden nach Mainz, Frankfurt, Antwerpen und Speyer vergeben. – Unterzeichnete mit die Beschwerde der Kölner Buchhändler und Verleger vom 27.2.1602 betr. die Ablieferung eines Pflichtexemplares an den Rat der Stadt[48].

Erwarb am 21.10.1609 das Haus »Hammerstein« und am 30.6.1610 das Haus »Zum Greifen« in der Straße »Unterfettenhennen«, wo er außerdem ein Haus zur Errichtung einer Druckerei baute. Um 1610 Trennung von der Firma Gymnich (Verlag Einhorn) vollzogen. Anton Hierat betrieb nunmehr den Verlag und die Offizin »Zum Greifen« neben einer Buchhandlung, während sein Stiefsohn das elterliche Geschäft unter dem Verlagssignet »Einhorn« fortführte. Beide verband zeitweise eine Verlagsgesellschaft.

Mitglied der Ritterzunft Windeck. Nach 1608 siebenmal Ratsherr. 1627 auf einer Reise in Frankfurt gestorben. In seinem Testament vom 13.7.1626 werden seine Söhne Anton und Arnold als Erben eingesetzt.

Benzing, Lexikon, S. 97; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXVI; Merlo, Buchhandlung Einhorn, S. 1-60; J.J. Merlo, Hierat, in: ADB 12, S. 389f.

HIRTZHORN (Cervicornus), Eucharius, 1516-1547

Wohl Kölner von Geburt. Matrikel an der Universität Köln vom Oktober 1513[49]. – Buchhändler seit ca. 1513. Druckerverleger, unbedeutend, und Lohndrucker, bes. für den Verleger G. Hittorp (1521-39), für Quentel und Gymnich. Offizin in der Bürgerstraße, später im Haus »Zum Schwan«. 36 Lohndrucke, 59 Werke in Marburg. 1520-1521 Verlagsgesellschaft mit Hero Fuchs. Filiale in Marburg Nov. 1535 bis Sept. 1538 (Matrikel der Universität Marburg v. 25.11.1535). Druckte auch in Koblenz, um 1547 nachweisbar.

Erwarb 1516 das Haus und die Offizin des Martin von Werden (Buchdrucker) in der Bürgerstraße; das Haus wurde am 26.5.1538 verkauft.

Benzing, Lexikon, S. 87; Boeren, Hertshoren; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXIII; Kirchhoff, Beiträge, Bd. 1, S. 41ff.; L. A. Sheppard, The printers of the Coverdale Bible 1535, in: The Library, London, Ser. 4, Vol. 16, 1935-36, p. 280ff; Kelchner, Euch. Cervicornus, in: ADB 3, S. 92.

HIRTZHORN (Cervicornus), Godfried, 1553-1554

Sohn des Eucharius H. Verheiratet mit Apollonia Boelen. – Leiter der Filiale in Marburg 1535 bis 1538. Geschäftsnachfolger seines Vaters in Köln; war für ihn vorher in Antwerpen als Faktor tätig gewesen. Druckerverleger, bes. reformatorischer Schriften. Im Oktober 1554 Turmgang wegen Drucks ketzerischer Werke; daraufhin Flucht nach Antwerpen. Dort (vor dem 13.2.) 1560 gestorben.

Benzing, Lexikon, S. 91; Boeren, Hertshoren.

HIRTZHORN, Godfried d. J., 1562-1566 (-1577?)

Sohn des Godfried H. Verheiratet mit Cunera van den Dijke aus Antwerpen. Führte die Offizin Cervicornus in Köln fort, jetzt wohnhaft Auf der Burgmauer; wohl nicht ständig betrieben. Druckerverleger. War vorher (als Buchhändler?) in Antwerpen tätig. Am 14.8.1566 Visitation der Offizin wegen Drucks einer Luther-Bibel in niederländischer und brabantischer Sprache; Konfiskation der gedruckten Bogen bis Rr (36 Ballen). Daraufhin Flucht nach Antwerpen; kehrte bald nach Köln zurück. Aus dem Jahre 1577 noch ein signiertes Werk bekannt. – Godfried H. setzte mehrfach ein falsches Impressum in seine Druckwerke!

Boeren, Hertshoren.

HOBERG (auch: Hoichberg), Hermann, 1594-1610

Buchhändler und Verleger, auch Drucker. Eigene Offizin »fur S. Pawels in der Sonnen«. (Vergl. die Dedicatio an Friedrich von Fürstenberg, in der Reichskammergerichts-Prozeßordnung vorabgedruckt, darin erwähnt Hoberg »meine druckerey«). Erbauungsliteratur, 31 Werke. – Mehr Buchhändler als Verleger und Drucker.

Unterschrieb mit die Petition an den Rat vom 27.2.1602 betr. Weigerung der Kölner Verleger und Buchhändler, ein Pflichtexemplar an die Stadt abzuliefern. (Vergl. Anmerkung 48).

Benzing, Lexikon, S. 96.

HORST, Peter, 1551-1591

Buchhändler, Verleger und Drucker. Offizin »prope Divum Paulum«. Wurde am 14.9.1569 mit anderen Buchhändlern während der Herbstmesse vor den Rat der Stadt Frankfurt geladen. (Vgl. Anmerkung 38).

Mitglied der Achatius-Bruderschaft seit 1557, Brudermeister seit 1573. Ratsherr von 1582-1591. Verheiratet mit Hilgen von Berchem. – Gestorben 1591.

Benzing, Lexikon, S. 91; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXX.

---

[46] Keussen, Matrikel Nr. 523, 8. – facult. med.

[47] Zaretzky nahm an (Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXVII), daß Soter in Solingen eine Offizin gehabt habe. Sie hätte in der Papiermühle an der Wupper untergebracht sein müssen. Das ist aber recht unwahrscheinlich, da diese Stätte zu weit von den Handelsstraßen entfernt gelegen ist. Die Schwierigkeit des Buchabsatzes bzw. des Buchabtransportes liegt auf der Hand. M. E. hat Soter die Offizin in Köln belassen und dort auch nach 1536 weitergedruckt. Aus Gründen der Umgehung der Zensurordnung aber nennt er im Impressum Solingen als Druckort. So kann ihm auch nicht ohne weiteres eine Fälschung vorgeworfen werden. Bestärkt wird diese Ansicht noch dadurch, daß das Haus in Köln in der Glockengasse bis 1555 im Besitz der Familie bleibt.

[48] StA Köln: Z 280 und Ratspr., Bd. 51, fol. 291 b – Unterschrieben von: Arnold Mylius, Arnold Quentel, Johann Gymnich, Anton Hierat und Hermann Hoberg.

[49] Keussen, Matrikel Nr. 500, 5. – facult. art.

KEISER (Caesar), Anton, ca. 1550 bis ca. 1570

Druckerverleger und Lohndrucker, hauptsächlich für die Verleger Gymnich, Hittorp, Hirtzhorn, Quentel. Druckte meist Werke der Reformatoren, ca. 20 Titel. Setzte häufig falsches Impressum ein! – Am 2.3.1552 Konfiskation gedruckter Bücher in seiner Offizin in der Schmierstraße. »Bereits mehrmals vom Rate der Stadt wegen des Druckens verdächtiger Bücher zu Turm befohlen« (!), Presse also schon länger in Betrieb. Am 23.11.1556 Visitation der Offizin, Turmgang. Im Jahre 1560 und 1566 abermals verhaftet. – Mit A. Keiser gemeinsam druckte auch sein Bruder Arnold; nach 1552 keine Erwähnung mehr.

Benzing, Lexikon, S. 91; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S.XXVII

KEMPEN, Johann von, 1525 bis Ende der 1540er Jahre

Gründer einer bedeutenden Druckerei, durch Generationen hindurch vererbt. Druckerverleger und Lohndrucker, bes. für G. Hittorp, P. Quentel und Anton Tyrolth. Offizin in der Straße »Auf der Burgmauer«. Drucker der beiden unter dem Namen A. Tirolt, Marburg, (dieser ist der Verleger) 1544/45 erschienenen Reformationsschriften[50]. – Kempen setzte willkürlich Namen ins Impressum seiner Drucke! – Noch 1546 in Köln. Todesjahr unbekannt[51].

Benzing, Lexikon, S. 89 u. 176.

KEMPEN, Godfried von, ca. 1569-1597

Höchstwahrscheinlich der Sohn des Johann v. K. und dessen Geschäftsnachfolger »Auf der Burgmauer« (Hinter den Minderen Brüdern). Hauptsächlich Lohndrucker, u. a. für die Verleger Quentel, Birckmann und Behem (Mainz). – Zeitungsdrucker seit 1583 (der ersten regelmäßig erscheinenden Relationes historicae, später auch »Meß-Relationen« genannt. Ein weiteres Blatt hieß: »Neue Zeitungen«). Im Winter 1583/84 und 1589/90 wegen beleidigender Artikel seiner Zeitung verhaftet. »Weil er gutt herrn arbeit under handen habe«, aber jedesmal wieder freigelassen. Mitglied der Goldschmiedegaffel. – Wohnte nur zur Miete (22 Taler jährlich) im Eckhaus Burgmauer-Mariengartengasse. Über eigenen Grundbesitz ist nichts bekannt. Gestorben ca. 1597. – Die Witwe führte das Geschäft weiter. (War Bertram Buchholtz Leiter dieser Offizin bis der junge Arnold von Kempen sie übernehmen konnte?).

Benzing, Lexikon, S. 93 u. 96; Zaretzky, Quentelsches Rechnungsbuch, S. 70f.

KESCHEDT, Peter, 1593-1607 (-1608)

Buchhändler und Verleger seit ca. 1590. Druckerverleger, über 30 Werke. Keschedt erwarb 1593 die Offizin des J. Waldorf. Drucker der Juristischen Fakultät der Universität Köln. – Im Jahre 1600 zwei Wochen im Gereonsturm wegen Übertretung der Zensurordnung gefangengehalten. Gestorben 1607.

Die Witwe klagte im November 1607 (zu Unrecht!) gegen Gerhard von Grevenbroich wegen Nachdrucks. – Die Firma bestand bis 1608.

Benzing, Lexikon, S. 96.

KOLENBERG von Neuß, Heinrich, 1505-1522

Aus Neuß stammend (auch Heinrich von Neuß genannt). – Buchhändler und Druckerverleger, ca. 50 Werke. Offizin auf dem Eigelstein, vom Verleger J. Koelhoff übernommen, mit dem er auch in Geschäftsverbindung gestanden hatte. Unterschrieb mit die Petition an den Papst vom 3.9.1501 wegen der erzbischöflichen Zensurordnung vom 12.11. 1499 (Vgl. Anm. 13). – Nach 1522 gestorben. Nachfolger: Sein Sohn Melchior v. Neuß.

Benzing, Lexikon, S. 87.

KRUFFTER, Servas, (auch: Servatius Cruftanus), 1520-1538

Wohl aus der bedeutenden Kölner Kaufmannsfamilie Vom Crufft stammend[52]. – Druckerverleger, ca. 20 Werke. Offizin in der Marzellenstraße. Vor 1518 in Basel Geselle bei dem Drucker Adam Petri. Seit 1518 mit A. Cratander in Basel gemeinsam selbständig arbeitend. In Köln am 4.10.1521 nach längerer Haft wegen Drucks einer reformatorischen Schrift entlassen. 1535/36 wegen abermaliger Übertretung der Zensurordnung drei Vierteljahre eingesperrt.

Benzing, Lexikon, S. 88 u. 24; Stehlin, Regesten, Bd. 14, 1891, S. 75; J. Franck, Servais Kruffter, in: ADB 17, S. 212f.

LÜTZENKIRCHEN, Wilhelm, 1586-1633

Buchhändler und Druckerverleger, über 125 Werke. Buchladen und Offizin in der Mariengartengasse. – Zeitungsdrucker seit 1593; allein 18 Ausgaben bis 1600, monatlich bis vierteljährlich erscheinend (»Neuwe Zeittungen«). Am 17.7.1602 wurden in seiner Offizin ein Zeitungsdruck und Psalm-Bücher beschlagnahmt. Letztere erhielt er am 19.7. zurück. Wegen Übertretung der Zensurordnung im Jahre 1604 Turmgang.

Eigentümer (gemeinsam mit seinem Bruder Johann) zweier Häuser (Wert zus. 500 Taler) in der Mariengartengasse. Mitglied der Goldschmiedegaffel. Gestorben nach 1634 (Empfing in diesem Jahr ein Erbstück).

Benzing, Lexikon, S. 95; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXXII.

MAMERAMUS, Heinrich, 1549 bis nach 1560

Um 1500 in Mamer bei Luxemburg geboren. – Druckerverleger. 17 Werke. Offizin in der Judengasse (Faktor: Heinrich *Artopaeus*?), Kaiserliche Privilege vom 4.7.1549, vom 17.5.1550 und vom 29.11. 1555. Buchhändler und Schriftsteller, auch Lehrer. Testament vom 21.10.1563; wohl bald darauf gestorben.

Benzing, Lexikon, S. 90; Douret, Imprimeurs, S. 1ff.; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXIX; J. Franck, Heinrich Mameramus, in: ADB 12, S 158f.

MERTZENICH, Johann von, 1589-1636

Um 1565 in Köln geboren. – Vornehmlich Lohndrucker, bes. für Gerhard v. Grevenbroich u. a. Kölner Verleger. Auch Druckerverleger, ca. 10 Werke (Theologie). Offizin in der Lindgasse vor St. Peter, später in der Burggasse. Ratsdrucker. Am 18.11.1595 mit 25 Talern bestraft, weil er den Heidelberger Katechismus gedruckt hatte. Turmgang, bis die Summe bezahlt ist. Am 13.4.1598 Turmgang wegen abermaliger Übertretung der Zensurordnung. – Gestorben ca. 1636.

Benzing, Lexikon, S. 96.

MYLIUS, Arnold, 1585-1604

Geboren am 16.10.1540 in Friemersheim bei Mörs. – Als Buchhändler bei Ortelius und Plantin in Antwerpen tätig. Später Geschäftsführer der Filiale der Firma Birckmann in Antwerpen. In Köln Buchhändler und Druckerverleger, über 200 Werke. Geschäftsnachfolger der Firma Joh. Birckmann seit 1585. Ließ auch Kölner und Mainzer Lohndrucker für sich arbeiten. Verlagsgemeinschaft mit Christoph Plantin, Mylius als Drucker fungierend. Geschäftsverbindung zu dem Jesuitenorden: Druckaufträge. Am 27.2.1602 Wortführer der Beschwerde der Kölner Buchhändler und Verleger an den Rat, ein Pflichtexemplar jedes gedruckten Buches abzuliefern. (Vgl. Anmerkung 48.)

M. heiratete 1584 Barbara, Tochter Johann Birckmanns. Sie und ihr Bruder erbten am 4.12.1582 das elterliche Vermögen (Haus »Zur Fetten

[50] Wahrscheinlich die eine: Hermann von Wied: »Einfaltigs bedencken«, Bonn, L. v. d. Mülen, 1543 (vgl. Piel, Bonner Buchdruck, S. 73 u. 76); von Kempen nachgedruckt 1544 und 1545. Dies läßt sich dem Brief Tyrolths entnehmen. – Benzing, Lexikon, S. 121, kennt Anton Tirolt, unter dessen Namen in Marburg zwei Schriften erschienen sein sollen. Tyrolth ist also selbst wohl nicht Drucker gewesen. Vgl. auch die Ausführungen im Kapitel 2, S. 673f.

[51] Ob Kempen in Wesel druckte, wie Benzing, Lexikon, S. 176, annimmt, oder diesen Ort nur als fingiertes Impressum verwendete, bleibt ungeklärt. Erst typographische Vergleiche können hier Klarheit schaffen, wie lange und wieviele Werke Kempen überhaupt gedruckt hat.

[52] Crufft war eine bekannte Kölner Kaufmannsfamilie. Heinrich van Krufft wird mehrfach in den Akziseregistern als Importeur genannt.



Abb. 3: *Arnold Mylius. (Stich nach einem Gemälde, aus: Geßner, Buchdruckerkunst, Bd. 3)*

Henne« und das Geschäft), am 8.8.1585 trat der Bruder seiner Schwester Barbara sein Erbteil ab. (Hauswert: 4000 Taler). – Arnold Mylius war Mitglied der Ritterzunft Windeck. Seit 1580 Ratsherr, bekleidete nach 1599 mehrere Ehrenämter. Gestorben am 17.11.1604.

Benzing, Lexikon, S. 95; Douret, Imprimeurs, S. 7ff.; Kirchhoff, Beiträge, Bd. 1, S. 125ff; Merlo, Mylius; Heitz/Zaretzky, Büchermarken. S. XXII; J. J. Merlo, Arnold Mylius, in: ADB 23, S. 138f.

NEUSS, Melchior von, 1525–1551

Sohn des Heinrich Kolenberg von Neuß und dessen Geschäftsnachfolger. Schwiegersohn des Druckerverlegers Johann Koelhoff d. J. – Drukkerverleger, über 35 Werke. Drucker des »Turcken-Tzydung« von 1531.

Benzing, Lexikon, S. 89.

NEUSS, Johann von, 1551–1559

Sohn des Melchior von Neuß. – Drukkerverleger. Mitglied der Goldschmiedegaffel seit 1554.

Benzing, Lexikon, S. 90.

OVERADT, Peter, 1596–1632

Kupferstecher und Buchdrucker (Typographus). Offizin in der Straße »Untersechzehnhäuser«. Unbekannter und wohl unbedeutender Drucker. – Um 1650–1657 Presse von den Erben Overadt geführt.

Merlo, Nachrichten, Teil I, S. 314f.

QUENTEL, Peter, 1520–1546

Sohn des Heinrich Q. – Buchhändler und Druckerverleger, allein 25 Drucke in niederdeutscher Sprache. Offizin im Hause »Zum Palast« am Domhof. Verlagsgesellschaft mit Eucharius Hirtzhorn. H. Fuchs und J. Gennep in Köln, F. Behem und P. Jordan in Mainz wurden als Lohndrucker herangezogen.

Das Haus »Zum Palast« und das Haus »Hirtzhorn« sind seit 28. 3. 1528 Eigentum der Familie Peter Q. – Mitglied der Ritterzunft Eisenmarkt. Ratsherr von 1515–1543. Gestorben am 29. 2. 1546.

Benzing, Lexikon, S. 88; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XVIII; J. J. Merlo, Quentell, in: ADB 27, S. 37–39.

QUENTEL, Johann, 1546–1551 (–1557)

Sohn von Peter Q. Verheiratet mit Sophia, Tochter Arnold Birckmanns. – Druckerverleger und Buchhändler. Seit 1547 als Verleger öfters Auftraggeber des Druckers F. Behem in Mainz. Kaiserliches Privilegium speciale vom 3. 11. 1550.

Gestorben am 3. 4. 1551. – Die Erben führten das Geschäft fort. Geschäftsführer danach war Gervin *Calenius*.

Benzing, Lexikon, S. 90; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XVIII; J. J. Merlo, Quentell, in: ADB 27, S. 37–39.

QUENTEL, Arnold, 1595–1621

Sohn des Johann Q. – Buchhändler, Verleger und Drucker. Seit den 1570er Jahren Leiter der Firma Quentel. Am 1. 1. 1595 übernahm er das Geschäft von seinem Stiefvater G. Calenius, setzte die Tradition des berühmtgewordenen Hauses fort. – Verlagsgesellschaft mit Franz Behem in Mainz. Wortführer der Petition vom 27.2.1602 der Kölner Buchhändler und Verleger an den Rat wegen Ablieferung eines Pflichtexemplares. (Vgl. Anmerkung 48.)

Haus- und Grundbesitz: Grundbesitz des G. Calenius durch Kauf an Arnold Q. übergegangen. Nach 1610 erwarb er das Haus »Zum Morian« (Wert 718 fl), 1620 zwei Landgüter in Alfter und Andernach. – Zwischen 1612 und 1620 stellte er ca. 25000 Taler als Darlehen verschiedenen Persönlichkeiten und Regierungen zur Verfügung.

Arnold Q. war Mitglied der Gaffel Windeck. – Blieb unverheiratet. Erstes Testament vom 28.8.1597. Das zweite Testament vom 6.8.1618

bestimmte Johann *Krebs* als Alleinerben. Gestorben am 17. 11. 1621 (nicht am 17. 9.!)[53].

Benzing, Lexikon, S. 96f.; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XVIII; Zaretzky, Quentelsches Rechnungsbuch; J. J. Merlo, Quentell, in: ADB 27, S. 37-39. – Über die weitere Biographie der Familie Quentel, die in die Dienste des Kurkölnischen Hofes trat, siehe M. Braubach, Kurköln, S. 98-100.

Schreiber (Graphaeus), Niklas, 1562-1598

Druckerverleger, Zeitungsdrucker und Lohndrucker. Offizin erst in der Straße »Auf dem Katzenbauch«, 1585-92 in der Straße »Untersechzehnhäuser«, danach bei »St. Marien Ablaß«. 49 Zeitungen zwischen 1571 und 1598. Kaiserliche Privilege von 1563 und 1566. Am 26. 11. 1563 wegen »falschen Druckes« für drei Tage Turmgang. – Nachfolger: (?) Stephan Schreiber, Zeitungsdrucker um 1599.

Benzing, Lexikon, S. 92; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXXI.

Spot, Rudolf[54], 1501-1509

Druckerverleger und Lohndrucker, bes. für Joh. Koelhoff d. J.

Darlehen am 6. 3. 1477 in Höhe von 480 Mark von Ulrich Zell aufgenommen, getilgt am 23. 8. 1487. Hauserwerb am 18. 6. 1476, verkauft am 12. 12. 1490. Grundstücke im Landkreise Lennep und Meschede. – Hängt die Darlehensaufnahme mit der Errichtung einer Ofizin zusammen?

Benzing, Lexikon, Seite 87; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXXIII.

Waldorf, Johann, 1577-1593

Buchhändler und Lohndrucker, Offizin an der Drachenpforte. Mieter von zwei Buchläden am Domhof, eines an der Drachenpforte. Schwergewicht des Unternehmens lag auf dem Buchhandel. Nachfolger: Peter *Keschedt*.

Benzing, Lexikon, S. 94; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXXII.

Werden, Martin von, 1504-1516

Von der Ruhr stammend. – Druckerverleger, ca. 60 Werke. Offizin in der Bürgerstraße. Führte die Druckerei »Retro Minores« fort. 1516 gestorben. Nachfolger: Eucharius *Hirtzhorn*.

Benzing, Lexikon, S. 87.

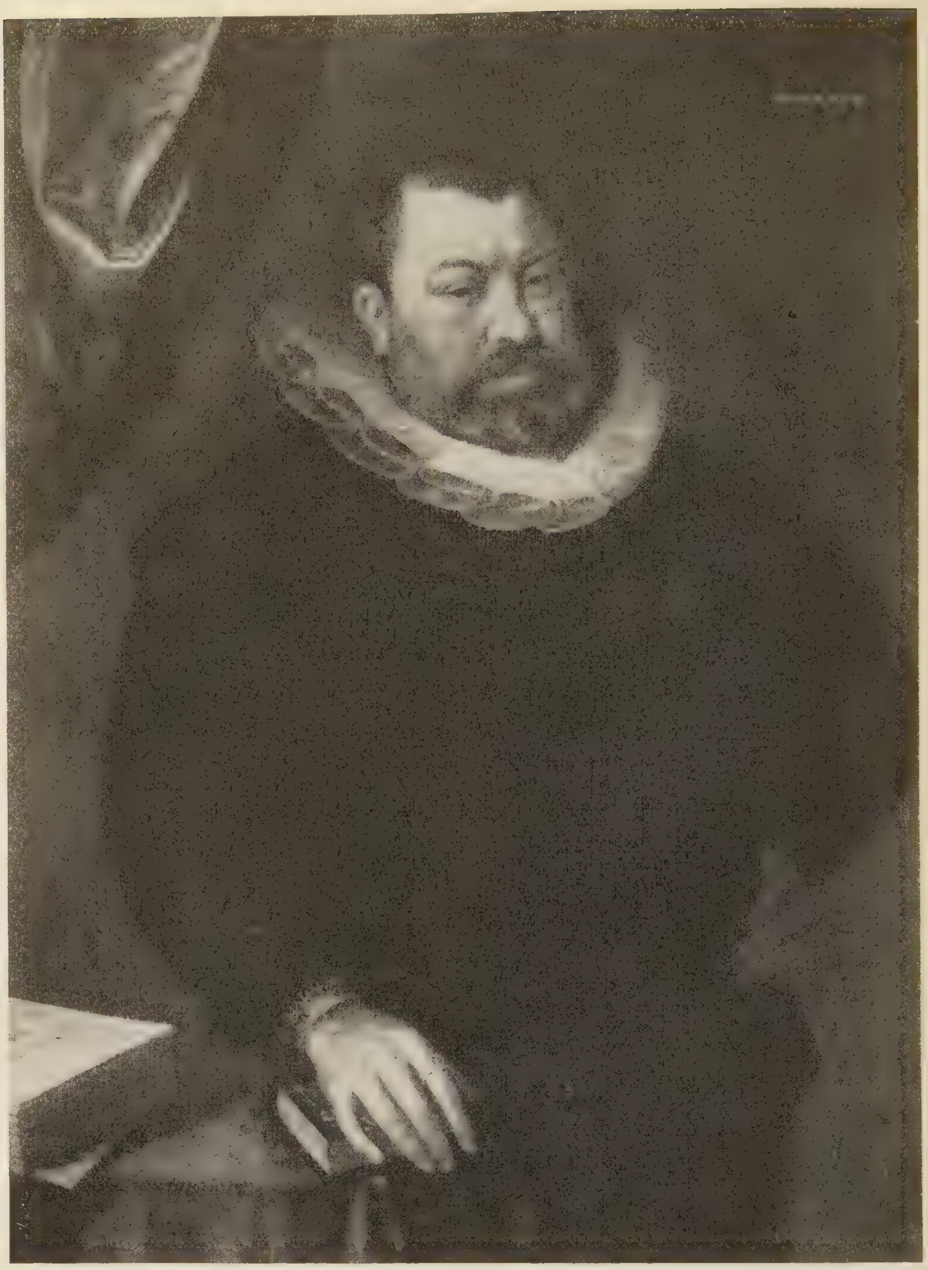


Abb. 4: *Arnold Quentel. (Ölgemälde, datiert 1610, Rhein. Museum Köln)*

Wolter (Gualterius), Bernhard, 1597-1637 (-1640)

Nachfolger der Offizin Andreae. Druckadresse »nechst der Pfaffenportzen«. Bedeutender Buchhändler und Druckerverleger, über 350 Werke (oft mit zweifarbigen Titelseiten). Verlagsgesellschaften mit Anton Hierat, Peter Henning, Stephan Breyel in den 1620er Jahren. Ließ auch in Antwerpen und Mainz drucken. Freundschaftliche und geschäftliche Verbindung zum Druckerverleger Hermann Mylius. Viele kaiserliche Privilege. Städtisches Privileg auf zehn Jahre vom 12. 3. 1636.

Besaß ein Haus an der Pfaffenpforte. – Verheiratet mit 1. einer Tochter Maternus Cholinus, 2. Maria Erkelenz (am 18. 8. 1617), 3. Maria Römers. Testament vom 27. 3. 1634; Alleinerbin: Tochter Ursula. Gestorben 1637.

Unter dem Firmennamen St. *Breyel* et Haeredes B. Wolter wurde das Unternehmen bis 1640 fortgeführt. 17 Werke.

Benzing, Lexikon, S. 97; Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXXIII.

---

[53] Aus der Hand Krebs' in dem Rechnungsbuch (Domarchiv K II 7) geht hervor, daß Arnold am 17. November 1621 gestorben ist. Mehrere Male wird dieses Datum erwähnt. In den früheren Abhandlungen ist das Datum mit dem 17. 9. 1621 angegeben.

[54] In den Urkunden: Rodolff Spot, nicht Roloff, wie seit Ennen ständig zitiert wird!

Worringen, Joachim von, nach 1580

Offizin »Sub Aureo Pelicano«. – Verwandt mit Hartgerus Worringen?

17. Jahrhundert

Aldenkirchen, Martin, 1685-1703

Lohn- und Akzidenzdrucker. – Gestorben 1703. Nachfolger: (Sein Sohn) Franz Caspar Aldenkirchen.

Alstorff, Peter Wilhelm von, 1665-1691 (-1698)

Heiratete ca. 1662 die Witwe Urban *Krafts* und wurde dadurch Geschäftsnachfolger. – Buchhändler, Verleger, 62 Werke, Akzidenz- und Lohndrucker, u. a. für den Verlag Gymnich-Busaeus (Drucklohn 1672 386 RTa), später auch für den Verleger Herm. Dehmen und den Kurfürsten von Köln (1690 März 10: 6 RTa).

Gestorben 1691. – Das Geschäft wurde von den Erben fortgeführt.

Alstorff, Johann, 1698-1722

Sohn des Peter Wilhelm A. Übernahm 1698 die Leitung des Unternehmens. – Hauptsächlich Lohndrucker, u.a. für die Verleger Arnold und Franz Metternich, S. Noethen und den Kurfürsten von Köln; für diesen bes. 1704-1715 arbeitend, insg. 691 RTa Lohn. Auch Druckerverleger, einige Erbauungsschriften. Wegen Übertretung der Zensurordnung 1701/03 und 1706/08 in Zensurprozesse der Stadt verwickelt.

Am 19.2.1712 nahm A. ein Darlehen von 100 RTa auf, um auf eigene Kosten das Buch »Himmlisches Palmgärtlein« zu verlegen. Dieses Vorhaben überstieg seine Kräfte: die Schulden stiegen auf 180 RTa und 827 fl. Er verlor 1722 sein Vermögen und den Betrieb an die Gläubiger. – Bis 1724 noch im Betrieb seines Schwagers S. Noethen mittätig. Bald darauf gestorben.

Becker, Anton, 1600 bis ca. 1625

Lohndrucker, bes. für Kinckius. Druckerverleger, acht Werke (1600-1618). Zeitungsdrucker. 1622 Konfiskation haeretischer Bücher in seiner Offizin.

Brachel (Brackel), Peter von, 1600 bis nach 1640

Druckerverleger, ca. 120 Werke. Lohndrucker, u.a. für die Firma Quentel. Offizin im Hause »Spiegelberg« in der Straße »Unter Goldnen Waage«. Vereid. Drucker der Juristischen Fakultät der Universität Köln. Zeitungsdrucker seit 1601: Meßrelationen, seit 1629 »Neuwer Unparteiischer Teutscher Mercurius etc.«

Privileggesuch am 29.12.1634 abgelehnt. – Wegen eines beleidigenden Zeitungsartikels 1601 vor den Rat befohlen. Nachdruckprozeß gegen G. Clemens im Jahre 1637.

Bingen (Binghius), Andreas, vor 1638-1668 (-1671)

Druckerverleger, 77 Werke (Theologie, Mathematik, Geschichte). Auch Lohndrucker. Offizin »Hinter den Minoriten« (-Kloster). Verlagsgemeinschaft um 1646 mit den Erben Grevenbroich.

In den 1650er Jahren wurde das Unternehmen von den Brüdern Andreas und Friedrich B. geführt. Gestorben (1667?) 1668. – Die Witwe setzte das Geschäft fort.

Bütgen (Butgenius), Konrad, 1601-1630 (-1636)

Ca. 1568 geboren, aus einer reichen Kölner Familie stammend. Johann von Lindtlar war sein Vormund. Verheiratet mit Katharina Baakels. – Druckerverleger, über 150 Werke (Theologie, Geschichte). Nachfolger der Offizin B. *Clipeus* »Im Baum vor St.Paulus«. Verlagsgesellschaft mit Bernh. Wolter, Peter Henning und Bertram Raesfeldt. B. ließ auch in Mainz drucken. Viele kaiserliche Privilege.

Gestorben 1630. – Die Witwe führte das Unternehmen weiter.

Benzing, Lexikon, S. 97.

Busaeus, Johannes, 1653-1672 (?)

Nach Heirat (im Oktober 1653) der Witwe Gervin *Gymnich* zum Geschäftsführer des Verlages »Einhorn« in der Straße »Unterfettenhennen« bestellt. B. hatte in der Filiale der Firma Gymnich in Antwerpen gelernt und sie später auch geleitet. – Bedeutender Buchhändler, auch Druckerverleger, ca. 95 Werke. (Schlechte typographische Gestaltung und billiges Papier!). Geschäftsverbindung mit dem Verleger Balthasar Moretus in Antwerpen.

Inventur des Bücherlagers im Jahre 1673: ca. 84 780 Bücher.

Gestorben Ende 1671 oder Anfang 1672. (Zwei Kinder: Eleonora Catharina, Balthasar Ignatius.) – Nachfolger: Hermann *Dehmen*.

Merlo, Buchhandlung Einhorn, S. 36f.

Busaeus, Balthasar Ignatius, 1686-1691

Sohn des Johann B., geboren 1664 (Taufpate ist der berühmte Druckerverleger Balthasar Moretus). – Selbständiger Buchhändler und Druckerverleger. Erwarb wahrscheinlich die Druckerei der Fa. Gymnich, war aber nicht der Leiter (und Nachfolger seines Vaters!) dieses Verlages. – 5 Werke.

Verheiratet mit Gertrud von Neuß. Testament vom 7.4.1690: Erbin ist seine Schwester, die den Buchhändler und Verleger Johann Balthasar *Coomans* geheiratet hatte. – Gestorben 1691 (oder Anfang 1692).

Cholinus, Peter, 1610 bis ca. 1645 (-1650)

Sohn des Goswin Ch., dessen Geschäftsnachfolger. Buchhändler und Druckerverleger, 85 Werke. Kurkölnischer Hofbuchdrucker. Offizin in der Straße »Unterfettenhennen«. Ließ auch in Mainz, Bamberg und Amsterdam drucken.

Verheiratet in zweiter Ehe mit Margaretha Plettenburg. Testament vom 5.3.1637. Gestorben vor 1646. – Die Witwe führte das Unternehmen weiter.

Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXX.

Cholinus, Johann Arnold, ca. 1650-1664

Sohn des Peter Ch., Geschäftsnachfolger. Druckerverleger und Buchhändler. Ging später nach Frankfurt; heiratete 1663 die Witwe des Frankfurter Verlegers Gottfried Schönwetter. – Gestorben 1675.

H. Starp, Das Frankfurter Verlagshaus Schönwetter 1598-1726, in: Archiv f. Geschichte des Buchwesens 1, 1956, S. 38-113.

Clemens, Gisbert, ca. 1630-1654 (-1656)

Lohndrucker und Druckerverleger. Über 30 Werke. Bedeutende Offizin im »Halben Mond« in der Straße »Katzenbauch«, 1665 ca. 600 RTa wert. Drucker von St. Severin. – Städtisches Privileg für einen Einblattkalender in 4°.

In den 1630er Jahren arbeitete Gisbert C. gemeinsam mit seinem Bruder Valentin für die Verlagsproduktion. (Valentin heiratete 1638 Margaretha, die Tochter Wilhelm Lützkenkirchens).

1637 und 1646 wegen Überschreitung der Zensurordnung vor die Stimmeister zitiert. Am 8.6.1646 mit acht Tagen »Turmgang« bestraft. 1653 abermals aus den gleichen Gründen verhaftet.

Verheiratet mit Sybilla Lützenrath. Gestorben 1654 (über fünfzigjährig). – Das Geschäft wurde von der Witwe fortgesetzt. Nachfolger: Johann *Portz*.

Coenen, Cornelius, ca. 1670-1710 (-1715)

Heiratete Christina, die Tochter des G. *Clemens*. Geschäftsnachfolger dieser Offizin nach Johannes Portz. – Kalender- und Lohndrucker. Druckerverleger, 44 Werke (Erbauungsliteratur, Gebetbücher, Kalender in 8° u. 12°). Offizin in der Straße »Auf dem Katzenbauch«.

Gestorben Ende 1710 (oder Anfang 1711). – Die Witwe setzte das Unternehmen fort.

CRAMER, Jost Heinrich, 1680–1694 (–1730. Erben Cramer bis 1758?)

Zeitungsdrucker. Offizin im »Bäumgen« vor St. Paulus. »Mittwochs- und Samstägige Zeitung«. Lohndrucker, auch Druckerverleger. War vor 1680 Fürstbischöfl. Hofbuchdrucker in Hildesheim gewesen. – Gestorben 1694.

Seine Witwe, Anna Christina geb. Metternich, führte das Geschäft noch lange weiter. Am 28.7.1723 Erneuerung des städtischen Privilegs für den Zeitungsverlag. Im Januar 1727 Beschwerde beim Rat über den Zeitungsdrucker Herckenrath wegen »unlauteren Wettbewerbs«.

Unter der Bezeichnung »Erben Cramer« bestand das Unternehmen noch längere Zeit. Am 31.10.1738 Klage beim Rat, da der Zeitungsdrucker B. Wilms auch am Mittwoch eine Zeitung publiziere. Wilms mußte schließlich das Format seines »Staatsboten« auf 4° vermindern. In den 1750er Jahren war Caspar *Deutz* der Geschäftsführer dieser kleinen Zeitungsdruckerei. – Nachfolger: Caspar *Pohl.*

DEHMEN, Hermann, 1665–1700 (–1705)

Sohn des Buchhändlers und Verlegers Michael Dehmen. Geboren 1636 in Köln. Durch Heirat (Juli 1672) der Witwe Johann Busaeus, verw. Gymnich zum Geschäftsführer des Verlages »Einhorn« berufen.

Da keine eigene Offizin mehr vorhanden, bleibt der Fortgang des Betriebs hier unerwähnt.

EGMONDT, Cornelius ab, ca. 1622 bis ca. 1655

Aus Grassis in Flandern, seit ca. 1615 als Buchhändler in Köln. Geschäftsverbindung zur Firma Quentel. Errichtete nach 1620 eine eigene Presse im Hause »Stern« vor St. Laurenz, später in den »Bleichhoff« in der Mordensgasse verlegt. Nach 1640 Offizin im Hause »Zum Kolorenberg«. Druckerverleger, über 150 Werke (Theologie, Kirchenmusik). Verlagsgemeinschaft mit der Firma Plantin, Antwerpen, für die E. einige Bücher druckte. Verlagsverbindung mit der Firma Elzevier, Amsterdam. 1645 Verlagsgesellschaft in Köln: Cornelius ab Egmondt et socii. Am 23. 3. 1622 Privilegium generale des Kurfürsten von Köln für katholisch-theologische Bücher. Machte anfangs Schulden; erst nach 1630 kam sein Geschäft zur Blüte. – Visitation der Offizin am 30. 7. 1640 wegen angeblichen Nachdrucks Hieratscher privilegierter Bücher.

Verheiratet mit 1. Christina Duisberg (14.11.1621), 2. Veronika von Seinheim. – Gestorben im Jahre 1657 (?).

EGMONDT, Balthasar von, 1658–1696 (–1705)

Sohn des Cornelius E. Geboren 1630 in Köln (Taufpate ist der berühmte Druckerverleger Balthasar Moretus aus Antwerpen). – Druckerverleger, ca. 30 Werke (Erbauungsliteratur).

Gestorben 1696. – Die Witwe führte das Geschäft weiter. Später von den Haeredes B. von Egmondt geleitet (bis 1705).

ERFFENS, Servas, 1607–1637

Buchhändler und Druckerverleger, 11 Werke. Offizin in der Mariengartengasse (vor der Burgmauer). – Arbeitete zeitweilig mit seinem Sohn Caspar zusammen. – Verheiratet mit Gertrud Kinsweiler.

ERFFENS, Caspar, 1625–1646

Sohn des Servas E., geboren 1617. – Zeitungsdrucker: Lateinische und Teutsche Rapporten. Auch Lohndrucker. – Führte wohl nach dem Tode des Vaters dessen Offizin fort. Am 21.4.1645 wegen Zensurübertretung mit Turmgang bedroht.

FRANKENBERG, Georg Friedrich, 1680–1695

Heiratete 1680 die Witwe Peter *Steinbüchels:* wurde Geschäftsführer dieser Offizin und erwarb die vorhandenen Privilege. – Lohn- und Zeitungsdrucker: »Mittwöchentliche und Sambstägige Postzeitung«. Ratsdrucker der Stadt Köln. Hofbuchdrucker des Kurfürsten von Köln. In den Jahren 1685–1688 Offizin nach Bonn verlegt oder dort eine Filiale betrieben[55].

FRIESSEN, Wilhelm, 1636–1668

Um 1660 in Lechenich geboren. – Buchhändler, bedeutender Verleger und Drucker, ca. 280 Werke. Offizin im »Bäumgen« vor St. Paulus, nach 1650 in der Trankgasse, »Sub Signo Archangeli Gabrielis« (Verlagssignet). Viele kaiserliche Privilege. – Kirchmeister in St. Paulus. – Gestorben 1668.

FRIESSEN, Johann Wilhelm, 1669–1700

Sohn des Wilhelm F. Geboren am 1.11.1646. – Buchhändler, bedeutender Verleger und Drucker, über 175 Werke (Theologie, Philosophie, Geschichte). Viele kaiserliche Privilege. Regelmäßiger Besuch der Messen in Frankfurt/M. und Leipzig. Zwischen 1670/78 auf der Reise nach Leipzig von Soldaten überfallen und seiner Ware beraubt.

Mitglied der Zunft Windeck. Ratsherr nach 1680. – Ehelichte 1670 Maria Helena Gymnich. Gestorben am 10.10.1700.

GREVENBROICH, Peter von, 1634 bis ca. 1645 (–1648)

Sohn des Gerhard von G. Geschäftsnachfolger. Buchhändler und Druckerverleger, 37 Werke. Städtisches Privileg auf zehn Jahre vom 4.2.1637 für Lat.-Deutsches Gesangbuch. – Gestorben vor 1646. Das Unternehmen wurde von den Erben fortgeführt[56].

Heitz/Zaretzky, Büchermarken, S. XXXII.

GYMNICH, Gervin, 1634–1653

Sohn des Johann (IV.) G. Geschäftsnachfolger der Firma »Einhorn«. Vornehmlich Buchhändler. Buchläden in Köln, Antwerpen und Frankfurt Geschäftsbeziehungen zu Balthasar Moretus, Jacob Meurseus und M. Laurient in Antwerpen, mit Lazarus Zentners Erben in Straßburg, mit Buchhändlern in Frankfurt, mit Wilhelm Friessen, Engelbert Gymnich u. a. in Köln. Auch Druckerverleger, einige Werke. Seit 1649 Verlagsgesellschaft (G. Gymnicus et socii). Lohndruckaufträge nach Mainz vergeben. – Drei Brüder des Gervin (Hermann, Johann, Engelbert) betrieben den Buchhandel.

Inventur 1653/54: Gesamtvermögen 62326 RTa; ein Wohn- und Geschäftshaus, zwei Bauernhöfe, ein Weingut, Bücherlager im Wert von ca. 15000 Taler, Offizin im Wert von 176 RTa. – Verheiratet mit Catharina Brassard. Zwei Töchter: Maria Helena (heiratete im Oktober 1653 Johann Wilhelm Friessen) und Anna Theresa. Gestorben vor dem 23.8.1653.

Merlo, Buchhandlung Einhorn, S. 31 ff.

HIERAT, Anton d. J., 1627 bis nach 1634

Sohn des Anton H., mit seinem Bruder Arnold Geschäftsnachfolger. Geboren am 22.9.1599. Hat sich wenig um den Fortgang des Unternehmens gekümmert. Seine Kinder (Margarete und Anton) widmeten sich nicht diesem Gewerbe.

HIERAT, Arnold, 1627–1634 (bis ca. 1650)

Sohn des Anton H., mit seinem Bruder Anton d. J. Geschäftsnachfolger der Verlagsdruckerei »Zum Greifen« in der Straße »Unterfettenhennen«. Buchhändler und Druckerverleger, ca. 10 Werke.

Verheiratet mit Catharina Berchem. Im Jahre 1634 gestorben (Testament vom 25.7.1634).

Seine Witwe führte mit großer Tatkraft das Unternehmen weiter: Buchhandlung und Verlag mit Druckerei (Vidua Arnoldi Hierat). 8 Werke. – (Vor dem 4.7.) 1640 kaiserliches Privileg für 10 Jahre für die »Summa theologica« des Thomas von Aquin. Nachdruckstreit mit Cornelius von Egmondt, dessen gedruckte Werke der Witwe Hierat übereignet wurden (am 30.7.1640). Am 19.6.1648 wurde sie von dem Buchhändler und Verleger Johann Kinckius wegen Lieferung fehlerhafter Bücher auf Schadenersatz verklagt.

Merlo, Buchhandlung Einhorn, S. 26ff.; J. J. Merlo, Hierat, in: ADB 12, S. 389f.

---

[55] Über Frankenbergs Drucktätigkeit in Bonn siehe S. 708 f.

[56] Die Buchhandlung wurde von einem gelernten Buchbinder fortgeführt.

HILDEN, Bertram von, 1620 bis ca. 1650

Gründer eines der bedeutendsten Kölner Zeitungsverlage. Zeitungsdrucker und Druckerverleger, einige Werke (Theologie). Offizin in der Straße »Untersechzehnhäuser«. Zeitungsdruck, unregelmäßig, genannt Meß-Relationen. Seit ca. 1640 regelmäßig erscheinende Zeitung: Ordinariae relationis diariae continuatio.

Ennen, DuMont-Schauberg, S. 60.

HILDEN, Peter, vor 1650-1683 (-1695)

Jüngster Sohn des Bertram von H. Geschäftsnachfolger. Bedeutender Zeitungsdrucker. Lohndrucker und Druckerverleger, einige Werke (Theologie, Geschichte). Vereidigter Buchdrucker der Juristischen Fakultät der Universität Köln. Drucker für den Herzog von Jülich-Berg, 1650-71.

Lateinische Zeitungen: Ordinariae relationes, kl.-8°, zweimal wöchentlich; Extraordinariae Relationes, wohl auch zweimal wöchentlich. Kaiserlich privilegiert.

Im Jahre 1664 Streit mit dem Zeitungsdrucker Caspar Kempen. Am 19.8. entschied der Rat: Peter H. darf nur fremdsprachige (lateinische) Zeitungen drucken. Am 14.1.1673 wurde er mit einer Strafe von 200 fl bedroht, weil er eine Schrift gedruckt hatte, die den Pfalzgrafen von Neuburg beleidigte. Konfiskation der Druckbogen.

Gestorben 1683 (oder 1684?). – Die Witwe, Katharina geb. Winnen, führte die Zeitungsdruckerei weiter.

Ennen, DuMont-Schauberg, S. 60f.; Hasenberg, Zeitung, S. 32 (in: Wienand, Schwarze Kunst).

HILDEN, Peter Theodor, 1696-1709 (-1729)

Sohn des Peter H. Geschäftsnachfolger. Zeitungsdrucker und Lohndrucker, bes. für die Verleger Kinckius, Metternich und Steinhausen. Privilegierter Kölnischer Universitäts-Buchdrucker und Drucker für den Hof des Kurfürsten von Köln.

Lateinische Zeitungen: Ordinariae bzw. Extraordinariae Relationes, später in »Lateinische Couranten« umbenannt. Auflage 1717 ca. 300 Exemplare. Seit 1697: Sambstägige Cöllnische Zeitung. Seit 1700: Extraordinari Cöllnische Dienstags-Zeitung. Beide in kl.-2°, kaiserlich privilegiert. Wegen eines beleidigenden Artikels in seiner Dienstags-Zeitung mußte H. am 23.6.1702 Widerruf leisten.

1704 blieb der Verleger Kinckius und 1722 der Verleger Steinhausen der Firma Hilden den Drucklohn schuldig, der erst auf dem Prozeßwege (und nur teilweise) eingetrieben werden konnte. – Gestorben 1709. Bis 1729 wurde das Unternehmen von der Witwe (Maria geb. Roß) fortgesetzt.

Ennen, DuMont-Schauberg, S. 61.

KALCKHOVEN, Jost (Kalckovius, Jodocus), 1641-1669 (-1673)

Aus Warsten vom Niederrhein stammend. Nachfolger der Offizin Bernh. *Wolter*. Buchhändler, Verleger und Drucker, 163 Werke (Theologie, Geschichte, Philosophie, Grammatik). Offizin vor St. Paulus. Ließ für seine Verlagsproduktion Arnold von Kempen, Peter von Grevenbroich und Drucker in Holland arbeiten. 1641-1666 Verlagsgesellschaft mit der Firma Wilhelm Blaeu in Amsterdam.

Heiratete 1646 Maria de Broesbeck, 1650 Margaretha Elberfeldt. Testament vom 15.12.1668. – Gestorben 1669. Das Geschäft wurde von den Erben bis 1673 fortgeführt. Nachfolger: Joh. Herm. *Weyer*.

Weller, Kalcoven, S. 313f.

KEMPEN, Arnold von, 1609-1654

Höchstwahrscheinlich Sohn des Godfried v. Kempen, und dessen Geschäftsnachfolger. Lohndrucker, u. a. für die Firma Quentel. Magistrats- und Universitätsbuchdrucker, insg. 62 Werke. Zeitungsdrucker: Ordinarie Wöchentliche Dienstags Postzeitung, 4°, seit 1651 (?) regelmäßig erscheinend.

Heiratete 1607 Elisabeth Nobis. – Gestorben vor 1655.

Ennen, DuMont-Schauberg, S. 75f.

KEMPEN, Caspar von, 1655-1685 (-1687)

Sohn des Arnold v. K., 1627 geboren. – Bedeutender Zeitungsdrucker: Deutsche Rapporten, seit 20.12.1655 (Städt. Privileg), einmal wöchentlich (samstags); Cöllnisch teutsche Postzeitung, privilegiert am 7.4. 1684 (Privilegerneuerung), dienstags und freitags. Lohndrucker, Akzidenzien. Im Jahre 1664 Beschwerde beim Rat wegen drückender Konkurrenz anderer Kölner Zeitungsdrucker.

1656 heiratete er Adelheid Klee. Gestorben (April/Mai) 1685.

Die Witwe führte das Geschäft fort. Ihr wurde das kaiserliche und städtische Privileg für die Postzeitungen am 20.3.1686 erneuert.

Nachfolger: Johann Bernh. *Pfeiffer*.

Ennen, DuMont-Schauberg, S. 76f.

KINCKIUS, Johann, 1605-1654

Geboren 1579 in Heinsberg (Hzt. Jülich)[57]. – Buchhändler, bedeutender Verleger, auch Drucker. Über 560 Werke. Ließ auch bei Becker, Hierat, Hilden und auswärtigen Lohndruckern arbeiten. Buchhandelsbeziehungen bis nach Graz und Krakau. Belieferte auch den Kurhof in Bonn mit Büchern.

Kaiserliches Privilegium generale vom 10.9.1641. Viele privilegia specialia. 1634 Konfiskation einiger häretischer Bücher in seiner Offizin.

Mitglied der Ritterzunft Windeck. Ratsherr, 1637 Stimmeister. – Verheiratet mit 1. Elisabeth Gymnich, 2. (1622) Gertrud Wichern. – Gestorben 1656.

Merlo, Buchhandlung Einhorn, S. 38ff.; J. J. Merlo, Johann Kinckius, in: ADB 15, S. 741f.

KINCKIUS, Johann Anton, 1656-1680 (-1686)

Sohn des Johann K. Buchhändler und Verleger seit 1647. Übernahm nach dem Tode des Vaters 1656 dessen Firma und benutzte später das (von der Firma Gymnich begründete) Verlagssignet »Einhorn«. Druckerverleger, Offizin in dem Hause »Einhorn« in der Straße »Unterfettenhennen«. Über 100 Werke. Verwandtschaftliche und geschäftliche Verbindungen zum Buchhändler und Verleger Johann Widenfeldt.

Mitglied der Ritterzunft Windeck. Ratsherr nach 1656, Stimmmeister. Verheiratet mit Maria Gertrud Dulman, in zweiter Ehe mit Margaretha Mylius. – Gestorben 1680. (Testamente vom 22.3.1678 und 30.9.1679. Die Witwe setzte das Geschäft fort.

Merlo, Buchhandlung Einhorn, S. 43ff.

KINCKIUS, Engelbert Theodor, ca. 1686-1708 (-1724)

Zweitältester Sohn des Johann Anton K., Geschäftsnachfolger. Buchhändler und Druckerverleger, ca. 20 Werke. Ließ auch Hilden u. a. Lohndrucker für sich arbeiten. Regelmäßiger Besuch der Frankfurter Messe.

Mitglied der Ritterzunft Windeck. Ratsherr 1686-1705. – Verheiratet mit Maria Gertrud Fabritius. Gestorben am 2.12.1708. Die Haeredes E. Th. Kinckius führten das Unternehmen weiter, nachweislich bis 1724.

Merlo, Buchhandlung Einhorn, S. 44.

KRAFT (Crato), Heinrich[58], 1622-1655

Verleger und Drucker, über 100 Werke. Im Mai 1653 wegen einer verbotenen Schrift vor den Rat zitiert.

Verheiratet mit Adelheid Weyer. – Gestorben 1655 (?).

---

[57] Ohne jeden Beleg sind wiederum Büllingens Angaben. Nach ihm hat Kinckius bei Gymnich gelernt und war dort Faktor geworden, heiratete eine Tochter dieser Familie und übernahm die Offizin Gymnich (Ann. Colon. 3, fol. 263). Merlo übernimmt diese Ansicht. Aus den Akten geht aber hervor, daß es nicht so gewesen ist. – Vgl. in diesem Verzeichnis Johannes Busaeus.

[58] Bestehen verwandtschaftliche Verbindungen zu der Wittenberger Buchdruckerfamilie Krafft? – Benzing, Lexikon, S. 184.

KRAFT, Urban, 1648-1661

Sohn des Heinrich K. Seit 1648 betrieb er eine eigene Verlagsbuchhandlung. Übernahm nach dem Tode des Vaters 1655 dessen Offizin. Verleger und Drucker, 54 Werke.

Verheiratet mit Gudula, Tochter des Verlegers P. Metternich. – Gestorben 1661.

Nachfolger: P. W. *Alstorff.*

KREBS, Johannes, 1621 bis nach 1639

Neffe des Verlegers Arnold Quentel. Alleinerbe der Firma Quentel und Fortsetzer der Buchhandlung, des Verlages und der Druckerei.

Erlernung der Buchdruckerkunst in Venedig und Paris. Trat im Jahre 1598 in die Firma Quentel ein, seit ca. 1605 Leiter derselben. Vertrat seit 1607 das Unternehmen auf der Frankfurter Messe. 1621 Alleininhaber. Wert d. Verlags 30000 Taler (1622). Verlagsgesellschaft mit Hermann Mylius, Köln, und Balthasar Lipp, Mainz (Krebs anscheinend Verleger, Lipp Drucker, Mylius Buchhändler).

Mitglied der Ritterzunft Windeck. Ratsherr. Gestorben um 1640 (vor 1644).

Zaretzky, Quentelsches Rechnungsbuch, S. 61.

LANGENBERG, Johann, ca. 1655-1681

Unbedeutender Druckerverleger: Erbauungsliteratur, Gedichte, etc. Städtisches Privileg vom 21.3.1659.

LANGENBERG, Peter, 1685-1720 (?)

Sohn des Johann L. Lohndrucker, auch einige Verlagswerke. – 1711 wurden er und sein Sohn Johann vor dem Rat wegen Übertretung der (Buchbinder-)Zunftordnung angeklagt. – Mitglied der Buchbinderzunft.

METTERNICH, Peter, ca. 1625-1671 (-1681)

Buchhändler, bedeutender Verleger und Drucker. Offizin bei dem Augustinerkloster. 112 Werke (Theologie, Grammatik, Jura, Geschichte). Vereidigter Drucker der Jurist. Fakultät der Universität Köln. – Mitglied der Gaffel Schwarzenhaus. Ratsherr, 1659 Stimmeister. Bürgerhauptmann. Kirchmeister in St. Peter. Gestorben 1671. – Die Witwe führte das Geschäft weiter.

METTERNICH, Arnold, 1681-1725

Zweitältester Sohn des Peter M. Geschäftsnachfolger. Buchhändler, bedeutender Verleger und Buchdrucker. 68 Werke, bes. Theologie und Geschichte. Kaiserliches Privilegium speciale vom 26. 7. 1678.

Mitglied der Zunft Windeck. 1687 und 1695 zur Prüfung der beiden Rentkammern delegiert. – Heiratete 1682 Cäcilie Steinweg. Gestorben 1725. Nachfolger des Verlages: Buchhändler J. W. *Van der Poll.*

METTERNICH, Paul, ca. 1650-1669 (-1672 bzw. 1688)

Ältester Sohn des Peter M. – Gründete nach 1650 einen Verlag und eine Druckerei. Offizin bei St. Laurenz. 23 Werke. Lohndrucker, u. a. für Jost Kalckhoven. 1664 wurde ihm verboten, deutsche Zeitungen zu drucken.

1650 ehelichte er Gertrud Daniels. – Gestorben 1669. Die Witwe führte das Unternehmen bis 1672 weiter. Die Erben setzten das Geschäft noch bis 1688 fort. 19 Werke. Kaiserliche Privilege vom 20.8.1677 und vom 2.3.1681. Offizin damals in der Straße »Unter Goldenen Waage«.

METTERNICH, Franz, 1686-1732

Jüngster Sohn des Paul M. Geboren 1660. Mit seinem Bruder Paul Wilhelm Geschäftsnachfolger.

Buchhändler und Druckerverleger, ca. 70 Werke (Theologie, Grammatik, Geschichte). Offizin in der Straße »Unter Goldenen Waage«. Ließ auch bei Alstorff und Noethen drucken. Kaiserliches Privileg vom 20.11.1700. Erzbischöfliches Privileg auf zehn Jahre von 1730. Nachdruckprozeß gegen den Verleger Noethen im Jahre 1723. Geschäftliche und freundschaftliche Verbindungen mit dem Jesuitenorden.

Mitglied der Zunft Windeck. Ratsherr. Gestorben 1732 (unverheiratet).

METTERNICH, Paul Wilhelm, 1686-1730

Zweitältester Sohn Paul Metternichs. Bruder des Franz M. Geboren 1656. – Buchhändler und Verleger, seit 1704 unter dem Signet des Greifen in der Straße »Unterfettenhennen«. Ca. 150 Werke. Verlagsgemeinschaft mit seinem Bruder Franz M. Dafür kaiserliche Privilege vom 1.4. und 29.8.1688. Kaiserliche Privilege für P. W. M. vom 2. 9.1716 und vom 6.11.1724. – Eine eigene Druckerei bestand wohl nicht.

Heiratete 1690 Angela Cath. Henseler. – Gestorben 1730.

MÜNICH, Constantin, 1629-1665 (-1667)

Buchhändler und Verleger, über 100 Werke (Geschichte, Philosophie, Theologie). Auch Drucker. Nach 1640 arbeitete er mit seinem Bruder Johann (der seit 1634 druckte) zeitweilig zusammen: = Gebrüder Münich. Seit den 1650er Jahren Verlagsgemeinschaft mit den Buchhändler Michael Dehmen. Viele kaiserliche Privilege.

Ratsherr von 1655-1657. – Verheiratet mit Margaretha Husken, in zweiter Ehe mit Maria Krasoh. – Testament vom 6.2.1637. Gestorben 1665. Die Witwe führte das Geschäft weiter.

MÜNICH, Johann Carl, 1668-1679

Sohn des Constantin M., geboren 1639 in Köln. Buchhändler und Druckerverleger, ca. 10 Werke. Verlagsgemeinschaft mit Peter Ketteler.

MYLIUS, Hermann, 1604-1656

Sohn des Arnold M. Mit seinem Bruder Arnold, der aber schon am 7.9. 1605 starb, Geschäftsnachfolger. – Buchhändler, Verleger und Drucker. Über 150 Werke. Verlagsgesellschaften mit A. Hierat und J. Krebs. 1637 Konflikt mit den städtischen Zensurbehörden.

Am 10.1.1642 führte er namens der Kölner Buchhändler und Verleger Beschwerde beim Magistrat betr. die Erhöhung der Akzise bei der Einfuhr von Buch- und Papierballen. Geschäftsverbindungen mit der Firma Quentel. – Mietete 1650 einen Laden in Frankfurt/M., wohl für den Verkauf und Stapel der Bücher während der Messe.

Mitglied der Ritterzunft Windeck. Ratsherr, 1650 Bürgermeister von Köln. Gestorben (im hohen Alter) im August 1656. – Seine Nachkommen führten die Buchhandlung fort. Die Offizin und der Verlag kamen in fremde Hände.

Merlo, Mylius, S. 16ff.

NOETHEN, Hilger, um 1683

Wohl Lohndrucker. Offizin in der »Güldenen Waage am Hoff«. Unbekannter Drucker, verwandt mit Servas Noethen?

NOETHEN, Servas, ca. 1689-1730 (-1759)

Typographus et Bibliopola. Buchhändler, Verleger und Drucker, ca. 50 Werke (Theologie, Erbauungsliteratur). Offizin an der »Hohen Schmied«, nach 1725 in der Straße »Unter Goldenen Waage«. Viele kaiserliche Privilege. Verlagsgemeinschaft mit Johann Alstorff. Diesem und anderen Kölner Druckern wurden Lohnarbeiten vergeben. Regelmäßiger Besuch der Frankfurter Messe. Hofbuchdrucker des Kurfürsten von Köln.

1716 Klage gegen Wilhelm Metternich auf Zahlung einer Schuld von über 201 fl. 1723/33 Prozeß gegen Franz Metternich, der das Noethen privilegierte »Palm-Gärtlein« nachgedruckt hatte. Schadenersatzklage in Höhe von 60 fl. Metternich mußte die gedruckten Exemplare an Noethen ausliefern.

Im Mai 1727 erwarb er das Haus »Geislinger« für 3400 RTa. Mitglied der Gaffel Eisenmark seit dem 18.5.1724. – Verheiratet mit Catharina, der Tochter Peter Wilhelm Alstorffs. Gestorben ca. 1732. Die Erben setzten das Geschäft fort. 1743 erzbischöfliches Privilegium speciale.

PFEIFFER, Johann Bernhard, 1687-1717

Aus Bacharach am Rhein. Heiratete im Juni 1687 die Witwe Caspars v. Kempen. Geschäftsnachfolger der Zeitungsdruckerei. Offizin im Hause »König von Spanien« vor den Mindenbrüdern.

Zeitungsdrucker und Ratsdrucker (Sechsstadtköllnische Ordnungen). Privileg vom 4.7.1687 für die Herausgabe der »Cöllnisch-teutschen Postzeitung«, dienstags, freitags u. samstags.

Wegen eines beleidigenden Artikels in seiner Zeitung im Jan./Febr. 1609 zeitweiliges Druckverbot. Am 6.10.1702 100 fl Strafe aus gleichen Gründen.

Mitglied der Gaffel Eisenmark seit 1687. – Zweimal verheiratet. Gestorben im Juli 1717. Nachfolger: Friedrich *Herckenrath*.

PORTZ, Johannes, 1657-1662 (-1670)

Heiratete 1657 die Witwe des G. *Clemens*. Geschäftsnachfolger. Offizin im »Halben Mond«. Kalender- und Lohndrucker.

Gestorben 1662. – Unter dem Namen »Vidua Joh. Portz et Haeredes Clemens« wurde das Geschäft weitergeführt. Nachfolger: Cornelius *Coenen*.

RAMRAHT, Heinrich, 1612-1620

Wohl Lohndrucker. Offizin »Im Rosenthal« in der Breitestraße. Unbekannter und unbedeutender Drucker.

SCHMITZ, Matthäus, 1607-1627

Wohl Lohndrucker. Offizin »unter der Hachtpforten«. Eine Reihe kleinerer Druckwerke ist bekannt.

STEINBÜCHEL, Peter, ca. 1665-ca. 1674 (-1679)

Lohndrucker, auch Druckerverleger. Offizin im »Goldschläger« vor dem Minoritenkloster. Einige Werke (Erbauungsliteratur).

Gestorben ca. 1674. – Seine Witwe setzte das Unternehmen fort. Nachfolger: G. F. *Frankenberg*[59].

WEYER, Johann Hermann, 1675-1682 (-1694)

Civis et bibliopola Coloniensis. Buchhändler und Druckerverleger, einige Verlagswerke. Auch Akzidenzdrucker. Geschäftsnachfolger der Firma Jost *Kalckhoven*.

Verheiratet (1675) mit einer Tochter des Druckerverlegers Jost Kalckhovens. – Gestorben nach 1692. Die Erben J. H. Weyer setzten das Unternehmen fort.

WORRINGEN, Hartgerus, 1632-1645 (?)

Sohn des Joachim von W. (?) Lohndrucker: »Typographia Worringiana sub regione Gymnasii Montani«. Eigene Arbeiten sind Akzidenzdrucksachen (Lieder, Gedichte, Totenzettel, etc.). 17 Titel.

WORRINGEN, Johann, 1648-1652 (-1671)

Sohn des Hartgerus von W. (?) Druckerverleger, über 50 Werke (Theologie, Geschichte). Lohndrucker für den Herzog von Jülich-Berg. – Die Witwe führte das Geschäft weiter.

18. Jahrhundert

ALDENKIRCHEN, Franz Caspar, 1705-1738 (-1747 bzw. 1765)

Sohn des Martin A. Buchhändler, Verleger und Lohndrucker, ca. 40 Werke. Offizin erst in der Gereonstraße, später, nach 1721, in der Straße »Untersechzehnhäuser«.

Gestorben ca. 1739. – Seine Witwe führte das Geschäft weiter. In den Jahren 1747-1765 stand es unter der Leitung der Haeredes Aldenkirchen.

ALDENKIRCHEN, Johann Hermann, 1765-1770

Sohn des Franz Caspar A. Geschäftsnachfolger. – Buchhändler, Verleger und Lohndrucker.

BROEL (auch: Bruel), Johann Gerhard, 1700-1717

Lohndrucker, auch Druckerverleger. Zeitungsdrucker. Offizin in der »Sonne« in der Maximinenstraße. Einige Werke. Städtisches Privileg vom 18.9.1705 für eine französische Zeitung, Gazette de Cologne (?), dienstags und freitags erscheinend. Redakteur: M. *Raucourt*.

Nachfolger: unbekannt. Später, seit 1734, J. I. *Roderique*.

COENEN, Johann, vor 1720-1724

Sohn des Cornelius C. Führte das väterliche Geschäft nur kurz. Kalender- und Lohndrucker. Druckerverleger. Gestorben ca. 1723/1724. – Nachfolger: Joh. C. *Gussen*.

EGMONDT, Daniel Balthasar, 1705-1738

Sohn des Balthasar von E., geboren 1673 in Köln. Druckerverleger, mehrere Werke.

FRIESSEN, Johann Wilhelm d. J., 1700-1704 (-1716)

Sohn des Johann Wilhelm F. Geboren am 16.7.1671. Geschäftsnachfolger. Buchhändler und Druckerverleger. – Schon am 23.6.1704 gestorben. Die Firma wurde unter dem Namen Haeredes J. W. Friessen bis nach 1716 fortgeführt. Nachfolger: Johann Wilhelm *Huisch*.

Inventur vom Jahre 1704: Bücherlager Wert von 21172 RTa; Offizin Wert von ca. 1350 RTa. Das Gesamtvermögen hatte einen Wert von ca. 47000 RTa.

GUSSEN (Jussen), Johann Conrad, 1725-1761 (-1778)

Heiratete 1725 die Tochter Johann *Coenens* und erwarb käuflich dessen Unternehmen. Buchhändler und Verleger, bedeutender Lohndrucker, Kalender- und Zeitungsdrucker. Offizin »Im Halben Mond« in der Stolkgasse. Druckte für die Verleger Steinbüchel, Schorn, Pütz, Ephard, Huisch, u. a. Städtischer Ratsdrucker. – Verlagsgesellschaft mit Johann J. F. Rüttger. Bei Büllingen 119 Titel, darunter aber viele Akzidenzien.

Gestorben im Jahre 1762. – Seine Witwe setzte die Arbeit fort und brachte noch 37 Druckschriften heraus. Nachfolger: Johann J. F. *Rüttger*.

HARTZ, Heinrich, ca. 1760 bis ca. 1771

Geschäftsnachfolger der Zeitungsdruckerei *Herckenrath*.

Zeitungsdrucker. »Cöllnisches Historisches Journal«, mittwochs und samstags, 4°. Kaiserlich privilegiert.

Vor 1771 gestorben. Seine Witwe setzte das Geschäft eine zeitlang fort. (Von M. *Wolf* wurde 1794 ein »Niederrhein. Politisches Historisches Journal« herausgegeben).

HERCKENRATH, Friedrich, 1717-1720

Heiratete 1717 die Witwe J. B. *Pfeiffers* – Leiter der ehem. Kempen-Pfeifferschen Zeitungsdruckerei (Erben Pfeiffer & F. Herckenrath). Zeitungs- und Lohndrucker. Druckte auch für den Kurfürsten von Köln.

H. hatte das Buchbinderhandwerk erlernt. Gestorben 1720.

HERCKENRATH, Friedrich Albert, ca. 1725-1760

Sohn des Friedrich H. – Begründete eine eigene Druckerei und einen Zeitungsverlag. Zeitungsdrucker und Lohndrucker.

Kaiserliches Privileg vom 20.9.1725 für die Wochenzeitung »Historisches Journal«, 4°, samstags erscheinend; Privileg am 10.9.1756 erneuert. Streit mit anderen Zeitungsdruckern (Wilms, Pohl und Holtzapfel).

Mitglied in der Buchbinderzunft. – Gestorben am 4.8.1760. Zeitungsverlag von H. *Hartz* fortgeführt.

Ennen, Du Mont-Schauberg, S. 83

[59] Die Firma Steinbüchel bleibt nur als Verlag und Buchhandlung fortbestehen und betreibt außerdem zum Teil Buchbinderarbeiten. Eine eigene Druckerei besitzt sie nicht mehr. Mit der Nennung der Namen sei hier dem Fortgang dieses Unternehmens Genüge getan: Verleger und Buchbinder Johann Anton St., Sohn: Georg Friedrich St. (Hofbuchbinder in Bonn), Söhne: Johann Wilhelm und Johann Nikolaus Steinbüchel.

HILDEN, Nikolaus Theodor, 1730-1739 (-1762)

Sohn des Peter Theodor H. Geschäftsnachfolger. Zeitungsdrucker und Lohndrucker. Offizin in der Schmierstraße, Ecke Neugasse und Würfelpforte. Die lateinischen Zeitungen waren 1729 durch Verkauf an den Verleger G. A. Schauberg übergegangen.

Verheiratet mit Caecilia Loers. Gestorben 1739 (kinderlos). Das Geschäft wurde von der Witwe bis 1762 fortgeführt. Dann wurde es mit der Firma *Schauberg* vereinigt.

Ennen, DuMont-Schauberg, S. 61 f.

HOLTZAPFEL, Theodor, vor 1749-1771

Gelernter Buchbinder. Zeitungs- und Lohndrucker, auch Verleger. Buchhändler. Offizin in der Straße »Auf der Burgmauer«. Einige Werke. »Berichte einer neu eingetrettenen Wirtschaft längs dem Rhein«, dienstags und freitags, ca. seit Januar 1760. Jahresabonnement 2 fl rhein. (Diese Zeitung wurde auch als »Wirtschaftsunterredung« bezeichnet). Redakteur: Joseph *Böse*. – Mitglied in der Buchbinderzunft, dort Ehrenämter bekleidend.

HORST, Johann Jacob, 1760 bis ca. 1770 (bis 1795?)

Durch das Testament der Witwe J. J. *Huisch* von 1759 zum Erben dieses Unternehmens bestimmt. Geschäftsnachfolger (war vorher Ladendiener gewesen). Buchhändler und Druckerverleger.

Mitglied der Ritterzunft Windeck. 1795 (Jan. 22) ist ein Buchhändler Horst unter den Wählern des Gaffelherrn in derselben Zunft (mit Johann J. Horst identisch?).

HUISCH, Johann Wilhelm, 1722-1759

Sohn des Licentiaten Franz Caspar Huisch und der Maria Catharina, älteste Tochter Joh. Wilhelm Friessens. Geboren am 9.11.1697. H. erwarb durch Kauf und Erbe das *Friessensche* Unternehmen im Jahre 1722. – Buchhändler, auch Druckerverleger: 26 Werke (Theologie, Jura). Offizin in der Breitestraße. Verlagsgesellschaft mit den Verlegern und Buchhändlern Gebr. Simonis in den 1730er Jahren. Kurfürstliches (erzbischöfliches) Privileg von 1745 auf fünf Jahre.

Mitglied der Gaffel Windeck, 1748/49 Gaffelmeister. Ratsherr. Heiratete 1724 Maria Agnes von Dornhoff. Gestorben (nach dem 17.6. 1759.)

Das Unternehmen geriet in Konkurs. 1757 wurde dem Buchbindermeister Noack ein Wechsel über 2665 RTa ausgestellt, der nicht eingelöst werden konnte. Ein Teil des Bücherlagers kam bereits 1753 für 750 RTa an den Buchhändler J. W. *Krakamp*.

HUISCH, Johann Joseph, 1726-1755 (-1759)

Geboren im Jahre 1693. Arbeitete anfangs mit seinem Bruder Johann Wilhelm gemeinsam. Buchhändler, Drucker und Verleger. Führte den Verlag und die Offizin des Thomas von *Cöllen* fort. (Er hatte am 23.3. 1724 dessen Tochter Anna Maria geheiratet.) 1726-1739 wurde die Firma unter dem Namen »Haeredes Thomas von Cöllen et Joh. J. Huisch« geleitet. Acht Werke. Bis 1755 brachte H. allein noch einige Werke heraus.

Testamente vom 30.5.1738 und 18.11.1755. Gestorben am 6.3.1757. Die Witwe führte das Geschäft weiter. Nachfolger: Johann J. *Horst*.

KINCKIUS, Engelbert, ca. 1725 bis ca. 1740

Sohn des Engelbert Theodor K. Buchhändler und Druckerverleger. Um 1725 gelangte er in den Besitz des väterlichen Unternehmens[60]. Mehr Buchhändler als Drucker. Filialen in Prag und Münster.

Durch Verschuldung und Erbteilung wurde dieser Betrieb zugrundegerichtet (z. B. 1657 RTa Schuldentilgung für den verstorbenen Bruder Arnold)[61].

KRAKAMP, Johann Wilhelm, 1737-1755 (-1775)

Geschäftsnachfolger der Firma Rommerskirchen, Verlag »Einhorn«. Heiratete die Catharina Magdalena verw. Simonis geb. Rommerskirchen. – Buchhändler, Verleger und Drucker, ca. 20 Werke. Offizin in der Straße »Unterfettenhennen«. Kaiserliche und städtische Privilege. Filiale der Buchhandlung in Münster.

Gestorben im Mai 1755. – Die Witwe führte das Geschäft weiter (gest. 1775). Erzbischöfliches Privileg von 1767. Nachfolger: Heinrich J. *Simonis*.

Merlo, Buchhandlung Einhorn, S. 49 f.

LANGEN, Johann Gottschalk, vor 1784-1800

Lohndrucker. Erwarb im Jahre 1785 die Verlagsbuchhandlung *Pütz*. Buchhändler und Druckerverleger. Offizin im »Rosenkranz« in der Straße »Unterfettenhennen«. 1791 wegen Drucks einer häretischen Schrift vor die Zensurbehörde (Syndikat) geladen. Lohndrucker für den Herzog von Jülich-Berg im Jahre 1793; insg. über 218 RTa Lohn. – Mitglied der Ritterzunft Windeck. – Gestorben am 16.10.1800.

Merlo, Buchhandlung Einhorn, Anhang.

LANGENBERG, Johann, 1720-1745

Sohn des Peter L. Nachfolger der Verlagsbuchhandlung und Druckerei. Bedeutender Buchhändler. – Am 7.11.1721 wegen Privilegmißachtung vor die Stimmeister zur Verantwortung gerufen. Mitglied im Buchbinderamt. 1722 Beisitzer, 1724 Brudermeister.-Die Firma ist bis zum Ende des 18. Jh. in Familienbesitz.

LUMSCHE (auch: Lumscher), Johann Georg, nach 1780-1794 (?)

Lohndrucker, u. a. für den Verleger H. J. Haas. Druckte auch für den Kurfürsten von Köln. 1788/89 erhielt er als Lohn 132 RTa 30 Stüber.

METTERNICH, Franz Wilhelm, 1731-1755 (-1761)

Sohn des Paul Wilhelm M., geboren 1691. Buchhändler und Druckerverleger, Verlag »Vogel Greif«, ca. 50 Werke. Bis 1741 firmierend: Vidua P. W. Metternich et filius F. W. Metternich. Vereinigte mit seinem Unternehmen den Verlag und die Druckerei (seines verstorbenen Onkels) Franz Metternich. – Vornehmlich Buchhändler. Regelmäßiger Besuch der Messen in Frankfurt und Leipzig. Im Jahre 1745 hatte er Forderungen an den Buchhändler Tresenmayer in Regensburg in Höhe von 344 fl.

M. heiratete 1729 Maria Catharina Cornelia Schram. Ratsherr und Bürgerhauptmann. – Gestorben am 7.3.1755. Die Erben führten das Geschäft fort.

---

[60] An dieser Stelle soll die Auffassung Büllingens revidiert werden, die Merlo (Buchhandlung Einhorn, S. 44) übernimmt und auch Hasenberg (Zeitung, S. 30) zitiert. Johann Widenfeldt, Buchhändler und Verleger in der Zeit von 1659-63, der Schwiegersohn Johann Kinckius', soll dessen Unternehmen übernommen haben. Da aber der »Einhorn« als Verlagssignet nicht von ihm, sondern von J. A. Kinckius übernommen wird, der Verlag noch bis nach 1735 im Familienbesitz der Kinckius sich befindet und durch Einheirat das Vermögen nicht an Widenfeldt gefallen sein kann (dies beweisen die Testamente expressis verbis bei gleichen Fällen), ist die Legende von der Fortführung dieser Offizin durch Widenfeldt heute nicht mehr haltbar. Büllingen sieht übrigens jedesmal bei dem Erscheinen des Impressums »Haeredes N. N. et bibliopola alius« im Namen d. Buchhändlers den Fortführer d. verwaisten Unternehmens. So soll z. B. der Verlag Friessen einmal von Johann E. Fromart (Ann. Colon. 5, fol. 198 a), zur selben Zeit aber auch von Johann Wilhelm Huisch (dto. 5, fol. 214) übernommen worden sein. – Die Buchhandlung und der Verlag *Widenfeldt* kamen in den 1680er Jahren in die Hände von Godfried de Berges. Auch Heinrich (I.) Rommerskirchen, ca. 1670 geboren, kann gar nicht bei Widenfeldt gelernt haben, da diese Firma 1683 letztmalig erwähnt wird. Warum ausgerechnet 1707 Rommerskirchen dessen Erben das Geschäft abgekauft haben soll, bleibt unerklärlich. Vor der Übernahme Büllingenscher und Merloscher Angaben sollten diese durch Akteneinsicht geprüft werden. Heute ist in ganz anderer Weise Zugang zu den Quellen gegeben.

[61] Arnold Kinckius war Kurkölnischer Hofrat gewesen.

METTERNICH, Franz Wilhelm Joseph, 1762-1771 (-1793)

Sohn des Franz Wilhelm M., geboren 1733. Buchhändler und Druckerverleger, ca. 13 Werke. Verlag »Vogel Greif« in der Straße »Unterfettenhennen«. Kurfürstliches Privileg vom 16.4.1762.

Mitglied der Ritterzunft Schwarzenhaus, dort Bannerherr. Ratsherr. Verheiratet mit Adelgunde Drach. – Gestorben am 24.7.1771. Die Firma wurde von der Witwe bzw. von den Erben fortgeführt (Typis Metternichianis oder Typographia Metternichiana), 20 Werke (Philosophie, Theologie, etc.).

Friedrich Kapp, Die Witwe Metternich, in: Archiv f. Geschichte des deutschen Buchhandels 4, 1879, S. 241 f.

MOTH, Jacques, vor 1758 bis ca. 1764 (-1790?)

Nachfolger des französischen Zeitungsverlages. Zeitungsdrucker der »Gazette de Cologne«. (Im Impressum erschien nie sein Name).

Am 22.5.1764 wurde der Witwe Jacques Moth (und den anderen Kölner Zeitungsdruckern) die neue Zeitungs-Zensurordnung mitgeteilt.

NOETHEN, Heinrich, ca. 1732-1761

Buchhändler, Buchbinder, Verleger und Drucker. Auch Lohndrucker. Ca. 10 Werke. Offizin seit 1746 in der Straße »Unter Goldenen Waage«. Wohl Sohn oder Neffe des Servas Noethen, dessen Geschäftsnachfolger.

Mitglied der Buchbinderzunft. Klage gegen das Buchbinderamt 1742 wegen dessen wettbewerbsbeschränkender Haltung. Im Jahre 1755 wegen Übertretung der Zensurordnung zu einer Geldstrafe verurteilt. – Gestorben nach 1761.

NOETHEN, Johann Peter

Sohn des Servas N. Ohne sich dem väterlichen Geschäft näher gewidmet zu haben, ließ er dieses nach dem Tode des Heinrich N. 1763 versteigern da er in einem anderen Beruf Unterkunft gefunden hatte.

PAULI, P. J., 1784-1794

Erwarb die Offizin *Wilms*'. Zeitungs- und Lohndrucker. »Cöllnischer Staatsboth«, montags, donnerstags und sonnabends. Seit 1791 neuer Titel: »Eilfertiger Welt- und Staatsboth«. 1786 Streit mit dem Zeitungsdrucker Stockhausen betr. die Erscheinungsweise ihrer Zeitungen.

Lohndrucker, auch für den Kurfürsten von Köln: über 128 RTa Lohn am 24.7.1787 für den Druck eines Buches (9¾ Bogen, 2000 Auflage).

PFEIFFER, Ferdinand Jacob, 1720-1753

Sohn des Johann Bernhard P. Eigentümer des Zeitungsverlages und der Druckerei »Vor den Mindenbrüdern«. – »Cöllnische Postzeitung«, dienstags, freitags und samstags, 4°; kaiserliches Privileg vom 5. 10. 1717 (für die Erben J. B. Pfeiffers), erschien letztmalig am 2.11.1753. – »Cöllnischer Mercurius«, montags (mittwochs?) und donnerstags; kaiserlich privilegiert am 26.10.1722.

Prozeß Pfeiffers gegen die Stadt (bis 1730) wegen Ablieferung von Pflichtexemplaren seiner nicht vom Rat privilegierten Zeitungen. – P. trat am 17.10.1747 durch einen Pachtvertrag die Leitung des Unternehmens an Johann Peter *Weynandt* ab. Wegen unlauterer Händel der Geschäftspartner Verschuldung des Unternehmens. Es kam wegen Forderungen Weynandts an Pfeiffer an den ehemaligen Pächter, der es veräußerte.

Gestorben Anfang 1753 (geboren 1705 oder 1709?). – Pfeiffer war Mitglied der Gaffel Eisenmarkt.

POHL, Caspar, 1758-1765

Kaufte im Sommer 1758 die Zeitungsdruckerei der Erben *Cramer*, Offizin verlegt in die Herzogsgasse Ecke Streitzeuggasse. Zeitungs- und Lohndrucker. »Mittwochs- und Samstägige Zeitung«, kaiserlich privilegiert am 20.11.1758. (Ein städt. Privileg wurde vom Rat nicht erteilt). Im Dezember 1762 gingen die Verlagsrechte dieser Postzeitung an das Kölner Postamt über. – »Reichs-Courier«, mittwochs und samstags, 4°, seit 1759[62]. 1759 und 1760 Konkurrenzstreit mit anderen Zeitungsdruckern vor dem Rat. – Nachfolger: N. *Quaden*.

[62] Joseph Böse aus Münster ist der Redakteur und »Concipator« dieser und anderer Zeitungen.

QUADEN (auch: Quoden), Nikolaus, 1765-1767

Kaufte 1765 den Zeitungsverlag und die Druckerei von Caspar *Pohl*. Zeitungs- und Lohndrucker. Offizin in der Schmierstraße. »Reichs-Courier«, kaiserlich privilegiert.

Wegen Verschuldung Konkursverfahren im Dezember 1767. Nachfolger: P. *Unglaub*.

RODERIQUE, Johann Ignatius, 1734 bis nach 1750

Jesuit. Wohl Geschäftsnachfolger des französischen Zeitungsverlages (ehem. Fa. Broel). Zeitungsdrucker, auch Lohndrucker. »Gazette de Cologne«; zweimal wöchentlich, 4° (Blatt der österreich.-kaiserlichen Partei). Städt. Privileg vom 15.6. (bzw. 15.7.) 1734.

Radikalster aller Kölner Zeitungsdrucker dem Inhalt der Artikel nach. Mehrfach mit Strafen und Auslieferungen ins Ausland bedroht, konnte er dennoch bis nach 1750 diese französische Postzeitung fortlaufend publizieren[63]. – Später fand er an der Universität Beschäftigung[64]. Gestorben vor dem 20.12.1769. Nachfolger: J. *Moth*.

ROMMERSKIRCHEN, Heinrich, um 1700-1732

Aus einer alten Kölner Kaufmannsfamilie stammend, um 1670 geboren. Buchhändler, Verleger und Drucker, 66 Werke (Theologie, Rhetorik, Jura). Führte den Verlag »Einhorn« in der Straße »Unterfettenhennen« fort. Nachfolger der Firma *Gymnich* (Busaeus-Dehmen bzw. Kinckius). Kaiserliche Privilege vom 6.11.1706, 23.6.1708, 31.8.1718 und 1730. Kurfürstliches Privileg vom 3.11.1780. R. brachte jährlich den »Stadt-Cöllnischen Sack-Calender« heraus. – Regelmäßiger Besuch der Messe in Frankfurt und Leipzig.

Mitglied der Zunft Schwarzenhaus. Ratsherr von 1722-1732. Verheiratet mit 1. Maria Gudula Koch, 2. Anna Maria Volmar. – Gestorben am 1.8.1732. Nachfolger: Christian *Simonis*.

Merlo, Buchhandlung Einhorn, S. 46 ff.

ROMMERSKIRCHEN, Christian[65], ca. 1738-1769 (-1788)

Verleger und Drucker, auch Lohndrucker. Ca. 40 (insg. 100) Werke. Hauptsächlich Prüfungsthesen für das Jesuitenkolleg in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache, auch Werke der Theologie und Geschichte. Offizin in der Straße »Untersechzehnhäuser«.

Zeitweilige Vorsteher der Kölner Buchdrucker-Gesellschaft. Gestorben 1769. – Die Witwe führte das Unternehmen fort.

RÜTTGER, Johann Joseph Franz, 1778-1798 (-1803)

Heiratete die Tochter J. C. *Gussens*. Geschäftsnachfolger der Offizin in der Straße »Auf dem Katzenbauch«. R. war schon vorher als Buchhändler und Verleger tätig. Druckerverleger und Lohndrucker. 20 Werke. Verlagsgemeinschaft mit J. C. Gussen.

Ratsherr, Bürgerhauptmann. Provisor von St. Paulus. – Gestorben im Jahre 1798 (?). Die Offizin wurde am 12.3.1803 versteigert.

SCHAUBERG, Gereon Arnold, 1735-1762 (-1805)

Geboren am 29.1.1692 in Köln. Heiratete am 15.6.1721 Maria Dorothea, die Tochter Peter Th. Hildens. – Buchhändler und Verleger seit ca. 1720. Errichtete im Jahre 1735 eine eigene Druckerei, 70 Werke (Theologie, Erbauungsliteratur). Brachte die »Lateinischen Zeitungen«, deren Verlag er 1729 von der Firma Hilden erworben hatte, dienstags und freitags in gr.-4° heraus. Im Jahre 1761 an B. Wilms verkauft.

Gest. 1762. – Das Unternehmen, Verlag u. Zeitungsdruckerei, 1763 durch Erwerb der Firma Hilden erweitert, wurde bis 1805 von den Erben

[63] Einige Hinweise auf Ratsprotokolle, die die Beschwerde- und Antwortschreiben enthalten, mögen genügen: Bd. 182, fol. 97, 108, 144; 187: 238-247; 188: 46, 81, 168, 217; 191: 185, 198; 195: 153; 196: 91; aus den Jahren 1734, '35, '40, '41, '44, '45, '48 u. '49.

[64] Er war Geheimrat an der Universität Köln geworden.

[65] Büllingen verneint eine Verwandtschaft mit dem Druckerverleger Heinrich Rommerskirchen (1700-1732).

G. A. Schauberg fortgeführt: Typis haeredum G. A. Schauberg. Die Firma wurde geleitet von der Tochter Gereon Arnolds, Dorothea (verheiratet mit Professor Dr. Georg Menn), später von ihrer Nichte Gertrud Schauberg. – Universitäts-Buchdrucker. Drucker der »Kaiserlichen Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung zu Köln« (Der Verlag befand sich in den Händen des Postamtes!) vom 1. 1. 1763 bis 1794. Auflage 1786: 3000 Exemplare, viermal wöchentlich erscheinend. – Nachfolger: Markus DuMont[66].

Ennen, DuMont-Schauberg, S. 62ff.; Geschichte der Kölnischen Zeitung; Hasenberg, Zeitung, S. 32 (in: Wienand, Schwarze Kunst); J. Braun, G. A. Schauberg, in: ADB 30, S. 620f.

SIMONIS, Christian, (1730-) 1732-1737

Schwiegersohn des Heinrich *Rommerskirchen* (heiratete dessen Tochter Maria Magdalena). Übernahm 1732 die Geschäftsführung dieses Unternehmens. Buchhändler und Druckerverleger. Kaiserliche Privilege. Gemeinsame Verlagstätigkeit mit seinem Bruder Engelbert S. – Gestorben (kurz vor dem 24.7.) 1737. Nachfolger: Johann W. *Krakamp*.

Merlo, Buchhandlung Einhorn, Anhang.

SIMONIS, Heinrich Joseph, 1775-1800

Sohn des Christian S., geboren am 24.11.1730. Geschäftsnachfolger der Firma Rommerskirchen-Simonis-Krakamp, des Verlags »Einhorn« in der Straße »Unterfettenhennen«. Buchhändler, Verleger und Drucker, 32 Werke.

Mitglied der Gaffel Eisenmarkt. – Gestorben im Jahre 1800. Nachfolger: Heinrich (II.) Rommerskirchen (Großneffe des Gründers der Firma Heinrich R.).

STOCKHAUSEN, Hubert, ca. 1775-1789

Lohn- und Zeitungsdrucker, auch Verleger. »Gemeinnützige Intelligentz-Nachrichten«, kaiserlich privilegiert am 11. 12. 1777, wohl auch durch städtisches Privileg geschützt. Erschien seit Februar 1778, mittwochs und samstags, in 4°. 2 RTa Jahresabonnement. 1782 Gesuch um städtisches Privileg für geplante »Stadt-Cöllnische Zeitung und Journal« abgelehnt. Klage gegen das Konkurrenzunternehmen (Zeitungsdrucker Pauli) im Jahre 1786 wegen der Erscheinungsweise der Zeitungen. – Gestorben 1789.

UNGLAUB (auch: Unglauben), Peter, 1767 bis nach 1781

Erwarb im Dezember 1767 auf einer Versteigerung die Offizin N. *Quadens*. Jetzt in der »Trompete« in der Breitestraße. Lohndrucker. Zeitungsdrucker. »Reichs-Courier«, mit städtischem Privileg. 1781 wegen Übertretung der Zensurordnung vor den Rat zitiert.

UNGLAUB, Roland, ca. 1792-1794

Sohn des Peter U., wohl Geschäftsnachfolger. Lohndrucker, gänzlich unbekannt. Wahrscheinlich ohne größere Betriebsamkeit.

WILMS, Balthasar Günther, 1729-1784

Bedeutender Zeitungsdrucker, Druckerverleger und Lohndrucker Offizin in der Marzellenstraße, seit 1741 in der Glockengasse Ecke Schwadengasse.

Seit 29.10.1738 »Cöllnischer Eilfertiger Welt- und Staats-Bothe«: kaiserliches Privileg; montags, mittwochs und samstags erscheinend, in 8°, ½ Bogen. Am 4.2.1744 kaiserliches Privileg, diese Zeitung in 4° erscheinen zu lassen. Redakteur: Urban *Wagner*. Erneuerung des Privilegs am 18.4.1768 und am 15.5.1778. – 1761-1775 »Lateinische Couranten«, Verlag von der Firma Schauberg erworben. – Seit 1765 »Cöllnische Wöchentliche Frag- und Anzeigungs-Nachrichten« (ein Intelligenzblatt), Wochenzeitung. – 1741-1757 Prozeß Wilms gegen den Zeitungsdrucker F. A. Herckenrath betr. Abgrenzung ihrer Zeitungsverlagsrechte (ohne Urteilsfindung).

Buchverlag, 41 Werke, darunter Rechenbücher, Grammatiken, etc. 1743 wegen unbefugten Nachdrucks vom Verleger O. J. Steinhausen verklagt. In demselben Jahre Konfiskation eines häretischen Werkes in seiner Offizin (fertig gedruckte Exemplare). Lohndrucker für Kölner Verleger, u. a. für Joseph Pütz.

Am 2.9.1744 Turmgang (Schafpforte) wegen Beleidigung des Kaisers im »Staats-Bothen«. Am 18.9. freigelassen. Im Jahre 1759 vom Zeitungsdrucker Pohl wegen Privilegmißachtung angeklagt. Vom August 1760 bis September 1761 prozessierte W. (gemeinsam mit der Firma Herckenrath) gegen neu gegründete Zeitungsverlage, dabei auf ihre älteren Rechte und Privilege pochend.

Gestorben im Jahre 1784 (war unverheiratet geblieben). Offizin am 11.3.1784 versteigert. Nachfolger: P. J. *Pauli*.

WOLF, Michael, ca. 1790-1794

Nachfolger des französischen Zeitungsverlages. Zeitungsdrucker der »Gazette de Cologne«. Seit 3.1.1794 (Städt. Privileg) auch »Reichs-Courier«. Redakteur: Herr von *Baillet*. Dienstags, donnerstags und samstags erscheinend, 4°, Jahresabonnement 3 RTa 30 Stüber. – »Niederrheinisches Politisches Historisches Journal« am 3.3.1794 auf zehn Jahre privilegiert; sechsmal wöchentlich.

2. DAS BUCHDRUCKGEWERBE IN SEINEM WIRTSCHAFTLICHEN AUFBAU

Einleitung

Die Wirtschaft im ausgehenden Mittelalter wurde vornehmlich von den Städten bestimmt. Diese waren Handelszentren oder »Mittelpunkte einer begrenzten Agrarlandschaft«[67] oder Sammelpunkte eines Großgewerbes. »Die europäische Stadt des Mittelalters lebte ... vom Handel, vom Fern- oder Nahhandel auf der Grundlage der gewerblichen Eigenproduktion für den entsprechenden Markt«. Auf der einen Seite standen die Kaufleute, die Groß-, Wander- und Fernhändler, nicht aber lokale Zwischenhändler waren, auf der anderen Seite standen die teils in Zünften organisierten, teils unzünftigen Gewerbetreibenden, denn das Zunftwesen umfaßte keineswegs die gesamte wirtschaftlich tätige Bevölkerung[68]. Diese bestimmten gemeinsam die Politik der Stadtwirtschaft, die durch Selbstverwaltung geregelt wurde.

Die Freie Reichsstadt Köln war, als Mitglied der Hanse, eine bedeutende Handelsstadt, die das wichtige Stapelrecht besaß. Das Metallgewerbe Westfalens fand dort einen sicheren Absatzplatz. In der Stadt selbst war das Gewerbe zu hoher Blüte gekommen. Besonders das Tuchgewerbe, die Seidenindustrie, die Kupferschläger, überhaupt das metallverarbeitende Gewerbe und das Goldschmiedehandwerk hatten große Bedeutung, auch über die Grenzen der Stadt hinaus, erlangt. Durch die Zunftverfassung war die Möglichkeit gegeben, für gute Qualität aller Erzeugnisse zu sorgen, die Preise zu überwachen und unlauteren Wettbewerb zu unterbinden. Im 15. Jahrhundert zeigte sich eine weitere »Steigerung der Handwerksleistung auf ihre technische und künstlerische Höhe... Daneben drang der allgemeine Produktionswille beinahe planmäßig in den meisten Gewerben... zur Hausindustrie vor«[69].

[66] Den Fortgang der Zeitung verfolge man in der »Geschichte der ›Kölnischen Zeitung‹« und in den »Beiträgen zur Geschichte der ›Kölnischen Zeitung‹«. Vgl. die Anmerkung 483 über den Stand der Forschung zur Geschichte des Kölner Zeitungswesens.

[67] Haussherr, Wirtschaftsgeschichte, S. 13.

[68] Vgl. Haussherr, Wirtschaftsgeschichte, S. 16.

[69] Kuske, Gewerbe, S. 188.

Wohl wurde die Wirtschaft Kölns stark von dem handwerklichen Gewerbe geprägt, entscheidend beeinflußt wurde sie aber von den Kaufleuten. Die wichtige Funktion des Stapelrechts für den Groß- und Fernhandel der Stadt wurde in dem sich ständig vergrößernden Umschlag von Waren aller Art sichtbar. Es war für »Köln charakteristisch, daß es seinen Geldbedarf (nach einer kurzen Periode direkter Steuern) aus indirekten Abgaben deckte, die anfangs unklar Zoll, später aber Accisen genannt wurden«[70]. Der Natur dieser Stadt als Handelsplatz entsprach es, auf diese Art und Weise Steuern zu erheben und einzunehmen. Der große Warenumsatz bot ja die Gewähr für eine bleibende Höhe der Einnahmen. Die Kölner Hansekaufleute standen mit Kunden aus fernsten Ländern in Verbindung. In Venedig, im übrigen Italien und in den Ostseeräumen besaßen sie Absatzmärkte für heimische und fremde Erzeugnisse. Besonders aber waren »Belgien und Holland... zu allen Zeiten, seitdem der Handel wichtiger wurde, lebensnotwendig als Produktions- und als Durchgangs- und Vermittlungsländer«[71].

Der Kaufmann zeigte nun – im ausgehenden Mittelalter – über seinen eigentlichen Wirkungsbereich hinaus auch für das Gewerbe reges Interesse. Eine lebhafter werdende Durchdringung mit Kapital vom Handel aus erfolgte, indem eine enge Verbindung des Gewerbes mit dem Verlagssystem geschaffen wurde. »Das Gewerbe wurde kapitalistisch und der Kaufmann übernahm seine Leitung«[72]. So konnte es geschehen, daß die »Kapitalkraft und der Unternehmungswille eines für neue Aufgaben aufgeschlossenen Kaufmannsstandes... sich dieser freien, nicht zünftlerisch gebundenen Buchdruckerkunst«[73] annahmen. Sie verbreitete sich deshalb zuerst in den großen Handelsstädten, aber auch weil »wirtschaftliche und geistige Interessen bei dem Bürgertum der mittelalterlichen Städte miteinander verbunden waren«[74]. Straßburg, Augsburg, Basel, Nürnberg und Lübeck sind, neben Köln, treffliche Beispiele für die Ausbreitung des Buchdruckgewerbes in reichen Handelsstädten während der Inkunabelzeit. Ähnlich wie in Köln vollzog sich dort die Aufwärtsentwicklung des neuen Gewerbes zu einem bestimmenden Faktor der Wirtschaft.

Als im Jahre 1440, (nach Bekanntwerden der Koelhoffschen Chronik haben die Buchdrucker dieses Jahr als den Beginn ihrer Kunst angesehen), Johann Gensfleisch zu Gutenberg in Mainz die Buchdruckerkunst, eigentlich das Herstellen beweglicher metallner Lettern, erfunden hatte[75] und zur Herstellung von kleineren Druckwerken schritt, ehe er sich der berühmten zweiundvierzigzeiligen Bibel zuwandte, sollte die Menschheit mit einer Tat beglückt werden, die unendlich groß in der Wirkung gewesen ist. »Ohne die Druckkunst wäre die Höhe menschlicher Bildung und die Steigerung der menschlichen Einsicht in bisher verborgene Gebiete geistigen Lebens und technischer Möglichkeiten nicht erreicht worden... Denn erst durch die Druckkunst vermochte der Mensch seine Erfahrung und Erkenntnisse allen seinen Mitmenschen, aber auch allen späteren Generationen für die Dauer gesichert mitzuteilen«[76].

Trotz ihrer Geheimhaltung wurde diese Kunst nach 1460 in alle Welt verbreitet. Nach Köln kam sie im Jahre 1464. Es war die vierte Stadt, in der dieses Gewerbe nun betrieben wurde[77]. Nicht allein die Universität oder die Kirche boten Anlaß, sich in dieser alten Reichsstadt niederzulassen. In erster Linie lockte wohl die wirtschaftliche Bedeutung, die Köln als Schnittpunkt wichtiger Verkehrsstraßen und als Handelsplatz besaß[78]. Denn diese Metropole verband Nordwest-Europa über den Rhein mit Südeuropa und Mittel- und Westeuropa. Daß die Universität nicht der ausschlaggebende Faktor gewesen sein kann, wie Voulliéme und Ennen[79] noch annehmen, zeigen die Beispiele anderer Städte.

1465—1525

Offizin

Die Buchdruckerkunst ist in dieser Zeit ein arbeitsvereinigtes Gewerbe. Es entsteht in der Umgebung des Niedergangs der von dem Kaufmannsgeist und der Zunftordnung beherrschten Stadtwirtschaft – in der Nähe des Beginns des Frühkapitalismus. In das anfangs stark in handwerklichen Vorstellungen haftende Gewerbe findet bald der kapitalistische Geist Eingang. Folgende Merkmale geben der Buchdruckerei in den ersten fünfundsiebzig Jahren ihr Gepräge.

In der Werkstatt, der Offizin, werden von einem Schriftschneider Patrizen und Matrizen zum Gießen der Buchstaben hergestellt und die Lettern gegossen. Ein Setzer stellt den Satz nach Vorlage des Manuskriptes zusammen, der Drucker besorgt das »Formenmachen« (Herstellen der Druckform aus dem Satz) und das Drucken. Außerdem muß er die Druckerschwärze zubereiten können.

Alle diese verschiedenartigen und sehr schwierigen Handfertigkeiten muß damals ein im Gewerbe Tätiger beherrschen. Eine Berufsausbildung auf eine Teilarbeit hin gibt es noch nicht. Die Kölner Drucker Zell und Guldenschaiff haben ihre Kenntnisse wohl in der Offizin Fust-Schöffer in Mainz erhalten[80].

[70] Kuske, Verkehrsarbeiter, S. 2.

[71] Kuske, Gewerbe, S. 215; – vgl. auch K. Lamprecht, Stadtkölnisches Wirtschaftsleben gegen Schluß des Mittelalters, in: K. Lamprecht, Skizzen zur Rheinischen Geschichte, Leipzig 1887, S. 153-182; und auch K. Kuske, Handel und Handelspolitik am Niederrhein vom 13. bis 16. Jahrhundert, in: Hansische Geschichtsblätter, 1909, S. 301-328.

[72] Kuske, Gewerbe, S. 188 (-192).

[73] Rörig, F.: Die europäische Stadt, S. 364 (in: Propyläen-Weltgeschichte, Bd. 4).

[74] dto., S. 366.

[75] Ruppel, Gutenberg, S. 218 ff.

[76] dto., S. 221.

[77] Nach Mainz, Bamberg und Straßburg.

[78] So auch Juchhoff, Buchdruck, S. 9 (in: Wienand, Schwarze Kunst). – Vgl. das Zitat bei G. Schmoller, Arbeitsteilung, S. 122: »Roschers Untersuchungen über den Standort der einzelnen Gewerbezweige gipfeln in dem Satze, daß bei unentwickelter Arbeitsgliederung die Konsumtionsvorteile ... entscheiden: d. h. in älterer Zeit kann alles Gewerbe nur auf dem städtischen Markt gedeihen, wo es Absatz findet«.

[79] Ennen, Geschichte Kölns, Bd. 3, S. 867 und 1034; und Voulliéme, Buchdruck Kölns, S. I ff.

[80] Falk, Schüler Gutenbergs, Fusts und Schöffers, in: Zentralbl. f. Bibliothekswesen, 1887, S. 216-218.

Wo die anderen Kölner Drucker ihre Ausbildung erhalten haben, ist nur sehr schwer festzustellen[81].

Die Errichtung einer Offizin ist in erster Linie von dem Vorhandensein genügenden Kapitals abhängig. Das Schneiden der Patrizen und Matrizen nämlich sowie der Kauf von Zinn und Blei für die Herstellung des nicht geringen Schriftvorrats, der ja eine Voraussetzung für den Beginn der Arbeit ist, erfordert große Geschicklichkeit und eine Menge Geld. Deshalb bleibt meist vermögenderen Bürgern, besonders aber Goldschmieden, denen ihre handwerklich-künstlerischen Fähigkeiten zugute kommen, die Gründung einer Druckerei vorbehalten. Ist der Druckerherr infolge mangelnder Kenntnis der »technischen« Anfertigung der Typen nicht selbst in der Lage, diese herzustellen, so beauftragt er damit einen Goldschmied oder einen Gesellen aus seiner Offizin. Die Weitergabe von Schriften oder Matern an fremde Druckerherren ergibt sich im allgemeinen nur bei Pfändung, Vererbung oder Verkauf wegen Geschäftsaufgabe (meist Konkurs). Befreundete oder verwandte Druckerherren tauschen auch schon einmal Schriften aus oder verleihen sie. Die Schrift ist damals aber noch keine Ware, für die es einen regulären Markt gibt[82]. Deshalb sind besonders im deutschsprachigen Raum eine Fülle verschiedenartiger Fraktur- (gotischer und antico-gotischer) Schriften von den einzelnen Offizinen geschaffen und gebraucht worden[83]. Die Anschaffung der hölzernen Presse und der kleineren Geräte, die bereits damals benutzt werden[84], wie Winkelhaken, Setzschiff, Setzbretter, etc., bereitet keine Schwierigkeiten. Kann ein Arbeitsraum gefunden werden, so ist schließlich die Druckerei untergebracht.

Über die Anschaffungskosten einer Offizin sind wir kaum unterrichtet. Nur wenige Angaben lassen Schlüsse zu. So wird um 1500 in Basel eine Offizin für 700 fl verkauft[85]. In Augsburg werden nach 1472 703 fl verlangt[86]. Am 6. März 1477 nimmt Rudolf Spot ein Darlehen von 480 Mark köln. auf[87]. Im allgemeinen ist eine recht umfangreiche Geldmenge nötig gewesen, sich in den Stand zu versetzen, eine eigene Offizin zu errichten und zu betreiben.

Produktion

Nach Anschaffung der Gieß-, Setz- und Druckgeräte ist aber noch keine Produktion möglich. Ungeheure Kosten verlangt der Kauf des Papieres, der Stoff, der bedruckt werden soll. Dies ist ein zweiter Faktor, der sich hemmend in der Ausbreitung der Buchdruckerkunst bemerkbar gemacht hat. Und diese Papierpreise sind schuld daran gewesen, daß sich von Anfang an die Drucker in zwei Gruppen teilen: in selbständige Druckerverleger bzw. Verleger und abhängige Lohndrucker. Beispiele dieser Situation finden sich in großer Zahl in dem Druckerverzeichnis. Der Drucker ist in den meisten Fällen nämlich auch noch Verleger der Werke, die er druckt, auf eigene Kosten. Diese Druckerverleger sind nicht in erster Linie gewerbetreibende Handwerker, obwohl beide, der Handwerker und der Drukker, Preiswerk – Produktion für den Markt – betreiben. Sie sind eher Großkaufleute, sie sind frühkapitalistische Unternehmer[88]. Die Größe der Produktion und des Handels – darin liegt der Unterschied zum Handwerk – bestimmen sie, in die Gaffeln der Kaufleute einzutreten. Eine eigene Zunft der Buchdrucker hat es im Anfang in keiner Stadt gegeben.

Es muß darauf hingewiesen werden, daß gerade in Köln der Unternehmertyp des Druckerverlegers sehr früh eine Bedeutung erlangt hat wie kaum woanders. Andererseits beherrscht er sehr lange, bis ins 17. Jahrhundert hinein, das Buchdruckgewerbe – seine Betriebsorganisation bewirkt die hohen Leistungen der Druckereien. Demgegenüber hat nicht nur in Frankfurt am Main bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Trennung zwischen Verlag und Buchdruck immer größere Fortschritte gemacht, die die Zahl der Verleger, die ihre Werke selbst drucken, immer geringer werden und den Buchdruck zum Lohndruck herabsinken lassen, sondern auch in Mainz, Straßburg und vielen anderen süddeutschen Städten. Köln kann sich deshalb als Druckmetropole sehr lange der Konkurrenz gegenüber behaupten.

Die Druckerverleger drucken anfangs einfach die in Klöstern gefundenen Manuskripte, später sogar bereits im Druck erschienene Autoren, um irgendwelche Kosten von dieser Seite her zu vermeiden. Um das Jahr 1480 beginnt eine wissenschaftliche Edition der Werke. Humanisten werden als Berater und Korrektoren herangezogen, Manuskripte systematisch gesucht und verglichen. Besonders die Verleger Froben und Amerbach in Basel, aber auch Quentel und Birckmann in Köln sind in diesem Zusammenhang zu nennen. Die Arbeit des Verlegers besteht in der einheitlichen Leitung und obersten Überwachung jener vielseitigen Arbeitsleistungen vor der Drucklegung eines Werkes, in der Durchführung des Druckes nebst der Besorgung des erforderlichen Papiers und in dem Absatz der Ware[89].

In selteneren Fällen geht die Arbeitsvereinigung in einem Betrieb des Buchdruckgewerbes noch weiter. Manchmal schließt sich eine eigene Buchbinderei der Offizin an, um die Bücher vom Manuskript an verkaufsfertig herzustellen. Zwar sind naturgemäß diese Betriebskonzentrationen nur bei sehr vermögenden Unternehmern zu finden, sie sind aber bereits in der ersten Periode der Entwicklung nachgewiesen[90]. Diesen Druckverlegern geht es nämlich darum, neben dem Absatz ungebundener Ware an Buchhändler nach auswärts für den eigenen und

[81] Typographische Untersuchungen lassen Vermutungen zu. Direkte Nachweise gibt es im allgemeinen für diese Zeit noch nicht.

[82] Wehmer, Methodenstreit, S. 283; vgl. ebenda S. 319 (Anm.).

[83] Darüber ausführlicher, neben Wehmer, K. Haebler, Schriftguß und Schrifthandel, in: Zentralbl. f. Bibl., 41, 1924, S. 81 ff.

[84] Vgl. Stehlin, Regesten, Bd. 14, S. 10-99, und Kirchhoff, Archiv f. d. Geschichte d. dt. Buchhandels, Bd. XI, Nr. 173.

[85] Krahl, Verband, Bd. 1, S. 56.

[86] Pönsch, Buchdruckgewerbe, S. 61.

[87] Merlo, Zell, S. 20. – Es wird vermutet, daß diese Summe zur Errichtung seiner Offizin verwendet worden ist. 480 Mark hatten etwa den Wert eines mittelgroßen Hauses.

[88] Über den Einfluß des Frühkapitalismus im Buchdruckgewerbe siehe S. 670f. Da bis ca. 1525 nicht alle Voraussetzungen eines regelrechten Verlagssystemes im Buchdruckgewerbe vorhanden sind, unterbleibt an dieser Stelle eine weitere Interpretierung des Begriffs Druckerverleger im Frühkapitalismus.

[89] Köhler, Entwicklungsgeschichte, S. 21.

[90] Knaus, Zell-Drucke, S. 91-92.

Sortimentsbuchhandel am Platze (für den Ladenverkauf) gebundene Bücher vorrätig zu haben. In der Zusammenfassung der verschiedenen Arbeitsgebiete in einem Unternehmen glaubte man, daß dieser Betrieb dadurch gewinnbringend gefördert würde und der Konkurrenz überlegen sei. Denn eine rationelle Wirtschaftsgebarung ist hier weder zu vermuten noch stillschweigend vorauszusetzen. Erst lange Erfahrung mußte die Zweckmäßigkeit einer Arbeitsteilung und Differenzierung des Gewerbes und die Nützlichkeit einer Beschränkung des Konkurrenzkampfes lehren[91]. Tatsächlich setzt auch um 1490 eine Änderung der Betriebsverhältnisse ein, deren Entwicklung um 1525 abgeschlossen ist.

Dem vermögenden frühkapitalistischen Unternehmer, hier dem Druckerverleger, steht der Lohndrucker mit einer kleinen Offizin gegenüber. Befinden wir uns in einer Zeit, in der das handwerksmäßig organisierte Gewerbe vorherrscht und die Kleinheit der Betriebe[92] ihr das Gepräge geben, so bildet das Buchdruckgewerbe eine Ausnahme: Die Lohndruckereien bestimmen nicht das Bild, sie sind zahlenmäßig viel seltener vertreten als die Druckerverleger. Das kapitalhungrige Buchdruckgewerbe fordert ja geradezu einen kapitalkräftigen Druckerverleger (oder einen Verleger), der erst einen rentablen Betrieb ermöglicht. Aus diesem Grunde ist es nicht verwunderlich, daß so schnell der geschäftliche Zusammenschluß in Form von Verlags- oder Handelsgesellschaften Eingang findet. Ein zwar technisch leistungsfähiger, finanziell aber schwachgestellter Drucker kann deshalb nur in Abhängigkeit von einem Auftraggeber seine Existenz erhalten. Diese Abhängigkeit ist offensichtlich durch das Lohnwerk (Hauswerk) bestimmt. Auf fremde Rechnung und bei vom Verleger geliefertem Material (Papier) wird mit eigenem Werkzeug (zum Teil wird auch dieses noch gestellt wie manchmal das Typenmaterial) die Druckarbeit ausgeführt. Geringer Verdienst wird dieser Beschäftigung entsprungen sein. Selten können sich solche Drucker über längere Zeit halten.

Aber nicht nur die Existenz der Lohndrucker war ständig bedroht, auch die Druckerverleger hatten mit Gefahren zu rechnen, die die hohen Kapitalinvestitionen (für Schriftvorrat und Papier) mit sich brachten. Denn die Errichtung einer Buchdruckerei im 15. Jahrhundert war in erster Linie ein Finanzierungsproblem[93]. Weiterhin war das Risiko der Unverkäuflichkeit größerer Mengen Bücher durch den wuchernden und nicht verfolgbaren Nachdruck ein schwerwiegender Faktor, weil dadurch der Betrieb zugrundegerichtet werden konnte. Mannigfache Beispiele, auch aus der Kölner Geschichte, bringt das Druckerverzeichnis. Andererseits verlangte die in Köln geltende Bürgerschaftsordnung, daß jedes Gewerbemitglied, das Handel treiben wollte, das Bürgerrecht erwerben mußte[94]. So drückten geldliche Belastungen vielerlei Art auf den Unternehmer, der sein Vermögen in die Buchdruckerei gesteckt hatte und manchmal erleben mußte, statt den erhofften Gewinn einstreichen zu können, zum Bettler zu werden. Aus allen diesen Gründen ist es erklärlich, daß es nur wenigen und sehr tüchtigen Männern gelang, in diesem Gewerbe eine bedeutende Stellung zu erlangen und diese auch festzuhalten. Es gehört der Legende und nicht der Historie an, die Buchdrucker hätten nach Begründung dieses neuen Gewerbes ohne Anfechtung von seiten ihrer Mitmenschen als biedere Handwerker mit dem Druck von schönen Büchern ein geruhsames Auskommen gefunden[95]. Gab es ja in Köln nicht einmal eine Zunftordnung für diese Kunstgenossen, die sie gegen Konkurrenz geschützt haben könnte.

Kapitalkräftige Kaufleute erkannten schon früh im Buchdruckgewerbe eine gewinnbringende Anlage von Kapital, die zwar sehr risikovoll war, aber um so mehr Gewinn brachte, wenn die Ware gut abzusetzen war. Der Ursprung der sogenannten Verlagsgesellschaften, einer Verbindung mehrerer kapitalkräftiger Kaufleute mit einem Verleger und einem Drucker (manchmal steht ein Gelehrter an der Stelle des Verlegers) liegt in Norditalien[96]. Dort wurden schon sehr früh (um 1470) zum Zwecke der Herausgabe und des Druckes von Büchern Verträge zwischen verschiedenen Personen geschlossen, um das Risiko und die Kosten zu verteilen. In Deutschland wurde diese Verlagsgesellschaft erst im 16. Jahrhundert zur vollen Blüte gebracht[97], doch begann die Entwicklung schon im 15. Jahrhundert. Auch für das Kölner Buchdruckgewerbe können zwei Geschäftsverträge verschiedener Art (die bereits erörtert worden sind[98]) zitiert werden, die die Verhältnisse etwas näher beleuchten.

So schloß der Kaufmann, Verleger und Buchdrucker Johann *Koelhoff* einen Geschäftsvertrag (Handelsvertrag) mit Johann Ewiler am 24. 10. 1486, um Bücher aus seiner (und wohl auch aus fremder) Produktion zu vertreiben[99]. Aber nicht nur Bücher, sondern auch andere Gegenstände übernahm Ewiler zum Verkauf. Nach Dänemark, Schweden, Livland und anderen Ländern verkaufte er die Ware. Infolge schlechter Geschäfte blieb Ewiler aber seinem Vertragspartner Koelhoff 281 fl schuldig, die dieser aus dem Verkauf erwartete. Am 28. 2. 1491 wurde Johann *Koelhoff der Jüngere* ausgesandt, die Forderungen einzutreiben.

Der andere Geschäftsvertrag ist ein Gesellschaftsvertrag, geschlossen (zwischen dem 17. 4. und dem 31. 8.) 1479 zwischen Johannes *Helman*, Notar und Verleger, und Heinrich *Quentel*, Druckerverleger, zum Zwecke der gemeinsamen Verlagsproduktion. Helman stellte erhebliches Kapital zum Ankauf von Papier zur Verfügung und besorgte den Vertrieb, während Quentel die betriebliche Leitung und die technische Buchproduktion übernahm[100]. Diese Verlagsgesellschaft stellt so recht

[91] So Wehmer, Methodenstreit, S. 282.

[92] Nach Sombart (Der moderne Kapitalismus, Bd. I, 1, S. 235, Auflage 1919) wird die Kleinheit der Betriebe als wichtiges Symptom für das Vorherrschen »handwerksmäßiger Organisation« angesehen.

[93] Wehmer, Methodenstreit, S. 278.

[94] Loesch, Zunfturkunden, S. 14 ff.

[95] Wehmer, Methodenstreit, S. 278-280.

[96] Näheres bei K. Haebler, Buchdrucker im Ausland.

[97] Vgl. die Ausführungen auf S. 673.

[98] Corsten, Kölner Buchdruck, S. 61 ff. und S. 73 ff.

[99] Kuske, Quellen, Bd. 2, S. 614.

[100] S. Corsten, a.a.O., S. 74, glaubt, »in dem ersten genannten Gesellschafter (Helman) ... den eigentlichen Unternehmer mit kaufmännischer Erfahrung« zu sehen. Trotz dieser Ausführungen bleibt es m. E. doch noch fraglich, ob Quentel wirlich nur die Rolle eines vom Verleger (Helman) abhängigen Lohndruckers (überspitzt formuliert) ge-

den Typ einer frühkapitalistischen Unternehmung dar: das Verlagssystem ist mit der Produktion in einem Großbetrieb und mit einem gesteuerten Fernhandel verbunden. Außerdem finden wir die Erwartung eines Profits in der großen Kapitalinvestition durch Helman.

In Köln haben in der Inkunabelzeit recht oft Verträge zwischen Verlegern und Druckern bestanden, sogenannte Verlagsverträge[101]. Es handelt sich hier um den Verlagsvertrag im wirtschaftstheoretischen Sinne: die Produktion, in Form der Hausindustrie, des oder der vom Verleger abhängigen Drucker wird festgelegt[102]. Die Verleger sind meistens auch Kaufleute und verfügen so über genügend Kapital: besonders Johannes Helman, Godfried Hittorp, Arnold Salmonster, Johannes und Wilhelm Bel, Johann Moerinck, Hermann von Neuß, Gerhard ten Raem, Peter in altis de Olpe u. a. sind uns namentlich (aus dem Impressum) und zum Teil auch urkundlich bekannt[103]. Es sind Kölner Geschäftsleute gewesen, die auf ihre Kosten sehr viel Papier einführen und im Impressum der von ihnen verlegten Werke ihrem Namen »impensis venerabilis...« oder ähnliche Worte beifügen. Meist widmeten sie sich auch dem Buchhandel. Diesen Männern verdankten manche Kölner Buchdrucker ihre Existenz. Unter anderen sind Ludwig Renchen, Bartholomäus von Unkel, Rudolf Spot, Cornelius Zierickzee, Nikolaus Götz als Lohndrucker in dieser Zeit von ihnen abhängig tätig gewesen.

So wurde Nikolaus *Götz* von Schlettstadt von den Verlegern Helman und Quentel, für die er gedruckt hatte, angeklagt, seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen zu sein. Durch Überlieferung eines undatierten Briefes aus dem Jahr 1481[104] ist Licht auf ein solches Dienstleistungsverhältnis gefallen, das nun hier näher untersucht werden soll[105].

Zwischen Johann Helman und Heinrich Quentel einerseits – Verleger und Auftraggeber – und Nikolaus Götz von Schlettstedt – Lohndrucker – andererseits war vertraglich und schriftlich[106] festgelegt worden, daß Götz eine lateinische Bibel und andere Werke drucken sollte. Papier wurde ihm von den Auftraggebern gestellt. Bereits bei Abschluß des Vertrages empfing Götz einen Vorschuß auf seinen Lohn. Leider ist die Höhe nicht genannt[107].

Da nur von zweihundert Bibeln in dem Briefe gesprochen wird, muß es sich hier wohl um eine Teilauflage handeln, denn damals betrug die Auflagenhöhe von Bibeln meistens 400 bis 500 Exemplare, oft sogar bis 1000 Exemplare[108].

Zwischen den Partnern war ausgemacht worden, daß Götz bis Martini (1480?) die fertigen Bogen liefern sollte. Dieser hielt aber nicht nur nicht die Frist ein, sondern ließ auch in typographischer Hinsicht seinem Werk keine Sorgfalt angedeihen, so daß Helman-Quentel schreiben konnten: »man spricht id sy meister Niclais werck, ind daromb syn werck nyet (zu)

spielt hat, denn diese kommt ihm doch zu, wenn Helman der »wirkliche Leiter« der Firma, der »Unternehmer mit kaufmännischer Erfahrung« gewesen sein soll, – so mag er den anderen Lohndruckern (wie Götz, Schilling, etc.) gegenüber gestanden haben, – während Quentel nur »sein Können als Buchdrucker in den Dienst der Gesellschaft« gestellt haben soll. Man sollte deshalb eher von einem Verlagsvertrag statt von einem Gesellschaftsvertrag reden. Es entsprach nicht den Gepflogenheiten, einem Unvermögenden, zumal noch einem auswärtigen homo novus die Tochter eines sehr reichen Kölner Bürgers zur Frau zu geben (diese Meinung auch bei Strieder, Kapitalismus, S. 214). Andererseits ist Quentel schon vor 1479 als Druckerverleger in Köln tätig gewesen. Er hat also ein nicht unerhebliches Anfangskapital besessen bzw. zur Zeit der Gründung der Gesellschaft ein nicht unerhebliches Kapital in diese investieren können. Außerdem ist bisher ungeklärt, warum so bald das vertragliche Verhältnis zwischen beiden wieder gelöst worden ist. Helman ist (vor dem 26.4.) 1509 gestorben, doch nur bis 1484 haben wir Kenntnis von dem gemeinsamen Geschäftsbetrieb. Auch aus dem Impressum der Werke Quentels läßt sich nichts entnehmen. – Quentel kann nicht nur Lohndrucker im abhängigen Verhältnis zum Verleger Helman gewesen sein, sonst hätte er wie die anderen kleinen Unternehmer wegen fehlendem Kapital eine bescheidene Rolle gespielt und nicht den Grundstein zu einem der größten Verlagshäuser legen können. Und daß Helman Quentel das Geld für den Auf- und Ausbau seines Betriebes gegeben haben soll, ist doch recht unwahrscheinlich. M. E. ist die Verlagsgesellschaft mit einer kleineren Einlage Quentels und einer größeren Einlage Helmans begründet worden, weil Quentel, der ja selbst bereits Erfahrung als Unternehmer besaß, einen Mann suchte, der überall hin – bis ins fernste Ausland (Venedig, Schweden) – Beziehungen hatte (wichtig für den Absatz der Ware!) und weil Helman in Quentel einen tüchtigen Buchverleger gefunden zu haben glaubte, mit dessen Tatkraft eine umfangreiche Produktion ermöglicht werden und Helman dadurch auf eine gewisse sichere (spekulative) Kapitalanlage mit der Hoffnung auf Profit rechnen konnte. Daß Quentel bald den Vertrag löste, bestätigt m. E. diese Annahme nur, denn ihn als tüchtigen jungen Unternehmer mußte doch das gewisse Abhängigkeitsverhältnis, das vom Verfasser gar nicht geleugnet wird, auf die Dauer in seinem Tun hemmen.

[101] Allerdings liegen diese Verträge zum größten Teil nicht schriftlich vor, sondern sind aus dem Typenbefund und dem Impressum erschlossen.

[102] Der Verlagsvertrag im buchhändlerischen Sinne bezeichnet heutzutage den Vertrag zwischen dem Verleger und dem Autoren, dessen Werk »verlegt« werden soll.

[103] Kuske, Quellen, Bd. III, S. 44–95; S. Corsten, Kölner Buchdruck, S. 62 ff. – Die Namen erscheinen zum Teil wieder in der Bittschrift von 1501 an den Papst betr. Zensurordnung. (Vgl. Anmerkung 13.)

[104] Nach überzeugender Darlegung S. Corstens (Kölner Buchdruck, S. 76) zwischen dem 15. 1. und 9. 5. 1481 verfaßt. Zaretzkys Datierung auf das Jahr 1479 ist zweifelhaft.

[105] Von Zaretzky 1906 unter ähnlichen Gesichtspunkten erörtert. Der Brief ist dort (Bilderbibel, S. 112) abgedruckt. Das Original liegt bei Handel Nr. 224 (StA Köln).

[106] Die schriftliche Fixierung wird ausdrücklich mehrere Male in dem Brief erwähnt.

[107] Zum Vergleich folgt der Inhalt des ebenfalls schriftlich fixierten Vertrages über den Lohndruck der Schedelschen »Weltchronik« durch Anton Koberger, Nürnberg, im Jahre 1492 (März 16): Koberger soll den Druck in guten Typen ausführen; gutes Papier benutzen, das er auf seine Kosten besorgen muß; darf keinen Zuschuß über die festgesetzte Auflagenhöhe drucken und für sich behalten; muß die schlecht gedruckten Seiten ebenfalls abliefern. Die Bezahlung erfolgt pro 1 Ries (gefalzt) mit 4 fl rhein. in Raten nach Ablieferung von Triternen (1 Triterne ist eine Lage zu 3 Bogen, d.h. 6 Bl. folio). Außerdem erhält er 50 fl für Ausschußdrucke. Holzdruckstöcke bleiben Eigentum der Auftraggeber. – Koberger war Lohndrucker für die Verleger und Kaufherren Schreyer und Kammermeister und die Illustratoren Wolgemut und Pleydenwurf, alle in Nürnberg. – Vgl. Gümbel, Schedelsche Weltchronik, S. 431 ff. (Dort ist der Vertrag im Wortlaut abgedruckt.)

[108] Vgl. Zedler, Preise, S. 281 ff., u. Krieg, Materialien, S. 218 ff. Ausnahmen: Verleger Koberger: 1600 Exemplare und mehr. Dies gilt für die Zeit vor 1500!

verkouffen« (sei). Die Verleger sahen sich also veranlaßt, den Vertrag zu kündigen, um ihm die anderen, bereits zugesagten Aufträge wieder entziehen zu können, weil sie mit der bisher geleisteten Arbeit nicht zufrieden waren. M. E. ist nur so der Brief zu erklären, in dem es um mehr als nur den Bibeldruck geht. Manche Sätze haben sonst keine Berechtigung, sie geben erst unter Berücksichtigung dieser Meinung einen Sinn[109].

Helman-Quentel führen weiter aus, daß sie um 700 fl gebracht worden wären, hätten sie nicht eingegriffen. Andere Verleger hatten durch Götz bereits Gelder verloren. Die genannten siebenhundert Gulden werden die Summe sein, die vertraglich für den Druck weiterer Werke festgelegt worden war und in Raten nach Lieferung der fertigen Druckbogen an Götz gezahlt werden sollte. Denn dieser hatte schon für weitere Arbeit Papier von Helman-Quentel erhalten, auf dessen Herausgabe jetzt die beiden Verleger beim Rat klagen und hoffen, daß ihnen Recht widerfahre. Wieviel Papier das gewesen ist, entzieht sich unserer Kenntnis.

Die zwei lateinischen Bibeln, die von Götz in der fraglichen Zeit gedruckt wurden[110], bestehen im Durchschnitt aus 670 Blättern. In Folio gedruckt ergibt sich für eine Bibel bei zweihundert Exemplaren eine Papiermenge von 67000 Bogen oder $13^1/_2$ Ballen Papier. Da in den Wiegeregistern nur die Menge der eingeführten Ware, nicht aber die Höhe der Akzise angegeben wird, kann leider nicht auf den Papierpreis geschlossen werden. So sind wir auf Angaben aus anderen Städten angewiesen. In Frankfurt am Main z. B. wurde im Jahre 1472 für 1 Ballen Papier $6^1/_2$ fl, in Basel um 1490 bzw. 1500, als bereits die Papierpreise gefallen waren, 6 fl bzw. $6^2/_3$ fl bezahlt[111]. Wenn wir annehmen, daß das Papier in Köln ebenso teuer war wie in Frankfurt[112], dann mußten beinahe 90 fl ($87^3/_4$ fl) allein für das Papier dieser Bibel aufgebracht werden. Da wir wissen, daß der Satz- und Drucklohn damals fast dieselben Kosten verursachte wie das Papier für das Werk, dürften noch ca. 80 fl an Arbeitslohn an Götz gezahlt worden sein[113]. Werden noch weitere 30 fl als Unkosten gerechnet, so hat die Herstellung dieser Bibelauflage (200 Exemplare) etwa 200 fl gekostet. Diese Bibeln werden den damaligen Buchpreisen entsprechend mit $2^1/_2$ fl pro Exemplar verkauft worden sein[114]. Es durfte also mit einer Einnahme von 400-500 fl gerechnet werden. Dem Verleger blieben dann 35-40% Bruttogewinn, von dem u. a. auch die Fortführung des Unternehmens (Kauf neuer Schriften, Pressen, etc.) abhängig war. Ein Vergleich mit den damaligen Bücherpreisen, die überliefert sind, zeigt, daß die vorgenommene Rechnung nicht unwirklichen Überlegungen entspringt[115].

Vertrieb

Trotz unserer geringen Kenntnis des Buchdruckgewerbes der damaligen Zeit konnte doch im wesentlichen der Produktionsgang gezeichnet werden. Der Vertrieb der Ware – der gedruckten Bücher, Einblattdrucke, etc. –, schon viel öfters untersucht und dargestellt, kann hier nur in der Richtung aufgezeigt werden, die dem Thema gemäß ist, nämlich der Vertrieb der Eigenproduktion bzw. der Handel mit Büchern durch Drucker und Druckerverleger.

War in einer Person, dem Druckerverleger, bereits der gesamte Produktionsvorgang vereinigt, so übernahm er überdies noch den Vertrieb. Bis heute ist noch keine vollständige Trennung des Verlags- vom Sortimentsbuchhandel durchgeführt. Der Druckerverleger der Inkunabelzeit war also auch Buchhändler. Neben dem Absatz der Eigenproduktion übernahm er bald auch den Handel fremder Verlagserzeugnisse. So zum Beispiel handelte die Firma *Schöffer* (Mainz) auch mit *Zell*-Drucken, nämlich 1469/70[116]. Wir wissen auch, daß Quentel und Koelhoff durch bezahlte Leute, Buchführer oder Diener genannt, die Bücher in Europa in den einzelnen Städten verkaufen ließen. Aus Basel liegen Urkunden vor, die das Verhältnis dieser »Diener« zum Auftraggeber beinhalten[117]. Dieser vom Verleger bestimmte Buchhandel war anfangs ein Wandergewerbe. Man besuchte die Handelsplätze und Städte, die durch den Absatz von Handschriften bekannt geworden waren. Von Stadt zu Stadt ziehend, schlug man in einer Herberge einen Laden auf. »Werbeplakate«, in der Stadt angeheftet oder verteilt, wiesen auf den Bücherverkauf hin[118].

---

[109] Zaretzky interpretierte den Brief vor allem unter dem Aspekt, daß er ein indirekter Beweis dafür sei, daß Götz der Drucker der Kölner Bilderbibel (verlegt durch Helman) gewesen ist. Freilich hat Z. die Papierlieferung und das Abhängigkeitsverhältnis Götz' gegenüber Helman/Quentel erkannt. Eine Auseinandersetzung mit gewerb- und betrieblichen Angaben, die direkt und indirekt aus dem Brief hervorgehen, konnte Z. aus seiner Themenstellung heraus gar nicht bringen. – Aus der Urkunde geht hervor, darauf weist Z. hin (S. 106), daß Helman Götz schon vor 1478, vor Begründung der Verlagsgesellschaft mit Quentel, als Lohndrucker für sich beschäftigt hat. Helman bewilligte Götz einmal 100 fl als Darlehen.

[110] Eine der beiden bei Voulliéme (Buchdruck Kölns) genannten Bibeln (Nr. 253 oder 255) muß es gewesen sein. Nr. 255 wurde am 9.5.1480 vollendet; 2 vol., 348 + 326 Bll.

[111] Mori, Frankf. Urkundenbuch, S. 62; auch Zedler, Preise, S. 268 ff.

[112] Der rheinische Gulden (fl. rhein.), in Frankfurt und Köln gehandelt (in Basel galt der oberrheinische Gulden), wird in beiden Städten ungefähr gleichen Wert besessen haben. – Vgl. auch Noss, Niederrhein. Albus, 1892.

[113] Nach Kölner Währung betrugen 50 fl = 200 Mark. Für 400 Mark konnte man sich ein mittelgroßes Wohnhaus kaufen.

[114] Siehe Zedler, Preise, S. 268 u. 276 ff., und Krieg, Materialien, S. 22 u. 218 ff. – Der Bibelpreis betrug bei 500 Blatt Umfang ca. 2 fl, bei 700 Blatt ca. $2^1/_2$ fl um 1480 in Basel.

[115] Nach den Angaben bei Zedler (Preise, S. 268 ff.) und bei Krieg (Materialien, S. 218 ff. u. 17 ff.) ist folgendes bekannt: Gerson, Opera, bei Joh. Koelhoff, Köln-Basel, 4 Bde., 1484, 2°, zus. 1531 Blätter, kostete 5 fl; 3 Bde., 2°, zus. 935 Bl., des N. de Lyra, Postilla super biblia, bei Koberger, Nürnberg, 1481, kostete 13 fl. Für diese unterschiedlichen Preise sind Holzschnitte und Verwendung zweier Typensorten verantwortlich zu machen. Die Bibeln kosteten (1480-1490) meist 2-3 fl bei einem Umfang von 480-700 Bl.

[116] Vgl. W. Velke, Zu den Bücheranzeigen Peter Schöffers, (Veröffentlichung der Gutenberg-Gesellschaft VII, 1908) S. 266 ff. – Die Buchhändleranzeigen sind ein Beweis dafür, daß in der Inkunabelzeit der Produzent (Druckerverleger) auch Händler war, da sich stets auch eigene Verlagsware unter den angebotenen Büchern befand. – Vgl. auch die Literatur: Konrad Bürger, Buchhändleranzeigen des 15. Jahrh., Leipzig 1907; Ernst Voulliéme, Nachträge zu den Buchhändleranzeigen des 15. Jh., in: Haebler-Festschrift, 1919, S. 18-44; Werner Kienitz, Formen literarischer Ankündigung im 15. u. 16. Jh., Diss. 1930. Siehe auch Anmerkung 118.

[117] Stehlin, Regesten, Bd. 14, S. 10-99.

[118] Meyer, Bücheranzeigen, S. 437-463.

Später, um 1500, hatte sich die Buchmesse, nach 1470 von Schöffer und Henkis in Frankfurt am Main begründet, als Warenmesse und Handelsplatz durchgesetzt[119].

Die Lohndrucker brauchten sich nicht um den Absatz ihrer Werke zu kümmern. Dieser war im Vertrag geregelt: die Produktion war ja für den Verleger bestimmt. Eigene Verlagswerke der Lohndrucker, meist Tagesliteratur oder Schriften polemischen Inhalts, waren unbedeutend und wurden nur für den Ort hergestellt, in dem der Drucker wirkte, und von ihm selbst oder seiner Frau unter die Leute gebracht.

Inhalt der Bücher

Die Druckwerke in Köln, im Gegensatz zu anderen Städten (besonders süddeutschen), waren meist theologische und humanistische Abhandlungen: Universitätsliteratur und Streitschriften versprachen nämlich schnellen Absatz. Viele Bibelausgaben und Teile derselben (Evangelien, Episteln, Psalter, etc.) wurden gedruckt. Die populäre Literatur nahm noch nicht den Umfang ein, den man erwarten könnte[120]. Bis ca. 1500 waren rund zwölf Millionen Bände von 36000-40000 Titeln in über zweihundert Orten durch mehr als elfhundert Offizinen hergestellt worden[121]. Auf das deutsche Reich entfiel etwa ein Drittel der Buchproduktion. In Köln, der Stadt mit der höchsten Titelzahl deutscher Druckorte, wurden bis 1500 1271 Werke gedruckt[122].

Zahl der Buchdruckereien

Im vorliegenden Zeitabschnitt – 1465-1510 – sind bei Heitz/Zaretzky sechzehn Offizinen genannt, neben einer Reihe von Druckern, die ohne Jahresangabe ihre Werke herausbrachten[123]. Nach eigenen Unterlagen sind im Jahre 1480 in Köln zehn Offizinen ständig tätig gewesen. Im Jahre 1500 waren es nur noch neun Druckereien, die ständig arbeiteten. Diese Angaben mögen durch typographische Untersuchungen nach oben um etwa zwei verbessert werden können. Doch geht es m. E. nicht an, von dreißig Druckereien in der Inkunabelzeit in Köln zu sprechen[124]. Die Offizin kam in fremde Hände: der Name wechselte, der Betrieb blieb derselbe. Es können etwa 25-30 Namen in dieser Zeit gezählt werden, die im Impressum Kölner Druckwerke erscheinen. Bei einigen wird es wohl nie geklärt werden können, ob sie Drucker oder nur Geldgeber gewesen sind.

Wirtschaftliche und gesellschaftliche Lage der Buchdrucker

Die Buchdrucker, sich selbst »magister artium impressoriae« nennend, rechneten sich zu den Vertretern der Freien Künste. Liegen über die Verhältnisse in Köln auch keine Urkunden vor, so wird es doch wie in anderen Städten gewesen sein, wo bekannt ist, daß die Buchdrucker in diesem Zeitabschnitt nicht zünftig geworden sind oder zur Zunftorganisation von der Obrigkeit gezwungen worden wären[125]. Die Druckerherren, in erster Linie die Druckerverleger (die wirtschaftliche Situation der Lohndrucker war wesentlich schlechter), waren vermögende Bürger, deren Reichtum sich in Häuserkäufen spiegelte. Sie zählten zu den angesehenen Kaufleuten der Stadt, mit denen sie sich durch ihren eigenen Buch-Handel verbunden fühlten. Obwohl der Buchverlag und die -produktion ein risikovolles Geschäft war und mancher nach einem vergeblichen Versuch die Arbeit wieder einstellen mußte, zog dieses Gewerbe allmählich immer mehr Menschen in seinen Bann. Unterstützt wurde diese Bewegung durch die Bedeutung, die Köln als Handelsstadt besaß: nicht nur für den Absatz der Produktion, sondern auch für den Erwerb des Rohstoffes Papier, der auf dem Wasserweg aus Süddeutschland kommend, günstig in Köln oder Frankfurt gekauft und eingeführt werden konnte. Allerdings war dieses Papier damals der Akzise von der »Drugware« unterworfen[126]. Der Verkäufer und der Käufer von Papier mußte ein Prozent des Papierwertes als Steuer an die Stadt entrichten. Die Druckerverleger, die das Papier importierten, ließen sich oft diese Warensteuer stunden, die dann ca. einen Monat vor jeder Frankfurter Messe zu begleichen war[127].

Auf der anderen Seite hatten die Buchdrucker sehr bald eine wesentlich stärkere Verfolgung ihres Gewerbes seitens der Obrigkeit zu ertragen. Im Jahre 1479, nachdem erst fünfzehn Jahre vorher in Köln die Buchdruckerkunst ihren Einzug gehalten hatte, wurde die Universität von Papst Sixtus IV. als Zensurbehörde eingesetzt. Ihr wurde das Recht zuerkannt, die Bücher vor der Drucklegung zu prüfen, Buchhandlungen und Druckereien zu visitieren und gegebenenfalls Strafen zu verhängen. 1499 ging das Zensurrecht an das Erzbischöfliche Offizialat über. Dieses verschärfte, vom Papst Alexander IV. am 1. Juni 1500 bestätigte Zensuredikt rief die Mißbilligung der Kölner Buchhändler und Buchdrucker hervor. Vierzehn von ihnen wandten sich in einer Bittschrift 1501 an den Papst, damit die

[119] Lübbecke, Druck in Frankfurt, S. 39.

[120] Nach einer Aufstellung bei Voulliéme, Buchdruck Kölns, S. LXXIX, waren 96% der bis zum Jahre 1500 in Köln gedruckten Werke in lateinischer Sprache abgefaßt. Fast zwei Drittel (63,6%) aller Bücher waren theologischen und philosophischen Inhalts. – Das erste größere Werk in deutscher Sprache war das Volksbuch »Herzog Ernst«, gedruckt bei Arnd von Aich (1520?). In Augsburg, Nürnberg, Straßburg, auch in Frankfurt/M. kamen demgegenüber Dutzende von Titeln von Volksbüchern und Heldensagen in deutscher Sprache schon seit den 1480er Jahren heraus; vgl. E. Rath, Buchdruck und Buchillustration; K. C. King, The early printed versions of medieval German heroic literature, in: Bulletin of the John Rylands Library 39, 1956/57, p. 130.

[121] Krieg, Materialien, S. 217; Haebler, Inkunabelkunde, S. 169ff. – Wehmer (Methodenstreit, S. 281) nimmt andererseits bei 40000 Titeln nur 6 Millionen Stück an, da er eine Durchschnittsauflage von nur 200 Exemplaren für gerechtfertigt hält. Aus besonderen Gründen glaubt er, daß wesentlich weniger als 6 Millionen Bücher verkauft worden sind, da durch den Nachdruck viele Druckerverleger auf ihrer Ware sitzen geblieben sein sollen. – Die Zahl der Offizinen bei Krieg stützt sich wohl auf die bekannten Namen der Drucker nach dem Typenrepertorium (Haebler) oder dem Gesamtkatalog der Wiegendrucke. Diese Namen bezeichnen aber nicht immer selbständige Offizinen, sondern oftmals nur (einmalig auftretende) Auftraggeber. »Spezialuntersuchungen... (dürften) eher zu einer Verminderung als zu einer Vermehrung der Druckerbezeichnungen und Namen führen« (Wehmer, S. 253, Anmerk. 1.)

[122] Zahl nach den bei Voulliéme (Buchdruck Kölns) aufgeführten Werken. – Vgl. Harless, Literatur der ersten 100 Jahre.

[123] Heitz/Zaretzky, Kölner Büchermarken.

[124] So Juchhoff, Buchdruck, S. 16 (in: Wienand, Schwarze Kunst).

[125] Vgl. S. 693, wo über Fragen der Organisation gehandelt wird.

[126] Wie lange Akzise von Druckpapier erhoben worden ist, bleibt unbekannt; mindestens aber bis Mitte des 17. Jahrhunderts. Um 1700 ist es steuerfrei, wird später aber wieder der Akzise unterworfen.

[127] Knipping, Stadtrechnungen, Bd. I, S. LXXVIII.

alten Rechtszustände wiederhergestellt würden. Über den Erfolg ihrer Bemühungen ist nichts bekannt. Im Jahre 1523 kam das Zensurrecht an die Stadt. Die Inhibitienmeister, später die Stimmeister, im 18. Jahrhundert das Syndikat, übten diese Machtbefugnis aus, die dem Bestehen und der Entwicklung des Buchdruckgewerbe nicht wenig geschadet hat[128].

1525—1660

Der Zeitabschnitt von 1525 bis 1660 ist durch zwei markante Situationen gekennzeichnet. Um 1525 ist die Arbeitsteilung im Buchdruckgewerbes, die schon vor der Jahrhundertwende einsetzte, abgeschlossen. Das Buchdruckgewerbe hat sich konsolidiert und seinen Praktiken Rahmen und Ordnung gegeben. Das Verlagssystem (in Form der Haus- und Manufakturindustrie) bestimmt die Betriebsform, der frühkapitalistische Geist die Wirtschaftsführung. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts tritt ein Verfall des Kölner Buchdruckgewerbes ein, der erst im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts durch ein neues Aufblühen der Buchdruckerkunst überwunden wird. Da sich um diese Zeit die Zahl der Lohndruckereien verhältnismäßig vermehrt, – in den anderen Städten ist diese Entwicklung der Trennung der Druckerei vom Verlag schon um 1600 abgeschlossen – mag der Einschnitt um 1660 berechtigt sein, der sich nicht mit dem allgemeinen Verfall des Buchdruckgewerbes im Dreißigjährigen Krieg deckt, weil Köln davon direkt nicht beeinflußt worden ist.

Die Offizin und die Berufe

War in den ersten Jahrzehnten nach Erfindung der Buchdruckerkunst die Arbeitsvereinigung typisch gewesen, so ist um 1525 – die Reformationszeit hatte die Buchdruckerkunst zu einer zweiten Blüte geführt – die Arbeitsteilung vollzogen und zum größten Teil eingeführt.

Diese in der Gewerbegeschichte der Neuzeit, in der frühkapitalistischen Epoche allgemein bekannte Erscheinung ist Gegenstand der Erörterung bei G. Schmoller, der zu dem Ergebnis gelangt[129]: »Seit dem 16. und 17. Jahrhundert hatte sich, zumal da, wo kleine für den Absatz im großen arbeitende Werkstätten unter kaufmännische Leitung von Verlegern ... kamen, ... eine Art Arbeitsteilung mehr entwickelt als früher, nämlich die, welche auf dem gemeinsamen Zusammenwirken mehrerer Werkstätten (hier: mehrerer, in sich geschlossener Arbeitsvorgänge, wie Gießen, Setzen, Drucken, in einer Werkstatt oder Offizin; Verf.) beruhte. Die Einheitlichkeit der Produktion forderte nun ein genaues Ineinanderpassen der verschiedenen Werkstätten (hier: Arbeitsvorgänge) und Arbeiter«.

Die Differenzierung der Gesamtarbeit der Buchproduktion hatte zur Herausbildung fest umrissener einzelner Berufszweige geführt, deren Ausbildung gepflegt und von den anderen, ihnen verwandten Zweigen getrennt wurde. Die hauptsächlichsten Arbeitsleistungen des vielseitigen Geschäftsbetriebes wurden Gegenstand eines besonderen Berufes[130]. Nicht wenig ausschlaggebend für diese Entwicklung war die große Nachfrage der Bevölkerung nach gedruckter Literatur, durch die Reformation bewirkt, die das Buchdruckgewerbe zur Massenproduktion lenkte und drängte. Schnellere, ja sehr schnelle Herstellung der Bücher und Flugschriften wurde eine der neuen Aufgaben. Der Buchdruck erlangte nun eine vorwiegend selbständige, von den übrigen Zweigen des Buchgewerbes immer mehr losgelöste Stellung. Dies führte zu dem Ergebnis, daß auf nunmehr gesonderten Produktionswegen verschiedenartige Kräfte zur Erreichung gemeinsamer Ziele zusammenwirkten[131].

Die Schriftschneider und Schriftgießer begründeten eigene standortfeste Unternehmungen und belieferten von hier aus die Offizinen mit Schriften, in geringerem Umfange auch mit Matrizen. Ein selbständiges Gießereigewerbe mit eigenem Handel hatte es in der Inkunabelzeit noch nicht gegeben[132]. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts häufen sich die Angaben über die Gründung solcher Unternehmen. Um 1570 wird in Frankfurt die Sabonsche Schriftgießerei genannt, doch werden wohl schon vorher in dieser Buchmetropole Betriebe gleichen Charakters bestanden haben. (Vgl. Abb. 5 auf S. 670.)

Wann in Köln die erste Schriftgießerei begründet wurde, bleibt unbekannt. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts arbeitete Jacob von Köln für mitteldeutsche Firmen. Näheres erfahren wir nicht. Wahrscheinlich ist er der erste selbständige Kölner Schriftgießer gewesen[133].

Das Schriftgießen wurde noch lange nebenbei auch in den Offizinen selbst vorgenommen. Dort stellten gelernte Gießer aus den der Firma gehörenden Matrizen neuen Schriftvorrat her. Diese Tätigkeit innerhalb der Druckerei widersprach nicht dem Grundsatz der Arbeitsteilung, da nunmehr ja besonders ausgebildete Leute diese Arbeit übernehmen konnten und diese nicht mehr vom Drucker selbst ausgeführt werden mußte.

Die Buchbinder hatten sich zahlenmäßig so vermehrt, daß sie sich zunftmäßig organisieren konnten oder mußten. Ihre Arbeit und die Kleinheit der Betriebe begünstigten diese Entwicklung zur Zunft hin, die im Buchdruckgewerbe nicht zu finden ist. In Köln wurde das Buchbinderamt im Jahre 1595 gegründet[134]. Es wurde der Gaffel der Fischmenger zugeordnet. Nur wenige Drucker, hauptsächlich Druckerverleger, beschäftigten in der eigenen Offizin Buchbinder, um die Produktion marktfertig zu machen. Im allgemeinen wurden die Bücher ungebunden gehandelt, erst der Käufer ließ sich sein Buch einbinden. Da die

[128] Über die Zensurverhältnisse in Köln und im Reich existiert eine reichhaltige Literatur. Als neueres Werk sei Muckel, Zensur in Köln, genannt, neben den Arbeiten: Zaretzky, Zensurprozeß; Ennen, Zeitbilder (dort Abdruck verschiedener Edikte im Wortlaut); Ennen, Katalog; Pauls, Geschichte der Zensur.

[129] G. Schmoller, Arbeitsteilung, S. 103 f.; Arbeitsteilung wird angesehen als eine »Anpassung der Individuen an bestimmte, spezialisierte Tätigkeiten für die Gesellschaft, ...« usw., ebenda, S. 58.

[130] Vgl. Koehler, Entwicklungsgeschichte, S. 18.

[131] Ebenda, S. 19.

[132] K. Haebler, Schriftguß und Schrifthandel, in: Zentralbl. für Bibliothekswesen 41, 1924, S. 81 ff., hier: S. 84, und Wehmer, Methodenstreit, S. 319 ff.

[133] Kirchhoff, Leipz. Buchdruckereien, S. 4; – 1557 hatte Jacob Forderungen an Urban Gaubisch in Eisleben.

[134] Nach Pönsch, Buchdruckgewerbe, S. 48, im Jahre 1595. – Die Akten des Buchbinderamtes im StA Köln beginnen erst 1602 (siehe Mitteil. StA Köln, H. 33, 1911, S. 220).

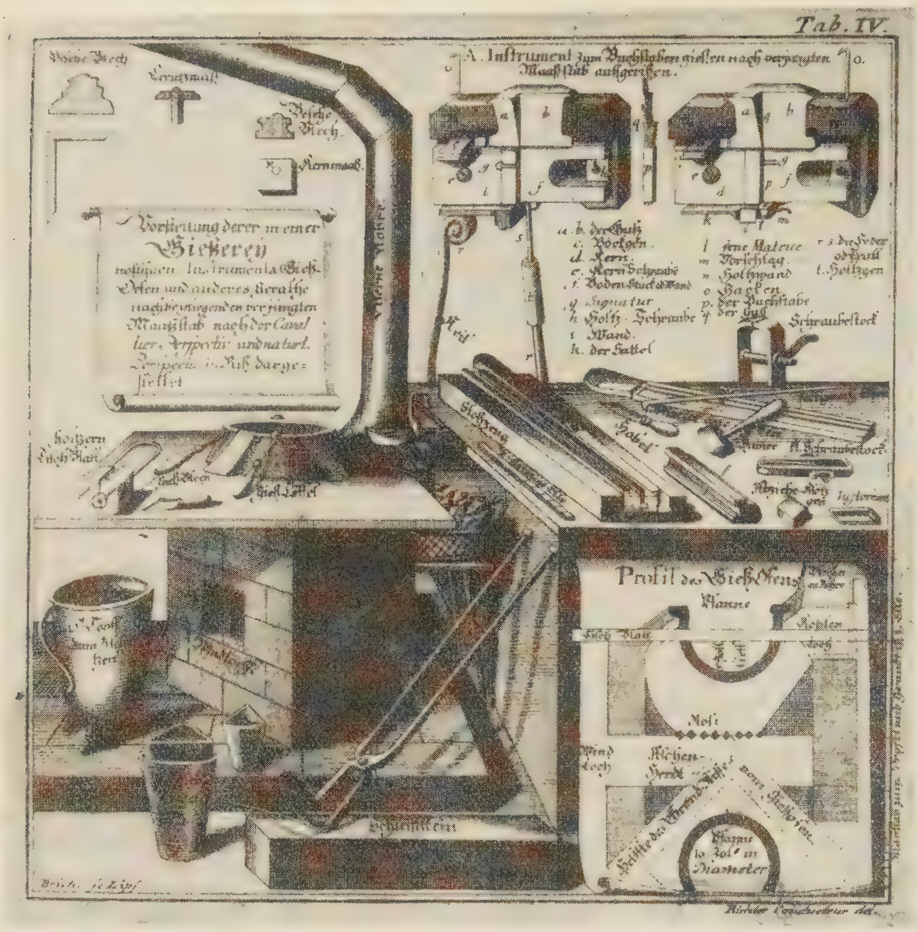


Abb. 5: *Sämtliche Teile einer Schriftgießerei. (Aus: Geßner, Buchdruckerkunst, Bd. 1)*

1450 längst nicht den Umfang und die Bedeutung gehabt, die es im 16. Jahrhundert im Zusammenhang mit dem Aufblühen des Buchdrucks erreichen sollte. Später übernahm es zum Teil noch die Funktion des Buchabsatzes und erwuchs so dem Druckerverleger zum Konkurrenten. Im 18. Jahrhundert schließlich waren die Buchbinder in Köln infolge verschiedener Ursachen imstande, den gesamten Buchhandel zu kontrollieren.

Der Frühkapitalismus im Buchdruckgewerbe

Das Buchdruckgewerbe hatte sich zu einem sehr bedeutenden Produktions- und Handelszweig der Wirtschaft entwickelt. Es hatte schon im Anfang, schon in der Inkunabelzeit, sehr bald den Rahmen des handwerklichen Betriebes gesprengt. Mehrmals ist die Verbindung mit dem Verlagssystem (in Form der Hausindustrie) bekannt geworden. Die Offizin entwickelte sich, ebenso wie der Betrieb der Papierindustrie und des Textilgewerbes, zu einem frühkapitalistischen Unternehmen. Für diese »neu aufkommenden Gewerbe, deren Betrieb mit umständlicheren maschinellen Veranstaltungen verbunden war, wie...(u. a.) im Buchdruck, (wurden) Formen kapitalistischer Unternehmung maßgebend«[136].

Um den Einfluß des Frühkapitalismus auf das Buchdruckgewerbe und dessen Durchdringung mit dem Verlagssystem zu verstehen, sei ein Blick auf die Entstehung und das Wesen des wirtschaftsgeschichtlichen Phänomens des Frühkapitalismus, der ein sehr mannigfaltiges Gesicht zeigt, erlaubt[137]. Zahlreiche Ursprünge des Kapitals, der kapitalistischen Unternehmung und der Arbeitsorganisation sind bekannt. Seine charakteristischen industriellen Betriebsformen waren die Hausindustrie (oder Verlagssystem) und die Manufaktur. Die frühe große Kapitalbildung erfolgte im Handel, wobei dieser mit dem Gewerbe, besonders dem Textilgewerbe, in Form des Verlagssystems verbunden war: der Handel mit Rohprodukten und Fertigwaren als auch die Produktion waren in einer Hand vereinigt. Durch das Aufkommen des Kreditgeschäftes aus Oberitalien wurde diese Entwicklung der Kapitalbildung noch verstärkt[138]. Die

Buchbinder außerdem zu ihrer Arbeit durch die Zunftrechte privilegiert waren, kam es öfters zu Streitigkeiten zwischen ihnen und den Buchdruckern. Im Juli 1609 beschwerten sich die ersteren, daß »etzliche bochfüerer (Verleger!), so ihrer druckereyen und bochhandels sich ernährenn, etzliche (Buchbinder-) gesellen und knecht in ihre behaußung nähmen, und gleich den bochbenderen ihre bocher binden lassen«[135]. Dies gereiche ihnen, den Buchbindern, zu größtem Nachteil und solle den Druckerverlegern verboten werden, forderten sie vom Rat. Damals besaßen sie noch nicht die Macht, die sie schließlich im 18. Jahrhundert erringen konnten. 1609 erreichten sie nur, daß die Druckerverleger, wenn sie schon einen Buchbindergesellen beschäftigen wollten, keinen anderen Gehilfen als den, der in Köln gelernt hatte, einstellen durften, mit der Einschränkung, daß dieser nur für die Eigenproduktion des Auftraggebers herangezogen würde. Ganz deutlich wurde ausgesprochen, daß Berufs- und Standesinteressen in diesem Streit verletzt worden sind. Schon viel früher war auch hier die Trennung vom Buchdruck vollzogen worden. Das Buchbinderhandwerk blickte zwar auf eine längere Geschichte zurück, es hatte aber vor

[135] Akten Z 277. – Gleiche Vorfälle finden sich in Augsburg, 1586, und in Königsberg, 1584.

[136] Kötzschke, Wirtschaftsgeschichte, S. 183.

[137] Vgl. Michel, Sozialgeschichte, S. 31 ff

[138] Sée, Kapitalismus, S. 37 ff.

Unternehmungen nahmen dabei oft Gesellschaftsformen an. Wir finden seltener Kapitalgesellschaften mit beschränkter Haftung als offene Handelsgesellschaften (meist Familiengesellschaften), in denen der Teilhaber mit Person und Vermögen haftete.

Die Kapitalfunktion bestimmte diese Zeit, die mit dem Ende des 15. Jahrhunderts begann und als Frühkapitalismus bezeichnet wird. Das persönliche Prinzip des Besitzes und der Verwaltung von Kapital war durch das sachliche Prinzip abgelöst worden[139]. »Jeder wirtschaftliche Vorgang wurde bereits auf die Veränderung von Geld zurückgeführt, nämlich, in anderen Worten, ein Kapital so zu verwalten, daß sein Eigentümer es mit einem Gewinnaufschlag (Profit) zurückerhält«[140]. Das ist eine Loslösung des wirtschaftenden Menschen von der mittelalterlichen Denkweise, die von dem religiösen, katholischen Arbeitsethos bestimmt gewesen ist und gerade kapitalistisches Wirtschaften verwerfen muß, da dieses gegen die Vorstellung von der Arbeit als Gottesdient, einer »andachtsvollen Versenkung in das Werk«[141], verstößt.

Die Hausindustrie und die Manufakturindustrie sind die bestimmenden Betriebsformen des Frühkapitalismus. Der Unternehmer tritt in der Produktion auf, die durch ihn in den Dienst der Kapitalverwertung zum Zwecke der Gewinnerzielung gestellt wird. Die Hausindustrie, wie sie auch im Buchdruckgewerbe zu finden ist, stellt einen dezentralisierten Großbetrieb dar, dessen »kleingewerbliche Organisation der Produktion« sich in kleinen, getrennten Offizinen vollzieht, die mit einer »großgewerblichen Organisation des Absatzes«[142] in den Händen des Unternehmers, nämlich des Verlegers, verbunden ist. Demgegenüber versteht man unter Manufakturindustrie die zentralisierte Betriebsform. In einer Offizin, deren Teilarbeiten bereits gewürdigt worden sind, wird die Gesamtproduktion unter der Leitung des Unternehmers, des Druckerverlegers zusammengefaßt. Nicht nur Warenbeschaffung, d. h. den Rohstoff (hier: Papier) und Warenabsatz (hier: Bücher, Einblattdrucke, etc.), sondern auch der Produktionsprozeß muß vom Druckerverleger beherrscht werden.

In den wirtschaftsgeschichtlichen Darstellungen wird nur selten das Buchdruckgewerbe als Beispiel herangezogen. Doch ist es m. E. gerechtfertigt, die größeren und großen Verlagsanstalten, die zentralisierten Betriebe der Druckerverleger, dem Prinzip und der Struktur nach der Manufakturindustrie zuzuordnen.

Die von Michel[143] schematisch dargestellten Betriebsformen erlauben einen Vergleich[144], um die Bestätigung der Annahme zu finden. Von den vier Faktoren, die die Betriebsstruktur gestalten, treffen drei auch für das Buchdruckgewerbe zu. 1. Der Arbeitsprozeß ist vom Haus gelöst; Arbeits- und Lebensraum sind getrennt. 2. Die Arbeit ist organisiert – Arbeitsteilung; teilweise maschinelle Apparatur. Zu 2.: Die Arbeitsteilung ist bekanntlich vollzogen. Die Druckpresse ist eine »Vervielfältigungsmaschine«. 3. Bestimmend bleibt noch die Handarbeit. 4. Die Arbeit ist zum Teil unfrei (so in den Arbeitshäusern). Selbst Michel gibt dem 4. Faktor nur bedingte Gültigkeit. Aber auch der Buchdruck wurde teilweise in Arbeitshäusern durchgeführt (so Frankfurt/M., Kassel, Halle/Sa. im 18. Jahrhundert); diese Arbeitsform blieb aber ohne Bedeutung.

Ein Blick auf die Größe der bedeutenderen Offizinen weist nach, daß eine erhebliche Konzentration der Arbeit stattgefunden hat. Bei *Quentel* standen drei Pressen. Bei normalem Betrieb wurden schon zehn Gesellen in der Offizin, ohne die Buchbinderei, beschäftigt. Die Offizinen *Gymnich*, *Heyl* und *Birckmann*, wohl die größten im 16. Jahrhundert, gaben in dieser Zeit durchschnittlich je 12-20 Gesellen[145] Arbeit, wenn auch Ausnahmen wie die Offizin A. Kobergers (Nürnberg) mit über 100 Gesellen oder Godart & Merlin (Paris) mit über 250 Arbeitern in Köln nicht bekannt geworden sind. In einem mittelalterlichen Handwerksbetrieb haben aber normalerweise nicht mehr als fünf Personen, neben dem Meister zwei (bis drei) Gesellen und ein (oder zwei) Lehrjungen, Arbeit gefunden[146].

Nicht unerheblich verbreitet ist eine dritte Form der Produktion im Buchdruckgewerbe: die Verbindung der Hausindustrie mit der Manufakturindustrie zu einem einheitlichen Betrieb, i.e. der Druckerverleger, der eine eigene Werkstatt, Offizin, besitzt und in ihr seine eigene Produktion betreibt, läßt auch noch andere Lohndrucker, denen er als Verleger gegenübersteht, für sich arbeiten. An gehöriger Stelle wird jeweils auf die betreffende, vorherrschende Betriebsform in der Darstellung hingewiesen.

Diesen wirtschaftsgeschichtlichen Unterscheidungen entsprechend werden im buchgewerblichen Sinne nach Köhler[147] ebenfalls drei Arten von Verlagsunternehmungen unterschieden: A. Diejenige Unternehmung, die eine eigene Offizin besitzt und nur bei sich und für sich drucken läßt. Ihr entspricht die Betriebsform der Manufakturindustrie. B. die eine eigene Offizin besitzt, aber auch fremde Pressen für sich arbeiten läßt oder auch für fremde Verleger arbeitet. Ihr entspricht die Betriebsform, die Manufaktur- mit Hausindustrie verbindet. C. die keine eigene Offizin besitzt und im Lohndruckverfahren die Produktion herstellen läßt. Ihr entspricht die Betriebsform der Hausindustrie, des reinen Verlages.

Durch die fortschreitende Teilung eines Produktionsprozesses im handwerklichen Gewerbe, – die Erzeugung einer Fertigware verlangte das Durchlaufen mehrerer Werkstätten –, entstand eine Abhängigkeit der Halbfertigmacher gegenüber den Fertigmachern, die sich zunächst des Handels der Fertigfabrikate, dann

---

139 Michel, Sozialgeschichte, S. 36.

140 Kötzschke, Wirtschaftsgeschichte, S. 178; vgl. auch S. 179-84.

141 Steinbach, Berufsstand, S. 61; derselbe, Wirtschaftender Mensch, S. 36ff.

142 Michel, Sozialgeschichte, S. 45.

143 Ebenda, S. 65.

144 Da die Schemata aus historischen Quellen abgeleitet sind, besitzen sie bedingte Allgemeingültigkeit.

145 Die Zahlen sind zeitgenössischen Berichten oder Quellen (Rechnungsbücher) entnommen oder aufgrund des Umfanges der Produktion geschätzt.

146 Loesch, Zunfturkunden, S. 77; vgl. auch die betreffenden Passagen bei Bruns und Lenzen (siehe Literaturverzeichnis).

147 Köhler, Entwicklungsgeschichte, S. 41.

aber auch der Leitung der Gesamtproduktion versicherten und damit zu Verlegern wurden[148]. Die Buchproduktion forderte infolge ihrer Eigenart geradezu die Verbindung mit dem Verlagssystem, da erstens die Ware nicht von jedem Drucker selbst wegen der Schwierigkeit und Unkenntnis der Marktsituation abgesetzt werden konnte, da zweitens die einzelnen Teilarbeitsvorgänge der Buchproduktion notwendigerweise in einer Offizin, wohl arbeitsteilig, aber zentralisiert vonstatten gehen mußten, und da drittens, einer der wichtigsten Faktoren, eine »ungeheure Kapitalbedürftigkeit«[149] in der Buchproduktion vorhanden war. Denn die Problematik der Buchproduktion liegt darin, daß der Bedarf nicht bekannt ist, sondern geschätzt wird. Die Produktion entbehrt also nie eines gewissen spekulativen Moments![150] Das ist aber gerade ein bedeutender Faktor des Frühkapitalismus. Denn der Erwerb von Profit setzte »tatkräftige Menschen mit Lust zu gewagtem Handeln,... Köpfe mit Weitblick«[151], Unternehmer mit der Fähigkeit zur Organisation voraus; also dem mittelalterlichen Arbeitsethos und der das gesamte handwerkliche Leben umfassenden Zunftordnung entgegengesetzt.

Menschen von diesem Schlag gab es seit Ende des 15. Jahrhunderts. Sie waren bereit, die hohen Kapitalinvestitionen im Buchverlag zu leisten, die erforderlich wurden. Der langsame Kapitalumschlag und eine verzögerte Gewinnerwartung, die durch die lange Dauer der Produktion, die sich oft über mehrere Jahre hinzog, und durch den sich über längere Zeit hinziehenden Buchabsatz bedingt wurde, wirkte sich allerdings hemmend aus. Wie wir wissen, war durch das spekulative Wechsel- und Kreditgeschäft ein starker kapitalistischer Auftrieb in die Wirtschaft gekommen[152]. In der Tuchindustrie, im Bergbau, in Übersee-Handelsgesellschaften, aber auch im Buchdruckgewerbe sah und fand man lohnenswerte Objekte, Kapital in der Hoffnung auf Profit, auch bei hohem Risiko, zu investieren[153]. Zur Risikominderung wurden häufig Kapitalgesellschaften gegründet, deren Struktur der offenen Handelsgesellschaft entspricht. Ihr Vorhandensein im Buchdruckgewerbe ist besonders für Norditalien nachweisbar[154].

Das Herausstreichen des Buchdruckgewerbes in der Zeit des Frühkapitalismus gegenüber den allgemeinen Erscheinungen zeigt dessen genauen Standort auf. Es ist nicht mehr handwerksmäßig organisiert. Die Verbindung mit dem Handwerk ist gelöst. Nur die Arbeitsweise in der Offizin, die Handarbeit, erinnert noch daran. Die Kleinheit des Betriebes (vgl. Anm. 92) ist nur noch in den seltensten Fällen anzutreffen. Die Produktionsweise ist arbeitsteilig, also gegensätzlich zur Arbeitsvereinigung im Handwerkbetrieb, wie z. B. in einer Buchbinderei: ein Geselle beherrscht dort alle Kenntnisse, die notwendig sind, den Arbeitsgang von Anfang bis Ende durchzuführen. Beim Faßbinder, Goldschmied (mit seinen vielfältigen Arbeitsgebieten!), Fleischer etc. ist dasselbe anzutreffen. In einer Buchdruckerei-Offizin werden aber wenigstens zwei, meistens vier bis fünf verschiedene Berufe arbeitsteilig wirksam, sonst ist eine Produktion nicht möglich[155].

In geeigneten Gewerben in Köln, so in der Seiden- und Tuchindustrie wie im Buchdruckgewerbe, bildeten sich tatsächlich schon Ansätze zum Großbetrieb heraus. Durch die damalige Wirtschaftspolitik der Zünfte und Stadtväter jedoch wurden sie niedergehalten[156], obgleich die Stadt mit ihrem ausgedehnten Handel das Gewerbe zum Groß- und Monopolbetrieb geradezu drängte. Da das Buchdruckgewerbe als eines der wenigen unzünftlerisch war, konnte die Großunternehmungsform, die Manufakturindustrie, in dieses wie auch in einige andere Gewerbe Eingang finden. Im übrigen blieben die zünftlerischen Gewerbe von kapitalistischer Einwirkung fast unberührt[157].

Autor und Verleger

Der Verleger druckte nun nicht mehr nur alte Handschriften und klassische Autoren, sondern auch die Literatur der Zeitgenossen. Die Stellung des Autors zum Verleger war aber in damaliger Zeit sehr schlecht. Kam der Selbstverlag des Autors, also auf dessen eigene Rechnung, Verantwortung und Risiko, nicht in Frage, so wurde ein Verlagsvertrag abgeschlossen, in dem der Autor alle Rechte an den Verleger erb- und eigentümlich abtrat[158]. Nach damaliger Ansicht war der Verleger berechtigt, als Ersatz für seine Mühen und Gefahren, denen er sich aussetzte, auch alle wirtschaftlichen Vorteile zu genießen. Dem Autor blieb nichts. Er konnte froh sein, daß seine Schrift überhaupt gedruckt wurde. Verleger Amerbach und andere größere Verlage gaben im 16. Jahrhundert wohl schon Freiexemplare[159], doch kann von einem Autorenhonorar bis in das 17. Jahrhundert keine Rede sein, wenn auch Ausnahmen bekannt sind, daß sehr angesehenen Autoren eine kleine Summe als Entschädigung ausgezahlt wurde[160]. Ein Urheberrecht existierte nicht und bildete sich erst im Laufe der Zeit heraus.

Aus dem Jahre 1608 liegt ein ausführlicher Verlagsvertrag vor, der die Kölner Verhältnisse recht anschaulich darstellt. Zwischen dem Dr. jur. Stephan Broelmann, Köln, und dem Verleger Gerhard *Grevenbroich*, Köln, wurde am 11. August folgender

[148] Sée, Kapitalismus, S. 142f.

[149] Pönsch, Buchdruckgewerbe, S. 60.

[150] Ebenda, S. 60.

[151] Kötzschke, Wirtschaftsgeschichte, S. 178.

[152] Michel, Sozialgeschichte, S. 34.

[153] Für den kapitalistischen Unternehmer ist nämlich die Verwertung des Kapitals »eine sich ihm in ihrer zwingenden Gewalt aufdrängende objektive Notwendigkeit«; so Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert, 8. Aufl. 1954, S. 69.

[154] Verträge werden zitiert bei Haebler, Buchdrucker im Ausland, und derselbe, Schriftguß.

[155] Setzer, Drucker, Korrektor, dazu oft Gießer und Buchbinder.

[156] Lenzen, Lehrlinge, S. 169.

[157] Kötzschke, Wirtschaftsgeschichte, S. 184.

[158] Kapp/Goldfriedrich, Buchhandel, Bd. II, S. 484.

[159] Zwischen zehn und fünfundzwanzig, später bis hundert Exemplare. Vgl. Amerbach-Korrespondenz.

[160] Zur Frage des Autorenhonorars vgl. Krieg, Materialien; W. Olbrich, Einführung in die Verlagskunde, Leipzig 1943, und Die Amerbach-Korrespondenz (siehe Literaturverzeichnis.) – Daß es im 17. Jahrhundert bereits ein geregeltes Autorenhonorar gegeben haben soll, wird vom Verfasser bezweifelt. Allerdings wird angenommen, daß z.B. Erasmus Francisci, Harsdörffer und Grimmelshausen ein Entgelt für ihre Beiträge zu Zeitungen, Kalendern und Gelegenheitsschriften auf *Bestellung* erhalten haben.

Vertrag geschlossen[161]: Auf Kosten des Broelman wird dessen Werk »Epideigmatis« (juristisch-historischer Kommentar), in Folio, etwa 18-20 Bogen, von Grevenbroich hergestellt[162]. Die erste Auflage soll nicht höher als 500 Exemplare sein. Ein Teil, 300 Exemplare, soll bis zur Frankfurter Herbstmesse (Oktober 1608) fertig sein. Einhundert Exemplare erhält Broelmann privat. Den Verkauf von zweihundertfünfzig Exemplaren übernimmt Grevenbroich auf der Frankfurter Messe. Er hat dafür an Broelman ½ RTa pro verkauftes Exemplar zu zahlen. Nichtverkaufte Bücher übernimmt Grevenbroich auf eigene Rechnung. Broelman andererseits kommt für alle entstehenden Unkosten auf. Er muß für das Papier pro Ries 1 Königstaler und als Drucklohn pro Bogen 1 Reichstaler bezahlen. Außerdem ist der Korrektor durch ihn zu honorieren.

Grevenbroich tritt hier nicht als Verleger auf, sondern als Lohndrucker und Verkäufer des Werkes, das Broelman auf eigene Kosten, also im Selbstverlag, herausbringt. Das Risiko liegt eindeutig beim Autor, währenddessen Grevenbroich in jedem Falle, auch wenn kein Exemplar verkauft werden sollte, seinen Verdienst erhält. Und tatsächlich sind auch im Jahre 1610 noch einhundertfünfzig Exemplare nicht verkauft. Das ist der Anlaß, weshalb der Vertrag nicht wie alle anderen verlorengegangen ist.

Die beiliegende Rechnung gibt einen Einblick in die Kosten und den Gewinn des »Epideigmatis«, in 2°, 500 Auflage[163]:

	Taler köln.	Albus
Drucklohn für $19\,^1/_2$ Bogen (1 Bogen = 1RTa Drucklohn)	27 Taler köln.	39 Albus
Papierkosten einschließl. Zuschuß 2 Ries 10 Buch	32 „ „	7 „
Papierkosten (gutes Papier)	4 „ „	— „
Druckkosten f. d. Kupferplatten	26 „ „	7 „
»X«- u. »P«-Zeichen schneiden lassen	— „ „	24 „
	90 Taler köln.	$24\,^1/_2$ Albus

Der Selbstkostenpreis des Buches bei der Auflage von fünfhundert Stück beträgt demnach $9\,^1/_2$ Albus pro Exemplar. Da an Broelman für jeden verkauften Band $^1/_2$ RTa (= 37 Albus) abzuführen ist, muß der Nettopreis mindestens 47 Albus betragen haben. Da einhundert Exemplare aber Broelman zur freien Verfügung stehen, aus diesen Büchern Grevenbroich also keinen Gewinn schöpfen kann, muß in dem Verkaufspreis der restlichen vierhundert Stück der entgangene Gewinn enthalten sein, der aber ein Fünftel des Gesamterlöses ausmacht. Wird ein Bruttoverdienst von $33\,^1/_3$ % (+ $^1/_5$!) vorausgesetzt, so muß der Bruttoverkaufspreis mindestens 1 RTa 2 Albus oder 3 fl rhein. 4 Albus betragen haben.

Das Schreiben aus dem Jahre 1610 weist nun nach, welchen Gewinn Grevenbroich aus dem Geschäft geschlagen hat. Auf der einen Seite verdient er als Lohndrucker eine bescheidene, uns unbekannte Summe, – sie ist in den 27 Taler 39 Albus Drucklohn enthalten. Auf der anderen Seite bringt ihm der Verkauf der 250 Exemplare (100 Stück erhielt Broelman, 150 Stück liegen 1610 noch unverkauft) wenigstens 92 RTa Bruttogewinn ein. Nach Abzug der Kosten für Versand, Ladenmiete in Frankfurt, Reise, etc. bleiben Grevenbroich ca. 50-75 RTa als Reingewinn übrig: das bedeutet 20-25 %. Broelmann dagegen verbleiben nach Abzug der Unkosten (90 Taler $24\,^1/_2$ Albus und andere Beträge) 50 RTa aus den Einnahmen der verkauften 250 Stück (= 125 RTa) und die einhundert Exemplare, über die er frei verfügen kann.

Da der Verkaufspreis ungenannt bleibt, kann der Reingewinn nur annähernd bestimmt werden. Aus dem Voranschlag zum Verlagsvertrag von Grevenbroichs Hand geht aber hervor, daß er den Verkaufspreis mit $33\,^1/_3$ % Handelsspanne errechnet hat[164]. Der hohe Reingewinn ist dem großen Risiko gegenüber vertretbar und hat sicher öfters noch höher gelegen.

Verlagsgesellschaft

Da auf der einen Seite die Zahl der Verleger und Drucker bis ins zweite Viertel des 16. Jahrhundert wuchs und damit die Konkurrenz sich vermehrte, auf der anderen Seite durch diese Entwicklung das Risiko im Buchverlag stark anstieg, ist in verstärktem Maße das Auftreten von Verlagsgesellschaften bemerkbar. Diese für ein Werk oder für die gemeinschaftliche Geschäftsführung zweier oder mehrerer Firmen gegründete, im heutigen Sinne Offene Handelsgesellschaft bestand aus mehreren Teilhabern, meist »Companey« genannt. Die Risikoverteilung auf die Gesellschafter stand im Vordergrund. Vermöge großer Geldmittel und vereinigter Arbeitskräfte konnte eine solche Handelsgesellschaft mehr leisten als ein Einzelunternehmen.

Diese Form der Assoziierung im Buchdruckgewerbe ist in Italien schon in der Inkunabelzeit gepflegt worden[165]. Für deutsche Verhältnisse liegen durch Kirchhoffs und Stehlins Untersuchungen, besonders für Leipzig, Basel und Straßburg, Verträge vor[166]. Für Köln haben sich nunmehr auch Akten gefunden, die die hiesigen Verhältnisse (der Zeit nach 1525) näher beleuchten und Vergleiche mit anderen Orten zulassen.

Im Sommer 1545 wurde zwischen dem Druckerverleger Johann von *Kempen* in Köln und dem wohl in Köln ansässigen »Fremden«, Anton Tyrolth, ein Vertrag geschlossen[167], der den gemeinsamen Verlag einer »Reformationsschrift« zum Inhalt hat[168]. Jeder der beiden Gesellschafter trägt die Hälfte der Kosten. Dies geschieht durch eine Einlage von Bargeld und der Lieferung von Papier. Insgesamt hat Tyrolth beides im Wert von ca. 50 RTa beigesteuert. Die Gesamteinlage von 100 RTa soll 25% Gewinn bringen. Außerdem soll jeder Gesellschafter

[161] Handel Nr. 227.

[162] Bei Büllingen, Ann. Colon. Bd. II, fol. 428 ff. angezeigt: 1608, 2°, zwei Teile.

[163] Handel Nr. 228.

[164] Handel Nr. 227.

[165] Vgl. Haeblers Arbeiten, bes. Druckergesellen, und Kapp, Buchhandel, Bd. I, S. 203. – Vgl. Anm. 154.

[166] Kirchhoff, Materialien; Stehlin, Regesten; Krahl, Verband.

[167] Handel Nr. 225.

[168] Es handelt sich vermutlich um die Schrift: Hermann von Wied: »Einfaltigs bedencken«, ein Nachdruck des Werkes, das Laurentius von der Mülen 1543 herausgebracht hatte. Vgl. Benzing, Lexikon, S. 121, u. Piel, Buchdruck, S. 73 u. 76.

von jedem dritten verkauften Buche 1 RTa (!) erhalten[169]. Der Gesamtreingewinn wird bei Abschluß des Vertrages auf 75% (!) geschätzt. Johann von Kempen will den Verkauf der Bücher allein übernehmen. Da dieses Werk in Mitteldeutschland (Wittenberg, Leipzig, etc.) verlangt würde, sollen eintausend Exemplare gedruckt werden, die bis Michaelis, zur Messe 1545 fertig sein sollen.

Da die Einlage sich als zu klein erwiesen hat, Tyrolth aber kein Geld mehr in das Unternehmen stecken will, da er vom Vermögen leben muß, wird dieser Vertrag einseitig von Johann gelöst, der sich nunmehr mit Hans Sorgenfrey aus Nürnberg, Peter Krautscharrer und dessen Schwager verbindet, um das Werk fertigzustellen. Diese neuen Geschäftspartner liefern das noch fehlende Papier und ermöglichen es, daß der Druck vollendet wird. Im Jahre 1546 wird Tyrolth von Johann und seinen Gesellschaftern verklagt, daß er seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen sei; sie verlangen die noch ausstehende Summe. Tyrolth seinerseits versucht beim Rat in Köln, seine verlorenen Gelder wiederzuerlangen, da er betrogen worden sei.

Der Gesellschaftsvertrag umfaßt demnach folgendes: Einlage zu gleichen Teilen durch die Gesellschafter. Verteilung des Risikos auf beide Seiten, wobei eine Haftung mit dem Vermögen über die Einlage hinaus nicht klar erkennbar ist, sich aber abzuzeichnen scheint. Festlegung der Auflagenhöhe und des Datums der Fertigstellung. Verteilung des Gewinns nach einem Modus, der sich dahingehend erklären läßt, daß Tyrolth stiller, Johann aber tätiger Gesellschafter ist, folglich der Gewinn nicht zu gleichen Teilen veranschlagt wird.

Wenn den Ausführungen Tyrolths Glauben geschenkt werden kann, muß Johann ihn von vornherein über das Wesen des Unternehmens getäuscht und ihn schon damals um seinen Gewinn betrogen haben. Diese Vermutung wird bestärkt durch das falsche Impressum, das Johann einsetzte, um sich dadurch jeder Verantwortung entziehen zu können. (Vgl. S. 652).

Von der 1567 von *Birckmann* und *Behem* begründeten Verlagsgesellschaft »Kleine Cumpanei« wissen wir nur, daß u. a. die Auflagenhöhe (600-700 Exemplare) und der Zeitpunkt der Fertigstellung festgelegt wurde. Der Druck wurde in Mainz bei der Firma Behem ausgeführt. Über die Höhe der Einlage ist nichts überliefert.

In Straßburg wurde eine »Gemeinschaft der Truckerye« von drei Gesellschaftern begründet, in die der erste 10 fl, der zweite 2 fl 8 sh, der dritte nur 2 fl einlegte[170].

Im Jahre 1539 wurde in Basel eine Verlagsgesellschaft von vier Leuten eröffnet, von denen der eine, Winter, nicht einmal fachkundig war: Platter, Oporinus, Ruch und Winter. Für 8000 fl kauften sie gemeinsam eine Druckerei mit dem Inventar und ein großes Bücherlager[171]. Allerdings hatte dieses Unternehmen nur eine kurze Dauer, da durch schlechtes Wirtschaften die Schulden ins Unermeßliche gewachsen waren.

[169] Entweder übertreibt Tyrolth oder er ist von Johann getäuscht worden. Das Buch kann damals für nicht mehr als höchstens $^1/_2$ RTa verkauft worden sein.

[170] Um 1480. – Krahl, Verband, S. 58.

[171] Lorck, Buchdruckerkunst, Bd. I, S. 325 ff.

Diese wenigen Beispiele verdeutlichen das Wesen einer Verlagsgemeinschaft, die für die deutschen Verhältnisse noch viel zu wenig untersucht worden ist. Eine klare Vorstellung von einer solchen Unternehmensform im Buchdruckgewerbe läßt sich aus den vorliegenden Akten noch nicht gewinnen.

Produktion und Betriebsführung

Über die allgemeine Verlagsgebarung und über die Verträge zwischen Verleger und Drucker sind wir besser unterrichtet. Briefe und Urkunden geben Einblick in Abhängigkeits- und wirtschaftliche Verhältnisse, die für die Kölner Buchdruckgeschichte von wesentlicher Bedeutung sind. S. Corsten vermutet, daß während der Inkunabelzeit in Köln ähnliche Verhältnisse wie in Italien geherrscht haben müssen[172], wenn auch keine schriftlichen Quellen gefunden werden konnten. Im vorangegangenen Kapitel wurde bei der Zitierung der Klage der Firma Helman-Quentel gegen Götz auf die Kölner Verlagsgebarung jener Zeit näher eingegangen. Über die Betriebsführung der Zeit zwischen 1525 und 1660 kann an dieser Stelle hier neues Material zur Diskussion gestellt werden[173].

Die Briefe Maternus *Cholinus*' an Martin Cromer[174] aus den Jahren 1577 bis 1581 geben Einblick in das unternehmerische Wirtschaften eines der bedeutendsten Druckerverleger Kölns des 16. Jahrhunderts[175]. Es handelt sich einmal um den Verlag und den Druck der »Gnesener Agenda«, deren Herausgeber und Verleger M. Cromer ist. Maternus Cholinus ist praktisch nur Lohndrucker dieser Schrift, da diese im Auftrage und auf Kosten Cromers gedruckt wird. Cholinus erhält die Druck- und andere Unkosten ersetzt, deren Höhe nicht angegeben ist. Die Auflage von 800 Stück, in 8°, wird im Sommer 1578 ausgeliefert.

Die »Ermländische Agenda« wird gleichfalls auf diese Art herausgebracht, allerdings nur in einer Auflage von 200 Exemplaren. Dieses Werk ist in zwei Teile gegliedert, dessen letzterer kyrillische Schriftzeichen enthält. Für diese Ausgabe müssen deshalb neue Typen angeschafft werden, die in Köln völlig ungebräuchlich sind und nicht wieder verwendet werden können. Cholinus schreibt, daß es besser gewesen wäre, wenn diese Buchstaben mit der Feder in die Bücher geschrieben worden wären. So haben sich die Produktionskosten bedeutend erhöht: Ein Exemplar kostet schließlich 1 Taler in der Herstellung. Der Druck war im Frühjahr 1577 begonnen, aber erst im Juli 1578 abgeschlossen worden. Die Bezahlung der 200 Taler (= 958 fl Frankfurter Währung) erfolgte entweder über den Agenten in Danzig[176] oder durch einen Vertreter Cromers auf der Frankfurter Messe im Herbst 1578[177]. Die fertigen Bücher wurden in einem Faß über Hamburg und Danzig expediert.

[172] Corsten, Kölner Buchdruck, S. 72.

[173] Wiederum kann nur der Druckerverleger und nicht auch der Verleger Berücksichtigung in der Darstellung finden.

[174] Martin Kromer war Erzbischof von Ermland.

[175] Die Briefe sind gedruckt in: Hipler, Predigten, S. 169-177.

[176] Dem Kaufmann und Senator Adolph Houp.

[177] Die Bezahlung erfolgte in Raten bis 1581.

Das »Kölner Brevier« der Societas Jesu verlegte Cholinus auf eigene Kosten. Cromer wollte etwa 300 Exemplare abnehmen. Cholinus stellte aber mindestens 500 Stück her – vom Sommer 1578 bis Februar 1581. Das Werk hatte einen Umfang von sieben Bogen in 8°, und kostete per Stück 2 Batzen im Verkauf[178]. Vierhundert Exemplare wurden an Cromer geschickt.

Da um diese Zeit in Frankfurt die Druckkosten pro Ballen 13-15 fl betrugen und das Papier pro Ballen 8-10 fl kostete, können die Herstellungskosten dieses Breviers, das eine Neuauflage darstellte, 18 fl nicht überstiegen haben. Wenn Cholinus alle 500 Exemplare verkaufte[179], so hatte er einen Bruttogewinn von rund 73% zu erwarten[180]. Wurden auch Anton Tyrolth 1545 75% am Unternehmen versprochen, so liegt kein Grund vor, die Angaben von Cholinus anzuzweifeln. Im Gegenteil bestätigen sie die damalige Gepflogenheit.

Cholinus' kalkulatorisches Geschick und sein wirtschaftlicher Wagemut treten aus seinen Briefen hervor. Immer wieder betont er, daß die Auflage eines Werkes nicht hoch genug sein kann, denn die Herstellungskosten für fünfhundert Exemplare sind genau so hoch wie für eintausend, hinzu treten nur die Mehrkosten für das Papier der zweiten fünfhundert. Ein Gewinn könne erst aus hohen Auflagen erzielt werden. Deshalb schlägt Cholinus auch Cromer vor, für alle Diözesen im Osten eine gemeinsame Agende in hoher Auflage herauszubringen, statt der kostenverschlingenden kleinen Auflagen vieler verschiedener Agenden.

Eigentümlich wirken die Sätze »Certum exemplarium precium statui prius non potest quam excussa fuerint« oder »De precio nihil adhuc certi statuare possum, nisi finitis et integrae adparatis exemplaribus«[181], die seinem, aber auch dem von den Zeitgenossen gerühmten wirtschaftlichen Denken und Handeln widersprechen. M. E. läßt sich diese Äußerung Cholinus' nur aus den hohen und innerhalb kürzester Frist häufig schwankenden Papierpreisen erklären, denn die Löhne sind über Jahrzehnte hinweg stabil gewesen. Ein Autorenhonorar wird als Kostenfaktor in dieser Zeit nirgends erwähnt. Da zum Beispiel für die Herstellung des Kölner Breviers keine Sonderanfertigungen (Typen, Holzschnitte, etc.) nötig waren, sollte der Nettopreis doch schon vorher kalkulierbar gewesen sein. Auch bei dem Verlagsvertrag vom Jahre 1608[182] ist kein Buchpreis angegeben. War das eine geübte Vorsicht der Druckerverleger oder ein Zeichen für schlechtes wirtschaftliches Denken? Die Erfolge der Unternehmer und die Aussagen von Zeitgenossen lassen die Annahme zu, daß wohl mit Vorbedacht der Preis erst nach Vollendung des Werkes festgesetzt wurde.

Zum Buchpreis noch ein Beispiel aus dem Jahre 1591. Am 2. September kaufte Weinsberg »De monetis et re numaria« (Budelius), gedruckt und verlegt von Gymnich, für 9 Mark (= $2^1/_4$ fl rhein.)[183].

Von ebenso großer Bedeutung wie die Briefe Cholinus' sind die Rechnungsbücher der Firma *Quentel*. Das erste, von 1577 bis 1586 geführt, zeigt mehr die inneren wirtschaftlichen Verhältnisse der Offizin[184], während das zweite, 1616 bis 1640 von J. Krebs geschrieben, mehr die verlegerische und buchhändlerische Tätigkeit der Firma charakterisiert[185].

Mehrere Bücher werden für die Buchhaltung geführt: 1. »General«, das Kassabuch des täglichen Verkaufs im Laden im Hause Hirtzhorn in Köln. 2. »Giornal«, das Rechnungsbuch, das die Einnahmen aus Rechnungen verbuchte. 3. »Außerordentliche Einnahmen«: Rückzahlung verborgter Summen. 4. »Schulden«: außenstehende Forderungen (!) Quentels an andere Firmen oder Personen. 5. »Ausgaben«: Ausgabebuch der Firma. 6. Rechnungsbuch für die Filiale und den Messeverkehr im Stalburger Hof in Frankfurt am Main. 7. Die Privatausgaben des Haushalts der Familie.

Die Gewinn- und Verlustrechnung des Jahresumsatzes aus dem »General«, betreffend den Bücherverkauf in Köln, wird für diese Zeit wie folgt aufgestellt:

Jahr	Einnahmen	Ausgaben	Gewinn (%)[186]
1577	1829 Tal 32 Alb	— —	—
1578	2035 Tal 11 Alb	— —	—
1579	1937 Tal 18 Alb	1801 Tal 6 Alb	7,25
1580	2358 Tal $9^1/_2$ Alb	2254 Tal $19^1/_2$ Alb	4,4
1581	2188 Tal 21 Alb	2071 Tal 47 Alb	5,3
1582	2317 Tal 15 Alb	2163 Tal 38 Alb	6,2
1583	2142 Tal $16^1/_2$ Alb	2035 Tal $32^1/_2$ Alb	5,0
1584	1958 Tal 32 Alb	1875 Tal 30 Alb	5,25
1585	1608 Tal 16 Alb	1588 Tal 51 Alb	1,25

Diese kleinen Summen, die als Gewinn übrig bleiben und meist fünf Prozent betragen, sind Reingewinne, die aus dem Bücherverkauf (Ladengeschäft) in Köln und dem Sortimentsbuchhandel nach anderen Städten erwachsen sind. Der viel umfangreichere Gewinn, der sich aus dem Verkauf der Halbjahresproduktion auf der Frankfurter Messe ergibt, bleibt unbekannt. Aus anderen Beispielen wissen wir, daß der Reingewinn zwischen 30-50 % gelegen hat. Dieser Gewinn ist immer wieder ins Geschäft gesteckt worden und hat dadurch dem Hause den so bekannten Aufschwung im 16. Jahrhundert gebracht.

Die Geschäftsausgaben setzen sich aus verschiedenen Posten zusammen. 1579 wurden 216 Ballen Papier, 1581: 210 Ballen Papier aus Mainz bezogen. Ein Ballen kostete damals im Durchschnitt 6 Taler köln. = $5^1/_2$ fl rhein. Die Frachtgebühr betrug für dieselbe Menge per Schiff 15 Albus, auf dem Landwege 3 Taler 3 Albus, also das Zehnfache.

In der Druckerei Quentel waren drei Pressen aufgestellt. Meist arbeiteten vier Setzer und vier Drucker, zeitweilig wurden auch zehn bis zwölf Gesellen in der Offizin beschäftigt. Jeder erhielt 10-15 Mark köln. pro Woche als Lohn[187]. Neben den Buchdruckerkunstgenossen waren meist noch drei Diener angestellt, die im Laden oder außerhalb Kölns als »Buchführer«

[178] 1 fl = 15 Batzen.

[179] 400 Exemplare nahm Kromer ab, 100 Exemplare wird Cholinus auf der Frankfurter Messe abgesetzt haben.

[180] Einnahme: $66^1/_2$ fl.

[181] Hipler, Predigten, S. 169 und 170.

[182] Vertrag zwischen Grevenbroich und Broelman, siehe S. 672.

[183] Buch Weinsberg, Bd. IV, S. 129.

[184] Heute nicht mehr im Domarchiv. Gedruckt in: Zaretzky, Rechnungsbuch, S. 55-102.

[185] Domarchiv-Akten: K II 7.

[186] Gewinn vom Verfasser errechnet.

[187] 4 Mark gehen auf 1 fl köln., 1 Taler köln. = $8^2/_3$ Mark.

tätig waren. In der Offizin arbeiteten außerdem noch fünf Buchbinder. Zeitweilig wurden auch drei Schriftgießer[188] beschäftigt: im Jahre 1584 lieferten sie für 18 Taler Schrift. Leider erfahren wir nicht, ob sie die Matrizen bei sich geführt oder ob die Firma Quentel diese vorrätig gehabt hat. Sicherlich war es billiger, die Lettern im eigenen Hause durch gedungene Schriftgießer anfertigen zu lassen, statt sie bei selbständigen Schriftgießereien fertig zu beziehen. Das hat sich wohl erst im 18. Jahrhundert endgültig durchgesetzt. Ein Formschneider (für Holzschnitte) und mehrere Korrektoren mußten auch ständig bezahlt werden.

Der Privathaushalt der Familie Quentel, aufgeteilt in »Kuch«, tägliche Ausgaben für die Markteinkäufe; »Mater«, Kleidung für Familie und Gesinde; »Unkosten«, Bedarf für Haus und Familie, verlangte nicht mehr als 500-700 Taler im Jahr. – Am 16. Februar 1574 wohnten in dem Haus Hirtzhorn: Arnold Quentel, seine Frau, acht Kinder, drei Knechte, zwei Mägde und zwei Korrektoren. So mußten immerhin fünfzehn Personen auf Kosten Quentels täglich beköstigt werden, denn die zwei Korrektoren wohnten wahrscheinlich zur Miete.

Über die Verlagskosten dieser Firma schreibt Johannes *Krebs*, der Geschäftsführer, in den Jahren 1616-40 folgendes: Für die tausend Exemplare der Neuauflage des Surius' »Vita Sanctorum« wird 1616-18 insgesamt für 1383 fl 4 Batzen Frankfurter Währung[189] Papier eingekauft. An Druckkosten entstehen insgesamt 1726 fl und 79 Tal 20 Alb köln. In Mainz druckt Balthasar *Lipp* 1616-18 an diesem Werk, außerdem werden noch in Köln Stephan *Hemmerden*, Arnold *Kempen* und Hermann *Dries* Druckaufträge erteilt. Für das Privileg[190] werden 15 fl und als Titelgeld 64 fl 1 Batzen bezahlt. Der Holz(Bild-)schneider erhält 39 fl 2 Batzen. An Korrekturgeldern, Frachtspesen, etc. ergibt sich eine Summe von 121 fl 6 Batzen und 17 Taler 8 Albus 2 Heller[191]. Insgesamt entstehen für die »Vita Sanctorum« 3350 fl Herstellungskosten. Ein Autorenhonorar wird auch hier nicht erwähnt.

Die Einnahmen aus dem Verkauf dieses Werkes lassen sich von 1618 bis 1639 verfolgen[192]. Das Einzelexemplar kostet 20 fl. Bei Abnahme von mehreren Exemplaren wird ein Rabatt von 15-25% gewährt. Werden alle tausend Bände verkauft, so kann mit ca. 15000 fl Einnahmen gerechnet werden. Bereits in fünf Jahren (von der Frühjahrsmesse 1618 bis 1623) sind die Produktionskosten durch die Einnahmen gedeckt! Hier stellen wir einen Bruttogewinn von 77,8% fest, – das Einzelexemplar erforderte $3^1/_3$ Gulden Herstellungskosten und wurde meist mit 15 Gulden weiterverkauft –, der von dem Verleger in dieser Zeit als notwendig erachtet worden ist, zumal es sich hier um ein außergewöhnlich umfangreiches Werk (550 Bogen in 2°) gehandelt hat.

Das Verlagswerk »Sermones Divi Vincentii« wurde 1620 in Mainz von Balthasar Lipp gedruckt, dafür erhielt er von J. Krebs (Verlag Quentel) 458 fl[193]. Die Papierkosten beliefen sich auf 463 fl 6 Batzen. Die Gesamtproduktionskosten betrugen bei tausend Exemplaren in 8°, 936 fl $10^1/_2$ Batzen. Der Einzelpreis des Buches wurde auf 2 fl 10 Batzen festgesetzt. Bei vorsichtiger Schätzung konnten auch hier etwa 2150 fl Gesamteinnahmen erwartet werden. Die Kalkulation rechnete mit einem Bruttogewinn von 56% – also einem üblichen Satz.

Von diesem Bruttogewinn müssen Porti, Schreibpapier, Gehälter für die Buchverkäufer und anderes mehr bestritten werden. Im Endergebnis wird der Reingewinn sicher kaum mehr als 30% der Gesamteinnahmen betragen haben. Doch sind diese Angaben nur auf Vermutungen gegründet, da vollständige Geschäftsbücher nicht vorliegen, die einen exakten Nachweis erbringen könnten.

Johann Krebs fuhr regelmäßig zur Frankfurter Messe. Für den dort gelegenen Laden im Stalburgerhof mußte er jährlich ca. 25 RTa Miete bezahlen. Die Reisekosten, die Unterkunft und der Verzehr in Frankfurt erforderten jedesmal durchschnittlich 30-40 Taler köln.

Der Privathaushalt Johann Krebs' liegt aus den Jahren 1613 bis 1622 vor[194]. Bis 1617 wurden im Durchschnitt 20 Taler jährlich ausgegeben, bis 1621 stieg die Summe auf ca. 100-110 Taler. Im Jahre 1622 wurden sogar 1211 Taler 30 Albus 4 Heller verbraucht[195]. An das Rechnungsbuch schließt sich ein Inventar der Hausgeräte an, die Johann Krebs gehören[196].

Im allgemeinen ist damit der Inhalt des Rechnungsbuches wiedergegeben. An anderer Stelle[197] wurde auf die Geldgeschäfte hingewiesen. Es sind Rentenverkäufe, Pensionen, Darlehen, etc., deren Bedeutung im Rahmen der »Quenteley« nicht genügend geklärt werden konnte.

Druckerei

Die Druckerei hat sich seit der Gründung in Köln kaum verändert. Inzwischen hat sich die Arbeitsteilung durchgesetzt. Setzer und Drucker sind getrennte Berufe geworden[198]. Die Setzer stehen mit ihren Lehrjungen vor den Setzkästen. An den Pressen, zwei befinden sich im Durchschnitt in jeder Offizin, arbeiten der Ballenmeister, der die Druckformen herrichtet und sie eingefärbt, und der Pressenmeister, der das Papier feuchtet und den Druck besorgt und von Lehrjungen unterstützt wird. Viel Platz benötigt diese Druckerei nicht. Sie ist im Hause des Druckerherrn untergebracht. In größeren Betrieben sind noch festangestellte Korrektoren beschäftigt, die sonst nur von Fall zu Fall zur Arbeit herangezogen werden. Auch Buchbinder und Schriftgießer sind in selteneren Fällen in der Offizin tätig.

Eine Druckerei dieser Zeit hatte einen beträchtlichen Wert. Besonders die teuren Schriftvorräte erforderten hohe Kosten, wenn zur Errichtung einer Offizin geschritten werden sollte.

[188] Hans Carl, Christian Jordan u. Gerhard Virendonck.

[189] Ca. 1550 Taler köln.

[190] Das Privileg war bereits am 25. Februar 1615 in den Händen Quentels.

[191] 1 Taler köln. = 1,2 fl Frankf. Währung.

[192] Rechnungsbuch des Krebs, a.a.O., f. 3b-10a.

[193] dto. f. 16a-16b.

[194] dto. f. 52a-60a.

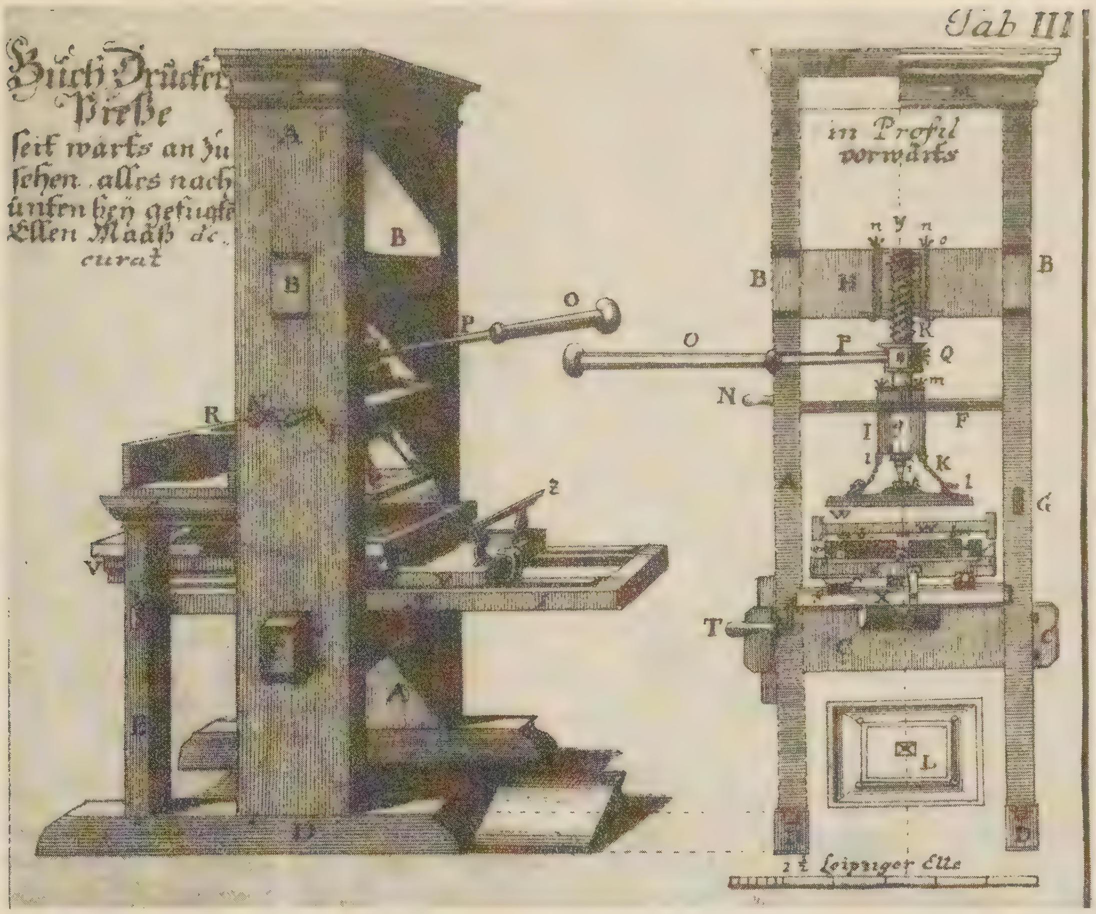
[195] Das Ansteigen der Summe erklärt sich aus der Währungsverschlechterung. Die letzte hohe Summe allerdings muß auf Sonderausgaben beruhen.

[196] Rechnungsbuch des Krebs, a.a.O., f. 29a-32b.

[197] Siehe die Ausführungen auf S. 653 und S. 682.

[198] Faulmann, Buchdruckerkunst, S. 397.

Abb. 6



»*Presse*, ist eine bekannte Maschine, welche eines von den nöthigsten Stücken in Druckereyen ist. Nunmehro wollen wir sie auch kürtzlich mit allen dazugehörigen Stücken deutlich beschreiben, wie sie sich auf unserer Tab. III (Abb. 6) befinden. Es bestehet aber selbige aus zwey Wänden A. und zwey Balcken, als Ober- B. und Unter-Balcken C. Die Wände sind mit Füssen versehen D. An der Seite befindet sich das Gestelle, an der einen Wand E. worauf der Farbenstein G. ruhet. In die Preßwände ist die Brücke F. so aus zweyen Stücken Holtz bestehet, eingelassen, in dem Oberbalcken befindet sich ein rundes Loch H. worinne die Meßinge Mater lieget, zwischen der Brücke gehet die Büchse I. durch welche 4 Hacken l. gehen, woran der Tiegel L. fest gemacht wird, welcher gleichsfalls 4 Hacken l. hat, und mit Klaffterschnuren K. angebunden ist. Oben an der Presse befindet sich die Crone M., an der Seite der linken Preßwand die Ballknechte N., an dem eisernen Bengel P. befindet sich die hölzerne Scheide O. und wird solcher durch eine Flügelschraube Q. befestiget, an der Spindel R. ist das Gestelle, an der andern Wand worauf das Hinterteil des Farbensteins ruhet S. sind 2 Balcken, worauf die Schienen sich befinden. T. ist die Gorbel, so ein langes rundes Eisen, woran die Waltze X. sich befindet, V. ist der Karren mit dem Laufbret. W. ist der Deckel der mit der Pergament Haut umgeben. Z. ist der Kalgen, worauf selbiger ruhet«.
(Aus: Geßners Buchdruckerkunst Bd. 1)

In Leipzig wurde im Jahre 1618 eine Presse für 40 fl, 1625 für 70 fl verkauft[199]. Für eine ganze Offizin mit zwei Pressen wurde 1584 in Leipzig 650 fl bezahlt. Im Jahre 1630 wurde für eine Offizin mit vier Pressen 806 fl gegeben[200]. – Für Köln konnten keine Wertangaben gefunden werden. In dem Inventar des Verlages und der Druckerei *Gymnich* wird um 1650 für die Offizin angeführt: Lettern – Cicero cursiv 359 Pfd., Cicero antiqua 241 Pfd., Cicero griechisch 90 Pfd., andere Schriften 72 Pfd., also insgesamt 762 Pfd.; dazu neun Schriftkästen und eine Presse mit Zubehör. Eine Wertangabe fehlt. Im Jahre 1697 heißt es: Druckereygezeug 176 RTa. Es kann sich aber nur noch um Reste der einstigen Offizin handeln, da die Summe viel zu niedrig ist. Außerdem läßt um diese Zeit die Firma, von Busaeus-Dehmen geführt, bei anderen Druckern drucken, weil eine eigene Presse also nicht mehr in Betrieb ist.

[199] 1 fl = $1^1/_4$ RTa. – Kirchhoff, Leipz. Buchdruckereien, S. 4.
[200] Kirchhoff, Leipziger Buchdruckereien, S. 3–4.
[201] Kirchhoff, Archiv für die Geschichte des Deutschen Buchhandels, Bd. 10, S. 138.

Zum Vergleich das Inventar einer gleichgroßen Buchdrukkerei mit einer Presse aus dem Jahre 1573: Johann Martorff zu Leipzig[201].

1 Presse mit Zubehör	
2 Eiserne Rahmen	(für die Druckformen)
10 Feuchtbretter	(für das Papier)
6 Setzbretter	(für den fertigen Satz)
6 Waschbretter	(für das Abwaschen des Satzes)
9 Schriftkästen	
6 Setzschiffe	
1 Winkelhaken, u. a. mehr	

1,45 Ztr. Fraktur groß	0,50 Ztr. Canon
0,70 Ztr. Fraktur mittel	0,08 Ztr. Capital
1,36 Ztr. Fraktur klein	0,12 Ztr. »Röslein« (Verzierungsleisten)
1,46 Ztr. Antiqua groß	
1,42 Ztr. Antiqua klein	3 Latein. } Alphabete
0,25 Ztr. Cursiv groß	2 Deutsche } (Initialen?)
1,21 Ztr. Cursiv klein	

Auch in Köln waren die Offizinen so eingerichtet wie in Leipzig. Abgesehen von den Schriften und den eisernen Rahmen waren alle Geräte aus Holz. Über den Wert der Schriften sind wir nur wenig informiert. Die Anschaffungskosten müssen aber beträchtlich gewesen sein. Aus dem Rechnungsbuch Quentels erfahren wir nur die Löhne für die Schriftgießer, nicht aber die Materialkosten.

Zahl der Buchdruckereien

Im Jahre 1540 hatte Wittenberg 15(?) Offizine, Augsburg 7, Leipzig und Frankfurt am Main je 4[202]. Köln war aber mit 10 Druckereien die größte Druckstadt Deutschlands[203]. Im Jahre 1590 waren in Köln 19 Offizine[204] in Betrieb, 15 davon werden in dem Druckerverzeichnis ausführlicher beschrieben. Es sind dies: Andreae, Baum, Cholinus, Falckenburg, Graminaeus, Grevenbroich, Gymnich, Hierat, Hoberg, Horst, Kempen, Keschedt, Lützenkirchen, Mertzenich, Mylius, Nettesheim, Quentel, Schreiber, Waldorff.

Im Jahre 1640, als die zweite Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst stattfand, waren in Köln noch 18 Buchdruckereien tätig, während im übrigen Deutschland durch die Kriegswirren die Offizinen zum Teil vernichtet oder stillgelegt worden waren, sodaß in Leipzig nur fünf, in Wittenberg sieben, in Frankfurt am Main acht Druckereien gezählt werden können[205]. Köln behauptet sich also über einhundert Jahre lang als deutsche Druckmetropole, ehe ihr der Rang im 18. Jahrhundert abgelaufen wird. – Wenn man schreibt[206], daß mehr als einhundert Offizinen im 16. Jahrhundert in Köln tätig gewesen sind, so werden die 106 Buchdrucker gemeint, die J. Benzing[207] namentlich aufführt. Mehr als fünfzehn bis achtzehn Druckereien haben im 16. Jahrhundert zu keiner Zeit gleichzeitig gearbeitet.

Art und Umfang der Buchproduktion

Die Buchproduktion steht allerdings in einem ganz anderen Verhältnis. Köln muß sehr viel Tagesliteratur in dieser Zeit herausgebracht haben, die nicht auf den Messen in Frankfurt und Leipzig gehandelt worden ist. Hinzu tritt der große Komplex katholischer und katholisch-theologischer Schriften, die in Leipzig auf der Messe nicht abgesetzt werden konnten und dadurch dem offiziellen Messekatalog verloren gingen. Es entsteht deshalb der unberechtigte Eindruck, in Köln habe man trotz der vielen Druckereien nichts geleistet. Erst eingehende Untersuchungen zur Verlags- und Buchhandelsgeschichte Kölns werden diese Frage klären und die richtigen Ergebnisse liefern. Dies gilt besonders für die Zeit von 1660-1800.

Aus den Messekatalogen, die seit Herbst 1564 in Frankfurt und seit 1595 auch in Leipzig regelmäßig halbjährlich herausgebracht worden sind, entnehmen wir, – allerdings unter Hinweis auf oben angeführte Einwände – daß 1570 43 Werke, 1600: 103, 1620: 175 und 1645 124 Titel in Köln verlegt worden sind[208]. Zwischen 1610 und 1619 sind insgesamt 1375 Bücher in Köln neu gedruckt worden, in Leipzig im gleichen Zeitraum 2296, in Frankfurt 1799 Werke. Etwa 20% der gedruckten Literatur ist deutschsprachig. Für den Zeitraum bis 1660, da Leipzig Frankfurt als ersten Messehandelsplatz noch nicht verdrängt hat, mögen die Angaben aus den Messekatalogen nahezu die Gesamtproduktion Kölns widerspiegeln. Köln ist bis um die Jahrhundertwende unbestritten die Metropole der Buchproduktion Deutschlands, auch zahlenmäßig nach Offizinen. Im Jahre 1595 liegt Frankfurt an der Spitze, bis 1610 Leipzig die Führung übernimmt, gewertet nach der Zahl der jährlich veröffentlichten Verlagswerke. Ende des Dreißigjährigen Krieges, 1645, kann Köln nochmals mit 125 (gegenüber 87 in Frankfurt und 75 in Leipzig) Titeln führen, verliert aber nach 1660 auf dem internationalen Büchermarkt erheblich an Bedeutung[209]. Über die angegebenen Zahlen hinaus werden noch viele Druckwerke »außerhalb des Buchhandels« in Köln hergestellt und vertrieben worden sein. Die große Zahl der Offizinen hat nämlich durch Zeitungs- und Akzidenzdruck genügend, zeitweise viel Arbeit gehabt.

Zur Auflagenhöhe folgen einige Angaben.
Quentel besorgte 1616-18 den Druck der »Vita Sanctorum« des Surius in 1000 Exemplaren[210]. Die »Sermones Divi Vincentii« wurden 1620 ebenfalls in 1000 Exemplaren von Quentel aufgelegt[211]. Der Satz und Druck war billig, das Papier aber seit 1580/90 enorm teuer geworden[212]. Die Normalauflage betrug eintausend Stück, höchstens aber fünfzehnhundert Exemplare[213].

War Köln bereits in der Inkunabelzeit als eine der bedeutendsten deutschen Druckstädte hervorgetreten, so erlebte diese Stadt nach 1525 eine zweite Blüte, die bis zur Mitte des folgenden Jahrhunderts reichte und von der Tüchtigkeit dieser Druckmetropole Deutschlands Zeugnis gab.

Der Buchhandel als eigenständiges Gewerbe

Der Buchhandel bleibt bedingt mit dem Buchdruckgewerbe verbunden. Der Druckerverleger ist im allgemeinen auch Buchhändler, sehr oft nicht nur der eigenen Verlagsproduktion, sondern auch fremder Verlagserzeugnisse. Der kaufmännische Ver-

[202] Krahl, Verband, Bd. I, S. 106-107.

[203] Die Angaben Krahls sind wohl von Werther (Buchdrucker-Kunst) übernommen. Nach Benzing hatte Wittenberg im Jahre 1540 nur sechs Druckereien. – In Köln arbeiten folgende Offizinen: Aich, Birckmann, Fuchs, Gennep, Gymnich, Hirtzhorn, Kempen, Neuß, Quentel, Remunde.

[204] Nach Benzing, Lexikon, S. 86-91.

[205] Angaben nach Krahl (Verband), der für Köln 1640 nur fünf Offizinen nennt. Seine Angaben dürften also nur mit Vorbehalt zitiert werden. Nach eigener Feststellung sind diese achtzehn Offizinen folgende: Bingen, Brachel, Clemens, Cholinus, Egmondt, Erffens, Friessen, Grevenbroich, Gymnich, Hilden, Kalckhoven, Kempen, Kinckius, Krafft, Metternich, Münich, Mylius, Woringen.

[206] So Juchhoff, Buchdruck, S. 16 (in: Wienand, Schwarze Kunst).

[207] Benzing, Lexikon, S. 85-97.

[208] Schwetschke, Codex nundinarius. – Für dieselbe Zeit in Frankfurt: 39, —, 187, 87 Titel; in Leipzig: 24, 85, 189 und 75 Titel.

[209] Kapp/Goldfriedrich, Buchhandel, Bd. II, S. 381-82.

[210] Rechnungsbuch des Krebs, im Domarchiv: K II 7, fol. 3b ff.

[211] Rechnungsbuch des Krebs, f. 16a.

[212] Im Jahre 1580 kostete 1 Ballen Papier 6 Taler köln., im Jahre 1608: 1 Ballen = 11 RTa (= ca. 13-15 Taler köln.).

[213] Kirchhoff, Leipziger Buchdruckereien, S. 11.

trieb wird zwar von der Produktion getrennt, bleibt aber in einer Firma vereinigt. Oft teilen sich zwei Brüder oder mehrere Gesellschafter eines Unternehmens in die verschiedenartigen Aufgaben von Produktion und Vertrieb. Die Verlage Birckmann und Quentel geben Einblick in dieses Geschäftsgebaren.

Der neue Beruf des Buchführers, hier im Sinne des Buch-Händlers – bibliopola – gemeint, tritt in den Akten auf. Um 1500 werden bereits gewerbesteuerrechtliche Unterschiede zwischen ihm und dem Buchdrucker gemacht[214]. Der eigenständige Buchhandel tritt von nun an als selbständiges (teilweise auch als unselbständiges) Gewerbe auf. Der Absatz der Bücher, der durch direkten Verkehr mit den Kunden in dem ersten Zeitabschnitt ermöglicht worden ist, wird nunmehr durch den Messeverkehr, den indirekten Absatz der Ware an Weiterverkäufer, ersetzt. Die Hauptmesseplätze, Frankfurt, Augsburg, Leipzig, Wien, Antwerpen, etc., werden Brennpunkte des Verkehrs der Vertreter des Buchgewerbes unter sich[215]. Die Zahl der Buchführer nimmt zu. Feste Ladengeschäfte werden betrieben. Diesen stehen aber nicht nur Sortimentsbuchhändler, sondern auch kleine Lohndrucker vor. Die großen Verleger und Druckerverleger errichten Filialen in anderen Städten mit dem Zweck, den Absatz der Ware durch Senkung der Frachtkosten, schnellere Belieferung der Kunden und Senkung des Verlustrisikos zu steigern. Diese »Gewölbe« in Frankfurt, Antwerpen, Leipzig, Straßburg und in anderen Städten sind die Lagerhallen für den Messeverkehr oder den Weiterverkauf oder kleine Ladengeschäfte. Aber darüber hinaus werden an diesen Orten oft auch Druckereifilialen errichtet, um die Produktion an verschiedene Plätze zu verteilen, um durch ein höheres Produktionsvolumen die Konjunktur besser nutzen zu können. Man vergleiche die Beispiele im Druckerverzeichnis. Die Kölner Verleger lassen besonders gern in Antwerpen, Mainz und Frankfurt drucken oder gründen dort eigene Offizine aus vorgenannten Gründen.

Buchvertrieb

Die Frankfurter Buchmesse, zweimal jährlich stattfindend, war der Hauptabsatzplatz der Buchproduktion, die zur Messe fertig sein mußte, um verkauft werden zu können. Einige Akten bringen uns den direkten Nachweis des Messebesuches Kölner Buchhändler. Allgemein wird es wohl so gewesen sein, daß jeder größere Verleger und Buchhändler regelmäßig nach Frankfurt fuhr. Die Leipziger Messe hatte für die Kölner Verleger nie die Bedeutung wie die Frankfurter. Der Inhalt der Bücher war wohl der Grund dieses Verhaltens.

Die Geschäftsformen können nach vier Kategorien, gemäß Köhler, bestimmt werden: 1. Bargeschäfte; 2. Rechnungsgeschäfte; 3. Kommissionsgeschäfte bzw. -vertrieb; 4. Tauschverkehr[216]. Wir haben bereits erfahren, daß Rabatt bei größeren Käufen (Bar- oder Rechnungszahlung) gewährt wurde. Zwischen 15% und 25% lag wohl die Taxe, deren Höhe sich nach der Menge der umgesetzten Ware richtete. Das Tauschgeschäft hatte sich sehr verbreitet: es wurde im 17. Jahrhundert zur Norm. Wohl der größte Teil der Ware wurde auf diese Weise abgesetzt. Dieser Tausch der Eigenproduktion gegen die fremde, wobei die Zahl der Ballen, 5000 bedruckte Bogen, als Maß angewendet wurde, förderte das Streben nach großem Umsatz. Je größer der Bedarf an fremder Ware beim Verleger vorhanden war, der zugleich Buchhändler sein mußte, desto eher konnte die eigene Ware abgesetzt werden. Das Verlagsrisiko wurde dabei von dem einen Verleger auf den anderen übertragen. Außerdem bot es den Vorteil, die Währungsunterschiede ohne umständliche Rechenvorgänge zu überbrücken.

Die Bücherpreise wurden auf Grund der Herstellungskosten errechnet[217]. Noch bis ins 18. Jahrhundert wurde die Ware, d. h. ungebundene Bücher, bogen- bzw. ballenweise notiert getauscht oder verkauft, wobei Preisunterschiede per Ballen durch verschieden hohe Druckkosten (durch Holzschnitte, fremdsprachlichen Text, etc.) verursacht wurden[218].

Neben dem Messeverkauf suchten die Druckerverleger auch den direkten Verkehr mit den Buchhändlern. Die Firma *Quentel* zum Beispiel lieferte nach Antwerpen, Paris, Lyon, Augsburg und andere Städte. Johann *Krebs* und die Firma *Mylius* hatten im 17. Jahrhundert direkten Verkehr mit etlichen Handelsstädten ganz Europas[219]. Sicherlich waren diesen Verbindungen Messegeschäfte vorausgegangen, denn dort trafen sich alle diejenigen, die zur Branche gehörten. Diese Direktsendungen zu Land und zu Wasser, wie sie von *Cholinus* ebenfalls geschildert werden, hatten den Vorteil des schnelleren Vertriebs für sich. Der Transport der Bücher, der beim Druckerverleger meist die Gesamtproduktion eines halben Jahres umfaßte, zur Messestadt, die ja eine Warenmesse beherbergte, war sehr schwierig und kostspielig. Der Landweg verursachte meist die zehnfachen Kosten des Wasserweges, letzteren zogen deshalb die Kölner Handelsleute für ihren Warentransport vor.

Die Unsicherheit dieses Weges wird sehr drastisch demonstriert im Buche Weinsberg, wo erzählt wird, daß vor dem 18. 3. 1589 ein Schiff, das zur Messe nach Frankfurt fahren wollte, auf der Fahrt bei Wesseling beraubt worden sei. Die Bücherkisten waren über Bord geworfen, die Kleidung den Reisenden geraubt worden, usw. Die »boichverkäuffer« waren erheblich geschädigt worden. Sie »hatten einsteils mehe verloren, dan sie bekant waren«[220]. Da wir über die hohen Kosten des Buchverlages Kenntnis besitzen, verstehen wir den Verlust zu ermessen, den die Kölner Unternehmer erlitten hatten. Daß sie an Werten mehr verloren hatten als mancher Bürger sich vorstellen konnte, ist leicht erklärlich. Wenn Weinsberg von Bücherkisten spricht, so ist diese Verpackungsart bis ins 18. Jahrhundert die weniger

[214] So z. B. in Basel. – Kapp, Buchhandel, Bd. I, S. 273.

[215] Pönsch, Buchdruckgewerbe, S. 36.

[216] Köhler, Entwicklungsgeschichte, S. 48.

[217] Wie Bücherpreise entstanden, zeigen die Ausführungen im Abschnitt »Produktion und Betriebsführung« auf S. 674 ff.

[218] Über den Messeverkehr des Verlages J. Th. Schönwetter mit Kölner Verlegern, die als Buchhändler als Kunden auftreten, siehe H. Starp, Das Frankfurter Verlagshaus Schönwetter 1598-1726, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 1, 1956/57, S. 38-113. In dem hier zitierten Rechnungsbuch werden 1604/05 die Kölner C. Cholinus, J. Gymnich, A. Hierat, H. Hupert, A. Mylius, J. Mylius, A. Quentel, M. Schmitz und B. Wolter als Schuldner aufgeführt (= S. 84-96).

[219] Siehe auch S. 652 (Mylius) und S. 653 (Quentel).

[220] Buch Weinsberg, Bd. IV, S. 61. – Das Schiff kam am 18. März 1589 nach Köln zurück.

gebräuchliche im Buchhandel gewesen. Es wurden nämlich fast nur Fässer benutzt. Auch die Verpackung in Ballen wurde gepflegt. Die Fässer waren für den Transport besser geeignet[221]. Cholinus packte z. B. 177 Bücher in ein Faß, als er sie 1578 nach Danzig versandte.

Steuerliche Belastungen

Zu den Frachtkosten gesellte sich die Akzise, die einzige Besteuerung des Buchdruckgewerbes in Köln, das an anderen Orten noch durch regelrechte Gewerbesteuer belastet wurde[222]. Die Akzise wurde als Warensteuer u. a. für die Einfuhr von Papier und Büchern erhoben. Hier interessiert nur das Druckpapier, das noch um 1500 mit 1% des Kaufwertes beim Import nach Köln beim Käufer versteuert wurde. Wie lange diese Regelung bestanden hat und ob die Akzise im 16. Jahrhundert erhöht worden ist, konnte aus den Akten nicht geklärt werden. Die Firma *Quentel* zahlte um 1580 2 Albus Akzise pro Ballen Druckpapier und 1 Albus pro Buchballen[223]. Im Jahre 1642 (März 29) wurden vom Rat der Stadt neue Tarife festgesetzt[224]. Von nun ab sollten ½ fl für Ballen und Fässer, die bis 20 Ries Papier enthalten, und für solche, die 20-40 Ries enthalten, 1 fl Steuer (Akzise) erhoben werden. Beim Ballenpreis von 35-40 fl für Papier um 1640 bedeutete dies eine Akzise von 1,25%. Schon am 6. Januar 1642 hatte sich Hermann *Mylius* namens der Kölner Drucker und Buchhändler gegen die geplante Erhöhung gewandt. Er spricht von der Akzise für Buchballen, sicherlich war das Druckpapier aber derselben Regelung unterworfen.

Eine weitere Geldforderung stellte die Stadt an alle, die selbständig arbeiten wollten. So mußten die, die Meister eines Handwerkes geworden waren, das »kleine Bürgerrecht« erwerben, um ihren Beruf ausüben zu können. Das »große Bürgerrecht« verlangte die Stadt von den Handwerkern und, vor allem, von den Kaufleuten, die Handel treiben wollten. Es war also eine Handelskonzession, die mit erheblichen Gebühren verbunden war. Beide Bürgerrechte waren gleich, nur in den Gebühren bestand der Unterschied: das »kleine Bürgerrecht« kostete weit weniger als das »große«[225]. Die Buchdruckerherren hatten also auch eine einmalige Gebühr zur Konzession ihres Gewerbes zu bezahlen. Nach der Bürgerschaftsordnung von 1681 zu urteilen, brauchten sie vor dieser Zeit wohl nur das »kleine Bürgerrecht« zu erwerben[226].

Zensur

Eine große Belastung stellten die Zensurverordnungen für das Buchgewerbe dar. Die wirtschaftliche Schädigung, Visitation der Druckereien und Konfiskation der vorhandenen Druckwerke, und die persönliche Freiheitsberaubung des ertappten und bestraften Buchdruckers, Verlegers oder Buchhändlers konnten aber nicht verhindern, daß häretische Bücher auch in der Metropole der Gegenreformation gedruckt, seltener auch gehandelt wurden. Es war schließlich eine Lebensfrage vieler Buchdrucker, die gefahrvolle Arbeit angesichts der Gesetze zu wagen. »In einer Zeit, wo die Reformation anderenorts der Buchproduktion ungeheuren Auftrieb gab (Wittenberg, Leipzig, Basel; Auflagen von mehreren Tausend Exemplaren; Druck von Tausenden reformatorischer Schriften, die in großer Menge sofort absatzfähig waren!) ... verlangte der Kölner Rat von seinen Buchdruckern und -händlern, auf diesen wirtschaftlichen Vorteil zu verzichten,... in einer Stadt des freien Handels, wie Köln sie in besonderem Maße darstellte«, schreibt Haentjes[227]. Die Verstöße gegen die Druckordnungen liegen also weniger auf einer nachlässigen Haltung des Kölner Rates als in den aufgeführten äußeren Umständen begründet. Das Buchdruckgewerbe als wesentlicher Faktor der Kölner Wirtschaft sollte nicht zerstört werden. Deshalb auch findet sich öfters eine recht nachsichtige Behandlung des Gesetzesübertreters: er wurde mit einer Verwarnung entlassen. Und wieviele verbotene Drucke gelangten gar nicht zur Kenntnis des Magistrats, der oft durch falsches Impressum getäuscht wurde.

Gegen neue Zensurbestimmungen traten die Buchdrucker fast immer gemeinsam auf. Im Jahre 1602 wandten sie sich an den Rat, um gegen die Ablieferung eines Pflichtexemplars an die Stadt zu protestieren, wozu sie durch die Morgensprache aus dem Jahre 1600 gezwungen worden waren[228]. Die Buchdrucker und Verleger sahen darin eine willkürliche Benachteiligung des privilegierten Buchgewerbes gegenüber den anderen Bürgern und Kaufleuten in Köln. Ihre recht modern klingenden Formulierungen haben den Rat nicht zur Widerrufung veranlassen können, sie zeugen aber von der wirtschaftlichen Gesinnung dieser Leute, die sich gegen einseitige Bevormundung mit Recht wehrten[229].

Wirtschaftliche Lage des Buchdruckgewerbes

Die wirtschaftliche Lage der Buchdrucker und Verleger im Köln des 16. und 17. Jahrhunderts – in dem gestellten Zeitabschnitt 1525 bis 1660 – entsprach der der großen Kaufleute. Die Zeit der Blüte des Buchgewerbes hatte viele Menschen, besonders reiche Kaufleute, in ihren Bann gezogen. Zwar waren die Investitionskosten für diese Branche sehr hoch, versprachen aber bei guter Wirtschaftsführung ebenso hohe Gewinne. Der ungeheure Bedarf an Büchern im 16. Jahrhundert brachte auch vielen Kölner Verlegern große Umsätze. Die Inhaber dieser Verlagsunternehmungen, geschäftstüchtige und weitplanende Kaufleute, konnten das erworbene und gesparte Geld in Häusern und Grundstücken anlegen. Ein Blick auf die Reihe der Offizinen bietet genug Beispiele, in welcher kurzen Zeit nach Beginn seiner wirtschaftlichen Tätigkeit der Druckerherr zum Erwerb von Immobilien schreiten konnte. Testamente und Inventare zeigen, welche gewaltigen Summen von Kapital in Bücherlagern und Haus- und Grundbesitz angelegt wurden. Zeitgenossen schildern die Pracht und die Fülle, die bei den Buch-

[221] Die Fortbewegung ist einfacher und die Zerstörungsgefahr geringer.

[222] Kapp, Buchhandel, Bd. I, S. 273.

[223] Zaretzky, Rechnungsbuch, S. 79. – 1580: Das würde nur 0,25-0,3°/₀ bedeuten. Die Angaben scheinen falsch zitiert worden zu sein.

[224] Ratsprotokolle, Bd. 89, f. 18 ff.

[225] Vgl. Lenzen, Lehrlinge, S. 21.

[226] Siehe auch S. 689.

[227] Haentjes, Kölner Buchdruck, S. 31.

[228] Akten Z 280 und Ratsprotokolle, Bd. 51, f. 291 b.

[229] Über die Zensurverhältnisse vgl. die in Anm. 128 zitierte Literatur. Auf die Strafe des Turmganges wird auf S. 700 näher eingegangen.

druckerherren geherrscht haben. Thomas Platter schrieb im Jahr 1539 in Basel u. a.: »Ruprecht Winter ... der hatt ein frowen die wolt ouch gären ein truckerherren frow gsin, gsag wie die truckerherren wiber so ein pracht triben«[230]. Doch war die »tiefe Abneigung der katholischen... Ethik gegen jede kapitalistische Regung« in dem wirtschaftenden Menschen noch so tief verwurzelt, daß sie einen großen Teil ihres Vermögens – Arnold Quentel z. B. verfügte ein Viertel – im Testament der Kirche für die »Wiedergutmachung bewußter oder unbewußter Verstöße der religiösen Vorschriften«[231] vermachten.

Manche Drucker andererseits haben sich durch schlechtes Wirtschaften selbst zugrunde gerichtet oder haben ihre wirtschaftliche Selbständigkeit verloren. So sind einige Lohndruckerschicksale zu erklären. Andere kleinere Lohndrucker haben den wirtschaftlichen Aufschwung, der konjunkturell bedingt war, nicht in dem gleichen Maße mitgemacht. Doch beweist die große Zahl der Offizinen, daß genügend Arbeit vorhanden gewesen und ausreichend verdient worden ist, so daß eine Neugründung stets lohnend war, obwohl im 17. Jahrhundert eine Druckerei nur noch durch Heirat oder bei Todesfall käuflich erworben werden konnte. Eine gewisse Monopolstellung hatten sich die Buchdrucker wohl in allen Städten erobert.

Außerdem hatten es meist alle größeren Druckerverleger, aber auch kleinere Druckherren verstanden, die wirtschaftliche Macht, die sie erlangt hatten, unmittelbar in politische und gesellschaftliche Erfolge umzusetzen! Sie hatten das Vertrauen der Mitbürger erworben. Unsere Druckerverleger, jetzt reiche Kölner Bürger, finden wir alle wieder als Ratsherren für kürzere oder längere Zeit. Bilder von ihnen vermitteln einen unmittelbaren Eindruck ihrer Persönlichkeit und Würde[232]. Ihre Kleidung und ihr Schmuck verraten Reichtum, den sie besessen haben. Viele von den gewählten Buchdruckern bekleideten Ehrenämter in der Stadtverwaltung. Besonders das Amt des Stimmmeisters wurde von ihnen gern übernommen. So konnten sie, vom Magistrat beauftragt, die Produktion der Bücher (und damit auch ihre eigene!) gemäß den Zensurbestimmungen überwachen. Im 17. Jahrhundert finden wir die Namen *Mylius*, *Kinckius*, *Metternich* und *Dehmen* mit dem Amt des Stimmeisters verbunden. Sie werden ihre Berufskollegen eher geschützt als verfolgt haben, da sie ja mit den Verhältnissen am besten vertraut waren und Gefahr liefen, selbst die Zensurordnung zu übertreten.

Die geschäftliche Tätigkeit der Buchdrucker förderte den Handel dieser Reichs- und Hansestadt. Nicht zuletzt trugen die Druckerzeugnisse selbst dazu bei, den Ruhm der Stadt in alle Welt zu tragen.

Zur Frage nach der Entstehung des Vermögens der Druckerverleger

Das vorliegende und hier zum Teil ausführlich erörterte Material erlaubt es, zur Frage nach der Entstehung des Kapitals Stellung zu nehmen. Die wirtschaftlichen Erfolge der Druckerverleger sowie die Anhäufung von Vermögen sind unverkennbar. Besonders bei Offizinen, die über Generationen hinweg verfolgt werden können, ist diese Entwicklung offenbar und erlaubt Rückschlüsse auf die Entstehung.

Der vorliegende Zeitabschnitt, hauptsächlich das 16. Jahrhundert, ist wirtschaftsgeschichtlich vom Geist des Frühkapitalismus geprägt. Fortgeschrittene kaufmännische und gewerbliche Tätigkeit – erfüllt vom »kapitalistischen Geist« (Sombart)[233] – eines großen Teils der Stadtbewohner schafft Gewinn und läßt durch Kapitalakkumulation Vermögen entstehen. Denn aufgrund der Forschungen J. Strieders[234] ist es heute ziemlich gewiß, daß »als Quelle dieser Vermögen (und Vermögensbildung) nur mehr der Handel, ... den wir in Verbindung mit dem aufblühenden Gewerbe (insonderheit dem Webereigewerbe) und durch dasselbe sich entwickeln sehen, – also der Handelsprofit – in Frage kommt«[235].

Abgesehen von den Lohndruckereien, die im 16. Jahrhundert zahlenmäßig noch keine bestimmte Rolle spielen, ist das Buchdruckgewerbe fest mit dem Buchhandel verbunden. Handel und Gewerbe dieses Wirtschaftszweiges ist durch die Vereinigung von Produktion und Vertrieb in einer Hand zusammengefaßt. Da damit die Voraussetzungen zur Kapitalbildung auch im Buchdruckgewerbe vorhanden sind, soll im folgenden versucht werden, nicht nur für die Gültigkeit der Striederschen Folgerungen[236] einen neuen Nachweis zu erbringen, sondern auch die Sombartsche Theorie – in der Akkumulation von städtischen Grundrenten liege die Erfüllung der Voraussetzung zur Schaffung kapitalistischer Unternehmungen – durch historische Quellenforschung als nicht mehr haltbar zu erweisen. Leider fehlen für Köln Steuerlisten aus verschiedenen Jahren, die eine allgemeine Entwicklung der Kapitalbildung aufzeigen würden. Dennoch gibt es einige Quellen, die uns Einblick in die Vermögensbildung gestatten.

Ein Blick auf die Herkunft der Gründer der Verlagsanstalten in Köln ergibt folgendes Bild[237]. Von den sechzehn größeren Unternehmungen waren nachweislich oder wahrscheinlich nur sechs der Gründer Kölner von Geburt[238]. Gerade die bedeutendsten und reichsten Offizinen wurden von Zugewanderten

[230] Faulmann, Buchdruckerkunst, S. 325. – Im Jahre 1539 kaufte er mit R. Winter eine Druckerei.

[231] F. Steinbach, Berufsstand, S. 61f., und derselbe, Wirtschaftender Mensch, S. 38f.

[232] Vgl. die Abbildungen von Gemälden der Ratsherren J. Birckmann, G. Calenius, A. Mylius und A. Quentel nach S. 648f.

[233] W. Sombart, Kapitalismus, Bd. I, 1, S. 207ff. u. 378ff.: Diese zweite »subjektive Voraussetzung einer kapitalistischen Unternehmung« dürfte unbestritten bleiben.

[234] J. Strieder hat schon 1904 am Beispiel Augsburgs (Genesis, 1. Aufl. 1904, 2. Aufl. 1935) an Hand von Quellen, besonders Steuerlisten, nachgewiesen, daß die Theorie W. Sombarts der Kapitalentstehung historisch nicht gerechtfertigt ist. Strieder widerlegte dies durch Aufzeigen der Entstehung und Entwicklung der Einkommen und der Vermögensbildung einer Reihe von Kaufmannsfamilien an Hand von Steuerlisten aus der Zeit von 1396 bis 1540.

[235] Strieder, Genesis, S. 289ff.

[236] Strieders Folgerungen sollten zunächst für Augsburg gelten, sie wurden später auf die Gesamtentwicklung des modernen Kapitalismus übertragen. – Strieder, Genesis, S. 220.

[237] Es ist für W. Sombart gewiß, daß vornehmlich alte, eingesessene adlige Patrizierfamilien sich dem (Groß-)Handel zugewandt haben, um aus ihren akkumulierten Grundrenten Profit zu schöpfen. Der neue Kaufleutestand ginge also aus städtischen Grundeigentümern hervor. – Kapitalismus, I, 1, S. 615 ff.

[238] Vgl. das Verzeichnis der Kölner Drucker (16. Jahrhundert).

errichtet, die ein Anfangskapital aus akkumulierten Grundrenten nicht besaßen. Innerhalb kürzester Zeit, oft schon nach zwei Generationen, war das Unternehmen aber bereits so vermögend, daß weder Schenkung noch andere Zuwendungen, sondern nur der Handelsprofit die Entstehung und Anhäufung von Kapital hervorgebracht haben kann. Die Firma *Quentel* z.B. – Heinrich Quentel stammte aus Straßburg – wurde 1478 gegründet, natürlich mit einem kleinen Anfangskapital, dessen Herkunft nur geahnt werden kann: Erbteil, Kredit, Verkauf von Grundeigentum, etc. 1589 betrug das Gesamtgeschäftsvermögen 11000 Taler, 1620 ca. 30000 Taler. Die Buchhandlung und der Verlag *Birckmann* (aus Hinsbeck/Venlo) wurde 1513 errichtet. 1570 befanden sich neben den umfangreichen Verlagsrechten und dem riesigen Bücherlager auch zwei Häuser im Besitz der Familie. Der Firma *Gymnich* (aus Essen), 1516 gegründet, gehörten 1590 zwei Häuser von ca. 3000 Taler Wert neben dem Geschäftsvermögen. Und daß diese Druckerverleger den Gewinn nicht nur in Grundeigentum anlegten, der uns in den Vermögensveranlagungen noch einigermaßen sichtbar wird, sondern sich auch in Geldspekulationen einließen, zeigt z.B. das Rechnungsbuch des J. Krebs (1616-1640), in dem der Nachweis erbracht wird, daß Arnold Quentel ca. 25000 Taler als Kredite seinen Mitbürgern zur Verfügung stellte. Und warum sollen wir annehmen, daß seine Geschäftsgebarung eine Ausnahme darstellte?

In der vorliegenden Arbeit werden einige Angaben über die Kalkulation und die Betriebsführung verschiedener Buchdrukkereien erörtert, die nachweisen, daß aus dem Reingewinn der Unternehmen des Buchdruckgewerbes, also aus dem Handelsprofit, die Kapitalakkumulation erfolgt sein muß[239]. Aus den Briefen des M. Cholinus geht hervor, daß mit ca. 70% Gewinn gerechnet wurde. Der Verleger A. Tyrolth erwartete ca. 75% Bruttogewinn. Diese Spekulationen gehören in die Zeit 1540 bis 1580. Aber auch noch 1620 kalkulierte die Firma Quentel mit über 50% (bis 75%!) Bruttogewinn. Der Reingewinn muß zwischen 30 und 50% gelegen haben, was auch aus anderen Rechnungen hervorgeht, z.B. aus dem Vertrag Grevenbroich-Broelman. Dieser enorm hohe Profit, der nachweislich erwartet und eingestrichen worden ist, ermöglichte eine schnelle Vermögensbildung. Demgegenüber darf aber das hohe Risiko des Buchverlages hier nicht unerwähnt bleiben. Es bestimmte maßgeblich die Höhe des Buchpreises. Ob der hohe Profit moralisch-ethisch vertretbar gewesen ist, kann hier nicht untersucht werden. Er ist es aber gewesen, der die Druckverleger Kölns im 16. und 17. Jahrhundert zu Reichtum und Ansehen gebracht hat.

1660–1800

Einleitung

Der letzte Abschnitt, der die Entwicklung von 1660 bis um 1800 aufzeigen soll, bietet reichlicher Material für die Erforschung der Kölner Verhältnisse.

In der Wirtschaftsgeschichte wird diese Zeit – das 17. und 18. Jahrhundert – gemeinhin als Merkantilzeitalter bezeichnet. Die Landesherren bestimmten nunmehr die Wirtschaftspolitik, doch blieb die mittelalterliche Stadtwirtschaft im wesentlichen bestehen. Von Below nennt diese Zeit »die Periode der Stadtwirtschaft unter landesherrlicher Leitung, im Gegensatz zum Mittelalter als der Periode der Stadtwirtschaft unter städtischer Leitung«[240]. Der innere Zusammenhang der Wirtschaftspolitik wurde zu einem bewußten System erhoben, das sich unmittelbar in einer Wirtschaftsgesetzgebung auswirkte, die dem »einen Ziel zu dienen hatte, nämlich der Verstärkung des Staates und dem Wachstum seiner Macht«[241]. Durch die Handelspolitik, weit mehr aber durch die Gewerbepolitik versuchte man die »Territorialwirtschaft« zu begründen und zu festigen. Das einfache Prinzip der Steigerung der eigenen Ausfuhr und der Beschränkung der fremden Einfuhr wurde als das beste Mittel zur Erhaltung einer gesunden Geldwirtschaft angesehen, die zur Festigung des Fürstentums beitragen sollte. Die Vorstellung nämlich von der Erwerbung großen Reichtums mittels dieser merkantilistischen Wirtschaftslehre bestimmte die Zeit. Der Staat förderte deshalb die einheimische Wirtschaft, das Handwerk wurde unterstützt. Das Verlagswesen blühte auf, da der Verleger durch seine überörtliche Gewerbetätigkeit und seine überregionalen Handelsbeziehungen in diesem Wirtschaftssystem nicht nur freie Betätigung fand, sondern auch sein Tun der Gesamtwirtschaftspolitik diente, nämlich der Errichtung einer eigenen gewerblichen Produktion, später der Schaffung der Manufakturindustrie als höherer Stufe des Verlagswesens, um von der Notwendigkeit, fremde Waren einzuführen, befreit zu werden und um einen eigenen Export zu ermöglichen. Die Territorialfürsten hatten mittels der aufgekommenen Wirtschaftslehre des Merkantilismus, abgesehen von den Freien Reichsstädten, die Selbständigkeit der Städte brechen und diese unter ihre Macht stellen können.

Obgleich Köln ein selbständiger Staat war, verbot sich die Übernahme der merkantilistischen Wirtschaftslehren, besonders aber die Schaffung einer Großproduktion, schon aus dem Grunde, da es kein größeres eigenes Wirtschaftsterritorium, plattes Land, besaß: die Rohstoffe fehlten. Infolge der politischen Verhältnisse war eine Einfuhr nur aus Übersee möglich. Einer Ausfuhr ins Ausland standen aber aus bekannten Gründen Schwierigkeiten entgegen[242]. Köln blieb es, wie anderen Reichsstädten, also verwehrt, sich der neuen Wirtschaftsordnung anzupassen. Hier herrschte die mittelalterliche Stadtwirtschaft abgeschlossen vom »deutschen« Wirtschaftsraum fort und richtete schließlich, weil nicht der Zeit entsprechend, den Handel und das Gewerbe, und damit die Stadt selbst, zugrunde[243].

Durch den Verlust der Absatzmärkte, besonders des Niederrheins und der Niederlande, war das Kölner Gewerbe gezwungen worden, sich auf die Stadt zu beschränken, i. e. nur noch für

[239] Sombart glaubt weiterhin, daß durch die Kleinheit (!) der Umsätze keine erheblichen Gewinne aus den gewerblich-kaufmännischen Unternehmungen zu erhoffen gewesen seien, die eine Entstehung der großen Vermögen, die Kapitalakkumulation rechtfertigen. – Sombart, Kapitalismus, I, 1, S. 608 ff.

[240] G. v. Below, Stadtwirtschaft, S. 627.

[241] Haussherr, Wirtschaftsgeschichte, S. 217; vgl. auch S. 215-235. Siehe auch Gustav Schmoller, Das Merkantilsystem in seiner historischen Bedeutung, in: (Schmollers) Jahrb. f. Gesetzgeb., 1884.

[242] Kuske, Verkehrsarbeiter, S. 76.

[243] Kuske, Gewerbe, S. 246.

den lokalen Markt zu produzieren. Das wiederum bewirkte, daß die Zünfte die Bestrebungen, den Mitgliedern das Monopol ihres Gewerbezweiges zu sichern, seit dem Ende des Mittelalters verschärften[244]. Die Folge davon war eine Beschränkung der Meisterzahl. Viele Gesellen mußten daher zeitlebens in ihrem Stand verbleiben. Außerdem sorgten hohe Introitus- und Lehrgelder für die Ausschließlichkeit und das Monopol einer Zunft. Ärmeren Kindern und solchen, deren Eltern sogenannte »unehrliche Berufe« ausübten, blieb der Zutritt verwehrt. Sie und viele Gesellen sanken ins Proletariat hinab. Auch Meister verloren ihre Selbständigkeit durch die Abhängigkeit vom Verleger.

Von Jahr zu Jahr verschlechterte sich die Situation in der ehemals so reichen und freien Reichsstadt. B. Kuske glaubt, daß die Notlage im Kölner Handwerk während des von Kriegen durchschütterten und zugleich aber im großen Umfange zu einer stark wettbewerbenden hausindustriellen Produktion übergehenden 18. Jahrhundert am größten gewesen ist[245]. Abschließend können wir über das 17. und 18. Jahrhundert mit R. Kötzschke sagen: Im Geltungsbereich der Stadtwirtschaftsordnung suchte man Heilmittel gegen fühlbar werdende Not im strengeren Abschluß der Zünfte nach außen. Die Streitigkeiten der Zünfte untereinander über ihre Befugnisse zum Gewerbebetrieb und ihre Kämpfe gegen die »Bönhasen«, die frei ihr Gewerbe ausübten, wurden heftiger[246].

Bei der folgenden Betrachtung des Buchdruckgewerbes innerhalb der Wirtschaft Kölns ist immer wieder festzustellen, wie dieses, obgleich unzünftig, doch der allgemeinen gewerblichen Situation eingeordnet bleibt und keine dominierende Ausnahmeerscheinung mehr einzunehmen vermag, wie es in der Zeit des Frühkapitalismus möglich gewesen ist. Als wesentliche Ursachen dafür dürfen der folgenschwere Niedergang des ehemals mit dem Buchdruck verbundenen Buchhandels und Buchverlags und die jetzt dominierende Stellung der Lohn- und Kleindrukkereien innerhalb des Gewerbes anzusehen sein. Andererseits ist ein Rückgang der Buchproduktion auch durch eine Abkehr des Publikums vom Buch bestimmt, was einen Niedergang der Buchdruckerkunst bewirkt. Erst im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts setzt eine verstärkte Lesefreudigkeit wieder ein, die einen Aufschwung des Buchdruckgewerbes zur Folge hat.

Eine neue Blüte der Typographie ruft diese Zeit nicht hervor. Die meistgebräuchlichen Schriften haben ihren Ursprung im 16. und 17. Jahrhundert. Die typographische Gestaltung findet ihren Niederschlag durch gleichförmige Schriften, denen jede Schönheit fehlt. Jede Seite ist bis zum äußersten bedruckt, nur wenig Raum für einen Rand lassend. Absatzteilung oder Kapiteltrennung durch Freilassung eines gewissen Raumes findet sich selten. So hinterlassen die Bücher dieser Zeit den Eindruck des Unübersichtlichen. Besonders bei der Zeitung fällt dies ins Auge, da die einzelnen Beiträge oder Nachrichten nicht durch große Überschriften hervorgehoben werden, sondern der ganze Text fortlaufend, meist zweispaltig, gesetzt wird. Störend im typographischen Sinne wirken die Fremdworte, da sie in Antiqua gesetzt sind, die meist nicht einmal denselben Schriftgrad besitzt, und das Bild, das von der Fraktur geschaffen wird, verwirren. Diese nämlich ist die vorherrschende Schriftart.

Der Abschluß der Epoche ist durch den Beginn der Technisierung und Maschinisierung im Buchdruckgewerbe gegeben. Im Jahre 1800 wird die erste eiserne Presse, erfunden von Lord Stanhope, in London in Betrieb genommen. 1814 verlassen die ersten »Times«-Exemplare die erste Schnellpresse, erfunden von Friedrich König. Nach 1800 beginnt eine neue Ära im Buchdruckgewerbe, deren Fortgang hier nicht untersucht werden kann.

Offizin

Die Offizin vom Jahre 1700 unterscheidet sich von der von 1500 oder 1600 gar nicht. Die hölzerne Presse, die Druck- und Setzgeräte und der Schriftvorrat haben sich nicht verändert. Die Abbildungen 6-9 veranschaulichen recht deutlich das Inventar. Für unsere Zeit sind aber auch Akten vorhanden, die das Inventar namentlich aufführen und zum Teil mit einer Wertangabe versehen.

Die Buchdruckerei Johann Wilhelm *Friessen jun.* enthielt 1704 zwei Pressen und Instrumente für die Presse, für die Formen und den Satz im Werte von 214 RTa. An Schriften waren ca. 110 Ztr. vorhanden im Gesamtwert von 1118 RTa[247]. Die Druckerei *Clemens-Coenen* war im Jahre 1716 ca. 900 RTa wert. Über deren Inventar wissen wir nichts[248]. Die Druckerei J. J. *Rüttgers* – er hatte sie von Gussen übernommen, vorher war sie in den Händen Coenens gewesen – enthielt vier Pressen: eine große und eine kleine hölzerne Presse, zwei Pressen mit kupfernen Deckeln und Fundamenten, acht eiserne Rahmen, vierzig Kasten Schrift (Doppelmittelkursiv bis Petit), ein Alphabet Cicero (Versalien), Verzierungen, Röschen von Text bis Petit, Holzschnitt-Bilder und Vignetten, Cicero- und Garamond-Kalenderzeichen, griechische und hebräische Schriften, einen Kupferkessel (40 Maß Inhalt). Leider fehlen die Wertangaben[249].

Durch die Anordnung Clemens Augusts, eine neue Hofbuchdruckerei in Bonn einzurichten, sind wir über die Preise der Druckereigeräte gut informiert, da Johann A. C. *Müller* ein Verzeichnis vorgelegt hat[250].

1 Presse	40 RTa
3 Eiserne Rahmen	18 RTa (für jede Presse)
1 Setzerkasten	1 RTa
1 Stellage für die Setzerkästen	½ RTa
1 Feuchtbrett	½ RTa
1 Setzbrett	½ RTa
1 Ztr. Schriftgießen	20 RTa

[244] Kuske, Verkehrsarbeiter, S. 83.

[245] Ebenda, S. 86.

[246] Kötzschke, Wirtschaftsgeschichte, S. 193.

[247] Außerdem besaß die Familie Friessen ein Bücherlager im Werte von 21192 RTa, Immobilien, Möbel und Silbergeschirr in Höhe von 17724 RTa, dazu das Weingut Breitbach im Werte von 500 RTa. (Ein großes Wohnhaus mit drei Stockwerken kostete 4-6 Tausend RTa.) – Akten RKG: F 44.

[248] Handel Nr. 225.

[249] Zeitungsanzeige, bei Büllingen, Ann. Colon., Bd. V, f. 9a, beigeheftet.

[250] StA D'df: Kur-Köln VI, Amt Bonn, Stadt Bonn, Nr. 4.

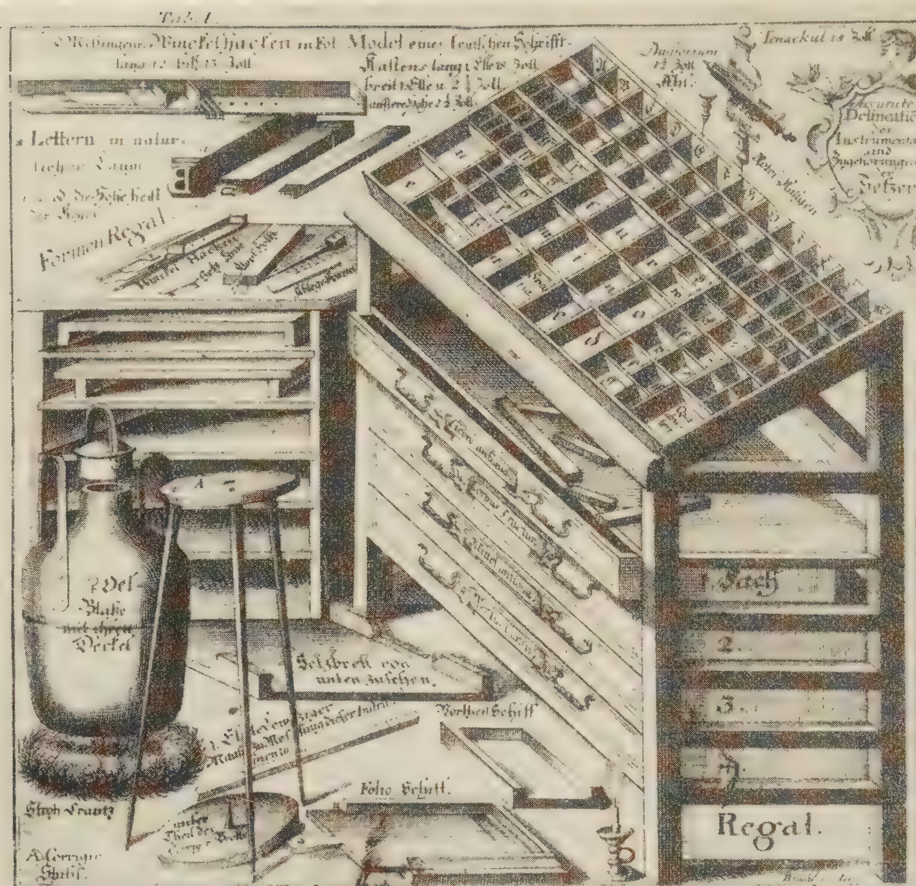


Abb. 7: *Notwendige Geräte und Werkzeuge des Setzers. (Aus: Geßner, Buchdruckerkunst, Bd. 1)*

Eine Druckerei, wie sie im 18. Jahrhundert in Köln tätig war, besaß zwei bis drei Pressen im Durchschnitt. Für jede Presse zwanzig Ztr. Schrift angenommen, ergab sich ein Inventar wie es vorhanden gewesen sein muß:

3	Pressen	120 RTa
9	Eiserne Rahmen	54 RTa
50-60	Setzerkästen	50-60 RTa
	dazu Stellagen	25-30 RTa
50-60	Ztr. Schrift (per Ztr. 10-20 RTa)	700 RTa
30	Feucht- und Setzbretter	15 RTa
6-9	Druckerballen	4 RTa
2	Bürsten	1/4 RTa
1	Kessel (zum »Drucköl« kochen)	3 RTa
	Druckerschwärze für 1/2 Jahr	7 RTa
		ca. 993 RTa

Die Buchdruckerei *Gussen-Rüttger* bestand bei ihrer Auflösung (Versteigerung) am 12. März 1803 aus folgendem Inventar:

2 Moderne Pressen
2 Ältere Pressen (nur aus Holz)
8 Eiserne Rahmen
40 Kasten Schrift (von 15-8 Punkt)
(Antiqua, Antiqua-Cursiv, Fraktur, griechisches und hebräisches Alphabet, Kalenderzeichen, Holzschnitt-Bilder, -Vignetten, -Versalien.

Mangels fehlender Angaben über den Wert muß es bei einer Aufzählung der Gegenstände bleiben. Die Gussensche Druckerei gehörte zu den größeren in Köln.

Eine neueingerichtete Druckerei kostete nach dieser Aufstellung etwa eintausend RTa, wobei der Preis auf das Jahr 1725 bezogen ist. Diese Summe liegt eher zu tief als zu hoch, da die Clemenssche Offizin mit 2 Pressen 1716 schon auf 900 RTa und die Friessensche (mit 2 oder mehreren Pressen) auf 1350 RTa veranschlagt worden ist.

Die Arbeiten, die in der Druckerei verrichtet werden, sind noch dieselben wie früher. Der Setzer und der Drucker nehmen die wichtigste Rolle in der Offizin ein. Zu ihrer Hilfe arbeiten noch einige Lehrlinge. Nur noch selten sind Buchbinder in den Druckereibetrieben tätig. Das Buchbinderamt wacht mit Argusaugen darüber, daß ihre Gesellen nur bei Buchbindermeistern in Stellung sind. Mehrere Druckerverleger beklagen sich deshalb 1787 beim Rat: Dieses Verbot, das vom Buchbinderamt ausgegangen sei, halte die Buchproduktion auf und gefährde den Buchhandel[251]. Die Buchbinder hätten außerdem Privilege für den Druck und Verlag von Büchern erschlichen, die sie ermächtigten, eigene Druckereien zu betreiben, Bücher nachzudrucken und mit Büchern zu handeln. Dies schädige den Buchdruck und sei ganz ungesetzlich. Schon im Jahre 1700 hatten die Buchhändler und Verleger über die Buchbinder Klage geführt, daß sie alles, was ihnen recht sei, verlegten und nachdruckten. Der Stand und das Gewerbe der Buchhändler würde durch diese Unqualifizierten zerstört. Die Buchbinder sollten bei ihrer Arbeit bleiben. Bei Strafandrohungen möge ihnen der Verlag, Druck und Verkauf von Büchern verboten werden[252]. – Das Schriftgießereigewerbe lieferte den Offizinen Lettern, die schon längst nicht mehr von den Druckern selbst hergestellt wurden.

So war die Differenzierung der Arbeit im Buchdruckgewerbe so weit fortgeschritten, daß in der Offizin nur noch zwei Berufe

[251] Akten Z 279 (vom 21.9.1787).

[252] Akten Z 280 (vom 8.12.1700).

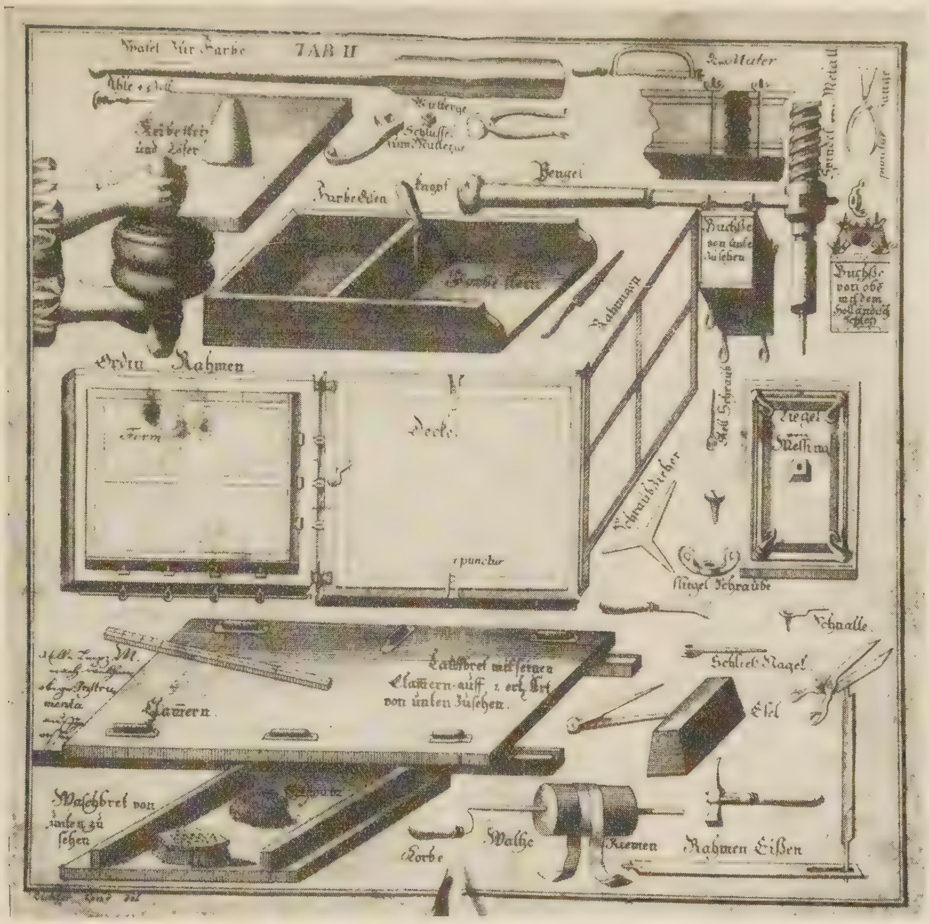


Abb. 8: *Notwendige Geräte und Werkzeuge des Druckers. (Aus: Geßner, Buchdruckerkunst, Bd. 1)*

– Setzer und Drucker – ihre Beschäftigung fanden[253]. Sie mußten aber auch kleinere Nebenarbeiten verrichten. Eine der wichtigsten war das Kochen und Zubereiten der Druckerschwärze (»Drucköl« genannt) aus Leinöl, Firnis und Schwärze. Diese mußte wegen der Feuersgefahr vor der Stadt oder auf freiem Gelände innerhalb der Stadt zubereitet werden. Das war ein Fest für die Kunstgenossen der Druckerei. Später, bereits um 1750 brauchten die Druckergesellen diese Arbeit nicht mehr zu verrichten, denn sie wurde von Handwerkern[254] im Lohnauftrag des Druckerherrn hergestellt. Die Gesellen hatten dann einen freien Tag. Laut Rechnungsbuch wurden von *Weynandt* 1748–50 zweimal jährlich je 1-74-0 RTa für das Zubereiten bezahlt. – Die Drucker und Setzer mußten damals noch ihre Werkzeuge und Arbeitsgeräte selbständig in Stand halten und Reparaturen auf eigene Kosten vornehmen lassen, wenn sie nicht eine bestimmte Höhe überschritten.

Zahl der Druckereien

Mit der Differenzierung der Berufe war auch die Buchproduktion dezentralisiert worden. Die Drukkerei lieferte nicht mehr marktfertige Ware. Aber noch viel wesentlicher war die damit verbundene Trennung der Druckerei vom Verlag, die in Köln um 1700 im großen und ganzen vollzogen wurde, also hundert Jahre später als in anderen größeren Druckstädten. Wohl gab es bis 1800 und noch später Druckerverleger in Köln, ihre Zahl war aber gegenüber den Lohn- und Zeitungsdruckereien erstaunlich zurückgegangen. Nicht nur in Köln, in ganz Deutschland hatte diese Trennung der sich ergänzenden Produktionsvorgänge bewirkt, daß die Zahl der Verleger, die ihre Werke selbst druckten, immer kleiner wurde und daß der Buchdruck zum gewöhnlichen, gleichgültigen Lohndruck herabsank, was einen starken Rückgang der Leistung der Offizinen zur Folge hatte. Die Lohndruckerei wurde die vorherrschende Betriebsform dieses Zeitabschnittes. Versuchten auch einige dieser Druckerherren den Verlag gängiger Schriften auf eigene Kosten, so können sie und ihre Geschäftsgebarung nicht mit dem Verlagswesen des 16. Jahrhunderts verglichen werden. Die Kölner Buchproduktion war nämlich nunmehr allein für den lokalen Markt bestimmt. Eine bedeutende Ausfuhr ins Ausland gab es nicht mehr. So war dem Verleger im Kölner Buchdruckgewerbe die Existenzmöglichkeit entzogen worden.

Die Buchproduktion ging daraufhin in der Zeit von 1660 bis 1715 erheblich zurück. Die Druckereien der Verleger wurden teilweise stillgelegt. Andere Offizinen verdankten ihre Existenz Akzidenzien oder Lohnaufträgen: die Flut der Tagesliteratur, Zeitungen, Gelegenheitsschriften, Geburts- und Todesanzeigen, Gedichte, Erbauungsbücher, etc. Alle fanden so schlecht und recht ihr Brot bei dieser Arbeit, da die Druckaufträge solcher Art ständig eingingen. Die wenigen Verleger, die noch arbeiteten, konnten andererseits natürlich nicht so viele Werke herausbringen wie die acht Verleger, die 1640 in Köln tätig waren. Im Jahre 1685 wurden deshalb nur noch 37 Verlagsartikel und 1710 65 Werke auf den Messen in Frankfurt und Leipzig angeboten[255].

Im Jahre 1680 finden wir in Köln folgende Situation, die sich bis 1710 noch verschlechterte: Neben den vier großen Drucker-

[253] Der »Schweizerdegen« ist in diesem Zeitabschnitt sehr verbreitet. Er verkörperte in einer Person beide Fertigkeiten: drucken und setzen. Von den Gesellen wurden solche Leute nicht gern gesehen. Der Prinzipal aber konnte den Schweizerdegen mit verschiedenen Arbeiten in der Druckerei beschäftigen.

[254] Wohl Seifensiedern, so in Frankfurt/M.

[255] Schwetschke, Codex nundinarius.

verlegern: Metternich, Friessen, Kinckius, Busaeus, arbeiteten sieben Lohn- und Zeitungsdruckereien: Alstorff, Coenen, Frankenberg, Hilden, Kempen, Langenberg und Weyer. Im Jahre 1710 waren es nur noch drei Druckerverleger[256], aber neun Lohndrucker! Der Nachfolger Kempens Pfeiffer sowie Aldenkirchen, Brohl und Goffart sind dazugekommen[257].

Der Niedergang Kölns als Buchstadt fällt aber erst ins 18. Jahrhundert. Zwar nehmen 1741 noch zehn Kölner Buchhandelsfirmen an der Leipziger Messe teil, im Jahre 1750 inserierte aber nur noch ein Kölner Verleger in dem in diesem Jahre letztmalig erscheinenden Frankfurter Meßkatalog. Der Buchhandel, hauptsächlich von den Buchbindern ausgeführt, vermochte sich zu halten, der Buchverlag sank aber zur Bedeutungslosigkeit herab. – Nach den aus den Akten gewonnenen Angaben waren 1740 in Köln mindestens fünf Verleger tätig[258], denen wenigstens neun Lohn- und Zeitungsdruckereien gegenüberstanden[259]. Einer Aktennotiz zufolge waren 1759 neun Offizinen tätig: Gussen, Holzapfel, Herckenrath, Moth, Nageler, Pohl, Chr. Rommerskirchen, Schauberg und Wilms[260]. 1780 hat sich die Situation abermals geändert. Nur noch (mindestens) zwei Verleger, Simonis und Metternich, betrieben die Buchproduktion mit einer eigenen Druckerei. Dagegen werden neun bis elf Lohndruckereien auch in dieser Zeit noch bestanden haben[261].

Zwar gibt die in den Leipziger Meßkatalogen veröffentlichte Zahl von Verlagswerken nicht die Gesamtproduktion wieder – Kölner Verleger setzten Ware außerdem noch in Süddeutschland ab –, doch redet sie eine deutliche Sprache: Die Buchproduktion ist nach 1740 in Köln erheblich zurückgegangen[262]. Auch die großen Verleger bringen jährlich nicht mehr als zwei bis drei Werke heraus, wenn die Angaben bei Büllingen vollständig sind.

Wir schenken dem Druckerverleger in diesem Abschnitt weniger Beachtung, weil er nicht mehr der entscheidende Faktor im Buchdruckgewerbe ist, sondern die Lohndruckerei. Auf die Rolle der Buchbinder als Drucker und Verleger ist bereits hingewiesen worden.

Lohndruckerei

Die Lohndruckerei, in ihrem Wesen von der Zeitungsdruckerei wenig unterschieden, kann dank vorliegender Akten näher beleuchtet werden. – Am 17. Oktober 1747 wird ein Gesellschaftsvertrag zwischen Ferdinand Jacob *Pfeiffer* und Johann Peter *Weynandt* auf zwölf Jahre geschlossen; es ist ein Pachtvertrag für die Pfeiffersche Zeitungsdruckerei[263]: Pfeiffer bleibt Eigentümer und beansprucht den Gewinn, den die Druckerei abwirft. Außerdem müssen an ihn 50% der Anzeigeneinnahmen abgeführt werden. Weynandt wird als Geschäftsführer mit einem Gehalt von jährlich 275 Taler köln. und 50% der Anzeigeneinnahmen eingesetzt. Die Zeitung wird unter dem Namen Pfeiffers und auf dessen Kosten herausgebracht. In weiteren Paragraphen werden die Ausgaben und Schuldentilgung geregelt. Weynandt hat 330 RTa dem Pfeiffer geliehen, die mit 5% Zinsen aus dem Gewinn des Unternehmens zurückzuzahlen sind.

Die von Weynandt geführten Geschäftsbücher geben Einblick in die Führung der Druckerei und bringen nähere Angaben über die Auflagenhöhe der »Cöllnischen Postzeitung«. 1747 werden etwa 350-400 Zeitungen expediert. Ein Exemplar kostet im Abonnement pro Jahr 2 RTa. In diese Postzeitung werden anscheinend auch Nachrichten aus anderen Zeitungen übernommen. Weynandt hält nämlich französische und lateinische Zeitungen für den eigenen Bedarf, nicht um sie an Abonnenten weiterzuverkaufen. Zeitgenössische Aussagen (und Stöcker[264]) weisen bei ähnlichen Gelegenheiten darauf hin.

Schon nach kurzer Zeit entsteht Streit zwischen Weynandt und Pfeiffer, da letzterer weiterhin Abonnementsgelder empfängt, sie aber nicht der Druckerei weiterleitet, sodaß diese mit Verlust arbeiten muß. Die Abrechnung für das erste Jahr zeigt noch ein gewisses Florieren des Betriebes:

Verlust -und Gewinnrechnung vom 17. 10. 1747 bis 17. 10. 1748

Einnahmen aus Abonnements (durch die Post versandt)	311-77-8 RTa
Einnahmen aus Zeitungsgeldern	133- 1-8 RTa
Zeitungsgeld-Schulden Pfeiffers an Weynandt	115-68-4 RTa
	560-69-8 RTa
Ausgaben für die Druckerei (Papier, Lohn, Gehalt, Porto, Schuldentilgung)	560-69-8 RTa

Wären alle Abonnementsgelder in die Kasse des Unternehmens gezahlt worden, so hätte folgende Rechnung aufgestellt werden können:

Einnahmen (aus Abonnements und Zeitungsgeldern, s. o.)	445- 1-8 RTa
Einnahmen aus Zeitungsgeldern, die Pfeiffer für sich zurückbehielt	ca. 330- 0-0 RTa
	775- 1-8 RTa
Ausgaben (wie oben)	560-69-8 RTa
Bruttogewinn	214- 9-4 RTa
	775- 1-8 RTa

Im zweiten Geschäftsjahr gehen die Einnahmen zurück, die Schulden Pfeiffers an Weynandt aber steigen, da Pfeiffer weiterhin $^2/_5$ der Zeitungsabonnements-Gelder für sich behält. Das ist eine Summe, die den Gewinn der Druckerei in einem Jahr übersteigt! Das Geschäft kann also nicht mehr rentabel arbeiten. Der

[256] Busaeus fehlt.

[257] Die Firma Frankenberg ist eingegangen.

[258] Folgende Verleger: Huisch, Kinckius, Krakamp, Metternich und Steinhausen, von denen die ersten vier eine eigene Druckerei besaßen.

[259] Druckereien in Köln um 1740: Aldenkirchen, Goffart, Gussen, Noethen, Nonnen, Roderique, Pfeiffer, Schauberg, Wilms. – Nach Krahl, Verband, S. 107, befinden sich um diese Zeit zwölf Offizinen in Köln, an vierter Stelle nach Leipzig mit 17, Hamburg 13 und Halle/S. 13 Druckereien.

[260] Handel Nr. 235.

[261] Namentlich sind acht bekannt: Everaerts, Lumsche, Moth, Rüttger, Schauberg, Stockhausen, Unglaub, Wilms.

[262] 1740 werden vier, 1755 werden fünf Werke in Leipzig auf die Messe gebracht.

[263] Handel Nr. 477.

[264] Stöcker, Düsseldorfer Zeitungskunde.

Bruttogewinn hat im ersten Jahr 1747/48 rd. 25-30% betragen. Mit diesem Gewinn ist damals sicherlich im Buchdruckgewerbe gerechnet und gearbeitet worden.

Durch das Verhalten Pfeiffers wird die Zeitungsdruckerei schließlich zugrundegerichtet. Die Verlust- und Gewinnrechnung des zweiten Geschäftsjahres läßt dies bereits erkennen:

Einnahmen (Abo)	295-75-8 RTa	
Einnahmen (Zeitungsgelder)	100- 2-8 RTa	
Verlust (Schulden aus d. Jahr 1747/48)	115-68-4 RTa	396- 0-4 RTa
Schulden des lf. Jahres	102- 4-8 RTa	
		217-73-0 RTa
	613-73-4 RTa	
Ausgaben	498- 5-0 RTa	
Verlustübertrag	115-68-4 RTa	
	613-73-4 RTa	

Im fünften Geschäftsjahr vom 17. Oktober 1751 bis 17. Oktober 1752 ruht der Betrieb schon beinahe vollständig. Die Auflagenhöhe der Zeitung ist auf ein Drittel zurückgegangen, ca. 100-125 Exemplare werden noch gedruckt und expediert. Im Jahre 1750 sind noch 175 bis 200 Stück herausgebracht worden. Die Verlust- und Gewinnrechnung zeigt folgendes Bild:

Einnahmen (Abo)	139- 1- 1 RTa	
Einnahmen (Zeitungsgelder)	55-44- 0 RTa	
Verlust (Schulden aus den Jahren 1747-1751)	450-32- 8 RTa	194-45-1 RTa
Schulden des lf. Jahres	177-33-11 RTa	
		627-66-7 RTa
	822-33-8 RTa	
Ausgaben	372- 1-0 RTa	
Verlustübertrag	450-32-8 RTa	
	822-33-8 RTa	

Infolge des Mißverhältnisses der Einnahmen zu den Ausgaben und der ständig steigenden Schuldensumme ist an ein rentables Arbeiten der Druckerei nicht mehr zu denken. Weynandt muß aus seinem Vermögen das Defizit tragen, um seinen Verpflichtungen nachkommen zu können. Ein Jahr später – am 17. Oktober 1753 – wird der Konkurs angemeldet und die Offizin stillgelegt. Am 16. Oktober 1753 ist in der Zeitung angezeigt worden, daß die Druckerei als Pfandnahme der Forderungen Weynandts an Pfeiffer in des ersteren Hände gekommen sei und nun versteigert werden soll. Die Schluß-Verlust- und Gewinn-Rechnung des letzten, sechsten Geschäftsjahres vom 17. 10. 1752 bis 17. 10. 1753 zeigt folgendes Bild:

Einnahmen (Abo)	160-11-4 RTa	
Einnahmen (Zeitungsgelder)	46- 8-0 RTa	
Verlust (Schulden aus den Jahren 1747-1752)	627-66-7 RTa	206-19-4 RTa
Schulden des lf. Jahres	164- 8-7 RTa	
		791-75-3 RTa
	998-16-6 RTa	
Ausgaben	370-27-11 RTa	
Verlustübertrag	627-66-7 RTa	
	998-16-6 RTa	

Die Gesamtforderungen Weynandts an Pfeiffer belaufen sich nunmehr auf 791-75-2 RTa. Da die Offizin zwei Pressen, aber nur wenig Schriften enthält, wird Weynandt durch den Verkauf der Druckerei wahrscheinlich gerade Schadenersatz geleistet worden sein, da wir wissen, welchen Wert diese Offizin ungefähr gehabt haben muß, nämlich etwa 900-1100 RTa, wie aus der oben[265] ausgeführten Aufstellung hervorgeht.

Die Pfeiffersche Postzeitung wurde nach Münster, Osnabrück, Unna, Hamm, Dortmund, Paderborn, Neuß, Düsseldorf, Xanten, Essen und ins Bergische Land versandt. In Köln bezogen um 1750 über fünfzig Bürger diese Zeitung. Der beträchtliche Rückgang der Auflagenzahl in der Zeit von 1747 bis 1751, nämlich von 400 auf 100 Exemplare, wurde von Weynandt mit dem Kriegsende und dem nachfolgenden Desinteressement der Bevölkerung für Nachrichten begründet[266].

Wenn auch der Niedergang dieser Druckerei durch die von Pfeiffer vorenthaltenen Gelder verschuldet ist, so hat doch Weynandts Geschäftstüchtigkeit ebenfalls zu wünschen übrig gelassen. Bei der rückläufigen Auflagenzahl und der damit verbundenen teilweisen Stillegung der Druckerei hätte er sich um Akzidenzien oder um andere Lohndruckaufträge bemühen können, um den Betrieb stets ausgelastet zu haben. So zum Beispiel brachte Wilms, der bekannte Zeitungsdrucker, noch etliche Werke auf eigene Kosten auf seiner Presse heraus.

Ähnlich wie die Pfeiffer-Weynandtsche Druckerei haben die anderen Zeitungsdruckereien gearbeitet. Es gab zu viele solcher Unternehmen: die ständigen Klagen der Zeitungsverleger vor dem Rat zeigen dies recht deutlich. Diese Druckereien hätten sehr gut für die Buchproduktion herangezogen werden können, denn ihr Produktionsvolumen war nicht ausgelastet. Nur waren sie kapitalmäßig nicht in der Lage, auf eigene Kosten Bücher zu verlegen und zu drucken.

Produktionskosten

Über die Produktionskosten des 18. Jahrhunderts sind wir recht gut informiert, da reichlich Aktenmaterial vorliegt. So geht aus der Abrechnung des Verlagswerkes »Palmgärtlein«, das *Alstorff* 1716-1719 hergestellt hat, folgendes hervor[267]: Die Auflagenhöhe betrug dreitausend Exemplare auf verschiedenem Papier, in-24°, zwölfeinhalb Bogen – also ein Buch von 600 Seiten Umfang. Der Druckerlohn belief sich auf $62^1/_2$ RTa. Das benötigte Papier kostete rd. 92 RTa. Für Fracht, Akzise, Provision, etc. entstanden 8 RTa Unkosten. Der Kupferstich und das Drucken desselben kostete 32 RTa. Insgesamt entstanden an Produktionskosten $194^1/_2$ RTa. Dazu kamen die Unkosten für den Versand, Steuer, etc, die nicht aufgeführt sind, aber veranschlagt werden müssen. Demnach betrugen die Herstellungskosten ca. 210 RTa. Der Verkaufspreis belief sich auf 16 Albus, etwa $^1/_5$ RTa. Würden alle dreitausend Exemplare verkauft, so würde die Einnahme 600 RTa und der Bruttogewinn ca. 390 RTa betragen. Es wurden aber nur $^3/_4$ der Auflage bis 1722 verkauft. Da unbekannt bleibt, ob Alstorff diese Bücher

[265] Siehe S. 684.

[266] Wahrscheinlich ist der Österreichische Erbfolgekrieg und der Friede zu Aachen 1748 gemeint.

[267] Handel Nr. 263.

selbst oder teilweise selbst verkaufte oder nur durch Buchhändler vertreiben ließ, in letzterem Falle mußte er ca. 20% Rabatt geben, kann nur mit einer Einnahme von 350 RTa und einem Bruttogewinn von 140 RTa (= 40%) gerechnet werden.

Dieser errechnete Bruttogewinn ist sehr wahrscheinlich auch vom Verleger bei der Preiskalkulation berücksichtigt worden. Leider fehlen die Angaben über den Verkaufserlös, um die Vermutungen bestätigt zu finden. Keinesfalls kann aber die Spekulation noch Raum gefunden haben, wie sie im 16. Jahrhundert gang und gäbe gewesen ist.

Vergleichende Aussagen zu dieser Frage der Verdienstspanne stehen aus dem Jahre 1740 zur Verfügung. Hohe Auflagen, die wirklichen Gewinn bringen können, seien nur bei Kalendern, Katechismen, ABC-Büchern, Evangelien und Psalmbüchern möglich, meint Geßner[268], ein Zeitgenosse. Meistens werde eine Auflage von 1000 Exemplaren gewählt. Daran sei aber wenig zu verdienen, da die Papierpreise und die Druckkosten sehr hoch seien. Leider gibt Geßner keine möglichen Verdienstspannen an. Der Buchdruckerherr Gottlieb Bernhard Heller in Jena schreibt aber in seinem Rechnungsbuch von 1740[269]: Die Buchdruckerarbeit von 6 Talern 6 Groschen[270] bringt einen Nettogewinn von etwa 1 Taler 6 Pfge (= 16$^1/_3$%). Davon müsse der Prinzipal seine Frau, Kind und Gesinde ernähren und kleiden. Der Bruttogewinn beläuft sich auf 20 bis 30%. Aus dieser Summe mußte Heller für die Hauserhaltung, Steuern und andere Unkosten etwa 7 Groschen 6$^1/_2$ Pfge aufbringen. Eine noch höhere Summe mußte ebenfalls vom Bruttogewinn bestritten werden, um Heizung, Beleuchtung, Werkzeuge, Abschreibung u. ä. begleichen zu können. Nach Hellers genauer Darlegung wurde ungefähr die Hälfte des Bruttogewinnes durch Unkosten seiner persönlichen Verfügung entzogen. Auf das Kölner Beispiel übertragen, blieben Alstorff 20% Nettogewinn, eine geringe Summe bei einem recht großen Verlagsrisiko.

Der einfache Lohndrucker in Köln, wie Heller in Jena, hat nicht mehr als 15% Nettogewinn für den eigenen persönlichen Bedarf herauswirtschaften können. Es ist deshalb kein Wunder, daß die Buchdrucker nicht mehr vermögende Bürger sind und keine Ersparnisse für Häuser- und Grundstückskäufe besitzen wie ihre Vorfahren.

Im Jahre 1722 druckte die Firma *Hilden* für den Verleger Otto Joseph Steinhaußen mehrere Werke[271]:

1000 Evangelien (Luther.)	1	Bogen,	8°	1-42-0 RTa
1250 »Wigandt«	30	,,	—	61-22-0 RTa
800 Diurnal	34	,,	12	68- 0-0 RTa
1000 »Lamb. Goris«	7	,,	4	12-44-0 RTa
1100 Katechismen	2	,,	12	3- 6-0 RTa
1200 Katechismen	41$^1/_2$	,,	8	90-31-0 RTa
1550 Katechismen	44$^1/_2$	,,	8	94-10-6 RTa
1000 Christenheit	4	,,	8	6-12-0 RTa

Für den Druck der 164 Bogen wurden der Offizin Hilden 335-11-6 RTa bezahlt. Diese gedruckten Bücher umfaßten annähernd vierzig Ballen Papier, das der Verleger geliefert hatte. Nach den vorliegenden Rechnungen arbeitete Hilden billiger als Alstorff. Jener verlangte oder berechnete pro Ballen 8$^1/_3$ RTa Drucklohn, dieser stellte Steinhausen als Drucklohn nur 8$^1/_5$ RTa pro Ballen in Rechnung. Genaue Kalkulation war bereits damals ein wesentlicher Faktor, um Lohnaufträge zu erlangen.

Um 1748 konnte eine gutgehende Zeitungsdruckerei wie die *Pfeiffersche* mit einem Jahresgewinn von 215 RTa (= 28%) abschließen. Dank der genauen Angaben im Rechnungsbuch Weynandts lernen wir alle Ausgebeposten kennen. Sie setzen sich zusammen aus: Lohn für die Setzer und Drucker, Druckpapier, Schreibpapier, Porto, Reparatur an Werkzeugen, Druckerschwärze, Gehalt des Geschäftsführers, Darlehensrückzahlung, Zinsen, Kauf von Zeitungen. Die Einnahmen werden durch den Verkauf der Zeitungen, meist durch Abonnement, und durch Anzeigen erzielt. Die Einnahmen betragen im Geschäftsjahr 1747/48 775 RTa, denen 560 RTa Ausgaben gegenüberstehen. Die Zeitungsdruckerei ist allerdings von einer gewissen Auflagenhöhe abhängig, um den Betrieb rentabel halten zu können. Es liegt kein Grund vor, bei den anderen Zeitungsdruckern Wilms, Herckenrath, Hilden u. a. nicht ähnliche Verdienstspannen zu erwarten. Konkurrenz und Tradition verbieten so und so ein außergewöhnliches Geschäftsgebaren. Abermals müssen wir feststellen, wie klein der Gewinn im Buchdruckgewerbe geworden ist gegenüber dem 16. Jahrhundert.

Eine handgeschriebene, von Johann Conrad *Gussen* verfertigte Druckerrechnung vom 23. Juli 1760[272] gibt folgende Aufstellung: Satz, Druck und Papier für ein Buch in-2°, 7$^1/_2$ Bogen, einhundert Exemplare Auflage, wurde mit 12 RTa 34 Albus in Rechnung gestellt. Das Papier kostete 3 RTa 76 Albus und ist in der Gesamtsumme enthalten.

1766 druckte Balthasar *Wilms* für den Buchhändler und Verleger J. Pütz einen Bücherkatalog auf drei Bogen. An Druck- und Papierkosten entstanden 12 RTa 44 Albus[273].

1778 wurde in 1050 Auflage Schäffers Katechismus gedruckt. Der Lohn für diese drei Bogen betrug 9 RTa, die Papierkosten beliefen sich auf 6 RTa 7 Stüber. Der Drucker bleibt ungenannt[274].

Dem Drucker *Everaerts* wird 1794 für $^1/_2$ Bogen bei 500 Exemplaren Auflage, in – 4°, 2 fl Lohn gezahlt[275].

1787 druckt in Bonn J. F. *Abshoven* für den Kurfürsten von Köln u. a. »Rechte und Pflichten des Papstes«, in 500 Auflage, 2$^3/_4$ Bogen, für 5$^1/_2$ RTa. Das Papier kostet 4 RTa 35 Stüber, der Bindelohn beträgt 2$^1/_2$ RTa. Im Jahre 1788 sind es die »Erläuterungen zum Kölner Nuntiaturstreit«, 1000 Auflage, 10 Bogen, 8°. Druck-, Papier- und Bindekosten belaufen sich auf 119$^1/_2$ RTa[276]. – Der Drucklohn, den Abshoven vom Hofe verlangt, richtet sich nach dem Format des Buches und beträgt 2, 2$^1/_2$ oder 3 RTa pro Bogen. Die Auflagenhöhe der vom Kur-

---

[268] Geßner, Buchtruckerkunst, Bd. II, o. S.

[269] Straßburger, Arbeitslohn, S. 134.

[270] Jenaer Währung: 1 Taler = 24 Groschen, 1 Grosch. = 12 Pfge.

[271] Handel Nr. 230.

[272] Bei Büllingen, Ann. Colon., Bd. V, f. 9a eingeklebt.

[273] Dto. nach f. 1b eingeklebt.

[274] Handel Nr. 246.

[275] Handel Nr. 313.

[276] StA D' df: Kur-Köln, Suppl. Nr. 246.

fürsten in Auftrag gegebenen Bücher liegt meist bei tausend Exemplaren[277].

Erwähnenswert ist noch der Papierpreis, der von 15 RTa per Ballen im Frühjahr 1787 innerhalb weniger Monate auf 20 RTa stieg. Ein Jahr später, Anfang 1789, kostete es bereits 25-27 RTa.

Akzise

Die steuerliche Belastung der Buchdrucker lag in diesem Zeitabschnitt wohl nur in der Akzise, die sie für die Einfuhr von Papier zu entrichten hatten. Es wurde auf der Frankfurter Messe gekauft und meist aus Süddeutschland oder aus Basel bezogen[278]. Die Akzise belief sich auf 1% des Papierwertes[279]: ca. 9 1/5 Albus pro Ballen um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Da das Papier in verschiedenen Qualitäten gebraucht wurde, kann ein fester Satz Akzise für jeden Ballen nicht angegeben werden. Anders verhielt es sich bei der Einfuhr von ungebundenen Büchern. Für sie wurden pro Ballen 12 Albus Steuer erhoben[280].

Von anderen Steuern, die speziell den Buchdruckern auferlegt gewesen wären, wissen wir nichts, abgesehen von den Zensurexemplaren. Nach der Bürgerschaftsordnung von 1681 wurden die Buchführer (eingeschlossen sicher die Buchhändler und Verleger, auch die Buchdrucker?) verpflichtet, von nun ab die höhere Abgabe zu entrichten und damit veranlaßt, die große Bürgerschaft zu erwerben[281].

Zensurbestimmungen

Die Zensurverhältnisse in der Zeit von 1660-1800 waren wie früher drückend. Man verlangte neben der von der Stadt vorzunehmenden Approbation in Druck zu bringender Werke die Abgabe von Pflichtexemplaren. Die Zensur wurde von der Stadt durch die Stimmeister wahrgenommen. Städtische Zensurverordnungen allgemeiner Art wurden am 16. Dezember 1743 und am 10. April 1782 veröffentlicht. Die Abgabe von Pflichtexemplaren wurde teilweise damit begründet, die Bibliothek der Stadt oder des Kaisers dadurch zum Wohle und Nutzen der Allgemeinheit zu mehren. So verfügte der Rat am 27. Februar 1602, daß neben dem Ankauf wichtiger Werke zur Begründung und Mehrung der Städtischen oder Syndikatsbibliothek ein Pflichtexemplar jedes in Köln gedruckten Buches an diese neue Institution unentgeltlich abzuliefern sei[282].

Auch der Kaiser versuchte, auf billige Art und Weise seine Bibliothek zu vergrößern. In einem Entscheid von 1684 heißt es: Zur Mehrung der Kaiserlichen Bibliothek sollen von nun an je vier Belegexemplare von den Büchern, die kaiserlich privilegiert, und je ein Belegexemplar von allen anderen deutschen und ausländischen Büchern, die in den deutschen Landen gedruckt und verkauft werden, abgeliefert werden[283].

Das Pflichtexemplar war aus dem Privilegwesen heraus entstanden. Neben der Privileggebühr mußten ein oder mehrere Exemplare an den Schutzherren abgeliefert werden, mit der gerechtfertigten Begründung, diese Abgabe sei ein Äquivalent für den kaiserlichen, fürstlichen oder städtischen Schutz, den das Druckwerk genieße. Die Approbationsbehörden verlangten aber für ihre Zensurentscheide gleichfalls Belegexemplare. Im Jahre 1602 glaubten sich daher die Buchdrucker, Buchhändler und Verleger in Köln mit Recht veranlaßt, gegen einen Ratsschluß – Morgensprache – protestieren zu müssen, in dem ein Pflichtexemplar aus Zensurgründen gefordert wurde.

In der Praxis wurden Pflichtexemplare nur selten an die Zensurbehörden eingereicht. Viel seltener als um Privilege suchte man um Approbation des Werkes nach. Schließlich war das alles mit Gebühren verbunden. Die in den Ratsprotokollen in größerer Zahl aufgezeichneten Zensurübertretungen fanden teilweise bereits Erwähnung[284]. Die daraus entstandenen Nachteile sind gewürdigt worden. Sie dürfen nicht übersehen werden: sind sie doch eine der wesentlichen Ursachen für den Niedergang des Kölner Buchgewerbes im 18. Jahrhundert.

Buch-Privileg

Das Privilegienwesen ist gänzlich anders geartet. Hier geht vom Unternehmer das Bestreben aus, seine Werke gegen Konkurrenz und Nachdruck zu schützen, entgegengesetzt den Zensurbestimmungen, bei der eine staatliche, obrigkeitliche Institution ihre Rechte und Einrichtungen schützen will. Im 18. Jahrhundert hat sich das Streben nach einem Privileg im Buchdruckgewerbe beinahe zu einer Unsitte entwickelt und zwar auf beiden Seiten. Der Verleger oder Drucker, durch die wirtschaftlichen Verhältnisse besonders in Köln arg bedrängt, sieht die einzige Rettung seines Unternehmens in dem obrigkeitlichen Schutz. Jedes Werk soll möglichst privilegiert sein, zumal der Schutzbrief selbst eine Werbung sui generis darstellt und den Absatz erhöht. Der Schutzherr – Kaiser, Kurfürst, Landesherr, Stadt, etc. andererseits, von der Wirtschaftslehre des Merkantilismus beeinflußt, sieht in dem Privilegienwesen die Möglichkeit der Regulierung des Handwerks. Daneben bestimmen vor allem fiskalische Gesichtspunkte sein Handeln. Durch die ansteigende Zahl von verausgabten Privilegien verliert er aber die Übersicht: Es entstehen nicht nur Überschneidungen z. B.

[277] Über zwanzig einzelne Druckrechnungen sind aus der Zeit von 1787-89 vorhanden. Sie im einzelnen zu betrachten lohnt nur bei einer Untersuchung des gedruckten Werkes im Hinblick auf seine Verbreitung und seine Druckkosten. Leider erlauben alle diese Rechnungen keinen Einblick in die Verdienstspanne des Druckers. Der Gewinn, der ihm durch diese Arbeit zufällt, bleibt ungenannt.

[278] Akten Handel Nr. 225, Stück Nr. 11 u. Handel Nr. 263. – Um 1720.

[279] Für Papier im Werte von 139 fl 28 × wurden 2 fl 9 × Akzise und Arbeitslohn bezahlt; letzterer war nicht höher als 40 ×. Die Akzise betrug demnach 1,4 fl. (Vgl. Anmerkung 300.)

[280] Diese Angabe entstammt einem anonymen Brief von 1700 an den Rat der Stadt Köln und konnte nicht überprüft werden. Der Denunziant schrieb fälschlich, daß ein Ballen Papier 5 RTa, ein Bogen zu drucken 1 RTa 40 Alb koste. Da die Papier- und Druckkosten pro Ballen 12-40-0 RTa ausmachten, der Bücherballen aber für 55-77-0 RTa verkauft werde, bliebe ein Verdienst von 33-36-0 RTa. Damit wollte er erreichen, daß dem importierten Druckpapier, das akzisefrei sein würde, pro (Papier-)Ballen 3 RTa (!) Steuer auferlegt würde. Bisher würden nur 12 Albus pro Bücherballen beim Import nach Köln erhoben. Mit der neuen vorgeschlagenen Akzise könnte die Stadt jährlich 25 200 RTa einnehmen! – Akzise ist aber auch für die Einfuhr von Druckpapier erhoben worden. – Handel Nr. 225.

[281] Merlo, Zell, S. 37.

[282] Ratspr., Bd. 51, f. 291 b.

[283] Handel Nr. 226 (vom 3. 10. 1684).

[284] Eine Entwicklung der Zensurverhältnisse kann hier nicht aufgezeigt werden.

zwischen Stadt und Kaiser – beide Institutionen geben für dasselbe Werk Privilege an zwei verschiedene Verleger, schon dies führt zu unliebsamen Rechtshändeln – viel schlimmer aber sind die Versäumnisse des kaiserlichen Hofrates, der für ein und dasselbe Werk in kurzen Zeitabständen verschiedenen Verlegern Schutzbriefe ausstellt! Diese privilegierten Verleger prozessieren darauf vor dem Reichskammergericht gegen dieselbe Instanz. Meist werden dann den zeitlich später geschützten Privileginhabern Erschleichung oder ähnliche Unsitten vorgeworfen. Über die Hälfte der Reichskammergerichts-Akten, die den Buchhandel betreffen, sind Rechtsstreitsachen, die wegen Nachdrucks oder aus Privilegübertretungen entstanden sind.

Auch die kirchlichen Orden wurden von den Verlegern als Schutzmacht gern gesucht. Ihre Privilege trugen wesentlich zum Absatz der kirchlich-theologischen Literatur bei, außerdem beinhalteten sie die Zensurapprobation des Werkes, die gleichfalls dem Verkauf der Bücher förderlich war. Wilhelm *Metternich* z. B. hatte zwölf Jesuitenprivilege und zwei vom Franziskanerorden. Franz *Metternich* besaß neun Jesuitenschutzbriefe und je einen vom Dominikaner-, Augustiner- und Barfüßerorden. Auch Thomas von *Cöllen* erfreute sich dreier Jesuiten-, zweier Barfüßer-, zweier Franziskaner- und eines Kapuziner-Ordensprivilegs[285]. Noch viele andere Beispiele könnten aufgeführt werden.

Der Rat von Köln erteilte im 18. Jahrhundert fast nur noch Privilege an Zeitungen und mit dem ausdrücklichen Vermerk, daß für dasselbe Werk um kein andereres (nämlich ein kaiserliches!) Privileg nachgesucht werden dürfe. Besonders die Zeitungsdrucker hatten unter der Pflichtexemplarabgabe gemäß den städtischen Bestimmungen und Privilegen zu leiden. Am 17. August 1698 und am 19. Mai 1692 wurde die Zahl der an die Stadt unentgeltlich abzuliefernden Exemplare auf zehn festgelegt[286]. Ab 12. Oktober 1705 mußten zwölf Belegstücke eingereicht werden[287]. Ging die Auflagenhöhe zurück, z. B. auf etwa 100-125 Exemplare, so hatte der Zeitungsdrucker 10% der gesamten Produktion an die Stadt gratis zu liefern! Das stellte eine ungeheure Belastung dar. In diesem Zusammenhang sei auf das Beispiel *Pfeiffer-Weynandt* verwiesen. Diese Pflichtabgabe bedeutete im Jahre einen Verlust von 25 RTa. Meist aber war der Zeitungsdrucker darüberhinaus durch einen allerhöchsten Schutzbrief verpflichtet, weitere achtzehn (!) Freiexemplare an den Kaiser portofrei abzuliefern. – In Köln hatte sich die Zahl der Belegstücke nach 1735 schließlich auf siebzehn erhöht, die von jedem Zeitungsdrucker gefordert wurden.

Buchproduktion

Durch die besondere wirtschaftliche Situation und das allgemein sinkende Interesse am Buch geht die Kölner Buchproduktion stark zurück. Außerdem schadet die unbedingte Anlehnung an die katholische Kirche und an die Frankfurter Buchmesse als dem in der Praxis geübten einzigen Absatzplatz dem Kölner Buchgewerbe erheblich. Die herrschenden Zensurbestimmungen verschlimmern noch die Situation. Andererseits läßt sich feststellen, daß nach dem Tiefstand der Buchproduktion im 17. Jahrhundert in Deutschland, verursacht durch den Dreißigjährigen Krieg, die Verlagsproduktion nach 1725 in den anderen Städten die alte Höhe wieder erreicht und von nun an laufend steigt[288]. Zwischen 1730 und 1739 werden in Leipzig insgesamt 2719 Titel, in Nürnberg 766, in Halle, Jena, Hamburg, Dresden je über 750 bis 538 Titel, in Frankfurt/M. 487, in Köln aber nur 31 Werke (an 42. Stelle stehend) herausgebracht[289]. Unzählige Städte in Deutschland werden Druckstädte. Auch Frankfurt/M. nimmt später wieder einen vordersten Platz, den vierten, in der Rangliste der deutschen Buchstädte ein[290]. Köln steht nunmehr an 58. Stelle mit 70 Verlagstiteln pro Jahr in der Zeit zwischen 1765 und 1805[291]. Die Gründe dieser Entwicklung sind mannigfaltig.

Das fehlende Lesepublikum mag einen gewissen Einfluß ausgeübt haben. Die wirtschaftliche Isolierung Kölns von Deutschland und der veraltete Handelsgeist sind wichtigere Faktoren. Das traditionsgebundene Festhalten am Verlage von Büchern ausschließlich katholischen Inhalts und das Fehlen weitsichtigen Planens moderner Verlagsproduktion, wie sie im Leipziger, Berliner und Hamburger Kreis zu finden ist, trägt erhebliche Schuld. Köln hatte einfach durch sein Fernbleiben von der Leipziger Messe den Anschluß an den erneuten Aufstieg des Buchgewerbes verpaßt.

Buchvertrieb

Der Messeverkehr war in dem vorliegenden Zeitabschnitt weiterhin bestimmend für den Vertrieb der Buchproduktion. Auch Kölner Druckerverleger und Buchhändler fuhren nach Frankfurt, weniger oft nach Leipzig. Noch Ende des 17. Jahrhunderts war eine solche Reise recht beschwerlich und gefährlich. Johann Wilhelm *Friessen* z. B. wurde in den 70er Jahren auf der Reise nach Leipzig von umherziehenden Soldaten seiner Ware und seines Geldes beraubt und eingesperrt. Erst nach Zahlung eines hohen Lösegeldes ließ man ihn (und andere gefangengenommene Kölner Kaufleute) frei[292].

Als Frankfurt seine Bedeutung als Messeplatz verloren hatte, fuhren die Kölner Verleger nicht nach Leipzig, sondern eröffneten eigene Filialen, um den Absatz auf größere Gebiete ausdehnen zu können. Die Firmen *Rommerskirchen* und *Kinckius* u. a. unterhielten in Münster, Prag, Frankfurt/M., Antwerpen und in anderen Städten Filialen, die den Verkauf erleichtern und den Vertrieb verbilligen sollten.

Das Tauschgeschäft auf der Messe wurde im 18. Jahrhundert verdrängt: Bar- oder Rechnungsabschlüsse wurden jetzt getätigt. Auch die Zahlung mittels Wechsel wurde üblich. Franz Wilhelm *Metternich* erhielt für gelieferte Bücher in Höhe von 344 fl 30× am 6. Mai 1745 in Frankfurt auf der Messe einen Wechsel von dem Buchhändler Tresenmeyer, Regensburg, ausgestellt. Noch sieben Monate später war der Wechsel nicht ein-

[285] Kapp/Goldfriedrich, Buchhandel, Bd. II, S. 443/444.

[286] Handel Nr. 475.

[287] Ratspr., Bd. 152, f. 305 b.

[288] Kapp/Goldfriedrich, Buchhandel, Bd. II, S. 82 ff, 471 ff.

[289] Dto. S. 83.

[290] Nach Leipzig, Berlin, Halle/Saale.

[291] Kapp/Goldfriedrich, Buchhandel, Bd. II, S. 471.

[292] Akten Z 279.

gelöst[293]. Johann Wilhelm *Huisch* hatte 1757 einen Wechsel auf den Buchbinder Noack in Höhe von 2665 RTa 65 Albus laufen[294]. Noack muß eine gewaltige Menge Bücher von diesem Verleger zum Verkauf übernommen haben, denn die Summe ist erstaunlich groß.

Dem Messeverkehr war der Buchverkauf durch die Buchbinder in Köln mengenmäßig gleichzusetzen. Das Buchbinderamt hatte es erreicht, hauptsächlich wohl durch seinen Einfluß im Stadtrat, daß ihm der Handel mit gebundenen Büchern in Köln vorbehalten blieb. Schon 1699 wurde dieses Amt beim Rat vorstellig, gegen »nicht qualifizierte Buchverkäufer« vorzugehen. Der Ratsbeschluß vom 23. Dezember 1751, der den Interessen der Druckerverleger, Verleger und Sortimentsbuchhändler entgegenlief und zu Beschwerden Anlaß gab, lautete folgendermaßen[295]: Ein vollständig qualifizierter Buchhändler, der sich nicht in das Buchbinderamt hat einschreiben lassen und dadurch nicht die Amtsgerechtigkeit erworben hat, darf nicht mit gebundenen Büchern handeln! Die Vetternwirtschaft innerhalb der Zunft hinderte aber einen Neueingetretenen, das Gewerbe seinen Wünschen entsprechend auszuüben. – Jahrhundertelang war das Buchdruckgewerbe eine freie Kunst gewesen! Jetzt aber wurden die Buchhändler – ein Teil des Gewerbes – dem Zunftzwang unterstellt: Das Buchbinderamt hatte den Buchhandel unter seine Herrschaft gebracht.

Ein beliebtes Mittel, Bücher zu verkaufen, waren im 18. Jahrhundert Bücherauktionen und Bücherlotterien. Die Zeitungen Kölns aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bringen genügend Anzeigen und damit den sicheren Nachweis, daß auch in dieser Stadt solche Unsitten gepflegt wurden. Durch Preisschleuderei versuchte man, den Absatz zu steigern. Meistens war diese Art des Verkaufs der Anfang vom Konkurs des Unternehmens. Diese Auswüchse entsprachen aber der damaligen Situation des deutschen Buchhandels[296].

Die Bücher wurden auf der Messe und im Verkehr zwischen den Verlegern immer noch ballenweise, ungebunden, gehandelt. Im Jahre 1697 wurden bei der Firma *Gymnich-Busaeus* die Ballen gute Ware mit 20 RTa, durchgängig mit 15 RTa, in selteneren Fällen mit 10 und 5 RTa veranschlagt[297]. Johann Wilhelm *Friessen* ordnete in seinem Testament an, daß der Ballen Bücher in Median mit 15 RTa und der unter Mediangröße mit 10 RTa verkauft werden soll[298]. Im Jahre 1722 wurden die »Verhandlungen zwischen dem Kurfürsten von der Pfalz und den Jülich-Bergischen Landständen vor dem Reichshofrat« mit 2 ½ RTa per Stück verkauft[299]. *Alstorff* kaufte im Jahre 1712 125 Bücher für 83 fl 7× [300]. Sehr unterschiedlich waren damals die Preise nicht, doch sind aus den wenigen Angaben keine allgemeingültigen Schlüsse über den Buchpreis in Köln zu ziehen. Diesem wurden bei der Berechnung immer noch nur die Herstellungskosten als Wertmaßstab zugrundegelegt.

Wirtschaftliche Verhältnisse

Das Buchdruckgewerbe wurde durch die Zensurmaßnahmen hart indirekt besteuert. Die Approbation war nicht gebührenfrei, obendrein mußten zwei oder mehrere Exemplare von Druckwerken außer Zeitungen unentgeltlich an die Stadt abgeführt werden. Bei der sich ständig verschlechternden wirtschaftlichen Lage des Buchdruckgewerbes fielen diese städtischen und kirchlichen Dienststellen als Abnehmer teurer wissenschaftlicher Werke bereits aus. Die Situation des Buchmarktes war auch aus anderen Gründen sehr schlecht. Die großen Druckerverleger von einst gehörten der Vergangenheit an. Entweder war ihr Betrieb zugrunde gegangen oder ihre Tätigkeit hatte sich auf den Buchhandel oder auf die Buchdruckerei beschränkt. Sie fristeten ihre Existenz zum Teil auch als (Lohn-) Buchdrucker für Akzidenzen und Tagesliteratur[301]. Das vorhandene Kapital war geschwunden – die Zahl der großen Verleger war dezimiert. Die wenigen von ihnen, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch Kapital verfügbar hatten, konnten eine Produktion im großen Umfange, wie sie das 16. Jahrhundert gekannt hatte, nicht mehr aufziehen, da sich nunmehr in Deutschland in jeder größeren Stadt Verlagsdruckereien etabliert hatten und da sich durch die besseren gewerbe- und handelspolitischen Verhältnisse im Ausland das dortige Buchdruckgewerbe als unüberwindliche Konkurrenz den Kölnern entgegenstellte. Außerdem gab es keine vermögenden Geschäftsleute mehr, die Kapital im Buchverlag investierten, wie es in der Zeit des Frühkapitalismus Sitte gewesen war[302]! Das Buchgeschäft, das nicht den Reiz der Unberechenbarkeit und der Erwartung eines hohen Gewinns verloren hatte, war durch Tradition und das Privileg-Unwesen auf eine bestimmte Schicht von Leuten beschränkt worden. Die Lohndruckerei beherrschte die Zeit als bestimmende Betriebsform. Diese wurde im 18. Jahrhundert stark mit handwerklichen Zügen durchsetzt; ein Zeichen dafür, daß der (Früh-)Kapitalismus das Buchdruckgewerbe verlassen hatte.

Und mit dem Schwinden der Geldmacht sank auch das gesellschaftliche Ansehen. Das war in einer Bürger- und Kaufmannstadt durchaus verständlich. Ebenso wie im 16. Jahrhundert der Buchdrucker durch Sparsamkeit und Geschäftserfolge zu Vermögen und zu Ansehen in der Gesellschaft gelangt war, – wie viele von ihnen saßen im Rat und bekleideten Ehrenämter, – so hatte er durch wirtschaftliche Mißerfolge, Zeitumstände und Verarmung seine Verbindungen in der Gesellschaft verloren. Er war keine gesuchte Persönlichkeit mehr, nicht nur gesellschaftlich, sondern auch wirtschaftlich. Denn warum fanden

[293] Akten Z 279 (vom 6. 12. 1745).

[294] Akten Z 279 (aus dem Jahre 1757).

[295] Akten Z 279 (vom 27. 12. 1699).

[296] Köhler, Entwicklungsgeschichte, S. 55.

[297] Akten RKG: B 185.

[298] Akten RKG: F 44 (vom 9. 4. 1695).

[299] Auflagenhöhe: 250 Exemplare. – Handel Nr. 302.

[300] StA Köln: Handel Nr. 263. – Das Zeichen »×« ist die Abkürzung für »Kreuzer« und wird in den Rechnungen angewendet. – Aus den wenigen Angaben lassen sich noch keine allgemeinen Schlüsse ziehen, um den Kölner Buchpreis zu bestimmen. Doch scheinen die Preise nicht stark voneinander abzuweichen.

[301] Diese besteht aus Gelegenheitsgedichten, Andachtsbüchlein, Predigten, Gratulationen, Leichenreden, Kalendern, Schulbüchern, Gesangbüchern und ähnlichen Werken.

[302] Dies gilt für alle Gewerbe. Der Zusammenbruch der Kapitalmacht der großen oberdeutschen Kaufhäuser und Kapitalgesellschaften um die Wende zum 17. Jahrhundert bedeutete einen Verlust großer Summen Kapitals für die gesamte Volkswirtschaft. – Kötzschke, Wirtschaftsgeschichte, S. 192.

sich keine Geldgeber mehr aus den Kreisen der Kaufleuteschaft, die ihn mit Krediten hätten unterstützen können? Der Stand des Buchdruckers hatte in Köln im Vergleich zur Vergangenheit in den Augen der Zeitgenossen an Bedeutung verloren. Ein Blick auf die Liste der Ratsmitglieder von 1660–1800 bestätigt dies. Kinckius, Rommerskirchen, Huisch und Metternich waren wohl die einzigen Druckerverleger, die im 18. Jahrhundert im Rat der Stadt Köln saßen. Wir wissen, daß die Druckerverleger zahlenmäßig gegenüber den Lohndruckern sehr zurückstanden. Von jenen aber finden wir keinen im Magistrat. Ebensowenig kann in dieser Zeit von Häuserkäufen und Grundstückserwerbungen berichtet werden.

Die alten Vorstellungen der Druckerverleger von einst, daß sie Kaufleute und Verleger und keine kleingewerbetreibenden Handwerker seien, hatte sich bis ins 18. Jahrhundert unter den wenigen Druckerverlegern und Buchdruckerherren erhalten. Sie widerstrebten einer Zunftgründung, obgleich die Gesellen für sich inzwischen eine Organisation geschaffen hatten und die Buchbindermeister die Buchdruckerherren in ihr Amt zwingen wollten.

Der in der Zeit begründete Drang des Handwerks, die Zunft als alleinige, wesenhafte Institution innerhalb der Stadtwirtschaft mit neuen Machtmitteln zu versehen, dadurch aber gegen die von merkantilistischen Ideen getragene Wirtschaftspolitik und -ordnung der die Stadt Köln umgebenden Territorien anlaufend, vermochte es nicht, dem Buchdruckgewerbe zu einer eigenen Zunft zu verhelfen und versagte ihm dadurch die Chance, durch Korporation ihren Interessen den gewerbepolitischen und wirtschaftlichen Rückhalt zu geben. Erst als die wirtschaftliche Notlage so weit fortgeschritten war, daß die Standesgenossen keinen anderen Ausweg mehr sahen, suchten sie das Heil in der Gründung einer bisher so verpönt gewesenen Zunft. Doch da – 1752/53 – war es bereits zu spät! In Köln hat eben »der eigentliche Zunftgedanke seit dem späteren Mittelalter in der Kaufmannschaft vorwiegend nur für den Kleinhandel weitergewirkt«[303]. Dort können viele Zunftneugründungen festgestellt werden.

In einer Zeit, da sich in Deutschland jährlich die Druckorte und die Zahl der Offizinen in den größeren Städten vermehrten, das Buchdruckgewerbe dem im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts beginnenden Aufstieg entgegenging, stagnierte das Leben und Wirken in den einstmals so berühmten und wegweisenden Kölner Druckereien. Mochte sich eine Besserung der Verhältnisse, ausgehend von dem aufblühenden mittel- und norddeutschen Raum, angebahnt haben, so wurde 1794 jede weitere Entwicklung durch die Besetzung der Stadt durch französische Truppen vereitelt. Naturgemäß mußte gerade das Buchdruckgewerbe unter der Besatzung leiden. Die Zensur war sehr scharf, härter als früher. Nach den für das Gewerbe qualvollen Jahren wurde später unter preußischer Herrschaft dem Buchdruckgewerbe einer Aufwärtsentwicklung Raum gegeben, unterstützt durch die Gewerbefreiheit, die Köln wieder zu ihrem einstigen Ruhm als Buchdruckerstadt verhalf.

[303] Kuske, Gewerbe, S. 237.

3.
Die sozialen Verhältnisse im Buchdruckgewerbe
1465—1525

Galt das Interesse in den vorangegangenen Abschnitten vornehmlich den Prinzipalen, dem Buchdruckerherrn als Unternehmer, so soll nun der Buchdrucker als Geselle in seinem Leben und seiner Arbeit geschildert werden. Dieses Gebiet der Buchdruckergeschichte, das für Köln bisher gänzlich unberücksichtigt geblieben ist, kann nunmehr um so besser dargestellt werden, da die Akten aus dem Stadtarchiv Köln den Nachweis über die sozialen Verhältnisse liefern, die bislang nur von anderen Städten bekannt waren. Schwierigkeiten bereitet es, die soziale Lage der Gesellen im einzelnen darzustellen. Da nämlich die ewig schwankende Kaufkraft des Geldes nicht in die Gegenwart übertragbar ist, bedeutet die einfache Nennung von Zahlen noch keine Verdeutlichung der Lohn- oder Einkommensverhältnisse. Deshalb wurde angestrebt, die Lohn-, Einkommens- oder Besitzangaben stets in ein Verhältnis zu anderen Handwerkern und Gewerben zu setzen, um durch diese Relation den Standort zu fixieren, den die Buchdrucker innerhalb der Gesellschaft eingenommen haben[304].

Herkunft der Berufe

Die neue Buchdruckerkunst brauchte um die Mitte des 15. Jahrhunderts viele Menschen, die ihre Kraft dieser Beschäftigung zur Verfügung stellten. Hauptsächlich rekrutierten sich die ersten Buchdrucker[305] aus den Berufen, die sich vor der Erfindung der Buchdruckerkunst mit der Herstellung von Büchern befaßt hatten: Schönschreiber, Illuminatoren, Briefmaler, Briefdrucker, Bilderdrucker. Es lag nahe, sich der neuen Produktionsweise zu widmen, wenn auch viele von ihnen bis nach 1500 Bücher durch Abschreiben herstellten. Das Schriftschneiden erforderte technisch-handwerkliches Können, das die Goldschmiede mit ihren vielseitigen Fähigkeiten übernehmen konnten und den Goldschmied Gutenberg dank seiner Fertigkeit und seines Genies zur Erfindung der beweglichen Lettern durch Patrizen, Matrizen und das Gießinstrument gelangen ließ. Alle genannten »Berufe« waren Künstler, keine Handwerker, abgesehen von den Goldschmieden, die beides verkörperten. Darin liegt sicher eine der Ursachen, daß die Buchdruckerei als Kunst angesehen wurde und noch Jahrhunderte später die Berufsangehörigen daraus Rechtsansprüche herleiten konnten und die Obrigkeit in vielen Fällen ihnen Sonderstellungen einräumen mußte. Aber auch der große Anteil von Gelehrten, Klerikern, Magistern der »Künste«

[304] Umrechnung der Löhne in den Silberwert oder Berechnung der Kaufkraft auf das Jahr, für das die Lohnhöhe ermittelt werden konnte, bringt wenig Gewinn (abgesehen von der großen Mühe der subtilen Durcharbeitung von Quellenmaterial, die erforderlich ist). Solange keine Geschichte der Lebenshaltungskosten in Deutschland geschrieben worden ist, oder wenigstens eine vergleichende Darstellung der Einkommen verschiedener Berufe mit den Lebensmittelpreisen, läßt sich kein Einblick in die wahre Kaufkraft der Einkommen nehmen.

[305] Hier als Bezeichnung für die verschiedenartigen Berufe, die anfangs noch keinen Namen hatten.

oder der Rechte und Studenten[306], die sich der Buchdruckerkunst zuwandten, als sie eben zur Welt gekommen war, vermehrte das Ansehen dieses Gewerbes und erhöhte ihren Einfluß in der Gesellschaft.

Die Inkunabeln, die Wiegendrucke aus der Frühzeit des Buchdruckgewerbes, sind oft von solcher Schönheit und künstlerischer Gestaltung, wie es keine spätere Zeit nachzuahmen oder zu wiederholen imstande war. Die enge Anlehnung an das handgeschriebene Buch, die die Typographie der ersten Jahrzehnte bestimmte, erforderte höchstes Können, gepaart mit künstlerhaftem Verstehen der Arbeit. Erst nach 1520 wurde das Buch, einst ein seltenes Kunstwerk, zum Massenartikel. Damit schwand die Bedeutung des Kunstvollen, wenngleich die Typographie stets eine Kunst geblieben ist.

Die Arbeit der Buchdrucker

Die Angehörigen des Gewerbes waren anfangs auf strenge Geheimhaltung der Kunst bedacht. Es läßt sich an Hand von typographischen Untersuchungen nachweisen, daß die Schüler einer Offizin das Gewerbe nur durch Gründung einer eigenen Druckerei forttragen konnten. So läßt sich bei vielen Druckern feststellen, bei wem sie die Kunst erlernten.

Verschrieb sich jemand dem Buchdruckgewerbe, so mußte er alle »Kunstbräuche«, Handfertigkeiten, erlernen. Er mußte die Buchstaben, die in der Inkunabelzeit alle entweder unmittelbar oder mittelbar vorhandenen Handschriften nachgeahmt wurden, in Metall schneiden – die Patrizen schaffen. Dann mußte er die Matrizen für das Gießinstrument herstellen. Mit beiden Geräten konnten die Buchstaben gegossen werden. Der Geselle hatte nicht nur zu setzen, sondern auch den Satz pro Form und für das Werk zu berechnen. Besondere Sorgfalt verlangte das Drucken, um ein genaues Passen von Schön- und Widerdruck zu erlangen und um eine gleichmäßige Farbverteilung zu erreichen. Die Druckerschwärze hatte er vorher nach einem bestimmten Rezept zubereitet. Und er mußte auch noch Kenntnisse besitzen, wie und wo er die Druckwerke verkaufen konnte. Die Ausbildung erforderte viel Zeit und Geld. Nur vermögende Bürger oder Söhne von Kaufleuten waren in der Lage, den Beruf zu erlernen. Es war außerdem ein harter Weg bis zum Anfang selbständigen Arbeitens. Viele Gesellen versuchten es in der Inkunabelzeit, als es noch sehr wenige Meister gab, die Bücher drucken konnten.

Noch war kein Wettbewerb, noch fehlten die Reibungen zwischen den Standesgenossen, noch faßte man das neue Schaffen als freie Kunst auf. Es gab keine festen Bestimmungen über das Verhältnis der Meister untereinander, keine über die Rechte und Pflichten zwischen Meister und Gesellen. Die Arbeiter wurden noch von den Meistern nach gegenseitiger Vereinbarung in den Dienst genommen. Arbeitszeit und Lohn setzten sie unter sich fest[307].

[306] Vgl. Schulz, Verbummelte Studenten.

[307] Schottenloher, Berufsstand, S. 30.

Zunftfragen

Das Buchdruckgewerbe stand außerhalb der Zünfte. Diese waren Organisationen zur Gewerbeaufsicht eines Handwerks und gleichzeitig religiöse Bruderschaften als Ausdruck des gesellschaftlichen Zusammenschlusses[308]. Loesch bezeichnet sie als »Verein der Handwerker und (Klein-) Händler, die die gesamten gemeinsamen Interessen eines Berufszweiges vertreten«[309]. In stärkerem oder schwächerem Maße war die Zunft eine Institution, die innerhalb der mittelalterlichen Stadt die Ordnung für ein einzelnes Gewerbe, ein festabgegrenztes Handwerk in bezug auf Rohstofferwerb, Produktion, Warenvertrieb und Standesverhältnisse aufrechtzuerhalten hatte. Deshalb gab es nur wenige unzünftige Gewerbe, weil es das Bestreben des Stadtrates war, möglichst das gesamte Handwerk unter Aufsicht zu stellen. Dadurch entwickelte sich ein Gewerberecht, das der gesamten Bevölkerung (abgesehen von der späteren Zeit der Stadtwirtschaft) gedient hat.

Das Buchdruckgewerbe wurde als »freies Handwerk und Kunst« angesehen. Die Buchdruckerherren waren deshalb nicht gezwungen, einer Zunft beizutreten. Dies wurde z. B. am 27. November 1508 ausdrücklich in Basel festgelegt[310]. Dort traten die Herren der Zunft Zum Schlüssel oder Zum Safran (Kaufleutegilden) oder der Zunft zum Hausgenossen (Goldschmiede, Kannen- und Glockengießer, etc.) bei, deren Zusammenschluß auf freiwilliger Basis beruhte, sicherlich mit dem Ziel, ihre gewerblichen Interessen besser vertreten zu können. In Köln finden wir ähnliche Verhältnisse. Auch hier bestand keine Verordnung zur Gründung einer Buchdruckerzunft, obwohl um 1480 zehn Buchdruckereien mit ca. 25-40 Gesellen[311] gearbeitet haben. Es ist deshalb bemerkenswert, weil »Gewerbe mit mehr als zwanzig Vertretern ... nur ausnahmsweise der Zunftverfassung« entbehrten, wie Loesch feststellen konnte[312].

Auf der anderen Seite verlangte aber die nach dem Weberaufstand von 1396 begründete Gaffelorganisation, die bis zum Ende des 16. Jahrhunderts bestand, die Mitgliedschaft jedes männlichen Einwohners von Köln. Die Gaffeln bildeten polizeiliche und militärische Abteilungen der Gemeinden. Ihnen oblag die Bewachung und Verteidigung der Stadt, da die Wehrpflicht aufgrund dieser Verfassung bestand. Darüber hinaus waren die Gaffeln aber auch politische Institutionen, aus denen, auf Wahlpflicht beruhend, die Ratsherren hervorgingen.

Im Jahre 1468 (Februar 10) – also zu einer Zeit, da in Köln das Buchdruckgewerbe heimisch wurde – erneuerte man diese Ordnung: Alle unvereidigten Einwohner sollen binnen vierzehn Tagen eine Gaffel wählen und dort den Bürgereid leisten[313]. Diese Morgensprache wurde 1469 und 1475 wiederholt. Die

[308] Über ihr Entstehen siehe F. Rörig, Die europäische Stadt, S. 350–372, bes. S. 369, in: Propyläen-Weltgeschichte, Bd. 4. – Ausführlicher bei R. Wissel, Des alten Handwerks Recht und Gewohnheiten, 2 Bde., 1929, und die im Literaturverzeichnis angeführten Werke.

[309] Loesch, Zunfturkunden, Bd. 1, S. 42*.

[310] Schottenloher, Berufsstand, S. 30.

[311] Nach einer Schätzung des Verfassers, wenn nur drei Gesellen für jede Offizin angenommen werden.

[312] Loesch, Zunfturkunden, Bd. 1, S. 47*.

[313] Loesch, a.a.O., S. 258* ff.

zweiundzwanzig Gaffeln umfaßten alle Zünfte, und durch den Beitrittszwang aller männlichen mündigen Einwohner[314] waren in ihnen alle Männer vereinigt.

Es gab eine Zunft der Schilder, Glaswörter und Bildschneider. In ihrem Amtsbrief vom 23. April 1449 heißt es: Wenn jemand nach Köln käme und sich in diesem Amte einschriebe und hier arbeiten wolle, sei es ein Bildschneider oder ein Bilddrucker, dessen Werkstück über 1 Mark Wert habe, der solle dem Amte gehorsam sein[315]. Diese Zunft wurde dreißig Jahre später von den Buchdruckern nicht als Heimstätte betrachtet, sondern sie wurden, um ihrer Wehrpflicht Genüge zu leisten, in einer Kaufleutegaffel Mitglied. »Diesen konnten sich eben diese Bürger anschließen, die durch ihren Beruf den Ämtern nicht unmittelbar zugeführt wurden«[316]. Die Gaffel Windeck als Gesellschaft der Kaufleute auf dem Alten Markt, die »Tischgesellschaft der Englandfahrer«, wurde besonders bevorzugt. Dies bestätigt die Annahme, daß die Buchdrucker keine Handwerker gewesen sind oder sich wenigstens selbst nicht als solche betrachtet haben noch als solche angesehen worden sind. Sie fühlten sich als Kaufleute, da sie doch Unternehmer (Verleger) waren. Das Amtsbuch der Goldschmiede von 1470-1480[317] führt lediglich Johann *Helman* und seinen Sohn Johann als uns bekannte Verleger auf. Kein einziger Drucker – es hat damals zehn Prinzipale gegeben – ist in dieser Mitgliederliste verzeichnet. Im Jahre 1502 (November 26) wurde nämlich in Straßburg verfügt, daß die Buchdrucker der Goldschmiedezunft angehören müßten, mangels einer eigenen Zunft[318]. In Köln jedoch finden wir nichts Gleichartiges. Erst später wurde die Goldschmiedegaffel gern als Heimstätte gewählt. – Da die Namen von den Gesellen nur in den wenigsten Fällen überliefert sind, kann ihre Mitgliedschaft nicht festgestellt werden.

Für den ersten Zeitabschnitt 1465 bis 1525 läßt sich erkennen, daß in Köln keine Zunft oder eine andere Organisation von Buchdruckern bestanden hat. Die Prinzipale sowohl als die Gesellen waren durch die bestehende Wehrverfassung verpflichtet, einer Gaffel beizutreten. Die Kaufleutegaffeln, besonders Windeck, wurden von den »Meistern« bevorzugt gewählt, um in ihnen gesellschaftlich aktiv zu werden. Ein Gesellenverband der Buchdruckerkunstgenossen bestand, wahrscheinlich auch wegen ihrer geringen Zahl, in Köln nicht, obwohl in dieser Zeit ähnliche Organisationen anderer Berufe gegründet wurden. Vergegenwärtigen wir uns aber die Entstehungsursachen solcher Verbände, so werden wir feststellen, daß im Buchdruckgewerbe gar kein Anlaß zur Gründung gegeben ist. Denn der Gesellenverband ist doch nur die »naturwüchsige Rückwirkung der mittelalterlichen Arbeiter auf die Klassenselbstsucht der Handwerksmeister«[319]. Solange das Verhältnis Geselle – Meister noch vom patriarchalischen Arbeitsethos bestimmt wurde, gab es keine »soziale Frage« im Handwerk. Erst recht konnte es sie nicht im Buchdruckgewerbe geben, das gerade erst im Aufblühen begriffen war und Verfallserscheinungen, wie Zunftzwang und Meisterbeschränkung etc., noch nicht kennen konnte.

[314] Nicht nur der Bürger. – Loesch, a.a.O., S. 146*.

[315] Loesch, a.a.O., S. 139*.

[316] H. Keussen, in: Mitteilungen des StA Köln, H. 11, 1887, S. 68.

[317] Akten Z 68.

[318] Oschilewski, Brauch, S. 46.

[319] Lenzen, Lehrlinge, S. 253. – Etwas scharf und modern formuliert.

Universitätszugehörigkeit

Ungeklärt bleibt noch die Frage nach der Zugehörigkeit der Buchdrucker zur Universität. »Die Buchhändler wurden als zur Universität gehörig angesehen und zur Leistung des Immatrikulandeneides angehalten«, schreibt Ennen[320]. Ein Nachweis dieser Behauptung läßt sich nicht erbringen. Wohl waren viele Kölner Drucker der Inkunabelzeit, und nur in dieser Zeit liegt das Problem, an der Universität vereidigt und deren Recht unterstellt – so zum Beispiel *Zell*, *Terhoernen*, *Götz*, *Bungart* u. a. Meist waren es Kleriker oder Schreiber (Notare) aus fremden Städten, die, nach Köln kommend, hier an der Universität sich einschreiben ließen, sicherlich aus dem Bestreben, die Freiheiten, die das Universitätsrecht gegenüber dem städtischen Recht bot, in Anspruch zu nehmen, indem sie auf die Immatrikulation oder ein absolviertes Studium in ihrer Heimatstadt hinweisen konnten. Einen Universitätsgrad haben sie nur selten besessen. Von einer Pflicht, die aus Zensurgründen motivierbar wäre, der Universität anzugehören, konnte für den Buchdrucker keine Rede sein, da auch keinerlei derartige Fälle aus anderen Städten bekannt geworden sind, abgesehen von Wien. Auch sind keine Edikte vorhanden, die auf solches Tun der Universität hinweisen[321]. Da die Buchdrucker ihrem Wesen nach Unternehmer, also auch Kaufleute waren, paßten sie gar nicht in den Bereich des Universitätsrechtes. Dies wirkte sich auf das gesamte Buchdruckgewerbe direkt nur acht Jahre, vom 17. März 1479 bis 17. November 1487, in Form der Zensur aus. M. E. hatte die Immatrikulation von Kölner Buchdruckern an der hiesigen Universität in erster Linie nicht den Schutz des Gewerbes zur Ursache, sondern ihr erlernter akademischer Beruf (Kleriker, Notar, u. ä.) veranlaßte sie, die einmal erworbenen Rechte zu erneuern oder beizubehalten, auch nach Aufnahme des neuen (Buchdrucker-) Berufs. In Wien, nach der vorliegenden Literatur das einzigste Beispiel, waren die Buchdrucker von Anfang an bis ca. 1724/36 der Jurisdiktion der Universität unterstellt[322]. Sie waren Universitäts-Bürger und entbehrten der städtischen Bürgerrechte. Sie mußten deshalb auf universitätseigenem Gebiet wohnen, konnten nur über die Universität mit der Stadt prozessieren, etc. Die Buchdrucker waren nahezu abhängige Arbeiter der Universität, wenn sie auch auf eigene Kosten produzieren durften. In Köln liegen die Verhältnisse gänzlich anders. Erst neues Aktenmaterial kann den schlüssigen, wenn überhaupt möglichen Nachweis liefern.

[320] Ennen, Geschichte Kölns, Bd. III, S. 867.

[321] Zur selben Anschauung gelangt Leonhard, Gerichtsstand, auf Grund Wittenbergischer und Leipziger Akten; vgl. dort bes. S. 20-22.

[322] A. Meyer, Wiens Buchdruckergeschichte, Wien, 1882-87, Bd. 2, S. 99ff. – Wenn auch in anderen Städten Buchdrucker an der dortigen Universität immatrikuliert waren, ähnlich wie in Köln, so war ihr Gewerbe nicht gleichzeitig der Jurisdiktion der städtischen Behörden entzogen. Vgl. auch Anmerkung 321.

Die Gesellen

Über die Gesellen, ihr Leben und ihre Arbeit wissen wir nur sehr wenig. Aus italienischen Quellen ist bekannt, daß der Setzer höher entlohnt wurde als der Drucker[323]. Zwar mußte jeder Geselle alle Handfertigkeiten beherrschen, er wurde aber in jeder Offizin meist nur mit einer Arbeit betraut. In einer Werkstatt in Montserat z. B. wurden acht Leute beschäftigt[324]: ein Gießer, zwei Setzer, ein Farbbereiter, ein Färber, zwei Drucker, ein Pressenmeister. Leider fehlen für die deutschen Verhältnisse aus jener Zeit jegliche Angaben. Sicherlich werden in Köln ähnliche Zustände geherrscht haben. Die große Zahl von Verlagswerken vieler Kölner Firmen im 15. Jahrhundert müßte eigentlich beweisen, daß es keine Ein-Mann-Betriebe gewesen sind.

Über die allgemeinen Kölner Handwerkerverhältnisse sind wir – für diese Zeit wenigstens – weit besser orientiert[325]. Die zünftigen Gewerbe verlangten meist vier Lehrjahre. Das Goldschmiedehandwerk forderte sogar acht Jahre für eine gewissenhafte Ausbildung ihrer Lehrjungen. In Köln hatte es eine besondere Kunstfertigkeit erreicht, die weit über die Grenzen der Stadt hinaus bekannt war. Wie die Buchdrucker fühlten auch sie sich als Künstler. Der Beruf der Goldschmiede kann als das »gehobenste Gewerbe überhaupt« gelten[326]. Die zahlreichen Goldschmiede innerhalb des Buchdruckgewerbes der Frühzeit mögen mit dazu beigetragen haben, daß das neue Gewerbe diese Ausnahmestellung einnehmen konnte.

Die Arbeitszeit verlief vom frühen Morgen bis zum frühen Abend in der Werkstatt. Meistens war auf ein Jahr eine Arbeitsvereinbarung (Kontrakt) zwischen dem Gesellen und dem Meister geschlossen worden. Der Arbeitsplatzwechsel vor Ablauf der Zeit kam nur selten vor und wurde außerdem bestraft. Der Meister durfte häufig einen Lehrling bei zwei Gesellen halten. Das Wandern der Gesellen war inzwischen populär geworden.

Auch die Gesellen unseres Gewerbes zogen damals als »farent Puchtrucker« von Stadt zu Stadt, samt ihrem Handwerkszeug. Aber es waren nicht nur Gesellen! Auch kapitalkräftige Drukkerherren, wie *Heinrich von Köln*, der fast ganz Italien durchzog, scheuten die Reise nicht. Von einem oder mehreren Gehilfen begleitet, wanderten sie mit einer Presse und einigem Schriftvorrat von einer Stadt zur anderen, wo sie solange blieben, bis die Aufträge ausgingen[327]. Da der Setzer wesentlich mehr Bildung besitzen mußte, er konnte lateinisch lesen und schreiben (korrigieren), sind meistens die Magister und Studenten Setzer geworden. Ihnen ist es zu verdanken, daß so viele lateinische Begriffe in das Buchdruckgewerbe eingeflossen sind; so die Bezeichnungen für die Schriftarten, Setzerarbeiten und das Setzerwerkzeug.

[323] Haebler, Druckergesellen, S. 25.

[324] Haebler, Druckergesellen, S. 27. – Es wurde mindestens an zwei Pressen gearbeitet.

[325] Vgl. die Arbeiten von Loesch, Lenzen und Bruns (siehe Literaturverzeichnis).

[326] F. Rörig, Die europäische Stadt, S. 368, in: Propyläen-Weltgeschichte, Bd. 4, 1936.

[327] Krahl, Verband, Bd. 1, S. 51.

Die Gesellen waren in die Familiengemeinschaft des Meisters aufgenommen: sie wohnten bei ihm und wurden von ihm beköstigt. Die Höhe des Reallohnes ist nicht überliefert. Er dürfte aber höher gelegen haben als der der Handwerker, da die Buchdrucker auch später besser bezahlt worden sind. Im allgemeinen galt in Köln der Zeitlohn, nämlich bei der Verdingung der Gesellen auf ein Jahr wurde diesen nach Abschluß der Arbeit, nach Ablauf der Frist der »Jahrlohn« ausgehändigt, wobei gleicher Lohn für die Glieder einer Zunft angestrebt wurde. Stücklohn war bei einigen Berufen ausdrücklich verboten, so 1456 bei den Goldschmieden oder 1594 bei den Korbmachern. Vgl. die Anmerkung 332. Wegen fehlender Lohnangaben der Buchdrucker erübrigt sich hier eine Auseinandersetzung mit Löhnen anderer Berufe.

Eine »Gewerbestraße« (die Handwerker eines Gewerbes wohnten in derselben Straße) hat es in der ersten Zeit, 1465–1525, für die Buchdrucker noch nicht gegeben. Sie siedelten verstreut im östlichen und nördlichen Stadtteil Kölns.

1525–1660

Mit der Konsolidierung des Buchdruckgewerbes in der Wirtschaft und nachdem die Arbeit und die Produktion eine ihnen gemäße Festigung erfahren hatten, zeigte sich auch auf dem sozialen Gebiet eine Änderung der Verhältnisse. Im 16. Jahrhundert wurden die ersten für eine Stadt allgemein verbindlichen Lohntarife geschaffen, Kranken- und Altersversorgung sowie Arbeitsvermittlung geregelt. Zwar stützt sich unsere Kenntnis allein auf die überlieferten Ordnungen von Leipzig und Frankfurt am Main. Da aber letztere Bezug auf die gleiche Situation Kölns nimmt, werden hier die Verhältnisse ähnlich gewesen sein. Wenige Kölner Einzelbeispiele können die Vermutung erhärten.

Lohn

1563 richteten fünf Frankfurter Buchdruckerherren eine Bittschrift an den Rat, daß ihnen eine (von den Buchdruckern entworfene) Buchdruckerordnung genehmigt und vom Rat verkündet werde[328]. Die Prinzipale nahmen den Übermut der Gesellen im Trinken und Raufen sowie ihr »Feiern«, das Fernbleiben von der Arbeit zum Anlaß, ihre Nöte dem Magistrat vorzutragen. Erst nach wiederholter Mahnung der Bittsteller wurde diese Buchdruckerordnung, die »der Baselischen, Inn allen Puncten gemäß« aufgestellt worden ist, am 5. März 1573 publiziert. Die Arbeit der Setzer und Drucker wurde nach Stücklohn bezahlt. Genau nach der Größe der Schrift aufgeteilt, wurde der Setzer für jede Form[329] unterschiedlich entlohnt: drei Formen große Schrift (Schwabacher) entsprechen ca. zwei Formen Median (Mittel-Fraktur, etc.) oder einer Form kleiner Schrift. Acht verschiedene Schriftgrößen wurden aufgeführt. Für lateinische, griechische oder gemischte Texte wurden von Fall zu Fall die Löhne festgelegt. Die Setzer erhielten für eine Woche Material, ebenso wurde der Lohn wöchentlich errechnet. Bei *Quentel* erhielt ein Setzer um 1580 wöchentlich ca. 10–15 Mark

[328] Faulmann, Buchdruckerkunst, S. 332 ff.

[329] Die Druckform enthält einen Bogen Satz.

köln. (= 2½ - 4 fl köln.). Auch hier wurde die Entlohnung nach Schriftarten und Formaten festgelegt[330]. Ungefähr zwei bis drei Formen mußten pro Tag gesetzt werden.

Die Bezahlung der Drucker war geringer. Etwa ½ Mark pro Woche verdienten sie weniger. Ihnen war vorgeschrieben, am Tage zu zweit zwischen 3000 und 3500 Bogen (Schön- und Widerdruck) zu drucken, – entweder zwei Formen zu 1525-1625 Auflage oder drei Formen zu 1125 Auflage[331]. Im Buchdruckgewerbe herrschte also der Stücklohn – eine Ausnahmeerscheinung dieser Zeit[332].

Der Lohn der Setzer und Drucker wurde aber nicht wöchentlich ausgezahlt, sondern blieb bis zur Messe, Ostern und Michaelis, nach Beendigung der halbjährigen Arbeitsverdingung, stehen. Dann wurde der Gesamtverdienst auf einmal an den Gesellen ausgegeben, abzüglich des bereits wöchentlich ausgezahlten Kostgeldes. Nach 1550 war es nämlich üblich geworden, daß die Gesellen nicht mehr beim Meister wohnten und aßen[333], sondern irgendwo in der Stadt zu Miete lebten. In der 1573 publizierten Ordnung heißt es: »Es solle auch jeder Geselle wie zu Basel, Straßburg, *Köln*, Antorff, sich selbst beköstigen«. Der Druckerherr zahlte deshalb pro Woche 12 Batzen[334] an jeden Gesellen. 1598 wurde das Kostgeld auf 20 Batzen für verheiratete und auf 17 Batzen für unverheiratete Gesellen erhöht. Für Köln bleibt die Höhe des Kostgeldes unbekannt. Das Quentelsche Rechnungsbuch bringt nur den Gesamtverdienst der Setzer und Drucker. Diese erhielten anscheinend jede Woche ihren vollen Lohn ausbezahlt, und nicht nur einen Teilbetrag, das sog. Kostgeld. Die bei der Officina Quenteliana beschäftigten Gesellen wohnten in der Kolumba-Pfarre und zahlten dort zwischen 9 und 14 Taler köln. (78-121 Mark) Miete pro Jahr.

Die Buchdruckergesellen wurden besser bezahlt als z. B. die Buchbinder, die wöchentlich nur ca. 9-11 Mark verdienten. Daß bereits damals die Buchdrucker zu den besser bezahlten Arbeitern gehörten, zeigt der Vergleich mit dem Einkommen anderer Berufe: Der Buchdruckergeselle hatte Ende des 16. Jahrhunderts einen Jahresverdienst (auf der Grundlage eines Wochenlohnes) von 40-62 RTa (oder 70,8 bis 83,8 Taler kölnisch). Die Miete beanspruchte 12-16% dieser Summe, der Rest verblieb für Nahrung und Kleidung. Die Handwerker aber wurden, in Köln jedenfalls, schlechter bezahlt: ein Bäckergeselle erhielt 1582 (im Jahreslohn) 15 RTa jährlich und dazu Verpflegung und Unterkunft; ein Weißgerber 24 RTa und Verpflegung und Unterkunft. Die Bauarbeiter, besonders die städtischen, verdienten (bei Tagesentlohnung) 58⅔ bzw. 72 RTa jährlich, mußten aber für Verpflegung und Unterkunft selbst sorgen. Die Kranarbeiter und die städtischen Fuhrknechte zählten zu den bestbezahlten Berufen. Letztere verdienten bis 115 RTa jährlich bei wöchentlicher Verdingung[335].

In Köln hatte inzwischen der Wochenlohn (als Zeitlohn) Eingang in vielen Handwerken gefunden. Die Verschlechterung der Situation des Gewerbes bewirkte nämlich kürzere Arbeitsverdingungen, die zwangsläufig zu kürzeren Zeitlöhnen führten. Der Geselle war aus dem patriarchalischen Arbeitsgefüge gerissen worden, und jetzt, auf sich allein gestellt, begann er erste Lohnforderungen anzumelden. Das Kölner Buchdruckgewerbe blieb in diesem Zeitabschnitt von einer Verschlechterung der Arbeitssituation noch verschont.

Soziale Stellung

Die Einordnung des Buchdruckgewerbes in das soziale Gefüge der Stadt Köln wird möglich durch einige Angaben über Hausbesitz und Steuerhöhe, die sich in den Erhebungen der Stadt von 1589 bzw. 1590 finden. Es werden zwar nur zehn Prinzipale und sechs Gesellen erfaßt, die im Kirchspiel St. Kolumba gewohnt haben, doch läßt sich durch Vergleich mit anderen Gewerben und Bürgern in demselben Gebietsteil Kölns verhältnismäßig gut die allgemeine Lage erkennen[336].

Aus der Häuserliste vom Jahre 1589 geht hervor, daß von zehn Buchdruckerherren acht Eigentümer von dreizehn Häusern im Gesamtwert von 19300 Talern köln. sind. Der Durchschnittsbesitz beträgt 2412 Taler köln. und setzt diese Gruppe von Unternehmern an die dreizehnte Stelle der Grundeigentümer, nach Berufen geordnet. Die Apotheker stehen mit 12900 Talern Durchschnittsgrundbesitz an erster Stelle, die Goldschmiede an 31. Stelle mit 1000 Talern und die Nagelschmiede an 45. Stelle mit 766 Talern Grundbesitz. An Gewerben gehen den Buchdruckern nur die Kannengießer (sie nehmen die 9. Stelle in der Folge ein), die Maler (10. Stelle) und die Brauer (12. Stelle) voraus. – Von den sechs Gesellen[337] besitzen die Hälfte, nämlich zwei Setzer und ein Drucker, je ein Haus im Durchschnittswert von 400 Talern köln. Da in dieser Zeit zwei Drittel der Bevölkerung zur Miete wohnt, sind diese Gesellen besser gestellt als Gesellen aus Handwerksberufen.

Die Steuer des 100. Pfennigs auf bewegliches Gut vom 23. 7. 1590 trifft das Buchdruckgewerbe härter als andere. Von den zehn Prinzipalen[338] bleiben nur drei steuerfrei. Fünf von ihnen zahlen insgesamt 166 Taler 42 Albus, also durchschnittlich 23½ Taler köln., obgleich der Durchschnittssatz aller steuerpflichtigen Bürger dieses Kirchspiels bei 17 Taler köln. liegt. Die Buchdrucker sind demnach wesentlich vermögender gewesen als ihre Mitmenschen. In der nach Berufen gegliederten

330 Zaretzky, Quentelsches Rechnungsbuch.

331 Da diese hohen Auflagenzahlen vorgesehen sind, müssen sie damals üblich gewesen sein.

332 Nicht zufällig war der Stücklohn so frühzeitig ins Buchdruckgewerbe hineingetragen worden, da im großen und ganzen den Handwerkern noch Zeitlohn (Jahrlohn oder auch Wochenlohn) gezahlt wurde und manchen Gewerben der Stücklohn ausdrücklich untersagt war. Nur in diese, »die schon frühkapitalistische Züge aufweisen«, konnte der Stücklohn eingeführt werden, wobei die Entwicklung durch das Verlagssystem gefördert wurde. – Bruns, Arbeitsverhältnisse, S. 173.

333 Jedenfalls im Buchdruckgewerbe.

334 12 Batzen = ⅘ fl Frankfurter Währung.

335 Zusammengestellt nach Angaben bei Kuske, Verkehrsarbeiter, S. 97-101, und bei Lenzen, Lehrlinge, S. 201-207, und bei Bruns Arbeitsverhältnisse, S. 164-176.

336 (Greving) Steuerlisten des Kirchenspiels St. Kolumba; G. kennt manche Buchdrucker nicht, so daß er nur von insges. 12 Personen spricht. Hier sind alle Angaben (Rechnungen) auf die 16 Personen umgerechnet.

337 Aus Benzing (Lexikon), Büllingen (Ann. Colon.) und aus den Akten geht nicht hervor, daß diese drei Buchdrucker und drei Buchsetzer selbständig gearbeitet haben.

338 Bei zwei vermögenden Druckerherren fehlt die Angabe der Steuer, die sie aber zweifellos entrichtet haben.

Reihenfolge, wie sie von Greving zusammengestellt wurde, stehen sie an vierter Stelle nach den Patriziern, Junkern und Weinhändlern, also an erster Stelle aller Gewerbetreibenden und an zweiter Stelle der Händler!

Aus diesen Angaben erkennt man, daß die Buchdrucker zu den vermögendsten Familien der Stadt zu rechnen sind. Zwar ist ihr Grundbesitz im Verhältnis zu anderen nicht so umfangreich, ihre Mobilien wie Bücherlager und Druckerei aber haben einen so großen Wert, daß sie mit den höchsten Steuersätzen aller Gewerbetreibenden veranschlagt werden.

Auch ein Geselle, Buchsetzer Wilhelm Commendeur, wird mit 1 Taler köln. zur Steuer von 1590 herangezogen. Die anderen Gesellen bleiben steuerfrei[339].

Zum besseren Verständnis folgt eine tabellarische Übersicht. Die Buchdrucker werden ihrem Vermögen nach in vier Gruppen geteilt: I. reiche Unternehmer mit 1000 Taler Grundbesitzwert und mehr; II. kleine Unternehmer mit Grundeigentum; III. unselbständige Buchdrucker und Buchsetzer mit kleinem Vermögen; IV. unselbständige Gesellen ohne Vermögen.

	Name	*Vermögen*	*Steuer*	
I.	Walter Fabritius	6800 Taler	40 Taler	Albus
	Arnold Mylius	4000	70	
	Gervin Galenius	3000	?	
	Johann Gymnich	1000	44	16
	Johann Birckmann (Witwe)	1000	?	
	Goswin Cholinus	1000	10	
	Dietrich Baum (Witwe)	1000	—	
II.	Wilhelm Lützenkirchen	250	—	
	Godfried Kempen	—	2	26
	Lambert Andreae	—	—	
III.	Wilhelm Commendeur (Setzer)	500	1	
	Cornelius Funtz (Drucker)	400	—	
	Elias Wyss (Setzer aus Freiburg)	350	—	
IV.	Brictius (Drucker)	zahlt jährlich	7 Taler Miete	
	Moessmenger, Peter (Setzer)	„ „	14 „ „	
	Paulus (Drucker)	„ „	9 „ „	

[339] Wehmer, Methodenstreit, S. 288-93, stellte nach Angaben aus Steuerbüchern des 15. Jahrhunderts der Stadt Augsburg die Vermögensverhältnisse der dortigen Buchdrucker zusammen. Eine ähnliche Schichtung der Unternehmer in sehr reiche, begüterte und arme Kunstgenossen fällt auf. Allerdings zog Wehmer (an dem a. O.) keine Vergleiche mit anderen Gewerben, noch stellte er die Buchdrucker an ihren Platz in der sozialen Rangordnung der Stadt. – Bei wirtschaftsgeschichtlichen Untersuchungen des Buchdruckgewerbes anderer Städte sollten Steuerbücher nicht unbeachtet bleiben. Auf die Wichtigkeit dieser Quelle ist bereits hingewiesen worden von A. Dopsch, Zur Methodologie der Wirtschaftsgeschichte, in: Festschrift W. Goetz, 1927, und von A. Breuer, Kritische Studien zur Literatur und Quellenkunde der Wirtschaftsgeschichte, Leipzig 1912. Die historische Forschung beschäftigte sich schon öfters damit, so: J. Hartung, Die Augsburger Zuschlagsteuer von 1475 und die Augsburgische Vermögenssteuer, in: (Schmollers) Jahrb. f. Gesetzgebung, N. F. 19 (1895), N. 1, S. 95-139; N. 2, S. 169-186. – Vgl. auch K. Bücher, Bevölkerung von Frankfurt a. M. im 14. u. 15. Jahrhundert, Tübingen 1886; und G. Schönberg, Finanzverhältnisse in Basel im 14. u. 15. Jahrhundert, Tübingen 1879.

Arbeitszeit

Über das Feiern, über das sich die Prinzipale beschwert hatten, wird ausgesagt, daß in Frankfurt alle vierzehn Tage ein ganzer Feiertag sein soll neben Heilig Abend, Neujahr, Fastnacht und Christi Himmelfahrt. Neben den Sonntagen ergab das im Jahr dreißig freie Arbeitstage. In Jena wurde es ebenso gehalten. Zusätzlich zu den Sonntagen waren neunundzwanzig (genannte) Tage im Jahre arbeitsfrei[340]. Da auch in der Frankfurter Buchdruckerordnung von 1598 neunundzwanzig Feiertage festgelegt worden waren, wird in Köln an diesen Tagen ebenfalls nicht gearbeitet worden sein. Wer aber mehr »feierte« als erlaubt war, dem wurde ein Teil seines Lohnes abgehalten. Trotzdem mußte er die versäumte Arbeit nachholen.

Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts kannte man wohl im ganzen Westen Deutschlands den sogenannten »Blauen Montag«[341]. Die Klagen über das Feiern auch an anderen Tagen und die im 17. Jahrhundert erlassenen Verbote über Trinken, Kartenspielen, Hin- und Herlaufen, usw., während der Arbeitszeit deuten darauf hin, wie wenig intensiv gearbeitet worden ist. Dies gilt wohl für alle Handwerke. Es ist ein symptomatisches Zeichen für die Verschlechterung der Arbeits- und Lohnsituation im Bereich der zünftigen Gewerbe, wobei an die besondere wirtschaftspolitische Isolierung erinnert sei, die sich freilich erst anbahnte[342].

Die Arbeitszeit war sehr lang. Sie nahm praktisch die Zeit ein, die vom Aufstehen morgens bis zum Schlafengehen abends, abgesehen von den Mahlzeiten, den Menschen zur Verfügung stand. Gegen vier Uhr morgens sollte die Arbeit anfangen, abends um neun Uhr war Feierabend[343]. Kürzere Arbeitszeit konnte ausgemacht werden. Rechnen wir zwei bis drei Stunden für Mahlzeiten, so verbleiben vierzehn bis fünfzehn Stunden Arbeitszeit. Da zwei Drucker ›Ballen- und Pressenmeister‹ in der Stunde ca. 250 Bogen drucken konnten, 3000-3500 Bogen aber als Tagesleistung vorgeschrieben waren, entstand schon eine Arbeitszeit von zwölf bis vierzehn Stunden am Tage. Wenn auch öfter gefaulenzt wurde, – Klagen der Prinzipale gab es genug, – muß doch eine Arbeitswoche von achtzig Stunden als üblich angenommen werden[344]. Die Sonntagsarbeit war aus kirchlichem Interesse bei Strafe von 2 fl verboten. Für unsere Zeit mit dem Streben nach der Vierzig-Stunden-Woche ist dies eine unfaßbare lange Arbeitszeit. Aber die Länge ist aus der damaligen Arbeitsverfassung heraus zu verstehen. Das patriarchalische Arbeitsverhältnis, in dem der Arbeitende stand, und die innige Verbindung von Lebens- und Arbeitsraum war der Ausdruck des mittelalterlichen Arbeitsethos' und der handwerksbestimmten Betriebsverfassung. »Die Arbeit stand«, wie F. Steinbach [345] formuliert, »im Gottesdienst ..., im Dienst an

[340] Nach dem »Verzeichnis der Feiertage, so in der Druckerey zu Jhena« von 1554; in: Jenaische Zeitung vom 2. März 1936.

[341] Bruns, Arbeitsverhältnisse, S. 138.

[342] Darüber wird im nächsten Abschnitt – 1660-1800 – ausführlicher gehandelt, siehe S. 702f.

[343] Buchdruckerordnung von Frankfurt/M. vom 10. Oktober 1598.

[344] Geßner, Buchtruckerkunst, Bd. II, o. S., und Faulmann, Buchdruckerkunst (eine sehr eingehende Arbeit, bes. für soziale Verhältnisse, mit Quellenmaterial).

[345] F. Steinbach, Berufsstand, S. 61; vgl. auch F. Steinbach, Der wirtschaftende Mensch, S. 37.

der Verwirklichung des Gottesreiches«, weil die Arbeit nicht als Last, sondern als »Anteilnahme an Gottes Schöpferwerk sittlich und religiös wertvoll ... erlebt wurde«. Eine Trennung von Arbeit und Freizeit konnte es deshalb nicht geben.

Bis ins 18. Jahrhundert hinein galt die im 16. Jahrhundert üblich gewordene Konditionsordnung der Gesellen, die auch vom Herren akzeptiert wurde. In der Frankfurter Buchdruckerordnung war festgelegt worden: von Messe zu Messe soll der Arbeitsvertrag gemacht werden. Sechs Wochen vor dem Messebeginn war der sogenannte »Sagetag« oder Kündigungstag. Der Geselle wurde vom Herrn angeredet zu bleiben. Für die nicht angesprochenen Gesellen bedeutete dies Kündigung der Arbeitsstelle. Nur in Ausnahmefällen durfte vor Ablauf der Zeit gekündigt werden. Das vorzeitige Entlassen seitens des Herrn oder frühzeitiges Weglaufen der Gesellen wurden bestraft.

Ein Streikrecht gab es nicht. Jede Zusammenrottung oder jeder Streik war verboten[346]. Überhaupt wurde jedes ungehörige Benehmen der Gesellen, aber auch jedes Schimpfwort der Herren mit Geldstrafe bedroht. Dies ging soweit, daß die Schimpfworte abgestuft nach ihrem beleidigenden Inhalt aufgeführt wurden[347]. Jedes »Spielen, Zechen, Laufen und Feyern« in den Druckereien war verboten[348].

Lehrling

Wie in jedem Handwerk üblich – in Köln galten in den zünftigen Handwerken gleiche, meist noch strengere, auf Exklusivität und gegen die Übersetzung des Berufes gerichtete Ordnungen – wurde auch von den Buchdruckern von dem aufzunehmenden Lehrjungen eheliche Geburt und Eltern mit einwandfreier Gesittung verlangt. Die Lehrzeit betrug vier und mehr Jahre. Der Prinzipal wollte in den letzten Jahren aus dem Lehrling Kapital schlagen. Deshalb auch die Beschränkung der Lehrlingszahl, zwei pro Presse jeder Offizin, die von den Gesellen gefordert wurde. In der Praxis ist das von den Unternehmern nie eingehalten worden. Viele Klagen wurden laut, die uns Werther zum Teil überliefert hat[349]. Das Lehrgeld betrug in Frankfurt 40 fl. Außerdem waren am Anfang 1 fl Introitusgeld und beim Ende der Lehrzeit 6 Schillinge in die Krankenkasse zu legen. Nach beendeter Lehrzeit war der Prinzipal verpflichtet, einen Lehrbrief auszustellen[350]. Ein Geselle, der ohne Lehrbrief und ohne Arbeitszeugnis eine Arbeitsstelle suchte, galt als ehrlos und wurde geächtet. Nur in Winkeldruckereien (Offizinen von ungelernten Druckern oder Juden) konnten sie Arbeit finden.

Kunstbräuche

Die Kunstbräuche der Buchdrucker waren im 16. Jahrhundert bereits ausgebildet. »Titulgeld« und »Titulbier« wurden verschenkt[351], wenn das oft mehrfarbige Titelblatt, das genaueste Arbeit erforderte, gesetzt und gedruckt worden war. In der Frankfurter Ordnung von 1598 wird diese Sonderentlohnung ausdrücklich erwähnt. Das Trinken und Feiern der Buchdruckergesellen war weit verbreitet. Zur Entschuldigung dieses übermäßigen Genusses, der besonders von diesen Leuten gepflegt wurde, hieß es:

> Weil man die Schriften und Papier
> alles wohl feucht muß haben,
> so pflegen auch mit Wein und Bier
> die Gesellen sich zu laben[352].

Karneval wurde von den Gesellen teilweise in solchem Übermut gefeiert, daß die Prinzipale öfters wegen des Feierns der Gesellen über mehrere Tage hinweg ärgerlich wurden und das Gericht der Buchdruckerei-Gesellschaft um Vermittlung anriefen (Leipzig) oder das Fastnachtfeiern ganz verboten (Frankfurt 1598)[353].

Den größten Raum im Leben eines Gesellen nahm wohl das Postulat, das Freisprechen des Lehrlings, ein. Dieser Brauch, der sich bis ins 19. Jahrhundert erhielt, stammte aus dem akademischen Leben. Durch den starken Anteil von Akademikern im Buchdruckgewerbe in der Inkunabelzeit, als sich die einzelnen Berufe entwickelten und dem Gewerbe entsprechende Formen gaben, wurde die Beanen-Deposition der Studenten als Kunstbrauch von den Buchdruckern übernommen. Jeder neuimmatrikulierte Student, Beane genannt, mußte eine Deposition über sich ergehen lassen, nämlich eine Aufnahmeprüfung in die Gesellschaft der Studenten. Bis ins 18. Jahrhundert erhielt sich dieser Brauch auch an der Universität Köln. Die symbolische Bedeutung verlor sich freilich, das Fest artete in Saufereien aus[354].

Im Buchdruckgewerbe wurde ein ausgelernter Lehrling Cornute genannt. Er war noch kein Geselle. In diesen Stand wurde er erst durch die Deposition erhoben: diese hatte er zu postulieren (daher auch: Postulat). Da schon sehr zeitig diese Zeremonien schriftlich niedergelegt und gedruckt wurden, haben wir genaue Kenntnis von der Depositio cornuti. 1621 wurde von Paul de Vise in Danzig die Handlung zum ersten Male in Verse gefaßt und publiziert[355]. Hatte der Lehrling ausgelernt und als Cornute »durch Arbeit«, die schlechter als die eines Gesellen bezahlt wurde, »soviel Geld erworben oder sonst Vermögen, den Gesellennamen zu erhalten, so kann er, wo nicht bei völliger Gesellschaft, doch in Gegenwart von sechs redlichen Kunstgenossen, welche als Beamten fungiren, nach Erlegung der or-

[346] Anlaß hatten Streiks 1471 in Basel, 1539 in Paris, 1565 in Leipzig und andere Beispiele gegeben.

[347] Buchdruckerordnung Jena von 1556. So: Bösewicht, Unflat, Kalbskopf, etc.

[348] Ein solches Verbot konnte nur erlassen werden, nachdem diese Unarten großen Umfang angenommen hatten.

[349] Werther, Buchdruckerkunst, o. S.

[350] Dies war bereits 1530 (wiederholt 1531, 1548 und 1577) in den Reichsabschieden (Polizei-Ordnungen) für das gesamte Gewerbe im Reich geregelt worden. Außerdem war ein Arbeitszeugniszwang erlassen worden.

[351] Krahl, Verband, Bd. I, S. 76.

[352] Faulmann, Buchdruckerkunst, S. 332; zeitgenössisch.

[353] Werther, Buchdrucker-Kunst, S. 13-20, und die Frankfurter Buchdruckerordnung von 1598.

[354] Ennen, Zeitbilder, S. 74-77. – Vgl. auch Fabricius, Deposition; Pelka, Deposition, und Lüthi, Depositio Cornuti.

[355] Von Johann Rist, Lüneburg, im Jahre 1655 erneuert. Später mehrfach nachgedruckt. Wiedergabe in: Das Postulat der Buchdrucker, Frankfurt 1921.

dentlichen Gelder das Postulat verschenken, worauf er als ein rechtschaffenes Mitglied der Kunst oder als redlicher Geselle auf- und angenommen werden soll«[356].

Der Cornute hatte nicht nur die Unkosten für das Fest zu tragen, oft über 20 RTa, sondern mußte schon vorher wöchentlich an die Mitgesellen einige Groschen Cornutengeld abführen. Von den 20 Talern wurden 4 in die allgemeine Kasse abgeführt und 2 Taler für Unkosten entrichtet, die bei der Depositio entstanden. Das übrige Geld wurde an die Gesellen verteilt. Nachdem ein Tag für die Deposition bestimmt und sechs »Beamte« aus den Reihen der Gesellen gewählt worden waren, wurden zu diesem Fest alle in der Stadt ansässigen Kunstgenossen oder nur die einer Druckerei zugehörigen Gesellen mit ihren Frauen eingeladen. Allerlei Unarten nahm man mit dem Postulanten vor, um ihm nochmals alle seine Jugendsünden vorzuführen, ehe er in den neuen Stand erhoben wurde. Diesen Zeremonien schloß sich ein Festessen und -trinken an, das mindestens zwei Tage währte, denn für eine Depositionsfeier wurden den Gesellen gewöhnlich zwei Feiertage bewilligt. Dem neuen Gesellen wurde ein Postulatszeugnis ausgestellt, das er gut aufbewahren mußte, denn kam er in eine fremde Stadt und konnte dort seinen Gesellenstand nicht nachweisen, mußte er sich abermals dieser kostspieligen »Prüfung« unterwerfen. Der Sinn dieser Prüfung – »den aufzunehmenden Gesellen an die Pflichten gegenüber Beruf und Stand zu erinnern«[357] – ging auch bei den Buchdrukkern verloren. Allerlei Albernheiten wurden mit dem Cornuten vorgenommen. Das Gelage artete in lang dauernde Trinkereien aus, die auf Kosten des Postulanten gehalten wurden. Am 8. Oktober 1803 wurde von Friedrich Wilhelm III. in Preußen das Postulat verboten. Dieser Befehl galt später auch in Köln, nachdem es preußisch geworden war. Im Jahre 1804 schloß sich Bayern, 1811 auch Sachsen diesem Vorgehen an.

Buchdruckerordnung

Sehr wichtig war die Krankenversorgung, die im Handwerk allgemein Eingang gefunden hatte. Schon 1573 wurde sie in der Frankfurter Buchdruckerordnung erwähnt. In Köln wird es genauso gehandhabt worden sein. In beiden Städten gab es damals noch keine Buchdruckergesellschaft als Zunftorganisation. 1598 hieß es abermals[358]: In jeder Druckerei soll eine Kasse mit zwei Schlössern gehalten werden. Da es noch keine Institution gab, bei der die »Lade« hätte aufbewahrt werden können, war man zu dieser weniger gut durchführbaren Lösung gekommen. Jeder Druckerherr hatte wöchentlich pro Presse vier Pfennige, jeder Geselle zwei Pfennige in die Kasse der Offizin zu zahlen. Zu dieser Kasse sollte der Druckerherr und ein gewählter Geselle je einen Schlüssel haben, die das »Geld darein tun«. Alle Vierteljahre mußten sie Rechenschaft geben. Eigenartigerweise fehlt jede Verfügung über die Höhe der zu gewährenden Krankengelder, Begräbniskosten etc., wie sie später ausführlich genannt werden[359]. Es wurde nur gesagt, daß bei Krankheit oder sonstiger entschuldbarer Verhinderung von der Arbeit das Kostgeld vom Herrn weitergezahlt werden muß, nicht aber der Arbeits-Wochenlohn.

Die Frankfurter Buchdruckerordnungen von 1573, 1588 und 1598 gehen in ihren Bestimmungen noch sehr ins einzelne. Viele Paragraphen betreffen aber nur Frankfurter Verhältnisse. Die ausführlich dargestellten Verbote und Gebote dürften aber in ganz Deutschland, zumindestens in Köln, ähnlich gewesen sein. Konkurrenzgründe und Einspruch der Gesellen sorgten dafür, daß keine Ausnahmezustände herrschten.

Das Fehlen einer Verordnung für die Kölner Buchdrucker kann aus der Haltung des Rates gegenüber diesem Gewerbe erklärt werden. Der Magistrat hat dieses nicht allzusehr unter Aufsicht stellen können, wenn es nicht zugrunde gehen sollte. Die nachlässige oder wohlwollende Haltung ist in vielen Beispielen, besonders auf dem Gebiete der Zensur, bezeugt. Der Rat selbst war an der Existenz des Buchdruckgewerbes interessiert, da die Papiereinfuhr und die Bücherausfuhr als Ausdruck eines gesunden Handels der Stadt steuerlich und wirtschaftlich nützte. Auch werden die bedeutenden Druckerverleger, die zum großen Teil selbst im Rat saßen, einen ihrem Gewerbe günstigen Einfluß erreicht haben. In Frankfurt dagegen saß die Kaiserliche Bücherkommission, die ihre Macht soweit wie möglich auszudehnen trachtete.

Seit Zaretzky schrieb, 1581 sei die erste Buchdruckordnung in Köln publiziert worden, wurde diese Auffassung in der Literatur übernommen[360]. Beim näheren Betrachten entpuppt sich diese Ordnung aber als Zensurordnung, als eine der vielen, die vom Rat oder von der Kirche erlassen worden sind, so zum Beispiel am 10. Juli 1555, am 10. Dezember 1578, am 19. Juni 1579, aus den Jahren 1581 ff. und 1600 ff.[361] oder vom 6. Oktober 1545, vom Domkapitel publiziert, und viele andere[362]. In dem Ratsprotokoll vom 19. Mai 1581 heißt es[363]: »Ferner haben, meyne herren, die herren provisoren universitatis bevolen, die hiebevor verfaßte ordnung übers boichtrucken zu publicieren«. Es ist bekannt, daß im 16. Jahrhundert ein Buch von der theologischen Fakultät approbiert sein mußte, ehe es dem Rat zur letzten Prüfung vorgelegt werden konnte, um es in Druck bringen zu dürfen[364]. Die zitierte Notiz folgt einer Eintragung von demselben Tag, Maternus Cholinus betreffend, der ein Buch ohne Approbation gedruckt hatte. Den Auslassungen über den Druck und Verkauf solcher schändlicher Bücher folgt dann die neuerliche Mahnung, die (Zensur-)Ordnung zu veröffentlichen.

---

[356] Leipzig 1606. – Nach Werther, Buchdrucker-Kunst, S. 13-20, und Faulmann, Buchdruckerkunst, S. 398.

[357] Kircher, Buchdruckerkunst, S. 171.

[358] Aus der Frankfurter Buchdruckerordnung von 1598.

[359] Werther, Buchdruckerkunst: Ordnung in Leipzig 1606, in Frankfurt 1660, in Nürnberg 1673, usw. (Ordnungen im Auszug bei Werther wiedergegeben).

[360] Zaretzky, Quentelsches Rechnungsbuch, S. 72. Von Haentjes, Kölner Buchdruck, S. 56, übernommen. – Nicht 1580, sondern 1581, wie irrtümlich angegeben.

[361] Ohne näheres Datum in den Morgensprachen.

[362] Muckel, Zensur, und die übrige Literatur; vgl. Anm. 128.

[363] Ratspr., Bd. 32, f. 109a.

[364] Ratspr., Bd. 14, f. 38a; Vgl. Mitteilungen des StA Köln, Bd. 15, 1918, S. 420.

Im Jahre 1548 hatte sich ähnliches ereignet. Um jedes reformatorische Buch von der Stadt fernzuhalten, hatte der Rat beschlossen, nicht nur den Druck, sondern auch den Handel häretischer Bücher zu verbieten. Deshalb mußte die theologische Fakultät im Auftrage der Stadt einen Index librorum inhibitorum anfertigen. Am 11. Mai 1548 war er fertiggestellt. Eine Kopie wurde allen Buchdruckern etc. übersandt[365].

Diese Beispiele und die Überlegungen, die sich aus den Vergleichen ergeben, weisen m. E. genügend nach, daß es sich bei der »Buchdruckerordnung« von 1581 um eine Zensurordnung handelt, die abermals alle Betroffenen zur Pflicht ermahnt. Wäre nämlich eine Buchdruckerordnung im Sinne der Frankfurter, eine Gewerbeordnung, in Köln erlassen worden, so wäre dies sicherlich in dem Rechnungsbuch Quentels bei den Lohnausgaben vermerkt worden. Im Stadtarchiv Köln sind sehr viele Buchdrucker-Akten überliefert. Sollte ausgerechnet dieses wichtige Edikt verlorengegangen sein, auf das sich die Nachfahren in jedem Falle berufen hätten (wie in anderen Städten), wäre es tatsächlich im Jahre 1581 in Kraft getreten? Aus den im Jahre 1754 geführten Erörterungen zwischen den Gesellen und der Obrigkeit vor dem Kölner Magistrat geht einwandfrei hervor, daß erst 1681 eine Gewerbeordnung vorgelegt, aber nicht genehmigt worden ist.

Auch in der Zeit von 1525 bis 1660 fanden sich die Buchdrucker in Köln zu keinem eigenen Amt zusammen. Schon 1540, als zehn Offizinen arbeiteten und neben den Prinzipalen mindestens fünfzig Gesellen tätig waren (1590: 19 Offizinen mit ca. 100 Gesellen[366]), hätte ihre Zahl gereicht, um eine eigene Zunft zu bilden[367]. Entweder sah die Obrigkeit nicht gern, daß diese Leute in einer eigenen Zunft zusammengefaßt wurden, oder den Buchdruckern fehlte in dieser Zeit, durch ihren Drang zur Freiheit, der dem Gewerbe eigen ist, oder durch die Betonung, daß sie freie Kunstgenossen seien, der Wille zum Zusammenschluß. Eine gewisse Erklärung gibt uns B. Kuske aus seiner Kenntnis der kölnischen und rheinischen Wirtschaftsgeschichte, daß nämlich der eigentliche Zunftgedanke seit dem späteren Mittelalter vorwiegend nur in den Gewerben, die auch Kleinhandel treiben, fortgewirkt habe[368], also in der Großkaufmannschaft keinen Eingang gefunden habe, auch wenn Kaufleute als Verleger Produzenten, d.h. Gewerbetreibende wurden. Und wir sahen, wie sehr sich die Druckerverleger, und sie bestimmten doch am Anfang das Bild, als Kaufleute und Unternehmer fühlten und mit den Kleingewerbe treibenden Handwerkern keine Verbindung suchten.

Die Buchdrucker traten also mangels einer eigenen Organisation fremden Zünften bei. Die meisten der Gesellen, die um 1580-1590 in der »Quenteley« und in anderen Offizinen arbeiteten, waren in der Goldschmiedezunft vereidigt. Einer war Mitglied der Malergaffel, ein anderer in der Zunft Windeck und einer in der Zunft Himmelreich eingeschrieben[369]. Im Jahre 1620 ist der Buchdrucker Johann Schleuter bei der Malerzunft eingeschrieben[370]. – Die Prinzipale bevorzugten die Kaufleutegaffeln Windeck und Eisenmarkt. Aber auch die Goldschmiedegaffel wurde nunmehr zahlreich als gesellschaftliche Heimstätte empfunden. Von sechzehn Buchdruckerherren gehörten sechs dieser, acht der Gaffel Windeck, zwei der Gaffel Eisenmarkt an[371].

Invalide oder kranke Buchdruckergesellen wurden oft Buchverkäufer. Sie zogen von Haus zu Haus oder verkauften an Ständen, auf Jahrmärkten oder in Gastwirtschaften Tagesliteratur, Gedichte, Lieder, etc.[372]. Andererseits war das »Mitverdienen der Ehefrauen der Lohndruckerherren und Gesellen eine ganz ausgeprägte Erscheinung schon im 16. und 17. Jahrhundert. Da in jenen Zeiten die Frauen noch nicht »ins Geschäft gehen« konnten, Frauen waren im Gewerbe und Handwerk nicht zugelassen, so mußte hauptsächlich der Handel zu Hilfe genommen werden«[373]. In Kramläden oder an Ständen auf dem Markt oder auf der Straße wurden Bücher sehr häufig auch von Frauen verkauft.

Turmgang

Diese Bestrafung der Buchdrucker durch die Obrigkeit, meist wegen Übertretung der Zensurordnungen[374], wird uns im 16. Jahrhundert sehr häufig überliefert. Der »Turmgang«, wie die Haft in den Türmen der Tore oder von Kirchen genannt wurde, hatte wirtschaftliche Folgen für die Betroffenen gehabt, denn es waren ja meist Prinzipale. Recht eindeutig klagt Gisbert *Clemens* im Jahre 1646 über sein Schicksal, als er acht Tage im Gefängnis sitzen muß. Arnold von *Mörs* ist über vier Monate eingesperrt gewesen. Welchen Einfluß diese Strafen auf das Leben des einzelnen gehabt haben, ist schwer festzustellen. Manche Buchdrucker sind sogar mehrere Male inhaftiert gewesen, führten ihr Unternehmen aber stets weiter. Aus anderen Städten sind ähnliche Beispiele über Bestrafung von Buchdruckern mit Gefängnis in der Literatur nicht bekannt geworden[375].

1660–1800

Das 17. Jahrhundert führte endlich die Buchdrucker zu Gesellschaften oder Innungen zusammen. Den auf freiwilliger Basis errichteten Gesellschaften, meist von der Obrigkeit geduldet, nicht aber lizenziert, standen die Zwangsverbände (Innungen)

[365] Ratspr., Bd. 13, f. 219 b u. 230 a.

[366] Wenn (im Durchschnitt) jede Offizin nur eine Presse besaß, waren schon zwei Drucker, mindestens ein Setzer und ein Lehrling im Betrieb angestellt.

[367] Loesch, Zunfturkunden, S. 47. Vgl. auch die Bemerkungen auf S. 693.

[368] Kuske, Gewerbe, S. 237.

[369] Zaretzky, Quentelsches Rechnungsbuch, S. 73; Greving, Steuerlisten S. 3 ff.

[370] Akten Z 276.

[371] Diese Angaben beziehen sich auf die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. Von den anderen Druckerverlegern blieb die Gaffelzugehörigkeit unbekannt.

[372] Krahl, Verband, Bd. I, S. 193.

[373] dto., S. 139.

[374] Am 30.3.1545 direkt ausgesprochen: Die Drucker und (Buch-) Verkäufer, die Schmähbücher drucken oder verkaufen, sollen zu Turm gebracht werden. = Ratspr., Bd. 12, fol. 163 a u. b.

[375] Abgesehen von Einzelfällen, wie Basel, Leipzig, u. a., gab es diese Bestrafung nur wegen Zahlungsunfähigkeit bei Schulden oder ähnlichen Delikten.

in anderen Städten gegenüber, die aus Gründen der Gewerbeaufsicht eingerichtet worden waren. Institutionell glichen sich beide Verbände, ebenso wie ihre innere Zielsetzung dieselbe war. – Im Jahre 1594 wurden die Leipziger Buchdrucker angewiesen, eine Innung zu gründen, 1606 trat die 1595 eingereichte und genehmigte Satzung in Kraft. In demselben Jahre wurden auch in Wittenberg und in Jena Zwangsinnungen von der Obrigkeit errichtet[376]. Nach dem Scheitern des Fettmilchschen Handwerkeraufstandes gegen das Patriziat in Frankfurt mußten sich auf Befehl der kaiserlichen Bücher-Kommissare auch die Buchdrucker zu einer Gesellschaft zusammenschließen, deren Satzung der Genehmigung des Rates unterlag und am 8. Juli 1613 in Kraft trat[377].

Die Buchdrucker-Gesellschaft

Der Anstoß zu dem ersten organisationsmäßigen Zusammenschluß der Beschäftigten im Buchdruckgewerbe war von der Obrigkeit – Landesherr und Stadt – ausgegangen. Das bei den Gesellen vorherrschende Empfinden, einer freien Kunst anzugehören, hat den Gedanken zur Gründung einer eigenen Organisation lange nicht aufkommen lassen. Nun, da in anderen Städten Zwangsorganisationen aufgerichtet wurden und diese Berufsverbände im Laufe der Zeit bei ihren Mitgliedern auf Interesse und Unterstützung stießen, verbreitete sich der Wunsch, sich auch in den übrigen Städten zusammenzuscharen. Von den Gesellen ging der Anstoß aus, und sog. Gesellenverbände wurden gegründet. Sie reichten oft über eine Stadt hinaus und schufen so größere Zusammenhänge des Berufsstandes. Diese im späten Mittelalter allgemeine Erscheinung im Handwerk faßte auch im Buchdruckgewerbe Fuß.

Der Anstoß zur Gründung der Gesellenverbände im 16. und 17. Jahrhundert kam von der sich ständig verschlechternden Situation des Handwerks her. Die willkürliche Ausnutzung der Zunfteinrichtungen zugunsten der Arbeitgeber auf Kosten der Arbeitnehmer erzeugte die allgemeine Unzufriedenheit bei den Gesellen[378]. Die Zunftbeschränkungen hatten soziale Gegensätze innerhalb des Handwerks geschaffen, gegen deren Auswirkungen sich jetzt die Gesellen durch Organisationszusammenschluß, ähnlich wie die Arbeiter in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Hilfe der Gewerkschaften, schützen wollten. Kein großer Widerstand wurde im allgemeinen den Bestrebungen entgegengestellt, da sowohl die Kirche an der Errichtung von Gesellenverbänden interessiert war, um diese zu religiösen Bruderschaften auszubauen, als auch die Obrigkeit in deren Bestehen eine bessere Beaufsichtigung der Gesellen gefunden zu haben glaubte[379].

Das Wandern der Gesellen führte zu einer festen überregionalen Verbindung der einzelnen Verbände, die aufgrund dieser Macht in vielen Fällen einzelne Pfuscher oder unehrliche Gesellen, ja sogar ganze Gesellenverbände boykottieren konnten. Ihre Aufgabe sahen die Verbände hauptsächlich in der Arbeitsvermittlung neu angekommener Gesellen, in der Krankenversorgung ihrer Mitglieder, in der Durchsetzung von Lohnforderungen, in dem Ziel, daß gewerbliche und Standesfragen nicht mehr allein einseitig durch die Zunftmeister geregelt wurden, in der genossenschaftlichen Gerichtsbarkeit und in der Pflege der Geselligkeit. Selbstverständlich erforderte die Durchführung dieser Aufgaben den Beitrittszwang aller am Orte ansässigen Gesellen des jeweiligen Handwerks. Zum großen Teil wurden zwei Meister der Zunft mit in den Vorstand gewählt, der außerdem aus den zwei Altgesellen bestand. Beide Parteien versuchten somit, ihre Interessen auf Kosten der anderen durchzusetzen.

In Köln gründeten die Schlosser 1692 ihren Gesellenverband, der 1524 als Bruderschaft ins Leben gerufen worden war. 1711 begannen die Steinmetzen, 1725 die Pfeifenbäcker, neben vielen anderen Berufen[380].

Nach diesen Ausführungen wird es uns leichter, das Gemeinsame und das Trennende bei dem Verband der Buchdruckergesellen gegenüber den anderen Berufen zu erkennen und ihn in das Gesamtgeschehen einzuordnen.

In Köln, ähnlich wie in Augsburg, wurde in den 1670er Jahren die Gründung eines Gesellenverbandes der Buchdrucker erwogen, da bis zu dieser Zeit noch kein Zwangsverband für dieses Gewerbe seitens des Magistrats geschaffen worden war. Im Jahre 1681 schließlich war von den Buchdruckern eine Ordnung aufgerichtet und die Satzung dem Rat eingereicht worden[381]. Das Begleitschreiben, eine Bittschrift vom April 1749, wo abermals um Bestätigung nachgesucht wurde, hat folgenden Wortlaut:

»Was gestalten hiesige Druckerey gesellen im Jahr 1681, eine Verbrüderung und Ordnung, wodurch die Kunst befürdert, als krancke gesellen gemeinsanlich verpfleget, und den sterbenden eine zustewr zur befridigung gereichet werde, damit die armen dem publico nicht zu last fallen mogten, unter Ihnen beliebt haben, weisen beygelegte Articulen.

Wie nun dieselbe zu der gemein nützlicher würdigung und verbindlichkeit nicht so bald gebracht werden können ohne oberliche genehmhalt- und bestätigung,

So gelanget zu Ew. Gnaden unsere unterthänige bitt, sothane articulen Ihren Enthalt nach, oder auch nach gutfindlicher mäßigung in gnaden oberlich zu bestätigen, und die zur druckers kunst gehörige gesellen und lehrjungen zu derselben gehorsamber befolgung in gnaden anzuweisen.

Ew. Gnaden Unterthänige Reinoldus Scharff, Antonius Otten, als ältiste gesellen der Druckerey-Kunst«[382].

Beide Gesellen, die 1749 pro gratiosa confirmatione des bereits 1681 errichteten Gesellenverbandes und dessen Satzung beim Rat nachsuchten, waren die Hauptzeugen bei dem Verhör der Buchdruckerkunstgenossen durch die Obrigkeit anläßlich eines Streikes, der 1754 in der Druckerei Gussen stattfand. Diese auf vielen Seiten protokollierten Aussagen sind bis heute der

[376] Krahl, Verband, Bd. I, S. 157.

[377] Lübbecke, Druck in Frankfurt, S. 49.

[378] Lenzen, Lehrlinge, S. 255.

[379] Vgl. Lenzen, Lehrlinge, S. 256.

[380] Vgl. Lenzen, Lehrlinge, S. 265 ff.

[381] Leider fehlt der Wortlaut der »Articulen« in den Akten.

[382] Handel Nr. 225, Stück Nr. 18.

einzige Nachweis über den Buchdrucker-Gesellenverband in Köln[383].

Die älteren Kölner Gesellen sagten aus, daß die Ordnung seit der Gründung nicht verändert worden ist, abgesehen von dem Vorschlag aus dem Jahre 1749. Es war festgelegt worden, daß sich der Vorstand der Gesellschaft der Buchdruckerkunstgenossen aus vier Schlüsselgesellen und einem Schreiber zusammensetzen sollte. Halbjährlich wurden immer zwei neue Schlüsselgesellen für ein Jahr gewählt[384]. Jeder von ihnen besaß einen Schlüssel zur »Lade«, dem Mittelpunkt des Gesellenverbandes und dem gesellschaftlichen Leben der Buchdrucker. Zur Sitzung »in der Unnau im Brawhaus« kam man monatlich einmal, am ersten Sonntag des Monats, zusammen. Dann wurden anliegende Fragen debattiert und die Beiträge der Mitglieder eingesammelt. Im ersten Jahre waren monatlich acht Albus, bei längerer Mitgliedschaft vier Albus zu entrichten. Das Introitusgeld neuangekommener Gesellen betrug einen Taler kölnisch. Das Geld wurde in der Lade verwahrt und hatte den Zweck, bei Krankheit und Tod dem Gesellen Unterstützung zukommen zu lassen. In Krankheitsfällen wurde bis dreizehn Wochen lang ein Taler köln. wöchentlich aus der Kasse gezahlt. Beim Todesfall gab man sechs RTa für Begräbniskosten aus. Alle Mitglieder waren verpflichtet, am Leichenzug teilzunehmen. Jährlich zweimal wurden Messen für die verstorbenen Gesellen gelesen. Auch diese Kosten trug der Verband. Zweimal im Jahre kam man zu einem festlichen Gelage zusammen. Einen Reichstaler oder zwei Taler köln., je nach Kassenlage, stiftete dazu die Gesellschaft.

Als wesentliches Moment wurde von den Gesellen betont, daß es Aufgabe des Gesellenverbandes sei, darüber zu wachen und zu strafen, daß keiner unter dem gewöhnlichen Lohn arbeite. Diese Aufsicht, die in jeder Handwerkerzunft zu finden ist, war allerdings nur von teilweisem Erfolg begleitet, da ein Zwang zur Mitgliedschaft nicht bestand und auch einige Gesellen tatsächlich nicht Mitglied waren. Da die Artikel (Buchdrucker-Gesellenverband-Satzung) 1681 vom Rat nicht approbiert worden waren und dadurch keine Allgemeinverbindlichkeit besaßen – die Obrigkeit duldete allerdings das Tun dieser Gesellen und bestrafte es nicht – bestand für Köln kein Lohntarif, wie etwa in Frankfurt, Leipzig und in anderen Städten.

Arbeitsverhältnisse

Diese unterschiedliche Bezahlung der Drucker in Köln wurde zur Ursache eines Streiks am 7. Oktober 1754, einem Montag, der bis zum Donnerstag dauerte. Der Prinzipal Johann Gussen bezahlte zwei Drucker mit einem Stüber besser als drei neueingestellte, die in derselben Offizin arbeiteten. Am vorausgegangenen Sonnabend hatten die drei Gesellen höheren Lohn verlangt. Ihnen war aber am Sonntag der alte Lohn bezahlt worden. Noch am gleichen Tage wurde diese Angelegenheit vor die Gesellschaft gebracht und dort beschlossen, ab Montag zu streiken. Und zwar sollten alle sechs Gehilfen bei Gussen nicht erscheinen. Wenn aber die höheren Lohn fordernden Drucker entlassen würden, würden die übrigen drei ebenfalls ihre Arbeit bei Gussen aufgeben. Nachdem zwei Tage »gefeiert« worden war, wurden am Mittwoch erst diese sechs Gesellen, am Donnerstag noch weitere neun Buchdruckergesellen vor dem Syndikat vernommen[385]. Gussen hatte inzwischen höhere Löhne bewilligt. Der Streik war damit von Erfolg gekrönt worden.

Um diese Zeit haben in Köln häufiger Arbeitsniederlegungen stattgefunden. So streikten die Schlossergesellen 1748 und die Seilergesellen 1749 wegen Lohnforderungen.

Der Mangel einer Ordnung in Köln spiegelte sich in der unterschiedlichen Entlohnung der Buchdruckergesellen wider. Die bekannt gewordenen Zahlen für diese Jahre (Mitte des 18. Jahrhunderts) verdeutlichen dies umso mehr. Die Drucker bei der Firma *Gussen* erhielten per 1000 Bogen zu drucken sechs oder fünf Stüber Lohn. Geßner schreibt 1740, daß zwei Drucker pro Tag 3000 Bogen Schön- und Widerdruck drucken können[386]. Dies vorausgesetzt, konnte der Geselle bei Gussen in der Woche 9000 Bogen drucken und dabei 54 Stüber (= 70-72 Albus oder $^{9}/_{10}$ RTa) verdienen, wenn ihm per tausend Bogen sechs Stüber, oder 45 Stüber gleich $^{3}/_{4}$ RTa verdienen, wenn ihm per tausend Bogen nur fünf Stüber bezahlt wurden. Noch während des Streiks soll sich der Prinzipal Gussen bereit erklärt haben, denen, die bisher fünf Stüber erhielten, per Tausend Bogen jetzt 10 Stüber zu zahlen[387]. Diese Gesellen erhielten dann pro Woche 1½ RTa Lohn. In der *Pfeiffer*schen Zeitungsdruckerei wurden die beiden Drucker mit 1 RTa 6 Albus bzw. mit 1 RTa wöchentlich entlohnt. Die Zeitungsdruckergesellen in Köln, die alle dieselbe Arbeit verrichteten, erhielten demnach wöchentlich zwischen $^{3}/_{4}$ und $1^{1}/_{10}$ RTa Lohn. Genaue Angaben über den Lohn in den Werkdruckereien sind bisher nicht bekannt geworden. In der Offizin *Metternich* z. B. sollen die Drucker einen Stüber mehr pro Tausend Bogen bekommen haben als anderswo.

Die Setzer wurden, entgegen den Aussagen der Druckergesellen, besser bezahlt. Der Entlohnung wurde nunmehr die Zahl der gesetzten Lettern zugrunde gelegt: 14-15000 Cicero- oder 13-14000 Petit-Lettern mußten pro Woche gesetzt werden[388]. In der Pfeifferschen Offizin wurden dem Setzer zwei Taler köln. (= $1^{1}/_{3}$ RTa) wöchentlich ausgezahlt. Gussen entlohnte den Setzer sogar mit 5 fl (= $1^{2}/_{3}$ RTa) wöchentlich[389].

Die Entlohnung (nach Stück) wurde in Köln mangels einer Ordnung dem Gutdünken des Prinzipals und der Leistung des Gesellen überlassen. Der Arbeitsvertrag wurde bei der Einstellung, die wie die Kündigung des Gesellen nur zur Oster- oder Michaelismesse geschehen konnte, zwischen beiden Partnern für ein halbes Jahr geschlossen, wenn auch schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts diesem eine wöchentliche Entlohnung nach Stückpreis zugrunde gelegt wurde. Die wöchentliche Teilzahlung, das sog. Kostgeld, war dem regelrechten Wochenlohn inzwischen gewichen. Im 18. Jahrhundert lebten nur noch

[383] Akten Z 277.

[384] 1754 waren Peter Küpper, Peter Schumacher, Hermann Bergerhausen und Christian Büttgen Vorsteher.

[385] Es ist nur das Protokoll überliefert, nicht der Entscheid der Turmmeister, unter deren Zuständigkeit diese Angelegenheit fiel.

[386] Geßner, Buchtruckerkunst, Bd. II, o. S.

[387] Aussage eines »Schlüsselgesellen«, die recht unwahrscheinlich klingt, da ja dann abermals verschiedene Löhne in einer Offizin gezahlt werden würden.

[388] Diese Berechnung ist der Vorläufer des Tausenderpreises.

[389] 3 fl = 1 RTa = 78 Albus.



Abb. 9: *Blick in eine Setzerei und Druckerei des 18. Jahrhunderts. (Aus: Geßner, Buchdruckerkunst. Bd. 1)*

wenige Gesellen im Hause des Meisters und wurden von ihm beköstigt: So zum Beispiel die beiden Setzer der Offizin *Quaden*. Die meisten Gesellen aber wohnten zur Miete in der Stadt.

Um 1750 hatte sich in Köln im allgemeinen der Wochenlohn bei den Gesellen und Arbeitern durchgesetzt. In der Lohnskala konnten die Buchdrucker und Buchsetzer ihren vorderen Platz halten. Ein Druckergeselle nämlich verdiente im Jahr 36-52 RTa, ein Setzergeselle sogar 64-80 RTa. Demgegenüber hatten die Buchbinder noch nicht einmal 37 RTa jährlich, die sie seit 1754 als Mindestlohn forderten. Auch die Korbmacher und die Barbiere erhielten weniger Lohn als die Buchdrucker. Die Bauarbeiter andererseits verdienten ein wenig mehr als die Setzer. So erreichten die Steinmetzen und die Zimmerleute bis 96 RTa im Jahr. Die städtischen Arbeiter, wie z. B. die Wiegemeister, verdienten sogar bis 144 RTa jährlich[390].

Die aus den Kölner Akten gewonnenen Erkenntnisse sollen durch Angaben aus der Frankfurter Buchdrucker-(Gesellschafts-) Ordnung vom 9. Februar 1660, erneuert am 1. Juli 1690, ergänzt werden[391]. Das Vorschußgeben an die Gesellen durfte nicht vier RTa überschreiten. Wenn man als Lehrling aufgenommen werden wollte, mußte man ehrliche Geburt nachweisen können. Die Lehrzeit betrug vier Jahre. Sonntagsarbeit war nicht gestattet. Nur vor der Messe, zu der die Bücher fertiggestellt sein mußten, war es erlaubt. Alles Spielen, Zechen, Gotteslästern, Schimpfen, Ab- und Zulaufen aus einer Druckerei in die andere und andere Unarten waren verboten. Die Setzer sollten ihre Lettern in Ordnung halten, die aus dem Setzerkasten gefallenen Typen wieder aufheben und beim Ablegen gut auf das Alphabet achten. Nach Fertigstellung des Satzes war dieser in Kolumnen herzurichten, einzubinden und den Druckern zu übergeben. Diese andererseits mußten den Satz gut waschen, die Druckformen herrichten, auf genaue Farbverteilung achten und keinen Bogen verkehrt anlegen. Auch waren sie verantwortlich, wenn Papier verfaulte, weil zu viel angefeuchtet worden war und nicht so schnell verbraucht werden konnte. Die Reparatur des Handwerkzeugs oblag den Gesellen, wenn diese nicht ihre Kräfte überstieg.

Die Arbeitszeit betrug immer noch dreizehn bis vierzehn Stunden täglich. Nur Invalidität oder Krankheit erlaubte Arbeitsbefreiung. Anderenfalls arbeitete ein Handwerker anscheinend so lange, bis er starb. 1754 z. B. war in der Pfeifferschen Offizin ein über siebzigjähriger Drucker tätig. Diese Menschen kannten keinen geruhsamen Lebensabend! Ähnlich wie früher waren vierundzwanzig Feiertage im Jahre festgelegt.

390 Siehe Anmerkung 335.

391 Abgedruckt bei Beyerbach, Verordnungen Frankfurt, Bd. I, S. 599-618. – Die Ordnung von 1660 enthält kaum Änderungen gegenüber der Buchdruckerordnung von 1598.

Ein Blick auf die Buchbinder-Ordnung von 1644, vom 16. April 1700 und vom 3. November 1728[392] zeigt den Unterschied: Diese ist eine Zwangsorganisation, jene ein freier Gesellenverband. Letzterem fehlen vor allem die Meister oder Herren und nehmen dem Verband die Bedeutung einer Innung oder Zunft, weil ja die Gesamtheit der im Gewerbe Tätigen nicht erfaßt wird. Die Gesellschaft trägt aber die Züge einer Unterstützungsorganisation von Arbeitnehmern, wie sie später in Form der Gewerkschaft verwirklicht worden ist. Schon der Gesellenverband wußte seine Ziele durch Streik oder durch Ausschluß von Mitgliedern, die gegen das Gemeininteresse verstoßen oder den Stand geschädigt hatten, durchzusetzen[393]. In Nürnberg z. B. wurde beschlossen, daß der, der in der »Hudeley« in Fürth arbeiten würde, als ehrloser Geselle angesehen und aus der Gesellschaft ausgestoßen würde.[394] In Augsburg traten alle Gesellen in den Streik, weil in dieser Stadt zwei Gesellen aus Wien angestellt worden waren, die in ihrer Heimat nicht gemäß den Kunstbräuchen gelernt und gearbeitet hatten[395]. Solche verfemte Gesellen wurden auf »Hofrecht« gesetzt. Die Gesellschaften der Kunstgenossen schrieben Briefe an andere Städte und vereitelten dadurch, daß aus dem Gewerbe Ausgestoßene irgendwo Arbeit fanden.

Kunstbräuche

Auch in Köln handelten die Buchdrucker so. Alle Kunstbräuche waren ungeschriebene Gesetze, die sich über Generationen hinweg erhielten und weit über Deutschland hinaus geübt wurden. Im Jahre 1761 z. B. wurden zwei Drucker von der Gesellschaft angehalten, nicht weiter neben dem Martin Frowein, einem Druckergesellen, zu arbeiten[396], denn dieser sei »nicht qualifiziert, von seinem Lehrmeister entwichen, in Kriegsdienst getreten etc., folglich von anderen Gesellen nicht zu dulden«. Das Verhalten Froweins widerstrebte der Standesehre der Kunstgenossen. Die beiden angesprochenen Gesellen, die in der Offizin *Krakamp* beschäftigt waren, mußten nun entweder ihre Arbeit einstellen oder den Frowein verjagen. Wenn sie sich dem Beschluß der Gesellschaft widersetzten, wurden sie aus dieser ausgeschlossen und verloren dadurch die Unterstützung bei Krankheitsfällen. Die beiden Drucker sahen eine wirkliche Hilfe aus ihrer Lage nur bei der Obrigkeit. Der Rat der Stadt sollte den Beschluß aufheben, so baten sie am 16. Juni 1761, da sie sonst um ihren Broterwerb kämen. Der Ausgang der Fehde ist unbekannt. Sicherlich hat sich die Gesellschaft dem Entscheid der Stadt beugen müssen.

Das Wandern der Gesellen war auch noch im 18. Jahrhundert üblich. Es wurde als standesgemäß erachtet, eine längere Zeit außerhalb der Heimatstadt tätig gewesen zu sein. Erst die Erfahrung im fremden »Lande« konnte zu höheren Leistungen im Berufe führen, die ein Prinzipal vom Gesellen forderte. Die Trinkstuben wurden Stätten des Arbeitsnachweises. Dort erfuhr man, ob in der Stadt eine Offizin einen Gesellen brauchte. Falls kein Arbeitsplatz frei war, erhielt der Geselle Zehr- und Wandergeld aus der Lade der Gesellschaft zum Weiterwandern. Andererseits mußte der Prinzipal sogenanntes Laufgeld bezahlen, wenn er einen Gesellen von auswärts zur Arbeitsaufnahme herkommen ließ. Im allgemeinen aber wurde von Gesellen die Arbeitsstelle gesucht. Ostern und Michaelis waren die beiden Termine für den Beginn und das Ende der Kondition. Meist wurde nur für ein halbes Jahr der Arbeitsvertrag abgeschlossen. Auch noch im 18. Jahrhundert hielt sich diese Gepflogenheit, ebenso wie die Kündigung des Meisters nur vierzehn Tage vor den Messen erlaubt war und auch gehandhabt wurde[397]. Der Geselle mußte vier Wochen vor dem Konditionsende kündigen. Wurde der Geselle am »Sagetag« nicht angeredet, so war das Arbeitsverhältnis gekündigt und er mußte sich auf die Wanderschaft begeben.

Johann Ägidius Constantin *Müller*, der 1707-1725 Hofbuchdrucker in Bonn war, wies 1726 stolz auf seine Wanderungen hin, als er sich beim Rat der Stadt Köln als Buchdrucker empfahl[398]. Nachdem er die Buchdruckerkunst bei Franz *Metternich* rechtmäßig erlernt hatte, reiste er, »um mich darinnen bestens zu üben, viele Jahre durch Teutschland, Frankreich, Italien, Savoyen, Piemont, Brabandt, Schweitzer- und Hollandt« und arbeitete dort. – In der Druckerei *Schauberg* arbeitete 1754/55 Johann Georg Mattheu, der wahrscheinlich aus Belgien stammte. Er verstand (angeblich) die Kölner Sprache nicht. Überhaupt ist auffallend, wieviele Druckergesellen in Köln und wohl anderswo auch weder lesen noch schreiben konnten. Beim Setzer war das schlechterdings unmöglich.

Die Ausbildung der Buchdruckergesellen war durch die Kunstbräuche vorgeschrieben. Die Lehrzeit betrug wie früher mindestens vier, beim Setzer oft auch fünf Jahre. Ein Lehrvertrag des Johann Ignatius Neukirchen, der Ostern 1782 bei dem Buchdruckerherrn *Stockhausen* in die Lehre ging, besagte, daß der Lehrjunge im ersten Lehrjahr 15 Stüber wöchentlich, im zweiten Lehrjahr 20 Stüber, im dritten 24 und im vierten Jahre 27 Stüber wöchentlich verdienen sollte[399]. Über das Introitusgeld wird nichts ausgesagt. Es war aber damals üblich, daß der Lehrherr von den Eltern »Lehrgeld« erhob als Entschädigung für seine Mühe. Auch für die Kleidung mußten die Eltern sorgen. Der Lehrherr nahm den Jungen in seine häusliche Gemeinschaft auf und versorgte ihn mit Essen und Trinken[400]. Darüber hinaus nutzte er ihn sehr oft für persönliche Zwecke aus.

Nach beendeter Lehrzeit wurde der Gesellenbrief ausgestellt. Ein aufgefundenes Exemplar aus dem Jahre 1761 zeigt, daß keinerlei verbindliche Formen bei der Abfassung beachtet wurden. Weder die Dauer der Lehrzeit noch das Alter des Gesellen geht aus diesem Schreiben hervor. Lediglich das Datum der Ausstellung findet sich am Schluß. Auch die Deposition oder Freisprechung bleibt unerwähnt, deren Absolvierung einst Vorbe-

[392] Akten Z 276 u. 277.

[393] So z. B. der Streik in Leipzig 1683.

[394] Werther, Buchdrucker-Kunst, S. 147. – Aus dem Jahre 1701.

[395] Maier, Postulat, S. 12

[396] Akten Z 277.

[397] Vgl. auch Oschilewski, Berufsstand, S. 56.

[398] Akten Handel Nr. 225.

[399] Akten Handel Nr. 225.

[400] Vgl. die Lehrlingsverträge bei der Firma Heller, Jena, 1765-1801, in: Lochmann, Lehrverhältnisse.

dingung für die Aufnahme in den Gesellenstand gewesen war[401]. Der Gesellenbrief hat folgenden Wortlaut: »Ich nebst zu Endt- unterschriebenen bekenne hiemit, daß Martin Frowein bey mir als Drucker in der Zeit gestanden, ... in Ansehung seines Fleißes und übrigens jederzeit bezeigten Treue habe Ich mit da-fürhalten endt-unterschriebener Gesellen ihme Martin Fro-wein ... (seine) Fehler vergeben, ... mithin (er) auch als für einen rechtgelehrten und treuen Gesellen zu halten sey. Kraft dieses attestiren – Bonn den 10ten Merz 1761 – F. Rommerskirchen mpr., Churfürstlicher Hofbuchdrucker – Franz Schmitz (Setzer) Franz Carl Frowein (Drucker)«[402].

Die Kunstbräuche waren 1606 in der Leipziger Buchdrucker-ordnung festgelegt worden. Verbessert und erneuert wurden sie 1647 auf der Leipziger Messe von den Leipziger, Dresdner und Wittenberger Buchdruckern und denen der niedersächsischen und Hanse-Städte. Im Jahre 1648/49 traten weitere siebzehn Prinzipale dieser Verabredung bei. 1650 unterschrieb und aner-kannte Straßburg, 1651 Frankfurt, Mainz und Hanau diese Ord-nung, die von den Kunstgenossen selbst, nicht auf Betreiben der Obrigkeit, verfaßt worden war[403]. Warum Köln seine Zustim-mung versagte, ist nicht verständlich. Werther läßt die Kölner Verhältnisse überhaupt unberücksichtigt, obwohl Köln im 17. Jahrhundert noch eine, an Zahl der Offizinen gemessen, füh-rende Druckerstadt gewesen ist.

Im Jahre 1680 arbeiteten elf Druckereien in Köln mit ca. 35-50 Gesellen und Lehrjungen – zu einer Zeit, da der Gesellenver-band gegründet wurde. 1710 war das Zahlenverhältnis noch dasselbe. Um 1740/50 waren dreizehn Offizinen in Betrieb mit mindestens 50-75 Gesellen[404]. Wieviele Kunstgenossen in jeder Druckerei ständig Arbeit fanden, kann nur aus der Größe des Unternehmens geschlossen werden, die meist aber unbekannt bleibt. *Gussen* z. B. beschäftigte einen Setzer und fünf Drucker (wegen der vielen Zeitungen und der eiligen Fertigstellung der Auflage). Bei *Pfeiffer* arbeiteten ein Setzer und zwei Drucker, bei *Roderique*, *Metternich* und *Schauberg* waren ebenfalls minde-stens drei, wahrscheinlich aber sechs Gesellen einschließlich Lehrlingen tätig[405]. *Wilms* hatte in seiner, einer der größten Offizin sicherlich acht Gesellen angestellt. Die Zahl der Drucke-reien bleibt bis um 1800 mit zehn bis elf konstant. Die Zahl der Gesellen kann an keiner Stelle genau nachgewiesen werden.

Die im Jahre 1681 vorgebrachte Ordnung und Gründung des Gesellenverbandes erhielt niemals die Approbation des Rates der Stadt Köln[406]. Wahrscheinlich sah der Magistrat in dem neuen Verband eine allzugroße Gefahr, da solche Organisationen durch ihre mächtige Entwicklung ein Mitbestimmungsrecht in Standesfragen und einen bedeutenden Einfluß auf das Handwerk erlangt hatten. Außerdem standen die Buchbinder, die zahlreich im Rate saßen, den Buchdruckern sehr feindlich gegenüber.

Die sogenannte »Kölner Buchdrucker-Gesellschaft«

Im Jahre 1749 wurde die Kölner Ordnung, erneuert und ver-bessert, abermals dem Magistrat zur Genehmigung vorgelegt. Der Turmmeister, Dr. Stattlohn, sollte sie prüfen und Bericht erstatten[407]. Die Angelegenheit scheint abermals auf die lange Bank geschoben worden zu sein. Wenige Jahre später wurde nämlich ein neuer Anlauf unternommen, diesmal aber beim Kaiser. 1752 hatten die Gesellen die Herren *Schauberg* und *Rommerskirchen* als Prinzipale zu Vorstehern neben den vier Schlüsselgesellen als Repräsentanten der sog. Kölner Buch-druckergesellschaft gewählt. Lange bestand die auf freiwilliger Basis beruhende Organisationseinheit zwischen Herren und Gesellen nicht. Nachdem die ersteren mehrere Male zu den Sitzungen erschienen waren, blieben sie weiteren Zusammen-künften fern. Die Gesellen wählten nicht noch einmal Prinzipale als Vorsteher. Beide Parteien, Herren und Gehilfen, hatten aber gemeinsam eine neue Ordnung aufgerichtet, die, nach der ab-lehnenden Haltung der Stadt, am 20. März 1753 zur Approba-tion nach Wien an den Kaiser gesandt worden war[408]. Diese Ordnung war von dem Notar Dr. Fabritius aufgesetzt worden und hatte ungefähr den Inhalt[409]: 1. Die Zahl der Buchdrucke-reien in Köln (neun werden angegeben) soll bleiben und nicht erhöht werden. 2. Den Buchhändlern (Verlegern) soll verboten sein, in der eigenen Druckerei andere Werke als für den eigenen Verlag zu drucken. 3. Keine Druckarbeit für Kölner Verleger oder Auftraggeber soll außerhalb der Stadt ausgeführt werden. 4. Den Buchbindern soll es verboten sein, Totenzettel, Quit-tungen, Thesen, etc. (i. e. Akzidenzien) zu drucken. 5. Kein Buchdrucker soll von Buchbindern Aufträge entgegenneh-men[410]. 6. Die Zahl der Lehrlinge wird beschränkt[411]. – Und andere, nicht näher genannte Artikel.

Schon bei der Ausarbeitung war es zu Meinungsverschieden-heiten gekommen. Besonders die Prinzipale *Metternich* und *Noethen* verweigerten ihre Mitarbeit. Sie waren in der Buch-binderzunft vereidigt und konnten deshalb nicht gegen diese Stellung nehmen. Die Gesellen hatten »aber keinen ahnteil noch nutzen« an den Monopolbestrebungen der Unternehmer. Im Begleitschreiben an den Kaiser heißt es: »Daß solches Gesuch dahisigen publico nicht nur ohnschädlich, sonderen zur be-förderung des buchdruckerey handels beyträglich erachtet werde«. Man erhoffte die kaiserliche Bestätigung. Franz I. suchte daraufhin beim Magistrat von Köln um Auskunft nach (Briefe vom 16. und 22. Oktober 1753), der sich ebenfalls für die »Bestätigung et confirmatio angehängter Betragungs-Artikuln« aussprach.

---

[401] Das Postulat hat sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts fast unver-ändert gehalten. 1766 versuchte Breitkopf in Leipzig diesem Brauch seine eigentliche Bedeutung wiederzugeben, konnte sich aber nicht durchsetzen. Ein Zwang, sich der Lossprechung zu unterziehen, scheint nach 1750, in Köln wenigstens, nicht mehr bestanden zu haben.

[402] Akten Z 277.

[403] Werther, Buchdrucker-Kunst, S. 24-28.

[404] Die Zahlen liegen eher zu tief als zu hoch. So hatte im Jahre 1748 Augsburg elf Druckereien mit 85 Gesellen.

[405] Nach den Aussagen der Gesellen von 1754. – Akten Z 277.

[406] Zum besseren Verständnis und zum Vergleich wird im Anhang die Augsburger Buchdruckerordnung von 1713 zitiert. Siehe S. 731.

[407] April 1749. – Akten Handel Nr. 225.

[408] Handel Nr. 235 und 255. Unterschrieben von: Gereon Schauberg, Balthasar Wilms, Christian Rommerskirchen, Theodor Holtzapfel und von fünf Gesellen.

[409] Das Original ist nicht erhalten.

[410] Die Buchbinder sollten als Verleger ausgeschaltet werden.

[411] Der Artikel wurde auf Betreiben der Gesellen aufgenommen.

Inzwischen hatte aber das Buchbinderamt von der Sache Wind bekommen. Am 2. September 1754 nahm es Stellung zu dem Gesuch, das die »Truckerey-Verwandten« aus Gewinnsucht und um andere zu schädigen, ausgedacht hätten. Die gestellten Forderungen widersprächen dem Wesen der freien Kunst des Buchdruckens, argumentierten die Buchbinder. Außerdem würden sie der Allgemeinheit in Köln schaden, da durch das Monopol eine Preiserhöhung der Bücher eintreten würde. Am 22. Oktober und am 2. Dezember 1754 ergänzten sie noch: »Die Buchdruckerey sey in den letzten drei hundert jahren hero in schranken ungeschlossen geblieben«!

Durch den großen Einfluß des Buchbinderamtes im Rat, wie bereits verdeutlicht wurde, änderte dieser auf Druck gewisser Leute seine Meinung und schrieb am 5. Dezember 1754 an den Kaiser:

»Es seye die buchdruckery kunst von ihrer bekandschaft her ein freyer und jedweden burger erlaubter *handel* (!) gewesen«. Der erste Artikel der eingereichten Ordnung widerspräche diesem Satz. Der zweite und vierte Artikel schädige die Verleger und Buchbinder. Der sechste und die folgenden Paragraphen zielte auf eine vollkommene »innungs- und zunft-einrichtung« hin.

Diese Streitsache wurde am 26. 4. 1754 von Wien an Köln der Zuständigkeit halber übergeben. Am 18. Juli 1757 wurde die Gegenklage der Buchdruckerkunstgenossen eingereicht, in der man sehr richtig argumentierte, daß alle anderen *Handwerke* (sic!) ihre eigenen Zünfte und dadurch Privilege hätten. Die Buchbinder und -führer hätten ihre eigene Zunft und somit Freiheiten, die den Buchdruckern vorenthalten werden sollten. Außerdem hätte sich die Praxis angebahnt, daß das Buchbinder-Amt die Arbeiten der Buchdrucker mit übernähme. Die Buchdrucker wenden sich aber gegen diesen Verrat der Buchdruckerkunst durch die Buchbinder wegen deren Pfuscherei. Ausgerechnet die Stadt Köln beriefe sich darauf, daß jeder Bürger die Buchdruckerei ausführen dürfe, obwohl alle anderen Handwerke in der Stadt so streng der Aufsicht der Obrigkeit unterlägen. Im ganzen Heil. Römischen Reiche wären die Buchdrucker mit Privilegien ausgestattet. Um dieses Recht bäten sie hier in Köln ebenfalls. – Der Rechtsstreit wurde an den Wiener Reichshofrat zurückgegeben und scheint dort, wie so vieles, auf die »lange Bank geschoben« worden zu sein. Die Akten brechen 1759 ab.

Dem Buchdruckgewerbe stand wegen wirtschaftlicher Nöte das Wasser bis zum Hals. Viele Ursachen gab es dafür. Doch die anderen hatten kein Verständnis für diese Situation. In einer Zeit, da jede Zunft mehr denn je auf ihre Ordnungen und Freiheiten pochte, durch unerhörte Beschränkungen Monopolcharakter annahm und sich selbst durch Fernhalten von Nachwuchs zugrunde richtete[412], versuchte das Buchdruckgewerbe, sich gegen die erdrückende Übermacht der privilegierten Handwerke zu schützen, die sich inzwischen auch auf die Buchdruckerei als lohnendes Gewerbe gestürzt hatten. Der Zeitpunkt der Konsolidierung war schlecht gewählt: Die Buchdrucker hatten in Köln auch auf sozialem Gebiet den Anschluß an die in Deutschland im 17. Jahrhundert allgemein beginnenden Organisationsbestrebungen versäumt. War es bewußtes Abrücken von den Bräuchen, die im gleichen Stand in anderen Städten geübt wurden, oder lag die Ursache des Zurückbleibens in der Nichtanerkennung der Leipziger Messe und damit im Verharren in der Tradition? Heute kann es nicht mehr geklärt werden. Bis ins 17. Jahrhundert war die Buchdruckerei eine freie Kunst und ein freies Gewerbe gewesen, überall in Deutschland. Die Änderung der wirtschaftlichen Verhältnisse und der Wirtschaftspolitik im 17. Jahrhundert schuf andere Voraussetzungen für das Bestehen des Handwerks und Gewerbes. Wohl hatte man in Köln schon 1681 erkannt, daß ein Zusammenschluß nötig war. Ein energisches Erkämpfen der Rechte folgte aber nicht. Hauptsächlich Uneinigkeit in diesem Gewerbe förderte die Verzögerung. Als die Not am größten war, wurde ihm alle Hilfe versagt. Das ist die Tragik des Kölner Buchdruckgewerbes im 18. Jahrhundert. Ausgerechnet diese Druckmetropole mußte befallen werden. Nach der langen Zeit der Erfolge und einer Blüte der Buchdruckerkunst in der Reichsstadt am Rhein findet die Darstellung mit diesem Niedergang sein Ende. Mit dem 19. Jahrhundert, unter preußischer Herrschaft und bei Gewerbefreiheit, erstand das Buchdruckgewerbe aufs neue und vermochte wieder einen vorzüglichen Platz unter den anderen Städten einzunehmen.

[412] Haussherr, Wirtschaftsgeschichte der Neuzeit, S. 152-155.

II
DIE HOFBUCHDRUCKER

Der Buchdrucker als Beamter

1. Bonn

a) Chronologischer Überblick über die einzelnen Hofbuchdrucker von 1543 bis ca. 1800. Darstellung der wirtschaftlichen Verhältnisse in Einzelheiten.

Laurentius von der Mülen, 1543-1550

Der erste Bonner Buchdrucker nimmt in zweifacher Hinsicht eine Ausnahmestellung im Rahmen dieser Untersuchung ein: er ist kein vereidigter Hofbuchdrucker, und außerdem ist es nur dem Zufall zu verdanken, daß in den Jahren 1543-1550 in Bonn eine Offizin arbeitete[413].

Das besonders durch das Reformationsschrifttum zu neuer Blüte gekommene Buchdruckgewerbe hatte auch in Köln, durch Vergrößerung der Zahl der Offizinen und des Umfanges der Produktion, zu intensiverer Tätigkeit geführt. Bonn, zu nahe an der rheinischen Metropole liegend, bot Buchdruckern keine Chance, sich hier niederzulassen und ihrer Arbeit nachzugehen: die Kölner Konkurrenz wäre zu groß gewesen.

Laurenz van der Mölen, wie er sich auch im Impressum seiner Druckwerke nennt, war aus Köln verbannt worden, da er die Zensurgesetze mißachtet hatte. Da er aber weiterhin für den Kurfürsten Hermann von Wied drucken wollte und sollte, siedelte er nach Bonn über – in die Residenzstadt seines Herrn.

[413] Der Tenor der Untersuchung erlaubt es nicht, näher auf diesen Drucker einzugehen. Ausführliche Darstellung bei A. Piel, Bonner Buchdruck.

Über den Geburtstag Laurenz' und über seine Herkunft wissen wir nichts. Er scheint bei dem Buchdrucker Arnd von Aich in Köln gelernt zu haben. Er heiratete nämlich dessen Tochter Cäcilia. Auch wird er durch diese Familie zum neuen Glauben gekommen sein, denn Arnd war evangelisch[414]. Mülens Name ist auch nicht im Matrikel der Kölner Universität verzeichnet. Ebensowenig wissen wir, in welcher Gaffel er vereidigt gewesen ist.

Von 1541 ist sein erster Druck datiert. Seine Offizin lag bei der St. Lupuskirche, in der Nähe seines Schwagers Johann von Aich. Anfang 1543 druckte Mülen eine Schrift Bucers, die vom Rat verboten und beschlagnahmt wurde. Da Mülen aber den Druck mit falschem Impressum fortsetzte und der Rat davon abermals Kenntnis erhielt, mußte er aus Köln fliehen, um sich dem Turmgang[415] zu entziehen, der ihm drohte. Im April 1543 errichtete Mülen daraufhin in Bonn eine Druckerei und stellte sie »in den Dienst des Landesherrn und seiner reformatorischen Bestrebungen«[416]. Als eine der ersten verließ »Ein Schrifft P. Melanthonis an ein / Erbare Stadt / Gedruckt zu Bonn / durch Laurentium von der Mölen / 1543« (Juni 4), 24 S., 4°, seine Presse[417].

Wohl auf Bucers Rat hin ließ der Kurfürst jetzt bei dem Bonner Buchdrucker seine Aufträge ausführen. Vorher hatte er meist *Gennep* und *Quentel* in Köln in Anspruch genommen. Der technische Betrieb der Druckerei in Bonn wurde nun vergrößert. Mit zum Teil neuen Typen und Holzschnitten (Vignetten und Verzierungen) wurden jetzt die Druckwerke ausgestattet. Der saubere Druck fällt sofort ins Auge.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse Mülens waren, seinen Aussagen nach, sehr schlecht. »Es hat der Trugker mich (Meinertzhagen) gebetten, sein armut, darinne er mit weib und kinder gestanden, zu behertzigen und im in solcher beschwerungen zu hilff und steuer zu khomen...«[418]. Deshalb möge ihm doch der Druck der Neuauflage des »Evangelischen Bürgers Handtbüchlein« übertragen werden. Mülen war wirtschaftlich von seinem Auftraggeber, dem Kurfürsten, abhängig. Der Brief zeigt es. Fast alle seine Werke wurden unter dem Namen und der Autorität des Erzbischofs herausgegeben. Die aufgetragene Arbeit war immer eilig. Mehrere Male wird im Vorwort der Bücher betont, daß »in großer eil« das Werk vollendet werden mußte. Nach dem Sturz des Kurfürsten 1546 ist von Mülens Tätigkeit in Bonn nichts mehr zu hören. Ihm war die Existenzgrundlage entzogen worden.

Aus den Worten »cum gratia et privilegio«, die im Impressum erscheinen, leitet Piel die Vermutung ab, daß der Kurfürst dem Buchdrucker zur Errichtung der Offizin in Bonn oder zur Geschäftserweiterung Kapital gegeben haben soll[419]. Dies könnte ehestens durch typographische Untersuchungen geklärt werden[420]. Das Privilegienwesen dieser Zeit hatte den Sinn, den Autor, Verleger oder Drucker gegen Nachdruck zu schützen[421]. »Cum gratia etc.« bedeutet nichts anderes als den Dank für die Gunstbezeigung des Fürsten, ein Privileg gegen den Nachdruck verliehen zu haben. Die Geschichte der Bonner Hofbuchdrucker zeigt überdies recht deutlich, wie wenig die Landesherrn geneigt gewesen sind, mehr als nötig Geldausgaben für Druckarbeiten aufzuwenden.

In die Bonner Zeit Mülens fallen 26 Drucke, darunter 4 Einblattdrucke der insgesamt 30 Drucke, die seine Presse in Köln und Bonn verließen. Bemerkenswert ist das »Bonner Gesangbüchlein« von 1550 und 1561[422].

1550 wurde Mülen aus Bonn »der Lutterei halber verdreven«[423]. Er begab sich wieder nach Köln und druckte dort 1553 das »Testamentum Novum-deutsch« mit voller Namensangabe. Wahrscheinlich verließen noch mehr Werke seine Presse, die uns wegen des Fehlens des Impressums und mangelnder typographischer Untersuchungen bis jetzt noch unbekannt sind.

Unterm 8. Dezember 1550 findet sich im Ratsprotokoll der Stadt Köln der Vermerk, Mülen zu Turm zu bringen, wenn er wieder in der Stadt gesehen würde[424]. Daß sich Mülen trotzdem in Köln unangefochten weiterhin aufhalten, ja sogar gegen die Zensur verstoßende Werke drucken konnte, zeigt uns, wie wenig streng diese Beschlüsse gehandhabt wurden.

Schrörs meint, Mülens Offizin sei eine Winkeldruckerei gewesen[425]. Das beruht natürlich auf einer falschen Vorstellung dieses Begriffes. Unter Winkeldruckerei oder Hudelei verstand man Offizinen, die von nichtgelernten Buchdruckern oder von Juden geführt wurden. Der Begriff ist vom Zunftwesen her zu verstehen[426].

Heinrich Jansen, 1653-1684

Nachdem über hundert Jahre lang in Bonn die Schwarze Kunst nicht ausgeübt worden war, begann mit den Hofbuchdruckern ein neuer Abschnitt; von jetzt an ist eine Kontinuität des Buchdruckgewerbes in der kurkölnischen Residenzstadt nachweisbar. Der erste Drucker, der hierher sein Domizil verlegte, war der Typographus Henricus Jansenius. Ähnlich wie in Düsseldorf wird es auch hier gewesen sein: Der Kurfürst hatte Interesse, in seiner Residenzstadt eine eigene Druckerei zu besitzen. Ob der Anstoß zur Gründung vom Kurfürsten ausging oder Jansen durch persönliches Gesuch zum Hofbuchdrucker berufen wurde, bleibt ungeklärt.

[414] Arnd bezeichnete sich selbst als »evangelischen Bürger« in der Vorrede zu »Des evangel. Bürgers Handbüchlein« von 1541 (abgedruckt bei Bockmühl, Meynartzhagen, S. 17, und Domel, Aich, S. 86).

[415] Über den Turmgang siehe S. 700.

[416] Piel, a.a.O., S. 11.

[417] Im Stadtarchiv Bonn, Sign. Ie 18.

[418] Brief des Johann Meinertzhagen an Hermann von Wied, 2. Hälfte des Jahres 1544, aus: Piel, Bonner Buchdruck, S. 15.

[419] Piel, a.a.O., S. 16.

[420] Typenvergleich der Werke, die vor und nach April 1543 gedruckt worden sind.

[421] Cf. Häbler, Inkunabelkunde, S. 157ff., Schottenloher, Druckprivilegien, S. 89ff. Vergleiche den Abschnitt III., Kap. 2.

[422] Darüber schreibt Gerh. Bork, Die Melodien des Bonner Gesangbuches, = Beiträge zur rhein. Musikgeschichte Bd. 9, 1955, Köln.

[423] Nach Ratsprotokoll v. 8.12.1550,—bei Piel, Bonner Buchdruck, S. 21.

[424] Ratsprotok. Bd. 15, f. 115b.

[425] Schrörs, Cholinus, Bd. 85, S. 150.

[426] Faulmann, Buchdruckerkunst, S. 393-95; Haebler, Inkunabelkunde, S. 214.

Daß Jansen Hofbuchdrucker, also Hofbeamter gewesen ist, weisen die Rechnungsbücher der Kurkölnischen Landrentmeisterei nach. Schon 1653 beginnt er seine Arbeit für den Hof in der Brüdergasse, scheint aber erst 1655/56 durch Privileg und Bestallungsurkunde zum eigentlichen beamteten Hofbuchdrukker avanciert zu sein. Denn erst ab 1. Januar 1656 bezieht er jährlich 140 RTa[427]. Sein Gehaltsposten findet sich nicht unter den Hofhandwerkern (Gärtner, Buchbinder, etc.), sondern unter den »ferneren Quartalszahlungen«. Es war damals üblich, das Gehalt vierteljährlich nachträglich zu zahlen. Später erscheint sein Name, »dem Buchtruckeren Henrico Jansenio«, in der Besoldungsliste der Hofdienerschaft, die quartaliter Gehalt empfangen[428].

Vor Beginn der Gehaltszahlung sind Eintragungen im Rechnungsbuch vorhanden, unter »Canzlei-Provision-Ausgaben« oder später unter dem besonderen Betreff »Dem Buchtruckeren Henrico Jansenio für Arbeitslohn«. Anfangs ist nämlich jede Arbeit nach Stücklohn bezahlt worden. Nachdem der Vertrag mit dem Hofe geschlossen worden ist, bezieht er neben dem Gehalt noch Lohnzahlungen, die außerordentliche, unvorhergesehene Arbeitsleistungen betreffen müssen.

In der ersten Zeit, 1653-1655, seiner Tätigkeit für Max Heinrich erhält Jansen insgesamt 327-30-2 RTa. Im Durchschnitt bedeutet dies etwa 130 RTa pro Jahr, da sich die entlohnte Arbeit auf rd. zweiundeinhalb Jahre erstreckt. Später werden 140 RTa Jahresgehalt gezahlt! Im einzelnen setzen sich die Posten wie folgt zusammen: 1654: Papier 10 RTa, Drucklohn für »Churfürstl. Manifest contra Statt Cölln« (i. e. Apologia des Ertz Stiffts Cöllen, ... wider ... Haupt Statt Cölln) kl. 2°, 466 S. Fraktur, 349 S. Antiqua (bei späteren Auflagen noch weitere Anhänge[429]) 129-70-2 RTa u. 110 RTa. Andere Drucklöhne betragen insgesamt 77-38-0 RTa[430].

Es ist erstaunlich, daß sich bei den Geldanweisungen nie die Bezeichnung Hofbuchdrucker findet. Man liest nur »Typographus Bonnensis« oder »Buchtrucker«. Auch nach 1656, dem nachweisbaren Beginn der Beamtenstellung, ist keine Rede davon.

Auf dem Titelblatt des ersten uns überlieferten, 1654 in Bonn gedruckten Werk »Jus Coronandi Romanorum Regem« heißt es: »S(einer) Ch(urfürstlichen) D(urchlaucht) zu Cölln geschworener Buchtrucker«. Vereidigt gleich den anderen Beamten ist Jansen wohl schon von Anfang an gewesen.

Ehe er nach Bonn kam, war er wohl »Buchdrucker im Dienste des Fürstbischofs Ferdinand von Münster, der ja gleichzeitig Kurfürst von Köln war und in Bonn residierte«[431]. Denn 1646 erschien in Münster bei Jansenius der erste Teil einer Geschichte Spaniens (»Corona gotica, castillana y austriaca politicamente illustrada«). Der besseren Ausführung der Druckaufträge halber wird sich Jansen dann nach Bonn begeben haben.

Neben dem Druck der amtlichen Schriftstücke für die Kurfürstliche Kanzlei (Rechts-Ordnung, Streitschriften des Kurfürsten gegen die Stadt Köln, etc.) sind auch einige Erbauungsschriften von ihm herausgebracht worden. Nach der langen Drucktätigkeit von über dreißig Jahren scheint er im Jahre 1684 gestorben zu sein, da die Eintragungen im Rechnungsbuch am 1. Juli dieses Jahres enden, sein Nachfolger aber in derselben Offizin die Arbeit fortsetzt.

Georg Friedrich Frankenberg, 1685-1689

Frankenberg, den schon Büllingen kannte[432], druckte zwischen 1680 und 1695 in Köln. Dort hatte er 1680 die Witwe Petri Steinbüchel, Prinzipalin einer Buchhandlung und Druckerei, geheiratet. Da sich Peter Steinbüchel Typographus nannte, liegt die Vermutung nahe, daß Frankenberg diese Offizin »Bei den Mindenbrüdern« nebst der Buchhandlung von der Witwe käuflich erworben hat. 1685 (Mai 11) bewarb sich Frankenberg beim Rat der Stadt Köln um das Privileg zur Herausgabe einer dienstags und freitags erscheinenden Postzeitung; wiederholt am 21. Februar 1686. Der Rat lehnte am 20. März Frankenbergs Gesuch ab, da bereits ein anderer Verleger an diesen Tagen eine Postzeitung veröffentlichte. Ihm wurde es aber gestattet, mittwochs eine deutsche und samstags eine französische Zeitung herauszubringen: »Mittwöchentliche und Sambstägige Postzeitung«[433]. 1689 (August 17) und 1692 (Mai 19) wurde er vom Rat ermahnt, gemäß seinem Privileg bei einer Strafe von 5 RTa zehn Freiexemplare an bestimmte Ratsherren und Ämter zu liefern[434].

Frankenbergs kurzer Aufenthalt in Bonn, 1685 bis 1689, und seine Tätigkeit als Hofbuchdrucker reihen ihn ein in die Geschichte des Bonner Buchdrucks. Im Impressum vieler Druckwerke nennt er sich Hofbuchdrucker mit der Offizin in der Brüdergasse[435]. In den Landrentmeistereirechnungen ist er allerdings nur einmal nachweisbar. Vom 1. 12. 1685 bis 1. 12. 1686 bezieht er 140 RTa als Gehalt. Sein Name steht unter den Monatsgehaltsempfängern des Hofstaates[436].

Wahrscheinlich hat Frankenberg in Bonn eine Filiale seines Kölner Unternehmens betrieben, um rentabler wirtschaften zu können. Der Zerstörung Bonns im Jahre 1689 ist sicherlich auch diese Offizin zum Opfer gefallen. Seit 1690 ist nämlich die Stelle des Hofbuchdruckers wieder vakant. Von diesem Jahre ab erscheinen regelmäßig Ausgabeposten für Drucklöhne, die an Kölner Buchdrucker gezahlt werden, die für den Hof Joseph Clemens' gearbeitet haben. So z. B. Bilderdrucker Bernhard

[427] StA D'df: Kur-Köln IV A, Landrentmeisterei I, Rechnung Nr. 2728.

[428] Belegt ist die Gehaltszahlung an Jansen für die Zeit vom 1. Januar 1656 bis 1. 1. 1664; vom 1. 4. 1664 bis 1. 10. 1665; vom 1. 1. 1667 bis 1. 7. 1684: jährlich 140 RTa. – Kur-Köln IV A, Landrentmeisterei I, Rechnung Nr. 2728-2746.

[429] Stadtarchiv Bonn, Sign. Ie 23. – Vgl. Wilhelm Kurthen, Die Streitigkeiten zwischen Stadt und Kurstaat Köln ... (1761-1801). Phil. Diss., Bonn 1951.

[430] Rechnung Nr. 2727.

[431] M. Braubach, Der westfälische Friede, Münster 1948, S. 36.

[432] Büllingen, Ann. Colon., vol. 4, f. 377 sqq.

[433] StA Köln: Handel Nr. 475.

[434] Dto.

[435] 1686: Typographus juratus, 1688: Typographus aulis; in: Büllingen, Ann. Colon., vol. 4, f. 377.

[436] Rechnung Nr. 2750.

Heckeler, Buchdrucker Peter *Alstorff* und Friedrich *Frankenberg*. Letzterer wohnte wieder in Köln, wie ausdrücklich in dem Rechnungsbuch angegeben ist[437].

Aus den wenigen Quellen, die zur Verfügung stehen, kann geschlossen werden, daß Frankenberg 1685 bis 1688/89 beamteter Hofbuchdrucker gewesen ist und wahrscheinlich auch in dieser Zeit ständig in Bonn gewohnt hat[438].

In Köln druckte Frankenberg neben seinen Zeitungen noch die stadtkölnischen Verordnungen, denn er war auch privilegierter Ratsdrucker. Einige Gedichte und Akzidenzarbeiten sind gefunden worden. – Im Jahre 1695 ist er gestorben.

Heinrich Tilmann Jansen, 1694-1707

Im Jahre 1694 wird die Stelle der Hofbuchdruckerei in Bonn mit Heinrich Tilmann Jansen (Jansenius) besetzt. Es liegt nahe, in ihm einen Sohn des Heinrich Jansen zu sehen. Leider konnten in den Akten über seinen Geburts- oder Tauftag keine Angaben gefunden werden, die die Vermutung bestätigen. Am 4. Januar 1703 heiratete er Anna Catharina Rodtin in Bonn[439].

Seit 1695 erscheinen die »Ausgabegeldter ahn den Hoftrukkeren« Jansen regelmäßig in den Rechnungen der Landrentenmeisterei. Kein Kölner Buchdrucker wird mehr in Anspruch genommen. Doch ist Jansen unter dem Hofstaat als Gehaltsempfänger bis 1698 nicht aufgeführt. An verschiedenen Lohnzahlungen werden ihm seit dem 20. April 1695 angewiesen: für den Druck lateinischer und deutscher Bücher, von Jagd- und Zollpatenten, Arnsbergischen Landtagssachen, Reglements, etc. im Jahre 1694/95 50-38-0 RTa, 1696: 108-70-0 RTa, 1697: 143-10-4 RTa, 1698: 162-27-0 RTa, 1699: für die Arbeit, »so mit der Kupferpress gemacht« 5-75-0 RTa[440]. Letztere Summe ist zweifellos ein Sonderhonorar, sonst wäre die ausführliche Zweckangabe nicht vorhanden.

Seit dem 1. November 1698 bezieht der Hofbuchdrucker Jansen ein Gehalt von 20 RTa quartaliter. Die Besoldung ist also stark gekürzt worden. Allerdings hat sich die Stellung des Hofbuchdruckers durch Festlegung eines neuen Vertrages geändert. Wenn ihm auch ab 1. August 1699 das Gehalt auf 25 RTa, i. e. 100 RTa jährlich, erhöht wird, so bezieht er jetzt, sicherlich seit 1698, das Gehalt mit der Maßgabe, alles für den Kurfürsten[441] ohne Berechnung zu drucken, was ihm aufgetragen wird und den Umfang von zehn Bogen nicht übersteigt. Arbeiten von größerem Umfang sind ab dem 11. Bogen dem Kurfürsten in Rechnung zu stellen[442].

Bis 31. 1. 1700 ist an Jansen Gehalt gezahlt worden. In den folgenden Rechnungsbüchern fehlen die Angaben eigenartigerweise, obwohl Jansen bis 1706 noch etliche Gelder als Drucklohn bezieht. 1699 sind es 18 RTa, 1700 für den Druck der Polizeiordnung für Bonn, für Bruderschaftssachen etc. zus. 38 RTa. 1704 werden 40 RTa angewiesen (Druck der Westfälischen Wald- und Holzordnung – 59 Exemplare, Verbot der Ausführung der Pferde – 800 Exemplare, Patente und Edikte). *Alstorff* in Köln werden 82 RTa als Drucklohn gezahlt[443]. Jansen, und auch sein Nachfolger, schafft mit seiner kleinen Offizin wahrscheinlich die Arbeit nicht allein, die in stark vermehrtem Umfang ihm übertragen wird, sodaß ständig bis 1715 noch Kölner Drucker herangezogen werden müssen – Alstorff, *Hilden*, *Schütz*. 1705 werden Jansen für den Druck von 500 Jagdpatenten, Edikten etc. zus. 39-40-0 RTa, 1706 15 RTa gezahlt. Damit schließen die Angaben über Jansen aus den Kurkölnischen Akten. Nach dreizehnjähriger Tätigkeit für den Hof in Bonn macht er aus uns unbekannten Gründen dem Nachfolger Platz.

Neben den bereits erwähnten Amtsdrucksachen hat er auch die Hofkammerordnung, die Hofordnung von 1701 und die Kirchenordnung von 1707 gedruckt sowie mehrere Textbücher herausgebracht, die für das Hoftheater verfaßt worden waren[444].

Johann Ägidus Constantin Müller, 1707-1726

J. Ä. C. Müller, »Hofftrucker«, setzt die Tradition, die nun bereits ein halbes Jahrhundert besteht, fort, als er 1707 zum neuen Hofbuchdrucker berufen wird. In seinem Brief von 1726 an den Rat von Köln betont er, daß er neunzehn Jahre in Diensten des Kurfürsten gestanden habe. Seine Angaben in diesem Briefe sind durchaus nicht alle richtig, doch besteht keine Veranlassung zu zweifeln, daß die Hofbuchdruckerstelle schon 1707 durch ihn besetzt wird[445]. Zwar wird er erst seit dem 1. 11. 1710 unter den Gehaltsempfängern des Hofstaates mit 100 RTa jährlich aufgeführt[446], aber es ist damit nicht erwiesen, daß er nicht schon vorher Gehalt empfangen hat. In Düsseldorf z. B. läßt sich die Besoldung auch nicht nachweisen, obwohl die Hofbuchdrucker dort gleichfalls ein Jahresgehalt neben dem Drucklohn bezogen haben[447]. Auch für ihn gilt der 1698 aufgestellte Vertrag für die Hofbuchdruckerei. Aus den Rechnungsbüchern geht das klar hervor, da Müller neben seinem Jahresgehalt für besondere Druckaufträge noch verschiedene Löhne gezahlt werden[448].

---

[437] Rechnung Nr. 2752.

[438] An einzelnen Drucklöhnen wurden Frankenberg seit 1690 folgende Summen aus der Landrentmeisterei gezahlt: 1690: Patente 23 RTa, 1691: Patente 90-69-8 RTa, 1692: Befehle, Patente, »allerhandt Sachen«, zus. 132-52-0 RTa, 1693: 74-58-4 RTa, 1694: 72-67-4 RTa.

[439] Tauf- und Traubuch St. Remigius, p. 43, im StA Bonn.

[440] Rechnung Nr. 2757ff.

[441] Über Joseph Clemens, Kurfürst und Erzbischof von Köln, vgl. Braubach, Kur-Köln, bes. S. 81-205.

[442] Das ergibt sich aus einer Eintragung im Rechnungsbuch Nr. 2762 vom 24. 4. 1700, »soviel als selbige über 10 Bogen, die er in gehalt zu machen hat«, und wird uns in den Verträgen der Rommerskirchen bestätigt.

[443] Rechnung Nr. 2762ff.

[444] Henseler, Bonner Buch-Verlag, S. 10.

[445] StA Köln: Handel Nr. 225. – Vgl. S. 704.

[446] Rechnung Nr. 2771 u. 2772.

[447] Siehe S. 728.

[448] So für den Druck von Edikten, Patenten und anderen Schriften im Jahre 1710: 222-4-0 RTa; 1712: 29-64-0; 1713: 25-20-0; 1715: 70-16-0; 1716: 87-38-0; 1717: 45-68-0; 1718: 66-72-4; 1719: 30-8-0; 1720: 27-70-0; 1721: 10 RTa; 1724: 81 RTa; 1725: 98-20-0; 1726: 74-35-0 RTa. Darunter befinden sich Theses philosophici, Ablaß-Zettel, Lebensbeschreibung des Hl. Julius, Gesundheitspässe, Landtagsedikte, Kirchendrucke, Teutsche Gazetten, Gerichtsordnung von 1719, Militzpässe, Judenordnung, Manifest wider die Stadt Köln, Theatertextbücher. – Landrentmeisterei-Rechnungen Nr. 2772-2791.

Ab 1. Oktober 1716 wird das Jahresgehalt auf 140 RTa erhöht und Müller bis 31. März 1726 gezahlt. In welchem Jahre er nach Köln übergesiedelt ist, konnte auch aus dem Impressum seiner Druckwerke nicht geklärt werden. In der Judenordnung, die ohne Jahresangabe erschien, betonte er ausdrücklich: »nunmehr wohnhaft in Cölln vor den Minderbrüdern in Güldenen Drachen«.

Recht eigentümlich, aber aufschlußreich wirkt ein Schriftwechsel zwischen dem Kurfürsten und dem Hofrat aus dem Jahre 1724 »wegen aufrichtung einer buchdruckerey«[449]. Jeder Kurfürst hat wahrscheinlich den Vertrag mit dem Hofbuchdrukker erneuert, denn auch Clemens August[450] schreibt am 4. Juli 1724 an den Hofrat, daß ein Kontrakt mit dem Drucker J. Ä. C. Müller abgeschlossen werden solle. Auch aus dem Bittschreiben des Abshoven an den Kurfürsten wissen wir, daß sich die Rommerskirchen bei Regierungswechsel jedesmal ihre Privilegien haben erneuern bzw. bestätigen lassen.

In dem genannten Brief von 1724 ist der Kurfürst der Meinung, daß man in der Residenzstadt eine wohleingerichtete Buchdruckerei haben müsse, um die anfallendenDrucksachen nicht in Köln oder anderswo drucken lassen zu müssen. Es sei also ein Privileg zu erwägen, um eine solche Buchdruckerei zu etablieren, um dort die geist- und weltlichen Sachen des Erzstiftes drucken zu lassen. Am 24. Juli 1724 antwortet der Hofrat dem Kurfürsten, daß der Buchdrucker ein Verzeichnis dessen, was zur Herstellung einer Druckerei erforderlich sei, eingereicht habe, statt der früher veranschlagten 300 RTa jetzt aber 577 RTa begehre. Müller schreibt eigenhändig, »was zu meiner in Churfürstl. Diensten, durch vielfältige arbeit abhängig gemachter Buchtruckerey umbgießung und sonsten erfordert« wird. Das Umgießen der Schriften kostet pro Zentner 20 RTa. Für ca. dreißig verschiedene Schriften (Arten und Grade) erfordert das Umgießen insgesamt $397^1/_5$ RTa. Jetzt besitzt er nur zwei Antiqua-, eine Cursiv-Antiqua- und zwei Fraktur-Schriften. Das ist wirklich eine sehr bescheidene Auswahl in der Bonner Offizin! Griechische und hebräische Typen fehlen gänzlich.

Für die Einrichtung der Druckerei ist vorgesehen: 1 neue Presse für 40 RTa, 36 Setzerkästen zu 36 RTa, Stellagen für 21-48-0 RTa, 3 Rahmen mit Kupferschrauben für jede Presse für 18 RTa, 24 Feucht- und Setzbretter zu 12 RTa und andere Kleinigkeiten.

Die lange Dauer und die ungenügende Qualität der Auftragsausführung mögen das Interesse des Kurfürsten auf die Hofdruckerei gelenkt haben. In dem Briefe wird von einer Modernisierung und Vergrößerung gesprochen, die von Clemens August gefordert wird. Wer die Investitionskosten tragen soll, geht aus dem Schriftwechsel nicht hervor. Sicherlich ist der Kurhof dazu nicht bereit gewesen. Auch der Hofbuchdrucker hätte das nicht gern gesehen, wäre er doch dadurch zum Lohnarbeiter mit fremdem Werkzeug herabgesunken. Die gewaltige Summe muß vom Hofdrucker selbst aufgebracht werden. Müller scheint aber dazu nicht in der Lage gewesen zu sein.

[449] StA D'df: Kur-Köln VI, Amt Bonn, Stadt Bonn, Nr. 4.

[450] Über diesen Kurfürsten vgl. Braubach, Kur-Köln, S. 217-400.

Sein Bittschreiben an den Rat von Köln aus dem Jahre 1726 gibt nämlich eine Klärung dieser Frage[451]. Nach neunzehnjähriger Tätigkeit als Hofbuchdrucker in Bonn ist er – Müller – verarmt jetzt in seine Geburtsstadt zurückgekehrt, da seit dem Tode von Joseph Clemens (1723 Nov. 12) ihm seine Gehälter nicht mehr gezahlt worden seien, des neuen Kurfürsten Gunst aber Leonard Rommerskirchen zugefallen sei, der sich als Buchdrucker ausgibt, »die Buchtruckerey jedoch niemals wie sichs gebühret« erlernt habe, sondern Faßbinder und ehemaliger Kölner Bürger sei. Da er zur Unterhaltung der »Hoftruckerey 24000 RTa, so er in bonis (Gütern, Immobilien) hatte«, dem Hof offerierte, habe er die Stelle des Hofbuchdruckers erhalten. Er, Müller, sei verwiesen worden. Nun, seit einigen Monaten in Köln Arbeit suchend, bittet er den Rat um Erteilung eines Privilegs zur Herausgabe einer monatlich erscheinenden Zeitung der »Welt- undt Kriegsläuff«, um für sich, seine Frau und fünf Kinder für Brot zu sorgen.

Voll Verbitterung ist dieses Schreiben abgefaßt. Trotz einiger offenkundiger Fehler, die in ihm stecken, finden wir vieles, was zur Abrundung des Bildes beiträgt: Müller wird sicherlich schon seit 1707 als Hofbuchdrucker gearbeitet haben. Entgegen seiner Aussage hat er von Clemens August Gehalt noch bis zum 31. 3. 1726 bezogen. Seine Armut war die Ursache für den Verlust des Postens am Hofe in Bonn. Da er mit eigenen Mitteln die Druckerei nicht modernisieren konnte, berief Clemens August Rommerskirchen, der durch sein Vermögen die Gewähr für die Ausführung des kurfürstlichen Befehls bot. Rommerskirchen war schon vorher als Verleger in Köln tätig gewesen. Daß er Faßbinder gewesen sein soll, entbehrt sicherlich jeder Grundlage und ist eine Diffamierung seitens Müller, der sich in seiner Standesehre gekränkt fühlte, daß nicht Tüchtigkeit, sondern Geld die Entscheidung herbeigeführt hatte.

Johann Ä. C. Müller wandte sich wohl schon im Winter 1725/1726 nach Köln, denn das Privileg für den neuen Buchdrucker ist vom 15. 12. 1725 datiert. In Köln führte er noch einige Druckaufträge für den Hof aus, so im Juli 1726. Später scheint er sich selbständig gemacht zu haben. Aus der Kölner Zeit sind Drucke von 1728/1729 erhalten[452]. Seit 1730 hat er als Ratsdrucker in Aachen seinen Broterwerb gefunden. Im Herbst 1731 druckte er das Reichs-Gutachten über die Abstellung der Handwerker-Mißbräuche[453].

Leonhard Rommerskirchen, 1725-1738

Auf welche Art und Weise Rommerskirchen zum neuen Hofbuchdrucker avancierte, zeigte der Brief Müllers. Leonhard, geboren am 11. März 1685 in Köln als Nachkomme der Buchhändlerfamilie Gymnich-Kinckius-Rommerskirchen, heiratete am 1. Juli 1719.[454]

Schon 1720 war er als selbständiger Buchhändler und Verleger tätig. Am 18. Dezember 1721 wurde ihm das vom Rat der Stadt Köln verliehene Privileg für das Werk »Krippenbau«

[451] StA Köln: Handel Nr. 225, Stück 7.

[452] dto., Stück 19.

[453] StA Köln: Zunftakten Z 277; in-4°, Fraktur, 10 pp.

[454] Merlo, Buchhandlung Einhorn, S. 51.

wieder entzogen, weil dieses Buch gegen die Zensurbestimmungen verstieß. Der weitere Druck und Verkauf wurde untersagt[455]. Büllingen verzeichnet sechs Werke aus der Kölner Zeit Leonhards, meist theologischen Inhalts[456]. Die Offizin befand sich »Im Schwarzen Adler« vor den Mindenbrüdern.

Am 26. August 1725 bewarb er sich um den in Bonn zu besetzenden Posten des Hofbuchdruckers[457]. In dem Gedenkblatt des Rommerskirchen-Neußer-Verlag von 1925 wird die Eröffnung der Druckerei und des Verlages auf den März 1725 datiert[458]. Da die Bestallung des Rommerskirchen als Hofbuchdrucker erst Mitte Dezember 1725 ausgefertigt wurde und Leonhard erst ab 1. April 1726 sein Gehalt bezog, kann sein Aufenthalt in Bonn vorher nur privater Art gewesen sein und unter anderem der Vorbereitung seiner zukünftigen Stellung gedient haben.

Abshovens Bittschreiben aus den 1780er Jahren geben uns die Abschriften der Patente wieder sowie Einblick in die damaligen Verhältnisse: Am 15. Dezember 1725 wird Leonhard von Clemens August das Privileg erteilt[459]. Es beinhaltet: L. R. wird als Hofbuchdrucker mit einem Jahresgehalt von 150 RTa bestallt (quartaliter Bezahlung). Dazu erhält er aus der Oberkellnerei jährlich zu Martini acht Malter Roggen und acht Malter Gerste. Zwei Zimmer in der Residenz in Bonn, am Hofe bei der Schloßwacht, werden zur Errichtung eines Buchladens zur Verfügung gestellt. L. R. wird privilegiert zum Druck aller der im Erzstift herauszugebenden Bücher, ferner zum Druck der sog. Goldenen Bücher für die Gymnasien, und den Kanzleien die Neujahrskalender sowie das nötige Schreibmaterial zu liefern. Von allen bürgerlichen Lasten ist er befreit. Dagegen ist L. R. verpflichtet, von jedem gedruckten Buch je ein Belegexemplar an die Hofkammer und die Hofkanzlei zu liefern, alle aus der Geh. Hofrats- und Hofkammer-Kanzlei ausgehenden Verordnungen unentgeltlich zu drucken, falls sie sich nicht über zehn Bogen erstreckten. Das darüber hinausgehende werde ihm »billigmäßig« entlohnt.

Diese Angaben finden sich bestätigt in einem Schreiben des Hofrates an den Kurfürsten vom 10. Dezember 1746, in dem u. a. formuliert ist, daß »demselben (L. R.) darüber ein förmliches Patent mitgeteilt worden« sei.

Dieses sehr viele Freiheiten bietende Privileg ist nicht von ungefähr so verfaßt und verliehen worden. Ein Blick auf die früheren Hofbuchdrucker in Bonn und Düsseldorf, oder aber zum Vergleich in Fulda, wo sich ein Kölner als Fürstbischöflicher Buchdrucker niedergelassen hat, beweist dies. Das Bonner Patent wird nicht ohne Mithilfe des Rommerskirchen entstanden sein, liegt doch beinahe der Schwerpunkt auf dem Buchhändlerischen statt auf der Buchdruckerei, denn Druckprivilege bedeuteten ja zugleich Verlagsprivilege.

Über die Herausgabe der Streitschrift »Securis ad radicem posita« liegen einige Unterlagen vor[460]. Das Werk, 1687 erstmalig gedruckt, soll jetzt erneut aufgelegt werden. Der Kurfürst zeigt großes Interesse an dieser Streitschrift gegen die Stadt Köln, verfaßt von Petrus Alex. Bossart. Am 12. Dezember 1726 schreibt Clemens August, »... sollen jetzt, korrigiert, erneut gedruckt und unter das Volk gebracht werden«. Der Hofrat solle darüber wachen, daß gutes Papier gewählt und sauberer und korrekter Druck erzielt werde.

Rommerskirchens Voranschlag im Januar 1728 für eine Auflage von 250 Exemplaren der »Securis«, in folio, beläuft sich auf 300 RTa. Am 14. Februar befiehlt der Kurfürst eine Auflage von 500 Stück. Rommerskirchen dürfe aber weder für sich selbst noch für andere die Auflage erhöhen und einen Teil für sich zurückbehalten. Im Januar 1729 ist der Druck noch nicht beendet. Aus den Rechnungen der Landrentmeisterei ist ersichtlich, daß am 31. Juli 1728 für diesen Druck 100 RTa als Vorschuß gezahlt werden. Am 1. April 1730 erfolgt die letzte Zahlung von 56 RTa. Insgesamt sind für die Herstellung dieses Werkes 266 RTa verbucht[461].

Zur Bestreitung der Kosten für den Druck des Religions-Gravaminums werden dem Hofbuchdrucker 97 RTa überwiesen[462]. – In den nächsten Jahren werden neben dem Gehalt noch Drucklöhne für Landzollordnungen, Gebetbücher, Theses und für 1200 Exemplare »Württembergische Carolinen« gezahlt[463].

Erst seit dem 1. April 1726 bezieht L. Rommerskirchen als »Veraideter Churfürstlicher Hof-Buchführer und -Buchdrucker« sein Gehalt, das um 10 RTa gegenüber seinem Vorgänger erhöht worden ist, in Höhe von 150 RTa jährlich. Er hat es bis zu seinem Tode, am 20. Oktober 1738, erhalten.

Die Rommerskirchensche Offizin hat sich in der Neugasse befunden. Aus ihr sind dann neben den genannten Amtsdrucksachen noch hervorgegangen: seit 1728 der Chur-Cöllnische Hof-Calender, der vorher (seit 1719) von der Fa. Hilden in Köln gedruckt worden ist; Totenzettel für den verstorbenen Domprobst zu Münster Frh. von Guttenberg (1726), Pässe und die Kanzlei-Ordnung von 1726. Daneben hat Rommerskirchen noch eine Reihe theologischer und Erbauungsschriften verlegt[464].

Die Hofbuchdruckerei wird von der *Witwe L. Rommerskirchen* 1738 weitergeführt. Außer den amtlichen Hofdrucksachen sind noch die Hofkalender und Theatertextbücher gedruckt worden. Verlegerisch ist sie nicht tätig gewesen. Am 23. Mai 1741 ist sie verstorben[465].

Unter der Firmenbezeichnung *Erben Rommerskirchen* wird die Buchhandlung und Druckerei 1741–46 fortgeführt. Hofkalender, Textbücher, Gebetbücher und kleinere Schriften

[455] StA Köln: Ratsprotokolle Bd. 168, f. 381 ab.

[456] Büllingen, Ann. Colon. vol. V, f. 98 a.

[457] StA D'df: Kur-Köln VI, Amt Bonn, Stadt Bonn, Nr. 4.

[458] Ohne nähere Quellenangabe: Generalanzeiger für Bonn, Nr. 12191, Jg. 1925. – Henseler übernimmt dies; siehe S. 12 dort.

[459] StA D'df: Kur-Köln VI, Amt Bonn, Stadt Bonn Nr. 4. – Pauls, Geschichte der Zensur, S. 79–80, hat wahrscheinlich noch das Original gesehen. Er nennt als Ausfertigungsdatum den 1. 9. 1725, was aber unglaubhaft erscheint, da das Gesuch Rommerskirchens erst am 26. 8. verfaßt worden ist. Pauls gibt keine näheren Angaben.

[460] StA D'df: Kur-Köln VI, Amt Bonn, Stadt Bonn Nr. 4.

[461] Landrentmeisterei-Rechnung Nr. 2793–95.

[462] dto. Nr. 2795–96.

[463] dto. Nr. 2797 ff.

[464] Büllingen, Ann. Bonn.

[465] Henseler, Bonner Buchverlag, S. 13 ff.

werden verlegt und gedruckt. Auch Abshoven weiß aus dieser Zeit nichts zu berichten. Wahrscheinlich ist die Offizin von einem Faktor verwaltet worden, wie es damals Brauch und Vorschrift gewesen ist. Die fünf Kinder, die Leonhard Rommerskirchen hinterlassen hat, sind noch zu jung, um selbst das Geschäft führen zu können. Erst ab 1746 leistet der Sohn Ferdinand dem Kurfürsten Dienste.

Bernhard Hilbertz, 1735-1749

Als Außenseiter in der Reihe der Hofbuchdrucker hatte sich ein gewisser Bernhard Hilbertz, Buchhändler, in Bonn niedergelassen. 1735 verlegte er sein erstes Werk; Henseler erwähnt sechs Drucke[466]. Im Impressum eines Drucks von 1748 gab er an: Neben den Capuzinessen (in der Bonngasse). 1746 (Nov. 11) wendete er sich mit dem Gesuch an den Kurfürsten, ihm ein Privileg für die »Truck- und Ausgehung einer öffentlichen Zeithung« zu erteilen[467]. Der Hofrat, um seine Meinung befragt, machte geltend, daß bereits die Hofbuchdruckerei am Platze sei. Als Hilbertz zeigte, daß er sich mit der Firma Rommerskirchen »zu verhütung allen eintrags verstanden« hätte, daß er also der älteren Verlagsbuchhandlung keine Konkurrenz machen würde, schien einer Privilegerteilung nichts mehr im Wege zu stehen. Nach dem 4. Februar 1747 wurde das Patent ausgefertigt. Unterm 1. Februar hatte der Kurfürst noch befohlen, daß die Zeitung auf gutes Papier und in anständigem Satz gedruckt werden sollte, widrigenfalls das Privileg wieder eingezogen werden müßte[468]. Ferner müßte von jeder Ausgabe ein Belegexemplar an den Hof gesandt werden. Alles das, was ihm der Kurfürst oder die Hofrats- und Hofkammer-Kanzlei zu publizieren auftrüge, müßte er einrücken. – Diese Forderungen entsprachen der damaligen Gepflogenheit[469].

Im Januar 1748 endlich erschien die lange vorbereitete Zeitung »Auszug Europäischer Geschichten«, mit kurfürstlichem Privileg. Es ist die erste Bonner Zeitung überhaupt. Sie kam dreimal wöchentlich – montags, mittwochs und freitags – im Umfang eines halben Bogens in 4° heraus. Der »Auszug« war kein einfaches Nachrichtenblatt, sondern eher ein kritisch-satirischer Kommentar[470], dessen Redakteur Heinrich Lindenborn war, der seit 1747 in Bonn lebte[471]. Warum diesem Blatt kein Erfolg beschieden gewesen ist, bleibt unbekannt.

Hilbertz veröffentlichte außerdem die Wochenschrift »Morpheana«, die aber ebenfalls bald, nämlich mit der Nummer 14, das Erscheinen wieder einstellte[472].

Aus welchem Grunde Hilbertz 1749 Bonn verließ, ist unbekannt. Die kurze Dauer seiner Geschäfte in Bonn läßt den Schluß zu, daß in der Residenzstadt eine zweite Offizin keinen wirtschaftlichen Fundus besaß.

Ferdinand Rommerskirchen, 1746-1777

Wie wir aus einem Bittschreiben des Ferdinand Rommerskirchen vom Juli/August 1776 erfahren[473], hat er »vom Jahre 1746 bis hiehin als Hofbuchdrucker und Buchführer hiesigem Churhofe« jederzeit seine Dienste geleistet. 1744 ist erstmalig auf seinen Namen das Gehalt angewiesen worden[474].

Ferdinand wurde am 11. 12. 1730 in Bonn geboren und heiratete am 7. Juli 1764 Maria Theresa Simonis, Tochter der Buchhandlung Simonis-Krakamp in Köln.

Seinem Vater Leonhard waren als Hofbuchdrucker unter der Regierung Clemens Augusts einige Freiheiten wieder genommen worden: die Lieferung der Schreibmaterialien, wie Papier, Federn, Siegellack usw. an die Kanzleien war den Juden übertragen, die freie Dienstwohnung war entzogen worden. Die Goldenen Bücher für die Gymnasien lieferten die Jesuiten selbst. Nach Antritt des neuen Kurfürsten Max Friedrich 1761 wurden Ferdinand die dem Vater entzogenen Privilegien nicht nur nicht erneuert, sondern ihm auch noch weitere Freiheiten genommen, die mit dem Patent verbunden gewesen waren. Von nun ab wurden 100 RTa, bisher 150 RTa, jährlich als Besoldung gezahlt[475]. Roggen und Gerste wurden nicht mehr geliefert. Die Verpflichtung der Übernahme der kurfürstlichen Druckarbeiten blieb bestehen. Allerdings wurde der Druck des Hofkalenders, der seit 1759 (bis 1794) regelmäßig und später auch in französischer Sprache erschien, aus dem Gehalt herausgenommen.

Die Landrentmeisterei-Rechnungen geben einen guten Einblick in die Zahlungen, die dem Hofbuchdrucker angewiesen wurden. Für den Druck des Hofkalenders wurden 1762 67-73-2 RTa (Lohn für das Buchbinden an Steinbüchel 47-27-4 RTa), 1763: 121-62-8 (59-0-0), 1764: 77-47-7, 1765: 77-49-8 RTa, usw., gezahlt[476]. Durch die aus den Akten bekanntgewordenen Satz-, Druck-, Binde- und Papierkosten, die in Bonn und Köln üblich waren, ist es möglich gewesen, auf Grund der Zahlungen der Landrentmeisterei an den Hofbuchdrucker eine Auflagenhöhe des Hofkalenders von 2500 Exemplaren jährlich zu errechnen. Nur 1763 scheint eine höhere Auflage herausgebracht worden zu sein. Der Kalender, bis 1759 von Herrn Schiller, bis 1794 von J. Ph. N. Vogel bearbeitet, erschien seit 1762 unter zwei Titeln in zwei Sprachen: »Chur-Cöllnischer Hofkalender« und »Le Calendrier de la Cour de S.A.S. Electo-

[466] Nach Henseler, Bonner Buchverlag, S. 14 u. 15. – Büllingen, Ann. Bonn., schreibt, daß Hilbertz eine eigene Druckerei anfangs in Poppelsdorf gehabt habe.

[467] Kur-Köln VI, Amt Bonn, Stadt Bonn Nr. 4.

[468] Damals wurden die Zeitungen meist auf gelb-braunem, schmutzigem Papier gedruckt. Viele erhaltene Exemplare in den Archiven (Köln und Bonn) geben noch heute Zeugnis.

[469] Vergleiche Schottenloher, Druckprivilegien, siehe dort die Literaturangaben. – Vergleiche auch die Akten Handel Nr. 469 ff. im Stadtarchiv Köln. Dort liegen viele Originale und Kopien von Schutzbriefen.

[470] Max Braubach, Die erste Bonner Zeitung, in: Alt Bonn 2, 1948, S. 25-27

[471] Lindenborn war in Köln Redakteur des »Eilfertigen Welt- und Staats-Bothen« gewesen. Vgl. Braubach, Die erste Bonner Zeitung, S. 25. – Siehe auch S. 662 betr. „Staats-Bothen".

[472] Henseler, Bonner Buchverlag, S. 14.

[473] Kur-Köln VI, Amt Bonn, Stadt Bonn Nr. 4. – Wenn Henseler (S. 15.) erst nach 1752 den Leonhard im Firmennamen findet, so mag dies in dem Impressum der Werke der Hofbuchdruckerei seine Ursache haben. L. R.'s Briefstil und seine Arbeitsweise geben keinen Anlaß, seinen Angaben keinen Glauben zu schenken.

[474] StA D'df: Landrentmeisterei Rechnung Nr. 2805 ff.

[475] In der Besoldungsliste des gesamten Hofstaates von 1762 – Kur-Köln I b, Hofstaat Tit. 6, Nr. 7, – findet sich die Bestätigung der Gehaltszahlung: Dem Buchdrucker Rommerskirchen 100 RTa.

[476] Landrentmeisterei-Rechnung Nr. 2827 ff.

rale de Cologne«. Welche Auflagenhöhe jede Ausgabe gehabt hat, konnte nicht ermittelt werden, zusammen betrug sie jedoch ca. 2500 Stück. Das Ansteigen der Summe der Druckkosten für den Hofkalender in den folgenden Jahrzehnten, die dem Hofbuchdrucker jährlich gezahlt wurden, erklärt sich aus dem stetigen Steigen der Papierpreise. Das Papier nämlich mußte Rommerskirchen besorgen. Die jährliche Ausgabe für den Hofkalender beinhaltete also Satz-, Druck- und Papierkosten zuzüglich des Verdienstes, den der Hofbuchdrucker auf die Gestehungskosten aufschlug. Da der Bindepreis durch die Jahrzehnte immer konstant blieb, liegt der Schluß nahe, daß die Auflagenhöhe stets gleichbleibend hoch gewesen ist[477].

Über Ferdinands verlegerische Tätigkeit liegen mehr Nachrichten vor als über seine Vorgänger[478]. Er lebte in einer Zeit, da an allen Orten Zeitungen, Intelligenzblätter, Postamtszeitungen und ähnliche Periodika das Licht der Welt erblickten. Seine Bittschreiben zur Erlangung eines Privilegs kennzeichnen die Unsicherheit, in der damals die Verleger und Drucker gearbeitet haben. Erst ein fürstliches Schutzpatent, so glaubte man, schütze gegen den Nachdruck durch die Konkurrenz

Im Februar 1763 will F. Rommerskirchen ein »Residentz-Stadt-Bönnisches Wochenblatt« herausgeben und drucken. Es soll zweimal wöchentlich erscheinen. In seinem Gesuch bittet er um Nennung eines Revisors (Zensors!), der die Zeitung vor dem Druck zensieren möge. Der Hofkammerrat Haes sieht keine Bedenken, daß derartiges in Bonn publiziert werde, da in vielen anderen Städten ebenfalls Wochenblätter erscheinen. Doch müsse diese Zeitung streng vor dem Druck »visitieret« werden. Am besten könne das der Stadtvogt übernehmen, da das ja zu den Polizeiangelegenheiten gehöre. Am 26. Februar 1763 wird der Entwurf des Privilegs vom Kurfürsten gutgeheißen. Der Text folgt im Wortlaut, da er wohl als der endgültige anzusehen ist:

> »Auf Bitten des Rommerskirchen, ein Wochenblatt herauszugeben zu Nutzen des Publicums, zu drucken, und gegen mäßigen Preis auszuteilen, gestatten wir ihm hiermit, wenn er den Bedingungen Genüge leistet...: Ohne Vorwissen, Revision und Genehmigung des Geh. Hofkammerrat, Stadtvogt Gabriel Bernard Kügelgen, keinen Abdruck zu verfügen. Alle wichtigen Nachrichten und Anzeigen auf Geheiß des Stadtvogten aufzunehmen, ein Freiexemplar an die Geh. Hofkammerkanzlei zu liefern. Sich so zu verhalten, wie es einem Zeitungsverleger gebühret«.

Diese Zeitung erschien als »Wöchentliche Bönnische Anzeige von gelehrten Sachen, etc.« vom März 1763 bis Februar 1770, in 8°, zweimal wöchentlich dienstags und freitags[479]. Ein Stück kostete 1 Stüber, das Halbjahresabonnement 40 Stüber. Der geistige Urheber dieser Zeitung der Aufklärung war wohl Baron Hüpsch[480]. Der Inhalt bestand aus Nachrichten, amtlichen Bekanntmachungen, literarischen Beiträgen und Anzeigen.

F. Rommerskirchen brachte, wohl als Fortsetzung zur vorigen Zeitung, seit dem 2. Januar 1770 zweimal wöchentlich den »Bönnischen Sitten-, Staats- und Geschichtslehrer« heraus; $^1/_2$ Bogen in 4°[481]. Bis Juni 1772 erschien diese Publikation, die im höfischen Prunkstil aufgemacht war. Der Redakteur war der Canonicus Stephan Brandt aus Schwarz-Rheindorf[482].

Im Herbst 1771 bewarb sich dieser Brandt um ein kurfürstliches Privileg zur Herausgabe eines Intelligenzblattes. Mit Rommerskirchen habe er wegen des Druckes verhandelt. Dieser verlange 700 fl jährlich, das sind 8 RTa pro Bogen. In Köln wolle man ihm es aber für $4^1/_2$ RTa pro Bogen drucken. Schließlich willigte Rommerskirchen in den Druck für 5 RTa pro Bogen ein, allerdings ohne Lieferung des Papiers, und betonte, daß er vor vielen Aufträgen keine Zeit habe. Es ist ja erklärlich, daß sich der Hofbuchdrucker gegen das Konkurrenzunternehmen wehrt.

Brandt bestürmt den Kurfürsten, alle Beamte des Kurstaates sollen das geplante Blatt zwangsabonnieren. Max Friedrich läßt daraufhin Erkundigungen über Intelligenzblätter in Koblenz und Düsseldorf einholen[483]. Die seit Oktober 1771 geführten Verhandlungen wegen dieses Zwangsabonnements des »Intelligenzblattes« durch alle Beamten des Kurstaates und wegen der Aufnahme kurfürstlicher Verordnungen, Preisangaben und ähnlicher amtlicher Verlautbarungen führen schließlich zu dem

---

[477] Im allgemeinen besteht der Kalender aus neun Bogen. Bei einer Auflage von 2500 Exemplaren werden $4^1/_2$ Ballen Papier benötigt. Der Ballenpreis steigt von 8–10 RTa 1760 auf 25 RTa 1790. Der Drucklohn beträgt je nach Auflagenhöhe 2, $2^1/_2$ oder 3 RTa per Bogen und steigt nur wenig. Für einen Bogen per 1000 Exemplare in 8° werden meist 2 RTa für das Binden verlangt. Dieser Bindelohn verändert sich nicht. – Die aus anderen spezifizierten Druckrechnungen vorliegenden o. a. Angaben dienten als Grundlage für die Errechnung der Auflagenhöhe, die bisher gänzlich unbekannt war. Leider sind bis jetzt keinerlei zeitgenössische Angaben gefunden worden, die die Auflagenhöhe genau nachweisen. Geßner, Buchtruckerkunst, Bd. 7, o. S., schreibt aber 1740, daß Auflagen von mehreren Tausenden Exemplaren ihm nicht bekannt geworden seien, außer bei Kalendern, Katechismen, ABC-Büchern und ähnlichen Werken.

[478] Kur-Köln VI, Amt Bonn, Stadt Bonn, Nr. 4; Henseler, Bonner Buchverlag, S. 16–17.

[479] Henseler, a.a.O., S. 16.

[480] Näheres bei Braubach, Kur-Köln, S. 428, und Henseler, Bonner Buchverlag, S. 18f.

[481] Henseler, Bonner Buchverlag, S. 21. – Exemplare liegen im StA Bonn, Sign. I a 20–21.

[482] Vgl. Hermann Hinsen, Kaspar Anton von Belderbusch..., Phil. Diss., Bonn 1952, S. 123, und Henseler, Bonner Buchverlag, S. 21.

[483] Auf S. 726f. werden die Antwortbriefe Zehnpfennigs zitiert. Durch die Umfrage des Kurfürsten sind einige Exemplare Bonner, Düsseldorfer und Koblenzer Zeitungen im Archiv erhalten geblieben. – An diesem Orte ist nicht der Platz, Bonner Zeitungsgeschichte zu betreiben. Trotz reichen Materials in den Archiven Düsseldorfs und Kölns gibt es bis heute noch keine wissenschaftlich befriedigende Gesamtdarstellung der Bonner Verhältnisse, ebensowenig für die Städte Köln und Düsseldorf. Für *Bonn* liegt die mehrfach zitierte Studie von Henseler vor, die aber nicht alles Archivmaterial berücksichtigt. Die *Düsseldorfer* Verhältnisse werden von Hans Stöcker, Düsseldorfer Zeitungskunde, 1947, im Überblick aufgezeigt. Friedr. Schuberts Diss. (1922) »Gülich u. Bergische Wöchentl. Nachrichten« untersucht nur diese eine Publikation. Tönnies' Arbeit »Düsseldorfs Periodische Presse« (1882) ist veraltet. Die *Kölner* Verhältnisse sind nicht besser geklärt: Die »Beiträge zur Geschichte der Kölnischen Zeitung« (2 Bde., 1920 u. 1930) ist eine Monographie der Firma DuMont-Schauberg. J. Hashagens »Entwicklungsstufen der rheinischen Presse bis 1848« (Essen 1925) ist das einzige umfassendere Werk, das vorliegt. Neben Friedr. Kemmerlings Diss. (1911) »Studien zur Geschichte des älteren Kölner Zeitungswesens« gibt es m. W. nur noch kleinere Monographien von Kölner Zeitungsverlagen oder veraltete Überblicke.

kurfürstlichen Erlaß vom 6. Juni 1772[484], der das »Intelligenzblatt« zum Verordnungsblatt der Staatsverwaltung erhebt und ein »Intelligenz-Comptoir« als Redaktion der einlaufenden Nachrichten schafft, das wohl von Brandt geleitet worden ist. Dieses Comptoir hat auch als Buchladen seine Tätigkeit zum Schaden der Hofbuchhandlung geführt. Eine eigene Druckerei hat es nicht besessen.

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß F. Rommerskirchen der Drucker des schließlich seit 4. Juli 1772 – privilegiert am 1. März 1772 – erscheinenden »Intelligenzblattes« gewesen ist. Es kommt einmal wöchentlich, anfangs samstags, später – seit 9. 3. 1773 – dienstags, heraus und geht 1774 in den Verlag F. Rommerskirchen über. Es kostet 2 RTa (= 3 fl) im Jahresabonnement. Der Umfang beträgt $^1/_2$ Bogen in 4°.

Am 23. August 1770 hat sich F. Rommerskirchen ebenfalls um eine Konzession zur Herausgabe und den Druck der »Bönnischen Postzeitung« bemüht. Wenig später wird ihm der gewöhnliche Schutzbrief erteilt, wobei besonders auf die Zensurverordnungen hingewiesen wird. Wann das erste Exemplar das Licht der Welt erblickt hat und wie lange diese Zeitung in Bonn erschienen ist, geht aus den Akten nicht hervor[484a].

Zeigt Rommerskirchen schon im Zeitungsverlag eine rege Tätigkeit, so reden die Buchverlagswerke von seiner buchhändlerischen Fähigkeit eine deutliche Sprache. Diese kaufmännische Umsicht, gepaart mit großer Bildung, verhilft ihm dazu, das Geschäft zu bedeutender Höhe zu führen. Allein 26 akademische Drucke verlassen seine Presse. Viele eigene Verlagswerke, meist religiösen Inhalts, tragen das Impressum der Bonner Hofbuchdruckerei. Hinzu treten die Hofkalender, Operntextbücher, Gebetbücher, ABC-Bücher und vieles andere mehr. Die üblichen amtlichen Hofdrucksachen, darunter die Hofstaatsordnung vom 6. 5. 1767, nehmen nicht mehr den Raum im Geschäftsbetrieb ein wie ehemals.

Neben seiner regen Betriebsamkeit fällt die bescheidene Art seines Charakters auf, der im Briefstil erkennbar ist. Kein Zensurprozeß ist bekannt geworden, in den er verwickelt gewesen wäre. Privilegien und Verlagsrechte anderer hat er geachtet. 1773 fragt F. Rommerskirchen beim Kurfürsten an, ob eine soeben eingetroffene Bulle Clemens' XIV. »Oravissimus ex causis« von ihm in Bonn verkauft werden dürfe.

Schon 1769 hat er geklagt, daß er durch viele Aufträge überlastet sei. Doch auch die vergrößerte Offizin kann die Arbeit nicht bewältigen. In der Hofbuchdruckerei hat bis 1726, vielleicht sogar noch länger, ja nur eine Presse gestanden. Der Hofdrucker hat damals wahrscheinlich nur noch einen Gesellen, und manchmal dazu einen Lehrling, in der kleinen Offizin beschäftigt. Der Kurfürst hätte sonst keine Veranlassung gehabt, außerdem noch in Köln drucken zu lassen. J. Ä. C. Müllers Angaben über den geringen Schriftvorrat bestätigen diese Vermutungen.

Durch die Modernisierung der Druckerei seitens Rommerskirchen ist eine Weitung des Produktionsvolumens erreicht worden. Nachweislich werden seit 1759, wahrscheinlich auch schon vorher, zwei Setzer und ein Drucker, ab 1770 zwei Drucker beschäftigt. Einschließlich des Meisters und eines Lehrlings haben also sechs Kunstgenossen in diesem Betrieb Arbeit gefunden[485].

Durch Zufall wurde in den Prozeßakten der Buchbinderzunft Köln ein Gesellenbrief gefunden, den Ferdinand Rommerskirchen, Churfürstl. Hofbuchdrucker, am 10. März 1761 dem Martin Frowein ausgestellt hat[486]. Leider werden weder Zeit und Dauer noch die Tätigkeit der Lehre genannt. Frowein war anfangs aus der Lehre entlaufen, Soldat geworden und hatte geheiratet, war später schließlich wieder in die Lehre aufgenommen worden. Nach Absolvierung der Ausbildungszeit schrieb F. Rommerskirchen ins Zeugnis, daß man »ihn also für einen rechtgelehreten und treuen gesellen... halten« möge[487]. Mitunterzeichnet wurde diese Urkunde von zwei Gesellen, dem Vater (?) Franz Carl Frowein ›Drucker‹ und Franz Conrad Schmitz ›Setzer‹. Damals – im Winter 1760/61 – waren also in dieser Offizin vier Kunstgenossen tätig. Henseler erwähnt, daß Rommerskirchen außerdem einen selbständig arbeitenden Buchbinder beschäftigt habe[488].

Ein halbes Jahr vor seinem Tode wendet sich Ferdinand in väterlicher Sorge um die Fortführung des Geschäftes an den Kurfürsten und bittet, wegen seines geschwächten Gesundheitszustandes, seinen einzigen Sohn Heinrich Joseph als Hofbuchdrucker zu privilegieren. Am 10. August 1776 wird das »Adjunctions-Decret auf die Hofbuchdruckerey und Buchhandlung« für Heinrich Joseph Rommerskirchen erlassen, »daß er seiner Mutter und den übrigen geschwistern (drei Schwestern) die hilfliche hand bis zu deren weiteren versorgung leiste«. Am 22. Januar 1777 ist Ferdinand gestorben.

Heinrich Joseph Rommerskirchen, 1777–1801

Ferdinands Sohn, Heinrich Joseph, erst sieben Jahre alt, geboren am 6. Juni 1770, erhält am 24. Juni 1777 die Bestallung als Hofbuchdrucker und -händler[489].

Das Gehalt ist erneut gesenkt auf 97 RTa 40 Albus festgesetzt. Für die im Erzstift zu druckenden Bücher ist er privilegiert, bei der Lieferung der »Goldenen Bücher« an die Gymnasien bevorzugt. Der Verkauf des Hofkalenders ist ihm übertragen. Die Befreiung von allen bürgerlichen Lasten bleibt ihm erhalten. Alle kurfürstlichen Drucksachen hat er unentgeltlich zu drukken, wenn sie den Umfang von zehn Bogen nicht überschreiten. Belegexemplare sind an die Kanzleien abzuliefern.

---

[484] Scotti, Sammlung der Gesetze... Köln, Bd. 2, Nr. 668. – Übrigens wurde am 23. 3. 1773 der Zwangsbezug des »Intelligenzblattes« für die Beamten aufgehoben: Bd. 2, Nr. 668.

[484a] Henseler kennt diese Publikation nicht.

[485] Diese Angaben finden sich in jedem Hofkalender unter: Hofbuchdruckerei, im Abschnitt »Hofkünstler«.

[486] StA Köln: Zunfturkunden Z 277.

[487] Im Abschnitt I., Kap. 3 wird über die Lehrzeit im Buchdruckgewerbe mehr gesagt. Vgl. S. 704f.

[488] Henseler, a.a.O., S. 23.

[489] Bei J. J. Merlo, Buchhandlung Einhorn, S. 51, heißt es: Heinrich, Sohn des Ferdinand, geb. 16. 6. 1777 in Bonn; dies scheint auf falscher Vorlage zu beruhen.

Heinrich Joseph hat in der Buchhandlung Simonis in Köln gelernt und wird im Jahre 1800 Erbe dieser Firma. Die Bonner Hofbuchdruckerei kam nach Abshovens Ableben durch Heirat 1801 an Peter Neußer.

Johann Friedrich Abshoven, 1777-1799

Da Heinrich Joseph noch zu jung war, wurde die Firma unter dem Namen »J. F. Abshoven & Erben Rommerskirchen« von Johann Friedrich Abshoven fortgeführt. Er heiratete am 2. August 1777 die Witwe des Ferdinand Rommerskirchen.

Abshovens verlegerische Tätigkeit zeigt sich in seinen Zeitungseditionen. Das von Brandt seit 1772 herausgegebene »Intelligenzblatt«[490] war 1774 in den Verlag Rommerskirchen übergegangen. Es bringt Nachrichten von Gerichten, Familienanzeigen, Preisnotierungen von Waren, Gedichte und Aufsätze, schreibt der Hofrat 1784 (Aug. 19) an Max Franz[491]. Abshoven habe nur etwa dreißig Abonnenten[492]. Er sei der Verfasser der Artikel, außerdem Verleger und Drucker.

Da dieses Blatt keine gute Aufnahme bei der Bevölkerung fand und der Hofrat feststellen mußte, daß sich Abshoven nicht streng an das Privileg von 1772 hielt, hatten es die Publizisten Johann Bernhard Constantin von *Schönebeck* und Johann Peter *Eichhoff* nicht schwer, die Erneuerung des alten Privilegs und dessen Übertragung auf sie zu erreichen. Der seit dem Sommer 1784 geführte Briefwechsel brachte den Initiatoren am 28. 9. 1785 das gewünschte Privileg, ein »Bönnisches Intelligenzblatt« mit Nachrichten, Aufsätzen und Anzeigen herauszubringen[493]. Der Druck des Blattes sollte Abshoven belassen werden. Das Jahresabonnement betrug 1 RTa. Die kurfürstliche Verordnung vom 9. 10. 1784[494] bestätigte diesen Schutzbrief und wiederholte die schon 1772 zum Besten des Intelligenz-Comptoirs gemachten Bestimmungen des Zwangsbezuges und der Zwangsinsertion. Das »Bönnische Intelligenzblatt« bestand bis 1794[495].

Neben dem »Intelligenzblatt« druckte Abshoven noch die »Bönnische Literatur- und Kunst-Zeitung«[496]. Später folgte die »Bönnische Anzeige von gelehrten Sachen, Staatsbegebenheiten, etc.«[497]. Sie kostete einen Stüber, erschien zweimal wöchentlich, dienstags und freitags, im Jahre 1786. Das Abonnement betrug 40 Stüber für ein halbes Jahr. Der Inhalt bestand aus Berichten über Krieg und Frieden, satirisch-moralischen Gedanken, Nennung der in Bonn angekommenen Herrschaften, u. a., auch Anzeigen.

1784-1785 erschienen in 52 Nummern die »Beiträge zur Ausbreitung nützlicher Kenntnisse«, ½ Bogen in 8°. Es ist ein Wochenblatt, das von der »Gesellschaft Literaturfreunde« seit April 1784 herausgegeben wurde[498]. Das Jahr 1789 hindurch veröffentlichte Abshoven eine französische Zeitung mit kurfürstlichem Privileg, die »Gazette de Bonn«. Sie kam viermal wöchentlich heraus. Vom 18. Juli 1795 bis 17. Juli 1796 erschien wieder das »Bönnische Intelligenzblatt«, das bis November 1796 als »Bonner Zeitung« fortgesetzt wurde[499].

Über Abshovens Buchproduktion sind wir gut unterrichtet. Am 28. November 1778 wurde der Firma »J. F. Abshoven & Erben Rommerskirchen« der Titel eines Akademie-Buchhändlers und -druckers verliehen. Die Offizin hieß dann: Typographia Academico-Aulica. Dieses Privileg wurde Abshoven auf seinen Wunsch hin erteilt und sagte folgendes aus[500]:

Alle Akademie-Drucksachen werden unentgeltlich gedruckt. Das Papier wird von der Akademie geliefert. Dem Akademie-Buchdrucker wird das Recht eingeräumt, alle größeren Werke allein herstellen zu dürfen. Drei Freiexemplare werden der Akademie abgeliefert. Das Alleinverkaufsrecht aller bei der Akademie vorgeschriebenen Bücher ist ihm zugesichert. Das Alleinverlagsrecht aller kurkölnischen Schulbücher wird ihm übertragen.

1784 richtete Abshoven eine Beschwerde an den Kurfürsten wegen dieses Akademie-Privilegs, das ihm gar nichts genützt habe. Er erhalte nicht einmal eine Besoldung. Obendrein habe er durch den Verlag von drei Lehrbüchern Schaden erlitten. Es handelte sich um (1.) die Anweisung zur Buchstabenkenntnis, 2 Bogen in 8°; (2.) die Anweisung zur deutschen Sprachkunst; (3.) ein Orthographisches Wörterverzeichnis; 2. und 3. zusammen 24 Bogen in 8°. Die Auslagen für Papier und Druckkosten beliefen sich auf über 500 RTa, an gezahlten Honoraren auf 32½ Karolinen. Die Bücher waren fertig gedruckt, wurden aber nicht mehr gebraucht. Abshoven wußte nun nicht, wie er das aufgenommene Kapital wieder zurückzahlen sollte. »Diese und dergleichen Lasten haben uns bis heran so gedruckt, daß wir schier unterliegen müssen«. Nun erhoffte er sich vom Landesherrn Hilfe aus der Not. An anderer Stelle ist ein ähnliches Unterfangen geschildert worden, vom Kurfürsten Geld zu erlangen[501].

Nachdem die Akademie zur Universität erhoben worden war, wurde 1784 die Offizin in Churfürstliche Universitäts-Hofbuchdruckerei umbenannt. Für diese Universität verlegte Abshoven viele gelehrte Schriften. Wegen Typenmangels, hebräische und griechische Lettern besaß er bis 1792[502] nicht, und Saumseligkeit in der Ausführung der Aufträge wurde er aber öfters gerügt.

In den Universitäts-Rechnungen von 1788-94 sind einige Ausgabeposten vermerkt[503]. Abshoven druckte die Vorlesungspro-

[490] StA Bonn: I a 21.

[491] StA D'df: Kur-Köln VI, Amt Bonn, Stadt Bonn Nr. 4.

[492] Weitere Forschungen darüber müssen noch angestellt werden. Über die Auflagenhöhe von Zeitungen siehe S. 687.

[493] Dieses Privileg sowie der Schriftwechsel liegen im StA D'df: Kur-Köln VI, Amt Bonn, Stadt Bonn, Nr. 4.

[494] Scotti, Sammlung der Gesetze ... Köln, Bd. 2, Nr. 789.

[495] Über Eichhoff siehe auch S. 717.

[496] Henseler, Bonner Buchverlag, S. 27, und Braubach, Kur-Köln, S. 428.

[497] Von Henseler nicht erwähnt. Ein Exemplar befindet sich in den genannten Akten.

[498] Vgl. auch Braubach, Kur-Köln, S. 417.

[499] Henseler, S. 27 u. 28.

[500] Es liegt nur der verbesserte Vorschlag Abshovens von 1784 vor, der aber im wesentlichen dasselbe aussagt.

[501] Siehe S. 716f.

[502] Henseler, S. 29/30.

[503] StA D'df: Kur-Köln VId, Amt Bonn, Kirchen u. Schulsachen, Nr. 16/11, Bd. 7-12.

gramme der einzelnen Professoren, Universitätsreden und -thesen, Schneiders Quintilian-Übersetzung 1791, die Naturlehre des Zulehner 1794, u. a. mehr[504]. 1791 brachte er als einer der ersten Schillers »Geschichte des 30jährigen Krieges« heraus. Für Universitätsdrucksachen wurden Abshoven folgende Beträge gezahlt: 1788/89: 1 RTa 30 Stüber, 1789/90: 51-3; 1790/91: 4-35; 1791/92: 5-2; 1792/93: 31-10; 1793/94: 14-50. Diese Summen zeigen, daß die Aufträge der Universität doch recht gering waren. Meist waren es kleine Druckaufträge von nur einem Bogen Umfang. Ob alle akademischen Schriften auf Rechnung der Universität zum Druck befördert wurden, erscheint fraglich, denn aus den Jahren 1777-1794 sind 243 Titel kleinerer und größerer Universitätsschriften bekannt, die Abshoven gedruckt hat[505]. Da diese Druckaufträge ebenfalls nur in geringerer Auflagenhöhe herzustellen waren, konnten auch diese Abshoven keinen großen Gewinn bringen. Verständlich erscheint uns deshalb seine Abneigung gegenüber dieser Arbeit und seine saumselige Ausführung, die eine Rüge des Universitätskurators zur Folge hatte.

In den Druck- und Bücherrechnungen des Kurfürsten Max Franz von 1786-95 finden wir weitere Angaben über die Drucktätigkeit des Hofbuchdruckers[506]. Besonders zur Erforschung der inneren Betriebsverhältnisse des Buchdruckgewerbes (Kostenrechnung) geben diese Zahlen großen Aufschluß[507]. Vom Juni 1787 bis Ende 1789, also in zweieinhalb Jahren, druckte die Hofbuchdruckerei – neben vielen anderen Aufträgen! – elf Werke für den Kurfürsten, davon zwei in drei Auflagen, mit einer Gesamtauflage von über 11000 Exemplaren. Die Werke haben einen Umfang von 2½ bis 54½ Bogen. Zum weitaus größten Teil sind es Bücher von mehreren hundert Seiten Umfang. Hinzu kommen die Hofkalender, die vielen Amtsdrucksachen, Universitäts- und Privataufträge, die alle auch noch in derselben Zeit gedruckt werden mußten. Diese Aufzählung bleibt mangels näherer Angaben lückenhaft: doch kann aus dem Bekannten bereits der ungeheure Umfang der Arbeit erkannt werden.

Schon dieser Einblick in die Offizin, die Abshoven in die Bischofsgasse verlegt hatte[508], zeigt, daß wesentlich mehr, als allgemein angenommen, in jener Zeit geschafft wurde. Die Betrachtung der wirtschaftlichen Verhältnisse in den Offizinen des 18. Jahrhunderts weist nach, daß die Bonner Hofbuchdruckerei keine Einzelerscheinung im Hinblick auf die Leistungsfähigkeit gewesen ist[509].

Da die Rechnungsbücher der Landrentmeisterei nur die Posten ausweisen, die dem Hofdrucker für amtliche Drucksachen bzw. für Druckaufträge des Kurfürsten allgemein angewiesen wurden, und jede nähere Gliederung der Summen fehlt, wird uns nur ein kleiner Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse, in die Betriebsverhältnisse der Hofbuchdruckerei gegeben. Doch erlauben sie Rückschlüsse auf die Einkommensmöglichkeiten, die nicht unerörtert bleiben sollen. Die Aufzeichnungen aus den kurfürstlichen Akten ergeben, daß Abshoven dank des Privilegs als Buchdrucker und Buchhändler die enorme Arbeit, die ihn überfiel, zu bewältigen gewußt hat. Darüber hinaus sorgte er für neue Aufträge, wobei er jede Konkurrenz von vornherein auszuschalten versuchte.

Die vielen Bittschreiben Abshovens an den Kurfürsten werfen ein recht bezeichnendes Licht auf ihn. Meist wird eine persönliche Notlage als Ausrede vorgeschoben. Im Briefwechsel von 1784 soll seine Klage die Monopolstellung, die er besitzt, rechtfertigen. Am 9. Juli dieses Jahres wendete er sich nämlich an Max Friedrich, weil die Gefahr bestand, daß eine besondere Akademie-Buchdruckerei eingerichtet werden würde[510]. Klagen und Beschwerden über den Hofbuchdrucker hatten zu diesen Überlegungen Anlaß gegeben. Wegen vieler Lasten, so schrieb Abshoven in seiner Rechtfertigung, und Bedrückungen, besonders wegen Wegnahme früher verliehener Rechte, befinde er sich in einem solchen Zustand, daß »die Errichtung einer zweiten Druckerei und Buchladens den Untergang der Familie« bedeute. Er bitte um die Wiedergewährung der Freiheiten, »als da sind die Hofschreibmaterialien-Lieferung, die Anschaffung der Studenten-Prämien, die freye Wohnung und das zum Theil entzogene Gehalt«.

Im Februar 1790 begann abermals eine langdauernde Korrespondenz zwischen dem Kurfürsten und der Hofkammer, diesmal wegen Abshovens Gesuch, ihm einen Lohn für die in den letzten zwei Jahren so überaus häufig erteilten Druckaufträge zu gewähren. Wegen der vielen Tabellen und Verordnungen sei er so beansprucht worden, daß das gewährte Gehalt von 100 RTa bei weitem nicht eine Entschädigung biete. Allein die Arbeit für den Druck der »Fruchtensperre« übersteige dieses Jahresgehalt. Dazu kämen noch die vielen Arbeiten für den Druck des Berechnungswesens für Beamte. Nicht unerwähnt möge der Druck der »Stadt-Cöllnischen Salz-Maße« bleiben (12 Bogen in 4°). Für die zwei Bogen, die über die festgesetzten zehn Bogen hinausgehen, die unentgeltlich zu liefern sind, werde eine »billigmäßige Belohnung« erbeten. »Nur für Linien, Lettern und anderes Setzmaterial muß ich jahrlichs über 300 fl verwenden«, seufzte er.

Abshoven konnte die Arbeit, die meist sehr eilig war, nicht allein bewältigen, sondern mußte »ständig einen Setzer und einen Drucker ... im Dienst halten ..., die ich aber unter 400 fl jährlich Lohn nicht halten kann, so ist leicht zu berechnen, welchen

[504] Eine unvollständige Zusammenstellung der Verlagswerke Abshovens besorgte Büllingen, Ann. Colon. – Über die zitierten Professoren näheres bei Max Braubach, Die erste Bonner Universität, Bonn 1947, S. 75-188; außerdem bei M. Braubach, Rheinische Aufklärung. Neue Funde zur Geschichte der ersten Bonner Universität, in: Annalen zur Geschichte des Niederrheins 149/150, 1950/51, S. 74-180 (bes. S. 76-85) und 151/152, 1952, S. 257- 346; ferner Oskar Heil, Die kurkölnische Universität und ihre publizistischen Gegner, Beuel/Rh. 1937 (Diss. Phil., Bonn 1936).

[505] Angaben aus den handschriftlichen Aufzeichnungen, die mir Herr Prof. Dr. M. Braubach dankenswerterweise zur Einsichtnahme zur Verfügung stellte. Vgl. Anmerkung 520.

[506] StA D'df: Kur-Köln, Suppl. Nr. 246. – Vgl. auch M. Braubach, Max Franz von Österreich. Letzter Kurfürst von Köln, Münster 1925, S. 87-104 und 130-149; derselbe, Kurköln, S. 401-520.

[507] Näheres auf Seite 688.

[508] Henseler, Bonner Buchverlag, S. 25.

[509] Vergleiche S. 718f.

[510] St A D'df: Kur-Köln VI, Amt Bonn, Stadt Bonn, Nr. 1.

Schaden ich in den jüngeren Jahren bei dieser Hofarbeit erlitte«. Nun hoffte er, daß dieses nicht ungelohnt bleiben werde, zumal »in den letzten zwei Jahren die Hofbuchdruckerarbeit sich mehr als verdoppelt habe«. Als Max Franz daraufhin anregte, einen festen Vertrag pro Bogen miteinander auszumachen, lehnte Abshoven ab, da er einen Preis für jede Druckarbeit im voraus nicht angeben könne, da dieser sich nur aus Satz, Druck, Papier und Auflagenhöhe bestimmen lasse.

Der Hofkammerrat Scheidler bestätigte diese Darlegungen des Hofbuchdruckers. Infolge des neuen Rechnungswesens und der »Fruchtensperre« seien in der letzten Zeit tatsächlich die Aufträge sehr gestiegen. Bis in den Sommer 1791 zog sich diese Angelegenheit hin. Alles blieb schließlich beim alten, da der Kurfürst darauf beharrte, daß der Hofbuchdrucker mit 100 RTa zufrieden sein oder mit einem anderen Buchdrucker ein neuer Vertrag gemacht werden sollte.

Die in einem versöhnlichen Tone gehaltenen Schreiben des Hofkammerrates lassen erkennen, daß Abshoven nicht ohne Grund anderthalb Jahre lang versuchte, Ersatz für erlittenen Verlust zu erlangen. Die Hofbuchdruckerarbeit war für ihn, den letzten Hofbuchdrucker, zum Teil ein Zuschußgeschäft. Nur noch der Titel und das Privileg konnten ihm, gleichsam als Werbung für den eigenen Betrieb, eine gewisse Entschädigung bieten.

Trotz der umfangreichen dem Kurhofe geleisteten Arbeit war man nicht sonderlich mit Abshoven einverstanden. So schrieb z.B. Freiherr von Spiegel, der Universitäts-Kurator, 1788 (Juli 16) an Max Franz u.a.[511]: »... hat er (Abshoven) mich in jeder Unternehmung ... durch seine Langsamigkeit gehindert«. 1787 machte er mit ihm einen Verlagsvertrag für ein ABC-Buch, ebenso für ein »Lesebuch für den deutschen Bürger«. Ständig mußte Abshoven an die Durchführung der Arbeit erinnert werden. Schließlich »legte er aber das alte wieder auf, weil es ihm weniger Mühe und Kosten machte ... Er entschuldigte sich, die zur Schreibschrift nötigen Typen noch nicht erhalten zu haben«. Bis jetzt sei das ABC-Buch immer noch nicht fertig! »Er versprach mir nun die Ablieferung des Büchleins vor dem ersten Mai, hielt aber nicht Wort ... Dieser Mann (sei) eines so einträchtigen privilegii unwürdig«. Nicht nur diese bestellten Lettern habe er nicht, sondern bedauere auch – als Universitätsbuchdrucker (!) – »nicht einmal hebräische Lettern zu besitzen«.

1794 (Februar 2) sah sich Freiherr von Spiegel wiederum zur Klage veranlaßt[512]. Sooft die Professoren, so heißt es, etwas dem Druck übergeben wollten, müßten sie es ins Ausland schicken, denn Abshoven unternähme es nie oder zum Nachteil der Gelehrten. Als Abshoven einmal rückständige Abonnementsgelder vom Hofrat einforderte, verfügte der Kurfürst u.a. (am 4. Jan. 1792): Man würde die Forderung eher billigen, »wenn das Intelligenzblatt mehr gemeinnütziges enthielte, und nicht zu sehr den schwachen Geist seines Verfassers verrieth«.

Diese Aussagen und das Bild, das man beim Lesen der Bittschriften des Abshoven erhält, stimmen überein. Auf der einen Seite war er wenig unternehmungslustig und wagte nichts. Ständige Mahnungen mußten seine Arbeit antreiben. Andererseits versuchte er, all sein Glück durch Privilegien und Rechte vom Kurfürsten zu erreichen, ja glaubte sogar, seine mißliche Lage allein auf die Mißgunst des Landesherrn zurückführen zu müssen. Schuld an seinem Unglück waren nur, so scheint es nach seinen Worten, die eingezogenen Freiheiten. Wie seltsam klingen diese Worte im Vergleich zu den Briefen des Leonhard Rommerskirchen, des J. Ä. C. Müller und der anderen Hofbuchdrucker. Sie drücken Demut gegenüber ihrem Auftraggeber und Landesherrn aus. Ganz anders Abshoven: beinahe aufsässig klagen seine Briefe. Neben diesen Eigenschaften sollen aber sein Fleiß und Arbeitseifer nicht vergessen werden: Sehr viele Werke tragen im Impressum seinen Namen.

Mit der letzten Zahlung des Gehalts an Abshoven, bis zum 31. Dezember 1794, und der letzten Lohnzahlung am 7. Juli 1794 in Höhe von 217-26-8 RTa erlischt für immer die Institution der Hofbuchdruckerei in Bonn. Durch die Vertreibung des letzten Kurfürsten von Köln wird der Vertrag hinfällig, der diese Sonderstellung eines Buchdruckers privilegiert und begründet hat.

Abshoven setzte das Geschäft fort und fand bald neue Bundesgenossen, als die Franzosen 1794 in die Stadt einrückten. Es verwundert wenig, daß er sich schnell den republikanisch-revolutionären Ideen zuwandte. Im Dezember 1797 wurde er Mitglied der Bonner Munizipalität, avancierte am 5. April 1798 zum Präsidenten der Stadtverordneten, trat aber schon im Dezember 1798 zurück, wohl aus Krankheitsgründen. Anfang 1799 starb er[513].

Johann Peter Eichhoff, 1785-1789

Als zweiter Außenseiter außerhalb der Reihe der Hofbuchdrucker muß die Druckerei der »Typographischen Gesellschaft« erwähnt werden, die Ende 1785 am Rheintor eröffnet wurde. Der Inhaber dieser und des Intelligenzcomptoirs, Verleger mehrer Zeitungen und Bücher, Johann Bernhard Constantin von *Schönebeck*[514], hatte eine eigene Offizin errichtet, um von Abshoven unabhängig zu werden. Schönebeck, der seit 1783-84 in Bonn weilte, arbeitete publizistisch mit Johann Peter Eichhoff zusammen, dessen Schwager er 1785 wurde.

Eichhoff, der mit dem Literaten und Sammler Baron von Hüpsch befreundet war, hatte sich schon 1775 (Mai 22) in Köln um ein Druck- und Verlagsprivileg für die Zeitung »Kölnische Beiträge zur Aufnahme der Geschichtskunde, Naturwissenschaften und Moral« bemüht, das aber abschlägig beschieden wurde[515]. Am 26. September 1777 privilegierte ihm der Kölner Magistrat die Wochenschrift »Kölnische gemeinnützige Anzeigen«[516]. Außerdem gab er 1778 das »Kölnische Literarische Wochenblatt« heraus, das vom »Kölnischen Encyklopädischen Journal« 1779 abgelöst wurde. Alle diese Publikationen bestanden nur recht kurz.

[511] Ebenda.

[512] M. Braubach, Die erste Bonner Universität, Bonn 1947, S. 54. – Brief an den Kurfürsten vom 4. Januar 1792.

[513] Nach Henseler, Bonner Buchverlag, S. 34. – Todesjahr ist unbekannt; vgl. Bonner Geschichtsblätter 1955, S. 159.

[514] Über Schönebecks Leben siehe M. Braubach, Kurköln, S. 444.

[515] StA Köln: Handel Nr. 469.

[516] StA Köln: Handel Nr. 469. – Diese beiden Publikationen sind bisher unbekannt gewesen.

Eichhoff fand nun in Bonn Platz, seinen Geist in den Dienst der wissenschaftlichen Aufklärung zu stellen. Seit 1. April 1780 brachte er die »Bönnische Litteratur- und Kunst-Zeitung« heraus, die Abshoven druckte, aber nur in 26 Nummern erschien[517].

Nachdem Schönebeck 1784 den Verlag des Intelligenzcomptoirs hatte erwerben können, wurde Eichhoff Redakteur des neuen »Bönnischen Intelligenzblattes«, das seit Januar 1785 von ihnen herausgegeben und von Abshoven gedruckt wurde. Als Beilage, aber eigentlichen Hauptteil der Zeitung erschien das »Bönnische Wochenblatt«, gedruckt in der Offizin Schönebecks, auch »Typographische Gesellschaft« oder »Intelligenzcomptoir-Druckerei« genannt. Eichhoff machte das Blatt zum Sprachrohr der gemäßigten Aufklärung. Erst 1789 wurden auch politische Aufsätze »eingerückt«[518].

Außerdem erschienen die Blätter »Literarische Ephemeriden« vom Januar bis Dezember 1786, eine Wochenbeilage des Intelligenzblattes, und die »Niederrheinische Monatsschrift« 1787/88[519]. Neben dem Druck der genannten Zeitungen und Zeitschriften übernahm diese Offizin auch Universitätsaufträge[520]. Außerdem verlegte und druckte Schönbeck auch mehrere Bücher. Ob das Ende der »Typographischen Gesellschaft« im Jahre 1789 mit dem Weggang Schönebecks 1787 von Bonn zusammenhängt, ist nicht überliefert.

Franz Bönnisch, 1789

Die Schönebecksche Offizin scheint an Franz Bönnisch übergegangen zu sein[521]. Der Name Bönnisch steht nämlich mehrere Male in den Rechnungsbüchern der kurfürstlichen Landrentmeisterei[522]. Am 10. September 1789 wird ihm, der »Zeitungs-Expedition dahier« für Drucklohn und Papier 32 RTa bezahlt. Da sonst nichts über diese Druckerei, auch nicht über deren Geschäftsführung bekannt ist, liegt die Vermutung nahe, daß sie bald danach eingegangen ist.

b) Die Stellung des Hofbuchdruckers in der Gesellschaft. Seine wirtschaftlichen Verhältnisse

Die Reihe der Bonner Hofbuchdrucker beginnt um die Mitte des 17. Jahrhunderts, zur Zeit des größten Tiefstandes in der Geschichte des deutschen Buchdrucks. Die wenigen Verlagswerke und geringen Auflagenziffern reden eine deutliche Sprache. Auch die Nachfrage nach Büchern ist sehr zurückgegangen. Der Inhalt der verlegten Werke bietet deshalb nur wenig Interessantes: Gebetbücher, Geschichten aus aller Welt, Moritaten, etc. entstammen den Pressen der 50er und 60er Jahre neben dem aufblühenden Zeitungs- und Kalenderdruck.

In dieser Zeit – es war im Jahre 1653 – gründete Heinrich Jansen in Bonn eine Offizin. Nur Vermutungen können zu der Annahme führen, daß der Kurfürst das treibende Moment für die Etablierung einer Hofbuchdruckerei gewesen ist. Die umständlichen Beziehungen zu Kölner Buchdruckern in der Vergangenheit mochten den Anstoß dazu gegeben haben. Man suchte nunmehr ein direktes Dauerverhältnis zu einem Buchdrucker, da die Druckaufträge ein solches ebenfalls erforderlich gemacht hatten. Der Buchdrucker wurde deshalb zu einem abhängigen Dienstverhältnis verpflichtet – er wurde wie andere Hofbedienstete in das Beamtenverhältnis aufgenommen: er war Mitglied des Hofstaates, bezog ein Jahresgehalt und Naturallohn und besaß eine freie Dienstwohnung. Wesentliches Kriterium für die Beamtenstellung war die Befreiung von Steuern und anderen Lasten, die ihm durch das kurfürstliche Privileg garantiert wurde. Er erhielt die Freiheit, allein alle kurfürstlichen Aufträge ausführen zu dürfen. In der Praxis war es ihm allerdings zeitweilig oft nicht möglich, auf diesem Vorrecht zu bestehen. Ihm wurden ferner alle verlegten Werke privilegiert, i. e. gegen den Nachdruck geschützt. Als der Buchdruckerei eine Buchhandlung angeschlossen wurde, wurde ihm auch das Monopol des Verkaufs von Büchern, insbesondere der Lieferung an die Hofkanzleien und andere kurfürstliche Institutionen (Kirchen, Schulen, etc.) gewährt. Die Monopolstellung als Buchdrucker und -händler in Bonn wurde ausdrücklich betont.

Die Abhängigkeit des Hofbuchdruckers vom Hofe ergibt sich weniger aus den Verpflichtungen, die das Privileg, besser das Anstellungspatent, fordert, wie z. B. der kostenlose, unentgeltliche Druck bestimmter Amtsaufträge, dessen Umfang später sogar noch begrenzt wird. Schnelligkeit in der Ausführung der Arbeit, die Vorrang vor anderen, nichtfürstlichen Aufträgen haben muß, und Zufriedenstellung des Herrn sind offensichtlich geboten, sie werden sogar verlangt. Aber der Hofbuchdrucker ist viel mehr wirtschaftlich von seinem Herrn abhängig. Dieses Beamten-Dienstverhältnis, das dem eines vom Verleger abhängigen Lohndruckers ähnlich ist, entspricht dem Lohnwerk, wenn es auch in die angenehmere Form – weil mehr Vergünstigungen bietend – gekleidet ist. Aus den Rechnungen der Landrentmeisterei geht hervor, daß das Papier vom Arbeitgeber geliefert wird. Berechnet werden der Satz- und Drucklohn, in denen beiden der Gewinn- und Unkostenaufschlag enthalten ist. Hinzu tritt entweder der Preis des Papiers, wenn dieses im Auftrage des Herrn vom Buchdrucker besorgt worden ist, oder der Vermerk, welche Menge »geliefertes«, i. e. erhaltenes, zugewiesenes Papier verbraucht worden ist. Demnach hat folgendes Dienstleistungsverhältnis bestanden: Der Verleger, im buchhändlerischen Sinne, ist der Kurfürst. Der Hofbuchdrucker ist stets Lohndrucker im Verhältnis zum Auftraggeber.

Der Hofbuchdrucker, besonders wenn er noch Buchhändler gewesen ist, hat außerdem oft als Verleger auf eigenes Risiko

---

517 Henseler, Bonner Buchverlag, S. 27.

518 Über das Leben Eichhoffs siehe Arnold Stelzmann, Aufklärer und Aufklärung in Bonn: Johann Peter Eichhoff, in: Alt Bonn 5, 1951, S. 13–14, und M. Braubach, Kurköln, S. 407 ff. und S. 428.

519 Näheres kann hier über diese Publikationen nicht gebracht werden. Dies muß einer Darstellung der Bonner Zeitungsgeschichte vorbehalten bleiben.

520 Nach den handschriftlichen Aufzeichnungen, die mir Herr Prof. Dr. Max Braubach dankenswerterweise zur Einsichtnahme zur Verfügung stellte, sind im Catalogue général des livres imprimés de la Bibliothèque Nationale, Paris, Vol. 1 sqq., 1924 sqq., vier Universitätsschriften verzeichnet, die von dieser Offizin gedruckt worden sind. Vgl. auch M. Braubach, Bonner akademische Schriften des 18. Jahrhunderts in der Pariser Nationalbibliothek, in: Alt Bonn 3, 1949, S. 26–27.

521 Henseler, Bonner Buchverlag, S. 28, vermutet, Abshoven habe die Druckerei erworben.

522 StA D'df: Kur-Köln, Suppl. Nr. 246.

gewirkt und in seiner Person Verlag und Druckerei vereinigt. Diese Kombination ist typisch im Buchgewerbe: sie existiert seit Erfindung der Buchdruckerkunst und findet sich noch heute. Bei den Bonner Hofbuchdruckern ist sie erst in zweiter Linie wichtig und wesentlich. Sie hat eine weitere Unternehmens- und Gewinnmöglichkeit geboten, die zu nutzen man nicht unversucht gelassen hat. Das ist aber nur möglich gewesen, weil der Unternehmer – der Hofbuchdrucker – in erster Linie Lohndrucker auf Lebenszeit gewesen ist, also einen finanziellen Rückhalt besessen hat. Denn zur Verlagsgründung gehört doch eine große Menge Kapital, das die Bonner Hofbuchdrucker wenigstens in der ersten Zeit nicht haben aufbringen können. Sie haben in keiner Weise mit den großen Verlegern des 17. und 18. Jahrhunderts in Köln, wie Metternich, Gymnich, Kinckius, Schauberg u. a. konkurrieren können[523]. Bonns Lage neben der Metropole der Wirtschaft und des Buchgewerbes hat einer Verlagsgründung nur wenig Chancen geboten. Deshalb sind auch immer wieder in Köln und nicht in Bonn neue Unternehmen dieser Art gegründet worden. Noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hat es in der kurkölnischen Residenzstadt nur eine Offizin gegeben, deren Größe bescheiden war. Zweimal ist versucht worden, in Bonn einer zweiten Druckerei Erwerbsmöglichkeiten zu verschaffen – 1735-49 und 1786-89. Nach kurzer Zeit sind die Versuche gescheitert. Den Bedürfnissen Bonns hat die Hofbuchdruckerei völlig genügen können.

Die Frage nach dem Eigentumsverhältnis der Hofbuchdruckerei soll in diesem Zusammenhang gestellt werden. Aus den Quellen ist darüber nichts zu erfahren. Einmal, 1682, wird im Rechnungsbuch erwähnt[524], daß mehrere Ausgabeposten, die das Jahresgehalt betreffen, »alle zu einkaufung newer buchstaben in die druckerey« benötigt wurden. Mit anderen Worten heißt das, daß Heinrich Jansen von seinem Jahresgehalt neue Lettern kaufte. In Düsseldorf wurde 1665 dem kurfürstlichen Hofbuchdrucker Hans Heinrich *Beyer* die Hälfte seiner Druckerei gepfändet[525]. Recht eigentümlich wirkt der Schriftwechsel von 1724 »wegen aufrichtung einer buchdruckerey«[526]. – Es kann hier zusammengefaßt werden: Der Kurfürst verlangte für die Ausführung seiner Druckaufträge neue, moderne Typen. Müllers Letternbestand war verbraucht, die Typen druckten unsauber. Da die Anschaffung neuer Lettern sehr teuer war – der Schriftenbestand ist die Kapitalanlage jeder Druckerei – wendete sich Müller an den Kurfürsten um Unterstützung, weil er aus eigenen Kräften wegen des geringen Jahresgehalts und anderer unerheblicher Einkünfte die Summe nicht aufbringen konnte.

Diese wenigen Angaben erlauben den Schluß, daß die Hofbuchdruckerei wohl stets Eigentum des Buchdruckers gewesen ist. Liegen auch aus Berlin oder anderen Städten gegenteilige Urkunden vor, für Bonn und Düsseldorf ist der Beweis nicht zu erbringen, daß der Kurfürst als Auftraggeber auch Eigentümer der Offizin gewesen ist.

Die Einkommensverhältnisse der Hofbuchdrucker sind nicht genau zu bestimmen. Leider sind nicht einmal die Gehaltszahlungen für jedes Jahr belegt. Sie dürften aber fortlaufend gewährt worden sein[527]. Ausnahmen ergaben sich durch Regierungswechsel oder durch Saumseligkeit[528]. Es läßt sich aus den Akten erkennen, daß die angeführten Lohnzahlungen zusätzlich zu den Gehaltszahlungen erfolgten und nicht ein Äquivalent für letztere darstellten. In den Anstellungspatenten wurde genau angeführt, was »in Gehalt« und was nicht in Gehalt, also im Lohndruck, herzustellen sei. So fielen zum Beispiel die Hofkalender und andere größere Werke nicht unter die unentgeltlich auszuführenden Amtsaufträge. Diese Arbeiten wurden deswegen extra honoriert.

Die geschätzten Jahreseinkommen[529], deren schwierige und unsichere Erfassung verständlich ist (sie sind eher zu niedrig als zu hoch gegriffen), zeigen, daß der Hofbuchdrucker etwa ebensoviel verdiente wie der Leibmedicus oder der Archivar. Im 18. Jahrhundert hatte der Hofbuchdrucker sicher das gleiche Einkommen wie ein Hofkammerrat. So wurden zum Beispiel um 1730, als der Bonner Hofbuchdrucker 150 RTa per annum Gehalt erhielt, einem Hofrat 250 RTa, einem Kellermeister 200 RTa, dem Waldförster zu Brühl 100 RTa gezahlt. Dem Archivar wurden 430-450 RTa, dem Hofkammerrat 400-1000 RTa Gehalt angewiesen. Um 1750 erhielt ein Hofrat 350-600 RTa, ein Hofkammerrat 325 RTa, der Uhrmacher 200 RTa und der Goldschmied 225 RTa. Das Einkommen des Hofbuchdruckers betrug aber ein mehrfaches seines Jahresgehaltes. Er stand sich also finanziell wesentlich besser als ein Hofbeamter, der ein Gehalt in derselben Höhe wie er bezog.

Für den Düsseldorfer Hofbuchdrucker konnte in den Landrentmeisterei-Rechnungen nur ein einziges Mal eine Gehaltszahlung gefunden werden. Für die Lohnarbeiten aber ist ein eigenes Konto eingerichtet: »Ausgaaben in specie Truckerey«. Durch welche Stelle dem Hofbuchdrucker das Jahresgehalt gezahlt wurde, konnte nicht ermittelt werden. Auch in den Pfennigmeisterei-Rechnungen von Berg und Jülich finden sich keine Eintragungen.

Über die soziale Stellung des Hofbuchdruckers ist damit noch nichts ausgesagt. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erscheinen die Gehaltsabrechnungen des Druckers in der Besoldungsliste der Haus- und Hofbedienten des Kurhofes. Bemerkenswert ist, daß der Hofbuchdrucker nicht unter den Hofhandwerkern – Gärtner, Buchbinder, etc. – aufgeführt wird. Er besitzt vielmehr eine Sonderstellung, die im Falle Düsseldorf dadurch unterstrichen wird, daß er zu den Künstlern gerechnet wird: Sein Name erscheint nämlich im Kurpfälzischen Hof-

[523] Siehe S. 687 und S. 711. – Vgl. außerdem über Hof- und Universitätsbuchdrucker Kapp/Goldfriedrich, Geschichte des Buchhandels, Bd. 2, S. 100-104.

[524] StA D'df: Kur-Köln IV, A, Landrentmeisterei-Rechnung Nr. 2746 von 1682.

[525] Siehe S. 722.

[526] Siehe S. 710.

[527] Gehälter, die im Etat der Landrentmeisterei nicht vorgesehen waren, wurden meist aus der Privatschatulle des Kurfürsten bezahlt. Siehe E. Pieper, Organisation und Verwaltung des Kurköln. Hofstaates ... 1784-1794, Diss. Phil., Bonn 1949, S. 112 und 117.

[528] Dies widerfuhr wiederholt Düsseldorfer Hofbuchdruckern.

[529] Vgl. die Aufstellung im Anhang auf S. 732.

kalender unter den »Haus- und Freykünstlern«. Die eigenwillige Stellung des Buchdruckers in der Gesellschaft und im Verhältnis zu den Handwerkern wird dadurch abermals bestätigt.

Da ja das Jahreseinkommen des Hofbuchdruckers nicht allein durch das Gehalt bestimmt wurde, sondern die das Gehalt um ein mehrfaches übersteigenden Lohnzahlungen und Einkünfte aus eigener Verlagstätigkeit die eigentliche finanzielle Basis bildeten, lebte der Hofbuchdrucker in recht guten Verhältnissen. Zwar wurde er durch seine Beamtenstellung, er war eingereiht unter die Haus- und Hofbedienten, und durch seine Gehaltszahlung, sozial gesehen, auf die Stufe eines unteren Beamten gestellt. Sein erhebliches Jahreseinkommen und sein Vermögen durch Haus und Betrieb aber verschafften ihm ein höheres soziales Ansehen, vielleicht dem eines mittleren Hofbeamten vergleichbar, und ermöglichten ihm eine gute Lebensführung[530]. –

Zum Vergleich und besseren Verständnis folgt ein Zitat aus dem Bewerbungsschreiben des Kölner Buchdruckers Johann Heinrich *Küster*, der bis 1722 als Geselle bei Anton Heinscheidt in Frankfurt/M. gearbeitet hatte, an den Fürstabt des Hochstiftes Fulda[531].

Küster forderte für den Posten als Hofbuchdrucker 1. Steuerfreiheit, 2. den Titel Hofbuchdrucker, 3. ein Jahresgehalt von 20 RTa, dazu 2 Malter Korn und Holz. 4. Kein anderer Drucker oder Buchhändler dürfe sich in Fulda niederlassen. 5. Der Druckpreis für den ersten Bogen beträgt $1^1/_2$ fl, für jedes 100 mehr 30 Kreuzer. 6. Lieferung des gemeinen Papiers durch Küster, 7. besseres Papier müsse gestellt werden, 8. für Edikte für den ersten bis 100. Bogen nicht mehr als 1 RTa als Druckpreis, 9. Verbot des Nachdrucks seiner Werke, 10. Gewährung eines Buchladens. – Am 21. Juni wurde Küster eingestellt.

2. Düsseldorf

a) Chronologischer Überblick über die Hofbuchdrucker und die übrigen Offizinen von 1555 bis ca. 1800. Ihre wirtschaftlichen Verhältnisse in Einzelheiten

Jacob Bathen, 1555–1557

Über den ersten Düsseldorfer Hofbuchdrucker Jacob Bathen sind wir durch neuere Forschungen E. Colmis orientiert[532]. Bathen scheint aus Brabant zu stammen. 1546 beginnt er in Löwen zu drucken. 1551/52 siedelt er nach Maastricht über[533]. Seit 1555 druckt er in Düsseldorf für den Herzog von Jülich-Berg und für Kölner Verleger. Hauptsächlich Amtsdrucksachen und Musikdrucke verlassen seine Offizin, die einen reichen Typenbestand aufweist (Fraktur, Antiqua, Cursiv, Notensatz). Nur zum Teil bringt er Werke auf eigene Kosten heraus. Da weder Privilegien bekannt geworden sind, noch andere Schriftstücke uns Mitteilung von dem ersten Hofbuchdrucker von Düsseldorf geben, bleibt das Bild recht unklar.

Der einzigste Nachweis über sein Verhältnis zum Herzog wird aus einer Zahlungsanweisung von 1572 erbracht, in der erwähnt wird, »wie dieselbe (12 Taler) dem vorigen boichtrucker Bathenio auch zuverordnet gewesen«[534]. Bathenius hat schon in Maastricht ein Jahresgehalt von 10 fl (Brab. Währung) erhalten. Vom Herzog in Düsseldorf wird er mit jährlich 12 Talern als Hofbuchdrucker besoldet. Nur drei Jahre, 1555–57, ist Bathen in Düsseldorf tätig. Sechs Werke lassen sich aus dieser Zeit nachweisen[535].

Albert Buyss, 1558–1587

Diese Offizin ging 1557/58 über in die Hände von Albert Buyss, herzoglicher Hofbuchdrucker, besoldet mit 12 Talern jährlich. Merländer[536] schreibt, daß Johann *Oridryus* dem Buyss erst Veranlassung gegeben habe, eine Offizin einzurichten. Diese Vorstellung ist aber unbegründet, da bereits vor Buyss Bathens Druckerei bestanden und diese ein Musikbrevier des Oridryus verlegt hat. Die Ansicht Merländers wird von Redlich[537] und Schubert[538] übernommen und auch von Lau[539] vertreten. Eine Urkunde im Staatsarchiv Düsseldorf vom 3. Oktober 1572 hat dazu Veranlassung gegeben[540]. Dort steht geschrieben, daß am 5. Juni 1571 dem »Johann Oridrio Conrectorn alhier von wegen der truckerey jarlichs zum May zwelf thaler zu entrichten« befohlen sei. »... Und aber bemelter Oridrius bestimbte Truckerey seinem Schwager Alberto Buyß überlassen« habe.

Da aber nur bei einem Teil der Werke, namentlich 1558–1566, das Impressum »Joh. Oridryus et A. Buyss« erscheint[541], Oridryus aber 1556–1572 als Lehrer an der Monheimschen Schule[542] gewirkt hat, muß der eigentliche Drucker seit 1557/58 Albert Buyss gewesen sein, denn die ersten Drucke aus der Offizin (1558) tragen nur den Namen A. Buyss. Durch Typenvergleich ist feststellbar, daß Buyss die Offizin Bathens fortgeführt hat. Möglich ist, daß Oridryus, durch Heirat seiner Tochter mit Buyss, Teilhaber der Offizin geworden ist. Das Auftreten seines Namens in der Urkunde ist wohl durch seine guten Beziehungen zum Herzog und dadurch zu erklären, daß er am Hofe mehr bekannt gewesen ist als sein Schwager. Oridryus mag als Korrektor tätig gewesen sein. Es gibt genug Beispiele, wo der Name des Geldgebers eines Werkes, des Korrektors oder anderer Personen im Impressum aufgenommen wurde, um damit der Nachwelt überliefert zu werden. Sollte Oridryus wirklich der Privilegträger dieser herzoglichen Offizin gewesen sein, wie es nach der Urkunde anzunehmen nahe liegt, so ist es verwunderlich, daß sein Name nur in der Zeit von 1558–1566 auftritt und Buyss' Name im Impressum dieser Jahre überhaupt Erwähnung findet.

[530] Diesen Ausführungen liegen die in Teil II 1 angeführten Quellen zugrunde.

[531] Gedruckt bei Theele, Druckgeschichte, S. 271–273.

[532] Colmi, Jacob Bathen.

[533] Colmi, Bathen, S. 38.

[534] Betr. dieser Urkunde siehe die folgenden Ausführungen über Buyss.

[535] Colmi, Bathen, S. 40, nennt 5 Drucke, J. Benzing teilte dem Verfasser einen weiteren Druck mit.

[536] Merländer, Buchdruck in Düsseldorf, 3, S. 323 ff.

[537] Redlich, Düsseldorfer Buchdrucker, S. 229. Dort ist diese Urkunde abgedruckt.

[538] Schubert, Buch- u. Zeitungsdruck, S. 283.

[539] Lau, Geschichte Düsseldorfs, I, S. 207.

[540] StA D'df: Hs. A. II, Nr. 8, f. 165 b.

[541] Merländer, Buchdruck, 3, S. 323 ff.

[542] Johann Monheim gründete im April 1545 diese Stiftsschule bei St. Lambertus in Düsseldorf. Er starb 1564.

Oridryus wurde 1572 Rektor an der neuen reformierten Schule in Wesel. Daneben war er Korrektor und vermittelte vielleicht einige Verlagswerke, der Drucker aber war Buyss. Über die Eigentumsverhältnisse sind wir leider nicht unterrichtet.

Der letzte Nachweis von Alberts Wirken stammt aus dem Jahre 1587. Wie lange er gelebt hat, konnte nicht ermittelt werden. In den letzten Jahren seiner Druckertätigkeit scheint er keine eigenen Verlagswerke mehr herausgebracht, sondern sich ausschließlich der Hofbuchdruckerei gewidmet zu haben. In dem einzigen aus dieser Zeit überlieferten Rechnungsbuch der Landrentmeisterei von 1587 steht die Eintragung: »Dem buechtrucker alhie Alberto Buyss hab mein Gn(ädigster) F(ürst) und H(err) järlich desswegen, das in I(hro) Gn(aden) geschäften er sich anhero beflissen, und ferner so lang er die Truckerey haben würde dergestalt erzeigen soll, jars auf den 8. May 12 RTa verordnet, und deweil dieselb in diesem Jahr -86 erfallen, so hab ich, die Inhalt und Quitanz hiebey, bezahlt -26fl.«[543] Diesem Jahresgehalt stehen 100 fl gegenüber, die dem Leibmedicus, oder 100-400 fl, die den Räten und Marschällen gezahlt werden. Buyss hat aber nicht nur eine freie Dienstwohnung besessen und außerdem Naturallohn bezogen, sondern auch Einkünfte aus der Verlagsproduktion gehabt, so daß sein Jahreseinkommen ein mehrfaches seiner Gehaltszahlung betragen haben muß.

Unter den Regierungsaufträgen befand sich 1558 die »Ämterordnung«, die »Rechtsordnung« von 1565, die »Polizeiordnung« von 1581, etc. Bis 1563 wurden herzogliche Druckaufträge auch von den Erben *Birckmann* und der Firma *Soter*, beide in Köln, ausgeführt. Danach werden die amtlichen Drucksachen nur noch bei Buyss hergestellt[544]; es sind insgesamt sieben Drucke. Für die Rechtsordnung von 1565 wurde auf Antrag des Herzogs von Maximilian II. ein kaiserliches Privileg unterm 30. Juni 1565 an Joh. Oridryus et Albert Buyss auf zehn Jahre erteilt[545]. Als Verleger war Buyss hauptsächlich von 1558 bis 1565 tätig. Merländer kennt 34 Verlagswerke aus dieser Offizin[546]. Davon druckte Buyss gemeinsam mit Oridryus 17 Werke in den Jahren 1558-1566. Typographische Untersuchungen über diese Presse sind erfolgversprechend. Seit Merländers Arbeit (1888) ist nichts mehr getan worden.

Bernhard Buyss, 1597-1618

Bernhard Buyss, der Sohn von Albert, ist der dritte Hofbuchdrucker in Düsseldorf. Merländer schreibt, daß er nicht den Unternehmungsgeist des Vaters besessen und die Offizin vernachlässigt habe[547].

Fünfzehn Drucke sind in der Zeit von 1597 bis 1618 aus dieser Presse hervorgegangen. Herzogliche Druckaufträge weisen seine Hofbuchdruckertätigkeit nach, über die an anderer Stelle nichts zu finden ist.

Heinrich Ulenberg, 1624-1629

Auch über den nächsten Hofbuchdrucker, Heinrich Ulenberg, sind wir schlecht unterrichtet. Aus der Zeit von 1624 bis 1629 sind fünf Drucke bekannt[548]. Er war der erste, der den Titel »Ducalis typographus« oder »Herzoglicher Buchdrucker« im Impressum führte. Gewiß hat seine Druckertätigkeit schon vor 1624 begonnen. Der genaue Zeitpunkt ist durch die Landrentmeisterei-Rechnungen nicht zu erbringen, da keine Eintragungen über Buchdruckergehälter vorhanden sind.

Im Jahre 1625 wohnte Ulenberg in dem Hause »Zur goldenen Bibel«[549]. 1629 muß er gestorben sein, da seine Frau, Lucia Freises, Witwe Ulenberg, 1630 Christophel Ortt heiratete[550].

Christoph Ortt, 1630-1650(-1653)

Von 1630 bis 1650 wurde die Hofbuchdruckerei von Christoph Ortt geführt. Er nannte sich selbst »Fürstlich Pfaltz Newburger Buchtrucker«. Durch Einheirat hatte er das Privileg des Herzogs erlangt. Nach 1637 wurden ihm, dem Hofbuchdrucker, nachweislich zwölf RTa jährlich ausgezahlt, wie aus einem Bittschreiben vom Jahre 1675 hervorgeht[551].

Merländer nennt nur fünf Drucke aus der Zeit von 1632 bis 1635.[552] Infolge der Kriegswirren ist wohl eine eigene Verlagstätigkeit des Hofbuchdruckers nicht möglich gewesen. Ortt wird sicherlich versucht haben, durch die Hofaufträge das Fortbestehen der Druckerei zu sichern. Unter anderem wurden am 13. Januar 1650 »dem Drucker« als Lohn für geleistete Arbeit (Druck von Patenten) 1 RTa 10 Albus bezahlt[553]. Wenige Monate später druckte die bekannte Firma Peter *Hilden* in Köln für die jülich-bergischen Landstände.

Abermals fehlen uns die Angaben über die Dauer der Tätigkeit des Hofbuchdruckers. Nur vermuten können wir, daß Christoph Ortt um 1650 gestorben ist. Denn seine Witwe brachte unter dem Namen Lucia Ulenberg 1653 noch einen Druck heraus.

Johann Heinrich Beyer, 1654-1701

Am 25. April 1650 heiratete Johann Heinrich Beyer die Tochter Ulenbergs, die Stieftochter Ortts, Catharina Ulenberg, in Düsseldorf[554]. Die Offizin blieb also im Familienbesitz. Beyer erhielt das Patent als Hofbuchdrucker.

Merländer hat keine Kenntnis von J. H. Beyer, ebensowenig Schubert, der sich auf die erste Darstellung der Düsseldorfer Verhältnisse gestützt hat. Dank der Angaben in den Rechnungen der Landrentmeistereien und der Bergischen Landstände ist seine Tätigkeit als Hofbuchdrucker aber nachweisbar. Am besten zeigt ein Schreiben des J. H. Beyer, Hoff-Buchtrucker, vom Mai (?) 1675 das Verhältnis zu seinem Herrn:

---

543 Bayer. HpStA Mchn.: Jülich-Cleve Fasc. 132/5. Erst für spätere Zeit liegen die Belegbücher (Rechnungsbücher) vollständig vor, so daß auf diesem Wege der Nachweis über das Ableben Alberts nicht zu erbringen ist.

544 Merländer, Buchdruck, 3, S. 326.

545 Schottenloher, Druckprivilegien, S. 100ff., Privileg Nr. 115. Schottenloher liest Duyss statt Buyss.

546 Merländer, Buchdruck, 3, S. 323-329.

547 Merländer, Buchdruck, 3, S. 329.

548 Merländer, Buchdruck, 3, S. 332. Darunter befinden sich vier eigene Verlagswerke.

549 Lau, Geschichte Düsseldorfs, I, S. 292.

550 dto., S. 207.

551 StA D'df: Jülich-Berg II, Nr. 37.

552 Merländer, Buchdruck, 3, S. 333.

553 StA D'df: Berg. Landstände V, Nr. 26, vol. IV.

554 Personenstandsarchiv Brühl: St. Lambertus, Düsseldorf, 2D 59, f. 92b Traubuch.

»Abermahlige höchstabgenötigte Underthenigste flehentliche Pitt«[555]. Wegen der Druckerei sind von 1637 bis 1653, also sechzehn Jahre lang, 12 RTa »Jahrgehalt« gemäß Edict von 1582[556] und laut Patent, wahrscheinlich Beyers Anstellungspatent, gezahlt worden. Das ergibt 192 RTa. Seit 1653, als der Herzog Philipp Wilhelm von Jülich-Berg sein Amt antrat, bis 1675 steht die Zahlung von 264 Talern aus. Ferner sind Rechnungen von 1667 bis 1675 in Höhe von 144 RTa bisher unbezahlt geblieben. Außerdem gebühren ihm, dem Hofbuchdrucker, wöchentlich »auss dem staab zwey Commis brod facet 832 Brodt«. Also auch der Naturallohn ist seit acht Jahren nicht mehr gezahlt worden!

Gemäß herzoglicher Weisung hatte Beyer am 10. Februar 1674 seine Rechnungen vorgelegt, bis jetzt aber keine Antwort erhalten. »Nun aber gnedigster Fürst und Herr in diesen betrübten armseeligen zeiten meinen verdienten saueren Lidtlohn zu unterhaltung Weib und Kindern Underthenigst gehaben möge«.

Dieses Schreiben ist der einzigste Nachweis über die Form des Beamtenverhältnisses der Düsseldorfer Hofbuchdrucker. Es gibt einen recht deutlichen Einblick in die Hofhaltung der damaligen Zeit. Sogar unter der langen Regierungszeit Johann Wilhelms wurden die Jahresgehälter saumselig bezahlt. Auch der Hofrat von Redinghofen sah sich 1697 veranlaßt, den rückständigen Betrag von 3620 RTa vom Hofe einzufordern. Er bezog jährlich 300 RTa[557].

Der Herzog schuldete Johann H. Beyer insgesamt 408 RTa nebst dem Naturallohn. Es ist erstaunlich, daß der Hofbuchdrucker trotz der schlechten Zeiten auch ohne diese Gelder die Druckerei fortführen und die Familie ernähren konnte. Irgendwelche eigenen Verlagswerke, die ihm Gewinn hätten einbringen können, sind bis jetzt nämlich unbekannt. Die schlechte Situation des Verlags- und Druckgewerbes dieser Zeit spricht gegen ein solches Tun Beyers. Doch scheint er durch Akzidenzien oder Privataufträge vermögender Gelehrter genügend Arbeit und damit ein ausreichendes Einkommen gehabt zu haben.

Vom 6. bis 9. August 1675 liegen vier Schreiben vor, die dem Landrentmeister befehlen, »als Abschlag seiner (Beyers) Forderung wenigstens 20 RTa (sic!) zu zahlen«. Er leistete dieser Aufforderung aber nicht Folge, sondern weigerte sich sogar zu zahlen. Die Kanzleiherren wandten sich an den Herzog, damit Beyer Gerechtigkeit widerfahre. Dann brechen die Aufzeichnungen ab. Es ist kaum anzunehmen, daß der Hofbuchdrucker jemals zu seinem Gelde gekommen ist.

Zehn Jahre vorher war Beyer schon einmal in eine Notlage geraten, aber nicht wirtschaftliche Verhältnisse des Haushaltes hatten ihn dahin gebracht, sondern wahrscheinlich seine Handelstätigkeit, oder besaß die Familie Ulenberg-Beyer einen landwirtschaftlichen Betrieb? Am 3. Februar 1665 nämlich wurde die der Familie Ulenberg und Frau Beyer gehörende Druckerei zur Hälfte an Dietrich Diepenbeck verpfändet, der am 26. August 1660 an Beyer zwei Pferde ad 85 RTa und 1/2 Ohm Wein verkauft hatte, bis dato aber auf sein Geld wartete[558]. Sicherlich wird diese Summe bald bezahlt worden sein, da keine weiteren Eintragungen im Schöffenbuch vorhanden sind. Die Druckerei blieb im Familienbesitz der Beyers.

Das geringe Jahresgehalt von 12 RTa und die Bemerkung Beyers in seinem Bittschreiben weisen darauf hin, daß die Besoldung in anderer Weise erfolgte als es in Bonn üblich war. Wie im Falle Fulda[559] wird es auch hier geregelt gewesen sein: Die 12 RTa nebst dem Naturallohn waren eine Anerkennungssumme für den Hofbuchdrucker, die (wahrscheinlich) mit der Verpflichtung verbunden wurde, dem Hof Dienste zu leisten, i. e. jederzeit und vorrangig dem Herzog Druckaufträge auszuführen. Daneben wird in einem Vertrag – Beyer spricht von einem Patent – ausgemacht worden sein, wie hoch die Kosten für Satz und Druck pro Bogen dem Hofe berechnet werden dürfen. Es handelte sich also um einen Dienstleistungsvertrag.

Leider zeigen die Rechnungen der Landrentmeisterei und der Bergischen Landstände im Gegensatz zu Bonn viel geringere Beträge an, die dem Hofbuchdrucker ausgezahlt werden. Eine gewisse Erklärung gibt die ungeschickt angelegte Buchführung sowie die doppelte Rechnungsführung für beide Landesteile. Dadurch werden Drucklöhne nicht nur in der Landrentmeisterei-Rechnung verbucht, sondern auch in den beiden Pfennigmeistereien, in den Kellnereien und in dem Rechnungsbuch der beiden Landstände. Diese aufgegliederte Verfahrensweise hat wahrscheinlich dazu beigetragen, daß Beyers Gehaltszahlungen, wie die der übrigen Hofbuchdrucker, nicht unter den Gehaltslisten des Hofstaates aufgeführt worden sind. – Lohnzahlungen für J. H. Beyer sind bekannt aus den Jahren 1678 in Höhe von 1/2 RTa; 1690: 39-56-0 RTa; 1681: 56-71-0; 1692: 31-60-8; 1693: 99-17-0 RTa[560].

Der Name Johann H. Beyer erscheint seit 1697 unter den Empfängern von »Haushewr«. Vermöge eines Decrets vom 8. Juli 1697 wurden ab 12. Juni cr. dem »Hoffbuchtruckeren Johann Heinrich Beyer in ansehung seiner so lange Jahre geleisteter trewer dienste und anstatt der eingehabten Baraque 24 RTa jahrlichs vor hauszins ad dies vitae (auf Lebenszeit) gn. zugelegt«[561]. Die freie Dienstwohnung wurde dem Hofbuchdrucker also genommen. Dafür gab man ihm seit 1697 zusätzlich zu den 12 RTa Gehalt jährlich 24 RTa Mietunterstützung. – Im hohen Alter starb Johann Heinrich am 10. Oktober 1701.

Aus den Rechnungen geht hervor, daß Beyer hauptsächlich Drucksachen für den Landtag herstellte. Nähere Angaben über die Druckaufträge fehlen meist. Ob er selbst die Hofkalender, die »Langen« und die »Quadratischen«, druckte, läßt sich aus den Akten nicht klären. Erst später wurden sie in Mannheim und München hergestellt. Der Hofbuchdrucker lieferte jedes Jahr Kalender an die Kanzleien des Hofes; allerdings nur die »Langen«, die »Quadratischen« besorgte der Buchführer Schleuter.

---

[555] Liegt als Einblattdruck vor: Jülich-Berg II, Nr. 37.

[556] Ist hier nicht die Anweisung an die Landrentmeisterei vom 3. 10. 1572 gemeint?

[557] Lau, Regierungskollegien, I, S. 229.

[558] Berg. Gerichte V, Amt Düsseldorf, Nr. 1., vol. I.

[559] Siehe S. 720.

[560] Jülich-Berg III, R 1 Landrentmeisterei, vol. 3 ff.

[561] Dto. vol. 5 (1696/97).

FRIEDRICH CASPAR BEYER, (1694-)1701

Schon 1694 hatte der Sohn, Friedrich Caspar Beyer, die Leitung der Offizin übernommen[562]. Am 13. Mai 1701 erhielt er die letzte Lohnzahlung. Kurz nach seinem Vater starb er Ende 1701.

Angewiesen wurden ihm 1694: 48-23-4 RTa; 1696 waren es 5-23-0 RTa; 1697: 2-69-4 RTa; 1698: 6-17-4 RTa; 1699: 30-23-11; 1700: 61-46-0; 1701: 9-5-11 RTa[563]. Unter den Amtsdrucksachen befinden sich Befehle, Pässe und Verordnungen neben den nicht näher bezeichneten Aufträgen.

Ein Vergleich mit Bonn um die Jahrhundertwende zeigt, daß die Düsseldorfer sehr viel weniger Aufträge vom Herzog, ihrem Auftraggeber, erhielten. Es wurde noch nicht einmal eine Durchschnittseinnahme von 100 RTa erreicht. Freilich werden die vorliegenden Angaben sehr unvollständig sein.

WITWE BEYER, 1702 bis nach 1720

Nach dem Tode Friedrich Caspars wurde die Offizin von der Witwe Beyer fortgeführt. Sie nannte sich »Chur-Fürstliche Hoff-Buchdruckerinn«, nach 1708 erweiterte sie den Titel zur »Churfürstlichen Hoff- und Stadt-Buchdruckerinn«. Merländer, dessen Unkenntnis bereits erwähnt wurde, glaubt in der Witwe Beyer eine Tochter Schleuters zu sehen[564]. Die Familie Schleuter waren damals Buchhändler in Düsseldorf.

Über diese Zeit der Hof- und Stadtbuchdruckerei liegen sehr wenige Nachrichten vor. Die Rechnungen des Hofes spiegeln aber deutlich wider, daß diese Frau an Tatkraft in der Führung der Offizin ihrem Mann nicht nachstand. Ausgezahlt wurden ihr 1701: 15-8-0 RTa; 1702: 20-23-4; 1704: 16 RTa; 1708: 12; 1710: 32; 1714: 25; 1717: 25 RTa[565]. Sie war rege um Aufträge bemüht. Der größte Teil der Arbeit wurde für den Landtag geleistet. Die Amtsaufträge des Hofes brachten ihr in zwei Jahren nur ca. sechs RTa Drucklohn ein[566].

Es ist erstaunlich, daß die Witwe Beyer solange die Druckerei hat führen können. Nach damaligem »Buchdruckerrecht« war das an sich nicht möglich. Sie hätte einen Buchdrucker heiraten oder die Offizin an einen »Zunftgenossen« verkaufen müssen. Ein Aktenstück aus dem Jahre 1719[567] zeigt aber, daß sie noch in diesem Jahr Hofbuchdruckerin gewesen ist. Um diese Zeit spielte sich ein ähnliches Drama ab wie in Bonn 1724/25. Der Alteingesessene wird durch einen »homo novus« verdrängt. Seit ca. 1710 war in dem Verlag und der Buchdruckerei des Tilman Liborius *Stahl* der Hofbuchdruckerei eine Konkurrenz erwachsen. Dies führte zu Streitigkeiten. Und als sich die Witwe Beyer, auf ihr Privileg pochend, hilfesuchend an den Kurfürsten wandte, wurde sie am 23. Oktober 1719 angewiesen, gemäß allerhöchstem Befehle, »sich bei Gütlichkeit bestmöglich zu vergleichen. Wenn ein Vergleich bei aller Bemühung nicht fruchten sollte«, dann sei dem Hof Bericht zu erstatten. Nähere Aussagen fehlen uns. Der energische Stahl ging schließlich als Sieger aus dem Kampf hervor. 1723 wurde er, wohl nach dem Tode der Witwe Beyer, als neuer Hofbuchdrucker angestellt. Die Beyersche Offizin scheint nach 1720 eingegangen zu sein.

JOHANN LEONHARD WEYER

Merländer führt Johann Leonhard Weyer als Besitzer der Beyerschen Offizin an[568]. Das kann sich nur auf Vermutungen gründen. Weyer verlegte zwischen 1714 und 1731 sechs Werke. Im Impressum erscheint sein Name stets ohne Titel! Erst nach dem Tode der Witwe Beyer könnte er also in den Besitz dieser Offizin gelangt sein. Oder sollten in der kleinen Residenzstadt Düsseldorf gleich drei Druckereien – Beyer, Stahl, Weyer – bestanden haben? Stahls energisches Vorgehen müßte eigentlich das Gegenteil bewiesen haben.

Doch gibt das Impressum »Typis et expensis Joh. Leonh. Weyer« zu denken. Zwischen *1714 und 1731* wurde es verwendet. Nach Voulliéme[569] ist man geneigt, aus »typis et expensis« ähnlich wie »impensis« zu lesen: auf Kosten und mit den Typen des Weyer gedruckt, i. e. man läßt auf seine Kosten das Werk in einer fremden Offizin drucken. Denn die Druckfirmen gebrauchten »expensis« oder »impensis« im Impressum nicht, sondern »excusum« oder »impressum«. Nach dem vorliegenden Material scheint deshalb Weyer nur Verleger gewesen zu sein. Seine Werke ließ er wohl in der Beyerschen Offizin drucken. Unter den Weyerschen Ausgaben befinden sich auch zwei Pfalzgräflich-herzogliche Ordnungen.

*

Ein Blick muß noch auf die Familie Schleuter geworfen werden. Seit Merländers Untersuchungen über den Düsseldorfer Buchdruck heißt es, daß wegen der Wirren des Dreißigjährigen Krieges über dreißig Jahre in Düsseldorf keine Druckerei tätig gewesen sei und erst Arnold Schleuter 1667 diese Tätigkeit wieder aufgenommen habe[570]. Durch Heranziehung von Archivalien konnte nun das lückenlose Fortbestehen der Hofbuchdruckerei in der Residenzstadt nachgewiesen werden.

ARNOLD SCHLEUTER

Arnold Schleuter war der erste Buchhändler in Düsseldorf[571]. Zwei Werke verlegte er, die wohl bei Beyer gedruckt wurden. Typographische Untersuchungen sollten das erweisen können.

JOHANN CHRISTIAN SCHLEUTER

Sein Sohn, Johann Christian Schleuter, verlegte zwischen *1693 und 1704* zwölf Werke, darunter neun kurfürstliche Rechts- und Hofordnungen, zum Teil in mehreren Auflagen. In den Rechnungen der Landrentmeisterei wird er immer als *Buchführer* bezeichnet. Einen Titel führte er nicht, auch nicht im Impressum! Seit 1692 nachweisbar, lieferte er Schreibpapier, Bücher, Kalender, Schreibbücher und Lagerbücher an die Hofkanzleien. Bis 1704 wird sein Name erwähnt.

---

562 Dies geht aus den Eintragungen in den Landrentmeisterei-Rechnungen hervor.

563 Landrentmeisterei-Rechnung vol. 9 ff.

564 Merländer, Buchdruck, 3, S. 340. – Schubert, Buch- u. Zeitungsdruck, übernimmt diese falsche Ansicht.

565 Einige Jahreseinnahmen sind hier weggelassen. Vollständig sind sie im Anhang (S. 732) aufgeführt.

566 Allerdings fehlen die Rechnungsbücher der Landrentmeisterei von 1705–1749.

567 Jülich-Berg II, Nr. 4227.

568 Merländer, Buchdruck, 3, S. 342.

569 Voulliéme, Druckerei Retro Minores, S. 104.

570 Merländer, Buchdruck, 3, S. 335.

571 Seine Beziehungen zu einem Kölner Drucker gleichen Namens sind ungeklärt. Siehe S. 700.

Recht unerklärlich bleibt vorläufig, warum die neun Ordnungen für das Herzogtum mit dem Impressum »gedruckt und verlegt durch Joh. Chr. Schleuter« versehen sind, obwohl doch Beyer der Hofbuchdrucker gewesen ist. Merländer bemerkt, daß die Schleuterschen Typen bei der Witwe Beyer wiederkehren[572]. Da aus den Landrentmeisterei-Rechnungen hervorgeht, daß in diesen Jahren an den Hofdrucker Beyer Lohnzahlungen für gedruckte Verordnungen erfolgt sind, drängt sich die Annahme auf, daß Schleuter nur der Verleger dieser Ordnungen gewesen ist. Warum er aber dieses fragwürdige Impressum auf die Titelseite setzen ließ, vermögen m. E. evtl. typenkundliche Untersuchungen nachzuweisen[573]. Da die Hofbuchdruckerei im Familienbesitz blieb, wäre das Verschwinden der Offizin ein weiteres Rätsel. Aus den wenigen Anhaltspunkten ist wohl diese Vermutung am ehesten abzuleiten, daß Schleuter Buchhändler und Verleger gewesen ist und daß in Düsseldorf im 17. Jahrhundert immer nur eine Druckerei gearbeitet hat.

*

TILMAN LIBORIUS STAHL, (1710-)1723-1748

Die Hof- und Stadtbuchdruckerei wurde fortgesetzt von dem bereits erwähnten Tilman Liborius Stahl, der am 17. November 1723 zum »Churfürstlichen Hof- und Cantzley-Buchdrucker« privilegiert worden war[574]. Wahrscheinlich 1680 in Paderborn geboren[575], heiratete er 1707 in Düsseldorf. Durch aufgefundene Druckwerke aus der Stahlschen Offizin aus der Zeit nach 1711 ist anzunehmen, daß dieses Geschäft schon um 1710 gegründet worden ist[576].

Stahl gab seit Januar 1723 die erste Zeitung Düsseldorfs heraus, die »Stadt-Düsseldorfer-Postzeitung«[577]. Sie erschien zweimal wöchentlich dienstags und freitags. Bis 1755 ist sie nachweisbar[578]. Außerdem wird Stahl das »Wöchentliche Frag- und Kundschaftsblatt« gedruckt haben, das vom Hofrat von Steinhausen herausgegeben wurde. Es erschien 1745 bis 1765.

Die Offizin blühte auf und gab Beispiele ihrer Produktionsfähigkeit. Dank der Umsicht des fleißigen Verlegers und Buchdruckers verließen vierzehn Werke, meist religiösen Inhalts, seine Presse. Da er sich außerdem der Gunst des Kurfürsten und Landesherrn erfreute, konnte er sechs Hofaufträge zum Druck befördern. 1731 wurden ihm von den Bergischen Landständen 25RTa, zwischen 1736 und 1742 jährlich 6 RTa als Drucklohn angewiesen. – 1748 ist T. L. Stahl in Düsseldorf gestorben.

WITWE STAHL, 1748-1757

Die Witwe T. L. Stahl übernahm die Geschäftsführung. Auch sie erhielt das Privileg als »Kurfürstlicher Hofbuchdrucker«. In den zehn Jahren ihrer Tätigkeit verlegte sie zwei Werke[579]. Sie druckte drei kurfürstliche Amtsaufträge und die Rechts- und Polizeiordnungen. Die Zeitung erschien nun in vergrößerter Ausgabe.

Laut Rechnung vom 19. Februar 1750 wurden der »Wittib Hofbuchdruckern Stahls wegen für die Hofkammer gedruckten generalia« 14-24-8 RTa gezahlt. Für gelieferte Staatskalender erhielt sie 4-32-0 RTa[580]. 1757 (April 20) wurden ihr für verschiedene Generalia 54-13-0 RTa Drucklohn gezahlt. Für Druckwerke für das Steuer- und Finanzwesen wurden am 24. Mai 1757 15 RTa, am 20. Juni 108-40-0 und am 13. Januar 1758 66-48-0 RTa angewiesen[581]. – Im Jahre 1757 (oder 1758) ist sie gestorben.

CARL PHILIPP LUDWIG STAHL, 1758-1778

Ihr Sohn, Carl Philipp Ludwig Stahl, führte die Hofbuchdruckerei fort. 1778 änderte er seinen Titel in »Kurfürstlicher Hoff- und Cantzley-Buchtrucker«[582].

In den Rechnungen der Landrentmeisterei wurden schon seit 1749 die »Ausgaben in specie auf Truckerey« besonders geführt. »In behufs der in druck zu bringen seyenden sachen sind jährlichs gewidmet 450 fl oder 300 RTa«[583]. In dem kurfürstlich-herzoglichen Haushalt wurde also ein fester Ausgabeposten für Druckaufträge zur Verfügung gestellt[584]. Die Wichtigkeit der Hofbuchdruckerei wurde dadurch unterstrichen. Wie gering waren die Ausgaben im 17. Jahrhundert und mit welchen Schwierigkeiten hatte Beyer noch 1675 zu kämpfen, um seinen Drucklohn zu erlangen!

1770 wendete sich Stahl »in Sachen und Durchführung des Buchdruckerei-Privilegs« an den Kurfürsten. Eine Änderung seines Verhältnisses zum Hofe muß eingetreten sein, die seinen Unwillen erregt hatte[585]. Ihm wurde auf seine Vorstellungen hin mitgeteilt, »da durch die neue erlassene Verfügung vom 19. September 1770 (die Stahl erteilt wurde; wohl ein neuer Dienstleistungsvertrag oder Anstellungspatent) die mitbewirkte Besserstellung der Druckerei gemäß der Verordnung vom 5. September geschaffen worden sei, habe es damit sein Bewenden«. Stahl schrieb noch mehrfach an den Kurfürsten, um

[572] Merländer, Buchdruck, 3, S. 340.

[573] Schon oft haben Angaben im Impressum zu falschen Deutungen geführt, ehe sie als falsch erkannt worden sind. Deshalb legt Verf. das Schwergewicht nicht auf diese Worte, sondern auf die Aktenaussagen. Im Impressum finden sich nämlich häufig die Namen der Geldgeber oder der Gelehrten (wenn sie im Titel nicht erscheinen), um damit der Nachwelt erhalten zu bleiben. Oft fehlt der Druckername, wenn der Verlegername abgedruckt ist. – Vgl. auch Anm. 569.

[574] Weder Merländer, Buchdruck, 3, S. 344, noch Tönnies, Buchdruck, S. 51, geben die Quelle dieses Datums an.

[575] Stöcker, Düsseldorfer Zeitungskunde, S. 7.

[576] dto., S. 8.

[577] dto., S. 8.

[578] Nach Lau, Geschichte Düsseldorfs, I, S. 209, erscheint sie bis 1765.

[579] Merländer, Buchdruck, 4, S. 51.

[580] Die »Chur-Pfältzischen Hoff- und Staats-Kalender« wurden damals in Mannheim, später in München gedruckt. – Landrentmeisterei-Rechnung, a.a.O. vol. 12.

[581] Jülich-Landstände V, 1 C Pfennigmeisterei-Rechnungen, vol. 36; Berg. Landstände V, Nr. 29, Bd. LVII (1757/58).

[582] So wird er unter anderem auch im Hofkalender unter den Hofkünstlern aufgeführt.

[583] Landrentmeisterei-Rechnung, a.a.O., vol. 12, fol. 294.

[584] Nach den vorliegenden Unterlagen ist diese Summe aber nie völlig in Anspruch genommen worden. – Auch in den Pfennigmeisterei-Rechnungen sind seit ca. 1740 ständig besondere Ausgabeposten für die Druckerei vorgesehen. Für den Landtag und für andere Zwecke werden dem Hofbuchdrucker auch hier laufend Lohnzahlungen angewiesen.

[585] Jülich-Berg II, Nr. 4227; Brief vom 21. 11. 1770.

eine Änderung der Verfügung vom 19. September zu erreichen, wurde aber am 21. November dahin beschieden, sich in dieser Sache nicht nochmals an den Kurfürsten zu wenden.

An Lohnzahlungen sind laut Akten bekannt geworden: 8 RTa und 12 RTa wurden 1758 für gedruckte Landtagssachen angewiesen. Am 16. Dezember 1760 wurden »wegen gedruckten allerhand generalien« 39-22-4 RTa bezahlt. 1769 (April 27) wurden 22-11-3 RTa aus gleichen Gründen gezahlt[586].

Nur diese wenigen Eintragungen geben uns Kunde von der Dienstleistung Stahls für den Landesherrn. Fünf amtliche Drucksachen gingen aus seiner Presse hervor. Seinen eigenen Verlag verließen neun humanistische und religiöse Werke. Seit 1774 gab er die »Düsseldorfischen gemeinnützigen Nachrichten« heraus[587].

FRANZ FRIEDRICH STAHL, 1778-1808 (?)

Der letzte Düsseldorfer Hofbuchdrucker war der Sohn des vorigen: Franz Friedrich Stahl, unter dessen Namen das Geschäft von 1778 bis nach 1808 geführt wurde. Er trug den Titel wie seine Vorgänger.

Mehrere Eintragungen in den Rechnungsbüchern der Landrentmeisterei vermitteln uns einen Einblick in seine Tätigkeit für den Kurfürsten. 1779 wurden ihm 25-10-8 RTa; 1790: 360-45-0; 1789: 93-48-0; 1793: 300-50-4 RTa; 1794: 322-27-8 RTa; 1795: 147-70-8; 1798: 79-49-8; 1799: 214-38-8; 1800: 97-33-0; 1801: 120-59-4; 1802: 748-25-4; 1803: 523-77-8; 1804: 378-36-4; 1805: 41-69-4; 1806: 5-60-0 RTa gezahlt[588]. Diese Zahlen erlauben es, sich eine Vorstellung von der Arbeit der Hofbuchdruckerei zu machen. Die erst 1749 im kurfürstlichen Haushalt neu festgesetzte Summe von 300 RTa jährlich für Druckarbeiten wurde mehrfach überschritten: Zwischen 100 RTa und 750 RTa wurden Stahl in einem Jahr bezahlt.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse des letzten Hofbuchdruckers sind durch die aufgefundenen Zahlen recht deutlich zu erkennen. Seine Offizin war ständig für den Landesherrn tätig. Zum Teil vermochte sie nicht allein die Aufträge, deren Zahl sich stark vermehrt hatte, fristgerecht zu erfüllen. Fremde Drucker, sogar ein Kölner, mußten herangezogen werden.

Das vergrößerte Verlagsunternehmen und der Zeitungsdruck werden Stahl noch viel mehr Einnahmen gebracht haben, deren Höhe uns unbekannt geblieben ist. Elf Werke verlegte er, darunter die »Rechts- und Gesetzessammlung« in sieben Bänden, 1796 bis 1805[589]. Im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts begann Stahl mit dem Verlag und Druck des »Haus-Kalenders«. Auch religiöse Schriften verließen seine Presse.

Von 1793 bis 1806 druckte er die »Gülich-Bergischen Wöchentlichen Nachrichten«, die ihm sicherlich im Jahre 600 RTa Einnahmen brachten[590]. Ebenso stammten aus dieser Presse die von seinem Vater begründeten »Düsseldorfischen gemeinnützigen Nachrichten«, deren Herausgeber er selbst war. Seit 1807 verlegte und druckte er das »Sittenblatt«. In den 1770er Jahren erschienen weitere vier Zeitungen, deren Drucker unbekannt sind[591]. Wahrscheinlich sind sie in der Hofbuchdruckerei gedruckt worden, da sie nicht von der Offizin Zehnpfennig herausgebracht worden sind. Auch in diesem Falle sind noch typographische Untersuchungen notwendig.

Diese wenigen Angaben lassen Stahls Schaffen sichtbar werden. Auf verschiedenen Gebieten hat er seine Tüchtigkeit bewiesen: noch heute zeugen seine Druckschriften, aber auch die Akten davon. Er war der letzte Hofbuchdrucker in Düsseldorf. Mit der Gründung des Großherzogtums Berg 1806 wurde diese Instutition nicht mehr erneuert und erlosch.

Schon 1792 hatte er sich in Sorge um den Fortbestand der Hofbuchdruckerei, sich damals wohl kränklich fühlend, an den Kurfürsten gewandt, damit das Privileg seinen Erben erhalten bleibe. Am 16. Oktober 1792 beschloß Carl Theodor »der vorliegenden Umstände halber«, Franz Friedr. Stahls Frau und dessen Kindern die Nachfolge auf die Hof- und Canzlei-Buchdruckerstelle mit der Maßgabe zu verleihen, daß nach dem Tode des Franz Fr. Stahl das Druckerei-Geschäft mit den gleichen, einst verliehenen Freiheiten und Begünstigungen fortgesetzt werden dürfe.

Leider sind wir nicht in der Lage, näheres über das Privileg oder das Patent, das dem Düsseldorfer Buchdrucker erteilt wurde, mitzuteilen. Keine Akte und kein Druck geben uns Kunde darüber.

Das mit viel Umsicht geleitete Geschäft hat einen großen Gewinn abgeworfen, der sich in dem Stahlschen Vermögen widerspiegelt. Bis 1781 war Franz Friedr. Stahl Eigentümer von zwei Häusern im Werte von zusammen 1500 RTa[592]. Um seinem Sohn, der Kadett war, eine gute Ausbildung zu ermöglichen, bedurfte es hoher Ausgaben, die es erforderlich machten, daß die beiden Häuser in der Fliegenstraße verkauft wurden[593]. Sicherlich hat die Familie Stahl noch mehr Grund- und Hausbesitz zu eigen gehabt, mindestens das Haus in der Neustraße, in dem sie gewohnt haben[594]. Nach einem schaffensreichen Dasein, dem Geschäft hat er über dreißig Jahre vorgestanden, hat ihn im Jahre 1808 der Tod ereilt[595].

*

In einem Exkurs neben der Darstellung der Geschichte der Düsseldorfer Hofbuchdrucker sollen noch vier andere Buchdrucker – Zehnpfennig, Carl Joseph Stahl, Bögemann und Dänzer – erwähnt werden, deren Firmen vor 1795 gegründet worden sind.

---

586 Jülich, Landstände V, 1 C Pfennigmeisterei-Rechnungen, vol. 36. und Landrentmeisterei-Rechnungen, a.a.O., vol. 14 u. 15.

587 Stöcker, Düsseldorfer Zeitungskunde, S. 12.

588 Landrentmeisterei-Rechnung, vol. 16-25, 53-58.

589 Merländer, Buchdruck, 4, S. 56-58.

590 Weiteres über diese Zeitung bei den Ausführungen über Zehnpfennig und Hofkammerrat Stahl (S. 726).

591 Stöcker, Zeitungskunde, S. 10-12.

592 Jülich-Berg, GHzt Berg, Stadtgericht Düsseldorf, Nr. 113.

593 Vor dem 31. Juli 1781.

594 Tönnies, Buchdruck, S. 52.

595 F. F. Stahls Todesjahr wird unterschiedlich angegeben: nach Tönnies, Buchdruck, S. 52, im Jahre 1808; nach Merländer, Buchdruck, S. 56, im Jahre 1807. Im »Düsseldorfer Adress-Kalender und Taschenbuch für Geschäftsleute« von 1811 wird F. F. Stahl als Hofbuchdrucker aufgeführt.

AUGUST ZEHNPFENNIG, 1769-1793

Nach den bisherigen Kenntnissen gab es, außer den beiden strittigen Fällen Schleuter und Weyer, neben der herzoglichen, später kurfürstlichen Hofbuchdruckerei, keine weiteren Pressen in der Jülich-Bergischen Residenzstadt. Erst 1769 eröffnete August Zehnpfennig einen Zeitungsverlag mit einer eigenen Druckerei, der zweiten in Düsseldorf.

Schon im Februar 1765 erbat der »Steuer-Cantzley-Verwandte« Zehnpfennig[596] beim Kurfürsten ein Privileg für ein Intelligenzblatt. Der Geheime Rat war aber gegen das Erscheinen dieses Blattes. Deshalb wurde erst am 7. Dezember 1767 das kurfürstliche Privileg erteilt. Zur Konzession, die von der Hofkammer ausgefertigt wurde, kam es indessen erst 1769 (April 7)[597]. Sie war auf vierundzwanzig Jahre begrenzt. Die Privileggebühr betrug 2 fl pro Jahr[598]. Unter den kurkölnischen Akten befindet sich eine Abschrift dieses Schutzbriefes, der in den Jülich-Bergischen Akten anscheinend nicht mehr vorhanden ist[599].

Unter anderem waren folgende Bedingungen mit dem Privileg verbunden: Jede Nummer dieser Zeitung muß vorher vom Zensor geprüft werden. Alle das Herzogtum betreffende Sachen sind in die Zeitung aufzunehmen, wenn es befohlen wird; ein Belegexemplar (auf feinem Papier) ist an den Kurfürsten und je ein Exemplar an die Dicasterien unentgeltlich zu liefern. Zehnpfennig darf das Blatt selbst drucken oder im Lohndruck herstellen lassen. Der Abonnementspreis betrug 1 RTa jährlich. Die Anzeige kostete 10 Albus. Der Titel lautete: »Gülich-Bergische Wöchentl. Nachrichten«[600].

Aus Zehnpfennigs eigener Hand liegt ein Brief vom 2. Oktober 1771 vor, der an den Herausgeber des Bonner Intelligenzblattes, Canonicus Brandt, gerichtet ist. In ihm gab er Brandt Ratschläge zur Führung eines Zeitungsverlages und einer Redaktion. Wir erfahren daraus, daß die Gerichtsschreiber in Düsseldorf verpflichtet waren, alle Neuigkeiten der Redaktion mitzuteilen. Ihr Bericht mußte allerdings per Zeile honoriert werden. Oberste Hofgerichtsurteile mußten vom Herausgeber unentgeltlich aufgenommen werden. Von den Stadtschreibern konnte man die »Fruchtpreise« (Lebensmittel-Marktpreise) erfahren. Die Namen der eingetroffenen Fremden wußten die Passantenschreiber, die Namen der Schiffe und ihre Fracht die Zollschreiber. Diese Angaben mußten die genannten Dienststellen oder Personen bei 6 Gfl Strafe jederzeit der Redaktion übermitteln. Gleichzeitig waren alle Gerichts- und Stadtschreiber durch Decret des Landesherrn verpflichtet, das Wochenblatt (zwangsweise!) zu abonnieren. Wegen deren Nichtzahlung gingen oft Klagen Zehnpfennigs und anderer Zeitungsverleger beim Hofe ein. Zehnpfennig bemerkte Brandt gegenüber ausdrücklich, daß ohne Privileg keine Zeitung existieren könne. Noch erwartete man alles Heil vom Landesvater.

Durch Schuberts Arbeit[601] sind wir über dieses, seit dem 16. Mai 1769 jeden Dienstag in Düsseldorf erscheinende Wochenblatt »Gülich-Bergische Wöchentliche Nachrichten« ausführlich unterrichtet. Zur wirtschaftlichen Lage des Unternehmens ist festzustellen, daß dieses Wochenblatt bei einer von Schubert auf etwa 500 Exemplare geschätzten Auflage jährlich 500 RTa Einnahmen brachte, die sich aus den Abonnementsgeldern zusammensetzten. Weiterhin wurden beträchtliche Summen durch die Anzeigen vereinnahmt. Für eine Zeile wurden vier Stüber berechnet, für die ganze Anzeige meist nicht mehr als vierzig Stüber verlangt[602]. Die Zeitung hatte einen Umfang von einem Bogen (8 Seiten) und erschien in 4°. Der Einzelpreis betrug 2 Stüber. Dieses Intelligenzblatt war zugleich offizielles Publikationsorgan der Regierung Jülich-Berg. Welchen Gewinn Zehnpfennig aus diesem Zeitungsverlag schöpfte, ist schwer zu sagen, da keine Bilanzen vorliegen[603]. Da er selbst Verfasser der Artikel war – seine Quelle waren Kölner Zeitungen –, außerdem den Posten des Redakteurs und des Herausgebers in seiner Person vereinigte und das Wochenblatt in der eigenen Druckerei druckte, mag der Gewinn recht beträchtlich gewesen sein.

Schon drei Jahre später verlegte und druckte Zehnpfennig die zweite, eine französische Zeitung: »Gazette interessante«, die von Karl von Neorberg herausgegeben wurde[604]. Sie muß schon vor dem 18. Februar 1772 in Düsseldorf erschienen sein. Vorher kam sie in Aachen heraus. Bis 1774 wurde sie in neunzig Nummern publiziert. Eine neue Wochenzeitung »Düsseldorf« folgte ihr. Sie soll vom Januar bis März 1774 erschienen sein. Näheres ist nicht bekannt[605].

Aber nicht nur im Zeitungsverlag und -druck zeigte Zehnpfennig seine Umsicht, sondern auch im Verlag von Büchern aller Art. Merländer kannte dreizehn Werke, darunter den ersten Düsseldorfer Hauskalender und Erbauungsbücher[606]. Konnte Merländer noch über keine amtlichen Drucksachen aus dieser Presse berichten, so zeigen Eintragungen im Rechnungsbuch der Landrentmeisterei von 1779/80, daß auch er neben der Hofbuchdruckerei für den Kurfürsten tätig gewesen ist. Am 17. Juni 1779 wurden ihm 4-10-8 RTa, am 12. Oktober 1779, dem »Trucker Zehenpfennig wegen gedruckter Exemplaria des Consilium medicum«, 34-14-8 RTa angewiesen[607].

August Zehnpfennig, 1727 geboren, war Hofdiener, nämlich Steuerkanzlist. Neben den recht beträchtlichen Einnahmen aus

---

[596] Am Hofe in Düsseldorf, aufgeführt in dem mehrfach genannten Hofkalender von 1757ff.

[597] Lau, Geschichte Düsseldorfs, I, S. 209. – Lau nennt den 22. April, gibt aber keine Quellenangabe, ebensowenig Schubert, Diss., S. 3. – Vergleiche Anmerkung 599.

[598] Schubert, Diss., S. 3.

[599] StA D'df: Kur-Köln VI, Amt Bonn, Stadt Bonn, Nr. 4; Schubert scheint weder das Original noch eine Abschrift gekannt zu haben. – Beiliegend ein Brief des Düsseldorfer Hofrates an den Kurfürsten von Köln vom 14. 2. 1772.

[600] Der Name änderte sich mehrfach. Vergleiche Schubert, Diss., S. 3.

[601] Schubert, Diss. 1922 (siehe Literaturverzeichnis).

[602] 1 RTa = 60 Stüber.

[603] Über die Geschäftsgebarung in Zeitungsdruckereien in Köln siehe S. 686f. – Die Verlust- und Gewinn-Rechnung der Pfeifferschen Zeitungsdruckerei wird keine Ausnahme darstellen. Einen ähnlich großen Gewinn wird auch Zehnpfennig erzielt haben.

[604] Stöcker, Zeitungskunde, S. 10 und StA D'df: Kur-Köln VI, Amt Bonn, Stadt Bonn, Nr. 4.

[605] Stöcker, Zeitungskunde, S. 12.

[606] Merländer, Buchdruck, 4, S. 59.

[607] Landrentmeisterei-Rechnung, a.a.O., vol. 16.

dem Zeitungs- und Buchverlag und der Druckerei bezog er als Steuerbeamter 230 RTa Jahresgehalt nebst einer Zulage von 86-53-4 RTa jährlich[608].

Über die Herkunft seiner verlegerischen Kenntnisse ist nichts bekannt. Sollte er als junger Mann die Buchdruckerkunst erlernt haben? Hätte er es dann nicht im Impressum angezeigt? Seine Offizin lag in der Mittelstraße[609] und bestand von 1770 bis 1793. Am 8. Oktober 1801 ist Zehnpfennig gestorben.

Schon 1791 hatte er sich an den Kurfürsten um Verlängerung des Privilegs gewandt. Sein Gesuch wurde ihm aber abgelehnt, auch seinen Erben wurde die Fortführung nicht gestattet. Nach Ablauf des auf vierundzwanzig Jahre befristeten Privilegs durfte er nur noch bis Ende Dezember 1793 die »Wöchentlichen Nachrichten« herausgeben.

Carl Joseph Stahl, 1793-1811 (?)

Der wirkliche Hofkammerrat Carl Joseph Stahl, der Bruder des Franz Friedrich, hatte am 12. Mai 1791 den günstigen landesherrlichen Entscheid erlangt, daß er diese Zeitung nach 1793 fortführen dürfe[610]. Stahl hatte Carl Theodor erklärt, daß der Staat weit mehr von der Zeitung profitieren könnte, da sie genug Gewinn abwerfe. Er erbot sich, 70 fl jährlich »Recognitionsgeld« zu entrichten und erhielt prompt das gewünschte Privileg[611].

Vom Januar 1793 bis 1820 wurden die »Gülich-Bergischen Wöchentlichen Nachrichten«, 1806-1814 als »Großherzogliche Bergische Nachrichten«, nach 1814 als »Wöchentliches Bergisches Intelligenzblatt«, von Carl Stahl und seinen Nachfolgern herausgegeben[612]. 1821 wurde diese Zeitung verboten.

Im Jahre 1805, oder schon etwas früher, errichtete Carl Stahl eine eigene Druckerei, um sein Wochenblatt selbst drucken zu können. Die Offizin befand sich in der Wallstraße[613]. 1811 kaufte der Hofkammerrat ein Haus in der Grabenstraße[614]. 7500 RTa waren als Kaufsumme einschließlich des noch zu bauenden Druckereigebäudes festgesetzt. Am 10. Januar 1812 sollte alles bezugsfertig sein. Stahl mußte an diesem Termin 1500 RTa, in den folgenden Jahren je 1000 RTa abzahlen. Als Anzahlung waren 700 RTa entrichtet worden. Der Umzug hat anscheinend erst am 27. April stattgefunden.

Carl Joseph Stahl war sehr vermögend. Für seine Dienste am Hofe in Düsseldorf als Hofkammerrat bezog er jährlich 260 RTa Gehalt. Der Zeitungsverlag wird ihm eine ähnliche hohe Summe als Gewinn eingebracht haben. Außerdem arbeitete er für den Kurfürsten als Lohndrucker. 1805 (September und Oktober) wurden ihm 97-22-8 RTa »wegen Druckerey« bezahlt[615]. Ob er auch für andere Verleger Druckaufträge übernommen hat, konnte nicht ermittelt werden.

[608] Jülich-Landstände V, 1 C Pfennigmeisterei-Rechnungen und Berg Landstände V, Pfennigmeisterei-Rechnungen.

[609] Tönnies, Buchdruck, S. 53, ist heutiges Haus Nr. 17.

[610] Lau, Geschichte Düsseldorfs, I, S. 210 und Stöcker, Zeitungskunde, S. 52.

[611] Zehnpfennig zahlte 2 fl per annum.

[612] Stöcker, Zeitungskunde, S. 4.

[613] Tönnies, Buchdruck, S. 52.

[614] Jülich-Berg, GHzt Berg, Stadtgericht Düsseldorf, Nr. 49.

[615] Landrentmeisterei-Rechnung, a.a.O., vol. 57 (Belegbuch f. 1804).

Über das Verlagsschaffen Carl Stahls weiß auch Tönnies nichts zu berichten. 1811 wurde die Firma nur als Buchdruckerei bezeichnet: »Hofkammerrat Stahl hatte wohl zu seiner Zeit die bedeutendste Offizin in Düsseldorf«, sagt ein Zeitgenosse. Die im Kaufvertrag von 1811 genannten Summen bestätigen, daß die Firma Carl Stahl zu den vermögendsten im Düsseldorfer Buchdruckgewerbe zu rechnen ist. Sie wurde vom ältesten Sohn fortgeführt[616].

Johann Gottfried Bögemann, 1794-1811 (?)

Johann Gottfried Bögemann gab im Dezember 1794 eine Offerte an das Publikum heraus, in der er sich ihm empfahl. Er hatte einen Verlag gegründet und außerdem (wahrscheinlich) Zehnpfennigs Druckerei übernommen[617]. Beide Wohnungen befanden sich nämlich in der Mittelstraße, gegenüberliegend[618]. Doch werden erst typographische Untersuchungen diese Frage klären können.

Bögemann versuchte sich zuerst im Zeitungsverlag. Ab 26. Januar 1799 gab er die »Kriegs- und Friedenszeitung für alle Stände« heraus[619]. Sie erschien täglich außer an Sonn- und Feiertagen im 4°-Format ($^1/_4$ Bogen). Das Abonnement kostete 1 RTa 20 Stüber pro Vierteljahr, also $5^1/_3$ RTa pro Jahr. Es war eine sehr teuere Zeitung im Vergleich mit den üblichen Abonnementsgebühren. Im März 1800 wurde sie verboten. Unter dem Namen »Staats-, Gelehrten- und Handelszeitung« erschien sie weiter, stellte aber ihr Erscheinen bald ein. Zwischen 1804 und 1807 gab Bögemann die »Niederrheinische Zeitung« heraus. Fünf Werke verließen seine Offizin, die noch 1811 bestanden hat.

Bisher galt Bögemann als wenig beachteter Akzidenzdrukker[620]. Doch hat seine Offizin mehr geleistet und für Düsseldorf mehr bedeutet als bisher angenommen wurde. Die Zeitungen und Bücher, die auf seine Kosten verlegt wurden, wurden bei ihm selbst, in der eigenen Druckerei, hergestellt. Darüber hinaus, neben kleineren Akzidenzien, hat er auch vom Landesherrn Aufträge erhalten und ausgeführt. Nach 1800 muß er ständig für die Düsseldorfer Regierung gedruckt haben. 1801 wurden ihm nämlich 16-60-2 RTa; 1802 und 1803 zusammen 39-65-0 RTa; 1804: 1337-70-8 RTa angewiesen, allein für den Druck von Landzollsachen 1330 RTa. Noch 1805 mußte Bögemann Landzollsachen (Ausfuhr- und Einfuhrzolltabellen, Zollfrachtbriefe) für den Drucklohn von 339-55-0 RTa herstellen. Bis Mai 1806 erhielt er weitere 112-24-0 RTa als Entschädigung[621].

Diese größeren Zahlungen in den wenigen Jahren beweisen, daß die Bögemannsche Offizin doch recht groß und leistungsfähig gewesen sein muß, wenn es auch meist Akzidenzien waren, die für die Regierung hergestellt wurden. Noch 1811 wird er als tätiger Buchdrucker erwähnt[622].

[616] Düsseldorfer Adresskalender...für Geschäftsleute im Großherzogtum Berg für 1811.

[617] So Merländer, Buchdruck, 4, S. 62.

[618] Tönnies, Buchdruck, S. 53.

[619] Stöcker, S. 14; Merländer, 4, S. 62.

[620] So Merländer, 4, S. 62, und Schubert, Buch- und Zeitungsdruck, S. 316, und Schubert, Diss., S. 63.

[621] Landmeistereirent-Rechnungen, a.a.O., vol. 23-25, 53-58.

[622] Düsseldorfer Adresskalender etc. für 1811.

JOHANN CHRISTIAN DÄNZER, 1784-1803(-1816)

Am 16. April 1784 eröffnete Johann Christian Dänzer eine Buchhandlung und einen Verlag. Er war aus Duisburg zugewandert. Bis 1800 verlegte er zweiundachtzig Werke (Medizin, Theologie, Klassiker, etc.), widmete sich aber auch periodischen Schriften[623]. Ab 1789 erscheint bei ihm das »Wochenblatt für Damen«, das »Magazin vor Ärzte«, 1790 ein »Magazin für die Philosophie des Lebens«, 1791 eine »Zeitschrift an Kinder zur Beförderung früher Glückseligkeit«. 1800-1804 gab er die »Niederrheinische Zeitung« heraus, die von Bögemann fortgeführt wurde.

In den 1790er Jahren begründete Dänzer eine eigene Druckerei. Um die Jahrhundertwende arbeiteten also vier Druckereien in Düsseldorf, zu denen sich 1805 die fünfte (C. J. Stahl) gesellte.

Vor 1803 muß Dänzer gestorben sein. Die Firma wurde von der Witwe fortgeführt. 1804 firmierte sie J. C. Dänzer & Comp. Die herzogliche Regierung ließ auch bei ihr Aufträge ausführen. So wurden 1803: 65-19-0 RTa; 1804: 257 RTa und 1805: 101-15-8 RTa für Druckarbeiten angewiesen[624]. 1816 wurde dieses Unternehmen von der Firma Voß angekauft[625].

Die zuletzt genannten Firmen sind weniger deutlich vor Augen geführt worden als die Düsseldorfer Hofbuchdruckerei, deren Geschichte und wirtschaftliche Verhältnisse es zu berichten galt. Um eine gewisse Vollständigkeit in der Darstellung zu erreichen, sind auch die übrigen vier Offizinen erwähnt worden. Von einer zur anderen gehend werden unsere Kenntnisse immer geringer: es bleibt bei einer Aufzählung. Aus Zeitungen der damaligen Zeit, durch typographische Studien und aus Privatsammlungen mag noch Material gefunden werden, das zur Abrundung des Bildes beitragen kann.

b) Die wirtschaftliche Stellung des Hofbuchdruckers in Düsseldorf. Zur Geschichte des Buchdruckgewerbes dieser Stadt.

Bietet die Geschichte der Bonner Hofbuchdruckerei einen Ausschnitt der Bonner Wirtschaftsgeschichte, so zeigt in gleicher Weise die Darstellung des Düsseldorfer Buchdruckgewerbes die Wirtschaftsentwicklung dieser niederrheinischen Handelsstadt. Die Gegenüberstellung der beiden Residenzstädte läßt deutlich auf der einen Seite die Abgeschiedenheit Bonns und auf der anderen Seite das mächtige wirtschaftliche Emporwachsen Düsseldorfs erkennen.

Schon ungefähr einhundert Jahre nach Erfindung der Buchdruckerkunst wurde in die Jülich-Bergische Regierungsstadt Düsseldorf dieses Gewerbe getragen. Es war ein Versuch, denn nur wenige Möglichkeiten der Existenz waren gegeben. Bathen wird seine Erfahrung, die er als Universitäts- und fürstlicher Buchdrucker in seiner Heimat gesammelt hatte, dem Landesherrn angeboten haben. Dieser, Herzog Wilhelm III., stellte Bathen als Beamten ein. Über 250 Jahre lang konnte diese Hofbuchdruckerei bestehen[626].

Anders als in Bonn ist das Beamtenverhältnis in Düsseldorf beschaffen gewesen. Zweifellos war der Hofbuchdrucker auch hier Mitglied des Hofstaates. Das Jahresgehalt von 12 RTa bedeutete wohl nur eine Anerkennungssumme und keine Besoldung einer Dienstleistung, die durch ein Patent mit den einzelnen Hofbuchdruckern vertraglich festgelegt war, das (wahrscheinlich) auch hier ständig bei Regierungswechsel erneuert wurde. In Düsseldorf scheint ein ähnliches Vertragsverhältnis wie in Fulda für den fürstbischöflichen Hofbuchdrucker bestanden zu haben. Nur erhalten wir wenig Kunde darüber aus den Akten. Vermutlich bestand die Leistung des Hofbuchdruckers darin, alle vom Herzog verlangten Druckaufträge in kürzester Frist und vorrangig auszuführen. Für den Satz und den Druck, bogenweise berechnet, war entweder ein bestimmter Preis festgesetzt worden, oder die Rechnung mußte nach ausgeführter Arbeit dem Hof eingereicht werden. Das Papier wurde vom Auftraggeber geliefert. Auf der anderen Seite erhielt der Hofbuchdrucker durch das verliehene Privileg das Recht, einen Titel zu führen. Neben dem Jahresgehalt wurde ihm als Naturallohn eine gewisse Menge Korn oder Brot bewilligt. Eine freie Dienstwohnung stand ihm zur Verfügung. Aber auch Steuerfreiheit wurde ihm als Hofbeamten gewährt.

Auf die soziale Stellung des Hofbuchdruckers ist bereits näher eingegangen worden[627]. In Düsseldorf haben dieselben Verhältnisse in gesellschaftlicher Hinsicht geherrscht. Auch hier ist der Hofbuchdrucker nicht in den Gehaltslisten der Hofhandwerker geführt worden, wo wir den Hofstempelschneider, den Hofgoldschmied und andere Berufe finden. Warum der Hofbuchdrucker aber überhaupt in keiner der Gehaltslisten erscheint, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden[628].

Ob und wie lange eine Monopolstellung der Hofbuchdruckerei mit dem Privileg verbunden war, läßt sich nicht erkennen. Die Düsseldorfer Regierung hat nicht nur nebenbei in Köln, sondern später auch bei anderen Düsseldorfer Buchdruckern Aufträge ausführen lassen. Bis 1770 gab es in Düsseldorf nur eine Offizin. Ihr Bestreben war es nicht nur, die Hofaufträge auszuführen, d.h. als Lohndrucker für den Herzog zu arbeiten, sondern von Anfang an waren die Düsseldorfer Hofbuchdrucker auch Verleger, die auf eigene Rechnung und eigenes Risiko Werke verlegten und druckten. Und diese Verlagswerke sind nicht vereinzelt herausgekommen, sondern haben diese Unternehmer in eine ganz andere wirtschaftliche Situation versetzt. In Bonn dagegen begann erst mit Rommerskirchen 1725 eine rege Verlagstätigkeit. Seine Vorgänger waren sehr unselbständig und noch von den Aufträgen der Kurfürsten abhängig. Düsseldorfs Beziehungen zum Buchdruckgewerbe entwickelten sich gänzlich anders. Trotz des nicht weit entfernten großen westdeutschen Buchzentrums Köln wurden in der Residenzstadt Autoren gefunden, Verlagswerke gewagt und eine Buchproduktion entwickelt, die, natürlich nicht mit Köln

[623] Schubert, Buch- und Zeitungsdruck, S. 317.

[624] Landrentmeisterei-Rechnung, a.a.O., vol. 53-58.

[625] 75 Jahre Düsseldorfer Organisation, S. 120.

[626] Im Abschnitt II, Kap. 1b, ist ausführlich die wirtschaftliche Stellung der Hofbuchdrucker erörtert worden. In dem vorliegenden Kapitel werden nur die Düsseldorfer Eigenarten geschildert. In bezug auf ihre gemeinsamen Merkmale und geschichtlichen Wesenszüge wird auf das bereits Gesagte verwiesen.

[627] Siehe S. 719 (Abschnitt II, Kap. 1 b).

[628] Ob der Hofbuchdrucker hier aus der Privatschatulle des Landesherrn bezahlt worden ist, scheint nicht ausgeschlossen. Vgl. Anm. 527. – Dem Verfasser blieben diese Akten unbekannt.

vergleichbar, sich aber doch als fest gegen die Konkurrenz erwies und im 19. und 20. Jahrhundert die Stadt zu einem namhaften Buchgewerbezentrum machte.

Im 18. Jahrhundert war ein großzügigeres Verhältnis zum Buchdruckgewerbe seitens der kurfürstlich-herzoglichen Regierung zu bemerken. Recht namhafte Beträge wurden für Druckaufträge zur Verfügung gestellt. Später muß eine Änderung des Dienstleistungsvertrages eingetreten sein, wahrscheinlich im Jahre 1770. Leider besitzen wir keine Kenntnis von dem Inhalt des neuen Privilegs. Die Monopolstellung der Hofbuchdruckerei in Düsseldorf war nun jedoch gebrochen.

Mit der Druckerei Zehnpfennigs begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Düsseldorfer Buchdrucks. Eine Offizin nach der anderen wurde eröffnet. Um 1800 arbeiteten vier Druckereien: Hofbuchdruckerei Franz Fr. Stahl, Carl J. Stahl, Bögemann u. Dänzer; drei von ihnen erfreuten sich herzoglicher Regierungsaufträge. Die Hofbuchdruckerei, wahrscheinlich zum Teil in ihrer Einrichtung veraltet, war nicht mehr in der Lage, allein die Arbeiten auszuführen; Bögemann und Dänzer mußten einspringen. Über die Ausführung und Entlohnung der vielen Druckarbeiten sind wir durch die Landrentmeisterei-Rechnungen gut unterrichtet.

Aber nicht nur der Landesregierung verdankten diese Offizinen ihr Fortbestehen, sondern auch dem eigenen Buchverlag und Lohndruckarbeiten, meist Akzidenzien, für die aufblühende Düsseldorfer Wirtschaft, die reichen Gewinn brachten. Die Zeitungspresse Düsseldorfs war durch die fest fundierten Verlage und Druckereien im 18. Jahrhundert nicht nur möglich, sondern führte auch zu bedeutenden Editionen. Oben[629] sind achtzehn Zeitungen aufgeführt worden. Wie wenig kann Bonn auch auf diesem Gebiete konkurrieren.

Es lag im Wesen des Hofbuchdruckers, auch als Buchhändler tätig zu sein. Seit Ende des 17. Jahrhunderts begann auch der eigenständige Buchhandel in Düsseldorf Fuß zu fassen. Im 18. Jahrhundert betrieben der Hofbuchdrucker, Bögemann und Dänzer zusätzlich zu ihrer Arbeit dieses Gewerbe. Merländer berichtet von weiteren sechs Buchhändlern, die in demselben Jahrhundert in Düsseldorf Arbeit und Brot fanden[630].

Die 250 Jahre Geschichte des Buchdruckgewerbes in Düsseldorf unterscheiden sich wesentlich von den Bonner Verhältnissen. Beiden gemeinsam ist die Stellung der Hofbuchdruckerei als Ausgangs- und Mittelpunkt des Gewerbes. Die Düsseldorfer können sich aber recht bald aus dem Abhängigkeitsverhältnis lösen, das ihrer Stellung zugrundeliegt. So entfalten sie ihre freie wirtschaftliche Tätigkeit, die freilich ohne die gesamtwirtschaftliche Entwicklung der Stadt undenkbar gewesen wäre.

Während bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Monopolstellung der Hofbuchdruckerei in der Jülich-Bergischen Residenzstadt gebrochen wird, kann in Bonn erst in preußischer Zeit nach Gründung der zweiten Universität das Buchdruckgewerbe festeren Fuß fassen. Recht deutlich spiegeln so beide Städte an Hand der Entwicklung der Buchdruckereien die Wirtschaftsgeschichte zweier verschiedenartiger Residenzen am Rhein wider.

---

[629] Siehe S. 723 ff.

[630] Merländer, Buchdruck, 4, S. 64-69.

ZUSAMMENFASSUNG (Teil I und II)

Das Motiv der vorliegenden Arbeit bestand darin, die Wirtschaftszustände und die sozialgeschichtliche Entwicklung des Buchdruckgewerbes im Rheinland, vornehmlich Kölns, zu untersuchen. Die Forschungsergebnisse, hauptsächlich auf Aktenmaterial beruhend, können in einer Synopsis zusammengefaßt werden und zeigen folgendes Resultat.

1. Das Buchdruckgewerbe kam kurz nach der Erfindung 1464 nach Köln. Es wurde von der handwerklichen Betriebsform bestimmt, – die Arbeitsvereinigung herrschte vor. Infolge der hohen Produktionskosten (Papier, Satz und Druck) fand sehr bald eine Teilung der Buchdruckereien in zwei Gruppen statt: selbständige Druckerverleger und von Verlegern oder Druckerverlegern abhängige Lohndrucker (in Form der Hausindustrie). Vermögende Kölner Kaufleute investierten bedeutende Summen Kapitals und traten als Verleger, seltener auch als Druckerverleger auf. Verlagsverträge wurden mit Lohndruckereien geschlossen, die zahlenmäßig hinter den Druckerverlegern zurückblieben. Regelrechte Gesellschaftsverträge wurden in Köln noch selten geschlossen. Trotz hoher Investitionskosten bestand eine Gewinnerwartung von mindestens 35-40% brutto. Den Vertrieb der Ware besorgte der Verleger bzw. der Druckerverleger, der dadurch neben der Produktion auch noch den Verkauf in seiner Hand vereinigte. Der Einfluß des Frühkapitalismus ist unverkennbar, er bestimmte aber im großen ganzen erst in der nächsten Epoche das Gesamtbild.

In den zehn (neun) Offizinen, die 1480 (1500) dauernd in Köln in Betrieb waren, arbeiteten die Gesellen in einem patriarchalischen Arbeitsverhältnis in der Verdingung auf Zeitlohn. Sie, die hauptsächlich den Berufen entstammten, die sich schon vor der Erfindung der Buchdruckerkunst mit der Herstellung von Büchern befaßt hatten, – aber auch Goldschmiede und Gelehrte stellten ein beachtliches Kontingent, – waren freie Kunstgenossen und gehörten keiner Zunft an. Infolge der Kölner Gaffelorganisation mußten sie aus wehrpolitischen, nicht aus gewerbepolitischen Gründen allerdings irgendeiner Zunft beitreten. Die Druckerherren bevorzugten dabei die Kaufleutegaffeln. Die Zugehörigkeit vieler Buchdruckerherren zur Universität lag in dem freiwilligen Schutzsuchen bei dieser Institution, um alte Universitätsrechte zu wahren. Ein Zwang, sich dem Recht der Universität zu unterstellen, bestand nicht. Die Zensur wurde anfangs (seit 1479) von ihr ausgeübt, später von der Stadt (seit 1523) wahrgenommen. Die Buchdrucker wurden durch sie in der Produktion und im Handel gehemmt.

2. Die beste Zeit für den Kölner Buchdruck und sein höchster Aufstieg lag in der Zeit zwischen 1525 und 1660. Die Arbeitsteilung hatte als bestimmender Faktor in der Offizin Eingang gefunden und den Großbetrieb im Buchdruckgewerbe entstehen lassen, gefördert von dem starken Einfluß des Frühkapitalismus, den dieser auf die Entwicklung nehmen konnte. Ein ausgeprägtes Verlagssystem (Hausindustrie) und der Manufak-

turindustriebetrieb schufen eine Betriebsform, die nicht mehr handwerksmäßig organisiert war, sondern sich durch Größe, Arbeitsteilung und Organisation der Produktion vom Rohstoff bis zum Vertrieb durch den Druckerverleger auszeichnete. Hohe Kapitalinvestitionen, auch von Kölner Kaufleuten, wurden riskiert. Die Gründung von Kapitalgesellschaften (meist Handelsgesellschaften) waren gang und gäbe. Die Betriebsführung dieser sog. Verlagsgesellschaften kalkulierte mit 30-50% Reingewinn, der willkürlich hochgesetzten Buchpreisen entstammte. Zwischen den Verlegern und Lohndruckern bestanden fernerhin Verlagsverträge. Vorherrschend an Macht und an Zahl waren die Druckerverleger.

Die Arbeitsteilung im Buchdruckgewerbe hatte auch zu einer Trennung der einzelnen Produktionszweige geführt. Das Schriftgießereigewerbe, die Buchbinderei und der Buchhandel waren, vom Buchdruck losgelöst, selbständig geworden. Neben dem eigenständigen Buchhandel blieb der Handel der Eigenproduktion (und auch fremder Ware) in der Hand des Druckerverlegers bestehen. Den Absatz der Bücher bewerkstelligte man in erster Linie über die Messe in Frankfurt am Main. Tausch- und Barverkehr bei Rabattgewährung von 15-25% wurde besonders gepflegt.

Steuerlich wurden die Buchdruckerherren durch die Akzise bei der Einfuhr von Papier und bei der Ein- und Ausfuhr von Büchern erfaßt. Der Erwerb des Bürgerrechts war als Voraussetzung zur Konzessionierung des Gewerbes notwendig. – Die Zensurverhältnisse hatten sich verschlechtert. Turmgang traf die ertappten Gesetzesübertreter. Die Abgabe der Zensurexemplare, sog. Pflichtexemplare, bedeutete eine finanzielle Belastung des Unternehmers.

Die Druckerverleger, zum Teil auch die Lohndrucker, legten ihr durch den Handelsprofit erworbenes Vermögen in Grundbesitz an. Sie standen, an der Größe ihres Vermögens gemessen, an der vierten Stelle aller Berufe und an erster Stelle aller Gewerbetreibenden. Durch ihren Reichtum waren sie angesehene Bürger geworden. Viele verstanden es, ihre wirtschaftliche Macht in politische umzusetzen. Fast alle Druckerverleger wurden Ratsherren, die oft noch Ehrenämter bekleideten.

In den 20 (10 bzw. 18) Offizinen, die 1590 (1540 bzw. 1640) in Köln ständig betrieben wurden, arbeiteten die Gesellen (nun in die einzelnen Berufe gegliedert) nach Stücklohn, während im allgemeinen noch der Zeitlohn galt. Ihre Bezahlung war besser als die der Handwerker, sie verdienten aber weniger als die Bauarbeiter oder die städtischen Arbeiter. Die Kondition erfolgte halbjährlich. Die Arbeitszeit wurde noch vom mittelalterlichen Arbeitsethos bestimmt. Anfänge einer eigenen Kranken- und Arbeitsversorgung zeichneten sich ab. Auch in dieser Zeit war in Köln keine eigene Standesorganisation vorhanden. Die Gesellen traten meist der Maler-, der Goldschmiede- und anderen Zünften bei. Die Herren bevorzugten die Kaufleutegaffeln.

3. Die Zeit von 1660 bis 1800 war durch den Niedergang des Kölner Buchdruckgewerbes gekennzeichnet. Um 1700 war die Trennung des Verlages von der Druckerei auch hier abgeschlossen. Die Lohndruckerei hatte sich als vorherrschende Betriebsform, die erneut handwerksmäßig organisiert wurde, durchgesetzt; äußerlich auch zahlenmäßig erkennbar (1680: 4 Druckerverleger und 7 Lohn- bzw. Zeitungsdrucker; 1710: 3 Druckerverleger gegenüber 9 Lohndruckern). Die Produktionskosten waren wie ehedem hoch, der Mangel an Auftraggebern (Verlegern) brachte es aber mit sich, daß nur Tages- und Erbauungsliteratur, Gelegenheitsschriften, Akzidenzien, besonders aber Zeitungen gedruckt wurden, wobei man höchstens 20-30% Bruttogewinn erzielte. Man konnte überhaupt nur noch bei genauer Kalkulation Druckaufträge dieser Art erhalten. Die wenigen Verleger erwarteten nur noch einen Bruttogewinn von 40%. Die Buchproduktion blieb auch wegen der wirtschaftspolitischen Isolierung Kölns von Deutschland auf den lokalen Markt beschränkt; Bücherauktionen und -lotterien sollten den Absatz fördern. Nur wenige Unternehmer handelten auf der Frankfurter Messe oder in Süddeutschland. Den Buchhandel innerhalb Kölns hatten inzwischen die Buchbinder an sich gerissen. Sie forderten jetzt den Eintritt aller Buchverkäufer in ihr Amt. Durch Privilege aller Art versuchten Buchbinder, Buchdrucker und die wenigen Verleger den Konkurrenzkampf in feste Bahnen zu lenken, was aber wegen der Nichtachtung der obrigkeitlichen Schutzbriefe mißlang. Die Zensur war wie in früheren Zeiten streng. Besonders hart wurden die Zeitungsdrucker durch die Pflichtexemplarabgabe (17 Stück an die Stadt, 18 Stück an den Kaiser – um 1750) indirekt besteuert und finanziell geschädigt.

Als das handwerkliche Element im Buchdruckgewerbe wieder Geltung erlangt hatte, andererseits aber wirtschaftliche Nöte die Kraft der Unternehmer erlahmen ließen, versuchte man in den Jahren 1752/53 eine Buchdrucker-Gesellschaft (eine Zunft) zu gründen. Unterstützte der Kaiser das Anliegen, so wurde es doch durch das Buchbinderamt im Rate der Stadt Köln hintertrieben und zu Fall gebracht.

Die Gesellen waren 1681 zur Gründung eines Gesellenverbandes geschritten, für den sie 1749 abermals um Bestätigung beim Rat nachsuchten. Wegen des Fehlens des obrigkeitlichen Schutzes blieb diese genossenschaftliche Institution ohne größere Wirksamkeit. – Im Jahre 1754 fand in einer Zeitungsdruckerei ein Streik von sechs Gesellen wegen Lohnforderungen statt. Es wurde damals Stücklohn bezahlt; die Setzer wurden höher entlohnt als die Drucker. Beide standen noch an derselben Stelle in der Lohnskala wie früher. Die Arbeitsverhältnisse hatten sich ebenfalls nicht geändert. Die Kunstbräuche wurden intensiver von dem Gesellenverband gepflegt. Mit dem Niedergang des Gewerbes ging ein gesellschaftliches Absinken der Standesgenossen einher, – ihr einstiges Ansehen war geschwunden.

4. Diesen Verhältnissen wirtschaftlicher und sozialer Art wurden die Hofbuchdrucker als Sondererscheinung gegenübergestellt. In den Residenzstädten Bonn und Düsseldorf hatte der Landesfürst Buchdrucker in einem abhängigen Dienstverhältnis (Lohnwerk) angestellt, das dem Beamtenverhältnis anderer Hofbediensteter identisch bzw. vergleichbar war. Jahresgehalt, Naturallohn, Barentlohnung besonderer Druckaufträge, Befreiung von Steuern, Privilege, freie Wohnung u. a. Vergünstigungen kennzeichneten eine Stellung, die im Buchdruckgewerbe vielleicht der des vom Verleger abhängigen Lohndruckers ähnlich

war, die aber eine wesentlich größere Sicherheit durch das Anstellungspatent auf Lebenszeit bot. – In beiden Städten wurden die Schicksale der einzelnen Hofbuchdrucker untersucht. Vornehmlich wirtschaftlichen und Betriebsverhältnissen galt die Aufmerksamkeit, um Gemeinsames oder Eigenständiges gegenüber dem Kölner Buchdruckgewerbe erkennbar werden zu lassen. Am Rande wurden auch andere Buchdrucker erwähnt, die irgendwie mit dem Hofe Verbindung gehabt hatten.

III

ANHANG

1. ERGÄNZUNGEN ZUM TEXT

a) Die Augsburger Buchdruckerordnung von 1713

Die 1713 (9. November) von dem Rat der Reichsstadt Augsburg genehmigte Buchdruckerordnung ist ihrem Inhalt nach der Kölner sehr ähnlich. Da diese im Wortlaut nicht aufgefunden werden konnte, folgt als Beispiel die Augsburger im Auszug[631]:

»Nachdem einem Wohl-Edlem und Hochweisen Rath dieser deß Heil. Reichs-Stadt Augspurg eine Zeit-hero zum öftern hiesige Burgerliche Buchdrucker vorgebracht: ... und gebetten, ihnen eine gewisse Ordnung, Articul und Satzungen, gleichwie es auch anderer vornehmen Orten geschehen, zu ertheilen, damit die Buchdrucker, deren selben Gesellen und Jungen sich ins künftig darnach richten mögen.

Also hat vor wohl-gedachte allhiesige Obrigkeit, nach reiffer der Sachen Betrachtung, für nothwendig und gut befunden, gegenwärtige Ordnung verfassen zu lassen, mit dem ernstlichen und gemessenen Befehl, daß nun hinfüro in allen hiesigen Druckereyen diese Oberkeitliche Ordnung in jeden Punkten mit Fleiß beobachtet, und darwider keines wegs gehandelt, oder etwas verfüget werde, bey Vermeydung der sowol in der Reichs-Policey-Ordnung de anno 1577 Tit. von Buchdruckern x 35 als hierinnen angesetzten und sonst nach Gestalt der Sachen vorbehaltenen Straff, welche die Uebertretter jedesmal unnachläßlich zu büssen und zu bezahlen schuldig seyn und angehalten werden sollen.

Weilen demnach männiglich erkennen muß, daß die Löbl. Kunst der Druckerey eine sonderliche Gnad und Gab Gottes seye, dadurch nicht allein Gottes Wort, sondern auch alle freye Künsten und vielerlei gute, dem Menschlichen Leben nothwendige Sachen an den Tag gebracht und biß dahero fortgepflantzet worden seynd; Also sollen Erstlichen zu solchem Werck und Handel ehrliche und unverleumde Personen gezogen und gebraucht werden, welche sich auch hernach in ihrem Thun und Leben sowol inn-als ausserhalb der Druckerey eines vernünftigen, bescheidenen und erbaren Wandels zu befleissen haben.

Andertens deß Heil.Röm.Reichs Constitutiones und Satzungen außdrücklich verbieten, einig famos Libell oder Schmäh-Schrifft weder heim- noch öffentlich zu drucken, auch anderstwo gedruckte feil zu haben, ... keine Bücher klein oder groß, wie die Namen haben möchten, im Druck außgehen lassen sollen, dieselbe seyen dann zuvor durch ihre Oberkeit jedes Orts, oder ihrer darzu Verordneten besichtiget, approbiert und zugelassen worden, ingleichen, daß jeder Buchdrucker bei gleicher Poen in allen Büchern, so derselbe also mit Zulassen der Oberkeit hinfüro drucken wird, den Authoren oder Dichter deß Buchs auch seinen des Druckers Namen, deßgleichen die Stadt oder das Ort, da es gedruckt worden, unterschiedlich und mit Namen vermelden sollen; ...

Drittens ... Also sollen von denen Buchdruckern zwei zu Vorgehern und von denen Gesellen zwei zu Assessoren, mit Observirung der Parität erwählet, und pro Confirmatione denen vier Herren Censoribus vorgeschlagen werden, ... Aus denen Vorgehern wird der Aeltere jedesmal den Vorsitz und die Kassa zur Einnahm und Ausgab in Verwahrung, der Jüngere aber das Protokoll zu führen, und alles genau auf- und einzuschreiben, hingegen der ältere Gesell bei denen Sessionen und sonsten privatim die Stelle eines Referendarii, und der jüngere eines Kassiers zu vertreten, dahero nebst dem älteren Vorgeher auch ein Schlüssel zur Kassa haben. Diese vier sollen wahrhafte, bescheidene und verständige Personen sein, und keines öffentlichen Lasters können beschuldigt werden; von welchen alle Jahre der ältere Vorgeher samt dem älteren Gesellen ... ab- und weg gehen, und an deren statt wieder zwei erwählet, ...

Viertens in selbige Kassa von jedem Einschreiben und Lossprechen eines Lehrjungen 30 Kreuzer, von einem Postulat 2 Gulden, dann jede Meß, oder das halbe Jahr, von einem Buchdrucker 30 Kreuzer, von einem Gesellen 20 Kreuzer, von einem Cornelio aber 40 Kreuzer. Item von jeder Strafe, groß oder klein (das Verbrechen geschehe gleich in einer Druckerei privatim oder bei den gewöhnlichen Sessionen) so über 30 Kreuzer sich belaufet, und von ein oder mehr Personen gegeben wird, der sechste Pfennig bezahlt werden. Neben welchem Erlag aber denen Gesellen der bei Einschreib und Lossprechung der Lehrjungen hergebrachten Thaler zu 1 fl 30 kr samt der Introitus und Namens-Gebühr, nicht weniger das Cornuten- und Anfeuchtgeld à 3 Gulden so bei jeder Meß ein Cornelii ihnen Gesellen in derjenigen Druckerei, allwo derselbe stehet, zu bezahlen hat, unbenommen verbleiben; da hingegen andere unter ihnen Gesellen neuerlich eingeführte Mißbräuche, als wegen der sogen. Brautverschenkung, des Kinds, und was dergleichen mehr, allerdings und bei Strafe 1 fl, von jeder Übertretung, abgestellt und verboten sein sollen; alleinig den sogenannten Faßnacht- und Martini-Schmauß ausgenommen, welche ein Buchdrucker seinen Gesellen zu halten, oder vor jeden solchen Schmauß einem Gesellen 1 Gulden zu geben schuldig ist, ...

Fünftes ein besonders Schreib- und Matrikulbuch aufgerichtet werden, dem die anhero kommend und allhier in Condition tretenden Gesellen und Cornelii eingeschrieben und immatriculiert werden mögen, wessentwegen jene 10, diese aber 20 Kreuzer in die Kassa zu erlegen haben, ...

Sechstens ein jeder Buchdrucker, wenn er zu solcher Condition und einiger Druckerei ... gelanget, pro Introitu 4 fl, und ein Factor 3 fl in die Kasse geben, hiemit aber all weitere Discretion aufgehoben sein solle. Aus der Kassa werden nun

Siebendens nicht allein diejenigen Ausgaben, welche zu Aufnahm der Buchdruckerei und dero Besten gereichend unumgänglich ergehen müssen, zu bestreiten, sondern auch denjenigen von der Profession, welche durch unfürsehene Zufälle in einige Noth geraten, nach Befindung eines jeden Bedürftigkeit, theils umsonst, theils gegen Pfand oder andere Versicherung mit einem Anlehen unter die Arme zu greifen, und zu succuriren sein, ...

Achtens bei denen Zusammenkünften einer ganzen Buchdruckergesellschaft (worunter die Buchdrucker und Gesellen zusammen vermeint werden,) fernershin bessere Ordnung gehalten, ... also sollen hierfüro dergleichen Zusammenkünfte allezeit durch beide Vorgeher, welche die gewisse Stunde zu benennen haben zusammen berufen, angestellt und fleißig frequentirt werden, auch von solchen, aber sonderlich wann ein Auflaggeld vorhanden, weder Buchdrucker noch Gesellen ohne erhebliche Ursachen bei Strafe ausbleiben, wie dann gleicher Gestalten diejenige, so zu rechter Zeit und angesetzter Stunde nichterscheinen, sondern über solche länger als eine viertel Stunde ausbleiben und zu spat kommen, jedesmal unnachläßlich 15 kr Strafe zu bezahlen schuldig sein sollen. ...

Neuntens alle Postulierende, da einer oder mehr vorhanden, werden dahin angewiesen, daß sie um dergleichen Zusammenforderung, auch Benennung des Ortes, Tages und der Stunde bei ihnen vorgehern sich bewerben, und hierfür nebst dem Deputat, so von jedem Postulierenden, mit Einschluß der 2 fl, so, laut des 4. Artikels in die Kasse gehören, 25 fl betrifft, den gewöhnlichen Förder-Thaler der Gesellschaft erlegen. Es wird zwar auch

Zehntens einem Buchdrucker die Freiheit gelassen, einen Lehrjungen in seinem Haus einzuschreiben, doch solle derselbe hievon der Gesellschaft bei der halbjährigen Versammlung Anzeig thun: Und obwolen kein Lehrjung ohne Lehrgeld auf wenigere Zeit als 4 Jahre aufzunehmen, und einzuschreiben ist, so wird nichts destoweniger einem Buchdrucker frei stehen, seinem Jungen, so dieser es um ihn verdienet, ein viertel Jahr, aber mehreres nicht, nachzusehen und zu schenken; Sollte aber eine große erwachsene oder die Schulen absolvirte Person die Druckerei er-

[631] Nach G. Maier, Vom Postulat zum Verband der deutschen Buchdrucker, Augsburg 1927, S. 16-21.

lernen wollen, so kann und mag solche, in Ansehung seiner Größe, der Jahre, Verstand und Studien, zwar auf drei und ein halb Jahr eingeschrieben werden, ...

Eilftens sowol die Buchdrucker als Gesellen ermahnet werden, bei entstehendem Streit in einer Druckerei, es seie gleich dieser zwischen den Buchdruckern und Gesellen, oder unter diesen allein, inner denen gewöhnlichen vierzehn Tagen sich selbsten zu vergleichen, oder in Entstehung dessen solche Sach hernach bei denen Vorgehern im Beisein der zwei Ladengesellen oder Assessoren, anzubringen und nach Gestalt der Sachen die Entscheidung zu erwarten; Im Fall auch ein- so oder ander Partei mit sothanem Ausspruch nicht zufrieden sein wollte, so verbleibt derselben unverwehrt, alles an die ganze Gesellschaft zu bringen, jedoch daß beide Vorgeher darum, auch um Tag- und Stundenbenennung, belanget, und 1 fl 30 kr wegen des zu entrichten und stehenden Forder- oder Auflagethalers bezahlet werden. ...

Zwölftens keinem Buchdrucker gebühren, seinem Gesellen ohne erhebliche Ursache unter der Meß Abschied zu geben, widrigenfalls, und da dieses geschehen würde, solcher Buchdrucker nicht befugt wäre, selbige ganze Meß einen anderen Gesellen an dessen Stelle anzunehmen; Wie dann auch keinem Gesellen zugestanden wird, ohne erhebliche Ursachen unter der Meßzeit Feierabend zu machen, oder zu nehmen, und solle ein dergleichen Gesell auf solchen Fall eine ganze Meß bei keinem Buchdrucker-allhier in Condition geduldet werden, er habe dann sich zuvor mit seinem Herrn gebührend abgefunden, ...

Dreizehnten allhiesige Oberkeit auch hoffen, daß die Buchdrucker oder Gesellen einigen Stimplern, so die Druckerei nicht rechtmäßiger Weise oder wohl ganz und gar nicht erlernet, und mit ihren Stimpel- und Frettereien nur andere Druckereien ruiniren, auch ohne Censur fortarbeiten, hilfliche Hand leisten oder Unterschleif geben werden, ... So erfordere doch die Nothdurft, daß hierinfalls wider die außer Art und zwar wider diejenige, so denen Frettern und Stimplern an Handen gehen und Unterschleif machen, eine Strafe von à 12fl, wider die aber, so im andern fällig befunden werden, à 20 fl angesetzt werde, wovon die eine Hälfte in die Kassa, die andere Hälfte aber der Gesellschaft entrichtet werden solle, ... Und behaltet sich ein Wohl-Edler und Hochweiser Rath bevor, gegenwärtige Satzungen und Artikul ganz oder zum Theil jederzeit, nach Gelegenheit der Fälle, zu vermehren, zu verändern, zu verbessern, ab- und dazu zu thun, alles nach dero Gefallen und Gutbefinden. Decretum in Senatu, den 9. November 1713«.

b) Statistik der Einkommensverhältnisse der Bonner Hofbuchdrucker[632]

1. Heinrich *Jansen*, 1653-1684

Gehalt: 140 RTa jährlich (ab 1.1.1656)
Lohn: 1654: 130 RTa — 1655: 197 RTa
Durchschnitts-Jahreseinkommen: ca. 200-300 RTa

2. Georg Friedrich *Frankenberg*, 1680-95 in Köln (1685-89 in Bonn)

Gehalt: 140 RTa jährlich (v. 1.12.1685-1.12.1686)
Lohn: 1690: 23 RTa — 1693: 75 RTa
1691: 91 RTa — 1694: 73 RTa
1692: 132 RTa
Einkommen: ca. 200-300 RTa jährlich

3. Heinrich Tilman *Jansen*, 1694-1707

Gehalt: 80 RTa (v. 1.11.1698-31.7.1699)
100 RTa (v. 1.8.1699-31.1.1700)
Lohn: 1695: 48 RTa — 1700: 38 RTa
1696: 109 RTa — 1704: 40 RTa
1697: 143 RTa — 1705: 40 RTa
1698: 162 RTa — 1706: 15 RTa
1699: 24 RTa
Einkommen: ca. 200-250 RTa jährlich

4. Johann Ä. Constantin *Müller*, 1707-1726

Gehalt: 100 RTa jährlich (v. 1.11.1710-30.9.1716)
140 RTa jährlich (v. 1.10.1716-31.3.1726)
Lohn: 1710: 222 RTa — 1716: 88 RTa
1712: 30 RTa — 1718: 67 RTa
1713: 25 RTa — 1719: 30 RTa
1715: 70 RTa — 1720: 27 RTa
Einkommen: ca. 350-500 RTa jährlich

5. Leonhard *Rommerskirchen*, 1725-1738

Gehalt: 150 RTa jährlich (ab 1.4.1726)
Lohn: 1726: 3 RTa — 1730: 96 RTa
1727: 3 RTa — 1731: 59 RTa
1728: 100 RTa — 1736: 2 RTa
1729: 110 RTa
Einkommen: ca. 350-600 RTa jährlich

6. Wittib bzw. Erben L. *Rommerskirchen*, 1738-1746

Gehalt: 150 RTa jährlich
Lohn: 1739: 12 RTa — 1740: 5 RTa

7. Ferdinand *Rommerskirchen*, 1746-1777

Gehalt: 150 RTa jährlich (v. 1744-1761)
100 RTa jährlich (v. 1762-1777)
Lohn: 1747: 14 RTa — 1770: 254 RTa
1761: 7 RTa — 1771: 145 RTa
1762: 78 RTa — 1772: 24 RTa
1763: 149 RTa — 1773: 151 RTa
1764: 215 RTa — 1774: 197 RTa
1765: 148 RTa — 1775: 149 RTa
1766: 40 RTa — 1776: 162 RTa
1767: 111 RTa — 1777: 125 RTa
1769: 243 RTa
Einkommen: 400-800 RTa jährlich (einschließlich Buch- und Zeitungsverlag)

8. Joh. Friedrich *Abshoven*, 1777-1799

Gehalt: 100 RTa (gezahlt bis 31.12.1794)
Lohn: 1778: 143 RTa — 1788: 740 RTa
1779: 117 RTa — 1789: 746 RTa
1780: 148 RTa — 1790: 162 RTa
1783: 236 RTa — 1791: 129 RTa
1784: 449 RTa — 1792: 145 RTa
1785: 157 RTa — 1793: 178 RTa
1787: 412 RTa — 1794: 232 RTa
Einkommen: 600-1000 RTa jährlich (einschließlich Buch- und Zeitungsverlag)

c) Statistik der Einkommensverhältnisse der Düsseldorfer Buchdrucker

I. Hofbuchdrucker

1. Jacob *Bathen*, 1555-1557
Gehalt: 12 RTa jährlich

2. Albert *Buyss*, 1558-1587
Gehalt: 12 RTa jährlich

3. Bernhard *Buyss*, 1597-1618
Gehalt: 12 RTa jährlich

4. Heinrich *Ulenberg*, 1624-1629
Gehalt: 12 RTa jährlich

5. Christoph *Ortt*, 1630-1650(-1653)
Gehalt: 12 RTa jährlich

6. Johann Heinrich *Beyer*, 1654-1693
Gehalt: 12 RTa jährlich
Lohn: 1678: ½ RTa — 1692: 32 RTa
1680: 40 RTa — 1693: 99 RTa
1681: 57 RTa

[632] Wiedergegeben nach den Gehalts- und Lohnabrechnungen der Landrentmeisterei zu Bonn bzw. Düsseldorf. Sonstige Einnahmen blieben unbekannt. Das Durchschnitts-Jahreseinkommen ist geschätzt.

7. Caspar Friedrich *Beyer*, 1694–1701

Gehalt: 12 RTa jährlich

Lohn:		
1694: 48 RTa	1699: 30 RTa
1696: 5 RTa	1700: 62 RTa
1697: 3 RTa	1701: 9 RTa
1698: 6 RTa	

8. Wwe. C. F. *Beyer*, 1702–nach 1720

Gehalt: 12 RTa jährlich

Lohn:	
1701: 15 RTa	1708: 20 RTa
1702: 20 RTa	1709: 8 RTa
1703: 2 RTa	1710: 32 RTa
1704: 16 RTa	1714: 25 RTa
1705: 16 RTa	1717: 25 RTa

9. Tilmann Liborius *Stahl*, (1710–) 1723–1748

Gehalt: unbekannt
Lohn: 1731: 25 RTa
1736–1742: jährlich je 6 RTa

10. Wittib T. L. *Stahl*, 1748–1757

Gehalt: ?
Lohn: 1750: 19 RTa

11. Carl Philipp Ludwig *Stahl*, 1758–1778

Gehalt: ?
Lohn: 1760: 39 RTa 1769: 22 RTa

12. Franz Friedrich *Stahl*, 1778–1808

Gehalt: ?

Lohn:	
1779: 25 RTa	1799: 214 RTa
1789: 94 RTa	1800: 97 RTa
1790: 360 RTa	1801: 120 RTa
1793: 300 RTa	1802: 748 RTa
1794: 322 RTa	1803: 524 RTa
1795: 148 RTa	1804: 297 RTa
1798: 80 RTa	1805/06: 131 RTa

II. Buchdrucker und Verleger[633]

1. August *Zehnpfennig*, 1769–1793

Gehalt (als Steuerkanzlist): 316-53-4 RTa jährlich
Lohn (als Buchdrucker): 1779: 38 RTa

2. Carl Joseph *Stahl*, Hofkammerrat, 1793–nach 1811

Gehalt (als Hofkammerrat): 260 RTa jährlich
Lohn (als Buchdrucker): 1805: 97 RTa

3. Johann Gottfried *Bögemann*, 1794–1811

Lohn:	
1799: 7 RTa	1804: 1338 RTa
1801: 19 RTa	1805: 440 RTa
1802: 17 RTa	1806: 112 RTa
1803: 23 RTa	

4. Johann Christian *Dänzer*, 1784–1816

Lohn: 1803: 65 RTa 1805: 101 RTa
1804: 257 RTa

[633] Es können nur die Einnahmen aus amtlichen Druckaufträgen (gegeben vom Hofe in D'df) berücksichtigt werden. Wegen fehlender Bilanzen bleiben die übrigen Einnahmen aus dem Geschäftsbetrieb unberührt.

d) Papierpreise und Druckkosten im Rheinland, 15.–18. Jahrhundert

(Angaben nach Archivalien zusammengestellt, die sich auf Einzelfälle beziehen.)

Papierpreise[634]:

1450	Mainz	1 Ballen Druckpapier	10	fl
1472	Frankfurt	1 Ballen Druckpapier	6½	fl
1500	Mainz	1 Ballen Druckpapier	7–8	fl rhein.
1500	Basel	1 Ballen Druckpapier	6⅔	fl oberrhein.
1525	Frankfurt	1 Ballen Druckpapier	4–5	fl
1567	Frankfurt	1 Ballen Druckpapier	5	fl
1580	Frankfurt	1 Ballen Druckpapier	8 (–10)	fl
1580	Köln	1 Ballen Druckpapier	12	fl (= 6 Tal köln.)
1608	Köln	1 Ballen Druckpapier	34	fl (= 11–13 RTa)
1620	Frankfurt	1 Ballen Druckpapier	11⅘	fl
1660	Köln	1 Ballen Druckpapier	35–40	fl
1700	Köln	1 Ballen Druckpapier	5	RTa
1718	Köln	1 Ballen Druckpapier	15	fl Frankf (= 5 RTa)
1760	Köln	1 Ballen Druckpapier	5	RTa 50 Alb
1778	Köln	1 Ballen Druckpapier	8	RTa 20 Alb
1787	Köln	1 Ballen Druckpapier	16	RTa 40 Alb
1788/89	Köln	1 Ballen Druckpapier	20–27	RTa

1 Ballen Papier = 5000 Bogen = 10 Ries; 1 Ries = 20 Buch; 1 Buch = 25 Bogen.

Druckkosten[635]:

1492	Nürnberg	1 Ries drucken	4	fl rhein.
1500	Basel	1 Ries drucken	3½	fl
1575	Frankfurt	1 Ballen drucken	13–15	fl
1580	Köln	1 Ballen drucken	6–7	fl
1594	Frankfurt	1 Ballen drucken	15–16	fl
1595	Frankfurt	1 Ballen drucken	5–8	fl
1608	Köln	1 Ballen drucken	10	RTa (= 30 fl)
1620	Frankfurt	1 Ballen drucken	12½	fl
1700	Köln	1 Ballen drucken	7	RTa 44 Alb
1718	Köln	1 Ballen drucken	8	RTa 26 Alb
1722	Köln	1 Ballen drucken	8	RTa 15 Alb
1760	Köln	1 Ballen drucken	8	RTa 39 Alb
1787	Köln	1 Ballen drucken	11–15	RTa

Erklärungen:

RTa = Reichstaler	sh = Schilling
Tal = Taler der Landeswährung	Stü = Stüber
fl = Gulden	Alb = Albus

2. QUELLENVERZEICHNIS

A) Ungedruckte Quellen

1. *Staats-Archiv Düsseldorf (= StA D'df)*

I. Abschnitt Bonn betr.
Kur-Köln, I b, Hofstaat, Tit. 2, Nr. 3; Tit. 6, Nr. 7, 9, 11.
Kur-Köln, III d, (Nachtrag) 16a, Gewerbesteuer.
Kur-Köln, IV, A, Landrentmeisterei-Rechnungen I, Nr. 2726–2868.
Kur-Köln, VI, Amt Bonn, Stadt Bonn, Nr. 4.
Kur-Köln, VI d, Amt Bonn: Kirchen-, Schul- u. Armensachen Nr. 16, 11; Bd. 7–12 und Nr. 16, 13; Bd. 2 (= Universitätsrechnungen).
Kur-Köln, VII, Polizeisachen Nr. 41.
Kur-Köln, Suppl. Nr. 82, 132, 246.
Köln, Hohes Weltl. Gericht, Vollmachtsurkunden, Nr. 77a u. 111 d.

II. Abschnitt Düsseldorf betr.
Jülich-Berg, II, Nr. 37, 2115, 4227, 4299, 4786, 4838.
Jülich-Berg, III, Nr. 130 (= Hofhaltung).
Jülich-Berg, III R, Landrentmeisterei, I Rechnungen, vol. 1–25, 53–58.
Landstände Jülich, V, 1 c, Pfennigmeisterei, Rechnungen vol. 1–40.

[634] Die Preisunterschiede sind auf die verschiedene Qualität des Papiers und auf die Preisschwankungen der Zeit zurückzuführen.

[635] Die unterschiedlichen Druckkosten entstehen meist durch Satzschwierigkeiten verschiedenen Grades. Oft ist in dem Preis auch das Falzen der Druckbögen einbezogen.

Bergische Landstände, Nr. 25, vol. I-IV; Nr. 26, vol. I-V; Nr. 27, vol. I-II; Nr. 28, vol. I-VIII; Nr. 29 (Pfennigmeisterei-Rechnungen), vol. I-LVII.
Berg. Gerichte, V, Amt Düsseldorf, Nr. 1, vol. I-VIII.
Hs. A II, Nr. 8.
Großherzogtum Berg: Nr. 5494 und 5507.
Großherzogtum Berg: Amtsverhör Düsseldorf, Nr. 25, 26, 26a.
Großherzogtum Berg: Stadtgericht Düsseldorf, Nr. 49 u. 113.

2. *Stadt-Archiv Bonn (= StA Bonn)*

Druckwerke der Reihe Ia, Ie, Ih, Ik.
Tauf- und Trau-Bücher der Pfarre St. Remigius.

3. *Stadt-Archiv Köln (StA Köln)*

Chroniken und Darstellungen, Nr. 249-251.
Handelsakten, Nr. 56, 57, 224-268, 297-313, 469-502, 865.
Zunftakten, Z. Nr. 36-39, 57, 65-70, 74-79, 85, 276-280.
Testamente Kölner Bürger (= Testamente: Buchstabe + Zahl).
Kölner Zivilprozesse (die jeweilige Nr. ist stets angegeben).
Kölner Prozesse am Reichskammergericht (RKG: Buchstabe + Zahl).
Ratsprotokolle, Bd. 1-240.
Ratsedikte, Nr. 1, 6, 27.
Morgensprachen, u. a. aus den Jahren 1525-1610 (Sign.: Verf. + Verw.).
Bürgermeister- und Ämterliste (1216-1715), = C 10.

B) Gedruckte Quellen

I. Köln betr.

Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens (1542-82), ed. J. Hansen, Bonn 1896.
Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jh., 5 Bde., in: Publikationen der Gesellschaft für Rhein. Geschichtskunde, ed. F. Lau, Bonn 1886-1926.
Kölner Stadtrechnungen des Mittelalters, 2 Bde., in: Publikationen der Gesellschaft für Rhein. Geschichtskunde, ed. R. Knipping, Bonn 1897-98.
Die Kölner Zunfturkunden bis 1500, 2 Bde., in: Publikationen der Gesellschaft für Rhein. Geschichtskunde, ed. H. Loesch, Bonn 1907.
Die Matrikel der Universität Köln, 3 Bde., in: Publikationen der Gesellschaft für Rhein. Geschichtskunde, ed. H. Keussen, Bonn 1919-31.
Die deutschen Predigten und Katechesen der ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer, ed. F. Hipler, Köln 1885.
Sammlung der Gesetze und Verordnungen im Churfürstentum Köln 1463-1816, 4 Bde., ed. J. J. Scotti, Düsseldorf 1830ff.
Quellen zur Geschichte des Kölner Handels und Verkehrs im Mittelalter, 4 Bde., in: Publikationen der Gesellschaft für Rhein. Geschichtskunde, ed. B. Kuske, Bonn 1917-1934.
Steuerlisten des Kirchspiels S. Kolumba in Köln vom 13. bis 16. Jahrhundert, ed. Joseph Greving, in: Mitteilungen StA Köln, H. 30, 1900.

II. Düsseldorf betr.

Sammlung der Gesetze und Verordnungen in den Herzogtümern Jülich, Cleve und Berg 1475-1815, 3 Bde., ed. J. J. Scotti, Düsseldorf 1821ff.

III. Frankfurt betr.

Frankfurter Urkundenbuch zur Frühgeschichte des Buchdrucks, ed. W. K. Zülch u. G. Mori, Frankfurt 1920.
Sammlung der Verordnungen der Freien Reichsstadt Frankfurt, 3 Bde., ed. F. Beyerbach, Leipzig 1740-1798.

IV. Basel betr.

Die Amerbach-Korrespondenz, 1481-1536, 4 Bde., ed. A. Hartmann, Basel 1942-54.
Regesten zur Geschichte des Buchdruckes, 1450-1520, ed. K. Stehlin, in: Archiv f. d. Geschichte des Deutschen Buchhandels, 1888-1892.

3. LITERATURVERZEICHNIS[636]

A. Allgemeine Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Below, Georg von: Der Untergang der mittelalterlichen Stadtwirtschaft (über den Begriff der Territorialwirtschaft), in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, 21 (3. Folge) 1901, S. 449-473, 593-631.
Bruns, Albrecht: Die Arbeitsverhältnisse der Lehrlinge und Gesellen im städtischen Handwerk in Westdeutschland bis 1800, Diss. (Wirtschafts- u. Soz.-Wiss.), Köln 1937 (1938).
Greving, Joseph: Wohnungs- und Besitzverhältnisse der einzelnen Bevölkerungsklassen im Kölner Kirchspiel S. Kolumba vom 13. bis 16. Jahrhundert, in: Annalen für die Geschichte des Niederrheins 78, 1904, S. 1-80.
Haussherr, Hans: Wirtschaftsgeschichte der Neuzeit, Weimar 1954.
Kötzschke, Rudolf: Grundzüge der deutschen Wirtschaftsgeschichte bis zum 17. Jahrhundert, 1921 (2. Auflage) in: Grundriß der Geschichtswissenschaft, hrg. A. Meister, II, 1.
Kuske, Bruno: Gewerbe, Handel und Verkehr, in: Geschichte des Rheinlandes, 1922, S. 149-248.
——: Die städtischen Handels- und Verkehrsarbeiter und die Anfänge der städtischen Sozialpolitik in Köln bis Ende des 18. Jahrhunderts, Bonn 1914.
Lenzen, Hermann: Lehrlinge und Gesellen in der Reichsstadt Köln, Diss. (Wirt.- u. Soz.-Wiss.), Köln 1920.
Michel, Ernst: Sozialgeschichte der industriellen Arbeitswelt, Frankfurt 1953 (3. Auflage).
Schmoller, Gustav: Die Tatsachen der Arbeitsteilung, in: (Schmollers) Jahrbuch für Gesetzgebung 13, 1889, S. 57-128.
Sée, Henri: Die Ursprünge des modernen Kapitalismus (übersetzt von Y. Sermon), Bern 1948.
Steinbach, Franz: Der geschichtliche Weg des wirtschaftenden Menschen in die soziale Freiheit und politische Verantwortung, Köln 1953 (Heft 15 der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Geisteswissenschaften).
——: Geburtsstand, Berufsstand und Leistungsgemeinschaft, in: Rheinische Vierteljahresblätter 14, 1949, S. 35-96.
Strieder, Jakob: Zur Genesis des modernen Kapitalismus, München 1935 (2. Auflage).

B. Das Buchdruckgewerbe: Allgemeine Darstellungen

1. *Geschichte der Buchdruckerkunst*

Barge, H.: Geschichte der Buchdruckerkunst, Leipzig 1940.
Benzing, Josef: Der Buchdruck des 16. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet, in: Zentralbl. f. Bibliothekswesen, Beih. Nr. 68, 1936.
——: Buchdruckerlexikon, Frankfurt 1952.
Bogeng, G.A.E.: Geschichte der Buchdruckerkunst, 2 Bde., Leipzig 1930 bis 1941.
Ernesti, Joh. Heinrich: Die Wol-Eingerichtete Buchdruckerey, Leipzig 1721.
Falkenstein, Karl: Geschichte der Buchdruckerkunst, Leipzig 1840.
Faulmann, Karl: Illustr. Geschichte der Buchdruckerkunst, Leipzig u. Wien 1882.
Gessner, Christian Friedr. u. Hager, Joh. Georg: Die so nötig als nützliche Buchtruckerkunst, 4 Bde., Leipz. 1740-45.
Haebler, Konrad: Handbuch der Inkunabelkunde, Leipzig 1925.
Harless, C. F.: Literatur der ersten Hundert Jahre nach Erfindung der Typographie, Leipzig 1840.
Kapp, Friedrich u. Goldfriedrich, Joh.: Geschichte des deutschen Buchhandels, 5 Bde., Leipzig 1908-1923.
Kirchhoff, Albrecht: Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels, 2 Bde., Leipzig 1851-53.
Krahl, Willy: Verband der Dt. Buchdrucker, 2 Bde., Berlin 1916-30.
Lorck, Carl B.: Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst, 2 Bde., Leipzig 1882-83.

[636] Im Text wird die Literatur stets mit abgekürzten Titeln zitiert.

RATH, Erich von (bearb. von R. Juchhoff): Buchdruck und Buchillustration bis zum Jahre 1600, in: Handbuch der Bibliothekswissenschaft, hrg. Georg Leyh, Wiesbaden 1952 (2. Aufl), Bd. 1, S. 388-533.
RODENBERG, Julius: Der Buchdruck von 1600 bis zur Gegenwart, in: Handbuch der Bibliothekswissenschaft, Bd. 1, 1952, S. 534-681.
RUPPEL, Aloys: Johann Gutenberg. Sein Leben u. sein Werk, Mainz-Frankfurt 1947 (2. Aufl.).
SCHWETSCHKE, Gustav: Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis... (1564-1765), Halle 1850.
VOULLIÉME, Ernst: Die deutschen Drucker des 15. Jahrhunderts, Berlin 1922 (2. Auflage).
WERTHER, Johann David: Warhafftige Nachrichten der so alt- als berühmten Buchdrucker-Kunst etc., Frankfurt-Leipzig 1721.

2. *Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Abhandlungen über das Buchdruckgewerbe*
ARCHIV FÜR GESCHICHTE DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS, LEIPZIG, Bd. 1 ff., 1876ff.
BOCKWITZ, Hans H.: Die kulturgeschichtliche Sendung der Buchdrucker- und Papiermacherkunst, in: Das Papier. Zeitschrift für die Erzeugung von Holzstoff, Zellstoff, Papier und Pappe, Darmstadt, 2, 1948, S. 204-205.
——: Die wirtschaftliche Lage der Druckerverleger in der Frühdruckzeit, in: Mitteilungen für d. Buchhandel i. d. Franz. Zone, Freiburg/Br., 4, 1949, S. 1-3.
FABRICIUS, Wilhelm: Die akademische Deposition, Frankfurt/M. 1890/95.
GELDNER, Ferd.: Die Bibel im ältesten Buchdruck, in: Schrift, Bild u. Druck der Bibel, 1255-1455-1955, Hamburg 1955, S. 61-83.
GÜMBEL, Albert: Die Verträge über die Illustrierung und den Druck der Schedelschen Weltchronik, in: Repertorium für Kunstwissenschaft 25, 1902, S. 430-437.
HAEBLER, Konrad: Druckergesellen in der Frühdruckzeit, in: Gutenberg-Jahrbuch, 1936, S. 23-29.
KIRCHER, E. Wilhelm Gottlob: Anweisung in der Buchdruckerkunst, Braunschweig 1793.
KÖHLER, Woldemar: Zur Entwicklungsgeschichte der buchgewerblichen Betriebsformen seit Erfindung der Buchdruckerkunst, Gera 1896.
KRIEG, Walter: Materialien zu einer Entwicklungsgeschichte der Bücherpreise und des Autoren-Honorars vom 15. bis 20. Jahrhundert, Wien-Zürich 1953.
KRUSE, Helmut: Die wirtschaftliche und soziale Lage im deutschen Druckgewerbe des 16. Jahrhunderts, in: Archiv für Buchgewerbe und Gebrauchsgraphik 73, 1936, S. 396 ff. u. S. 463 ff.
KYRISS, Ernst: Schenkungsexemplare bekannter Drucker des 15. Jahrhunderts, in: Gutenberg-Jahrbuch, 1953, S. 36ff.
LEHNE, Friedrich: Zur Rechtsgeschichte der kaiserlichen Druckprivilegien, in: Mitteilungen des Österr. Instituts für Geschichtsforschung 53, 1939, S. 323-409.
LEONHARD, Hans: Zur Frage des Gerichtsstandes der Buchhändler, -drucker und -binder in Wittenberg und anderen deutschen Universitätsstädten während der Zeit von ca. 1550-1730, in: Sammlung bibliothekswissensch. Arbeiten 15, 1902, S. 15-22
LOCHMANN, Otto: Alte Jenaer Buchdrucker-Lehrverhältnisse, Jena 1937.
LÜTHI, K. J.: Depositio Cornuti Typographici, in: Schweizer Gutenberg-Museum 17, 1931, Nr. 1.
MEYER, Wilhelm: Bücheranzeigen des 15. Jahrhunderts, in: Zentralbl. f. Bibliothekswesen, 1885, S. 437-463.
MORI, Gustav: Der Buchdruck als Berufsstand im Wechsel der Jahrhunderte, Frankfurt 1936.
OSCHILEWSKI, Walther G.: Der Berufsstand der deutschen Buchdrucker im 18. Jahrhundert, in: Imprimatur 8, 1938, S. 48-70.
——: Der Buchdrucker – Brauch und Gewohnheit in alter und neuer Zeit, Jena 1935.
PELKA, O.: Die Deposition der Buchdrucker und ihre Nachfolger bis zur Gegenwart, in: Archiv für Buchgewerbe und Gebrauchsgraphik 67, 1930, Nr. 7 und 8.
PÖNSCH, Erwin: Die Betriebsgestaltung im deutschen Buchdruckgewerbe von der Zeit Gutenbergs an bis zur Gegenwart, Diss. (Staatswiss.), Berlin 1922.
SCHOTTENLOHER, Karl: Der Buchdrucker als neuer Berufsstand des 15. und 16. Jahrhunderts, Mainz 1935.
——: Öffentliche Verwaltung und Frühdruck, in: Gutenberg-Jahrbuch, 1944/49, S. 138-148.
——: Die Druckprivilegien des 16. Jahrhunderts, in: Gutenberg-Jahrbuch 8, 1933, S. 89-110.
SCHULZ, Ernst: Verbummelte Studenten im deutschen Buchdruckgewerbe des 15. Jahrhunderts, in: Philobiblon 2, 1929, S. 235 ff.
STRASBURGER, Karl: Statistischer Beitrag zur Lehre vom Arbeitslohn, in: Jahrbücher f. Nationalökonomie u. Statistik 18, 1872, S. 125-147.
VELKE, W.: Zu den Bücheranzeigen Peter Schöffers, in: Veröffentlichungen der Gutenberg-Gesellschaft VII, Mainz 1908, S. 226 ff.
WEHMER, Carl: Zur Beurteilung des Methodenstreites in der Inkunabelkunde, in: Gutenberg-Jahrbuch 8, 1933, S. 250 ff.
ZEDLER, Gottfried: Über die Preise und die Auflagenhöhe unserer ältesten Drucke, in: Beiträge z. Bibliotheks- und Buchwesen, Berlin 1913, S. 267-288.

C. DAS BUCHDRUCKGEWERBE: EINZELNE STÄDTE BETR.

1. *Bonn*:

BRAUBACH, Max: Kurköln. Gestalten und Ereignisse aus zwei Jahrhunderten rheinischer Geschichte, Münster 1949.
BÜLLINGEN, Konrad von: Annales typographici Bonnenses, Köln, o. J., (Pap.-Handschrift in der Universitätsbibliothek Köln).
HENSELER, Theodor Anton: Beiträge zur Geschichte des Bonner Buch- und Zeitungs-Verlages, in: Bonner Geschichtsblätter 7, 1953, S. 7-131.
PIEL, Albert: Geschichte des ältesten Bonner Buchdrucks, Bonn u. Leipzig 1924.
200 JAHRE ROMMERSKIRCHEN-NEUSSER-VERLAG IN BONN. Gedenkblatt. Generalanzeiger für Bonn, Nr. 12191 v. März 1925.

2. *Düsseldorf*:

COLMI, Elsbet: Der erste Drucker Düsseldorfs: Jacob Bathen, in: Veröffentlichungen der Landes- u. Stadtbibliothek Düsseldorf 2, 1955, S. 37-51.
75 JAHRE DÜSSELDORFER ORGANISATION (Verband der Deutschen Buchdrucker), Düsseldorf 1925.
HOFBAUER, A.: Die Düsseldorfer Buchdrucker aus vier Jahrhunderten, Düsseldorf 1929 (Neudruck 1946).
LAU, Friedrich: Geschichte der Stadt Düsseldorf, 2 Bde., Düsseldorf 1925.
——: Die Regierungskollegien zu Düsseldorf und der Hofstaat zur Zeit Johann Wilhelms 1679-1716, in: Düsseldorfer Jahrbuch 39, S. 228 ff.; 40, S. 257 ff.
MERLÄNDER, L.: Buchdruck und Buchhandel in Düsseldorf, in: Beiträge zur Geschichte des Niederrheins 3, Düsseldorf 1888-1889, S. 321 ff.; 4, S. 51 ff.
REDLICH, Otto: Die ältesten Düsseldorfer Buchdrucker, in: Beiträge zur Geschichte des Niederrheins 14, Düsseldorf 1900, S. 229.
SCHUBERT, Friedrich: Buch- und Zeitungsdruck im 16. bis 18. Jahrhundert (in Düsseldorf), in: Jan Wellem 5, Düsseldorf 1930, S. 283 bis 285 u. 316-321.
——: Die »Gülich und Bergischen Wöchentlichen Nachrichten«, Diss. (Phil.), Köln 1922.
STÖCKER, Hans: Düsseldorfer Zeitungskunde, Düsseldorf 1947.
TÖNNIES: Buchdruck, Buch- und Kunsthandel zu Düsseldorf, in: Zeitschrift d. Düsseldorfer Geschichtsvereins, 1883, N. 3, S. 49-65.
——: Düsseldorfs periodische Presse vor 100 Jahren, in: Zeitschrift d. Düsseldorfer Gerichtsvereins, 1882. N. 2, S. 1 ff.

3. *Köln*:

ALLGEMEINE DEUTSCHE BIOGRAPHIE (= ADB), Leipzig, Bd. 1 ff, 1875 ff.
BENZING, Josef: Die Drucke der Lupus-Presse in Köln (Arnd und Johann von Aich), in: Archiv f. Geschichte des Buchwesens 1, 1956/57, S. 365-370.
BOEREN, P. C.: Het drukkergeslacht Hertshoren (Cervicornus), in: Het Boek 31, 1952, S. 44-51.

BÜLLINGEN, Konrad von: Annales typographici Colonienses, 5 Bde., Pap.-Handschrift, 2° (in der UB Köln).
CORSTEN, Hermann: Das Kölner Buchgewerbe im 15. und 16. Jahrhundert und seine Beziehungen zu Flandern, in: Köln und der Nordwesten, Köln 1941, S. 95-98.
CORSTEN, Severin: Die Anfänge des Kölner Buchdrucks, in: Arbeiten aus dem Bibliothekar-Lehrinstitut des Landes Nordrhein-Westfalen 8, Köln 1955, und in: Jahrbuch d. Kölnischen Geschichtsvereins 29/30, 1957, S. 1-98.
— —: Gerhard Fabricius von Heinsberg, in: Rheinische Vierteljahresblätter 21, 1956, S. 305-314.
— —: Zur Person des Kölner Druckers Cornelius von Zierickzee, in: Kölner Schule. Festgabe zum 60. Geburtstag von R. Juchhoff 1955, S. 1-17.
DOMEL, Georg: Der Buchdrucker Arnd von Aich und seine Nachkommen, Köln 1930 (Masch.-Schrift in der UB Köln).
— —: Alte Buchkunst am Rhein, Köln 1936.
DOURET, J.-B.: Imprimeurs luxembourgeois à Cologne, in: Annales. Institut Archéol. de Luxembourg, Arlon, 30, 1895, p. 1-25.
— —: Ouvrages imprimés á Cologne par Materne Cholinus, d'Arlon, in: Annales. Inst. Archéol. de Luxembourg, Arlon, p. 26-30; 39, 1904, p. 174-182.
EICHHOFF, Johann Peter: Beytrag zur Geschichte des älteren Buchhandels in Köln, in: Materialien zur geist- u. weltlichen Statistik des niederrhein.-westfäl. Kreises, Erlangen 1781 ff., Teil I 1, 4, S. 375-395.
(ENNEN, Leonhard:) Die Familien DuMont und Schauberg in Köln, Köln 1868 (nicht im Buchhandel).
ENNEN, Leonhard: Geschichte der Stadt Köln, 5 Bde., Köln 1863-1880.
— —: Katalog der Inkunabeln in der Stadtbibliothek zu Köln, Köln (1865).
— —: Zeitbilder aus der neueren Geschichte der Stadt Köln (1700-1835), Köln 1857.
— —: Die Zeitungspresse in der Reichsstadt Köln 1570-1860, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 36, 1881, S. 12-82.
GERLACH, Georg: Der Drucker und die Ausgaben der Kölner Bilderbibel, in: Sammlung bibliothekswissensch. Arbeiten 13, 1900, S. 26-45
GESCHICHTE d. »Kölnischen Zeitung« u. ihrer Druckerei, Düsseldf. 1880.
HAENTJES, Walter: Der Kölner Buchdruck im 16. Jahrhundert, Diss. (Phil.), Köln 1953.
HEITZ/ZARETZKY = Heitz, Paul: Die Kölner Büchermarken bis Anfang des 17. Jahrhunderts, u. Zaretzky, Otto: Mit Nachrichten über die Drucker. Straßburg 1898.
HÖHLBAUM: Zur Geschichte der sog. Koelhoffschen Chronik, in: Mitteilungen des Stadtarchivs Köln, H. 19, 1890, S. 103 ff.
KNAUS, Hermann: Schöffers Handel mit Zell-Drucken, in: Gutenberg-Jahrbuch 10, 1935, S. 91 ff.
KÖNITZER, Gustav: Arnd von Aich und seine Nachkommen – Kölner Buchdrucker zur Reformationszeit, in: Gutenberg-Jahrbuch 11, 1936, S. 119-124.
LÖFFLER, K.: Der Buchdruck in den Rheinlanden, in: Zeitschrift f. Deutschlands Buchdrucker 37, 1925, S. 343-344.
MERLO, Johann Jacob: Beiträge zur Geschichte der Kölner Buchdrucker und Buchhändler im 15. u. 16. Jahrhundert, in: Annalen des Histor. Vereins für den Niederrhein 19, 1868, S. 61-75.
— —: Die Buchhandlungen und Buchdruckereien zum Einhorn... in Köln vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, in: Annalen des Histor. Vereins für den Niederrhein 30, 1876, S. 1-60.
— —: Das Haus zum Palast auf dem Domhof zu Köln, in: Annalen des Histor. Vereins für den Niederrhein 42, 1884, S. 61-70. Kölnische Künstler in alter und neuer Zeit. Johann Jacob MERLOS... Nachrichten von dem Leben und Werken Kölnischer Künstler. Hrg. E. Firmenich-Richartz u. H. Keussen, Düsseldorf 1895, in: Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, Bd. 9.
— —: Arnold Mylius, in: Mitteilungen des Vereins von Geschichtsfreunden zu Rheinsberg, Trier 1880, N. 1, S. 11-17.
— —: Verzeichnis. Kölnische Buchdrucker und Buchhändler, von der ältesten Zeit bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts. Pap.-Handschrift, 4°, im StA Köln.
MERLO, Johann Jacob: Ulrich Zell, Köln 1900, in: Beih. 3 der Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Köln.
MUCKEL, Victor: Die Entwicklung der Zensur in Köln, Diss. (Staatswiss.), Köln 1933.
NÖRRENBERG, C.: Der Drucker des Flugblattes über die Schlacht bei Terouenne (=Hermann Bongart) 1517, in: Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten 8, 1895, S. 116-121.
PAULS, Emil: Geschichte der Zensur am Niederrhein bis ... 1816, in: Jahrbuch d. Düsseldorfer Geschichtsvereins 15, 1900, S. 36-117.
SCHEEL, Willy: Jaspar von Gennep (und seine Druckerei), in: Westdeutsche Zeitschrift, Erg.-Bd. 8, 1893, S. 6-16.
SCHRÖRS, Heinrich: Der Kölner Buchdrucker Maternus Cholinus, in: Annalen d. Histor. Vereins für den Niederrhein 85, 1908, S. 147-165.
THEELE, Joseph: Buchdruck und Buchhandel in Köln, in: Köln als Stätte der Bildung, Köln 1922, S. 107-114.
— —: Rheinische Buchkunst, Köln 1925.
VOULLIÉME, Ernst: Der Buchdruck Kölns bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, Bonn 1903, in: Publikationen d. Gesellschaft für Rhein. Geschichtskunde, Bd. 24.
— —: Die Druckerei Retro Minores in Köln und Heinrich Quentel, in: Zentralblatt f. Bibliothekswesen 28, 1911, S. 97-108.
WELLER, Emil: Jost Kalcoven 1652/54, in: Serapeum 28, 1867, S. 303f.
WEYERSBERG, Albert: Die Drucker- und Papiermacherfamilie Soter, in: Zeitschrift d. Berg. Geschichtsvereins 47, 1914, S. 113-151; 54, 1923, S. 107-117; 57, 1928, S. 117-215.
WIENAND, Adam (Hrgb.): Fünf Jahrhunderte Schwarze Kunst in Köln, Köln 1953.
WOLF, Friedrich: Geschichte der Buchdruckerei Gebrüder Brocker vom Ende des 17. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Köln 1930.
WREDE, Adam: Köln – 500 Jahre Druckerstadt, in: Jubiläumsfestschrift zum fünfzigjährigen Bestehen der Korrektorensparte Nordrhein-Westfalen, hrg. A. Emmerich, Köln 1955, S. 23-34.
ZARETZKY, Otto: Die Kölner Bilderbibel und die Beziehungen des Druckers Nikolaus Goetz zu Helman und Quentel, in: Zeitschrift f. Bücherfreunde, Bd. 10, 1906/07, S. 101-113.
— —: Ein Quentelsches Rechnungsbuch aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 93, 1912, S. 55-102.
— —: Der erste Kölner Zensurprozeß, Köln 1906, in: Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Köln, Beih. 6.

4. *Augsburg*:

MAIER, Georg: Vom Postulat zum Verband der Dt. Buchdrucker, Mitgliedschaft Augsburg, Augsburg 1927.

5. *Frankfurt*:

DIETZ, Alexander: Frankfurter Handelsgeschichte, 4 Bde., Frankfurt a.M. 1910-21 (bes. Bd. 3, Abschn. I: Buchdruck und Buchhandel).
LÜBBECKE, Fried.: 500 Jahre Buch und Druck in Frankfurt/M., Frankfurt a.M. 1948.
MELDAU, Robert: Reichsfreiheiten für den Frankfurter Schriftgießer Jacob Sabon, in: Gutenberg-Jahrbuch 10, 1935, S. 205 ff.

6. *Fulda*:

THEELE, Joseph: Zur Druckgeschichte des 18. Jahrhunderts, in: Gutenberg-Jahrbuch 10, 1935, S. 271-273.

7. *Leipzig*:

KIRCHHOFF, Albrecht: Material, Arbeit und wirtschaftliche Resultate in den Leipziger Buchdruckereien bis 1650, in: Zeitschrift f. Deutschlands Buchdrucker 1, 1888, S. 1-18.

8. *Mainz*:

BENZING, Josef und PRESSER, H.: 500 Jahre Mainzer Buchdruck. Festgabe zum 70. Geburtstag von Aloys Ruppel, Mainz 1952.
WIDMANN, Simon: Eine Mainzer Presse der Reformationszeit, Paderborn 1889.

9. *Trier*:

HENNEN, Gerhard: Triers Wiegendrucke nebst Beiträgen zur Kölner Buchdruckergeschichte im 15. Jahrhundert, Trier 1887.
— —: Urkundliches zur Buchdruckergeschichte Triers im 16. Jahrhundert, Trier 1890.

ROSWITHA RIEGGER-BAURMANN

Schrift im Jugendstil

INHALT

*

Die vorliegende Arbeit entstand im Jahre 1956 als Dissertation der Philosophischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg/Br.

EINLEITUNG

a) Schrift und Buchkunst im 19. Jahrhundert

Die Grundlagen für das Schriftwesen des 19. Jahrhunderts unterscheiden sich wesentlich von denen der vorausgegangenen Jahrhunderte.

Bis zum 19. Jahrhundert gab es Schreibbücher[1], die anfangs im Holzschnitt, später im Kupferstich hergestellt wurden und den Schreibmeistern als Vorlagen und Vorbilder dienten.

Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst kam die Druckschrift hinzu, deren Gestaltung in den Händen der Drucker selbst lag. Es sind einzelne, die die gesamte Entwicklung der Druckkunst bestimmen. Sie schaffen die bekannten Typen und benennen sie mit ihren Namen. Im 18. Jahrhundert sind es vor allem Caslon[2] und Baskerville[3] in England, Bodoni[4] in Parma und die Familie Didot[5] in Paris, die die noch heute gebräuchlichen Typen geschaffen haben.

Diese Druckschriften sind durchweg Antiquaschriften. Obgleich sie aus den verschiedensten Ländern stammen, sind sie doch alle vom gleichen Prinzip getragen: der Aufteilung in starke Grundstriche und dünne Haarlinien. Zwar sind nicht einfach alle Senkrechten stark und alle Waagerechten dünn oder umgekehrt. Aber wenn man einen ganzen Schriftsatz dieser Zeit betrachtet, so fällt doch auf, daß Waagerechte und Senkrechte in jedem einzelnen Buchstaben ebenso wie in der ganzen Schriftseite deutlich herausgehoben und betont, exakt, durchsichtig und fast schematisch sind[6].

»Freilich als die Kenntnis von lateinischen Schrifttypen Baskervilles, Didots und Bodonis nach Deutschland drang, da wünschten auch die Anhänger der Fraktur, es möge gelingen, in dieser Schriftgattung gleichfalls neue Formen zu schaffen, die denen der neuen, hell getönten Antiqua entsprächen[7]«. Nach zahlreichen Versuchen brachte Johann Friedrich Unger, nachdem er sogar (1788) bei Didot Frakturlettern bestellt hatte, im Jahre 1794 eine eigene Frakturschrift heraus. Damit ist auch für die Fraktur eine zeitgemäße Form gefunden. Ihre Vorzüge beruhen darauf, daß sie dem klaren Schriftbild der neuen Antiqua angepaßt ist, ohne den Charakter der deutschen Fraktur zu verlieren[8].

---

[1] P. Jessen: Meister der Schreibkunst; Stg. 1923, S. 7.

[2] William Caslon 1692–1766, er hatte mehrere Söhne, die auch Drucker wurden.

[3] John Baskerville, geb. 1706.

[4] Giambattista Bodoni, geb. 1740.

[5] Die wichtigsten sind die Brüder Françoise Ambroise Didot 1730–1804, Pierre Françoise Didot 1732–1793.

[6] D. B. Updike: Printing Types, their History, Forms and Use, Cambridge (Mass.) 1922, Abb. 267: Baskerville 1758; Abb. 306: Bodoni 1788; Abb. 310: Bodoni 1818; Abb. 319: Didot 1819.

[7] H. Barge: Geschichte der Buchdruckerkunst von den Anfängen bis zur Gegenwart; Leipzig 1940, S. 327.

[8] H. Barge: Geschichte ... a.a.O. S. 331.

Baskerville, Didot, Bodoni und Unger waren wohl die letzten bedeutenden Drucker, bei denen noch Buchstabenschnitt, Guß, Satz und Druck, d.i. das Künstlerische und das Technische in einer Hand vereinigt waren. »Jeder Buchdrucker war früher sein eigener Schriftgießer; das eigentliche Gießen ist aber erst möglich, wenn Matern und Gießinstrument vorhanden sind. Für die Matern bedarf es des Stempelschnitts und für diesen der Zeichnung der Schrift[9]«. Das soll nicht heißen, daß sie nun alles selbst gemacht hätten; jede Druckerei war Werkstattbetrieb, und damit waren auch Gehilfen tätig. So hat schon Gutenberg dem Goldschmied Hans Dünne 300 Gulden für »das was zum trucken gehöret« bezahlt. Bauer beschreibt die Geschichte des Druckerhandwerks: »Wir können Hans Dünne unbedenklich als den ersten Stempelschneider für Druckschriften gelten lassen, weil wir wissen, daß auch in den folgenden Jahrzehnten in der Kunst des Metallschnitts geübte Goldschmiede den Buchdruckern mit dem Schnitt von Typenstempeln ausgeholfen haben«[10]. Den wesentlichen Einfluß auf die Typengestaltung hatten nach Friedrich Bauer unter den ersten Buchdruckern vor allem jene, die aus dem Stand der Schreiber hervorgegangen waren. Die ersten Augsburger Drucker waren Schreiber, die ihre Schriften zwar nicht selbst schnitten, sie aber angeworbenen Stempelschneidern vorzeichnen konnten. Selbst als die Zunft der Bücherschreiber längst ausgestorben war, haben »Schreibmeister« durch ihre Vorlagenbücher, denen die Stempelschneider folgten, den Weg für die Entwicklung der Druckschrift gewiesen. Es gehörten freilich viel Sinn für edle Form und viel handwerkliches Können dazu, um aus den Schreibvorlagen Drucklettern werden zu lassen. »Es ist deshalb kein Zufall, daß die ersten Buchdrucker diesen Sinn gerade bei den Goldschmieden, den Siegel- und Münzschneidern suchten, die die Technik des Metallschnitts beherrschten und gleichzeitig Künstler waren. Sie wurden die Lehrmeister der eigentlichen Schriftstempelschneider, die dann auch die Anfertigung der Gießinstrumente und den eigentlichen Schriftguß erlernten, denn es wird sich bald herausgestellt haben, daß diese drei Tätigkeiten innig Hand in Hand gehen müssen, wenn das endgültige Werk, die Schrifttype des Buchdruckers, künstlerisch und technisch befriedigen soll«[11].

Mit der schnellen Verbreitung des Buchdrucks und dem ständig wachsenden Bedarf ist die Kunst des Stempelschneidens und -gießens ein Handwerk geworden, das sich während der folgenden drei Jahrhunderte in den eingebürgerten Formen unverändert vererbte.

Das ist in den wesentlichen Zügen die Situation der Druckschrift vor Beginn der besonders durch technische Mittel geförderten Entwicklung, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts ein ganz neues Moment bestimmend hinzufügt. Jetzt wurden in rascher Folge Maschinen erfunden, die die Produktion von Druckwerken außerordentlich steigerten, und die zudem bald von angelernten Arbeitern bedient werden konnten. Arbeitsteilung und Spezialistentum wurden gefördert, die Kunst des Druckens wurde Industrie.

*

Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst waren an der Konstruktion der Handpresse keine wesentlichen Änderungen mehr vorgenommen worden. 1811 aber erfand Friedrich König (1774-1833) eine mechanische Schnellpresse, deren genaues, schnelles und automatisches Arbeiten das bisher geübte Handdruckverfahren fast vollständig verdrängte und dadurch umwälzenden Einfluß auf das gesamte Buchgewerbe gewann. König hatte einige Jahre das Gymnasium in Eisleben besucht und dann bei Breitkopf in Leipzig gelernt. Seit 1802 beschäftigte er sich mit Versuchen zur Verbesserung der Druckpresse, zunächst allerdings ohne den entscheidenden Erfolg, da er in Deutschland für mechanische Pressen geeignete Eisensorten, die der besonderen Belastung gewachsen gewesen wären, nicht erhalten konnte. 1806 ging er nach England, wo er den reichen Buchhändler Thomas Bensley für seine Erfindungen interessieren konnte[12]. Dort gelang ihm die Verwirklichung seiner Ideen. Die erste Ausführung war eine Tiegeldruckpresse, die noch in herkömmlicher Weise, aber mechanisiert, mit ebenem Tiegel und ebener Druckform arbeitete. Aber bereits 1812 baute König seine erste Zylinderdruckpresse. Hier ist der Tiegel durch einen Zylinder ersetzt, der auch den Druckbogen trägt. Durch ihre sinnreiche Konstruktion ist diese Maschine in der Lage, in direkt aneinander gereihten Arbeitsgängen fortlaufend zu drucken. Alle wesentlichen Verrichtungen – wie Zuführen der Bogen, Einfärben der Form, Pressen und Ablegen – werden automatisch besorgt. Es folgten bald weitere Maschinen, darunter eine für die »Times« im Doppelzylindersystem. 1818 gründete König – wieder in Deutschland – zusammen mit seinem Freund Baur bei Würzburg eine Fabrik zum Bau von Druckmaschinen[13]. Bis 1914 gab es Zylinderdruckpressen – verbesserte Rotationsmaschinen mit zylindrisch gebogener Druckform –, die stündlich 200000 achtseitige Zeitungen fertig gefalzt drucken konnten[14].

Neben den rein mechanischen Neuerungen trugen noch andere Erfindungen zu dieser ungeheuren Erhöhung der Geschwindigkeit in der Herstellung von Druckerzeugnissen bei. Es war gelungen, von der gesetzten Druckform Kopien zu fertigen, mit deren Hilfe gleichzeitig auf mehreren Maschinen gedruckt werden konnte. Solche Formen konnten außerdem für eventuell erforderliche Nachdrucke aufbewahrt werden, wodurch die Lettern des Originalsatzes zu neuer Verwendung sofort wieder frei waren[15]. Seine endgültige Gestalt erhielt dieses Verfahren der »Stereotypie« um 1830 durch die Erfindung der Papiermatrize. Hier wird die Kopie des ebenen Originalsatzes zuerst in Papiermasse hergestellt, galvanisch verkupfert und dann in Letternmetall abgegossen. Ausschlaggebende Bedeutung erlangte diese Methode besonders für die Rotationsmaschinen, weil ohne Stereotypie zylindrisch gebogene Druckformen nicht hergestellt werden können.

[9] F. Bauer: Kunst u. Technik in der Schriftgießerei; Gutenberg-Festschrift 1925, S. 85. C. H. Kleukens: Die Kunst Gutenbergs; Mainz o. J., S. 22.

[10] F. Bauer: Kunst u. Technik ... a.a.O. S. 85.

[11] F. Bauer: Kunst u. Technik ... a.a.O. S. 85.

[12] H. Barge: Geschichte ... a.a.O. S. 352ff.

[13] H. Barge: Geschichte ... a.a.O. S. 354.

[14] H. Barge: Geschichte ... a.a.O. S. 362.

[15] H. Barge: Geschichte ... a.a.O. S. 358.

Sogar der Guß der Lettern des ganzen Drucksatzes wurde mechanisiert. 1852 wurde in England eine Komplettgießmaschine erfunden, bei der Zeile für Zeile mit einer Tastatur, ähnlich einer Schreibmaschine, gesetzt werden kann. Auch hier beschleunigte die vollständige Automatisierung der Arbeitsgänge die Herstellung fertiger Drucksätze in einem bis dahin nicht gekannten Ausmaß. Jede auf diese Weise »geschriebene« Zeile wird durch veränderliche Keile, die die Wortabstände bestimmen, auf die erforderliche Länge gebracht, von der Maschine selbsttätig abgegossen und zu Druckformen zusammengesetzt. Die verbrauchten Lettern stehen sofort zur weiteren Verwendung zur Verfügung. Die vollendetste Ausführung einer solchen Maschine ist die Zeilensetz- und Gießmaschine »Linotype« von Ottmar Mergenthaler (1884)[16].

Bei einer anderen Möglichkeit des maschinellen Satzes, der sogenannten »Monotype«, werden Setzen und Gießen nicht zeilenweise, sondern Buchstabe für Buchstabe mit Hilfe von Lochstreifen bewirkt. Sie wurde von dem Amerikaner Tolbert Lanston erfunden und hat, gleich der Linotype, ungeheure Bedeutung in der Mechanisierung und Beschleunigung des Druckvorganges erlangt. Zudem hat sie den besonderen Vorzug, daß bei ihr die Sätze ganzer Bücher und Zeitschriften in Form von Papierstreifen für den Wiederdruck aufbewahrt werden können.

Voraussetzung für die erfolgreiche Einführung solcher Maschinen war die Normierung des ganzen Schriftsystems nach Größe der Buchstaben, Stärke und Abstand der Zeilen. Die ersten Ansätze hierzu stammen bereits von Ambroise Didot, doch setzte sich eine einheitliche Normierung erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts durch, als man das Meter als Längenmaß zugrunde legte (1878). Die verschiedenen Schriftgrade werden nach »Punkten« gerechnet, deren jeder den 2660sten Teil des Meters mißt. Die Normalschriftlinie, auf der die Mittellängen der Buchstaben stehen, wurde als letzter Schritt der Normierung 1905 international eingeführt[17].

⋆

Mit der technischen Entwicklung wurden die Druckereien zu Großbetrieben, die sich zunehmend auf die rein technischen Arbeiten spezialisierten. Die Aufgabe des Verlegens entwickelte sich immer mehr zu einem eigenen Beruf, wodurch die direkte Beziehung zwischen Autor und Drucker eingeschränkt wurde. Auch die Schriftgießereien trennten sich ab und befaßten sich selbständig mit der Herstellung von Typen für die Drucker, die ihre Schriften dort fertig bestellten[18].

Die Zahl der technischen Erfindungen und die durchgreifenden Veränderungen, die sie in diesen Jahren bewirkten, waren so bestimmend, daß die Beschäftigung mit der rein künstlerischen Gestaltung der Schrift zunächst sehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Es bedurfte einer gewissen Zeitspanne, ehe man sich wieder auf die fest zusammengehörende Ganzheit von Kunst und Technik in allen Arbeitsgängen besinnen konnte. Vorerst brachte das Ansteigen der Produktion und der wachsende Bedarf an Lettern eine Entwicklung, in der die handwerklichen Arbeitsbedingungen der alten Kunst verloren gingen. Die Stempelschneider sind jetzt Spezialisten, aber keine Kunsthandwerker mehr im Sinne der Drucker noch des 18. Jahrhunderts[19]. Beim Schneiden entwickelten sie zwar große Fertigkeit, doch legten sie auf die Vorlagen nicht das nötige Gewicht. Bis zum 19. Jahrhundert waren nämlich alle Buchstaben mit der Feder geschrieben und dann in Metall geschnitten worden. Von dieser Gewohnheit wich man nun ab und verließ damit die Grundlagen, die bis dahin alle abendländischen Schriftarten gemeinsam hatten[20]. Roselius stellt klar heraus, daß *die* Typen, die aus der Schreibschrift hervorgegangen sind, außer ihrem künstlerischen Wert auch noch den Vorzug guter Lesbarkeit haben. Durch das Schreiben kommt ein gemeinsamer Rhythmus in Buchstabe und Wortbild zustande; der Duktus der Wechselzüge, die Fülle der Schwünge, Haar- und Schwellstriche bringen Klarheit und Kontrast in die Schrift.

Die zu Anfang des 19. Jahrhunderts um sich greifende Abkehr von den Formen der Schreibschrift wurde durch die Lithographie noch besonders gefördert. Alois Senefelder (1771-1834) hatte dieses Verfahren des Steindrucks 1794 erfunden. Zeichnungen und ebenso Schrifttypen werden hier mit fetter Kreide direkt auf den Stein geschrieben, so daß Vorlagen überflüssig sind. Der Kreidestift bringt einen ganz anderen Duktus als die bis dahin ausschließlich benutzte Feder. Wegen der Einfachheit des Verfahrens wurden schließlich sogar Schreibvorlagen lithographisch hergestellt[21]. Die Eigenwilligkeit, mit der man ohne große Mühe neue Typenformen auf dem Wege des Steindrucks herstellen konnte, färbte auf den gesamten typographischen Stil ab[22].

Diese Fülle technischer Möglichkeiten brachte anfangs eine außerordentliche Verwirrung in die Formensicherheit und das Stilgefühl der Typographen. Auch die Massenproduktion und die Forderung nach Billigkeit taten das ihre zur Verminderung der Qualität. Titelblätter und Textseiten wurden mit billigem Schmuck überladen, die Buchstaben ornamenthaft verschnörkelt[23]. Es wurde die Unsitte üblich, auf Titelblättern mit der Verwendung möglichst vieler Schriftgattungen zu prunken. Barge[24] nennt die Zeit von 1820 bis 1890 eine Periode des Verfalls der Schriftschneide- und Buchdruckerkunst, gekennzeichnet durch die Neigung zu Übertreibung und Manier. Bereits die späteren Arbeiten Bodonis ließen Maßlosigkeit der Kontrastierung von dicker und feiner Strichführung erkennen, und Blade[25] nennt das Jahr 1820 die Grenzlinie ... »between the old and new style of punch-cutting. About that time great changes were initiated in the faces of types of all kinds. The thick strokes were made much thicker and the fine strokes much finer, the old ligatures were abolished and a mechanical primnes given

[16] H. Barge: Geschichte ... a.a.O. S. 362.

[17] H. Barge: Geschichte ... a.a.O. S. 362.

[18] H. Barge: Geschichte ... a.a.O. S. 431.

[19] H. Barge: Geschichte ... a.a.O. S. 351.

[20] E. Roselius: Die Druckschrift unter dem Einfluß der Technik; Deutsches Museum, Abhandlungen und Berichte, Jg. 11, Heft 3.

[21] J. Rodenberg: Die Druckkunst als Spiegel in fünf Jahrhunderten; Berlin 1942, S. 302.

[22] H. Barge: Geschichte ... a.a.O. S. 413.

[23] W. H. Lange: Schriftfibel; Wiebaden 1949, S. 116.

[24] H. Barge: Geschichte ... a.a.O. S. 412.

[25] D. B. Updike: Printing Types ... a.a.O. S. 194.



Abb. 1: *J. Midolle: Écriture Moderne Forestière, vor 1840*



Abb. 2: *J. Midolle: Écriture Moderne Gothique, vor 1840*

lichen Formen gebrochen sind und von kleinen Zweigen mit Blättern umrankt werden. Die Oberfläche des Astwerks ist auf das genaueste naturalistisch ausgeführt; man ist eher an eine gestutzte Hecke als an Buchstaben erinnert.

Auch bei der »Écriture Moderne Gothique«[26] (Abb. 2) fühlt man sich eher an ein Fenstergitter oder Treppengeländer mit Kugelknäufen erinnert als an Schrift. Es sind Formen, in denen sich die Freude an den technischen Dingen des industriellen Zeitalters ausdrückt. Ohne inneren Zusammenhang sind Streifen und Stäbe willkürlich geschnitten, verschnörkelt und zu Buchstaben zusammengefügt.

Einen ganz andersartigen Versuch neuer Schrifttypen stellt die »Centralschrift« (Abb. 3) dar. Sie wurde 1835 von G. Schoppe in Berlin geschnitten[27]. Die neue Schrift sollte zwischen Antiqua und Fraktur vermitteln, weshalb sie von ihrem Erfinder den Namen Centralschrift erhielt. Es sind keine eigentlich neuen Formen verwendet, sondern aus Antiqua und Fraktur sind ganze Bestandteile einfach übernommen und willkürlich zu Buchstaben aneinandergefügt worden. Die Zeilen erscheinen wie zusammengeklebt, die obere Hälfte meistens in Antiqua, die untere in Fraktur gebildet. Der Charakter geschriebener Schrift geht völlig verloren, obwohl obere und untere Hälfte der Buchstaben je einzeln tatsächlich nach geschriebener Vorlage geschnitten sein könnten.

*

to the page, which artistically could scarcely be called improvement. All the same time, printers began to crowd their racks with fancy founts of all degrees of grotesqueness, many painfully bad to the eye and unprofitable alike to founder und printer«. Für übertriebene Betonung von Haar- und Schwellstrichen gibt Updike (Bd. II) in den Abbildungen 335 ff einige Beispiele. Das Schriftbild hat völlig seine Ausgewogenheit verloren, die Buchstaben wirken plump und schwer, vor allem durch die hervortretenden Schattenstriche, die mit den übermäßig dünnen Haarstrichen nicht zu geschlossener Form zusammengesehen werden. (Zuweilen wird sogar eine plastische Wirkung versucht). *Wie* weit man sich schließlich von der schreibbaren Form und von der eigentlichen Gestalt der Buchstaben selbst entfernte, das zeigen zwei Alphabete, die J. Midolle in seinem »Traité d'Écriture en tous genres« wiedergibt. Die beiden Schriften entstanden vor 1840. Die »Écriture Moderne Forestière« (Abb. 1) ist aus knorrigen Ästen gebildet, die willkürlich zu frakturähn-

Die Stilverwirrung und nachlassende Qualität der Druckerzeugnisse läßt sich auch an den Plakaten verfolgen, die in der

Nach vielfachen Verſuchen iſt es mir gelungen, dieſe neue Schriftgattung zu erfinden, und ſo zu componiren, daß dieſelbe eben ſo deutlich als Fractur wie Antiqua zu erkennen und zu leſen iſt, und eignet ſich vorzüglich als Titelſchrift

Abb. 3: *G. Schoppe: »Centralschrift« 1855*

[26] J. Midolle: Traité Complet d'Écriture en tous genres; St. Gallen 1840. »Écriture Moderne Gothique« S. 26. »Écriture Moderne Forestière« S. 25.

[27] C. F. Bauer: Aventur und Kunst; Frankfurt 1940, S. 323 u. 358.



Abb. 4: *Plakat von Gavarni 1844*



Abb. 5: *Plakat von Calame 1845*

ersten Hälfte des Jahrhunderts zu Reklamezwecken herausgebracht wurden. Da hier Schrift und Bild stets auf einer Fläche vereinigt sind, war es naheliegend, vor allem das neue lithographische Verfahren zu ihrer Herstellung zu benutzen. Der kraftlose und teigig breite Zug des Kreidestiftes ist auf den Plakaten von Gavarni (Abb. 4) und Calame (Abb. 5) deutlich zu erkennen. Obgleich Text und bildliche Darstellung zu einem Ganzen komponiert sind, wird doch kein einheitlicher Stil des Schriftsatzes selbst angestrebt. Ohne ersichtlichen Grund sind die heterogensten Typen wahllos und verspielt nebeneinander verwendet, was besonders auf dem Plakat »*Almanach pour Rire*« (Abb. 6) von Ed. Morin 1850 auffällt. Barge[28] zählt die Werke dieser Gattung zur »freien Richtung«. Die Darstellung ist stets räumlich, aber die Buchstaben der Schrift erscheinen meist flächenhaft. Gavarni (Abb. 4) z. B. beginnt links oben mit dem Wort »*Oeuvres*« in sattem, schwarzem Zug. Die Buchstaben sind unregelmäßig und nur mit geringer Sorgfalt gezeichnet. Das zweite Wort »*Choisies*« ist dagegen in der Kontur gegeben, die Umrandung der einzelnen Buchstaben flächig und betont skizzenhaft ausgeführt. Die anderen Zeilen folgen ähnlich in beliebigem Wechsel des Schriftcharakters, alles sehr weich und fließend. Morins Plakat (Almanach pour Rire) wirkt wesentlich straffer. Im Gegensatz zu Gavarni und Calame verwendet er Buchstaben, die in ähnlicher Art auch als Druckschrift vorkommen. Die einzelnen Zeilen haben jetzt einheitlichen Charakter, es sind durchweg Antiquaformen. Aber keine Zeile gleicht der anderen. Teigig schwerer Duktus, Zeilen mit spitz und grotesk verformten Buchstaben und solche mit geometrisch straffen Konturen folgen wahllos aufeinander. Die unterste Zeile »*se vend ici*« ist ein Beispiel für die bereits besprochene Übertreibung des Kontrasts zwischen Haar- und Schattenstrichen.

[28] H. Barge: Geschichte ... a.a.O. S. 413.

*

Unter den *Künstlern* der Zeit befassen sich vor allem Honoré Daumier (1808-1879) und Adolph Menzel (1815-1905) mit graphischen Arbeiten. Auch sie haben ihre Karikaturen und Illustrationen vielfach lithographisch hergestellt[29]. Die Schrift spielt bei Daumier indessen nur eine untergeordnete Rolle. In den seltenen Fällen, wo er Schrift verwendet, schreibt er seine Buchstaben in Antiqua breit und groß direkt mit dem Kreidestift hin, ohne auf ihre Gestaltung im einzelnen Wert zu legen. Man hat den Eindruck, daß er sich mit Schrift im besonderen gar nicht befaßt hat und aus diesem Grunde von den Abwegen seiner typographischen Zeitgenossen unberührt blieb[30].

Auch in Menzels Arbeiten kommt Schrift nur selten vor, aber er hat sich im Gegensatz zu Daumier mit ihrer Gestaltung im

[29] A. Rümann: Das illustrierte Buch des XIX. Jh.; Leipzig 1930, S. 320.

[30] Vgl. B. Fleischmann: »H. Daumier«; Wien o. J., Abb. S. 97, 100, 190, 192; ferner R. Lejeune: »H. Daumier«; Berlin 1953, Abb. S. 37, 105, 109, 114, 126, 127 und 130.

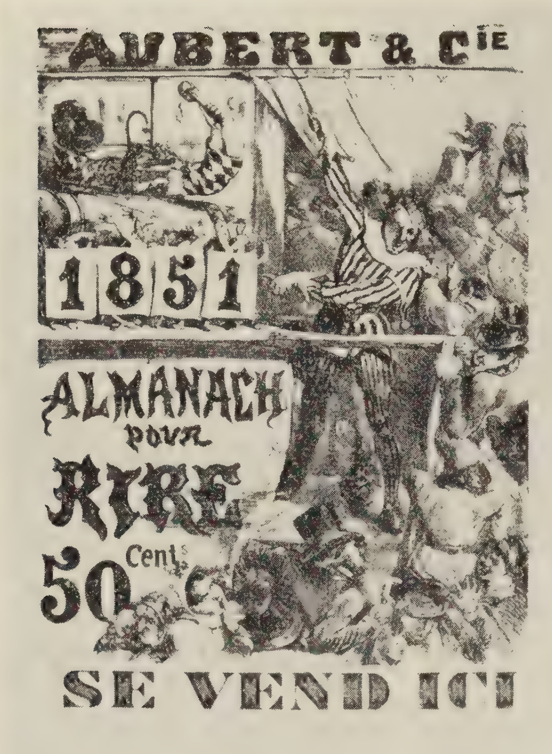


Abb. 6: *Plakat von E. Morin: »Almanach pour Rire« 1850*

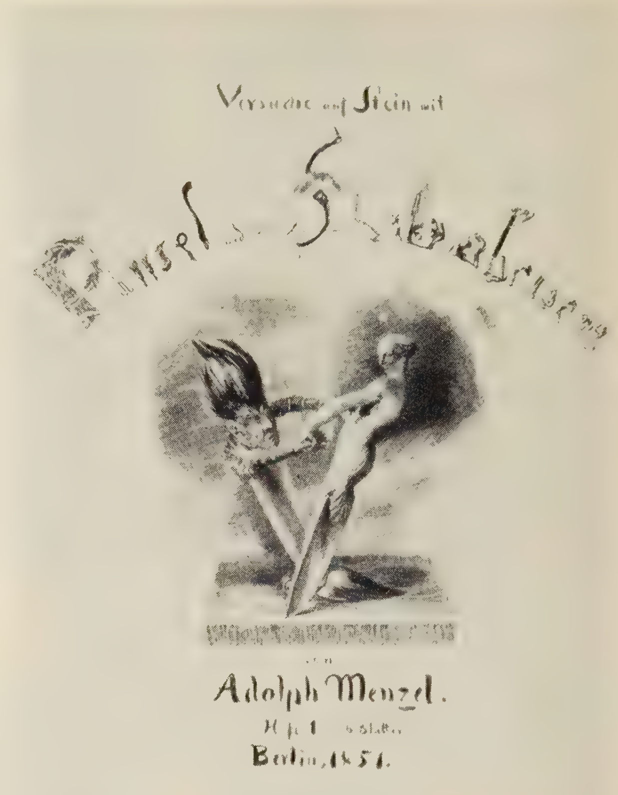


Abb. 7: *A. Menzel: »Versuche auf Stein mit Pinsel und Schabeisen« 1851*

einzelnen jedesmal ausführlich befaßt. Die Schriftproben in seinen »*Versuchen auf Stein*« 1851 (Abb. 7) erinnern sehr an die oben bereits besprochenen »Écriture Moderne Forestière« und die »Écriture Moderne Gothique«. Wieder sind in ganz naturalistischer Weise die Buchstaben der Hauptzeile »*Pinsel und Schabeisen*« aus karikaturhaft gezeichneten Gegenständen, Malgeräten, Werkzeug und kleinen Menschenkörpern ziemlich formlos zusammengestellt. Schrift und Darstellung sind übermäßig gedanklich bestimmt. Das Wort »*Pinsel*« ist aus Pinseln, Schere und Haaren gebildet. Menzel bleibt damit, und auch in anderen Arbeiten, in denen er sich mit Schrift befaßt, völlig im Rahmen des Zeitgeschmacks. Die Schrift z. B. in seiner Karte zum »*Winterfest des Vereins Berliner Künstler 1873*« (Abb. 8) wirkt im Gegensatz zur sorgfältigen Ausführung der bildlichen Darstellung (es ist eine Federlithographie) betont flüchtig und unbestimmt. Von einem einheitlichen Stil der Buchstaben innerhalb der Zeilen oder gar der Zeilen untereinander kann nicht gesprochen werden; gemeinsam ist nur die Federtechnik. Man vergleiche z. B. die verschiedenen e: keines gleicht nur annähernd dem anderen, sie sind einmal rund, dann wieder gebrochen, offen oder geschlossen, gefüllt oder in der Kontur gegeben. Das Zufällige und Wahllose ist mit Absicht vorgetäuscht. Ähnliche Züge finden sich auch in der viel früheren Schrift des Zwischentitels zum dritten Buch der »Geschichte Friedrichs des Großen« von Kugler, deren Illustrationen Menzel 1840 ausführte (Abb. 9). Zwei Schriftzeilen »*Drittes Buch*« und »*Heldentum*« sind in aufbrechende Wolken, über denen Adler kämpfen, eingefügt. Sie sind in frakturähnlichen Formen gezeichnet, die obere Zeile durch Schraffur gefüllt, die untere in flüchtigen Konturen gegeben. Der Charakter der Buchstaben innerhalb der beiden Zeilen ist noch wesentlich straffer und einheitlicher, aber die Vorliebe zu fließenden und weichen Formen ist trotz der Federtechnik schon deutlich zu erkennen. Wie in vielen gleichzeitigen Werken ist auch hier das Gedankliche stark betont. Das dunkle »*Dritte Buch*« gehört zu den dunklen Wolken, das helle und damit »strahlende« »*Heldenthum*« steht im Licht wie eine Sonne.

⋆

Noch ehe die Stilverwirrung in Typographie und Buchschmuck ihren Höhepunkt erreicht hatte, wurden Widersprüche gegen die Abwege und Auswüchse laut, zu denen die Vielzahl neuer technischer Möglichkeiten und die Massenproduktion verleitet hatten.

England, das während des ganzen 19. Jahrhunderts auch technisch immer einen Vorsprung vor den anderen Ländern behielt, ging dabei mit den Reformbestrebungen dem Kontinent voran.

Noch unter dem Impuls des ausgehenden 18. Jahrhunderts waren dort zwei Schriften entstanden, die sich infolge der Gediegenheit ihrer Ausführung und wegen ihrer guten Leserlichkeit durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch behaupten konnten, und die auch heute wieder besonders gern verwendet werden, die »Egyptienne« und die »Grotesk«. Beide haben die Antiqua zur Grundlage. Nicolette Gray[31] nennt die »Egyptienne«

[31] N. Gray: XIXth Century Ornamented Types and Title Pages; London 1938, S. 28.



Abb. 8: *A. Menzel: »Winterfest des Vereins Berliner Künstler« 1873*



Abb. 9: *A. Menzel: Zwischentitel zur Geschichte Friedrichs des Großen 1840*

»the most brilliant typographical invention of the century«. Sie erschien zum ersten Mal 1815[32] in einer Ausgabe von Figgin (Abb. 10). Die Formen der Buchstaben sind eng gedrängt, fast ohne Schmuck in knappen und sachlichen Zügen gegeben. Auf und Ab, Haar- und Schattenstriche sind *nicht* unterschieden. Die Balken stehen genau senkrecht oder waagerecht und haben völlig gleichmäßige Stärke. Nur die Bögen enden geringfügig verjüngt in den Balken (Senkrechten), was ihrer immer genau kreisförmigen, weit offenen Rundung ein schwungvolleres, bewegteres Aussehen verleiht. Als einziger Schmuck sind Basen und Dächer hinzugefügt, die als Ansatzstriche der Querbalken und Senkrechten oben und als Füßchen (Serifs) unten das Schriftbild beleben. Die Egyptienne wirkt unmittelbar durch die Klarheit ihrer Formen, ihrer Anordnung und ihres Satzbildes.

Das gilt noch mehr für die Grotesk. Auch sie ist eine Antiquaschrift und wurde 1816 von Caslon (junior) herausgebracht

DOUBLE PICA ANTIQUE.

From an advertisement in "The Athenian Gazette" of 1696, it appears that the Coffee-houses

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZÆŒ

Abb. 10: *»Egyptienne« 1815*

(Abb. 11)[33]. Noch strenger und sachlicher als bei der Egyptienne sind hier die Buchstaben in kräftigen Blockformen geschrieben. Es werden ausschließlich gerade Balken und kreisrunde Bögen völlig gleichmäßiger Stärke verwendet. Haar- und Grundstrich sind nicht unterschieden. Es gibt weder Ansatzstriche noch Füßchen, und auch die Enden der Bögen sind nicht verjüngt. Die freibleibenden Zwischenräume lassen das Schriftbild breiter als in der Egyptienne erscheinen. Alle Buchstaben sind so auf die knappsten und notwendigsten Formen reduziert. Lange[34] bezeichnet sie daher als »Skelettantiqua«.

Im Unterschied zu den Schriften des ausgehenden 18. Jahrhunderts tritt bei der Egyptienne und noch ausgeprägter bei der Grotesk der Duktus des Federzuges ganz in den Hintergrund. Die ausgewogenen Grundformen der Buchstaben selbst, die in weitem Zug gegeben werden, sind allein bestimmend und geben dem Schriftbild seine Geschlossenheit und Schönheit.

W CASLON JUNR

Abb. 11: *»Grotesk« 1816*

[32] N. Gray: XIXth Century ... a.a.O. S. 29. H. Barge: Geschichte ... a.a.O. S. 412.

[33] N. Gray: XIXth Century ... a.a.O. S. 35. H. Barge: Geschichte ... a.a.O. S. 412.

[34] W. H. Lange: Schriftfibel ... a.a.O. S. 113.



Abb. 12: »*Ornamented Letters*«

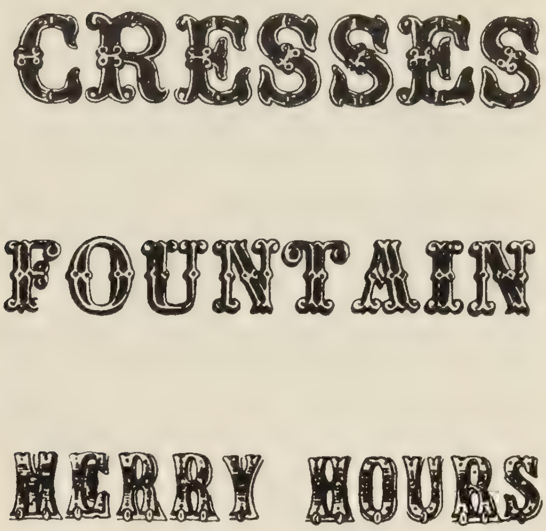
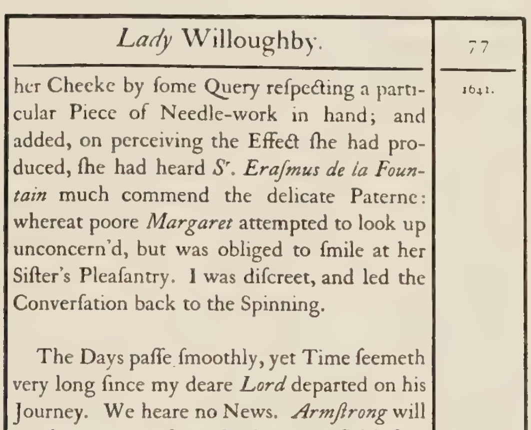


Abb. 13: »*Ornamented Letters*«



Lady Willoughby. 77

1641.

her Cheeke by fome Query refpecting a particular Piece of Needle-work in hand; and added, on perceiving the Effect fhe had produced, fhe had heard *S^r. Erafmus de la Fountain* much commend the delicate Paterne: whereat poore *Margaret* attempted to look up unconcern'd, but was obliged to fmile at her Sifter's Pleafantry. I was difcreet, and led the Converfation back to the Spinning.

The Days paffe fmoothly, yet Time feemeth very long fince my deare *Lord* departed on his Journey. We heare no News. *Armftrong* will perchance gain fome Tydings at *Colchefter:* and I muft await his Return with fuch Patience I can.

Since my little *Fanny's* long Sickneffe I have continued the Habit of remaining by her at night, fometime after fhe is in Bed: thefe are Seafons peculiarly fweet and foothing; there feemeth fomething holy in the Aire of the dimly lighted *Chamber*, wherein is no Sound heard

Abb. 14: »*Caslon Type*«, »*The Diary of Lady Willoughby*«, *gedruckt in der Chiswick Press 1844*

Abgesehen von diesen beiden Schriften, deren Erscheinen noch vor dem wirksamen Einsetzen der Maschinenproduktion liegt, erlebt auch England zunächst eine ähnliche Entwicklung wie der Kontinent. Unter dem Eindruck der neuen technischen Möglichkeiten und mit dem schnell steigenden Bedarf an Druckerzeugnissen werden auch hier eine Fülle qualitätsloser Schriften eilig erfunden. In Technik und Ausführung sind sie denen des Kontinents völlig analog. Es sind in England vor allem die sogenannten »Ornamented Letters«, welche als eigene Gattung bezeichnet werden können. Sie haben bereits Vorläufer im 18. Jahrhundert[35], vor allem auf geätzten Titelblättern, unterscheiden sich von diesen aber grundsätzlich dadurch, daß sie die dort in einzelnen Buchstaben verwirklichte kalligraphische Idee mechanisiert auf das ganze Schriftbild zu übertragen suchen (Abb. 12 und 13). Sie werden als Lettern geschnitten und im Satz verwandt. Die Grundform der Buchstaben, eine Art Antiqua, bleibt unverändert: in die Balken hinein oder um sie herum werden Zierformen angebracht. Von den Enden der Buchstaben legen sich Rocaillen über die Balken (Abb. 12). Die Formen des Rokoko wirken wie aufgesetzt, eine Erscheinung, die auch für das Kunstgewerbe dieser Zeit typisch ist. Es ist eine historistische, gewaltsame, von außen herangetragene Verzierung, die die Eigenformen der Buchstaben nicht auswertet und zur Geltung kommen läßt. Das Schriftgemäße im Gesamtbild ist verlorengegangen, Eigenwert und Schönheit der Buchstabenformen sind mißachtet.

★

Um neue qualitätvolle Drucke bemühen sich dann aber vor allem William Pickering als Verleger und Charles Wittingham als Drucker der Chiswick Press. Schon vor 1844 hatte Pickering, der gegen den zeitgenössischen Geschmack die Schlichtheit und Gediegenheit des Buchtyps der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wiederherstellen wollte, für seine schönen Foliodrucke die Caslon Type – eine Schrift des 18. Jahrhunderts – nachschneiden lassen[36] und führt damit – historisierend – als erster eine bereits zuvor einmal verwendete Type wieder in den Buchdruck ein[37]. So wurde z. B. das Buch »The Diary of Lady Willoughby« (Abb. 14) von Charles Wittingham in der wiederaufgenommenen Caslon-Type gedruckt[38].

1853 verlegt William Pickering das »Handbook of Mediaeval Alphabets and Devices«, eine Sammlung alter Schriften, die von ihm zusammengestellt als neues und besseres Vorbild für die Stempelschneider und Setzer dienen sollte. Pickerings Bestrebungen hatten zunächst in der Breite freilich nicht die allgemein reformierende Wirkung des Schriftwesens, die er wohl erwartet haben mag. Auf einmal waren alle Schriftformen der Vergangenheit wieder bekannt. Ihre Nachahmung und Abwandlung bedeutete mit den neuen technischen Verfahren keine Schwierigkeit. Das »Handbook of Mediaeval Alphabets and Devices« wurde zum Musterstück für »neugotische Buch- und Drucksachenausstattung«[39]. Die Stempelschneider ergriffen diese An-

[35] N. Gray: XIXth Century ... a.a.O. S. 31.
[36] D. B. Updike: Printing Types ... a.a.O. Bd. II, S. 199.
[37] C. F. Bauer: Aventur und Kunst ... a.a.O. S. 323.
[38] N. Gray: XIXth Century ... a.a.O. S. 52.
[39] C. F. Bauer: Aventur und Kunst ... a.a.O. S. 327.

regung nur, um mit Hilfe der alten Typen eine Unzahl neuer Schriften unverändert wieder im Zeitgeschmack herzustellen. Die Fülle der Schriftformen, die damit zur Verfügung stand, verleitete zur planlosen Verwendung der verschiedensten Typen nebeneinander. Mit unglaublicher Virtuosität gestaltete man Schriftseiten, Titelblätter und Bücher. Die Stempelschneider und Setzer, in deren Hand allein noch die künstlerische Gestaltung des Buchdrucks lag, glaubten durch die Vielzahl der Schriften und besonderes Raffinement im Satz eine höhere Qualität zu erzielen.

William Pickerings Bemühen um die Wiederaufnahme alter bewährter Typen und um sorgfältigen Druck gab außer der mißverstandenen Verwendung seines »Handbook« aber auch Anregung zur Pflege des Druckes. Es sind jetzt *Künstler*, die Praeraffaeliten, die sich in den folgenden Jahren um die Gestaltung des Buches als Ganzes vor allem bemühen. Aus der Tätigkeit als Illustratoren von Büchern erwächst ihr Bestreben, dem Buche eine dem Inhalt entsprechende Ausstattung zu geben[40]. Das schließt neben der eigentlichen Illustration die Auswahl der Type, die Anordnung des Satzes, die Wahl des Papiers und die Gestaltung des Einbandes mit ein.

⋆

Von größter und nachhaltigster Bedeutung für Druck und Buchkunst in England ist jedoch William Morris, 1834 in Walthamstow bei London geboren, begab er sich 1853 nach Oxford, wo er zusammen mit seinem Freunde Burne Jones Theologie studierte[41]. John Ruskin, der in jenen Jahren in Oxford lehrte, beeindruckte die Freunde mit seinen Lehren und Schriften. Besonders die 1853 erschienenen »Stones of Venice« mit dem Kapitel »Of the Nature of Gothic« fanden Morris' begeisterte Zustimmung[42]. Auch die Praeraffaeliten und ihre Kunst lernte er in diesen Jahren kennen. Mit Rossetti blieb Morris in lebenslanger Freundschaft verbunden. 1856 siedelte er mit Burne Jones nach London über und widmet sich von nun an ganz der Kunst. Burne Jones wird Maler. Von Morris stammen aus dieser Zeit viele Gedichte und Prosawerke.

Daneben sind es aber vor allem verschiedenste Zweige des Handwerks, die ihn interessieren und die er in seiner fast unglaublichen Vielseitigkeit zu erlernen sucht. Er entwirft Möbel, webt Teppiche, erfindet Muster für Tapeten und Stoffe. Und dabei ist ihm das gotische Zeitalter mit seiner glücklichen Verbindung von Kunst und Handwerk Vorbild. Aus der Gotik entnimmt er auch die Vorlagen für seine Entwürfe, die er getreulich nachzubilden versucht. 1861 gründet er mit seinen Freunden die Firma »Morris, Marshall Faulkner & Co.«. Sein Ziel ist, statt der maschinell gefertigten Massenartikel, die in jener Zeit den Markt überschwemmen, handwerklich gut gearbeitete Gegenstände für die Inneneinrichtung zu liefern. Das Handwerk wieder zu beleben ist sein besonderes Anliegen, denn »die wahre Basis der Kunst liegt im Handwerk«[43]. Unter den Künstlern findet er viele Anhänger, die sich in der sogenannten »Arts and Crafts«-Bewegung zusammenschließen[44].

Seine letzten Jahre sollte jedoch ausschließlich die Beschäftigung mit Schrift und Druck in Anspruch nehmen. Seit 1870 sammelt und kopiert er alte Handschriften[45]. Daneben übernimmt er die Aufsicht über die Herstellung von Büchern in der Chiswick Press[46]. Die letzten Jahre seines Lebens beschäftigt er sich ausschließlich mit Drucken, und es ist erstaunlich, welche Zahl guter Drucke aus seiner Werkstatt hervorgeht. 1891 gründete er mit Hilfe des Druckers Emery Walker die Kelmskott Press. Auch hier ist es seine Absicht, die »Kunst des Druckens« wieder zu beleben, wobei er auf die handwerklichen Grundlagen der Frühdruckzeit zurückgreift. So druckt er ausschließlich auf Handpressen, nur die Lettern werden maschinell gegossen[47].

Die Doppelseite aus dem Werk »*Syr Perecyvelle of Gales*« 1895 in »Chaucer Type« ist ein Beispiel für Drucke der Kelmskott Press (Abb. 15).

Beide Seiten stoßen mit ihren verschieden breiten, sich spiegelbildlich entsprechenden Rahmenleisten so eng aneinander, daß sie eine gemeinsam komponierte Doppelseite bilden. Die linke Seite ist durch die breite Rahmenleiste und durch eine bildliche Darstellung, die durch eine schmale Blendlinie vom Rahmen getrennt ist, vollständig gefüllt. Genau die gleiche Aufteilung zeigt die rechte Seite, bei der nur statt des Bildes verschiedenfarbige Schrift mit Initialen eingesetzt ist. Bild, Initialen und Leisten sind Holzschnitte.

Unter drei in roten Majuskeln fortlaufend gedruckten Zeilen steht auf der Textseite das Initial L, das in einem Viereck von Ranken umschlungen und teilweise durchgesteckt ist. Daneben und darunter folgt der Text, der unten, durch eine durchschossene Zeile getrennt, wieder mit einem kleineren Initial beginnt. Nur *eine* Schriftgröße ist (mit Ausnahme der Initialen) für die ganze Seite verwendet. Es ist eine kräftige, aus der Federschrift entwickelte, gotische Schrift. Die Buchstaben wirken breit und gedrungen, Haar- und Schattenstriche sind wenig unterschieden, so daß die eng aneinander gesetzten Buchstaben mit kleinem Zeilenabstand sich zu einem geschlossenen Satzbild zusammenfügen.

Diese Chaucer Type ist die letzte der drei von Morris selbst geschaffenen Typen, die anderen sind die »Troy Type«, ebenfalls eine gotische Schrift, und die »Golden Type«, eine Antiqua. Sein stetes Bemühen um die Typen selbst beweist, wie sehr ihm bewußt war, daß eine Reform der Druckkunst mit der Gestaltung der Type beginnen mußte.

Vorbild für seine gotische Schrift, die Chaucer Type, waren die Lettern der deutschen Buchdrucker Peter Schöffer, Johann Mentelin, Günther Zainer und Anton Koberger aus dem 15. Jahrhundert[48]. »Diese studierte ich sorgfältig, ließ sie in großem Maßstabe photographieren und zeichnete sie mehrere Male . . .

[40] H. Barge: Geschichte ... a.a.O. S. 401.

[41] H. Barge: Geschichte ... a.a.O. S. 438/39.

[42] W. v. Schleinitz: William Morris, sein Leben und Wirken; Zeitschr. f. Bücherfreunde, 11. Jg. 1907/08, S. 27ff.

[43] Katalog der »Arts and Crafts« Ausstellung 1888; Vorwort.

[44] W. Crane: William Morris to Whistler; London 1911, S. 230.

[45] W. v. Schleinitz: William Morris ... a.a.O. S. 107.

[46] D. B. Updike: Printing Types ... a.a.O. Bd. II, S. 204.

[47] H. Barge: Geschichte ... a.a.O. S. 442.

[48] H. Barge: Geschichte ... a.a.O. S. 444.

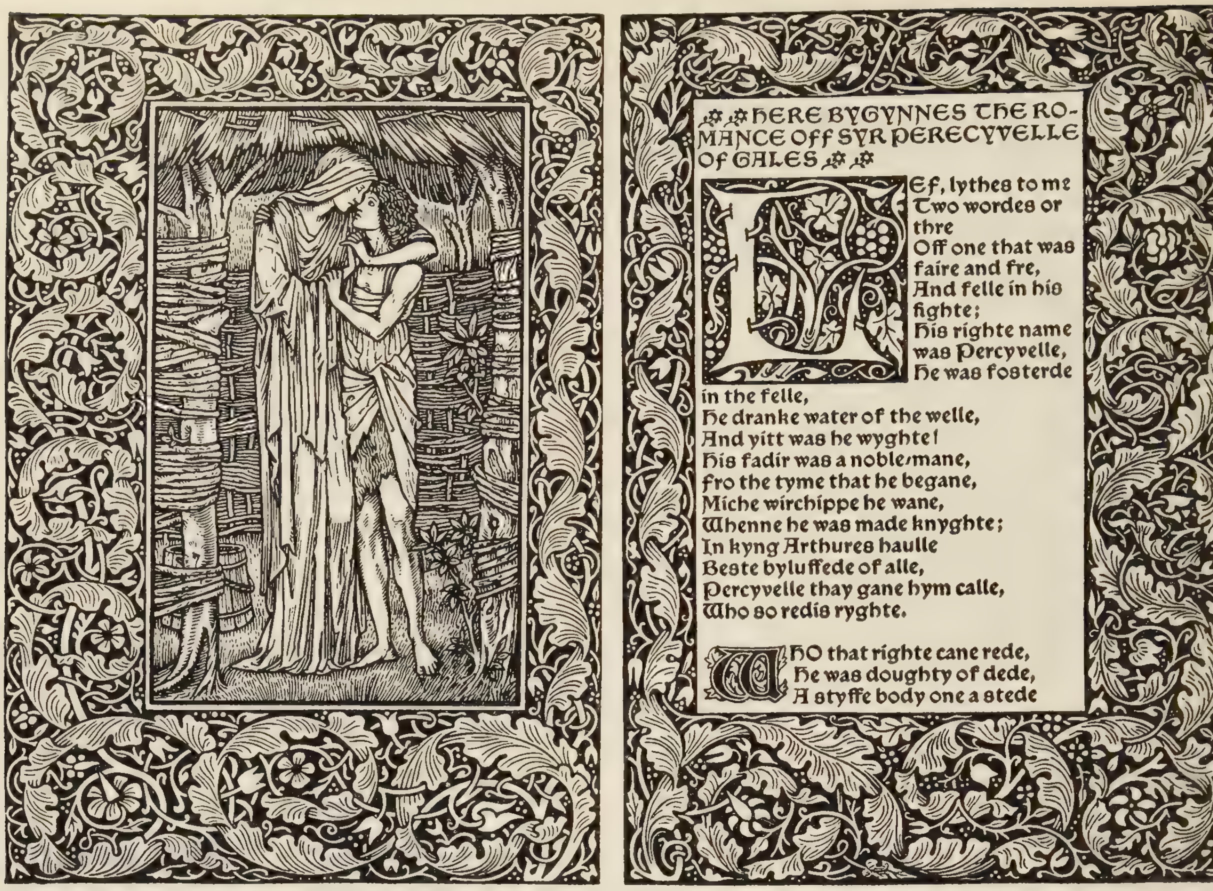


Abb. 15: *W. Morris: Buchseite*

ohne sie sklavisch nachzuahmen«[49]. Seine Schriften wirken jedoch weicher und schwerer als die des 15. Jahrhunderts und haben nicht die scharf gebrochenen Formen, die den Schriftseiten der Frühdrucke gleichzeitig Kraft und auch Durchsichtigkeit verleihen.

Morris' Drucke in ihrer Ganzheit wurden beispielhaft. Die Forderungen, die er als Vorbedingung für gute Drucke aufstellte, wirkten weiter. In seiner Vorlesung »The Ideal Book« 1893[50] sagt er: »Das Äußere eines Buches wird notwendig durch den Inhalt bestimmt ... Aber was auch der Inhalt eines Buches sei und wie bar an Schmuck es bleibe, so vermag es doch ein Kunstwerk zu sein, wenn die Type gut und die allgemeine Anordnung sorgfältig ist. Ja, ich behaupte, daß ein ganz schmuckloses Buch schön sein kann, wenn es sozusagen architektonisch gut ist. Die architektonische Anordnung verlangt: 1. die Seiten müssen klar und leicht lesbar sein, was kaum geschehen kann, wenn nicht 2. die Typen gut gezeichnet sind; und 3. ob die Ränder breit oder schmal seien, so müssen sie im richtigen Verhältnis zu den Kolumnen stehen. Der weiße Raum zwischen den Seiten muß klein sein; was Unleserlichkeit verursacht, ist nicht diese Art von Zusammenpressen, sondern die Schmalheit der Typen selbst. Der nächste wichtige Punkt ist der Abstand zwischen den Wörtern. Es sollte nicht mehr Raum zwischen ihnen gelassen werden, als gerade nötig ist, um sie deutlich voneinander zu trennen. Was die Lage der gedruckten Seite auf dem Papier anbelangt, so muß der innere Rand der schmalste sein, der obere muß breiter und der untere der breiteste sein. Die Ornamente müssen in demselben Maß wie die Typen selbst einen eigenen Bestandteil der Seiten ausmachen, und um ornamental zu wirken, müssen sie sich gewissen Beschränkungen unterwerfen und architektonisch werden«. Für das gute Buch fordert er, nur jeweils *eine* Schriftgattung zu verwenden und die Illustrierung in die Hand *eines* Künstlers zu legen[51].

Ein kleines Zeichen seiner Bestrebungen ist es auch, daß er das sogenannte »Kolophon«[52] im Anschluß an das 15. Jahrhundert wieder einführt. Am Ende jedes Buches ist von nun an Zeit, Ort und Name des Druckers vermerkt. Damit soll die persönliche Leistung des Druckers und ihre Bedeutung wieder hervorgehoben werden.

b) Der Einfluss Ostasiens

Von der Mitte des Jahrhunderts an erfolgt nach der wirtschaftlichen Erschließung Japans durch die Europäer und durch die Handelsbeziehungen mit China ein neuerlicher starker Ein-

[49] W. v. Schleinitz: William Morris ... a.a.O. S. 191 ff. Zitat von Morris.

[50] W. v. Schleinitz: William Morris ... a.a.O. S. 191 ff. Zitat von Morris.

[51] H. Barge: Geschichte ... a.a.O. S. 447.

[52] H. Barge: Geschichte ... a.a.O. S. 444.

strom ostasiatischer Kunst nach Europa. Immer häufiger tauschen Porzellane, Holzschnitte und Tuschzeichnungen aus China und Japan auf.

Im 19. Jahrhundert ist der erste bekanntere Sammler dieser Kunst Felix Bracquemond in Paris. 1862 eröffnet der Franzose de Soye in Paris einen Laden, in dem er vor allem japanische Kunst ausstellt und verkauft[53]. Über Paris wurden dann japanische Arbeiten und chinesisches Porzellan auch in England und Deutschland erstmalig in einer gewissen Breite bekannt.

Die Ausstellungen richten sich bald nach diesem wachsenden Interesse. Seit der Pariser Weltausstellung 1867 wird japanische Kunst immer wieder gezeigt[54].

Die Schrift hat in der ostasiatischen Kunst eine größere und eine andere Bedeutung als in der europäischen. Die Kunst des Schreibens hatte immer einen bevorzugten Platz in der Reihe der Künste[55]. Schrift und Malerei sind eng verbunden. Beide verwenden auch das gleiche Werkzeug, den Pinsel. Im Gegensatz zu Europa gilt hier die Malerei als Zweig der Schreibkunst. Ein Spruch sagt: »Malerei ist eine der sechs Schriftarten«[56].

Ähnlich wie die Schreiber ihre Schriftzeichen wieder und wieder schreiben mußten, um sie beherrschen zu lernen, so ist auch der Lehrgang des Malers: er lernt zuerst einfache, dann immer kompliziertere Darstellungsformeln für bestimmte Gegenstände, die er dann beim Malen anwendet. In China ist die Schrift aus der Darstellung bestimmter Dinge hervorgegangen, die abgekürzt Zeichen ähnlich geworden sind. Doch hat sie noch mehr als andere Schriften ihre Bildhaftigkeit erhalten[57]. Preetorius spricht von »Schriften als Bildern« und von »Bildern als Schriften«[58]. Die Beziehungen zwischen Schreiben und Malen sind sehr eng und oft werden beide als Schwesterkünste bezeichnet[59].

Schrift ist in jedem Gemälde zu finden. Fast jedes ostasiatische Gemälde ist durch einen hinweisenden Vers bereichert. Die gemeinsame Pinseltechnik und die Anordnung in der Komposition verbindet beide und läßt sie im Kunstwerk zu einer Einheit werden. Die Schrift hat hier eine von Grund aus malerische Bedeutung.

Dieses Merkmal gibt dem Einfluß, den die ostasiatische Kunst auf die europäischen Erneuerungsbestrebungen gewann, gerade im Hinblick auf die Schriftgestaltung und ihre Stellung innerhalb des künstlerischen Schaffens eine ganz besondere Note.

Auf die Künstler jener Zeit übt die ganz andersartige, bisher nicht gekannte Kunst eine ungeheure Wirkung aus. Jeder Künstler begegnet dem ostasiatischen Werk allerdings auf seine Weise und sucht die Anregungen für seine eigene Arbeit fruchtbar zu machen.

[53] R. Graul: Ostasiatische Kunst und ihr Einfluß auf Europa; Leipzig-Berlin 1906, S. 36.

[54] W. Haftmann: Die Malerei des XX. Jahrhunderts; München 1954, S. 37.

[55] O. Fischer: Chinesische Landschaftsmalerei; Berlin 1943, S. 168.

[56] O. Fischer: Chin. Landschaftsmalerei ... a.a.O. S. 165.

[57] O. Fischer: Landschaftsmalerei ... a.a.O. S. 165.

[58] E. Preetorius: »Malerei als Schreibkunst«; aus: Gedanken zur Kunst 1947.

[59] O. Fischer: Landschaftsmalerei ... a.a.O. S. 165.

Durch den Einfluß, den die Künstler in den folgenden Jahren auf die Schift gewinnen sollten, wird auch diese von den Ausstrahlungen der japanischen Kunst betroffen.

I
ENGLANDS BEITRAG
ZUR SCHRIFTGESTALTUNG IM JUGENDSTIL

1. A. H. Mackmurdo und die Century Guild

1862 schließt sich in England eine Gruppe von Küntslern zur »Century Guild« zusammen. Es sind Arthur H. Mackmurdo, Herbert P. Horne und Selwyn Image. Sie setzen sich zur Aufgabe, das Künstlerische im Handwerk, das durch die Maschinentechnik ganz verdrängt worden war, wieder lebendig zu machen[60]. In dieser Absicht stimmen sie mit Morris und den Praeraffaeliten überein, mit denen Mackmurdo und Selwyn Image auch lange Jahre hindurch in persönlicher Verbindung gestanden haben. Während aber Morris sich in seiner kunstgewerblichen Tätigkeit und später auch in seinen Drucken mit der Wiedererweckung der gediegenen Arbeit vorausgegangener Jahrhunderte begnügte und darin zum Vollender einer alten Tradition wurde, gehen Mackmurdo und die Künstler der Century Guild bald weit über diese erste Aufgabe hinaus und kommen zu völlig neuen Formen der graphischen Gestaltung. Hier werden erstmals Elemente der Komposition sichtbar, welche es vorher noch nie gegeben hatte; Ansätze, die bereits so typische Merkmale des Kommenden enthalten, daß man in ihrem Auftreten den Beginn des Jugendstils in der Schrift erblicken muß.

1884 kommt erstmals die Zeitschrift der Century Guild »Hobby Horse« heraus, deren Initiator Mackmurdo ist. Er bemüht sich um eine sachgemäße Herstellung, indem er Emery Walker[61] den Druck anvertraut, bei der bekannten Chiswick Press in Caslon Type drucken läßt und gutes, handgeschöpftes Papier verwendet[62]. Aymer Vallance sagt schon 1899 dazu in seinem Aufsatz über Mackmurdo[63]: »Das war etwas ganz Neues in seiner Art. Nie vorher war moderner Druck als ernsthafte Kunst behandelt worden, die ganzen Möglichkeiten des Druckes wurden da aufgedeckt und umfaßt«.

Im »Hobby Horse« wird ein einheitliches Gesamtbild angestrebt. Die Anordnung des Satzes, einige holzgeschnittene Initialen von Selwyn Image und kleinere Holzschnitte sind der einzige Schmuck in dieser ersten Nummer.

Auch das Titelbild ist von Selwyn Image (Abb. 16). Es ist ein Holzschnitt, in dessen bildliche Darstellung ein gerahmtes Hoch-

[60] »to render all branches of art the sphere no longer of the tradesman but of the artist. It would restore building, decoration, glasspainting, pottery, wood-carving and metal to their right place beside painting and sculpture«. »Catalogue of an Exhibition of Victorian and Edwardian Arts«; Victoria & Albert Museum, London 1952, S. 58.

[61] Emery Walker ist ein bekannter Drucker dieser Zeit, der mit Morris an der Kelmscott Press arbeitete und mit ihm »Arts and Crafts Essays« über Buchdruck herausgab. Siehe die Reihe Kunst und Kunsthandwerk. Buchdruck von W. Morris und E. Walker; deutsche Ausgabe; Leipzig 1901.

[62] N. Pevsner: A. H. Mackmurdo, A Pioneer Designer; Architectural Review Vol. LXXXIII 1938, S. 141.

[63] A. Vallance: A. H. Mackmurdo, Studio XVI, 1899, S. 183 ff.

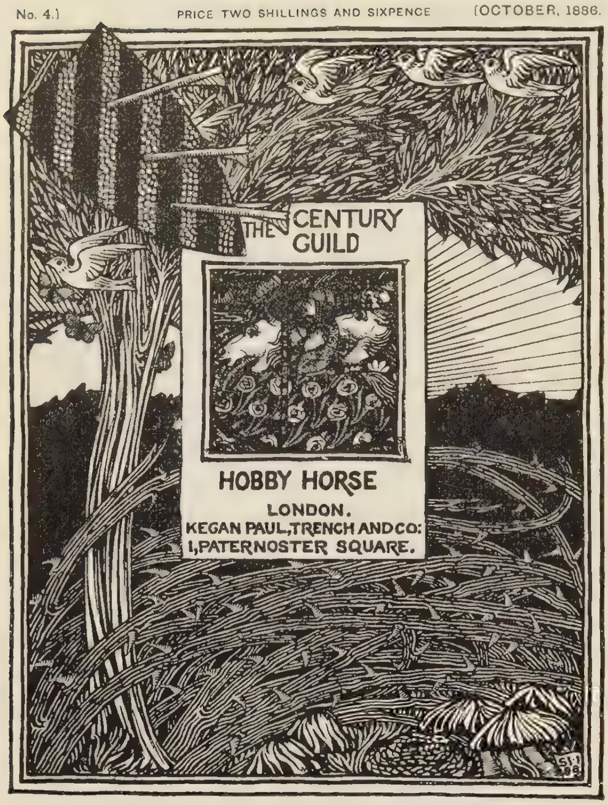


Abb. 16: *S. Image: Titelblatt des »Hobby Horse« 1884*

rechteck eingefügt ist, das selbst wieder ein quadratisches Feld enthält. Die eigentliche Darstellung besteht aus einem großen Laubbaum, der aus Dornen und Gestrüpp aufwachsend, seine Krone über die obere Bildfläche ausbreitet. Ein Schild, schräg in die linke obere Ecke gesetzt, überschneidet die äußere wie auch die innere Rahmung. Auf dem inneren Bild werden inmitten von Blumen ein Ritter und zwei Pferdeköpfe sichtbar. Das Blatt ist im Ganzen fest gefügt. Dünne Linien rahmen das kleine wie das große Feld und unterstreichen damit die starre Form des Rechtecks. Der Titel *»The Century Guild / Hobby Horse«* ist auf das Mittelfeld beschränkt und in Grotesk-Versalien über, bzw. unter dem Quadrat der Darstellung angeordnet. Die Schrift weist charakteristische Besonderheiten auf: alle Schrägstriche des R und des Q sind verlängert und über die untere Zeile herunter gezogen. Das ist neu. Sie unterbrechen nicht, sondern akzentuieren geradezu die klare Form, die diese Schrift auszeichnet. Mit ihren gleichmäßig kräftigen Buchstaben fügt sie sich gut in die Schwarzweiß-Wirkung des Blattes ein. Aber durch das Gewicht der äußeren Darstellung tritt sie als Titel nicht genügend hervor.

Außer der Titelseite für die erste Nummer liefert Image noch viele graphische Arbeiten für die Zeitschrift. Stets versucht er, die Schrift in das Ganze des Blattes hineinzukomponieren, doch gelingt die Lösung dieser Aufgabe erst Mackmurdo selbst, dem eigentlichen Herausgeber des »Hobby Horse«, von dem nur wenige, aber für die kommende Entwicklung entscheidende Arbeiten faßbar sind. Sie bedeuten einen ganz neuen Ansatz, allgemein für den graphischen Stil und im besonderen für die Schrift.

1883 macht Mackmurdo einen Holzschnitt: *»Wrens/City/Churches«* (Abb. 17). Es ist das Titelblatt einer kleinen Schrift, die Mackmurdo selbst verfaßt hat, um auf den Wert und die Forderung nach der Erhaltung der Kirchen Christopher Wren's in London aufmerksam zu machen.

Das Bild mit dem Titel steht in einem Hochrechteck, das an den Seiten durch breite, schwarze Bänder gefaßt ist, deren untere Ansätze Silhouetten von Säulenbasen ähneln. Oben ist die Darstellung nicht gefaßt, aber die seitlichen Bänder ragen ein wenig über den Bildrand hinaus. Unter der Darstellung sind Verfassername und Erscheinungsort in zwei verschieden großen Zeilen in einer Art Grotesk blockartig angeordnet. Der starre Bandcharakter ist dem breiten Rand rechts und links angeglichen und setzt sich mit diesem zusammen gegen das bildhafte Ornament der Mitte ab. Da nur Versalien verwendet werden, gibt es keine Ober- und Unterlängen. Jeder einzelne Buchstabe nimmt etwa ein quadratisches Feld ein und ist so angeordnet, daß er dieses Feld ausfüllt. So besteht das A aus zwei Senkrechten und Querbalken oben und in der Mitte. Auch der Bogen des D läuft zuerst waagerecht, bevor er in die Rundung übergeht.

Der so gefaßte Bildteil des Blattes, der auch die Schrift des Titels trägt, hebt sich deutlich ab. Aus wogenden Gräsern und Stengeln mit Blüten ist ein Gesamtornament entstanden, das S-förmig von rechts unten nach links oben komponiert ist, und das jede natürliche Vorstellung weit hinter sich läßt. Erkennbar sind nur schwarz züngelnde Flammen und quallenartige, von Blüten abgeleitete Formen. Ebenso von einem natürlichen Vor-



Abb. 17: *A. H. Mackmurdo: Titelblatt »Wren's City Churches« 1883*

bild entfernt sind die Vögel an den Seiten. Die Gesamtwirkung ist wesentlich mitbestimmt von den sich ergebenden Negativformen. Das Spruchband, das viermal umbiegend immer wieder zwischen schwarzen Flammenzungen sichtbar wird, trägt die Schrift des Titels. Es ist völlig in den breiten Gesamtschwung des Blattes einbezogen.

Die Vorzeichnung dieses Holzschnittes wurde offenbar mit dem Pinsel ausgeführt. Sein Duktus bestimmt in schwellenden, ausgreifenden Rundungen und teils spitzen, teils breiten Ansätzen den Charakter von Darstellung und Schrift. Obgleich diese Eigenart, die hier bei Mackmurdo zum ersten Mal in der europäischen Graphik des 19. Jahrhunderts in Erscheinung tritt, im Schnitt nicht mehr ganz so ausgeprägt ist, wie sie es wohl in der Vorzeichnung gewesen sein mag, so erkennt man in den vollen Schwüngen der Gesamtkomposition doch die Freude, mit der Mackmurdo das Neue, das er hier ergreift, ganz ausgekostet hat.

Die Buchstaben sind von Antiquaversalien abgeleitet. Balken und Bögen setzen breit an und verjüngen sich nach innen zu, aber in den Rundungen schwellen die Bögen abermals in dem weit ausladenden Zug des Pinsels an. Alles scheint in Bewegung. Ohne ihre Grundform zu ändern, hat die Schrift ganz außerordentlich an Spannung und Leben gewonnen, ein Eindruck, der durch die unterschiedliche Behandlung der Buchstaben, je nach ihrer Stellung auf dem gewellten Spruchband, noch unterstützt wird. Das C erscheint in drei Ausführungen, schräg und zusammengedrückt (*City*) dort, wo das Schriftband nach unten ausgebogen ist, breiter und voller (*Churches*) in der Aufwärtsbewegung des Bandes. Auch das S ist verschieden gebildet, einmal dick und rund ansetzend (*Wren's*), dann wieder knapp und eingeengt (*Churches*), gleichfalls E, R und H, die den trotz aller Flächigkeit der Darstellung beinahe perspektivisch gegebenen Wendungen des Schriftbandes folgen.

So fügen sich alle Buchstaben in den Raum des Spruchbandes ein, seine Wellung erfordert ihre Angleichung, um den Fluß der Gesamtbewegung nicht zu unterbrechen. Schrift und Ornament sind als Gesamtheit komponiert. Es gibt nicht Schrift und Zeichnung, sondern Bild und Einfassung als Gegensatz. In beiden ist Schrift enthalten, doch jedesmal als ein Teil von ihnen.

⋆

Ein weiteres Werk Mackmurdos ist das »Zeichen der Century Guild« (Abb. 18) 1884[64].



Auf dunklem, blattförmigem Grund erscheint weiß eine Mohnkapsel mit geschwungenem Stiel. Um den Stiel und die seitlichen Blätter sind zwei Buchstaben, C und G, gewunden, die Anfangsbuchstaben der Century Guild. Das C setzt waagerecht, breit schwingend ein, geht dann in den Bogen über und läuft unten breit aus. Das kleinere G legt sich ebenfalls um den Stengel und wird vom C eingeschlossen. Hier sind Buchstaben und Pflanzenformen ganz ineinander verschlungen und der schwingenden Bewegung eingeordnet. Gemeinsam stehen sie auf dem schwarzen Grund, der die Folie des Ganzen bildet. Auch die ausgezackte, flammende Blattkontur ist eine eigene Form. Wieder wie bei »*Wren's City Churches*« hat die negative neben der positiven Form Eigenwert.

Abb. 18: *A. H. Mackmurdo: Signet der »Century Guild« 1884*

Trotz dieser eigenen Formen, Blattkontur, Mohn, Buchstaben, ist das Ganze eine Einheit von außergewöhnlicher Geschlossenheit. Und in dieser Einheit, die Bedeutung und Buchstaben einschließt, ist dieses kleine Zeichen der Century Guild ein Signet. Diese Art, Darstellung und Buchstaben zusammenzuschließen, taucht hier erstmals auf, ist aber dann in den Signets und überhaupt in den Werken der Künstler des Jugendstils immer wieder zu finden.

(In dieselbe Entwicklungsstufe Mackmurdos ist die Vignette Mackmurdos aus dem »Hobby Horse« einzureihen (Abb. 19). Auch ein Stuhl[65] zeigt in seiner Lehne dasselbe schwingende Ornament).



Abb. 19: *A. H. Mackmurdo: Vignette aus dem »Hobby Horse«*

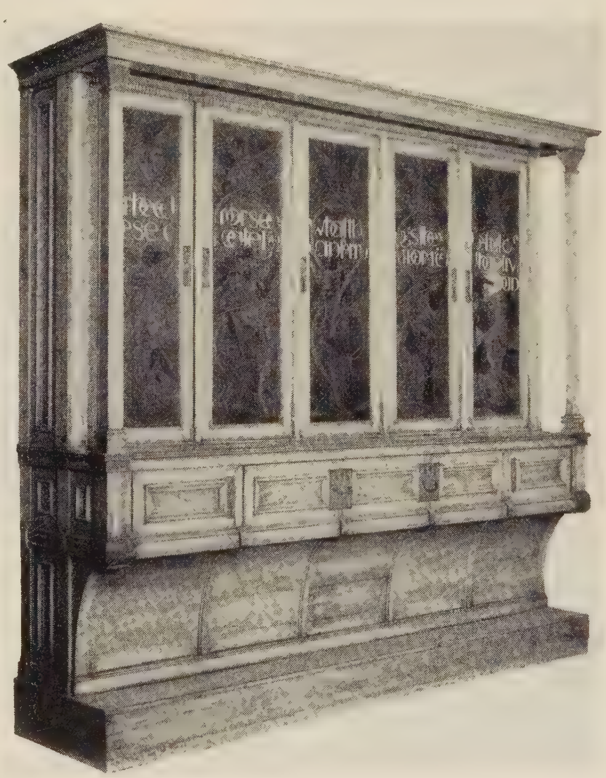


Abb. 20: *A. H. Mackmurdo: Schrank mit eingelegter Schrift 1886*

[64] 1884 ist es auf der ersten Nummer des »Hobby Horse«.
[65] Abbildung siehe A. Vallance: A. H. Mackmurdo ... a.a.O.

Zu den Arbeiten Mackmurdos, die für die eigentliche Schriftentwicklung wichtig sind, ist die Schrift auf einem Schrank hinzuzuzählen, der von der »Century Guild« circa 1886 hergestellt wurde, und dessen Entwurf Mackmurdo zugeschrieben wird[66].

Der Schrank (Abb. 20) ist in seinem Gesamtaufbau noch ganz in historisierenden Renaissanceformen gearbeitet. In seinem geschnitzten Beiwerk und in seinen Beschlägen zeigt er jedoch schon deutlich Jugendstilelemente. Dabei stehen verschlungene und idealisierte Blüten und Früchte unbedenklich neben einem »klassischen« Zahnschnitt. Die Füllungen seiner fünf Türen sind mit Intarsien geschmückt. Ein Spruch von Shelley ist ebenfalls eingelegt und über die Türen fortlaufend in zwei Zeilen zu lesen. Die Schrift besteht aus Antiquaminuskeln. Ihre Ober- und Unterlängen ragen nur um weniges über die Mittellängen hinaus, so daß nur die Hauptzeile der Schrift kräftig hervortritt. Breite Senkrechte wechseln mit stark gerundeten Bögen. Rundungen, sobald sie nebeneinander stehen, greifen ineinander, so daß die Buchstaben, ineinander geschoben, ein fortlaufendes Schrift*band* bilden. Außerdem gibt es Buchstaben, die kleiner geschrieben sind und hochgestellt nur mit der oberen Zeile abschließen (o und e).



Abb. 23: *J. M. Whistler: Gemälde »Connie Gilchrist« 1876*

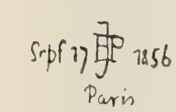


Abb. 21: *J. M. Whistler: Signatur*

Diese beiden Abwandlungsmöglichkeiten der Schrift bei Mackmurdo sind neu. Sie sind bewußt gesucht, um in einheitlicher Komposition des Ganzen auch in der Schrift das schwungvolle Spiel der Linien lebendig werden zu lassen, das bereits im Pflanzenornament der Türfüllungen selber auffällt.

*

Die neuen Schriftformen, die unter ganz verschiedenen Bedingungen auftreten, gehen ausschließlich auf Mackmurdo selbst zurück. Er ist es, der die Buchstaben und die Type in seine graphische Gestaltung mit einbezieht und ihr selbst eine neue graphische Form gibt. Hierbei geht er über Image hinaus, der die Grotesk als solche beibehielt und nur die Schrägbalken verlängerte. Trotz seiner wichtigen Stellung, die nicht allein für die Schrift bedeutend ist, ist er der kunsthistorischen Forschung nahezu unbekannt geblieben[67].



Abb. 22: *J. M. Whistler: Signet »The Butterfly«*

1851 in London geboren, kommt er als Lehrling in das Architekturbureau T. Chatfielt Clarke und wird 1859 Schüler von James Brooks[68]. Durch Ruskins Anregung studiert er die englischen Kathedralen, reist schließlich in Italien. 1876 ist er in einer Malklasse in Florenz, 1880 reist er zum zweiten Mal in Italien. Als er von dort zurückkommt, gründet er die Century Guild.

Seine buchkünstlerische Tätigkeit, wie auch der Entwurf zu »*Wren's City Churches*«, werden erstmals bei Aymer Vallance 1899 erwähnt[69].

Pevsner bezeichnet Mackmurdos Zeichnung zu »*Wren's City Churches*« als die persönlichste Leistung überhaupt in dieser Zeit[70].

Welche Anregungen für Mackmurdo wichtig gewesen sein können, dafür findet sich in der Literatur nur in einer Fußnote Pevsners ein Hinweis[71]. Pevsner zitiert dort einen Brief Mackmurdos an ihn selbst vom 1. 6. 1941 (Mackmurdo starb am 15. 3. 1942). Darin sagt Mackmurdo, wie wichtig für ihn die 1880 geschlossene Bekanntschaft mit James McNeill Whistler gewesen ist. »... When Whistler had his one-man show of picture, I helped him with the arrangement. He took meticulous care in placing each drawing or each etching in its place. The impression of the gallery upon entering was startling«.

Dieser einzige Hinweis ist so allgemein gehalten, daß es nötig erscheint, Whistlers Kunst im Ganzen zu betrachten.

James Abbot McNeill Whistler ist am 10. 7. 1834 in Lowell (Massachussetts) geboren. Nach einer Kindheit in Amerika und Rußland kommt er 1855 als Malschüler nach Paris. Er wird dort Schüler Gleyres, doch kopiert er meist im Louvre Rembrandt und Velasquez. 1859 siedelt er über nach London und kommt

[66] Catalogue of Victorian & Edwardian Arts ... a.a.O. S. 60.

[67] Literatur über Mackmurdo: N. Pevsner: A. H. Mackmurdo ... a.a.O.; A. Vallance: A. H. Mackmurdo ... a.a.O.; R. Schmutzler: Architectural Review Feb. 1955, S. 109; R. Schmutzler: Architectural Review August 1955, S. 91.

[68] Catalogue of Victorian & Edwardian Arts ... a.a.O. S. 58.

[69] A. Vallance: A. H. Mackmurdo ... a.a.O. »The latter ornament is a type of floral form which recurs not unfrequently in this artist's work ..«

[70] N. Pevsner: Pioneers of Modern Design – From William Morris to Walter Gropius; New York 1936/48, S. 30.

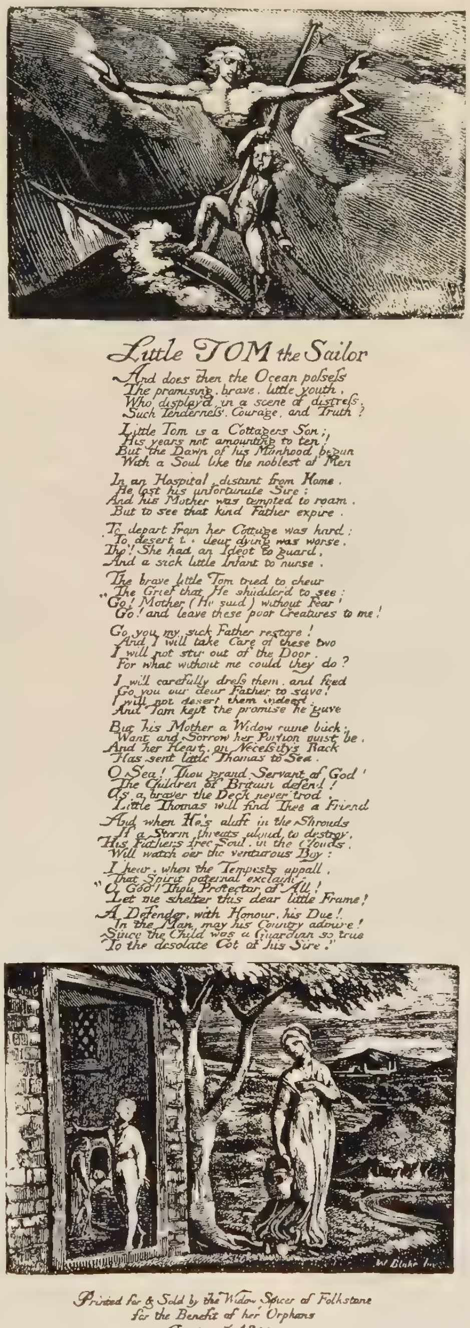
[71] »A. H. Mackmurdo« Journal of the Royal Institute of British Architects XLIX, 1942, S. 94.

dort in engen Kontakt mit Rossetti, Swinburne und Meredith. Rossetti und Whistler verbanden gleiche Interessen. Beide sammelten japanische Porzellane. Whistler war 1856 in Paris gewesen als Bracquemond die japanische Kunst in einem kleinen Band von Hokusai entdeckte[72]. Whistler brachte diese Kenntnis und das Interesse für japanische Kunst mit nach London.

Seine Gemälde, Portraits und auch Landschaften, bekamen mehr und mehr allgemeine Titel wie »Nocturne«, »Symphonie«, »Arrangement« und »Impression«. Und tatsächlich wurden seine Bilder Kompositionen, in denen die Farbigkeit, die Komposition in ihrer Ausgeglichenheit die hervorstechende Rolle spielten[73]. Whistler sagt dazu selbst: »It is an arrangement of line, form and colour first and I make use of any incident of it which shall bring about a symmetrical result. Among my works are some night pieces and I have chosen the word »Nocturne«, because it generalizes and simplifies the whole set of them«[74].

Die *Stimmung*, die ein solches Bild in sich trägt und auch im Betrachter hervorzurufen vermag, abgezogen vom Inhalt, das ist das Ausschlaggebende für ihn[75].

Whistler entwickelt im Laufe dieser Jahre (ab 1863) eine neue Art, seine Werke zu signieren. Er beginnt seine Initialen JMW, die er bisher als Signatur verwandt hatte, in ein Zeichen umzugestalten (Abb. 21). Die Buchstaben werden gruppiert und schließlich entwickelt sich daraus das Zeichen der »Butterfly«, die er als Signet und auch als Unterschrift von nun an benutzt (Abb. 22). Dabei sind die einzelnen Buchstaben zu einem Ganzen zusammengenommen und nur noch mit Mühe zu erkennen. Diese Zusammenordnung der Buchstaben, aus der eine neue, ornamenthaft wirkende Form – die »Butterfly« (der Schmetterling) – entsteht, kann mit Mackmurdos späterem Signet für die Century Guild verglichen werden, mag vielleicht sogar Anregung dafür gewesen sein.


Little TOM the Sailor

And does then the Ocean possess
The promising, brave, little youth,
Who display'd, in a scene of distress,
Such Tenderness, Courage, and Truth?

Little Tom is a Cottagers Son;
His years not amounting to ten!
But the Dawn of his Manhood begun
With a Soul like the noblest of Men

In an Hospital, distant from Home,
He lost his unfortunate Sire:
And his Mother was tempted to roam,
But to see that kind Father expire.

To depart from her Cottage was hard;
To desert t[illegible] dear dying was worse,
Tho'! She had an Ideot to guard,
And a sick little Infant to nurse.

The brave little Tom tried to cheer
The Grief that He shudder'd to see;
"Go! Mother (He said) without Fear!
Go! and leave these poor Creatures to me!

Go you my sick Father restore!
And I will take Care of these two
I will not stir out of the Door,
For what without me could they do?

I will carefully dress them, and feed
Go you our dear Father to save!
I will not desert them indeed.
And Tom kept the promise he gave

But his Mother a Widow came back;
Want and Sorrow her Portion must be,
And her Heart, on Necessity's Rack
Has sent little Thomas to Sea.

O Sea! Thou grand Servant of God!
The Children of Britain defend!
As a braver the Deck never trod,
Little Thomas will find Thee a Friend

And when He's aloft in the Shrouds
If a Storm threats aloud to destroy,
His Fathers free Soul, in the Clouds,
Will watch o'er the venturous Boy:

I hear, when the Tempests appall,
That Spirit paternal exclaim;
"O God! Thou Protector of All!
Let me shelter this dear little Frame!

A Defender, with Honour, his Due!
In the Man, may his Country adore!
Since the Child was a Guardian so true
To the desolate Cot of his Sire."

Printed for & Sold by the Widow Spicer of Folkstone
for the Benefit of her Orphans
October 5, 1800

Abb. 24: *W. Blake: Schriftseite 1800*

Der Schmetterling wird ein wichtiger Teil jedes Bildes. Nicht nur seine Form, auch seine Farbe und sein jeweiliger Platz im Ganzen eines Bildes sind fortan von Bedeutung. Es ist bezeichnend für Whistler, daß es Bilder von ihm gibt, die unvollendet blieben, auf denen aber der Schmetterling fertig ausgeführt ist.

Ein Beispiel von Whistlers Schreibstil vermag der Titel seines Gemäldes »*Connie Gilchrist*« von 1876 (Abb. 23) zu geben. Die Schrift besteht aus Antiquaversalien, die mit dem Pinsel geschrieben sind. Es ist hier das erste Mal, daß eine Pinsel*schrift* auftaucht. Mit dem Pinsel zu schreiben, ist ostastiatische Tradition, und Whistler mag diese Idee von seiner Kenntnis japanischer Kunst bekommen haben. Bei diesem Bildtitel ist dem Pinsel als Werkzeug völlig nachgegeben. Denn das Dicker- und Dünnerwerden der Buchstaben, wie auch die Schwingungen in den Senkrechten sind gerade beim Pinsel durch leichtesten Druck zu erreichen. Die Bewegung, die die Schrift ergriffen hat, ist den schwingenden Formen auf Mackmurdos Blatt (»*Wren's City Churches*«) ähnlich. Auch die Erscheinung der Schrift im Ganzen kann damit verglichen werden. N und E des Titels bei Whistler erinnern unmittelbar an Mackmurdos Schrift.

Es ist möglich, daß eine solche Pinselschrift, wie sie hier bei Whistler zum ersten Mal auftaucht, Mackmurdo angeregt hat, auch für seine graphischen Arbeiten den Pinsel zu verwenden. Das kommt den Ideen entgegen, die Whistler in seiner künstlerischen Arbeit entwickelt. Statt einer bestimmten Darstellung, bei der das Auge des Betrachters immer auf das einzelne hingezogen wird, sucht Whistler – darin folgt Mackmurdo ihm ganz entschieden – betont das Ganze einer Komposition, das er mit allgemeinem Namen benennt. Es soll nichts einzelnes geben, worauf das Auge sich richtet und für das alle Umgebung untergeordnet nur Hinleitung und Ergänzung wäre, sondern unmittelbar das *ganze* Werk, das in der Kraft seines Ausdrucks und seiner Stimmung den Beschauer ergreift. Mackmurdo verwirklicht diese neuen Ideen in seinen graphischen Arbeiten. Er stei-

[72] E. R. und J. Pennel: The Life of James McNeill Whistler; London 1908, 2 Bde., S. 115.

[73] N. Pevsner: »Whistlers Valparaiso Harbour at the Tate«; Burlington Mag. LXXIX, 1941, II, S. 115.

[74] E. R. u. J. Pennel: The Life of Whistler ... a.a.O. S. 234.

[75] E. R. und J. Pennel: The Life of Whistler ... a.a.O. S. 181. Vgl. hierzu auch den Vortrag »Jugendstil«, erstmals gehalten Hamburg 1952, von Prof. K. Bauch, meinem verehrten Lehrer, dem ich zahlreiche Anregungen verdanke.

gert sie noch durch den flächigen, weit ausholenden Schwung seines Pinsels und durch die abstrakte Geschlossenheit seiner Komposition.

*

Ein anderer Hinweis für Mackmurdos Kunst ist in der Zeitschrift »Hobby Horse« zu finden. In der zweiten Nummer ist auf der letzten Seite die Geschichte »*Little Tom the Sailor*« (Abb. 24), die einst von William Blake gezeichnet und geschrieben wurde, im Faksimile abgedruckt. Mackmurdo schreibt dazu über die Kunst Blakes: »What a marvellous sample of typewriting is the Ballad written with a brush, full of stopping-out varnish on the pewter and while as legible as ordinary types every letter has naive expression, capital letters flaunt capriciously down the page each giving a defiant little kick of its own. With all this charme of decorative fitness the print answers directly its purpose as a broadsheet«[76].

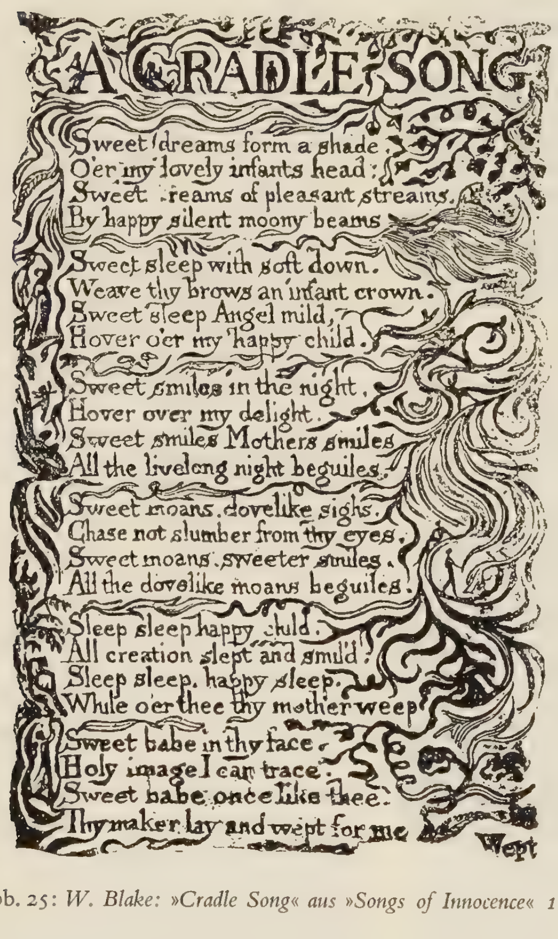


Abb. 25: *W. Blake: »Cradle Song« aus »Songs of Innocence« 1789*

Dies ist nicht nur ein Beweis von Mackmurdos Kenntnis der Kunst Blakes, sondern zeigt deutlich seine Wertschätzung und sein besonderes Verhältnis zu ihm. Dabei betont er ausdrücklich, daß die Type direkt auf das Metall geschrieben ist. Er hebt die unmittelbare Ausdruckskraft der einzelnen Buchstaben hervor, die erzielt ist, ohne daß sie dabei ihre Leserlichkeit einbüßen. Dies sind wichtige Erkenntnisse für die Schrift, deren Befolgung erst am Ende des Jugendstils von einer guten Schrift verlangt wurden, als man begann, sich auch theoretisch damit zu befassen.

Wahrscheinlich hat Mackmurdo Blake schon gekannt, bevor es möglich war, 1886 seine Illustrationen im »Hobby Horse« zu veröffentlichen, denn schon 1876 wurde eine Ausstellung der Illustrationen Blakes zu Dantes »Göttlicher Komödie« im Burlington Fine Arts Club veranstaltet[77]. Damals entdeckte man eigentlich zum ersten Male den zu seinen Lebzeiten wenig bekannten Künstler. Mackmurdo war zu dieser Zeit in London. Man kann annehmen, daß er die Ausstellung gesehen hat. So war ihm also Blakes Kunst schon ein Begriff, als er das Blatt »*Wren's City Churches*« und das Signet der Century Guild schuf[78].

Eine Schriftseite von Blake wie etwa die »*Songs of Innocence*« 1789 ist einheitlich komponiert. Blake zeichnet immer die ganze Seite, ihre Schrift und die dazugehörige Verzierung zusammen, meist sogar direkt auf das Metall, von dem er druckte[79].

Die sechs Verse des Wiegenliedes »*Cradle Song*« (in den Songs of Innocence [Abb .25]) sind in engen Zeilen untereinander geschrieben. Zuseiten der Verszeilen schlängeln sich Gräser, die in welligen Bewegungen zwischen den Versen hindurchgreifen und alle freien Flächen an den Enden der Zeilen füllen. Die Schrift, die von Antiquamajuskeln und -minuskeln abgeleitet ist, ändert ihr An- und Abschwellen wie die Ranken, jedoch nach einem rhythmischen Prinzip. Auch die Unterlängen der Buchstaben sind zu welligen Endungen verlängert und wiederholen nochmals im kleinen die Zierformen am Rande. So ist die Schrift in den zarten Rhythmus aufgenommen, ohne ihren Antiquacharakter zu verlieren. Inhalt und Form sind zu einer Ganzheit gestaltet. Das Verträumte und Wiegende der Verse hat auch in der graphischen Gestaltung seinen Ausdruck gefunden.

Vergleicht man dieses Blatt von Blake mit Mackmurdos Entwurf »*Wren's City Churches*«, so ist neben der großen Verschiedenheit, die den zeitlichen Abstand von nahezu hundert Jahren deutlich macht, das Gemeinsame der sich wiederholenden Wellenbewegung besonders überraschend. Auch Mackmurdo hat die Schrift verändert und sie dem Charakter seiner Darstellung angeglichen. Die Technik des Pinsels (in der die Vorzeichnung gefertigt wurde) kommt der kräftig flammenden Bewegung, die in seiner Ornamentkunst solch starken Ausdruck hat, auch in der Schrift am nächsten.

2. Charles Ricketts

Mackmurdo bleibt mit den Ideen, die er in seiner graphischen Kunst verwirklicht, nicht allein. Auch andernorts werden Zeitschriften gegründet und schließen sich Künstler zu gemein-

[76] Zitat Mackmurdos, Hobby Horse 1886.

[77] »Illustrations of the Divine Comedy by William Blake«, Einleitung, London 1922.

[78] R. Schmutzler: The English Origin of Art Nouveau, Architectural Review, Februar 1955, S. 109 und Blake and Art Nouveau, Architectural Review, August 1955, S. 91, weist auf die besondere Bedeutung und den entscheidenden Einfluß hin, den Blake und Whistlers auf die Künstler der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in England gehabt haben.

[79] Ruthven Todd: The Techniques of William Blake's Illuminated Painting; Zeitschrift »Print« VI, 1, 1948, S. 53.

samer Arbeit zusammen, in denen ähnliche Bestrebungen offenbar werden, obgleich eine direkte Verbindung mit Mackmurdo nicht nachzuweisen ist. Hier sind vor allem Charles Ricketts und die Glasgower Gruppe zu nennen. Mackmurdo bleibt freilich immer der erste aller englischen Künstler des Jugendstils, denn die Arbeiten, die hier zu erwähnen sind, erscheinen Jahre später, und keine hat jene Kraft des Ausdrucks und die innere Geschlossenheit der Komposition wieder erreicht, die Mackmurdo mit seinem Titelblatt »*Wren's City Churches*« schon 1883 gelungen war. Aber in dem wenigen, das vorliegt, sind bereits alle Ansätze enthalten, die später auf dem Kontinent als Lösungen zur graphischen Gestaltung der Schrift verwirklicht werden. Hier in England geschieht der Anstoß zu einer künstlerischen Bewegung, die sich merkwürdigerweise nicht in England selbst, sondern erst auf dem Festlande wirklich entfalten konnte. Das kennzeichnet die besondere Bedeutung dieser Arbeiten, obwohl in ihnen das Neue, dessen Anfang sie sind, weniger deutlich zutage tritt als in Mackmurdos früherem Entwurf.



Abb. 26: *Ch. Ricketts: aus »The Dial« 1. Nummer 1889*

Charles Ricketts wurde 1866 als Sohn englischer Eltern in Frankreich geboren, kommt dann später aber nach England, wo er in den Jahren 1889 bis 97 zusammen mit seinem Freunde Charles Shannon die Zeitschrift »*The Dial*« herausgibt. Er illustriert Zeitschriften und Bücher (z. B. Oscar Wildes »Sphinx« und Longus' »Daphnis und Chloe« 1893) und begründet 1896 eine eigene Presse, die *Vale Press*. Philip James unterstreicht den großen Einfluß, den Ricketts auf Künstler, Verleger und auf den allgemeinen Buchgeschmack seiner Zeitgenossen gehabt hat, bemerkt aber auch, wie sehr er vor allem in seinen späteren Buchillustrationen doch wieder mit der Renaissance verbunden war[80].

Aus dem Jahre 1889 gibt es eine bildliche Darstellung (Abb. 26), die allein und ohne Zusammenhang mit irgendwelchem Text auf einer Seite der ersten Nummer des »*Dial*« erschienen war; sie interessiert, weil deutlich Ansätze zu den neuen graphischen Ideen zu erkennen sind, die auch Ricketts Schaffen eine Zeit lang bestimmt haben. Wie vom Winde ergriffen wehen die Haare eines männlichen Kopfes, dessen Antlitz in der rechten oberen Ecke im Profil zu erkennen ist, züngelnden Flammen gleich in die quadratisch umgrenzte Fläche des Bildes hinein. Sie erfüllen fast vollständig den zur Verfügung stehenden Raum, und man spürt, daß es dem Künstler weniger um das Gegenständliche zu tun war, als vielmehr um den weiten Schwung der Bögen und um das Spiel der züngelnden Linien, die in geschlossener Komposition das Ganze bestimmen. In der rechten unteren Ecke steht das Monogramm des Künstlers C R. Ein Rechteck wird starr gefüllt durch das hohe R, dessen Senkrechte etwa die Mittellinie bildet. An sie schließt sich nach rechts ein kleiner Bogen und der schräge Schenkel des R an, der wie eine Diagonale des Rechtecks in dessen rechte untere Ecke einmündet. Das kleinere C ist von der Senkrechten im Bogen nach links geführt. Tiefer als der Bogen des R ist es dessen Entsprechung auf der linken Seite. Eingespannt in die rahmende Linie des Rechtecks ist durch diese ausgewogene Anordnung aus den beiden Buchstaben ein Signet des Künstlers geworden.

Ricketts fertigt auch den Entwurf für das Titelblatt »*The Dial*« (Abb. 27). Es ist ein Holzschnitt. Titelschrift und bildliche Darstellung sind gemeinsam auf dieselbe Platte gezeichnet. Die Absicht zu einer geschlossenen, einheitlichen Komposition zu gelangen, ist zu erkennen, obwohl sie in der sehr frei behandelten Schrift selbst nicht eigentlich verwirklicht ist. Die verwendeten Buchstabenformen stehen in keinem echten Zusammenhang miteinander. Gemeinsam sind aber die weit ausgreifenden Ober- und Unterlängen des T, D und L in der Hauptzeile »*The Dial*«. Das L, das hier am Schluß des Wortes ohne eigentlichen Sinn so groß geschrieben ist wie die Anfangsbuchstaben T und D, bewirkt aber das Starre, Bandartige, was die Gemeinsamkeit der Zeile ausmacht. Die schwungvoll übertriebenen Längen der Schenkel und Bögen vieler Buchstaben (y, R, k, f und C S), die über die untere Zeile heruntergezogen sind, sind in den klein geschriebenen Zeilen (die Herausgeber und Ausgabe bezeichnen) ein gemeinsames Merkmal. Auch werden Buchstaben ineinander geschoben, z.B. das H in den größeren Bogen des C *(Chash)*. Das A neben dem I *(Dial)* ist deshalb in seiner linken Schräge kürzer.

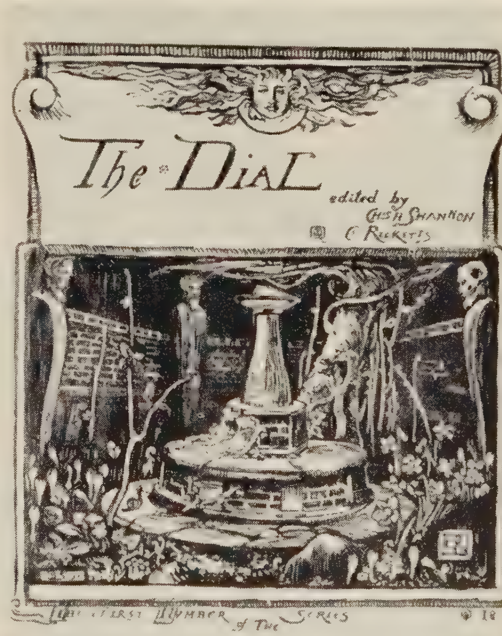


Abb. 27: *Ch. Ricketts: Titelblatt »The Dial« 1. Nummer*

[80] Thieme Becker »Charles Ricketts«. Ph. James: English Book Illustration 1800–1900; London 1947, S. 53.

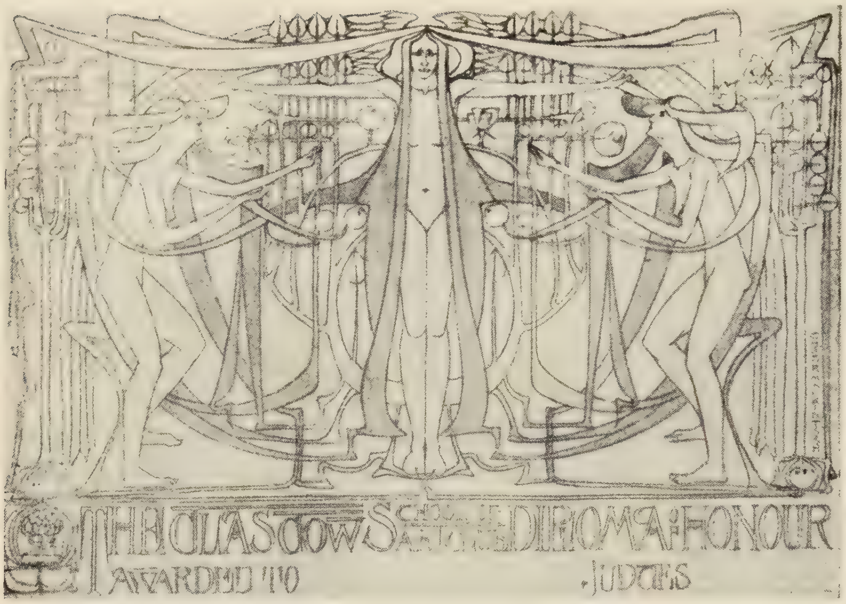


Abb. 28: *C. R. Mackintosh: Entwurf für ein Diplom der Glasgow School of Art 1893*

So wenig sich dieses Blatt mit der Kraft und Geschlossenheit von Mackmurdos »*Wren's City Churches*« vergleichen läßt, so sehr sind doch gerade in der freien Behandlung der Schrift und in vielen Einzelheiten ihrer Ausführung charakteristische Merkmale zumindest im Ansatz vorhanden, die sich dann in den Arbeiten der belgischen Künstler des frühen Jugendstils wiederfinden (vergl. Kap. III, Belgien).

3. Die Glasgower Gruppe

Die Arbeiten der *Glasgower Gruppe* fallen in der englischen Graphik durch die Strenge ihrer ornamentalen Stilisierung und durch die ungebrochene Flächigkeit ihrer silhouettenhaften Komposition besonders auf. Hier kommt ein bestimmender Zug der neuen Kunst ganz rein und mit beispielhafter Sicherheit zur Geltung. Diese Arbeiten sind, wenn auch erst in den neunziger Jahren entstanden, wieder zu jener Ausdruckskraft und Ganzheit der Konzeption erhoben, die Mackmurdos Graphik, besonders »*Wren's City Churches*«, vor allem anderen jener Zeit so sehr auszeichnen. Muthesius sagt darüber[81]: »Wir haben hier die letzte Konsequenz der dekorativen Linie vor uns, deren Ur-Anfänge in England zu suchen sind. Blake schwelgte schon vor hundert Jahren in ihr und Rossetti suggerierte sie der ganzen Welt. Von Rossetti und den Praeraffaeliten führt der Weg in gerader Linie sowohl zu Toorop als den Glasgower Künstlern.«

Für die Entwicklung der Schrift sind Charles R. Mackintosh (1868-1928) und die »Macdonald Sisters«, Margaret (1865-1933) und Frances Macdonald (1874-1921) zu nennen.

Mackintosh ist Architekt. 1884 kommt er an die »Glasgow School of Art« und erhält dort 1887 die »Architectural Section«. Er gewinnt 1891 den Wettbewerb für die »New Glasgow Art Gallery«. Als Architekt beschäftigt sich Mackintosh mit Möbeln und Innendekoration und im Zusammenhang damit auch mit graphischen Arbeiten. 1896 bekommt er den Auftrag zum Entwurf der neuen »Glasgow School of Art« und baut im selben Jahr »Cranston's Tea Room«, der wegen seiner Innenausstattung berühmt wurde.

Die Macdonald Sisters waren ebenfalls an der Glasgow School of Art. Deren Leiter Newberry brachte sie mit Mackintosh und dem Graphiker Mac Nair (von dem aber keine Arbeiten, die sich mit Schrift befassen, bekannt sind) zusammen. Die Macdonald Sisters sind Engländer von Geburt. Arbeiten aus der Zeit, ehe sie nach Glasgow kamen, sind nicht bekannt.

1895 stellen Mackintosh, Mac Nair, Margaret und Frances Macdonald als »The Four« gemeinsam in Lüttich aus, ein Jahr später auf der »Arts and Crafts Society Exhibition« in London. Sie erregen überall großes Aufsehen und werden als Glasgower Gruppe (The Four) nicht nur in England, sondern auch auf dem Kontinent bekannt[82].

Aus den Jahren 1893 und 1894 gibt es von Mackintosh einige graphische Arbeiten, die sich mit der Gestaltung von Schrift und Darstellung in einheitlicher Komposition auseinandersetzen. Es sind dies der Entwurf zu einem Diplom der »*Glasgow School of Art*« (1893) (Abb. 28), die »*Spring Number*« (Abb. 29) (1894) und der Umschlag der »Conversazione



Abb. 29: *C. R. Mackintosh: »Spring Number« 1894*

[81] G. Fuchs: Mackintosh und die Schule von Glasgow; D. K. und D. 1902, II, S. 575. G. White: Studio 1896, Bd. VIII, S. 189.

[82] Th. Howarth: Ch. R. Mackintosh and the Modern Movement; Glasgow University Publication 94, 1952, S. 37.

Programme« »*The architectural association*« (1894) (Abb. 30). Zwei davon sind mit Wasserfarben getönte Zeichnungen, die dritte ist eine Federzeichnung[83].

Die figürliche Darstellung tritt in ihnen ganz zurück. Ohne jede plastische Wirkung geht sie völlig im bewegten Wechselspiel der Linien und Flächen auf, die die Blätter in streng symmetrischer Anordnung beherrschen. Die Flächen selbst sind ohne jede Abschattung getönt, sie liegen ganz in der Ebene des Untergrundes und werden nur durch eine gleichmäßig dünne, scharfe Kontur akzentuiert. Senkrechte und Waagerechte sind besonders betont. Auch die Schrift ist in dieses Formprinzip völlig eingeordnet. Die Buchstaben erscheinen wie ausgewalzt, ohne dabei teigig zu sein. Sie sind scharf und genau in der Kontur gegeben. Bei sparsamen Rundungen werden ebenfalls Waagerechte und Senkrechte hervorgehoben.

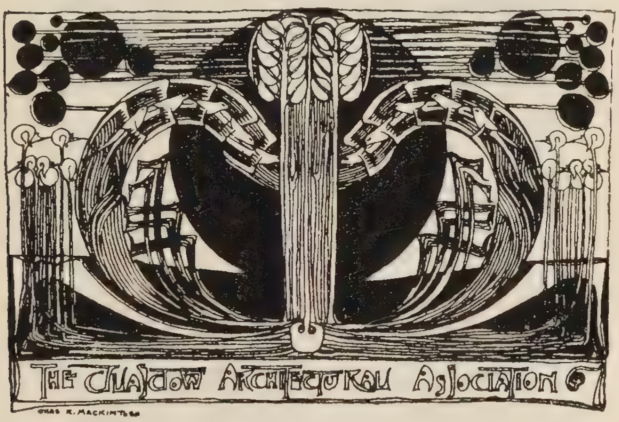


Abb. 30: *C. R. Mackintosh: »Conversazione Programme« 1894*

Das allgemeine Gestaltungsprinzip ist bereits 1893 vollständig entfaltet, aber in den Blättern von 1894 noch prägnanter herausgearbeitet. Jedesmal findet sich die Schrift als Leiste unter der Darstellung, bleibt aber immer ohne Absatz und Trennung fest mit dem Ganzen verbunden. Nur der Titel »*Spring/Number*« ist in zwei Zeilen unmittelbar in die Darstellung hineinkomponiert. Er füllt zusammen mit einem Gestänge die Innenfläche des Blattes, die zwischen zwei weiblichen Figuren frei bleibt.

Im einzelnen fallen (bei Abb. 29 und 30) die Buchstaben G, T, R und S besonders auf. Immer in der Kontur gegeben fügt sich an den Bogen des G eine Senkrechte, die weit über die Oberlänge hinausgreift und dort in eine Waagerechte mündet, die wie ein Dach auch die benachbarten Buchstaben der Zeile etwa in Höhe der Oberlängen übergreift und zusammenfügt (*Spring*, *Glasgow*). Der senkrechte Balken setzt unten breit an, verjüngt sich in seinem Aufsteigen zur Mitte hin und endet oben wieder breit in der Waagerechten. Der Querbalken des T erfüllt eine ähnliche Funktion (*Architectural* und *Number*). Im Titel »*Spring Number*« (Abb. 29) greift er in besonders weitem Schwung unter der ersten Zeile hindurch und endet fast waagerecht über der zweiten. Das S ist in zwei Formen gebildet (*Spring* und *Association*), die in ihrer Grundgestalt an Lang- und Kurzform der Fraktur erinnern. An den zu einem kleinen Haken vereinfachten »oberen Bogen« schließt sich in weichem Schwung die lange Senkrechte an, die aus breitem Ansatz oben sich nach unten hin verjüngt. Auf dem Titelblatt der *Spring Number* verbindet sie die beiden Zeilen des Titels fest miteinander und betont in spannungsreichem Gegensatz zu dem weit in die Waagerechte ausladenden Schenkel des R das senkrechte Element der Komposition.

Die übrigen Buchstaben sind nur geringfügig abgewandelt. Weiche Umrißlinien verschieben den Akzent der Grundform, um das Flächige des Schriftbildes noch zu betonen. Schrift und Darstellung sind in fester Einheit unlösbar miteinander verbunden. Die Prinzipien, die die Komposition der Darstellung bestimmen, erscheinen im Schriftbild – freilich auf Kosten der Leserlichkeit – gleichsam verdichtet und zu ornamentaler Wirkung gesteigert.

Aus demselben Jahr 1894 sind auch die beiden Titelblätter von Margaret und Frances Macdonald »*The story of a river*« und »*November*«, beides Zeichnungen mit Wasserfarben getönt.

In »*The story of a river*« (Abb. 31) ist ein steiles Hochformat senkrecht unterteilt in eine Darstellung links und in ein schmales rechtes Feld, auf dem die Buchstaben des Textes neben- und untereinander stehen. Auffassung und Ausführung erinnern an japanische Vorbilder. In der bildlichen Darstellung erscheinen unten friesartig auf dunklem Grund drei gleiche Segelboote nebeneinander. Oben beginnt am Fuß eines Berges, den ein



Abb. 31: *M. Macdonald: »The Story of a River« 1894*

[83] Th. Howarth: Mackintosh ... a.a.O. S. 25.

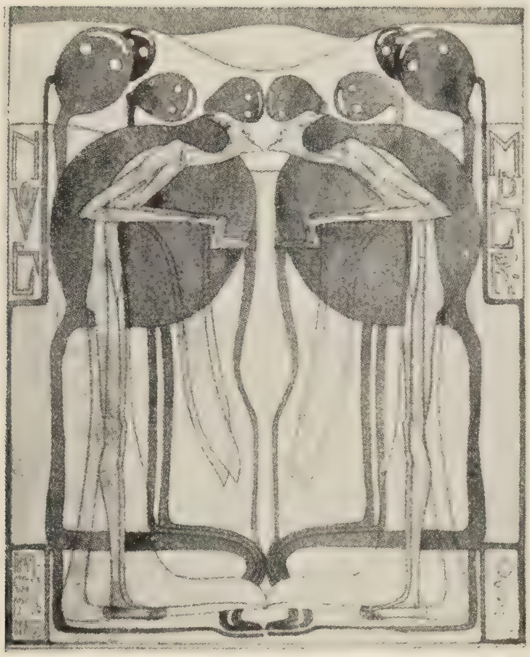


Abb. 32: *F. Macdonald: »November« 1894*

sitzender Berggeist mit langen, eckigen Körperformen darstellt, ein Fluß in breiten Windungen. Zwei Bäume stehen rechts und links vom Flußlauf. Die Darstellung, fast ohne jede Perspektive gegeben, bleibt ganz in der Fläche.

Eckig, dünn und überlängt sind die Buchstaben im rechten Feld. Von Antiquaversalien abgeleitet sind sie in dünnen Parallellinien gezeichnet. Durch ihr Nebeneinander und Untereinander ergibt sich eine freie lineare Aufteilung des Feldes, denn die kurzen Zeilen sind ganz verschieden lang. Der Text ist in sieben Zeilen »*The / story / of / a / r / i / ver*« aufgeteilt. Die lange Senkrechte des oberen T gehört zugleich auch zum T des darunterstehenden Wortes *story*, indem nur noch ein weiterer Querbalken eingefügt ist. Das S links davon ist in sanftem Schwung gezeichnet und ragt über den waagerechten T-Balken hinaus, den es gleichzeitig umschlingt. O und R sind schmal und hoch, die Rundung des R ist in Waagerechte und Schräge gebrochen. Die Senkrechte des Y (*story*) läuft parallel mit der Randlinie fast ganz herunter. Ganz einheitlich sind dieselben Formprinzipien für die Buchstaben angewandt, so daß mehr die Wirkung von schön verteilten, starren Stäbchen als die einer Schrift vorherrscht. Durch freie Anordnung und Buchstabenbildung tritt die Leserlichkeit der Schrift zugunsten der einheitlichen Wirkung des Schriftbandes, sowie des Titelblattes zurück.

Ähnlich in ihren parallelen Konturen ist die Schrift im Blatt »*November*« (Abb. 32) von Frances Macdonald. Für das gesamte, symmetrisch angeordnete Blatt sind die kurzen Streifen mit den untereinander gesetzten Buchstaben rechts und links von geringerer Bedeutung. Doch ist auch hier die Einheit von Schrift und Darstellung erreicht.

Die ersten vier Buchstaben des Wortes »*November*« sind links, die folgenden rechts untereinander gesetzt, alle als Versalien geschrieben und nur in der Kontur gegeben. Um das schmale Band,



Abb. 33: *J. Chéret: Plakat »Les Mystères de Paris«, um 1885*

das rechts und links für die Schrift vorgesehen ist, möglichst vollständig zu füllen, wird jeder einzelne Buchstabe weitgehend einem Hochrechteck angenähert (N, E, R), Buchstaben mit großen Leerflächen (V, M) werden mit anderen gefüllt (O, B).

Im Ganzen ist die Gestaltung der Schrift im Werk der »Macdonald Sisters« schwächer als bei Mackintosh. Doch ist auch hier in eigener Weise die vollständige Einheit von Schrift und Zeichnung verwirklicht.

II
FRANKREICH

1. Jules Chéret

In Paris ist es allein die Entwicklung des Plakates, die für die Schrift Bedeutung gewinnt[84].

Hier ist nahezu Jahrzehnte hindurch, vom Beginn der siebziger Jahre bis in die neunziger Jahre, Jules *Chéret* der führende Plakatkünstler. Für die Technik wie die Komposition des Plakates bringt er die entscheidenden Neuerungen[85]. Die Schriftgestaltung auf seinen Plakaten überließ Chéret bis 1894 seinem Zeichner Madaré[86].

---

[84] J. Meier-Graefe: Der gegenwärtige Stand des Buchgewerbes in Paris und Brüssel; Zeitschrift für Bücherfreunde, I, 1897.

[85] J. L. Sponsel: Das moderne Plakat; Dresden 1897, S. 15ff.

[86] J. L. Sponsel: Plakat ... a.a.O. S. 20.

Knappe, in ihrer Kürze leicht zu erfassende Texte kennzeichnen seine Plakate. Die Schrift ist so ins Bild gesetzt, daß mit dem Anschauen des Ganzen zugleich auch der Text gelesen wird, was die Wirksamkeit wesentlich erhöht.

Das Plakat »*Les Mystères de Paris*« zum Beispiel – um 1885 entstanden – ist eine Lithographie, die er, wie alle seine Plakate, selbst auf den Stein zeichnete (Abb. 33). Die Mitte des Plakates nimmt im Hintergrund eine Prügelei in einer nächtlichen Straße ein. Vorne links späht ein Mädchen hinter einer Hausecke hervor. Die Silhouetten der Dächer und ganz hinten die Türme von Notre Dame stehen schwarz gegen den helleren Himmel. Die ganze Szene ist locker und in feinen Strichen gezeichnet. Darüber wölbt sich im Bogen, die Zeichnung überschneidend, der Text »*Les Mystères de Paris*«. Auch unterhalb der Darstellung sind einige Zeilen Text angebracht. Oben scheint es, als sei die Schrift in Blöcken auf die Zeichnung gelegt. Die einzelnen Buchstaben der Antiqua sind steil und eng nebeneinander gerückt, so daß sie kaum einen Zwischenraum lassen. Dies wird betont durch die hohen Senkrechten und schmalen Bogen der Buchstaben selbst. Das Wörtchen »*de*« steht kleiner zwischen den größeren Worten der übrigen Zeile. Bei diesen sind außerdem die Anfangsbuchstaben größer, obwohl im Ganzen nur Antiquaversalien verwendet wurden. Die Buchstaben sind gleichmäßig schwarz gerahmt, unten erscheinen sie wie von hinten beleuchtet. Das Schwere, Blockige der Schrift aber entsteht durch die Schatten, die an den Buchstaben oben und links schwarz angegeben sind; dadurch und durch das Licht auf der Gegenseite erscheinen sie körperlich.

In ihrer wuchtigen Schwere springt diese Schrift dem Betrachter als erstes in die Augen, während die bildliche Darstellung zurücktritt. Das Wörtchen »*les*« in der rechten oberen Ecke und die Zeile »*Par Eugène Süe*« sind in derselben Schrift gezeichnet, doch fehlen die Schatten, so daß die Schrift, ein wenig schräg gestellt, leichter wirkt. »*Par Eugène Süe*« ist wieder durch Beleuchtung etwas hervorgehoben, diesmal aber in der oberen Hälfte der Zeile. Darunter folgen noch vier Zeilen in verschiedenen Antiquaschriften.

Andere Plakatschriften Chérets sind ähnlich. Obwohl jedesmal für einen bestimmten Zweck geschrieben, sind seine – bzw. Madarés – Plakatschriften fast unverändert aus den vorhandenen Typen übernommen. Erste Ansätze zu einer Auffassung, wie sie später dem Jugendstil eigen ist, sind aber bereits vorhanden, wenn auch noch recht unbestimmt und ohne Zusammenhang. Die Behandlung z. B. des R mit dem tief nach unten gezogenen Schrägbalken (in *Mystères de Paris*) und des L, dessen Senkrechte breit ansetzt und schmaler wird (in »*Les*« rechts darüber), entsprechen dem, was bei englischen Beispielen von Jugendstilschrift schon gezeigt wurde.

Erst 1894 – wohl unter dem Einfluß von Toulouse-Lautrec – ändern sich die Schriften auf Chérets Plakaten wesentlich.



Abb. 34: *H. de Toulouse-Lautrec: »Moulin Rouge« 1891*



Abb. 35: *H. de Toulouse-Lautrec: »Divan Japonais« 1892*



Abb. 36: *H. de Toulouse-Lautrec: »Aristide Bruant« 1892*

Er geht von der Vorstellung fester Buchstabenformen aus, die er je nach Belieben übernimmt oder sehr frei verwendet. Die einheitliche Flächenbehandlung, die für die Komposition bestimmend ist, bezieht auch die Schrift mit ein und macht sie zu einem Teil des Ganzen. Wie eine Figur in ihrem Umriß durch eine dunkle Kontur von dem helleren Hintergrund abgesetzt und diese umschriebene Fläche homogen farbig gefüllt wird, so sind auch seine Buchstaben ausgeführt. Oder sie erscheinen als silhouettenhafte Flächenformen wie irgendein Gegenstand seiner Darstellung, der sich dunkel von dem helleren Hintergrund abhebt. Auch die Farbe der Buchstaben kommt bei ihm immer im Plakat wieder vor, so daß die Schrift durch sie akzentuiert wird, niemals aber aus dem Ganzen isoliert hervortritt, wie vorher noch bei Chéret.

Sein erstes Plakat »*Moulin Rouge—La Goulue*« 1891 (Abb. 34) ist geteilt in das untere größere Feld, wo »*La Goulue*« vor den Zuschauern tanzt, und in das obere Feld mit der Schrift. Links steht das Wort »*Moulin Rouge*« rot mit schwarzer Kontur in gleich breiten Zeilen dreimal untereinander. Das M ist Anfangsbuchstabe für alle drei Zeilen. Kleiner, aber im selben Schriftcharakter schließen sich die folgenden Buchstaben an. Rechts sind schwarz die Worte »*Concert / Bal / Tous les Soirs*« in drei Zeilen angeordnet, jedoch in verschiedener Größe und Breite. »*La Goulue*« steht darunter in der Mitte auf derselben Zeilenhöhe wie die Senkrechten des M. Die Buchstaben rechts sind je nach ihrer Größe verschieden breit und verschieden lang.

2. Henry de Toulouse-Lautrec

Henry de Toulouse-Lautrec ist 1887 Mitglied der »École du Petit Boulevard«, der außer ihm van Gogh, Bernard und Anquetin angehören[87]. Er ist in diesen Jahren ausschließlich Maler und Zeichner. Als solcher stellt er auch 1888 in Brüssel bei den »XX« (Vingt) aus und zeichnet, wie alle ausstellenden Künstler, eine Seite des Kataloges, auf der er seine Werke in seiner eigenen Handschrift anzeigt. In diesem Katalog, auf den später noch einmal eingegangen wird (vgl. S. 763), versuchen die Künstler erstmals, ihren persönlichen Stil auch in der Schrift zum Ausdruck zu bringen.

1891, auf seinem frühesten Plakat, benutzt Toulouse-Lautrec Antiqua. Es ist bei ihm sehr deutlich, daß für ihn die Beschäftigung mit der Schrift erst dann eine Notwendigkeit wird, als er sich ihr, bei der Aufgabe eines Plakates, gegenübersieht. Und nur in diesem Zusammenhang setzt er sich damit auseinander. Schon rein äußerlich unterscheidet er sich damit von Chéret, daß er selbst jetzt die Buchstaben gleichzeitig mit der Komposition auf den Stein zeichnet. Das ist an den Farbplatten zu erkennen, die in jeder einzelnen Farbe die Schrift bereits enthalten[88].



Abb. 37: *H. de Toulouse-Lautrec: »Reine de Joie« 1892*

[87] H. H. Hofstätter: Die Entstehung des »Neuen Stils« in der franz. Malerei um 1890; Diss. Freiburg 1955, Kap. 6.

[88] E. Julien: Les Affiches de Toulouse-Lautrec; Monte Carlo 1950, letzte Seiten.

Beim Wort »*Concert*« sind sie nicht gleich hoch, so daß ihre obere Linie leicht nach unten geschwungen ist. Das wiederholt sich im Wort »*les*« kleiner noch einmal.

Aber für den gesamten Text des Plakates ist *eine* Schriftart benutzt, die nur in ihrer Größe und Farbigkeit variiert wird. Die Schrift füllt blockartig den oberen Teil des Plakates, wobei das wichtigste Wort »*Moulin Rouge*« durch die Farbe und die dreimalige Wiederholung hervorgehoben ist. Gerade dadurch gewinnt der Schriftsatz einen besonders dekorativen Charakter, obwohl die Schrift nicht zum Bild paßt. Sie wird aber gleichzeitig als Hauptsache ungeheuer wirksam hervorgehoben.

Bei seinem Plakat »*Divan Japonais*« im folgenden Jahre 1892 (Abb. 35) ist die Schrift ganz rechts oben über die Zeichnung gesetzt, darunter in der Handschrift des Künstlers schwarz »*75 rue des Martyrs*«. Nur der Name des Veranstalters »*Ed. Fournier / directeur*« steht unten links etwas kleiner und weniger hervorgehoben.

Wieder ist es eine Antiqua, die hier einfach mit dunkler Kontur gezeichnet ist, während die Innenfläche weiß stehen bleibt. Die Umrisse der Schrift unten links sind sogar in derselben graugrünen Kontur gegeben, wie die umgebende Fläche selbst und heben sich nur durch die dichtere Farbgebung ab. Der kurze, immer neu ansetzende Kreidestrich, der die Konturen der Buchstaben bildet, läßt auch die weiß stehengebliebene Innenfläche unruhig und fransig erscheinen. Diese wohl beabsichtigte Unregelmäßigkeit gibt den Buchstaben etwas Zufälliges. Man kann das Niederschreiben der Schrift auf den Stein noch erkennen, da oft eine Kontur noch einmal wiederholt ist und dadurch dicker wird. In dieser Hinsicht hat diese Schrift etwas Gemeinsames mit der Lithographie der Vierziger Jahre, deren weiche und etwas zerfließende Schriftkonturen dadurch entstehen, daß sie mit Kreide flüchtig auf den Stein gezeichnet sind (vgl. Abb. 4 und Abb. 5).

Außer dem J von »*Japonais*« sind alle Buchstaben der oberen Zeile gleich hoch. Die Buchstabenform ist jeweils durch eine äußere und eine innere Kontur gefaßt. Die Buchstaben sind nicht einer anders gearteten Fläche aufgelegt, sondern die Buchstabenfläche ist aus der größeren Plakatfläche gleichsam nur durch die parallel geführte Kontur abgegrenzt. Das wird sehr deutlich etwa beim D, dessen Senkrechte und dessen Bogen nach rechts eine halbkreisförmige Innenfläche ausschneiden, während ein einziger Linienzug als Außenkontur die Buchstabenfläche begrenzt. Beim N werden die parallelen Konturlinien senkrecht heraufgeführt und gehen im Bogen nach rechts wieder hinunter. Man kann fast nicht mehr von Senkrechten und anschließendem Bogen sprechen wie beim N der Antiqua, sondern es ergibt sich etwas Neues: die Gerade ist nicht ganz senkrecht, der Bogen kein wirklicher Bogen und auch die Konturlinien nicht streng parallel geführt, der Künstler schaltet hier ganz frei mit der ursprünglichen Antiquaform.

Ähnlich wirkt auch der Titel im Plakat »*Jane Avril*«, das ein Jahr später (1893) entstanden ist.

Auch in seinem Plakat »*aristide Bruant*« von 1892 (Abb. 36) benutzt Toulouse-Lautrec diese Schriftart. Im Gegensatz zu den beiden letzten und dem ersten Plakat, wo die Schrift nur im oberen Teil angeordnet war, gewinnt sie hier durch Größe Anordnung und Farbe ganz unmittelbar Bedeutung für die Komposition des Plakates selbst. Aus den großen Flächen des orange und blau geteilten Hintergrundes und in der blauen Fläche des Mantels des Schauspielers sind die Buchstaben ausgespart. Das Wort »*ambassadeurs*« erstreckt sich über die ganze Plakatbreite. Unten rechts sind untereinander die Worte »*aristide / Bruant / dans / son cabaret*« angeordnet. Dunkle Konturen auf hellem Hintergrund oder die stehengebliebenen weißen Flächen der Buchstaben im Dunkelblau heben die Schrift kräftig hervor. Sie ist hier mit einem Blick zu erfassen. Dabei sind für die Worte »*ambassadeurs*« und »*Bruant*« ausschließlich Majuskeln verwandt, während für die weniger wichtigen Zeilen »*aristide*« und »*dans son cabaret*« Minuskeln genommen sind.

Eine andere Form der Schrift bringt das Plakat »*Reine de Joie*« von 1892 (Abb. 37). Eine schräggestellte Tischfläche bildet den unteren Teil des Blattes. Seine Kante steigt nach rechts oben an, dahinter sitzen ein Liebespaar und ein Herr im Frack. Die Gegenstände auf dem Tisch sind in dünnen Linien nur angedeutet, vom Titel – im selben graugrünen Ton – z. T. überschnitten. Seine Buchstaben treten durch kräftige, flächige Farbgebung hervor. Hier ist jetzt die Buchstaben*fläche* direkt mit dem Pinsel in die Darstellung eingemalt. Es sind Antiquamajuskeln und -minuskeln, die verschieden groß in unterschiedlichem Abstand nebeneinander gesetzt sind. Sie wirken noch ungleichmäßiger, ja sogar fransig im Umriß, weil einzelne Striche, die die breiten Flächen der Buchstaben bilden, ausgefahren sind. So ist das große R ganz breit und reicht weiter herunter als die folgenden Buchstaben, die nur ungefähr auf einer gedachten Linie enden. Das R hat eine dicke Senkrechte, einen weit ausladenden Bogen, an dem ganz rechts der Schrägstrich nach unten ansetzt. Diese Schräge ist im Ansatz dicker, der Umriß auf der rechten Seite ein wenig geschwungen. Das sind Eigenschaften, die jede Regelmäßigkeit und Folgerichtigkeit innerhalb des Buchstabens auflösen, und die hier an allen Buchstaben festgestellt werden können. Die fünf vorkommenden e in der kurzen Überschrift zeigen das am deutlichsten: Sie sind alle verschieden in Größe, Umriß und im Gegeneinander von Gerader und Rundung. So entsteht hier eine Schrift, die nicht wie bei den übrigen Plakaten eine Umprägung im ganzen erfahren hat, eine Umprägung, die jeden einzelnen Buchstaben in ähnlicher Weise ergreift, sondern es entsteht eine Schrift, die ganz den Zufälligkeiten des eiligen Hingeschriebenseins mit dem Pinsel unterworfen ist.

Auf den übrigen Plakaten des Künstlers in den folgenden Jahren sind Anwendung und Bedeutung der Schrift ähnlich wie bei den erwähnten Beispielen. Schrift und Bild sind gleichwertig und aufeinander abgestimmt. Die bildliche Darstellung bleibt aber bei Toulouse-Lautrec immer Hauptgegenstand, so daß die Schrift nur vom Bildganzen aus gesehen wird.

Das Interesse für Schrift richtet sich bei Toulouse-Lautrec stets mehr auf Farbe, Größe und vor allem Anordnung, als auf die Buchstaben*form*, die für ihn – das zeigen die Beispiele deutlich – von sehr untergeordneter Bedeutung ist.

Von Toulouse-Lautrec übernehmen die französischen Plakatmaler diese Art der Künstlerschrift, die frei und losgelöst ist von

den überkommenen Formen. Einmal gefunden sind sie in ihrer Freiheit und Flächigkeit dann nichts Neues mehr, obgleich ihre Einbeziehung in die Komposition des Plakates eine Fülle von Möglichkeiten erschließt, die nicht als neue Schriftformen, sondern dort im Zusammenhang des Ganzen zu würdigen sind. Das beweisen die unzähligen Plakatschriften, die hier nicht im einzelnen gezeigt werden können. Für die Schrift selbst bedeutet das zuweilen Unleserlichkeit, oft sogar völlige Auflösung ihrer Form.

III
BELGIEN

1. Félicien Rops

Wichtiger als der Beitrag, den Frankreich zur Entwicklung der Jugendstilschrift leistet, sind die Arbeiten, die in Belgien entstehen. Als Vermittler zwischen den französischen und den belgischen Bestrebungen spielt vor allem Félicien Rops (1833-1898) eine wesentliche Rolle. Er lebte fast ausschließlich in Paris und gehörte dem Kreis um Baudelaire an[89]. Seine künstlerische Tätigkeit – deren erste Arbeiten schon in die fünfziger Jahre fallen – begann er als Lithograph und stand damit unter dem Einfluß Daumiers und Gavarnis. 1858 wendet er sich ausschließlich der Radierung zu[90]. Als geborener Belgier wird er 1884 Mitglied der Künstlergruppe der »XX« (auf deren Bedeutung weiter unten eingegangen wird) und stellt auch jährlich dort aus.

Für die Entwicklung der Schrift sind zwei seiner Arbeiten – beides Buchtitel – beispielhaft.

Das Titelblatt *»Le Fer Rouge«* 1871 (von Albert Glatigny[91] [Abb. 38]) zeigt einen Wegweiser mit den Schildern *»Sédan«* und *»Metz«* auf einem breiten Käfig angebracht, in dem ein hagerer Geier und Totenköpfe zu sehen sind. Oben auf dem Pfosten des Wegweisers reckt sich der zerzauste gallische Hahn. Zwei

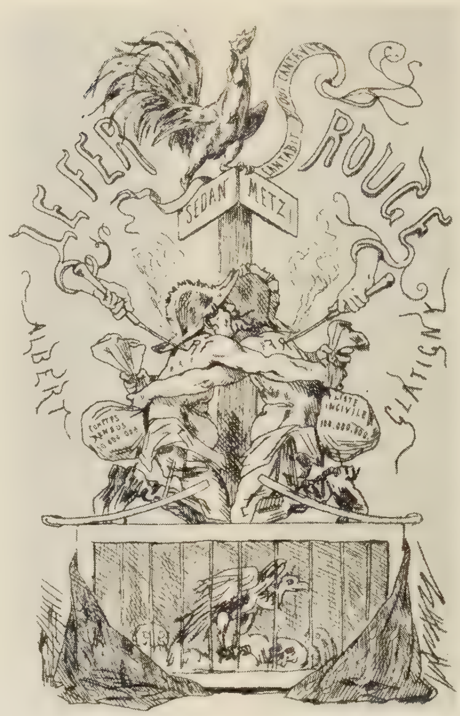


Abb. 38: *F. Rops: Le Fer Rouge 1871*

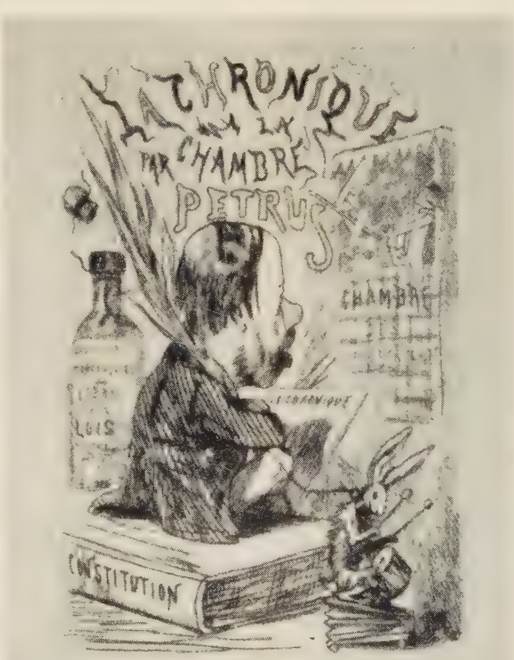


Abb. 39: *F. Rops: Buchtitel 1870*

Soldaten sind, an dem Wegweiser sich umarmend, auf die Knie gesunken. Jeder hält auf dem Rücken des andern seinen Sack. Von rechts und links oben erscheint je eine Hand, die mit einem Dolch den Soldaten in den Rücken sticht. Beiderseits der pyramidalen Komposition steht die Schrift, die sich etwa zur Kreisform schließt und für die Darstellung einen Rahmen bildet. Rops benutzt hier für alle Schriften – auch der Wegweiser, die Säcke, die die Soldaten halten, und ein Band, das von der Spitze des Wegweisers hochflattert, sind beschriftet – eine Antiqua, die jedoch in Größe und Ausführung ganz verschieden ist. Die Schrift des Titels ist am größten. Hohe, schmale Buchstaben sind nebeneinander gesetzt. Zwei ungefähr parallel laufende Linien bilden die Kontur, wobei jedoch die rechte stärker ist. Die dadurch entstehende plastische Wirkung hebt die Schrift als Titel hervor.

Die Grundform der Antiqua ist verändert, ihre Starrheit in bewegliche, fast schlängelnde Umrisse übergeführt. Innerhalb des Buchstabenkörpers ist die Senkrechte betont, ihr ordnen sich die Waagerechten unter in Formen, die kurz wie Sporen aus den Senkrechten heraustreten oder knapp in weichem Schwung in sie hineinfließen.

Schnörkelhaft zart ist auch die Schrift, in der der Name des Verfassers gezeichnet ist. Lange Ansätze und Ausläufe kennzeichnen sie. Sie wirkt mit ihren plötzlichen Ecken und willkürlich ausfahrenden Enden wie mit einer widerspenstigen Nadel geritzt.

Für die Gesamtgestaltung des Blattes spielen die Schriften eine bedeutende Rolle. Die symmetrische Komposition wird nicht nur vom Text aufgenommen, sondern geht bis hinein in die Schriftgestaltung, was beim L und E und den beiden R am deutlichsten zu erkennen ist.

»La Chronique/à la/Chambre/par/Petrus« ist wiederum ein Buchtitel[92] (Abb. 39).

[89] F. Rops ist bis 1867, bis zum Tode Baudelaires mit diesem in Verbindung (L'oeuvre complète de Baudelaire; Paris 1948).

[90] Thieme Becker: F. Rops.

[91] O. Mascha: Katalog F. Rops Nr. 480 »Le Fer Rouge«.

[92] O. Mascha: Katalog F. Rops Nr. 477, Brüssel 1870 erschienen.

Ein zwergenhaft aussehender Mann sitzt auf einem riesigen Kodex vor einem Kaspertheater. Über der Schulter hält er einen großen Federkiel. Über dem Ganzen ist in flachem Bogen die Schrift des Titels angeordnet. Alle Gegenstände sind schräg in den Raum gestellt und überschneiden sich gegenseitig. Eine Beschriftung bezeichnet den Kodex mit »*Constitution*«, die aufgestellte Tafel vor dem Mann mit »*La Chronique*«, die Flasche links mit »*Esprit des Lois*«, das Puppentheater rechts mit »*Chambre des Représentants*«. Sie ist in einer dünnlinigen feinen Antiqua ausgeführt. Im ganzen ist es ein Vielerlei von Requisiten und Andeutungen, die hier zusammengestellt sind.

In der Titelschrift drückt sich dieselbe Gegensätzlichkeit der Richtungen aus, die das ganze Blatt beherrscht. »*La Chronique*« beschreibt einen flachen Bogen, dem das Wort »*Chambre*« darunter in der Krümmung entgegengerichtet ist. Die kleineren Worte »*à la*« sind in den freibleibenden Raum eingefügt, »*par*« links daneben. Das Wort »*Petrus*« erscheint darunter. Es muß sich zwischen die darüberstehende Schrift und die darunterliegende Zeichnung einpassen.

Die Ausführung der Schrift in den untereinanderstehenden Zeilen ist verschieden. Bei den schwarzen, knorrig verschnörkelten Buchstaben von »*La Chronique*« wechseln gefüllte mit konturierten ab. Man wird an natürliche Stoffe nachahmende Schriften erinnert (vgl. die Einleitung).

Ganz anders als die spitzigen, noch ganz in der Manier der Typographen um 1840 gezeichneten Buchstaben der drei oberen Zeilen ist das darunterstehende Wort »*Petrus*« gebildet. Vom freibleibenden Raum, der hier noch zur Verfügung steht, ausgehend, ist die Schrift in die Fläche komponiert. Eine leichte, weich geführte Kontur umzieht die Buchstaben, die sie dadurch aus dem Untergrund ausschneidet. Jeder Buchstabe paßt sich in seiner Höhe dem vorhandenen Raum an; auch die Breite wechselt. Balken und Bogen gehen ohne scharfen Absatz ineinander über. Die Ecken werden zu unbestimmten Schrägen, so daß teigige Formen entstehen. Das P ist mit seiner langen Senkrechten in den freibleibenden Zwickelraum hinuntergeführt. An seinem oberen Ende hat es eine sporenartige Ausbuchtung, die aber weich in den Bogen übergeht. Beim R fällt wieder die lang heruntergezogene Schräge besonders auf.

Diese von ganz anderen und neuartigen Gestaltungsprinzipien ausgehende Schrift wirkt nicht »aufgesetzt«, sondern scheint aus demselben Stoff wie der Hintergrund zu bestehen, von dem sie nur durch die Konturen unterschieden ist. Sie wirkt in ihren dünnen Umrissen sehr licht und schafft dadurch einen gewissen Abstand zwischen der oberen Schrift und der Zeichnung. Die vorhandene Fläche bestimmt Größe und Proportion der Buchstaben, deren Form dadurch sogar beeinträchtigt werden kann, wie es z. B. das U mit der verschiedenen Höhe seiner Senkrechten und das S mit seiner viel größeren unteren Schwingung beweisen.



Abb. 40: *F. Khnopff: Katalogseite 1884*

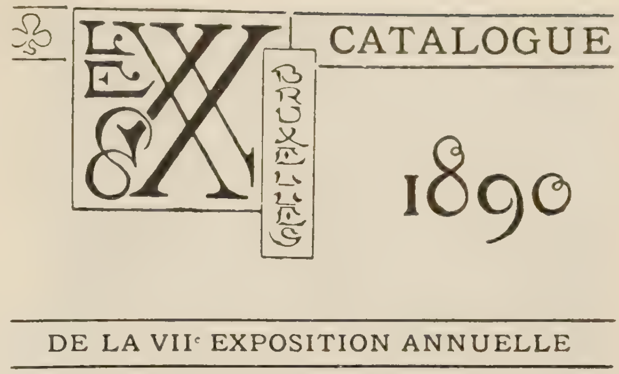


Abb. 41: *F. Khnopff: Katalogseite 1890*

Die vollständige Einordnung der Schrift in die Gesamtgestalt der Komposition und die Homogenität von Hintergrund und Buchstabe sind ganz neue Prinzipien, die sich hier in dem Wort »*Petrus*« zum erstenmal verwirklicht finden.

2. Les Vingt (»Les XX«)

1883 schließen sich zwanzig belgische Künstler zu einer Gruppe zusammen[93]. Sie werden in Brüssel unter dem Namen »Les Vingt«, die Zwanzig, bekannt. Weder eine gemeinsame Idee noch ein festes Programm hält sie zusammen. »Voyez ou l'on va«, das ist ihr Motto.

Sie veranstalten jährlich eine Ausstellung, durch die sie Anregungen geben und erhalten wollen[94]. Namhafte ausländische Künstler werden eingeladen, ihre Werke dort auszustellen.

1884 sind u. a. Willy Finch, Fernand Khnopff, Théo van Rysselberghe Mitglieder der XX.

Félicien Rops und Anna Boch werden 1885, Toorop 1887 als Mitglieder der XX aufgenommen.

Zur Ausstellung 1888 ist eine große Anzahl von Künstlern, die der Vereinigung nicht angehören, eingeladen: Louis Anquetin, Henry de Toulouse-Lautrec, James McNeill Whistler sind unter ihnen.

1889 stellen Toulouse-Lautrec, Vincent van Gogh und Lucien Pissarro als Gäste aus.

Es entsteht durch diesen Zusammenschluß der XX und besonders durch ihre Ausstellungen ein lebhafter Austausch, der

[93] J. Meier-Graefe: Entwicklungsgeschichte der modernen Malerei 1. Aufl. München 1914, S. 243.

[94] J. Meier-Graefe: Entwicklungsgeschichte ... a.a.O. S. 243.

Brüssel zu einem neuen Mittelpunkt für die künstlerischen Anregungen jener Zeit werden läßt. Die Mitglieder der XX wechseln dauernd, so daß auch innerhalb der Gruppe ständig neue Anregungen gegeben werden.

Die jährlichen Ausstellungskataloge spiegeln in dieser Zeit das Interesse wieder, das die Künstler für Typographie und Schrift haben.

3. Fernand Khnopff

Für den ersten Katalog von 1884 hat Fernand Khnopff, ein Mitglied der XX, das Signet der Titelseite entworfen, das links oben zu sehen ist[95] (Abb. 40). Darunter, steil aufsteigend, ist in einer Antiquaschrift als eigentlicher Titel das Wort »*Catalogue*« gesetzt. Rechts daneben, über der Mitte ansetzend, folgen untereinander die zwanzig Namen der Mitglieder[96].

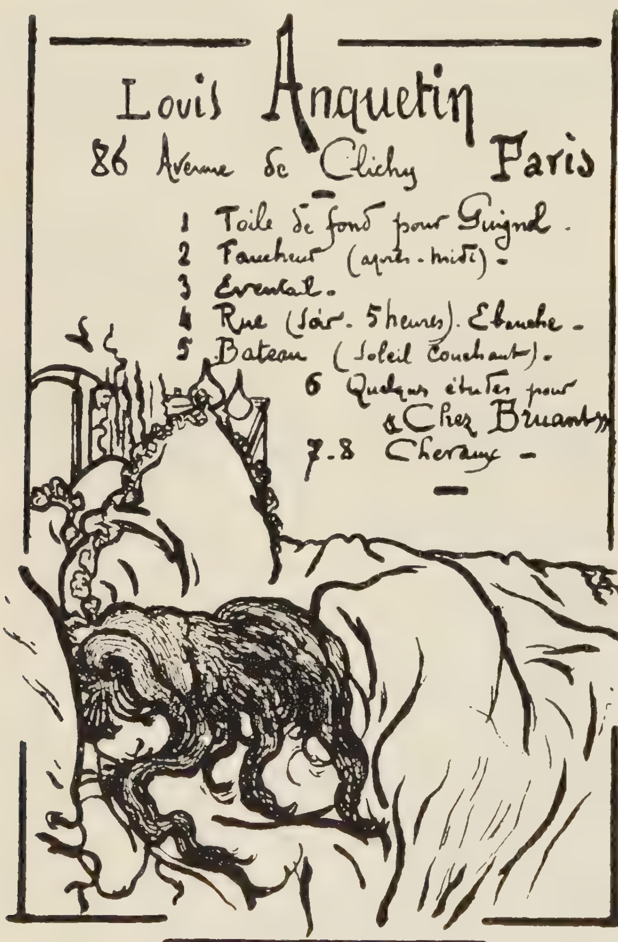


Abb. 42: *L. Anquetin: Katalogseite 1888*

[95] O. Maus: Trente Années de lutte pour l'Art; Brüssel 1926, S. 25.

[96] J. Meier-Graefe: Entwicklungsgeschichte ... a.a.O. S. 243. Die ersten Mitglieder der »XX« sind: A. Chainaye, F. Charlet, J. Delvin, P. Dubois, J. Ensor, W. Finch, Ch. Goethals, F. Khnopff, J. Lambeaux, P. Pantazis, D. de Regoyos, W. Schlobach, F. Simons, G. Vanaise, Th. van Rysselberghe, G. van Strydonck, P. Verstraete, G. Vogels, R. Wytsman.

Das Signet wird durch ein dünn gerahmtes Querrechteck gebildet, ein Hochrechteck überschneidet es auf seiner rechten Seite. In dem größeren, breiten Feld sind zwei römische Ziffern X so eng ineinandergesetzt, daß jeweils zwei Diagonale dicht nebeneinander parallel laufen. Die von links aufsteigenden sind kräftiger gegeben. Dünne horizontale Füßchen begrenzen die Schrägen, deren Unterlängen für die linke X kürzer gezeichnet sind. Links von den Ziffern sind die drei Buchstaben »*Les*« untereinandergesetzt, wobei das S ein wenig nach rechts verschoben ist und in seinem oberen Bogen von der ansetzenden Diagonalen der kleineren X überschnitten wird.

In dem Hochrechteck sind die Buchstaben des Wortes »*Bruxelles*« ganz regelmäßig untereinander angeordnet. Sie setzen die senkrecht überschnittene Randlinie des Querrechtecks in ihrer Richtung fort.

Während die Buchstaben des Wortes »*Les*« deutlich zwischen Grund- und Haarstrichen unterscheiden, und kleine schräg ansetzende Häkchen die Balken wie auch die Ziffern beenden, sind die Buchstaben des Wortes »*Bruxelles*« in einer Groteskschrift gegeben, deren Strichstärke mit der Randlinie übereinstimmt. Die Schrift ist also dem jeweiligen Feld angepaßt: die kräftige Antiqua im großen, die zarte Grotesk im kleinen Feld. Der Künstler hat herkömmliche Typen für das Signet verwendet.

Dasselbe Zeichen benutzt Khnopff wieder auf dem Titelblatt (einem Querformat) von 1890 (Abb. 41). Die Schrift des Titels ist oben und unten in fortlaufenden Zeilen gesetzt und von dünnen Linien gerahmt. Oben links ist das Signet der XX so angebracht, daß seine obere Randlinie die der Schrift fortsetzt. Nach unten ragt es in den freigebliebenen Zwischenraum hinein.

Die Anordnung des Zeichens selbst ist gleichgeblieben. Doch sind nun Zahlen und Schrift gegenüber dem Entwurf von 1884 verändert. Der Gegensatz zwischen Haar- und Grundstrich ist bei den Buchstaben gemildert, so daß eine gleichmäßige flächenhafte Schwarzweiß-Wirkung erreicht ist. Die Kürzung der Unterlängen ist diesmal nicht einfach auf die linke X beschränkt, sondern entsprechend der vorhandenen Fläche, die gefüllt werden soll, auf beide Ziffern verteilt. Dabei sind die inneren Unterlängen gleichweit heruntergezogen und enden in waagerechten Strichen, während bei den äußeren die Ansatzstriche schräg gestellt sind. Die Buchstaben, in ihrer Grundform zwar ähnlich den früheren, sind organischer in den gegebenen Raum eingepaßt. L und E wurden höher gerückt, das S ist größer geworden. Die Querbalken von L und E sind breit und ungewöhnlich lang heruntergezogen, die Fläche bis zur Schräge füllend. Kleine Zierformen sind noch angehängt. Das S durchschneidet mit seinem oberen Bogen die Schräge der einen X, schwingt nach unten und wird nach Vollendung des unteren Bogens wieder an das äußerste Ende der Schräge herangeführt. Es wirkt wie ein angehängter Schnörkel. Die ineinandergeschobenen Buchstaben und Ziffern füllen nahezu vollständig die Fläche. Die äußere Randlinie wirkt jetzt nur als Wiederholung des Rechtecks, das die Buchstaben und Ziffern selbst zu bilden scheinen. Bei dem Zeichen von 1884 war es die Randlinie allein, die Buchstaben und Ziffern zu einer Einheit zusammenfaßte.

Das Wort »*Bruxelles*« daneben im Hochrechteck ist mit ganz spitzem Pinsel leicht und flüchtig gemalt, wobei jedoch die Grundform einer Antiqua erhalten bleibt. Die untereinandergesetzten Buchstaben ergeben ein senkrechtes Schriftband, das in der gleichmäßigen Verteilung der leicht schwellenden Pinselstriche unmittelbar an ostasiatische Schriftzeichen erinnert.

An den beiden Titelseiten, die für denselben Zweck in ähnlicher Anordnung im Abstand von 6 Jahren gearbeitet wurden, wird eine grundlegende Veränderung offenbar.

Im späteren Entwurf ist die Titelseite durch die festen Waagerechten straff zusammengefaßt. Die ganze Seite von 1890 ist einheitlich *gestaltet*, während jene von 1884 noch aus verschiedenen Elementen zusammengestellt war. Und ebenso ist es mit der Schrift. Während die Verschiedenartigkeit der beiden X und die Verschiebung des S beim frühen Entwurf etwas Zufälliges hat, sind dieselben oder ähnliche »Zufälle« bei dem späteren Beispiel dazu benutzt, die drei Buchstaben und die zwei Ziffern in eine straffe, die Fläche füllende Anordnung zu bringen.

Es ergibt sich die Frage, wie man diese Veränderung zu erklären hat.

Khnopff ist Maler und in seiner Malerei außerordentlich vielseitig. Man kennt ihn als Figurenmaler, Landschafter und Porträtisten. Die Malerei ist für ihn immer die wichtigste Kunstrichtung geblieben. In seinen Gemälden lehnt sich Khnopff eng an die englische Malerei der Praeraffaeliten an, deren Einfluß seit 1878 bei ihm sichtbar ist[97].

So erscheint es auch nicht überraschend, wenn das geschriebene Titelblatt von 1890 in seiner Schrift Züge aufweist, die in Belgien noch nicht geläufig sind, jedoch in England in dieser Zeit häufig beobachtet werden. Was Khnopff im einzelnen an englischer Graphik dieser Zeit bekannt war, läßt sich nicht feststellen, doch sind 1883 schon die Zeitschriften »Hobby Horse« der Century Guild und 1889 auch »The Dial« von Charles Ricketts erschienen (vgl. Kap. I, England). Sie dürften als Zeitschriften eine weitere Verbreitung gefunden haben als einzelne künstlerische Entwürfe.

4. Louis Anquetin

Zwei Jahre vor Khnopffs zweitem Titelblatt erscheint 1888 zur Ausstellung der XX ein Katalog, der allgemein großes Aufsehen erregt[98]. Er ist so angelegt, daß in ihm jeder ausstellende Künstler eine Seite zur Verfügung hat, auf der er seine Werke selbst anzeigt. Der Künstler schreibt dabei den Text in seiner eigenen Handschrift, dem er oftmals auch eine Skizze beifügt.

Neben Anzeigen von James McNeill Whistler, Jan Toorop, James Ensor, Félicien Rops, Anna Boch und Toulouse-Lautrec ist für die Entwicklung der Schrift die Seite von Louis Anquetin von besonderer Bedeutung.

Es ist ein mit der Feder gezeichnetes Blatt im Hochformat (Abb. 42). Eine kräftige Linie, an jeder Seite unterbrochen, rahmt Zeichnung und Schrift. Die Senkrechten dieser Randlinie stoßen oben über die horizontale Verbindung hinaus. Auch der

[97] Thieme Becker: F. Khnopff.

[98] O. Maus: Trente Années ... a.a.O. S. 69.



Abb. 43: *L. Anquetin: Gemälde »Omnibuspferde« 1889*

Buchstabe A der obersten Zeile »*Louis Anquetin*« unterbricht die Waagerechte in der Mitte und geht sogar über sie hinaus. Kräftige und zartere Linien in unruhig schwingendem Duktus bestimmen den graphischen Eindruck der Darstellung wie der Federschrift, wenngleich hier alles kleinteiliger ist.

Schwer erkennt man in der Zeichnung das kleine, runde Gesicht eines liegenden Mädchens. Ihr Haar, durch kurvige Linien zu langen Locken zusammengefaßt, breitet sich weit aus. Sonst scheinen die kräftigen Federstriche Falten einer Decke anzugeben, die nur Kopf und Haar des Mädchens freiläßt. Links ist ein Kissen zu erkennen, das über die Horizontale hinausragt.

Die Schrift ist eine lateinische Schreibschrift mit kleinen handschriftlichen Besonderheiten. Die Worte der beiden oberen Zeilen sind in die Mitte gesetzt, wobei die oberste Zeile mit dem Namen »*Louis Anquetin*« und »*Paris*« rechts darunter in einer Art Antiqua gezeichnet sind. Die folgenden, kleineren Zeilen sind zur rechten Seite hinübergeschoben und reichen dort weiter herunter, als es links durch das hochgestellte Kissen möglich wäre.

Dicke und dünne Linien wechseln unregelmäßig miteinander. Sie folgen nicht allein dem Wechselzug der Feder, sondern oft ist ein ganzes Wort kräftig geschrieben, manchmal nur ein einzelner Buchstabe oder ein kleiner kurzer Federzug.

Auch die Antiquaschrift der oberen Zeile ist ins Handschriftliche umgedeutet. Die Buchstaben sind eng nebeneinandergesetzt, oft sogar durch Aufstriche miteinander verbunden. Das L als Majuskel und das s als Minuskel am Anfang und Ende des Wortes sind gleich hoch. Das A als Anfangsbuchstabe des Nachnamens ist besonders hoch und kräftig gezeichnet. Die beiden Schrägbalken sind so steil, daß sie durch einen Querstrich oben verbunden werden müssen. Der rechte Schrägbalken ist außerdem noch weit über die Schriftlinie heruntergezogen. Ebenso ist das n am Ende des Namens länger heruntergezogen als die übrigen Buchstaben.

In dem skizzenhaft hingeworfenen Blatt scheinen Schrift und Zeichnung ohne scharfe Abgrenzung und durch die gemeinsame charakteristische Federführung einander angenähert. Die Eigenart des Künstlers wird noch unterstrichen durch die Benutzung der Handschrift. Ohne Umbildung in der Form ist sie da, als ein ganz persönliches Ausdrucksmittel für seine künstlerische Gestaltung. Allein der Rhythmus der kräftigen und dünnen Linien ist in die Handschrift übernommen. Daß diese Möglichkeit aber gerade von einem Maler aufgegriffen wird, der auf die feste Gestaltung der Schrift eigentlich weniger Gewicht legt, ist für die nun folgende Entwicklung bemerkenswert.

Anquetin ist Mitglied der »École du Petit Boulevard«, die sich 1887 in Paris zusammenfindet, und der außer ihm auch van Gogh, Bernard und Toulouse-Lautrec angehören[99]. Er ist es aber, der für die Gruppe in dieser frühen Zeit richtunggebend ist[100].

Es sei hier ergänzend Anquetins Komposition *»Omnibuspferde«* (Abb. 43) von 1889 erwähnt. Sie ist im selben Jahr entstanden wie die oben erwähnte erste Nummer des »Dial« von Charles Ricketts. Bei den »Omnibuspferden« ist die Führung der Linien, die in ihrer Wellenbewegung fast Eigenwert besitzen und nur wie zufällig noch die Form des Darzustellenden ergeben, so unmittelbar mit Ricketts bildlicher Darstellung aus der ersten Nummer des »Dial« (Abb. 26) vergleichbar, daß an eine direkte Übernahme dieser Gestaltungsweise von Ricketts durch Anquetin gedacht werden muß. Es mag dies der Augenblick sein, in der diese französische Malergruppe, und damit zusammenhängend die jungen belgischen Künstler, angeregt werden von der englischen Graphik. Es entstehen jedoch keine weiteren Arbeiten, die sich mit Schriftgestaltung befassen, so daß für die *Schrift* hieraus keine direkten Folgerungen zu ziehen sind.

Erst Jahre später macht Toulouse-Lautrec seine Plakate in Paris und van de Velde seine buchkünstlerischen Arbeiten in Brüssel.



Abb. 44: *H. van de Velde: »Dominical« 1892*

[99] H. H. Hofstätter: Entstehung des »Neuen Stils« ... a.a.O. Kap. 6.

[100] H. H. Hofstätter: Entstehung des »Neuen Stils« ... a.a.O. Kap. 6.

So bleibt diese kleine Katalogseite nur ein vereinzeltes Beispiel, in dem erste Anzeichen der neuen Kunst sichtbar werden.



Abb. 45:
H. van de Velde: Initiale M aus »Van Nu En Straks« 1893

5. Henry van de Velde

Der wichtigste Künstler in diesem Zusammenhang ist Henry van de Velde. Mit ihm stehen *die* Künstler in Verbindung, die für die graphischen Arbeiten der Gruppe in Brüssel überhaupt Bedeutung gewinnen[101]. Van de Veldes graphische Arbeiten sind 1892 zum erstenmal faßbar[102].

Schon 1886 werden die Künstler der Gruppe der XX auf ihn aufmerksam[103]. Rysselberghe und Heymans erwähnen den 23jährigen als einen sehr geschickten Maler, der zur Gruppe passe. 1889 tritt van de Velde zugleich mit Georges Lemmen der Gruppe der XX bei[104].

Vor seinem Beitritt zu den XX gehörte er zu den Neoimpressionisten um Seurat[105]. Eine Krankheit mit schwerer innerer Krise läßt ihn an der Kunst zweifeln. Durch Willy Finch, einen jungen belgischen Künstler, der immer wieder als Mittler zwischen England und Belgien auftritt, und der seit 1884 schon Mitglied der XX ist – außerdem der Gruppe um Seurat angehört – wird van de Veldes Aufmerksamkeit auf William Morris und die Ideen der »Arts and Crafts«-Bewegung in England gelenkt. Das gibt ihm den Anstoß, sich der angewandten Kunst, dem Kunstgewerbe, zuzuwenden[106-108].

Ruskin und Morris, die wichtigsten Vertreter dieser Richtung in England, werden van de Veldes Vorbild. Ihr Ideal, vom Handwerk aus die Kunst wieder zu beleben, indem sich die Künstler mit der Gestaltung der alltäglichen Dinge befassen, wird nun auch van de Veldes Ziel. Morris betätigt sich auf allen Gebieten des Kunstgewerbes. Er ist jedoch als Freund der Praeraffaeliten noch ganz im Historismus befangen[109] und meidet alle technischen Neuerungen des 19. Jahrhunderts, die nach seiner Meinung das Absinken der handwerklichen Qualität hervorgerufen haben.

[101] Diese Verbindung der Künstler untereinander betonte van de Velde selbst in einem Gespräch am 7. 2. 1955.

[102] Also ein Jahr später als das erste Titelblatt von G. Lemmen für die »XX« von 1891.

[103] O. Maus: Trente Années ... a.a.O. S. 49/50.

[104] O. Maus: Trente Années ... a.a.O. S. 84.

[105] J. Meier-Graefe: Entwicklungsgeschichte ... a.a.O. S. 664. K. E. Osthaus: Leben und Schaffen des Künstlers Henry van de Velde; »Die neue Baukunst«, Monographienreihe Folkwang 1920, S. 12.

[106] O. Maus: Trente Années ... a.a.O. S. 48. Whistlers Brief an O. Maus: »I have seen Mr. Finch who tells me, that he returns to Brussels almost directly«.

[107] H. van de Velde: Die Renaissance im Kunstgewerbe; Berlin 1901, S. 62.

[108] H. van de Velde: Renaissance ... a.a.O. S. 50ff.

[109] O. v. Schleinitz: W. Morris ... a.a.O. S. 29 u. 59.

Van de Velde geht künstlerisch jedoch ganz andere Wege. Als Maler war er Anhänger Seurats, dessen Kunst auch weiterhin für ihn von größter Bedeutung bleibt.

Angeregt von Seurats Theorien über die Gestaltung eines Bildes, eines Kunstwerks, entwickelt er seine Theorien über die Linie und über das Ornament[110].

Auch mit van Gogh hat van de Velde in Beziehung gestanden, der im gleichen Jahr 1888 mit Seurat zusammentraf[111]. Doch spricht van de Velde selbst auch von anderen Anregungen[112]. So von Puvis de Chavannes, dessen Werk der »eigentliche Mutterschoß des Ornamentalen sei«; daneben weist er mit Nachdruck auf die japanische Kunst hin, die »alle Vorzüge besitze, die auch er mit seiner Kunst anstrebe: Schönheit, Können und Verbreitungsfähigkeit«. Die Kunst, Formen in die Fläche zu ordnen, ist es, was er von Seurat aufnimmt und weiterträgt, was er bei Puvis de Chavannes findet und was auch die Kunst der Japaner besitzt. Dies sind seine Quellen, die sich verbunden mit den englischen Theorien in seinem allumfassenden Kunstschaffen auswirken sollten. Daß er diese vielseitigen Anregungen als ganz selbständiger Künstler zu etwas Eigenem umformt, wird in seinem Werk deutlich.

Seine erste graphische Arbeit, die Schrift enthält, ist das Titelblatt – ein Holzschnitt – für Max Elskamps Buch »*Dominical*«[113] (Abb. 44). Sie ist 1892 entstanden. Dabei ist der Pinsel als Werkzeug für die Vorzeichnung unverkennbar durch die Art, wie die Linien weich und rund ansetzen, in weichen Schwüngen und sanften Bogen sich fortsetzen und langsam dünner werden.

Eine breite innere und eine dünne äußere Linie rahmen das Feld. Die Vorstellung eines kleinen Landschaftsausschnittes mit hellen Dünen und dem dahinterliegenden dunklen Meer mag dem Holzschnitt als gegenständliches Motiv zugrunde liegen. Das ist jedoch eingegangen in die ganz ornamenthafte großzügige Flächenkomposition.

Links oben steht das Wort »*Dominical*« in Antiquaversalien, wobei das D als Anfangsbuchstabe größer ist als die folgenden. Die Linien der Buchstaben scheinen bei gleichmäßiger Stärke wie mit zittrigem Pinsel gemalt, so daß ihre Geraden kleine S-Schwünge bilden. Dadurch entstehen runde Zusammenstöße von »Geraden« und »Schrägen« z. B. beim N und M. Die ganze Schrift wirkt weich und unsicher. Gegenüber den groß und sicher ansetzenden Schwüngen erscheinen die dünnen Buchstaben in dem ganz auf Kontraste angelegten Blatt zu klein und verspielt. Die Buchstabenbildung durch die S-Schwünge ist ziemlich schematisch angewandt und richtet sich, nur durch diese Besonderheit ausgezeichnet, ausschließlich nach der Grundform der Antiquaversalien. Durch die neue Lösung, nur ein Werkzeug – den Pinsel – und nur ein Kompositionselement – die geschwungene Linie – anzuwenden, werden Schrift und Darstellung zu einer Einheit.

1893 wird von einigen Künstlern der XX die Zeitschrift »Van Nu En Straks« gegründet. Zu ihnen gehören Henry van de Velde, Théo van Rysselberghe, Willy Finch und Georges Lemmen, die in der ersten Nummer kleinere Arbeiten, meistens Vignetten, veröffentlichen. Die Zeitschrift ist im ganzen ein Beispiel guter graphischer Anordnung und verwirklicht damit neue Ideen für die Gestaltung des Buches[114].



Abb. 46: *H. van de Velde: Kopfleiste »kamers« 1893*

Van de Velde gibt auf Seite 17 der Zeitschrift das Initial M zu dem Wort »Moeder« (Mutter) (Abb. 45). Während die übrigen buchkünstlerischen Beiträge, wie Vignetten, Zierstücke und Randleisten, mehr der Ordnung der ganzen Druckseite dienen, führt er nun auch das Initial aus. Der Buchstabe selbst, nicht nur seine Einordnung im Text, wird hier Gegenstand der künstlerischen Gestaltung als eine eigene Aufgabe, bleibt aber außerdem Glied im Zusammenhang des Ganzen. Es ist dabei der Versuch gemacht, auch die Schriftzeichen selbst – vor allem die Initiale – aktiv im Bild der Seite mitwirken zu lassen.

Eine gleichmäßig dicke Linie bildet ein Rechteck. Sie schließt vier symmetrisch in den Ecken angeordnete Herzformen und die breiten starren Senkrechten des Buchstaben M zu einem Ganzen zusammen. Diese sind so hineinkomponiert, daß sie von der Mitte der beiden oberen Herzen bis in die Mitte der beiden unteren reichen. Oben sind sie nach innen abgeschrägt, und unten enden sie in waagerecht gestellten Schraffen. Dabei schließen diese Senkrechten eine weitere Herzform ein, deren nach unten zusammenlaufende Konturen als Schrägen des M zu denken sind. Alle Herzen sind etwa von derselben Größe, durch eine gleichmäßig kräftige Linie gebildet, die zuweilen als *eine* Kontur zwei Figuren begrenzt. Gegen diese runden und weichen



Abb. 47: *H. van de Velde: Verlags-Signet »Van Nu En Straks« 1893*

[110] J. Rewald: G. Seurat; Paris 1948, S. 55. »Il semble que, devant sa toile blanche la première préoccupation d'un peintre doit être: décider quelles courbes et quelles arabesques vont en découper la surface, quelles teintes et quelles tons la couvrir«.

[111] A. M. Hammacher: Katalog des Museums Kröller-Müller; Otterlo-Gelderland.

[112] H. van de Velde: Renaissance ... a.a.O. S. 44.

[113] Im Juli 1892 ist »Dominical« von M. Elscamp in der Bibliographie Belgique zitiert.

[114] J. Meier-Graefe: Der gegenwärtige Stand des Buchgewerbes ... a.a.O. Sie enthielt nach Meier-Graefe die ersten buchgewerblichen Arbeiten der Künstler.

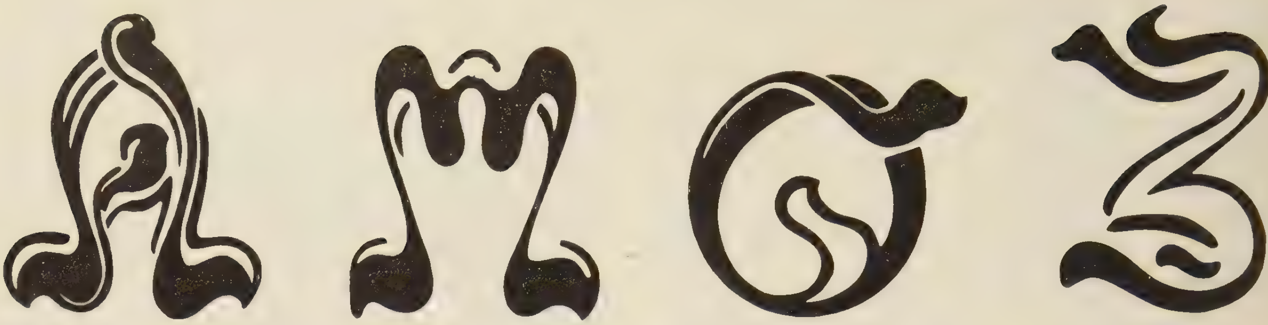


Abb. 48: *H. van de Velde: Initialien aus »Van Nu En Straks« 1896*

Konturen wirken die Senkrechten des M starr und mit ihren Füßchen sehr schematisch aus einer gebräuchlichen Antiquatype übernommen.

Es mag eine gedankliche Grundlage sein, die die Herzformen und den Buchstaben M als Initiale zu dem Wort »Moeder« verbinden. Doch wirkt der Buchstabe zusammengesetzt und beinahe unleserlich, da die senkrechten Balken wie auf einem teppichhaften Hintergrund aufgelegt erscheinen und man nur schwer die geschwungenen Formen des Hintergrundes mit den starren aufgelegten Senkrechten zusammensieht.

Eine Kopfleiste, die die Titelschrift »*kamers*« enthält, findet sich in demselben Jahrgang der Zeitschrift (Abb. 46). Durch eine kräftige Linie ist ein Querrechteck gebildet, das links durch schräg geführte, unterbrochene Pinselstriche nahezu gefüllt ist. Von den Pinselstrichen ist ein Gesicht im Profil am linken Rand freigelassen, das – in Umrißzeichnung gegeben – nach rechts oben blickt. Die Formen der Pinselstriche wiederholen sich in einer dünnen geschwungenen Linie, die eine erhobene Hand begleitet. Rechts ist eine von den Rändern überschnittene große Blüte mit wenigen Strichen gezeichnet.

Das Wort »*kamers*« ist in die Mitte des Feldes gesetzt. Die einzelnen, eng nebeneinandergestellten Buchstaben überschneiden die Darstellung, nur die Hand überschneidet die Schrift. Die Antiquaminuskeln gleichen einer Egyptienne. Die drei ersten Buchstaben sind schwarz, mit Ausnahme desjenigen Teiles des k, der auf schwarzen Grund zu stehen kommt, die folgenden in Umrissen gezeichnet. Dadurch wiederholt die Schrift, die verhältnismäßig klein in die Mitte dieser Kopfleiste eingefügt ist, trotz ihrer festen Formen die graphische Anordnung des Ganzen.

Beide Arbeiten van de Veldes zeigen ähnliche Tendenzen. Der Künstler versucht, Buchstaben und Zeichnung zusammenzuschließen, übernimmt aber feste Buchstabenformen aus der Typographie und fügt sie in einen graphischen Rahmen ein. Dabei bemüht er sich um eine Verbindung der Schrift mit dem Hintergrund, die indessen nicht ohne Widersprüche gelingt. Noch sind es zwei verschiedene Dinge, die lediglich ineinandergeschoben sind.

Wieviel weiter fortgeschritten als die Schrift rein ornamentale Zierstücke van de Veldes zu dieser Zeit aber sind, beweist als Beispiel etwa das Verlagssignet von »Van Nu En Straks« (Abb. 47).

Es bildet ein Hochrechteck mit gleichmäßig starker Randlinie. In dem so umgrenzten Feld des eigentlichen Signets steigt aus der rechten unteren Ecke schräg nach links oben eine kräftige, unregelmäßige Wellenlinie auf. Das untere Feld links wird mit drei Schrägstrichen locker gefüllt. Oben wiederholt sich das kommaartige Ende der Wellenlinie noch einmal, etwas nach rechts versetzt. Dieser bewegten, kräftigen und klaren Linienführung liegt die Vorstellung eines vom Wind geblähten Segels zugrunde, das man trotz der ungegenständlichen Anlage des Ganzen in den kräftigen Linien und den weißen, rund begrenzten Flächen erblicken kann[115]. Die wenigen schwellenden Linien versinnbildlichen das Vorwärtsgeblasenwerden in einer abgekürzten graphischen Form.

Dies abstrakt gewordene Linienspiel ist in van de Veldes übrigen Vignetten und Zierstücken ebenfalls zu beobachten.

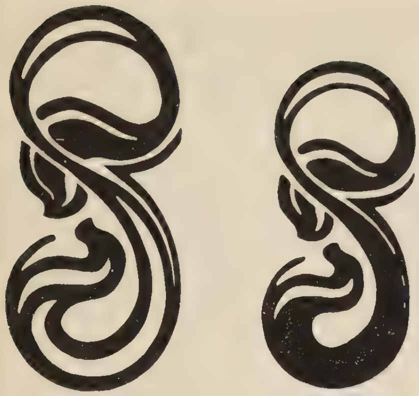
1896 übernimmt van de Velde die gesamte Ausstattung eines ganzen Jahrgangs der Zeitschrift. Er beschränkt sich dabei auf wenige Vignetten und Initialen, die immer wieder verwendet werden. Buchstaben und Zierleisten sind mit dem Pinsel gezeichnet. Das Werkzeug ist wesentlich bestimmend für die Form der Initialen, die durch präzis geführte, straffe Pinselstriche gebildet sind. Ohne Rahmung und Zutat, frei vor dem Hintergrund stehend, lehnen sich diese Initialen nur noch lose an Buchstabenformen an, die nun für nahezu freie Ornamentformen zum Anlaß genommen werden.

Alle diese Initialen van de Veldes (Abb. 48), z. B. das A, entstehen aus einem Form und Umriß gleichzeitig bestimmenden, einheitlichen Pinselzug. Aus ihm erwächst dann die reichere graphische Gestalt.

Die einfarbig flächig zu denkenden Balkenzüge der Buchstaben sind aufgelöst in einzelne Linien. Verschieden in ihrer Bedeutung könnte man sie als Grundlinien, Konturlinien oder begleitende Haarstriche auffassen. Dabei erwachsen alle diese Linien aus der Technik des Pinsels.

Durch diese Vielfalt der Linien ergibt sich eine Fülle von Hintergrundsausschnitten, die den Linienformen in ihrer weißen Flächigkeit entgegenstehen. Diese weißen Flächen sind ganz bewußt in ihrer Wirkung mitberechnet. (Das wird z. B. deutlich an den verschiedenen Ausführungen des S.) Das ganze Linienspiel ist jedoch in den großen Zug des Buchstaben eingegliedert,

[115] Dekorative Kunst Bd. III, 1899, S. 8.



noch Abb. 48: *H. van de Velde: Initialen aus »Van Nu En Straks« 1896*

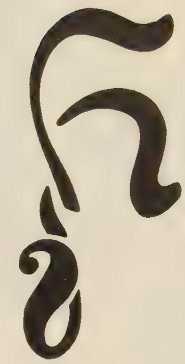


Abb. 49: *H. van de Velde: Initiale H aus »Van Nu En Straks« 1896*

der immer erkennbar bleibt. Die Grundgestalt des Schriftzuges wird dadurch dem Betrachter um so eindringlicher nahegebracht, weil jedes einzelne der Ausführung die Idee des Ganzen in mannigfacher Weise – die großen Formen gleichsam unterstützend – immer von neuem vollzieht.

Die Schrägen des A sind bauchige Kurven geworden. Oben ansetzend schwingen sie konvex gerundet nach unten und biegen dort, beinahe wieder zusammenlaufend, nach außen, um in einer kurzen waagerechten Wellenlinie, die als Fuß dient, zu enden. Die Linienführung rechts und links ist jedoch verschieden. Links setzen drei Linien nebeneinander parallel an und laufen in der Abwärtsbewegung zusammen, um als dicker Pinselstrich weitergeführt zu werden. Der breiten Welle des Buchstaben folgt noch einmal eine dünne Oberlinie parallel. Die rechte Schräge setzt ein wenig höher in kleinem Bogen mit breitem Pinselstrich an, verjüngt sich zu einer dünnen Linie und wird erst nach unten, im Nachaußenbiegen wieder kräftig. Innen läuft eine dünne Parallele mit und endet frei in der Hälfte der Buchstabenhöhe. Ein wenig höher (als diese Endung der inneren) setzt eine dünne Parallellinie außen an, die zur unteren Hälfte der Schräge mitläuft. Der Querbalken des A ist zu einem bewegten Pinselzug geworden, der sich von links aus der unteren Biegung loslöst, nach rechts oben aufsteigt und in zwei dünne Wellenlinien gespalten einen in kräftigem Schwung gegebenen flächigen Pinselzug, den eigentlichen Kern des Querbalkens, einschließt.

Die große Buchstabenform wird in kräftige und dünne Linien aufgelöst. Durch das Zusammenlaufen anfangs paralleler Linien zu einer einzigen und durch das Einfassen schwellender Formen durch feine, knapp abgesetzte Randlinien, ist eine ausgewogene Schwarzweiß-Wirkung erreicht, die dem Ornament näher kommt als dem Buchstaben, ja den Buchstaben als Ornament erscheinen läßt.

Ganz anders in seiner Schwarzweiß-Wirkung ist z. B. das M. Es ist im wesentlichen aus *einem* Pinselzug gebildet. Ebensolche kräftige, kurze, waagerechte Wellenlinien wie beim A setzen wie Füßchen rechts und links an, biegen nach oben um und laufen in dünner Linie schräg nach außen. In engen Bögen sich nach innen wendend, wird der Pinselstrich breit und setzt sich in ebensolcher Buchstabenhöhe fort. Ein dünner Bügel verbindet die beiden Pinselstriche in der Mitte ihrer Höhe, die Schrägen hängen lappig herunter. Von den aufsteigenden Bal-

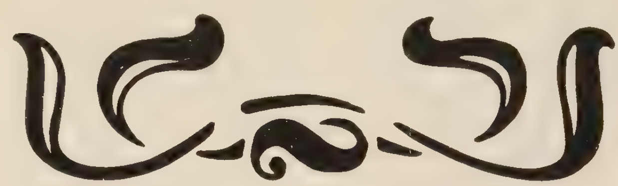
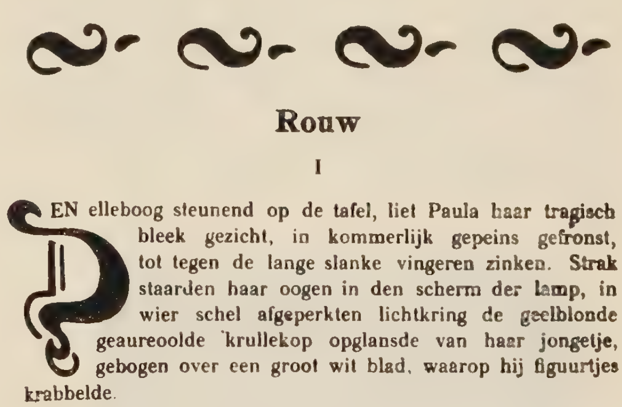


Abb. 50: *H. van de Velde: Vignette aus »Van Nu En Straks« 1896*



Rouw

I

DEN elleboog steunend op de tafel, liet Paula haar tragisch bleek gezicht, in kommerlijk gepeins gefronst, tot tegen de lange slanke vingeren zinken. Strak staarden haar oogen in den scherm der lamp, in wier schel afgeperkten lichtkring de geelblonde geaureoolde krullekop opglansde van haar jongetje, gebogen over een groot wit blad, waarop hij figuurtjes krabbelde.

Abb. 51: *H. van de Velde: Zierleiste aus »Van Nu En Straks« 1896*

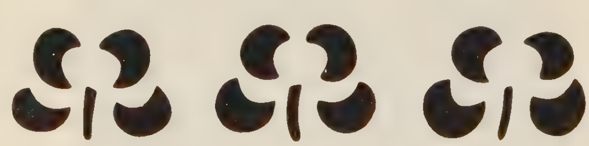


Abb. 52: *H. van de Velde: Zierleiste aus »Van Nu En Straks« 1896*

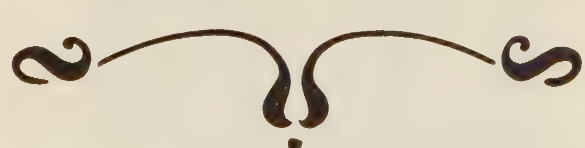


Abb. 53: *H. van de Velde: Zierleiste aus »Van Nu En Straks« 1896*

ken löst sich eine dünne Linie innen ab und wird, unterbrochen von der inneren Schräge, als Bogen über den Bügel geführt. Der aufsteigende Bogen wirkt den stark herunterziehenden Lappen entgegen.

In der Linienführung ist das H besonders einfach (Abb. 49). Seine Grundform ist am ehesten dem Fraktur-Versal H zu vergleichen. Es tritt in ähnlicher Weise wiederholt bei van de Velde auf, z. B. in seinem Signet und auch im Monogramm seines Namens. Der Buchstabe wird von zwei charakteristischen Linien gebildet. Eine rechts oben mit starkem Pinseldruck ansetzende »Waagerechte« biegt in weichem Schwung in die »Senkrechte« um und wird dann, in dünner Linie sich nach rechts neigend, heruntergeführt. Die zweite Linie setzt in der Mitte der Buchstabenhöhe rechts neben der Senkrechten an und beschreibt einen Bogen, der zuerst ein wenig aufsteigt, dann aber nach unten läuft. Durch zunehmenden Pinseldruck schwillt diese Linie mehr und mehr an und biegt unten breit um. Senkrechte und Bogen enden unten auf gleicher Höhe. Beide dehnen sich nach rechts gleichweit aus, die eine bogig oben ansetzend, die andere bogig endend. Die zuerst beschriebene größere Linie begrenzt die beanspruchte Fläche, in die die kleinere eingefügt ist.

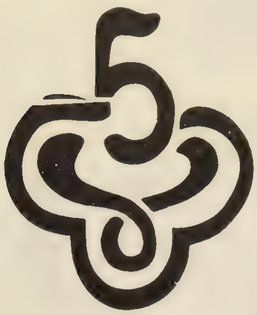


Abb. 54: *H. van de Velde: Monogramm des Künstlers veröff. DK III 1899*

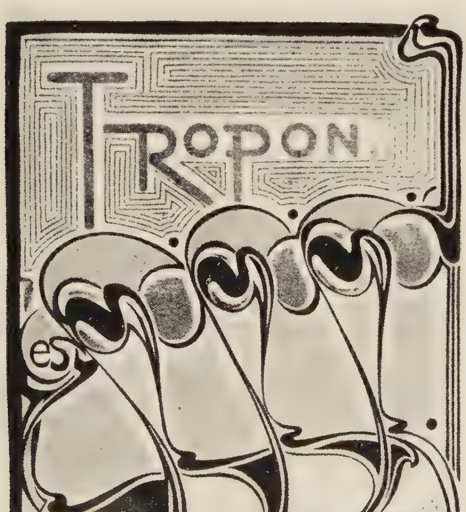


Abb. 55: *H. van de Velde: Plakat »Tropon« um 1898*

Zu der Initiale gehört als senkrechte Verlängerung eine kleine Zierlinie, einem spiegelbildlichen S vergleichbar. Der untere H-Schwung setzt sich in dem S-förmigen Schnörkel fort, nur unterbrochen von dem oberen H-Schwung. Die Initiale ist dadurch länger und begleitet den Zeilenanfang.

Nur bei Buchstaben, die mehr dem Schmuck als der Nützlichkeit des Lesens dienen, lockert van de Velde die Form so auf und läßt sie ornamental erscheinen. Wieweit diese Annäherung von Buchstabe und Ornament geht, zeigt eine der nur zwei Schlußvignetten, die van de Velde in dem Bande von 1896 abwechselnd verwendet.

Die Initialform des H ist mit ihrer senkrechten Verlängerung in die Horizontale verlegt und dann als Spiegelbild rechts wiederholt (Abb. 50). Dadurch entsteht ein symmetrisches Linienornament, das sich mit seinen schwingenden Bogen nach oben öffnet. Die durch den stärkeren Pinseldruck ohnedies breiteren Bogen werden noch breiter durch eine Linie, die im Innern des Bogens mitgeführt ist. Ebenso wie das H tatsächlich als Ornamentform verwendet ist, könnte man sich das S (Abb. 48) als Vignette denken, wenn man es sich quergelegt vorstellt. Und wirklich erinnern daran auch die wie liegende S aussehenden Zierformen (Abb. 51), die mehrere Male nebeneinandergesetzt als Leiste verwandt sind (vgl. auch Abb. 52, 53). Auch der Anfang eines Kapitels ist zuweilen mit einer liegenden S-Form geschmückt, die anstelle einer Initiale gesetzt ist.

Mit den Initialen von 1896 hat van de Velde wirkliche Zierstücke geschaffen. Die Formen der Buchstaben, die in ihren Einzelheiten durch den Duktus des Pinselstriches bestimmt sind, werden in ihren Grundzügen soweit ornamental verändert, daß sie in anderer Lage sogar zu Vignetten werden können. Das ist nur möglich, weil für beide das gleiche Material und die gleiche Technik angewandt werden. Er erreicht damit in dem Bande von »Van Nu En Straks« die höchste Einheit des Buchschmucks.

Das Monogramm des Künstlers (Abb. 54) läßt sich durch die Art seiner Gestaltung an die Initialen von 1896 anschließen. Es mag auch in diesen Jahren entstanden sein[116].

Die drei Anfangsbuchstaben des Namens H v V sind benutzt, indem die Buchstabenformen vereinfacht und ins Linienhafte umgestaltet zu einem Ganzen zusammengeordnet sind. Die Buchstaben des Monogramms stehen frei vor dem Hintergrund. Das H, das in seiner Form an die Initiale von »Van Nu En Straks« (Abb. 49) erinnert, ist hier zu *einer* Linie zusammengezogen und gleicht in seinem waagrechten Anstrich, der Senkrechten und dem waagrechten Bogen einer Fünf. Links und rechts vom unteren Bogen setzen die Halbbögen des kleeblattförmig gegebenen V an, in das als verschlungene Schleife das kleine v in gleichmäßigem Abstand von dem Kontur des großen eingefügt ist. Keine der drei Linien der drei Buchstaben berührt die andere. Sie sind umeinandergelegt, indem die äußere die Bewegung der inneren wiederholt. Zusammen bilden die Buchstaben ein wohlausgewogenes Linienspiel, das sich zu einer einzigen Form zusammenschließt.

[116] Dekorative Kunst, Bd. III, 1899 veröffentlicht.

1897 stellt van de Velde auf der Kunstausstellung in Dresden erstmals in Deutschland aus. Es sind besonders seine Möbel und Inneneinrichtungen, die, von der Pariser Ausstellung von S. Bing übernommen, dort bekannt werden[117].

Auf einer Deutschlandreise im selben Jahr lernt er die Leiter der Troponwerke, Graf Douglas und Eberhard Freiherr von Bodenhausen, kennen. In ihrem Auftrag, für *Tropon*, entsteht das einzige Plakat, das van de Velde geschaffen hat[118]. Gleichzeitig aber wird van de Velde die gesamte Gestaltung der Werbemittel dieser Firma übertragen[119]. So entstehen Verpackungen, ein Firmenzeichen und das Plakat für *Tropon*[120].

Es ist hier das erste Mal, daß einem *Künstler* die Gestaltung der Werbemittel übertragen wird. Van de Velde steht damit am Anfang der Firmenwerbung, die zur Entwicklung eines ganz neuen Kunstzweiges, der Gebrauchsgraphik, entscheidend beiträgt[121]. Von nun an wird es immer häufiger, daß Künstlern die Werbung einer Firma übertragen wird. Damit ist auch ein ganz wesentlicher Schritt getan, der die Kunst mit der Industrie verbindet. Daß dies gerade von van de Velde begonnen wird, ist wiederum bezeichnend für seine Einstellung als Künstler, der die Möglichkeit wahrnimmt, sich in die Produktion der Industrie mit einzuschalten.

Das Plakat für »*Tropon*« fügt sich in ein Hochrechteck ein (Abb. 55). Eine gleichmäßig kräftige Linie begrenzt es oben und auf seiner linken Seite, biegt jedoch an der linken unteren Ecke nach innen. Die rechte Seite ist begrenzt von drei dünnen, parallelen Linien, die bogig ansetzen und immer wieder unterbrochen einen senkrechten Abschluß bilden. Unten vereinigen sich die Parallellinien, bilden den leicht geschwungenen, horizontalen Abschluß und schwingen links, sich wieder teilend, in das Bildfeld ein. Aus der linken Randlinie entwickelt sich ein schräg nach rechts schwingender Pinselzug, von dem, in gleichmäßigem Abstand über die Breite des Blattes verteilt, drei ähnlich schwingende Linien aufsteigen. Jede wird anfangs begleitet von breiten, segelartigen Blattgebilden. Die Linien biegen über die Hälfte des Blattes nach rechts und bilden drei sich berührende Bogen. In diese eingefügt sind runde Pinselformen; durch ihre Farbe akzentuiert sind sie mit dem sich ergebenden Linienspiel verflochten.

Im darüberliegenden Feld ist die Schrift, das Wort »*Tropon*«, in einer Art Antiqua-Grotesk eingefügt. Ebenso ist der rechts unten entstandene Zwickel für den Text des Plakates ausgenützt. Diese untere Schrift hat ihre Ausprägung völlig durch das Werkzeug, den Pinsel, erhalten. Sie ist damit den schwellenden Linienformen der Darstellung ähnlich. Die Schrift »*Tropon*« ist offensichtlich nicht mit dem Pinsel mit seinen charakteristischen schwellenden Linien, sondern mit der Rundfeder gezeichnet. Es sind gleichmäßig glatte, kräftige Linien, die die Buchstaben bilden. Alle handschriftliche Unregelmäßigkeit im Strich ist



Abb. 56: *H. van de Velde: Titelblatt für F. Nietzsche »Ecce homo« 1908*

damit gemieden. Diese exakte Bildung der Buchstaben wird unterstützt durch dünne, parallele Linien, die die obere Fläche des Plakates um die Schrift füllen und zwar so, daß einzelne Flächenabschnitte, durch die Buchstaben abgeteilt, labyrinthartig mit diesen Linien ausgefüllt sind. Die Formen der Buchstaben weisen jedoch einige besondere Bildungen auf: das T mit seinem Querbalken ist höher als die folgenden Buchstaben. Seine Senkrechte ist weit heruntergezogen und steht beinahe auf dem linken der drei darunter sich befindenden Bogen auf. Die Senkrechte des R ist weggerückt vom T. Doch sein Bogen setzt direkt neben diesem waagerecht an und ist nach rechts gezogen, bevor er seine Senkrechte erreicht und dann in die kleine Rundung übergeht. Die Schräge hat wieder die schon häufig beobachtete Verlängerung. Im Ganzen ergibt sich eine Schrift, die in den exakten Geraden abgezogen ist von allem Handschriftlichen. Ihre Besonderheiten machen den Eindruck einer bewußten Konstruktion.



Abb. 57: *H. van de Velde: Außentitel »Ecce homo« 1908*

Die Worte »*L'Aliment / le plus / concentré*« der Pinselschrift sind untereinander angeordnet in das ungleichmäßige Feld der Ecke eingefügt. Die Antiquaversalien sind in ihrer Grundform beibehalten, mit Ausnahme des E, das von einer Antiquaminuskel abgeleitet ist. Kleine Besonderheiten ergeben sich durch die

[117] K. E. Osthaus: van de Velde ... a.a.O. S. 16.

[118] Freundl. Mitteilung von A. Hagner, die über das Plakat im Jugendstil arbeitet.

[119] K. E. Osthaus: van de Velde ... a.a.O.

[120] Dekorative Kunst, Bd. III, 1899, S. 8.

[121] Vgl. hierzu den in Anm. 75 zitierten Vortrag von K. Bauch, Hamburg 1952.

lockere Pinselführung, wie die mit Druck ansetzenden Geraden, die dann dünner werden, oder die Schräge des R, die länger heruntergeführt, bogig ausschwingt.

Schriften, die dieser unteren ähnlich sind, kommen bei van de Velde z. B. schon in der Speisekarte *»Souper«* vor[122]. Die Schrift des Wortes *»Tropon«* jedoch erscheint hier erstmals. Während die untere Schrift sich den sie umgebenden Linien angleicht und in das Gefüge mit aufgenommen wird, ist das Wort *»Tropon«* ganz für sich gestaltet und betont in seinen klaren Formen den Versuch einer anderen Möglichkeit der Schriftbildung. Auch hier sind die Buchstaben für diesen Wortzusammenhang gebildet und ganz bewußt geformt. Ja, sie bestimmen durch ihre Form die Liniengliederung der sie umgebenden Fläche noch mit.

Sowohl das andere Werkzeug als auch die Schriftform machen den Unterschied zwischen dem oberen Feld und unten deutlich. Oben stoßen starre Gerade im Winkel aufeinander, während unten überall die weichen, schwellenden Formen des Pinsels sich ineinander schieben. Die Einheitlichkeit des ganzen Plakates leidet darunter.

Der Künstler mag hier den Versuch gemacht haben, die Schrift, die beim Plakat als wichtigstes ins Auge springen soll, auf diese Weise herauszustellen. Nur auf diesem Plakat und dies einzige Mal hat er diese Schriftformen und dies Werkzeug für die Schrift benutzt.

1908 schuf van de Velde das Titelblatt für Friedrich Nietzsches *»Ecce Homo«* (Abb. 56).

Über beide Seiten des Buches erstreckt sich die Titelschrift. Als Mittelpunkt eines quadratischen, mit Linienornament geschmückten Feldes steht weiß auf dunkler Fläche auf der linken Seite das Wort *»ecce«*, rechts, ebenso angeordnet, das Wort *»homo«*. Der Name des Verfassers *»Friedrich Nietzsche«* ist fortlaufend gezeichnet und bildet den unteren Abschluß der beiden Seiten.

Die dunkle Fläche in der Mitte der beiden Seiten ist ein niederes Querrechteck mit konvex gebogenen Seiten. Dieses Feld ist kaum höher als die gleichmäßig hohen Buchstaben, die weiß, wie aus dem schwarzen Grund ausgeschnitten, erscheinen. Diesen Eindruck des Ausgeschnittenseins bewirken auch die ganz verschieden gearteten glatten Konturen der Buchstaben, die beim h. z. B. auf der linken Seite rund und rechts gerade sind. Fast sind es Flächenabschnitte, aus denen sich die Buchstaben zusammensetzen. Sie passen sich fest in das gegebene Feld ein, füllen es nahezu bis zum Rand und bestimmen auch die Ausgewogenheit der schwarzen und weißen Flächen. So entsprechen die Rundungen des e am Anfang und Ende, wie auch das h, der konvex gebogenen Fläche. Die einzelnen Buchstabenformen erinnern an die einer Frakturschrift. Das bewirken besonders die schmalen Anstriche bei den e und c, und die gebrochenen Senkrechten des m, Eigenarten, die von einer Federschrift herrühren, ohne daß aber diese Feder als Mittel gebraucht wäre. So wäre bei den Senkrechten des m, die alle nach *links* gebrochen sind, niemals wie hier im selben Federstrich links eine runde und rechts eine eckige Kontur zu erreichen. Die Schrift ist also vom Künstler nur für dieses Feld und mit Rücksicht auf die Ausgewogenheit der schwarzen und weißen Flächen so gebildet. Das mag nicht ihre besonderen Formen, wohl aber ihre Anordnung mitbestimmt haben.

Die Buchstaben des Verfassernamens zeigen ähnlich willkürliche Formen. Antiquamajuskeln sind dafür Ausgangspunkt mit Ausnahme des e, wo die Minuskelform übernommen ist. Auch finden sich Anklänge an eine Pinselschrift, indem die Geraden, unten umbiegend, immer dünner werden und auslaufen. Die Buchstaben, in gleichmäßigem Abstand nebeneinander gesetzt, sind gleichhoch mit Ausnahme des F im Vornamen und des T im Nachnamen, wo beide Male der obere Querbalken schräg aufsteigt. Auch greifen einzelne Buchstaben ineinander, indem die Senkrechten unten umbiegen und über einem lang ausladenden Bogen eines anderen Buchstaben herlaufen. Damit entsteht eine Beziehung untereinander, die die einzelnen Buchstaben zu einem fortlaufenden Band fest verbindet, das oben und unten gerade begrenzt ist.

Die Worte des Titels *»ecce homo«* (Abb. 57) auf der Außenseite des Buches sind untereinandergesetzt und werden von einer Kreislinie gerahmt, die rechts nicht geschlossen ist. Einband und Schrift sind aus demselben grauen Wildleder, während der Hintergrund im Kreis als goldene Fläche geprägt ist und tiefer liegt. Dadurch erscheinen die Buchstabenformen als stehengebliebene Linien und Flächen vor dem Goldgrund.

Die Kreislinie ist mit den Buchstaben eng verbunden. Sie tangiert das runde e mit dem Querstrich in der Mitte. Die folgenden c und das e am Schluß sind ebenso rund und eng aneinander geschoben, so daß jeweils die gleichgroßen Bogen aneinander anschließen. Die Linien des h darunter steigen von einem Punkt auf und stehen in derselben engen Verbindung mit der Randlinie. Die untere ist in flachem Bogen hochgeführt und mündet in die Kreislinie ein. Die obere ragt weiter nach rechts herüber. An sie fügt sich das kleine, runde o an, an welches unmittelbar die drei engen Bogen des m anschließen. Diese Bogen, in die Senkrechten übergehend, werden unten breitflächig und schließen rund ab. Das o ist so dicht an das m herangeschoben, daß es mit dem letzten lanzettförmigen m-Bogen zu *einer* Fläche zusammenfließt.

Die Buchstaben sind hier nicht einzeln aufgefaßt, sondern bilden zusammen, innerhalb des Kreisrundes, die stehengebliebene Oberfläche im Gegensatz zum tiefer geprägten Goldgrund. Wieder, mit ganz anderen Schriftformen wie bei diesem selben Buch auf der besprochenen Innenseite, ist dadurch die Bedeutung der Schrift noch mehr zurückgedrängt. Fast ist es nur ein Schmuckmotiv oder ein Signet, das hier ganz unauffällig als einziges den sonst völlig glatten Einband unterbricht.

Betrachtet man nun sämtliche besprochenen Schriften des Künstlers, so wird offenbar, daß er, der in so vielen Zweigen der Kunst schöpferisch war, auch in den wenigen Beispielen, in denen er sich mit Schrift befaßte, vielerlei künstlerische Möglichkeiten für die Ausführung von Schriften prägte.

So sind seine Initialen oder das Monogramm kaum Buchstaben mehr, sondern Ornament. Beim Buchtitel *»Dominical«* ist die Titelschrift dagegen reine Linienkunst geworden. Und beim Buchtitel *»ecce homo«* ist die Schrift ganz im Schmuck der

[122] Dekorative Kunst, Bd. III, 1899 veröffentlicht.

Seite aufgegangen. Einzig beim Plakat »*Tropon*« versucht der Künstler von der *Schrift* aus die Umgebung mitzukomponieren, was jedoch nicht ganz einheitlich gelingt. So ist es auch kein Zufall, daß er für die Ausführung der Schriften zu verschiedenen Zwecken auch das Werkzeug wechselte.

Die Initialen sind schnell als Pinselschriften zu erkennen. »*Tropon*« auf dem Plakat ist mit der Rund- oder Ziehfeder geschrieben, während der Titel des »*ecce homo*« wie ausgeschnitten wirkt.

Ein Gemeinsames jedoch bestimmt alle diese Arbeiten: es ist die Einordnung der Schrift in das Ganze des geschaffenen Werkes. Damit gelingt dem Künstler eine einheitliche Gestaltung des ganzen Kunstwerks. Die Schrift ist immer denselben Gestaltungsprinzipien unterworfen wie der gesamte Entwurf. Dabei ist die gewonnene Form wichtig, aber nicht ausschlaggebend. Wichtiger ist die Einheit mit dem Gesamten und damit das Verhältnis des Buchstaben zu seiner Umgebung.

Diese Weise des Gestaltens wird auch für die Künstler, die sich im folgenden intensiver mit Schrift beschäftigen, von Bedeutung. Sie alle stehen zu van de Velde in enger, künstlerischer Beziehung.

Als Teil von Plakaten, Titelblättern oder Zeitschriftenjahrgängen schuf van de Velde seine Schriften. Sie waren niemals etwas Einzelnes und treten im gesamten Werk des Künstlers nicht besonders hervor. Wie alle Schriften sind sie vor allem Notwendigkeit. Doch werden sie gestaltet und damit in das Kunstwerk aufgenommen und einbezogen. Ihr Schriftcharakter ist niemals besonders betont. Nicht Schriften sind ihre Vorläufer und stehen ihnen am nächsten, sondern van de Veldes Linienkunst und Ornamentik.

Van de Velde hat seine Schriften niemals besonders erwähnt, sie traten auch in seinen zahlreichen Aufsätzen nicht hervor[123]. Dennoch läßt sich manche seiner Theorien auf die Schrift beziehen.

Die Bedeutung einer einzigen Linie und das Verhältnis mehrerer Linien zueinander – was in den oben besprochenen Schriften stets die grundlegende Rolle spielte – ist es, um was er sich in seinen theoretischen Schriften immer wieder bemüht[124]. Aus der Linie, aus ihrer Führung, erwächst seine Kunst, sie ist die Grundlage seines Schaffens, sie ist »übertragene Gebärde«. Das, was die Linie tatsächlich »darstellt«, ist nur Zugabe.

Aus der Linie entsteht eine Linienfolge, sie folgt aus dem »gebieterischen Verlangen nach Rhythmus«.

Dies sind Prinzipien, die sich auf seine Vignetten von 1893, aber auch auf seine Buchseiten von 1896 beziehen lassen.

In dem Essay über die Linie bezieht van de Velde sich selbst auf Seurat: »er versuchte eine Linie zu finden, deren Charakterzüge den neuen Bestrebungen unserer Zeit entsprächen. Seurat, er befreite als erster die Linie von den Eigenheiten des romantischen Rhythmus und seiner Akzentuierung. Die feindliche Haltung des Publikums wurde durch das synthetische Prinzip der Linie Seurats und durch das vorausbestimmte Gesetz, dem er die Konstruktion seiner Silhouetten unterordnete, hervorgerufen«.

Über das Ornament sagt van de Velde[125]: »Durch konsequente und logische Beziehung zueinander entsteht das abstrakte Ornament. Die abstrakte Ornamentik hat ihre Schönheit in sich selbst«. »... es war der Gedanke, daß die Linien untereinander dieselben logischen Beziehungen haben wie die Zahlen und wie in der Musik die Töne, der mich dazu brachte, nach einer rein abstrakten Ornamentik zu forschen, welche ihre Schönheit aus sich selbst und aus der Harmonie der Konstruktion und der Regelmäßigkeit und dem Gleichgewicht der Formen, die ein Ornament zusammensetzen, schöpft«.



Abb. 58: *G. Lemmen: Titelseite des Kataloges »Les XX« 1891*

Dieses Gleichgewicht der Formen trat auch bei den Initialen von 1896 besonders hervor. Die Buchstabenform war dort so aufgelöst, daß sie mit einem Ornament verglichen werden konnte. Der Buchstabe war beinahe vergessen über dem freien und ausgewogenen Linienspiel.

Es mag wohl kein Zufall sein, daß wir in Rudolf von Larischs Schrifttheorien ähnliche Gedanken ausgesprochen finden (vgl. unten S. 776ff.).

6. Georges Lemmen

In engstem Zusammenhang mit van de Velde ist Georges Lemmen zu nennen, der sich, gleichfalls vom Neoimpressionismus kommend, dem Kunstgewerbe zuwendet und 1891 den »XX« als Mitglied beitritt.

Eine enge Freundschaft verbindet die beiden Künstler in den folgenden Jahren, in denen ein dauernder Austausch der künstlerischen Anregungen stattgefunden hat. Théo van Rysselberghe gehört als dritter dazu.

---

[123] Offenbar war für ihn die Gestaltung der einzelnen Buchstaben kein eigenes Problem, denn auch auf mündliches Befragen (7. 2. 1955) gab er hierzu keine speziellen Erläuterungen. Dieser Unterredung, die mir Herr Prof. van de Velde gewährte, verdanke ich wesentliche Anregungen.

[124] H. van de Velde: Essay »Die Linie«; Essays, Leipzig 1910, S. 41.

[125] H. van de Velde: Renaissance ... a.a.O. »Das neue Ornament« S. 97.

Lemmens künstlerische Tätigkeit ist nicht so umfassend wie die van de Veldes. Sie beschränkt sich auf Teppiche, Stickereientwürfe und Tapetenmuster[126]. Daneben hat er eine Reihe von Ornamenten, Monogrammen und auch Schriften entworfen.

In seinem Aufsatz über Lemmen betont Meier-Graefe seine Begabung für das Buchgewerbe[127]. Er hebt ihn unter allen »Buchstabenkünstlern« als den bedeutendsten hervor, weil »seine Buchstaben genau dem Schmuck, den er gibt, entsprechen, ohne die Deutlichkeit zu verlieren«.



Abb. 59: *G. Lemmen: Kopfleiste 1894*

Diese Entsprechung von Buchstabe und Schmuck ist tatsächlich auffallend in Lemmens Arbeiten. Sie entsteht schon durch die einheitliche Technik, da er, wie auch meistens van de Velde beide mit dem Pinsel zeichnet.

1891, bereits ein Jahr bevor van de Velde mit ersten buchgewerblichen Arbeiten, darunter auch Schrift, hervortritt, arbeitet Lemmen sein erstes Titelblatt für den Katalog der »XX« (Abb. 58).



Abb. 60: *Th. van Rysselberghe: Titelseite des Katalogs »La Libre Esthétique« 1894*

Kräftige, geschwungene Pinselstriche bestimmen die Darstellung (des Querformats). Von einer runden Scheibe gehen nach allen Seiten Strahlen aus. In seinem unteren Teil wird das Rund von kräftigen Wellenlinien – Meereswogen vergleichbar – überdeckt, hinter denen die runde Scheibe als Sonne aufgeht. In der dunklen Scheibe steht hell ausgespart *»Les XX«*, *»Les«* von oben nach unten geschrieben. Die Buchstaben und Ziffern verschwinden teilweise hinter den Wogen, so daß trotz homogen flächenhafter Ausführung der Eindruck eines räumlichen Hintereinander entsteht. Rechts oben in der freigebliebenen Ecke steht *»1891«*, rechts unten, unter einer schräg aufsteigenden Wellenlinie, *»Bruxelles«*.

Dieses Titelblatt, auf dem die Darstellung zusammen mit der Schrift das Rechteck bis an den Rand ausfüllt, gibt also neben der bloßen Mitteilung durch die Schrift, sinnbildhaft die *»XX«* als eine aus dem Meer aufsteigende Sonne. Es ist eine gedankliche Verbindung von Darstellung und Text, sie drückt sich auch in der einheitlichen Komposition aus, in der die Schrift als Teil enthalten ist.

Die Anordnung der weiß ausgesparten Schrift *»Les XX«* erinnert noch an das Titelblatt des Vorjahres von F. Khnopff und nimmt damit im wesentlichen die Anordnung des von Khnopff geschaffenen Zeichens auf. Doch sind hier die zwei Ziffern *nebeneinander*, die rechte sogar ein wenig nach unten gerückt. Die Ziffern und die untereinandergesetzten Buchstaben des Artikels *»Les«* (die auch hier aus Antiquamajuskeln hergeleitet sind) haben etwas Fließendes, ebenso wie die geschwungenen Pinselzüge der Strahlen und Wogen. Bei der Jahreszahl und *»Bruxelles«* ist die Fläche der Buchstaben nur durch dünne Umrißlinien von dem Hintergrund abgesetzt. Diese so entstehenden Formen sind ebenso weich und fließend wie die Buchstaben und Ziffern bei *»Les XX«* und gleichen sich mehr durch diesen gemeinsamen Charakter als in der Form.

Die E in *»Bruxelles«* sind besonders charakteristisch für die in geschwungenen Umrissen gegebenen Buchstaben. Ihre »Senkrechten« und »Querstriche« sind zu halbmondartigen Bogen zusammengefaßt, aus deren Mitte jeweils eine kleine Spore herausragt, die aber wie eine Ausbuchtung dem gemeinsamen Umriß angehört.

Vergleicht man dieses Titelblatt mit dem nur ein Jahr früher entstandenen von F. Khnopff, so wird offensichtlich, daß bei Lemmen Schrift und Darstellung als einheitliche Komposition entstanden sind. Die Schrift hat jetzt ihren starren Buchstabencharakter gleichmäßig wiederkehrender Typen verloren (ohne wesentlich an Leserlichkeit einzubüßen) und ist mitwirkend in die Gestaltung des Ganzen eingegangen.

Erst ein Jahr später tritt van de Velde mit seiner ersten buchgewerblichen Arbeit *»Dominical«* hervor. Verglichen mit Lemmens Titelblatt erscheint sie im ganzen wesentlich straffer, das eigentlich Graphische in Anordnung und Ausführung reiner verwirklicht. Aber bei van de Velde ist die Schrift noch sehr starr und schematisch, ohne wirklich eigene Gestaltung und wirkt viel weniger in der Gesamtkomposition mit als bei Lemmen.

Besonders wegweisend für die weitere Entwicklung ist Lemmens Kopfstück von 1894 (Abb. 59). Es ist ein schmales Querrechteck mit gleichmäßigem, schwarzem Rahmen. Rechts und links unten sind die Ecken mit züngelnden Blattgewächsen angefüllt. Drei Vögel gleiten über eine nur horizontal angedeutete

---

[126] J. Meier-Graefe: G. Lemmen Dekorative Kunst, Bd. IV, 1900, S. 209.

[127] J. Meier-Graefe: G. Lemmen ... a.a.O.

Wasserfläche nach links. Rechts oben ist in zwei Zeilen ein Schriftsatz angeordnet: »*La Libre Esthétique*«. Buchstaben und Darstellung stehen als schwarze Silhouetten vor weißem Grund. Die Zwischenräume, besonders der eng nebeneinanderstehenden Blätter, ergeben Negativformen, die das Züngelnde, das An- und Abschwellende der ganzen Darstellung noch betonen. Die Schrift – Antiquamajuskeln – ist durch die Pinseltechnik bestimmt, wenn sie sich auch im einzelnen mehr an vorgegebene Typenformen hält, und zeigt ähnlich schwingende Formen wie die Darstellung selbst. Die unmittelbare Verwandtschaft (auch in Abb. 58) mit Mackmurdos »*Wren's City Churches*« (vgl. Abb. 17) fällt auf. Das gilt nicht nur für die Gewächse, deren Blätter schmal und eng nebeneinander emporzüngeln, sondern vor allem auch für die Behandlung der Schrift. Wie bei Mackmurdo besteht sie aus Antiquamajuskeln, die breit ansetzen, sich verjüngen und wieder breit enden. Auch die Schrägen sind nicht streng gerade, sie biegen sich ein kleinwenig nach innen durch. Alle diese Veränderungen betreffen indessen nur das einzelne, der Grundtyp der Buchstaben bleibt erhalten und wird, im Gegensatz zu Mackmurdo, unabhängig von der Stellung immer wieder verwandt[128].

Bei Mackmurdo ist jeder Buchstabe einzeln ausgeführt, er findet immer neue Formen. Die Worte sind zu Spruchbändern zusammengefaßt, deren Eingliederung in das Ganze jede einzelne Form deutlich bestimmt. Lemmen verwendet keine Spruchbänder. Seine Schrift hat andere Proportionen und wirkt dadurch niedriger und schwerer. Das Fehlen der Bandeinfassungen und die Wiederholung der Grundformen geben ihr einen ausgesprochen typographischen Charakter, der für Lemmens Arbeiten kennzeichnend ist. Das zeigt sich noch mehr in den folgenden Schriften. Die Formen der einzelnen Buchstaben verfestigen sich zusehends zu beinahe druckfähigen Typen, die nun als Ganzheiten fast unverändert in den Kompositionen verwendet werden[129].

Mackmurdos kompositionelle Verbindung von Schrift und Darstellung ist viel strenger und organischer, Lemmen bleibt freier, aber auch weniger intensiv. Jedenfalls spricht Lemmens Kopfstück in seiner Anordnung mit den züngelnden Blättern, den Vögeln und der Schrift sehr für eine unmittelbare Anregung durch Mackmurdo, obwohl eine direkte, persönliche Verbindung beider Künstler nicht nachzuweisen ist. Doch kann man aus Lemmens enger Beziehung zu van de Velde und zu Willy Finch schließen, daß er die englische Graphik der Zeit und damit Mackmurdos Arbeiten gekannt hat. So wird hier, elf Jahre später, Mackmurdos Stil durch Lemmen für die Schrift wirksam, der daraus Formen entwickelt, die sich auch in Eckmanns Ansätzen wiederfinden.

[128] Die einzige Ausnahme bildet das Titelblatt zur Zeitschrift »L'Art Moderne«, Brüssel 1897, wo die Buchstaben einmal einzeln ausgeführt, aber kaum lesbar in die Gesamtdarstellung hineinkomponiert sind.

[129] Vgl. Konzertprogramm und Exlibris, veröff. Dekorative Kunst, Bd. IV, 1900.

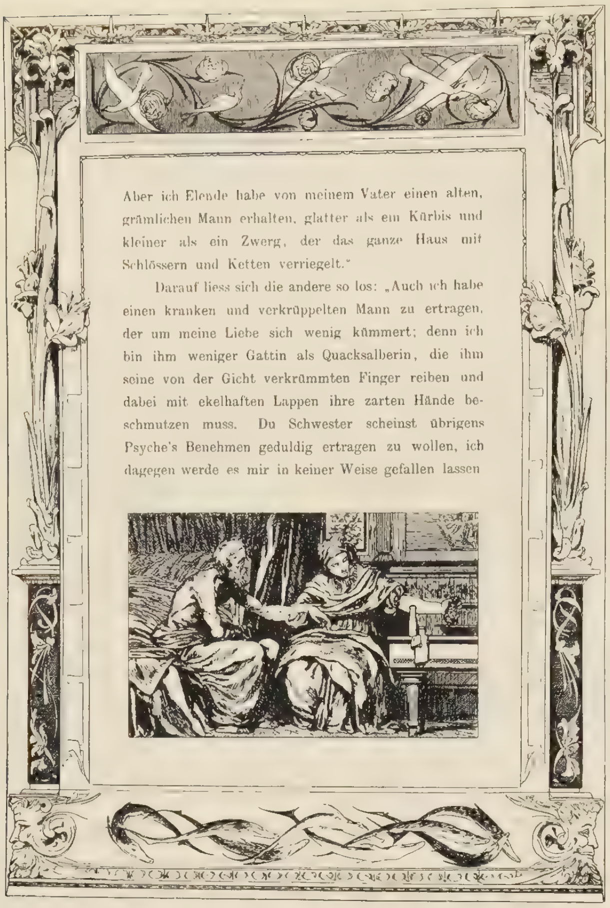
7. Théo van Rysselberghe

In diesem Zusammenhang ist noch Théo van Rysselberghe, der dritte der Gruppe um van de Velde, zu nennen. Auch er liefert, wie seine Freunde van de Velde und Lemmen ganz von der Malerei herkommend, einige graphische Arbeiten, in denen er sich mit Schrift befassen muß.

Sein Titelblatt »*Libre Esthétique*« (Abb. 60) – ein Holzschnitt – sei herangezogen.

In fast quadratischem Feld, unter dem drei Zeilen Antiquamajuskeln bündig gesetzt sind, heben sich Blumen und Buchstaben, durch gleichmäßig kräftige Konturlinien begrenzt, von waagerecht schraffiertem Hintergrund hell ab. Es sind große Blüten (Alpenveilchen), die auf dünnen gebogenen Stengeln sitzen. Die Binnenzeichnung ist durch zarte Linien nur spärlich gegeben. In der oberen Hälfte des Blattes greift der Schriftsatz »*Libre Esthétique*« in zwei Zeilen waagerecht in das Stengelwerk hinein. Die Anfangsbuchstaben sind mit der Darstellung verschlungen, deren Stengel sie fortzusetzen scheinen. (Auf der Abbildung ist links oben die Katalogseite überklebt.) Die Linienzüge der Buchstaben sind ohne Rücksicht auf leserliche Zusammengehörigkeit zu Zierformen aufgelöst, teils unterbrochen (E, T, Q), verlängert (E, Q), oder willkürlich zusammengezogen (S, T). Der Anfangsbuchstabe E ist sogar soweit verändert, daß er ohne den folgenden Schriftsatz nicht verstanden werden könnte. Die obere »Waagerechte« ist vom übrigen Buchstaben getrennt als geschlängelte Zierform gegeben, die die Verbindung zur darüberstehenden (in der Abbildung verdeckten) Zeile »*Libre*« herstellt. »Senkrechte« und »Waagerechte« haben völlig selbständige Gestalt gewonnen. Sie sind zu einem einzigen Bogen zusammengeschmolzen, der unter dem Schriftsatz in weichem Zuge bis zum mittleren E hindurchschwingt. Die Balken des E erscheinen wie kleine Ausstülpungen. Links unten ist mit umgekehrter Krümmung eine Zierform angeschlossen, die wie eine Spore in den freien Raum der Darstellung hinübergreift. Auch die Balken des T sind voneinander getrennt, seine Waagerechte zu einem einzigen Umriß mit dem davorstehenden S verschmolzen. Das Q ist ebenfalls aufgelöst. Es besteht aus dem kleinen geschlossenen Rund und dem ganz getrennt von ihm darunter angesetzten, weit ausladenden Querstrich. Die Senkrechten der T und I sind nach unten hin verbreitert, wie in Keilschrift gemeißelt.

Durch die freie Behandlung der Schrift hat Rysselberghe hier Darstellung und Satz zu besonders einheitlichem Charakter verbunden. Die Schrift geht nicht wie bei den vorher genannten Künstlern aus der Technik des Pinselschreibens hervor, sondern ist bewußt und unabhängig von den Mitteln in den Formen der neuen Stilbewegung gebildet. Schwellungen und Verjüngungen der Balken folgen nämlich nicht, wie etwa bei van de Veldes Initialen (Abb. 48), streng dem Duktus eines Pinselzuges, sondern sind wie vorhandene Formen ziemlich willkürlich und frei verwandt. Trotz ihrer Eigenart ist es für den Jugendstilcharakter dieser Schrift doch kennzeichnend, daß sie für dieses eine Titelblatt, ohne Rückgriff auf vorhandene Typen, zusammen mit der Komposition des Ganzen entworfen wurde.



Aber ich Elende habe von meinem Vater einen alten, grämlichen Mann erhalten, glatter als ein Kürbis und kleiner als ein Zwerg, der das ganze Haus mit Schlössern und Ketten verriegelt."

Darauf liess sich die andere so los: „Auch ich habe einen kranken und verkrüppelten Mann zu ertragen, der um meine Liebe sich wenig kümmert; denn ich bin ihm weniger Gattin als Quacksalberin, die ihm seine von der Gicht verkrümmten Finger reiben und dabei mit ekelhaften Lappen ihre zarten Hände beschmutzen muss. Du Schwester scheinst übrigens Psyche's Benehmen geduldig ertragen zu wollen, ich dagegen werde es mir in keiner Weise gefallen lassen

Abb. 61: *M. Klinger: Buchseite aus »Amor und Psyche« 1880*



Abb. 62: *M. Klinger: Widmungsblatt an Menzel 1884*

IV
MAX KLINGER

Eine ähnliche Bedeutung wie Félicien Rops in Brüssel hat Max Klinger in Deutschland (1857-1919). Er beginnt seine künstlerische Tätigkeit 1875 in Karlsruhe als Schüler von Gussow, dem er im selben Jahr auch nach Berlin folgt[130]. 1879 lernt er während eines Aufenthaltes in Brüssel Félicien Rops und Antoine Wiertz kennen. Daneben spricht aus seinen Briefen eine tiefe Verehrung für Böcklin, für Menzel und auch für die Praeraffaeliten[131].

In dieser ersten Periode seines Schaffens, 1878 bis 1889, bis zu seinem Weggang nach Rom, entstehen seine wichtigsten graphischen Arbeiten, die Zyklen[132]. Er benutzt dabei die verschiedensten graphischen Techniken recht inkonsequent und unvermittelt nebeneinander. Selbst auf einem Blatt sind oft Radierung, Stich und Aquatinta vereinigt[133]. Die Forderung nach »Werkgerechtigkeit« wird noch gar nicht erhoben, solche Strenge des Anspruchs bringt erst der Jugendstil, dessen erste Anfänge bei Klinger in dem Suchen nach neuen Ausdrucksmitteln und in manchen seiner Formen schon zu erkennen sind, in Ansatz und Ziel aber noch unklar und ohne Bewußtsein des Kommenden. Dennoch ist er in den Augen seiner Zeit wirklich ein Graphiker gewesen; die Graphik war vor allem in der ersten Periode seines Schaffens seine eigenste Ausdrucksweise. Er bezeichnet sie als Griffelkunst, worunter er alle graphischen Künste begreift[134].

Diese Periode von 1878 bis 1889 ist auch für die Buchkunst und Schrift die wichtigste. Vereinzelt und noch unzusammenhängend treten Schriftformen auf, die auf die Entwicklung der Jugendstilschrift einen starken Einfluß gehabt haben.

1880 erscheint Apulejus' *»Amor und Psyche«* (Abb. 61) (bei Theo Stroefer in München) mit 36 Originalradierungen von Max Klinger[135]. Randleisten in Holzschnittechnik, gefüllt mit kleinen mythologischen Szenen oder Ornamentformen, umgeben als Rahmen den gleichmäßigen Satzspiegel so, daß auf jeder Seite ein fester Zusammenhang von Satz- und Schmuckform erreicht ist. Klinger »illustriert« nicht im üblichen Sinne, sondern sein Schmuck ist jeweils Teil einer einheitlich gebauten Schriftseite. Solche Art der Buchkunst steht in dieser Zeit völlig isoliert und nimmt voraus, was Morris zehn Jahre später in seinen Büchern mit eigener Type in noch strengerer Form zum Höhepunkt brachte, und was damit beispielhaft wurde für die gesamte Buchkunst überhaupt.

1884 radiert Klinger ein Widmungsblatt für Menzel (Abb. 62), eine allegorische Darstellung. Aus dem Meer haben sich Gottheiten erhoben, denen zwei mächtige Arme von oben herunter

[130] M. Schmid: Max Klinger (Künstlermonographie); Bielefeld 1901, S. 9ff.

[131] H. W. Singer: Klingers Briefe aus den Jahren 1874-1919; Leipzig 1924, S. 38, 53, 72.

[132] C. W. Biermann: Max Klinger in seinem graphischen Werk; Diss. Berlin 1938, S. 39.

[133] C. W. Biermann: Max Klinger ... a.a.O. S. 50. H. W. Singer: Max Klinger, Meister der Zeichnung, Leipzig 1912, S. 17.

[134] C. W. Biermann: Max Klinger ... a.a.O. S. 23.

[135] H. Barge: Geschichte ... a.a.O. S. 473.

einen schweren Stein auf die Schultern drücken. Auf den Stein ist mit großen Buchstaben »*Menzel*« geschrieben. Links am Bildrand hängt eine Girlande mit Masken herunter, und nach rechts sind als waagerechter oberer Abschluß Kordeln herübergezogen, die, in der Ecke festgeknüpft, mit ihren Quasten senkrecht herunterhängen. Die Buchstaben des Wortes »*Menzel*« sind durch eine Kontur so umrissen, daß Flächen entstehen, die nur durch eine dunklere Tönung sich von dem helleren Stein dahinter abheben. Die Schrift wurde nie geschrieben, sondern spürbar direkt im Umriß entworfen. Dabei gelingen recht eigenwillige und neuartige Buchstabenformen: z. B. das M mit seinen ungleichmäßig breiten, nach außen gebogenen Schrägen und grotesken Füßchen, dann E und L, deren Senkrechte und Waagerechte durch die umreißende Kontur zu weichen Gesamtformen verlaufen erscheinen. Neu ist auch die Form des Z, das waagerecht ansetzt, dann umbiegt und bogig nach unten dünn ausschwingt. Nur dieses Z ähnelt dem der lateinischen Schreibschrift, während die anderen Buchstaben am ehesten Antiquaversalien gleichen.

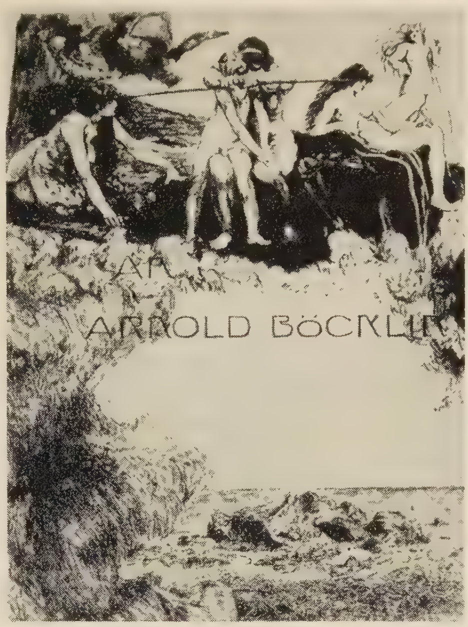


Abb. 63: *M. Klinger: Widmung an Böcklin 1887*



Abb. 64: *M. Klinger: Aus dem Zyklus »Zum Tode« 1888*

Das ist alles sehr neu. Aber viel mehr vorausweisend auf alles Kommende als die Freiheit und Kühnheit, mit der die Formen der Schrift behandelt sind, ist das ungebrochen Flächige, in dem die Buchstaben hier erscheinen. Sie sind zwar auf den Stein geschrieben, aber trotz der räumlichen Darstellung des ganzen Bildes ist überhaupt kein Versuch unternommen, die Buchstaben etwa gemeißelt, vertieft oder erhaben erscheinen zu lassen. Sie wirken als gleichmäßig getönte Flächen, die von der Kontur ohne Absicht auf plastische Wirkung nur akzentuiert werden.

Diese Schrift ist 1884 in Deutschland ohne Vorbild. Auch bei Klinger tritt sie in dieser Art nur einmal auf. Höchstens bei Félicien Rops gibt es Buchstaben, die dafür als Vergleich herangezogen werden könnten. Seine Schrift »*Petrus*« ist im Prinzip dasselbe: Buchstabenflächen, die durch die Kontur aus der dahinterliegenden Fläche herausgeschnitten erscheinen. Klingers Aufenthalt in Brüssel 1879 und der Einfluß, den Rops allgemein auf seine Kunst hatte, läßt vermuten, daß Klinger auch Rops' Schriften gekannt hat. Vielleicht hat er hier die Anregung für das Flächige mitgenommen, möglicherweise auch die Anregung, so frei mit den Buchstabenformen umzugehen.

Drei Jahre später setzt sich Klinger abermals, jetzt aber auf ganz andere Weise, mit dem Problem der Schrift auseinander. Für seinen Zyklus »*Eine Liebe*« (1887) (Widmungsblatt an Böcklin) (Abb. 63) und den Zyklus »*Zum Tode*« (1888) entwirft er eine eigene Schrift, die er mit nur geringfügigen Abänderungen auf Exlibris sogar 1913 noch verwendet[136]. Diesmal ist es nicht die umrissene Fläche, sondern die Form, die ihn interessiert. Die Buchstaben sind in relativ dünnen, aber gleichmäßig starken Strichen wirklich geschrieben. Es sind ausnahmslos Majuskeln bewußt entworfener Typen, die, von zufälligen Besonderheiten des Schreibens abgesehen, unabhängig von ihrer Stellung im Wort sich unverändert wiederholen.

Es sind nur wenige und meist kurze Zeilen: »*An / Arnold Böcklin*« (Abb. 63) und »*Integer Vitae / Scelerisque Purus*« (Abb. 64) unter einer Darstellung des Zyklus »*Zum Tode*«[137], in Antiquaversalien gleich hoch geschrieben. Viele Buchstaben sind gar nicht oder nur wenig verändert, andere dagegen in ganz neuen und überraschenden Formen gebildet. Die eigenwillige, aber streng gleichartige Behandlung der Buchstaben N, R, K und B fällt dabei besonders auf und gibt der Schrift ihre eigene Note. Ein trapezförmiger Umriß bildet dabei die Grundform, die links senkrecht, rechts schräg ist, so daß sich der Umriß nach unten zu verbreitert. Die Abschlußlinie oben ist in der Widmung an Böcklin noch waagerecht, in dem Zyklus »*Zum Tode*« aber nach links fallend (auch beim R) ausgeführt. Das N verkörpert diese Grundform am reinsten. K, R und auch B gehen daraus durch Erweiterung und Abwandlung hervor. Beim K ist ein kurzer Aufstrich, beim R einfach ein knapper Bogen hinzugefügt. Im B ist die rechte Schräge durch zwei Bögen ersetzt. Der untere ist weit nach rechts ausladend, der obere wieder knapp wie beim R, so daß die Bögen sich nicht treffen und durch eine kurze Verbindungslinie zusammengeführt werden müssen.

---

[136] H. W. Singer: Katalog von Max Klingers Radierungen, Stichen und Steindrucken Nr. 308; Wissenschaftl. Verzeichnis, Berlin 1909.

[137] M. Schmid: Max Klinger ... a.a.O. S. 98.

Alle diese Buchstaben verlagern gewissermaßen ihr Schwergewicht nach rechts unten. Auch E, L, AE und sogar das S sind davon bestimmt. Bei G und Q ist diese Tendenz durch einen markanten Schrägstrich nach rechts unten noch besonders betont. Für das U wird die spitze V-Form benutzt.

Klingers graphische Arbeiten fanden weite Verbreitung und allgemeine Beachtung. Bereits im Jahre 1895 war er Mitarbeiter des »PAN«. Obgleich er noch nicht selbst zu den Künstlern des Jugendstils zu rechnen ist, so haben seine graphischen Arbeiten mit ihren vorausweisenden Ideen doch einen starken Einfluß auf die neue Richtung gehabt, die in Deutschland mit Eckmann 1894 beginnt[138].

V

RUDOLF VON LARISCH UND DIE SCHRIFT DER WIENER SEZESSION

Wegen der theoretischen Begründung und Formulierung, die der Wiener Rudolf von Larisch (1856-1934) den Ideen der neuen Stilbewegung, besonders im Hinblick auf die Gestaltung der Schrift, gegeben hat, sei zuvor die Entwicklung der Jugendstilschrift im Kreise der Wiener Sezession betrachtet.

In Wien schließt sich 1897 eine Gemeinschaft von Künstlern in der »Wiener Sezession« zusammen. Mit diesem Jahr setzt die neue Bewegung fast schlagartig ein. Die Schüler des Wiener Architekten Otto Wagner treten in dieser Sezession besonders hervor. Es sind dies vor allem die jungen Architekten Joseph Hoffmann, Josef Maria Olbrich, Alfred Roller und Koloman Moser. Im Jahre 1898 geben diese Künstler die Zeitschrift »Ver Sacrum« heraus. Gleichzeitig wird unter dem neuen Museumsdirektor A. von Scala das »K. u. K. Oesterreichische Museum für Kunst und Industrie« in das »K. u. K. Oesterreichische Museum für Kunst und Kunsthandwerk« umbenannt als deutliches Zeichen seines Zieles, das Kunstgewerbe ganz bewußt zu pflegen[139].

Es sind vielerlei Einflüsse, die auf die junge Bewegung der Wiener Sezession einwirken: vor allem sind es die Ausstellungen, die in den folgenden Jahren veranstaltet werden und auf denen bedeutendste zeitgenössische Künstler vertreten sind[140], nicht zuletzt aber die in diesen Jahren schon existierenden Kunstzeitschriften wie »The Studio« seit 1893, »Deutsche Kunst und Dekoration« (1897), »Dekorative Kunst« (1897), »PAN« (1895), »Jugend« (1896), »Simplizissimus« (1896), »Zeitschrift für Innendekoration« (1890)[141], in denen die Ideen und Ziele des Jugendstils schon seit Jahren propagiert und praktisch angewandt wurden. So waren die Wiener Künstler einer Fülle von Einflüssen ausgesetzt, die sie willig aufnahmen und durch die sie die Ideen der Stilbewegung nahezu konsequent zu einer gewissen Vollendung führten.

Für die Schriftgestaltung ist eine 1899 erscheinende Abhandlung von Rudolf von Larisch »Zierschriften im Dienste der Kunst« von größter Bedeutung. Er zeigt darin die Mängel, unter denen das damalige Schriftschaffen allgemein litt, und stellt eigene Regeln für die Gestaltung der Schrift auf.

Larisch wurde 1856 in Verona als Sohn eines österreichischen Offiziers geboren. Zuerst wird er Beamter am Ministerium des Innern, dann Archivar des Ordens »Vom goldenen Vlies«. Er bekommt Einblick in alte Schriften, die ihn zu eigenen Entwürfen anregen. 1896 gibt er eine erste kleine Broschüre über »Die Schönheitsfehler des Weibes, eine anthropometrisch ästhetische Betrachtung« heraus. 1899 folgt das schon erwähnte Buch »Über Zierschriften im Dienste der Kunst«. Alle seine später ausgearbeiteten Theorien sind bereits in dieser Abhandlung im wesentlichen enthalten[142].

Zur gleichen Zeit, als Edward Johnston in England mit seinen Schriftkursen beginnt, die in Deutschland einige Jahre später den radikalen Umbruch einleiten sollten (vgl. unten), formuliert hier Larisch in Wien die Forderungen, die als Gestaltungsprinzipien der Jugendstilschriften bereits ihren vielfältigen künstlerischen Niederschlag gefunden hatten. Er wird zum Theoretiker der Schrift des Jugendstils.

Durch die enge Verbindung von Ornament und Schrift im Jugendstil sind Larischs Regeln aber auch allgemein für die Flächenkunst von Bedeutung[143]. Larisch sagt: »Es entspricht übrigens modernem Kunstempfinden, die geschaffene Form mit dem Raum, in den sie gestellt ist, in innige Beziehung zu bringen, und die Wechselwirkung zwischen Form und ihrer Umgebung abzuschätzen. Ich zog daher nicht allein die Silhouette der Buchstaben an sich in Betracht, sondern auch die aus der Zusammenstellung von Buchstaben sich ergebenden Hintergrundausschnitte. Buchstaben erscheinen gleich weit voneinander entfernt, wenn die zwischen ihnen liegenden Hintergrundausschnitte dem Flächeninhalt nach gleich sind«[144].

Larischs Forderung, daß nicht derselbe Abstand von einem Buchstaben zum andern, sondern derselbe Hintergrundausschnitt (dem Flächeninhalt nach) zwischen den Buchstaben die wesentliche Bedingung für den gleichmäßigen Eindruck einer Schrift ist, wurde in jeder Jugendstilschrift mehr oder weniger schon vor Larisch berücksichtigt, wurde jedoch niemals so beachtet und konsequent befolgt wie gerade in Wien.

Silhouetten und Hintergrundausschnitte waren für die Künstler des Jugendstils wichtige Elemente der Komposition. Larischs Hinweis auf »das moderne Kunstempfinden« zeigt deutlich, welch entscheidenden Anteil solche Überlegungen im künstlerischen Schaffen dieser Zeit hatten. »Der Wiener Schrifttheoretiker des Jugendstils hat völlig parallel zu van de Velde die Bedeutung der ›Polarität der Formen‹ erkannt«[145].

---

[138] F. Schumacher: Im Kampf um die Kunst, S. 102: »Das Dekorative in Klingers Werken«; aus: Über die Kunst der Neuzeit, Heft 1, Straßburg 1902.

[139] F. Ahlers-Hestermann: Stilwende; Berlin 1941, S. 75 ff. F. Schmalenbach: Jugendstil; Würzburg 1935, S. 63 ff. L. Hevesi: Österreichische Kunst im 19. Jh. 2. Teil: 1848-1900; Leipzig 1903, S. 282 ff.

[140] J. A. Lux: Das moderne Kunstgewerbe in Deutschland; Leipzig 1908, S. 97 ff.

[141] F. Schmalenbach: Jugendstil ... a.a.O. S. 62 ff.

[142] E. Hölscher: R. von Larisch, Monographien künstlerischer Schrift; Verlag f. Schriftkunde, Heintze und Blankertz o. J. Bd. 5, S. 5-7.

[143] F. Schmalenbach: Jugendstil ... a.a.O. S. 29.

[144] F. Schmalenbach: Jugendstil ... a.a.O. S. 29.

[145] F. Schmalenbach: Jugendstil ... a.a.O. S. 29.

Van de Velde schreibt 1898 (PAN III) in seinem Aufsatz »Über Entwurf und Bau moderner Möbel«: »Eine künstlerisch vollkommene Linie als Grenzlinie zwischen zwei Flächen schafft nach beiden Seiten vollendet künstlerische Formen. Betrachtet man z. B. von den Umrissen eines Möbels die zwei Linien, die es rechts und links begrenzen, so hat man zwischen diesen beiden Linien das körperliche Möbel, außerhalb der Grenzlinien je eine auf der Wand abgezeichnete Komplementärform, eine unkörperliche Form, die sich mehr oder weniger weit vom Möbel weg ausdehnt. Ein geübtes Auge genießt beides, die körperliche und die unkörperliche Form«.

Er betont damit, ein Jahr früher schon als Larisch, allgemein die Bedeutung der Kontur und der negativen Form, des Hintergrundausschnittes.

Larischs Kenntnis von van de Veldes Kunst und Aufsätzen darf wohl vorausgesetzt werden[146]. Van de Velde mag der Anstoß gewesen sein zur Schrifttheorie, die Larisch aber von nun an selbständig weiterführt unter Heranziehung der verschiedensten zeitgenössischen Schriftentwürfe. Eine seiner entscheidendsten Forderungen ist dabei, daß bei künstlerischer Schrift nicht immer »brutale Leserlichkeit« gefordert werden könne; ornamentale Bestimmung und Mitteilungszweck seien gleich wichtig.

In seinen »Beispielen künstlerischer Schrift« 1900 (2. Folge 1902) gibt er »ein Vorlagewerk für Moderne Schriften«, indem er Künstler veranlaßt, Beispiele zu liefern. Dazu sagt Larisch: »Im verflossenen Jahrhundert freilich schrieb auf Kunstwerken nicht der Künstler die Schrift sondern der Kalligraph. Diese Zeit ist nun vorüber. Die ersten Meister bildender Kunst von heute haben die Schrift als dekoratives Motiv erkannt, und sie verwenden sie auf ihren Hauptwerken mit gleichem künstlerischem Ernst und Können, mit welchem sie die Werke selbst schaffen. Es gibt heute wieder eine *künstlerische* Schrift. Wie ein Frühlingshauch hat die Moderne auf die Schrift gewirkt, sie ist nach langer Formenerstarrung in mächtige Bewegung geraten, sie lebt, sie blüht wieder. Und zu ihrem Heile wird diese Bewegung emporwachsen, wenn die Künstler allein die treibende Kraft bilden. Nur der Küntler darf schaffen, da wo Neues in der Kunst entstehen soll«[147].

1902 wird Larisch zum Leiter von Schriftkursen an der Wiener Kunstgewerbeschule berufen. Der praktische Unterricht läßt ihn seine Methode ausarbeiten und führt 1905 zur Herausgabe seines wichtigsten Werkes »Unterricht in ornamentaler Schrift«[148]. Davor erschien 1904 noch das Büchlein »Über die Leserlichkeit von ornamentalen Schriften«.

Neben den schon genannten Forderungen gilt Larischs besonderes Interesse nur der »ornamentalen Schrift«. Jeder Schriftschaffende solle sie auf *seine* Weise entwickeln, ohne sich an Vorbilder zu halten, und es sei die Aufgabe des Lehrers, gerade die *individuelle* Note des Schülers zu fördern. Dabei sei die »Differenzierung durch den Zweck« zu beachten. Ihr sei die Leserlichkeit wie auch die Wahl der Schreibtechnik unterzuordnen. Gerade bei ornamentaler Schrift könne die Leserlichkeit gern einmal zu Gunsten des dekorativen Charakters zurückgedrängt werden[149].

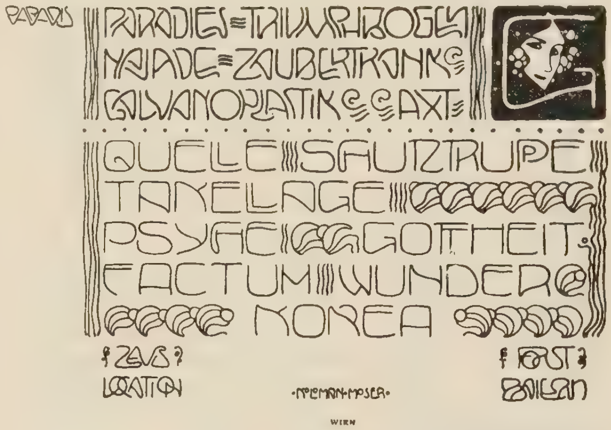


Abb. 65: *K. Moser: Schriftprobe aus R. v. Larischs »Beispiele künstlerischer Schrift« 1900*

Die Übung des Schreibens in ganz verschiedenen Techniken (Quellstift, verschiedenste Federsorten, Schieferstift, Modellierhölzer, Pinsel oder das Schneiden von Schrift in Gips, Linoleum, Holz oder Papier) erachtet Larisch als wichtigste Schulung in seiner Methode, denn gerade dadurch werden der »handschriftliche« Ausdruck und das Finden neuer Lösungen gefördert.

Larisch wiederholt in diesen Grundsätzen Forderungen, die der Jugenstil schon immer aufstellte, und die in der Schrift des Jugendstils ebenfalls deutlich wurden. Die Benutzung verschiedenster Technik, der eigene Ausdruck und die zweckbedingte Ausführung einer Schrift, das sind alles Merkmale, auf die in der vorliegenden Arbeit an den verschiedensten Beispielen immer wieder hingewiesen wurde. Die Wichtigkeit der Kontur, der Hintergrundausschnitte und die ornamentale Massenverteilung (der Buchstaben) wird nun, nachdem die Künstler des Jugendstils dies einzeln aufgegriffen hatten, in seiner Theorie zur allgemeinen Bedingung für gute Schrift überhaupt.

Die »Ornamentale Schrift« ist von Anfang an Larischs besonderes Anliegen. Die Herausgabe des Büchleins »Unterricht in ornamentaler Schrift« erfolgt unverändert in vielen weiteren Auflagen (8. Auflage 1922) und tritt als erfolgreiche Methode neben Johnstons Buch »Writing, Illuminating and Lettering« (vgl. unten). Dabei eignet sich die Vielseitigkeit der Larisch'schen Schriften in ihren mannigfachen Techniken für alle

[146] J. A Lux: Moderne Kunstgewerbe ... a.a.O. S. 97. »Wiens heiliger Frühling«. »Die moderne Bewegung in Wien empfing jedoch ihren Stoß von anderen Kräften und ging daher in einer anderen Richtung. Der Name van de Velde stand flammend auf dem künstlerischen Horizont. In den ersten Jahren der Bewegung bauten die Architekten, die ihr angehörten, unter der Einwirkung dieses künstlerischen Gestirns Bogen aus Holz. Die Möbelentwürfe der ersten Jahre huldigten der van de Velde'schen Linie ›intéressante et nouvelle‹«.

[147] R. v. Larisch: Beispiele künstlerischer Schrift; Deutsche Kunst u. Dekoration 1901, Bd. 1, S. 53.

[148] E. Hölscher: R. v. Larisch ... a.a.O. S. 7.

[149] R. v. Larisch: Unterricht in ornamentaler Schrift; Wien 1905, S. 82.

Anwendungsmöglichkeiten ornamentaler Graphik, während Johnstons Werk mehr für die Schreibschrift (und damit auch für die Vorlage von Druckschriften) maßgebend wurde.

⋆

Ornamentale Schriften im Sinne Larischs entwerfen vor allem die Wagner-Schüler Olbrich, Hoffmann, Roller und Moser. Als bezeichnendstes Beispiel sei die Schriftprobe von Koloman Moser herausgegriffen, die Larisch in seinen »Beispielen« 1900 abbildet (Abb. 65).



Abb. 66: *A. Roller: Plakat der Sezession 1903*

In den verschlungenen Formen der Buchstaben, in ihren Proportionen, in dem Zusammenziehen von Antiquaversalien ist der ornamentale Charakter besonders hervorgehoben. Es sind zwei ähnliche Schriften übereinander, durch wellige Zierlinien und Zeilenfüller ergänzt, zu einem Querrechteck zusammengefügt. Die rechte obere Ecke ist mit der Initiale G quadratisch gefüllt. Die drei Zeilen der ersten Schrift sind dadurch kürzer als die der unteren, die Buchstaben besonders gedrängt und ineinander geschoben. Bei der unteren Schrift sind vier Zeilen geschrieben, die Buchstaben in dünnen Linien gezeichnet, einzelne Worte in gleichhohen Antiquaversalien nebeneinander.

Die einzelnen Buchstaben der unteren Schrift sind so breit angelegt, daß jeder einzelne etwa die Fläche eines Quadrates füllt. Es gibt weder scharfe Ecken noch wirklich kreisförmige Rundungen. Hinzu kommen eigenwillige Sonderformen, außerdem sind oft nebeneinanderstehende Buchstaben zu einem zusammengezogen oder ineinandergesteckt (TZ, TR, CH, LL, PP, TT). Die vielen Abwandlungen ergeben Gebilde, die nur noch ungefähr an die Grundformen von Buchstaben erinnern. So wirkt das Q des Wortes »*Qualle*« ungefähr wie ein Quadrat mit stumpfen Ecken, in das von der rechten unteren Ecke her ein fast bis in die Mitte reichender Haken eingezeichnet ist. Auch das A hat diese Blockform; es ist in zwei Ausführungen gegeben, einmal mit waagerechtem, das andere Mal mit schrägem Querbalken, der in leicht konvexen Schwüngen vom rechten unteren Ende aufsteigt. Auch K und R haben die Form, welche die Schräge ganz von oben herunterführt und an ihr den oberen Schenkel (oder Bogen) ansetzt. (Diese schon bei Klinger beobachtete charakteristische Form des K und R tritt hier wieder auf. Dies darf wohl auf eine Kenntnis und Übernahme Klinger'scher Schriftformen durch dessen weit verbreitete Graphik schließen lassen [vgl. Abb. 63 und 64]). Bei Moser ist diese Schräge zudem noch geschwungen. Wiederum ist die Gestalt des R nicht einheitlich, sondern es treten zwei, eigentlich drei verschiedene Formen auf. Die oben beschriebene in »*Korea*«, dann gewissermaßen die Umkehrung dieser Form in »*Wunder*« und eine ausgleichende Form in »*Schutztruppe*«, wobei das R außerdem noch mit dem T zusammengezogen ist, wie auch das TZ, CH und PP im gleichen Wort zusammengezogen sind. Die Linie des C (beim CH), die von der oberen Waagerechten in die Senkrechte des zu denkenden Quadrates übergeht, biegt unten scharf um, läuft parallel hoch und bildet so die linke Senkrechte des H, das, niedriger als das C, in dieses hineingeschoben ist. Beim TZ geht die Waagerechte des T in die des Z über. Ebenso beim TR, wo der Balken des T auch den ansetzenden Bogen des R bildet, dessen Senkrechte ganz nah an die des T herangerückt ist.

Ähnliche, aber noch eigenartigere Buchstabenformen finden sich in den darüberstehenden drei Zeilen. Ihre Veränderung geht oft so weit, daß sie nur noch im Wortzusammenhang erkannt werden können. Mehr gestreckt als bei der zuvor beschriebenen unteren Schrift sind die einzelnen Buchstaben je nach ihrer Stellung im Wort auch ganz verschieden gebildet. Dabei fallen schräge, geschwungene Linien auf, die häufig im danebenstehenden Buchstaben noch eine Parallele haben, so beim P *(Paradies)* die geschwungene Schräge des folgenden A, während der rechte ursprünglich schräge Balken des A hier nun gerade heruntergeführt ist.

Auch sind die Buchstaben so ineinander gesteckt, daß sie nur teilweise gezeichnet sind. Das wird besonders deutlich beim Wort »*Zaubertrank*«, wo das erste R so zwischen E und T eingeschoben ist, daß sein Bogen unterbrochen, und die Senkrechte nur in der oberen Hälfte vorhanden ist. Das folgende R hat wegen des T-Balkens ebenfalls einen unterbrochenen Bogen.

Die einzelnen Buchstaben sind weniger ineinandergesteckt, wie das etwa bei dem Schrank von Mackmurdo der Fall war, sondern so dicht aneinandergeschoben, wie das nur irgend möglich ist. Um alle leeren Flächen zu vermeiden, müssen sich die Buchstaben regelrechte Deformationen gefallen lassen (*ump* und *og* bei *Triumphbogen*) (*na* und *ad* bei *Najade* usw.). Dieses Zusammenschieben geschieht nur deshalb, um jedes Wort als ein mit Linien möglichst gleichmäßig gefülltes Rechteck erscheinen zu lassen. Der bandartige Charakter der Schrift ist hier auf Kosten der Leserlichkeit bis zur letzten Konsequenz geführt.

Sehr typisch für diese Auffasssung einer Schrift ist das Wort »*Paradies*« links außerhalb der fortlaufenden Zeilen. Die Antiquaversalien sind vom Künstler so zusammengeschlossen, daß sich ein Gebilde wie eine Zickzacklinie ergibt. Die »Senkrechten« des P, die Schrägen der beiden A und der Bogen des D sind zu einer fortlaufenden an- und absteigenden Linie verbunden. Der Bogen des P, des R, die Querbalken des A und die Senkrechten des D sind diesem Linienspiel eingeschlossen und untergeordnet. Es ist wie ein Jonglieren mit den Buchstabenformen zu Gunsten einer fein ausgewogenen Verteilung der eigenwilligen Linien in der Fläche. Die praktische Bedeutung einer Schrift, ihre Lesbarkeit, ist hier ganz zurückgetreten, nur noch das Schmuckhafte ist betont.

In Wien entsteht auch eine Sonderform des Plakates, das nahezu reine Schriftplakat. In dem Bewußtsein der künstlerischen Bedeutung der Schrift und der Betonung ihres dekorativen

Charakters werden Plakate entworfen, die nur in der künstlerischen Anordnung und Gestaltung des mitzuteilenden Textes wirken.

Das Sezessionsplakat von 1903 von Alfred Roller (Abb. 66) sei hierfür Beispiel. Oben steht das Wort »*Secession*«, im unteren Drittel ist der Text »*16. Ausstellung / D. Vereinigung / Bild. Künstler / Oesterreichs / Jänner Februar 1903 / Täglich von 9 bis 9 Uhr / Eintritt 1 Krone / Ver Sacrum 6. Jahr*« in vier größeren und drei plus einer kleineren Zeile geschrieben. Ganz in Larischs Sinne ist die Schrift selbst hier Schmuck geworden. Das hohe, steile Format ist mit ihren Ordnungen gefüllt.



Abb. 67: *O. Eckmann: Titelseite des Versteigerungskatalogs 1894*

Alle Zeilen sind gleichbreit und reichen bis an die dünne Randlinie, ohne sie jedoch zu berühren. Zuoberst das Wort »*Secession*« in rundformigen, gleichhohen Antiquaversalien (mit Ausnahme des kleineren O). Alle drei S des Wortes setzen in derselben Höhe wie die übrigen Buchstaben an, sind in kräftigem Schwung heruntergezogen bis zur ersten Zeile der unteren Schrift. Dabei verlaufen alle diese Schwünge nahezu parallel, entsprechend der Stellung der Buchstaben im Wort einer ganz links, die beiden anderen nebeneinander etwa von der Mitte des Wortes ausgehend und bis an den rechten Rand schwingend.

Durch diese Eigenwilligkeit der S-Bildung sind obere und untere Zeilen über die freibleibende Fläche hinweg verbunden. Diese Fläche ist sonst nur durch das wie ein Muster angeordnete, immer wiederkehrende Künstlerwappen geschmückt.

In den unteren Zeilen ist die Schrift, die sich bei Mosers Schriftprobe unten befand, gewissermaßen in ihr Negativ gekehrt. Die dort zu ergänzenden Quadrate sind hier vollständig gefüllte, schwarze Rechtecke mit leicht gerundeten Ecken (siehe Abb. 65). Durch geschicktes Aussparen weißer Häkchen oder manchmal einer Spirale entstehen die einzelnen Buchstaben. Dadurch erhalten sie völlig neue Formen. Das Problem ist dabei, aus einem schwarzen Rechteck, durch möglichst wenig weiße Häkchen einen einigermaßen lesbaren Buchstaben zu gestalten. Es ist also nicht etwa der waagerechte T-Balken *(Ausstellung)* nach unten herabgezogen, sondern unter Beibehaltung der gefüllten Fläche entsteht nur dann ein T, wenn von den unteren Ecken die Häkchen nach oben schwingen. Daß diese Häkchen die Fläche niemals ganz durchschneiden sollen, zeigt etwa das I *(Oesterreich)*, dessen Punkt nicht ganz von seiner Senkrechten durch das Häkchen getrennt ist.

Die Flächenfüllung des einzelnen Buchstaben, das Bandhafte der Zeile und das Blockhafte des ganzen Textes sind hier vollkommen erreicht.

Diese Art der Schriftgestaltung, die in fast gleicher Weise bei allen Wiener Sezessionsmitgliedern immer wieder auftritt, führt die Ideen der Jugendstilschrift zu einem gewissen Abschluß, aus dem eine Fortentwicklung in dieser Weise nicht mehr denkbar ist.

VI
DEUTSCHLAND

1. Otto Eckmann

Nach Klingers frühen Versuchen beginnt das eigentliche Interesse an einer Neugestaltung der Schrift in Deutschland erst wesentlich später als in Belgien mit den Arbeiten Otto Eckmanns. Die deutsche Entwicklung scheint in ihrem Beginnen unabhängig von den Bestrebungen in England und Belgien. Die Bedeutung der deutschen Bewegung liegt in der Entwicklung von Druckschriften.

Der erste, der eine solche Druckschrift entwirft, ist Otto Eckmann, der sich in einem plötzlichen Entschluß dem Kunstgewerbe und damit der Gestaltung von Schriften zuwendet. 1894 versteigert Eckmann seine sämtlichen Gemälde – meist Landschaften – aus seinem bisherigen Schaffen. Ein kleines Heftchen, von ihm selbst dazu herausgegeben, verkündet in launiger Weise die Gründe zu diesem Schritt[150].

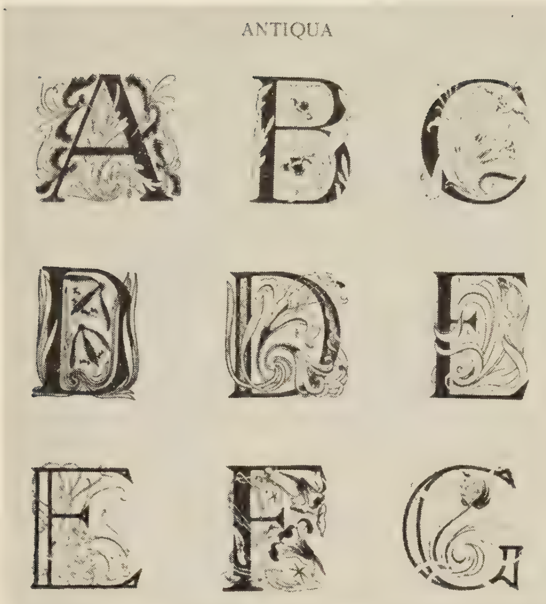
Die Kunst der Dekoration ist von nun an das bestimmende Thema seines Schaffens. Er beginnt mit farbigen Holzschnitten, fertigt Friese, Tapetenmuster und Buchschmuck.

Dieser Einschnitt in seinem künstlerischen Schaffen, der ihn von der Malerei zum Kunstgewerbe führt, wurde nach Eckmanns eigenen Angaben im wesentlichen durch Justus Brinkmann veranlaßt, dem Direktor des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe, der dem Künstler Werke japanischer Kunst, vor allem Holzschnitte, zeigte[151]. Gleichsam aufgerufen durch diese Begegnung mit der japanischen Kunst, schafft Eckmann bereits nach wenigen Ansätzen eine völlig neue Formensprache, etwas in dieser Gestalt für Deutschland noch nie Dagewesenes, dem er in seiner dekorativen Kunst vielfältigen Ausdruck gibt.

Natürlich ist Eckmann nicht frei von europäischem Einfluß, aber das entscheidende Moment, zu all dem Neuen, das durch seinen Anstoß nun kommt, ist gewiß seine Begegnung mit der japanischen Kunst.

[150] M. Osborn: Otto Eckmanns kunstgewerbliche Tätigkeit; DK u. D, Bd. II, S. 313. Der Begleittext dieses Versteigerungskataloges ist hier abgedruckt.

[151] M. Osborn: Otto Eckmann ... a.a.O.



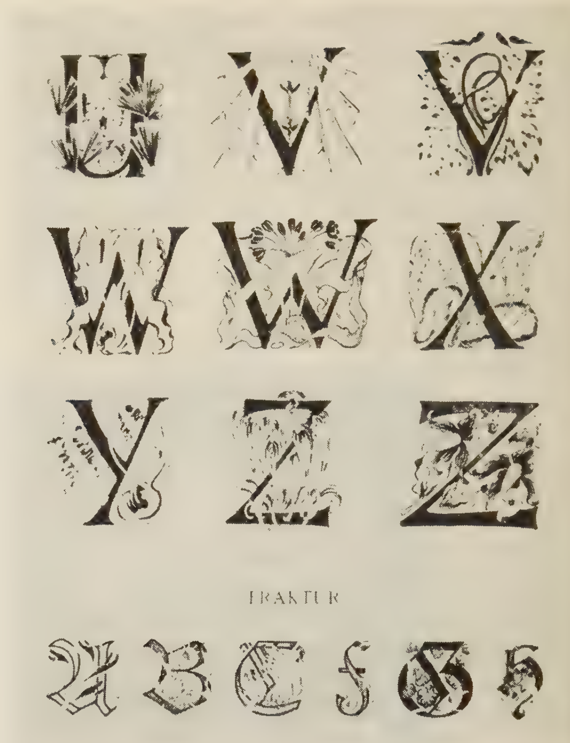


Abb. 68: *O. Eckmann: Initialen für den »PAN« 1896*

Dem japanischen Vorbild entnimmt Eckmann die Pinseltechnik in flächig angelegten, ungebrochenen Farben und die Idee ornamenthaft pflanzlicher und tierischer Formen, die er ganz in seine eigene Welt übersetzt und zur Strenge eines Stiles verdichtet. Das ist der Anfang des »floralen« Jugendstils, der sich von nun an in ständigem Gegensatz zur »abstrakten« Richtung des Belgiers van de Velde befindet[152].

Dies drückt sich immer auch im Buchschmuck aus, der ein Hauptbetätigungsfeld für Eckmann wird. In den folgenden Jahren entstehen Titelblätter, Vignetten und Zierleisten, vor allem für die neuen Zeitschriften »PAN« 1895 und »Jugend« 1896.

Die Gestaltung der Schrift beschäftigt Eckmann gleich von Anfang an (1894) und nimmt im Lauf der Jahre einen immer größeren Raum innerhalb seines Schaffens ein. Bereits der Katalog seiner Versteigerung von 1894 (Abb. 67) ist ein erster Versuch. Die Titelseite des kleinen Heftchens, eine einfache Darstellung mit knappem Text, ist übersichtlich und augenfällig geordnet. Sie ähnelt darin trotz des kleinen Formates einem Plakat.

Rot auf dem schwarzen Grund eines Hochrechtecks erscheinen von links her zwei Reisigbesen, als Symbole des Auskehrens, mit dem Pinsel wie Strahlen eines Bündels flächig und ohne Abschattung skizziert. In vier Zeilen ist der Text *»Zu / meinen / Bildern / OE«* untereinander geordnet. Die erste und die letzte Zeile erscheinen schwarz (positiv) auf den struppigen Reisern, dazwischen rot auf dem noch freien schwarzen Hintergrund die beiden Zeilen *»Meinen / Bildern«*. Darstellung und Schrift sind durch die Aufteilung des Blattes, durch ähnliche Breite und dieselben Farben eng miteinander verbunden. Auch für die Schrift ist der Pinsel als Werkzeug benutzt.

Der Schrift liegen Antiquabuchstaben zugrunde, wobei für Minuskeln teilweise Majuskelformen verwendet werden (M und E). So erinnert bei der Zeile *»Meinen«* das M eher an die Versalform, ist jedoch gleichhoch wie die folgenden Buchstaben, während in der nächsten Zeile *(»Bildern«)* dieselben Buchstaben (N und E) kleiner sind als das Versal B am Anfang des Wortes. Die Ausführung im einzelnen ist entsprechend dem skizzenhaften Charakter des Ganzen wenig sorgfältig. Die Buchstaben sind mit dem Pinsel geschrieben, so daß weiche teigige Formen entstehen.

Auf den Reisern des unteren Besens stehen die ineinander geschobenen Initialen »OE« wieder in schwarzen Antiquaversalien. Beim E setzen die Geraden jeweils breiter an, werden dünner und schwellen wieder an. Der Buchstabe, in seiner Grundform aus starren Senkrechten und Waagerechten bestehend, scheint sich hier in der Fläche auszudehnen.

In dem kurzen Text ist die Schreibweise typisch für den Pinsel. Einen handschriftlichen Eindruck bewirkt vor allem die Uneinheitlichkeit der Buchstaben. Auf ihre Gestalt an sich hat der Künstler keinen besonderen Wert gelegt. Das liegt nur zum Teil an der Tatsache, daß es sich hier um einen skizzenhaften Entwurf handelt. Dem *Maler* Eckmann war die Bedeutung der Buchstabenform noch nicht genügend bewußt.

Aufgaben für Schrift ergeben sich von nun an für Eckmann immer wieder. Er löst sie auf ganz verschiedene Weise.

1896 zeichnet er für den zweiten Jahrgang der Zeitschrift »PAN« ein ganzes Alphabet von Initialen in Antiquaschrift (Abb. 68). Es sind exakt gezeichnete Versalformen der Antiqua, deren

[152] H. van de Velde: Zum Tode Otto Eckmanns; Zeitschr. f. Innendekoration, Bd. XIII, 1902.

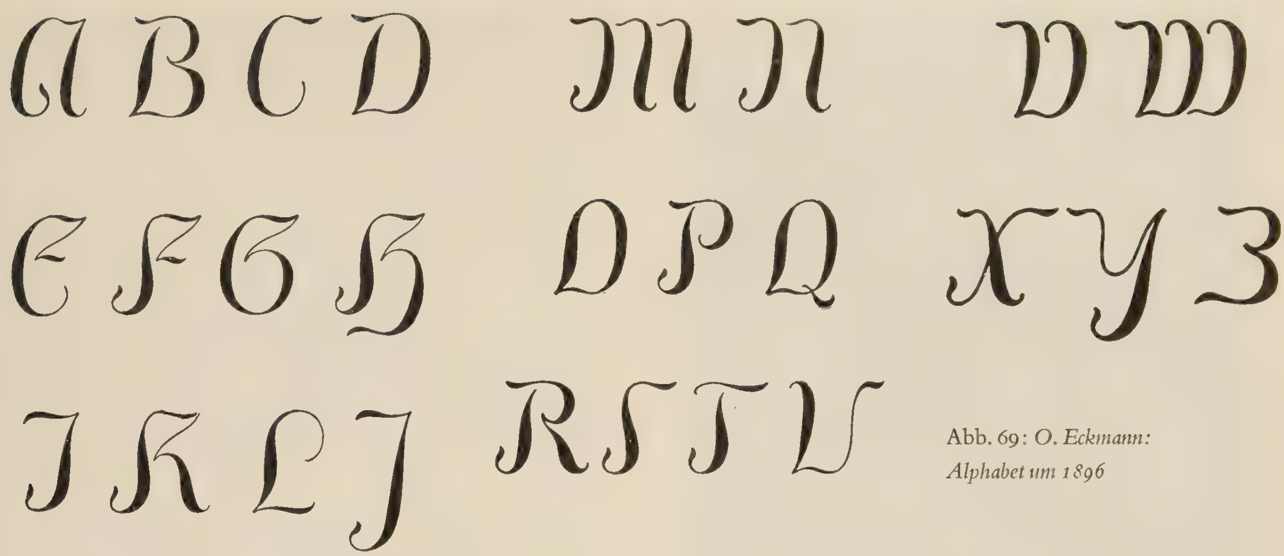


Abb. 69: *O. Eckmann: Alphabet um 1896*

Balken und Bogen mit zarten, gewellten Bändern und rankenden Pflanzenformen hinterlegt sind. Selten überschneiden diese leichten Zierformen die Buchstaben. Einzig in diesem zarten Schmuck ist das Neue, ist Eckmanns eigene Hand zu spüren. Buchstaben und Zierbänder sind zusammengestellt und haben wenig Gemeinsames. Im Grunde gehen sie nicht über den herkömmlichen Initialschmuck hinaus.

Wieweit Eckmann bei diesem Alphabet durch einen vorgeschriebenen Auftrag gebunden war, ist nicht mehr festzustellen. Es ist möglich, daß hier Bedingungen erfüllt werden mußten, um die zurückhaltende, gemessene Linie zu wahren, die den »PAN« im Gegensatz zu anderen Zeitschriften der Zeit von Anfang an auszeichnete.

Vermutlich aus dem gleichen Jahr stammt ein bisher unbekanntes Alphabet, das im Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg aufbewahrt wird[153] (Abb. 69). Es weist Schriftformen auf, die unmittelbar vergleichbar sind mit Eckmanns Titelschrift zum Umschlag »Jugend« 1896, Jahrgang 1, Heft 14[154], wodurch sich die Möglichkeit einer Datierung ergibt. Die mit dem Pinsel geschriebenen Buchstaben gleichen am ehesten einer lateinischen Schreibschrift. Dennoch handelt es sich dabei um eine Fraktur, der lediglich durch weichere Formgebung, durch das sorgfältige Zeichnen mit dem Pinsel, ihr eckiger, gebrochener Charakter genommen ist. Die einzelnen »Balken« dieser Buchstaben sind durch dünne Linien miteinander verbunden, so als wäre der Pinsel beim Absetzen nicht ganz hochgehoben worden. Der horizontale Ansatz der Buchstaben ist immer wellig. Danach setzt sich der Pinselzug in den Bogen fort (beim A, B, C, D und E) oder in den leicht geschwungenen Senkrechten (M, N, V und W), deren ursprünglich gebrochene Form zu einer Linie zusammengezogen wird. Auch die Ausläufer auf der Schriftlinie (beim A, F, H, I, K, M, N und X) sind enge Bogen mit kurzen Schwüngen. Durch den abgewogenen Rhythmus von dünnen und dicken Linien erhält diese Schrift ihren gleichmäßigen, flüssigen Charakter.

Mit ähnlichen Umbildungen von Frakturschriften beschäftigt sich Otto Eckmann in den beiden Zeitungsköpfen für die Weihnachtsbeilage des *»Berliner Lokalanzeigers«*.



Abb. 70: *O. Eckmann: Weihnachtsbeilage des »Berliner Lokal-Anzeiger« 1897*



Abb. 71: *O. Eckmann: Weihnachtsbeilage des »Berliner Lokal-Anzeiger« 1899*

[153] Herrn Dr. Dingelstedt, Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg, danke ich für sein freundliches Entgegenkommen, das gesamte Material über Eckmann durchsehen zu dürfen.

[154] Abb. Arch. f. Buchgewerbe, Bd. 39, 1902, Heft 8; Eckmann-Sonderheft.



Abb. 72: *O. Eckmann: »Die Woche«, Titelseite 1899*

Bei der Ausgabe von 1897 (Abb. 70) ist das Ganze durch einen Rahmen zusammengefaßt: ein teigig fließendes Band, das schmaler und breiter werdend das breite Rechteck in unregelmäßigen Wellenlinien umgibt und je nach Länge der Zeile mehr oder weniger in das Schriftfeld hineinreicht. Rechts und links, von dem Band überschlungen, stehen je zwei überkreuzte Federhalter, links mit einem Dornenkranz, rechts mit einem Kranz aus Blättern. Den Zeilen des Titelstücks liegt die Fraktur des darunterstehenden Drucksatzes zu Grunde, doch wird an den weichen Formen einzelner Buchstaben, wie etwa D *(Die)*, L *(Lokal)* und E *(Eine)* deutlich, daß sie mit dem Pinsel geschrieben sind. Die Schrift hat zwar scharfe Ecken und Brüche, doch ist der Gesamteindruck weicher und voller.

Bei der Ausgabe von 1899 (Abb.71) ist trotz gleicher Vorbedingungen eine ganz neuartige Gestaltung unternommen. Text und Schmuck sind wieder mit dem Pinsel geschrieben. Doch der Text ist knapper, die Schriften sind in der Größe stärker unterschieden und dadurch mehr akzentuiert. Die am größten geschriebenen Worte *»Berliner Lokal-Anzeiger«* sind in eine Zeile, den Satzspiegel voll ausnutzend, geschrieben. Darüber ist in ganz kurzen Zeilen der Text angeordnet: *»Das Jahr 1899 / Weihnachtsbeilage / des«*. Diese obere Hälfte umspannt ein doppelter Bogen. Der innere Teil wird von einem Dornenzweig gebildet, der äußere von einem breiteren, scheinbar flach gedrückten Stengel, der jeweils an seinem unteren Ende auf beiden Seiten umbiegt und sich innen um den Dornenzweig herum nach oben schlingt und in die freien Zwickel breite Blätter entsendet. Sie ergänzen die von den Bögen umspannte Fläche oben zum Rechteck. Die freien Felder zwischen den Bögen sind mit blühendemRankenwerk in dünnen Linien gefüllt. Die Darstellung bleibt ganz in der Fläche, die an- und abschwellenden Züge des Pinsels sind im ungebrochenen Schwarz der Druckfarbe gegeben.

Aber nicht nur in der Gesamtgestaltung, sondern in jedem einzelnen Buchstaben äußert sich Eckmanns Streben zu neuen Formen. »Senkrechte« mit parallelen Haarstrichen (wie beim D) werden zu einer breiten Wellenlinie, die spitz ansetzt, in geschwungener S-Form anschwillt und wieder spitz ausläuft, unten von einer kleinen dreieckigen Form zur Fläche ergänzt. Während das J vom Jahre 1897 noch die gebrochene und abgesetzte Frakturform zeigt, ist das J des Jahres 1899 aus *einem* Pinselzug entstanden. Der Haarstrich ist zu einer kurzen an- und abschwellenden Begleitform geworden. Ähnlich charakteristisch sind die Umbildungen bei dem L. Eine völlig neue Form hat das A erhalten, es erinnert an das Minuskel-A der Fraktur.

Das An- und Abschwellen des Pinsels, das hier besonders in den Versalien zum Ausdruck kommt, gibt der ganzen Schriftseite eine große Lebendigkeit. Alle Buchstaben breiten sich ohne Spitzen und Kanten in der Fläche aus. Sie sind in ganz besonderem Maße in sich ausgewogen. Das J z. B. mit seinem gewellten Querstrich und seiner sich nach unten verbreiternden Schräge, deren kleiner Parallelzug die Innenfläche belebt. Ebenso gilt das für den Buchstaben B mit seinen an- und abschwellenden Bögen, ferner für das L, an dessen geschwungener Senkrechten sich oben ein stark gerundeter Bogen anschließt, der so weit nach rechts greift wie die untere Waagerechte, die ganz plötzlich breit wird. Die bewußte Prägung und die Gewichtigkeit jedes einzelnen Buchstaben eignen sich vorzüglich für eine Überschrift.

Noch im selben Jahr, 1899, erscheint erstmals die Zeitschrift *»Die Woche«* (Abb. 72). Das Titelblatt ist ein Entwurf Otto Eckmanns und bleibt Jahrzehnte unverändert bestehen (Die »Sieben« darauf ist 1924 verschwunden, nur der geschriebene Titel ist geblieben)[155]. Durch die großzügige und einheitliche Anordnung ist ein plakatartiger Eindruck erreicht.

Diese Titelseite schmückt ausschließlich Eckmanns Pinselschrift, keine Darstellung und kein Ornament außer der Zahl Sieben, die ungefähr in der Mitte der Seite ein Drittel der verfügbaren Höhe einnimmt. Sie ist, von Linien umgeben, hochrechteckig gerahmt. Die Zahl selbst – 7 als Zeichen der Woche – ist auf die knappste Grundform zurückgeführt: waagerechter Querbalken und Schräge in einem Zug. Die Ausführung ist freilich zu dick, um wirklich in einem Zug geschrieben zu sein. Aber der Umriß der schwarz gefüllten Fläche vollzieht den Duktus des Pinsels in freier Vergrößerung: Der Querbalken setzt ganz breit an, verjüngt sich, dem nachlassenden Druck des Pinsels entsprechend zur rechten Seite hin und läuft dann in kraftvoller Schwellung in der Schräge aus. Die so entstandene leicht bewegte Kontur wird hervorgehoben durch eine weiße Blendlinie, die sie ungefähr gleichmäßig breit umgibt, und die

[155] J. Rodenberg: In der Schmiede der Schrift; Berlin 1940, S. 40.

die einheitliche Fläche der Zahl abhebt gegen die schwellenden Linien und Zwischenräume, die in dreiwinkliger Schnecke mäanderartig die freigebliebene Fläche des umzogenen Rechtecks füllen.

Die »7« der Woche ist beispielhaft für Eckmanns Flächenkunst: Die Zahl ist klar erkennbar als schwarze Fläche. Sie ist hervorgehoben aus dem Ganzen des Rechtecks durch die Blendlinie und doch wieder hineingenommen in das Spiel der Linien, die füllend und rahmend zusammenwirken.

Ebenso ganz in der Fläche angelegt ist die darüber stehende Titelschrift »*Die Woche*«, in gleichhohen Antiquamajuskeln geschrieben. Losgelöst von den Bindungen einer darunterstehenden Druckschrift, wie vorher beim »Berliner Lokal-Anzeiger 1899«, ist sie wie die »7« Eckmanns eigenste, ganz persönliche Leistung.

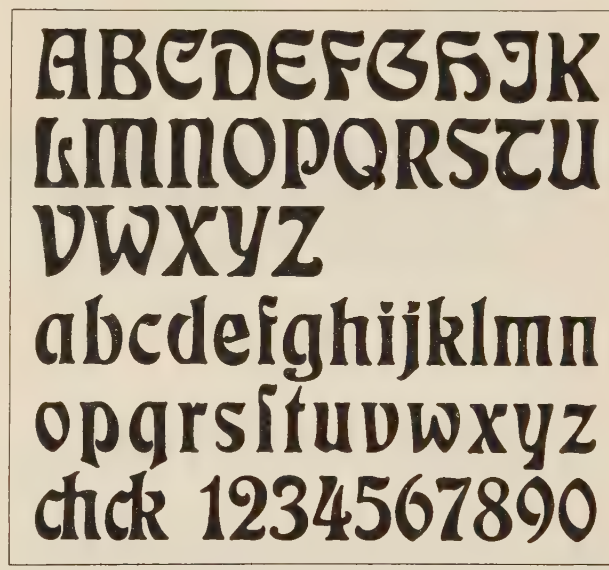
Die Buchstaben erscheinen schlank für eine Antiqua, wodurch eine Straffung aller Einzelformen erreicht wird. Unabhängig von ihrer Stellung im Satzbild werden sie ohne Änderung in gleicher Gestalt und Größe, fast wie druckfähige Typen, wiederholt. Die Bogen (D und E) sind flach, so daß sie wie hier aneinandergerückt wenig Zwischenräume lassen. Das sichert die strenge Geschlossenheit der Schriftzeile, die im einzelnen sparsam bewegt, aus Schwingungen und Bögen zusammengesetzt ist. Auch unterstützen Teilformen, die sich gleichartig in den Buchstaben wiederholen, die Einheitlichkeit der ganzen Zeile. So sind die Senkrechten, die jedesmal breit ansetzen, dann verjüngt in fast unveränderter Strichstärke nach unten laufen und dort wieder breit enden, alle einander ähnlich (D, I und H). Die Form des E findet sich wieder im C. Gerade hier ist ein wesentlicher Unterschied zur Antiqua: E und C sind ganz ähnlich geworden, das E gleicht jetzt eher der Unzialform. Seine obere »Waagerechte« macht eine leichte Schwingung nach unten und biegt dann in den Bogen ein, der »Senkrechte« und »Waagerechte« zusammenfaßt. Man wird an den Katalog von 1894 erinnert, nur ist aus der flüchtigen Pinselform eine wirklich durchgebildete Gestalt geworden. Oberer Querbalken, Bogen und Mittelwaagerechte sind zu einer Ganzheit verschmolzen.

Das W hat Eckmann ganz neu gebildet, indem er die äußeren Schrägen mit einem Querbalken oben verbunden hat. Er gestattet sich damit eine Freiheit gegenüber der traditionellen Form, die das W als Anfangsbuchstaben besonders heraushebt und zugleich die mit der Weite des W für das Auge entstehende Unterbrechung der oberen Zeilenbegrenzung beseitigt. Die Stellung des Buchstaben im Wort, sein Verhältnis zu seinen Nachbarn und die Gesamterscheinung des Wortes an sich, auch seine Beziehung zur ganzen Seite, das sind alles Bedingungen, die in der Schrift dieser Zeit berücksichtigt werden und die alle Jugendstilschriften gemeinsam kennzeichnen.

Hier bei Eckmann tritt das klar hervor. Seine Schriftzeile zeigt darin eine gewisse Vollendung. Die unter der »7« folgenden kleineren Zeilen sind symmetrisch angeordnet. Die erste, ebenfalls in Majuskeln, nimmt die ganze Breite des Satzspiegels ein. Die Buchstaben sind ähnlich wie die oberen, doch sind Schwell- und Haarstriche stärker unterschieden. Die Minuskeln in der nächsten Zeile ähneln wieder den Buchstabenformen des »Berliner Lokal-Anzeiger« 1899. Sie interessieren nur für die Gesamtanordnung der Titelseite.

Die Schrift auf dem Titelblatt der Woche gab Anlaß für ein ganzes Alphabet Eckmanns:

Dr. Karl Klingspor, der Leiter der damaligen Rudhard'schen Schriftgießerei (später Klingspor'sche Schriftgießerei) gab Eckmann diesen Auftrag. Aus dem Titelblatt der »Woche« mit ihrer regelmäßigen und fast wie gesetzt wirkenden Schrift schien ihm eine so ursprünglich schriftkünstlerische Begabung zu sprechen, daß er Eckmann die Aufgabe stellte, ihm die Vorlage für eine Druckschrift zu liefern[156]. Dieser Auftrag brachte Klingspor wie auch Eckmann und dem ausführenden Schriftschneider unendliche Schwierigkeiten. Solch ein Auftrag an



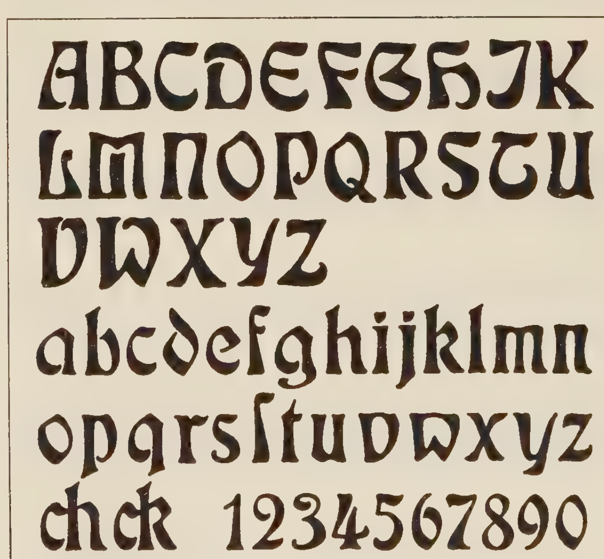


Abb. 73: O. *Eckmann: Entwurf und Ausführung seiner Druckschrift*

[156] K. Klingspor: Über Schönheit von Schrift und Druck; Frankfurt 1949, S. 18.

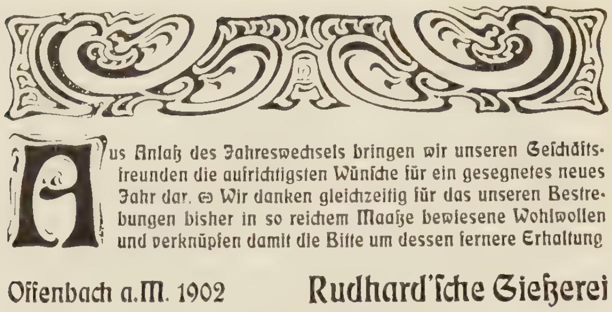


Abb. 74: *O. Eckmann: Druckschrift*

einen fachunkundigen Künstler war ungewöhnlich, denn bisher war es immer Sache der Fachzeichner und Stempelschneider gewesen, neue Schriften zu entwerfen. Es bedurfte Klingspors Weitblick, in dem Auftrag an Eckmann einen Weg einzuschlagen, der von außen gleichsam eine Erneuerung der Druckschrift herbeiführen sollte.

Der Gesamteindruck des Eckmann'schen Entwurfes (Abb. 73) ist ähnlich jenem der Schriftzeile »*Die Woche*«: eine mit dem Pinsel gezeichnete Fraktur, deren einzelne Buchstaben ganz persönliche Gestaltung mit Betonung der Eigenart des Werkzeugs zeigen. Besonders die Versalien erinnern an Pinselschriftformen, die eine gleichgroße Fläche immer wieder auf neue Weise phantasievoll mit Linien füllen. Dabei ist der Pinselduktus deutlicher als zuvor herausgearbeitet: Die Ansätze und Schwellungen treten markanter hervor.

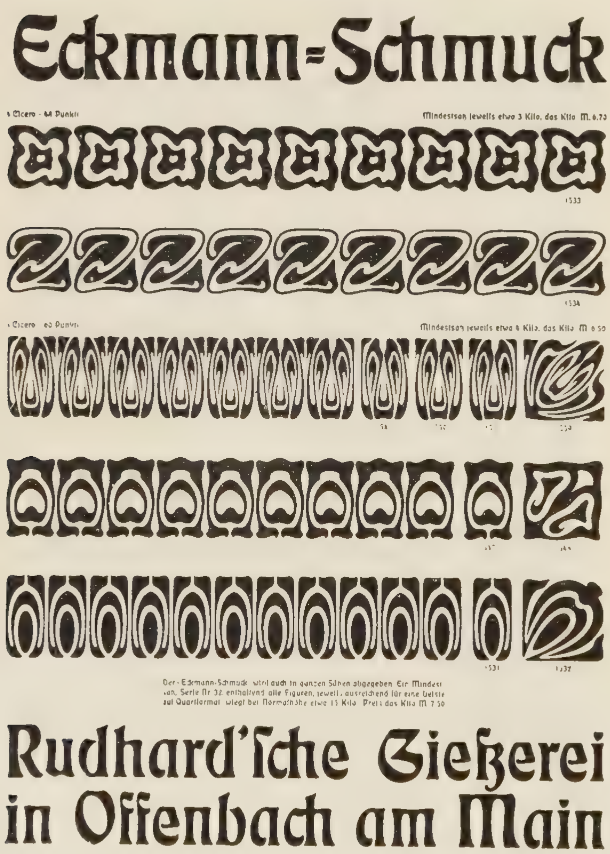


Abb. 75: *O. Eckmann: »Eckmann Schmuck«*

Der Duktus des Werkzeugs bringt an sich schon reichere Formen, aber die Buchstaben werden jetzt ganz betont in ihren Flächen gesehen, denen sie einbeschrieben sind, oder die sie umschreiben. So ergeben sich zusammenhängende Negativformen, die ebenso neuartig sind wie die Buchstaben selbst. Diese Negativformen treten erstmals bei den »weißen Linien« in Eckmanns »7« hervor. Hier nun gehen Senkrechte so in Bogen über, daß die Innenkontur fließend wird und sich blasige Innenformen bilden (A, D, H, L, M, N, P, U). Überhaupt kehren ähnliche Ansätze (C, E, F, G, H, S), Ausläufe (V, W) und Rundungen vielfach wieder, was zur Einheitlichkeit der Schrift beiträgt. (Diese Ähnlichkeit der Einzelformen in den Buchstaben wurde auch schon bei Eckmanns Alphabet von 1896 beobachtet). Auffallend sind die Formen, die Bogen beschreiben, aber mit dem Pinsel nicht glatt durchgezogen sind. so ergibt sich beim Bogen des H, daß die linke (innere) Kontur rund ist, während die rechte (äußere) ähnlich dem H der Fraktur (an das die Grundform auch erinnert) fast gebrochen erscheint. Ähnliche Behandlung erfahren auch S und A. Diese Art der Buchstabenbildung ist nicht durch die Technik des Pinsels zu erklären, sondern Eckmanns eigene Formgebung, die zuerst hier beim Entwurf für die Druckschrift auftaucht. Die Senkrechten (bei F und H z. B.) sind so gebildet, daß sie sich nach unten, dem Druck des Pinsels folgend, verbreitern. Aber die Außenkontur bleibt nahezu senkrecht, während die innere ganz schräg verläuft. Dadurch bekommen die Buchstaben etwas Balancierendes.

Diese Eigenarten lassen bereits ganz neue Buchstabenformen entstehen. Doch oft sind auch die Grundformen an sich verändert. Das M ist in seiner Art ganz ohne Vorbild. Ähnlich dem Antiqua-M, aber mit sehr flachen Innenschrägen, ist seine linke Senkrechte unten mit einer mittleren verbunden, die beinahe bis an die Spitze der zusammenlaufenden Schrägen reicht.

Auch in den Minuskeln kommt Eckmanns Gestaltungsweise ähnlich zum Ausdruck. Doch sind hier mehr die herkömmlichen Formen zu finden in einer eigenen Verschmelzung von Antiqua und Fraktur.

Der Entwurf Eckmanns erfuhr bei seiner Ausführung als Druckschrift einige Änderungen. Technische Bedingungen beim Schriftschnitt, Forderungen für die Lesbarkeit und das Zusammenpassen der Buchstaben in den verschiedensten Kombinationen mögen für die Änderungen bestimmend gewesen sein. Der Pinselcharakter und die meisten Buchstabenformen sind nahezu unverändert geblieben. Doch ist die ganze Schrift jetzt kräftiger und gleichmäßiger.

Die anfangs dünnen Ansätze sind dicker geworden. Dadurch ergeben sich glattere Innenflächen (O und Q). M, N und U sind einander angeglichen. V und W sind nun auch in sich symmetrischer, indem die im Entwurf noch senkrechten Balken rechts durch Schrägen ersetzt wurden. Bei den Minuskeln sind diese beiden Buchstaben (v und w) nicht mehr oben geschlossen wie im Entwurf. Alle Formen sind um weniges fester, so auch die blasigen Innenflächen.

Trotz aller technischen Änderungen ist die handschriftliche Gestaltung der Schrift in hervorragendem Maße erhalten geblieben. Wie außergewöhnlich sie daher innerhalb der sonst bekannten Druckschriften sein mußte, war Eckmann durchaus

bewußt. Die Äußerungen, die er dem Erscheinen seiner Schrift beifügt, seien hier angeführt: »Es wird gesagt, daß die Schrift den Handschriftcharakter der früheren Bücher haben müsse, wie sie die Zeit vor der Erfindung der Buchdruckerkunst überbrachte. Warum? Zunächst ahmte der Stempelschneider wohl die Schriftformen nach. Wir haben jetzt viereinhalb Jahrhunderte Zeit gehabt, über die Sache nachzudenken, und müssen zu dem Ergebnis kommen, daß eine solche Regel bei unserer heutigen Herstellung unnötige Hemmung der künstlerischen Gestaltung einer Schrift mit sich bringt, ohne daß das Befolgen derselben irgendeinen Gegenwert bietet. Diesen Hemmschuh verlangt die Praxis keineswegs. Ein Fortschritt liegt nur in freier künstlerischer Gestaltung im Rahmen dessen, was Praxis erheischt. Diese verlangt Leserlichkeit und Schönheit. Eine künstlerische Schrift wird ausgleichen und Formen suchen, welche dem Auge feineren ornamentalen Reiz darbieten, ohne an Dogmen zu binden. Unsere Lettern werden geschnitten und nicht geschrieben. Für die künstlerische Arbeit, welche als Muster dient, ist es durchaus gleichgültig, ob sie mit Hilfe der Feder oder des Pinsels hergestellt ist. Die Schwellung oder die sorgsame Minderung einer Kurve bedürfen so eingehender Behandlung, daß von einem flotten Hinschreiben der Lettern gar keine Rede ist. Warum soll man also ohne Grund den anderen etwas vorgaukeln?«[157]



Abb. 76: O. *Eckmann*: *Druckschrift*

Die Bindungen einer Druckschrift liegen für Eckmann also nicht in der Technik des Schreibens, sondern es sind allein Schönheit und Leserlichkeit, die er als Forderungen für eine Schrift anerkennt. Bei ihrer Erfüllung geht er in völlig freier Weise, ohne Anlehnung an die hergebrachte Type vor. Sein Ziel, einen »feineren ornamentalen Reiz« darzubieten, ist ihm in seiner Schrift entschieden gelungen.

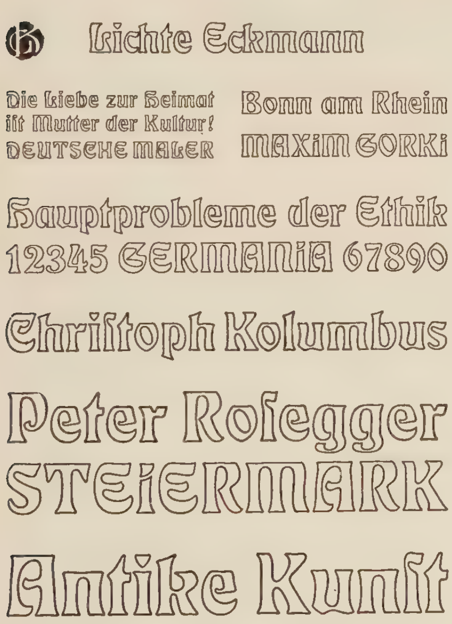


Abb. 77: O. *Eckmann*: *»Lichte Eckmann« (Druckschrift) 1901*

Wie außergewöhnlich das Erscheinen einer solchen Schrift war, die als Druckschrift natürlich eine große Verbreitung fand, zeigen auch die Äußerungen der Zeitgenossen. Immerhin findet die »Eckmann« fast durchweg begeisterte Aufnahme[158].

In der Fachwelt ist das Erscheinen der »Eckmann« ein Wendepunkt in der Schriftentwicklung[159]. Von nun ab werden immer wieder Künstler für Entwürfe von Druckschriften herangezogen, ein Weg, der von Klingspor und Eckmann gewiesen, zu ganz neuen Lösungen führen sollte. Die Möglichkeit der Schaffung einer ausgesprochenen »Künstlerschrift« auch für den Druck folgt aus den Zielen der Stilbewegung, die *ganze* Kunst, auch das Kunstgewerbe, in ihren Wirkungsbereich mit einzubeziehen[160]. Dabei war die Schrift ein Teil-

[157] Th. Goebel: Die graphischen Künste der Gegenwart; Stuttgart 1902.

[158] O. Grautoff: Die Entwicklung der modernen Buchkunst in Deutschland; Leipzig 1901, S. 196. J. A. Lux: Das neue Kunstgewerbe... a.a.O. S. 232. R. Kautzsch: Die neue Buchkunst; Leipzig 1902, S. 130. J. Leubier: Die neue Buchkunst; Stuttgart 1921, S. 145. G. Kühl: Zur Psychologie der Schrift (Rudhard'sche Gießerei); Weltausstellung 1904.

[159] A. Windisch: Hymnus auf die Drucktype; Gutenberg-Jahrbuch 1925, S. 5. F. H. Ehmke: 25 Jahre deutscher Buchkunst; Leipzig 1915 (7. Vitrine). K. Brandi: Unsere Schrift; Göttingen 1911, S. 62. O. Mascha: Österreichische Plakatkunst; 1914. P. Ruben: Die Reklame, ihre Kunst und Wissenschaft; Berlin 1913, S. 232.

[160] Dieses besondere Verdienst um den Ausdruck d. deutschen Stilbewegung überhaupt würdigt Schmalenbach in seiner Charakterisierung der Eckmann-Schrift, die er in seinem Buch »Jugendstil« (S. 28) gibt: »Im Zweidimensionalen illustriert wohl am schönsten das abwägende doppelte Gestalten des Raumes die Schrift, die Otto Eckmann in ›jahrelanger Arbeit‹ für die Rudhard'sche Gießerei entwarf, welche die neue Type 1900 herausbrachte. Die Eckmann illustriert diese Eigenheit des Jugendstils so gut, weil sie überhaupt seinen Stilwillen fast nackt verkörpert. Sie gehört wie des gleichen Künstlers Umschlag zur ›Woche‹ (mit der 7) zu den populärsten Schöpfungen des Stils, sie hatte unzählige Nachahmungen zur Folge, sie überlebt ihn jahrzehntelang, sie darf vielleicht als klassische Leistung des Jugendstils in der Fläche angesprochen
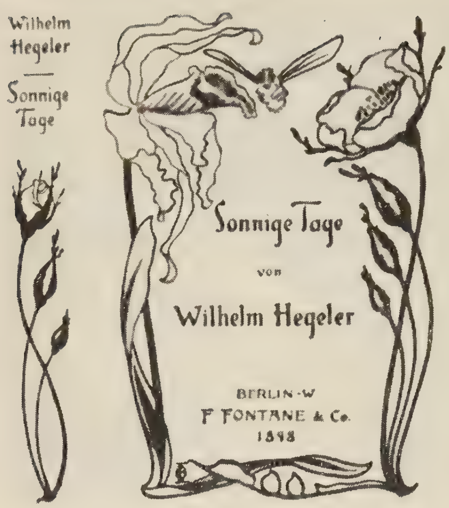


Abb. 78: *O. Eckmann: Titelblatt »Sonnige Tage« 1898*

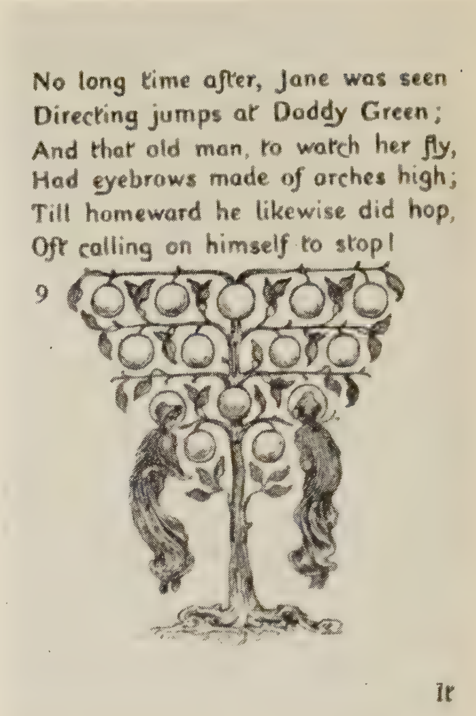


Abb. 79: *L. Housman: Buchseite 1892*

gebiet, das immer mehr zum Mittelpunkt im Werk einiger Künstler wurde. Eckmann, unter ihnen wohl der bedeutendste in der deutschen Stilbewegung, war auch derjenige, der die neuen Bestrebungen in einzelnen Buchstaben, ja sogar in den Typen der Druckschrift verwirklichte.

Zu seiner Type hat Eckmann noch Kopfstücke und Randleisten entworfen, die wie die Schrift geschnitten wurden und als »Eckmann-Schmuck« bestellt werden konnten (Abb. 74 bis 76). Es war dies eine Möglichkeit, Type u. Schmuck einheitlich zu verwenden.

Als Abwandlung der bisherigen Type entsteht im folgenden Jahr (1901) die »Lichte Eckmann« (Abb. 77). Dieselben Schriftformen sind hierbei – wohl angeregt durch das Beispiel des französischen und belgischen Jugendstils (vgl. Toulouse-Lautrec) – nur in der Kontur gegeben, eine Idee, durch die die eigenwilligen Umrißformen der Schrift noch stärker hervortreten.

Wegen ihres dekorativen Charakters, der besonders in kurzen Texten und Schlagzeilen zu Ausdruck und Wirkung kommt, wurde die »Eckmann« zunehmend als Reklame- und Plakatschrift verwendet.

In diesen Jahren der Entwicklung zur Druckschrift entstehen viele Anzeigen für Firmen (z. B. »AEG« oder »Tapetenfabrik Engelhard«, Abb. siehe Klingspor, S. 11[161]), die in der Buchstabenbildung sehr verwandt sind. Auch das Titelblatt zu Sudermanns »Johannes« (Abb. Klingspor, S. 12) ist unmittelbar damit zu vergleichen.

Ganz anders ist eine Schrift, die schon 1898 entstanden ist: das Titelblatt zu Wilhelm Hegelers *»Sonnige Tage«* (Abb. 78). Der Text *»Sonnige Tage / von / Wilhelm Hegeler / Berlin / Fontane & Co. 1898«* ist in sechs Zeilen untereinander angeordnet, rechts und links gerahmt von zwei Blütenstengeln. Wohl auch mit dem Pinsel geschrieben, schließen sich bei dieser Antiqua Versalien und Gemeine in den Zeilen eng zusammen. Der Strich des Pinsels bleibt nahezu gleich breit und läßt dadurch die Zeilen gleichmäßig aufgeteilt erscheinen. Die Versalien sowie die Ober- und Unterlängen der Gemeinen ragen stark aus den Zeilen hervor und sind in ihren »Geraden« ein wenig geschwungen. Alle Ansätze (S und T) und Endungen (g) bilden ein kleines Häkchen.

Dieser Titel ist einer Schriftseite von Lawrence Housman (1892) vergleichbar (Abb. 79). Manche Eigenheiten dieser Schrift liegen dort bereits vor, z. B. der Schwung, mit dem die Unter- und Oberlängen ansetzen und auslaufen (f und g), ebenso wie die eng gesetzten, gleichmäßigen Zeilen.

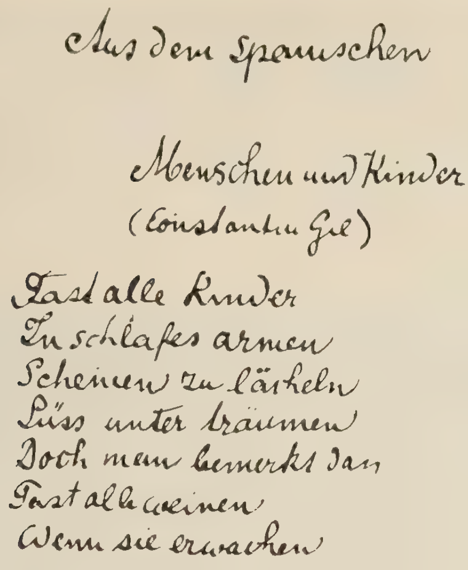
Es ist möglich, daß Eckmann von dieser Schrift, die 1892 entstanden ist, angeregt wurde, besonders da die Titelseite Eckmanns mit dieser Schrift von allen seinen anderen Schriften grundlegend verschieden ist. Englische Buchkunst war Eckmann sicher bekannt, wenn auch seine übrigen Schriften davon unbeeinflußt geblieben sind[162].

Es ist eine Fülle von Schriftentwürfen, die Eckmann in der kurzen Zeit seiner Tätigkeit für das Kunstgewerbe von 1894 bis zu seinem Tode 1902 geschaffen hat. Dabei kommt er von den mehr zufälligen Pinselformen im Katalog von 1894 zu wirklich durchgebildeten Pinselschriften, von einzelnen Worten auf Buchtiteln zu Musteralphabeten. Losgelöst aus dem Ganzen des Wortzusammenhanges hat dabei jeder Buchstabe seine eigene Gestaltung erfahren, so daß Eckmann als erster Künstler des Jugendstils überhaupt in der Lage war, die neue Buchstabengestaltung auch für die Druckschrift fruchtbar zu machen. Darin liegt sein großes Verdienst.

werden... Die Wirksamkeit der Eckmannschrift, die sie besonders für Akzidenzen empfahl, beruht nicht zuletzt auf einem Ausdruck erregender Spannung, der an ihr haften geblieben ist, von der Bemühung, die schwungvolle Biegung der Umrisse mit der Gestalt des Buchstabenkörpers sowohl wie der des Grundes in Einklang zu bringen und die Flächenausschnitte gegeneinander auszubalancieren«.

[161] K. Klingspor: Über Schönheit von Schrift ... a.a.O. S. 11.

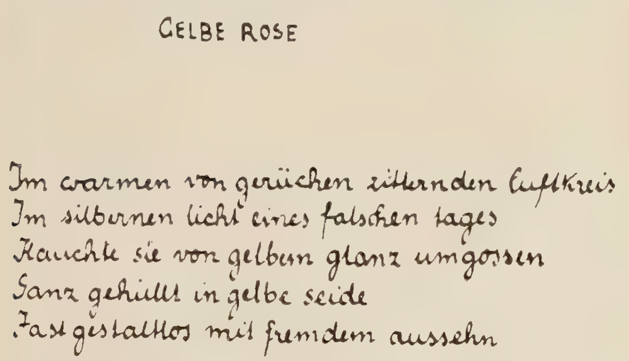
[162] Wie überhaupt englischer Jugendstil Eckmann bekannt gewesen sein muß, beweist die bisher nicht beobachtete Übereinstimmung von Eckmanns berühmtem »Schwanenteppich« (Abb. Ahlers-Hestermann: Stilwende, S. 65) mit dem Entwurf von M. Macdonald »The Story of the River« (Abb. 31) in ihrer eigentümlichen Perspektive, der Anordnung des Flusses und den gleichmäßig in die Fläche gesetzten Bäumen.


Aus dem Spanischen

Menschen und Kinder
(Constantin Gil)

Fast alle Kinder
In schlafes armen
Scheinen zu lächeln
Süss unter träumen
Doch man bemerkt das
Fast alle weinen
Wenn sie erwachen

Abb. 80: *St. George: Handschrift 1888*


GELBE ROSE

Im warmen von gerüchen zitternden luftkreis
Im silbernen licht eines falschen tages
Hauchte sie von gelbem glanz umgossen
Ganz gehüllt in gelbe seide
Fast gestaltlos mit fremdem aussehn

Abb. 81: *St. George: Handschrift 1889*

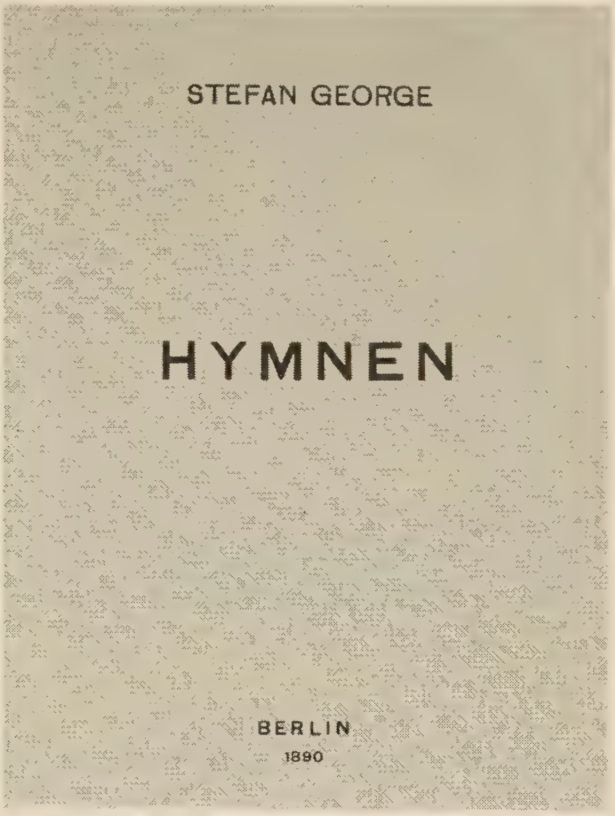
2. Stefan George

Der Dichter Stefan George (1868–1933) beschäftigt sich – im Anfang unabhängig von den bildenden Künstlern seiner Zeit – mit Schriftgestaltung. Auch bei ihm führen diese Bestrebungen zu einer neuen Druckschrift.

Schon in frühen Jahren zeigt er ein ganz besonderes Verhältnis zur Schrift. Die vollendete Einheit von Inhalt und Form des Kunstwerks sucht er nicht nur im Dichterischen selbst, sondern auch in der äußeren Form der Niederschrift seiner Gedichte zu erreichen. Zu diesem Zweck entwickelt er seine eigene, sehr charakteristische Handschrift, die er später in druckfähige Typen überträgt.

George schreibt schon als Vierzehnjähriger zwei Petrarca-Sonette in Lateinschrift ab und versieht sie mit rotem Titel und Randlinie[163]. In den folgenden Niederschriften von eigenen Gedichten oder Übertragungen wird sein Sinn für Schriftgestaltung und gute Anordnung der Zeile noch deutlicher. In den ersten Gedichten und Übertragungen sind die Anfangsbuchstaben der Hauptwörter bereits klein geschrieben, was den

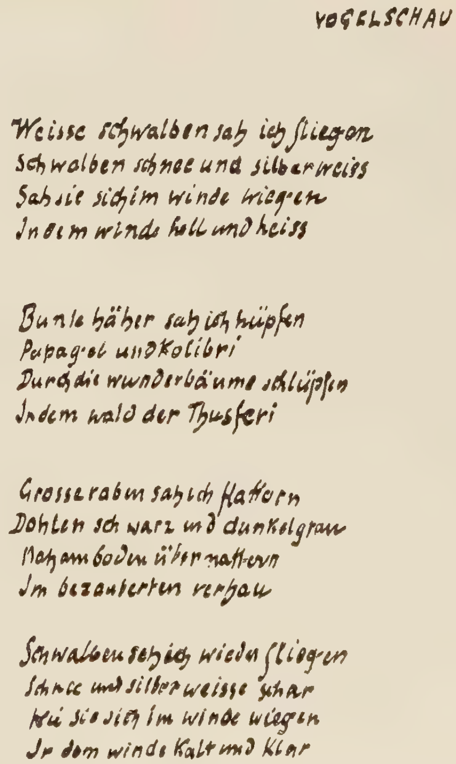
[163] Abb. George Ges. Ausg. Bd. 1, Anhang.


STEFAN GEORGE

HYMNEN

BERLIN
1890

Abb. 82: *St. George: Titelseite »Hymnen« 1890*


VOGELSCHAU

Weisse schwalben sah ich fliegen
Schwalben schnee und silberweiss
Sah sie sich im winde wiegen
In dem winde hell und heiss

Bunte häher sah ich hüpfen
Papagei und kolibri
Durch die wunderbäume schlüpfen
In dem wald der Thusferi

Grosse raben sah ich flattern
Dohlen schwarz und dunkelgrau
Nah am boden über mattern
Im bezauberten verhau

Schwalben seh ich wieder fliegen
Schnee und silberweisse schar
Wie sie sich im winde wiegen
In dem winde kalt und klar

Abb. 83: *St. George: Handschrift 1892*

NACH DER LESE

Komm in den totgesagten park und schau:
Der schimmer ferner lächelnder gestade
Der reinen wolken unverhofftes blau
Erhellt die weiher und die bunten pfade

Dort nimm das tiefe gelb das weiche grau
Von birken und von buchs · der wind ist lau
Die späten rosen welkten noch nicht ganz
Erlese küsse sie und flicht den kranz

Vergiss auch diese lezten astern nicht
Den purpur um die ranken wilder reben
Und auch was übrig blieb von grünem leben
Verwinde leicht im herbstlichen gesicht.

Jhr rufe junger jahre die befahlen
Nach IHR zu suchen unter diesen zweigen
Ich muss vor euch die stirn verneinend neigen
Denn meine liebe schläft im land der strahlen

Abb. 84: *St. George: Handschrift aus »Jahr der Seele« 1897*

Teure freunde: da meine anwesen
heit in Berlin bald nötig wird
wollte ich dieser tage abreisen.
meinen gewohnten zwischen-aufent
halt nehmen und erst mit Jhnen

Abb. 85: *St. George: Handschrift 1903*

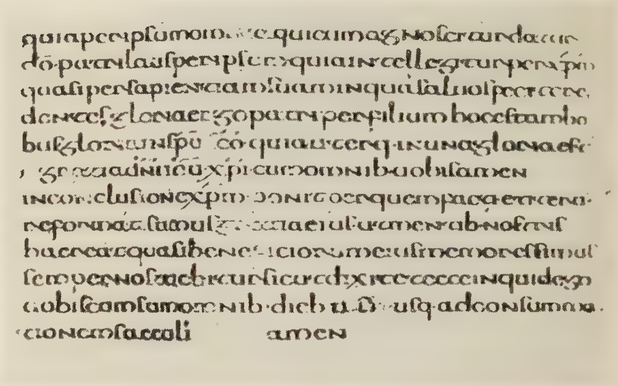


Abb. 86: *Halbunziale aus dem 6. Jahrhundert*

81379 a cps 10 kl. Bild ca. 6 kg 140 a 40 A Sign. 82

Contrairement à tant d'autres procédés, dont
on ne peut espérer que des interprétations
ou des traductions imparfaites, la phototypie
passe, à bon droit, pour reproduire l'original
VINS EN GROS JEAN CHEVRIER · REIMS

81380 cps 10 Min. ca. 6 kg 130 a 38 A

Nur zum vorübergehenden Besuch ist der
Mensch in dem Yellowstone-Park geduldet,
der ihm lediglich in den drei Monaten des
DIE WUNDER DES NATIONALPARKS

Abb. 87: *Probe der »Berthold Akzidenz Grotesk«*

gleichmäßigen Eindruck der Zeilen erhöht. Das mag ursprünglich durch das Übersetzen aus fremden Sprachen veranlaßt sein, wird später aber fest begründet, weil George die barocke Gewohnheit, alle Hauptwörter groß zu schreiben, wieder fallen lassen wollte[164].

Georges eigene Handschrift ändert sich in diesen Jahren der Entwicklung (bis 1892) wesentlich. Aus den flüchtigen, unruhig wirkenden Formen werden eng aneinander gereihte Buchstabenfolgen in gleichmäßiger Höhe mit festem Duktus (Abb. 80 und 81). Sie schließen sich zu Zeilen in prägnantem Satzbild zusammen.

Die erste Ausgabe seiner »*Hymnen*« (erschienen 1890) beweist Georges eigene Gestaltung auch bei der Drucklegung (Abb. 82). Das Titelblatt auf leicht gelb getöntem Papier besteht aus drei Zeilen Versalien einer Groteskschrift: »*Stefan George / Hymnen / Berlin / 1890*«. Die Bedeutung der Schriftzeilen ist allein in ihrer Größe ausgedrückt. In der gleichmäßig starken Grotesk tritt die Grundform ganz rein hervor. Die klare Anordnung mit dem knappen Text unterstreicht diesen Eindruck.

Ein solches Titelblatt ist in dieser schlichten, wohlausgewogenen Anordnung mit einer ebenso einfachen und klaren Schrift im Jahre 1890 ohne Vorbild[165]. Alles Beiwerk ist fortgelassen,

Lieder wie ich gern sie sänge
Darf ich freunde! noch nicht singen ·
Nur dies flüchtige gedränge
Scheuer reime will gelingen.

Hinter reben oder hinter
Stillen mauern zu kredenzen
Zur erheitrung weisser winter
Und zum trost in fahlen lenzen.

Was ich nach den harten fehden
In den schooss des friedens bette
Und aus reicher jugend eden
In das leben über-rette.

Abb. 88: *St. George Druckschrift*

[164] F. Wolters: Stefan George und die Blätter für die Kunst; Berlin 1930, S. 144.

[165] F. Wolters: Stefan George ... a.a.O. S. 146.

die Schrift wirkt nur mit dem Eigenwert ihrer einfachsten Formen. Hofmannsthal schreibt darüber: »Ich bin nicht sicher, ob er mir damals schon den Druck der *Hymnen* und *Pilgerfahrten* zeigte oder nur das Papier, welches er erworben hatte, und eine Druckprobe. Von diesem scheinbar Äußerlichen, auch von der Schrift, sprach er mit einem imponierenden Ernst, den ich sofort verstand«[166].

Georges eigene Handschrift erreicht im Gedicht »*Vogelschau*« (1892 Algabal) eine neue Stufe (Abb. 83). Er schreibt in Antiquaminuskeln und trennt damit erstmals auch in der Handschrift die Buchstaben voneinander. Dabei werden die Eigenarten der Buchstabenbildung aus seiner früheren, gebundenen Handschrift übernommen. Dieses Prinzip der Trennung findet sich 1897 ganz konsequent und ohne Ausnahme verwirklicht. George schreibt von nun an ausschließlich in der Weise, wie es eine Seite des handgeschriebenen Gedichtes »*Nach der Lese*« als Beispiel zeigt (Abb. 84).

Es ist eine Federschrift, die mit Ausnahme der Zeilenanfänge nur aus Minuskeln besteht. Der Titel »*Nach der Lese*« und vier Strophen stehen untereinander. Die drei ersten erscheinen in gleichem Abstand voneinander, die letzte aber läßt einen breiteren Zwischenraum entsprechend dem vergrößerten Abstand zwischen Titel und erster Strophe. Titel und Zeilenanfänge sind in Versalien geschrieben, die Buchstaben einzeln aneinandergereiht. Ihre breiten Formen treten nun in starken Gegensatz zu den steilen Buchstaben der ursprünglichen Handschrift. Einzelne sind dabei verändert: Das k gleicht mit seiner Senkrechten und den in der Mittelhöhe zusammenlaufenden Schrägen mehr der Versalform. Das h (er*h*ellt – wei*h*er) wird unterschiedlich gebildet: einmal mit seinem Bogen auf der Schriftlinie aufhörend, dann wieder nach unten verlängert. Ganz neu ist das e, das hier die Unzialform angenommen hat. Seine offene Form ist besonders bestimmend für den neuartigen Charakter der George'schen Schrift.

Schreibweise und Form sind bei ihm von eigenster Ausdruckskraft. Er benutzt ausschließlich die Feder als Werkzeug, sie wird fast waagerecht gehalten. Die Buchstabenformen folgen knapp und einfach mit breiten Senkrechten und dünnen Waagerechten dem Duktus der Feder. Ein Brief von 1903 (Abb. 85)[167] zeigt gegenüber der Schrift von 1897 in den Einzelformen einige Änderungen: hier fallen bei bestimmten Buchstaben die Ober- oder Unterlängen fort. Das f reicht nur bis zur Schriftlinie und hat einen kurzen Querstrich nach rechts. Beim k fehlt die Oberlänge, ebenso beim t, dessen Senkrechte gebogen ist. Die kurzen Buchstaben, die in ähnlicher Weise in der Halbunziale auftreten, tragen wesentlich zu dem gestrafften, ganz eigenen Schriftbild bei.

Ein ähnliches Schriftbild weist die Halbunziale aus dem 6. Jahrhundert auf (Abb. 86). Auch hier stehen runde, festgebaute Minuskeln nebeneinander und bilden gleichmäßige Zeilen, die nur selten von Ober- oder Unterlängen durchstoßen werden.

[166] R. Böhringer: Mein Bild von Stefan George; München 1951, S. 210, Brief an Walter Brecht.

[167] S. Lepsius: Stefan George, Geschichte einer Freundschaft; Berlin 1935, Faksimile Nr. 8.

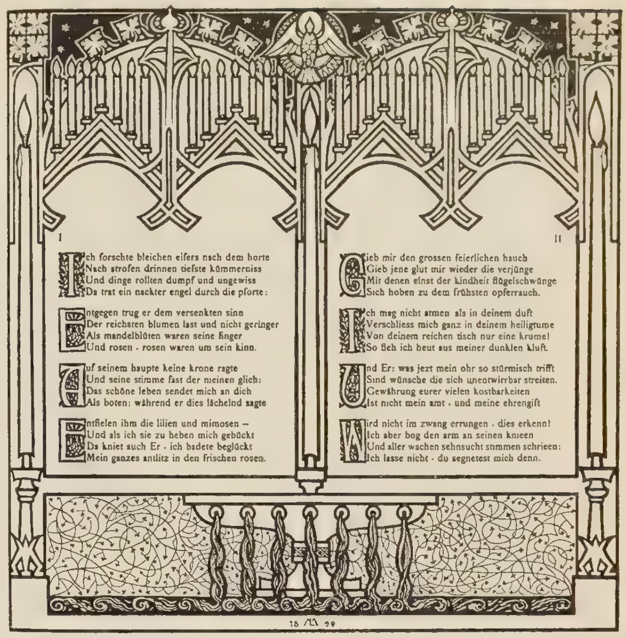


Abb. 89: *M. Lechter: »Teppich des Lebens« 1899*

Auch hier wird die Feder flach gehalten. Im einzelnen findet sich die seltene Form des kurzen t wieder, während das e in der Halbunziale bereits geschlossen ist.

Eine Folge von Georges graphischem Bemühen ist der Entwurf von Typen für eine eigene Druckschrift. Ausgehend von der »Berthold Akzidenz Grotesk« (Abb. 87) wird diese »Stefan George-Schrift« (»St. G. Schrift«) in vier Abschnitten im wesentlichen von 1903 bis 1908 entwickelt, wobei einzelne Typen durch »Sonderfiguren« – von Melchior Lechter gezeichnet – ersetzt werden (Abb. 88)[168]. Wieder nimmt George wie bei seinem ersten Druck *(Hymnen 1890)* die gleichmäßig breiten Buchstaben einer Grotesk als Grundlage. Alle Änderungen an den Minuskeln tragen die in der Handschrift schon charakteristischen Eigenarten auch in die Druckschrift hinein (k, t, f, a, e und w). Bei den Majuskeln finden sich Eigenformen von M. Lechters Schrift. Es bestand gerade in diesen Jahren eine enge Verbindung zwischen George und Lechter, die Georges Druckwerke beeinflußt, und auf die unten noch näher eingegangen wird. Der Hauptakzent in dieser Schrift liegt trotzdem in Georges eigenen Formen, in seinen Minuskeln. »Sein Ziel war, durch die fast ungemindert gleichmäßige Stärke des Strichs mit den geringen Ab- und Anschwellungen eine vermehrte Wucht der Kleinbuchstaben zu erreichen, dabei die Stärke aber zugleich so maßvoll und biegsam zu halten, daß die enge Zurichtung der Buchstaben zum Wortbild, der enge Anschluß zur Bildung einer dichten Zeile und die feste Fügung der Zeilen zum geschlossenen Block möglich blieb. Es liegt darin das für jedes künstlerische Verhältnis wichtigste Streben nach einem Gleichgewicht von Vereinzelung und Verbindung«[169].

[168] Brief von H. Küpper (Verlag, vormals Bondi) 23. 2. 1953.

[169] F. Wolters: Stefan George ... a.a.O. S. 147.

George erwähnt auch selbst seine Schrift in einem Brief an Hofmannsthal am 3. 10. 1904: »Ich sende hier neue Proben des Einbandes sowie der Schrift (meiner eigenen, an deren Besserung ich schon lange arbeite), ich glaube, daß sie Ihnen gefallen wird. Sie sehen, daß sie meiner Handschrift angeglichen ist: jedenfalls ein guter Weg, nachdem alle neueren Zeichner von Buchstaben die bereits bestehenden mit irgendeinem Schnörkel versehen, um so vom alten loszukommen«. Und Hofmannsthal antwortet darauf: »Die Schrift scheint mir überaus schön, durch Zusammenhang mit ihrer lebendigen ist sie mir aufregend und bedeutend«[170].

Es wurde schon mehrfach erwähnt, daß Künstler der Stilbewegung innerhalb eines graphischen Entwurfes zuweilen ihre eigene Handschrift benutzten (vgl. S. 763). Immer wieder werden in dieser Zeit Schriftseiten mit der Hand geschrieben. Ab 1895 erscheinen auch solche im »PAN« von F. Khnopff, C. Flaischlen, Otto Eckmann und E. R. Weiß. Dabei wird gerade die persönliche Schreibweise hervorgehoben. Die Umformungen, die jede Handschrift erfährt, geben ihr einen eigenen Ausdruck. In den aus dem persönlichen Duktus entwickelten Künstlerschriften ist dieser eigene Ausdruck erhalten und in der neuen Form in die Einheit des Gesamtkunstwerkes aufgenommen.

Stefan Georges Schriftentwicklung fällt gerade in *die* Zeit, in der in Deutschland eine lebhafte künstlerische Tätigkeit auch die Schrift mit einschließt. Seine Beziehungen zu Dichtern in ganz Europa führen ihn auch mit bildenden Künstlern zusammen. Freundschaften verbinden ihn mit einzelnen. Die »Blätter für die Kunst«, die er 1892 mit C. A. Klein gegründet, werden in der 2. Folge 1893 auch auf die bildende Kunst erweitert[171]. 1894/95 traf er mit Künstlern zusammen, die besonders auch Buchschmuck und Schrift pflegten: Th. Th. Heine, Otto Eckmann, Fernand Khnopff. Auch mit den Künstlern der »XX« und »Art Moderne« stand er in Verbindung[172]. Jan Toorop gehört zu seinen Freunden. 1895 lernt er Melchior Lechter kennen, mit dem ihn eine besonders enge Freundschaft Jahre hindurch verbinden sollte.



Abb. 90: *M. Lechter: Morgen-Traum-Gluthen 1891*

Die gleichzeitige Tätigkeit der genannten Künstler, die alle die Schrift in ihr eigenes Gestalten einbezogen, mag für George eine Bestätigung gewesen sein, seine eigene Weise des Ausdrucks auch in der Schrift deutlich hervorzubringen. In diesem Zusammenhang ist Stefan Georges Schrift zu den Schriften des Jugendstils zu rechnen. Sie reicht zeitlich darüber hinaus und ist als Schrift eines Dichters einmalig.

3. Melchior Lechter

Melchior Lechter gehört seit seinem Zusammentreffen mit Stefan George zu dessen engem Freundeskreis. Ein ganzes Jahrzehnt (1897-1907) überläßt ihm der Dichter die Ausstattung seiner Bücher.

Der Künstler (1865 in Münster geboren) ist ursprünglich Glasmaler und betätigt sich später auch auf verschiedenen Gebieten des Kunstgewerbes[173].

Seine buchkünstlerische Tätigkeit beginnt Lechter 1897 mit der Herausgabe von Georges »Jahr der Seele«. Er schließt sich dabei eng an die Buchkunst William Morris' an. Die Forderungen, die Morris für die Ausstattung des Buches aufstellt, werden auch seine Ziele[174]. So achtet er auf das Material, die gediegene handwerkliche Ausführung, eine kräftige Type und den Druck. Er verwirklicht damit die Ideen von Morris erstmals in Deutschland[175]. Auch die vollständige Füllung einer ganzen Seite mit Schrift und Schmuck (*»Teppich des Lebens«* 1899, Abb. 89), die Schriftleisten, die eine Darstellung rahmen (*»Schatz der Armen«* Abb. 93), erinnern in ihrem Aufbau an die Buchkunst des Engländers.

Die Behandlung der Buchstaben selbst ist jedoch nicht im Sinne Morris'. Lechter benutzt Antiquamajuskeln, deren Form



Abb. 91: *M. Lechter: Glasgemälde 1895*

[170] Briefwechsel Stefan George – Hugo von Hofmannsthal; herausgegeben von R. Böhringer; Berlin 1938, S. 219.

[171] F. Wolters: Stefan George ... a.a.O. S. 78.

[172] F. Wolters: Stefan George ... a.a.O. S. 86.

[173] G. Fuchs: Melchior Lechter; DK u. D, Bd. 1, 1897, S. 161.

[174] R. Kautzsch: Die neue Buchkunst ... a.a.O. S. 112.

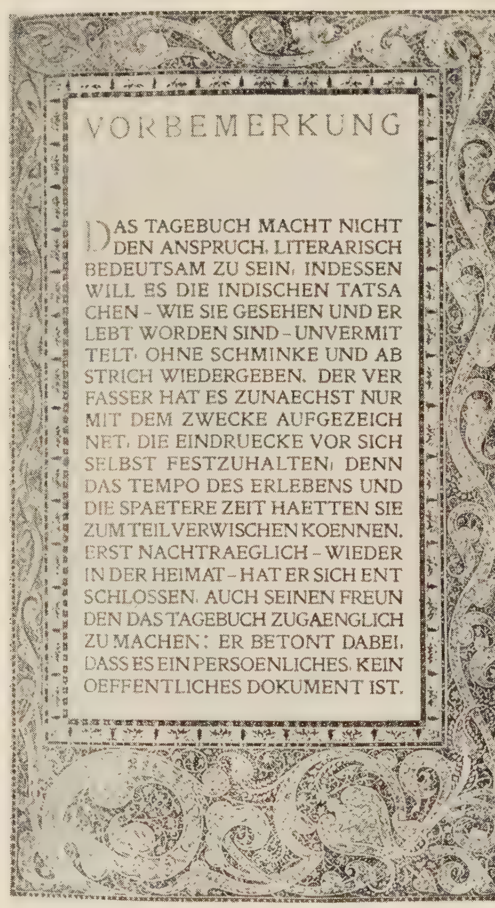
[175] G. Fuchs: M. Lechter ... a.a.O.



Abb. 92: *M. Lechter: »Das Jahr der Seele« 1897*



Abb. 93: *M. Lechter: »Schatz der Armen« 1898*



VORBEMERKUNG

DAS TAGEBUCH MACHT NICHT DEN ANSPRUCH, LITERARISCH BEDEUTSAM ZU SEIN, INDESSEN WILL ES DIE INDISCHEN TATSACHEN – WIE SIE GESEHEN UND ERLEBT WORDEN SIND – UNVERMITTELT, OHNE SCHMINKE UND ABSTRICH WIEDERGEBEN. DER VERFASSER HAT ES ZUNAECHST NUR MIT DEM ZWECKE AUFGEZEICHNET, DIE EINDRUECKE VOR SICH SELBST FESTZUHALTEN, DENN DAS TEMPO DES ERLEBENS UND DIE SPAETERE ZEIT HAETTEN SIE ZUM TEIL VERWISCHEN KOENNEN. ERST NACHTRAEGLICH – WIEDER IN DER HEIMAT – HAT ER SICH ENTSCHLOSSEN, AUCH SEINEN FREUNDEN DAS TAGEBUCH ZUGAENGLICH ZU MACHEN: ER BETONT DABEI, DASS ES EIN PERSOENLICHES, KEIN OEFFENTLICHES DOKUMENT IST.

Abb. 94: *M. Lechter: Tagebuch einer indischen Reise 1912*

er frei verändert, außerdem schafft er eine Fülle von Zierbuchstaben. Diese verwendet er nun überall und unabhängig von dem Material, in dem er gerade arbeitet, ganz gleich, ob es Radierungen sind, Titelblätter von Büchern, Überschriften auf Bilderrahmen, Glasgemälde oder Möbel. Schon 1891 finden sich solche Titel unter zwei Radierungen: *»Ein Frühlingstraum«* und *»Morgen-Traum-Gluthen«* (Abb. 90). Die Rahmen sind vom Künstler selbst mitgezeichnet. Dies erscheint wie ein früher Hinweis auf die Idee des Gesamtkunstwerks, das eine Einheit bilden müsse. Auf getöntem Grund erscheinen die steilen Buchstaben der Titelschrift *»Morgen-Traum-Gluthen«* in gleichmäßig dünnen Linien. In der Ausführung der Buchstaben verwirklicht Lechter noch keinen einheitlichen Stilgedanken. Ohne ersichtlichen Zusammenhang verwendet er die gegensätzlichsten Formen bedenkenlos nebeneinander. Das M ist einmal als Antiquaversal mit breit ausladenden Schrägen, daneben in der Frakturform mit drei oben verbundenen Senkrechten, die unten ohne Füßchen enden, gegeben. Das E wieder gleicht einem großen griechischen Sigma, das H hat eine abgewandelte Minuskelform. Alle Rundungen sind gebrochen, wodurch die Schrift (auch in der Anwendung des sigmaartigen E) im ganzen etwas Eckiges hat. Das alles wirkt recht gekünstelt, ohne echtes Verhältnis zur Kunst des Schreibens. Der einheitliche Charakter, den ein handschriftlicher Ursprung diesen Buchstaben geben könnte, fehlt völlig.

Auf den beiden Glasgemälden (Abb. 91) für ein Bücherzimmer (1895) sind in den oberen Feldern über stehenden Figuren in das Blattwerk einige Textzeilen eingefügt. Wieder sind es Antiquaversalien in gleichmäßig dünnen Linien. Dabei treten Besonderheiten beim A und H auf, deren Querstriche nach unten gebrochen sind. R und M sind in ihren eigenartigen Formen

und den dünnen gleichmäßigen Linien eine Wiederholung der Buchstaben, wie sie Max Klinger schon 1887 und 1888 gebildet hatte. Es ist anzunehmen, daß hier eine direkte Übernahme durch Melchior Lechter vorliegt.

Auf dem Titelblatt »*Jahr der Seele*« 1897 nimmt die Schrift eine Hälfte des Blattes unter dem Querrechteck der Darstellung ein (Abb. 92). Die Zeilen schließen bündig mit der Darstellung darüber. Der Text ist in Versalien fortlaufend geschrieben. Die Zeilenhöhe variiert in drei Abstufungen, von oben nach unten abnehmend. Im Schriftbild soll wohl das Geschriebensein durch wechelnde Formen der Buchstaben und ihre scheinbar zufällige Trennung am Ende der Zeilen betont werden, wodurch jedoch ein äußerst unharmonischer Gesamteindruck entsteht. Die Buchstaben wirken dünn und fahrig in der Linenführung.

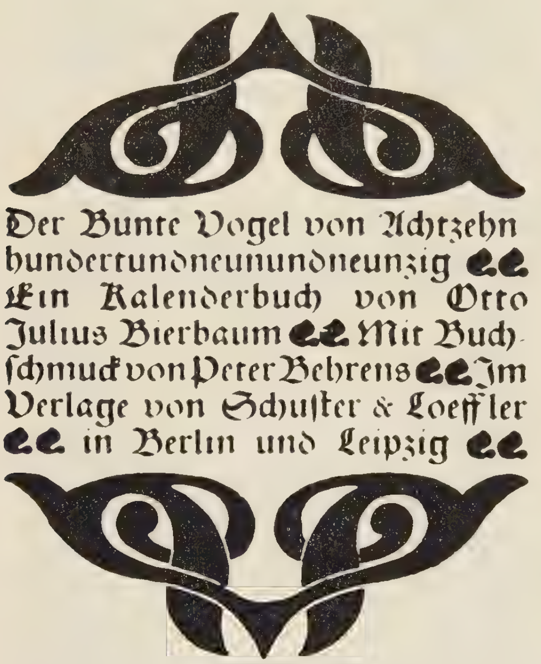


Abb. 95: *P. Behrens: Innentitel »Der bunte Vogel« 1898/99*

So ist das E *(der)* am Ende der ersten Zeile entsprechend der Zusammendrängung ganz schmal gegeben. Es hat drei kurze Querbalken, deren mittlerer hochgerückt ist, der obere und untere verbreitern sich nach rechts. In der folgenden Zeile erscheint das Versal-E noch dreimal *(Seele)*, jetzt aber mit weit ausladenden Querbalken, das Schwergewicht nach unten verlagert. In den untersten Zeilen tritt sogar ein Unzial-E auf. Auch das R kommt in ganz verschiedenen Formen vor, die keinen inneren Zusammenhang haben. Schmal und hoch mit gebrochenen Rundungen in den ersten Zeilen, in den folgenden mit gleich oben ansetzender Schräge, an die der Bogen anschließt – ähnlich der von Klinger gebrauchten Form –. Der Buchstabe A erscheint in vier Formen. Zwei Schrägbalken sind immer durch eine Waagerechte oben verbunden, die nach links über den Ansatzpunkt noch ein wenig hinausragt. An der linken Schräge unten setzt ein Bogen an und führt nach rechts hinauf in das Innenfeld. Der mittlere Querbalken ist durch diesen Bogen ersetzt. Er ist bei der ersten Ausführung *(das)* lang und wirklich rund, bei der zweiten *(Jahr)* kurz und vor dem Ende nach oben gebrochen. Die Schrägbalken der zweiten Form sind steiler als die der ersten, wodurch der Buchstabe oben breiter erscheint. Die dritte Ausführung findet sich in dem Wort »*Stefan*« in der dritten Zeile. Die rechte »Schräge« ist jetzt senkrecht gestellt, die linke ein wenig gerundet und unten gleich zu einer links gewendeten Schnecke nach innen durchgezogen, die mit einem gestreckten Ausläufer und Füßchen endet. Die Form ist in der vierten Ausführung *(Verlage)* fast bis zur Unleserlichkeit vereinfacht, der Innenbogen nur noch angedeutet.

Im ganzen weisen diese Buchstaben nur wenig Rundungen auf. Es sind dünnstrichige Majuskelformen, die in der starken Abwandlung der Grundform immer Zierbuchstaben sein werden. Die fremdartige Flächenwirkung, die durch diese Eigenwilligkeit bewirkt wird, ist als Teil der Schmuckseite ebenso wichtig wie die Leserlichkeit als Titelschrift.

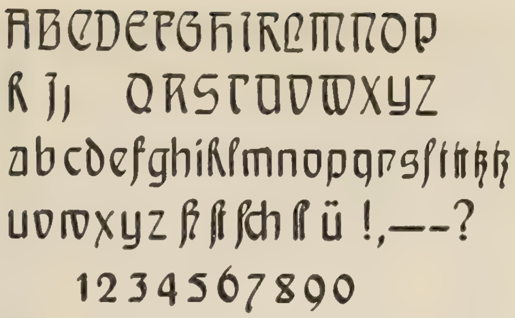
Bei Maeterlincks »*Schatz der Armen*« (Abb. 93) 1898 ist die Schrift (Titel und Verfasser) auf zwei fest gerahmte Zeilen über und unter der Darstellung beschränkt. Die Verteilung der gleichhohen Buchstaben innerhalb der Zeile ist gleichmäßiger. Im einzelnen sind die Formen der Buchstaben jenen ähnlich, die im »Jahr der Seele« benutzt wurden, aber im Gegensatz zum vorigen Beispiel erscheint jeder Buchstabe nur in einer Ausführung, die sich unverändert wiederholt.

Das A hat hier eine ganz geschlossene Form erhalten. Wieder sind es zwei Schrägen, die durch einen Querbalken oben verbunden sind. Man wird an die zweite Ausführung des A im »Jahr der Seele« erinnert, aber statt des Bogens erscheinen jetzt unten zwei halbe Diagonalen, die sich in der Mitte des Innenfeldes treffen und so den Linienzug schließen. Die Schrift fügt sich hier viel mehr in die Gesamtordnung ein. Die Wiederholung derselben Buchstabenformen und die gleichmäßigere Anordnung macht sie schriftgemäßer.



Abb. 96: *P. Behrens: Kopfleiste 1899*

Lechter arbeitet in ähnlicher Weise in den folgenden Jahren. Immer zeichnet er seine Buchstaben, immer ordnet er sie den schmückenden Rahmenleisten ein. Diese einmal gefundene Anordnung behält er in seinem ganzen späteren Schaffen bei. Ungeachtet der Ideen, die für die Schriftgestaltung in den Jahrzehnten nach 1900 wirksam werden, arbeitet er unverändert in seiner eigenen Weise, in der für ihn gültigen Form weiter. Das beweisen sein »*Tagebuch einer indischen Reise*« 1912 und auch die Titelseite »*Das Märchen vom Sinn*« 1926 (Abb. 94).



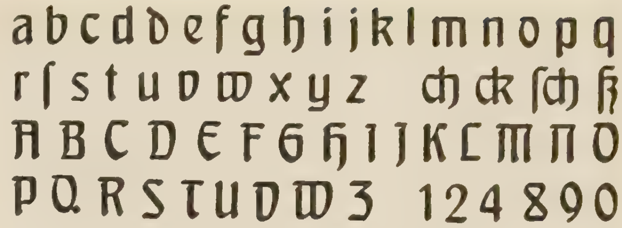


Abb. 97: *P. Behrens: Entwurf und Ausführung seiner Druckschrift 1902*

VII
PETER BEHRENS —
DIE GEGENBEWEGUNG

Peter Behrens' (1868-1940) Weg ähnelt äußerlich dem Otto Eckmanns. Ebenfalls in Hamburg geboren geht er nach dem Besuch der Karlsruher und Düsseldorfer Kunstschule (1886 bis 1889) nach München und läßt sich dort als Maler nieder. Um 1895 entstehen seine ersten Farbholzschnitte, die eine starke Verwandtschaft mit japanischen Drucken aufweisen[176]. Behrens betätigt sich seitdem auf vielerlei Gebieten des Kunstgewerbes. 1897 stellt er zusammen mit anderen Künstlern im Münchner Glaspalast in der Abteilung »Kleinkunst« aus[177].

Aber im Gegensatz zu Eckmann, dessen wichtigstes und fruchtbarstes Schaffensgebiet seit 1894 die Buchkunst war und es auch bis zu seinem Tode 1902 unverändert blieb, wechselt Peter Behrens das Feld seines künstlerischen Schaffens in einem ständigen Weiterschreiten, das ihn von der Malerei über die dekorativen Künste zur Architektur führt. Innerhalb dieses stetigen Wandels wendet er sich auch der Buchkunst zu. Ab 1898 gibt es von ihm Vignetten und Randleisten.

Im gleichen Jahr hat er den gesamten Buchschmuck für das Kalenderbuch von Otto Julius Bierbaum »*Der bunte Vogel*« entworfen (1899 erschienen)[178]. Der Innentitel (Abb. 95) ist beispielhaft für Behrens' dekorative Kunst: In schlichter Anordnung sind sieben bündig gesetzte Zeilen kräftiger Fraktur von zwei schwungvoll ausladenden Vignetten eingefaßt. Kleine blattartige Zierformen, je zweimal nebeneinandergesetzt, unterbrechen die Zeilen, sie ersetzen in dem fortlaufend gesetzten Text die Interpunktion und gleichen die Zeilenlänge aus. Dadurch sind auch innerhalb der Zeilen Schmuck und Schrift verbunden. Die einfassenden Vignetten sind über und – spiegelbildlich – unter dem Block des Schriftsatzes, dessen Breite sie haben, angeordnet. Sie bestehen jede aus einem ungleichmäßig breit fließenden Band und gleichen in ihrer symmetrischen Form dem spätgotischen Eselsrücken, der in einer kleinen Spore nach beiden Seiten ausläuft. Das Band, nach innen umgeschlagen, schwingt sich spaltend mit einem Teil hoch und läuft in Höhe der Bogenspitze aus, während sich der andere Teil unterhalb des Bogens einrollt. Der an- und abschwellende Fluß wie der weich gebildete Duktus weisen auf den Pinsel als Werkzeug hin. Die Vignetten lassen sich mit Lemmens Zierformen vergleichen[179], doch ist Behrens' Schmuck ruhiger und auf wenige durchgezogene Linien beschränkt.

Ein Jahr später, 1899, zeichnet Behrens die Kopfleisten zum 5. Band der Zeitschrift »Deutsche Kunst und Dekoration«. Sie sind alle untereinander sehr ähnlich. Im Titel »*Kunstgewerbe / im Glaspalast / zu München 1899*« z. B. füllen dünne schwingende Linienformen ein Querrechteck so, daß sie drei gleichmäßig breite Zeilen Text in der Mitte rahmen (Abb. 96). Zu beiden Seiten teilt sich ein aufsteigender Zweig und endet in eckigen, blattartigen Gebilden. Aus den unteren Ecken führen gebogene Linien nach innen mit denselben blättrigen Endungen, so daß das Querrechteck gefüllt ist. Zum ersten Male schreibt Behrens darin auch eine eigene Schrift. Die Antiquaversalien des Textes sind in dünnen Strichen gezeichnet. Da sie mit der Hand geschrieben sind, weisen sie leichte Unregelmäßigkeiten auf. Die Buchstabenformen haben wiederkehrend immer dieselben Besonderheiten, das gilt besonders für E und L, deren unterer Balken schräg aufsteigt. Beim A sind die Balken (wieder wie bei Lemmen, Abb. 59) durch eine obere Waagerechte verbunden. Allzu stark geneigte Schrägen als Kontur eines Buchstabens werden vermieden: so setzt der Schenkel des K und R nicht am senkrechten Balken selbst an, sondern weiter außen, so daß er viel steiler herunterführt. M und W haben kurze Innenschrägen, die äußeren sind wieder fast senkrecht geführt.

Im ganzen ist es ein gleichmäßiger Eindruck, den die Schrift hervorruft. Dazu tragen die dünnen Linien bei, in denen die Buchstaben geschrieben sind. Brechungen der Bogen und eine Vermeidung allzu starker Schrägen bestimmen die Form der Einzelbuchstaben, die im wesentlichen einer Rechteckbildung gleichkommt. Es liegt der ganzen Schrift ein eigenes Konstruktionsprinzip zugrunde, bei dem Waagerechte und Senkrechte betont sind. Zusammen mit den gleichmäßig dünnen Linien bestimmt dies die wesentliche Andersartigkeit gegenüber den bisher behandelten Schriftformen des Jugendstils, die aus Buchstaben*flächen* oder in breitfließenden Schwingungen gebildet waren.

Das umgebende Ornament zeigt dieselbe dünne Linienhaftigkeit wie die Schrift selbst. Vergleicht man es mit dem breit fließenden Band, aus dem die Vignette von 1898 geschlungen war, so wird deutlich, daß gerade in diesem Jahr sich in Behrens' Schaffen eine Wandlung vollzieht, die die Linien bevorzugt und

---

176 F. Hoeber: P. Behrens (Moderne Architekten 1); München 1913, Abb. 3, S. 6.

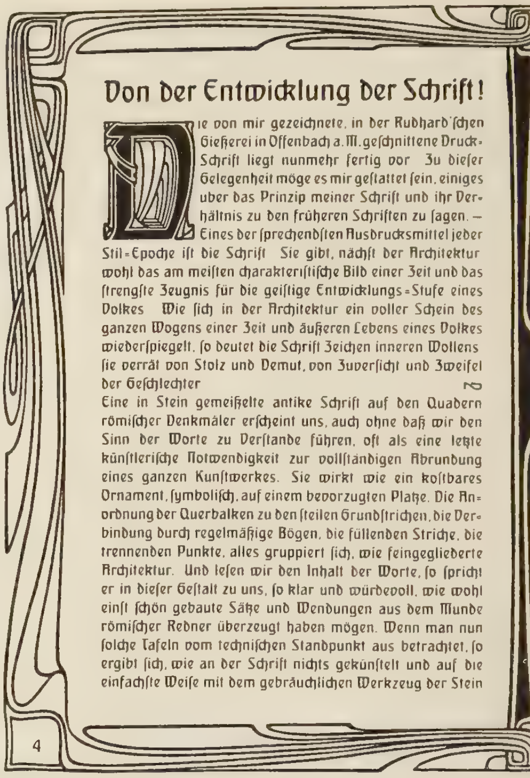
177 F. Schmalenbach: Jugendstil ... a.a.O. S. 60.

178 F. Hoeber: P. Behrens ... a.a.O. S. 4, Abb. 4.

179 F. Schmalenbach: Jugendstil ... a.a.O. S. 84, Abb. »G. Lemmen« Dekorative Kunst IV.

¶ «Wenn du der biſt, welches iſt deine Kunſt?» «Ich ver=mag, dieſes alles fortzureißen, was hier auf Erden iſt.»
¶ Da legte ihm das Brahman einen Strohhalm vor und ſprach: «So reiße dieſes fort!» Er ſtürmte darauf los mit allem Ungeſtüme, aber er vermochte nicht, es fortzurei=ßen. Da kehrte er zurück und ſprach: «Ich habe es nicht zu erforſchen vermocht, was das für ein Wunderding iſt».
¶ Da ſprachen ſie zu Indra: «Erforſche doch, o Mächtiger, was das für ein Wunderding iſt!» «So ſei es!» ſprach er. Und er ſtürzte auf dasſelbe los. Da verbarg es ſich vor ihm.
¶ Er aber begegnete an demſelbigen Orte einem Weibe, die war ſehr ſchön, der Umâ, Tochter des Himavant, der Gemahlin des Çiva, der das Wiſſen iſt. Zu der ſprach er: «Was iſt das für ein Wunderding?»

Abb. 98: *P. Behrens: Druckschrift*



Von der Entwicklung der Schrift!

Die von mir gezeichnete, in der Rudhard'ſchen Gießerei in Offenbach a. M. geſchnittene Druck=Schrift liegt nunmehr fertig vor. Zu dieſer Gelegenheit möge es mir geſtattet ſein, einiges uber das Prinzip meiner Schriſt und ihr Ver=hältnis zu den früheren Schriften zu ſagen. – Eines der ſprechendſten Ausdrucksmittel jeder Stil=Epoche iſt die Schrift. Sie gibt, nächſt der Architektur wohl das am meiſten charakteriſtiſche Bild einer Zeit und das ſtrengſte Zeugnis für die geiſtige Entwicklungs=Stufe eines Volkes. Wie ſich in der Architektur ein voller Schein des ganzen Wogens einer Zeit und äußeren Lebens eines Volkes wiederſpiegelt, ſo deutet die Schrift Zeichen inneren Wollens ſie verrät von Stolz und Demut, von Zuverſicht und Zweifel der Geſchlechter

Eine in Stein gemeißelte antike Schrift auf den Quadern römiſcher Denkmäler erſcheint uns, auch ohne daß wir den Sinn der Worte zu Verſtande führen, oft als eine letzte künſtleriſche Notwendigkeit zur vollſtändigen Abrundung eines ganzen Kunſtwerkes. Sie wirkt wie ein koſtbares Ornament, ſymboliſch, auf einem bevorzugten Platze. Die An=ordnung der Querbalken zu den ſteilen Grundſtrichen, die Ver=bindung durch regelmäßige Bögen, die füllenden Striche, die trennenden Punkte, alles gruppiert ſich, wie feingegliederte Architektur. Und leſen wir den Inhalt der Worte, ſo ſpricht er in dieſer Geſtalt zu uns, ſo klar und würdevoll, wie wohl einſt ſchön gebaute Sätze und Wendungen aus dem Munde römiſcher Redner überzeugt haben mögen. Wenn man nun ſolche Tafeln vom techniſchen Standpunkt aus betrachtet, ſo ergibt ſich, wie an der Schrift nichts gekünſtelt und auf die einfachſte Weiſe mit dem gebräuchlichen Werkzeug der Stein

4

Abb. 99: *P. Behrens: Druckschrift*

Brechungen und Kanten hervortreten läßt. Diese Buchstaben bezeichnen die Richtung, die Behrens einschlagen wird: Beschränkung auf die wesentlichen Linien zugunsten einer klaren, einfachen Form.

Als zweiter Künstler (nach Eckmann) wird Behrens 1900 von Karl Klingspor aufgefordert, den Entwurf für eine neue Schrifttype zu liefern. Sie erscheint 1902 (Abb. 97). Die neuen Ansätze, die in der Titelschrift von 1899 bereits zutage traten, werden nun – zwei Jahre später – deutlich offenbar. Behrens greift die alte Forderung für eine Druckschrift wieder auf: es ist ein mit der Feder geschriebener Entwurf. Selbständig entwickelt hat diese Schrift ihre Eigenheiten und verschmilzt Merkmale von Antiqua und Fraktur miteinander. Der Duktus der Feder ist bestimmend. Die Buchstaben haben die steilen Proportionen einer Fraktur. In den Minuskeln sind Ober- und Unterlängen betont, Senkrechte und Waagerechte herrschen vor. Alle runden Formen sind gebrochen. Dadurch erscheint in fast allen Versalien, aber auch in fast allen Gemeinen eine waagerechte, mit breiter Feder geschriebene Oberlinie. Auf der Schriftlinie dagegen enden die Senkrechten ohne Brechungen und »Füßchen«, wie das bei einer Fraktur üblich wäre. Auch die Verlegung der Querbalken der Versalien A, E, F und G auf die Höhe der Oberlinien der Gemeinen betont die Klarheit und Strenge, die in der Schrift herrschen. Einzelne Buchstaben in ihren Formen seien betrachtet: Der obere Bogen des B biegt nach breitem, waagerechtem Ansatzstrich scharf zurück und läuft in dünner Schräge zur Senkrechten. In der Mitte dieser Schräge setzt die kurze Waagerechte an, die zweimal gebrochen als Senkrechte und untere Waagerechte den unteren »Bogen« beschreibt. Beim M (in reiner Frakturform) sind zwei Senkrechte durch *einen* Balken verbunden, der nach rechts geführt umbiegt und leicht geschwungen nach unten läuft. In entsprechender Weise ist auch das N gebildet. Ähnlich sind U (eine ganz neuartige Form), V und W oben durch eine Waagerechte geschlossen.

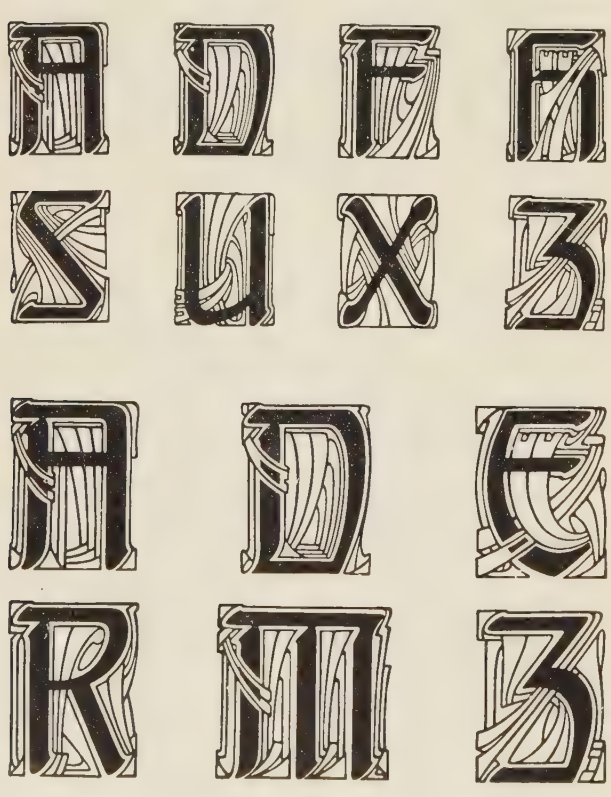


Abb. 100: *P. Behrens: Druckschrift-Initialen*

Die von der Gießerei geschnittene Schrift ist im ganzen kräftiger. Der Gegensatz zwischen Haar- und Grundstrich ist gemildert. Auch manche Besonderheiten der Einzelformen sind abgeschwächt: die dünnen Haarstriche, die besonders bei den Schrägen auftauchen, sind fortgefallen (C, G und B). Das wird bei den Versalien deutlich, bei denen einzelne Buchstaben anders geschnitten wurden, als der Entwurf es vorsah. Immer

bricht dabei die traditionelle Form wieder durch. So verläuft nun die Trennung zwischen den beiden Bogen des B in einer Waagerechten, und in E, F und G sind die beiden Waagerechten nicht mehr durch die hakenförmige Endigung des oberen Balkens miteinander verbunden.

Die wesentlichen Merkmale dieser Schrift bleiben dennoch im Schnitt erhalten: der Duktus der Feder, die Ausrichtung auf knappe, gerade Linien. Die Struktur der Buchstaben ist auf die beiden Hauptrichtungen, senkrechte und waagerechte, gegründet: sie geben der ganzen Schrift etwas Gebautes und machen ihre Klarheit und Straffheit im wesentlichen aus.

Behrens sagt im Begleitwort zum Erscheinen seiner Schrift: »Die Schrift gibt nächst der Architektur wohl das am meisten charakteristische Bild einer Zeit und das strengste Zeugnis für die geistige Entwicklung eines Volkes. Ein neuer Schriftcharakter kann sich nur organisch, fast unmerklich aus der Tradition heraus entwickeln, nur im Einklang mit der Neugestaltung des geistigen und materiellen Stoffes der ganzen Zeit. Nur ein solcher Schriftcharakter wird von Bedeutung sein können und mehr als eine Spielerei gewertet werden.

Für die eigentliche Form meiner Type nahm ich das technische Prinzip der gotischen Schrift, des Striches der Kielfeder. Auch waren mir, um einen deutschen Charakter noch mehr zu erreichen, die Verhältnisse, die Höhe und die Breite der Buchstaben und die Stärke des Striches der gotischen Schrift maßgebend. Das Konstruktionsprinzip der schräg gehaltenen Feder ist streng durchgeführt, da war am meisten zusammenhaltender Charakter zu erhoffen« (Abb. 98 bis 100)[180].



Abb. 101: *P. Behrens: Buchtitel 1900*

Behrens geht selbständig seinen Weg weiter: gleichzeitig mit dem Entwurf seiner Schrift beginnt er 1900 auf der Mathildenhöhe in Darmstadt mit dem Bau seines eigenen Hauses. Von nun an wendet sich Behrens mehr und mehr der Architektur zu, die bald sein wichtigstes Schaffensgebiet wird. Dennoch leitet er noch 1902/03 Meisterkurse in Nürnberg, um die neuen Ideen der Künstler auch den Handwerkern vertraut zu machen, die er schulen will. 1903 erhält er einen Ruf als Direktor an die Kunstgewerbeschule in Düsseldorf, wo er 1905 die ersten Schriftkurse einrichtet[181].

Auf Vorschlag des damaligen Attachés der deutschen Gesandtschaft in London, des Architekten Hermann Muthesius, bestellt Behrens den Engländer Edward Johnston, der bereits 1898 an der C. C. Central School of Arts and Crafts in London und ab 1902 am Royal College of Art Schriftkurse eingerichtet hatte, zum Leiter auch seiner Schriftkurse[182]. Johnston kommt aber nicht selbst nach Deutschland, sondern überträgt sein Amt seiner deutschen Schülerin Anna Simons.

Behrens und die teilnehmenden Kunstgewerbelehrer kommen durch diesen Lehrgang in unmittelbare Verbindung mit der englischen Schreibkunst. Unter ihnen ist auch Emil Rudolf Weiß, der zwar schon im Jugendstil beginnt, dessen eigentliche Bedeutung für die Gestaltung der Schrift aber durch Arbeiten begründet wird, die *nach* 1905, d. h. unter dem Einfluß der *Gegenbewegung* entstanden sind[183].

Edward Johnston (1872-1919) stammt aus dem Kreis um William Morris. Er studierte bei Sir Sidney Cockerell, dem Sekretär von Morris[184]. Dort übernimmt er nicht nur Morris' Lehren, sondern er studiert auch selbst alte Handschriften (besonders Unziale und Halbunziale) und schreibt immer wieder Schriften nach Vorbildern. Er bemerkt, welchen Einfluß das verwendete Schreibwerkzeug – bei alten Schriften ist es die Feder – auf den Charakter der Schrift und auf die Gestalt des Buchstabens im einzelnen hat, vor allem, wie sehr der Duktus des Schreibgerätes einen lebendigen Ausdruck der vorgegebenen Grundform fördert, und wie sehr Kreisformen zum rhythmischen Fluß des Zeilenbildes beitragen. Unter diesem Eindruck benützt auch er in seinen Schreibstudien – wie die Meister der alten Schriften – die Schilfrohrfeder als Werkzeug.

Seine Kunst besteht aber nicht einfach aus der getreuen Nachahmung der alten Handschriften, worum sich William Morris bemühte. Während seiner Studien ihrer Form und Technik schreibt er eigene Schriften und versucht dabei die Gesetzlichkeit einer schönen Schrift zu ergründen. 1906 gibt Johnston ein Buch heraus: »Writing, Illuminating and Lettering«[185]. Er beweist darin eine gründliche Kenntnis abendländischer Schrift-

[180] F. Hoeber: P. Behrens ... a.a.O. S. 224, Nr. 6 und Schreiben der Schriftgießerei Klingspor bei der Veröffentlichung der »Behrens-Schrift« 1902.

[181] F. Hoeber: P. Behrens ... a.a.O. S. 25.

[182] A. Simons: Edward Johnston und die englische Schriftkunst; Verlag Heintze und Blankertz o. J., S. 6 u. 23.

[183] Von besonderer Bedeutung für die spätere Entwicklung der Schrift sind seine Entwürfe für Druckschriften, die er für die Bauer'sche Gießerei herausbrachte. 1909 erscheint als erste die »Weiß-Fraktur«. Auch in den folgenden Jahrzehnten bleibt der Künstler in enger Verbindung mit der Bauer'schen Gießerei und entwirft weiter Schriften für sie, 1923 die »Lichte Weiß-Fraktur«, 1925 die »Weiß-Antiqua und Kursiv«, 1936 »Weiß-Gotisch«, 1937 »Weiß-Rundgotisch«. Brief Dr. K. F. Bauer vom 31. 10. 1955.

[184] A. Fairbank: A Book of Scripts 1949/50/52; Penguin Book, London, S. 21.

[185] E. Johnston: (Deutsche Übersetzung von A. Simons) Schreibschrift, Zierschrift und angewandte Schrift; 1. Aufl., London 1905.

Wie ſich in der Architektur ein voller Schein des ganzen Wogens einer Zeit und äußeren Lebens eines Volkes widerſpiegelt, ſo deutet die Schrift Zeichen inneren Wollens, ſie verrät von Stolz und Demut, von Zuverſicht und Zweifel der Geſchlechter. BEHRENS

Abb. 102: *P. Behrens: »Behrens Antiqua« 1907/08*

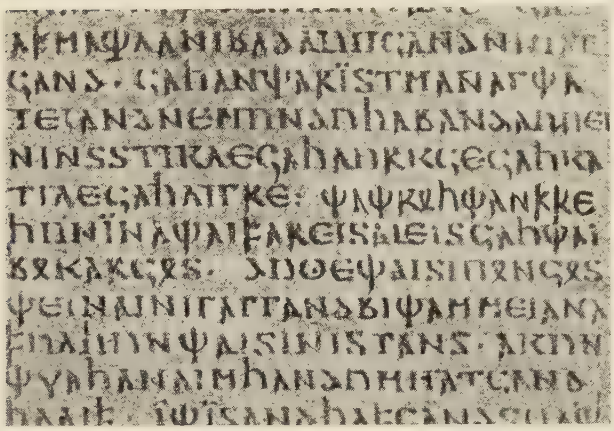


Abb. 103: *»Codex argenteus«*

arten, der Technik, des Prinzips der Gestaltung und einzelner Buchstabenformen. Die persönlichen Eigenheiten, »die die Schrift einer Hand von der anderen unterscheidet« – der eigene künstlerische Ausdruck – sind dabei beachtet. Welche wesentliche Rolle das Schreiben mit der Feder von jeher gespielt hat, wird an seinen Beispielen deutlich. Er sagt dazu: »Mittels der Handschrift haben sich alle Buchstabenformen aus der römischen Kapitalschrift entwickelt. Der Gebrauch der Feder ist ureigentlich buchstabenbildendes Werkzeug« (Vorwort S. 11).

Johnstons Buch erschöpft sich nicht in der Darlegung dieser historischen Kenntnisse und dem Erfassen des künstlerischen Wertes der vergangenen Schriften, sondern will hauptsächlich praktische Anleitung sein für den Schriftkünstler wie auch für den Laien. Er sieht in der Beschäftigung des Schreibens einen erzieherischen Wert für jeden (Vorwort S. 11). Mit dem Hinweisen auf die Beispiele künstlerischen Schriftschaffens in der Vergangenheit gibt er Anregung für neue Schriftgestaltung, denn »um schöne Buchstaben zu machen ist es nicht nötig, sie von neuem zu entwerfen – sie sind vor langer Zeit entworfen worden –, sondern es heißt, die besten Buchstaben, die wir finden können, zum Vorbild nehmen, sie zu den unseren zu machen« (Vorwort S. 18).

Für die angewandte Schrift stellt Johnston folgende Regeln auf[186]: »Eigenschaften guter Schrift sind Leserlichkeit und Zweckmäßigkeit, dabei ist Zweckmäßigkeit in Schönheit und Eigenart einbeschlossen«. Eine Schrift, die diese Eigenschaften haben soll, muß gute *Form*, gute *Anordnung* und künstlerische *Eigenart*, das ist Eigenwert, haben.

Die gute *Form* kann erreicht werden, wenn die Schrift einfach, klar und ebenmäßig ist, wenn sie Schönheit durch Form und Gleichmaß aufweist. Bei der Schönheit der *Anordnung* sind Verteilung, Verbinden und Trennen der Buchstaben, der Worte und Zeilen, die Einpassung der Schrift in den gegebenen Raum und die Verhältnisse aller Teile der Schrift zu den Rändern zu beachten. Für die *Eigenart* einer Schrift fordert Johnston »wirkliche Kalligraphie«: das unmittelbare Ergebnis einer richtig geschnittenen und gehandhabten Feder, beherrschende und ungekünstelte Kühnheit und die Eigentümlichkeiten, die die Schrift einer Hand von der anderen unterscheiden.

Johnstons Buch ist das Ergebnis intensivster Studien alter Handschriften, seiner Erfahrung mit eigener Schriftgestaltung und seiner Lehrtätigkeit in Kursen. Vorbild sind für ihn immer frühe Federschriften. Er strebt danach, ihre Schönheit in seinen eigenen Schreibstudien neu zu verwirklichen.

Mit Johnstons Schriftkursen und ihrer Wiederholung durch Anna Simons in Deutschland vollzieht sich der radikale Umbruch der ganzen Schriftgestaltung. Angeregt von den alten Handschriften und durch die handwerkliche Technik der Federschrift, wird nun mehr und mehr, im Gegensatz zu den künstlerischen Ideen des Jugendstils, das *Schriftgemäße* als eigentliches Ziel der Schriftgestaltung hervorgehoben und betont.

Diese *Gegenbewegung*, die mit Johnston aus England herüberkommt, kennzeichnet das Ende des eigentlichen Jugendstils in der Schrift. Sie wirkt zunächst wie ein Rückschritt, denn die Forderungen, die jetzt in Johnstons Schule erhoben werden, sind ja nicht neu. Sie waren schon früher als wesentliche Merkmale der Schriftgestaltung bezeichnet worden (vgl. Einleitung). Man muß sich fragen, warum sie abermals erscheinen. Die Ursachen sind in der Entwicklung des deutschen Jugendstils selbst zu suchen. Die Schriften des Jugendstils sind ja gerade nicht durch typische Grundformen charakterisiert, die sich in Lehre und Anweisung den Nachkommenden übermitteln ließen, sondern vielmehr durch eine stets aus dem Ganzen spürbare Grundstimmung, die in dem quellenden und gleitenden Fluß der Bewegung ihren eigenen Ausdruck findet. Nicht einzelne Schmuckformen, sondern immer ganze Gestalt war das besondere künstlerische Anliegen. Dieser »erregende Ausdruck labiler Spannung«, wie Schmalenbach ihn nennt[187], konnte sich in seiner ganzen Kraft nur bei einigen wenigen Künstlern verwirklichen. Für die Anforderungen der reinen Gebrauchsgraphik dagegen, die mehr nach schulmäßigen Formen verlangt, war ein solcher Anspruch auf die Dauer nicht zu erfüllen. Das läßt sich bereits an den Änderungen erkennen, die Behrens' Entwurf für Karl Klingspor bei seiner praktischen Ausführung durch die Schriftgießerei erfuhr. Aber auch im Werk des Künstlers selbst finden sich Beispiele, die die Wende kennzeichnen. Bereits 1900 entwirft Behrens ein Titelblatt (Abb. 101) »*Feste des / Lebens und / der Kunst / eine / Betrachtung / des Theaters / als höchsten / Kultursymbols*«, bei dem im Rahmen einer streng linearen Darstellung

[186] E. Johnston: Schreibschrift ... a.a.O. 3. Aufl., 1928, S. 253 ff.

[187] F. Schmalenbach: Jugendstil ... a.a.O. S. 29.

der Text samt Untertitel in drei und fünf Zeilen schlichter Groteskversalien – etwa wie auf dem Titelblatt zu Stefan Georges »*Hymnen*« 1890 – gegeben ist. Der Schriftsatz wirkt allein durch seine Anordnung und den Eigenwert der Buchstabenformen.

In dem Entwurf zu seiner ersten Druckschrift hatte Behrens ganz selbständig schon auf die Feder als Werkzeug zurückgegriffen und sich auch in der Gestaltungsweise an den Eindruck alter Vorbilder angelehnt. Er entwirft in den folgenden Jahren noch weitere Druckschriften[188]. Bestimmt durch Johnston geht er in dieser Richtung weiter. Er bildet die Schriften nun strenger in der Form und in strafferem Duktus.

Die »Behrens-Antiqua«, die 1908 erscheint, zeigt deutlich diesen Einfluß (Abb. 102): mit fast waagerecht gehaltener Feder ist hier in regelmäßigen Zügen eine Antiqua geschrieben, in der die Rundungen weit ausgreifen, und die Senkrechten breit erscheinen. Die Schrift des »Codex argenteus« (Abb. 103) diente ihr als Vorbild[189]. Duktus und Federhaltung dort vermitteln einen ähnlichen Eindruck des Schriftbildes. Dennoch bleibt der Künstler frei in der Gestaltung seiner eigenen Schrift. Nach Johnstons Lehre ist hier durch wirkliche Kalligraphie jene »Eigenart« erreicht, die innerhalb der strengen Form den persönlichen Ausdruck des Künstlers sichtbar werden läßt. Aber die besonderen Merkmale, die die Schrift im Jugendstil kennzeichnen, sind hier nicht mehr zu finden.

Schon 1907 hat Behrens eine neue Tätigkeit begonnen. Er wird als künstlerischer Beirat von der »AEG« (Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft) nach Berlin berufen. Im Bemühen um höhere Qualität in der Formgebung von Industrieerzeugnissen arbeitet der Künstler mit Technikern und Ingenieuren zusammen.

Den Vorschlag, den Muthesius schon 1902 gemacht hatte, »das Ergebnis der Maschine könne nur die ungeschmückte Sachform sein«[190], sucht er nun als künstlerische Aufgabe zu verwirklichen.

Van de Velde hatte 1898 diese Zusammenarbeit mit der Industrie begonnen, als er das Plakat für »*Tropon*« entwarf. Behrens geht darin noch weiter: er stellt sein vielseitiges Können ganz in den Dienst dieser einen Firma und erschließt damit einen ganz neuen Arbeitsbereich für das öffentliche Wirken der Künstler.

Zur gleichen Zeit, 1907, schließen sich andere Künstler in ähnlichem Bestreben zum »Werkbund« zusammen, der sich die Zusammenarbeit der Künstler mit dem Handwerk zur Aufgabe stellt[191].

---

188 J. Rodenberg: In der Schmiede der Schrift ... a.a.O. S. 45. »Behrens Kursiv« 1906/07. »Behrens Antiqua« 1907/08. »Behrens Mediaeval« 1909/12.

189 K. Klingspor: Über Schönheit von Schrift ... a.a.O. S. 22.

190 F. Ahlers-Hestermann: Stilwende ... a.a.O. S. 115.

191 F. Ahlers-Hestermann: Stilwende ... a.a.O. S. 115.

VIII
LITERATURVERZEICHNIS

Archiv für Buchdruckerkunst, Leipzig.
Archiv für Buchgewerbe (A. f. B.), herausgegeben vom Deutschen Buchgewerbeverein.
Dekorative Kunst, (D. K.) seit 1897.
Deutsche Kunst und Dekoration (DK u. D), seit 1897.
Die Insel, seit 1899.
Jugend, seit 1896.
Pan, seit 1895.
Simplizissimus, seit 1896.
The Studio, seit 1893.
The Dial, seit 1899.
Van Nu En Straks, seit 1893.
Ver Sacrum, seit 1898.
Zeitschrift für Bücherfreunde, seit 1897.
Gutenberg-Jahrbuch, seit 1925.

*

Die Zeitschriften sind im allgemeinen als Ganzes verwertet worden. Einzelne wichtige Aufsätze werden noch unter dem Namen des Verfassers zitiert.

*

AHLERS-HESTERMANN, F.: Stilwende. Berlin 1941.
BARGE, H.: Geschichte der Buchdruckerkunst von den Anfängen bis zur Gegenwart. Leipzig 1940.
BAUER, K. F.: Aventur und Kunst. Frankfurt 1940.
——: Schrift und Technik. »Buchkunst«-Beiträge zur Entwicklung der graphischen Künste und der Kunst im Buche. 1. Jg. 1931.
BAUER, F.: Kunst und Technik in der Schriftgießerei. Gutenberg Festschrift 1925, S. 85.
BIERBAUM, O. J.: Der Bunte Vogel. Ab 1897.
BIERMANN, Chr. W.: Max Klinger in seinem graphischen Werk. Diss. Berlin 1938.
BINYON, L.: The Engraved Design of W. Blake. London 1926.
BODONI, G.: Über Schrift und Typographie – Vorrede zum großen Manuale Tipografico. Parma 1818, deutsch: Frankfurt 1927.
BOGENG, G. A. E.: Geschichte der Buchdruckerkunst. Hellerau 1928.
BÖHRINGER, R.: Mein Bild von Stefan George. München 1951.
BRANDI, K.: Unsere Schrift. Göttingen 1911.
CRANE, W.: An Artists Reminiscence. 1907.
——: Von der dekorativen Illustration des Buches in alter und neuer Zeit. Leipzig 1901.
——: Linie und Form. Leipzig 1901.
CROUS, E. u. J. KIRCHNER: Die gotischen Schriftarten. Leipzig 1928.
DAY, L. F.: Penmanship. XVI., XVII., XVIII. Jh. London 1917.
——: Alte und neue Alphabete. Leipzig 1926.
DEGERING, H.: Die Schrift. Berlin 1929.
DIEDERICHS, E.: Aus meinem Leben. 2. A. Jena 1938.
DELITSCH, H.: Geschichte der abendländischen Schriftformen. Leipzig 1928.
DREYFUS, A.: Théo van Rysselberghe. Kunst f. Alle XXIX, S. 529.
ECKMANN, O.: Vorrede zu meiner Schrift. Offenbach 1900.
EHMKE, F. H.: Drei Jahrzehnte deutscher Buchkunst 1890-1920. Berlin 1922.
——: Persönliches und Sachliches. Gesammelte Aufsätze. Berlin 1928.
——: Schrift, ihre Gestaltung und Entwicklung in neuerer Zeit. Hannover 1925.
——: Die historische Entwicklung der abendländischen Schriftformen. Ravensburg 1927.
——: 25 Jahre deutsche Buchkunst 1890-1914. Leipzig 1915.
ENDELL, A.: Um die Schönheit – Eine Paraphrase um die Münchner Kunstausstellung 1896. München 1896.
FAIRBANK, A.: A Book of Skripts. London 1949/50/52.
FAULMANN, K.: Illustrierte Geschichte der Schrift. Wien 1880.

FAULMANN, K.: Illustrierte Geschichte der Buchdruckerkunst. Wien 1882.
— —: Geschichte der Schrift. Leipzig 1880.
FÜRSTENBERG, H.: Das französische Buch im 18. Jh. und in der Empirezeit. Weimar 1928.
FISCHER, O.: Chinesische Landschaftsmalerei. Berlin 1943.
FÖRSTER, H.: Abriß der lateinischen Paläographie. Bern 1949.
FUCHS, G.: M. Lechter. DK u. D, Bd. 1, 1897, S. 161.
— —: Mackintosh und die Schule von Glasgow. DK u. D 1902, Bd. II, S. 575.
GOEBEL, Th.: Die graphischen Künste der Gegenwart. Bd. III, Das moderne Buch. Leipzig 1910.
GEORGE, St.: Der siebente Ring. 3. A. Berlin 1914.
— —: Shakespeare Sonette. Berlin 1909.
— —: Gesamtausgabe. Bd. 1-18. Berlin 1927/34.
GRAUL, R.: Ostasiatische Kunst und ihr Einfluß auf Europa. Leipzig-Berlin 1906.
— —: Die Krisis im Kunstgewerbe. Leipzig 1901.
GRAUTOFF, O.: Die Entwicklung der modernen Buchkunst in Deutschland. Leipzig 1901.
GRAY, N.: Nineteenth Century Ornamented Types and Title Pages. London 1938.
— —: Dante, G. Rossetti and Ourselves. London 1945.
GURLITT, C.: Die deutsche Kunst des 19. Jh. 3. Aufl. Berlin 1907. (1. A. Bln. 1899).
HACKELSBERGER, B.: Die Bildnerei im Jugendstil. Diss. Freiburg 1952.
HAFTMANN, W.: Die Malerei des XX. Jh. München 1954.
HAMANN, R.: Die deutsche Malerei im 19. Jh. Leipzig und Berlin 1914.
HEVESI, L.: Österreichische Kunst im 19. Jh. 2. Teil 1848-1900. Leipzig 1903.
HEYMEL, A. W.: Almanach für Inselfreunde. Leipzig 1900.
HEYNE, H.: Max Klinger, Gedanken und Bilder aus der Werkstatt des werdenden Meisters. Leipzig 1925.
HOEBER, F.: Peter Behrens, – Moderne Architekten 1. Bd., München 1913.
HÖLSCHER, E.: Rudolf von Larisch – Monographien künstlerischer Schrift. Verlag Heintze und Blankertz o. J.
HOFSTÄTTER, H. H.: Die Entstehung des »Neuen Stils« in der franz. Malerei um 1890 (die Gruppe von Pont Aven). Diss. Freiburg 1955.
HOLMES, Ch.: Rezension über »Charles Ricketts« (Mit Einleitung von Th. Sturge Moore). Burl. Mag. 62, 1933, S. 247.
HOWARTH, Th.: Ch. R. Mackintosh and the Modern Movement, 1952. Glasgow University Publication 94.
JACKSON, H.: The Eighteen Nineties. London 1923.
— —: The Printing of Books. London 1938.
JAMES, P.: The English Book Illustration 1800-1900. London 1947.
JENSEN, H.: Geschichte der Schrift. Hannover 1925.
— —: Die Schrift in Vergangenheit und Gegenwart. Hamburg 1935.
JOHNSTON, E.: Writing, Illuminating and Lettering. London 1905. Deutsch von Anna Simons, 1. A. 1910.
JULIEN, E.: Les Affiches de Toulouse-Lautrec. Monte Carlo 1950.
JUSTUS, W.: W. M. Rossetti im Kreis der Praeraffaeliten. Diss. Münster 1934.
KAUTZSCH, R.: Wandlungen in der Schrift und in der Kunst (Kl. Drucke der Gutenberg Ges. Nr. 10). Mainz 1929.
— —: Die neue Buchkunst. Leipzig 1902.
KLEUKENS, Chr. H.: Die Kunst der Letter. Insel Nr. 557. Leipzig o. J.
— —: Die Kunst Gutenbergs. Mainz o. J.
KLINGSPOR, K.: Über Schönheit von Schrift und Druck. Frankfurt 1949.
KLINNERT, A.: D. G. Rossetti und St. George. Diss. Bonn 1933.
KÖNIG, H.: Wie entstehen Schriftformen. A. f. B. 1900, Heft 11/12.
KÜHL, G.: Zur Psychologie der Schrift. Offenbach 1904.
LANGE, W. H.: Schriftfibel. Wiesbaden 1. Aufl. 1941.
LARISCH, R. v.: Über Zierschriften im Dienste der Kunst. München 1899.
— —: Beispiele künstlerischer Schrift. Wien 1900.
— —: Beispiele künstlerischer Schrift. DK u. D 1901, Bd. 1.
LARISCH, R. v.: Über Leserlichkeit von ornamentalen Schriften. Wien 1904.
LEHMANN, E. H.: Die Anfänge der Kunstzeitschrift in Deutschland. Leipzig 1932.
LENNING, H.: The Art Nouveau. Den Haag 1951.
LEPSIUS, S.: St. George, Geschichte einer Freundschaft. Berlin 1935.
LICHTWARK, A.: Eine Auswahl seiner Schriften. Einleitung v. Karl Scheffler. Berlin 1917.
LÖFFLER, K.: Zur Naturgeschichte unserer Buchstaben. Zeitschr. f. Buchkunde 2, 1925.
LOOS, A.: Ins Leere gesprochen 1897-1900. Trotzdem 1900-1930. 2. Aufl. Innsbruck 1931/32.
LOUBIER, J.: Die neue deutsche Buchkunst. Stuttgart 1921.
— —: Die Kunst im Buchdruck. Z. f. B. II, 1898.
LUX, J. A.: Das neue Kunstgewerbe in Deutschland. Leipzig 1908.
M., M.: Les Affiches Etrangères, Beiträge von M. Bauvens, T. Hayaski, La Forgue, J. Meier-Graefe, J. Pennel.
MARILLIER, H. C.: D. G. Rossetti, an illustrated memorial of his art and life. London 1899.
— —: The early Works of A. Beardsley. London 1912.
MATAJAS, V.: Die Reklame. Leipzig 1910.
MASCHA, O.: F. Rops und sein Werk. München 1910.
MAUS, O.: Trente Années de Lutte pour L'Art. Brüssel 1926.
MENPES, M.: Whistler as I knew him. London 1904.
MEIER-GRAEFE, J.: Entwicklungsgeschichte der modernen Malerei. 1. A. München 1914.
— —: Der gegenwärtige Stand des Buchgewerbes in Paris und Brüssel. Z. f. B. I, 1, 2, 1897.
MEINER, A.: Georg Hirth, ein deutscher Verleger. Z. f. B. 2, 1925, S. 62.
— —: Die Münchner Renaissance, zur Geschichte der Wiedergeburt des Buches. Gutenberg Jahrbuch 1935, S. 313.
— —: Heinrich Wallau. Gutenberg Jahrbuch 1937.
MEYER, P.: Umfang und Verdienste des Jugendstils. Das Werk XXIV, 1937.
MICHALSKI, E.: Die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung des Jugendstils. Rep. f. Kunstwiss. Bd. 46, 1925.
MIDOLLE, J.: Traité Complet de l'Écriture en tous genres. St. Gallen 1840.
MORISON, St.: A Review of Recent Typography in England, U.S.A., France and Germany. London 1927.
— —: Decorated Types, »The Fleuron« VI, 1928, S. 95.
— —: L'Art de l'Imprimeur 1500-1900. Paris 1925.
— —: Typenformen der Vergangenheit und Neuzeit. Aus: Epochen der Buchdruckerkunst Bd. 4. Hellerau 1904.
MORRIS, W.: Kunst und Handwerk: Die dekorativen Künste. Leipzig 1901.
MUTHER, C.: Geschichte der Malerei des XIX. Jh. München 1893/94.
MUTHESIUS, H.: Kunstgewerblicher Dilettantismus in England. Berlin 1900.
— —: Kunstgewerbe und Architektur. Jena 1907.
NETER, R.: F. Khnopff. Kunst für Alle XXIX, 1914, S. 342.
OSBORN, M.: O. Eckmanns kunstgewerbl. Tätigkeit. DK u. D II, S. 313.
OSTHAUS, K. E.: Leben und Schaffen des Künstlers H. van de Velde. »Die neue Baukunst« Folkwang 1920.
PAULI, G. (G. DEHIO): Geschichte der Kunst – Das 19. Jahrhundert. Berlin und Leipzig 1934.
PENNEL, J.: Die moderne Illustration. Leipzig 1901.
PENNEL E. R. u. J.: The Life of J. Mc Neill Whistler. London 1908.
PEVSNER, N.: A. H. Mackmurdo. Architectural Review 1938 LXXXIII S. 141.
— —: Pioneers of Modern Design – from Morris to Gropius. New York 1936 u. 1948.
— —: Whistler's Valparaiso Harbour at the Tate Gallery. Burl. Mag. LXXIX, 1941, II, S. 115.
— —: High Victorian Design. London 1951.
PISSARRO, L.: The Queen of the Fishes. London 1894.
PLATTE, H.: Die Anfänge der Künstlerlithographie in Deutschland. Diss. Freiburg 1953.
PREETORIUS, E.: Malerei als Schreibkunst. Aus: Gedanken zur Kunst. 1947.

PUDOR, H.: Die neue Architektur. Leipzig 1903.
REWALD, J.: George Seurat. Paris 1948.
RODENBERG, J.: Die deutsche Schriftgießerei. Mainz 1927.
— —: Aus der Schmiede der Schrift. Berlin 1940.
— —: Die Druckkunst als Spiegel in fünf Jahrhunderten. Berlin 1942.
ROELANDTS, O.: Considérations sur l'Influence de l'Art Français en Belgique. Brüssel 1941.
ROSELIUS, E.: Der Einfluß der Technik auf die Schrift. Deutsches Museum, Abhandlungen u. Ber. 1939, Heft 3, Jg. 11.
RÜMANN, A.: Das illustrierte Buch des XIX. Jh. Leipzig 1930.
SAUERLANDT, M.: Die Kunst der letzten 30 Jahre. Hamburg 1930.
SCHEFFLER, K.: Henry van de Velde. Kunst u. Künstler 1911.
SCHLEINITZ, W. v.: W. Morris, sein Leben u. Wirken. Z. f. B. 1907/08, S. 27, 59, 107, 146, 191.
SCHMALENBACH, F.: »Jugendstil«, ein Beitrag zur Theorie und Geschichte der Flächenkunst. Würzburg 1935.
— —: Kunsthistorische Studien. Basel 1941.
SCHMID, M.: Max Klinger. Bielefeld 1901.
SCHMUTZLER, R.: The English Origin of Art Nouveau, Architectural Review, Feb. 1955, S. 109, ferner Blake and Art Nouveau, Architectural Review, Aug. 1955, S. 91.
SCHRAMM, A.: Das deutsche Buchmuseum 1885-1925.
SCHUMACHER, F.: Im Kampf um die Kunst. Aus: Über Kunst der Neuzeit, Heft 1, Straßburg 1902.
SEDER: Die Pflanze in Kunst und Gewerbe. Wien 1886.
SHAW, H.: The Hand Book of Mediaeval Alphabets and Devices. London 1853 (W. Pickering).
SIMONS, A.: E. Johnston u. die engl. Schreibkunst. Verlag Heintze u. Blankertz o. J.
SHARP, W.: Great English Painters. London 1886.
SINGER, H. W.: Max Klingers Radierungen, Stiche und Steindrucke. Wissenschaftl. Verz. Berlin 1909.
— —: Max Klinger, Meister der Zeichnung. Leipzig 1912.
— —: Klingers Briefe aus den Jahren 1874-1919. Leipzig 1924.
— —: Der Praeraffaelitismus in England. Oldenburg 1912.
SPONSEL, J. L.: Das moderne Plakat. Dresden 1897.
STEFFENS, F.: Lateinische Paläographie. 2. Aufl. Trier 1929.
STERNBERGER, D.: Jugendstil, Begriff u. Physiognomik. Die neue Rundschau 1934 / Heft 9.
STRANGE, E.: Alphabets. London 1895.
TENNYSON, A.: Poems. 2. Aufl. 1860 bei Ed. Moxon, London.
STURGE-MOORE, T.: Charles Ricketts (herausgegeben v. Ch. Holmes). London 1932.
TIEMANN, W.: Der Jugendstil im deutschen Buch. Gutenberg Jahrbuch 1951, S. 182.
TODD, R.: The Techniques of W. Blake's Illuminated Paintings. »Print« VI, 1, 1948.
TSCHICHOLD, J.: Geschichte der Schrift in Bildern. Basel 1940.
— —: Meisterbuch der Schrift. Ravensburg 1952.
UPDIKE, D. B.: Printing Types, their History, Forms and Use. Cambridge (Mass.) 1922.
VALLANCE, A.: William Morris, his art, his writings and his public life. London 1897.
— —: A. H. Mackmurdo. Studio XVI, 1899, S. 183.
VELDE, H. van de: Zum Tode O. Eckmanns. Z. f. Innendekoration Jg. XIII, 1902.
— —: Renaissance im Kunstgewerbe. Leipzig 1901.
— —: Essays. Leipzig 1910.
— —: Kunstgewerbl. Laienpredigten. Leipzig o. J.
— —: Amo. Leipzig 1912.
— —: Über Entwurf und Bau moderner Möbel. Pan III, 1898.
VINNE, Th. de: Historic Printing Types. New York 1886.
WALLAU, H.: Ästhetik der Druckschrift. Festgabe für A. Springer 1885.
WEISS, E. R.: Das Buch als Gegenstand. Fischer'scher Jubiläumsalmanach XXV. Jahr 1911.
WHITE, G.: Some Glasgow Designers. Studio 1897, II, S. 227.
WINDISCH, A.: Hymnus auf die Drucktype. Gutenberg Jahrbuch 1925, S. 5.
— —. Von der Schrift als Form und ihrer Geburt als Drucktype. Gutenberg Jahrbuch 1940, S. 54.
— —: Die künstlerische Drucktype. Sonderheft der Schriftgießerei D. Stempel.
WOLTERS, F.: Stefan George und die Blätter für die Kunst. Belin 1930.
ZAPF, H.: William Morris. Verlag Klaus Blankertz Scharbeutz 1949.
— —: Zur Stilgeschichte der Buchstaben. Imprimatur 1950/51.
ZERBE, W.: E. R. Weiß, der Schrift- und Buchkünstler. Bern 1947.

Katalog der deutschen Buchgewerbe-Ausstellung Paris 1900, herausgegeben vom Deutschen Buchgewerbeverein Leipzig 1900.
Katalog des Kröller-Müller-Museums Otterlo-Gelderland, bearbeitet von A. M. Hammacher.
Katalog der »Arts and Crafts« Ausstellung London 1888.
Katalog der Ausstellung: Morrisdrucke und andere Meisterwerke englischer und amerikanischer Privatpressen, bearbeitet von H. Presser, Mainz 1954.
Catalogue of an Exhibition of Victorian & Edwardian Decorative Arts. V & A London 1952.
Katalog zur Ausstellung »Um 1900« Art Nouveau u. Jugendstil. Zürich, Kunstgewerbemuseum 1952.

Nachwort der Redaktion

Von der Idee, ein Archiv für buch- und buchhandelsgeschichtliche Forschungen zu begründen, bis zum Abschluß des ersten Bandes unseres »Archivs für Geschichte des Buchwesens« sind knapp drei Jahre vergangen. Als der Redakteur des Börsenblattes am 31. Oktober 1955 dem Vorstand des Börsenvereins und dem Vorsitzenden der Historischen Kommission den Gedanken eines »Archivs« vorlegte, wußte keiner der an der Ausarbeitung des Archiv-Planes Beteiligten, wie sich das neue Unternehmen anlassen würde; auch der Interessentenkreis war nur schwer richtig einzuschätzen, ganz abgesehen von dem Risiko, das in der Frage lag, ob es gelingen könnte, Autoren für das »Archiv« zu gewinnen. Trotz dieser nicht unerheblichen Unsicherheitsfaktoren entschlossen sich der Vorstand und die Historische Kommission, den Archiv-Plan Wirklichkeit werden zu lassen.

Die erste Lieferung des vorliegenden Bandes mit dem Vorwort von Horst Kliemann erschien am 21. 6. 1956 (S. 1-96). Es folgten Lieferung 2 (S. 97-176) am 31. 7. 1956, Lieferung 3/4 (S. 177-336) am 25. 1. 1957, Lieferung 5/6 (S. 337-480) am 19. 6. 1957, Lieferung 7/8 (S. 481-640) am 10. 12. 1957, Lieferung 9/10 (S. 641-800) am 31. 3. 1958; die Schlußlieferung mit Titelei und Register lag zur Frankfurter Buchmesse 1958 vor. Vom zweiten Band des Archivs erschien die Lieferung 1/2 bereits im August 1958.

Wer den vorliegenden Band mit seinen 41 Beiträgen und 245 Abbildungen durchblättert, wird bestätigt finden, daß die Aufgabestellung des Archivs möglichst weit gefaßt wurde. Untersuchungen zur Frühgeschichte des Buchdrucks sind ebenso zu finden wie wichtige Arbeiten zum Buchdruck und Verlagswesen des 16. und 17. Jahrhunderts; andere Untersuchungen befassen sich mit Problemen, die an der Grenze zwischen Buchgeschichte, Soziologie, Kunst- und Literaturgeschichte liegen. Die Geschichte der Buchillustration, des Einbandes, des Papiers und der Schrift ist mit einigen wesentlichen Arbeiten vertreten. Dennoch bleibt viel zu tun, um weiterhin Unbekanntes oder Vergessenes zu erforschen und zu entdecken. Das soll in den weiteren Bänden des Archivs geschehen.

Unser Dank gilt allen, die durch Rat und Tat das Archiv förderten, insbesondere unseren Autoren, die uns ihre Arbeiten zur Veröffentlichung anvertrauten. Von der Historischen Kommission sind wir vor allem den Herren Horst Kliemann und Dr. Josef Benzing für vielfältigen Rat zu Dank verpflichtet. Die Arbeiten für das umfangreiche Register, das das in diesem Band vorgelegte Material erschließt, verdanken wir Fräulein Herta Schwarz. Schließlich haben wir unseren Redaktions-Mitarbeiterinnen Dr. Hildegard Starp und Dr. Marietta Kleiß für ihre Arbeiten bei Lektorat und Herstellung des Archivs zu danken.

Frankfurt am Main und Buch am Ammersee, August 1958

Bertold Hack *Bernhard Wendt*

Register

A

B

C

D

E

F

G

H

I

L

M

N

O

P

Q

R

S

T

U

V

W

Berichtigungen und Ergänzungen

S. 29, r. Sp., 24. Zeile von oben: statt »Serbeverfahren« richtig »Gerbeverfahren«

S. 111, Stammtafel: Todesdatum der Maria Elis. Faber, geb. Schönwetter (3) nicht »1686«, sondern »1680«

S. 121: Fußnote 28 von S. 122 gehört auf S. 121

S. 135, r. Sp., nach »Zeit gehörte« ist folgendes zu ergänzen:

Aus einer Anzeige, die *Nova-Scotia Chronicle* in der Nummer vom 3. Jan. 1769 brachte, ist zu entnehmen, daß Henrich ab 1768 auch dem lohnenden Geschäft des Almanach-Verlages seine Aufmerksamkeit widmete. Diese Almanache spielten bekanntlich im Druck- und Verlagswesen der nordamerikanischen Kolonialzeit und Revolutionsperiode dieselbe Rolle, wie es die vielen populären Kalender in der Alten Welt taten. Es gab fast keine Familie, die nicht regelmäßig einen solchen Kalender hielt und ihm jene Weisheiten entnahm, die, obwohl vielfach belächelt und bespöttelt, das Leben der Menschen stärker beeinflußten und intensiver begleiteten, als sie es selbst wahrhaben wollten. Henrichs Kalender, der nunmehr alljährlich herauskam, nannte sich *The Nova-Scotia Calender, or an almanac for the year of the Christian Aera, 1769.*

1750 waren die ersten deutschen Siedlerfamilien nach Neu-Schottland gekommen, wo sie zwei Jahre später Lunenburg gründeten. Drei Jahrzehnte danach belief sich die deutsche Bevölkerung der Halbinsel auf 2000-3000 Köpfe. Das ermutigte Anthon Henrich zur Herausgabe eines deutschsprachigen Kalenders. Als er 1787 für das darauffolgende Jahr erstmalig erschien, lag damit gleichzeitig das erste deutschsprachige Druckerzeugnis Canadas vor.

Der größtenteils in Holz geschnittene Vortitel sprach von einem Neuschottländischen Calender, während das eigentliche Titelblatt lautete: *Der Hochdeutsche Neu-Schottländische Calender. Auf das Jahr, nach der heilbringenden Geburt unseres HErrn JEsu Christi, 1788.* Inhaltlich unterschied sich Henrichs Kalender kaum von dem seinerzeit Üblichen. U. a. brachte er: Das hohe kgl. großbritannische Haus, Die Provinz Nova-Scotia, Monatskalender, Mondphasen, Gerichtstage, Kurzerzählungen, Rezepte und Hausmittel, Lieder, Aderlassen und Schröpfen, Historische Ereignisse (darunter – das macht die erste Ausgabe dieses Kalenders für die Geschichte der deutschen Auslandssiedlungen besonders interessant – einen Bericht über die Ankunft der ersten deutschen Siedler in Neu-Schottland) u.v.a.m.

S. 169, l. Sp., 1. Zeile von oben: statt »Bab, Julis« richtig »Bab, Julius«

S. 249, l. Sp., 1. Zeile von Kap. II: statt »Trutbulschen Buchdruckerei« richtig »Trutebulschen Buchdruckerei«

S. 282, l. Sp., 15. Zeile von unten: statt »Schönpergers« richtig »Schönspergers«

S. 314, r. Sp., 12. Zeile von oben: statt »Thomas Ansheim« richtig »Thomas Anshelm«

S. 321, r. Sp., 29. Zeile von oben: statt »Froschhauer« richtig »Froschauer«

S. 486, l. Sp., 11. Zeile von unten: statt »Hrsg. J. W. Bornmann. – Breslau: Horn« richtig »Hrsg. J. Gf. Bornmann. – Breslau: Korn«

S. 568, l. Sp., 3. Zeile von unten: statt »Bodman« richtig »Bodmann«

S. 585, Kolumnentitel: statt »Benzinger« richtig »Benzing«

S. 588, l. Sp., 3. Zeile von oben: statt »Bibel« richtig »Bibl.«

S. 604, r. Sp., 8. Zeile von unten: statt »Vor Sonnenuntergang« richtig »Vor Sonnenaufgang«

S. 615, r. Sp., 1. Zeile von unten: statt »1935« richtig »1953«

S. 623, Unterschrift zu Abb. 16: statt »Münster« richtig »München«

S. 623, Unterschrift zu Abb. 17/18: statt »(ca. 1525)« richtig »(ca. 1523)«

S. 637, Unterschrift zu Abb. 2: statt »Hartmann Scheckl« richtig »Hartmann Schedel«

S. 647, r. Sp., 28. Zeile von oben: statt »Geschäftsnachfolger: Franz Birckmann« richtig »Geschäftsnachfolger: Arnold Birckmann«

S. 656, r. Sp., 1. Zeile von oben: statt »Friessen, Wilhelm, 1636-1668« richtig »Friessen, Wilhelm, 1600-1668«

S. 697, l. Sp., 23. Zeile von oben: statt »Gervin Galenius« richtig »Gervin Calenius«